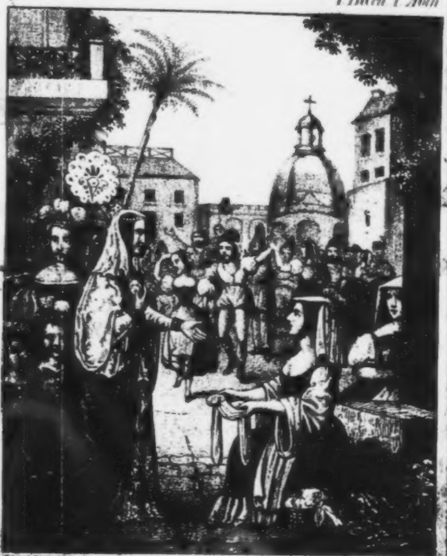
I Bdch I Abth



[illegible]

Bertha die Spinnerin.

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt
und neu bearbeitet
von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des
Herausgebers.

4. Bändchen 1. Abtheilung.

Meissen,
bei F. W. Goedsche.

J P Lyser del.

Aus d. Bibliothek von C.G. Fricke

[illegible]

19[illegible]440

Vorwort.

Die Morgenländiſchen Mährchen der „Tauſend und eine Nacht" ſind allbekannt, genugſam beſprochen und nach Würden belobt. Der ſelige Hoffmann nannte ſie „das ewige Buch" und wahr iſt es, daß ſie bis auf den heutigen Tag nichts von ihrer Jugendfriſche und ihrem eigenthümlichen Reiz eingebüßt haben.

Warum exiſtirte doch bis jetzt für das Abendland nicht eine ähnliche Sammlung ſeiner beſten Mährchen und Sagen? — Die Frage iſt ſchon oft gethan worden, das Warum aber hat noch Keiner erklärt.

Ich werde es auch nicht, dagegen habe ich es unternommen, eine Sammlung der ſchönſten und gediegenſten Abendländiſchen Mährchen und Sagen im Geiſte der Tauſend und eine Nacht zu veranſtalten und dem Publikum zur Beurtheilung vorzulegen.

Deutſchland, die Schweiz, Frankreich, Holland, Italien, Spanien, Portugall, Ungarn, England, Schottland, Rußland, Irland, Schweden, Norwegen und Dänemark werden mir abwechſelnd den reichſten Stoff liefern.

Sämmtliche Mährchen und Sagen werden möglichſt treu wiedererzählt, wie ſie im Munde des Volks — in den Spinnſtuben leben. Doch wird ein affectirt alterthümlicher Ton ſorglich vermieden und deßhalb, wo es erforderlich, ein und das andere Mährchen in einer freien Bearbeitung — ohne alle Beimiſchung irgend eines fremdartigen, nicht zur Sache Gehörigem — gegeben werden.

Eine anziehende Original-Novelle wird ſämmtliche Mährchen und Sagen nach dem Muſter der morgenländiſchen Tauſend und eine Nacht mit einander verbinden und die Kataſtrophe derſelben wird die letzte Nacht und ſomit das ganze Werk beſchließen.

Für zierliche und elegante Ausſtattung iſt von Seiten der Verlagshandlung alle Sorge getragen worden und ſomit ſey denn dieſes Werk dem Wohlwollen aller Gebildeten, für wahre Poeſie Empfänglichen beſtens empfohlen.

Der allegoriſche Umſchlag iſt ein Räthſel, deſſen Deutung der Zeichner den geehrten Leſern einſtweilen überläßt und ſie freundlich einladet, ſelbe zu verſuchen und an die Verlagshandlung durch Buchhändlergelegenheit einzuſenden. Am Schluſſe des Werkes werden die drei der Idee des Zeichners am nächſten kommenden Auflöſungen mit abgedruckt werden, ſo wie auch des Verfaſſers eigne Deutung.

Lyſer.

Erſte Nacht.

Das Schloſs an der Ostſee.

Die Sonne war im Sinken, zwei Reiſende ſpornten ihre müden Gäule an und ſchauten ſich mit forſchenden, verdrüßlichen Blicken nach einem Bauernhauſe um, denn auch ſie waren der Ruhe bedürftig und der Abend keineswegs freundlich.

„Wie ſeltſam Einem doch die kahle, öde Gegend hier an der Oſtſee vorkommt, wenn man lange in dem ſchönen Süddeutſchland gelebt hat," begann der Aelteſte von ihnen — „nirgends viele, ja oft nicht einmal einige Menſchen, eine magre Vegetation und ſtatt luſtigem Harfen- und Leierkaſtengetön, das wenn auch nicht gelehrt, doch angenehm klingt, hört man hier nichts als das Getöſe der Wellen und das Geſchrei des Möven."

„Gerade die große Verſchiedenheit dieſer Gegend von der unſrigen macht ſie mir lieb und die ganze Reiſe intereſſant," verſetzte der Jüngere. „Uebrigens, werther Franz, warum würden wir erſt Zeit und Geld verreiſen, wenn wir überall daſſelbe fänden? Ich bin mit beſonders fröhlichem

Sinne hierher gekommen und wer weiß, welch' ein Glück mir hier zu Theil wird."

„Dies wünſch' ich Dir, mein Eduard," ſagte der Andre gemüthlich, „aber ſieh, es zeigt ſich ſchon. O, welcher angenehme Anblick für müde Reiſende, ſieh, ſieh, ein erleuchtetes Gebäude."

Beide ritten raſcher zu und bald hielten ſie vor einem großen, alterthümlichen Schloſſe, das von einem mäßigen Hügel herab auf die Gegend ſchaute. Beide trieben die Roſſe an und in Kurzem war das Ziel erreicht. Franz ſprang raſch vom Pferde, pochte an den Thorweg, der alsbald von einem freundlichen Manne mit ſchneeweißen Haaren geöffnet wurde.

Ihre Bitte um ein Nachtlager fand geneigtes Gehör.

„Sie ſind willkommen, meine Herren, jeder Ehrenmann kann im Hauſe des Freiherrn von Runſitten ſo lange weilen, als es ihm gefällt. Der gnädigen Frau und dem Fräulein werden Sie ſehr willkommen ſein und die Dienerſchaft wird Ihnen mit Freuden dienen."

„So weilt kein Gebieter in dieſem Schloſſe?" fragte Franz.

„O doch, der Freiherr iſt ein ächter Mann, aber ſeit Jahr und Tag ſchwermüthig, und Fremde, die er ſehr gern ſieht, finden doch an ihm nicht den beſten Geſellſchafter."

Auf den Ruf des alten Asmus erſchien ein Stallknecht, welcher die Pferde der Reiſenden in Empfang nahm. Asmus bat die Herren, ihm zu folgen und ſie ſahen ſich in wenig Augenblicken in einem freundlichen, alterthümlichen

Gemache, an welches ein kleiner Saal mit zwei ſtattlichen Gaſtbetten ſtieß.

Der alte Kaſtellan zündete einige Kerzen an, mach ein Feuer im Kamine, welches luſtig empor brannte un Franz und Eduard fühlten ſich ſogleich heimiſch in dem fremden Schloſſe.

Der Kaſtellan fragte, ob ſie noch dieſen Abend ſeiner Herrſchaft vorgeſtellt zu werden wünſchten und als beide es bejahten, im Falle ſie nicht fürchten dürften zu ſtören, ging der Alte, nachdem er ſich ihre Namen mehrmals wiederholt hatte, zu ſeinem Gebieter und deſſen Familie. In einem Viertelſtündchen kam er zurück und lud die Fremden ein, ihm zu dem Freiherrn zu folgen.

Sie ſchritten über lange Corridors durch mehrere Zimmer, im letzten hieß Asmus ſie warten. Eine Tapetenthüre öffnete ſich und der Herr des Schloſſes, ein hoher ſchöner Mann von vierzig und einigen Jahren trat ein.

Die Fremden ſtellten ſich ihm vor, wie Männer von Stande und Erziehung ſich geben und fanden in dem Freiherrn einen feinen, gebildeten Mann, der nicht immer in dieſem öden Schloſſe gelebt haben konnte.

Nachdem das Geſpräch wohl eine Viertelſtunde gewährt, lud der Herr vom Hauſe ſeine Gäſte ein, ihm in den Speiſeſaal zu folgen. Sie traten in einen großen mit Ahnenbildern und Rüſtungen geſchmückten Saal, in deſſen Mitte ein großer eichner Tiſch ſchön gedeckt ſtand.

Bald erſchienen die Damen vom Hauſe, die Freifrau, eine noch immer anziehende, blaſſe Dame und ihre Tochter, ein blondes, liebliches Mädchen von ſiebzehn bis achtzehn Jahren, das mit fröhlichen Blicken ahnungslos in die Welt ſchaute. Ihr folgte der Schloßcaplan, ein Mann, deſſen würdevolle Haltung und milde Züge den ernſten Eduard beſonders anſprachen.

Die Freifrau erwiederte den Gruß der Freunde verbindlich, Alma, ſo hieß das Fräulein, mit der Artigkeit, die aus einem wohlwollenden Herzen kommt.

Man reihte ſich um die Tafel, Franz ſaß der ſchönen Alma gegenüber und betrachtete mit Theilnahme ihre holden Augen, welche faſt immer und mit rührender Innigkeit an ihrem Vater hingen.

Die beiden Freunde wurden veranlaßt, von ihren Reiſen zu erzählen, ſie thaten es um ſo lieber, je mehr ſie bemerkten: daß der Freiherr Intereſſe daran fand, ihnen zuzuhören. Er ward unvermerkt heitrer und Franz war entzückt über die Freude, welche dabei aus Alma's Augen leuchtete. „Wir leben hier ſo abgeſchieden, daß Ihre, an ſich ſchon intereſſanten Mittheilungen für uns von zweifachem Werthe ſind und ich wünſche, daß es Ihnen längere Zeit bei uns gefallen möchte," ſagte der Freiherr verbindlich.

„Die Gegend bietet viel Anziehendes dar," bemerkte die Hausfrau, „denn die Erſcheinungen, welche man an der Oſtſee wahrnimmt, ſind ſehr intereſſant, vielleicht auch feſſelte Sie die reiche Bibliothek, in deren Beſitz mein Gemahl jüngſt durch eine Erbſchaft gekommen iſt, leider iſt ſie noch nicht geordnet."

„Wenn ſie Sagen und Mährchen enthält, iſt ſie eine wahre Goldmine für mich," antwortete Franz, alte Sagen und Mährchen haben für mich einen eigenen Reiz und ich habe mir auf meinen Reiſen ſchon eine hübſche Anzahl in meine Mappe geſammelt."

„Auch mich ziehen ſolche wunderbare Begebenheiten an," ſprach Alma „verſtünde ich nur das Leſen alter Chroniken beſſer, das Altdeutſche iſt für uns faſt eine fremde Sprache und außer meiner Mutterſprache verſtehe ich nur die Franzöſiſche."

„Da finden ſie in meinem Freunde einen tüchtigen Philologen," ſagte ſcherzend Franz, doch ſchnell ward ſein Geſicht ernſt, als er bemerkte, daß der Freiherr beim Glockenſchlage elf furchtbar bleich wurde und mit ſeltſamer Unruhe ſich umſchaute als erblicke er einen Geiſt.

Alma und die Freifrau theilten dieſe Unruhe; obgleich ſie ſich Mühe gaben ſie zu verbergen, entging es doch Franzens hellem Auge nicht; der Caplan aber ſprach leiſe in lateiniſcher Sprache zu Eduard: „jetzt wird uns der Freiherr verlaſſen und wollte Jemand ihm folgen oder verſuchen, ihn von ſeiner Wanderung abzuhalten; ſo würde er in die ſchrecklichſte Wuth gerathen. Seit Kurzem weiß ich, daß er bis nach Mitternacht in der Gruft der Schloßkapelle verweilt oder am Geſtade der Oſtſee umher ſchweift. Dieſe Lebensweiſe muß auch ſeine Geſundheit aufreiben, die Seinigen, die ihn innig lieben, ſehr ängſten und noch iſt es keinem Menſchen gelungen, ihn von dieſem nächtlichen Wanderungen abzuhalten.

Eduard hätte gern gewußt, wie lange dieſe Verſtimmung des Freiherrn ſchon währe und was der Grund derſelben ſey, aber in ſeiner Gegenwart ſcheute er natürlich dieſe Frage und fühlte auch, daß er als Fremder, allein mit dem Caplan, nicht dazu berechtigt ſei.

Theilnehmend blickte er auf den Freiherrn und von einem plötzlichen Gedanken ergriffen ſagte er zu dieſem: „man ſpricht in Süddeutſchland viel von den Erſcheinungen, welche Sonntagskinder um Mitternacht am Geſtade der Oſtſee haben ſollen und mein zum Aberglauben geneigtes Gemüth — eine Richtung, die ihm Weibererziehung und Poeſie gegeben haben — würde gern Ueberzeugung von der Wirklichkeit dieſer Erſcheinungen in ſich aufnehmen. Aber eine ſonderbare Furcht hält mich ab um Mitternacht das Freie zu ſuchen"

„Und wovor?" fragte mehr aus Höflichkeit als aus Theilnahme der Freiherr.

„Ich habe als Kind eine Sage von den Verſtorbenen gehört, die noch in meinem Innern forttönt," verſetzte Eduard, „ich habe ſeitdem den Glauben, daß an mir doch vielleicht dieſe Sage zum Theil wahr werden könnte und fürchte ſelbſt den kleinſten Theil der Wahrheit nicht zu überleben.

Der Freiherr, aufmerkſam geworden, hielt ſich an der Stuhllehne feſt und der Caplan, vielleicht Eduard's Abſicht errathend, rief dieſem zu: „o ich bitte Herr Baron, theilen ſie die Sage mit."

„Wenn die Damen das Schaurige nicht allzuſehr fürchten, bin ich bereit dazu und bitte dann Sie, Herr von Runſitten, mir Ihre Meinung über dieſe Begebenheit zu ſagen.“

Der Freiherr warf einen ſeltſamen Blick auf Eduard „meine Meinung, meine Meinung?“ ſtieß er haſtig heraus und ſich ſchnell umwendend, als ſey er begierig zu hören, was ſein Gaſt vielleicht von den Verſtorbenen berichten könne, zog er den ſchon zum Gehen erhobenen Fuß zurück und ſah mit Aufmerkſamkeit auf Eduard, welcher begann:

Das Todtenamt.

Im dreißigjährigen Kriege lebte zu Straßburg eine ehrſame Wittwe, Frau Hilbert genannt, die nichts beſaß, als eine ſchöne und tugendhafte Tochter, Eliſabeth. Bei Lebzeiten ihres Mannes, der ein einträgliches Amt gehabt hatte, waren Sorge und Mangel der Frau Hilbert fremd geblieben, auch in den erſten Jahren nach ſeinem Tode, denn ſie war eine geſchickte Goldſtickerin, aber jetzt in den ſchweren Kriegszeiten ſtiegen die Lebensmittel im Preiſe und nur Wenige ließen ſich noch dann und wann ein Gewand mit Gold oder Silber ſticken. Jeder ſparte oder hielt ſeinen Reichthum geheim, denn der Feind ſpürte jedem Gülden nach und wußte ihn ſich zu verſchaffen.

Deßhalb weinte und ſeufzte Frau Hilbert oft und vergebens verſuchte Eliſabeth ſie zu tröſten. Nach Art der Jugend war dieſe ohne Sorgen, wenn die Mutter aus rief: was werden wir eſſen, womit werden wir uns kleiden? Ein tieferer Gram bedrückte ihr Herz, ihr Verlobter **Erich**, eines wohlhabenden Kaufherrn Sohn, war mit in den Krieg gezogen für ſeinen Glauben zu kämpfen und ſeit Monden hatte ſie keine Kunde von ihm erhalten.

Die Mutter tröſtete ſie, ſo gut ſie es vermochte und Eliſabeth überließ ſich immer wieder ſchönen Hoffnungen, an Erichs Treue zweifelte ſie nie.

Obgleich nun Eliſabeth nirgends als in der Kirche zu ſehen war, ſo war ſie doch nicht unbemerkt geblieben, ohne daß ſie es wußte, nannte man ſie nicht anders, als die ſchöne Jungfer Hilbert und mancher Jüngling hatte im Stillen ein Auge auf ſie.

Weihnachten rückte näher, die Armuth breitete ſich immer mehr in Frau Hilberts kleiner Wohnung aus. Schon mußte ihr kleines Gemach oft ungeheizt bleiben, ſo fleißig auch Mutter und Tochter die Nadeln rührten und ihre Mahlzeiten wurden immer knapper. Am Weihnachtstage ſaß Frau Hilbert da und weinte, ſie erinnerte ſich der frühern, glücklichen, im Ueberfluß verlebten Weihnachtsfeſte und wollte ſich gar nicht zufrieden geben, da klopfte es dreimal ehrbar an ihre Thüre und auf ihren Ruf trat herein Herr Ambroſius Merker, einer der reichſten Kaufherrn Straßburgs.

Herr Merker hatte bereits ſein ſechzigſtes Lebensjahr angetreten, ſein Geſicht war voller Fältchen, aber ſein Anzug zierlich und modiſch, wie der Anzug eines jungen Stutzers. Er begrüßte die Frauen und ſagte in widerlich lispelndem Tone, daß er ſchon längſt von der Schönheit und Tugend der Jungfer Eliſabeth tief gerührt ſei und deßhalb komme, um geziemend bei Frau Hilbert um die Hand der Jungfrau zu bitten, falls dieſe ihn nicht abweiſe.

Frau Hilbert, bekannt mit des Freiers Reichthum, ſtieß einen Freudenſchrei aus, während Eliſabeth zitternd und todtenblaß ſich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Es iſt uns eine große Ehre,“ ſagte die Mutter vergnügt, „vergönnt uns nur, der Sitte gemäß, einige Bedenkzeit, mein werther Herr.“

Mehr hatte der ehrſame Herr Merker nicht erwartet, er bat um die Erlaubniß, ſich am Neujahrsmorgen beſtimmte Antwort holen zu dürfen und empfahl ſich den Frauen.

„Nun,“ rief erfreut Frau Hilbert, als ſie mit ihrer Tochter allein war, „das nenne ich eine Chriſtbeſcheerung, der Himmel ſorgt ſichtbarlich für uns und Du wirſt nun eine reiche Frau, die ihre alte Mutter nicht vergeſſen wird.“

Eliſabeth fiel der Mutter weinend um den Hals, „o meine Mutter!“ rief ſie aus, „fordert mein Leben, nur nicht, daß ich meinem Erich treulos werde, gewiß kommt bald Kunde von ihm und er und ich werden gewiß Alles thun, Euer Alter zu erfreuen!“

Die Mutter riß ſich verdrüßlich los und klagte Eliſabeth des Leichtſinnes und Undankes an.

Täglich drang nun die Mutter heftiger in ihre

Tochter, ihr Glück nicht von ſich zu ſtoßen, ſie nicht dem Mangel Preis zu geben; ſo daß die Arme, Gequälte endlich gar nicht mehr wußte, was ſie beginnen, wie ſie ſich entſcheiden ſolle. Sie liebte ihren Erich mit ganzer Seele, ſie glaubte feſt an ſeine Treue und wußte, daß ihre Untreue ſein Herz brechen würde, und wieder hörte ſie die Drohungen, Klagen, Bitten ihrer Mutter. Hier ſtand der alte geckenhafte Herr Merker, da der geliebte, liebenswerthe Erich, aber neben dem Erſten der Ueberfluß und die ſegnende Mutter, neben dem Letztern der Mangel und Mutterfluch.

So erſchien der Sylveſtertag, vielleicht der letzte Tag von Eliſabeth's Freiheit, ſie brachte ihn im dumpfen Hinbrüten zu und beſtieg bange ihr ärmliches Lager.

„Gott wird mir helfen!“ ſagte ſie ſich endlich ſelbſt zum Troſte, „ihn will ich anrufen, er wird es wohl mit ſeinem Kinde machen.“

Sie beſchloß in aller Frühe zur Meſſe zu gehen, inbrünſtig zu beten und dann zu thun, was Gott ihr eingeben würde.

Endlich ſchlummerte ſie ein, als ſie erwachte, war es noch dunkel, aber ſie meinte, es ſei ſchon hohe Zeit und Eile nöthig, wolle ſie die Frühmeſſe nicht verſäumen. Schnell kleidete ſie ſich an, hing ihr ärmliches Pelzmäntelchen um, nahm das Handlaternchen und ſchlüpfte durch die öden Straßen dem nächſten Gotteshauſe zu. Die Thüre war geöffnet, leiſe trat Eliſabeth in das Gotteshaus und ſetzte ſich auf ihren gewöhnlichen

Platz. Noch war außer ihr kein lebendes Weſen in der Kirche, deſto ungeſtörter konnte ſie beten. Da hörte ſie ein leiſes Geräuſch hinter ſich, ſie ſchaute ſich um und erblickte ihre längſt verſtorbene Baſe in dem Gewande, welches dieſe im Sarge getragen hatte. Fieberfroſt ſchüttelte Eliſabeth's Glieder, ſie wünſchte ſich ſehnlich fort aus der Kirche, hinaus in das Freie unter Menſchen, aber Entſetzen und Furcht hielten ſie feſt. Lichter wurden angezündet, ſie ſchaute nach dem Sakriſtan, welcher dies that, es war nicht der, ihr wohlbekannte, ſondern ein alter blaſſer Mann in verlegner Tracht. Mehrere Andächtige erſchienen in ſteifen Grabgewändern mit erdfahlen Geſichtern und erloſchenen Augen, auch wohlbekannte, vor länger oder kürzerer Zeit Verſtorbene und dort, ihr gegenüber am Pfeiler ſaß ihre, vor wenig Wochen begrabne Jugendfreundin Ludmilla. Jetzt erſchien der Meßner mit Chorknaben, unter ihnen ihr verſtorbenes Brüderlein und der Prieſter, welcher ſie gefirmt und ſchon zwei Jahre den Todesſchlaf ſchlummerte. Die Orgel ertönte, eine Miſſa wurde aufgeführt, der Geiſtliche hielt ein feierliches Todtenamt und Alle nahmen Theil an dem Gottesdienſte.

Da ſchlug die Glocke Ein, — knarrend flogen die Thüren der Stände zu und mit Gepolter fielen die Klappſitze herab. Die Betenden verſchwanden, Eliſabeth, wieder fähig ſich zu regen, enteilte der Kirche. Draußen wehte der Januarſturm, er raubte ihr das enge Pelzmäntelchen, welches ſie trug.

Athemlos langte ſie in ihrem Kämmerchen an und warf ſich vor Froſt und Grauſen bebend auf ihr Lager.

Als am Neujahrsmorgen die Mutter ſie zu wecken kam und die ſchönſten Geſchenke von dem Freier vor ihrer Tochter Bette ausbreitete, fand ſie Eliſabeth bleich und todt.

Die Kirchgänger erblickten auf jedem der friſchbeſchneiten Gräber, als ſie am Neujahrstage zur Meſſe gingen, ein kleines Stückchen von einem Pelzmantel, die Todten hatten ihn Eliſabeth genommen zum Zeichen, daß kein Lebender es wagen darf, ungerufen in ihren Kreis zu treten.

Tiefe Stille herrſchte im Gemache, ſchon lange hatte Eduard ſeine Erzählung beendet und noch immer wagte Niemand zu ſprechen.

Endlich ſagte der Caplan, „ich mag und kann nicht glauben, daß die Ruhe der Todten auf irgend eine Weiſe geſtört wird, aber ich halte es auch für Frevel, wenn Menſchen aus Neugier, Vorwitz oder um ſich als ſtarke Geiſter zu zeigen, um Mitternacht an die Pforten der Gräber treten und hinab zu den Todten ſprechen.“

„Und doch,“ ſagte der Freiherr melancholiſch, mehr zu ſich, als zu der Geſellſchaft „und doch begehrt der begabtere Menſch oft recht innig etwas von dem Leben und Aufenthalte der Geſchiedenen zu wiſſen, wie ſie von den Zurückgebliebenen denken“ — mit einem tiefen, ſchmerzlichen Seufzer unterbrach er ſeine Rede und ſeine Gemahlin richtete einen ängſtlich fragenden Blick auf den Caplan, als wolle ſie ſagen „ſollte dieſes ungelöſte, hier auf Erden unlösbare Räthſel der Grund von Runſittens Schwermuth ſeyn?

„Es iſt recht grauſig, recht poetiſch, was ſie da erzählt haben, Herr Baron,“ ſprach Alma, aber doch zu ſchaurig und ich fürchte mich faſt nach meinem Zimmer zu gehen.

„Ein düſtres, allzudüſtres Bild!“ rief Runſitten und rückte unwillkührlich näher zu ſeiner Gemahlin, als fürchtete er die Erſcheinung eines Geſchiedenen.

Eduard entſchuldigte ſich und Franz rief heiter aus „ſo erlauben Sie mir, Sie in das ſchöne Italien an den Hof eines lebensfrohen Kaiſers zu führen und Ihnen zugleich in einem liebenswürdigen Mädchen einen Spiegel vorzuhalten, denn der Rocken dort am Fenſter verräth mir, daß auch Sie die Spindel drehen und gewiß die feinſten Fäden aus Ihren Händen hervorgehen.

„Erzählen Sie!“ ſagte Alma fröhlich“ aber Franz verſetzte „für heute möchte meine Erzählung zu lang werden, doch bin ich mit Vergnügen bereit morgen Abend Ihren Wunſch zu erfüllen.“

Die Geſellſchaft war dies zufrieden und der Freiherr ließ ſich vom Schloßkaplan nach ſeinem Zimmer begleiten.

Zweite Nacht.

Die Stunde, in welcher ſich jederzeit die Gäſte im Geſellſchaftszimmer zu verſammeln pflegten, hatte geſchlagen, die Freunde traten pünktlich ein und begrüßten ehrerbietig die Damen und dann den Freiherrn, welcher gefolgt vom Caplan eintrat.

Während des Mahles erzählte der Letztere Mancherlei, was in der Gegend geſchehen, empfahl einige hülfsbedürftige Kranke der Milde der Damen und ſprach dann zu den Freunden von den ſchönſten Punkten der Gegend, mit welchen er ſie bekannt machen wollte.

Als das abſichtlich verlängerte Mahl beendet war, rief Fräulein Alma fröhlich: „Nun, Herr von Seckendorf, wollen Sie nun wohl Ihr Wort löſen und uns das heitere, geſtern zugeſagte Mährchen mittheilen?“

„Mit Freuden,“ antwortete Franz und erzählte:

Bertha, die Spinnerin.

Kaiſer Heinrich IV. hatte den Thron ſeiner Väter beſtiegen, als er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte. Früh hatte man ihn mit einer jungen italieniſchen Prinzeſſin vermählt, welche er, obgleich ſie ſchön und tugendhaft war, doch nicht liebte, vielleicht nur, weil er ſie lieben ſollte. Die Frau Kaiſerin merkte gar bald, daß ihr Gemahl ihr nicht hold ſey und da ſie ihn innigſt liebte, grämte ſie ſich ſehr darüber und weinte oft im Stillen. Der Kaiſer fragte wenig nach Frau Agneſen, er war ein Freund der Jagd und ritt faſt täglich hinaus in den Wald, das flüchtige Wild zu erjagen und ſich an dem Geſchick ſeiner Hofherren zu ergötzen, oder ihr Ungeſchick im edlen Waidwerk zu belachen.

Eines Tages, als der Kaiſer allein durch den Wald ritt, begegnete ihm, auf ſchneeweißem Zelter ſitzend, eine junge Dame von ſo großer Schönheit, daß er vermeinte, Dianen ſelber zu ſchauen. Kohlſchwarzes Haar umwallte ihr friſches Antlitz, ihre ſchwarzen Augen leuchteten wie Sterne. Mit ſtummen Gruße ritt der Kaiſer an ihr vorüber, aber kaum ward er ſeines Vertrauten, des Grafen Paolo anſichtig, ſo fragte er nach dem ſchönen Fräulein und vernahm, daß es Fräulein Irene, die Nichte des Grafen Montagna ſey, der mit ihr und ſeinem einzigen Sohne Adalbert auf dem Schloſſe Montagna bei Padua wohne, welcher, wie es heiße, den Junker Adalbert mit dem Fräulein Irene verlobt habe. Der Kaiſer ſeufzte, er beneidete insgeheim den glücklichen Adalbert und da er ſchönen Frauen hold war, ſo beſchloß er, bald einmal den Grafen Montagna auf ſeinem Schloſſe heimzuſuchen.

Er that das auch wirklich, der Graf fühlte ſich über den Beſuch ſeines Kaiſers hochgeehrt und Fräulein Irene, ſtolz auf ihre Schönheit und die Schmeicheleien des Kaiſers, der auch ein ſehr ſchöner Mann war, blickte triumphirend umher. Das Fräulein erſchien dem Kaiſer diesmal noch viel ſchöner, als das Erſtemal und ſehnlichſt wünſchte er ſie ohne Zeugen zu ſprechen, ein Wunſch, den ſie gewiß erfüllt hätte, wäre ſie nicht viel zu ſchlau geweſen, um ſich ihrer Leidenſchaft zu überlaſſen. Sie betrug ſich ſo zurückhaltend, gab nur dann und wann leiſe Hoffnung, daß der Kaiſer täglich ungeduldiger wurde; um ſie öfterer zu ſehen, ernannte er ſie zur Ehrendame der Kaiſerin, worauf der alte Graf Montagna ſich nicht wenig einbildete; er betrachtete Irenen als die Braut ſeines Sohnes und hatte nicht die geringſte Ahnung, daß ſie auf gutem Wege war, demſelben untreu zu werden.

Nun hätte man glauben ſollen, daß Junker Adalbert ſich über die Abreiſe des Fräuleins betrüben würde, dieſer aber war herzlich froh und er wünſchte nichts inniger, als für immer von ihr getrennt zu werden. Ihr ſtolzer, hochfahrender Sinn ſtieß ihn ab und tief im innerſten Herzen trug er ſchon ſeit Jahren eine holde anmuthige Jungfrau, die, obgleich geringen Standes, doch an Schönheit und Tugend keinem Edelfräulein nachſtand.

In der kleinſten Hütte zu Montagna nämlich lebte Frau Thereſina, eine fromme, ehrbare Wittwe, welche in ihrer Enkelin Bertha einen wahren Schatz beſaß. Obgleich ſchön wie ein Engelsbild, ſchien ſie keine Ahnung von ihrem wunderbar rührenden Reiz zu haben. Kaum graute der Morgen, ſo ſaß ſie ſchon beim Rocken und ſpann, ſie ſchaute ſich nicht um dabei und wenn ſchon längſt Alles in Montagna zur Ruhe war, ſaß Bertha bei ihrem Lämpchen und drehte rüſtig die Spindel. Nie ſah man ſie beim Tanze, nie erwiederte ſie den Gruß eines jungen Burſchen freundlicher, als die Sitte es heiſchte und hätten die habſüchtigen Väter gedacht, wie die Söhne, die arme Bertha wäre des reichſten jungen Landmannes Frau geworden.

Bertha dachte gar nicht daran, jemals vor das Altar zu treten, heimlich und inniglich liebte ſie den Junker Adalbert, wie er ſie liebte. Sie wußte, daß ſein Vater niemals ein armes Landmädchen zur Tochter annehmen würde und lebte ſtill, ohne Hoffnung und Wunſch ihre Tage hin, fleißig und Gott ergeben. Sah ſie den Junker mit Fräulein Irenen vorbeireiten, ſo farbte wohl eine dunklere Röthe ihre Wangen und die Thränen traten ihr in die freundlichen braunen Augen, aber ſie unterdrückte ihren Schmerz. Sobald es dämmerte, ging ſie zum nächſten Muttergottesbilde und betete um Ruhe und Heiterkeit. Alle Wochen, wenn Markt in Padua gehalten wurde, ging ſie, ihr Körbchen mit Garn gefüllt, auf den Markt, das Garn zu verkaufen und für den Erlös das Nöthigſte für die Großmutter und ſich zu erhandeln.

Während dem nun Fräulein Irene als erſter Stern des Hofes glänzte und die Liebe des Kaiſers von Tage zu Tage wuchs, verlebte die Frau Kaiſerin traurige Tage. Es war ihr ſogar zu Ohren gekommen, daß ihr Gemahl im Sinne habe, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen und ſo beſchloß ſie denn, ihr Unglück würdig zu tragen. Sie nahm ſich vor, den Kaiſer um die Erlaubniß zu bitten, ſich in ein Kloſter begeben zu dürfen, um dort in ſtiller Eingezogenheit ihr Leben zuzubringen. Der Einwilligung des Kaiſers glaubte ſie gewiß zu ſeyn und ſo hatte ſie im Stillen ſchon Alles zur Abreiſe vorbereitet und dieſelbe auf den nächſten Tag feſtgeſetzt.

Müde von Weinen ſchlief ſie ein, da träumte ihr, ſie befände ſich hoch auf einem Felſen und ſchaute hinab in ein reizendes Thal, da kam eine weiße Taube aus dem Aether hernieder geflogen, im Schnabel trug ſie ein zartes Fädchen und legte es auf den goldnen Ring, den die Kaiſerin als Braut von ihrem Gemahle empfangen hatte. Tändelnd zog ſie das Fädchen immer und immer wieder durch den Ring und als ſie jetzt genau darauf ſah, war es ein Geſpinnſt geworden, ganz zart und egal. Wie von unſichtbaren Händen webte es ſich zum Netze, in dem ſie jetzt den Kaiſer erblickte, der liebevoll ihr zu Füßen ſtürzte.

Wunderbar froh erwachte ſie. Sie theilte den Traum ihrem Beichtiger mit und dieſer ſprach: „Edle Frau! man muß den Träumen nicht zu viel vertrauen, ſie aber auch nicht allzu gering achten, oft ſprechen ſich in ihnen unſre Schutzheiligen aus. Geduld und Treue haben ſchon, wenn auch langſam, Vieles erreicht, was der raſchen Thätigkeit unerreichbar blieb. Weilet noch eine Zeit hier, bevor Ihr in das Kloſter geht, traget, was Euch kränken mag mit Geduld und laſſet nicht ab mit Beten und Hoffen.“

Die Kaiſerin ehrte den Rath des frommen Mannes und ſo blieb ſie nach wie vor am Hofe ihres Gemahls und lebte ſtill und freundlich an ſeiner Seite.

Während nun die edle Frau auf beſſere Tage hoffte, loderte die Glut ihres Gemahls für Irenen immer heftiger empor. Das ſchlaue Fräulein, welches das höchſte Ziel im Auge behielt, ſuchte dem Kaiſer die Treue ſeiner Gemahlin verdächtig zu machen und um ſich zugleich an Adalbert zu rächen, weil er ihr früher die arme Bertha vorgezogen, überredete ſie ihn, daß dieſer, welcher ſeit einigen Wochen am Hofe weilte, ſein Auge auf die Kaiſerin geworfen habe und täglich in ihrer Gunſt ſteige.

Der Kaiſer, dem jeder Grund, ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen, erwünſcht war, beobachtete die Angeklagten genau und wirklich ſchien es, als verehre Adalbert die Kaiſerin vor allen Frauen und als gäbe ſie ihm den Vorzug vor allen den Edelleuten, welche am Hoflager des Kaiſers verweilten.

Adalbert war unglücklich, weil er nie hoffen durfte, ſeine geliebte Bertha die Seine zu nennen, deßhalb zog ihn die ſtille Trauer der Kaiſerin, die über die Untreue Heinrich IV. weinte, an, und die Kaiſerin betrachtete mit unſchuldiger Theilnahme den jungen, ſchwermüthigen Mann.

Obgleich der Kaiſer ſeine Gemahlin bisher aus

Eigenſinn überſehen und ihre Liebe zu ihm belächelt hatte, war es ihm doch nicht gleichgültig zu vernehmen: daß ſie den jungen Grafen Montagna ihm vorziehe. Er fühlte ſich gekränkt, ſeine Eitelkeit war verletzt und wie es oft im Leben vorkommt: daß man ein Gut erſt ſchätzen lernt, wenn man es verlieren ſoll, ſo geſchah es auch dem Kaiſer. Seine Gemahlin, durch ſtilles Hoffen verſchönt, kam ihm mit jedem Tage reizender vor, er näherte ſich ihr mehr, wie früher und dieſe Freundlichkeit von ſeiner Seite verbreitete über die edle Frau eine anmuthige Heiterkeit, welche ſie früher niemals beſeſſen hatte.

Irenen's Schönheit zog den Kaiſer noch an, aber er fing an ihr hochfahrendes Weſen zu durchſchauen und gab auch den Vorſtellungen der Geiſtlichkeit und ſeiner Räthe Gehör, welche ihm die Trennung von ſeiner tugendhaften Gemahlin als ein Unrecht ſchilderten.

Ueberall hörte er Frau Agneſen's milden Sinn, ihre Wohlthätigkeit und Frömmigkeit rühmen und wenn er bemerkte, daß ihr Auge freundlich auf Junker Adalbert ruhte, konnte er ſich der Eiferſucht nicht erwehren.

Während nun Irene, mißmuthig über Heinrich IV. Freundlichkeit gegen ſeine Gemahlin, mit allen Kräften und geheimer Liſt darauf hinarbeitete, dem Kaiſer ſeine tugendhafte Agnes verdächtig zu machen, lebte Bertha, Adalbert's Bild im Herzen, in ihrer Einſamkeit fort. Sie hatte ihn, ſeit er in Padua lebte, nicht geſehn, war nicht einmal hin auf den Markt gekommen, weil die Großmutter lange ſchwer krank darnieder lag und ſie dieſe nicht verlaſſen wollte.

Alle Abende hatte ſie bei dem Muttergottesbilde unter der Linde gebetet für ihre Großmutter und Adalbert und wenn ſie ihr Gebet beendet, klang es ihr, als ſängen die Lindenblüthen:

Spinne fein
Wie Mondenſchein
Dann wirſt Du froh und glücklich ſeyn!

Dieſe Worte wahrte Bertha in ihrem Herzen, ſie legte neuen Flachs um den Rocken und begann ein Geſpinnſt, deſſen Fäden an Zartheit der Spinne nichts nachgaben. Mit der Geſundheit der Großmutter beſſerte es ſich ſichtlich, auch das Geſpinnſt wuchs ſchnell unter der Hand der fleißigen Spinnerin und mit heimlicher Freude zählte Bertha ſchon die Tage, die noch vergehen mußten, bevor ſie zum großen Jahrmarkt nach Padua gehen konnte, wo ſie Adalbert, wenn auch nur von fern, zu ſehen hoffte.

Fräulein Irene lebte indeß nicht glücklich, ſie ſah, daß der Kaiſer ſie nicht mehr ſo auszeichnete, wie früher und bemerkte auch, daß Adalbert ihr verloren ſey. Ein Mittel nur noch blieb ihr übrig und dies wollte ſie benutzen. Sie wußte es anzuſtellen, daß ſie am Tage vor dem Beginn des Marktes, dem Kaiſer allein im Garten begegnete; ſobald ſie ihn erblickte, fing ſie an zu weinen und erwiederte, als der Kaiſer nach der Urſache ihres Kummers fragte: „wie ſollt ich nicht traurig ſeyn, mein gnädiger Herr! Ihr entzieht mir Eure Huld und der Mann, welcher mir zum Gatten beſtimmt war, liebt eine andre hohe Frau, ja er wird ſogar morgen um Mitternacht in der Gallerie, die zu ihrem Zimmer führt, eine Zuſammenkunft mit ihr haben.“ Der Kaiſer erzürnte ſich ſehr, er ſchwur, ſeine Gemahlin zu belauſchen und ſchwur, finde er ſie ſchuldig, ſie ſogleich zu verſtoßen. Irene flehte ihn an, nur ihre Mitwiſſenſchaft zu verſchweigen und begab ſich heimlich frohlockend hinweg. Darauf ſuchte ſie Adalbert zu ſprechen und ſagte zu ihm mit verſtellter Freundlichkeit: „Ich weiß Vetter, Ihr liebt mich nicht und ich zürne Euch deßhalb nicht, denn das Herz läßt ſich nicht zwingen. Auch iſt mir bekannt, daß Euch die holde Bertha werth iſt; da ich es nun wirklich gut mit Euch meine, ſo rathe ich Euch, bittet die Kaiſerin um ihre Fürſprache bei Euerm Vater, dann muß er einwilligen. Morgen um Mitternacht könnt Ihr allein mit ihr ſprechen, denn weil die Hitze jetzt ſo groß iſt, ruht ſie am Tage und ergeht ſich in nächtlicher Kühle auf der Gallerie vor ihrem Gemache. Aber behaltet es für Euch, denn es wäre Euch doch ſicherlich unlieb, wenn Jemand erführe, daß Ihr vergebens gebeten hättet.“

Adalbert dankte dem Fräulein vielmals und verſprach ihrem guten Rathe zu folgen; im Herzen aber dachte er anders, denn er kannte Fräulein Irenen zu gut, als daß er ihrer Freundlichkeit getraut hätte.

Der Jahrmarkt begann, luſtige Tanzmuſik erſchallte, Landleute und Große des Hofes gingen fröhlich auf dem großen grünen Marktplatze umher, der mit Buden und Verkäufern beſäet war. Seitwärts ſaß endie Spinnerinnen mit ihrem Geſpinnſte, meiſtens Mädchen und Frauen aus Montagna.

Mancher Blick fiel auf die ſchöne Bertha, die beſcheiden und zurückgezogen unter den luſtigen Spinnerinnen ſaß, auch Käufer fanden ſich, aber die meiſten fanden ihr Geſpinnſt zu fein für den täglichen Gebrauch, Andre es zu theuer, ja es ſchien, als wolle Bertha es gar nicht verkaufen. Verſtohlen ſuchten ihre Augen Adalbert, der ſich aber nicht blicken ließ, weil er ſich heute im Gefolge des Kaiſers auf der Jagd befand. Nachdenklich, als habe ſie Großes im Sinne, blickte ſie vor ſich nieder, da erhoben ſich plötzlich alle Spinnerinnen, denn von einigen Edelfräuleins begleitet erſchien die Frau Kaiſerin auf dem Markte. Da faßte Bertha Muth, beſcheiden trat ſie zu der Fürſtin, neigte ſich tief vor ihr und ſprach: „Zürnet nicht, hohe Frau! wenn ein armes Mädchen es wagt, Euch eine Gabe zu bringen. Mit den Gedanken an Euch, mit den beſten Wünſchen für Euer Wohl ſpann ich dieſes Garn, es iſt ein Stück und Ihr könnt es dennoch durch den goldenen Reif ziehen, den Ihr an Eurem Finger traget.“ Und als ſie das Staunen der Kaiſerin ſah, die ſich ihres Traumes erinnerte, fügte Bertha hinzu: „gewiß, edle Frau! ich hätte mich nimmer unterſtanden, Euch dieſe Gabe zu bringen, wenn mir nicht die heilige Jungfrau im Traume zugeflüſtert hätte, es würde Euch und mir Segen bringen.“

„Ja, Du biſt die Taube, die mir Gott ſendet, dies ſind die Fäden, die mir Heil verkünden!“ rief bewegt die Kaiſerin aus. Hierauf zog ſie das Geſpinnſt ohne Mühe durch einen Ring und übergab es einem Fräulein, dann reichte ſie Bertha die Hand, nahm ihre goldne Kette von der Bruſt und hing ſie ihr mit den Worten: „wir ſehen uns wieder!“ um den Hals.

Bertha wußte nicht, wie ihr geſchehen war, erſt als Glück wünſchend die andern Spinnerinnen ſie umringten, kam ſie wieder zu ſich. Begleitet von ihnen ging ſie nach Montagna zurück, der Großmutter ihr Glück zu verkünden.

Als die Kaiſerin zurück in ihr Zimmer kam, nahm ſie ihr Geſpinnſt und verglich es mit Bertha's und obgleich ſie eine treffliche Spinnerin war und für die beſte im Lande galt, mußte ſie doch geſtehen, daß das Geſpinnſt der armen Spinnerin das ihre an Feinheit übertreffe.

Sie ließ hierauf alle ihre Frauen rufen, zeigte ihnen beide Geſpinnſte, ohne die Spinnerinnen zu nennen und fragte ſie, welches ſie für das Feinſte erkennten und als alle Bertha's Geſpinnſt den Vorzug gaben, ſagte ſie: „Ihr habt Recht und dies hat ein armes Landmädchen geſponnen, das auch kochen und waſchen muß mit ihren Händen.

Die Hoffräuleins waren ſehr beſtürzt über dieſe Entdeckung, ſie fürchteten die Kaiſerin beleidigt zu haben, doch dieſe ſagte huldvoll: „erſchreckt nicht Kinder, die Wahrheit kann nur kleine Seelen beleidigen und Ehre dem, dem Ehre gebührt. Wie könnt' ich meiner Unterthanin das wohlverdiente Lob entziehen wollen?“ Drauf zog ſich die Kaiſerin mit drei ihrer liebſten Hoffräuleins in ihr Gemach zurück und befahl: Niemand vorzulaſſen.

Die Pagen im Vorzimmer aber hörten die Kaiſerin mehrmals hell auflachen — ſie und kein Menſch im Schloſſe, außer dem Lieblinge der Kaiſerin, der blonden Emma, ahnete, was die hohe Frau, ohne lauſchen zu wollen, erfahren hatte.

Als die Mitternachtsglocke ſchlug, begab ſich der Kaiſer voll Mißtrauen, wie er ſich vorgenommen hatte, vermummt in die Gallerie, welche an das Gemach Frau Agneſen's gränzte; Alles war dunkel und ſtill, im Zimmer der Kaiſerin vernahm er Geflüſter, ingrimmig, aber leiſe, öffnete er die nur angelehnte Thüre und trat in das Gemach, welches ebenfalls dunkel war. Er wollte vorwärts ſchreiten nach dem Schlafgemache der Kaiſerin, aber im Nu fühlte er ſich von einem Netze umſtrickt, aus dem er ſich, ungeachtet aller Mühe, nicht loszuwickeln vermochte.

Er tobte und ſchrie, da erſchien die Kaiſerin, ihr folgten drei Fräuleins mit Kerzen und großen langen Ruthen, an deren Enden Federn befeſtigt waren, auch die Kaiſerin hielt eine ſolche Ruthe in der Hand und ſich ſtellend, als ob ſie ihren Gemahl nicht kenne, ſprach ſie zürnend: „ich ſollte Euch, der Ihr Euch erdreiſtet, das Zimmer Eurer Herrin zu betreten, bei meinem Herrn verklagen, aber ich habe Mitleid mit Eurer Jugend, deßhalb ſollt Ihr von unſern Händen gezüchtiget werden.“ Hierauf gab ſie den Fräuleins einen Wink und dieſe, ſowie ſie ſelbſt, hieben unbarmherzig mit den Ruthen auf den Kaiſer los. Als der Kaiſer ſeine Strafe empfangen hatte, entließ die edle Frau ihre Damen und ſprach mit bewegter Stimme: „entfernet Euch, wer Ihr auch ſeyn mögt. Denkt in Zukunft beſſer von der Gemahlin Eures Herrn, die, obgleich ungeliebt von ihm, doch feſthalten wird an der Treue bis zum Tode.“

Dieſe Worte drangen bis in das Innerſte Heinrich's, ergriffen von ſo vieler Milde riß er die Vermummung ab und ſank ſeiner Gemahlin zu Füßen.

Als der Kaiſer am andern Morgen zu ſeiner Gemahlin kam, erzählte ſie ihm ihren Traum und bat ihn, ihr zu geſtatten, die Spinnerin kaiſerlich zu belohnen.

Der Kaiſer geſtand es lächelnd zu und ſprach: „wiſſet, dieſes Mädchen hat in Wahrheit Einfluß auf unſer Geſchick gehabt, ohne ſie wäre Irene Adalbert's Gemahlin, ohne Irenen's Einflüſterungen hätte ich nie Eure Tugend, nie die Furcht Euch zu verlieren gekannt. Viel ſprachen noch Beide mit einander und zeigten ſich einiger und glücklicher, als Agnes wohl gehofft, auch ſpäter dem Volke.

Nachmittags begab ſich das Kaiſerpaar mit vielen Großen des Hofes und Junker Adalbert nach Montagna. Vor Bertha's Hütte hielten ſie an und ließen ſie heraus treten.

Die Huld der Kaiſerin ermuthigte das ſchüchterne Mädchen, der Kaiſer aber nahm das Geſpinnſt Bertha's, hieß die Aelteſten von Montagna den Anfang des Garnes an einen Baum knüpfen und damit gehen in's Gevierte, ſo weit das Garn reiche. Dies dauerte wohl viele Stunden, unterdeſſen weilte Heinrich IV. mit ſeiner Gemahlin auf dem Schloſſe bei Adalbert's Vater, mit welchem ſie viel ſprachen.

Spät Abends noch erſchienen die Vermeſſer mit Bertha und ihrer Großmutter auf Befehl des Kaiſers im Schloſſe.

„Du haſt mir viel Glück gebracht," redete die Kaiſerin die Spinnerin an, „deßhalb ſollſt Du mit Genehmigung meines Herrn, der Dein Verdienſt ehrt, den Landſtrich Dein nennen, den der Faden umzogen hat."

„Und für geadelt erkläre ich Dich und gebe Dir eine Spindel in Dein Wappen," fuhr der Kaiſer fort, „Adalbert ſey der Deine, Graf Montagna nimmt Dich zur Tochter an."

Adalbert war vollglücklich, Bertha konnte vor Rührung nicht ſprechen. Die Vermählung des Paares ward in wenigen Wochen vollzogen, die Kaiſerin ſelbſt war Brautführerin. Alle, außer der vom Hofe verwieſenen Irene, gönnten der frommen Bertha das Glück, welches ſie nicht hochmüthig gemacht hatte.

Noch oft erzählten die Mütter und Großmütter ihren Kindern und Enkeln von Bertha, der Spinnerin und wenn ſie dabei ihrer eignen Jugendzeit gedachten, ſeufzten ſie: „Hin iſt die ſchöne Zeit, wo Bertha ſpann.“

Dies Sprüchwort exiſtirt in der Gegend von Montagna bis auf den heutigen Tag.

Heitrer geſtimmt erhoben ſich Alle, um ſich zur Ruhe zu begeben, die Freifrau dankte den Freunden für die Unterhaltung und ſogar ihr Gemahl rief freundlich ſeiner Tochter zu: „ſpinne Alma, ſpinne, vielleicht ſpinnſt Du Dir auch aus Deinem Rocken Dein Glück!“

Dritte Nacht.

Als am nächſten Abende der Schloßcaplan in das Geſellſchaftszimmer trat und noch Niemand, außer Franz und Eduard vorfand, ſprach er, „ein guter Engel hat Sie, meine Herren, hierher geführt; der Schutzgeiſt der Familie Runſitten. Der Freiherr hat dieſe Nacht, wie mir der Kammerdiener vertraute, ruhiger geſchlafen und die nächtliche Wanderung iſt unterblieben. Dieſes Herumſtreifen in leichter Kleidung, ungeachtet der Kälte, dieſe Unruhe des Geiſtes in jeder Nacht muß ihn immer reizbarer werden laſſen, denn es iſt meine Ueberzeugung: ohne nächtliche Ruhe und körperliche Geſundheit kann auch ein krankes Gemüth nicht geneſen."

„Könnte man den Freiherrn nicht leicht herſtellen, wüßte man den Grund ſeines Leidens?" bemerkte Eduard.

„Dieſe Anſicht theile ich," verſetzte der Caplan, „leider weiß man für ſeine Schwermuth keine Urſache anzugeben, ich vermuthe jedoch — "

Alma's Eintreten unterbrach das Geſpräch, der Freiherr und ſeine Gemahlin folgten. Die Unterhaltung drehte ſich um die Reize einer nordiſchen Landſchaft und ihre Verſchiedenheit von einer ſüdlichen.

„Ach!" rief das Fräulein, „ich kann mir von dem blauen Himmel Italien's, den Orangenhainen, der Wärme und ihren Kindern, den üppigen Blumen, gar keine Vorſtellung machen, nicht einmal von Suddeutſchland's Auen, und doch muß es reizend in jenen milden Gegenden ſeyn, mir hat die ganze Nacht von der lieblichen Bertha und dem ſchönen Schloſſe Montagna geträumt."

„Die ganze Sage gleicht der dortigen Gegend," bemerkte Franz; „der lebensfrohe Kaiſer, die fromme, gläubige Kaiſerin, der ſchmachtende junge Montagna, die Spinnerinnen, der Jahrmarktstroubel zu Padua, Alles dies giebt ein getreues Bild von Italien und wie man an der Gegend leicht den Charakter der Sagen ſich denken kann, erkennt man in der Sage den Charakter der Gegend, in welcher ſie ſpielt. Hier im Norden giebt es Burggeiſter, öde Schlöſſer, Teufel, weiter hin in Schweden und Dänemark Strandhexen und

Waſſermänner, in Schottland Vampyre und Verſtorbene, die wiederkehren, und wenn wir uns den deutſchen Grafen, den ſpaniſchen Granden beim Becher in hoher Burg, den Italiener und Provençalen mit der Mandoline, beſucht von ſchönen Elfen, denken, trinkt der Ruſſe ſeinen Branntwein und in allen ſeinen Mährleins und Sagen iſt Branntwein ein Hauptgeiſt.“

„Sehr richtig,“ ſagte Eduard und zum Beweiſe möge folgende ſchöne Geſchichte dienen.“

Geſchichte

von dem berühmten und tapfern Ritter Ilija, dem Muromer und dem Räuber Nachtigall.

In der berühmten Stadt Murom, in dem Kirchdorfe Karatſcharowa, lebte ein Bauersmann, Namens Iwan Timofejewitſch. Der hatte einen geliebten Knaben, Ilija, den Muromer. Dieſer ſaß und konnte nicht gehen dreißig Jahre lang; da fing er an geſund auf den Füßen zu wandeln und fühlte in ſich große Kraft, machte ſich eine kriegeriſche Rüſtung und einen ſtählernen Spieß, ſattelte ſein Ritterroß, ging zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter, und bat ſie um ihren Segen: mein Herr Vater und meine

Rutter entlaßt mich, damit ich in der berühmten Stadt
iew zu Gott bete und den Fürſten von Kiew begrüße.“
Sein Vater und ſeine Mutter gaben ihm den Se-
en, nahmen ihm einen ſchweren Eid ab und ſprachen:
Gehe gerade in die Stadt Kiew, gerade in die Stadt
ſchernighof und thue kein Unrecht auf Deinem Wege,
ergieße nicht umſonſt chriſtliches Blut.“
Ilija, der Muromer, empfing den Segen vom
ater und Mutter und betete zu Gott. Dann nahm
Abſchied von den Aeltern, machte ſich auf den Weg
d ging ſo weit in einen finſtern Wald, bis er auf ein
ger von Räuber traf. Die Räubern erblickten Ilija,
n Muromer, in ihrem Herzen entbrannte räuberiſche
iſt zu ſeinem ritterlichen Roß und ſie ſprachen unter-
nander: „Laſſet uns das Roß wegnehmen, denn es
ſo ſchön, wie wir es noch nirgends geſehen, und
zt ſitzt auf ſo gutem Roſſe ein unbekannter Menſch.“
d ſie begannen Ilija, den Muromer anzuhalten zu
nf und zwanzig Mann. Ilija, der Muromer, hielt
n Ritterroß an, nahm aus ſeinem Köcher einen trocknen
feil, legte ihn auf den ſtraffen Bogen und ſchoß den
cknen Pfeil ab, auf den Boden, daß er drei Arſchi-
n weit die Erde aufriß. Als die Räuber dies ſahen,
ſetzten ſie ſich, traten in einen Kreis zuſammen, ſie-
auf die Knie und ſprachen: „Herr, unſer Vater,
ner, guter Jüngling, wir ſind ſchuldig vor Dir;
unſre ſo große Schuld, nimm Schätze ſo viel Dir
iebt, und bunte Kleider und Roßheerden, ſo viel

Dir gefällig." Ilija lächelte und ſprach: „Was ſoll ich mit euren Schätzen machen? Wenn ihr aber am Leben bleiben wollt, ſo wagt in Zukunft ſo etwas nicht wieder." —

Und er zog ſeine Straße der berühmten Stadt Kiew zu, und kam vor die Stadt Tſchernigof, und bei dieſer Stadt Tſchernigof ſtand ein heidniſches Heer, ſo ſtark, daß man es nicht zählen konnte, und ſie wollten die Stadt zerſtören, die Gotteshäuſer in die Luft ſprengen, und den Fürſten und Wojewoden von Tſchernigof ſelbſt lebendig in die Sklaverei abführen.

Vor dieſer Macht erſchrak Ilija, der Muromer, aber er warf alle ſeine Sorgen auf den allerhöchſten und entſchloß ſich, ſein Haupt für die chriſtliche Religion hinzugeben. Er fing an das ungläubige Heer mit dem Wurfſpieße zu ſchlagen, zerſtreute das ganze Heer, nahm den Fürſten des ungläubigen Heeres gefangen, und führte ihn in die Stadt Tſchernigof. Da kamen ihm die Bürger Tſchernigofs entgegen; voran ging der Fürſt und Woejwode von Tſchernigof ſelbſt. Sie dankten ihm, und mit ihnen zugleich brachte er ſeinen Dank Gott dem Herrn dar, daß er der Stadt Rettung geſchickt und nicht geſtattet hatte, daß ſie vertilgt werde von einer ſo ungläubigen Macht.

Sie führten Ilija, den Muromer in deu Pallaſt, bereiteten einen großen Schmaus und entließen ihn alsdann.

Sie führten Ilija, den Muromer nach Kiew, die grade Straße, welche der Räuber Nachtigall ſeit dreißig Jahren inne hatte, und wo er weder Reiter noch Fußgänger vorüberziehen ließ, indem er ſie tödtete, nicht mit Waffen, ſondern mit ſeinen räuberiſchen Pfeifen.

Ilija der Muromer, kam in das freie Feld und ritt in den Briankſiſchen Wald, den er in der Ferne erblickte, auf moraſtigen Strecken, über Brücken von Waſſerhollunder zu dem Fluſſe Sinarodienka. Aber der Räuber Nachtigall ahnete ſein nahes Unglück und als Ilija, der Muromer, noch zwanzig Werſt weit von ihm entfernt war, ließ er ſein ſtarkes, räuberiſches Pfeifen erſchallen.

Allein das Heldenherz erſchrak nicht, als er noch zehn Werſt weit von ihm war, da pfiff er ſo ſtark, daß das Roß unter Ilija dem Muromer auf die Kniee ſtürzte.

Da gelangte Ilija der Muromer an 'ſein Neſt, das auf zwölf Eichen gebaut war, und der Räuber Nachtigall erblickte den ruſſiſchen Helden, pfiff aus aller Kraft und wollte ihn tödten. Ilija der Muromer aber nahm ſeinen ſtraffen Bogen ab, legte auf ihn einen trocknen Pfeil, ließ ihn fliegen in das Räuberneſt und traf den Räuber in das rechte Auge. Der Räuber Nachtigall fiel aus ſeinem Neſte herab wie eine Hafergarbe.

Lautes Gelächter unterbrach den Erzähler, „der gute Ilija thut zu außerordentliche Thaten,“ rief der Freiherr und lachte unwillkührlich mit, „wahr iſt es, was Sie vorhin über die Sagen bemerkten, ſie charakteriſiren die Bewohner des Landes, in deren Munde ſie fortleben. Furcht vor körperlicher Stärke, Schlägerei, Luſt am Schmauſe, wie wir in dieſen Mährchen finden, charakteriſirt den Ruſſen. Und wie treuherzig glaubt er dieſe wunderſamen Begebenheiten, ich bin gewiß, ein ächter Ruſſe hört mit offnem Munde von dem räuberiſchen, tödtlichen Pfeifen des Räubers Nachtigall — der doch wohl einen andern Ton hatte, als dieſe Sängerin — und zweifelt nicht im Geringſten an der Wahrheit dieſer Geſchichte."

„Gewiß," ſagte die Freifrau, durch ihres Gemahles Heiterkeit froher geſtimmt, „gewiß begegnet dem guten Muromer noch Mancherlei, was andern ehrlichen Leuten nicht geſchieht und es ſollte mich ſehr wundern, wenn er nicht einen Schatz fände oder einen Becher, welcher nie leer von Branntwein würde, ſo oft er ihn auch an ſeine Lippen ſetzte."

Der Freiherr hatte die Rede ſeiner Gemahlin überhört, ſein Auge richtete ſich unverwandt auf die Uhr und als der Weiſer auf Zwölf ſtand, verließ er ſtumm und haſtig das Gemach.

Niemand wagte es, ihm zu folgen, ſtill weinend verſchwand die Frau vom Hauſe durch eine Seitenthüre und Alma, flüchtig gute Nacht wünſchend, folgte ihr.

Franz und Eduard ſcheuten ſich, das ernſte Nachſinnen des Caplans durch eine Frage zu unterbrechen und ſo blieb für dieſe Nacht das Mährlein unbeendet.

Vierte Nacht.

Der Freiherr war den ganzen Tag mit Franz auf der Jagd geweſen, Eduard hatte ſich mit der Bibliothek beſchäftigt, den Caplan hatten Amtsgeſchäfte fern gehalten und ſo verſammelten ſich die Bewohner des Schloſſes Runſitten den nächſten Abend ſpäter als gewöhnlich im Saale.

Alma erröthete leicht, als Franz eintrat und erfreute ihn dadurch ſo ſehr, daß er des Mährchens ganz vergaß, obgleich er ſich vorgenommen hatte, ſeinen Freund laut um die Fortſetzung deſſelben zu bitten, um den Freiherrn dadurch aufzuheitern.

Endlich, nachdem verſchiedene andere Geſpräche die Geſellſchaft unterhalten hatten, brachte es die Freifrau in Anregung und Eduard fuhr fort:

Wir haben den Räuber Nachtigall wie eine Hafergarbe aus ſeinem Neſte fallen ſehen und wenden uns nun zu dem überaus tapferen Ilija.

Ilija, der Muromer, nahm den Räuber Nachtigall, band ihn feſt an ſeinen Steigbügel und ritt zur berühmten Stadt Kiew.

Auf dem Wege ſtand der Pallaſt des Räubers Nachtigall und als er bei dieſem vorüber ritt, ſahen aus den offnen Fenſtern die Töchter des Räubers. Da ſchrie die jüngſte: „dort kommt unſer Vater geritten und bringt einen Bauer an ſeinem Steigbügel gebunden. Aber die älteſte betrachtete ihn genau und fing an bitterlich zu weinen. „Das iſt nicht unſer Vater! Laßt keine Schande über unſern Stamm kommen.“ —

Ihre Männer waren mächtige Ritter und hatten gute Lanzen und Roſſe, ſie ritten aus gegen den ruſſiſchen Ritter und wollten Ilija aufſpießen.

Der Räuber Nachtigall erblickte ſie und ſprach zu ihnen: „meine lieben Schwiegerſöhne, ladet keine Schande auf euch und erzürnet nicht einen ſo ſtarken Ritter, damit er euch auch nicht tödte. Bittet ihn lieber, daß er zu euch ins Haus komme und ein Glas Branntewein trinke.“

Auf ihre Bitten kehrte Ilija im Pallaſte ein, ohne ihre Bosheit zu ahnen, denn die älteſte Tochter hatte einen Balken an Ketten über der Thüre aufgezogen, um ihn zu erſchlagen, wenn er durch das Thor ritte. Ilija aber erblickte ſie über der Pforte, ſchlug ſie mit ſeiner Lanze und tödtete ſie.

Drauf ritt er nach Kiew und grade auf den Fürſtenhof, ging in den Pallaſt, betete zu Gott und begrüßte den Fürſten.

Der Fürſt von Kiew fragte ihn, „ſage mir guter Jüngling wie Du heißeſt und aus welchem Reiche Du biſt?“

„Ich werde Iljuſchka genannt, gnädiger Herr und nach dem Vater Iwanov, und bin gebürtig aus dem Kirchdorfe Karatſcharowa der Stadt Murom.“

Der Fürſt fragte ihn darauf, welchen Weg er geritten ſey. „Aus Murom bin ich nach Tſchernigof geritten und habe bei Tſchernigof ein zahlloſes Heer von Ungläubigen geſchlagen und die Stadt befreit; von da bin ich auf dem Wege weiter gezogen und habe den gewaltigen Helden, den Räuber Nachtigall gefangen, und ihn auch mit mir, am Steigbügel gebunden, hierher gebracht.“

Aber der Fürſt wurde zornig und ſagte: „warum betrügſt Du mich?“

Als dies die Helden Aleſcha Papowitſch und Dobrinja Nikititſch hörten, eilten ſie hinaus, um ſich zu überzeugen und ſie verſicherten ſich, daß er die Wahrheit geredet.

Da befahl der Fürſt, dem guten Jüngling ein Glas Branntewein zu geben, und der Fürſt hatte Luſt das Pfeiffen des Räubers zu hören.

Da nahm Ilija der Muromer den Fürſten und die Fürſtin mit in ſeinen Zobelpelz unter ſeine Arme, und befahl dem Räuber Nachtigall halblaut zu pfeifen; aber er pfiff ganz laut und betäubte alle Ritter, daß ſie zu Boden ſtürzten.

Darüber wurde Ilija der Muromer ſo aufgebracht, daß er ihn auf der Stelle tödtete.

Dann machte er mit Dobrinja Nikititſch brüderliche Freundſchaft. Sie ſattelten ihre guten Roſſe, ritten hinweg und zogen drei Monate umher, ohne einen Gegner zu finden.

Da trafen ſie einen Krüpel, ſein Bettlermantel war fünfzig Pud ſchwer, ſein Hut wog neun Pud und ſein Krückenſtock war eine Klaffter lang. Da begann Ilija der Muromer auf ihn loszuſprengen, um an ihn ſeine Heldenkraft zu verſuchen, aber der Krüpel ſprach zu ihm: „Ach Ilija Muromer, erinnerſt Du dich nicht mehr, wie wir in der Schule zuſammen leſen lernten, und jetzt willſt Du einen Krüpel anfallen wie einen Feind?

Und weißt Du denn nicht, daß in der berühmten Stadt Kiew großes Elend herrſcht? Ein ungläubiger gewaltiger Ritter, ein gottloſer Götzendiener iſt dahin gekommen, ſein Kopf iſt ſo groß, wie ein Bierkeſſel, ſeine Augenbraunen ſind eine Spanne von einander, und in den Schultern mißt er eine Klafter. Er frißt einen Ochſen auf ein Mal und trinkt einen Keſſel voll Bier dazu aus. Der Fürſt iſt ſehr betrübt über Deine Abweſenheit.“

Und Ilija, der Muromer, zog die Kleider des Krüpels an, eilt nach Kiew, ging gerade auf den Fürſtenhof und ſchrie mit ſeiner Ritterſtimme: „He da, Fürſt von Kiew, ſchicke dem Krüppel ein Almoſen.“

Als ihn der Fürſt erblickte, ſprach er: „komme in meinen Pallaſt, ich will Dir zu eſſen und zu trinken geben und dich mit Golde beſchenken auf deinen Weg.“

Da trat der Krüppel in das Zimmer und ſetzte ſich an den Ofen: Hier ſaß auch der Götzendiener und verlangte zu eſſen. Da brachte man ihm einen ganzen gebratenen Ochſen, und er fraß ihn ſammt den Knochen auf.

Dann verlangte er zu trinken und ſieben und zwanzig Menſchen brachten einen Keſſel voll Bier. Da nahm er ihn am Henkel und lehrte ihn bis auf den Grund. Darauf ſprach Ilija der Muromer: „Mein Vater hatte eine gefräßige Stute, die verzehrte ſo viel, daß ſie verreckte.“ Da ergrimmte der Götzendiener und ſprach: Was bindeſt du mit mir an, du armer Krüppel? Du biſt für mich nichts: ich ſetze dich auf die flache Hand und drücke mit der andern, ſo wird es nur feucht ſein. Ihr habt einen großen Helden gehabt: Ilija den Muromer, mit dem möchte ich einen Kampf beſtehen.“

„Hier iſt er“ ſprach dieſer, nahm ſeinen Hut ab ſchlug ihn damit an den Kopf, nicht zu ſehr, aber doch ſo, daß der Kopf die Mauer des Schloſſes durchſtieß. Ilija nahm dann auch den Rumpf und warf ihn auf den Hof. Dafür belohnte ihn der Fürſt reichlich und behielt ihn an ſeinem Hofe als den erſten und gewaltigſten Ritter.

Hier ſchloß der Erzähler, die Uhr ſchlug halb Eins und alle begaben ſich zur Ruhe.

Fünfte Nacht.

„Es muß ein eigner Zauber in den Mährchen und Erzählungen liegen, daß Kinder und Greiſe, Einfache und

Geiſtreiche, Frohe und Betrübte ſie ſo gern haben —" bemerkte der Caplan den nächſten Abend.

„Ich gönnte dem Helden Ilija einen noch viel höhern Lohn," ſprach Alma.

„Vielleicht die Hand des ſchönſten Fürſtenkindes?" fragte Eduard.

Sie erröthete und ſagte: „Krone und Reich."

„Gewiß," äußerte Eduard, „fühlt ſich bei Anhörung dieſes Mährchens ein Ruſſe in ſeine Heimath verſetzt." Der Caplan ſeufzte, lächelte und ſprach: „mir iſt heute eine alte Sage aus meiner Vaterſtadt eingefallen und ſogleich befand ich mich in Augsburg, ja, wer Augsburg nie ſah, wird ſich beim Anhören in eine alte Stadt mit hohen Gebäuden, ſpitzen Giebelhäuſern und Kirchen verſetzt glauben."

„Sie werden jetzt glauben in ein Dachſtübchen zu ſchauen, wo der Sprengkeſſel mit geweihtem Waſſer an der Wand hängt, blankes Zinn vom Schranke ſchaut, die Sonne auf die Rocken ſtrahlt und nun ſehen Sie ein altes Mütterlein geſchäftig herumtrippeln, ein junges holdes Mädchen die Spindel drehen, es pocht, ſie erröthet und herein tritt ſchüchtern der ehrliche Freier." „Ja, es giebt ſolche Stübchen, ſolche Mädchen!" rief der Freiherr und ſein ſtarres Auge füllte ſich mit Thränen! „Erzählen Sie, Freund, ſprechen Sie!"

Mit Wärme drückte Runſitten des Freundes Hand, dieſer ſah ihn heimlich ſcharf an und erzählte:

Das Eiſengitter zu Augsburg.

Vor dreihundert Jahren lebte zu Augsburg ein hübſcher Schloſſergeſell Namens Willibald, welcher von ſeinem Meiſter wegen ſeiner Geſchicklichkeit und ſeinem Fleiße hochgehalten und von ſeinen Nebengeſellen wegen ſeiner Munterkeit und Dienſtfertigkeit ſehr geliebt wurde.

Sein Meiſter, der Fleiß und ein aufrichtiges Gemüth höher denn Geld und Gut ſchätzte, hätte ihm ſeine einzige Tochter Lisbetha ſicher zum Weibe gegeben, wenn Willibald ſich nur um ſie bemüht hätte, aber anbieten wollte der Vater ſeine Tochter nicht und der junge Burſche war gegen die Jungfrau ſo höflich und kalt, daß man deutlich merkte, er liebe ſie nicht.

Dies ging ſehr natürlich zu. Willibalden gegenüber unter dem Dache wohnte Frau Martha, eine ehrbare Wittwe, nach deren Gemache der junge Geſell oft ſchaute. Nun galt dies freilich nicht der ſechzigjährigen Wittib, ſondern ihrer ſechzehnjährigen Muhme; der blonden Jungfer Helene, welche durch ihre Lieblichkeit den jungen Burſchen angezogen und durch ihre Tugenden gefeſſelt hatte.

Immer ſah Willibald Helenen nett und ſauber gekleidet, fleißig drehte ſie die Spindel, ſang mit ſanfter Stimme ein frommes Lied dazu und pflegte die alte Muhme treulich und unverdroſſen. Dafür war auch Helene Mutter Marthens Herzblatt und täglich betete ſie inbrünſtig für deren Wohl zu den lieben Heiligen und flehte ſie an, ihrer Muhme einen braven und freundlichen, und — könne es ſeyn — recht wohlhabenden Mann zu beſcheeren.

Dieſer Wunſch ſchien ſich bald zur Hälfte zu erfüllen; Willibald hatte gar große Luſt die Jungfer Helene zum Ehegeſpons zu erwählen und war er auch nicht reich, ſo war er doch brav und freundlich und überall wohlgelitten. Die Wohlhabenheit, ſagte er ſich zum Troſte, wenn er an Helene dachte, geht ja immer mit dem Fleiße Hand in Hand und ſie, die jetzt ſo ſtill und thätig lebt, wird mir ſchon ſparen helfen.

Lange trachtete er vergebens mit Frau Marthen bekannt zu werden, denn ſie geſtattete keinem jungen Burſchen den Zutritt bei ſich, endlich glückte es ihm aber doch; als es eines Tages glatteiſete und Frau Marthe mit wankenden Schritten aus der Kirche ihrer Wohnung zuging, bot Willibald ſich beſcheiden und höflich zu ihrem Führer an. Sie wieß ihn nicht zurück und lud ihn ſogar ein, mit hinauf in ihr Stübchen zu gehen und eine Schale Warmbier mit ihr zu trinken, welches Helene bereitet hatte.

Wer war glücklicher als Willibald. Von dieſem Tage an wurde ihm geſtattet von Zeit zu Zeit Frau Marthe zu beſuchen; er machte ſich die Erlaubniß zu Nutze, und kam oft und immer öfterer, endlich entdeckte er der Muhme ſein Herz und dieſe erwiederte: „Lieber junger Geſell, ich bin Euch herzlich zugethan und glaube, daß Helene gar gern Eure Hausfrau werden möchte, aber Ihr ſeyd arm, ich kann Helenen auch nichts als ein Bischen Wäſche geben und Meiſter müßt Ihr doch ſeyn. Mit Schulden anfangen thut nimmer gut, ſpart Euch alſo dreißig Goldgülden, ſo viel gehört, wie ich weiß, zum Anfange, und dann kommt und holt Euch die Braut mit meinem beſten Segen."

Willibald machte einen Freudenſprung. Wie wollte er nun arbeiten und ſparen. Helene kam auch hinzu, erröthend erwiederte ſie auf ſeine Fragen, daß ſie Glück und Leid mit ihm theilen und die Spindel von nun an noch raſcher drehen wolle, um ſobald als möglich einige Goldgülden zu ſeinem Erworbenen zu legen.

Von nun an ſahen ſich die Liebenden ſeltner, denn Beide arbeiteten fleißiger noch als früher, nur des Sonntags Abends kam Willibald in Frau Marthens Stüblein und brachte ſeine Sparbüchſe mit. Beide zählten dann ihren kleinen Reichthum, der alle Wochen wuchs und ehe achtzehn Monate um waren, hatten ſie ſchon fünf und zwanzig Goldgülden ſich erworben und abgeſpart.

Zu dieſer Zeit wurde die Muhme Marthe von einem böſen Stickhuſten befallen und der Meiſter Arzt meinte, er könne ſie nicht davon befreien, wenn ſie nicht aus ihrem engen Gäßchen hinaus in die friſche Luft zöge. Die Frau entſchloß ſich endlich ſeinem Rathe zu folgen, ſie miethete ſich in einem, eine Stunde von Augsburg entfernten Bauernhäuschen ein und bezog es mit Helenen.

Willibald wollte verzweifeln, daß ſein Liebchen ſo weit von ihm zog, aber er liebte ſie nun noch mehr, denn von Anbeginn der Welt iſt das Sprüchlein wahr geworden: „je ferner die Liebſte iſt, deſto lieber der Gang.“

Alle Sonntage ging er mit rüſtigen Schritten hinaus zu Helenen, die Baſe erholte ſich von Tage zu Tage und vergnügt ſaß das Pärchen in der Bohnenlaube und zählte ſeinen Schatz.

Eines Tages, als Willibald ſich dem Häuschen näherte, kam ihm Helene mit rothgeweinten Augen entgegen und rief ſchluchzend: „Ach Willibald! Willibald, das Unglück!“

„So weißt Du es ſchon?“ ſprach er mit bebender Stimme.

„Was denn?“ fragte ſchnell Helene.

„Daß ich heute früh meine Sparbüchſe nicht fand, die mir ein böſer Menſch geſtohlen haben muß, denn alles Suchen und Nachforſchen war vergebens.“

„Ach, ach!“ jammerte Helene, „ſo bricht denn alles Unglück auf einmal über uns herein, denke, heute morgen iſt ein reicher Herr in unſre Hütte gekommen. Er bat um einen Trunk Waſſer und als er mich ſah, gefiel ich ihm leider im erſten Augenblicke ſo, daß er mich auf der Stelle zum Weibe begehrte. Er iſt ein reicher Kaufherr, Namens Werner, aus Ulm, jetzt ſitzt er im Gemache bei der Baſe bei einem Fläſchchen Wein und ſpricht von ſeinem ſchönen Hauſe, ſeinen Goldgülden, und ſein Knecht, der hinter dem Ofen ſitzt, bejaht jedes ſeiner Worte. Doch ſey nur getroſt, mein Willibald, die Baſe mag ſagen, was ſie will, ich will eher ſterben, als von Dir laſſen."

Indem kam die Baſe aus dem Hauſe, gebot Helenen, ſogleich in das Zimmer zu dem Fremden zu gehen und ſagte zu Willibald mit verlegner Höflichkeit: „Junger Geſell, ich komme zu Euch heraus, denn es dürfte leicht beſſer ſeyn, wenn Ihr heute nicht in mein Gemach kämet. Ein reicher Mann wirbt um Helenen, von *mir* und meinem einſamen Alter ſpreche ich gar nicht, auch will ich ja gern Noth leiden, aber ſagt ſelbſt, was könnt Ihr Helenen bieten? Wollt Ihr das arme Kind in Noth und Elend ſtürzen, während ſie im Glücke und Ueberfluſſe leben könnte?"

„Schon gut, ſchon gut, Frau Martha!" rief Willibald, im Innerſten getroffen, „ich will Euch nichts in Euern Handel reden, ob Ihr einem ehrlichen Burſchen das Herz brecht, iſt Euch gleich!"

„Willibald!" rief mitleidig Frau Martha, „ſo hört doch," aber ſchon war der hitzige Geſell verſchwunden, einem Schattenbilde gleich, von dem weder etwas zu ſehen noch zu hören war.

Der Verzweiflung nahe irrte der Unglückliche im Felde umher, je dunkler es um ihn her wurde, deſto düſterer wurde es in ſeinem Gemüthe. Er dachte ſich

Helenen neben dem reichen Freier und knirſchte mit den Zähnen.

Schon rückte Mitternacht heran und noch dachte er nicht daran ſeine Wohnung zu ſuchen.

Ohne auf den Weg zu ſehen war er weiter geſchritten und bemerkte jetzt, daß er ſich auf dem Kirchhofe zu Augsburg befand. „Da gehen ſie in das Gotteshaus und beten!“ rief er hohnlachend — „hab' ich nicht auch gebetet, gearbeitet, geſpart, hat je eine Sünde mein Herz befleckt und was iſt mein Lohn? Helene iſt mir verloren, kein Gebet giebt ſie mir; ſo wollt' ich mich denn dem Böſen verſchreiben und der Seine ſeyn, würde Helene dafür mein Weib!

Ein heiſeres Gelächter ertönte neben ihm, er blickte auf und vor ihm ſtand der Gerufene mit Hörnern und Pferdefuß. „Da bin ich!“ ſprach Satanas, „ich weiß, was Du begehrſt und bin bereit, Dir zu dienen für einen Gegendienſt.“

„Nenne ihn mir!“ rief haſtig Willibald, obgleich er vor Furcht zitterte.

„Du biſt,“ fuhr der Teufel fort, „wie ich weiß, ein tüchtiger Schloſſer, ſo folge mir denn, ich will Dir eine Stelle zeigen, wo einer, der mir gehört, begraben liegt, um deſſen Grab ſollſt Du mir ein eiſernes Geländer fertigen und dafür Dein Liebchen in die Brautkammer führen.“

„Wenn Ihr weiter nichts verlangt, das bin ich gern zufrieden.“

„Oho, juble nicht zu früh, merke Dir dies, Du haſt nur eine Stunde Zeit, um Zwölf ſelbſt Du anfangen und mit dem Schlage Eins muß das Geländer fertig ſeyn. Biſt Du fertig, hab' ich keinen Theil an Dir, biſt Du es nicht, ſo nenn' ich Dich mein für immer."

Willibald ſchwankte einen Augenblick, der Wunſch, Helenen zu beſitzen, ſiegte über Furcht und Frömmigkeit. „Es ſey!" rief er aus und folgte dem Böſen, der vor ihm her hinkte, jetzt bei einem unſcheinbaren Grabe ſtehen blieb und mit den Worten: „nun ſpute Dich Geſell!" verſchwand.

Alsbald ſtieg ein luſtiges Feuer aus der Erde heraus, Eiſen und Handwerkszeug lag dabei und Willibald, auf die Glocke, die eben Zwölf ſchlug, hörend, begann mit Eifer die Arbeit. Waldvögel ſetzten ſich hin zu ihm und Katzen mit leuchtenden Augen, zwiſchen durch vernahm er Hohngelächter und Sturmesgeheul, aber er ſchaute ſich nicht um und arbeitete fort. Die Arbeit wuchs unter ſeinen Händen, ſchon glaubte er ſich dem Ziele nahe, nur eine Schraube fehlte noch, da ſchlug es Eins. Bewußtlos ſank Willibald zu Boden.

Gegen Morgen erwachte er, Alles dünkte ihm ein wüſter Traum, doch ein Blick auf das fertige Gitter überzeugte ihn, daß er wirklich dieſe Arbeit vollbracht. Das Handwerkszeug war verſchwunden.

Müde, voll Schaam und Reue eilte er dem Gotteshauſe zu und flehte inbrünſtig zu Gott um Vergebung für ſeine ſchwere Sünde. Unter dem Gebete ward ihm leichter um das Herz, zu arbeiten vermocht' er heute nicht und troſtbedürftig trat er langſam den Weg zu Helenen's Häuschen an.

Wie geſtern, kam ſie ihm ſchon von weitem entgegen, fiel ihm um den Hals und weinte bitterlich.

„Diesmal," begann ſie, „weine ich vor Freuden. Als Du geſtern fort warſt, ſchlich ich mich in der Dämmerung aus dem Zimmer, um hier in dem kleinen Gärtchen ungeſtört weinen zu können. Wie ich ſobetrübt da ſaß, kam ein freundliches Mütterchen, das faſt an Zügen meiner verſtorbenen Mutter glich. Sie ſah mich mit unendlicher Liebe an und ſagte: „„weine nicht, mein Kind, aber bete, bete, Deinem Liebſten droht große Gefahr."" Ich dankte ihr für den Rath und brach die ſchönſten Blumen für ſie ab, ſie aber nahm ein Sträuslein Tauſendguldenkraut von der Bruſt, reichte es mir mit den Worten: „„verwahre es wohl in Deiner Lade"" und verſchwand, ehe ich ihr danken konnte."

„Das Sträuschen verwahrte ich und durchwachte dann die ganze Nacht im Gebete für Dich."

„Früh wollte der Freier, der im nahen Wirthshauſe übernachtet hatte, Beſcheid haben, da faßte ich mir ein Herz und ſagte: „Nein!"

„Die Baſe wollte Einwendungen machen, aber der Kaufherr, durch mein Nein erzürnt, ſtieg auf ſein Roß und ritt davon mit ſeinem Knechte.

„Und als ich nun die Lade öffnete, fand ich anzweihundert Goldgülden. Ich erzählte der Baſe Alles und ſie ſegnete uns."

Stumm hatte Willibald zugehört, er vermochte ſein Glück nicht zu faſſen. Die Baſe kam herbei und der Hochzeittag ward feſtgeſetzt.

Bevor aber Willibald ſein Meiſterſtück machte und ſich trauen ließ, beichtete er einem Prieſter ſein Vergehen und ließ ſich ſtrenge Buße auferlegen, die er treulich erfüllte.

Willibald und Helene wurden ein Paar, ſie pflegten die alte Muhme, erinnerten ſich dankbar des freundlichen Mütterchens und führten ein ſtilles, gottesfürchtiges Leben. Das Eiſengitter auf dem Kirchhofe zu Augsburg aber wird bewundert bis auf den heutigen Tag, ſchon mancher tüchtige Schloſſer hat verſucht, die fehlende Schraube zu fertigen, aber Keinem iſt eine paſſende gelungen, ſo daß ſie bis jetzt noch immer fehlt.

„Sehr gut!" rief der Freiherr mit ſeltſamer Haſt, indem er ſich erhob — „ſehr gut! eine ungelöſte Aufgabe. — Pah! wer mag alles vollbringen, was er ſoll, gleichviel, Gutes oder Böſes? — Gute Nacht, geht zur Ruhe — zur Ruhe." — Er verließ eilig das Gemach, der Caplan folgte ihm.

Sechſte Nacht.

Franz und der Caplan trafen ſich am nächſten Morgen im Schloßgarten, deſſen ſpärliche Blumen mit der Gegend im Einklange ſtanden.

„Haben Sie bemerkt,“ redete er den Caplan an, „wie aufmerkſam der Freiherr geſtern auf Ihre Erzählung hörte? Sogar die zwölfte Stunde vergaß er und ich möchte faſt glauben, daß er während ſeines Aufenthaltes im Auslande ein Helenen ähnliches Mädchen gekannt und geliebt habe, der Stand hat ſie vielleicht von ihm getrennt.“

„Ueber Standesvorurtheile iſt der Freiherr hinweg, dies hätte ihn nicht gehindert, ihr die Hand zu bieten,“ ſagte der Caplan, „auch war er früher heitrer und unglückliche Liebe allein beugt einen Mann, wie den Freiherrn, nicht ſo tief nieder. Den Verluſt eines ſolchen Glückes, mein junger Freund, meint man nicht zu überleben, zählt man zwanzig Jahre und zwanzig Jahre ſpäter iſt er längſt verſchmerzt.“

Franz ſchüttelte ungläubig das Haupt. Indem trat die Freifrau zu ihnen, ſie berichtete, wie ihr Gatte jetzt ſchon anfange ſich auf die Nächte am Kamine zu freuen und bat Franz für dieſe ein recht anmuthiges Mährlein in Bereitſchaft zu halten.

Franz hatte ſich beſtrebt, dem Wunſche der Dame nachzukommen und erzählte, als die beſtimmte Stunde gekommen war:

Die Elbjungfer.

Wer vor mehr denn hundert Jahren zur Zeit des Wochenmarktes auf den Magdeburger Marktplatz ging, begegnete jedesmal einer Jungfrau, die ſich vor allen andern auszeichnete, obgleich ihr Anzug ganz einfach und bürgerlich und ihr Weſen ſittig und ſtill war.

Ihr Wuchs war tadellos, ihr Antlitz von beſonderer klarer Farbe, ihr Auge waſſerblau, ihr reiches Haar vom ſchönſten Blond, doch behaupteten Manche, es ſpiele in's Grünliche.

Sie trug ſtets ein zierliches von Weidenruthen geflochtenes Körbchen und der eine Zipfel ihrer blendend weißen Schürze war immer naß.

Mancher ſchaute ihr ſehnſüchtig nach und wünſchte ſich dieſe holdſelige Jungfrau zur Hausfrau, aber Keiner getraute es ſich, ſie anzureden, denn in ihrem Weſen lag ſo viel Stolz und Zurückhaltung, daß Jeder ihr ehrerbietig auswich. Heimlich flüſterten die Leute einander zu, die Jungfrau ſteige des Morgens im Zwielicht aus den Fluthen der Elbe empor, ſie gehöre zum Geſchlechte der Waſſergeiſter, weil aber ihre Mutter einſt eine Liebſchaft mit einem ſchönen Rittersmann gehabt, ſehne auch die Jungfrau ſich hinauf auf die grüne Erde.

Nun begab es ſich, daß ſich ein junger Geſell ſterblich in die Elbjungfer verliebte, er ging ihr auf allen Tritten und Schritten nach und traf ſie endlich an einem ſchönen Frühlingsabende am Ufer der Elbe, wie ſie eben im Begriff war, in den Strom hinab zu ſpringen.

Er warf ſich ihr zu Füßen, beſchwor ſie ihm Gehör zu ſchenken, geſtand ihr ſeine Liebe und flehte ſo innig um ihre Gegenliebe, daß ſie gerührt davon wurde und ihm ſagte: „Junger Geſell, Deine Liebe rührt mich, aber die Deine zu ſeyn, ſteht nicht in meiner Gewalt. Ich will hinab in den Strom und bei meinen Brüdern fragen, ob ich Dein Ehegemahl werden darf. Verweile Du indeſſen hier, erſcheint ein Teller mit einem Apfel auf der Oberfläche des Stromes, ſo bin ich die Deine, dann ſpringe kecklich hinab zu mir; zeigt ſich Dir etwas andres, ſo entweiche ſchnell.“ Und eilends ſprang ſie hinab.

Der Geſell ſchaute unverwandten Blickes ihr nach und alsbald ſprang ein Strom Blut aus der Tiefe des Stromes empor und die Stimme der Jungfer klagte: „weh, weh, meine Brüder ermorden mich!“

Da ſtürzte der Geſell wie wahnſinnig fort und rannte ſich den Stahl in die Bruſt.

Unbeweglich hatte der Freiherr zugehört, ein tiefer Seufzer entſchlüpfte ſeinen Lippen und leiſe betete er: „Vater Unſer, der Du biſt im Himmel.“

Alma weinte und die Freifrau ſprach: „Unzähligemal auf die verſchiedenartigſte Weiſe iſt ſchon die Liebe der Menſchen zu Geiſtern und beſonders zu den Bewohnerinnen des Meeres erzählt worden, und doch behält die hundertſte Erzählung dieſer Art den Reiz, den die erſte für uns hatte, wir ahnen im Voraus ein ſchauriges Ende und doch glaub' ich, erſchiene ein ſolches Weib, auch Männer unſrer Zeit würden ihm nicht widerſtehen."

„Ich ſtimme Ihnen vollkommen bei, gnädige Frau," ſagte Eduard, „und will Ihnen morgen Nacht eine Begebenheit erzählen, die ich aus dem Munde meines wahrheitsliebenden Vaters weiß, ja die ihm ſelbſt wiederfahren iſt."

Die ganze Geſellſchaft freute ſich über dieſes Verſprechen und als in der nächſten Nacht die Zuhörer zum Anhören geſtimmt waren, begann Eduard:

Siebente Nach't.

Mein Vater beſaß auf ſeinen Gütern viele Teiche, und die ſilberne, an unſerm Stammſchloſſe vorüber rauſchende Donau führt allerlei Fiſche mit ſich, die man weit und breit als vorzüglich rühmt. Als Knabe liebte er es, angeln zu gehen und badete ſich in den klaren Wellen ſo oft und unbeſorgt, daß ſeine Mutter ihm oft zurief: „warte nur, Konrad, die Nixe wird Dich noch hineinziehn."

Nun wünſchte er ſehnlichſt zu wiſſen: wie die Donaunixe ausſähe, aber da ſie Niemand geſchaut, konnte er auch keine deutliche Beſchreibung von ihr erhalten. Nach Einigen ſollte ſie hoch und ſchlank ſeyn und einen blauen mit Sternen geſtickten Mantel tragen, nach Andern fein und zierlich, wenig größer als ein Kind, ſich in einem meergrünen Gewande zeigen. Dieſer beſchrieb ſie wohlthätig und voll gutmüthiger Schelmerei, Jener ſchilderte ſie zärtlich, aber auch ſehr eiferſüchtig.

Mein Vater weilte, um ſie nur einmal zu erblicken, oft Stundenlang an der Donau, immer vergebens.

Endlich gedachte er, des Harrens müde, gar nicht mehr an ſie, er ging auf Reiſen, kehrte nach einigen Jahren zurück und beſchäftigte ſich mit ganz andern Plänen, als mit dem, die Nixe zu ſehen. Eines Tages ging er am Strome vorbei, die Hitze war drückend, er legte ſich in das Ufergras und erwartete die Kühle, welche mit der Dämmerung einzutreten pflegt.

Da theilten ſich die Wellen und herauf an das Ufer ſtieg eine hohe, ſchlanke Frau mit blauen Augen, ſie trug einen Kranz von Waſſerlilien auf den blonden Locken, legte ihn meinem Vater auf die rechte Hand und ſprach: „willſt Du mein ſeyn in treuer Liebe, ſo behalte den Kranz bei Dir und verwahre ihn gut, wo nicht, ſo wirf ihn in die Fluth.“

Mein Vater würde die ganze Erſcheinung für einen Traum gehalten haben, wenn er nicht wirklich b ſeinem Erwachen einen Kranz von Seelilien in ſeiner Hand erblickt hätte.

Unſchlüſſig, ob er ihn mit ſich nehmen oder in die

Donau werfen ſollte, betrachtete er ihn lange, endlich ſahen ihm die Blumen an wie ſchöne Augen, er nahm ihn mit ſich und verwahrte ihn in einem ſchönen Schranke.

Alle Abende um dieſelbe Zeit fühlte mein Vater von nun an eine gewiſſe Müdigkeit und jedesmal erſchien ihm im Traume das Bild der ſchönen Nixe.

So entſchwand ein Jahr, mein Vater vermählte ſich dem Wunſche ſeiner Aeltern gemäß mit meiner Mutter, welche er wegen ihren Tugenden achtete, ohne ſie zu lieben, denn ſein Herz war einzig von der holden Erſcheinung erfüllt.

Von nun an erſchien die Nixe meinem Vater ſtets mit verhülltem Antlitze und auch ſeltner, ſo daß mein Vater ganz traurig darüber wurde.

Eines Tages, als er ſich am Ufer der Donau befand, hörte er es plätſchern in den Wellen, er ſah hin, ein welker Seelilienkranz ſchwebte über ihnen und verſank.

Als er nach Hauſe kam, war ſein Erſtes nach dem Schranke zu gehen und den Kranz zu ſuchen.

Meine Mutter ſagte ganz unbefangen, daß ſie dieſen Nachmittag beim Aufräumen des Schrankes den verwelkten Kranz gefunden und in die unter dem Fenſter vorbeifließende Donau geworfen habe.

Seit jener Zeit erſchien die Nixe meinem Vater nicht mehr, er fand meine Mutter täglich reizender und trug nun all die Liebe, welche er für die ſchöne Nymphe empfunden hatte, auf ſie über, ſo daß ihre Ehe vollkommen glücklich und zufrieden war.

Verſchiedenartige Geſchäfte hatten den Caplan auf mehrere Tage fern gehalten.

Eduard und Franz ſprachen ſich ſelten, Eduard weilte viel in der Bibliothek, Franz ſchweifte in der Gegend umher, auch hielt ein gewiſſes Etwas, über welches Beide ſich nicht genaue Rechenſchaft ablegen konnten oder wollten, ſie fern.

Als der Caplan zurückkehrte, vernahm er zu ſeiner Freude, daß die nächtlichen Wanderungen des Freiherrn immer ſeltner geworden und daß er ein eifriger Zuhörer der Mährchen und Sagen ſey.

Er hatte ſich in freien Stunden die Mittheilungen der Freunde in ein zierliches Buch geſchrieben, ein Gleiches hatte Eduard gethan und von dieſem lieh er jetzt das Manuſcript der Sagen, welche während ſeiner Abweſenheit erzählt worden waren und die wir hier ohne Unterbrechung der Reihe nach niederſchreiben.

Achte Nacht.

Die Geſchichte von den drei Brodchen.

Vor dreihundert Jahren lebte in Schwaben ein Herr von Bomſen, welcher zwar ein ſchönes Schloß und große Wieſen, Felder und Waldungen, aber auch viel, ſehr viel Schulden hatte. Seine Vorfahren hatten Alles vergeudet und der arme Nachkomme mußte dafür büßen, denn der Fleiß und die Ordnungsliebe von ihm und ſeiner Hausfrau vermochten nicht dem Uebelſtande abzuhelfen. Eben war der letzte Gulden ausgegeben, die Hausfrau war von einem kleinen Töchterlein entbunden und lag trübſinnig im Bette.

Der Herr von Bomſen ſaß in ſeinem Zimmer und ſann auf Hülfe, von Zeit zu Zeit auf ſeine drei ſchlafenden Knaben ſchauend, die Wöchnerin befand ſich mit dem Neugebornen allein.

Da ſchlug die Glocke zwölfmal um Mitternacht. Ein leiſes Geräuſch veranlaßte Frau von Bomſen nach dem Ofen zu ſchauen, und ſiehe, aus einer Mauerſpalte unter dem Ofen hervor, kam ein kleiner, zierlicher Mann im Feſtſtaate, einen Blumenſtrauß im Knopfloch, wie ein Hochzeitbitter. Dem Männlein folgte ein kleines Brautpaar und dieſem ein Zug geputzter Gäſte, auch Muſikanten, die ganz artig fiedelten und blieſen. Eine jede Perſon war nicht größer, als ein Daumen.

Jetzt näherte ſich der Hochzeitbitter dem Bette der Wöchnerin und ſagte, als er bemerkte, daß ihr ängſtlich zu Muthe war.

„Laßt Euch nicht bange ſeyn, edle Frau, wir ſind keine böſen Geiſter und thun Euch und Euerm Kindlein kein Leides. Wir wohnen im Schloßberge und kommen ſelten auf die Erde herauf. Erlaubet uns, unſer Hochzeitfeſt hier zu halten, wir wollen Euch nicht ſtören.“

Die Frau, welche von Natur wohlwollend war, nickte mit dem Kopfe und ſprach: „thuet alſo, doch wecket mir nicht das Kindlein."

Und die kleinen Männlein und Weiblein brachten Tiſche, Stühle, Speiſe und Trank, machten ſich luſtig und waren fröhlich.

Und als das Mahl beendet war, kam der Hochzeitbitter wieder an das Bette und ſprach: „wir danken Euch edle Frau für Eure Gunſt, inſonderheit das Brautpaar, es ſendet Euch dieſe drei Brodchen und bittet Euch: ſie wohl zu verwahren, es wird Euch und Euern Kindeskindern zu Gute kommen, denn ſo lange Ihr die Brode habt, wird das Geſchlecht der von Bomſen grünen und blühen."

Hierauf legte das Männlein drei Brodchen, jedes von der Größe eines Pflaumenkernes auf das Deckebette der Wöchnerin, verneigte ſich zierlich und verſchwand und die andern Männlein und Weiblein folgten ihm.

Am Morgen erzählte Frau von Bomſen ihrem Gemahl den Vorgang und übergab ihm die drei Brodchen, welche er ſogleich, um ſie recht gut zu verwahren, nebſt einem Pergamenttäfelchen, wo die Begebenheit darauf verzeichnet war, in den Schloßthurm einmauern ließ.

Denſelben Tag ging eine längſt verloren geglaubte Schuld ein, auch die Erndte war dies Jahr reichlich und das Wild im Walde, das Vieh in den Ställen vermehrte ſich und gedieh.

Ueber zweihundert Jahre grünte und blühte das Geſchlecht von Bomſen; vor ungefähr achtzig Jahren ſchlug der Blitz in den Schloßthurm, man fand unter dem Schutte drei Brodchen und das Pergament. Einer der Familie nahm ein Brodchen mit ſich und verwahrte es wohl. Zwei andere dieſes Geſchlechts ließen die andern liegen. Deßhalb ſtarben zwei Linien aus und die eine blüht und grünt noch fort.

Neunte Nacht.

Der ewige Jäger.

Graf Eberhard von Würtemberg ritt eines Tages allein in den dunkeln Forſt hinaus und wollte zu ſeiner Luſt jagen. Plötzlich hörte er ein ſtarkes Brauſen und Lärmen, als ob ein Waidmann vorüber käme. Bald darauf gewahrte er auch einen ſolchen, auf falbem Roſſe neben ſich; er erſchrak heftig und fragte, nachdem er vom Roß geſtiegen war, den Jäger: ob er gekommen ſey, ihm etwas Uebles zuzufügen?

„Nein,“ ſprach die Geſtalt, „ich bin gleich Dir ein Menſch und ſtehe vor Dir ganz allein; vordem war ich ein reicher, mächtiger Herr. Die Jagd ging mir über Alles, ſo daß ich Weib und Kind, ja ſogar Gott darüber vergaß.

Einſt jagte ich des Sonntags am Gotteshauſe vorbei und ſtörte die Leute in ihrer Andacht, da kam ein frommer Prieſter des Weges daher und ſprach: „Herr, werdet Ihr denn ewig jagen?“

„Bis zum jüngſten Tage,“ ſprach ich keckliсh, „ja bis zum jüngſten Tage, ſo es Gott gefällt.“

„Mein Wunſch wurde leider erfüllt und ſchon fünftehalbhundert Jahre jage ich einen und denſelben Hirſch.“

„Und kann ich Dich nicht erlöſen? Nenne mir Deinen Namen, damit ich Deine Nachkommen heiße für Dich beten.“

„Mein Geſchlecht und mein Adel ſind noch Niemand offenbart worden,“ verſetzte der Jäger.

Graf Eberhard ſprach: „zeig' mir Dein Angeſicht.“

Da entblößte ſich der Geiſt, ſein Antlitz war kaum fauſtgroß und ganz verdorrt.

Der Jäger ritt drauf dem Hirſche nach und verſchwand, der Graf betete ein Ave und ritt heim in ſein Land.

Zehnte Nacht.

Der Tod des Erſtgebornen.

Vor alten Zeiten lebte in Italien ein reicher angeſehener Graf, Namens Frangipani, welcher eine ſchöne Gemahlin hatte, die er über Alles liebte, kurz es fehlte zu ſeinem Glücke nichts als ein Kind. Die Gräfin unterließ auch nicht, fleißig zu beten und Wallfahrten anzuſtellen, und ſiehe, der Himmel erfüllte ihren Wunſch, ſie hoffte auf einen Erben.

Nun wünſchte ſich der Graf einen Sohn und auch dieſe Bitte zu Gott ward ihm gewährt und ein wunderſchönes Knäblein geboren.

Bevor aber das Kind zwölf Tage alt wurde, fand man es des Morgens bei der Amme todt im Bette. Man verdachte ſie, es mit Vorſatz gethan zu haben und obgleich ſie hoch und theuer ihre Unſchuld beſchwor, ruhte der Graf doch nicht, bis ſie zum Tode verurtheilt wurde.

Als die Amme nun niederkniete und den Todesſtreich empfangen ſollte, ſprach ſie noch einmal: „ich bin ſo gewiß unſchuldig, als in Zukunft jedesmal der Erſtgeborene dieſes Geſchlechtes ſterben wird.“

Nachdem ſie dieſes geſprochen, flog eine weiße Taube über ihr Haupt hin, darauf ward ſie gerichtet.

Die Weiſſagung betrübte die Gräfin ſehr, aber ihr Gemahl ſchalt ſie deßhalb abergläubig, ſie gebar ihm noch Söhne und Töchter und Niemand gedachte mehr der hingerichteten Amme.

Fünf und zwanzig Jahre waren vergangen, als der zweite Sohn des Grafen Frangipani, welcher ein Jahr nach dem Erdrückten geboren war, ſeinem Vater einen Enkel brachte. Da rief der Graf frohlockend: „das Geſchlecht der Frangipani ſtirbt nicht aus.

Aber kaum hatte der junge Sprößling das erſte Lebensjahr erreicht, ſo ſtarb er ſchnell und ſchmerzlos. Wieder gingen Jahre zu Jahren, der ältere Frangipani war längſt todt und deſſen Enkel freute ſich an zwei heranblühenden Söhnen. Eines Tages brachte man den älteſten todt von der Jagd, er war vom Pferde geſtürzt.

Der ältere Sohn des zweiten blieb im Kriege, der jüngere Bruder des Gebliebenen hatte zwei Söhne und ſah mit Zittern der Erfüllung der unglückſeligen Weiſſagung entgegen, um ſo mehr, als der älteſte Sohn ein Muſter ritterlicher Tugend und Kraft war, der zweite hingegen voll Habſucht und Tücke.

Der ältere Sohn ſtarb — man ſagte an Gift — der jüngere erbte die Reichthümer allein.

Er vermählte ſich ſpäterhin mit einer reichen Erbin, die ihm einen Sohn und eine Tochter gebar.

Seine Gemahlin zitterte für das Leben ihres Lieblings und ermahnte ihren hartherzigen Gemahl zur Gottesfurcht, aber ſtatt gute Werke zu thun, beging er die

Schändlichkeit, gegen eine verſprochene Summe, die er ſpäter gar nicht erhielt, Konradin von Schwaben, den letzten der Hohenſtaufen, zu verrathen.

Nach Jahren ward ein junger Mann des Hochverraths angeklagt. Frangipani, ohne ſeinen Namen zu wiſſen, gab ſeine Stimme, die ihm des Todes ſchuldig erklärte, im Rathe ab.

Die Stimmen für und wider den Angeklagten waren gleichzählig geweſen, die eine Stimme mehr, die des Frangipani hatte entſchieden.

Man führte den Angeklagten herein, es war ſein Sohn, der letzte Frangipani.

Elfte Nacht.

Die drei Bergleute im Kuttenberge.

In Böhmen liegt der Kuttenberg, darin arbeiteten drei Bergleute lange Jahre und verdienten damit das Nöthige für ſich und ihre Frau ehrlich. Wenn ſie Morgens in den Berg gingen, ſo nahmen ſie dreierlei mit: erſtens ihr Gebetbuch, zweitens ihr Licht, aber nur auf einen Tag mit Oel verſehen, drittens ihr Bischen Brot, das reichte auch nur auf einen Tag. Ehe ſie die Arbeit anhuben, thaten ſie ihr Gebet zu Gott, daß er ſie in dem Berge bewahren möchte und darnach fingen ſie getroſt und fleißig an zu arbeiten.

Es trug ſich zu, als ſie einen Tag gearbeitet hatten und es bald Abend war, daß der Berg vorn einfiel und der Eingang verſchüttet wurde. Da meinten ſie begraben zu ſeyn und ſprachen: „ach Gott! wir armen Bergleute, wir müſſen nun Hungers ſterben! wir haben nur einen Tag Brot zu eſſen und einen Tag Oel auf dem Licht!“

Nun befahlen ſie ſich Gott und dachten bald zu ſterben, doch wollten ſie nicht müſſig ſeyn, ſo lange ſie noch Kräfte hätten, arbeiteten fort und fort und beteten.

Alſo geſchah es, daß ihr Licht ſieben Jahre fort brannte und ihr kleines Bischen Brot, von dem ſie tagtäglich aßen, ward auch nicht aufgezehrt, ſondern blieb eben ſo groß und ſie meinten, die ſieben Jahre wären nur ein Tag. Doch da ſie ſich nicht ihr Haar ſchneiden und den Bart abnehmen konnten, waren dieſe ellenlang gewachſen.

Die Weiber hielten unterdeſſen ihre Männer für todt, meinten ſie würden ſie nimmermehr wiederſehen und dachten daran, andere zu heirathen.

Nun geſchah es, daß einer von den Dreien unte der Erde ſo recht von Herzensgrund wünſchte: ach könnt' ich noch einmal das Tageslicht ſehen; ſo wollt' ich gern ſterben!

Der Zweite ſprach: „ach könnt' ich noch einmal mit meiner Frau zu Tiſche ſitzen und eſſen, dann wollt' ich gern ſterben!"

Da ſprach auch der Dritte: „ach! könnt' ich nur noch ein Jahr friedlich und vergnügt mit meiner Frau leben, ſo wollt' ich gern ſterben!"

Wie ſie das geſprochen hatten, ſo krachte der Berg gewaltig und übermächtig und ſprang von einander, da ging der Erſte hin zu der Spalte und ſchaute hinauf und ſah den blauen Himmel und wie er ſich am Tageslichte gefreut, ſank er augenblicklich todt nieder.

Der Berg that ſich immer mehr von einander, alſo daß der Riß größer ward, da arbeiteten die beiden andern fort, hackten ſich Treppen, krochen hinauf und kamen endlich heraus.

Sie gingen nun fort in ihr Dorf und in ihre Häuſer und ſuchten ihre Weiber, aber die wollten ſie nicht mehr kennen.

Sie ſprachen: „habt Ihr denn keine Männer gehabt?"

„Ja," antworteten jene, „aber die ſind ſchon ſieben Jahre todt und liegen im Kuttenberg begraben."

Der Zweite ſprach zu ſeiner Frau: „ich bin Dein Mann," aber ſie wollte es nicht glauben, weil er den ellenlangen Bart hatte und ganz unkenntlich war. Da ſagte er: „hole mir das Bartmeſſer, das oben im Wandſchranke liegen wird und ein Stückchen Seife dazu."

Nun nahm er ſich den Bart ab, kämmte und wuſch ſich, und als er fertig war, ſah ſie, daß er ihr Mann war.

Sie freute ſich herzlich, holte Eſſen und Trinken ſo gut ſie es hatte, deckte den Tiſch und ſie ſetzten ſic zuſammen hin und aßen vergnügt mit einander.

Wie aber der Mann ſatt war und eben den letzte Biſſen Brot gegeſſen hatte, da fiel er um und war todt.

Der dritte Bergmann wohnte ein ganzes Jahr i Stille und Frieden mit ſeiner Frau zuſammen, als e herum war, zu derſelben Stunde aber, wo er aus den Berge gekommen war, fiel er und ſeine Frau todt mi ihm hin.

Alſo hatte Gott ihre Wünſche ihrer Frömmigkei wegen erfüllt.

Zwölfte Nacht.

Der Caplan dankte Eduard für die Mittheilung dieſer Sagen, als er ihn in der Dämmerung im Geſellſchaftszimmer fand. „Die Sage von den drei Brodchen iſt recht anmutihg, ſprach er, die vom ewigen Jäger erinnert, wenn auch nicht ſo viel Großartiges darin liegt, doch wegen des Schickſals des Jägers an die grauenvoll ſchöne Sage vom ewigen Juden, die ich Ihnen ſpäter einmal mittheilen will.

Bei der Sage von Frangipani möcht' ich ausrufen: „bezweifle doch Keiner, daß es eine Vergeltung gibt!“ rührend aber iſt die Sage von den drei Bergleuten, um ihrer Frömmigkeit willen wurden ihnen ihre Wünſche auf das genaueſte erfüllt und wahrlich, Gott erfüllt alle vernünftigen, frommen

Wünſche, wenn wir beſcheiden bitten: „Herr nicht mein ſondern Dein Wille geſchehe, aber kann es ſeyn, erfülle mir dieſen Wunſch!“

„Ich habe die Sagen nur ſehr ſkizzenhaft niedergeſchrieben,“ bemerkte Eduard.

„Grade die Kürze giebt ihnen Werth!“ verſetzte der Caplan, „die Sage iſt ein eigenes Gewächs im Garten der Poeſie.

Sie muß neben der innern Wahrheit, die auch Roman Erzählung, Mährchen, kurz alle Dichtungen haben müſſen auch einen Schimmer von hiſtoriſcher Wahrheit oder doch Wahrſcheinlichkeit haben. Wir müſſen, wenn wir ſie hören, die Begebenheit für möglich halten, Andern ſteif und feſt ſagen, es iſt gewiß geſchehen und wenn unſre Vernunft dagegen Einwendungen macht, uns von der Anmuth oder Schauerlichkeit der Sage ſo weit hinreißen laſſen, daß wir, Vernunft und Verſtand beſchwichtigend, ausrufen: „in jener Zeit iſt es doch wohl geſchehn.“

„Eine Fabel muß kurz ſeyn und zuletzt mit treffendem Witze ſchlagen, Roman, Erzählungen, Novellen können ſo lang als es immer iſt, ausgeſponnen ja ſie müſſen ſogar motivirt ſeyn; das Mährchen dehne man immerhin durch liebliche phantaſtiſche Epiſoden aus, die Sage nicht, ſie ſey nur ein Umriß. Der Phantaſie des Leſers verſtatte man es, ſie ſich nach Gefallen noch ſchöner auszuſchmücken. Wie bei der Oper, wo dem Componiſten die Ausführung überlaſſen werden muß, muß der Sammler von Sagen nur eine intereſſante Begebenheit, nur kurz und ſcharf charakteriſirte Perſonen verführen, und obgleich oft ſelbſt Dichter, doch einem andern Dichter die Ausmalung vergönnen. Dieſer muß ſich, wie der Componiſt, an das Buch, genau an die Sage halten und beſonders vom Uebel iſt alle moderne Zuthat.

Mich hat es immer gewundert, daß die Operndichter nicht mehr die Sagenſchätze benutzen, da faſt jede Sage muſikaliſche Elemente hat und in vielen auch dramatiſche enthalten ſind.“

„Der Freiſchütz, Euryanthe, der Vampyr, Hans Heiling z. B., die ich hörte, beſtätigen die Wahrheit ihrer Behauptung,“ ſprach Eduard, „zu dieſen Büchern kann man ſich gar keine ſchlechte Muſik denken.

Weber iſt geſchieden aber Heinrich Marſchner lebt noch, ihm möcht ich, ſammle ich noch die Sagen, welche ich im Schloſſe Runſitten hörte und las, widmen; oder Carl Löwe, den Sänger der herrlichen Balladen. Ließen Sie auch keine der Sagen zur Operndichtung verarbeiten, nach Leſung einer alten einfach ſchönen Sage möcht ich Heinrich Marſchner phantaſieren hören.“

Das Geſpräch wurde unterbrochen durch das Eintreten eines Fremden, der von dem alten Kaſtellan als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften angemeldet wurde. Küttner, ſo nannte ſich der Fremde, kam eben vom Freiherrn, er war vor zwei Stunden angekommen und hatte um ein Nachtlager gebeten, welches ihm die Gaſtfreiheit des Freiherrn gern gewährte.

Küttner lobte das Schloß, die Artigkeit des Freiherrn, den glücklichen Zufall, welcher ihm die Bekanntſchaft dreier liebenswürdiger Männer, wie Eduard, Franz und der Caplan verſchaffe. Er war freundlichen Angeſichtes, und ſagte offenbar Jedem gern etwas Angenehmes, nicht aus Liebedienerei, ſondern aus der Höflichkeit und Güte des Herzens, die gern Freundliches ſagt und erzeigt und es von Andern eben ſo harmlos auch annimmt.

Der Freiherr und die Damen erſchienen, Küttner wußte Neuigkeiten aus Berlin, von wo er kam, überhaupt unterhielt er Alle ſo angenehm, daß das Mahl länger als gewöhnlich dauerte.

Nach Beendigung deſſelben ſagte die Freifrau: „es iſt ſeit einiger Zeit unter uns eingeführt, daß ein Mitglied der Geſellſchaft zur Nacht, die wir zur Hälfte traulich am Kamine zubringen, ein Mährchen oder eine alte Sage erzählt. Von Ihnen hoffen wir auch recht viel Schönes zu hören und als neu Eingetretener in unſern Kreis ſollten Sie wie billig ſich durch Mittheilung einer Sage uns anſchließen.“

„Ich kann Ihren Wunſch, meine Frau Baronin, um ſo eher erfüllen, als ich jetzt beſchäftigt bin, einen Cyklus alter Sagen für den Druck zu ordnen. Erlauben Sie mir einen Gang in mein Zimmer einen Blick in den Koffer und ſchnell bin ich wieder hier mit meinem Manuſcripte.“

Er verſchwand eiligſt, kam nach einigen Augenblicken mit dem Manuſcript zurück und las:

Der Hexenring.

Carl der Erſte, als deutſcher Kaiſer mit wahrhaftem Rechte Carl der Große zugenannt, wurde ſeinem Vater Pipin dem Kurzen am 2. April 742 zu Aachen, nach Anderen zu Ingelheim geboren. Noch viele Städte bezeichnet man als ſeinen Geburtsort, wie dies faſt immer bei großen Männern der Vorzeit zu ſeyn pflegt, doch wie dem auch ſeyn mag, ſo kann wohl nicht bezweifelt werden, daß er ganz und gar ein Deutſcher war, da er deutſch ſprach, deutſche Sitten hatte, am meiſten und liebſten ſich in Deutſchland aufhielt und nur für dieſes Land thätig war. Doch nicht allein für unſer Vaterland, auch für die ganze Chriſtenheit hat er wahrhaft Großes gethan. Carl, groß in der That wie im Wort und Willen; ausgerüſtet mit einem hellen Blicke in das was iſt und was werden müſſe, er, der ſich mit gewaltiger Fauſt, Sachſen und Italien unterwarf, den Arabern einen Theil Spaniens bis zum Ebro entriß, den Götzendienſt zerſtörte und auf Alcuin's Rath in ſeinem Pallaſte zu Aachen eine Academie anlegte, auch er der mächtige Herrſcher mußte der Sage nach der Zauberei der Liebe ſeinen Tribut zollen.

Schon oft hatte Carl die widerſpänſtigen Sachſen geſchlagen, Tauſende von ihren Gefangenen bei Verden hinrichten laſſen, den Heerführer Wittekind zur Taufe gebracht und endlich zu Selze Frieden mit ihnen gemacht. Nur zur Nachtzeit feierten die Beſiegten noch Feſte ihres Götzendienſtes. Ruhe war in ihre Gauen zurückgekehrt und der ſchon bejahrte Kaiſer überließ ſich oft ſeiner Jagdluſt. Ermüdet und allein ſaß er eines Tages auf einem ungeheueren alten Eichenſtamme, unter dem vor Zeiten Götzendienſt und Menſchenopfer gebracht waren, ſeine Gefährten hatten ſich mit Leidenſchaft der Verfolgung eines Bären überlaſſen. Sinnend hing er ſeinen Gedanken nach und alle Ereigniſſe ſeines thatenreichen Lebens zogen an ſeinem innern Sinn vorüber. Saracenenſchlachten und Sachſenſtürme, ſo manche andere Heldenkämpfe und Thaten hatten ſeinen Geiſt erfreut. Die Einſamkeit und die milde Sonne übte auch über ihn ihren wohlthätigen erweichenden Zauber. Das Lispeln der Blätter, das Rieſeln der Bäche, der ſanfte Geſang der Vögel drang in ſein Ohr. Lange ſchaute er ſchweigend in die fernen Wolken des Himmels, die bald wie Maurenhauſen ſich formten, grimmige Götzenbilder in ihren Fahnen tragend; bald wie Frankenheere ihm erſchienen, eine hohe Jungfrau mit dem Chriſtusknaben in dem weithin flatternden Paniere.

Doch bald webten die Lüfte andere Bilder aus dem Gewölk. Aus den Standarten wurden Seegel, aus den Kriegsgeſchwadern Schiffe, hoch mit den unermeßnen Schätzen der Türkenbeute beladen; gefeſſelt ſtanden die Beſiegten auf dem Verdeck, während die Sieger auf ſanften Flöten und jubelnden Zinken und

Poſaunen den Ruhm und große Herrlichkeit ihres Kaiſers verkündeten.

Vorbeigezogen war die Flotte, die Hornfanfaren wurden matt und matter, da ſiehe bei dem letzten Hallen der Töne erſchien trägen Ganges noch ein alter ſchwarz behangener Drachenſegler, ſtatt der Wimpelfarben lange Trauerflöre an den Maſten. Ernſt und lautlos ruheten an den Schnabelenden die Sänger, wie die Lieder ſchlummern im Harfenſpiel. Und es halten auf dem ſchön gezimmerten Verdecke eine lange Reihe von Geſtalten in hochgewaltiger rieſiger Heldenbildung auf den Kaiſer mit ſanften freundlichen Geberden mild herüberblickend.

Als die aufgeregte Phantaſie dem Heldenauge des Carol Magnus dieſes Bild vorüberführte, hielt er ſeine Wehmuth kaum zurück, er ſtreckte die Arme nach dem Drachenſegler aus und mit der Sehnſucht, die uns das Wiederſehn alter bewährter Freunde erpreßt, rief er ſich ſelbſt täuſchend: „ha meine Freunde, ihr tapferen Degen, ich erkenne euch alle. Dort Roland mein wackrer Vetter, der beſte der Helden, der mit ewigem Ruhme im Thale Roncesvales gefallen, Balduin dort, des großen Angers Bruder, umgekommen vor Tremoignes Mauern von den Händen Firamors, weiter mein ſtolzer Dänenritter Ogier, auch Olivier der gute Herzog, und noch viele andere Helden nannte er, nicht minder herrlich. „O zieht nicht ohne mich hinüber in den ewigen Frieden, rief er. Laßt mich Alten nicht allein zurücke in dieſer kalten Welt, ich habe ja auch im Leben mit euch treulich jeden Strauß gefochten; nun iſt ermüdet mein Arm wie damals, als vor unſeren Schwerdtern die ſtolzen Thürme von Pampelona oder die Heidenveſte Eresburg fallen mußten! O nehmt mich mit auf euren Nachen, begleitet auch mich mit hin zu den hellen Paradieſespforten, zu den hellen Roſengärten die ſie zeigen.“ — Der Kaiſer hatte ſich vorgebogen, ſeine Hände begierig nach ſeinen geſchiedenen Freunden ausgeſtreckt, als könnte er die Geliebten umfahen, — da ertönte plötzlich ein Donnerſchlag, mit Blitzesſchwingen zog ein mächtiges Gewitter näher, die Sonne verſchwand hinter nächtlichen Wolken, verſchwunden waren die Zaubergebilde der Wolken, gelöſcht die Heldengeſtalten von einem kühlen Winde und wild herabſchießenden Regen.

Bei dem mächtigen Donnerſchlage war der Kaiſer auf ſeinen Sitz ſtill zurückgeſunken. Noch beſchäftigt mit ſeiner Erſcheinung und geſchützt von den Aeſten und Blättern der alten vierhundertjährigen Eiche hatte ihn noch kein Tropfen des wild herabſtrömenden Regens getroffen. Feſt hielt er ſein gutes Schwerdt Hoyeuſe und der Schlaf, der milde Arzt aller Schmerzen, küßte ihm die müden Augen.

Schon flimmerten die Sterne, der bleiche Mond hing am Himmel wie ein ſehnſuchtskrankes Mädchenauge, heiß getroffen von dem Flammenkuſſe des ſchönen Jünglings Helios und noch ſchlief der alte Kaiſer, bethört von den Lüften, welche durch ſeinen langen Bart und die Locken des Hauptes ſpielten. Noch länger hätte er vielleicht fortgeſchlummert, wäre nicht geſcheucht von weichen Händen der Traumgott plötzlich flüchtig in die dunkeln Schattenlande heimgeflattert. Es war ihm als hörte er ſanfte Mädchenſtimmen flüſtern. Er wurde deſſen gewiß, denn etwas entfernt von ihm rief eine melodiſche Stimme ganz leiſe: „Carol, lieber Carol! Goldner Kaiſer!“ Wie die trügeriſchen Bilder mir den Trauten auch ermüdet, muß ich ihm doch die gebundenen Augen küſſend löſen. Sie beugte ſich über ihn! Ihre warmen roſigen duftenden Lippen berührten des Kaiſers Wangen! Er ſprang auf von ſeinem Sitz, ſie warf ſich vor ihm nieder, demüthig ſchmeichelnd zu ſeinen Füßen und wagte nur ſchüchterne Blicke aus ihren glühenden Augen zu ihm hinauf zu werfen. Der Kaiſer der dies Mädchen noch nie geſehn, war von ihren wunderſamen wilden Reizen betroffen, wie aus alter Zeit erſchien ſie ihm theuer. Sie reichte dem Ermatteten eine Schaale ſtärkenden duftenden Trankes, den er begierig hinunterſchlürfte. Da ward des alten Kaiſers Herz von ihrer Schönheit, von ihrem wunderſamen Reiz, von ihrem nimmer ſo geſchauten Blüthenzauber mächtig getroffen; er hob das Dirnlein wie mit Jünglingsarmen feurig von dem Boden auf, und ganz in ihren Anblick verſunken rief er wie in ſeliger Erinnerung ſchwelgend die wenigen Worte: „o ſelige Liebe!“

Und alle Seligkeiten, die die Liebe dem armen Erdgebornen nur zu bieten vermag, lohnte den Kaiſer. Die Stunden ſchwanden ihm bei ſeinem Mägdelein, er fühlte er konnte ſie nimmer mehr verlaſſen, ſie war ſein zweites Ich geworden, bei ihr war ſein Glück und Leben. Da tönten Hörner der ſuchenden Jagdgenoſſen an ſein Ohr, der Kaiſer rief ſie durch die Töne ſeines Hornes näher und ſiehe da, ſein Freund ſelbſt, der ehrwürdige Biſchof Turpin hatte ſich auf ein Roß geſchwungen, den vermißten Kaiſer mit aufzuſuchen.

In ſeiner Begleitung mußte das Walddirnlein einen Zelter beſteigen und mit hinein zur Kaiſerburg in Aachen reiten, ſicher bewahrt in einem entlegenen Prunkgemach, wozu der Kaiſer den Schlüſſel bewahrte, wenn er nicht bei ihr verweilen durfte. Denn alles hätte er um das Mägdlein willen vergeſſen. Nun war er nicht mehr für des Jagdhorns und der Schlachtdrommeten muntere Klänge empfänglich, er überließ jetzt anderen Jagd und Kriege, die Wiſſenſchaften und die ſieben freien Künſte, die er ſelbſt noch vor kurzem ſo eifrig getrieben und anderen ſtreng empfohlen. Nicht mehr ſchweifen ſeine Forſcherblicke durch des Himmels nächtige Sternenſchriften; er will nur im Auge ſeiner Geliebten leſen, ergründen was ſie wünſcht, nur ihre Freuden mehren. Seiner Liebe nur lebt Carl wie er es kaum als Jüngling gethan und ſo eng wußte ſie ihre Bande um das Herz des Kaiſers zu ſchlingen, daß der alte Held und Erzbiſchof Turpin, glorwürdigen Andenkens, das Ehebündniß zwiſchen ihnen in einer verfallenen Capelle im Walde bei Aachen vollziehen mußte. Ganz geheim in dunkler Nacht geſchah die Verbindung, fern bei großen Feuern im Walde ſah man wilde Geſtalten Opfer feiern und Ceremonien begehen. Heidniſche Freudengeſänge, die obwohl nur von fernher doch wie ſpottend zu der Vermählungsfeier klangen, tönten aus Waldesdunkel herüber und oft war es ſogar, als ob man ganz nahe einzelne höhnende Stimmen bei den Gebräuchen und Formeln der chriſtlichen Religion, dem Wechſeln der Ringe vernähme. Im Thriumpfe führte Carl das Waldmädchen nun zurück und zeigte ſie als Kaiſerin dem Volke. Allen Franken aber unbegreiflich iſt in dem hohen Alter des Kaiſers jugendliche Leidenſchaft. Ganz unwürdig ſeiner früheren hohen Thaten, ſeiner Kraft und Tugend halten ſie die müßigen Spielereien ſolches Frauendienſtes, den man höchſtens einem jungen Ritterlein verziehen haben würde, zudem erſchien Niemand als dem Kaiſer die Geliebte ſchön und jugendlich, und in dem Diademe der Schönheit, das den Liebeshof von Aachen umſtrahlte, brannten ganz andere Sterne und nur Hohn und Verachtung hätte die neue Kaiſerin für ihre Anforderungen erndten können, doch Carls allmächtiger Willen erhob ſie trotz dem Murren der Paladine und Barone über alle Damen. Aber bei dem Volke, das ſich immer den geſunden klaren Sinn bewahrt, war ſie nur für ein Hexenfräulein, für eine

Druide oder Trude rings verrufen, die den Kaiſer durch übernatürliche Zauberei gefeſſelt hielt und ſo war es auch. Nur kurze Zeit währten noch die Freuden des Kaiſers, denn in der Nacht des erſten Mayen im Jahre des Herrn 803, wo wie damals die Sage ging die Hexen und Zauberinnen auf dem Brocken dem Gottſeybeiuns ſelbſt einen Beſuch abſtatten, fand man die Kaiſerin todt am Kamin ihres Zimmers liegen. Die ſchöne Lufterſcheinung war zerſtört. Ihr Tod bewegte den Kaiſer mehr als der Verluſt von zwanzig mit Sturm genommenen Veſten, als der Verluſt von hundert Schlachten, ja gern dahingegeben hätte er alle Mohrenſiege, alle Niederlandstrophäen, ja den Sachſen Wittekind und alle Maurenfürſten, hätte er ſie zu neuem Leben erwecken können.

Küttner machte eine Pauſe und ſprach: „Mitternacht iſt vorüber, ich fürchte meine Zuhörer zu ermüden und da ich ſo glücklich bin noch morgen ein Gaſt dieſes Schloſſes zu ſeyn, ſo bitte ich um die Erlaubniß, morgen Nacht meine Sage zu Ende zu leſen.“

Das ward ihm zugeſtanden, die nächſte Nacht wurde er auch ſogleich von Alma an ſein Verſprechen erinnert und fuhr fort:

Dreizehnte Nacht.

Niemand konnte den Kaiſer von ihrer Leiche trennen. Er hatte eilig einen künſtlichen Schrein von Criſtall bereiten laſſen, die Fugen mit Edelſteinen und glänzendem Golde umſchönt, und in dieſem durchſichtigen Hauſe, lag angethan mit den köſtlichſten Gewanden die Krone auf dem Haupte die Kaiſerin. Tauſend brennende Kerzen und Lampen von Farbenkränzen erhoben ſich wunderherrlich, und durchfunkelten prächtig die weite Todtenhalle. Geſänge der Prieſter mußten an ihrem Sarkophag erſchallen, und wenn rings die Lippen der Betenden ſich bewegten im frommen Gebet, ſaß der Kaiſer ſtumm und traurig an dem Sarge, ein treuer Wächter der geliebten Leiche. Noch über den Tod hinaus ſchwingt ſeine Treue oder ihr Zauber ſeinen Adlerfittig, und den letzten armen Troſt, die todt noch anzuſchauen die das Schöne war in ſeinem Leben, mag ihm keiner rauben, wie Verweſung auch die Hülle der Geſchiedenen zerſtört und ekle Fäulniß die Luft des Gemaches verpeſtet. Der würdigſte alte Freund des Kaiſers, Erzbiſchof Turpin, hielt getreulich bei ihm aus, obwohl er feſt überzeugt war, daß ein Hexenwerk die Urſache der großen Verblendung des Kaiſers ſey, das ſelbſt die Formen und Gebräuche der heiligen Chriſtusreligion nicht zu zerſtören vermochten. Doch wie einſt der Kaiſer ſich auf Augenblicke von dem Todtenſchreine entfernen mußte, forſchte er ſorgſam an der

Todten irgend wo an ihrem Leibe ein Zaubermaal zu finden. Und ſiehe da, wie er vermuthet, ein leuchtend Ringelein an des linken Händchens kleinſtem Finger leuchtete ihm rothe Gluthen in die Augen. Eilig öffnete der Biſchof die Kriſtalldecke des Sarges, zog das Ringlein von der verweſeten Hand und es ſcharf beſchauend entdeckte er bald nach ſeiner Wiſſenſchaft und Kunde in der Schwarzkunſt böſer Chiffrenſprache, auf dem Karfunkelſtein eingegrabene Charaktere, die die teufliſchſte Beſchwörung gegen den in ſich enthielten, den die Zauberei hatte beſtricken wollen! Nun war ihm des Ringleins Wirkung und die Bezauberung deutlich. Kaum hatte er noch Zeit den Ring an den Finger zu ſtreifen, als der Kaiſer eintrat und ſich ihm mit großer Liebe nahte. Faſt wie entſetzt ſah er auf den Leichnam in dem Gemache und ſich mit Abſcheu davon abwendend rief er ſanft: Mein lieber Waffenbruder, warum die alten mürben Glieder, die dem Vaterlande ſo lange gedient, nicht verſchonen mit ſo ſpäten Gängen durch des Todes ſchauerliche Wohnung. Iſt mir doch in tiefſter Seele zuwider dieſe Leiche. Ekler ſah ich noch nie begierige Fäulniß an eines Menſchen Leibe freſſen. Laßt die Träger kommen, die Leiche zu Grabe zu tragen. Mögen die Prieſter der armen Seele durch Gebet und Singen ein Plätzchen im Paradieſe erflehen. Doch wir wollen eilig aus der Gruft hinauf in des Lebens heiteren Sommertag; mich ziehts unnennbar, viel mit Dir zu plaudern von des Herzens wunderſamer Regung zu Dir! Denn der liebſte innigſte meiner Freunde biſt Du mir und nur bei Dir ſeyn kann mich ſchon glücklich machen. Der Kaiſer konnte ſich nie von ſeinem Freunde trennen, er überhäufte ihn mit Freundſchaft und Ehren. Nicht allein Gnaden- und Gunſtbezeugungen wurden ihm zu Theil, der Kaiſer will noch einmal nach Italien ſtürmen, die alte Roma bezwingen und den Erzbiſchof ſetzen auf St. Peters Thron; bald will er die Kaiſerwürde mit ihm theilen und weil beide doch nicht herrſchen können im Frankenland, will er ihm die Griechenherrſchaft durch Krieg unterwerfen. Geprüfte Räthe ſollen des deutſchen Reiches Geſchäfte treiben und die beiden Kaiſer wollen ſich von des Lebens Stürmen und Fährlichkeiten erholend in Liebe und Ruhe ſich nur leben. So will Carl, doch nicht ſo ſein alter Heldengefährte und treuer Kirchendiener Turpin, der älteſte von den zwölf untadlichen Geſellen, die den Heldenkreis um Kaiſer Carl ſchließen und von deren Thaten und Treue die Sage noch lange die Welt durchtönen wird. Er will nichts gewinnen durch Teufelshülfe — darum eilt er am nächſten frühen Morgen, als der Kaiſer noch in Träumen mit ſeinem Liebling ſpricht durch die dunkeln Waldesſchatten hinaus, wo abgelegen unter wildverwachſenen Büſchen ſich ein Sumpf zu ſeiner Abſicht darbietet. Und in Haſt den Zauberring ergreifend, wirft er ihn mit dem Zornesruf: „Fluchenswürdiger liſtger Herenköder! Teufelsblendwerk, Höllenwerkzeug! daß du nimmermehr eine Chriſtenſeele noch einmal ſo arg bethörſt wie den theuren Helden Carol Magnus, werfe ich dich hier und banne dich auf ewig in den Schlamm des wohlverborgnen Teiches.“ Mit aller Anſtrengung warf er den Ring weit von ſich in das trübe Gewäſſer! „Möge nun in deinem ſcharfen Höllenglanze der Molch und die giftige Kröte ſich beſpiegeln, doch kein menſchlich Auge dich mehr erblicken, bis die Zeit mit ihrem ſcharfen Laugenwaſſer abgebeizt die ekle Hexenſalbe.“

Er kehrte ins Schloß zurück! In Unruhe fand er den geliebten Kaiſer, nicht mehr übermäßig ihn mit Freundſchaft beſtürmend, doch war ſein Thun eine eitle Vorſicht geweſen. Eine unbeſtimmte Sehnſucht trieb den Kaiſer hinaus zum Walde — er blieb unterthan dem Zauber des Ringes. Man mußte ihm dort ein freundlich Plätzchen bereiten, das Schilf verſchwindet aus dem Waſſer, die alten bemooſten Bäume fallen und eh die Sonne nach einigen Tagen noch zum Abſchiede funkelt, ſegelt ein leicht und zierlich Schifflein auf der Fluth mit Gewinden von Blumen und Bändern geſchmückt, als ob die Schiffer ein Liebespaar zur Trauung geleitet. Doch allein ſitzt der Kaiſer in dem Schifflein und rudert unabläſſig auf dem Teichesſpiegel. Er ſchaut betrübt und freudig in die Wellen wie in Liebesſchwermuth, daß die alten Vaſallen ob der neuen ſeltſamen Erſcheinung ſtaunen und ſich die ſeltſamen Launen des Gebieters nicht zu erklären vermögen. Auch der Erzbiſchof Turpin iſt in großer Traurigkeit, da er immer mehr die Gewißheit hat, daß des Ringes Zauberei nicht zu löſen und Carls Leben mit gewaltiger Feyung bis zu ſeinem Ende behaftet.

Unaufhörlich klangen dem Kaiſer aus den plätſchernden Wellen, aus dem raſchelnden Schilfe des Teiches, leiſe Stimmen, die ihn mit Schmeicheltönen zur Tiefe lockten; blaue Sehnſuchtsaugen leuchteten durch die Fläche des ſchillernden Waſſers, ihm das ſüße Wunderbild vorſpiegelnd, das er im Leben gekannt und wo er nur wünſcht wieder mit vereinigt zu werden.

Er ließ am Teichesufer von den berühmteſten Meiſtern ſeiner Zeit einen ſchönen Pallaſt erbauen, und als ſeine altersſchwache Hand das Ruder des Schiffleins nicht mehr führen konnte, lugte er doch noch vom Balkone nach dem Teiche und im Jahr 814 entſchlief er ſanft, obwohl das Waſſer, als die Stunde ſeines Todes herangekommen, in ſeltſamer Fluthung rauſchte. Manche wollten ſogar zu dieſer Stunde um die Wäſſer einen weitgezogenen Ring erblickt haben, der in einem Regenbogen ſich erhoben, als wollte er mit Liebesſtrahlen einen aus der Burg noch lieb umfangen.

Das Wunder mit dem Ringe iſt ſeit der Zeit zwar zu Waſſer geworden, doch ſollen von jener Zeit, an dem bezeichneten Orte warme Quellen entſprungen ſeyn, welchen die beſondere Kraft verliehen iſt, Wunden, die Zauberei der Liebe geſchlagen, wieder zu heilen, und das Werk der heidniſchen Zauberin zu ſühnen.

Die Anweſenden dankten dem Profeſſor für ſeine Mittheilung, ſie rühmten zugleich ſein Vorleſetalent, das in Wahrheit rühmenswerth war, denn Küttner deklamirte nicht, las nichts ab, er erzählte einfach und edel was ſich begeben.

Küttner erklärte, daß er nun mit Fug und Recht das Nächſtemal Zuhörer ſeyn könne und von allen aufgefordert mußte Alma verſprechen, die folgende Nacht ein Mährchen oder eine Sage vorzutragen.

Sie hielt Wort, ein wenig erröthend und anfangs ſtockend aber mit unendlicher Anmuth erzählte ſie:

Vierzehnte Nacht.

Die drei Gürtel.

Vor dreihundert oder noch mehr Jahren lebte in der Grafſchaft Nizza ein wohlhabender Landmann Namens Thibaut, welcher zwei hübſche Töchter hatte, Margott und Blanka genannt.

Beide Mädchen wußten, daß ſie hübſch waren und hielten deßhalb einen ehrlichen Landmann für viel zu gering um ihm die Hand zu geben. Sie äußerten dies oft und am öfterſten gegen ihres Nachbars Tochter, die junge Madeleine, welcher ſie nach ihrer Art recht gut waren, denn Madeleine war ein recht treuherziges, verſtändiges Mädchen, zwar recht nett gewachſen und freundlichen Angeſichts, aber durchaus nicht hübſch.

Da ſie nun arm war und nur ſchlichte Kleider trug, wurde ſie neben ihren hübſchen, geputzten Freundinnen immer überſehn und hielt ſich deshalb für ganz reizlos.

Die gute Madeleine wurde durch dieſen Glauben nicht erbittert, ſie bemühte ſich nur noch mehr zu bilden und durch Güte zu gefallen und in Wahrheit Jeder, der ſie kannte, liebte und achtete ſie auch.

Eines Tages gingen Margott, Blanda und Madeleine ſpatzieren, im Geſpräch vertieft bemerkten ſie nicht, daß die Bäume ſchon längere Schatten warfen, denn ſie unterhielten ſich über ihre Zukunft. „Ich habe mir feſt vorgenommen keinem Geringern als einem vornehmen Beamten unſers Grafen die Hand zu geben,“ ſagte Margott „ich bin jung, hübſch, reich und habe alſo gar keine Neigung eines ehrlichen Bauers Frau zu werden.“

Und ich rief lachend Blanda, heurathe keinen der nicht noch einmal ſo reich wie der Vater iſt, ich bin noch ein Jahr jünger als Margott, ſicher nicht häßlicher, habe Geld und nicht Luſt als Weib eines armen Arbeiters mich zu plagen.“

Als Madeleine ſchwieg, ſprachen die Schweſtern halb ſcherzend, halb ſpottend, „nun Madeleine, wen willſt Du heurathen?“

„Ach,“ ſagte dieſe, „ich bin weder ſchön, noch reich, noch ſo gewandt wie Ihr, ich bin mit einem armen ehrlichen Manne zufrieden, ich weiß nur, daß ich keinen Mann ohne Liebe das Jawort geben könnte, daß ich aber dem, welchen ich liebe, treu ergeben bis in den Tod ſeyn werde.“

Sie ſtanden jetzt an einem Stege, über welchen ein altes Mütterchen mühſam an ſeinem Stabe herbeiwankte.

„Die arme Alte!“ ſagte Madeleine, „ſie iſt ſo leicht gekleidet und der Abend wird kühl.“ Schnell band ſie ihr Tuch vom Kopfe und reichte es der Alten mit den freundlichen Worten: „und haſt Du kein Obdach Mütterchen, ſo komme mit mir, mein Vater nimmt alle armen und alten Leute gern auf, wenn ich ihn darum anſpreche.

Margott und Blanda gaben nun auch der Alten zwei Münzen und dieſe erwiderte: „Madeleine ich danke Dir mein gutes Kind, ich brauche kein Obdach, auch Euch Beiden“ — fuhr ſie fort zu Margott und Blanda gewendet — „nehmt von mir ein Gegengeſchenk.“

Sie zog drei Gürtel aus der Taſche und ſagte: „nun mag ſich Jede einen wählen.“

Margott ergriff ſchnell einen Gürtel von Roſa Sammet mit Silber geſtickt und einem Brillant am Schloſſe. Blanda nahm den zweiten von grünen Sammet mit Gold durchwirkt und einem blitzenden Rubin.

Für Madeleine die beſcheiden die Freundinnen zu erſt wählen ließ, blieb nur ein einfacher Gürtel von blendender Weiße mit Blumen vom reinſten Aetherblau durchwebt.

Ehe die Mädchen der Alten danken konnten, war dieſe verſchwunden.

„Gewiß,“ ſagten die Schweſtern, „hat uns eine mächtige Fee beſchenkt, Du aber arme Madeleine biſt ſehr verkürzt worden; obgleich Du ihr die meiſten Dienſte geleiſtet haſt, gab ſie Dir nur ein ſchlichtes Band.“

„Was thut es,“ antwortete dieſe, „Ihr ſeyd ſchöner und mit beſſern Kleidern verſehen, zu meiner einfachen Tracht würde ein koſtbarer Gürtel ja doch nicht paſſen.

Darauf gingen die Mädchen nach Hauſe und verwahrten die Gürtel, um ſie beim erſten glänzenden Feſte umzulegen.

Einige Wochen ſpäter kam der junge Graf von Nizza von ſeinen Reiſen zurück, geſund und vervollkommnet, zur Freude ſeiner verwittweten Mutter.

Ihr ſehnlichſter Wunſch war, den theuern Sohn glücklich vermählt zu ſehen und mehr als eine Prinzeſſin ſchlug ſie ihm vor, aber Graf Eugen ſprach: ſoll ich glücklich ſeyn theure Mutter, ſo laſſe mir freie Wahl, die Schönſte und Liebenswürdigſte iſt in meinen Augen auch die Vornehmſte und Reichſte, ich will ſelbſt wählen und Du ſollſt meine Wahl loben.“

Die Mutter fügte ſich endlich in des Sohnes Wunſch und unter dem Vorwande, daß der junge Graf bei ſeiner Heimkehr ſeinen Unterthanen Feſte geben wolle, wurden von den Letzteren alle Jungfrauen, die das vierzehnte Jahr erreicht und das dreißigſte noch nicht überſchritten hatten, zuerſt nach Nizza in das Schloß zu einem Balle eingeladen.

„Und nun," unterbrach ſich Alma „folge ich dem Hrn. Profeſſor Küttner, ich erzähle heute nichts weiter und gebe wenigſtens durch dieſe Pauſe meinem Mährlein Intereſſe."

„Es iſt auch an ſich anmuthig," ſagte Franz „und ich bin in Wahrheit auf den Schluß begierig; ſo daß ich bitten wollte, daß noch heute" —

„Heute wird nichts verrathen," antwortete Alma lachend, ergriff eine Kerze und ſagte der Geſellſchaft gute Nacht.

Funfzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Auch Blanda und Margott waren unter den Eingeladenen und bildeten ſich nicht wenig darauf ein, denn obgleich der Graf befohlen hatte, daß alle Jungfrauen eingeladen werden ſollten; ſo ſuchten ſeine Hofherren doch nur die angeſehenſten und ſchönſten aus.

Mit Freudeſtrahlenden Blicken verkündeten ſie Madeleinen ihr Glück und beſprachen ſich mit ihr über die Wahl ihres Putzes. Madeleine war nicht eingeladen, ſie hatte es auch gar nicht erwartet und zeigte ſich bereitwillig, ihre Freundinnen zu ſchmücken.

Den Tag vor dem Balle kam Margott zu Madeleinen und ſprach „denk' einmal, was vorgeht, der Graf verſammelt die ſchönſten Jungfrauen ſeines Landes in der Abſicht, ſich mit einer von ihnen zu vermählen; wir haben dies in Nizza gehört, wo wir heute waren, um uns unſern Ballſtaat einzukaufen und ſieh nur, was ich hier im Körbchen habe, Spitzen, Bänder, Sammet und Seide, für vieles, vieles Geld und dies danke ich nur der guten alten Frau. Blanda und ich haben die beiden ſchönen Gürtel verkauft und der Juwelier hat ſie uns gut bezahlt.“

„Meinen Gürtel würde ich nicht ſo bezahlt bekommen, aber ich könnt' ihn auch nicht ſo leicht verkaufen um des gutmüthigen Geſichtes willen, mit welchem die Frau ihn mir gab. Doch Ihr braucht freilich Putz zum Feſte und ich will Euch die Haare ſo ſchön flechten und Euch ſo ſchmücken, daß Ihr gewiß gefallen ſollt,“ ſagte Madeleine.

Die gute Madeleine hielt Wort. Sie putzte ihre Freundinnen auf das Schönſte heraus und freute ſich kindiſch, daß es ihr ſo gut gelang.

„Es iſt doch ſchade, daß Du nicht einmal das Feſt ſehen ſollſt," äußerte Blanda, „weißt Du was, Madeleine, gehe mit das halbe Stündchen bis nach Nizza, wir geben Dich für unſre Dienerin aus und da kannſt Du in den Saal hinein."

„Ja, das wäre herrlich!" rief auch Margott und die gutmüthige Freundin ſagte: „nun wohl, ich will Euern Wunſch erfüllen, wartet ein wenig, bis ich mich anſtändig gekleidet, dann folge ich Euch."

Und ſie ging, in einer kleinen Weile aber kam ſie wieder im weißen einfachen Gewande, um welches ſie den Gürtel, das Geſchenk der guten Frau gelegt hatte.

Die drei Mädchen begaben ſich hierauf, noch von einem Diener Thibaut's begleitet, nach Nizza. Dort angelangt, gingen ſie ſogleich in das Schloß und wurden in den großen Prunkſaal eingelaſſen. Blanda und Margott im reichen Putze gingen voraus, Madeleine im einfachen Kleide beſcheiden hinter ihnen her.

Schon waren mehrere Jungfrauen verſammelt, die reichen hatten ihre Dienerinnen hinter ihren Sitzen ſtehen, hinter Margott und Blanda weilte Madeleine. Von Minute zu Minute füllte ſich der Saal mehr und mehr mit reizenden Mädchen, jedes hatte ihr beſtes Gewand angelegt; doch Margott und Blanda überſtrahlten alle Uebrigen durch Pracht und Schönheit des Anzuges.

Jetzt öfneten ſich unter Trompeten und Paukenſchall die Flügelthüren und ſeine Mutter an der Hand führend, gefolgt von mehreren Edelherren und Pagen trat der Graf von Nizza ein.

Huldreich grüßte er die Verſammelten, lange ſchaute er forſchend im Saale umher, von einem holden Antlitze zu dem andern flog ſein Auge, plötzlich haftete ſein Blick lange auf einer Stelle, ſeine Mienen wurden wie verklärt und feierlich und entſchieden ſchritt er hin zu dem Platze, wo Margott und Blanda ſaßen.

Ermüdung vorſchützend, ſchwieg Alma und verſprach, die nächſte Nacht das Mährchen zu beſchließen.

Die Männer ſagten ihr viel Angenehmes über Wahl und Vortrag und der Freiherr ermunterte Alma, von Zeit zu Zeit auch das Ihrige zur Unterhaltung beizutragen. Alle ſagten einander freundlich gute Nacht, Franzen's Auge hing lange bedeutſam an Alma's Blick.

Sechzehnte Nacht.

(Fortſetzung und Schluß des vorigen Mährchens.)

Erröthend erhoben ſich Blanda und Margott zugleich von ihren Sitzen und neigten ſich tief vor dem Grafen, welcher mit leutſeligen Gruß an ihnen vorüberſchritt und Madeleinens Hand ergriff.

Mit ſanfter Gewalt zog er die halb Bewußtloſe nach ſich in die Mitte des Saales, führte ſie zu dem Thronſeſſel, auf dem ſeine Mutter ſaß und ſprach bewegt: „theure Mutter, Du haſt mir verſtattet, bei der Wahl meiner Lebensgefährtin nur mein Herz zu Rathe zu ziehn. Ich folge ſeiner Stimme, wenn ich dieſe Jungfrau zu meiner Lebensgefährtin erwähle, denn noch nie hat der Anblick eines Weibes ſo rührend zu meiner Seele geſprochen, wie die Züge dieſes Mädchens, das, ich fühl' es, mich für das ganze Leben gefeſſelt hat.“

Die Gräfin ſchaute das Mädchen freundlich aber ſcharf an und ſagte: „ja, ich glaube Dir mein Sohn, auch mich ergreift das Weſen dieſes lieben Kindes, Gott ſegne Deine Wahl.“

Und zu der Erröthenden ſich wendend ſprach der Graf: „wie heißeſt Du?“

„Madeleine.“

„Madeleine,“ willſt Du von Herzen gern mein Weib ſeyn?“

Sie ſah ihn hell an und ſagte dann ſanft: „ja, ſo wahr mir Gott helfe!“

Und alle huldigten ihr und jubelnd führte ſie der Graf unter den Thronhimmel.

Als das Feſt beendet war, wieß man Madeleinen mehrere ſchöne Zimmer in dem Flügel des Schloſſes, den die Gräfin bewohnte, dort ſollte ſie bis zu dem nahen Vermählungstage wohnen. Zur Bedienung erhielt ſie mehrere Zofen und zum Schmucke die herrlichſten Kleider.

Als ſie nun am andern Tage von ihren Frauen geſchmückt wurde, legten dieſe den unſcheinbaren Gürtel ab und gaben ihr einen von Gold und Edelſteinen. Alſo geziert ging ſie den andern Morgen zur Gräfin, ihr den Morgengruß zu bringen, aber kalt wurde ſie von ihr empfangen und als jetzt der Graf eintrat, bemerkte ſie, daß auch er nicht mehr derſelbe ſey.

Er ſprach nur wenig Worte mit ihr und Madeleine zog ſich beſchämt und verletzt wieder in ihr Gemach zurück.

Bald nachher kam eine vertraute Dame der Gräfin zu ihr, mit vieler Schonung kündigte ſie Madeleinen an, daß der Graf ſchnell andern Sinnes geworden ſey und ſich gar nicht zu vermählen gedenke, zum Beweiſe aber, daß er Madeleinen nicht perſönlich übel wolle, möge ſie ein ſchönes Landgut in Nizza annehmen.

Madeleine betrug ſich beſcheiden, doch mit Würde lehnte ſie die Gabe ab. Sie legte den reichen Schmuck von ſich, zog ihr weißes Kleid an, legte den einfachen Gürtel um und erklärte feſt! daß ſie augenblicklich in ihr Vaterhaus zurückkehren wolle, was ihr verſtattet wurde.

Im Innerſten betrübt ſchlich ſich die arme Madeleine aus dem Schloſſe; um nicht geſehen zu werden, ging ſie durch den Garten und ruhte von Kummer ermattet unter einem Baume. Nicht der Verluſt gehoffter Hoheit und großen Reichthumes drückten ſie nieder, wunderbar hatte auch ſie ſich ſogleich zu dem Grafen hingezogen gefühlt und ihn lieb gewonnen mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens. „Ach,“ ſagte ſie leiſe vor ſich, „wie theuer war mir der Mann, der mich jetzt verſchmäht, ich werde ihn immer beweinen.“

Da regte es ſich in den Zweigen, der Graf trat hervor, ſtürzte zu ihren Füßen und rief leidenſchaftlich: „himmliſche Madeleine, kannſt Du verzeihen? vergeſſen? Ein böſer Traum mußte mich bethört haben, ich glaubte mein holdes Ideal verloren und jetzt ſehe ich es wieder, komm meine Geliebte, ſogleich ſoll uns der Prieſter verbinden.“

„O ſcherzt nicht!“ entgegnete Madeleine und ſah den Grafen mit Hoheit an, „bin ich auch zu geringen Standes, um Eure Gemahlin ſeyn zu können, ſo verdiene ich doch wahrlich nicht, daß Ihr mich verſpottet, weil ich von Eurer Rede getäuſcht Euch nicht verhehlte, daß ich Euch liebte!“

„Du liebteſt mich, Du liebſt mich noch!“ jubelte der Graf, hob das zarte Mädchen empor und trug ſie auf ſeinen Armen zu ſeiner Mutter.

Eilends wurden die Vorbereitungen zur Vermählung getroffen, Madeleine gab ſich aufs Neue dem Zauber der Liebe hin und war glücklich.

Als der Segen über das Paar geſprochen worden war, trat die junge Gräfin vor das Schloß mit eigner Hand den Armen zu ſpenden, da erblickte ſie auch die alte Frau, welche ihr einſt den Gürtel geſchenkt und ihr eine Gabe darreichend ſprach ſie holdſelig: „ſieh Mütterchen, Deine Gabe trag' ich am Trauungstage."

Die Alte winkte der jungen Gräfin bedeutſam und als dieſe von einem Gebüſch verborgen mit ihr ſprechen wollte, verwandelten ſich die ſchlechten Kleider der Frau in ein von Roſenduft gewebtes Gewand und ihr Antlitz ſtrahlte wie das eines Engels.

Freundlich ſprach ſie, „ich bin die Fee Graziosa, und wollte Dir immer wohl. Herzensgüte und klaren Verſtand dankſt Du der Natur, ſie reichen für den Himmel aus, um auch auf Erden beglückt zu werden und zu beglücken, bedarf das Weib noch eine Gabe.

Darum ſchenkte ich Dir und Deinen Freundinnen den Gürtel der Anmuth.

Die Eitlen haben ihn für Putz vertauſcht, Du bewahrteſt ihn, ohne ſeinen Zauber zu kennen, lege ihn nie ab, und Deine Ehe wird glücklich ſeyn!"

Die Fee verſchwand als Roſenwölkchen, noch lange ſah Madeleine ſie am Himmel hinziehen.

Der Graf und Madeleine waren ein glückliches Paar, ſie blieben es, denn ſie legte den Gürtel niemals ab.

Alle waren mit dem Schluſſe des Mährleins vollkommen zufrieden und Eduard ſagte: „ob nun ſo ein Mährchen nicht viel mehr Moral enthält, als manche Predigt?"

„Die Predigten ſollten wohl alle moraliſch ſeyn!" verſetzte der Caplan „leider aber ſind viele nur Verballhornungen der heiligen Schrift, aber das gebe ich zu, daß ſo ein Mährchen oft, ja meiſt mehr Wirkung hervorbringt, als eine Predigt, denn wenn Jemand merkt, daß man darauf ausgeht, ihn zu beſſern, beſſert er ſich oft am wenigſten und ich ſuche immer mehr meine Hörer durch Ueberzeugung zu beſſern, als daß ich ſie mit einem Schwalle von Moral verkündenden Worten überſchütte. Simplen Menſchen wird am leichteſten durch ein Gleichniß über den fraglichen Gegenſtand Aufklärung gegeben, und eben ſo ergreift es vielmehr, wenn der Menſch am Menſchen die Folgen der tugendhaften und böſen Handlungen ſieht, als wenn er nur im Allgemeinen über Tugend und Sünde moraliſiren hört. Ja, ich glaube, daß die ſchönſte Predigt über die traurigen Folgen des Spieles weniger wirkt, oder doch nicht mehr, als Iffland's Spieler, von Künſtlern dargeſtellt.

„Das Mährchen,“ äußerte Küttner, „muß moraliſch ſeyn, in der milden, aus den Charakteren und der Handlung hervorgehenden Moral liegt auch die Poeſie. Mährchen und Sagen können — natürlich mit Auswahl, viel Gutes ſtiften, man muß ſie nur ernſter betrachten und nicht als bloße Gebilde einer reichen Fantaſie. Ein Mährchendichter, ja nur der Nacherzähler muß einen Schatz von Gemüthlichkeit und Kindlichkeit haben, die Fantaſie thut es nicht allein.“

„Dies gilt nicht nur für den Mährchendichter,“ ſagte Eduard: „Fantaſie und Herz und Geiſt machen den Dichter und die übrigen Kenntniſſe tragen nur dazu bei ihn vielſeitiger ſeyn zu laſſen, mit allen Kenntniſſen aber wird der Herzloſe doch nie das Herz treffen."

„Da müßten die Frauen ja groß ſeyn!" ſcherzte die Freifrau.

„In der Anmuth ſollen ſie es ſeyn, und erzählen ſie Alle, wie Fräulein Alma, dann hören wir Männer fein ſtille zu."

Dies ſagte Franz und Alle ſtimmten bei.

Siebzehnte Nacht.

Als in der folgenden Nacht der Kreis von Verwandten und Hausgenoſſen um den Freiherrn verſammelt war und der Profeſſor aufgefordert wurde, entſchuldigte er ſich für diesmal und Eduard erzählte ſtatt ſeiner:

Die Meineidige.

In einem der reizendſten Thäler Böhmens liegt das Kloſter Haindorf, von einer Kette ſchöner Berge umgrenzt, unweit des berühmten Schloſſes Friedland und des anmuthigen Badeortes Liebwerda. Ich habe ganz Deutſchland und halb Italien durchreiſet, aber nirgends eine Gegend gefunden, die mich mehr angeſprochen hätte. Wenn des Sonntags die Glocken der Kloſterkirche läuteten und von allen Bergen her Prozeſſionen ſingend und betend gezogen kamen, da war mir immer ſo wohl und ich fühlte mich in die romantiſche Zeit der Sagen verſetzt.

Auch ein wunderthätiges Marienbild ziert den Hochaltar dieſer Kirche und lockt fromme Seelen in die geweihten Hallen.

Wer vor ungefähr ſechzig Jahren vor dem Altare kniete, erblickte zwei Flechten von glänzend ſchwarzen Haaren, neben dem Marienbilde aufgehängt. Man erzählt davon:

Vor zweihundert und funfzig Jahren lebte in der dortigen Gegend ein Mädchen, welche von Vielen die ſchöne, von Manchen auch die leichtſinnige Apolonia genannt wurde. Sie ſchien nur die erſtere Benennung zu wiſſen und ſprach, wenn es Andern galt, gern ein hartes Urtheil.

Als ſie ihr zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, kam ein junger, reicher Mann aus Prag in die Gegend, kaum ſah er die ſchöne Apolonia, ſo gewann er ſie auch lieb und warb um ihre Hand, die ſie ihm ſtolz und freudig zuſagte. Kurz vor der Hochzeit wurde dem Bräutigam geſagt, ſeine Braut habe ſchon früher einen Mann geliebt und das Kindlein, welches ſie dieſem geboren, heimlich ausgeſetzt.

Der Verlobte entſetzte ſich natürlich ſehr darüber und erzählte ſeiner Braut wieder, was er gehört. Die war darüber ſehr erzürnt und ſprach: „es iſt nicht rech daß Du ſolchen Verläumdern Dein Ohr leiheſt, D ſollteſt mich mit ſolchem Verdachte nicht kränken.“

Der Bräutigam bat ihr hierauf ſeine Worte a und war vollkommen beruhigt. Da ſich aber dieſe Gerücht wiederholte, drang er heftiger in ſie und b ſchwor ſie, ihm die Wahrheit zu geſtehen. Sie wein heftig und zürnte ihm noch mehr; endlich ſagte ſie feie lich: „wenn ich nicht unſchuldig bin, ſo ſollen mir, wen ich als Braut mit Dir vor den Altar trete, meine glänzenden Haarflechten ausfallen, um welche ich von alle Mädchen in der Gegend beneidet werde.“

Nun war der Bräutigam vollkommen beruhig bat ſie noch inſtändiger, als das Erſtemal um Verze hung und brachte ihr einen Brautſtaat, deſſen ſich kein Gräfin zu ſchämen brauchte.

Die Worte, welche ſie zu ihrem Bräutigam geſagt hatte, blieben nicht verſchwiegen, da ihre Dieneri ſie im Nebengemache gehört hatte.

Als daher die Stunde der Trauung kam, verſammelten ſich ſehr viele Menſchen in der Kirche,

Im prächtigen Gewande trat die ſchöne Apoloni an der Hand ihres Bräutigams ſtolz in das Gotteshau Feſten Schrittes ging ſie auf den Hochaltar zu, doc als ſie ihr Auge zum Marienbilde erhob, wurde ſi plötzlich todtenblaß. Leicht löſeten ſich ihre zwei glän zenden Haarflechten vom Haupte und fielen herab auf die Stufen des Altares.

Laut ſchreiend ſank Apolonia zu Boden. Der Bräutigam entfernte ſich und Alle wandten ſich von der Meineidigen ab.

Sie wurde wieder zum Leben gebracht und that noch ein Jahr lang Buße im nahen Kloſter Marienthal. Die Flechten aber wurden zum Andenken an das Wunder neben dem Marienbilde aufgehangen.

„Wenn man alle die Legenden ſammelte, welche die ſämmtlichen Klöſter Europas von ſich haben, ſo müßten eine Menge Folianten damit angefüllt werden können," ſagte Küttner.

„Gewiß," verſetzte der Caplan, „deßhalb wird auch der Dichter und Maler kein Kloſter ohne Nutzen für ſeine Kunſt beſuchen."

„Sollte denn aber nicht etwas Wahres an dieſer uns unwahrſcheinlich vorkommenden Begebenheit ſeyn?" fragte die Freifrau.

„Die *innere* Wahrheit iſt da, nämlich: daß jeder Meineid früher oder ſpäter mittelbar oder unmittelbar beſtraft wird;" erwiederte der Caplan.

Der Freiherr ſtand auf, riß ein Fenſter auf und ſtarrte hinaus in die düſtre Nacht. Alle ſahen einander, einen Ausbruch ſeiner Schwermuth fürchtend — ängſtlich an. Doch ruhig kehrte er in den Kreis zurück und nahm wieder Theil an dem Geſpräche.

Mehrere Tage waren wieder verſtrichen, der Freiherr fand immer mehr Gefallen an den nächtlichen Unterhaltungen und entfernte ſich nicht mehr. Es ſchien, als wage es die düſtre Geſtalt, welche ihm ſonſt um Mitternacht erſchien, nicht, in den Kreis freundlicher Menſchen zu treten, welche Neigung zur Poeſie verband.

Noch war Keinem klar geworden, was eigentlich dem Freiherrn ſo verſtimme, ein Verbrechen traute ihm Niemand zu; aber aus Theilnahme ſtrebte Jeder auf ſeine Weiſe es zu ergründen. Allen behagte es im Schloſſe Runſitten, ſie hatten ſich ſo in einander hinein gelebt, daß der Profeſſor und Eduard die Abreiſe vergaßen. Franz wurde durch eine immer ſtärker werdende Neigung zu Alma feſtgehalten.

Ob Alma Franz liebte? Wer konnte es entſcheiden, da ſie immer ruhig und freundlich gegen ihn war, wie eine Schweſter. Und doch ſtand in ihrem blauen Buche geſchrieben:

„Niederſchreiben will ich alle die Sagen und Mährchen, welche ich hörte und hören werde, damit ich noch nach Jahren beim Durchleſen dieſer Blätter in meiner Seele den Ton vernehme, der mir jetzt beim Erzählen ſo wohl thut.“

Achtzehnte Nacht.

Jungfer Ilſe.

Aus Alma's blauen Buche.

Auf der Nordſeite der Grafſchaft **Wernigerode**, unweit Ilſenburg, am Fuße des Brockens, liegt der **Ilſenſtein**, den die Ilſe beſpült. Ihm gegenüber ein ähnlicher Fels, welcher allem Anſcheine nach bei einem Erdbeben davon getrennt worden iſt.

Bei der Sündfluth flohen zwar Liebende nach dem Brocken, um immer mächtiger anſchwellenden Gewäſſer zu entrinnen. Ehe ſie noch den Brocken erreichten und eben auf einem andern Felſen zuſammen ſtanden, ſpaltete ſich dieſer und wollte ſie trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, ſtand die Jungfrau; auf der rechten der Jüngling und mit einander ſtürzten ſie umſchlungen in die Fluthen.

Die Jungfrau hieß **Ilſe**. Noch alle Morgen ſchließt ſie den Ilſenſtein auf, ſich in der Ilſe zu baden, Nur ſelten iſt es Jemanden vergönnt, ſie zu ſehen. aber wer ſie kennt, preiſt ſie.

Einſt fand ſie früh am Morgen ein Köhler, er grüßte die ſchöne Jungfrau freundlich und folgte, von ihrer Anmuth angezogen, ihrem Winke bis vor den Felſen. Daſelbſt nahm ſie ihm ſein Ränzchen ab, ging damit hinein und brachte ihn gefüllt zurück, dabei befahl ſie dem Köhler ſtrenge, er ſollte ihn erſt in ſeiner Hütte öffnen.

Die Schwere fiel ihm auf und kaum war er auf der Ilſenbrücke, ſo konnte er ſeiner Neugier nicht länger gebieten und öffnete das Ränzchen. Zu ſeinem Aerger ſah er Eicheln und Tannäpfel und ſchüttete ſie, die Neckerei Ilſen's ſcheltend, in den Strom. Kaum hatten ſie den Stein der Ilſe berührt, ſo hörte er hellen Goldklang und ſah zu ſeinem Schrecken, daß er Gold verſtreut hatte. Sorgfältig bewahrte er die noch in dem Ränzchen befindlichen Ueberreſte und war auch durch ſie noch reich genug geworden, um ſich ein ſchönes Landgut in der Gegend kaufen zu können.

Neunzehnte Nacht.

Eine andere Sage von der Ilſe.

Vor undenklichen Zeiten ſtand auf dem Ilſenſteine ein großes, herrliches Schloß, es hatte wohl an tauſend Fenſter, die alle von buntem, geſchliffenem Glaſe waren und im Sonnenlichte wie Edelſteine funkelten. Dazu hatte es hundert Thüren, die von Gold und Silber blitzten und alles im Schloſſe war ſo ſchön, wie man es nicht ſchildern, ja nicht einmal denken kann.

Um das Schloß herum zog ſich ein großer wilder Park von Tannen und Fichten, ſchauerlich dunkel, aber im Herbſt blühte die Haide gar lieblich weiß und roth und im Frühlinge die Erdbeeren, deren Frucht den ſüßeſten Duft bereitete.

Dieſes überaus ſchöne Schloß gehörte dem Harzkönige; ſo weit er von dem Schloſſe ſehen konnte, ſo weit reichte ſein Gebiet. Sein größter Schatz aber war ſeine holde, ſchöne Tochter Ilſe.

Ilſe zählte ſechzehn Sommer, ſie war nicht nur gut und von Natur klug, ſondern auch mit Kenntniſſen geſchmückt, ihre Stimme klang ſo lieblich, wie der Geſang der Lerche und ſchon ihr Gang war ein anmuthiger Tanz.

Daß der Ruf ihrer Schönheit ſich bald im ganzen Lande verbreitete, war kein Wunder, denn viele Fürſten und Ritter beſuchten des Harzkönigs Schloß.

Unter allen Rittern aber liebte Keiner die ſchöne Ilſe treuer, als Ritter Kunibert, ein Sachſe, welcher in ſeinem Vaterlande große Beſitzungen hatte. Er würde Ilſe zur Gemahlin erwählt haben, wenn ſie auch die ärmſte Hirtin geweſen wäre. Dies fühlte die holde

Ilſe und deßhalb war ſie dem ehrlichen Kunibert vor allen andern Rittern gewogen.

Sie hatte deß auch kein Hehl und ihr Vater billigte ihre Liebe, denn er ſchätzte Kunibert wegen ſeiner guten Sitten und Tapferkeit.

Als nun Kunibert ſtattlich gerüſtet vor dem Harzkönig hintrat und um ſeine Tochter warb, ſprach dieſer: „ich ſchätze Euch wackrer Ritter vor Vielen hoch und nehme Euch mit Freuden zum Eidam an, aber meine Tochter zählt noch nicht ſiebzehn Jahre und Ihr kommt auch noch zeitig genug in den Eheſtand, auch möcht' ich Eure beiderſeitige Liebe erſt prüfen, denn die Minnezeit iſt kurz und die Jahre der Ehe ſind lang Reiſet deßhalb ein Jahr lang umher, erkämpfet Euch neuen Ruhm und kehret Ihr treu zurück mit Ehren, hat Euch meine Tochter die Treue bewahrt, ſo nehmet ſie heim zum Ehegemahl, mein Segen ſoll Euch nicht fehlen."

Und der Harzkönig rief ſeine Tochter herbei und fragte ſie: ob ſie dem Ritter Kunibert ein Jahr lang die Treue bewahren wolle und dann als Ehegemahl folgen nach dem Sachſenlande.

Die ſchöne Ilſe erröthete und ſprach: „obgleich ich meinen Herrn Vater über Alles liebe und mich ſehr glücklich in dem ſchönen Schloſſe gefühlt habe; ſo weiß ich doch auch, daß das Weib Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne folgen ſoll und vor allen Männern folge ich dem Ritter Kunibert am liebſten."

Da jubelte Kunibert, kniete nieder vor ihr und ſchwur ihr ewige Liebe, zog auch einen ſchönen goldnen Reif vom Finger und bot ihn der Geliebten dar und der Harzkönig hieß der Tochter ein güldnes Ringlein mit einem Diamant vom Finger ziehen und es dem Ritter ſchenken. Sie that es freudenvoll und weil es dem Ritter ſelbſt nicht an den kleinen Finger paßte, hing er es ſich an eine güldne Kette um den Hals.

Acht Tage lang weilte der Ritter noch im Schloſſe des Harzkönigs und koſete mit ſeiner Liebſten, am neunten aber beſtieg er ein ſtattliches ſchön aufgezäumtes Roß und ritt von ſeinen Knappen begleitet von dannen.

Beim Abſchiede hatte er nochmals heilige Treue gelobt, und ſeine Ilſe um Treue beſchworen, die ſchöne Harzprinzeſſin hatte ſehr geweint und dem Ritter noch eine Schärpe umgehangen, dann waren ſie von einander geſchieden.

Zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Harzkönig hatte es für gut befunden, die Verlobung ſeiner Tochter noch geheim zu halten, deßhalb kamen immer noch alle Wochen Freier aus allen Himmelsgegenden auf den Ilſenſtein geritten und bemühten ſich um die Gunſt der liebreizenden Prinzeſſin.

Dieſe war gegen alle Ritter und Prinzen freundlich, aber von Liebe wollte ſie nichts hören, treu ihrer Neigung zu Kunibert.

Dabei benahm ſie ſich ſo fein und beſcheiden, daß keiner der abgewieſenen Ritter ihr zürnte und jeder nur trauerte, weil es ihm nicht gelungen war, ihre Gunſt zu erringen.

In der ganzen Gegend hatte die Jungfrau Ilſe nur eine Feindin, aber auch eine mächtige. Es wohnte damals in der Nähe des Brockens eine böſe, gewaltige Hexe, Namens Tritta, dieſe hatte eine einzige Tochter, Rapunzel, welche in dem Grade häßlich war, als Ilſe ſchön.

Ihr rothes Haar war borſtig, wie das eines Bären, ihre kleinen grünen Augen trieften und ihr zahnloſer Mund zog ſich von einem Ohre zum andern. Dabei war ſie ſo lang, mager und eckig, daß ihre Figur, ſelbſt in der ſchönſten Tracht, einem angezogenen Schilderhauſe glich.

Die Hexe wohnte mit ihrer Tochter bald in einer Höhle, bald im Schilfe des Fluſſes Ilſe. Mit neidiſchen Blicken ſah Rapunzel die vielen Freier nach dem Ilſenſtein zur Prinzeſſin Ilſe reiten und ſo oft einer vorüber kam, ſprach ſie: „ſeht nur Mutter, da kommt ſchon wieder einer geritten, welcher um Ilſe freit, zu mir kommt kein Freiersmann und ich bin doch viel älter und viel, viel verſtändiger und viel, viel, viel ſchöner, als die ſechzehnjährige naſeweiſe Prinzeſſin, das kommt aber daher, weil Ihr in keinem Hauſe, ſondern nur in einer Höhle oder im Schilfe mit mir wohnt und mir keine guten Kleider gebt.

Tritta wußte gar gut, daß die Häßlichkeit ihres lieben Töchterleins die Freier fern halte, und war gar erboſt, daß ſie bei aller Macht, die ſie beſaß, doch nicht im Stande war, die Häßlichkeit Rapunzel's in Schönheit zu verwandeln; um aber dem Töchterchen den Willen zu thun, hexte ſie in einer Nacht ein prächtiges Schloß dicht an den Weg, auf dem die Fürſten und Ritter ritten, wenn ſie nach dem Ilſenſteine wollten. Sie gab auch ihrem Töchterlein viel ſchönere Gewänder, als die Prinzeſſin Ilſe hatte und Rapunzelchen zeigte ſich faſt ſtündlich am Fenſter, aber kein Ritter kehrte bei ihr ein, ja ſie grüßten ſie nicht einmal.

Dadurch wurde nun Rapunzel immer boshafter und trachtete darnach, Ilſen's Schönheit zu vernichten. Sie verkleidete ſich zu dieſem Zwecke und ging mit allerhand Eſſenzen auf den Ilſenſtein, dieſe bot ſie der Prinzeſſin zum Geſichtwaſchen an, mit der Bemerkung, daß ſie von dem Gebrauche derſelben ewig jung bleiben würde.

Ilſe verſchmähte aber dieſe Mittel und Rapunzel's tückiſcher Wunſch blieb unerfüllt, deßhalb nahm ſie ſich vor, Ilſen auf eine andere Art zu kränken. Sie hatte nämlich, vermöge ihrer geheimen Wiſſenſchaften, erfahren, daß die Prinzeſſin mit dem Ritter Kunibert heimlich verlobt ſey, und da ſie nun auch wußte, daß

Kunibert in fernen Landen ſeiner Verlobten die Treue bewahrt hatte, ſo ſann ſie ſich die boshafteſte That aus, die ſich nur ein böſes Weib erſinnen kann. Der Ritter Kunibert hatte einſt über Rapunzel's Häßlichkeit und Eitelkeit geſpottet und dadurch ihre Wuth erhöht, als er ſich nun, ſeiner Ilſe in Liebe und Treue gedenkend, auf dem Heimwege zu dem Ilſenſteine befand, boten Rapunzelchen und ihre Mutter die Macht aller andern Hexen auf und in einer Nacht ward das ſchöne Schloß des Harzkönigs in einen großen Felſen verwandelt und den Harzkönig mit allen den Seinen in einen Zauberſchlaf verſetzt, aus dem ſie nimmer erwachten.

Ein und zwanzigſte Nacht.

Schluß der vorigen Sage.

Ueber die Prinzeſſin Ilſe hatten die Hexen keine Macht, ſie ſtand im Schutze eines guten Geiſtes und verſank nicht in den Schlaf. Auch ſorgte dieſer Geiſt, daß Ilſe von unſichtbaren Händen mit Nahrungsmitteln und Allem was ſie bedurfte, bedient wurde. Ja er verſchaffte ihr ſogar die Gunſt, daß ſie in drei Nächten des Jahres, durch eine nur ihr bekannte Pforte ſchlüpfen und ſich in der Ilſe baden konnte.

Während nun Ilſe über den Schlaf weinte, ihren Vater und ihre übrigen Umgebungen betrauerte, nahte Kunibert dem Ilſenſteine. Als er ihn von weitem erblickte ward ihm wohl um das Herz, doch wer beſchreibt ſein Entſetzen als er ſich am Fuße des Berges befand, und an der Stelle wo das ſchöne Schloß des Harzkönigs geſtanden, einen hohen kahlen Felſen erblickte.

Er glaubte er habe den Weg verfehlt und befinde ſich wo anders und doch ſah er die ganze wohlbekannte Gegend vor ſich, vernahm das Rauſchen des Fluſſes, erblickte am Wege Trittas Haus und die häßliche Rapunzel am Fenſter.

Er fragte die Vorübergehenden, wo er ſich befinde und hörte von jedem die Antwort „beim Ilſenſtein im Harze“ und als Kunibert weiter forſchte nach dem verſchwundenen Schloſſe, ſagten ſie ihm: „das iſt in einen Felſen verwandelt und ſeine Bewohner hat keines Menſchenauge wiedergeſehn.“

Da ſchlug Kunibert ein furchtbares Gelächter auf, daß es bis an das Ohr Rapunzels drang und den Namen „ſüße Ilſe!“ mehrmals verzweiflungsvoll rufend, ſtürzte er ſich in den Fluß.

In der nächſten Nacht kam Ilſe, ſich im Strome zu baden, ſie fand den Leichnam des Geliebten und weinte über ihn. Lange, lange trauerte ſie um ihn, und ſo oft es ihr vergönnt war im Strome zu baden, ging ſie zu der Stelle wo ſie Kunibert todt gefunden hatte.

Ihr einziges Glück iſt: Andern wohlzuthun und wer ſie eben erblickt, wird reich von ihr beſchenkt mit dem Geſchmeide, welches ſich im Ueberfluſſe im Innern des Felſens befindet.

Man ſagt, der Felſen würde wieder in ein ſchönes Schloß, die Bewohner deſſelben in Menſchen verwandelt, wenn es ſich zufällig fügte, daß ein eben ſo ſchöner, tugendhafter Mann als Ilſe, ohne es zu wiſſen zu gleicher Zeit mit ihr im Fluſſe badete *).

Zwei und zwanzigſte Nacht.

Der Beſuch der Todten.

Iſabella von Baiern, die Gemahlin Karl VI. von Frankreich zeichnete unter ihren Damen vorzüglich eine Gräfin aus und blieb ihr der Launenhäftigkeit fürſtlicher Perſonen entgegen, fortdauernd gewogen.

Iſabelle war nicht als Tugendmuſter bekannt, ſie war treulos gegen ihren Gemahl und handelte empörend gegen ihren Sohn, den ſchwachen aber ſanftmüthigen und guten Karl VII.

Keiner ihrer Dienerſchaft, keiner am Hofe liebte

---

*) Eine andere von dieſen beiden durchaus abweichende Sage von der Prinzeſſin Ilſe wird in einem der folgenden Bände ihren Platz finden. Der Herausgeber.

ſie, ſogar die Engländer ihre Verbündeten verachteten ſie, denn Jeder wußte, daß ſie es mit keinem Menſchen aufrichtig meinte.

Der Gräfin aber war ſie aufrichtig zugethan und dieſe ihr, ſie ſchwuren einander Freundſchaft und Treue bis in den Tod und hielten Wort.

Als nun die Königin geſtorben war, lag ſie in Paris in dem Pallaſte in einem großen Saale auf dem Paradebette, angethan in köſtliche Gewänder, die Krone auf dem Haupte. Dreißig brennende Wachskerzen umſtanden den Sarg und ihr ganzer Hofſtaat war in tiefer Trauer in dem Saale verſammelt.

Gegen Mitternacht entfernten ſich Alle und die Leiche der Königin blieb allein, im Vorzimmer verweilte ein Offizier mit Wachen.

Als die Glocke zwölf ſchlug, kam ein pechſchwarzer Wagen mit vier Rappen beſpannt vor den Pallaſt gefahren, hielt daſelbſt und eine Dame in tiefer Trauer ſtieg aus, ſchritt langſam die Treppen hinauf über den Coridor und ſagte zu dem wachhabenden Offizier mit langſamen, feierlichem Tone: „öffnet mir die Thüre des Saales, damit ich die Königin noch einmal ſehe.“

Der Offizier erwiederte ihr, daß ihr das nicht verſtattet ſey, ja daß er ſtrengen Befehl habe keinen Menſchen, er ſey wer er wolle, einzulaſſen.

Hierauf nannte ſie ſich und als der Offizier hörte: daß ſie die Gräfin, die intimſte Freundin der hochſeligen Königin ſey, getraute er ſich nicht ihr den Eintritt zu verweigern.

Da ſich nun die Dame in den Saal begeben hatte, kam es dem Offizier vor als höre er drinnen flüſtern und leiſe öffnete er die Thüre und ſahe, wie die Gräfin ſich über die Leiche hinbückte und wie die todte Königin ſich erhob und lange leiſe mit der Gräfin ſprach.

Der Offizier winkte den Wachen, dieſes Schauſpiel mit anzuſehen und Alle überkam ein Grauſen, Männer, die in vielen Schlachten ruhig geblieben waren, zitterten jetzt vor Furcht.

Glock Eins entfernte ſich die Dame aus dem Saale und im Nu flog die Karoſſe mit ihr fort und ward nicht mehr geſehen.

Am andern Morgen ſagte der Offizier dem Könige an, was er in der vergangenen Nacht geſehen hatte, der König hörte ihm nachdenklich zu, als aber in demſelben Augenblicke ein Ritter eintrat und dem Könige verkündete, daß in dieſer Nacht die Gräfin geſtorben ſey und ihr Todeskampf von Nachts Zwölf bis um Eins gewährt habe, da bekreuzte ſich der König und betete: „Ave Maria!“

Drei und zwanzigſte Nacht.

Das Rieſenfräulein.

Vor Zeiten lebten auf der Burg Nideck im Elſaß, die auf einem hohen Felſen nahe bei einem Waſſerfalle liegt, Ritter die alle von einem gewaltigen Rieſen abſtammten und ſelbſt nicht viel kleiner als der Rieſe waren. Ritter Wolf, welcher zu der Zeit lebte als ſich Nachſtehendes begab, war ſo lang wie ein hundertjähriger Eichbaum und einen Centner trug er ſo leicht wie einen Borſtorfer Apfel.

Seine Tochter Mechtild war nichts kleiner als ihr Vater und eben ſo kräftig, deshalb liebte er ſie auch ſehr und ließ ihr allen Willen.

Eines Tages fiel es dem Fräulein ein, hinab in daß Thal zu gehen um ſich umzuſchauen; mit großen Schritten kam ſie faſt bis nach Haslach und wollte ſich todt lachen über die kleinen Hütten, mit Thüren, durch welche ſie nur hätte mühſam kriechen können.

So, ſich verwundert umſchauend, kam ſie an ein Ackerfeld, wo mehrere Landleute ackerten und weil ihr die kleinen Männlein und Pferdchen und Pflüge gefielen, nahm ſie alle die ſie ſah wie Puppen, legte ſie ungeachtet ihres Schreiens und Sträubens in ihre bunte Schürze und lief damit zur Rieſenburg. Dort ging ſie ſogleich in den Ahnenſaal, und ſagte zu ihrem Vater: „ſchaut Herr Vater, was für ein drollig Spielzeug ich mitgebracht habe.“

Bei dieſen Worten packte ſie die Bauern mit den Pflügen und Pferden aus und ſetzte ſie auf den großen eichnen Tiſch und auf die Dielen. Der Vater ſagte: „Kind das iſt kein Spielzeug, das mußt Du gleich wieder hinab in das Thal tragen.“

Das verzogene Fräulein weinte und wollte nicht gehorchen, aber der Rieſe ſprach ernſthaft: „mein Kind den Bauern dürfen wir nichts anhaben, ſie ſind es die das Brod bauen welches wir Rieſen verzehren, gleich gehe und ſetze die Bauern auf das Feld wo Du ſie haſt hergenommen, wo nicht, ſo ſollſt Du ſehen, daß ich auch zornig werden kann.

Während nun das Fräulein verdrüßlich die Bauern einpackte, kamen die Weiber der Bauern auf das Feld, ihnen einen Imbiß zu bringen und fanden ihre Männer nicht und ein Schafhirt, welcher ſich vor dem Rieſenfräulein in eine Höhle geflüchtet hatte, erzählte ihnen was geſcheh'n war.

Da fingen alle an zu weinen und zu ſeufzen und erfüllten mit ihrem Klaggeſchrei die Luft. Wie ſie nun ſo jammerten, kam das Fräulein und ſetzte die Männer auf den Acker hin, da trockneten die Weiber ihre Thränen und das Rieſenfräulein freute ſich und ging dann wieder heim in ihre Burg.

Vier und zwanzigſte Nacht.

Der Schatten des Grafen.

Unter der Regierung Jacob VI. von Schottland lebte auf ſeinem Felſenſchloſſe ein reicher, mächtiger Graf, Eduard. Doch nicht nur reich und mächtig war er, auch ſchön und begabt mit allen ritterlichen Tugenden.

Viele edle Frauen trugen heimlich ſein Bild in dem Herzen und blickten ſehnſüchtig in ſein großes blaues Auge, aber Eduard blieb ungerührt und ſelbſt die Schönſte konnte ſich von ihm nicht mehr als eines höflichen Grußes rühmen.

Sein Lieblingsvergnügen war die Jagd und Niemand ſtand höher in ſeiner Gunſt als ſein Falkner. Der Graf hielt viel auf ſchöne gut abgerichtete Falken und Ralph der Falkner verſtand ſich trefflich auf die Behandlung dieſer Thiere und wußte dem Grafen immer neue und ſchöne zu verſchaffen.

Tage lang jagten der Graf und Ralph mit einander und wurden dieſes Vergnügens nimmer müde, ja es fehlte beiden Etwas, wenn einmal die Jagd unterbleiben mußte.

Die Verwandten des Grafen lagen ihn an, ſich unter den Töchtern des Landes umzuſchauen und eine zur Gemahlin zu erwählen, aber Eduard wich allen Vorſchlägen dieſer Art geſchickt aus.

Zu dieſer Zeit beſuchte ihn ein deutſcher Edelmann Namens Wildeck, er machte ſich dem Grafen durch eine eben ſo große Leidenſchaft für die Jagd bald unentbehrlich und die beiden Freunde nebſt dem Falkner lebten faſt nur im Walde.

Einige Monate hatte er auf dem Schloſſe des Grafen zugebracht, da beſchied ihn ein Eilbote nach Deutſchland zurück. Die Mutter des Edelmannes lag an einer langwierigen aber tödtlichen Krankheit hart darnieder und begehrte ihren einzigen Sohn noch einmal zu ſehen.

Wildeck, welcher ſeine Mutter kindlich liebte, ſäumte keinen Augenblick nach Deutſchland zu eilen. Der Graf bat ihn dringend, ihm wenigſtens noch einige Tage zu ſchenken, da ſich aber ſein Freund durchaus nicht zum Bleiben bewegen ließ, entſchloß er ſich ihn zu begleiten.

Wildeck war auf der Reiſe ſehr niedergeſchlagen; der Graf bemühte ſich ihn aufzuheitern, was ihm zu ſeiner Freude auch auf Augenblicke gelang. Eines Abends langten die Freunde auf dem Schloſſe des Herrn v. Wildeck an. Es war alt, verfallen und die innere Einrichtung deſſelben verrieth dem Grafen die Armuth ſeiner Bewohner. Wildeck eilte ſogleich zu ſeiner kranken Mutter, von Theilnahme getrieben folgte ihm der Graf und blieb um nicht zu ſtören am Eingange des Zimmers ſtehen.

Eine Lampe erleuchtete das hohe düſtere Gemach, matt und todtenblaß lag die Frau von Wildeck auf ihrem Lager, ein Geiſtlicher ſtand neben ihr und ſprach einem jungen Mädchen Muth ein, welches mit verhülltem Antlitz am Bette der Sterbenden kniete.

Nachdem Frau von Wildeck ihren Sohn begrüßt und einige Worte mit ihm gewechſelt hatte, wandte ſie ſich zu dem jungen Mädchen und ſprach mit dem letzten Aufwand ihrer Kräfte: „meine geliebte Tochter ich verlaſſe Dich, Deine Tugend und mein Segen ſind Dein einziges Erbe, als arme Waiſe haſt Du wenig in der Welt zu hoffen, folge daher meinem Rathe und nimm den Schleier. Gleich nach meinem Tode wird die Aebtiſſin des nahen Ciſtertienſerkloſters Dich abholen, iſt das Probejahr um und zieht nicht eine beſonders lebhafte und verſtändige Neigung oder ein ſeltner Glücksfall Dich in die Welt zurück: ſo lege das Gelübde ab, verſprich es mir.“

Schluchzend ſchwur die Tochter, den Willen der Mutter zu vollziehen, hierauf legte ſich die Kranke mit dem Haupte zurück und ſtarb.

Auf den Grafen hatte dieſer Auftritt lebhaften Eindruck hervorgebracht, er ſah jetzt das Fräulein Anna und ihr kindlicher Schmerz, ihre lieblichen, rührenden Züge ſprachen zu ſeinem Herzen.

Nur wenige Worte wechſelte er mit ihr, die für nichts Sinn hatte als für ihre geliebte Mutter, aber eben ihre kindliche Trauer zog den Grafen ſo mächtig an, faſt noch mehr als ihre Schönheit. Gleich nach der Beerdigung der Frau von Wildeck, ließ die Aebtiſſin Anna in das Kloſter abholen. Traurig ſchied ſie von ihrem Bruder, welcher den Grafen wieder nach Schottland begleiten und Dienſte bei König Jacob VI. ſuchen wollte.

Eduard ſah lange der Sänfte nach in welcher Anna zum Kloſter gebracht wurde, aber er war noch nicht ganz einig mit ſich ſelbſt, ganz entſchieden.

Nachdem Wildeck ſein Haus beſtellt hatte, traten beide Freunde ihre Reiſe an und befanden ſich mit Beginn des Herbſtes wieder glücklich auf dem Stammſchloſſe des Grafen.

Einſt als der Graf allein auf der Jagd war, blickte er in einiger Entfernung ein Reh von außerordentlicher Schönheit. Er verfolgte es und da es ihm nie aus den Augen entſchwand, aber auch nicht von ihm getroffen wurde, gelangte er immer tiefer in das Dickicht hinein und kam endlich in eine ihm gänzlich unbekannte Wildniß.

„Ei mein liebes Thierchen biſt du da?“ rief eine liebliche tiefe Frauenſtimme, der Graf ſchaute ſich um und vor ihm ſtand eine hohe, wunderſchöne Frau im grünen Jagdkleide. Dunkle Locken umfloſſen die ſchöne Stirn, ihre ſchwarzen Augen ſprühten Funken, ſie trug ein ſchwarzes Sammetbarett mit weißen Schwungfedern.

Das Reh ſprang an ihr in die Höhe, ſie liebkoſete ihm und ſagte hierauf im drohenden Tone zu Eduard: „verfolgt mein Reh nicht wieder!“

Hierauf verſchwand ſie.

Fünf und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In Gedanken verloren kam der Graf nach Hauſe, ſtatt wie ſonſt des Abends noch mit ſeinem Freunde Wildeck zu ſprechen, zog er ſich in ſein Gemach zurück und malte ſich das Bild der ſchönen Jägerin. War ihm Diana oder irgend eine Göttin des Haines erſchienen? Eine Erdgeborne konnte das wunderbar ſchöne Weib mit den gebietenden Augen nicht ſeyn; einem gewöhnlichen Weibe, das fühlte er, hätte er nicht ſo blindlings gehorcht. Den andern Tag ging er früh allein in den Wald, die Stelle zu ſuchen, bei welcher ihm die Schöne erſchienen war, aber er mochte ſeinen Schritt wenden wohin er wollte, nirgends fand er die drei ſeltſam verſchlungenen Eichen unter denen die Dame geſtanden hatte.

Einige Tage trug Eduard ſein Geheimniß in ſich, endlich theilte er es dem Freunde mit, dieſen zog die Beſchreibung von der ſeltſamen Schönen ſehr an und er ſäumte nicht mit dem Grafen ſtundenlang im Walde umherzuſtreifen — immer vergebens.

Durch dieſes vergebliche Forſchen ſtieg die Ungeduld beider Männer auf das höchſte und um zum Ziele zu kommen, entdeckten ſie ſich dem Falkner, der als Jägersſohn jeden Weg im Walde kennen mußte.

Der Falkner hörte dem Grafen aufmerkſam zu und ſagte: „Alles was ich von der ſchönen Dame weiß, will ich Euch erzählen.

Mein Vater, wie Euch gnädige Herren bekannt iſt, war Jäger des ſeligen Herrn Grafen und ſpäter Förſter in dieſer Waldung. Wie ich noch ein kleiner Bube war, hörte ich ihn oft ſagen: Adelſtane muß mir zürnen, ich habe ſeit vielen Tagen kein Wild getroffen. Fragte ich dann „Vater wer iſt Adelſtane?“ ſo bekam ich eine kurze ausweichende oder gar keine Antwort.

Wie ich ungefähr zehn Jahr alt war, nahm mich mein Vater oft mit in den Wald, er hatte zu dieſer Zeit ſeltenes Glück, das ſchönſte Wild ward ſeine Beute und alle Jäger beneideten ihn darum. Meine Mutter aber wurde traurig, ſie weinte immer und drückte mich oft mit wildem Schmerze an ſich.

Der Vater welcher ſie ſonſt ſehr geliebt hatte, ſprach jetzt wenig mit ihr und blieb oft über Nacht aus.

Des Sonnabends, das weiß ich gewiß, kam er niemals nach Hauſe und dies war ſonſt der Tag an dem er am pünktlichſten kam, weil er des Sonnabends Abends immer mit der Mutter beſprach, was in dieſer Woche vorgefallen war und was ſie die künftige Woche unternehmen wollten.

Um ſie gewiſſermaßen für ſein Außenbleiben zu entſchädigen, hatte er eine alte Muhme zu ſich in das Haus genommen, die ſich auch alle Mühe gab meine bekümmerte Mutter zu tröſten, was ihr doch zu Zeiten gelang, denn Muhme Maria wußte gar wunderſchöne Geſchichten und hatte auch ſehr viel in der Welt erlebt

Einſt lag ich des Sonnabends Abend beim Kamine im Halbſchlummer, die Baſe und die Mutter ſaßen am Spinnrocken, da weckte mich ihr Geſpräch, doch aus kindiſcher Schlauheit ſchloß ich die Augen nur noch feſter und hörte die Baſe ſagen: „es iſt freilich beſſer wenn der Bube zeitig zur Ruhe gebracht wird, damit er von der unheimlichen Erſcheinung nichts gewahrt, da er aber heute ſchläft, ſo wollen wir ihn hier laſſen, vielleicht bannt die Anweſenheit des unſchuldigen Kindes den unheimlichen Gaſt.

Furcht und Neugier kämpften in mir, die Letztere behielt die Oberhand, ich beſchloß zu bleiben und erlauſchte noch ein Geſpräch, deſſen ich mich ganz deutlich entſinne.

„Seyd nur ruhig,“ ſprach die Baſe, „Euer Mann wird wieder auf den rechten Pfad zurückkehren, wenn ihr nicht ablaſſet vom Beten. Adelſtane iſt eine ſchöne, mächtige Hexe, aber Gott und die lieben Heiligen ſind mächtiger.“

„Gewiß!“ erwiederte meine Mutter, „aber muß ich nicht fürchten, daß ſie jedes meiner Worte vernimmt, jeden Gedanken ſieht.

Hat ſie nicht ſchon ihren Spott mit mir getrieben ſeit dem Tage, an welchem ich meinen Mann beſchwor, mir zu ſagen: was ihn ſo verändert ſeit dem Tage, wo ich auf die ſchöne Waldhexe Adelſtane rieth und drohend ausrief: ich werde mit ihr ſprechen und ihr ſagen, daß ich frühere, heiligere Rechte als ſie an dich habe — ſeitdem erſcheint jeden Sonnabend Abend ſein Schattenbild, das mich ſo ſchreckt, deſſen Anblick ich nicht mehr ertragen kann!“ Ein lauter Schrei ertönte am Schluſſe ihrer Rede, ich öffnete ſchnell die Augen, die Mutter und die Baſe ſchlugen ein Kreuz und knieten nieder, mitten im Zimmer ſtand der Schatten meines Vaters. Wie der Vater zu thun pflegte, ſo hing der Schatten ſein Gewehr an die Wand, ſetzte ſich nieder, wandte ſich zu meiner Mutter, ging im Zimmer auf und ab, ſtumm, ſchweigend.

Mir ſchauderte, ich wagte mich nicht zu rühren. Ungefähr eine Stunde waltete der Schatten ſo im Zimmer, dann entfernte er ſich in das anſtoßende Schlafgemach.

Die Frauen blickten wieder auf, die Mutter kam mich zu wecken, ungeſtüm drückte ſie mich an ſich und rief mehrmals unter heftigen Thränen: „o mein Kind, mein liebes Kind verlaſſe nur Du mich nicht! Liebe nur Du mich immerfort!“

Noch mehrere Monate lang ſah ich alle Sonnabende den Schatten meines Vaters. Eines Tages hörte ich ihn zu meiner Mutter ſagen: „Margarethe, ſey ruhig, ich gehe nicht mehr zu den drei Eichen. Denſelben Tag tödtete er auch ſeinen Lieblingshund. Der Vater ging mit der Mutter in die Kirche und als es Abend war ſetzte er ſich heim zwiſchen die Mutter und mich und die Baſe mußte aus der Bibel vorleſen. So lebte er wieder einige Monate, aber Alles was er unternahm verunglückte ihn, er brachte kein Wild mehr nach Hauſe, ſein Forſt wimmelte von Wilddieben, die Bäume, welche er pflanzte, gediehen nicht.

Oft rief er aus „Adelſtane, das iſt Deine Rache!“ Der ſchöne, lebenskräftige Mann verfiel ſichtlich, vergebens wurden Heilkundige um Rath gefragt, er klagte über einen brennenden Schmerz am Herzen und jammerte dann: „Adelſtane, Grauſame! laß ab mir das Blut auszuſaugen!“

Als es zum Ende mit ihm kam, hieß er mich an ſein Bette treten und ſprach mit bewegter Stimme: „Ralph mein theurer Sohn, wenn Du einſt erwachſen biſt, gedenke der Warnung Deines ſterbenden Vaters. Kommſt Du einſt im Walde zu einer abgelegenen Stelle, wo drei ſeltſam verwachſene Eichen ſtehen, ſo kehre ſchnell um, begegnet Dir jemals ein ſchönes Weib in Jägertracht, welcher die Thiere des Waldes wie zahme Hausthiere gehorchen, meide ſie!“

Nachdem er dies geſagt hatte, reichte er meiner Mutter die Hand: „Margarethe vergieb!“ ſprach er leiſe, bedeckt von unſern Thränen brach ſein Auge.“

Der Warnung meines Vaters eingedenk habe ich die drei Eichen gemieden, erſchien mir zu Zeiten eine hohe Jägerin auf ſtolzem Roſſe, ſo ſchlug ich ein Kreuz und wandte das Antlitz ab.

Weil man Adelſtanens Macht fürchtet, ſpricht man wenig von ihr, aber — hier ſchlug Ralph ein Kreuz — ich weiß es, ſie iſt die Tochter einer böſen Waldnymphe und eines Erdenſohnes. Sie bleibt jung und ſchön ſo lange ſie nicht durch einen Mann, welcher ſie einſt liebte und von ihr geliebt wurde, getödtet wird, dies kann ſie bei ihrer Klugheit leicht verhindern und durch geheime Zaubermittel weiß ſie Jeden der ſich von ihr abwendet, ſchnell oder langſam zu tödten, ehe es ihm gelingt ihr ein Leid zuzufügen. So viel weiß ich von Adelſtane — möge es Euch Herr Graf, und auch Euch Herr von Wildeck gewarnt haben."

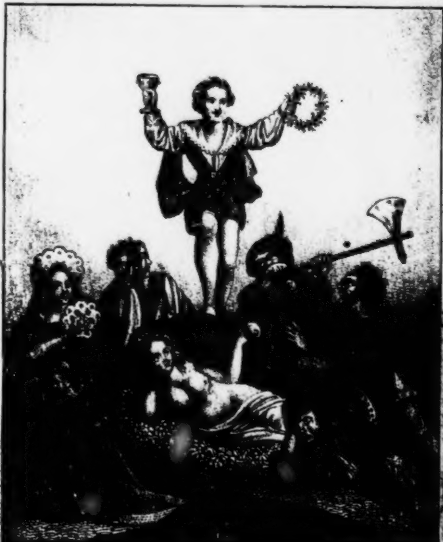
Der Graf erwiederte nichts, er ritt einige Schritte vor Wildeck und Ralph voraus ohne an ihrem Geſpräch Theil zu nehmen.

Den andern Tag ritt er allein in den Wald und durchkreuzte ihn ſo lange bis er die drei Eichen fand.

Lange ſtand er da und ſtarrte ihre Wipfel an, er wagte es nicht Adelſtane zu rufen, aber er wünſchte heimlich ihr Erſcheinen. Als ſie ſich dennoch nicht blicken ließ, entfernte er ſich ſchwermüthig.

[illegible]

I. Bdch. II. Abth.



[illegible]

Die sieben Todsünden.

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

I Bändchen 2 Abtheilung.

Meiſſen,
bei F. W. Goedsche.

J. P. Lyser del. [illegible]

Sechs und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Es hat doch ſein Gutes, daß uns Ralph einige Aufklärung über die ſchöne Jägerin gegeben hat," ſprach eines Tages Wildeck zu dem Grafen, „mir iſt ſie geſtern von Ferne im Walde erſchienen, da ſchlug ich ein Kreuz und ritt weiter."

„Ohne ſie anzurufen?"

„Meinſt Du, daß ich lüſtern nach der Bekanntſchaft einer Hexe bin? Ich fürchte nichts mehr, als mich von ihr verblenden zu laſſen und ſtrebe nicht nach einer Gunſt, die mich ſpäterhin an Leib und Seele verderben könnte."

Eduard ſchwieg, er lächelte ſpöttiſch und dachte: eine böſe Hexe, ein ſo himmliſch ſchönes Weib? Unmöglich. Noch oft beſuchte Eduard die Eichen, mehrmals ſah er von Ferne Adelſtane, aber niemals redete er ſie an und ſie verſchwand immer dann, wenn er ſie eben am nächſten ſah.

Er konnte es ſich nicht verhehlen, daß er Adelſtanen liebte, aber er fürchtete ſie; Er, der ſich das Weib nie anders, als das Bild der Sanftmuth und Duldung dachte, ſollte ſich jetzt vor einem Weibe demüthigen?

Zugleich fiel ihm die Warnung Ralph's ein — auf ewig gefeſſelt, vielleicht unſichtbar immer unter ihrem Einfluß zu ſtehen ohne Willensfreiheit, waren Gedanken, die ihn immer von ihr abzogen. Graf Eduard war fromm, er fürchtete die Gemeinſchaft mit dem Böſen und zweifelte, daß Adelſtane ein guter Geiſt ſey.

Zu dieſer Zeit kam ein Deutſcher aus Wildeck's Gegend auf Eduard's Schloß, er brachte ſeinem Landsmanne ein Schreiben von ſeiner Schweſter Anna. Dieſe theilte dem Bruder mit, daß ſie, da ihr Probejahr dem Ende nahe, bald den Schleier nehmen müſſe, wenn er nicht irgend einen Platz in der Welt für ſie wiſſe. Sie beklagte ſich über das Kloſterleben, welches nicht ſo friedlich ſey, als ſie früher geglaubt habe, ſie wünſchte ſich nützliche Thätigkeit und bat den Bruder, ihr wo möglich die Ablegung des Gelübdes zu erſparen.

Der Graf ſah den Brief, die zierliche Handſchrift fiel ihm auf, da zu jener Zeit Schreiben eine Kunſt war, die nur wenig Frauen übten. Wildeck theilte dem Freunde den Inhalt des Briefes mit und inniges Mitleid mit dem hülfloſen Weſen zog in des Grafen Herz.

Er ſah in Anna, deren Bild wieder lebhaft vor ſeiner Seele ſtand, ein Mittel, ſich von der Neigung zu Adelſtanen zu befreien. Ohne Zögern warb er bei ihrem Bruder um Anna's Hand und ſandte, als dieſer mit Freuden einwilligte, einen Eilboten mit einem Briefe und Ringe in das Kloſter zu Anna.

Einige Tage nach Abſendung des Boten begegnete er Adelſtanen im Walde, ſie verſchwand nicht ſo ſchnell wie früher, lange ruhte ihr Auge mit inniger Trauer auf Eduard.

Dieſer fühlte ſich aufs Neue zu ihr hingezogen, aber er fürchtete ſie auch mehr als je. Um ihr zu entfliehen, trat er früher, als er ſich vorgenommen hatte, ſeine Reiſe nach Deutſchland an, die Werbung zu wiederholen.

Mit holdem Erröthen kam ihm Anna an der Hand der Aebtiſſin entgegen, ſchüchtern ſprach ſie das „Ja“ aus und ward wenige Tage nach des Grafen Eintreffen im Kloſter deſſen Gemahlin. Ungeſäumt trat er mit ihr die Reiſe nach der Heimath an.

Die Reize ſeiner Gemahlin, ihre ſchüchterne, innige Liebe zu ihm ſchwächten das Andenken an Adelſtanen, er fühlte ſich vollglücklich, als Anna ihm vertraute, daß ſie Mutter ſey und niemals fiel es ihm ein, wenn er im Walde war, die drei Eichen zu ſuchen.

Der Bruder ſeiner Gemahlin hatte ihn verlaſſen und ſich mit einer reichen Erbin in Deutſchland vermählt und Ralph hütete ſich wohl, ſeinen Herrn nur auf das Leiſeſte an Adelſtane zu erinnern.

Er war ſeiner jungen Herrin innig ergeben und fürchtete für ihr Glück, wenn der Graf jemals Adelſtane wiederſähe. Deßhalb ſchlug er dem Grafen vor, ein andres Schloß in der Grafſchaft zu beziehen, damit die junge Gräfin die Beſitzungen ihres Gemahls kennen lerne. Graf Eduard fand Gefallen an dieſem Vorſchlage und befahl, Alles zur Abreiſe zu rüſten. Der Falkner zeigte ſich beſonders thätig dabei, denn ihm quälte eine Angſt vor einem großen unnennbaren Unglücke, welches er vergebens zu verbannen ſtrebte.

Endlich war Alles zur Reiſe bereit und der nächſte Mittag dazu beſtimmt. Früh am Morgen fiel es dem Grafen ein, in Ralph's Begleitung jagen zu wollen.

Ralph, dem nichts Gutes ahnte, gab Krankheit vor, um den Grafen zu Hauſe zu halten. Er verſuchte Verſchiedenes, ihn davon abzubringen; vergebens, der Graf ſchwang ſich auf ſein Leibroß und ſprengte davon, ſeinen Lieblingsfalken auf der Fauſt.

Als er hinaus in den Forſt kam, ergriff ihn eine wunderbare Jagdluſt, eine wahre Sucht nach Beute.

Nichts zeigte ſich in der Nähe ſeinen Blicken, je tiefer er in den Wald kam, deſto ſtiller ward es um ihn her, ſiehe, da erblickte er auf einmal ein ſchönes, ſchlankes Reh; irrte er nicht, war es Adelſtanen's Reh. Von Jagdluſt hingeriſſen, vergaß er ihre ernſte Warnung, er ließ den Falken ſteigen und mit Blitzesſchnelle ſchoß er auf das Reh herab und hackte ſich in ſein Genick ein, daß es zuſammenſtürzte.

In demſelben Augenblicke ſtand Adelſtane bei dem Rehe, haſtig riß ſie den Falken von dem Wild weg und hielt ihn feſt, mit der andern Hand berührte ſie ſchmeichelnd die Wunde des Rehes.

Beſtürzt blieb Eduard ſtehen, wie angewurzelt; endlich nahte er ſich der Jägerin und ſagte: „Vergebt, daß mein Falke Euerm Reh Schaden zugefügt hat, ich bedachte nicht, daß es das Eure ſey, der Jäger, wiſſet Ihr ja, iſt Beuteluſtig, darum verzeiht und habt die Güte, mir Euern Gefangenen, meinen Falken zurück zu geben."

„Lügt nicht!" ſprach Adelſtane gebieteriſch, „Ihr wußtet, wem das Reh gehörte, Ihr wart gewarnt. Mein Reh hab' ich zur rechten Zeit gerettet, der Falke aber bleibt mein eigen, Ihr löſetet ihn denn."

„Löſen ſoll ich ihn, fordert was Ihr wollt, eine ganze Herrſchaft für dieſen Falken!" rief leidenſchaftlich der Graf, „ja Alles, Alles ſey Euch gewährt."

„Auch Euer Weib, auch Euer gehofftes Kind?"

„Fürchterliche Spötterin!"

„Seht, Alles gebt Ihr doch nicht hin — nun ich begehre nur eine Locke von Euerm Haupte."

Raſch trennte der Graf mit ſeinem Jagdmeſſer eine ſeiner ſchönen blonden Locken von ſeinem Haupte und reichte ſie knieend der Schönen dar.

Sie nahm ſie lächelnd, gab ihm den Falken zurück und reichte ihm die Hand. Der Graf preßte ſie ungeſtüm an ſeine Lippen und ſie verſchwand

---

Sieben und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als der Graf nach Hauſe kam, war es Mittag. Alle harrten, zur Abreiſe bereit, ſeiner, auch ſeine Gemahlin hatte ſchon ihren Zelter beſtiegen. Er lobte dieſe Pünktlichkeit und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Der Graf, den Falken auf der Fauſt, ritt neben ſeiner Gemahlin und bewies ihr die zärtlichſte Aufmerkſamkeit. Spät in der Nacht erreichten ſie das Schloß, in deſſen ſchönſte Gemächer Eduard ſeine Anna einführte.

Erſt nach Mitternacht begab ſich der Graf in ſein Gemach, er empfand auf ſeinem Haupte an der Stelle, wo die Locke fehlte, ein ſonderbares, nicht ſchmerzhaftes Brennen. Er legte ſich zur Ruhe, das Brennen dauerte fort, natürlich dachte er an Adelſtane, bis er einſchlummerte. Doch auch dem Schlafenden erſchien ſie im Traume, ſchöner noch, als im Wachen, er ſah ſich mit ihr unter den drei Eichen, ruhte von ihrem Arm umſchlungen auf dem grünen Raſen, neben ihr ſpielte das Reh, während ſein Falke hoch in die Lüfte ſtieg.

Wie er erwachte und ſich in ſeinem Zimmer ſah, ward er unmuthig, glühende Sehnſucht nach Verwirklichung dieſes Traumes zog in ſein Herz, es drängte ihn hinaus in das Freie zu eilen. Ohne ſeiner Gemahlin den Morgengruß zu ſagen, ſchwang er ſich auf ſein, im Fluge vom Stallmeiſter geſatteltes Roß und ſprengte fort, ſeinem Stammſchloſſe zu, hin in den Wald zu den drei Eichen.

Dort band er ſein Pferd an einen Baum und rief mit innigem Gefühl: „Adelſtane, o Adelſtane!“

Sie ſtand vor ihm, reizend, überirdiſch, ach und ſo irdiſch ſchön!

„Was begehrſt Du von mir? warum rufſt Du mich?“ fragte Adelſtane mit Hoheit.

„Warum ich Dich rufe, Adelſtane? Um Dir zu ſagen, daß ich Dich liebe, um Dich anzuflehen, liebe mich, wie ich Dich liebe, glühend, unendlich!“

„Und willſt Du mein ſeyn, ganz mein, treu und wahr und Anna nie mehr in Liebe begrüßen?“

„Wie, ich ſoll meine Gemahlin, die Mutter meines Kindes verſtoßen?“

„Ihr bleibe Dein Name, Deine Beſitzungen, der Wahn, daß Du ihr treu ſeyſt, nichts ſtöre ihr Glück, ſo lange ſie es nicht wagt, mich zu beleidigen — noch haſt Du die Wahl, ſie oder mich.“

Einen Augenblick ſchwebte Annen's holdes Bild an ihm vorüber, aber nur einen Augenblick, dann traf ihn ein Blitz aus Adelſtanen's Augen. „Dich, Dich!“ rief er aus und drückte die Herrliche feſt an ſein Herz.

Mühſam verbarg Eduard ſeiner Gemahlin die Veränderung ſeines Innern, den größten Theil ſeiner Zeit brachte er im Walde zu und Ralph durfte ihn nicht mehr begleiten.

Dieſer ahnte, warum der Graf ſeine Geſellſchaft nicht mehr wünſche und mit ſtiller Trauer blickte er oft heimlich auf die Gräfin, welche ſich über die ſtete Abweſenheit ihres Gemahles härmte. Wohl ſprach er freundlich wie ehemals mit ihr, er vermehrte ihre Dienerſchaft, beſchenkte ſie reich und trug alle nur erdenkliche Sorgfalt für ſie und den zu erwartenden Erben; aber nie mehr küßte er ihre Hand, nie mehr berührten ſeine Lippen die ihrigen.

Um Mitternacht kam er einſt in das Schloß, da ſcholl die frohe Kunde ihm entgegen, daß nach vielen Leiden die Gräfin einen Sohn geboren habe.

Er war entzückt und eilte in das Zimmer der Wöchnerin. Mit Freudenthränen küßte er ſein Kind und ging dann zu ſeiner Gemahlin, die ihm matt die Hand entgegen ſtreckte.

Er küßte und umarmte ſeine Gemahlin und nannte ſie mit den ſüßeſten Namen, da fühlte er am Haupte das ſonderbare Brennen und ihm vernehmlich flüſterte eine wohlbekannte Stimme im warnenden Tone: „Eduard!“

Der Graf erſchrak und verließ das Zimmer. Den andern Morgen ritt er zu den Eichen, Adelſtane ließ ſich nicht blicken, vergebens rief er ihren Namen und beſchwor ſie zu kommen.

Mehrere Wochen — in denen er nur ſelten Annen's Gemach betreten hatte — verſtrichen, Adelſtane blieb unſichtbar, und der Lieblingsfalke war krank.

Eduard glaubte ſchon, ſie zürne ihn und wolle ihn nie mehr ſehen, er fing an, wieder zärtlicher gegen

Anna zu werden, da erſchien ſie ihm eines Tages, freundlich aber traurig. Er beugte das Knie vor ihr, ſein Blick flehte um Vergebung, ſie ſprach ernſt: „Eduard, Ihr habt Euern Eid nicht immer im Gedächtniß, brecht Ihr ihn noch einmal! ſeht Ihr mich nie wieder, hütet Euch — ich liebe, und Ihr wißt, wer glühend liebt, kann auch glühend haſſen!"

Sie ward hierauf freundlich, wie immer und ſchien vergeſſen zu haben, daß ſie ihm gezürnt.

Von dieſem Tage an liebte der Graf die ſchöne Zauberin noch wärmer, erſchien er noch öfterer unter den drei Eichen. Die Gräfin härmte ſich ab, ſie weinte, wenn ihr Blick auf ihr holdes Knäblein fiel, dem ſein Vater ſo ſelten einen Blick ſchenkte, ſie ſuchte den Grund von ihres Gemahles Untreue in ihrem Betragen und fragte ihn liebevoll: ob ſie ihm Urſache zum Unmuthe gegeben, ſie bat ihn, ſie auf ihre Fehler aufmerkſam zu machen.

Gerührt ſagte der Graf, daß ſie nie anders, als treu und liebenswerth ihm erſchienen ſey, aber er blieb dennoch kalt und entfernte ſich täglich von ihr und ſeinem Sohne.

Ueber ein Jahr war der trauernden Gräfin vergangen, der kleine Eduard fing ſchon an, den Namen Vater auszuſprechen, ohne ſeinen Vater öftrer als bisher zu ſehen.

Annen's Bruder, der Herr von Wildeck, kam ſeine Verwandten zu beſuchen und fand die Schweſter bleich, ein Bild des Kummers, den Grafen zerſtreut, manchmal ausgelaſſen luſtig, oft niedergeſchlagen und mürriſch.

Einſt, als Wildeck ſich allein mit ſeiner Schweſter befand, fragte er ſo herzlich nach der Urſache ihres Kummers, daß ſie ihm geſtand, was ſie quäle, ohne jedoch ihren Gemahl, den ſie noch immer liebte, zu tadeln.

Ihr Bruder hörte ſie theilnehmend an und ſprach: „wohl haſt Du Recht, Deinen Gemahl nicht zu verdammen; nicht Untreue und gewöhnliche Flatterhaftigkeit beflecken ſein Herz, Zauberei iſt imSpiele, Adelſtane hat ihn an ſich gezogen. Er beſchrieb hierauf Adelſtanen, ihren Aufenthalt, ihren Reiz und Hang, Männer an ſich zu ziehen, doch was ſich mit Ralph's Vater begeben, verſchwieg er ſeiner Schweſter aus Schonung. Er rieth ihr, mit ihrem Beichtiger zu ſprechen und durch inbrünſtiges Gebet, durch eine Wallfahrt dem Gemahl von der Hexe loszureißen.

Anna hörte nicht mehr auf ihn, in ihr lebte nur der Gedanke: „mein Gemahl liebt eine Andre, iſt in den Banden einer Zauberin, ich ſein Weib, mein Kind, ſein Sohn, werden um ihretwillen verlaſſen.

Mancherlei Entſchlüſſe durchkreuzten ihr Inneres, endlich ſtand ſie entſchieden auf und verließ das Gemach.

Acht und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage).

Einige Stunden nach der Unterredung mit dem Herrn von Wildeck, ließ die Gräfin Ralph zu ſich beſcheiden. Er fand ſie im Jagdkleide, ernſt, kummervoll aber mit Mienen, welche Entſchloſſenheit verkündeten.

„Ich weiß,“ redete ſie den Ralph an, „daß Ihr mir ergeben und meinem Gemahle mehr Freund als Diener ſeyd, ich weiß auch, daß Ihr den Sohn Eures Grafen liebt, deßhalb wende ich mich an Euch. Mein Zelter ſteht bereit, ſchwingt Euch ſogleich auf ein Roß und begleitet mich.“

Niemals hatte Ralph die Gräfin ſo beſtimmt, ſo gebietend geſehen. Keinen Widerſpruch wagend erfüllte er ihren Befehl und in einer Viertelſtunde ritt er an ihrer Seite den Schloßberg hinab. Die Gräfin gab ihrem Pferde die Sporen und ſchlug den Weg nach dem Stammſchloſſe ihres Gemahls ein, ſie ſprach kein Wort und trieb ihr Pferd immerfort zur größeſten Eile an.

Als ſie ſich am Saume des verhängnißvollen Waldes befanden, ſprach ſie ruhig: nun Ralph, zeigt mir jetzt den Weg zu den drei ſeltſam verſchlungenen Eichen.“

„Was begehrt Ihr!“ rief Ralph erſchrocken.

„Zögert nicht!‘

„O edle Frau!" ſprach Ralph leidenſchaftlich bewegt: „wollt Ihr Euch nur einen Schimmer von Glück noch bewahren, ſo dringt nicht in mich, ich bitte, ich beſchwöre Euch, kehret um!"

„Ich will zu den Eichen!" ſagte Anna feſt und als Ralph aufs Neue Einwendungen machen wollte, rief ſie leidenſchaftlich aber beſtimmt: „ſo ihr mich nicht augenblicklich zu den Eichen geleitet, ſo ſtürze ich mich von dieſem Abhange auf dem mein Roß ſteht, hinab."

Ralph zögerte, eine Bewegung der Gräfin, welche ihre Drohung wahr zu machen ſchien, zwang ihn ihren Willen zu erfüllen.

„Wohlan ich gehorche Euch, vielleicht waltet Euer Schutzheiliger," ſprach Ralph „Gott möge es geben, daß ich ſpäterhin nicht wünſche: ich möchte Euch lieber zerſchmettert als unter den drei Eichen geſehen haben."

Finſter mit geſenktem Haupte ritt er vor ihr her, immer tiefer in den Wald auf ihr unbekannten Pfaden. Endlich hielt er ſein Roß an und ſprach, jetzt müſſen wir einige hundert Schritte gehen, von hier aus wird es den Roſſen zu mühſam ſich durch das Dickicht zu winden.

Er half der Gräfin vom Pferde und band die Roſſe an einen Baum, nun ſchritt er vor ihr her, als die Eichen ſich ihren Blicken zeigten, ſeufzte er tief.

„Erwartet mich hier!" gebot die Gräfin und ging mit raſchen Schritten auf die Eichen zu.

Unter den Bäumen auf einem Moosſitze ſaßen

Adelſtane und Graf Eduard Hand in Hand im traulichen Geſpräch. Eine Minute betrachtete Anna mit dem Ausdrucke des tiefſten Seelenſchmerzes das Paar, dann trat ſie hinter dem bergenden Laube hervor und ſagte mild: „Eduard!“

Aufgeſchreckt blickte der Graf empor „Anna, mein Weib!“ ſchrie er und verhüllte ſein erbleichendes Antlitz.

„Eduard mein Gemahl,“ fuhr die Gräfin mit himmliſcher Güte fort „warum verbergt Ihr Euch vor mir. Ich bin nicht gekommen Euch zu richten, willenlos hat ein böſer Zauber Euch von mir entfernt, wie könnte ich Euch zürnen? Ich bin nur gekommen Euch mir wieder zu gewinnen, den Gemahl, den Vater meines Sohnes will ich wieder haben; hört mich, betet mit mir vereint zu Gott, daß er Euch den rechten Weg wieder finden laſſe!“

„Anna, mildes, treues Weib!“ rief der Graf — „o ſchon längſt quälen mich Reue, Sehnſucht nach meinem Kinde, nach dem einfachen Glücke, aber mein Eid bindet mich an Adelſtane, an ſie die ich meiden will und noch liebe, nicht wie Dich Anna, o nicht wie Dich!“

„Iſt der Eid den Du mir am Altare ſchwurſt nicht heiliger? hebt ein zweiter Eid den erſten auf? und ſich zu der vor Wuth ſtummen Adelſtane wendend, fuhr ſie fort: „Adelſtane ſeyd ſo edel als ihr ſchön ſeyd, gebt ihm ſeinen Schwur zurück, zeigt Euch ihm nie mehr.“

„Er hat ſich mir zu eigen gegeben und bleibt es fern von Euch und Euerm Sohne!" ſprach Adelſtane kalt.

Anna zog ein Kruzifix hervor und, es ihr vorhaltend, rief ſie „wenn Ihr keine Ungläubige, keine Hexe ſeyd, ſo laßt Euch beſchwören bei dieſem Bilde — ha Ihr wendet Euch ab? Ich bin vor Gott Eduards Weib und weiche nicht vor der Buhlerin, Eduard iſt mein Gemahl, mein und Ihr ſollt ihn mir nicht entreißen!"

Adelſtane ſchlug ein lautes Gelächter aus, der Falke und das Reh mit ihr. Spöttiſch wendete ſie ſich zu Eduard und ſprach: „Ihr ſeyd weder kalt noch warm, könnt weder lieben noch haſſen, wollet mich beſitzen und auch Anna nicht aufgeben — ſo führt denn ein Leben Euerm Charakter gleich. Alle Zeit, die Ihr jetzt bei mir zugebracht habt, ſollt Ihr mir widmen, fehlt Ihr nur einmal, ſtirbt Euer Sohn — und Ihr, meine muthige, trotzige Gräfin ſollt zu dieſer Zeit Euren ſchattengleichen Gemahl als farbloſen Schatten bei Euch ſehn."

Sie verſchwand. Eduard ſtürzte fort, tiefer in den Wald, ſeine Beſchämung zu verbergen. Anna ging zurück zu Ralph, welcher ſie bekümmert erwartete.

Er wagte nicht, ſie zu fragen, was ſich unter den drei Eichen begeben, ſtumm beſtieg ſie ihr Roß, langſam ritten ſie dem Wohnſchloſſe zu.

Neun und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Um Mitternacht als die Gräfin allein in ihrem Zimmer wachte, trat der Graf ein. Sie ging ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand.

Nach einer langen Pauſe ſprach er „haſt Du Adelſtanens Drohung gehört?

Anna nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Sie iſt das Weib darnach Wort zu halten! Um des Kindes Leben willen muß ich zur beſtimmten Zeit bei Adelſtanen verweilen. Leider iſt es die längſte Zeit des Tages, die andre Zeit widme ich Dir mit voller Liebe, Dir und unſerm Sohne.“

Sie ſprachen noch Vieles zuſammen; als der Morgen graute, ſprang der Graf auf Eilend befahl er ſein Roß zu ſatteln, er mußte zu Adelſtanen, es galt das Leben ſeines Kindes. Im Fluge ſprengte er fort.

Als einige Stunden verſtrichen waren, dachte die Gräfin mit Seufzen, jetzt wird Eduard bei Adelſtanen ſeyn, und in demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und der farbloſe Schatten des Graſen ſchwebte herein. Er neigte ſich zu ihr und zu dem Kinde, welches vor Furcht laut aufſchrie; er nahm bei Tafel die Stelle des Graſen ein, ſo daß die Gräfin und Wildeck von Grauſen beſchlichen den Tiſch verließen. So waltete der Schatten bis der Graf Adelſtanen verließ.

Mit Furcht blickte die Gräfin ihrem Gemahl nach ſo oft er ſich entfernte und doch mußte ſie ihn ſelbſt an ſeine Entfernung mahnen, denn das Leben ihres Kindes war gefährdet — mit Entſetzen ſah ſie den Schatten.

So entſchwand ein Jahr, weder Gebete noch Weihwaſſer bannten den Schatten. Eines Tages hielt Eduards kindiſches Geplauder den Grafen länger als gewöhnlich feſt, in Todesangſt trieb ihn die Gräfin fort. Nach zwei Stunden ſtieß der Kleine einen lauten Schrei aus und ſtarb.

Nur einige Minuten zu ſpät war der Graf gekommen, Adelſtanens Hohngelächter hatte ihn empfangen, aber er hatte die beſtimmte Zeit bei ihr ausgeharrt.

Wie er nach Hauſe kam wehte eine ſchwarze Fahne vom Schloßthurme, mit der Leiche des Kindes kam ihm die tiefgebeugte Anna entgegen.

Dies ertrug der Graf nicht, er ſtürzte ſich vom Schloßthurme herab. Mit ihm ſtarb ſein Stamm aus.

Die Gräfin ging in das Kloſter, die geweihten Mauern überſchritt der Schatten nicht, aber im Schloſſe erſcheinet er noch zu Zeiten und Mancher, welcher darin übernachtete, hat ihn erblickt.

Dreißigſte Nacht.

Der Regen floß in Strömen herab und ſchlug vom Winde getrieben praſſelnd an die Fenſter des Schloſſes Runſitten, in deſſen Speiſeſaale ſich wie gewöhnlich der kleine Kreis um den Freiherrn geſammelt hatte.

„Wiſſen Sie,“ hob der Profeſſor an, indem er ſich zu Franz wendete „daß ich heute Nacht eine wahre arme Sünderangſt ausgeſtanden habe? So arg hat mir die Furcht eſetzt.

Alle lachten und Alma ſagte lächelnd mit Pathos „wie ein Profeſſor der Aeſthetik und Philoſophie furchtſam? Wohl gar von Geſpenſterfurcht beherrſcht?“

„Auch der ſtärkſte, mein gnädiges Fräulein, hat ſeine Schwächen uud es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unſere Philoſophie ſich träumen läßt. Mir träumte: daß ich mich, geblendet von der ſchönen Hexe Adelſtane, ihr mit Wort und Schwur verlobt hatte, daß ich endlich aber doch, wie es zuweilen Männern und gar großen Helden begegnet iſt, eine Andre mehr liebte und mich mit dieſer vermählte.

Als ich nun mit ihr vor dem Altar ſtand und ihr die Hand reichen will, ſah ich langſam meinen eigenen farbloſen Schatten neben der Braut und meine Perſon wie durch Zauberei in das Schiff der Kirche, zwanzig Schritte vom Altar, verſetzt. In der Kirche war es dämmerig, denn draußen war Nacht und nur zwei Kerzen erhellten die hohe im gothiſchen Styl erbaute Kirche. Meinen Schatten ſah ich mit der lebensfriſchen Braut vom Altar kommen, meinen Schatten überall — mir ſchauderte. Wie ich erwachte, ſtand der kalte Schweiß mir auf der Stirn, mein Blick fiel auf den Spiegel, matt vom Monde beleuchtet ſtarrte aus ihm mein Antlitz mich an, ich meinte: es ſey mein Schatten und verkroch mich, bis zum Morgen unter die Bettdecke."

„Woher kommt nun, ſelbſt dem Verſtändigſten bisweilen ſo eine unbeſiegbare Furcht?" fragte Alma „ja ich habe bemerkt, daß oft die Geiſtreichſten ganz in Aberglauben verſtrickt ſind."

„Wer könnte dieſe Frage genügend beantworten," verſetzte Franz, „die Fragen: woher kommt dieſe Furcht, woher kommt die Liebe die uns, ſelbſt wenn wir gehaßt werden, bleibt, woher kommt die Hoffnung ſelbſt im tiefſten langem Elende, ach und viele andre Fragen mehr ſind und bleiben Räthſelfragen, deren Löſung uns vielleicht Jenſeits wird."

„Die Sage," bemerkte der Caplan hat mich ſehr angeſprochen, „der Schatten harmonirt mit Schottlands Nebeln, überhaupt hat wohl dieſe Inſel noch viele Sagen, die wir Deutſchen nicht kennen, ja in dem Munde des Volkes mag Manches leben, was die Gelehrten von ihren Landsleuten nicht hörten, weil ſie ſich zu wenig mit dem Volke befreunden."

„Die Sage iſt allerdings recht ſchön!" nahm Eduard das Wort, „aber unbegreiflich ſcheint es mir, daß Eduard Adelſtane nicht auf der Stelle durchbohrte als ſie ihn hohnlachend empfing, er hat ja vom Jäger Ralph gehört, daß ſie dann ſtirbt, wenn die Hand eines Mannes, der ſie früher liebte, den Stahl auf ihre Bruſt ſetzt."

„Das erzählte Ralph,“ wandte Franz ein, „aber iſt es darum erwieſen, daß ſie eine Sterbliche iſt? Graf Eduard mußte ſie doch genauer kennen und das Eigenthümliche der Sagen iſt: die Leute handeln oft ganz zu ihrem Schaden, aber eine geheimnißvolle Macht zwingt ſie, ſo und nicht anders zu handeln, zur Strafe für ihre Schwäche. Manches erzählt die Sage von den Perſonen, was wir in der Novelle als unmotivirt tadeln würden, während wir es eben in der Sage nicht anders wollen.“

„Eins beding ich mir aus,“ ſprach die Freifrau, „daß heute keine ſo grauenhafte Sage erzählt wird, damit unſer werther Profeſſor eine ruhige Nacht haben kann.“

Der Profeſſor lachte mit den Uebrigen und Eduard begann:

Das Urtheil des Schemjaka.

Auf einigen Grundſtücken lebten zwei Brüder, der eine war reich der andre war arm. Da kam der arme Bruder zu dem reichen, um ihn um ein Pferd zu bitten, damit er Holz aus dem Walde holen könnte. Der reiche gab ihm das Pferd und der arme fing nun auch an, um ein Kummet zu bitten; der reiche aber zürnte auf den Bruder und gab ihm kein Kummet. Der arme Bruder aber kam auf den Gedanken, den Schlitten dem Pferde an den Schweif zu binden, und ſo fuhr er in den Wald nach Holz und lud ein ſo großes Fuder, als das Pferd nur zu ziehen Kraft hatte. Als er an ſein Haus kam, machte er den Thorweg auf, und vergaß, das vorgelegte Bret *) wegzunehmen und das Pferd ſtürzte über das Bret und riß ſich den Schwanz aus. Der arme Bauer brachte zu dem reichen das Pferd ohne Schweif und als der reiche Bruder das Pferd ohne Schweif ſah, nahm er es nicht an und ging zu dem Richter Schemjaka um den armen zu verklagen. Der arme ſah, daß er unglücklich werden ſollte, und daß man nach ihm ſchicken würde, und der arme merkte ſchon lange, daß er nichts zu geben habe, und folgte ſeinem Bruder auf dem Fuße nach.

Da kamen die beiden Brüder zu einem reichen Bauer zum Nachtlager, und der Bauer fing an, mit dem reichen Bruder zu eſſen, zu trinken und ſich zu beluſtigen, und ſie ladeten den armen nicht zu ſich ein. Der arme lag auf der Ofenbank, blickte dann und wann auf ſie, und fiel plötzlich von der Ofenbank und zerdrückte ein Kind in der Wiege. Und der Bauer ging zu dem Richter Schemjaka, den armen zu verklagen.

Es traf ſich, daß auf dem Wege zur Stadt der reiche

---

*) Die Thürflügel bei den Einfahrten in Rußland reichen nicht bis auf den Boden, ſondern laſſen unterhalb einen leeren Raum von einer Viertel= bis halben Elle, damit ſie ſich im Winter, wenn viel Schnee gefallen iſt, bequemer öffnen und ſchließen laſſen. Dieſen leeren Raum ſelbſt verſperrt man durch ein quer vorgelegtes Bret, welches an den Seitenpfoſten des Thorweges befeſtigt wird und nach dem Bedürfniß höher oder tiefer geſtellt werden kann.

Bruder mit dem Bauer und den armen, der ihnen folgte, über eine Brücke gehen mußte, und der arme, der mit ihnen ging, dachte, daß er vor den Richter Schemjaka nicht lebendig wegkommen würde und ſtürzte ſich von der Brücke um ſich zu tödten; aber unter der Brücke fuhr ein Sohn ſeinen kranken Vater in die Badſtube, und er fiel gerade auf ihn in den Schlitten und zerdrückte den alten Mann. Der Sohn ging klagen, daß er ſeinen Vater getödtet habe.

Der reiche Bruder kam zu dem Richter Schemjaka, um gegen ſeinen Bruder zu klagen, daß er ſeinem Pferde den Schweif ausgeriſſen habe. Und der arme nahm einen Stein und band ihn in ein Tuch, und ließ ihn ſehen, hinter dem Bruder ſtehend, in der Abſicht, den Richter zu erſchlagen, wenn er nicht für ihn entſcheiden würde. Der Richter bedachte, daß er hundert Rubel erhalten könne, und befahl dem Reichen, er ſolle dem Armen das Pferd zurückgeben, bis ihm der Schweif wieder gewachſen ſey.

Dann kam der Bauer und klagte wegen Ermordung ſeines Kindes und fing an zu bitten. Der Arme aber nahm denſelben Stein heraus und zeigte ihn dem Richter, hinter dem Bauer ſtehend. Der Richter dachte, daß er ihm noch hundert Rubel für den zweiten Prozeß geben würde und befahl dem Bauer, dem Armen ſeine Frau zu geben, bis er ihm wieder ein Kind erzeugt hätte. „Und Du wirſt dann die Frau mit dem Kinde zurücknehmen.„

Da kam der Sohn und klagte, daß der Arme ſeinen Vater todt gedrückt habe, und überreichte eine Klageſchrift gegen den Armen. Und der Arme nahm denſelben Stein heraus und zeigte ihn dem Richter. Der Richter glaubte, daß er ihm für dieſen Prozeß noch hundert Rubel geben würde. Da befahl er dem Sohn, ſich auf die Brücke zu ſtellen und dem Armen, unter dieſelbe, und der Sohn ſollte eben ſo auf den Armen herunterſpringen und ihn zerdrücken.

Da kam der arme Bruder zu dem reichen, um von ihm nach dem Befehle des Richters das Pferd ohne Schweif zu holen, und ſo lange zu behalten, bis der Schweif wieder gewachſen ſey. Der Reiche wollte nicht gern das Pferd abgeben, und deswegen ſchenkte er ihm fünf Rubel Geld, drei Tſchetwert Getreide und eine milchende Ziege, und verſöhnte ſich mit ihm auf ewig.

Da kam der arme Bruder zu dem Bauer, und fing an, nach richterlichem Befehl ſeine Frau zu verlangen, um mit ihr ein ſolches Kind zu zeugen. Der Bauer aber fing an, ſich mit ihm zu verſöhnen und gab dem Armen funfzig Rubel, eine Kuh mit einem Kalbe, eine Stute mit einem Füllen, vier Tſchetwert Getreide und verſöhnte ſich mit ihm auf ewig.

Da kam der Arme zu dem Sohn. „Du mußt Dich nach dem richterlichen Ausſpruch auf die Brücke ſtellen, und ich mich unter die Brücke, und Du mußt Dich auf mich ſtürzen und mich zerdrücken.“ Da dachte der Sohn bei ſich: „Wie ſoll ich mich von der Brücke ſtürzen, ihn werde ich vielleicht nicht zerdrücken, aber mich zerſchlagen.“ Und er ſuchte ſich mit dem Armen zu verſöhnen, und gab ihm zwei hundert Rubel, ein Pferd und fünf Tſchetwert Getreide.

Aber der Richter Schemjaka ſchickte ſeinen Diener zu dem Armen, um dreihundert Rubel zu verlangen. Der Arme aber zeigte ihm den Stein und ſprach: „Wenn der Richter nicht für mich entſchieden hätte, ſo würde ich ihn getödtet haben.“ — Der Diener kam zu dem Richter und ſagte von dem Armen, wenn er nicht für ihn entſchieden hätte, ſo würde er ihn mit dem Steine getödtet haben. Der Richter fing an ſich zu bekreuzen und ſprach:

„Gott ſei Dank, daß ich zu ſeinem Beſten entſchieden habe.“

Die Männer lachten nach Beendigung dieſes Mährleins, die Damen ſchwiegen. „Wenn dieſes Mährlein nicht einiges Anſtößige enthielte, ſo —“

„Halt, Herr Profeſſor,“ fiel der Caplan dieſem in das Wort, „wer wird in einem ſo allerliebſten, drolligen, höchſt nationellen Mährlein etwas Anſtößiges finden! Spielte es in einem cultivirteren Lande, als Rußland damals war, ſo würde das Ganze nicht ſo treuherzig erzählt ſeyn und etwas anſtößig klingen, aber dieſe Naivität hat, wenigſtens für mich, durchaus nichts Verletzendes.“

„Und unſer gütiger Wirth hat herzlich gelacht,“ ſprach Franz, vergnügt über des Freiherrn guten Humor.

„Sie ſollen dafür, werther Küttner, morgen Nacht wieder eine Sage hören, welche Sie vielleicht wieder unter die Bettdecke treibt."

„Gewiß nicht," rief dieſer aus, „ich habe nun meine ſchwache Stunde gehabt und bin wieder ein ſtarker Geiſt, wie vorher.

Ein und dreißigſte Nacht.

Ziemlich trübe ausſehend kam der Profeſſor dieſen Abend zu ſeinen Freunden. Er wurde gefragt: ob ihm ſchon die Furcht vor der grauſigen Geſchichte, welche der Caplan in Vorrath habe, ſo verſtimme und manches Scherzwort flog auf leichten Schwingen im Kreiſe umher.

„Ach ja, die Furcht iſt es, welche mich bewegt, die Furcht, wie ich ohne ſchmerzliche Sehnſucht nach dieſem freundlichen Kreiſe in der Heimath leben ſoll, nach welcher mich ein eben erhaltner Brief dringend beſcheidet."

„Wie, Sie wollen uns verlaſſen?" fragte wohlwollend der Freiherr — „ich hoffte Sie noch lange hier zu ſehen."

„Ich erkenne die Güte, welche ſich in dieſen Worten ausſpricht," verſetzte Küttner, „aber für immer könnte ich ja doch nicht hier verweilen und je länger ich bliebe, deſto ſchwerer ſiele mir das Scheiden. Auch peinigt es mich, nachdem ich weiß, daß ich fort muß, noch länger an einem liebgewordenen Orte zu verweilen, darum will ich morgen in aller Frühe das Schloß verlaſſen.“

Niemand machte Verſuche, ihn noch einige Tage halten zu wollen. Jeder theilte ſein Gefühl, er mußte nur verſprechen, wenn es ſeine Zeit jemals erlaube, wieder nach Schloß Runſitten zu kommen und fleißig zu ſchreiben. Auch um Mittheilung ſeiner in der Ferne niedergeſchriebenen Mährchen und Sagen wurde er gebeten, was er freudig zugeſtand, und um ſo eher, da er — wie er bemerkte — zu den ſchönſten ſeiner Sagen die Stoffe in der Bibliothek des Freiherrn gefunden habe.

„Und nun,“ rief er aus, „laſſen Sie uns nicht mehr vom Abſchiede ſprechen, ich gehe, ohne Ihnen Lebewohl und Dank zu ſagen, meine Dankbarkeit geht in meinem Herzen auch mit meiner Perſon fort.

Alle hatten den Profeſſor lieb gewonnen und ſahen ihn ungern gehen; um die trübe Stimmung, die ſich Aller bemeiſtert hatte, zu verſcheuchen, begann der Caplan zu erzählen:

Das Rockenweibchen.

Dem Schloß Eberſtein, im Murgthale, kehrt ein hoher Fels den Rücken zu, und heißt darum, nach alter Sprachweiſe, der Rockenfels. In einer unterirdiſchen Kammer des Felſens wohnte einſt ein Bergweiblein, zwar nicht jung und nicht ſchön, aber gar freundlich und dienſtfertig über die Maßen. Sie kam oft des Abends in die Spinnſtuben der umwohnenden Landleute und erzählte dem jungen Volke ſeltſame Mähren; und wo ſie war, wurden die Spulen noch eins ſo bald voll, und der Faden wurde noch eins ſo fein und gleich.

Damals lebte auf Eberſtein ein Burgvogt, ein gar harter Mann, der zwang die Mägde im Frauenhaus Tag und Nacht zur Arbeit, und gönnte ihnen weder Ruhe noch einen Biſſen Brotes. Unter den Mägden war eine ſchmucke, junge Dirne, Klara mit Namen, auf die hatte der Schloßgärtner ſeine Neigung geworfen, und ſie liebte ihn gleichfalls. Weil ſie aber eine Eigene war, durfte ſie ſich ohne des Vogtes Einwilligung nicht verheirathen, und dieſer wußte jedesmal, wenn ihn die jungen Leute mit Bitten beſtürmten, eine Ausrede, um die Sache zu verzögern. Einſt, als die Dirne recht flehentlich in ihn drang, ſagte er mit höhniſchem Lächeln, indem er die Dirne ans Fenſter führte.

„Siehſt Du dort drüben das Grab?"

„Ach," ſeufzte Klara, und das Waſſer lief ihr über die blühenden Wangen, „ach, es iſt ja das Grab meiner Eltern."

„Die Neſſeln gedeihen recht gut auf dem Grabe," fuhr der Vogt fort. „Ich habe mir ſagen laſſen, es laſſe ſich aus dieſer Pflanze ein überaus zarter Faden ſpinnen, und darum will ich Dir einen Vorſchlag thun. Du ſpinnſt mir aus jenen Neſſeln ein Stückchen Leinwand, das gerade zu zwei Hemden reicht, aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dann Dein Brauthemd, und in dem andern ſoll man mich begraben!"

Mit dieſen Worten ging er, boshaft kichernd, ſeiner Wege; die arme Dirne aber ſtand beſtürzt da und wußte ſich keinen Rath. In der Trauer ihres Herzens ging ſie zum Grabe ihrer Eltern und weinte und betete, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Da trat das Bergweiblein zu ihr und fragte um die Urſache ihres Grams. Klara erzählte, was zwiſchen ihr und dem Vogte vorgefallen war. Das Geſicht des Bergweibleins verfinſterte ſich; „ſey getroſt,“ ſagte es zu der Dirne, „Dir ſoll geholfen werden.“ Nach dieſen Worten riß es die Neſſeln auf dem Grabe aus und trug ſie hin über den Berg.

Kurze Zeit nachher jagte der Vogt in dem Forſt über der Murg und kam auch auf den Rockenfels, wo eben das Bergweiblein am Eingang ſeiner Höhle ſaß und die Spindel recht wacker ſchnellte. „Du ſpinnſt Dir wohl ein Brauthemd, Alte?“ ſagte der Vogt.

„Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, zu dienen, Herr Vogt,“ verſetzte das Mütterchen.

„Du haſt da einen ſchönen Flachs! den haſt Du mir gewiß geſtohlen?“

„Mit nichten,“ verſetzte das Bergweiblein, „er iſt drüben auf dem Grabe des ehrlichen Gottfrieds gewachſen.“

Dieſe Worte ſtachen dem Vogt ins Gewiſſen. Aengſtlich kehrte er nach Eberſtein zurück und kämpfte mit ſich ſelbſt, ob er das Jawort zu Klaren's Verbindung geben ſollte oder nicht. Einige Tage vergingen und er konnte zu keinem Entſchluß kommen. Gegen

Abend, als er eben beim vollen Becher im Gemach ſaß, kam Klara und trug in der Hand zwei zierliche Hemden.

„Herr Vogt," ſagte ſie, „was Ihr verlangt habt, iſt geſchehen. Hier ſind zwei Hemden aus den Neſſeln am Grabe meines Vaters, das eine für Euch und das andre für mich."

„So will ich auch Wort halten," antwortete der Vogt, „morgen ſoll Deine Hochzeit ſeyn." Er ſprach dies mit Lachen, aber in ſeinem Herzen war ein Bangen und vor ſeinen Augen war es dunkel. Es war, als trieb ihn eine unſichtbare Hand und ſo gab er Befehl zur Trauung des Gärtners mit Klaren und verſprach, ſie in die Kirche zu begleiten. Aber am nächſten Morgen war er dem Tode nah, und als Klara und ihr Bräutigam den Segen des Prieſters empfangen hatten und aus der Kirche zurückgingen, da lautete die Todtenglocke für den Burgvogt.

Zwei und dreißigſte Nacht.

„Ich habe dem Profeſſor verſprechen müſſen, ihm auch von dem Gemüthszuſtande des Freiherrn Nachricht zu geben," ſagte Franz zu Eduard, als er ſich noch allein mit ihm im Saale befand, „aber in Wahrheit, wenn unſer Wirth ſo ruhig, und wenn auch ſtill, doch freundlich wie bisher bleibt, iſt, Gott geb' es, ſeine gänzliche Herſtellung nahe und wir erfahren nie, was der Grund ſeiner Jahre langen Schwermuth war."

„Du meinſt, die Heilung ſey nahe," antwortete Eduard, „ich glaube es nicht. Schon oft ſah ich Tiefſinnige auf kurze Zeit heiter, um dann nur noch tiefer in ihr altes Uebel zu verſinken. Es iſt wahr, der Freiherr unterläßt jetzt ſeine nächtlichen Wanderungen, er hört uns zu — oft nur ſcheinbar — aber ſein Blick iſt noch eben ſo irre und ſein, wenn auch wohlwollendes Benehmen, doch ſonderbar, warum z. B. läßt er ſich nie am Tage ſehen, warum muß, ſobald die Dämmerung einbricht, Alma zu ihm kommen und nicht von ſeiner Seite weichen, als glaube er, die Nähe dieſes unſchuldigen Weſens müſſe auch von ſeinem Haupte das Unglück, oder die Rache, die er vielleicht fürchtet, ablenken."

„Ja, Alma iſt ein reiner Engel!" rief Franz feurig aus.

Eduard ſchwieg, er ſah Franz an, als wolle er ihm etwas vertrauen, dann wandte er ſich ab, und verließ, ſichtbar ergriffen, das Gemach.

Erſt nach zwei Stunden kam er wieder, er nahm an der Unterhaltung wenig Theil und als man ihn aufforderte, eine Sage mitzutheilen, erſuchte er Franz, ſtatt ſeiner zu erzählen, welcher begann:

Peter von Staufenberg.

Peter Dirminger, der auf ſeiner Burg Staufen in der Ortenau wohnte, und auch Herr von Staufen hieß, kehrte einſtmals von der Jagd heim. Es war ſchon um die Abenddämmerung, als er gegen das Dorf Nußbach kam, und da er müde und durſtig war, ging er zu einem Brunnen, der ſeitwärts vom Wege ſtand und von alten Eichen beſchattet wurde. An der Quelle ſaß eine ſchöne Jungfrau im weißen Gewande, die ſeinen Gruß ſittſam erwiederte und ihn beim Namen nannte. Der Ritter war verwundert und fragte, wer ſie ſey und woher ſie ihn kenne. „Ich wohne ganz nahe," antwortete ſie, „und habe Euch manchmal geſehen, wenn Ihr mit Euern Jägern hier an der Quelle einen Trunk ſchöpftet, und da hört' ich denn auch von Euern Begleitern Euern Namen."

Der Ritter von Staufen, der noch jung und unverheirathet war, fand Wohlgefallen an der ſchönen Jungfrau und ihrem klugen Geſpräche, und die Liebe bemeiſterte ſich ſeines Herzens.

Die folgenden Tage um dieſelbe Stunde ging er jedesmal zu dem Brunnen, aber die Unbekannte ließ ſich nicht ſehen. Am Abend des vierten Tages, als er faſt ſchwermüthig an dieſer Stelle ſaß, und ſich mit dem Rücken an eine Eiche lehnte, vernahm er einen ungemein lieblichen Geſang, der aus dem Brunnen zu kommen ſchien. Er ſtand auf und ſah ſich ſorgfältig nach allen Seiten um, konnte aber Niemand entdecken, und auch die Stimme ſchwieg. Eben wollte er ſeinen Platz unter der Eiche wieder einnehmen, in Erwartung, die unſichtbare Sängerin werde ſich noch einmal hören laſſen, da ſah er die Jungfrau auf dem Stein ſitzen, auf welchem er zuvor geſeſſen hatte. Sie ſchien fröhlichen Muthes, denn auf alle ſeine Fragen gab ſie ihm keinen rechten Beſcheid, ſondern antwortete jedesmal mit einem Scherz, wodurch der Ritter in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dabei war ſie aber ſo einnehmend, daß er ſeinem Herzen keine Gewalt mehr thun konnte, ſondern ihr ſeine Liebe geſtand. Sie wurde nachdenkend und beſchied ihn auf den nächſten Morgen vor Sonnenaufgang an den Brunnen.

Der Ritter fand ſich an dem beſtimmten Orte ein, als kaum die Sterne zu erblaſſen anfingen. Mit dem erſten Morgenlicht trat die Jungfrau aus dem Gebüſch hervor in aller Huld und Schönheit, ſo daß der Ritter meinte, es ſtehe ein überirdiſches Weſen vor ihm. Um ihre blonden Locken, die vom Thau feucht ſchienen, hing ein Kranz von blauen Kornblumen und ihre Bruſt ſchmückten zwei Roſenknospen. Sie ſah den Ritter mit dem hellen, reinen Blicke der Unſchuld an, er aber wußte kein Wort hervorzubringen. Endlich ergriff er doch ihre Hand und redete von ſeiner Liebe. Da bat ſie ihn, ſich neben ſie zu ſetzen und ſagte.

„Ich bin keine von den Töchtern der Menſchen, ſondern eine Waſſerjungfrau, die man auch Mümmelchen oder Waſſerfeien nennt. Wir geben unſere Liebe nicht ohne unſere Hand und unſere Hand nicht ohne unſere Liebe. Aber merkt wohl auf, Herr Ritter! Wenn Ihr Euch mit mir verbindet, ſo muß Eure Treue rein bleiben, wie dieſe Quelle, und feſt wie der Stahl Eures Schwertes? Untreue brächte Euch den Tod und mir unendlichen Jammer; denn wie unſere Liebe immer dauert, ſo auch unſer Schmerz.

Der Ritter ſchwur hoch und theuer, daß es ihm eben ſo unmöglich ſey, ohne ſie zu leben, als ihr je untreu zu werden. Die Jungfrau reichte ihm jetzt einen koſtbaren Ring dar, und er drückte ſie liebevoll an ſeine Bruſt und ſprach von der anmuthigen Lage ſeiner Burg und wie ſie dort leben wollten in Friede und Freude. Es wurde der Tag verabredet, an welchem er ſie heimführen wollte als ſeine Hausfrau. Der Morgen dieſes Tages erſchien. Als der Ritter aus ſeinem Schlafgemach in den Saal trat, erblickte er auf einem Tiſche drei kunſtreich geflochtene Körbchen, das eine mit Gold, das andere mit Silber und das dritte mit Edelſteinen mancher Art angefüllt. Es war die Morgengabe ſeiner Braut. Dieſe erſchien bald darauf von mehreren Geſpielinnen begleitet, und die Trauung ſollte vor ſich gehen. Die Jungfrau verlangte den Ritter noch vorher allein zu ſprechen; ſie führte ihn in ein Nebengemach und ſagte: Bedenkt noch einmal Herr Ritter, was Ihr thut. Wenn je Euer Herz gegen mich erkaltet und warm wird für eine andere, ſo ſeyd Ihr verloren und es wird ein Zeichen geſchehen Eures nahen Verderbens. Von mir werdet Ihr nichts mehr zu ſehen bekommen, als dieſen meinen rechten Fuß."

Der Ritter fiel ihr um den Hals und wiederholte die Betheuerungen trunkner Liebe. Die Trauung geſchah jetzt und dieſer Tag, ſo wie viele folgende gingen in Luſt und Heiterkeit vorüber. Die junge Frau ſchien mit jedem Morgen herrlicher aufzublühen und es war noch kein Jahr verfloſſen, als ſie den Ritter mit einem ſchönen Knaben beſchenkte. Bald darauf entzündete ſich ein ſchwerer Krieg im Frankenreiche. Peter von Staufenberg beſaß Muth und Ehrbegier und er wollte neben der Liebe auch Ruhm gewinnen. Die Gattin hielt es nicht für ziemlich, ihn von der Waffenbahn zurückzuhalten; doch ließ ſie ihn in der Scheideſtunde mit ſchwerem Herzen aus den Armen los und beſchwor ihn weinend, ihrer und des Säuglings an ihrer Bruſt nicht zu vergeſſen.

Peter zog nun mit einem Haufen Reiſiger über den Rhein und begab ſich unter die Fahnen eines fränkiſchen Herzogs. Schon im erſten Treffen zeigte er die Kraft ſeines Armes und ſeine Klugheit auf eine Weiſe, die ihm die Gunſt des Herzogs erwarb: in einer Feldſchlacht rettete er dieſem das Leben und hatte großen Antheil an dem Siege, der zum ſchnellen Frieden führte. Der Herzog bewies ſich dankbar — er bot dem wackern deutſchen Ritter die jüngſte und ſchönſte ſeiner Töchter zur Gattin an. Peter war nicht gleichgültig gegen ihre

Reize und noch weniger gegen die Ehre, mit einem Fürſtenhauſe in Verwandtſchaft zu kommen, doch war er auch nicht unredlich genug, ſeine Verheirathung zu verſchweigen. Er erzählte offenherzig, wie alles dabei zugegangen. Der Herzog ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Hier habe der böſe Geiſt ſein Spiel; der Ritter ſey mit einem geſpenſtiſchen Weſen verbunden, und um ſeiner Seele willen müßte er ſich von einem ſolchen Bande zu befreien ſuchen. Der Hofcaplan, der jetzt gerufen wurde, erklärte daſſelbe und verſicherte, ſobald der Ritter den Segen der Kirche und eine chriſtliche Gattin von der Hand des Prieſters empfangen, werde der Zauberſpuk verſchwinden. Peter ließ ſich leicht bereden und verlobte ſich mit der ſchönen Fürſtentochter. Die Trauung ſollte nach vierzehn Tagen ſtatt haben. Den Abend zuvor langte einer ſeiner Knechte von Staufen bei ihm an, mit der Botſchaft, ſeine Gattin und ſein Kind ſeyen plötzlich von der Burg verſchwunden. Peter erkundigte ſich nach den Umſtänden und erfuhr, daß dies am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde geſchehen, da er ſeine neue Verlobung gehalten. Nun wurde er faſt noch mehr in dem Glauben an eine geſpenſtiſche Täuſchung beſtärkt und ging des andern Tages mit ziemlich leichtem Herzen zur Trauung, die auf einem Luſthauſe geſchah. Als die Geſellſchaft fröhlich bei der Tafel ſaß, und auch der Ritter guter Dinge war, ſah er von ohngefähr nach der Wand des Zimmers, nud in dieſem Augenblicke kam ein niedlicher

Frauenfuß aus der Wand hervor. Der Ritter rieb ſich die Augen, ob er auch recht ſehe, doch die Erſcheinung blieb eine geraume Zeit.

Da überlief es ihm kalt und warm und große Schweißtropfen hingen an ſeiner Stirne, denn er gedachte der Warnung, welche ihm die Waſſerjungfrau gegeben. Er that ſich Gewalt an und leerte eifrig den Becher, um ſeiner Bangigkeit Herr zu werden, welches ihm in etwas gelang. Gegen Abend brach die Geſellſchaft aus dem Luſthauſe nach dem herzoglichen Schloſſe auf — der Weg ging über eine Brücke; aber Peter, der zu Pferde war, ritt durch den ſehr ſeichten Fluß. Kaum befand er ſich in deſſen Mitte, da kochte und ſchäumte das Waſſer, wie beim Meeresſturm, haushoch ſchlugen die Wellen empor und über dem Haupte des Ritters zuſammen; ſein Roß fing an zu ſcheuen und ſich zu bäumen — wild warf es ſeinen Reiter ab und ſprang ans Ufer. — Furchtbarer tobte jetzt der Sturm noch einen Augenblick lang — aber plötzlich wurde er ruhig, wie von unſichtbarer Macht gebändigt — das Waſſer floß ſtill und klar dahin — der Ritter von Staufen war verſchwunden und auch ſein Leichnam konnte nicht mehr gefunden werden.

„Recht anmuthig,“ ſagte die Freifrau, „aber auch recht betrübt.“

„Die arme Waſſerjungfrau, immer zu leben und immer zu leiden für einen Augenblick Glück, iſt hart!“ ſprach Alma.

„Ich habe gefunden,“ bemerkte der Caplan, „daß alle Mährlein und Sagen, die man von den Waſſerjungfrauen hat, verſchiedene, liebliche Variationen über das Thema ſind: „Liebe des Erdenmenſchen zu Weſen aus einem andern Reiche, Flatterhaftigkeit des Mannes, Eiferſucht und Rachſucht des Weibes, Strafe für die Untreue.“

„Gewiß, die Treue iſt das höchſte, ſie iſt unſer größtes, ja einziges Verdienſt, denn Geiſtesanlagen, Muth, Frohſinn danken wir der Natur, ſelbſt die Güte des Herzens, Großmuth, Freigebigkeit iſt als Naturgabe nicht unſer Verdienſt; aber treu ſind wir aus freier Willenskraft und nur den Willen, nicht das Unwillkührliche noch die Erfolge der menſchlichen Thaten kann man richten!“ Dies ſagte Eduard nachdrücklich und Alle ſtimmten bei.

Drei und dreißigſte Nacht.

„Wer mag wohl der Fremde ſeyn, welcher vor einer halben Stunde mit dem Herrn Caplan in das Schloß trat?“ fragte Alma den alten Caſtellan:

Dieſer erwiederte: ſeinen Namen, Reiner, hörte ich nennen, ſeinen Stand weiß ich nicht, ich habe ihn vor wenig Minuten mit dem Herrn Caplan zu ſeiner hochfreiherrlichen Gnaden geführt, unfehlbar wird er bald die Ehre haben ſich dem gnädigen Fräulein und der gnädigen Frau vorzuſtellen.“ Geſchäfte entfernten den alten Mann, Alma ging, die Mutter von der Ankunft eines Fremden zu benachrichtigen.

Als die Damen wieder in den Saal traten, folgte ihnen Eduard und Franz, bald nachher erſchien der Freiherr mit dem Caplan und dem Fremden, der von dem Geiſtlichen der Geſellſchaft als ein Maler vorgeſtellt wurde, welcher um Studien zu machen dieſe Gegend bereiſe.

„Wahrſcheinlich,“ ſprach die Freifrau nach den erſten Begrüßungen, ſind ſie Landſchaftsmaler, denn ich meine der Hiſtorien-, Blumen- und Schlachtenmaler fände hier wenig Anregung, und der Portraitmaler befindet ſich in großen Städten mehr in ſeiner Sphäre.“

„O nicht doch, manches abgelegene Dorf verbirgt Schönheiten wie keine Reſidenz ſich rühmen kann zu beſitzen,“ verſetzte der Maler mit einem verſtohlenen Blick auf Alma. „Der Genremaler, der Seemaler fände hier gewiſſermaßen mehr Stoff und Unterricht bei der Natur als ich, der ich was ich hier ſehe in meinen Bildern nicht malen kann; denn ich bin Hiſtorienmaler.

„Ja und dieſen Hiſtorienmaler, in deſſen Mappe ich Magdalenen- und Johannesköpfe ſah, fand ich in einem Bauernhauſe, wo ich heute auf meiner Wanderung einkehrte, eingemiethet und bewog ihn, des Herrn Barons und ſeiner Gemahlin Gaſtfreiheit kennend, mir zu folgen.

Der Maler ſagte Einiges um ſein unangemeldetes Eintreten nochmals zu entſchuldigen und wurde aufs Neue willkommen geheißen.

„Da bin ich doch begierig," ſagte Franz „was Si veranlaßt hat, ſtatt nach Italien, hierher zu reiſen, es wär denn, daß Sie ſchon lange in dieſem Wunderlande verweil hätten."

„Italien möchte ich ſehen, ſehen jene hehren Tempel, di Meiſterwerke der bildenden Kunſt; fühlen die milde, lieblich Luft, hören die ſüßen Stimmen zur Laute und Guitarre aber ich fürchte ohne es zu wollen und zu wiſſen in Nachahmung, in Manier zu verfallen, an welchen Fehlern jetzt ſ viele junge Maler leiden. Ich will die Geſtalten und Köpfe welche ich male, ganz allein mein nennen können, ich wil ſie ſchaffen, die Luſt am Schaffen, nicht die Neigun ſchöne Gemälde zu machen, hat mich zum Maler gemacht Seh ich nun in Italien auf allen Straßen Modelle, ſo verlier ich die Luſt zum Malen und ſchaue nur. Ich bin lebendig un träge, wie die Italiäner, kurz meiner Natur nach muß ich hie ſeyn, wie der Dichter voll Phantaſie und Empfindung, ic meine unter dieſen die Schillerſchen Naturen, ſich durch da Studium Göthes erſtarken muß; ſo muß ich eine Gegend, ei Klima, Geſichter wie ſie das hieſige Volk hat auf mich einwirke laſſen, dann werde ich eine eigene Madonna ſchaffen wenn murmelte er, mich der Anblick des ſchönen Fräuleins nich ſtört."

„Hüten ſie ſich nur vor dem Streben nach Originalität," ſagte der Caplan.

„Gehören Sie auch zu denen, welche es vermeſſen nennen, wenn ein Künſtler unſrer Zeit eine Madonna, eine Chriſtus malen will, meinen Sie auch, unſer Jahrhunder könne keinen Raphael, Coreggio, Holbein, Dürer hervorbringen?" rief der Maler feurig. Jedes Jahrhundert hat ſeine großen Genien und ich ſehe nicht ein warum ich nicht auch das Recht haben ſollte, eine Himmelskönigin — nicht zu copiren, ſondern zu ſchaffen, warum mir Gott nicht auch die Gnade angethan haben könnte, einen tüchtigen Maler aus mir zu machen — kurz ich will etwas Neues malen oder nichts — übrigens ſoll mich der Teufel holen, wenn ich eitel, hochmüthig oder verrückt genug bin, mich ſchon jetzt auch für einen äußerlichen Maler zu halten, mit dem Geiſte mal' ich wohl und ein Zeichner bin ich auch, aber vor Ideen verlier ich die Geduld mit der verfl — ich wollte ſagen, ſchwierigen Farbenmiſchung und Ausführung." Er ſagte dies ſo treuherzig, daß Niemand ihm böſe wurde. Der Graf fand viel Gefallen an des Malers ehrlichen, komiſchen Weſen.

Als das Geſpräch auf die Sagen kam, ließ er ſich auch nicht lange bitten, ſondern theilte mit ſehr gutem Humor folgende Geſchichte mit:

Der Nussknacker im Beinhauſe, oder: Der fette Pfarrer und ſein Schöps.

In der Gegend von Mailand war ein Pfarrer, welcher wegen ſeines Geizes in der ganzen Lombardei berühmt war, Don Pietro hieß er; den geizigen Pietro nannte man ihn. Er war ſchon ziemlich bei Jahren und hatte eine einträgliche Pfarre. Niemand konnte ſich je erinnern, ein Glas Wein bei ihm getrunken zu haben; aber viele wußten davon zu erzählen, wie er ihnen ihre Krüge geleert. Kein Armer ging erquickt oder getröſtet aus ſeinem Hauſe. Unaufhörlich klagte er über ſchlimme Zeiten und über ſeine Armuth; aber wer je in die Nähe ſeines Hauſes gekommen war, wunderte ſich über die Menge fetter Gänſe, Kapaunen und Hühner, welche auf ſeinem Hofe wandelten.

Niemand gönnte er einen guten Biſſen, als ſich ſelbſt. Seine Diener waren mager bis zum Hungerſterben; Don Pietro ſchwamm ſo zu ſagen in Fett. Seine Köchin mußte ihm immer die auserleſenſten Biſſen zurichten und es ſchmeckte ihm nur dann nicht, wenn er wußte, daß es auch andern ſchmeckte.

Nach einem fetten Schöps, den er im Stalle hatte, gelüſtete es ſchon lange zwei luſtigen Brüdern, die auch gern etwas gutes aßen. Mangiavillano und Malvicino konnten des Pfarrers fette Kapaunen nicht vergeſſen. Wir wollen uns einmal ſelbſt bei ihm einladen, ſprachen ſie zu einander; es müßte doch wunderbar ſein, wenn uns ſein Braten nicht ſo gut behagen ſollte, wie ihm.

So wollen wir ihm heute Nacht zuſprechen, ſagte Malvicino. Gegen eilf Uhr ſchleiche ich mich in ſeinen Stall und kneble den Schöps, damit ich ihn forttragen kann, ohne daß er ſchreit. Du nimmſt die Nüſſe, welche im Garten zum Trocknen ausgebreitet ſind, und ſuchſt noch ein Paar Enten zu erwiſchen. Der von uns, welcher zuerſt fertig iſt, ſchleicht ſich mit ſeiner Beute in das Gebeinhaus zwiſchen der Kirche und dem Garten und wartet da, bis der andre kommt.

Mangiavillano fand den Vorſchlag bewundernswürdig. In der nächſten Nacht ſollte der Plan ausgeführt werden.

Um Mitternacht waren ſie im Hofe des Pfarrers. Mangiavillano ſtieg in den Garten, packte die Nüſſe in einen Sack, und erwiſchte vier Enten, welchen er gleich den Hals umdrehte. Mit ſeiner Beute eilte er in das Beinhaus und wartete ſeines Genoſſen.

Malvicino hatte ſich in das Haus geſchlichen und wollte eben den Schöps knebeln, als er Bewegung hörte. Don Pietro war an den Schmerzen des Podagra's aufgewacht und weckte ſeine Köchin. Sie legte ihm etwas auf die Beine, aber die Schmerzen ließen nicht nach. Endlich ſagte er: wecke mir den Küſter, Anne, er ſoll mir das Oel holen, das ich neulich gekauft habe. Ich ließ es in der Sakriſtei ſtehen, und vielleicht wird es mir die Schmerzen lindern, daß ich wieder ein wenig ſchlafen kann.

Der Küſter wurde geweckt. Er zündete eine Laterne an und ging nach der Kirche. Der Weg führte ihn am Beinhauſe vorbei, in welchem er ein Kniſtern und Knacken hörte, das ihn mit fürchterlicher Angſt erfüllte. Es war Mangiavillano, welcher aus Langeweile ſich endlich über ſeine Nüſſe gemacht hatte. Eben kam der Küſter, als er den Sack ſchüttelte.

Ganz außer Athem kam dieſer zum Pfarrer zurückgelaufen. Herr, keuchte er, ich möchte den ſehen, welcher den Muth hätte, Euch Eure Salbe zu holen. Alle Geiſter der Hölle ſind aufgeſtanden. Im Beinhauſe murrt es, als ob ſich eine Legion Teufel um die Knochen balgte. Ich bin froh, wieder hier zu ſeyn.

Don Pietro lachte ihn aus und ſuchte ihm zu beweiſen, daß es keine Geſpenſter gäbe. Aber der Küſter blieb dabei, daß er den Teufel nicht von ſelbſt in den Rachen laufen wolle.

Feige Memme! rief der Pfarrer, wie gern wollte ich ſelbſt gehn, wenn ich nur könnte! Ach, welch Reißen! Hätte ich nur mein ſchmerzlinderndes Oel! Lieber Küſter gehe doch und erbarme dich meiner.

Der Küſter weigerte ſich. Wenn ich aber ſelbſt mitgehe, willſt Du dann Muth faſſen? ſagte der Pfarrer.

Dann geh' ich in die Hölle mit Euch. Ihr könnt mir auf den Rücken ſitzen und die Beſchwörungen herſagen, während ich Euch in die Kirche trage.

Alles das hatte Malvicino mit angehört. Schön, dachte er, wenn die unterweges ſind, ſo nehme ich den Schöps.

Der Pfarrer ließ ſich ankleiden. Die Köchin half ihm auf den Rücken des Küſters. Dieſer ſetzte ſich in Marſch und ſie kamen auf den Kirchhof. Don Pietro ſagte ſeine Beſchwörungen her, der Küſter keuchte und ſchwitzte unter ſeiner Laſt. Mangiavillano knackte immer noch Nüſſe.

Der Küſter naherte ſich dem Beinhaus. Mangiavillano hörte ſie kommen. So hat er ihn doch aufgepackt, dachte er und rief heraus: Ha, bringſt Du ihn endlich? Iſt er recht fett! Wie ich mich auf ihn freue!

Dieſe Worte, welche hohl aus dem Beinhaus herausklangen, ließen den Küſter ſeine Laſt und den Pfarrer ſeine Beſchwörung vergeſſen. Dieſer ward abgeworfen, und der Küſter floh mit den Worten: Da haſt Du ihn, ich will nichts mehr von ihm; laß nur mich fliehen.

Trotz des Podagra's raffte ſich der Pfarrer auf und floh dem Küſter nach. Während dieſer Zeit kam Malvicino mit dem Schöps. Die beiden Genoſſen machten ſich mit ihrer Beute auf den Weg und hatten nur Mühe nicht laut aufzulachen, bis ſie in Sicherheit waren.

Alle lachten über des Malers Erzählung, nur ſchalten ſie ihn, daß in ſeiner Geſchichte nichts Uebernatürliches, Mährchenhaftes vorkam.

„Nun ſo will ich in Zukunft mich beſtreben, ſo viel Abenteuerliches und Uebernatürliches als nur immer zu erfinden möglich iſt, zu erzählen," lachte der Maler.

„Bewahre," ſprach Alma, „wir wollen nichts Erfundenes, ſondern Volksſagen hören."

„Ja wir wollen nur Ihre erfundenen Malereien, nicht Ihre Noveletten, denn wir ſind nun einmal nicht mit dem Wahrſcheinlichen allein zufrieden,“ ſcherzte Franz.

Da es noch nicht ſpät war, holte der Maler auf die Bitten der Uebrigen ſeine Mappe. Er meinte Ueberſättigung ſey vom Uebel und deshalb gäbe er nur eine Scizze heraus.

Alle drängten ſich um die Zeichnung, der Maler ſagte: „dieſe Scizze iſt ein Räthſel, wer löſt es?“

Der Freiherr, welcher nur einen Blick auf die Zeichnung geworfen hatte, verdeckte das Bild raſch mit der Hand und ſprach: „Ich! laſſen Sie es bis morgen Niemand ſehn, ich weiß eine alte Sage, die wird es, glaub ich, erklären, morgen Abend will ich ſie mittheilen!

Vier und dreißigſte Nacht.

Höchſt geſpannt auf die Mittheilung des Freiherrn verſammelten ſich am andern Abend die Bewohner des Schloſſes. Der Freiherr ließ etwas lange auf ſich warten; endlich erſchien er, eine alte Pergamentrolle in der Hand. Stumm grüßte er die Geſellſchaft, ging mit haſtigen Schritten nach ſeinen Platz, ließ ſich in den Lehnſeſſel nieder, entrollte das Pergament und las mit tiefer volltönender Stimme:

Die ſieben Todſünden.

Prolog.

Im Traum ſah ich ein Bild:

Umbrauſ't von wilden Wogen ragt' ein Fels,
Auf deſſen höchſter Kuppe ſtand ein Jüngling —
Schön und hehr!
Doch teufliſch-höhniſch zuckten ſeine Lippen
Und ſeine Augen flammten Höllengluth.

In ſeiner Linken hielt er einen Kranz
Von bunten Blumen —
Schön're ſah ich nie! —
Die Rechte ſchwang den ſchäumenden Pokal
Gen Himmel hoch, in ungemeſſnem Jubel.

Zu ſeinen Füßen ruht' auf Roſenblättern
Ein reizend Weib, das hielt in ihrer Hand
'Nen goldnen Apfel,
Welchen lächelnd ſie dem Jüngling darbot
Wolluſt hieß das Weib.

Zu beiden Seiten aber ſah ich:
Im ſcheckigen Gewand, das ſchiel'nde Antlitz
Bergend unter ſchöner Larve
Das Unthier Heuchelei. —
Und wunderlich geputzt, dumm ſtolz ſich brüſtend,
Naht auch der Hochmuth, — toll, in Weibertracht.

Den Neid dann ſah ich — grämlich hingekauert,
Im ſchmutzig-gelben Mantel huckt er da,
Und zehrte boshaft an den eignen Klauen.

Genüber dieſem, liederlich, zerlumpt
Erkannte ich die Faulheit — träg' am Boden
Sich wälzend, während wild und ſchreiend
Mit hochgeſchwungnem Beil der Zorn
Daher ſtürmt' — und faſt ſinnlos
Völlerei den Reigen ſchloß.

Rein war der Himmel über dieſem Bilde
Und ſtrahlte Sonnenlicht! —
Doch unterm Felſen
Sah ich das Haupt des Satans,
Sieghaft grinſend!

Als ſo das Bild ich ſchaute
Trat zu mir der Geiſt und ſagte:
„Komm! —
Ich will Dir Kunde geben
Von dieſes Jünglings fluchbeladnem Leben.

* * *

Vor mehreren hundert Jahren lebte in Schweden ein junger Graf aus dem Geſchlechte derer von Holm, deſſen Aeltern ſchon ſehr früh verſtorben waren und der keine anderen Anverwandten mehr hatte, als einen Oheim, welcher die hohe geiſtliche Würde eines Fürſtbiſchoffs bekleidete. Der Oheim nahm ſich des verwaiſ'ten Knaben liebevoll an, ließ ihn in allem unterrichten, was für einen edlen Ritter ziemlich und hoffte nichts gewiſſer, als daß ſein junger Vetter, wie an Schönheit des Körpers, ſo auch an Adel des Geiſtes und des Herzens dereinſt ſeinem edlen Vater gleich würde.

Dieſe fromme und freudige Erwartung ward aber bitter getäuſcht, denn ſo wie der Knabe Oskar zum Jüngling heranwuchs, zeigte es ſich immer mehr und mehr: daß wilde Leidenſchaften in ſeinem Herzen keimten und immer gewaltiger anwuchſen, je älter er ward.

Wie ſehr dem edlen Ohm dieſe Entdeckung betrübte, läßt ſich erachten! er machte dem Jüngling väterliche Vorſtellungen und beſchwor ihn bei dem Andenken ſeiner guten Aeltern: ſeine böſen Triebe niederzukämpfen und zu trachten, ihrer Meiſter zu werden. Oskar ſchien denn auch in ſolchen Augenblicken bewegt und verſprach heilig und theuer Beſſerung. Aber bald darnach hatte er inmitten böſer Geſellen ſeines Alters und Standes, alle guten Vorſätze, ſo wie ſein gegebenes Wort vergeſſen und machte ſich neuer Vergehungen gegen Recht und Sitte ſchuldig.

Der Fürſtbiſchoff, der dafür hielt, daß das Herz ſeines jungen Verwandten nicht von Natur böſe, ſondern nur durch ſchlechte Geſellſchaft mit fortgeriſſen ſey; beſchloß endlich, ihn dem Kreiſe der böſen jungen Leute, welche ihn umgarnt hielten, zu entziehen und ihn auf Reiſen zu ſchicken. Er eröffnete dies ſeinem Neffen und der Jüngling fügte ſich wider Erwarten gehorſam den Wünſchen ſeines Oheims.

Dieſer erwählte einen zuverläſſigen Mann zum Führer und Aufſeher Oskars, ſo wie auch einige Diener, auf deren Treue er bauen zu können glaubte, und ſchon nach wenigen Tagen verließ der Jüngling in

Begleitung ſeines Mentors und ſeiner Diener das adelige Schweden, um vorerſt Deutſchland zu durchſtreifen.

Wir werden morgen Nacht ſehen, welche Folgen der gutgemeinte Plan des ehrwürdigen Fürſtbiſchoffs hatte und in wiefern die Ausführung gelang.

Fünf und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

Fünf Jahre reiſete Oskar mit ſeinem Führer und ſeinem Gefolge herum, vorerſt durch Deutſchland, ſpäter durch Frankreich und England. Ueberall hatte er viel geſehen und an Gelegenheit, Gutes zu lernen, ließ es ſein würdiger Führer auch nicht fehlen! aber Oskar lernte nur das Böſe, ſo ihm bekannt wurde und vor allen Dingen Heuchelei, denn wohl ſah er ein, daß er ſeinen redlichen Lehrer nicht, wie ſeinen feilen und gewiſſenloſen Diener auf ſeine Seite bringen könne.

Anfangs war Herr Jöran ohne Argwohn und ſchien es für unmöglich zu halten, daß die Heuchelei bei einem raſchen feurigen Jüngling wie Oskar, nur denkbar, geſchweige denn ihm ſo geläufig ſeyn könne. Doch bald erhielt er die Gewißheit, daß dem wirklich ſo ſey und konnte ſich nun nicht enthalten, ſeinen Zögling ernſt und eindringlich darüber zur Rede zu ſtellen.

„Nicht lange“ — ſprach er — „nicht lange mehr werdet Ihr Euch durch meine gut und treugemeinten Warnungen beläſtigt fühlen! in wenigen Monden ſeyd Ihr mündig, dann ſcheid' ich von Euch und Ihr könnt thun und laſſen, was Ihr wollt, weh Euch dann Graf Oskar, wenn Ihr meine guten Lehren wie jetzt unbeachtet laſſet, bis dahin aber werd' ich von nun an, kraft der mir von Eurem Herrn Ohm verliehenen Gewalt mit doppelter Strenge über Euch wachen — kann ich Euch auch nicht beſſern, ſo will ich doch mindeſtens — ſo lang' ich noch bei Euch bin, Euern wilden Muth und Eure böſen Gelüſte anketten, auf daß Ihr kein nah Unheil anrichtet.“

Oskar ſchwieg trotzig auf dieſe Rede und that, als fühle er ſich nicht getroffen, im Innern aber empfand er es gar wohl, wie Recht Iwan habe, ſo ſcharf mit ihm zu verfahren, und ward nur um deſto erbitterter auf ihn.

So rückte die Zeit heran, wo der junge Graf nach Schweden zurückkehren und dort mündig geſprochen werden ſollte, nur noch einen kurzen Aufenthalt in Italien hatte der Fürſtbiſchoff ihm bewilligt. Das Ziel dieſer letzten Reiſe ſollte Rom ſeyn und mehrere dem Ohm befreundete hohe Geiſtliche daſelbſt hatten verſprochen, dem Jüngling bei dem heiligen Vater eine Audienz zu erwirken, auf daß der Segen des Statthalters Chriſti auf Erden vielleicht den böſen Geiſt, welcher über Oskar's Herzen Macht bekommen, banne.

Und Oskar küßte den Fuß St. Peters und den Pantoffel des heiligen Vaters und erhielt von dieſem Abſolution und Segen, als er aber Beides hatte, beſprach er ſich mit ſeinem Diener.

Und am andern Morgen trat er mit ſeinem Diener an Herrn Jöran's Lager und ſprach hohnlachend: „Da Ihr alt ſeyd und die Beſchwerden einer ſo weiten Reiſe von Rom bis Stockholm Euch wohl gar den Tod bringen könnte, bevor wir noch bei meinem Ohm anlangtet, dem Ihr getreulich alle meine Sünden beichtetet, ſo iſt es beſſer, daß Ihr hier Eure Rechnung abſchließt und der Natur bezahlt, was ihr gebührt. Somit winkte er und die treuloſen Diener ſtießen ihre Dolche in Herrn Jöran's Bruſt, daß er verſchied.

Sechs und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

Am nächſten Abend erzählte der Freiherr weiter: Wieder waren drei Jahre vergangen und Graf Oskar von Holm lebte, um mancher Verletzung des Rechts willen, verbannt auf ſeinem fern von der Hauptſtadt gelegenen Stammſchloſſe am Meere, ein wüſtes wildes Leben mit einigen gleichgeſinnten böſen Nachbarn.

Seinen Unterthanen war er ein gefürchteter Tyrann, ein Schrecken allen Wehrloſen und ein Greuel allen Guten.

An einem kalten nebelgrauen Herbſtabend ſaß ein junges bleiches Weib, ihren wimmernden Säugling in den Armen, auf einem Stein am öden Haidewege, der vom nahen Tannenforſt nach dem Schloſſe Holm führt. Die Arme zitterte vor Kälte und zwei große Thränen ſtanden ihr im Auge, aber ſie wich nicht von der Stelle, denn ſie wollte den Grafen erwarten, wenn er heimkehre von der Jagd und ihn um Gnade anflehen für ihren unglücklichen Mann, welchen der Grauſame geringen Fehls halber hatte blenden laſſen und jetzt gefangen hielt im finſtern Schloßverließ.

Doch ſo lange ſie harrte und hoffte, der Graf wollte nicht erſcheinen. Da erhob ſie ſich endlich und blickte flehend gen Himmel, als erwarte ſie von dort her Troſt und Hülfe, aber kein Stern blickte freundlich durch das dunkle ſchwere Grau und leiſe weinend ſchickte ſie ſich an, zurück in ihre verödete Hütte zu kehren.

Plötzlich klang es vom Walde her, wie Roſſewiehern, Hufſchlag und Wagenraſſeln, dazwiſchen ſchallten zürnende Männerworte und der bange Klageruf einer holden Frauenſtimme.

Kaum daß das arme Weib mit dem Säugling noch Zeit behielt, aus dem Wege hinter ein Felsſtück zu flüchten, da raſete ſchon die wilde Flucht heran, es war ein leichter zweiräderiger Wagen nach dem Muſter derer, wie ſie zu den Wettfahren gebräuchlich ſind, beſpannt mit vier brauſenden und ſchnaubenden Hengſten! auf dem Wagen ſaß der böſe Graf Oskar und hielt ein holdes Mädchen mit kräftigem Arm umſchlungen. Das Mädchen ſchmiegte ſich an ihn und barg das Haupt an ſeine Bruſt, ſchaudernd bebend; — wüthend hieb der Lenker des Wagens auf die Roſſe los, zu noch wilderem Lauf ſie anzutreiben, denn nicht allzuweit hinter dem Wagen her ſprengten drei muthige edle Jünglinge — es waren die Brüder des ſchönen Mädchens, welche feſt entſchloſſen waren, die Bethörte ihrem Entführer wieder abzujagen.

Doch dieſer war auf das äußerſte gefaßt, denn als jetzt der wilde Wagenlenker beim Antreiben der Roſſe ſtürzte, ſo daß er im nächſten Moment zertreten von den Hufen und zermalmt von den Wagenrädern blutend am Wege lag; da ſprang Oskar empor, feuerte zwei Schießgewehre auf die Brüder ſeiner Geliebten ab, daß der Aelteſte zum Tode getroffen neben den Wagenlenker hinſtürzte, und trieb dann ſelbſt die Roſſe zum verzweifelnden Lauf, ſo, daß er binnen Kurzem den Verfolgern aus den Augen und in Sicherheit war.

Vergebens riefen die beiden noch lebenden jungen Ritter all' ihre Freunde und Bekannten an, ihnen zu helfen, ſie zu rächen an dem Mörder ihres Bruders und den Entführer ihrer Schweſter. Der wilde Oskar war zu mächtig und gefürchtet, als daß es irgend wer noch gewagt hätte, ihn anzugreifen. Die jungen Ritter beſchloſſen daher endlich, nach Stockholm zu reiſen und den König ſelbſt um Gerechtigkeit und Rache wider Oskar anzuflehen.

Bevor ſie aber noch abreiſeten, hatten ſie den Schmerz zu erfahren, daß ihre bethörte Schweſter ihrem Feind die Hand vor dem Altare gereicht habe."

Und ſo war es; das unſelige Mädchen hatte nur auf die Stimme ihrer Leidenſchaft, nicht auf die Stimme des Gewiſſens und der Pflicht gehört.

Der Freiherr brach hier ſeine Erzählung ab, um ſie in der folgenden Nacht vor ſeinen begierig lauſchenden Zuhörern fortzuſetzen.

Sieben und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

Oskar's junge Gattin war hold und ſchön, dabei auch ſanft und gut. Als er um ihre Liebe warb, da fühlte er für ſie, wo auch nicht treue, reine Liebe, doch jene Leidenſchaft, welche oft höher geachtet wird, als die wahre Liebe, weil ſie glühender und hinreißender ſich äußert.

So lange dieſe Leidenſchaft anhielt, bewies er ſich ſehr zart und freundlich gegen die ſchöne Ulrike, und dies währte von ihrer Verheirathung an, etwa einige Monden. Nun aber ſchwand der Winter, während deſſen das junge Paar im traulichen Beiſammenſeyn gelebt hatte und mit ihm ſchwand der Reiz der Neuheit bei dem unbeſtändigen Oskar.

So ſchrecklich als unerwartet war für die arme Ulrike die plötzliche Umwandlung ihres Gatten, ſchrecklich und unerwartet ſein Uebergang von glühender Liebe zur kälteſten Nachläſſigkeit gegen ſie, ſo wie ſein höhniſches Lachen — die einzige Antwort auf ihre Thränen und ihre rührenden Bitten, ihr zu ſagen: „wodurch ſie ſo plötzlich ſeine Liebe verloren habe.“

Er ſuchte von jetzt an wieder ſeine früheren Genoſſen auf. Wilde Jagdluſt, Böllerei und Spiel nahmen all’ ſeine Zeit in Anſpruch und nicht lange währte es, ſo brach er auch die feierlich beſchworne eheliche Treue, indem er eine junge Dienerin ſeiner Gattin verführte und mit ihr in unerlaubter Liebe ſich verging.

Es war juſt um die Zeit des heiligen Oſterfeſtes, als an einem trüben regneriſchen Abend Ulrike beſchloß, noch einen Verſuch zu wagen, das Herz ihres Gatten zu rühren! Sie fühlte ſich Mutter — dies ſüße Geſtändniß wollte ſie ihm machen und ihn anflehen, wo nicht ſeiner Pflicht als Gatte, doch der als Vater ihres Kindes zu gedenken. Aber während ſie ſich durch Gebet und Faſten zu dieſem Schritt vorbereitete, jagte Graf Oskar mit ſeinen wilden Genoſſen im nahen Walde.

Erſt als der Abend hereinbrach, kehrte er zurück, ließ ein großes Feuer anſchüren im Kamin und ſich den Pokal füllen von ſeinem Narren.

„Und hat die holde Malwa Dir nichts für mich aufgetragen, Narr?“ — fragte er im trunknen Muthe und der Narr reichte ihm ein zierliches Briefchen.

Oskar erbrach es lachend und las es lachend und trank und lachte, während er dem Narren befahl: ihn zu entkleiden und zu Bette zu bringen. Doch kaum daß der Narr halb damit zu Stande war, ſo rief der Graf — „Laß gut ſeyn! ſpiele — ſpiele! daß ich ſchlummern kann.“

Da ergriff der Narr die Harfe und ſpielte, bis Graf Oskar den vollen Pokal zu Boden und den offnen Brief der ſchönen Malwa in den Schooß fallen ließ und entſchlummerte, halb entkleidet.

Als dies der Narr ſah, legte er die Harfe neben den Pokal und ſich ſelber mit übereinander geſchlagenen Armen an den Tiſch lehnend, ſchaute er herab auf den Grafen, ſpöttiſch lächelnd und ſprach: „Ich bin Dein Narr, Graf, aber Du biſt ein größerer Narr, denn ich, denn all' meine Narrheit ermüdet mich nicht, wie Dich Deine Laſter! ich bleibe noch immer Menſch, Du aber gleicheſt in Deiner Völlerei mit Deinen ungezügelten Trieben dem Vieh."

Während der Narr noch alſo ſprach, trat die Gräfin ein.

Als ſie den Grafen ſo trunken und ſinnlos erblickte, ſchauderte ſie zurück — doch trat ſie wieder näher, um ihn zu wecken, denn jetzt oder nie, das fühlte ſie, mußte ſich alles entſcheiden.

Aber wie ward ihr, als ſie nun dicht vor dem ſchlummernden Gatten ſtehend, auf deſſen Schooß den offnen Brief der ſchönen Malwa erblickte. Sie las ihn unwillkührlich, der Inhalt überzeugte ſie, daß ſie auf die abſcheulichſte Weiſe betrogen ſey — ohnmächtig ſtürzte ſie zu Boden.'

Der Narr aber ſprach: „arme Gräfin! was würdeſt Du darum geben, wenn Du das Weib eines ehrlichen Narren, wie ich bin, wärſt.

„Gut commentirt!" rief der Maler dem Erzähler zu, „ich bin begierig, wie Sie die folgenden Blätter commentiren werden. Manches haben Sie in ihrer Erzählung ſchärfer und beſtimmter aufgefaßt und wiedergegeben, als ich in meinen Zeichnungen es andeuten konnte."

„Deshalb," verſetzte der Freiherr, „deshalb meine ich, ein tüchtiger Skizziſt thäte am Beſten, wenn er ſeine Skizzen von Jemand Anderm erklären ließe. Maler, Dichter und Muſiker ſollten einander immer in die Hände arbeiten, keiner iſt ſo ſelbſtſtändig, daß er für ſich allein mit Auszeichnung beſtehen möchte, Göthe z. B. hat manchen großen Skizziſten gebildet und daß Zelter ohne Göthe nie Zelter geworden wäre, iſt meine innigſte Ueberzeugung. Aber auch Göthe dankt manches ſeiner ſchönſten Lieder dieſem oder jenem Componiſten und Maler; und ſo wenig eigentliches Talent er ſelber für Muſik und Malerei beſaß, ſo richtig wußte er ihren Werth zu beurtheilen und ſie nach Würden zu ehren. — Doch für meine Erzählung möchte es für heute ſchon zu ſpät ſeyn, ich verſpare ſie daher bis auf Morgen, wo ich mir aber feſt vorgenommen habe, vor Mitternacht nicht aufzuhören."

Alle dankten dem Freiherrn für dies Verſprechen und der Maler meinte: „Ich kann mein gutes Geſchick nicht genug preiſen, daß mich hierher führte! Und ich ſeh es kommen, daß, wenn ich all' Ihre Andeutungen benutze, die ſieben Todſünden mein Hauptwerk werden können.

Acht und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung)

Und weiter erzählte am andern Abend der Freiherr:

Ulrika hatte ihrem Gatte einen Sohn geboren! Doch das Kind ſtarb ſchon nach wenigen Wochen und ſomit die einzige Hoffnung der Mutter, das Herz Oskars für ſich zu gewinnen.

Es war Frühling geworden! überall regte ſich junges freudiges Leben, die Wieſen und Abhänge der Höhen deckte helles Grün, an den Zweigen glänzte der Blüthenſchaum, die Lerche ſchmetterte ihr Jubellied in hoher Luft und die helle warme Maienſonne ſchien liebevoll herab auf die ſchöne Erde.

Da erging ſich eines Tages Ulrika in dem Schloßgarten, um in dem milden Walten deu Naturgeiſtes, ihren Glauben an eine gerechte liebende Vorſehung zu ſtärken, einen Glauben, der allein ſie bewahren konnte vor troſtloſer Verzweiflung, — denn nicht frei fühlte ſie ſich von Schuld, wenn ſie bedachte, daß ſie dem Mörder ihres Bruders ihre Hand gereicht. Hatte doch oft dieſer Gedanke in der Zeit ihres Glückes, ſie furchtbar aufgeſchreckt aus ihren ſüßen Liebesträumen, wie ſollt er jetzt ihr fern geblieben ſeyn, wo alles Glück in Nichts zerronnen, nur Jammer und bittre Reue ihr Loos waren? —

Dies, mehr denn je fühlend, betrat ſie den duftenden blühenden Garten und lächelte wehmüthig, ſo oft ihr Auge auf einer ſich entfaltenden Knospe verweilte.

Der wildverſchlungenen Wege noch nicht kundig, befand ſie ſich plötzlich auf einem mit Fruchtbäumen bepflanzten Platz und ſchrie entſetzt auf, denn unter einem blühenden Apfelbaume ſaßen auf einer Moosbank, koſend, ſchäkernd Graf Oskar ihr Gemahl und Malva, ihre Dienerin. Malva fuhr erſchreckt aus der Umarmung des Grafen und wollte fliehen; doch dieſer hielt ſie und ſprach mit Hohnlachen: „Warum willſt du fliehen Malva? Doch nicht vor deiner frommen Gebieterin? und zu ſeiner Gattin ſprach er: Nur näher, ſchöne Heilige! aber ſo wahr ich lebe: wärſt Du minder heilig, Du hätteſt mich länger gefeſſelt und Dir Deine Augen nicht trüb und matt geweint um mich! Gieb Deine Frömmigkeit auf, Ulrika! und lerne von mir das Leben genießen.“ Somit umſchlang er aufs Neue ſeine Buhlerin, vor den Augen ſeiner mißhandelten Gattin und küßte ſie.

Ulrika aber floh händeringend von dannen und ſprach: Das iſt zu viel! ich habe ertragen was ſich tragen ließ! — jetzt trag ich es nicht mehr.

Als Oskar Nachts, Luſt- und Weinberauſcht auf ſeinem Lager ruhte, da träumte ihm: er erblicke ſeine Gättin in den Fluten, dem Unterſinken nahe, ſie hatte ihren Brautkranz auf und griff mit der Hand, woran ihr Trauring im blutigen Schein funkelte, nach einer ſchwimmenden Waſſerblume um daran ſich zu halten; doch die Blume war zu ſchwach und riß von einander und Ulrika verſank in den Fluthen. — Da öffneten ſich die Wolken, ſo über dem Waſſer ſchwebten und eine Geiſterhand erſchien; die tauchte in die Fluth, faßte den Leichnam Ulrikas und führte ihn mit ſich gen Himmel.

Und Oskar erwachte — da brach der Tag an und er rief ſeine Leute zuſammen und gebot: alles zu einer großen Jagd zu bereiten. Als er nun von ſeinem Narren ſich die Sporren anſchnallen ließ, wobei er den Fuß auf den Nacken eines armen Bauern ſetzte, trat ſein alter Haushofvoigt zu ihm, mit Thränen in den Augen, und brachte ihm den Trauring ſeiner Gattin, ihren verwelkten Brautkranz und die Kunde: Frau Ulrike habe ſich vom Altan hinab ins Meer geſtürzt.

Oskar nahm den Ring und ſteckte ihn an den Finger ſeiner linken Hand. Dann nahm er den Kranz und ſprach „was ſoll mir der welke Kranz der todten Närrin?“ und lachend zum Narren ſich wendend ſprach er weiter, komm her Narr! — Du magſt fortan ihn tragen, er paßt eben recht auf Deine Schellenkappe!“ ſomit ſetzte er dem Narren Frau Ulrikens Brautkranz auf ſeine Mütze und ritt mit ſeinen Freunden auf die Jagd, wo er drei Jage lang ſich ergötzte das edle Wild zu Tode zu hetzen und bei ſeinen guten Freunden einſprach zur Nacht. Als er nun am vierten Tage wieder heimritt, begegnete er vor dem Thore ſeines Schloſſes dem Grabzug ſeiner Frau, deren Schweſtern gekommen waren, die Leiche in ihre Ahnengruft abzuholen, denn ſie wollten nicht, daß der böſe Oskar ſie in ſeiner Schloßkapelle begrübe. — Oskar ſtutzte als er den großen Zug erblickte, und als ihn ſeines Weibes jüngere Schweſter gewahrte, trat ſie vor ihn hin, und nannte ihn den Mörder ihres Bruders und ihrer Schweſter. Graf Oskar aber ſah die Schönheit des Mädchens und warf ſich vor ihr nieder, indem er heuchleriſch ſprach: „Deines Bruders Mörder bin ich aus Liebe zu Deiner unglücklichen Schweſter geworden! Aber deiner Schweſter Mörder bin ich nicht! unſeliges Mißtrauen in mein Herz ließ ſie zur Selbſtmörderin werden. Doch glaubſt Du reiner Engel mich ſchuldig — hier iſt mein Schwerdt, hier meine Bruſt! durchbohre ſie, und ſtrafe ſo an mir was ich an Deinem Bruder that, von Deiner Hand zu ſterben, iſt größer Glück, als zu leben, gehaßt und verkannt von Dir.“ Damit reichte er ihr ſein Schwerdt und riß ſich das Wams auf, ſeine Bruſt entblößend.

Die Jungfrau aber war ſeltſam ergriffen von ſeiner Rede! ſie nahm das Schwerdt nicht, ſondern wandte ſich ab und ſprach: „Nicht ich bin Dein Richter, ſondern Gott. Er hört meine Anklage wider Dich und den Wehruf aller derer, die durch Dich unglücklich wurden. Sein ſey die Vergeltung.“ Damit folgte ſie dem Zuge, der ſich entfernte. Oskar aber ritt in ſein Schloß und ſann auf einen Plan, wie er die Liebe der jüngern Schweſter ſeiner Gattin gewinnen möge.

Als er nun in ſeinem Zimmer auf dem Faulbette lag, böſer Entwürfe voll, da trat ſein Narr zu ihm und ſprach: „Herr Graf ich beſchwör Euch bei dem Kranz, womit Ihr meine Narrenkappe geziert habt, daß Ihr einmal aufſteht und ſachte hingeht in den Baumgarten. Die ſchöne Malva hat Euch eine ſchöne Ueberraſchung zubereitet, gedenkt meiner ſeeligen Schweſter, eure guten Närrin dabei, wenn Ihr die Geſchichte ſchaut.

Da merkte der Graf Verrath und ging hin mit blankem Meſſer nach dem mondbeglänzten Fruchtgarten. Auf dem blühenden Apfelbaum ſaß eine Nachtigall und ſang, und unter dem Baume, auf der Moosbank, ſchlummerten, Arm in Arm, die ſchöne Malva und der Edelknecht Guſtavſon, der Liebling des Grafen. Als der Graf dieſe Beiden ſah, ſtarrte er grimmig und ſprachlos! dann ſchlich er leiſe näher, ſtieß dem Edelknecht das Meſſer grad ins Herz, daß er alſo gleich todt war und ſchnitt ihm das Haupt ab. Das bluttriefende Meſſer im Munde, das bluttriefende Haupt des Edelknechts in der Rechten packte er mit der Linken die goldigen Haarflechten Malvas und riß ſo die Sünderin unter hölliſchem Hohngelächter empor aus ihrem ſüßen Traum.

„Das iſt faſt zu gräßlich! unterbrach Alma den Erzähler und Sie mein werther Herr Reimer haben in Ihrer ſiebenten Skizze wie ich eben ſehe, eben dieſen gräßlichen Moment aufgefaßt — faſt nicht zu entſchuldigen.

Doch wohl! ſprach der Freiherr, denn die Auffaſſung iſt ungemein poetiſch! Das ſchreckliche Verbrechen, in einer heitern mondhellen Frühlingsnacht, unter blühenden Bäumen, beim Geſange der Nachtigall verübt, erregt hier faſt mehr bewunderndes als entſetzendes Starren! — Doch Mitternacht iſt vorüber, Morgen mehr von dem wilden Oskar.

Neun und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

Die Brüder Ulrika's hatten ihre Klagen wider Oskar und einige ſeiner wildeſten Geſellen beim Könige vorgebracht und dieſer forderte zürnend den Fürſtbiſchoff auf: zum Letztenmal an ſeinen Neffen eine ernſte Warnung ergehen zu laſſen: ſein wildes wüſtes Leben zu ändern. Der Biſchoff that es, er ſchickte zwei fromme würdige Männer mit mündlichen und ſchriftlichen Vermahnungen an Oskar ab, welche zugleich ihm ſagen ſollten: daß, wofern er nicht in ſich ginge, der König feſt entſchloſſen ſey, ihn nachdrücklich zu beſtrafen.

Nach einigen Tagen langten die Abgeſandten vor dem Schloſſe des wilden Grafen an und begehrten Einlaß. — Es war ſchon Abend und das Schloß prächtig erleuchtet, wie zu einem großen Feſte.

Die Abgeſandten fragten nach dem Herrn des Schloſſes, mit kummervoller Miene führte der alte Schloßvoigt ſie die Treppe hinauf bis vor eine Saalthür. Wilder Jubel ſchallte ihnen entgegen! — Der Schloßvoigt deutete ihnen an: einzutreten und öffnete die Thür.

Welch' ein Anblick bot ſich den frommen Männern dar! in einem reichgeſchmückten, durch tauſend flammende Kerzen erleuchteten Rieſenſaal wurde das wildeſte Bacchanal begangen! — hier zechten alte und junge Geſellen, bis ſie ſinnlos zu Boden taumelten und von den Dienern hinausgetragen wurden, hier koſeten alt und junge Wüſtlinge mit frechen Dirnen, während andere Paare im raſenden Tanz umherwirbelten. Ein paar in Streit gerathene Spieler kämpften mit blanken Meſſern auf Tod und Leben und kaum gelang es ihren Freunden, die Bluttriefenden aus einander zu reißen, und inmitten all dieſer ſcheuslichen Gruppen ſtand, ſchön wie ein Gott, im leichten Gewande mit Weinlaub bekränzt, Graf Oskar, den vollen Pokal in der Hand und ſchaute lächelnd auf das Treiben um ſich her.

Die Geſandten traten zu ihm; der Eine reichte ihm den Brief ſeines Ohms, der Andere vermahnte ihn väterlich und beſchwor ihn bei dem Bilde des Gekreuzigten, welches er ihm vorhielt, die Bitten ſeines Onkels, die Warnung des Königs, ſo wie die Stimme des eignen Gewiſſens nicht zu verachten.

Oskar aber zerriß hohnlachend den Brief, ſchleuderte mit kräftigem Fauſtſchlage das ihm vorgehaltene Kreuz zu Boden und trat es mit Füßen, indem er ſprach: „Wollt Ihr meine Gäſte ſeyn und Theil nehmen an meinen Freuden, ſo ſeyd mir willkommen! der edelſte Wein, die ſchönſten Mädchen, die wildeſten Roſſe, Gold und Würfel ſtehen Euch zu Dienſte! wollt Ihr das aber nicht, ſo meidet eiligſt mein Schloß, oder ich laſſe Euch mit Hunden hinaushetzen!“ Somit winkte er und zwei blumenbekränzte Mädchen, goldne Pokale ſchwingend, eilten herbei und boten ſie den ehrwürdigen Männern dar. Als dieſe nun ob ſolcher Greuel ſich entſetzten und den wilden Grafen mit der göttlichen und weltlichen Gerechtigkeit bedrohten, da winkte dieſer wieder, und unter wildem Gejauchze fiel die ganze verruchte Rotte über die frommen Männer her, mißhandelte ſie und hetzte ſie endlich mit Hunden aus dem Schloſſe.

Es läßt ſich denken, wie ſehr der Fürſtbiſchoff in Zorn gerieth, als er von den frommen Männern erfuhr, wie ſchnöde und wider alles Recht ſie Oskar behandelt habe. Er erbat ſich von dem Könige die Erlaubniß, ſelber ein Heer wider ſeinen verruchten Vetter ſammeln zu dürfen, um ihn zu fahen. Der König erlaubte es und ſchwur: daß Oskar ſeine Verbrechen, ſo wie ſeine Verhöhnung der Königlichen Majeſtät mit dem Tode büßen ſolle.

So ſammelte denn der Biſchoff ein Heer und zog aus gegen ſeinen Neffen, doch dieſer, der gar wohl ermeſſen hatte, daß ſein Ohm die ihm in ſeinen Abgeſandten widerfahrene Schmach nicht ſo hinnehmen werde, empfing ihn ebenfalls kräftig gerüſtet, im Verein mit allen ſeinen wilden Genoſſen und Lehnsleuten.

Es entſpann ſich ein wüthender Kampf auf Tod und Leben, der währte drei Tage hinter einander und da es juſt im Auguſtmond war, ſo verſchmachteten auf beiden Seiten faſt eben ſo viele Kämpfende, als durch das mordende Schwerdt ihren Tod fanden.

Endlich war der Kampf vorüber! der Biſchoff hatte geſiegt! Oskar's Verbündete waren alle ums Lebengekommen, er ſelbſt gefangen worden, nachdem er verzweifelt ſich gewehrt und zwölf wackre Männer mit eigner Hand getödtet hatte. Noch auf dem Schlachtfelde wurde er gefeſſelt vor ſeinen Ohm geführt, deſſen Pferd bis über die Hufe im Blute ſtand. Halb mitleidig, halb entſetzt ſchaute der ehrwürdige geiſtliche Held auf die herrliche Geſtalt Oskar's herab und ſprach auf die Erſchlagenen und mit dem Tode Ringenden deutend: „Sieh Unſeliger! Dein Werk!"

Oskar aber ſtand trotzig da und ſagte kein Wort.

Da ließ ihn der Biſchoff mit ſich führen und in einem Kerker ſeines eignen Schloſſes bewahren, bis er den Rückzug nach Stockholm antreten würde, wohin ihn dann ebenfalls der Gefangene nachfolgen ſollte.

„Somit," beſchloß der Graf dieſen Abend, „wollen wir den wilden Grafen einſtweilen eine Nacht in ſeinem Kerker allein laſſen und morgen ſehen, wie es ihm weiter erging."

Vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

So erzürnt der edle Fürſtbiſchoff auf ſeinen Neffen war, ſo konnt' er doch die Liebe zu ſeines Bruders

Sohn nicht unterdrücken! daneben war ihm der Gedanke furchtbar, daß der Jüngling mit den herrlichen Naturanlagen, den, wie er meinte, nur Verführung, Leidenſchaft und Trotz ſo weit fortgeriſſen, auf dem Schafott ſterben ſolle.

„Vielleicht hat ihn das Unglück gebeugt,“ ſprach er — „vielleicht erſchüttert ihn die Furcht vor dem gewiſſen Tode, dieſe Zerknirſchung des Herzens will ich nützen und verſuchen, ihn zu beſſern! gelingt mir dies, dann flehe ich die Gnade des Königs für den reuigen, gebeſſerten Sünder an, und ſicher verſagt er mir ſie dann nicht.“

Er überdachte ſeinen Plan immer länger und immer zuverſichtlicher hoffte er einen guten Erfolg. In dieſer Vorausſetzung ſandte er am Abend des dritten Tages einen frommen Mönch in Oskar's Kerker, der ihm ſeinen nahen Tod ankündigen und verſuchen ſollte ſein Gewiſſen zu erwecken.

Graf Oskar hatte aber mit einem ausgeriſſenen Nagel ſeine Feſſeln zu öffnen gewußt und als der arme Mönch eben im beſten Zuge war, ihn zu vermahnen, erſchlug er ihn mit einem Stein, zog ihm die Kutte aus, hüllte ſich darein und entfloh unerkannt aus dem Kerker und dem Schloſſe.

Er lief die ganze Nacht und den andern halben Tag durch, bis er in einen ſchönen Eichen- und Buchenwald kam; da ſank er erſchöpft unter einem Baum auf einen bemoosten Stein nieder und entſchlief.

Aber grauſe Träume quälten ihn! noch einmal kämpfte er auf Tod und Leben die Schlacht mit ſeinem Ohm! noch einmal ward er gefangen, erſchlug er den Mönch und entfloh in dem Gewande deſſelben! aber ſeine Feinde, ſein Ohm an der Spitze, verfolgten ihn auf ſchnellen Roſſen und jagten ihn gleich einem Wilde! — immer näher kamen ſie dem Flüchtigen, immer näher! Da — jetzt hatten ſie ihn erreicht! er fühlte ſich ergriffen. — Laut ſchreiend erwachte er und ſprang auf, mit wilden Blicken um ſich ſtarrend, denn wirklich umſtanden ihn mehrere Bewaffnete, aber an ihrer Spitze ſtand nicht ſein Ohm, ſondern ein wunderherrliches Frauenbild in koſtbarer Jagdkleidung. Die ſchöne Jägerin gab ſich ihm als die Gebieterin der Grafſchaft, zu welcher d.r Wald gehörte, zu erkennen. Es war die Gräfin Melanie von Eichenſtröm und ſie fragte ihn: wer er wäre? und wer ihn verfolge, denn daß er ein Flüchtling ſey, habe er im Schlaf verrathen. Oskar warf ſich der ſchönen Gräfin zu Füßen und flehte nur um einen Trunk Waſſer und eine trockne Brodrinde, dann wolle er ihr all' ſeine namenloſen Leiden erzählen und er hoffe, dadurch ihr edles Herz zu rühren.

Die ſchöne Gräfin befahl erſchüttert, den unglücklichen Verfolgten auf ihr Schloß zu führen, ihn mit Speiſe und Trank zu erquicken und ihn ſo lange mit allen Fragen zu verſchonen, bis er freiwillig ihr ſelbſt werde Aufſchluß über ſich gegeben haben.

So wurde denn Oskar auf das Schloß der ſchönen

Gräfin geführt, fürſtlich mit Speiſ' und Trank bedient und nachdem er einige Stunden geſchlafen, durch den Hofnarren der Gräfin eingeladen, zu ihr zu kommen.

Er ging mit dem Narren, noch in ſein Mönchsgewand gehüllt und lachte heimlich vor ſich hin: „Die ſchöne Gräfin denkt gewiß nicht dran, welch ein günſtiges Zeichen es mir iſt, daß ſie durch ihren Narren mich zu ſich beruft. Dieſer Narr ſoll mein Cupido ſeyn, der den neuen Aeneas zu ſeiner neuen Dido führt.“

Er trat ins Gemach der Gräfin, die ſchöne junge Wittwe ließ ſich von zwei hübſchen jungen Dienerinnen ihre goldnen Haare flechten. Sie begrüßte den Eintretenden freundlich und ſprach; „Nun Herr Ritter — denn als einen Ritter giebt Euer edler Anſtand trotz dieſes härmen Gewandes Euch kund! — wollet Ihr jetzo mir erzählen, welch' Unheil Euch betraf, daß Ihr in ſo traurige Umſtände geriethet, als worin ich Euch fand?“

Oskar neigte ſich und ſprach: „Meine Geſchichte ſollt Ihr hören, edle Frau, doch iſt ſie faſt zu ſchrecklich für Euer zartes Ohr, wenn ich in nackter ungemildeter Rede ſie Euch verkünde, wollet daher vergönnen, daß ich die Poeſie zu Hülfe rufe, und ſchonender Euch ſo mein traurig Loos erzähle.“

Damit ergriff er eine Laute, welche auf dem Tiſche lag, ſetzte ſich der holden Gräfin gegenüber und begann nach Art der welſchen Improviſatoren eine Geſchichte abzuſingen: „eines Unglücklichen, von ſeinem

Berlin

böſen habgierigen Ohm Verfolgten, der endlich in offner Feldſchlacht dem greiſen Böſewicht unterlegen, und deſſen Zukunft nichts ihm zeige, als: Verzweiflung und Tod — da durch ſchändliche Verleumdungen des beſten Königs Herz wider ihn in Zorn erregt ſey."

Die Geſchichte war ſchlau genug erſonnen und rührend genug vorgetragen, um das gefühlvolle Herz der jungen Grafenwittwe für den ſchönen Unglücklichen einzunehmen. Als er geendet hatte, bemerkte er deutlich Thränen in dem Auge der ſchönen Frau und die beiden Dienerinnen ſchluchzten laut.

„Ich beklag' Euch aufrichtig, Graf Oskar!" ſprach nach einer Weile Melanie — „die Bosheit der Menſchen iſt oft ſchändlich und auch ich, ſo jung ich bin, weiß davon zu erzählen! Meine Macht iſt zu gering, um Euch, was Ihr verloret, zu erſetzen. Bleibt vorerſt in meinem Schloſſe! Ich werde ſehen und ſpähen, wo ich und meine Freunde vielleicht Euch nützen können."

Hier hielt der Graf mit Leſen inne und ſprach: „Allem Anſcheine nach beginnt hiermit ein neuer Abſchnitt in dem Leben unſers Helden und ſo wollen wir ihn denn für heute verlaſſen."

„Mir bangt für die ſchöne Melanie!" rief Alma, „ſicher wird der böſe Oskar auch ſie umgarnen und dann iſt ihr Verderben gewiß."

„Vielleicht aber auch ſein Eignes!" bemerkte Reiner.

„St!" ſprach der Graf, „keine Deutung im Voraus! Mitternacht ſchlägt, laßt uns ſcheiden."

Ein und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

Mehrere Monde hatte Oskar auf dem Schloſſe der ſchönen Gräfin Melanie verlebt und weislich ſeine Zeit benutzt! Nicht allzu lange währte es, ſo bekannte er der edlen Frau ſeine Liebe und erhielt von ihr das Geſtändniß, daß ſie ihn wieder liebe. Unter ſolchen Umſtänden konnte denn mindeſtens Melanie nichts ſehnlicher wünſchen, als, daß bald der Segen der Kirche ſie vor aller Welt vereinen möge.

Bald ward dieſer Wunſch erfüllt, ihre Vermählung mit Oskar gefeiert, wobei es an Pracht und Glanz nicht fehlte und nun glaubte die Gräfin das glücklichſte Weib der Erde zu ſeyn.

In dieſem Glauben entſchlummerte ſie ſanft am dritten Abend des Hochzeitsfeſtes. Bald folgte Oskar ihr, um an ihrer Seite zu ruhen. Aber ſo wie er in's Gemach trat, ergriff ihn eine plötzliche Erſtarrung, daß er nicht vom Fleck konnte und in der Mitte des Zimmers ſtehen bleiben mußte, und nun umringten ihn ſchreckliche bleiche Geſtalten — Kindesmörderinnen, die er verführt, die erwürgten Kinder in ihren Armen! Greiſe und Männer, die er hatte blenden oder zu Tode foltern laſſen, Jäger, welche bei ſeinen wilden Jagden geſtürzt — und endlich die mit Ketten belaſteten Unglücklichen, welche er in ſeinem Kerker hatte verhungern laſſen. Dieſe alle umringten ihn und zeigten ihm ihre Wunden, ihre blutenden Augenhöhlen, ihre Feſſeln und abgezehrten Hände und heulten „Wehe!“ über ihn. Bis die Glocke Eins ſchlug währte der Spuck, dann verſchwand er und Oskar ſank erſchöpft zu Boden.

Als er wieder erwachte, lächelte der junge Morgen freundlich durch die buntbemalten Fenſterſcheiben herein und als er vor das Lager ſeiner Gattin trat, erwachte dieſe und lächelte ihn an, heiter wie der junge Morgen.

Er aber ging den Tag über trüb und verdroſſen umher und als es Abend wurde, da durchſtrich er die Gegend um die finſtern Geſtalten zu bannen, welche unaufhörlich vor ſeinen Blicken ſchwebten. Nicht des Weges achtend, befand er ſich bald in dem nahen, einem reichen Frauenſtift gehörigen Dorfe — er ſchritt weiter und ſtand nach wenigen Minuten auf dem Kloſterkirchhof.

Liebliche Mädchenſtimmen erſchallten vom Kloſter her und näherten ſich. Oskar verbarg ſich hinter ein großes ſteinernes Kreuz über dem Grabe einer gefürſteten Aebtiſſin und lauſchte begierig.

Und drei junge ſchöne Nonnen kamen aus dem Kloſter und ſetzten ſich auf ein bemoostes Grab unfern von ihm nieder. Sie hatten Blumen mitgebracht, woraus ſie Kränze wanden die Gräber zu ſchmücken und ſangen dazu:

Wie milde ſtrahlt das Mondeslicht,
Und wehn die Abendlüfte!
Hörſt Du der Blumen Flüſtern nicht,
Wie's leis und innig zu Dir ſpricht! —
Strahlen, Klänge und Düfte

Blühendes Leben, am blühenden Grabe,
Winde Dir Blumen zum Kranz!
Blumen, der Todten, der Lebenden Habe
O, wie ſo lieblich Eu'r Glanz.

* * *

Oskar ſtand ergriffen, erſchüttert faſt — die lieblichen reinen Klänge regten einen verwandten tiefverborgenen Ton in ſeinem Herzen an. Zum Erſtenmale ſeit ſeiner Kindheit dachte er an Gott, Grab und Unſterblichkeit und ſtarrte noch gedankenvoll an das Kreuz gelehnt vor ſich hin als längſt die Nonnen wieder in das Kloſter zurückgeführt waren

Da ſchlich plötzlich Elena eine der ſchönen Zofen Melanies leiſe hinter ihm und zupfte ihn lächelnd an dem Mantel — er wandte ſich — erblickte das Mädchen, ſchloß ſie in ſeinen Arm und verließ koſend mit ihr den Kirchhof, lachend und ſpottend über die Anwandlung von Frömmigkeit, welche er ſo eben an ſich verſpürt zu haben ſeiner Mitſchuldigen geſtand.

Nicht ſo finſter geblickt meine Zuhörer, ſchloß der Freiherr dieſe Nacht. — Oskars Frevel hat die höchſte Höhe erreicht und trügt mich nicht alles, ſo wird ihm gar bald der verdiente Lohn für ſeine Unthaten ausgezahlt werden.

Zwei und vierzigſte Nacht.

(Beſchluß der Sage von den ſieben Todſünden.)

Als die Geſellſchaft ſich am andern Abend wieder im Saale verſammelt hatte, ſprach der Freiherr. Es iſt ſo wie ich geſtern ſagte, die Rache des Himmels ſäumt nicht länger den Frevler zu ereilen, der weder durch die Liebe und die milden Warnungen guter Menſchen noch durch die Schrecken des ins Irdiſche herüberragenden Geiſterreichs von der Bahn des Böſen abzubringen war. Laſſet uns denn ſein Ende betrachten, wie es unvermuthet, furchtbar ſchnell hereinbrach über ihn.

* *

In einem nicht allzugroßen gothiſchen Gemach ſeines Schloſſes dem offnen Bogenfenſter gegenüber ruhte auf weichen blumenbeſtreuten Polſtern Graf Oskar und neben ihm von ſeinen Armen umſchlungen **Elena**, die ſchöne Zofe ſeiner Gattin.

Vor ihnen ſtand ein Tiſch mit köſtlichen Früchten, Backwerk und Wein, und Oskar und Elena ließen ſich bedienen von zwei andern jungen Zofen.

Am offnen Fenſter aber ſtand der Narr und klimperte auf der Zitter und lugte ängſtlich hinaus, denn ein ſchweres Gewitter war im Anzuge.

Schon zuckten einzelne Blitze herab und grollend rollte der Donner immer näher. —

Der Narr um ſeine Angſt zu bannen, ſang:

Wer gleicht an Macht dem Gott der Reben?
Evan!

Was wäre ohne Dich das Leben?
Evan!

Im Weine, wieder alles Weh,

Fand ich das ächte Panaçe;
Drum vivat o Evan, drum vivat o Evan!
O Evan! —

„Zwiefache Wahrheit ſpricht Dein Mund o Narr,“ rief lachend Oskar.

Einfache nur! entgegnete der Narr, noch bin ich nüchtern.

Oskar noch ſtärker lachend reichte ihm ſeinen eigenen Becher und gebot: „Trink und ſinge weiter,“

„Ich trinke und ſpiele Herr! Doch die Reih' des Singens iſt an Euren Mädchen“

Nun ſo beginnt wandte Oskar ſich an dieſe und die Mädchen ſangen zur Zitter des Narren.

Wer mächtger als der Gott der Reben?
Amor. —

Was wäre ohne Dich das Leben,
Amor!

Der ſchönſten Göttin ſchönſter Sohn,
Beſiegſt Du Zeus auf ſeinem Thron.

Drum Ehre Dir Amor! — Drum Ehre Dir Amor!
O Amor!

Oskar. Gut gegeben! was hat der Narr für Antwort?

Und der Narr ſang während es donnerte und blitzte:

Ich hab' in meinen jungen Jahren —
Amor!

Auch Deine Macht und Tück' erfahren,
Amor! —

Doch war ich ſchlecht davon erbaut!
Dem Weingott hab ich mich vertraut

Zum Henker Gott Amor! und vivat Gott Bachus!
O Evan! —

Gott ſteh uns bei! da hat es eingeſchlagen, ſchrie der Narr und ließ die Zitter fallen.

Oskar aber rief lachend: „Poſſen! ergriff die Zitter und ſang mit jubelnden Hohn zum Fenſter hinaus:

Erwählt das Alter ſich nur Dich,
Evan!

Und kreuzigt fromme Jugend ſich,
Amor!

Blüht mir des Lebens Hochgenuß,
Bei Rebenblut und Liebchens Kuß.

Drum kränzet mir, Mädchen!
Den ſchäumenden Becher
Mit Roſen.

* * *

Und während Blitz auf Blitz zuckte, Donnerſchlag auf Donnerſchlag rollte, ergriff Oskar den dargebotenen Pokal und umſchlang, hoch ihn ſchwingend, die ſchöne Elena.

Da öffnete ſich plötzlich die Thür, Melanie trat ein, bleich und ernſt wie ein Marmorbild; betroffen ſchaute Oskar ſie an und ließ ſeine Buhlin fahren.

Melanie aber trat ernſt und kalt vor ihm hin und ſprach ruhig: „Alles iſt mir offenbar, ich kenne Dich, Deine Verbrechen; Deinen Verrath an mich ſah ich! Empfange Deinen Lohn! — und eh er ſichs verſah, blitzte ein Meſſer in ihrer rechten und ſenkte ſich in ſeine Bruſt.

Zum Tode getroffen, ſtürzte Oskar zuſammen, erhob ſich jedoch alsbald wieder um ſich wüthend auf ſeine Gattin zu werfen, welche abgewandt daſtand.

Aber da öffnete ſich hinter ihm der Boden, hölliſche Larven ſtiegen empor und riſſen unter wildem Hohngelächter den Verdammten bei den Haaren mit ſich in den flammenden Abgrund.

So beſchloß der Freiherr die Sage von den ſieben Todſünden und alle Zuhörer ſaßen erſchüttert da.

Unglückliche Melanie, ſprach Alma nach einer Weile — wie mag Dein übriges Leben nach ſolcher grauenvollen That ſich geſtaltet haben?

Darüber berichtet die Sage nichts, verſetzte der Freiherr, ſo wenig als ſich darüber eine Andeutung in den Skizzen unſeres genialen Freundes vorfindet, Sage und Skizzen ſchließen mit dem furchtbaren Ende Oskars durch die Hand ſeiner Gattin.

„Welche hier, bemerkte Reiner, gewiſſermaßen als rächende Nemeſis erſcheint.“

Bei allem dem ſprach Eduard, bilden Ihre Zeichnungen, ſo wie der Commentar unſeres verehrten Gaſtherrn das düſterſte Nachtſtück, welches mir je vorgekommen! indem ſich ſo gar kein Lichtpunkt unſerem Auge zeigt, daß nur Entſetzen und ſtarres Staunen über die Verworfenheit, welche in der menſchlichen Natur ſich offenbaren kann, am Schluß der tragiſchen Sage uns bleibt und als Nachklang — wer mag es ſagen auf wie lange? uns verſtimmt.“

„Sie haben das rechte Wort gefunden, ſprach die Freifrau — ja, verſtimmt haben uns Ihre geiſtvoll erfundenen und ausgeführten Blätter, lieber Reiner, und Deine Erklärung theurer Guſtav war mindeſtens nicht geeignet unſere Verſtimmung aufzuheben.

So ſeyd nun ihr Frauen! lächelte der Freiherr: „Alles was ihr nicht ſogleich durchſchaut, was euch befremdlich entgegentritt, und Euer angebornes und — laßt mich es ſagen! angewohntes Zartgefühl verletzt, das ſcheltet Ihr verdammungswürdig und zu graß für ein weibliches Ohr. Feierlichſt muß ich unſern Maler in Schutz nehmen, feierlichſt mich verwahren, daß meine Erklärung ſeine Skizzen ſo wie ſeine Skizzen ſelbſt das Zartgefühl auch des Reinſten verletzen könnten. Gedenkt doch des Ausſpruchs des edelſten Dichters der neuern Zeit, Schillers: „Schilderſt Du den Teufel, ſo ſtelle ihn als Teufel dar!“ Nur dieſen Ausſpruch hat unſer Maler, habe ich befolgt. Uebrigens iſt die ſchwediſche Sage von den ſieben Todſünden uralt und ganz ſo wie ich ſie erzählte, und nicht genug wundern kann ich mich, daß Reiner ſo — Zug für Zug — ohne, wie ich gewiß weiß, die alte Sage zu kennen, ſeine Zeichnungen in vollkommenſter Uebereinſtimmung mit ihr entwarf. „Der Teufel hat mir die Hand geführt!“ lachte Reiner.

Drei und vierzigſte Nacht.

„Da kommt unſer eifriger, ſeiner Kunſt befliſſener Freund, rief ſcherzend der Caplan, als der Maler des Abends in den Saal trat, „ſogar mir, ſeinem älteſten Bekannten im Schloſſe, hat er heute ſein Zimmer verſchloſſen und ſollte, wie billig, uns nun auch ſein heutiges Tagewerk zeigen."

„Ich habe es mitgebracht," antwortete der Maler und zeigte eine Skizze vor. Im Vordergrunde eines Gartens ſtand ein Ritter, an ſeiner Schulter lehnte ein junges, ſchönes Weib, in altdeutſcher Tracht.

„Dieſe Erfindung, ſprach der Freiherr, iſt ganz einfach, wir ſehen nichts als ein Paar Liebende, welche wahrſcheinlich Abſchied von einander nehmen, denn nur ſo erkläre ich mir die mühſam zurückgedrängte Trauer die aus den Zügen des ernſten kräftigen Mannes ſpricht; nur ſo, den tiefen unverhaltenen Schmerz, welcher ſich auf dem ſchönen Antlitze dieſes engelhaften Frauenbildes malt.

„Gut erklärt Herr Baron, verſetzte Reiner. Dieſe Tage ſtrich ich in der Gegend umher, überdenkend was, und *wie* mein nächſtes Bild ſeyn ſollte, da fiel mir die anmuthige Legende von der Genovefa ein und weil ſie ſo viel Stoff für den Maler darbietet, beſchloß ich die für mich am maleriſcheſten ſcheinenden Momente zu ſkizziren, vielleicht führe ich einige Skizzen ſpäter in Oel aus."

„Es müßten gute Fresken werden, wenn ein Maler Talent und Zeit darauf verwenden wollte," äußerte Eduard.

„Ich habe bis jetzt wenig Fresko gemalt, ſprach Reiner, die Gelegenheit fehlte mir, doch glaub' ich gerade darin etwas zu leiſten, weil ich ein richtiger Zeichner bin. Hätte ich Raum in einem großen, im edlen Styl gebauten Schloſſe oder in einer Kirche, ſo würde ich ſelbſt ohne pekunniäre Vortheile aus Liebe zur Kunſt mehrere Fresken nach Genovefa malen.“

„Auf die Gefahr hin für eigennützig gehalten zu werden, ſchlage ich Ihnen vor die Gallerie, welche die Flügel des Schloſſes verbindet, damit zu ſchmücken, ſprach der Freiherr, wenn ſie länger hier verweilen wollen und auf Weltruhm verzichten, denn hier ſehen nur wenige Ihre Schöpfung und ein geſchmackloſer Erbe läßt ſie vielleicht überpinſeln.“

„Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!“ antwortete freudig Reiner. Alma und ihre Mutter kannten die Geſchichte der Genovefa nicht und Eduard erbot ſich, ſie zu erzählen um ihre Theilnahme für des Malers Werk zu erhöhen.

Genovefa.

Unter die Zahl der Frauen, die von ihren Männern unſchuldigerweiſe verfolgt worden ſind, gehört auch die tugendreiche und geduldmüthige Genovefa, deren Geſchick eben ſo traurig als die Erzählung davon anmuthig iſt. Dieſe Geſchichte hat ſich zu den Zeiten des Biſchofs Hudelfus von Trier zugetragen. Damals lebte im trieriſchen Lande ein vornehmer Graf, Namens

Siegfried, der mit Genoveſa, der Tochter des Herzogs von Brabant, einem ſehr reichen und tugendhaften Fräulein, vermählt war. Dieſes junge Ehepaar lebte in lauter Liebe und Freundlichkeit beiſammen, als der Mohrenkönig Aberoſam mit großer Macht in Spanien einfiel und, nachdem er das Land verheert hatte, auch in Frankreich einbrechen wollte. Als nun Martellus, der König in Frankreich, die große Gefahr vor Augen ſah, befahl er allen ihm untergebenen Fürſten und Grafen, daß ſie ihm Hülfe leiſten und gegen den Mohrenkönig ſtreiten ſollten. Weil aber das Gebiet von Trier damals zu Frankreich gehörte, ſo mußte auch der Graf Siegfried mit zu Felde ziehen. Als er ſich nun mit den Seinigen zum Feldzug aufmachte und von ſeiner Gemahlin Abſchied nehmen wollte, da war es recht betrübt anzuſehen, von welchem Schmerze die Gräfin ergriffen wurde, ſo daß ſie mit ihren bittern Zähren alle Gegenwärtigen zum Mitleid bewegte. Ja, als ihr der Graf die Hand gab und die letzte gute Nacht ſagte, wurde ſie von ſolchem Herzeleid überfallen, daß ſie vor Ohnmacht halb todt darnieder ſank. Der Graf ſuchte ſie zu tröſten, aber alle ſeine Worte waren traurig. Endlich befahl er ſie der heiligen Jungfrau Maria, ſie in ſeiner Abweſenheit zu beſchützen. „Auch hinterlaſſe ich Euch," fügte er hinzu, meinen getreueſten Diener, den Golo; dieſer wird Euch in meinem Namen auf das eifrigſte dienen und für alle Eure Bedürfniſſe beſorgt ſein." Genoveſa konnte vor Thränen kein Wort reden, ſondern fiel wieder in den Arm ihrer Dienerinnen. Deßwegen wandte ſich der Graf Siegfried um ohne weitern Abſchied und ritt bitterlich weinend von ihr hinweg.

Der Graf war mit den Seinigen im königlichen Lager angekommen, und alle Fürſten und Herren hatten ſich allmälig verſammelt. Da zog König Martellus mit ſechzigtauſend Mann Fußvolks und zwölftauſend Reitern gegen das Lager der Barbaren, welche wohl viermal ſtärker waren. Dennoch verlieh ihm Gott großes Glück und ſeine Krieger ſchlugen ſo tapfer auf den Feind, daß an die hunderttauſend Mohren auf dem Platze blieben, während die Chriſten nur wenig Tauſende verloren. Die übrig gebliebenen Feinde ſammt ihrem Könige flohen in die Stadt Agion und wehrten ſich darin ſo tapfer, daß die Chriſten ſie dort lange belagern mußten. Dadurch geſchah es, daß auch Graf Siegfried länger ausbleiben mußte, als er vermeint hatte, indem ſich ſeine Rückreiſe über ein ganzes Jahr verſchob. Die Gräfin wurde über dieſes lange Ausbleiben immer betrübter und hatte keinen andern Troſt in der Welt, als in Gott und im heiligen Gebet. Sie führte ein ganz frommes und tugendſeliges Leben und hielt auch alle ihre Diener zur Andacht an. Aber der leidige Satan, dem ihre Tugend ganz zuwider war, ſann auf alle Weiſe, wie er ſie ſtürzen und wenigſtens vor der Welt in Schande bringen könnte. Dies ſuchte er durch folgendes Mittel ins Werk zu richten.

Weil der Graf bei ſeiner Abreiſe dem Hofmeiſter Golo ſeine geliebte Genovefa anempfohlen hatte, der täglich um ſie war, und ihr aufwartete; ſiehe, da entzündete der Böſe das Herz dieſes jungen Dieners mit einer unlautern Liebe gegen ſeine Gebieterin und erfüllte ſein Herz mit ſolcher Begierlichkeit, daß er endlich nicht länger an ſich halten konnte, ſondern auf allerlei Weiſe anfing, der Gräfin ſeinen böſen Willen merken zu laſſen. Sobald die unſchuldige Frau dies bemerkte, ſprach ſie mit zornigen Worten zu ihm: „Schämſt Du Dich nicht, leichtfertiger Diener, Dir ſolche Gedanken kommen zu laſſen, und iſt dies die Treue, die Du Deinem Herrn verſprochen haſt, das der Dank, den Du ihm für ſeine Liebe erweiſeſt? Wenn Dich Deine Thorheit nicht gereuen ſoll, ſo wage nicht mehr, von ſolchen Dingen zu mir zu reden!"

Der gottloſe Golo erſchrak über dieſe Antwort und wagte lange kein Wort mehr. Die fromme Genovefa aber glaubte, ſeine böſen Gedanken ſeyen verſchwunden und fing wieder an, freundlich mit ihm umzugehen: da wurde ſeine verkehrte Neigung durch den täglichen Umgang immer mehr entflammt; als ſie nun einſt ihr eignes Bild, das ſie kürzlich für den Grafen hatte malen laſſen, beſchaute, und Golo von ungefähr dazu kam, fragte ihn die Gräfin, ob er meine, daß dieſem ſchönen Gemälde noch etwas fehle? Da ſprach er mit wilder Gier: „Gräfin, dieſem Bilde kommt nichts an Schönheit gleich, und doch fehlt ihm Eines, nämlich, daß es nicht lebend iſt und mir, mir eigen gehört!“ Bei dieſen frechen Worten ſtieg der Gräfin der rothe Zorn ins Angeſicht und ſie ſchalt ihn ſo ſtreng, daß er ganz beſchämt davon ging. Doch vermochte dieſer Verweis das Feuer der Leidenſchaft in ſeinem Herzen nicht auszulöſchen, und als einſt die Gräfin nach dem Abendmahle allein in dem Schloßgarten wandelte, trat er ihr allgemach näher, ſchmeichelte ihr mit den ſüßeſten Worten und gab ihr endlich nicht undeutlich zu verſtehen, wie er von ſolchem Liebesbrande verzehrt werde, daß er vor der Zeit ſterben müßte, wenn ſeine Gluth keine Gegenliebe fände.

Ueber ſo unumwundene Worte wurde die züchtige Gräfin mehr als je entrüſtet und ſchwur ihm ernſtlich zu, wenn er ein einziges Mal mit Worten oder Zeichen ein Aehnliches verlangen würde, ſo werde ſie unwiderruflich ſolches ihrem Herrn und Gemahl berichten. Jetzt merkte Golo freilich, daß er keine Hoffnung habe, das Ziel ſeiner unlautern Wünſche zu erreichen, darum verkehrte ſich ſeine Liebe in grimmigen Haß und alle ſeine Gedanken vereinigten ſich in dem einzigen, wie er ſich an der Gräfin rächen könnte. Er lauerte auf all ihr Thun und Laſſen, und endlich entdeckte er, daß ſie eine beſondere Zuneigung für einen ihrer Köche zeigte, mit Namen Drago, weil dieſer in aller ſeiner Einfalt ein frommer und andächtiger Mann war. Dieſem gottſeligen Menſchen war die Gräfin mehr gewogen, als allen andern Hofdienern: ſo oft ſie vorüber ging, redete ſie ihn an, und wo ſie ihm einen Gefallen thun, oder ihn in einer Widerwärtigkeit tröſten konnte, da that ſie es mit herzlichem Wohlgefallen. Der unreine Golo aber legte dieſes ehrbare Wohlwollen nach ſeiner wilden Liebe aus und fand in ihm die rechte Gelegenheit, ſeine Gebieterin zu verklagen. Zuerſt eröffnete er zu wiederholten Malen vertrauten Freunden, daß ihm das liebreiche Betragen der Gräfin gegen den Koch ſehr verdächtig vorkomme, und daß er fürchte, es möchte zu einem übeln Ende ausſchlagen. Er bat ſie auch, etwas genauer Achtung zu geben und die Liebkoſungen der Frau zu beobachten, ſie würden dann ſelbſt ſehen, was von dieſer Vertraulichkeit zu hoffen ſey. Mit dergleichen Worten wußte er die Tugend der Gräfin bei einigen Dienern zu verdächtigen und richtete ſo viel aus, daß er endlich einige auf ſeine Seite brachte. Einsmals ſagte er dem Koch, die Gräfin, die damals allein auf ihrem Zimmer war, verlange nach ihm. Der ehrliche Menſch glaubte dieſes und eilte zu Genovefa. Da kam denn der Golo herbei, überraſchte den Koch bei der Gräfin und ging ohne ein Wort zu ſprechen, wieder zu dem Zimmer hinaus. Ihm folgte der Koch auf dem Fuße, ſobald er vernommen, daß die Gräfin ihn nicht gerufen hätte. Sogleich berief Golo ſeine Vertrauten und klagte ihnen mit erheucheltem Zorne, daß der Koch bei der Gräfin im Gemache getroffen worden ſey. „Was iſt hier Rathes, meine lieben Freunde,“ ſagte er, „was Rathes? Wenn wir dem Uebel nicht abhelfen, wird ein größeres daraus werden und wir werden bei der Zurückkehr unſers Herrn nicht beſtehen können. Ich bin gewiß, der elende Koch hat unſere Herrin bezaubert und ihr einen Liebestrunk unter die Speiſen gemiſcht, und deßwegen kann ſie nicht von ihm laſſen, wenn es ihr auch Ehre und Leben koſten ſollte. Darum iſt es wohl rathſam, daß man den Koch ins Gefängniß werfe, die Gräfin aber in ſo weit beaufſichte, daß ihr der Zugang zu dem Menſchen verſperrt ſey.“

Die Freunde erwiederten dem Hofmeiſter, weil ihm der Graf die Sorge für die Gräfin aufgetragen habe, ſo ſolle er thun, was ihm am rathſamſten zu ſeyn dünke. Hierauf ließ Golo den Koch rufen, fuhr ihn mit rauhen Worten an und warf ihm vor, daß er die Gräfin bezaubert und Liebespulver in ihre Speiſen gemiſcht habe, darum verdiene er in Eiſen geſchmiedet und in den tiefſten Thurm geworfen zu werden. Vergebens ſchwur der erſchrockene Drago, daß er an ſolcher Sünde ganz unſchuldig ſey und nahm Himmel und Erde zu Zeugen, daß ihm niemals in den Sinn gekommen, ſich ſo an ſeinem Herrn, dem Grafen, zu verſündigen: er ward in Bande und Kerker geworfen und ging nicht eher wieder daraus hervor, als bis man ihn todt heraustrug.

Mit dieſer Grauſamkeit war der ruchloſe Golo noch nicht zufrieden, ſondern er ſtürmte mit einigen ſeiner Helfershelfer in das Zimmer der Gräfin und rief ihr zu, daß er ihrer verdächtigen Gemeinſchaft mit dem Koche

Drago nun genug zugeſehen habe und, wenn er vor ſeinem Herrn beſtehen wollte, dieſes Aergerniß nicht länger dulden könne. Darum ſollte auch ſie, die den Bund der Ehe gebrochen, ins Gefängniß gelegt und vor weiterer Verfügung des Grafen nicht aus demſelben entlaſſen werden. So wurde die hohe Gräfin, die im achten Monate ſchwanger ging, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, vielmehr wegen Vertheidigung ihrer Unſchuld, von ihrem eigenen Diener, der ihr zum Schutze beigegeben war, gefangen geführt und in einen feſten Thurm verriegelt.

„Ich habe die Geſchichte der Genovefa als Kind von meiner Amme gehört, ſie in einem Löſchpapiernen Büchlein lein geleſen, als ich kaum ſieben Jahr alt war und noch hat ſie für mich den Reiz und Zauber nicht verloren, welchen ſie beim erſten Anhören für mich hatte,“ ſagte der Caplan.

„Es liegt ſo viel einfache Größe in dem Charakter der Genovefa, dieſe iſt wohl der Hauptwerth der ganzen Legende,“ meinte Franz.

„Gewiß — Genovefa handelte unklug, daß ſie ſich nicht ſchlauer vertheidigte oder entfloh, aber ihr tragiſches Geſchick iſt eben ſo poetiſch, als ihre Schutzloſigkeit und Einfalt rührend,“ ſprach der Maler.

Die Frauen, welche theilnehmend zugehört hatten, verſicherten, daß ihnen dieſe Begebenheit vollkommen wahr erſcheine und Genovefa's Schickſal ſie eben ſo intereſſire, wie das einer Freundin, nur die ſichtbare Ermüdung des Freiherrn hielt ſie ab, jetzt um die Fortſetzung dieſer Geſchichte zu bitten.

Vier und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

Genovefa erzählte den einſamen Kerkerwänden ihre Unſchuld und die heiligen Engel trugen ihre Klage vor Gottes Thron. Niemand beſuchte ſie in dem finſtern Thurm, als die Säugamme des böſen Hofmeiſters, welche der gefangenen Gräfin täglich eine geringe Nahrung brachte. Endlich erſchien auch Golo ſelbſt zu wiederholten Malen und wandte alle Mittel an, das reine Herz ſeiner unlautern Liebe geneigter zu machen. Er drang mit guten und böſen Worten in ſie; er lockte mit Verheißungen und ſchreckte mit Drohungen; er ſchmeichelte ihr, als ein erfahrener Buhler; und doch richtete er mit allen dieſem nichts weiter aus, als die Gräfin immer ſtandhafter zu machen. Als er nun einſt gar ſeinen Arm um ſie ſchlingen wollte, da ſtieß ſie ihn mit ſtarker Fauſt von ſich und ſprach zu ihm: „Du Böſewicht! iſt es Dir nicht genug, daß Du mich Unſchuldige in den Kerker geworfen haſt, willſt Du mich auch noch um meine Ehre und um meine Seligkeit bringen? Doch ſey verſichert, daß Du Dich betrogen findeſt;

denn ich bin bereit, lieber tauſendmal zu ſterben, als das geringſte wider meine Ehre und meine Frauenunſchuld zu begehen!" Durch dieſe Sprache hätte Golo billig abgeſchreckt werden ſollen; dennoch gab er ſeine Hoffnungen nicht auf, ſondern beſtach ſeine Amme durch das Verſprechen großer Vergeltung, wofern ſie etwas bei der Gräfin ausrichten könnte, daß das loſe Weib, ſo oft es der Gefangenen Speiſe brachte, ihr mit Worten anlag, ſie ſollte dem Hofmeiſter doch wenigſtens freundliche Worte geben, damit ſie ihrer Gefangenſchaft ledig, oder zum mindeſten mit beſſerer Nahrung verſorgt würde. Aber die ſtandhafte Frau war entſchloſſen, lieber im Kerker Hungers zu ſterben, als ihren Gott zu erzürnen und ihr Gewiſſen zu beflecken.

Inmittelſt nahte die Zeit ihrer Entbindung heran, und die geängſtete Frau bat ihre Aufwärterin, die Säugamme, ihr doch nur ein Paar Frauen zu verſchaffen, die ihr bei dieſer erſten Geburt beiſtehen könnten. Das boshafte Weib verwilligte ihr nicht nur dieſes nicht, ſondern ſie gab ihr nicht einmal eine Windel, das Kind, deſſen ſie geneſen ſollte, darein zu wickeln. So war Genovefa in der Stunde der Geburt ganz verlaſſen; doch gebar ſie leicht und ohne Gefahr einen feinen, kräftigen Sohn, den ſie, weil ſie keine Windeln hatte, in ein Handtuch, das man ihr gelaſſen, einzuwickeln genöthigt war. Nun bat ſie inſtändig, daß man das arme Kind zur heiligen Taufe tragen möchte; weil ihr aber auch dieſes verweigert wurde, taufte ſie es ſelbſt, und gab ihm den Namen Schmerzenreich. Darnach nahm ſie es auf ihre Arme, drückte es an ihr Herz, begoß es mit ihren Zähren und ſprach mit großem Mitleiden: „Ach Du mein armes Kind, Du mein einziger Schatz! Mit Recht nenne ich Dich Schmerzenreich; denn mit Schmerzen habe ich Dich unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren; aber mit noch größeren Schmerzen werde ich Dich erziehen; mit unſäglichem Schmerz werde ich Dich verſchmachten ſehen; denn aus Mangel an Nahrung werde ich Dich nicht ſättigen können; habe ich doch kaum ſelbſt ſo viel, mein Leben zu erhalten! Du armer Schmerzenreich, Du unglückliches Kind!“

Die von Golo aufgeſtellte Wärterin brachte inzwiſchen die Nachricht, daß von nun an zwei Gefangene in dem Kerker ſeyen, daß die arme Gräfin vor Herzleid faſt verſchmachte und daß ihr wohl eine beſſere Labung zu gönnen wäre, damit ſie ſich und das ſchwache Kind ernähren könnte. Aber der unbarmherzige Mann hatte weniger Mitleid mit der troſtloſen Kindbetterin, als wenn ſein Hund Junge geworfen hätte; denn er hoffte durch dieſes äußerſte Elend ſie zu ſeiner Liebe zu zwingen. Doch, damit ſie nicht gar verſchmachtete, ließ er ihr etwas mehr Brod geben, als zuvor; ſonſt aber neben dem Waſſer gar nichts weiter, und anſtatt des Troſtes ſpeiſte ſie der Unmenſch mit Schmähworten.

Von Allen aufgefordert, fuhr Eduard die folgende Nacht fort:

Fünf und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

Von allem dem, was vorgegangen war, hatte der Graf Siegfried noch nichts vernommen, denn aus Furcht vor dem Hofmeiſter wagte Niemand aus dem Schloſſe, ihm etwas davon zu ſchreiben. Seine Abweſenheit verzögerte ſich auch noch länger, als er gehofft hatte, weil er vor Agion eine Wunde bekommen, die gar langſam zu heilen war. Damit nun Golo die Mißhandlung der Gräfin bei ihm rechtfertigen möchte, fertigte er zwei Monate nach Genovefa's Niederkunft einen Diener ab, der dem Grafen die Botſchaft von Allem, was ſich ereignet hatte, überbringen ſollte. Der Inhalt des Briefes, den er an den Grafen ſchrieb, war dieſer: „Gnädiger Herr! Wenn ich nicht fürchtete, Euch zu betrüben, ſo wollte ich Eurer Gnaden eine Sache, welche ich mit allem Fleiß zu verhehlen ſuche, in dieſem Briefslein offenbaren. Alle Hausgenoſſen und ſonderlich der Ueberbringer dieſes, haben ſich mit mir die äußerſte Mühe gegeben, ein großes Unheil zu verhüten; dennoch hintergangen worden, dafür bedarf ich kein anderes iſt alle meine Aufſicht durch die Liſt der Boshaftigen Zeugniß, als daß m alle Schloßbewohner geben können, wodurch hoffentlich meine Treue außer Argwohn geſetzt und mein Dienſteifer beglaubigt werden wird. Belieben dafür Euer Gnaden von dem Boten, den ich ſende, ausführlichen Bericht anzunehmen und ſeinen Erzählungen vollen Glauben zu ſchenken und mir durch denſelben Diener Euern Befehl kund zu thun, wie ich mich in dieſer ſchweren Lage verhalten ſoll.“

Dieſen Brief erhielt der Graf gerade damals, als er in einer Stadt im Languedoc die Wunde, die er empfangen hatte, heilen ließ. Er ward durch dieſe Nachricht ſo entrüſtet und verſtört, daß ſeine Wunde nur unheilſamer und der Schaden größer wurde. Der Diener erzählte ihm nämlich ausführlich, was für verdächtige Gemeinſchaft die Gräfin mit dem Koch die ganze Zeit über gehabt und wie der Hofmeiſter ſie allein mit ihm in der Kammer überraſcht habe. Weil ſie nun beide auf öfteres Vermahnen nicht von einander hätten laſſen wollen, ſo habe ſich der Hofmeiſter genöthigt geſehen, ſie von einander zu trennen und in zwei verſchiedene Gefängniſſe ſperren zu laſſen. Hier im Kerker habe ſie einen Sohn geboren und alles im Schloſſe wiſſe, weſſen das Kind ſey! Der Graf fragte, zu welcher Zeit die Gräfin das Kind geboren hätte. Da ſprach der Diener fälſchlich, es ſey erſt ein Monat verfloſſen, wiewohl ſie ſchon vor zwei Monaten geboren hatte. Da fing der Graf an zu raſen, als wenn er wahnſinnig wäre und läſterte die Gräfin ſammt dem Koch Drago, als ob ſie die ſchlimmſten Ehebrecher wären. „Du verruchtes Weib,“ ſprach er, „ſollſt Du die verſprochene Treue ſo ſchändlich brechen? Und ſtelleſt Dich bei mir an, als wenn Du ganz heilig wäreſt!“ In ſolchen Worten machte ſich ſein Zorn Luft, und nachdem er ſich lange beſonnen, auf welche Weiſe er den begangenen Ehebruch abſtrafen wollte, ſchickte er den Diener mit dem ausdrücklichen Befehle zurück: Golo ſolle die Gräfin ſo eng einſchließen, daß niemand mit ihr reden, noch zu ihr kommen könne. Den ehebrecheriſchen Koch aber ſollte er mit der Marter hinrichten laſſen, die ſeine Miſſethat verdient habe.

Mit dieſem ungerechten Befehl eilte der Abgeſandte nach Hauſe und Golo wußte ihm großen Dank, daß er ſeinen Auftrag ſo treulich ausgerichtet habe. Damit nun die Hinrichtung Drago's kein Aufſehen verurſachte, ließ er dem armen unſchuldigen Koch Gift in ſeine Speiſen mengen, und als er daran jämmerlich geſtorben, denſelben mit ſammt den Ketten, in denen er gefangen lag, in einer abgelegenen Grube beerdigen. Die Gräfin aber brauchte nicht enger eingeſchloſſen zu werden, als ſie zuvor war, weil ja von Anfang an niemand als Golo und ſeine falſche Amme zu ihr gekommen war. Und doch war der Böſewicht mit dieſer grauſamen Behandlung noch nicht zufrieden, denn er fürchtete immer, ſeine Liſt und Falſchheit möchte durch Genovefa endlich an den Tag kommen. Auch fehlte es nicht an Leuten im Schloſſe, welche über die ungerechte Hinrichtung des Koches und das ſchwere Gefängniß der Gräfin aufgebracht waren; dazu lief die Nachricht ein, daß der Graf Siegfried von dem König in Frankreich ſeinen Abſchied erhalten habe und bereits auf der Rückreiſe begriffen ſey. Den Golo überlief ein kalter Schweiß, er mußte ſich kurz beſinnen, was in dieſer mißlichen Lage anzufangen ſey. Deswegen ſetzte er ſich eilends zu Pferde und ritt ſeinem Herrn entgegen; aber er traf ihn nicht eher, bis er ſchon zu Straßburg angekommen war.

In dieſer Stadt wohnte eine alte Frau, die einen Schein von Heiligkeit von ſich gab und für eine ſehr gottſelige Matrone gehalten wurde; es war dies die Schweſter der Säugamme Golo's, daher ſie denn auch dieſen ſeit vielen Jahren kannte. Zu ihr begab ſich der Böſewicht, ehe er zu ſeinem Herrn, dem Grafen ging und erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sache: zugleich verlangte er von ihr, ſie ſollte geſtatten, daß er den Grafen gegen Abend zu ihr brächte, da ſollte ſie ihm durch Kunſt eine Vorſpiegelung machen, daß er glaube, die Gräfin habe mit dem Koch geſündigt. Dafür gab er ihr ein Stück Geld, und dann verfügte er ſich zu dem Grafen, ihn zu bewillkommnen. Nach Gruß und Gegengruß nahm ihn ſein Herr bei Seite und forderte vollſtändigen Bericht über den böſen Zuſtand, in welchem ſich ſein Haus befände. Der liſtige Golo ſtellte ſich, als könnte er vor Leid kaum reden, und falſche Thränen gaben ſeinen Lügen einen Schein der Wahrheit. Er erzählte der Länge nach, nicht was die fromme Gräfin begangen, ſondern was ſeine Bosheit ihr angedichtet hatte, und das mit ſo wohl ausgeſonnenen Beweiſen, daß der gute Graf allmälig glaubte, es müſſe Alles wahr ſeyn. Golo unterließ auch nicht hinzuzufügen, daß er den Koch ohne öffentlichen Prozeß habe hinrichten laſſen, damit die Schande der Gräfin deſto mehr bedeckt bleiben möchte.

Der Graf hörte Alles mit tiefem Kummer an und verlangte immer wieder neue Beweiſe; als nun der Falſche bemerkte, daß ſeinem Herrn Zweifel aufſtiegen, und er in ſeinen eigenen Worten gefangen zu werden fürchtete, ſprach er zu demſelben:

„Gnädiger Herr, ſolltet Ihr etwa gegen meine Worte Mißtrauen hegen, ſo iſt in dieſer Stadt eine ehrwürdige Frau, die wegen ihrer Gabe, verborgene Dinge zu offenbaren, berühmt iſt, wolltet Ihr dieſelbe umſtändlich befragen, ſo würdet Ihr gewiß durch ſie vollſtändig vom Verlauf der Sache unterrichtet werden.“ Siegfried ließ ſich den Vorſchlag gefallen und ging mit einbrechender Nacht von ſeinem Hofmeiſter begleitet, zu der Betrügerin. Dieſer erzählte er offen, daß er einen Verdacht gegen ſeine Gemahlin hege und bat ſie, ihm vermöge ihrer Einſicht in die verborgenen Dinge, zu entdecken, was ſich zwiſchen der Gräfin und dem Koche zugetragen habe.

Die Frau erwiederte mit erheuchelter Demuth: ſie ſey keine Heilige; ſo viel ihr jedoch Gott in dieſer Sache offenbaren würde, wolle ſie ihm gern entdecken. Alsdann führte ſie beide Männer in einen dunkeln Keller hinab, in welchem ein grünes Licht brannte, das einen blauen Schein von ſich gab. Hier beſchrieb ſie mit einem kleinen Stabe zwei Kreiſe auf dem Boden und ſtellte den Grafen in deren Mitte. Hierauf warf ſie einen Spiegel in ein Geſchirr voll Waſſer, murmelte darüber ſo ungewöhnliche Worte, daß dem Grafen ein Schauer ankam und ihm die Haare gen Berg zu ſtehen anfingen. Nach dieſem drehte ſie ſich dreimal vor dem Geſchirre um, hauchte dreimal darein, rührte es mit den Händen um und ſprach einen wunderlichen zauberiſchen Segen darüber. Auf ihr Geheiß blickte jetzt der Graf in das Waſſer. Da glaubte er in dem Spiegel die Geſtalten zweier Perſonen zu entdecken, die zärtlich mit einander ſprachen, und je länger er hineinblickte, deſto mehr war ihm, als gliche die Frau, die einen Mann mit lächelndem Angeſicht liebkoſe, ſeiner Gemahlin Genovefa, und als wäre der Mann ſein Koch Drago. Doch ſagte der Graf noch mit freundlichen Worten: „Ich ſehe nichts Unrechtes.“ — „Gut,“ ſetzte die Zauberin hinzu, „wir wollen nun weiter ſehen, ob es Gott vielleicht gefalle, uns ein Mehreres zu zeigen.“ Sie wiederholte dann die vorige Ceremonie und hieß den Grafen abermals ins Waſſer ſehen. Da mußte er mit eigenen Augen ſchauen, wie die Gräfin mit koſenden Händen dem Koch über die Wangen glitt und wiederholt ihm einen zärtlichen Kuß auf die Lippen drückte. Darüber wurde der Graf ſehr ſchamroth und wartete mit Angſt, was zum drittenmal in dem Spiegel erſcheinen würde. Als er nun nach den alten Ceremonien zum letztenmal in den Spiegel ſah, ward er zu ſeinem

Entſetzen gewahr, daß der Koch mit ſeiner Gemahlin ſchändlicherweiſe ſündigte.

Da kochte das Herz des Grafen von Rachgier. Er rief ſeinem Hofmeiſter zu: „Golo! reite voran und laß die Ehebrecherin ſammt dem Baſtard eines ſchimpflichen Todes ſterben! Ich will ſie nicht mehr am Leben treffen, wenn ich ankomme!“ Wer war froher, als der rachgierige Golo, da er dieſen Befehl vernahm. Er flog auf ſeinem Roß nach Hauſe, beſprach ſich ſchnell mit der Säugamme und theilte ihr im geheimſten Vertrauen das Bluturtheil mit. Doch ſollte ſie keinem Menſchen etwas davon wiſſen laſſen, damit unter den Freunden der Gräfin und im Schloſſe kein Aufruhr entſtände. Als Golo dies ſeiner Amme anvertraute, war niemand in der Stube, als die kleine Enkeltochter der Frau, vor welcher ſich Beide wenig ſcheuten. Nun war das Mädchen wohl noch ganz klein, aber klug, und der Gräfin, die es vom Hörenſagen kannte und bemitleidete, mit mehr Neigung zugethan, als ſeiner boshaften Großmutter. Dies Mägdlein ſchlich ſich ſogleich nach dem Kerker, ſtellte ſich vor das kleine Fenſter, durch das der Gräfin das Brot und Waſſer hineingereicht wurde und weinte ſo bitterlich, daß Genovefa es hörte und darüber erſchrocken an das Fenſter trat. Sie fragte das Mädchen mit freundlicher Stimme, warum ſie denn ſo weine. Da antwortete das Kind: „Gnädige Frau! Euer großes Elend treibt mir dieſe Zähren aus den Augen, denn es iſt mit Euerm Leben aus; Golo hat von unſerm Herrn Befehl, Euch hinzurichten.“ Die Gräfin dachte nicht an ſich, ſondern nur an ihren Säugling: „Und wie wird es meinem Kinde gehen?“ fragte ſie. „Nicht beſſer als Euch.“ erwiederte das Mädchen ſchluchzend.

Jetzt erſt erſchrak die arme Gräfin ſo, daß ſie faſt in Ohnmacht ſank. Als ſie wieder zu Sinnen gekommen, fing ſie an, laut zu weinen und zu beten und rief: „Ach, mein Gott, hilf mir! Erlöſe mein Kind und mich vom grimmigen Tode!“ Dann ſprach ſie zu dem Mägdlein: „Mein liebes Kind! geh' doch ſchnell in mein Zimmer und bringe mir Papier, Feder und Dinte; für Deine Mühe nimm Dir von meinen Kleinodien, ſoviel Dir beliebt. Da haſt Du den Schlüſſel zu Allem:“ Das Mädchen brachte das Verlangte und nun ſchrieb Genovefa einen Brief folgenden Inhalts:

„Gnädiger Herr, herzgeliebter Gemahl! Da mir zu Ohren gekommen iſt, daß ich auf Euern Befehl ſterben ſoll, ſo wollte ich Euch mit dieſen Zeilen noch gute Nacht ſagen und einen freundlichen Abſchied von Euch nehmen. Ich will gerne ſterben, wenn Ihr es befehlt, obgleich es mich bitter kränkt, daß Ihr mich, die Unſchuldige, zum Tode verurtheilet. Die Urſache, warum ich ſterbe, iſt die, daß ich meine Euch gelobte Treue nicht brechen und dem ſchändlichen Golo, Eurem Hofmeiſter, nicht willfahren wollte. Doch meſſe ich Euch, meinem Herrn, keine andere Schuld zu, als daß Ihr meinen Anklägern zu leichten Glauben geſchenkt und mir zur Verantwortung keine Gelegenheit gegönnt habt. So kann ich nur vor Gott bezeugen, vor deſſen ſtrengem Gericht ich morgen ſchon erſcheinen werde, daß ich mein Lebenlang an keinen Mann gedacht habe, als an Euch. Mein Troſt bleibt, daß dereinſt ein Tag aufgehen wird, an dem meine Unſchuld hervorkommen und meiner Ankläger Falſchheit offenbar werden wird. Gute Nacht, gnädiger Herr! liebſter Freund! Ich verzeihe Euch von Herzen; ja, noch nach meinem Tode will ich Gott bitten, daß mein unſchuldiges Blut keine Rache über Euch, noch über meine Ankläger ſchreie. Dies ſchreibe ich mit zitternden Händen und fließenden Augen, denn in meinem Herzen wohnt der Tod und erfüllt mich mit Schrecken. Eure bis in den Tod getreue und um der Treue willen zum Tode verdammte Genovefa."

Dies Briefchen gab ſie dem Mägdlein, daß es daſſelbe heimlich in das Gemach der Gräfin legen und keinem Menſchen ein Wort davon offenbaren ſollte. Die ganze folgende Nacht verlebte ſie in eifrigem Gebet und befahl Gott ihren ſchweren Kampf und bevorſtehenden Tod.

„Unbegreiflich ſcheint es mir," ſagte Alma, als Eduard ſchwieg, „ja unmöglich, daß Graf Siegfried, welcher ſeine Gemahlin doch kennen mußte, dem Golo ſo ſchnell Glauben ſchenkte, ohne Genovefa vorher geſehn zu haben."

„In unſern Tagen würde ſich freilich ein Mann nicht auf ſolche Weiſe rächen, ſelbſt wenn er von der Untreue ſeiner Gemahlin die deutlichſten Beweiſe hätte — daß Siegfried eher der Gattin als dem Freunde mißtraute, liegt in der Zeit, jede Zeit hat ihren eignen Charakter, und faſt in jedem Jahrhundert nehmen ſie eine andere Stellung ein," antwortete der Maler.

„Ja wohl!" rief der Caplan, „die Frauen haben abwechſelnd, wie es die Sitte mit ſich brachte, die größeſte Verehrung und wieder viele Beweiſe, daß die Männer ſie für untergeordnete Weſen hielten, empfangen. Man hat auf ihre Orakel gehört und ſich ihres Rathes bei öffentlichen Angelegenheiten bedient und wieder hat man ſie in die Häuſer eingeſperrt und ihnen jede höhere Fähigkeit abgeſprochen."

„Jede Nation ehrt und liebt ſie auf andre Weiſe, und ohne einzelnen Frauen ihre Glorie rauben zu wollen, behaupte ich doch, das Mittelalter war reicher an duldſamen, ſanften Frauen, als unſre Zeit, ja ich meine mit Gewißheit annehmen zu können, daß es vermöge der jetzigen Erziehung keine Genoveſa und Griſeldis mehr geben kann."

„Griſeldis? Wer iſt, was that Griſeldis?" fragte Alma.

„Sie duldete nur, und wenn Sie es wünſchen, erzähl' ich Ihnen ſpäter die Geſchichte der Griſeldis."

Die Freifrau ſagte: „Sie haben durch das, was Sie über die Frauen ſagten, ſchwerlich den Dank der Frauen unſerer Zeit erworben, aber ich gebe zu, daß Sie nicht Unrecht haben. Um über Genoveſa's Handlungs- und Duldungs-Weiſe mehr ſagen zu können, müßte ich erſt das Ende der Geſchichte wiſſen."

Hierauf ſtand ſie auf und gab dadurch der Geſellſchaft das Zeichen aus einander zu gehn.

Sechs und vierzigſte Nacht.

Früher als gewöhnlich mußte Eduard dieſe Nacht ſeine Erzählung beginnen, denn Frau von Runſitten und Alma wollten ſogleich wiſſen, wie es der unſchuldigen Genovefa weiter ergangen ſey.

Er erfüllte ihren Wunſch und begann:

Am andern Morgen in aller Frühe berief Golo zwei von ſeinen getreuſten Dienern und eröffnete ihnen den ernſtlichen Befehl ſeines Herrn. Er hieß ſie deßhalb die Gräfin ſammt dem Kinde in einen Wald hinausführen, daſelbſt umbringen und zum Wahrzeichen vollbrachten Befehls ihre ausgeſtochenen Augen mitbringen. Wenn ſie dies thun würden, wollte er ihre Treue reichlich belohnen, widrigenfalls mit Weib und Kindern umbringen laſſen. Die Diener unterwarfen ſich dem Befehl und gingen alsbald zu der Gräfin Genovefa ins Gefängniß. Hier legten ſie ihr ein ſchlechtes Kleid an, bedeckten ihr Angeſicht, damit man ſie nicht erkennen ſollte, und befahlen ihr, in tiefſter Stille ihnen zu folgen. Da ging die arme Genovefa wie ein unſchuldiges Schaaf zur Schlachtbank und that ihren Mund nicht auf, ſich mit einem einzigen Wörtlein zu beklagen: ſie trug ihr kleines Lamm, ihr Söhnlein, auf den Armen und drückte es ohne Unterlaß an ihr Herz und flüſterte über demſelben: „Ach Du mein herzliebſtes Engelein, dürfte ich Dich nur ſo lang noch auf meinen Armen tragen, als ich Dich unter meinem Herzen getragen habe; nun aber mußt Du ſterben, ehe Du weißeſt, was ſchuldig ſeyn heißt und mußt als ſchuldig leiden, da Du doch niemals eine Schuld begangen haſt!“ Die Diener hörten dieſe leiſe Worte und ihr Herz wurde weich, ſo daß ſie ein wahres Mitleiden mit Beiden hatten und es ihnen ſehr ſchwer fiel, den Befehl ihres Herrn zu vollſtrecken.

Nachdem ſie nun den Wald und einen gelegenen Ort in demſelben erreicht hatten, da ſagten ſie der Gräfin, ihr Herr habe verordnet, ſie wegen vollbrachten Ehebruchs hinzurichten und der Hofmeiſter Golo habe ihnen anbefohlen, dieſes Gebot zu vollbringen. Darum ſollte ſie dieſes grauſame Schickſal nicht ihnen, den Dienern, zuſchreiben und ſich zu einem ſeligen Tode bereiten. Genovefa, dem Befehl ihres Herrn gehorſam, knieete demüthig nieder und betete zu Gott aus dem Innerſten ihres Herzens. Inmittelſt ergriffen die Diener das unſchuldige Kind, zogen ihre Meſſer hervor und wollten ihm den Hals abſchneiden. Als die erſchrockene Mutter dies ſah, ſprang ſie von ihrem Gebet auf, fiel den Dienern in die Arme und rief mit gebrochner Stimme: „Haltet ein, haltet ein, o lieben Leute, ſchonet doch des unſchuldigen Blutes und wenn Ihr das arme Kind tödten wollt, ſo dringet mich zuvor um, damit ich nicht gezwungen werde, zweimal zu ſterben!“ Die Diener erhörten dieſe Bitte und hießen ſie ihren Hals entblößen und zum Streiche darſtrecken.

Genovefa ſchauerte bei dieſen Worten zuſammen, ſie zitterte an allen Gliedern; doch ſprach ſie mit thränenden Augen: „Ich bin bereit zu ſterben, aber glaubet mir, gute Männer, daß Ihr Euch gröblich an mir verſündiget, denn ich bezeuge vor Gott, daß ich unſchuldig bin, daß ich fälſchlich von dem Hofmeiſter verklagt worden, weil ich ſeinen böſen Willen nicht thun wollte. Glaubet mir auch: wenn Ihr mich ſchonet, ſo wird es Gott Euch und Euern Kindern vergelten; bringet Ihr mich aber um, ſo wird mein unſchuldiges Blut über Euch und Eure Kinder Rache ſchreien.“

Durch dieſe Worte wurden die Herzen der Diener ſo bewegt, daß es Ihnen unmöglich war, der Gräfin ein Leid anzuthun; ſie ſprachen deswegen beide auf einmal mit freundlichen Worten zu ihr: „Gnädige Frau! Uns iſt zwar bei Lebensgefahr befohlen, Euch hinzurichten; dennoch, wenn Ihr uns verſprechen wollet, nimmermehr unter die Menſchen zu gehen, ſondern Euch in dieſer oder jener andern Wildniß verborgen aufzuhalten, ſo möget Ihr in Gottes Namen hingehen und unſer in Eurem Gebet eingedenk ſeyn!“ Die Gräfin hob ihre Augen gen Himmel, erhub ſich freudig, verſprach den Dienern, was ſie verlangten, mit allem Ernſte, und dankte ihnen von ganzer Seele für die erzeigte Barmherzigkeit. Die Diener ſtachen nun einem Windſpiel, das mit ihnen gelaufen war, die Augen aus und überbrachten dieſelben ihrem Herrn als Beweis ihrer betrübten Mordthat. Den Golo grauſte jedoch, die

Augen der Frau zu ſehen, die er geliebt hatte; er ſprach daher abgewendet, „ſie ſollten die Augen voll Ehebruchs den Hunden vorwerfen!“

Sieben und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

Die gerettete Genovefa, verlaſſen von allen Menſchen, ging in dem wilden Wald herum und ſuchte einen Ort, wo ſie vor dem Unwetter geſchirmt ſich aufhalten könnte: ſie fand aber den ganzen langen Tag keinen, ſondern wurde genöthigt, unter einem Baume ihre Nachtherberge zu nehmen. So brachte ſie die kalte Nacht unter Froſt und vieler Furcht hin ohne allen Schlaf, die weinenden Augen und zitternden Hände gen Himmel gewendet. Als der Morgen anbrach, ſtand ſie auf und nahm ihr Kind das auf ihrem Schooße geruht hatte, auf den Arm, dann ging ſie abermals den ganzen Tag im Walde umher. eine gelegene Höhle, oder auch nur einen hohlen Baum zu ſuchen, um darin zu wohnen. Aber es war wieder vergebens. Da ſie nun zwei Tage nichts gegeſſen und getrunken, ſo war ihr Hunger und Durſt ſo groß, daß ſie die rohen Wurzeln der Kräuter auszuraufen anfing, ſich daran zu erfriſchen. Die zweite Nacht brachte ſie wieder ohne Schlummer und voll Angſt unter einem Baume zu. Endlich den dritten Tag, als ſie noch tiefer in die Wildniß hineingegangen war, fand ſie im Felsgeſtein eine Höhle und nächſt dabei ein kleines Quellbrünnlein. Die Gräfin nahm dieſe Wohnung an als von Gott beſcheert und ſetzte ſich vor, ihr übriges Leben in der Höhle zuzubringen. Sie machte ſich ein Bett aus Baumzweigen und Laub und ſuchte ſich von Tage zu Tage friſche Wurzeln zur Nahrung. Weil ſie aber ein ſo gar kümmerliches Leben führen mußte, ſo ging ihr bald die Muttermilch aus und ihr armes Kind trank an der leeren Bruſt ſo lange, bis endlich Blut ſtatt der Milch floß; und weil es keine Nahrung mehr bekam, ſo fing es an zu verſchmachten. Sein klägliches Wimmern ging der Mutter ſo tief ins Herz, daß auch ſie vor Leid ſterben zu müſſen meinte. Sie legte es verzweifelnd unter einen Baum und ging weit davon, wo ſie es nicht hören und ſehen konnte. Dort kniete ſie mit aufgehobenen Händen nieder und rief den gütigen Gott ſo inbrünſtig an, daß er ſie erhören mußte. „Mein Gott und Erlöſer," ſprach ſie, „können deine gnädigen Augen ohne Mitleiden anſehen, wie dieſes unſchuldige Kind verſchmachten muß? Siehe doch an, barmherziger Gott, wie das arme Lamm vor deinen Augen liegt und mit ſeinem milden Weinen dich ſo innig um die nöthige

Nahrung ruft. „Ach erbarme dich über die Waiſe, der ihr Vater ſo hart iſt und die Mutter nicht helfen kann. Ich habe ja keinen Troſt mehr auf Erden als dies mein einziges Söhnlein. Nimmſt du es mir, ſo muß ich gar vertrauern in dieſer öden Wildniß. Darum gib es mir wieder barmherziger Gott, gewiß, ich will es dir zur Ehre und zu deinem Dienſt aufziehen.“

Kaum hatte die weinende Mutter dieſes Gebet geendigt, da lief eine Hirſchkuh auf ſie zu, die ſich wie ein zahmes Thier anſtellte und freundlich um ſie herſtrich, gleich als wollte ſie ſagen: „Siehe, mich hat Gott geſendet, dein Kindlein zu ernähren.“ Genovefa ererkannte mit freudigem Staunen die Fürſehung Gottes, ſie eilte zurück zu ihrem Kinde, und da die Hirſchkuh ihr nachlief, ſo legte ſie das Kind an die Zizen des Wildes und ließ es ſo lange ſaugen, bis es geſättigt war. Durch dieſe himmliſche Wohlthat wurde die gute Gräfin ſo erfreut, daß ſie ſich auf die Knie niederwarf und mit vielen ſüßen Thränen dem gütigen Gott Dank ſagte, und in Demuth um Fortſetzung ſeiner Hülfe flehte. Ihr Gebet wurde erhört: die Hirſchkuh kam täglich, ſo lange beide in der Wüſte waren, zweimal, das Kind zu ſäugen. Dies war die einzige Hülfe, welche das ſchuldloſe Kind ſieben ganze Jahre lang vor den Kreaturen empfing, während ſeine Mutter von Wurzeln und Kräutern leben mußte. Ihre Grafenwohnung hatte ſie mit der wilden Einöde vertauſcht, ihr ſchönes Zimmer mit einer finſtern Kluft, ihre reichbeladene Tafel mit wilden Kräutern, ihre Kammerjungfrauen waren die unvernünftigen Thiere: ſtatt auf ihr weiches Ruhebett legte ſie ſich des Nachts in Laub und harte Reiſer; anſtatt ihrer koſtbaren Perlen hatte ſie bittere Zähren und für Luſ und Kurzweil nichts als Leid und Traurigkeit. Im Sommer war zwar ihr Elend noch erträglich, im Winter aber quälte ſie die Kälte, die Nahrung aus der Erde war kaum aufzutreiben: wenn ſie trinken wollte, ſ mußte ſie das gefrorne Eis ſo lange im Munde halten, bis es ſchmolz; wenn ſie Wurzeln ſuchen wollte, mußte ſie den tiefen Schnee hinwegräumen und gar mühſelig mit einem Holz in die gefrorene Erde hineingraben; wollte ſie ſich erwärmen, ſo mußte ſie die eiskalten Hände ſ lange zuſammenſchlagen und reiben, bis das Blut wieder kam. Und die langen Winternächte, die kein Ende nehmen wollten, mußte ſie mit ihrem kleinen Knaben in der ſchwarzen Höhle durchleben. Doch waren alle Schmerzen, welche die Gräfin aus eigener Bedrängniß litt, gering gegen den Kummer, den ihr mütterliches Herz über das Elend ihres Kindes empfand.

Dieſes fing allmälig an heranzuwachſen und ſein eigenes Elend zu empfinden. Wie oft drückte die Mutter ihren Schatz an die Bruſt, um ſeine kleinen von Kälte erſtarrten Glieder zu erwärmen! Und wenn ſie dann ſah, wie ſein ganzer Leib von Kälte bebte, ſ wußte ſie vor Trauer ſich nicht zu halten und mußte unaufhörlich weinen und das arme Kind weinte mit, als es ſeine Mutter ſo traurig ſah. Allmälig jedoch gewöhnte ſie ſich an groſſe Mühſeligkeiten und auch der Knabe ward abgehärtet und ſtark. Da dankte ſie Gott, daß er ſie mit ihm aus der Gefahr der Welt errettet und in die Wüſte geführt hatte. Die meiſte Zeit brachte ſie im heiligen Gebete zu und übte ſich je länger je mehr in der Andacht und der himmliſchen Liebe.

Einſt nun, als ſie vor ihrer Höhle knieend ihre Augen betend gen Himmel gerichtet hatte, da ſah ſie ſtaunend ein Wunder ſich ereignen. Ein Engel flog herab aus der Höhe, der trug ein gar ſchönes Kreuz in ſeinen Händen, an welchem der ſterbende Heiland aus Elfenbein abgebildet war, künſtlicher, als Menſchenhände es vermögen. Dies Crucifix reichte ihr der Engel und ſprach mit holdſeligen Worten zu ihr: „Nimm dieſes heilige Kreuz, Genovefa, welches dein Erlöſer dir zum Troſt vom Himmel herabgeſendet. In ihm ſollſt du dich beſchauen und ſpiegeln, vor ihm dein Gebet verrichten. Tröſte dich mit dieſem Kreuz, wenn du betrübt biſt fliehe zu ihm, wenn du angefochten biſt; wenn dich Ungeduld überfällt, ſo erinnere dich an die Geduld deſſen, der an dieſem Kreuze hängt.“ Als der Engel dies geſprochen, ſtellte er das Kreuz vor ihr nieder und verſchwand vor ihren Augen, das Kreuz aber blieb leibhaftig ſtehen, Genovefa nahm es und entdeckte bald in ihrer Höhle einen natürlichen Altar aus Felſen geformt. Dort ſtellte ſie es auf und warf ſich mit andächtiger Demuth davor nieder, betrachtet ihren gekreuzigten Erlöſer vom Haupt bis zu den Füßen, vergaß ſo ihr eigenes Leid und wurde von ſo großem Mitleiden verwundet, daß ihr das Herz im Leibe zerſpringen wollte. An dem Kreuze hatte ſie ihren höchſten Troſt, dem Kreuze klagte ſie ihr Leid. Im Sommer zierte ſie es mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter umſchlang ſie es mit Tannenreiſern und immergrünen Wachholderſtauden.

Inzwiſchen erſtarkte ihr lieber Sohn Schmerzenreich und lernte allgemach gehen und reden. Genovefa unterrichtete ihn, ſo gut ſie in der Einſamkeit konnte und hatte mancherlei Kurzweil mit ihm und herzlichen Troſt durch das Kind. Gott und die Natur hatten den Knaben mit beſonderem Verſtand ausgerüſtet, daß er vor der Zeit klug zu werden anfing und Alles leicht begriff, was die Mutter ihm ſagte. Nur war es jammervoll anzuſehen, wie das arme Kind zuletzt ganz nackt und baarfuß ging, denn die ſchlechten Tücher, in welche die Mutter es von Kindheit an eingewickelt, waren bald zerriſſen und auch die Stücke Tuch, welche die Mutter von ihren eigenen Kleidern abſchnitt, wurden bald zu Fetzen. Am Ende kam es ſo weit, daß Mutter und Kind ihre Blöße mit Moos und Zweigen decken mußten. Da erbarmte ſich Gott und ſandte einen Wolf daher, der die Haut eines zerriſſenen Schaafes im Rachen trug und ſie dicht vor dem Kinde niederwarf. Die Mutter nahm dieſes Geſchenk mit großem Danke von Gott an, trocknete die Haut und warf ſie ihrem Schmerzenreich um.

Von dieſer Zeit fingen auch die wilden Thiere an, zutraulich gegen die Waldbewohnerin zu werden. Sie kamen täglich vor die Höhle und ſpielten mit dem Kinde. Der Wolf, der ihm das Schaafsfell gebracht hatte, ließ den Knaben auf ſich reiten; und oft ſpeiſte der Kleine mitten unter den Haſen und anderm Wild, das um ihn herumlief. Die Vögel flogen ihm auf die Hand und auf das kleine Haupt und erfreuten Mutter und Kind mit ihrem lieblichen Geſang. Wenn das Kind ausging, Kräuter für die Mutter zu ſuchen, ſo liefen verſchiedene Thierchen mit ihm und zeigten ihm, mit den Füßen ſcharrend, wo die beſten Kräuter wären. Die fromme Mutter hatte auch große Freude an dem Geſpräche des Knaben und verwunderte ſich oft über ſeine klugen Fragen und Antworten. Sie lehrte ihm auch das Vaterunſer und andere Gebete; niemals aber ſagte ſie ihm, von welchem Geſchlecht er geboren wäre, damit ſie nicht ſein Leid noch vermehre, oder die Weltluſt in ihm erwecke.

Einſt als ſie ein freundliches Geſpräch mit ihm hielt, ſagte Schmerzenreich zu ihr: „Mutter, du befahlſt mir oft zu ſagen: Vater unſer, der du biſt im Himmel! So ſage mir doch, wer iſt denn mein Vater?" „Liebes Kind, ſprach die Mutter, dein Vater iſt der Gott, welcher droben wohnt, wo Sonne und Mond ſcheint." Das Kind ſprach: „Kennt mich denn mein

Vater auch?" — „Freilich, antwortete die Mutter, kennt er dich und hat dich herzlich lieb." — „Wie kommt es denn, ſagte das Kind, daß er mir nichts Gutes thut und mich in der Noth ſchmachten läßt?" — „Lieber Sohn, erwiederte Genovefa, wir ſind hier auf der Erde alle in einem Jammerthale und müſſen Vieles leiden; wenn wir aber in den Himmel kommen, alsdann werden wir alle Freuden haben." Der Schmerzenreich fragte weiter. „Liebe Mutter, hat mein Vater noch mehr Söhne neben mir?" — „Ja freilich," ſprach ſie. — Er aber ſagte: „Wo ſind ſie denn? Ich meinte du und ich wir ſeien nur allein in der Welt." Genovefa antwortete: „Obwohl du in deinem Leben nie aus dieſem Walde hinausgekommen biſt, ſo ſollſt du doch wiſſen, daß außerhalb deſſelben noch viele Menſchenwohnungen ſind, darin wohnen allerhand Leute: etliche von ihnen thun Gutes, etliche Böſes, und die Böſes thun, die kommen in die Hölle, darin ſie ewige Pein leiden." — Der Knabe ſprach endlich: „Mutter, warum gehen wir nicht zu den andern Leuten, was thun wir denn in dieſem Walde allein?" — „Wir thun es, erwiederte Genovefa, damit wir unſer'm himmliſchen Vater deſto beſſer dienen und um ſo gewiſſer in den Himmel kommen mögen." Dergleichen Reden führte das kluge Kind gar viele mit ſeiner Mutter und lernte durch ſeine vorwitzigen Fragen mancherlei.

Im ſiebenten Jahre ihres Einſiedlerlebens wurde die fromme Gräfin tödtlich krank und glaubte nicht anders, als daß ſie ſterben müſſe; denn die Noth und der Mangel an allen Dingen hatte ihren Leib ſo abgezehrt, daß ſie nicht mehr ſich ſelbſt gleich ſah, ſondern ein Schatten des Todes zu ſeyn ſchien. Ein heftiges Fieber entzündete das Blut in ihren Adern, an allen Gliedern wurde ſie kraftlos und voller Schmerzen. Als nun der arme verlaſſene Schmerzenreich ſeine Mutter allmälig dahin ſterben ſah, da warf er ſich über ihren kranken Leib und rief in Verzweiflung aus: „Was fange ich an, geliebte Mutter, wo ſoll ich hin, wenn du ſtirbſt? In dieſer Wildniß bin ich allein und in der Welt kenne ich keinen Menſchen! Mutter, bitte doch den lieben Gott, daß er dich länger leben laſſe, denn ohne dich muß dein Sohn verkümmern!“ Die ſterbende Genovefa ſuchte nach einem Troſt für ihr Kind, darum ſagte ſie ihm, was ſie bisher verſchwiegen hatte und ſprach: Betrübe dich nicht wegen meines Todes und klage nicht ſo ſehr über deine Verlaſſenheit. Wiſſe, daß du neben dem himmliſchen Vater auch noch einen Vater auf Erden haſt; dieſer wohnt nicht fern von dieſem wilden Walde in der Stadt Trier. Zu dem geh' nach meinem Tode und ſag ihm, daß du ſein Kind ſeyeſt. Er wird dich leicht erkennen, denn du ſieheſt ihm ganz ähnlich; ja alle Leute dort werden dich erkennen. Und dann erzählte ſie ihm ihr ganzes Unglück, ſo weit es der Knabe erfahren durfte und faſſen konnte. Dennoch ließ ſie ſich von ihm verſprechen ihre Unbilde nicht rächen zu wollen. Alsdann legte die müde Genoveſa ihr Haupt zum Schlummer auf die Seite und erwartete den Tod. Da war ihr, als träten zwei glänzende Engel in die Höhle und einer beugte ſich über ihre Lagerſtatt, rührte ihr die Hand und ſprach: „Du ſollſt leben, Genoveſa, und jetzt nicht ſterben, denn das iſt der Wille deines Gottes.“ Mit dieſen Worten verſchwanden die Engel und die Kranke erwachte geſtärkt und mit neuer Lebenskraſt. Der kleine Schmerzenreich ſah dies, er fuhr fort ſeine Mutter zu pflegen und ſah mit ſeeliger Freude, wie ſie von Stunde zu Stunde neue Kräfte gewann und endlich völlig geſundete.

„Würde ein Dichter unſrer Zeit eine Genoveſa dichten? Ich glaube kaum, ſprach Franz als der Erzähler ſchwieg; wennn man bedenkt wie wenig Gottvertrauen die Menſchen insgeſammt haben, ſo ſollte man meinen, die ganze Legende ſey eine buchſtäblich wahre Begebenheit.“

O zergliedern Sie dieſe anmuthige, betrübende und doch troſtreiche Geſchichte nicht! rief Alma, Erzählnngen dieſer Art muß man gar nicht kritiſiren, noch beleuchten, ſondern ſie mit kindlichem, reinem Sinne in ſich aufnehmen.“

Ein dem Weinen ähnliches Lächeln ſchwebte bei dieſen Worten um Eduards Mund, er ſah Alma mit einem Blicke an der ſich nicht beſchreiben läßt und verließ dann unter einem Vorwande das Zimmer.

Acht und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

Nun kehren wir zum Grafen Siegfried zurück, hob Eduard die nächſte Nacht an, als ſich die Zuhörer um ihn reihten:

Als dieſer von Straßburg wieder in ſeinem Schloſſe zu Trier angekommen war, erzählte ihm ſein Hofmeiſter Golo, daß er die Ehebrecherin ſammt dem Baſtard in einem Walde heimlich habe umbringen laſſen. Der Graf war damit wohl zufrieden, lobte die Vorſicht ſeines Dieners und kehrte zu ſeiner früheren Lebensgewohnheit zurück. Aber nach wenigen Tagen fing ſein Gewiſſen an, ihn zu ängſtigen und die Erinnerung an Genovefa ihn mit bitterer Sehnſucht zu betrüben. Er dachte es ſich doch als möglich, daß ihr Unrecht geſchehen ſeyn könnte, er ſah ein, daß er ſich ſehr verſündigt habe, weil er ihre Sache nicht auf gerichtlichem Wege unterſuchen laſſen. In der folgenden Nacht hatte er einen ſchweren Traum. Ihm war, als riſſe ein Drache ſeine geliebte Gemahlin hinweg und niemand war, der ihm in dieſer Noth Hülfe leiſtete. Dieſer Traum vermehrte ſeine Angſt und er erzählte ihn am andern Morgen ſeinem Schloßhofmeiſter Golo. Der aber war argliſtig genug, ihn ſogleich auszulegen. „Herr, erwiederte er, der Drache bedeutet den Koch, der ja Drago geheißen, das iſt gedollmetſcht Drache; der hat ſeiner Treue vergeſſen und die Gräfin ihrem rechtmäßigen Herrn entriſſen.“ Golo beredete auch ſeinen Herrn, ſolchen melancholiſchen Träumen fernerhin keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſondern feſt überzeugt zu ſeyn, die Gräfin ſammt dem Koch hätten wohl noch einen übleren Tod verdient. Um den Grafen zu zerſtreuen, veranſtaltete Golo auch mancherlei Gaſtereien, Tänze und Beſuche bei Freunden und was er ſonſt wußte, das den Grafen erluſtigen konnte. Alle dieſe Dinge erfreuten nun freilich ſeine äußerlichen Sinne, aber die Wunden ſeines angſtvollen Herzens konnten ſie nicht heilen, dieſe wurden immer größer und unheilbarer.

Eines Tages kam der Graf in das Zimmer ſeiner Gemahlin, da fand er unter andern Schriften den Brief, den Genovefa im Kerker geſchrieben und den das kluge Kind dort wohl verſteckt hatte. Er las dieſen Brief in der höchſten Spannung ſeiner Seele und konnte keinen Augenblick länger an der gänzlichen Unſchuld ſeiner lieben Genovefa zweifeln. Da wurde er von ſolcher Reue und ſolchem Mitleid bewegt, daß er bitterlich zu weinen anfing und vor Herzeleid ſterben zu müſſen meinte. Den Golo aber ſchalt er einen falſchen Verräther und gottloſen Mörder und verfluchte ihn in den Abgrund der Hölle; ja wenn er gegenwärtig geweſen wäre, er hätte ihn auf der Stelle durchſtochen. Aber der argliſtige Golo ſah von Ferne an der Miene ſeines Herrn, was ihn erwarte. Er floh deswegen den Hof für einige Tage, bis der Zorn des Grafen ſich gelegt hatte. Dann kam er wieder und wußte dem Grafen ſo ſcheinbare Gründe entgegen zu halten und den Brief der Gräfin ſo lügenhaft zu verdrehen, daß der Graf ſeinen Worten mehr, als dem Briefe glaubte. „Genovefa, ſprach er, bezeugt in ihrem Schreiben, ſie ſey unſchuldig und habe nimmermehr ſo arge That begangen. Ei, eine ſchöne Verantwortung! Wenn das Läugnen genug iſt, nun dann ſind alle Diebe und Ehebrecher unſchuldig.“ So wiegte er das Gewiſſen des Grafen in den Schlaf und brachte ſich ſelbſt wieder in Gnaden. Aber die innerliche Ruhe des Grafen dauerte nicht lange; die alten Zweifel kamen bald wieder und nagten je länger je mehr an ſeinem ſchuldigen Gewiſſen. Es war ihm immer, als raunte ihm eine Stimme in die Ohren: „Du haſt dein Weib Genovefa umbringen laſſen; du haſt das unſchuldige Kind laſſen tödten; du haſt den frommen Koch hinrichten laſſen!“ So lief er herum wie einer, der keine Ruhe hat.

Golo merkte dies Alles wohl; er ſah, daß der Gemüthszuſtand des Grafen immer bedenklicher wurde und glaubte ſich bald nicht mehr ſicher. In aller Stille verließ er den Hof und das Land, denn er fürchtete, der Graf möchte ihn zuletzt ergreiſen laſſen. Einige Zeit darauf ereignete es ſich, daß man an einem entlegenen Ort im Felde Spuren eines verſcharrten Leichnams entdeckte; man öffnete die Erde, grub tiefer und ſtieß endlich auf den Leichnam des hier vergrabenen Koche, den Golo hatte vergiften und dorthin ſchaffen laſſen und den man an verſchiedenen Merkzeichen erkannte. Der Graf ſah den Leichnam ſelbſt und von nun an nahmen ſeine Zweifel über den unverſchuldeten Tod des Koches zu. Nach einigen Jahren wurde die Frau zu Straßburg, die den Grafen durch ihre Vorſpiegelungen betrogen hatte; eingezogen und als ſchändliche Betrügerin vom Gerichte zum Feuer verurtheilt. Vor ihrem Tode bekannte ſie auch dieſen Betrug und erklärte, daß die Gräfin ſammt dem Koch unſchuldig ſey. Auch bat ſie, dem Grafen zu berichten, daß ſie auf Anſtiften des Hofmeiſters Golo jenes Gaukelſpiel angeſtellt habe.

Dieß wurde dem Grafen Siegfried in aller Eile gemeldet und jetzt erſt erkannte er ganz klar, wie er von Golo umſtrickt und umnebelt worden und ſeine arme Gemahlin mit ihrem Kind unſchuldig dem Tod überliefert hatte. Zorn, Mitleiden, Reue. Verzweiflung durchwühlten ihm ſein Herz und ſein ganzes Trachten ging fortan dahin, den Verräther Golo zu ſuchen. Zwei Jahre war dieſer vom Hofe weg und der Graf wußte nicht, wie er den Fuchs fangen ſollte; da entſchloß er ſich endlich zu einer Liſt. Er ſchrieb dem Böſewicht einen freundlichen Brief, in welchem er ſich ſcheinbar darüber verwunderte, warum er den Hof verlaſſen habe, wo er doch nichts als Liebe und Ehre genoſſen! Golo antwortete ausweichend und entſchuldigte ſeine Abweſenheit mit unvermeidlichen Abhaltungen und Familiengeſchäften. Der Graf wiederholte ſeine Briefe, verbarg allen Widerwillen und gab zu erkennen, wie ſehr er ſeines freundlichen Umgangs bedürfe. Dieſer Briefwechſel dauerte eine geraume Zeit, bis endlich Golo wirklich glaubte, der Graf ſey ihm wieder in Gnaden gewogen.

Endlich ſtellte der Graf Siegfried gegen den heiligen Dreikönigstag eine herrliche Jagd und feſtliche Mahlzeit an, wozu er alle ſeine Freunde einlud. Unter dieſem Vorwande erging auch an Golo eine Einladung und dieſer rannte freiwillig in das zubereitete Netz. Der Graf hieß ihn willkommen, und wirklich freute er ſich höchlich über ſeine Ankunft; Golo war vor den übrigen Gäſten eingetroffen und ſie führten, in Erwartung dieſer, einige Tage lang die freundlichſten Geſpräche, als wäre gar nichts zwiſchen ihnen beiden vorgefallen.

Neun und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

Sieben ganze Jahre waren verfloſſen, daß Genoveſa in der Wüſte zugebracht hatte und von aller

Welt für todt gehalten worden war. Der Dreikönigstag und die Feſte des Grafen kamen nun auch herbei; damit denn die geladenen Gäſte um ſo beſſere Tafel finden möchten, ritt Herr Siegfried ſelbſt zuvor hinaus, um zu jagen und nahm unter andern Dienern auch den Golo mit ſich. Da rannten ſie in der Wildniß umher, der Eine da, der Andre dorthin, und jeder befleißigte ſich, ein Stück Wild einzutreiben. Von ungefähr wurde der Graf eine ſchöne Hirſchkuh gewahr; er ſetzt ihr zu Roſſe durch Hecken und Geſträuch nach und verfolgt ſie ſo lange, bis ſie ſich in eine Höhle rettet, die ſich dem Auge des Grafen zwiſchen Strauch und Geſtein aufthat. Er wirft einen Blick hinein und erblickt neben dem Wild eine unbekleidete Frau ſtehend. Er erſchrak von ganzem Herzen und meinte nicht anders, als es ſey ein Geſpenſt oder ein Spuk der Hölle. Deßwegen bezeichnete er ſich mit dem Kreuz und ſprach mit Entſetzen: „Wenn Du von Gott biſt, ſo komm zu mir heraus und ſage mir, wer Du ſeyeſt.“ — Genovefa — denn ihre Höhle war es — erkannte den Grafen auf den erſten Blick und ſprach mit zitternder Stimme: „Ja, ich bin von Gott her, ich bin ein unglückliches nacktes Weib. Wollt Ihr, daß ich zu Euch herauskomme, ſo werfet mir ein Kleid um, meine Blöße zu decken!“ Der Graf zog den Mantel vom Leibe und warf ihn in die Höhle. Sie umwickelte ſich nun mit dem zugeworfenen Tuche und trat aus der Höhle hervor, die unerſchrockene Hindin an ihrer Seite; der

Schmerzenreich aber war gerade nicht gegenwärtig, ſondern hinaus in den Wald gegangen, Kräuter und Wurzeln zu ſuchen.

Der Graf wunderte ſich über die abgemagerte Geſtalt des Weibes, das er vor ſich ſah und fragte, wer und von wannen ſie doch ſey. „Mein Herr,“ ſprach Genovefa, „ich bin ein armes Weib und aus Brabant gebürtig; aus Noth bin ich hierher geflohen, denn man hat mich, die ich nichts verſchuldet hatte, mit meinem armen Kinde umbringen wollen.“ Der Graf zuckte zuſammen, doch fragte er weiter, wie lang' es her ſey und wie es zugegangen. Genovefa faßte Muth und ſprach: „Ich war mit einem edlen Herrn vermählt, der faßte einen Argwohn gegen mich und übergab mich ſeinem Hofmeiſter, daß er mich ſammt dem Kinde, das ich meinem Herrn geboren hatte, umbringen laſſen ſollte; die Diener aber ſchenkten mir aus Erbarmen das Leben, und ich verſprach ihnen, daß ich nimmermehr vor meinem Herrn kommen, ſondern in dieſem Walde Gott dienen wolle, und das ſind nun ſchon ſieben Jahr.“ Siegfried zitterte am ganzen Leibe, denn Genovefa's Bild ſtieg vor ſeiner Seele auf, aber in dieſer abgezehrten Geſtalt konnte er ſie nicht erkennen. Darum ſprach er weiter zu ihr: „Liebe Freundin, ich bitte Euch um Gotteswillen, ſagt mir, wie iſt Euer Name und wie der Name Eures Eheherrn?“ Da ſprach ſie ſeufzend: „Mein Eheherr hieß Siegfried; ich Armſelige aber nenne mich Genovefa.“

Dieſe wenigen Worte durchzuckten den Grafen mächtiger, als wenn ihn ein Donnerſchlag getroffen hätte. Er bäumte ſich in ſeinen Bügeln und ſtürzte vom Pferde herab auf den Boden. Da lag er auf der Erde auf ſeinem Angeſicht und athmete lange nicht. Als er aber wieder zur Beſinnung kam, richtete er ſein Haupt auf und ſprach noch auf den Knieen liegend: „Genovefa, ach Genovefa! ſeyd Ihr es?“ Sie ſprach: „Lieber Herr Siegfried! ja, ich bin die arme Genovefa!“ Dem Grafen rollten die Zähren über das Geſicht, er fiel wieder in Erſtarrung und konnte lange kein einziges Wort vorbringen. Nach vielem heißen Weinen ſprach er endlich noch immer knieend: „O daß Gott im Himmel erbarme! In ſolchem Elend muß ich Euch antreffen! Ich gottloſer Böſewicht, ich bin nicht werth, daß mich die Erde trage, ja ich verdiene, daß ſie ſich mir aufthue und mich der Abgrund der Hölle verſchlinge! Bin doch ich die einzige Urſache alles Euren Unheils, ich der boshafte Mann, der ſein unſchuldiges Weib falſchen Argwohns wegen umbringen hieß! Verzeihet mir, geliebte Genovefa, nicht um meinetwillen, nein, um des Gekreuzigten willen, der dort auf Eurem Felſen ſteht: Ich ſtehe nicht auf vor Euren Füßen, bis das ich Gnade erlangt habe!“

Die Gräfin hielt den Strom ihrer Thränen ein und ſprach mit halb gebrochenen Worten: „Betrübet Euch nicht, mein Herr Siegfried, betrübet Euch nicht ſo ſehr! Nicht durch Eure Schuld, ſondern nach Gottes Anordnung iſt es geſchehen, daß ich in dieſe Wüſte verſetzt worden bin. Ich verzeihe Euch von Herzen und habe Euch ſchon von Anfang verziehen. Der barmherzige Gott wolle uns beiden unſere Sünden verzeihen und uns ſeiner würdig machen.“ Darauf reichte ſie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde auf. Hier ſtand nun der betrübte Graf, in das abgezehrte Angeſicht ſeiner Gemahlin ſchauend; er meinte, das Herz im Leibe müßte ihm vor Mitleiden zerſpringen, als er das holdſelige Antlitz, das einſt den Engeln glich, jetzt gar grauſam entſtellt ſah. Er fühlte eine ſolche Ehrerbietung gegen Genovefa, als ob er vor einer Heiligen aus dem Himmel ſtände, und wiewohl ſie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, ſo wagte er doch kaum mit ihr zu reden. Nach einigen tiefen Seufzern ſprach er endlich: „Und wo iſt denn das arme Kind, das Ihr im Kerker geboren habt? Iſt es denn nicht mehr am Leben?“ — „Freilich iſt es ein großes Wunder von Gott, daß es noch lebt,“ erwiederte Genovefa, „ich allein hätte es nicht ernähren können; aber Gott hat mir dieſe Hindin geſchickt und das treue Thier hat mein Kind zweimal des Tages geſäugt.“

Sie redete noch, als der kleine Schmerzenreich mit ſeiner Schaafshaut bekleidet, baarfuß daher gelaufen kam, ſeine beiden Hände voll wilder Wurzeln. Als er aber den Grafen bei ſeiner Mutter ſah, erſchrak er ſehr und rief: „Mutter, was iſt das für ein wilder Menſch, der bei Dir ſteht? Ich fürchte mich vor ihm!“ Die Mutter ſprach: „Fürchte Dich nicht, lieber Sohn! komm nur kecklich her, der Mann thut Dir nichts!“ Da war bei dem Grafen Leid und Freud' ſo groß, daß er nicht wußte, welches mächtiger war. Als nun das Kind näher trat, nahm es die Mutter bei der Hand und ſagte zu ihm: „Siehe, mein Sohn, das iſt Dein Vater, geh' hin, faſſe ſeine Hand und küſſe ſie!“ Das Kind gehorchte; der Graf aber nahm es auf ſeine Arme, drückte es an ſein entzücktes Herz und küßte es ſüßiglich ohne Unterlaß und brachte nichts weiter vor, als: „O mein herzliebſter Sohn, o mein herzgüldenes Kind!“

Funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

Als der Graf ſich mit Umarmung ſeines Sohnes erſättigt hatte, blies er ſtark in ſein Jägerhorn und rief die Jäger und die Knechte zuſammen. Eilfertig kam Einer um den Andern und Alle verwunderten ſich, als ſie die wilde Frau bei dem Herrn und das Kind auf ſeinen Armen ſahen. Der Graf ſprach: „Was dünkt Euch von dieſem Weibe, ſolltet Ihr ſie wohl kennen?“ Da ſie nach einigem Beſchauen alle Nein ſagten, ſo ſprach er weiter: „Kennet Ihr denn meine Gemahlin Genovefa nicht mehr?“ Auf diese Worte überfiel ſie eine ſolche Verwunderung, daß ſie nicht wußten, was ſie ſagen oder denken ſollten. Einer nach dem Andern ging hinzu, hieß ſie freundlich willkommen und erfreute ſich von Herzen, daß diejenige noch lebte, die Alles im Schloſſe ſchon ſieben Jahre lang beſeufzt hatte. Zwei von ihnen ritten eilig nach Hauſe und kamen mit einer Sänfte ſammt Gewändern zurück, die Gräfin ehrbarlich zu ſchmücken und heim zu tragen.

Unter allen Dienern, die auf den Jagdruf des Grafen herbei kamen, war Golo der letzte, als ahnete es ihm, daß nichts Gutes für ihn vorgegangen ſey. Der Graf hatte ihm zwei Diener entgegen geſchickt, mit dem Befehl: „er ſolle eilen, es ſey ein wunderſeltſames Wild gefangen worden.“ Wie er nun hinzukam, da ſprach Herr Siegfried: „Golo, kennſt Du dieſes Weib?“ Er ſchreckte zuſammen, doch ſagte er: „Nein, ich kenne ſie nicht.“ Weiter ſprach der Graf: „Du ruchloſeſter Böſewicht, der unter der Sonne wandelt, kennſt Du Genovefa nicht, die Du fälſchlich bei mir verklagt und unſchuldig in den Tod geſchickt haſt? Du Mörder, wie ſoll ich Dich genug ſtrafen, welche Qualen ſoll ich erſinnen, mit denen ich Dich genug martern kann!“ Golo lag indeſſen auf der Erde und wälzte ſich und bat um Barmherzigkeit. Der ergrimmte Graf aber befahl, ihn hart zu binden, und als den größten Uebelthäter gefangen abzuführen.

Hierauf bat Siegfried, Genovefa möchte ſich gefallen laſſen, mit ihm in das Schloß zurück zu gehen, aber ſie betrat noch einmal zuvor ihre Höhle und fiel vor dem Krucifixe nieder, Gott für alle an dieſem Ort empfangene Wohlthaten zu danken. Alsdann nahm ſie der Graf bei der Hand, ein edler Ritter trug den jungen Grafen nach. Muntere Vögelein flogen über Genovefa's Haupte und zeigten mit dem Flattern ihrer Flügel an, wie ungerne ſie die Frau und das Kind von ſich ließen. Die Hirſchkuh folgte der Gräfin, wie ein ſanftmüthiges Lamm und wollte keinen Schritt von ihr weichen. Endlich kam man zur Sänfte, in welche ſie geſetzt ward, und nun bewegte ſich der Zug dem Schloſſe zu.

Hier war das große Wunder ſchon zur lauten Mähre geworden, jeder wollte die neue Heilige ſehen, Freunde und geladene Gäſte kamen ſchaarenweiſe auf das Schloß, wo ſie große Urſache zu frohlocken antrafen, da ſie die theure Verwandte wie von den Todten auferſtanden fanden und die wunderbare Weiſe vernahmen, durch welche Gott ihre Unſchuld geoffenbaret hatte. Als das Ehepaar angekommen und begrüßt war, begannen die Feſte und dauerten die ganze Woche. Mahl folgte auf Mahl; aber Genovefa konnte von keiner Speiſe genießen und den Freudenwein nicht koſten, aus Wurzeln und Kräutern mußte man ihr die Speiſe bereiten, die ſie allein genießen konnte.

Als die Freudenwoche vorüber war, wurde auch über Golo Gericht gehalten. Der Graf ließ ihn aus ſeinem Gefängniſſe holen und allen ſeinen Gäſten vorführen. Er erzählte ihnen alle ſeine Frevel und ließ ſie urtheilen, welche Strafe ein ſo teufliſcher Böſewicht verdient habe. Die ganze Verwandtſchaft ſchrie Rache über den boshaften Verräther und verurtheilte ihn zum grauſamſten Tode. Da warf ſich der Böſewicht zu Genovefa's Füßen und dieſe bat ihren Herrn inſtändig, dem armen gedemüthigten Sünder zu verzeihen. Der Graf hatte ihr zwar wohl dieſe Gunſt bewilligt, er wagte aber nichts ohne ſeine verſammelten Verwandten zu thun. Dieſe willigten jedoch in keine Gnade, damit nicht in künftigen Zeiten geſagt werden könnte, Golo ſey unſchuldig geweſen und darum habe man ihm das Leben nicht nehmen können. So wurde er abgeführt und litt, was er verſchuldet hatte. Auch alle diejenigen, die es mit Golo gehalten hatten, wurden mit dem Schwerdte gerichtet; alle dagegen, die der Gräfin treu geblieben waren, oder ihr einen Dienſt erwieſen hatten; wurden reichlich belohnt, darunter auch das Mägdlein, die der Gräfin Feder und Dinte in das Gefängniß gebracht, ſo wie einer von den Dienern, die ihr das Leben geſchenkt hatten; der andre war ſchon geſtorben, dafür erhielten ſeine Kinder die Wohlthat.

Ein und funfzigste Nacht.

Die Feſte waren zu Ende und die Gäſte hatten das Schloß des Grafen verlaſſen. Fortan lebte Genovefa mit ihrem Gemahl in großer Heiligkeit und er wußte nicht, wie er ihr genug dienen und aufwarten ſollte. Er liebte ſie, wie die Engel im Himmel ſich lieben und ließ ihr alle Ehre erweiſen, die man einer durchlauchtigſten Fürſtin erweiſt. Aber die Gräfin freute ſich irdiſcher Ehre nicht mehr und ihr Körper war von dem langen Elend ſo ſchwach, daß ihr keine Pflege mehr frommen mochte. Kaum mochte ſie drei Monate aufs Neue mit ihrem lieben Herrn verlebt haben, ſo wurde ſie eines Tages über dem Gebete entzückt und ſah eine herrliche Erſcheinung. Eine Schaar heiliger Frauen und Jungfrauen nahte ſich ihr und mitten unter ihnen ging die Mutter Gottes glorwürdig einher. Jede von dieſen Heiligen reichte der Gräfin eine himmliſche Blume; die Himmelskönigin aber hielt eine mit köſtlichen Edelſteinen beſetzte Krone in der Hand und ſprach: „Geliebte Tochter, betrachte dieſe Krone; Du haſt ſie erworben durch die Dornenkrone, die Du in der Wildniß getragen haſt Empfange ſie von meinen Händen, denn es iſt Zeit, daß ſich bei Dir die Ewigkeit Deiner Freuden anhebe!“ Mit dieſen Worten ſetzte ſie ihr die Krone auf das Haupt und fuhr mit ihrer Begleitung wieder gen Himmel.

Ueber dieſe Erſcheinung war Genovefa ſehr froh, denn ſie war dadurch verſichern, daß ihr Elend nun bald ein Ende nehmen werde. Doch ſagte ſie ihrem Gemahl nichts davon, damit er ſich nicht vor der Zeit betrüben möchte. Aber die Erfüllung zögerte nicht lange. Denn bald darauf wandelte die fromme Gräfin ein Fieber an, das ſie zuletzt auf's Krankenbette warf. Und gegen dieſe Krankheit fruchtete kein Mittel, ſo daß Siegfried und ſein Sohn Schmerzenreich bald in troſtloſes Leid verſanken. „Ach, geliebte Genovefa," rief der Graf an ihrem Lager aus, „wollt Ihr denn, kaum gefunden, ſo bald von mir ſcheiden und mein ganzes Herz wieder betrüben? Habt Mitleid mit meinem Jammer und bittet den lieben Gott, daß er Euch noch eine Weile bei mir laſſen wolle!" Genovefa ſprach freundlich darauf: „Betrübet Euch nicht ſo ſehr wegen meines Todes, lieber Gemahl; Ihr richtet damit nichts Andres aus, als daß Ihr mich mit Euch betrübet. Ihr ſeht ja wohl, daß es nicht anders ſeyn kann; darum gebet Euch von freien Stücken in den göttlichen Willen. Was mich in meinem Tod am meiſten bekümmert, iſt daß ich Euch und meinen lieben Schmerzenreich in ſolcher Bekümmerniß ſehen muß; wenn Ihr Beide getroſt wäret, ſo wollte ich freudig ſterben und dies elende Leben mit einem beſſern vertauſchen."

Von da an brachte die Gräfin ihre ganze Zeit in lauter Andacht zu; ſie ließ Alles, was im Schloſſe war, zu ſich rufen und gab Allen ihren Muttersegen, beſonders ſegnete und tröſtete ſie ihren geliebten Schmerzenreich, deſſen Verlaſſenheit ihr am meiſten zu Herzen ging. Und ſo verließ endlich ihr ſeliger Geiſt den ſchwachen Leib und ging ein in das ewige Leben. Siegfried mit ſeinem Söhnlein warf ſich jammernd über den Leichnam ſeiner geliebten Genovefa. Alle Diener und Frauen im Schloſſe wehklagten; der Graf lag Tag und Nacht auf den Knieen vor der Leiche, und weinte mit zuſammengeſchloſſenen Händen ſo beweglich, daß man meinte, er müſſe die Geſtorbene mit ſeinen heißen Zähren wieder lebendig machen. Die arme Hirſchkuh, die der Gräfin aus der Wildniß in das Schloß gefolgt war, und hier zahm herumging, fing an zu trauern, ſobald ihre Herrin geſtorben war; und als man endlich den Leichnam beſtattete, ging ſie mit geſenktem Kopfe der Leiche nach und ſchrie ſo beweglich, daß es die Menſchen erbarmte; nach dem Begräbniſſe legte ſie ſich auf das Grab und wich nicht mehr, bis ſie vor lauter Trauern geſtorben war.

Mit der heiligen Genovefa war dem Grafen alle Luſt und Freude begraben und kein Ding auf der Welt gewährte ihm ferner ein Genügen. In der Kirche lag er allezeit knieend auf ihrem Grab und in dem Schloſſe verriegelte er ſich täglich in ihrer Kammer; da war ihm, als hätte er ſie vor Augen und führte er ein klagendes Zwiegeſpräch mit ihr und bat ihr unter Thränen ab, daß er ſie im Leben ſo hart verfolgt habe. Auch zu der Höhle, in der Genovefa gelebt hatte, ging er hinaus, und als er dort vor dem Krucifix auf den Knieen lag, da ſprach er bei ſich ſelbſt: „Dies iſt die Höhle, die mit den Seufzern der Unſchuld angefüllt ward; hier hatte Deine treue Gemahlin fremde Sünden abgebüßt, warum ſollteſt Du hier nicht Deine eigene Sünde abbüßen?“ Als er dies bei ſich ſelbſt geſprochen, entſtand in ſeiner Seele, wie durch Eingebung der Vorſatz, in jener Höhle ein Einſiedlersleben zu führen. Er kehrte auf der Stelle nach Trier zurück und begehrte und erhielt vom Biſchof Hidulf die Erlaubniß, eine Kapelle an dem Ort zu erbauen.

Als nun eine ſchöne Kirche in der Wildniß fertig war, mit zwei oder drei Einſiedeleien für ſolche, die daſelbſt Buße thun wollten, wurde der Leichnam der frommen Genovefa dorthin gebracht, damit ſie da ruhen möchte, wo ſie ſo lange ein ſtrenges und ruheloſes Leben geführt hatte.

Da mochte man Wunder ſehen. Denn obgleich der Leichnam in einem marmornen Sarge lag, den kaum ſechs Stiere hätten fortbewegen können, ſo zogen ihn doch zwei Pferde ſo leicht, als wenn ſie gar keine Laſt hätten. Und wo der Trauerwagen vorübergeführt wurde, da neigten ſich die Hecken des Waldes, als ſchwankten ſie vom Winde bewegt, ja ſelbſt die höchſten Bäume bogen ihre Aeſte tief gegen ihn herunter. So wurde der Leichnam der heiligen Frau beigeſetzt und das himmliſche Kreuz auf den hohen Altar geſtellt.

Der Graf beſtellte nun ſeine Sachen im Schloſſe und ordnete Alles an, wie er es vor ſeinem Ende hätte verordnen müſſen. Dann berief er ſeinen Bruder und ſprach in Gegenwart ſeines Sohnes: „Lieber Bruder, Ihr habt ſchon ſeit geraumer Zeit an mir bemerken können, daß ich nirgends Genügen haben kann, als in der Trauer um meine geliebte Genovefa. Darum habe ich mich entſchloſſen, die Welt gänzlich zu verlaſſen und an dem Orte, wo meine Gemahlin gelebt hat, zu leben und zu ſterben; deswegen ſetze ich Euch zum Vormunde meines Sohnes Schmerzenreich und bitte Euch, Ihr wollet an ihm thun, als wenn es Euer leiblicher Sohn wäre; ich bin gewiß, auch er wird Euch Gehorſam und Ehrerbietung bezeugen, wie ein Kind ſeinem Vater ſchuldig iſt.“ Dann ſprach er zu ſeinem Sohne: „Hörſt Du es, mein herzliebſtes Kind, daß ich die Welt zu verlaſſen begebe und Dir meine ganze Grafſchaft übergebe? Dein Herr Vetter ſoll hinfort Dein Vater ſeyn.“ Da ſprach Schmerzenreich: „Ei, lieber Vater, meinet Ihr auch, daß es recht ſey, daß Ihr für Euren Theil den Himmel erwählen wollet, und mir für meinen Theil nur ein wenig Erde hinterlaſſen? Nein Vater, das thue ich nicht; ich will eben ſowohl den Himmel haben, als Ihr. Wo Ihr leben wollt, will ich auch leben, wo Ihr ſterben wollt, will ich auch ſterben.“ Alle verwunderten ſich über die Sprache des Knaben. Der Graf mahnte ihn mit weinenden Augen ab: „Mein lieber Sohn,“ ſprach er, das ſtrenge Leben dort wird Dir ſchwer fallen, Dein zärtlicher Leib wird es nicht aushalten können!“ — „Ei, beſſer als Ihr, mein Vater,“ ſprach der junge Schmerzenreich, „habe ich doch ſieben Jahre lang die Probe ausgeſtanden.“

So überließ Schmerzenreich die Grafſchaft ſeinem Ohme, und dieſer und der Vater umfingen beide das Kind mit herzlicher Liebe. Vater und Sohn legten Pilgerkleider an, nahmen mit vielen Thränen Abſchied von der Verwandtſchaft und zogen in die rauhe Wildniß, daſelbſt Gott bis an ihr Ende zu dienen. Sobald der kleine Schmerzenreich hier ankam, erkannten ihn ſeine alten Geſpielen, die wilden Thiere, wieder, kamen in großer Menge herbei und freuten ſich ſeiner Ankunft. Da bezogen Vater und Sohn die Einſiedeleien, brachten darin ihr Leben im Andenken an die fromme Genovefa heilig zu, und ſind auch daſelbſt gottſelig im Herrn entſchlafen.

Alle ſagten Eduard für dieſe Erzählung Dank.

„Sie haben mich," ſprach der Maler, „wieder in meine Heimath verſetzt, in die alte Stube, auf das mit Leder überzogene Stühlchen zu den Füßen meiner Amme, die gleich einer Königin auf einem mit grünem Tuch beſchlagenen Lehnſtuhl thronte, und von dieſem aus mit feierlichem Ernſte die Geſchichte von Genoveſa, Aſchenbrödel und der ſchönen Magelone erzählte."

„Ich ſaß da mit offenem Aug' und Ohr, ohne mich zu rühren, von Zeit zu Zeit blickte ich mit drohenden Geberden auf mein kleines Schweſterchen, welches lieber das Mährchen vom Pfefferkuchenhäuschen hörte, was ich faſt auswendig konnte."

„Ich finde den Schluß recht fromm und poetiſch," äußerte Alma, „aber ich hätte der guten, frommen Genovefa und dem durch die grauſame Täuſchung unglücklichen Siegfried eine Reihe von ſchönen Jahren in häuslicher Glückſeligkeit gewünſcht, und den Schmerzenreich hätte ich lieber als tapfern Ritter, denn als heiligen Einſiedler erblickt."

„Daraus hört man, daß Sie Proteſtantin ſind," erwiederte der Caplan, „die ganze Geſchichte der Genovefa hat ein katholiſches Colorit und das Ende muß mit dem Ganzen im Einklange ſtehen."

Alma gab dies zu und meinte, die Poeſie in ihr und das Herz kämen oft in Streit, indem ſie (ſo lebendig ſie auch fühle: daß eben der Tod der einen oder andern Perſon in einer Dichtung poetiſch ſchön ſey) doch immer gern die Lieblingsperſonen lebend und glücklich wüßten."

„Aus dieſen Widerſprüchen, die in ſo vielen Menſchen ſind, kommt zum Theil die partheiiſche und die unrichtige Kritik," ſagte Eduard, „und deßhalb will ich mich, um nicht von ihr berührt zu werden, alles Phantaſirens enthalten und nur die Sagen erzählen, wie ich ſie von Andern vernahm."

„O wenn ich auch die Lieblinge bedaure, ſo hat mich die ganze Begebenheit doch gerührt und erhoben und ich danke Ihnen nochmals innigſt."

Dies ſagte Alma, ehe ſie der Geſellſchaft gute Nacht wünſchte und ihr helles Auge ruhte lange freundlich auf Eduard's Antlitze.

Zwei und funfzigſte Nacht.

„Ich gebe ihnen als Buße auf, ſprach die anmuthige Wirthin am nächſten Abend zum Maler Reiner ſich wendend, daß Sie heute uns ein recht tolles Mährchen, das mit Recht dieſen Namen verdient zum Beſten geben, als

Sühne für ihre grauſigen ſieben Todſünden, welche mir noch immer im Kopfe herumgehen.

Der Maler kreuzte ſeine Arme über die Bruſt, neigte ſich ehrfurchtsvoll vor der Gebietenden und verſetzte: ein Mährchen will ich erzählen und zwar ein Kindermährchen und ein Liedchen will ich ſingen für Knaben und Mädchen und iſt auch Beides nicht ganz erfreulich ſo iſt's doch erbaulich und ich hoffe Gnade für Beides zu erlangen. Somit begann er:

Die Mähr
vom Rattenfänger zu Hameln.

Es begab ſich einmal vor langer Zeit — und dieſe Zeit wird immer länger! — daß die Rathsuhr der guten Stadt Hameln im Lüneburgiſchen, zwölf ſchlug.

Aber nicht Mitternacht, wo, wie bekannt, die Hexen, Kobolde und Geſpenſter umgehn, ſondern Mittag, wo eben die Schule aus war und die Bübchen und Mädchen aus der düſtern Schulſtube zogen, vorerſt in Gottes liebe freie Luft, ſodann aber in die Häuſer der lieben Aeltern an den gedeckten Tiſch.

Es begab ſich aber an demſelben Tage wo ſich dies begab, daß ein fremder Mann in Hameln einzog, wie ſolcher ſeit Menſchengedenken noch nicht in Hameln war geſehen worden, denn in Hameln wohnen lauter hübſche, glaue Leute, der Fremde war aber weder glau noch hübſch, ſondern lang und hager und ſehr zerlumpt! und um die Schultern hatte er ein Bündellier wie die Muſketiere 'dazumal zu tragen pflegten, aber ſtatt der Patronen bammelten eitel todte Ratten und Mäuſe dran und das war recht grauſig anzuſehen.

Die Bübchen und Mädchen von Hameln aber graueten ſich nicht im geringſten, ſondern liefen jauchzend und lärmend hinter den fremden abſonderlichen Mann her und neckten ihn weidlich. Der fremde Mann ward indeß nicht böſe, im Gegentheil! er lockte die Bübchen und Mädchen immer näher zu ſich heran und zog ein Pfeifchen hervor, worauf er blies, und ſo wunderlich es klingt: indem er blies ſang er mit gar lieblicher Stimme:

Das Lied vom Rattenfänger.

Ich bin der weitgereiſte Sänger,
Der allbekannte Rattenfänger,
Den dieſe gute alte Stadt,
Gewiß beſonders nöthig hat!
Und wären Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſel mit im Spiele,
Ein Ton aus meinem Pfeifchen fein
Sie müſſen alle hinter d'rein!

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Zugleich ein guter Knabenfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er ſein Rattenliedchen ſingt.
Und wär't ihr Bübchen noch ſo ſtutzig,
Und wär't ihr Bengel noch ſo trutzig:
Ein Ton aus meinem Pfeifchen fein,
So rennt Ihr alle hinter d'rein. —

Dann iſt der weitgereiſte Sänger,
Zugleich auch noch ein Mädchenfänger!
In keinem Städtchen kam ich an,
Wo ich's nicht einer angethan.
    Und wären Mädchen noch ſo blöde,
    Und wären ſie auch noch ſo ſpröde;
    Ein Ton aus meinem Pfeifchen fein
    Sie trippeln alle hinter d'rein.

So ſang der Rattenfänger von Hameln und pfiff dazu und ſchritt aus der Stadt, und alle Bübchen und Mädchen trotz des Schreiens und Scheltens ihrer Aeltern liefen jauchzend hinter ihm her.

Der Rattenfänger führte ſie aber aus dem Thore hinaus nach einem Berg vor der Stadt. Der that ſich von einander und der Rattenfänger ging hinein und die Bübchen und Mädchen von Hameln folgten ihm und ſollen noch wieder kommen, denn der Berg ſchloß ſich hinter ihnen zu und kein Menſchenkind hat ſie wieder geſehen.

„Wie können Sie dieſes Mährchen luſtig nennen?“ zürnte die Freifrau, ſie haben dieſe Sage im heitern Tone erzählt, aber es iſt die grauenhafteſte, die ich kenne.“

„Ach! klagte Alma, die Kinder hinter dem Rattenfänger her, fröhlich und unbefangen und ſeine Beute. Die Stadt öde und leer, kein Kindergeſang und Gejubel mehr auf den Straßen und in den Gärten und die brechenden Herzen der Mütter, die ſtille Verzweiflung der Väter! O wie kann man die Mähr luſtig nennen!

„Ja wenn Sie meine Fräulein dieſe Sage ſo ausmalen, dann iſt ſie grauſig, fürchterlich!“ antwortete Reiner, „ich ſehe nur die wunderliche Geſtalt des Rattenfängers und wie Alles hinter ihm her hüpft und tanzt und endlich im Berge verſchwindet.“

Für mich haben dieſe Rattenfänger immer etwas Unheimliches und Widriges und als Kind fürchtete ich ſie ſo ſehr, daß ich ſchon zu laufen anfing, ſobald ich einen nur von Weitem erblickte, ſprach Eduard. Zweimal des Jahres kam ein gewiſſer Rattenfänger in unſer Schloß und ſtellte Gift auf um Ratten und Mäuſe zu vertilgen. Einſtmals kam ein im Schloſſe unbekannter Rattenfänger und ward, weil der bekannte eben erſt aufgeſtellt hatte, abgewieſen, dies hatte ihn ſehr beleidigt.

Auf die Rede des, ihn mit den Worten abweiſenden Koches „wir haben keine Ratten,“ verſetzte er hohnlachend: morgen um dieſe Zeit ſo viel wie Sand im Meere und in Wahrheit, den andern Tag wimmelte es in unſerm Schloſſe und in den Wirthſchaftsgebäuden, von Ratten und Mäuſen.“

Es iſt möglich, daß dieſer Menſch irgend ein Kraut was dieſe Thiere gern mögen, im Schloſſe herumgeſtreut hat,“ äußerte der Caplan.

„Ich fürchte heute eine Nacht wie unſer guter Profeſſor Küttner ſie nach Erzählung der Sage der Schatten des Grafen hatte,“ ſprach Alma uud Eduard gab durch einige leicht hingeworfene Bemerkungen dem Geſpräche ſchnell eine andre Wendung.

Ende des erſten Bandes.

Inhalts=Verzeichniß

des erſten Bändchens

der europäiſchen Tauſend und eine Nacht

nebſt Bemerkungen.

Erſte Abtheilung.

1) Das Todtenamt Widmann's Höfer Chronik, deutſche Sagen von den Gebrüdern Grimm, mündlich aus dem Paderbörniſchen und dem Niederſächſiſchen; auch in der Landſchaft Angeln iſt die Sage ſehr bekannt und in den Spinnſtuben heimiſch. Raupach hat ſie ebenfalls zu einer Erzählung und einem Drama benutzt, nur daß hier der Liebhaber des Mädchens das Geſicht hat, in Angeln iſt es der Pfarrer und ſein Küſter, welche unter der Todten=Gemeinde ſich ſelber erblicken und in Jahresfriſt nach einander ſterben. Als Ballade iſt der Stoff vielfach bearbeitet worden, die hier mitgetheilte Bearbeitung iſt nach einer mündlichen Erzählung einer gebornen Straßburgerin von Caroline Leonhardt.

2) **Bertha, die Spinnerin.** — Alt-italieniſche Sage, noch heut zu Tage gilt in Padua und Montagna das Sprüchwort: „Hin iſt die Zeit, wo Bertha ſpann.“ Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen, Sagen vom Kaiſer Heinrich.

3) **Ilija, der Muromer,** ruſſiſche Mährchen und Sagen, überſetzt von Dietrich, gewiß aber nicht ſo neuen Urſprungs, als der Herr Ueberſetzer vermuthet, mir mindeſtens iſt die Sage von dem Räuber **Nachtigall** ſchon ſeit meiner frühſten Kindheit bekannt.

4) **Das Eiſengitter zu Augsburg.** Eine ſehr weit verbreitete und ſehr verſchieden erzählte Sage. Wo ſie eigentlich zu Hauſe, iſt unbeſtimmt; denn **Breslau**, **Wismar**, **Aachen** und **Augsburg** haben ihr Eiſengitter, woran die Schraube fehlt, welche Niemand fertigen kann. Der **Fürſt Pückler Muskau** giebt in ſeinem Tutti Frutti die **Schleſiſche** Sage. Caroline Leonhardt die Augsburgiſche in dem Taſchenbuch „**Gedenkemein.**“ Wien bei Pfautſch 1837, der vorliegenden liegt die mündliche Mittheilung zum Grunde.

5) **Die Elbjungfrau.** Magdeburger Volksſage, Prätorius Weltbeſchreibung, mündlich, und bei Grimm.

6) **Die drei Brodchen.** Mündlich aus Schwaben, abweichend und minder vollſtändig bei Grimm.

Der ewige Jäger wie oben, faſt gleichlautend **mündlich**, im Schleswigiſchen „Der Jäger Holſten.“

Der Tod des Erſtgebornen. Italieniſche Geſchichten, ohne Namen des Ueberſetzers und Angabe des Druckorts. Mündlich, doch ohne alle Hindeutung darauf, daß ſich die Begebenheit in der Familie Frangipani zugetragen habe. — Die Sage hat Aehnlichkeit mit der: „Der Kaiſer hält Wittwengericht“ und findet ſich auch bei Grimm.

9) **Die 3 Bergleute** im Kuttenberg. Heſſen, mündlich und bei Grimm.

10) **Der Hexenring.** Mündlich in Aachen. Dippold Karl der Große, Sagen von Karl dem Großen.

11) **Die drei Gürtel.** Freie Bearbeitung eines franzöſiſchen Mährchens von Caroline Leonhardt-Lyſer.

12) **Die Meineidige.** Mündlich in Böhmen.

13 u. 14) **Sagen von der Ilſe.** Mündlich aus dem Harz. Grimms deutſche Sagen.

15) **Das Rieſenfräulein.** Mündlich, Langbeins Gedichte, Elſäſſer Gaſſenhauer, Grimm.

16) **Der Schatten des Grafen.** Schottland; denſelben Stoff bearbeitete früher Fr. Laun, doch ſehr abweichend von der hier mitgetheilten Erzählung. Die älteſte Sage von einem verlornen Schatten iſt wohl die, des Teufels zu Salamanka, welche Th. Körner poetiſch behandelte. Ob dieſe, oder die ſchottiſche. dem trefflichen A. v. Chamiſſo die erſte Idee zu ſeinem unſterblichen Peter Schlemihl gab, weiß ich nicht zu ſagen.

Zweite Atheilung.

17) **Das Urtheil des Schemjaka.** Ruſſiſche Mährchen, überſetzt von Dietrich.

18) **Das Rockenweibchen.** Altdeutſche Hiſtorien, fliegendes Blatt. Grimm deutſche Volksſagen, mündlich, Schreiber rheiniſche Sagen.

19) **Peter von Staufenberg.** Schreiber, rheiniſche Sagen.

20) Der Nußknacker im Weinhauſe oder der fette Pfarrer und ſein Schöps. — Novelle, frei nach dem Italieniſchen. Berlin 1816, bei Auguſt Rücker. (Name des Ueberſetzers iſt nicht angegeben.)

21) Die ſieben Todſünden. — Mündlich und ſo viel ich weiß dem Hauptinhalte nach, noch **nicht** gedruckt, gewiß aber nicht in der hier gegebenen Form. Graf Oskar iſt nichts anders als der ſchwediſche Don Juan. Die Zeichnungen von denen hier geredet wird, erfand der geniale Bonaventura Genelli in Rom; ob er ſie je ausgeführt, weiß ich nicht, ich ſah nur die erſten

flüchtigen Entwürfe und führte in der Sage einige Scenen darnach aus.

22) Genovefa ganz treu nach dem alten Volksbuche und fast wörtlich nach der neueren Ausgabe von Gustav Schwab. Von Mährchen dieser Art, welche bis ins innerste Leben des Volks drangen, wie sie aus ihm hervorgingen, wäre es Frevel, Etwas zu ändern, hier hat jedes Wort und selbst jeder alterthümliche Schnörkel eine liebe Erinnerung aus unserer Kindheit für sich. Tiek und Maler Müller empfanden diese Wahrheiten, darum stehen ihre Gedichte so einzig da.

23) Die Mähr vom Rattenfänger zu Hameln. Hamelsche Chronik, mündlich, abweichend bei Grimm. Vom Rattenfänger existiren auch an andern Orten ähnliche Sagen, doch hat die zu Hameln vor allen Uebrigen die Entführung der Kinder voraus.

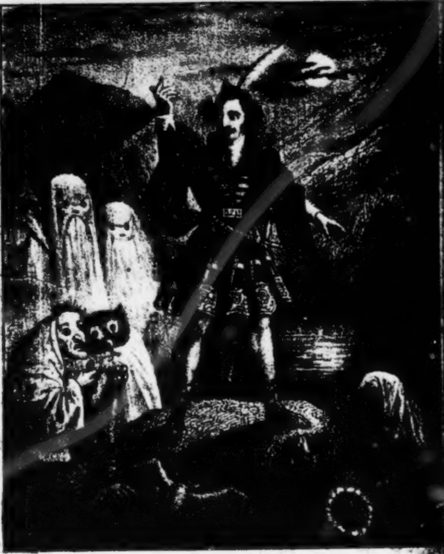
Druckfehler.

In der Sage „die sieben Todsünden" lese man in dem Liede des Narren:

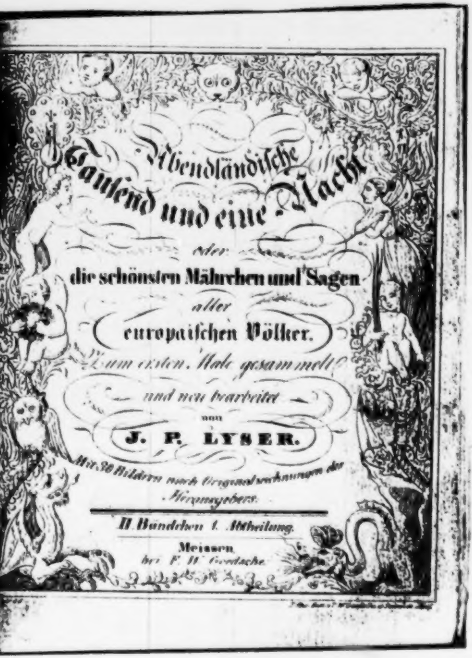
„fand ich die ächte Panaçe"
statt: fand ich das ächte Panaçe.

[illegible]

II. Bdch. I. Abth.



Der Vampÿr.



Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

alter

europaiſchen Völker.

Zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

II. Bändchen 1. Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche.

Leihbibliothek
von
C. G. Fricke

Öffentl. wissensch.
Bibliothek
Berlin

1952.1440

Drei und funfzigſte Nacht.

Franz wurde den nächſten Abend aufgefordert eine Sage mitzutheilen. „Ich führe Sie,“ hob er an in ein an Sagen, Mährchen und Aberglauben reiches Land, nach Ungarn und wünſche, daß Ihnen meine Sage, wenn auch ſchaurig, doch nicht ſo gräßlich wie das Mährchen vom Rattenfänger erſcheinen mag.

Der Willi-Tanz.

Der ſtolze Freiherr von Löwenſtein ſah vom Söller ſeines Schloſſes finſter nieder auf den Weg, der ſich den Berg hinab, das ſchmale Thal entlang, hinzog gen Trencſin und dann fort längs der Wag in die volkwimmelnde Ebene. Als er nun einen ſchönen ſchlanken Jüngling auf leichtem Roß aus den Thoren des Schloſſes reiten ſah, ſah, wie er in voller Lebensfreude dahin ſprengte, lachte er wild auf und rief einen Knecht, auf daß Emelka, ſeine Tochter, kommen möchte.

Wie aus düſtern Wolken der Stern der Liebe blitzt, ſo trat ſie in die Kammer des Vaters. Er führte ſie auf den Marmorſöller und ſprach: „Siehſt du jenen Reiter, der dort hinſprengt, und erkennſt du ihn?“ Aufſteigende Beſorgniß niederkämpfend, antwortete [illegible] „Ja Vater! es iſt dein Edelknabe Gyula.“ — [illegible] ſiehſt du nie mehr," entgegnete er kalt. Da ſchwanden ihr die Sinne, das Aug' umflorte ſich, und bewußtlos wäre ſie hinabgeſtürzt in die Tiefe, hätte ſie des Vaters kräftiger Arm nicht aufgefaßt. In ihrem Gemach übergab er ſie den Dienerinnen. Indeſſen war Gyula fortgetrabt ohne Ahnung deſſen, was ihm der finſtere Freiherr bereitet hatte; er meinte, das Ziel ſeiner Reiſe ſey das templariſche Hospitium zu Pöſtéey. An den Prior war ihm ein Schreiben mitgegeben worden und der Auftrag, es geheim zu überreichen. Er ſehnte ſich, die Gunſt ſeines Herrn je mehr und mehr zu erwerben, und ſah in dieſem geheimen Auftrag den Anfang ſeines Vertrauens. Wer kennt alle die ſüßen Träume, die ſich hieraus für ihn, den Liebenden entſpannen! Denn es ahnet ja wohl Jeder, daß er Emelka liebe und von ihr wieder geliebt werde.

An der Neige des Tages hielt er am Gehölz, unfern des Convents die einbrechende Nacht erwartend. Im Dunkel derſelben gedachte er zum Prior zu gehen. Es war einer der herrlichſten Tage des Mai's; der Abendröthe Purpurſchimmer, des Himmelszeltes wolkenloſes Blau, der Nachtigallen tief aufathmender Sang, der unzählbaren Blüthen ſüße Düfte, der Zweige liebeflüſternd Rauſchen — alles traf ſein Herz ſo weich, ſo voll; er hätte die Welt an ſeinen Buſen drücken mögen; einzelne Glockentöne, die zu ihm ins Gehölze ſummten, der Sterne immer heller werdendes Licht, des regen Lebens Schwinden mahnten ihn zum Aufbruch; es war ihm recht feierlich zu Muth, als er hinnritt längs der Wag, die eilend fortſtrömte, wie von unendlichen Liebesſehnen gedrängt.

Mit Einemmale trat ihm das Kloſtergebäude entgegen, ſo ernſt, ſo kalt, wie oft das Leben der Liebe entgegentritt. Er gab das Zeichen, das ihm der Freiherr gelehrt; der Servient öffnete die Eiſenpforte, die ſich geräuſchlos in ihren Angeln drehte, und fragte mit gedämpfter Stimme: „Vom Orden?" — „Nein! vom Freiherrn von Löwenſtein an den Prior." — „Wohl, folgt!" Einen ſchmalen Wölbgang ſchritten ſie tönend entlang, eine ſteile Wendeltreppe auf. An der nächſten Thüre hielt der Servient, pochte dreimal ſchnell, aber leiſe; eine Stimme antwortete: „Ich bin allein." Der Servient deutete auf die Thüre und verſchwand in den finſtern Bogengängen. Gyula öffnete.

In einem alterthümlich geſchnitzten Lehnſtuhle, von einer Leuchte matt beſtrahlt, ſaß der Prior regungslos, daß er faſt anzuſehen war wie ein Rittergebilde auf alten Mählern. Als nun der Jüngling näher trat, und der greiſe Prior ſeine Züge im Ampellicht unterſcheiden konnte, fuhr er mit der flachen Hand über die Stirne, wie ein Mann, der ſich auf etwas lang Entſchwundenes beſinnen will. Der Jüngling übergab ihm das Blatt des Freiherrn; der Prior öffnete es ſchweigend und las. — Immer ernſter wurden ſeine Züge, und ſeine Augen ſtarrten wie eingewurzelt auf das Blatt. Es war ſo ſtill, daß Gyula das

Schlagen ſeines Herzens hören konnte. Endlich begann der Prior: „Dein Name?“ — „Gyula Ferhegyi!“ — „Und deine Eltern?“ — „Geiſa Ferhegyi und Suſe Lórandi, beide todt.“ — „Der Ring auf deinem Finger?“ — „Meiner ſterbenden Mutter letztes Geſchenk.“ Eine leiſe Röthe überflog des Priors bleiche Wangen. Er winkte ihm auf einen Stuhl und ſprach: „Mein Vorgänger iſt ſo ſchleunig abgerufen worden, daß es ſcheint, es habe ihm die Zeit gefehlt, den Freiherrn von ſeiner Entfernung zu verſtändigen; denn dieſer Brief gilt ihm. Er ſchreibt: zum Tod mit dem Uebringer dieſer Zeilen, zum Tod: denn geringer Herkunft, wagt er es, meine Tochter zu lieben: zum Tod, daß ich ihn nimmer ſehe, aber heimlich.“ „Kennt denn die Liebe den Stolz der Ahnen?“ rief der Jüngling. „Schweig, entgegnete der Prior, ich habe den Auftrag meiner Obern, den Wünſchen des Freiherrn mich zu fügen,“ (Gyula fuhr flammend auf); „aber dir will und kann ich nichts zu Leid thun; doch ſchwöre, daß du ewig verſchweigſt, was du nun erfährſt.“ Und Gyula ſchwur. Der Jüngling faßte bewegt ſeine Hand, der Alte aber ſprach mit einer Stimme, in der des Herzens lang verhüllte Wärme in ihrer zarteſten Bewegung bebte: „Du mußt noch dieſe Nacht, mußt auf der Stelle fort, hier liegt ein Brief an unſere Meiſter in Croatien. Er war für einen andern beſtimmt, nun ſey er dein. Hier lies ihn und merke dir den Namen. Der Meiſter ſtellt dich in unſer Heer, halte dich gut, das Uebrige laß dem Himmel, und wenn dich alles verläßt, bleibe ich dir.“ Wodurch habe ich ſo viele Theilnahme verdient?“ rief der tief bewegte Jüngling, und der Prior erwiederte: „Du haſt mich in längſt vergangene Zeit zurückverſetzt, mein Herz iſt weich geworden und es drängt mich, dir zu ſagen, was in meinem Innerſten wohnt, was nie über meine Lippen gekommen iſt, auf daß du weißt, daß du deiner Mutter zweimal das Leben dankſt. Ich habe ſie geliebt mit aller Gluth des jugendlichen Feuers; ich liebe ſie noch wie einen Leitſtern in trüber Nacht; ich ſah ſie — ein Mädchen noch — ſehr oft auf ihres Vaters Burg, ach! aber auch dein Vater ſah ſie dort und liebte ſie ſo wie ich, wer hätte es auch nicht gethan? — Soll ich dir alle Qualen meines Herzens ſchildern? Ich vermochte nicht dies Schwanken zu ertragen, mit einem Wurf wollte ich mein Schickſal löſen; hin ritt ich zu ihres Vaters Burg und gedachte, ihr meine Liebe zu erklären, da begegnete mir ein Knappe und rief mir zu: ich käme eben recht; alles ſey ſo froh im Schloß, Suſe werde ſo eben verlobt. Da gab ich dem Knappen einen Ring, denſelben, den du jetzt an Deinem Finger trägſt, ein Geſchenk für ſie, wandte mein Roß, und ſprengte dahin. Ich ward Templer. Schon war ſie getraut, ich durch Gelübde gebunden, als ein Ritter in unſer Hoſpitium kam. Er ſprach ſehr viel, deß ich nicht achtete, als er auch deiner Mutter gedachte. Mein Herz bebte; er beſchrieb die Feierlichkeit der

Trauung, und wie ſie ſo traurig geweſen, und wie die Sage gehe, daß ſie einen Andern geliebt, und nur aus Gehorſam ſich mit ihrem Gatten verbunden. Das alles waren eben ſo viele Dolchſtiche für mich! Seitdem habe ich nicht's mehr von ihr gehört, habe es mir ſogar verſagt, nach ihr zu fragen. Ich wurde nach den Orient geſendet, ich ſuchte den Tod und fand ihn nicht. Wenige Wochen ſind es, daß ich zurück, wenige Tage, daß ich hier bin, und ich murre nicht mehr, daß mich kein Sarazen getödtet; denn ich kann Dir das Leben retten. Doch ſieh! die Sanduhr iſt abgeronnen, die Sterne ſinken, die Zeit drängt, fahre wohl, und wenn du im Weh zu vergehen meinſt, ſo denke mein, und daß auch ich gelitten.

In ſprachloſer Rührung ſank der Jüngling in ſeine Arme; der Prior ſchellte; der Servient trat ein, Gyula ſchwankte hinaus und ſaß zu Roß, eh' er wußte, wie ihm geſchehen. Wehmüthig blickte er zurück, hin wo der Löwenſtein prangte, und ſein Herz ſchwamm im bitterſten Leid, als er ſein Roß vom bekannten geliebten Pfad wegwenden mußte zum fremden, neuen!

„Da preiſen unſre Zeitgenoſſen die Vorzeit und loben den Muth und die Biederkeit unſerer Ahnen und doch iſt unſre Zeit bei aller Verderbtheit der Menſchen nicht ſo reich an Grauſamkeiten der Art wie Emelkas Vater ſie an dem Pagen beging," ſprach der Caplan.

„Dafür quälen jetzt die Menſchen einander auf andre

Weiſe und der ſubtile Mord wird nie aufhören," verſetzte Reiner; „ein Glück iſt es freilich deſſen wir uns zu erfreuen haben: ſo ungeſtraft wie damals darf jetzt der Große uns nicht den Fuß auf den Nacken ſetzen."

„In Ungarn herrſchte von jeher der reiche Adelige despotiſch und noch jetzt erlaubt er ſich Willkührlichkeiten, die ſich in einem andern Lande der Landesherr nicht wagen dürfte; ich habe dort Manches erlebt was uns die wir es beſſer gewohnt ſind, unglaublich ſcheint," ſagte Eduard.

„Und doch," rief Franz erregt, „doch iſt Ungarn ein ſchönes, herrliches Land und der Aberglaube des Volks iſt voll Pöeſie wie ihre Tracht, ihre Gegend und ihr Wein und ich gedenke ihnen mit ungariſchen Sagen noch manche halbe Nacht zu kürzen.

Vier und funfzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht fuhr Franz fort:

In der Burg Löwenſtein ging es indeſſen ſtiller her. Kaum hatte ſich Emelka von ihrer Ohnmacht erholt, als ein Bote vom Pöſtéenyer Prior anlangte mit der Kunde: Der Knappe von Löwenſtein ſey im Heim reiten von den Fluthen der Wag in der trügeriſchen Furt von Beczko hinweggeriſſen worden.

Emelka rang mit einer ſchweren Krankheit. Des Hauſes einziges Kind! Des Freiherrn harte Bruſt durchzuckte Angſt. Er berief einen heilkundigen Mönch, der entriß ſie dem Tod, aber den Quell der Krankheit vermochte er nicht zu bannen. Sichtlich welkte ſie dahin. Der Sommer ſchwand, der Herbſt kam und ging, der Winter war in ſeiner ganzen Strenge eingetreten; der Freiherr hauſte im Forſt, die Eber der Gebirge jagend, noch öfter auf Temetveny; es ſchien, als habe er Wichtiges mit dem Burgherrn daſelbſt zu berathen. Wenn es nun ſo recht einſam war, der Schnee in dichten Flocken fiel, die Dämmerung ihre ſcheuen Flügel ausbreitete; wenn nur des froſtſteifen Aares Geſchrei, nur der Wachen einzelner Ruf ernſt und ſchauerlich durch die Stille hereinbrach, da rief Emelka ihrer Amme Gunda. Während der Feuerheerd kniſterte, das Fräulein aber träumeriſch auf ihre Kiſſen ſank, erzählte dieſe, was ihr an Sagen aus der Vorwelt bekannt war, vom Ritter Argylus und ſeinem Tatos, der Ungern erſten Wanderſchaften, den Wundern der Bekehrer des Landes, dem Glück, das ausdauernde Liebe krönt; von des Meineides unausweichlicher Strafe, wie ſogar Geiſter kämen aus der Gruft, verlaſſene Liebe zu rächen, oder wie ſich im Leben Getrennte im Tod endlich liebend vereinen. Vor allem liebte Emelka das Mährchen von der Willi, was denn die Alte immer ſo begann: „Willi, heißt mein liebes Kind, ein Mädchen, welches als Braut ſtirbt. Die Willis irren ruhelos umher, halten auf Kreuzwegen ihre Tänze; finden ſie dort einen Mann, ſo tanzen ſie ihn todt; er iſt dann der Bräutigam der jüngſten Willi, die durch ihn zur Ruhe kömmt; eine ſolche Willi iſt auch meine Schweſter. Ach! ich habe ſie gar oft im Mondenſchein geſehen,“ und nun erfolgte die Geſchichte der Liebe, des Leidens und des Todes jenes armen Mädchens. In den Erzählungen aus dem Gebiete des Geiſterreiches ſuchte die unglückliche Emelka die Schwere des Erdenlebens zu vergeſſen.

So war das Frühjahr genaht, als der Freiherr eines Tages von Temetveny zurückkam und ſeiner Tochter ankündete, daß ſie Braut ſey, Braut des Herrn von Temetveny; Emelka kannte des Vaters felſenfeſten Willen und ging ſchweigend von dannen. — Zufrieden ſchaute der Freiherr hinaus in das Wagthal. Hier, und rechts und links, und über jenen Bergen werde ich nun mit meinem Schwiegerſohn herrſchen; ſo dachte er. In der Verzweiflung ihres Herzens flehte Emelka auf zum Himmel um Rettung, und der Himmel rettete ſie; ſie ward bleicher und bleicher, das Roth ihrer Lippen ſchwand, der Glanz des blauen Auges erloſch, ihr Rabenhaar floß ringlos über Nacken und Arme, als habe ihr der Tod ſeinen Mantel umgeworfen: ſie ſtarb. „Vater! ich vergebe dir, daß du Gyula von mir geſendet,“ war ihr letztes Wort, und dem harten Freiherrn bebte das Mark in den Gebeinen, und als der Sarg geſchloſſen war, ließ er ihn hinaustragen in den Wald zu einer Höhle und dort einerden; er aber zog als Siedler in die Höhle und hat ſeitdem nicht mehr geredet.

Mit ungewohnter Schnelle verbreitete ſich durch Handelsleute die Kunde von der Verödung des Löwenſteins nach Croatien, und Gyula machte ſich auf und pilgerte heimwärts. „Gleicht denn mein Leben nicht einer Blume, die in ihrer vollſten Blüthe zertreten ward? wohl! ſo ſeyen die welken Blätter wenigſtens dort verſtreut, wo mein Glück ruht. Will mir der Freiherr es nicht gönnen, daß ich mit ihm das Grab hüte, ſo mag er mich tödten, aber von ihr laſſen werde ich nicht!“

Es war ſpäter Abend als er nach mühevollem Wandern am Löwenſtein anlangte. Eine unnennbare Bewegung zog ihn hinein zum geheimnißreichen Wald; neben ihm rauſchte es wie windgetriebenes Herbſtlaub, einzelne Klänge drangen zu ihm wie der Sang träumender Nachtigallen; leiſe Schimmer wie ziehende Glühwürmer zuckten aus dem Gebüſche vor; der Mond trat in ſeiner Fülle heraus, die Glocke ſchlug zwölf, er ſtand auf einem Kreuzweg im Kreiſe der Willis. Leiſe, leiſe erhoben ſie die Stimmen, ein trübes Lied voll bangen Sehnens, voll ungeſtillter Liebe entquoll den Geiſterlippen, und ſchneller und ſchneller wirbelte der Tanz, und die Fingerringe und die Myrthenkronen leuchteten, und die Haare wehten wie ziehende Nebel; da trat Eine auf ihn zu und faßte ihn bei den Armen, und wie er aufblickte ſchrie er laut auf: Emelka! Er ſah ihr in das Auge, und ſein Blick erſtarrte, ſie drückte ihn an das Herz, und das ſeine hörte auf zu ſchlagen, und als ſie ihn küßte, war er todt.

Als des andern Morgens der Freiherr hinabſchritt in das Thal, fand er die Leiche unter einem Roſenſtrauch. Er erkannte ſeinen frühern Edelknaben. „Herr, vergieb mir meine Sünden!" ſagte der himmelan gehobene Blick. Er lud den unglücklichen Jüngling auf ſeine Schultern, und grub ihn unter heißen Thränen ein neben ſeiner Tochter. Von nun erſchien der Edelknabe und die Tochter oft in ſeinen Träumen, leuchtend wie der Morgenſtern, und ſahen ihn verzeihend und tröſtend an.

„Ich habe oft von den Willis gehört" hob die Freifrau an „und immer hat mich dieſe Sage von ihrem nächtlichen Erſcheinen innig bewegt. Als ich jüngſt Heines florentiniſche Nächte las, wurde ich wieder auf angenehm ſchaurige Weiſe daran erinnert."

„Die Sage iſt für mich eine Allegorie," ſprach der Caplan, „daß die Sehnſucht nach Liebe, ſo wie alle tiefere Empfindungen uns in jenes Leben begleiten."

Die folgende Nacht ließ der Caplan lange auf ſich warten und wurde von allen mit freundlichen Vorwürfen empfangen. Er mußte um ſeine Verſpätung gut zu machen, ſogleich verſprechen ein heitres Mährchen zu erzählen und lächelnd begann er:

Fünf und funfzigſte Nacht.

Die Königstöchter.

Es war einmal ein König, der hat drei Töchter gehabt, die eine hatte goldene Haare, die zweite ſilberne Haare und die dritte eiſerne Haare. Die Prinzeſſin mit den goldenen Haaren hieß Capellidoro, die mit den ſilbernen Haaren hieß Bianchetta, und die mit den eiſernen Nerabella. Und wie ihre Haare und ihre Namen, ſo war auch ihre Schönheit; Prinzeſſin Capellidoro leuchtete wie die Morgenröthe, Bianchetta ſtrahlte wie ein Stern, Nerabella war magiſch wie ein Karfunkel. Und wie ihre Haare, ihre Namen und ihre Schönheit, ſo war auch ihr Gemüth; Capellidoro war lockend und freudig, wie eine blumenreiche Wieſe, Bianchetta klar und mild, wie ein kryſtallheller Bach, Nerabella anziehend wie ein Magnet. Der König ſelbſt hieß Paſſus.

Immer wenn in des Königs Land die Roſen zu blühen begannen, zog der König ſich zurück in ſeine Gemächer, und trat nicht heraus durch acht Tage, und Niemand durfte zu ihm hinein und er weinte viel.

Da geſchah es denn einmal, daß die drei Königstöchter, im königlichen Garten ſpazierend, die erſte Roſ bemerkten, ſofort zu ihrem königlichen Vater traten un ſagten: ‚Lieber Herr König und Vater! wir ſehen mit großem Schmerz und Betrübniß, daß die Zeit wieder naht, in der Ihr Euch einſchließen und Eurem Schmerz überlaſſen werdet; ſo möget Ihr uns die Bitte gewähren, die wir an Euch ſtellen, und uns erzählen, was Euch ſo viel Schmerz verurſacht: denn wenn uns auch nicht vergönnt iſt, Euch zu helfen, ſo wollen wir doch Euren Kummer theilen und mit Euch weinen, wie es liebenden Töchtern ziemt.“ Da war der alte König in ſeinem Herzen gerührt; er ſchloß die Prinzeſſinnen in ſeine Arme und weinte aus Freuden, ſo viel es ſich für einen König ſchickt. Endlich begann er: „Geliebte Prinzeſſinnen und Töchter! Ihr werdet Euch errinnern, daß ſich das Gerücht verbreitet hat, Euer kleiner Bruder Lindoro ſey von einem Freund, dem bekannten Zauberer Zoraduro, nach Aegypten in die Pyramiden auf die hohe Schule gebracht worden, aber daſelbſt geſtorben an dem zu häufigen Genuſſe geſpickter Eidechſenzungen, die man ihm gereicht, um ſein Gedächtniß zu ſchärfen. Ich und Ihr und der ganze Hofſtaat haben dieſes unglücklichen Ereigniſſes wegen Trauer getragen. Dieſes Gerücht aber iſt nicht wahr. Euer Bruder lebt, ich weiß aber nicht wo und ich weiß nicht wie. Er iſt mir entführt worden durch meine Feindin, die grimmige Fee Fanfferina, die mich haßt, weil ich ſie nicht zu meinem Gemahl wählte. Es geſchah aber ſo:. Euer Bruder Lindoro ging eines Abends mit ſeiner Wärterin in unſerm königlichen Garten ſpazieren. Als er an den

großen Teich kam, der ſich an den Berg anſchlie
ſchwamm ein Lilienblatt daher, welches die allerſchönſt
und lieblichſten Lieder ſang, ſo daß dem Kleinen d
Luſt anwandelte, auf dem Blatt ſpazieren zu fahre
Die Wärterin ſuchte ihn davon abzuhalten, anfangs m
ſanften Ermahnungen, zuletzt wollte ſie ſogar Gewa
brauchen: da wurden ihre Augen geblendet, es tanzte
gegen hundert kleine Lindoros vor ihren Blicken heru
und ſie wußte nicht, welche dieſer Geſtalten der eigen
liche Lindoro ſey. Die Lieder des Lilienblattes wurde
immer lauter und dringender, und plötzlich ſprang me
Lindoro in das Lilienblatt, das mit ihm in Sturme
eile dahin flog. Die Wärterin wollte ihm nach in da
Waſſer! die Truggeſtalten aber verwandelten ſich i
lauter Neſſeln und peitſchten auf die Wärterin unbarm
herzig los, bis auf ihr Geſchrei meine ſieben Sperbe
zum Schutz herbeigeflogen kamen, denen, wie Ihr wißt,
die Hut des königlichen Gartens vertraut iſt. Si
wollten über die Oberfläche des Sees ſtreichen dem Li
lienblatte nach, aber eine Lerche flog ihnen entgegen,
und bei jedem Ton, den ſie wirbelte, verloren die Spe
ber Federn, ſo daß ſie kaum in den Garten zurück konn
ten, und ſeither noch nicht zu fliegen vermögen. Die
Wärterin verſank in den Boden, nur der Kopf blie
heraus, und ward zur Erde, auf welcher ihre Haare
als Ameiſen herumſpazieren. Die Neſſeln aber erſtarr
ten und wurzelten in dem Boden und ſind bis jetzt noc
nicht ausgerottet worden. Die Wurzeln der Neſſeln

ſind hart und ſcharf wie Schwerter. Mein Obergärtner, Euer Freund Hamſter und ſeine untergeordneten Maulwürfe haben ſich an derſelben alle Zähne ausgebiſſen; die ihnen mein Hofdentiſt aus Brillanten verfertigt, hatten keinen beſſern Erfolg. Sobald ich mein Mißgeſchick erfuhr, ſchabte ich ſogleich etwas vom Nagel des Zeigefingers meiner linken Hand, welches zwiſchen mir und meinem Freund Zoraduro das Zeichen der größten Noth iſt; und obſchon er eben beſchäftigt war, dem Berg Hella ein Brechmittel einzugeben, verließ er dennoch ſeinen Patienten auf der Stelle und flog hieher auf einem überaus ſchönen und gut abgerichteten Hirſchhornkäfer, der ſeither noch in meinem Stalle ſteht, wie Ihr ſelbſt geſehen, weil er ob der Schnelligkeit der Reiſe flügellahm geworden. Als ich ihm mein Unglück geklagt, forſchte er in ſeinen Büchern und in den Geſtirnen, wo mein Lindoro ſey; es war vergebens. Er reiſte ſogar an die Katarakten des Nils wo ein alter Zauberer als Einſiedler lebt, dem einſt der große Merlin den hundertjährigen Zauberkalender geſchenkt, in welchem alle Zaubereien, die ſich mit königlichen Prinzen zutragen werden, auf hundert Jahre voraus berechnet ſind. Auch darin war nichts zu finden. Die Eine nur wurde dem Zauberer Einſiedler klar, daß Lindoro noch lebe; wo aber und wie er zu finden, konnte er nicht ergründen. Es fand ſich wohl eine Randgloſſe von Merlin's eigner Hand, ſie war aber nicht leſerlich; denn Merlin ſchrieb, wie die meiſten Gelehrten, eine ſchlechte Hand, und nahm au Geiz gewöhnlich ſchlechte Galläpfel zu ſeiner Dinte, ſ hatte alſo nachgebleicht. Die beiden Zauberer glaubte nur entziffern zu können, daß meinem Reich nicht durc Zauber, ſondern durch Entſagung Heil erblühen werde Aber wie bezieht ſich dies auf Lindoro? Ich habe da her keine Hoffnung ihn je wieder zu ſehen. — Die iſt die Urſache meines Kummers, geliebteſte Prinzeſſinnen und Töchter! und dieweil ich ihn verloren eben zu Zeit, als die Roſen zu blühen begannen, erwacht mein Schmerz immer mit erneuerter Kraft, ſo oft ſich ihre Kelche aufs Neue erſchließen. Und nun lebt wohl und ſtört mich nicht in meinem Schmerz und meiner Einſamkeit.“ Mit dieſen Worten trat er in ſein Kabinet, welches, da ſeine Augen durch vieles Weinen ſchwach geworden waren, zur Erquickung derſelben aus einem einzigen Smaragd gehauen war, zog die Vorhänge nieder und begann zu weinen.

Die Königstöchter ſahen ſich bedeutungsvoll an, wandten ſich ſchweigend um und gingen in ihr Gemach, und ſchloſſen ſich ebenfalls auf acht Tage ein

„Ei Herr Caplan, da gäb' es was zu malen, wenn ich alle die Herrlichkeiten des königlichen Schloſſes malen wollte,“ ſcherzte Reiner.

„Und die ſchönen Prinzeſſinnen,“ fuhr Alma lachend fort, „die goldharige Prinzeſſin denk' ich mir recht ſchön, aber Silberhaare werden nicht zu den Schönheiten gerechnet und eiſerne? Es heißt immer, harte Haare, harter Sinn!“

„Keine Gloſſen gemacht!" gebot die Freifrau, „damit unſer Freund nicht die Luſt verliert, ſein artiges Mährchen weiter zu erzählen." Der Caplan meinte, daß er in Alma's Heiterkeit nur neue Anregung finde und mit beſonders guter Laune fuhr er den nächſten Abend fort:

Sechs und funzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Am erſten Mai, als an welchem Tage des Königs Trauer vorbei zu ſeyn pflegte, harrten ſie ſein an der Thüre, jede mit einer Gabe; Prinzeſſin Capellidoro trug einen goldenen Helm, Prinzeſſin Bianchetta einen ſilbernen Schild, Prinzeſſin Nerabella ein eiſernes Schwerdt. Sofort, als der König ſein Gemach öffnete, ſprachen die Prinzeſſinnen: „Geliebteſter Vater und König! wir haben Dir geſagt, daß wir Dir zu helfen geſonnen ſind, wenn uns dieſes möglich, und ſiehe! wir haben Mittel dazu gefunden. Die Gaben, welche wir Dir bieten, werden Dir Deinen Sohn, uns den Bruder verſchaffen." Indeß der König die Geſchenke verwundert betrachtete, ſprachen die Prinzeſſinnen weiter: „Du weißt, geliebteſter König und Vater, daß unſre Pathe, die milde Fee Liliaſiamma, uns mitunſern Haaren ein Pathengeſchenk gemacht, und mit ihnen die Gabe verbunden hat, daß wir dreihundert Jahre lang hindurch achtzehn Jahre alt und überaus ſchön bleiben, wenn wir unſere Haare nicht abſchneiden; ſo oft wir ſie abſchneiden, verlieren wir hundert Jahre an unſerem Leben. Der Zweck aber, zu dem wir ſie abſchneiden, geht in Erfüllung. Du weißt, daß wir als Kinder zweimal ſchon von dieſer Zaubergabe Gebrauch gemacht; als wir nämlich bei einem Spaziergange ſehr hungrig wurden, ſchnitten wir uns die Haare ab, um einen mürben Kuchen zu bekommen, und weil uns hierauf dürſtete, opferte jede noch eine Locke, um eine Flaſche friſche Milch zu erhalten. Die Fee ſuſpendirte aber die Fähigkeit, uns die Haare zu kürzen, bis wir wirklich achtzehn Jahre alt wären. Als wir nun die Urſache Deiner Traurigkeit erfahren, haben wir uns in unſer Kämmerlein geſchloſſen, und da wir eben achtzehn Jahre alt geworden, uns die Haare abgeſchnitten und aus ſelben dieſen Helm, dieſen Schild und dieſes Schwert für unſern Bruder geformt. Wir bitten Dich nun, ein Turnier auszuſchreiben und dieſen Helm, dieſen Schild und dieſes Schwert als Preis zu beſtimmen. Wer den Helm aufſetzen, den Schild tragen und dieſes Schwert zu ſchwingen vermag, der iſt Dein Sohn und unſer Bruder."

Der König umarmte und herzte ſeine Töchter, und ließ ſogleich alle Künſtler ſeines Reichs zuſammen rufen, und einen gläſernen Berg blaſen, der hinauf reichte bis auf den Balkon der Prinzeſſinnen, und oben lagen der Helm, der Schild und das Schwert, und immer ſtand eine Prinzeſſin dabei, um den Preis zu vertheilen; hundert Edelknaben aber ſchwangen ſich auf eben ſo viele Adler und flogen in eben ſo viele Königreiche, alle Prinzen und Ritter und was nur irgend Luſt hatte, zum Turnier aufrufend.

Auf viele tauſend Meilen wimmelte es nun auf allen Straßen von Menſchen, die zum Turnier zogen, denn jeder hielt ſich für den Geſchickteſten und hoffte für des Königs Sohn erkannt zu werden. So kam es, daß drei Ritter auf einer Straße zuſammentrafen; der eine, auf einem gelben Roſſe reitend, war in helles Gold gekleidet, der zweite hatte ein weißes Roß und ſein Panzer war lauter Silber; des dritten Pferd war nachtfarb und ſeine Rüſtung Eiſen. Sie erkannten ſich als die Söhne dreier benachbarter und befreundeter Könige und beſchloſſen die Reiſe zuſammen zu machen.

Die böſe Fee Fanferina ſah nun wohl, daß ſie die Entdeckung des jungen Prinzen Lindoro nicht zu hindern vermöge; aber wenigſtens wollte ſie die drei fürſtlichen Ritter vom Turnier abhalten, weil ſie in ihren Herzen las und ihre günſtigen Geſinnungen für das königliche Haus Paſſus erkannte. Es war Abend, als die Prinzen in einen dichten Wald einritten. Sofort flog die böſe Fee Fanferina auf, und wie ſie ihren Mantel ausbreitete, verſchwanden die Sterne, Wolken lagerten auf Wolken, und Finſterniß ruhte auf der Finſterniß. Sie ſtreckte die Zunge aus und endlos blitzte das Gewölke; ſie ſpuckte, und wie der Wag rauſchte das Gewäſſer; einen der drei Zähne, die ihr noch übrig, riß ſie ſich aus, und warf ihn in die Lüfte, und Schloſſen wie Marmorblöcke fielen nieder. Das Gefolge der Prinzen zerſtäubte in die nächſten Felſenhöhlen. Die Prinzen aber zogen ihre Schwerter und ſchwangen ſie ſo künſtlich im Kreiſe, daß keine einzige der Schloſſen weder ſie noch ihre Roſſe traf, die Blitze fingen ſie mit ihren Schilden auf. Die Roſſe aber waren ſo leicht, daß ſie über die Wogen der wildgeſchwollenen Waldbäche trabten, ohne tiefer als bis an den Huf in das Waſſer zu ſinken. Mitten durch das Gebrüll des Donners, das Brauſen der Gewäſſer, das Geheul des Sturms, das Rauſchen der Eichen, klangen drei wunderſüße Stimmen, die ſie ermahnten, nur muthig fortzureiten. Die Stimmen aber kamen von drei Johanniskäfern, die ſich auf die Häupter ihrer Pferde geſetzt und ihnen die Pfade erleuchteten. Auch ohne dieſen Beiſtand wären die drei königlichen Prinzen furchtlos geweſen, nun aber ritten ſie um ſo muthiger fort durch die Finſterniß, einem Licht entgegen, das aus dem Dickicht anfangs ſpärlich, dann aber heller und immer heller ihnen entgegen funkelte. Es war eine Köhlerhütte. Der alte Mann hieß ſie abſteigen, ſie führten ihre Roſſe unter ein Schirmdach, ſie ſelbſt aber traten in das Gemach des Alten. „Ihr müßt es uns ſchon vergeben,“ ſprach der Mann, „wenn wir Euch verlaſſen, meine

Alte muß nach der Küche ſehen und ich der Roſſe warten. Wenn mein Bube daheim wäre, könnte er es thun, aber der treibt ſich in Sturm und Unwetter am liebſten herum. Wie jetzt das Gewitter losbrach, lief er ſogleich in den Wald. Es iſt beinah', als verſtänd' er die Sprache des Donners, und läſe die Schrift der Blitze." Indeß ſich nun die beiden Alten entfernt hatten, beſprachen ſich die Prinzen traulich, und der Goldprinz begann: „Was mich betrifft, ich reite nicht zum Turnier, um für des Königs Paſſus Sohn erkannt zu werden, denn mein Vater iſt mir lieber, als alle Väter der Welt, und das Königreich, mein Erbe, genügt mir; aber mein Herz erglüht in Liebe für die wunderherrliche Prinzeſſin Capellidoro, ob ich ſie gleich noch nie geſehen, und um ihre Liebe zu erwerben, ziehe ich zum Turnier." Daſſelbe iſt mein Zweck," entgegnete der Silberprinz, „Prinzeſſin Bianchetta oder Keine beſteigt den Thron mit mir." „So bin ich auch für Nerabella geſinnt," ſprach der Eiſenprinz, und ſie reichten ſich die Hände zum Freundſchaftsbund und gelobten, ſich wechſelſeitig in ihren Bewerbungen beizuſtehen, und falls es ihnen gelänge, die Gunſt der Prinzeſſinnen zu erwerben, als gute Schwäger friedlich zuſammen zu leben für alle Zeiten.

„Guten Abend, edle Fürſten! ich will Euch beiſtehen," ſprach eine Stimme. Sie ſahen ſich um, und erblickten die poſſierlichſte aller Geſtalten. Ein kleines Männlein, nicht höher, als ein Tiſch, mit drei Beinen, deren eines ein Menſchenfuß, die andern zwei aber die eines Hirſches; zwei Hörner wuchſen ihm aus dem Rücken, er hatte aber nur Einen Arm und ſtatt des andern einen Eulenfittig. „Wer biſt Du denn, Du kleiner Kerl?“ rief ihn der Eiſenprinz an. Da faßte der Kleine ſeinen Kopf mit der Hand an und ſetzte ihn zum Erſtaunen der Prinzen auf den Tiſch, der Rumpf ging im Zimmer ſpazieren, indeß der Kopf antwortete: „Ich bin ein penſionirter Geiſt, früher war ich Kammerdiener des Zauberers Zoraduro und ſehr ſchön; die böſe Fee Fanferina aber erhaſchte mich einſt und wollte mich zugleich in einen Hirſch und in eine Eule verwandeln; weil ich mich aber eben magnetiſiren laſſen, der Gichtſchmerzen wegen, die ich in meinem linken Arm empfand, hatte ich mehr Lebenskraft in mir, als ſie berechnet. Daher gelang die Verwandlung nicht ganz, und ſo iſt mir meine jetzige wunderbare Geſtalt geworden. Mein Herr aber konnte mich nicht mehr bei ſich behalten, weil ſich die zarten Feen, die ihm zuweilen beſuchen, vor mir entſetzten; er ernannte mich alſo hier zum Forſtinſpektor, wo ich gleichſam im Ruheſtand lebe. Nach unſerm Penſionsſyſtem bekomme ich freilich wenig, aber ich bin ein Philoſoph und lebe mäßig.“ „Was iſt Deine Penſion?“ redete der Goldprinz. Der Kopf antwortete: „Geld bekomme ich gar Keines, aber Naturalien: ſieben Donnerwetter, ſechs Metzen Kaſtanien, ich muß ſie aber ſelbſt braten, drei Dutzend geräucherte Gelſen, ein halb gewachſenes Crocodill, zwei

Paſſatwinde für den Durſt, fünf Pfund Sonnenſtrahlen für die Winternächte, und im Sommer eine Wolke als Staubmantel; hiervon muß ich aber mein untergeordnetes Perſonal, Würmer, Käfer u. ſ. w. auch erhalten, und dieſe Beſtien brauchen viel. Die drei Glühwürmer, die Euch im Sturme vorgeleuchtet, ſind auch unter mir ſtehende Forſtbediente, und Ihr könntet ihnen wohl ein kleines Trinkgeld zukommen laſſen, denn es ſind blutarme Kerls und haben Weib und Kinder." „Was kann man ihnen denn geben?" frug der Silberprinz, „wir wiſſen ja nicht, was ſie freuen mag." „Geld!" antwortete der Kopf, „Geld! Auch auf Geiſter wirkt der galvaniſche Reiz des Metalles; darum aber darf, was Ihr gebt, nicht von einer Sorte ſeyn, ſondern zweierlei Metall. Die Taxe für das Herumleuchten iſt gewöhnlich vier Groſchen ſächſiſch, aber Standesperſonen ſchenken nach Belieben." Die Prinzen griffen in die Taſchen und gaben, was ſie hatten.

Der Kopf ſchmunzelte freudig, indeß der Rumpf, Arm und Fittig wie jubelnd zuſammen ſchlugen. Der Kopf ſprach weiter: „Heute warte ich ſchon lange auf Euch, denn ich habe eine Botſchaft von der Fee Liliaflamma an Euch, aber ich habe ſie leider vergeſſen. Es war zu heiß, ich durſtig, meine eigenen Donnerwetter habe ich ſchon längſt verzehrt; bis zum nächſten Quartal, wo ich wieder welche bekomme, iſt noch lange hin; da kam mir das Donnerwetter der Fee Fanferina eben recht; ich muß aber ein Paar Blitze über den Durſt getrunken haben, oder vielleicht zu haſtig, denn ich bin ganz ſchwindelig, darum habe ich auch meinen Kopf auf den Tiſch geſetzt, daß er ſich ausruht. Aber auf meine Botſchaft kann ich mich doch nicht recht beſinnen; ſo viel nur dämmert mir, daß Ihr zu Vieren ſeyn müßt, um Euer Abenteuer mit Glück zu beſtehen, und daß Ihr den Vierten noch heute finden müßt, aber nicht werben dürft; er muß ſich Euch freiwillig anbieten, ſonſt mißglückt alles. Die Fee hat mir den Vierten auch genannt, ich hab' ihn aber rein vergeſſen: lebt wohl!" Die Hand griff auf den Tiſch, ſetzte den Kopf auf den Rumpf und die ganze Perſon gaukelte hinaus. Die Prinzen ſahen ihm nach und erblickten nur, wie er draußen die Flammen des eben hell lodernden Meilers verſchlang und dann im Waldesdunkel verſchwand.

Der Köhlerbube lief indeſſen durch die ſtürmiſche Waldesnacht und freute ſich des Wetters, denn er war beherzt, wie ein kleiner Löwe. Da hörte er in einer Thalſchlucht menſchliches Aechzen; weil er nun nicht nur ſehr herzhaft, ſondern auch fromm und mild, kletterte er die Felſen hinab, um dem Seufzenden zu helfen, er ſah jedoch keinen Menſchen, wohl aber ein Pferd. „Haſt Du ſo kläglich geſeufzt?" fragte der Knabe. „Ja wohl, mein liebes Kind," entgegnete das Pferd; „löſe die Schlinge, in die mein Vorderfuß verwickelt iſt, und ich will Dir mein ganzes Leben über dienſtwillig ſeyn." Der Knabe bückte ſich, ſah aber keine Schlinge. Da redete das Roß: „Die Schlinge iſt eine Zauberſchlinge, aus mondſcheingebleichtem Spinnengewebe geflochten, und wird menſchlichen Augen nur durch Zauberlicht ſichtbar. Strecke Deine linke Hand gegen meine Nüſtern aus, ſchau noch einmal auf meinen Vorderfuß und löſe die Schlinge, ſobald Du ſie ſiehſt.“ Der Knabe that, wie ihm das Roß geheißen, das Pferd wieherte Feuer und des Buben fünf Finger an der linken Hand fingen an zu brennen, wie eben ſo viele Kerzen. Der Knabe wunderte ſich hierüber ein wenig, löſte aber dennoch mit der rechten Hand die Schlinge und ſprach: „Ich hätte Dich auch ohne Dein Verſprechen befreit, aber wenn Du bei mir bleiben willſt, wird es mich freuen, denn Du biſt überaus ſchön.“

Kaum fühlte ſich das Pferd frei, ſo erloſchen die Finger des Knaben. Das Pferd aber ſprach: „Schwinge Dich auf meinen Rücken.“ Indeß ſie nun forttrabten, der Köhlerhütte zu, erzählte das Pferd, wie folgt: „Ich bin ein Tátos *) und war eben auf dem Weg, einen guten alten Freund, den Bucephalus Alexanders des Großen zu beſuchen, der nicht geſtorben iſt, wie die Hiſtoriker fälſchlich berichten. Aus Unachtſamkeit fiel ich in dieſe Schlinge, und wäre ohne Deine Hülfe wohl nicht losgekommen, denn dieſe Zauberſchlinge konnte nur der löſen, der ſie gelegt, oder ein unſchuldiges Kind; nun Du mich gerettet, bin ich Dein eigen auf mein ganzes Leben. Ich werde Dir zu aller Zeit mit Rath und

---

*) So heißen die Zauberroſſe bei den Magyaren.

That nützlich ſeyn, aber Du darfſt durch neun Tage niemand entdecken, daß ich ein Tátos, Menſchen werden es nicht merken, und unter den Roſſen nur die alleredelſten.“

Sie ſtanden an der Hütte. Der Knabe führte das Roß unter das Schirmdach und erſtaunte nicht wenig, als die Prinzenroſſe auf die Vorderfüße niedersanken, den Tátos wie knieend verehrend, der aber ſprach „Steht auf, ich bin im ſtrengſten Incognito.“ Sofort erhoben ſich die drei Roſſe und thaten, als wáre der Tátos ihres Gleichen.

Iſt dieſer ſchöne Knabe Euer Sohn? fragte der Silberprinz den alten Köhler, als der Bube in die Stube trat. „Nein, erwiederte der Alte; ich bin auf etwas ſonderbare Weiſe an ihn gerathen. Eines Abends war ich eben beſchäftigt, Kohlen auf einen Wagen zu laden, als eine ſchöne, ganz weiß gekleidete Frau an mir vorüberging; ich rief ihr zu, ſie möchte Acht haben, daß ihr Gewand nicht ſchwarz werde von den Kohlen; ſie lächelte und blieb ſtehen, meine Kohlen aber wurden weiß wie Schnee. Indeß ich nun verwundert bald die Kohlen, bald die Frau anſtarrte, zog ſie eine Lilie, die an ihrem Buſen befeſtigt geweſen, heraus, reichte ſie mir und ſprach: „Stelle dieſe Lilie in friſches Waſſer, morgen erſchließt ſie ihren Kelch; was ihr darin findet, pflegt gut, es bringt euch einſt reichen Segen, wenn es glanzvoll von euch abgefordert wird.“ Und mit dieſen Worten verſchwand ſie. Ich that, wie ſie geheißen, und dieſer Burſche lag den nächſten Morgen ſchlafend in der Lilie. Ich und meine Frau haben ihn lieb gewonnen und gepflegt wie einen Sohn, bis jetzt aber hat ſich niemand um ihn gemeldet, und ich glaube, er wird uns wohl auch auf dem Halſe bleiben." „Wie? rief der kleine, ich bin nicht euer Sohn? ſo hab' ich denn heute nicht umſonſt ein Roß gefunden, ich will ſogleich in die Welt, meinen Vater aufzuſuchen. Ihr ſchönen Herren, nehmt mich mit euch, bis ich den Vater finde." Den Prinzen gefiel dieſe Rede und der Goldprinz ſagte zum Köhler: „Ihr ſeht, die Frau ſprach wahr, denn vernehmt, wir ſind drei Prinzen und begehren euern Sohn zu unſerm Begleiter. Auf glänzendere Weiſe kann er ja aus euerer Hütte nicht abgeholt werden." Der Bube jubelte vor Freuden. „Ich werd' ihn vor mir auf das Roß nehmen," ſprach der Eiſenprinz. „O, das iſt nicht nöthig, rief der Knabe aus, „ich habe im Walde ein Roß gefunden, das wird mich ſchon tragen." Die Alten willigten ein. Die Prinzen ſchenkten ihnen für die Herberge jeder einen Hufnagel. Als ſich die Alten wunderten, entgegneten ſie: Wir ſind von unſerm Gefolge getrennt, können euch alſo für eure freundliche Aufnahme nur dieſe Kleinigkeit bieten; aber wenn ihr den Schmutz wegputzt, der den Nägeln noch anklebt vom geſtrigen Ritt, ſo werdet ihr ſehen, daß die Köpfe der Nägel Diamanten ſind, und um jeden könnt ihr ein Dorf kaufen." Die aufgehende Sonne ſah die Prinzen ſchon auf der Straße; der Mittag in der Reſidenzſtadt des Königs Paſſus.

Alma ſaß in tiefes Sinnen verloren da und miſchte ſich nicht in das Geſpräch der andern, als dieſe nach Beendigung der heutigen Mittheilung ihre Bemerkungen machten. Als die Mutter ſie anredete, erwiederte Alma mild, ein ähnliches Mährchen hab' ich einſt als Kind gehört, ich weiß nicht mehr von wem, dieſes hat mir aufs Neue das roſenrothe Thor der Kindheit erſchloſſen.“

Und raſch verließ ſie das Zimmer.

Sieben und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Die Prinzen ſtiegen am Ende der Stadt in einer einſamen Herberge ab und hielten ſich ſtill und verborgen. Der Köhlerbube aber lief in die Stadt, um alle Herrlichkeiten, die ſie jetzt vorzugsweiſe darbot, anzuſtaunen; denn am nächſten Morgen ſollte der Ritt auf den gläſernen Berg beginnen; und die meiſten Ritter, die ſich hierzu verſammelt, hielten eben einen Prachtzug durch die Stadt und um des Königs Paſſus Palaſt. Zahlreiche Muſikchöre wirbelten durch die Lüfte, bald in kriegeriſcher Freudigkeit tönend, bald in ſüßen Hauchen hinſchmelzend, immer aber Vertrauen auf Kraft oder zartes Hoffen ausſprechend. Die Ritter ſprengten in voller Herrlichkeit einher, ihr Gefolge im jubelnden Gedränge nach. Alles wimmelte von Edelſteinen aller Art, und ſo groß war der überall ausgegoſſene Reichthum, daß ſich niemand fand, die goldenen Hufeiſen aufzuleſen, die häufig den Hufen der Knappenroſſe entfielen. — Der entzückungstrunkene Blick der Schauenden ſchweifte über dem ordnungsvollen Gewirr, und das Auge, dieſer König der Welt, war unvermögend, die geſammte Pracht zu beherrſchen. Aber ſo viel Glanz, ſo viele Herrlichkeit war noch nie geſehen worden, als da die Ritter alle verſammelt; als wären ſie Sterne am hellen Mittag ſichtbar geworden, als wären Engel vom Himmel herabgeſtiegen und hätten Sonnenſtrahlen zu Gewändern genommen, ſo waren die anzuſchauen. Warum wenden ſich aber aller Augen plötzlich weg von dieſem Anblick und ſtaunen in die Höhe? Was ſchweigt die Menge einen Augenblick und bricht wieder in zehnfach verdoppelten Jubel aus? Der König zeigt ſich in ehrwürdiger Majeſtät, und ſeine Töchter um ihn ohne Schmuck. Wer kann den Himmel ſchmücken? Aber in jedem Herzen zückte der Gedanke: Dieſe ſind ſo zauberiſch, daß ein einziger liebender Blick hinreicht, das Leid eines ganzen Lebens in Seligkeit zu verwandeln.

Lange ſchon war der Zug vorüber und die Nacht hatte ihre Wanderung durch die Welt begonnen, aber noch immer rauſchte das aufgeregte Volk durch die Straßen, bis der Morgen anbrach und die Erwartung eines neuen Feſtes die Menge aus dem gegenwärtigen Taumel riß.

Dreihundert ſilberne Drometen waren auf den Zinnen des Königsſchloſſes aufgeſtellt. Der Morgenhauch belebte ſie und ihr Klang vermengte ſich dem Getöne eben ſo vieler hundert goldener Aeolsharfen, und alles, ſo da lebte, drängte ſich ins Schloß. Der Goldprinz war der Erſte, der am Fuß des gläſernen Berges hielt. Sehnſüchtig blickte er hinauf zum Balkon, auf dem die Prinzeſſin Capellidoro erſcheinen ſollte. Tauſend und tauſend Ritter waren ſchon verſammelt, hunderttauſend und hunderttauſend Zuſchauende hatten ſich in dichte Maſſen zuſammengeſchoben, als die Prinzeſſin endlich ſichtbar wurde, und dem Goldprinzen war es bei ihrem Anblick, als beginne jetzt erſt ſein Leben. Auch die Prinzeſſin hatte ihn erblickt und im ſtillen gedacht: „Ach, wäre dies mein Bruder!“ Sie beachtete es gar nicht, wie die Ritter ſich bemühten, den gläſernen Berg hinauf zu reiten. Die Roſſe vieler wollten gar nicht daran, manche verſuchten es, hinauf zu traben, glitten aber ſogleich aus. Einige kamen bis zur halben Bergeshöhe, fielen aber wieder herab, wenig amen nahe zum Balkon; dort aber entſetzten ſich ihre Roſſe, oder ſie ſelber wurden ſchwindelig, denn ein dunkles Spiegelglas lag querüber, viele Klafter breit, dünn wie Papier, mit unheimlichen Zeichen beſchrieben, und unter ihm gähnte eine bodenloſe Tiefe. Rauch qualmte immer auf und die Flammen, die manchmal aufzuckten, ließen in ungewiſſem Licht Spieße und Senſen und andere ſcharfe Todeswerkzeuge an den Wänden ſehen. Die böſe Fee Fanferina hatte in der jüngſten Nacht alles in den Berg hinein gezaubert. Prinzeſſin Capellidoro hoffte immer, nun und nun werde der Goldprinz den Ritt beginnen, aber ſie hoffte vergebens. Als am Abend die ſilbernen Drometen, die goldenen Aeolsharfen für heute den Schluß des Feſtes verkündeten, ging ſie betrübt in ihre Gemächer zurück, der Goldprinz aber in ſeine entlegene Herberge, wo er ſich ſeinen verliebten Gedanken überließ. Als am nächſten Morgen Drometenton wieder die Eröffnung des Rittes verkündete, ſtand der Silberprinz der erſte am Berge, und viele tauſend Ritter und viele hunderttauſend Zuſeher verſammelten ſich, wie am erſten Tag, und als Prinzeſſin Bianchetta erſchien, erging es ihm wie Tags zuvor dem Goldprinzen, und Bianchetta erſehnte ſich ihn ebenfalls zum Bruder, wie am Tage zuvor Prinzeſſin Capellidoro ſich den Goldprinzen dazu erſehnt hatte. Die Ritter ſtrebten vergebens, den Gipfel des Berges zu erreichen, der Silberprinz aber rührte ſich nicht, ſo ſehr auch Bianchetta hoffte, daß er ſein Roß den Berg hinauf ſpornen werde. Als die ſilbernen Drometen für heute den Schluß des Feſtes verkündeten, ging ſie betrübt in ihre Gemächer zurück, der Silberprinz aber in ſeine entlegene Herberge, wo er ſich ſeinen verliebten Gedanken überließ.

Am Schluſſe des dritten Tages waren wieder alle Ritter verunglückt, die den Verſuch gewagt, bergan zu reiten. Prinzeſſin Nerabella hatte ſich den Eiſenprinzen zum Bruder erſehnt, wie ihre Schweſtern ſich den Goldprinzen und den Silberprinzen zum Bruder erſehnt hatten. Der Eiſenprinz aber war den ganzen Tag über in das Anſchauen der Prinzeſſin Nerabella verſunken geweſen, und kehrte am Abend in ſeine einſame Herberge zurück, wo er ſich ſeinen verliebten Gedanken überließ. Die Prinzeſſinnen hinwiederum beſprachen ſich ſo oft über ihre vermeinten Brüder, bis es ihnen klar wurde, daß jede einen andern meine, daß alſo zwei ſich irren müſſen. Mit wunderbaren Gefühlen traten ſie nun auf den Balkon und jede ſeufzte: „Gebe der Himmel, daß ich mich irre.“

Neun Tage währte ſchon das Turnier; aller Ritter Verſuche, den gläſernen Berg hinan zu reiten, waren mißglückt. Am zehnten Tage ſtand kein einziger mehr in den Schranken, den Goldprinzen abgerechnet. Er wartete mehrere Stunden. Als nun niemand erſchien, den Ritt zu wagen, ſpornte er ſein Roß und flog wie ein Pfeil den gläſernen Berg hinan. Die Prinzeſſin bebte, daß ſein Roß jetzt ausgleiten, jetzt umkehren, jetzt er nicht den Muth haben werde, über die ſchwarze Spiegeltafel zu ſetzen: aber er ſtand ſchon vor ihr, empfing den goldenen Helm aus ihrer Hand, war eben ſo ſchnell den Berg hinab geritten und entfloh dem Jubel der Menge und ihren nacheilenden Blicken. Er iſt alſo doch mein Bruder, dachte zwiſchen Luſt und Schmerz Capellidoro. Auf gleiche Weiſe holte am nächſten Morgen der Silberprinz aus Bianchettas Händen den ſilbernen Schild, auf gleiche Weiſe empfing an ſeinem Tage der Eiſenprinz von Nerabella das Schwert.

Die Prinzen beſprachen ſich nun in ihrer einſamen Herberge und beſchloſſen, am nächſten Morgen dem König Paſſus und den Prinzeſſinnen ſowohl ihre tiefe endloſe Liebe, wie auch ihren feſten Willen zu erklären, die Welt zu durchziehen, bis ſie jenen gefunden, dem Helm, Schild und Schwert gehörig. Plötzlich ſprang der Köhlerbube in das Gemach und rief: „Ihr Prinzen auf! das Schwert zur Hand, hin zum königlichen Park, die Prinzeſſinnen ſind in Gefahr, mein Roß hat mirs geſagt,“ und die Prinzen waren ſchon hinaus und ſtanden ſchon im königlichen Garten. Da fanden ſie denn die Prinzeſſinnen wirklich in höchſter Bedrängniß: jene Lerche, welche einſt die ſieben Sperber beſiegt, war wieder erſchienen und verfolgte die Prinzeſſin Capellidoro; als ſie aber den Goldprinzen erſah, wandte ſie ſich gegen ihn und aus jeder ihrer Federn ſchoß ſie glühende Kugeln gegen ihn. Die Neſſeln drängten ſich gegen Prinzeſſin Bianchetta; als ſie aber den Silberprinzen gewahrten, wurden ihre Stacheln zu Blitzen, die alle gegen ſein Herz zielten. Prinzeſſin Nerabella war von den Ameiſen ſchon umringt, als der Eiſenprinz ſich ihr nahte; ſofort ſtanden die Ameiſen als geharniſchte Gnomen gegen ihn, jeder mit ſechs Händen, in jeder Hand ſechs Schwerter. Nun begann ein blutiges Kämpfen. Gerne hätten die Prinzeſſinnen ihre Haare abgeſchnitten, um ihre Retter zu ſichern, ſie hatten aber keine Scheeren bei ſich, zu ihrer großen Freude ſahen ſie jedoch, daß die Prinzen ſiegten. Die Lerche, die Neſſeln und die Ameiſen lagen todt auf den Boden hingeſtreckt, die Prinzen aber knieten nieder und erklärten den Prinzeſſinnen ihre Liebe, und daß ſie am nächſten Morgen im feierlichen Zuge bei dem großen König Paſſus erſcheinen und um ihre Hand werben würden. Die Prinzeſſinnen antworteten nicht, ſondern nahmen die Schwerter der Prinzen, ſchnitten ſich damit ihre Haare ab, flochten ſie zu Ringen und ſteckten ſie den Prinzen an den Finger, auf daß die Prinzen ſo lange leben möchten, wie die Prinzeſſinnen, und jung und ſchön bleiben wie ſie.

Acht und funfzigſte Nacht.

„Wiſſen Sie vielleicht ob es gegründet iſt, daß Baron Eduard in dieſen Tagen das Schloß verläßt?“ fragte der Maler den Caplan, als er ihn des Abends im Saale antraf.

„Einzelnen Andeutungen nach ſollte man es glauben,“ verſetzte dieſer, „wie könnte auch ein junger, lebensluſtiger und thätiger Mann für immer hier verweilen? ſo angenehm auch der Aufenthalt im Schloſſe durch ſeine Bewohner wird. Jeder Menſch iſt nur glücklich wenn er einen Wirkungskreis hat und Sie ſelbſt würden auch nicht lange hier verweilen, hielten ihre Fresken Sie nicht auf.“

„Allerdings, ich könnt' es auch nicht, aber Eduard iſt nicht nur unabhängig, ſondern auch ſehr reich, er ſcheint das, was gewöhnliche Menſchen Vergnügen nennen, viel weniger zu lieben als Franz und die Bibliothek giebt dieſem ſinnigen, milden Menſchen angenehme und nützliche Beſchäftigung genug. Ich meine Eduard gehört zu den Menſchen die man ſogleich ohne alle Erklärung, oder nie verſteht. Ich glaubte ihn verſtanden zu haben, werde jetzt irr an ihn, denn wenn er, wie ich faſt jetzt noch überzeugt bin, Alma liebt, warum will er dies Schloß verlaſſen, die ſtillgeliebte allein laſſen bei Franz, der ſich doch deutlich um die Gunſt des Fräuleins bewirbt?“

„Wiſſen Sie ob er wiederkehrt? Ich glaube es und geht er nicht vielleicht um dem Fräulein, das ſichtlich noch nicht klar und einig mit ſich iſt, die Wahl zu erleichtern?

Liebt ſie Franz, wird ſie den Entfernten bald nicht mehr vermiſſen und ſich um ſo inniger zu dem Nahen hinwenden, liebt ſie den Eduard, wird Sehnſucht nach ihm ihr Herz erfüllen und Alma ſich entſchieden von Franz zurückziehen.“ Das Geſpräch wurde unterbrochen und der Caplan erzählte den Schluß des Mährchens wie folgt:

Die Prinzen kehrten zurück in ihre Herberge und verwunderten ſich ſchon von ferne über den glänzenden Ritter, der in der Thüre ſtand. Es war aber niemand Anderer, als der Köhlerbube. Er hatte ſich rüſten wollen, um ſeinen Herren im Kampfe beizuſtehen, in der Eile fand er nichts als die Preiſe, welche die Prinzen vom gläſernen Berg geholt, und ſiehe! der Goldhelm paßte ſeinem Haupte, der Silberſchild war wie geformt für ſeine Linke, und das Eiſenſchwert blitzte nach allen Richtungen in ſeiner Rechten. Der Tátos neigte ſich eben vor ihm, dem wiedergefundenen Königsſohn huldigend. Die drei Prinzen wollten ihn ſogleich in das königliche Schloß bringen, der Tátos aber geſtattete es nicht. „Er muß den gläſernen Berg hinanreiten, ſprach er, „und noch drohet ihm große Gefahr!“ Hierauf nahm der Tátos den Prinzen ſeitab und ſprach zu ihm: „Mein lieber Königsſohn und Freund! Wenn du morgen den Berg hinauf reiteſt zu deinen königlichen Schweſtern, wird uns ein wildes Ungethüm begegnen, welches ſehr ſtark und liſtig iſt; du mußt dich und mich zu einem großen Kampfe rüſten, und es iſt ſehr zweifelhaft, wer den Sieg davon trägt. Nimm alſo ſieben Büffelhäute und nähe mich in dieſe ein, dann aber nimm eine Maaß Bier und halte ſie die ganze Nacht über dem Mars entgegen, damit das Bier in ſeinen Strahlen deſtillirt werde; dies Bier nimmſt du mit auf den Ritt, und wenn du fühlſt, daß ich im Kampfe ermatte, ſo ſchütte es mir in das rechte Ohr.“ Und wie der Tátos geheißen, ſo that der Prinz. Am nächſten Morgen ritt er zum gläſernen Berg, die drei Prinzen, ſeine Schwäger, mit ihm. Als der König und die drei Prinzeſſinnen und das verſammelte Volk den jungen Menſchen ſahen, den Goldhelm auf dem Haupte, den Silberſchild am Arme, das Eiſenſchwert zur Seite, wußten ſie Alle, dies ſei der lange todtgeglaubte Lindoro, und alles jubelte in lauter Freude; er aber grüßte freundlich rechts und links und ritt langſam den gläſernen Berg hinan. Er war kaum einige Schritte bergan, als ein Roß, das niemand zuvor geſehen, plötzlich neben ihm fortzuſchreiten begann. Mit jedem Schritt wuchſen ihm ein Paar neue Augen, bis es ihn endlich mit tauſend Augen anglotzte, und jedes Augenlied war ſcharf und lang wie eine Senſe; es blinzelte unaufhörlich, und ſo oft ein Augenlied zufiel, hätte es eine Eiche durchſchnitten; und oben ſaß ein Todtengeripp mit ſieben beweglichen Hirſchgeweihen. Es erhob ſich ein furchtbarer Kampf zwiſchen den Roſſen und den Reitern. Prinz Lindoro ſprengte fechtend immer vorwärts; als er aber fühlte, daß die ſieben Büffelhäute durchſchnitten waren und ſein Tátos ermattete, goß er ihm das Bier in das Ohr, und mit ungeheuerer Kraft ſetzte der Tátos über die ſchwarze Spiegeltafel, die Spiegeltafel brach, und das Ungethüm und die Fee Fanferina — denn niemand Anderer als ſie war das Todtengerippe — ſtürzte in die bodenloſe Tiefe, indeß Lindoro in den Armen ſeines jubelnden Vaters und ſeiner liebenden Schweſter lag.

Der große König Paſſus beſchloß, ſowohl die Krönung ſeines Sohnes Lindoro, als die Vermählung ſeiner Tochter auf das glänzendſte zu vollziehen. Nach der Weiſe großer Fürſten begann er die Feierlichkeit mit Belohnungen jener, die ſich um das Haus Paſſus verdient gemacht. Die Wärterin Lindoros, die wieder lebendig, ſeit die Ameiſen durch den Eiſenprinzen erſchlagen worden, erhielt die Erlaubniß, bei großen Hoffeſten einen künſtlichen Ameiſenberg auf dem Kopfe zu tragen, und für ſich und ihre Nachkommen beiderlei Geſchlechtes das Recht, dem jedesmaligen Kronprinzen am Jahrestag ihrer Verwandlung eine Schüſſel gebackener Ameiſen zu präſentiren. Der Tátos aber wurde in den Adel erhoben mit dem Prädikat Edler von Haberfriß, und mit einer ausgedehnten Beſitzung beſchenkt, woſelbſt täglich hundert Bauern für den Anbau aller Gattungen Futterkräuter Sorge tragen mußten.

Während des allgemeinen Freudejauchzens breitete ſich plötzlich eine ſonderbare Helle über das königliche Haus, alle blickten verwundert auf. Ein Stern ſenkte ſich vom Himmel herab, die Fee Liliafiamma und der Zauberer Zoraduro ſaßen darin. Alle beugten ſich vor der wohlthätigen Fee und dem befreundeten Zauberer. Zoraduro erhob ſeine Stimme und redete alſo: „daß Euer Prinz Lindoro noch lebt, dankt ihr der Fee Liliafiamma. Als die böſe Fee Fanſerina den Prinzen Lindoro auf ein Lilienblatt gelockt hatte, wurde dies der Fee Lilafiama, als der Herrin der Lilien alſo gleich bekannt. Hätte Fanſerina ſtatt des Lilienblattes ſich einer Feuernelke bedient, würde ſeine Rettung weit ſchwieriger geweſen ſeyn; ſo aber trug das Lilienblatt ihn zu der Lilienherrin, die ihn verborgen in den Kelch einer Lilie zu einem Köhler brachte. Fanſerina hatte ihn in einen gedächtnißraubenden Zauberſchlaf verſenkt; ſo kam es, daß ſich Lindoro für des Köhlers Sohn hielt. Das Uebrige wißt Ihr.“ Die Fee nahm hierauf das Wort: „Wollt Ihr etwas von mir, ſo ſprecht, denn Ihr werdet mich lange nicht ſehen. Ich gedenke mich mit meinem Freunde, dem Zauberer Zoraduro, zu verehelichen und einige Jahrtauſende in ſtiller häuslicher Glückſeligkeit im Zentrum der Erde, wo wir einen kleinen Landſitz haben, zu verleben. Der Hochzeitſchmaus iſt ſchon fertig, der Veſuv, unſer Schornſtein, raucht; alſo geſchwind. Die Prinzeſſinnen traten zu ihr hin und ſprachen: „Du haſt uns eine wundervolle Gabe in unſern Haaren verliehen, wir haben ſchon einigemal gut und thöricht davon Gebrauch gemacht; zürne nicht und achte uns nicht für leichtſinnig, wenn wir an die=

ſem uns ſo feierlichen Tage die Wundergabe zum letztenmal benützen. Was hälf' es uns und unſern geliebteſten Prinzen und Gemahlen, wenn wir hundert Jahre jung und ſchön blieben und unſere Kinder und Enkel gingen zu Grabe und unſere Urenkel wanderten unter uns, ähnlicher unſern Vätern als unſern Nachkommen. Was hälf' es uns, wenn uns alles Wohlſein umblühte und unſere Königreiche in Noth und Elend ſind? Nimm deine wundervolle Gabe zurück, gib uns dem Schickſal des gewöhnlichen Lebens Preis, aber gewähre uns, daß wir ſtets das Gute wollen und daß unſere Völker durch uns glücklich werden." Und die Prinzeſſinnen legten ihre zaubervollen Haare der großen Fee Liliaſiamma zu Füßen, und die drei Prinzen drückten die großherzigen Prinzeſſinnen an die liebbewegte Bruſt.

Der mächtige Zauberer Zoraduro erhob das Wort: „So iſt denn die Weiſſagung des hundertjährigen Zauberkalenders in Erfüllung gegangen, daß dieſem Lande durch Entſagung das größte Heil erſcheinen wird. Eure Wünſche ſind erfüllt und euch ſelbſt werden die Mittel an die Hand gegeben, ſie zu vollziehen. Ein Mädchen, das ſeine Schönheit und Jugend dem Woh Anderer freiwillig aufzuopfern vermag, iſt eine Fee, ſo ſpricht der Civil=Coder und die Gerichts=Praxis de Geiſterreichs. So nehmet denn euere Haare als eben ſo viel Zauberſtäbe aus meiner Hand zurück. Beglückt eure Länder und beſchützt das eures Vaters und Bruders." Und wie die Prinzeſſin Capellidoro den Gold ſtab, Bianchetta den Silberſtab und Nerabella den Eiſenſtab erfaßten, tönte eine unſichtbare Muſik durch die Lüfte, wie ſie noch niemand ſo ſchön gehört und drei ſchimmernde Wölkchen ſenkten ſich vom Himmel nieder und entführten die Prinzeſſinnen mit ihren Gatten den ſie Umſtehenden.

Was ſich weiter alles zugetragen, wie weiſe ſie ihre neue Macht gebraucht, wie glücklich ſie gelebt, wie ſehr ſie ihre Völker beglückt, kann ich Ihnen, Geliebteſte, nicht mehr erzählen; ſo viel iſt nur gewiß, daß der König Paſſus und ſein Sohn Lindoro, Prinzeſſin Capellidoro und der Goldprinz, Bianchetta und der Silberprinz, Nerabella und der Eiſenprinz noch leben, wenn — wie jedes Mährchen ſchließt — ſie noch nicht geſtorben ſind.

Neun und funfzigſte Nacht.

„Ei, Sie kommen ja mit einem ſtarken Manuſcript!" rief ſcherzend die Freifrau, auf die Papierrolle deutend, welche Franz in der Hand hielt.

Er erwiederte: „ſie kommt von dem guten Küttner, welcher mir geſchrieben hat, noch mit Sehnſucht denkt er hierher und ſendet als Gruß an die verehrten Damen zwei Sagen und eine italieniſche Geſchichte, die er alten Chroniken oder irgend einer Sagenſammlung entnommen hat."

Nachdem die Verſammelten einige Zeit mit Theilnahme von Küttner geſprochen und von Franz vernommen, wie er jetzt lebe, las dieſer:

Die Falkenburg.

Die ſchöne Liba ſaß am Spinnrocken und ſchaute manchmal durch das Erkerfenſter der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte.

Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter von der Nachbarſchaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort ſein Lehn zu empfangen, und noch vorher von ſeiner Braut Abſchied nehmen.

Eine Stunde mochte ſie ſo geſeſſen haben, als er auf ſeinem Grauſchimmel das Thal heraufſprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand und wollte ihm entgegen eilen, verwickelte ſich aber in das Geſpinnſt, und ehe ſie ſich losmachen konnte, trat Guntram ſchon zur Thüre herein. Liba wurde in dieſem Augenblicke von einer Bangigkeit ergriffen, welche ſie nicht zu meiſtern wußte, und Guntram hatte Mühe, ſie durch Worte und Liebkoſungen in etwas zu beruhigen. Er ſchied mit dem Verſprechen, in vierzehn Tagen wieder bei ihr zu ſeyn und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die eben in der Kirche war.

Guntram hatte den feſten Vorſatz, ſobald als möglich zurück zu kommen, denn auf der Falkenburg blieben ſein Herz und ſeine Gedanken zurück; allein es geſchah nicht, wie er wünſchte und dachte.

Der Pfalzgraf wollte eben, als er dort anlangte, eine Geſandtſchaft nach Burgund ſchicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er beſaß eine einnehmende Geſtalt und adelige Sitten.

Sechs Wochen gingen über der Reiſe hin; auf dem Heimwege verirrte ſich Guntram mit ſeinen Gefährten in einem dicken Walde; die Nacht brach ein, und der Ritter ſah ſich zuletzt von den übrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finſterniß und durch das Geſtrüpp auf gut Glück ſuchen. Endlich vernahm er das Rauſchen eines Baches und ritt darauf zu. Der Strom floß einem Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht ſchauerlich ſich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er ſeinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein ſtattliches Gemach, deſſen Wände mit Schildereien behangen waren. Guntram betrachtete aufmerkſam dieſe Bilder, welche mancherlei Geſchichten vorſtellten. Auf dem einen wurde der Grundſtein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen; auf dem dritten vertauſchte ein andrer das Schwert mit dem Pilgrimsſtab. Ueberhaupt ſchien das Ganze eine Erzählung von den Hauptbegebniſſen des Geſchlechts zu enthalten, welchem die Burg zugehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieſer Darſtellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein ſchwarzer Flor hing. Neugierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine ſchöne Jungfrau, die an einem offenen Grabe ſtand. Sie ſah aber recht blühend aus und lebensluſtig und war beſchäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen.

Guntram wußte die ſeltſame Vorſtellung nicht zu deuten und zerbrach ſich den Kopf darüber. — In dieſem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach, und hieß den Gaſt willkommen. Herr Bodo, dies war ſein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vergleichbar, deſſen Blüten und Blätter vor der Zeit gefallen ſind, weil ein Sturm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einſt ſo lebendigen Strom in ſeiner Bruſt war ein erſtarrender Froſthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen ſchließen, ſo hielt man ihn für einen Todten.

Gutherzig war er immer geweſen, und er ſetzte bald alle ſeine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweiſen. Auch ſchien er Wohlgefallen an Guntram's Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bei ihm ſitzen, bis ihm gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jetzt von einem alten Diener auf ein Schlafgemach geführt.

Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, ſchauerlichen Bogengang. Die Fenſter waren mit Spinnengewebe überzogen, und bei dem Schimmer des Lichtes ſchwirrten Fledermäuſe hervor und umkreiſeten Guntram und ſeinen Begleiter.

„Herr Ritter,“ fing der alte Diener an, „Ihr werdet glauben, in ein verwünſchtes Schloß gerathen zu ſeyn, wo Zauberer und Unholde ſpuken. Unſer Herr iſt ohne Kinder, und ſeine Gedanken mögen nirgends mehr am Irdiſchen feſthalten. Seit dreißig Jahren, da ſeine letzte Tochter, die ſchöne Erlinde, ſtarb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, iſt das einzige, worin wir einen Gaſt noch mit Ehren beherbergen können.“

„Indeſſen,“ fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, „indeſſen geſchieht es ſelten, daß ein Fremder bei uns einſpricht und ſeit fünf Jahren ſeyd Ihr wieder der Erſte.“

Während dieſer Rede waren ſie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von dem Burgherrn und ſeinen Schickſalen Näheres erfragen mögen, allein der Alte wich ſeinen Fragen aus, und als er dem Ritter eine gute Nacht wünſchte, fügte er leiſe hinzu: „Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube nebenan ein kleines Geräuſch hört, ſo laßt dies Euch nicht anfechten, macht ein Kreuz und betet ein Vater Unſer.“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich und dem Ritter wurde faſt ein wenig unheimlich zu Muthe, denn er dachte an eine Geſpenſter Erſcheinung und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine ſolche Furcht zu erwecken. Darum befolgte er treulich den guten Rat des alten Dieners, betete ein Vater Unſer und bekreuzt ſich Stirne Mund und Bruſt.

Auch ließ er die Kerze brennen und da er ſich nicht entſchließen konnte, zu Bette zu gehen, ſo warf er ſich in einen Armſtuhl. Nicht lange, da däuchte ihm, er höre im Nebengemache Fußtritte, und gleich darauf vernahm er den ſanft verſchwebenden Geſang einer weiblichen Stimme. Das iſt kein geſpenſtiſches Weſen, dachte Herr Guntram bei ſich, und der Alte mag hier wohl ein hübſches Mägdlein verſteckt haben, welches mir nicht ſichtbar werden ſoll.

Mit dieſen Gedanken öffnete er leiſe ſein Gemach und ging hinaus, in der Hoffnung, durch das Schlüſſelloch erſpähen zu können, wer denn eigentlich neben ihm herberge. Die Thüre des Nebengemaches ſtand auf und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erſtaunen ſah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigſten Geſtalt vor einem Spiegel ſitzen. Sie ſpielte mit ihren langen, blonden Locken, und ſchien mit großem Wohlgefallen die ſchönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram ſtand wie angewurzelt und konnte ſich nicht ſatt ſehen an der freundlichen Erſcheinung. Mit Mühe verſagte er ſich's, ſie anzureden, allein es däuchte ihm zu ſolcher Zeit und an ſolchem Orte doch allzu unſchicklich und er ſchlich ſich endlich wieder auf ſeine Kammer und warf ſich auf's Bette, doch floh ihn der Schlaf, denn vor den

Augen ſeines Gemüthes ſaß noch immer die holde Jungfrau, von deren Geſtalt ein Zauber ausgegangen war, der ſein Herz umſponnen hatte.

Sechzigſte Nacht.

Den folgenden Abend verſammelten ſich Alle wieder, um den Schluß der Sage zu hören, welcher alſo lautete:

Als ſich der alte Diener des Morgens bei Guntram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieſer und verſchwieg, was er geſehen. Der Burgherr lud ſeinen Gaſt ein, ſich einige Tage auf dem Schloſſe auszuruhen, und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in dieſem Augenblick Liba's Bild, wie ein warnender Schutzgeiſt, an ihm vorüber ſchwebte. Er brachte den Tag damit hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu beſehen. Indem er einen einſamen Pfad zwiſchen düſtern Nadelhölzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle, die wenig beſucht ſchien. Neſſeln und Dornen wuchſen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenſter ſtreckte ein Ahorn einen ſeiner Aeſte in das Innere und beſchattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altar und an den Wänden der Kapelle befanden ſich viele Grabmäler und darunter ein offenes, leeres Grab. Auf dem Grabſteine, der an die Wand gelehnt war, ſtanden die Worte: „Bete, Wandrer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte Dich vor meinem Anblick.

Guntram wußte nicht, was er von der ſeltſamen Inſchrift denken ſollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild ins Gedächtniß. Nachgerade überfiel ihn ein kleines Grauen über die Geheimnißvolle in dieſer abgelegenen Burg, er dachte jetzt auch an ſeine Liebe und faßte den Vorſatz, ſeine Reiſe noch an demſelben Abend fortzuſetzen. Zum Unglück fand er bei ſeiner Rückkehr auf die Burg den Beſitzer nicht zu Hauſe, und da er nicht ohne Abſchied ſcheiden wollte, mußte er ſich's gefallen laſſen, noch eine Nacht an dem bedenklichen Orte zuzubringen. Als er ſich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer das vorige Geräuſch, und bald darauf erklang ein Lied in ſo ſüßen Tönen, daß Guntram ſich unwillkührlich zu der holden Sängerin hingeriſſen fühlte. Die Thür ihres Gemachs ſtand halb offen, wie geſtern, ihre Geſtalt aber kam dem Ritter noch ſchöner vor; ſie trug ein leichtes Nachtgewand, welches die ſchönen Umriſſe des blühenden Leibes mehr zeigte als barg, und ihr Auge ſchwamm in ſehnſüchtiger Schwermuth. Der Ritter mochte ſich nicht mehr länger meiſtern; er trat zu ihr in das Gemach und ſtotterte einige Entſchuldigungen, ſie ſah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an ſie that, zeigte ſie auf eine Schrift, die in dem ſchwarzen Marmortiſch, an welchem ſie ſaß, eingegraben war. Die Schrift lautete ſo:

Ich muß ſchweigen. Liebe kann mich binden. Liebe kann mich löſen.

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau ſah ihn traurig an, aber mit einem Blick, der ſein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen — die Jungfrau ließ es geſchehen. Er wagte einen Kuß auf ihre Wange — da nahm ſie einen Ring aus einer Schublade und reichte ihn dem Ritter dar. Im Rauſch des Augenblicks ſteckte ihn dieſer an den Finger — und riß die Jungfrau ungeſtüm in ſeine Arme. Da flatterte ein Käuzchen ans Fenſter und fing gar ſchauerlich zu ſchreien an. Sie machte ſich haſtig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf ſeine Lippe und verſchloß ſich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jetzt faſt unheimlich zu Muthe, allein der Rauſch ſeiner Sinne war noch nicht ganz verſchwunden, und er warf ſich unruhig auf ſein Lager. Als er beim erſten Sonnenſtrahl erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beklommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, ſondern nach kurzem Abſchiede vom Burgherrn das Weite ſuchte. Er trieb ſein Roß unaufhörlich an, und erſt als die grauen Thürme der Burg ſeinem Blicke entſchwunden waren und er aus dem Walde in's Freie kam, ward es ihm leichter um's Herz.

Auf dem Felde ſah er einige Hirten. Er ſtieg ab, um ſeinem Roſſe einige Raſt zu gönnen, geſellte ſich zu ihnen, und that einige Fragen nach der grauen Waldburg. „Das iſt eine gräuliche Geſchichte,“ antwortete einer der Hirten. „Der alte Bodo, der noch auf der Burg lebt, hatte eine ſchöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angeſehene Herren warben um ihre Hand, aber ſie war eitel und thörigt, und forderte von ihren Liebhabern halsbrechende Dinge. Einige ließen ſich darauf ein, und büßten die Verwogenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelig an Geſtalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Dieſem hatte ſie aufgegeben, in der Walpurgisnacht drüben im Königsbann auf dem Kreuzweg zu ſtehen und ihr am andern Tag zu berichten, was er gehört und geſehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderſpiel und begab ſich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von ſeinem Leichnam. Viele behaupteten, die Unholde hätten ihn getödtet, welche in der Walpurgisnacht dort ihren Spuk treiben; andre meinen jedoch, er ſey von Wölfen zerriſſen worden. Die Mutter des Jünglings verfiel über die Trauerbotſchaft in Wahnſinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbeſtunde, und dieſer Fluch ging in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und ſtarb plötzlich. Aber als man ſie begraben wollte und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da war ihr Leichnam verſchwunden. Sie geht jetzt noch in der grauen Waldburg um, wie ſie leibte und lebte, und ſucht die Fremden, die da herbergen, zu beſtricken. Wer aber in ihr Netz fällt, der muß ſterben nach dreimal neun Tagen, und nur wer ihrer verführeriſchen Geſtalt widerſtebt, kann ſie erlöſen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bei dieſer Erzählung eine Felſenlaſt auf's Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieſelte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du biſt mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düſtern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todtenſtille und kein Zweiglein regte ſich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldherberge zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengrab, ein Feuer, um welches ſich einige Weſen wie Schattengeſtalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drei alte Weiblein, die etwas ſeltſames zu treiben ſchienen. Er hielt ſein Roß an, um die Erſcheinung zu betrachten. Das eine Weiblein ſang:

Drei Neſſeln riß ich ab
Drüben vom Rieſengrab!
D'raus ſpann ich den Faden hier,
Schweſterchen, ich ſchenk ihn Dir.

Da ſang die zweite:

Will den Faden in Thränen kochen,
Hab' ein Webſchiff aus Todtenknochen,
Fünf Ellen Leinwand web' ich mir,
Die, Schweſterchen, ſchenk ich Dir.

Hierauf antwortete die dritte:

Will nähen draus ein Hemdlein fein,
Will wickeln einen Schläfer drein,
Du, Reiter, reit' gemach,
Das Hemd, ich bring's Dir nach.

Guntram war's, als ängſtigten ihm böſe Träume — unwillkührlich ſpornte er ſein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages, um die Abenddämmerung, langte er an der Falkenburg an, wo ſeine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, ſah er zwei Männer vor ſich hergehen, die einen Sarg trugen. Von unſäglicher Angſt ergriffen, rief er ihnen zu, aber ſie hatten ſich plötzlich aus ſeinen Augen verloren. Er ſtieg mit wankenden Knieen die Treppen hinauf — Liba flog mit dem Schrei des Entzückens in ſeine Arme. Guntram fragte, wer geſtorben ſey, und erwähnte der Männer mit dem Sarge. „Ei,“ ſagte Liba lachend, „Du haſt wohl das Brautbett für einen Sarg angeſehen.“ Sie öffnete die Thür eines Gemachs und zeigte ihm die Bettſtelle, welche ſo eben gebracht worden war. Guntram ſchüttelte den Kopf und ſeine

Beklemmung nahm zu. Er that ſich Gewalt an, um heiter zu ſcheinen und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuſchieben. Sie war es zufrieden, und der Tag wurde hierzu beſtimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram ſein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäſte aus der Nachbarſchaft geladen, und der Zug erhob ſich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beim Heraustreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle vor der Braut her eine verſchleierte weibliche Geſtalt, die von einem ſchwarz gekleideten Ritter geführt werde. Da fiel ihm der Sarg wieder ein und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, ſeine Begleiter zu fragen, wer die Verſchleierte ſey, die doch früher nicht in dem Saal gegenwärtig geweſen. Man trat in die Kapelle und zum Altar. — Indem Guntram der Braut ſeine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der ſeinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in dieſem Augenblick zwiſchen ihm und Liba ſtand. Da umhüllte Nacht ſeine Blicke, die Schauer des Todes durchrieſelten ſein Gebein, mit einem Schrei des Entſetzens ſank er zu Boden und mußte nach der Burg zurückgebracht werden. Es währte lange, bis er wieder zur Beſinnung kam. Er verlangte einen Prieſter, und nachdem er dieſem die Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an ſein Lager rufen und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. „Sey Du jetzt der Engel meiner letzten

Stunde," fügte er hinzu, „und verſcheuche mit Deinem Gebet das ſchreckliche Bild, wenn es wieder vor mich treten will."

Liba ſank laut betend auf die Kniee, und Guntram's Antlitz erheiterte ſich und in ſeine Seele kam der Friede von oben. Er gewann wieder einige Lebenskraft und ſagte zu Liba: „Mir iſt's, ich könne weder leben noch ſterben, bis Du meine Gattin biſt."

Die Jungfrau ging ſchweigend und rief den Prieſter, der ihre Hände in einander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da umnachteten die Schatten des Grabes Guntram's Auge — noch einmal ſtreckte er die Hand nach der Geliebten aus — ſie ſank an ſeine Bruſt und ſeine Seele entfloh.

Liba vertrauerte ihre Tage im Wittwenſchleier und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

Dieſe Sage hatte Jedem auf eigne Weiſe angeſprochen, Alma beklagte die unglückliche Liba, Franz den Ritter Guntram, welchem für eine kleine, augenblickliche Schwäche ſo fürchterliche Strafe ward; Eduard Erlinden, weil ihr Bewußtſeyn ſie peinige.

„Ich glaube," äußerte Alma, „keine Gegend iſt reicher an Sagen, als die Rheingegend."

„Sehr natürlich," nahm der Freiherr das Wort, „jede alte Burg hat wenigſtens eine Sage und keine Gegend iſt ſo reich an alten Burgen, wie der Rhein. Schleſien hat außer den vielen Sagen vom Rübezahl wenige von alten Schlöſſern.“

„Böhmen und Ungarn iſt auch Sagen reich,“ ſprach Franz, „dagegen kenne ich wenig Sagen, die in der Mark, in Braunſchweig und Pommern ſpielen; mehr Ausbeute findet der Sagenſammler im ſächſiſchen Erzgebirge und in der ſächſiſchen Oberlauſitz.“

„Auch anmuthige Tyrolerſagen kenn' ich,“ äußerte Franz, und in Thüringen, wie im Schwarzwalde hört man viel Gemüthliches aus der Vorzeit vom Volke erzählen, dagegen hat Italien, das poetiſcheſte Land Europens keine eigentliche Sage. Italien hat nur Geſchichte und was die Italiener Sagen nennen, ſind kleine, heitre Begebenheiten, die man von Dieſem oder Jenem erzählt, ſie ſind nicht eben ſehr wahrſcheinlich, aber möglich und ohne alle Zaubereien und geſpenſtigen, übernatürlichen Erſcheinungen.“

„Eine ſolche italieniſche Sage, oder in unſerm Sinne richtiger Novellette, hat Küttner mitgeſandt und ich werde ſie, iſt es Ihnen genehm, morgen vortragen.“

Ein und ſechzigſte Nacht.

Die folgende Nacht las Franz:

Der heilige Nikolaus.

Zu Ferrara lebte ein armer Schuſter mit ſeinem Weibe und drei Töchtern von dem kümmerlichen Verdienſt ſeiner Arbeit. Er wäre dabei glücklich geweſen, wenn er nur hätte hoffen können, ſeine zwei älteſten Mädchen zu verheirathen. Schön und blühend waren ſie herangewachſen; mancher Werber zeigte ſich von ferne; aber keiner wollte ſich nähern, weil der Vater kein Heirathsgut zu geben im Stande war.

Das war die einzige Sorge des redlichen Schuſters. Er war alt und konnte hinwegſterben. Dann wäre ſeine Familie auch in die drückendſte Noth verſetzt worden. So gern hätte er mit der Beruhigung ſcheiden mögen, ſeine Töchter verſorgt zu ſehen.

Mit dieſem Wunſche wandte er ſich immer im Gebet zum heiligen Nikolaus, der einſt ein ähnliches Wunder für einen Vater mit drei Töchtern gethan hatte. Jeden Morgen fand er ſich vor dem Altare des Heiligen ein und jeden Morgen ward ſein Gebet brünſtiger.

Ein ſehr geiziger Kaufmann, welcher neben ihm wohnte, bemerkte ſeine häufigen Gänge nach der Kirche. In dieſer ſelbſt traf es ſich einmal, daß er neben den Schuſter zu knieen kam, und das Gebet hörte, welches er that. Er ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und hörte von ihm, daß dies jeden Tag ſein Morgengebet wäre.

Der Kaufmann lachte und ſagte ihm: „Da wirſt Du lange beten können, wenn Du warten willſt, bis der Heilige Deine Töchter verſorgt.“

„Die Zeiten der Wunder ſind vorbei. Die Heiligen bekümmern ſich nicht mehr um das, was auf der Erde vorgeht. Sie laſſen jeden für ſich ſelbſt ſorgen. Du mußt Dir einen Heiligen wählen, wie ich einen habe, mit dem iſt zu gewinnen.“

„Und wie heißt der Heilige?“ fragte der gute, einfältige Schuſter.

„Das iſt der Jude Buonajuto. Bei dem leiht man auf zwei Procent monatlich Geld, und wenn man es gut umzutreiben verſteht, ſo gewinnt man wohl vier damit. Er iſt nicht ſo taub, wie der heilige Nikolaus und wenn Du ihm nur einmal dieſen Wunſch mittheilſt, ſo wirſt Du ſehen, daß er Dich erhört.“

Der Schuſter entſetzte ſich ob dieſen gotteslästerlichen Reden und verſicherte dem Kaufmann, daß er ihn vergebens in ſeiner Gottesfurcht irre zu machen ſuche.

Dieſer unterließ nicht, den Schuſter mit dem heiligen Nikolaus aufzuziehen. Er that dies ſogar in Gegenwart des Juden Buonajuto ſelbſt, welchen er ſeinen Heiligen zu nennen pflegte. Der Schuſter aber ſetzte dem ungeachtet ſeine Kirchenbeſuche wie gewöhnlich fort.

Man

„Hier iſt das erſte Capitel zu Ende," ſagte der Vorleſer, „dem Wunſche des Profeſſors nach, theile ich das letzte morgen mit."

Zwei und ſechzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Geſchichte.)

Die Weihnachtstage kamen herbei. Dies war die Zeit, wo der Kaufmann und der Jude ihre wechſelſeitigen Rechnungen mit einander abſchloſſen. Der letztere fand, daß er ſeinem Freunde 300 Ducaten Rückſtand zu bezahlen hatte, und gedachte ihm mit der Berichtigung deſſelben eine unvermuthete Freude zu machen.

Die Juden verſtehen ſich beſonders gut auf das Mäſten der Enten. Der unſrige hatte eine, welche außerordentlich fett war. Er ließ ſie ſchlachten und köſtlich braten. Nachdem dies geſchehen war, ſteckte er ihr einen Beutel mit 300 Ducaten in den Bauch, und ſchickte ſie dem Kaufmann zum Weihnachtsgeſchenke.

Des letztern Gattin, eine rechtſchaffene, gutgeſinnte Frau war niemals mit dem Wucher zufrieden geweſen, welchen ihr Mann mit dem Juden trieb. Auch kam noch das Vorurtheil dazu, daß man Leuten dieſer Nation niemals trauen dürfte. Als daher das Geſchenk ankam, erklärte ſie ihrem Gatten ſogleich, daß ſie keinen Biſſen von demſelben anrühren würde.

Dies war dem geizigen Kaufmann ganz lieb. Die Ente iſt einen Thaler werth, dachte er; wie ſollt ich mit einem Mittagseſſen ſo viel Geld verzehren? „Beſſer," ſagte er zu ſeiner Frau, „wir verkaufen ſie; denn ich habe auch keine große Luſt, Judenfleiſch zu eſſen."

Eben ging der arme Schuſter vorbei, welcher aus der Kirche kam. Der Kaufmann fing gleich nach ſeiner Gewohnheit an, ihn mit dem heiligen Nikolaus auszuſpotten. „Nun," frug er ihn, „hat Dich St. Niclas erhört?"

„Nur Geduld," erwiederte ihm der Schuſter, „es iſt noch nicht aller Tage Abend. Am Ende kommt's doch."

„Da ſieh," fuhr jener fort, indem er ihm die Ente zeigte, „wie mich mein Heiliger zu Weihnachten beſchenkt hat. Ich wollte wetten, der Deinige hat ſich nicht mit einem Stückchen Brot Deiner erinnert."

Nach langen Hin und Herreden bot der Kaufmann ihm die Ente zu Kaufe an. Ich habe zwar nichts zu verſchenken, ſagte der Schuſter; aber ich will den Meinigen doch einmal einen guten Tag machen.

Sie wurden Handels einig, und der Schuſter nahm die Ente mit nach Hauſe. Es war nahe an Mittag, und die gute Familie ſetzte ſich nieder zum Eſſen.

Wer beſchreibt ihr Erſtaunen, als ſie in dem Innern des Bratens den Beutel mit 300 Ducaten fanden? Sankt Nikolaus ſey gebenedeit, er hat mein Flehen erhört, rief der Schuſter aus.

Doch bald beſann er ſich, daß es wohl ſeine Pflicht wäre, das Geld zurückzugeben. Aber ſeine Frau wußte ihn zu überreden, daß er es nicht that, und ſo Rache nahm für die vielen Spöttereien, die er hören mußte. Er ging ſogleich zu zwei wackern Jünglingen, welche ſeine zwei älteſten Töchter liebten, und eröffnete dieſen, daß er jeder derſelben 150 Ducaten Mitgift geben würde. — So wurde man bald über die Heirath einig.

Nach einigen Tagen ging der Jude beim Kaufmand vorüber. — Nun, wie hat Euch die Ente geſchmeckt? frug er ihn.

Sehr gut, ſehr gut! war die Antwort. Sie war hübſch fett, und ich erinnere mich nie eine beſſere gegeſſen zu haben. Er ſchämte ſich natürlich zu geſtehen, daß er ſie verkauft hätte.

Und habt ihr die 300 Ducaten, die ich Euch zu zahlen hatte, darin gefunden?

Man erklärte ſich nach dem erſten Schrecken und den erſten Betheuerungen, und der Geizhals ſah ſich genöthigt zu bekennen, daß er ſie verkauft hätte.

Beide gingen mit einander zum Schuſter. Dieſer geſtand, daß er die Summe gefunden hätte, daß er ſie aber nicht zurückgeben werde, indem er die Ente mit allem, was darin geweſen, gekauft habe.

Sie kamen vor den Richter. Der Schuſter erklärte die ganze Sache und erzählte, wie viel Spott er wegen des Glaubens an den Heiligen hätte ertragen müſſen.

Der Richter war ein frommer Mann. Sein Ausſpruch war: Um dem Ungläubigen und dem geizigen Menſchen zu zeigen, daß die Heiligen gegen das Flehen der Rechtſchaffenen nicht taub ſind, urtheile ich, auf die Eingebungen von Sankt Nikolaus, daß der Schuſter die 300 Ducaten behalte, und Ihr Beiden zuſammen ihm andere 150 bezahlet, um auch ſeine dritte Tochter auszuſtatten.

Drei und ſechzigſte Nacht.

Die letzte Sage von Küttner wurde von Franz die kommende Nacht vorgetragen, ſie iſt betitelt:

Die todte Braut.

Die Burg zu Lauf, eigentlich Neuwindeck genannt, ſoll vor ihrer Zerſtörung unbewohnt geweſen ſeyn, wegen des Geiſterſpuks, der ſich Tag und Nacht darin hören ließ. Zu dieſer Zeit ſuchte ein junger Ritter, der in der Gegend fremd war, Herberg auf der Burg.

Er hatte Mühe, in der nächtleiche Dunkelheit den Eingang zu finden. Im Schloßhofe ſtand hohes Gras, und ſein Ruf verhallte ſchauerlich zwiſchen den einſamen Mauern. Endlich erblickte er in einem Zimmer der Burg ein Licht und ſtieg die Treppe hinauf. Im alten Ritterſaale ſaß ein Mägdlein an einem Tiſche und ſchien ſo vertieft in Gedanken, daß ſie den Eintretenden nicht bemerkte. Sie war ſchön wie ein Engel, aber die Roſen ihrer Wangen waren von Kummer gebleicht. Auf den Gruß des Ritters ſah ſie auf und nickte mit dem Kopfe. Als er ſeine Bitte um ein Nachtlager vorgebracht, ſtand ſie auf, holte Wein und Wildpret nebſt mancherlei Geflügel herbei, und gab dem Fremden ein Zeichen, ſich's ſchmecken zu laſſen. Brot und Salz fehlten, er hatte aber nicht den Muth darum zu bitten, denn es kam ihm alles gar unheimlich vor, beſonders da die Jungfrau bis jetzt noch keine Silbe geſprochen. Bald regte aber der Wein die Lebensgeiſter des Ritters auf und er begann ein Geſpräch:

„Ihr ſeyd wohl die Tochter dieſes Hauſes?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und Eure Eltern?“

Sie zeigte nach ein Paar Bildniſſen an der Wand und ſprach mit leiſer Stimme: Ich bin die Letzte meines Stammes.

Dem jungen Ritter gefiel die ſchöne Maid über die Maßen, und da er auch dem Kruge fleißig zu ſprach, ſo ging ihm das Herz immer mehr auf. Er war arm und dachte, hier kannſt du vielleicht Dein Glück machen.

Nach einigen Reden ergriff er ihre Hand und fragte, ob ſie noch frei ſey?

Sie bejahte es mit einem abermaligen Kofnicker, und der Ritter machte ihr einen abermaligen Heirathsantrag. Ihr Antlitz erheiterte ſich jetzt; ſie ſtand auf, nahm aus einer Schublade zwei Ringe und einen Kranz von Rosmarin, den ſie in die ſchwarzen Locken heftete, dann winkte ſie dem Ritter, ihr zu folgen. Er gehorchte nicht ohne Grauen und hätte gern ſein Wort zurückgehabt, aber in dieſem Augenblick traten zwei ehrwürdige Greiſe herein, feſtlich gekleidet, die ihn und die Jungfrau in die Mitte nahmen und nach der Burgkapelle führten. Dort ſtanden mehrere Grabmäler, auf einen derſelben lag ein Biſchof aus Erz gegoſſen im kirchlichen Ornate. Die Jungfrau berührte die eherne Geſtalt, die ſich ſchnell erhob und vor den Altar trat, auf welchem ſich die Kerzen von ſelbſt anzündeten. Die ehernen Züge des Biſchofs ſchienen ſich zu beleben, ſeine Augen glänzten wie ein Stern durch leichten Nebel, und er ſprach mit tiefer, hohler Stimme:

Kurt von Stein, ſagt, ob Ihr die gegenwärtige Jungfrau Bertha von Windeck zu Eurem ehelichen Geſpons erſehen habt?

Der Ritter bebte wie das Laub der Eſpe im Winde, das Wort erſtarb auf ſeiner Zunge, und ſeine

Sinne fingen an ſich zu verwirren. Da hörte man das Krähen des Hahns in einem benachbarten Meierhofe, die ganze Verſammlung verſchwand, eine furchtbare Windsbraut fuhr durch die Kapelle und ſchien die Burg aus ihrer Tiefe zu reißen. Der Ritter fiel ohnmächtig nieder, und als er wieder zu ſich kam, lag er im hohen Graſe des Schloßhofes und neben ihm ſein treues Roß.

Vier und ſechzigſte Nacht.

Das Geſpräch ward dieſen Abend mit beſonderer Lebhaftigkeit geführt, man ſtritt darüber wer inniger und reiner liebe, ob Mann oder Weib.

„Aufopfernder iſt gewiß unſer Geſchlecht, behauptete die Freifrau, der Mann erobert und weiß das Eroberte zu behaupten, das Weib duldet und entſagt.“

„Ich weiß nicht gnädige Frau, ſprach der Maler, ob man in der Wirklichkeit ſo viel entſagende Frauen findet wie in Romanen, denn gegen die Entſagungsluſt ſpricht die oft bis ins Lächerliche ausartende Eiferſucht der Frauen; auch ſpricht der Mann nicht ſo viel von ſeiner Entſagung, es iſt ihm ſogar peinlich, wenn es bekannt wird. Die Frauen aber gefallen ſich in der Rolle der Entſagenden und mmen Entſagung, was oft nur nothgedrungene Unterwerfung in das Unabänderliche iſt.“

„Ich entſage allen Streiten mit Ihnen und gebe es auf ſie zu bekehren,“ ſagte lächelnd die Freifrau, aber daß es entſagende Frauen in der Vorzeit gegeben, möge die Geſchichte beweiſen, welche ich jetzt erzählen will. Und mit Anmuth trug ſie die folgende Sage vor:

Kaiſer Friedrich I. und Gela.

Der edle ritterliche Hohenſtaufe, Friedrich, zubenannt der Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf einer väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erſt drei und zwanzig Jahr alt und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer ſeiner Burgmänner hatte eine Tochter Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Bruſt des Jünglings eine heftige Liebe, die bald ſein ganzes Weſen erfüllte.

Eines Tages begegnete er ihr in einem Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingeriſſen vom unerwarteten Anblick, ergriff er ihre Hand und ſagte mit faſt zitternder Stimme: Schöne Gela, ich liebe euch, und kann es nicht länger verbergen.

Die Jungfrau ſtand da, hocherröthend und verwirrt, und ſchlug die Augen nieder.

„Zürnet nicht! rief Friedrich, drückte ihre Hand an ſeine Lippen und entfernte ſich eilig.

Von dieſer Stunde an ſchien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübſinnig und faſt menſchenſcheu. Alle die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte die Urſache errathen. Die ſchöne Gela allein wußte recht gut Beſcheid, aber das Geheimniß lag wohl verwahrt in ihrem Buſen.

Eines Abends begegneten ſich Beide in einem einſamen Gehölz an der Kinz. Gela ſuchte Kräuter zu einem Trunk für ihre kranke Schweſter. Friedrich grüßte ſie ehrerbietig — doch als ſie auf dem ſchmalen Pfad an ihm vorüber ging, und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor ſeinen Blicken; mit einem dumpfen „Ach!“ taumelte er gegen einen Baum und hatte Mühe ſich an dem Stamm desſelben aufrecht zu erhalten.

Gela wurde ergriffen von ſeinem Zuſtande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand und ſagte: Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet Ihr mich in der Burg-Capelle.

Friedrich fand ſich bald nach Mitternacht an dem beſtimmten Ort ein, denn der Schlaf floh ſeine Augen. Gela erſchien mit dem erſten Hahnenſchrey. Sie zog ihn ſanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, ſetzte ſich neben ihn und ſagte:

„Ihr liebt mich und ich mag Euch nicht verbergen, daß ich Euch auch liebe, wenn ich ſchon nicht die Eurige werden kann, denn Ihr müßt eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen und Herzoge —

Friedrich wollte ſie unterbrechen aber ſie legte ihm die Hand ſanft auf den Mund und fuhr fort:

„Ich mag nichts haben außer dieſer meiner Liebe, Ihr dürft Euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte iſt heilig und wenn ich fehle, ſo iſt mir die Mutter des Erbarmens nah. Ich will Euch, wenn Ihrs wünſcht, jeden Tag, in eben dieſer Stunde und an eben dieſem Orte ſehen — aber ſonſt nirgends ohne Zeugen. Unſere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte ſie einſt mit hinüber nehmen wenn ich ſcheide.

Der Jüngling ſchaute ſie an, wie ein höheres Weſen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegoſſen Er hätte jetzt alle ſeine Anſprüche auf Glanz und Ehre für eine Hütte und ein Grabſcheit hingegeben.

Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht unterſank im Strome weicher Gefühle. Die Liebenden ſahen ſich täglich in der Kapelle: Friedrich ruhte in ſtiller Seeligkeit an Gelas Wangen, an Gelas Buſen, und nie ſtieg eine unreine Begierde auf in ſeinen Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kaiſer Konrad mit einem großen Heerhaufen ins gelobte Land und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit ſey der Ehre ſeine Schuld zu bezahlen. —

„Unſere Liebe iſt ewig!“ rief der edle Hohenſtaufe und bot ihr die Hand zum Abſchied.

„Ewig“ ſagte Gela und ſank an ſeine Bruſt.

Er ging nach Paläſtina und kehrte mit Ruhm bedeckt an die Ufer der Kinz zurück.. Sein Vater war inzwiſchen geſtorben und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich ſuchte ſeine Gela auf, aber ſie hatte den Schleier genommen und er fand nur einen Brief von ihr des Inhalts:

„Du biſt nun Herzog, wähl' eine Gattin Dir
Ich hab' ein glücklich Jahr gelebt,
Und dies reicht für mein übrig Leben aus.
Unſ're Lieb' iſt ewig.“

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten ſeiner Geliebten, und ſchwur, ihrer werth zu bleiben. Gelas Brief trug er beſtändig auf ſeiner Bruſt, und als er nach einigen Jahren ſich verehelichte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er ſie nie lieben könne.

An der Stelle aber, wo er ſeine Geliebte im Gehölz gefunden hatte, legte er den Grundſtein zu einer Stadt und nannte ſie Gelashauſen, und in dieſem Namen bewahrt ſie noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenſtaufen.

Dieſe einfache Geſchichte hatte Alle ergriffen, auch der Maler bewunderte das richtige Gefühl und die Selbſtverläugnung Gelas.

Heut zu Tage ſchlüge wohl keine den Herzogsreif aus," ſprach er ſpottend, ſo unglücklich auch eine Herzogin, die ihrerſeits keine hohen Ahnen zählt, ſeyn würde."

So fangen Sie ſchon wieder an Gelas Entſagung zur Klugheit zu machen, ſchalt Alma und der von Allen nun überſtimmte Maler, gab ſich gefangen.

Fünf und ſechzigſte Nacht.

Eine trübe Stimmung herrſchte den nächſten Abend in der ſonſt ſo heitern Verſammlung (denn die Stille des Freiherrn ſtörte Niemand mehr, ſeitdem er ſeine nächtlichen Wanderungen eingeſtellt hätte), Eduard der von dem Freiherrn ſo geſchätzt und von Allen im Schloſſe geachtet und geliebt wurde, hatte erklärt, daß er ſeine Reiſe weiter fortſetzen und den folgenden Morgen das Schloß verlaſſen wolle.

Vergebens hatten Herr und Frau von Runſitten, der Caplan und der Maler ihn gebeten noch länger zu verweilen, er hatte entſchieden erklärt, daß er fort wolle und müſſe.

Alma ſagte kein Wort, als ihre Aeltern ihn noch einmal baten, länger zu verweilen, ſie ſah' nur dieſen Tag bleicher und niedergeſchlagener aus als ſonſt. Franz der Eduard am längſten kannte und liebte, billigte ſogar ſeinen Plan, ſich noch mehr umzuſchauen.

Eduard mußte verſprechen wieder zu kommen, ſobald er wolle, gleich Küttnern geloben: von Zeit zu Zeit Sagen und Mährchen zu ſchicken und fleißig zu ſchreiben. Der Freiherr gab ihm einen einfachen aber ſeltenen Ring zum Andenken, ſeine Gemahlin eine Arbeit ihrer Nadel, Alma auf Eduards Bitten zögernd die Heideblümchen, die ſie an der Bruſt getragen hatte.

Um die düſtre Stimmung zu verſcheuchen begann Eduard eine Sage zu erzählen.

Der Zweikampf.

Zu der Zeit, als die Bürgermeiſter der Stadt Zittau in der Oberlauſitz noch Markgrafen-Rang und das Recht über Leben und Tod derer hatten, die unter die Gerichtsbarkeit der Stadt Zittau gehörten, lebte ein Bürgermeiſter, welcher eine überaus ſchöne Tochter, Namens Agnes beſaß. Alle Jünglinge der Stadt blickten ihr nach, wenn ſie des Sonntags zur Kirche ging, begleitet von ihrer alten Amme, und ſo Mancher ſchon hatte vergeblich um ſie geworben. Unter die Werber, welche am heftigſten in Liebe zu ihr entbrannt waren, gehörten zwei junge Edelleute. Beide waren gleichen

Alters, zuſammen aufgewachſen und die trauteſten Freunde. Sie hatten ſonſt kein Geheimniß vor einander, aber jeder hielt ſeine Liebe zu der ſchönen Agnes geheim, denn jeder ahnete dunkel, daß der Andre ſie liebe und keiner wollte ſeine Liebe kund geben, bis er Agneſen's Gegenliebe gewiſſer ſey. Agnes war hold und freundlich gegen Jeden, ſo daß Beide ſich für geliebt hielten und doch liebte ſie entweder Keinen, oder hatte ein zu inniges Mitleid mit dem Ungeliebten, was ihr Benehmen zweideutig machte.

Eines Tages trafen ſich die Freunde vor dem Frauenthor, unweit der Kirche zu unſrer lieben Frauen, welche mit vielen alten Gemälden geziert iſt, und der Aelteſte von ihnen ſprach zu dem Andern: „Freund, ich bin glücklich! Die Schönſte der Schönen hat meine Werbung freundlich aufgenommen, denn als ich vor einer Stunde mit ihr ſprach, hörte ſie mir lange und freundlich zu und ſprach: „morgen um dieſe Zeit ſollt Ihr Antwort haben.“

„Und wer iſt die Schöne,“ fragte unbefangen Hugo.

„Agnes, des Bürgermeiſters Töchterlein!“ verſetzte Kurt.

„Unmöglich!“ tobte Hugo, „dieſe Worte hat ſie vor einer halben Stunde mir geſagt und Du haſt dies erlauert und willſt mich verhöhnen.“ Die Streitenden wurden immer heftiger und zogen endlich die Schwerter. Die Klingen blitzten im Sonnenſtrahl und ehe es den Herbeieilenden gelang, ſie zu trennen, fielen Beide zum Tode getroffen. Kurt verſchied ſogleich, Hugo lebte noch ſo lange, um ſeinem Vetter, dem Herrn von Karlsfriede die Veranlaſſung des Zweikampfs zu vertrauen.

Nun hatte der Bürgermeiſter lange krank gelegen, und von dem Zweikampfe nichts vernommen, ſeine Feinde im Rathe wußten aber Alles. Da er nun das Erſtemal auf das Rathhaus kam, ſagten ſie ihm, ſie hätten ohne ſeine Anweſenheit nicht abſtimmen wollen über eine Jungfrau, die durch Falſchheit und Buhlerkünſte zwei edle Jünglinge zum Zweikampfe gereizt, in dem jeder den Tod gefunden habe.

„Sie iſt des Todes ſchuldig und muß vermauert werden!“ ſprach haſtig der Bürgermeiſter.

„Bedenkt, was Ihr ſprecht,“ warnte ein alter Rathsherr, der Bürgermeiſter aber beharrte bei ſeinem Ausſpruche, und jetzt nannte man ihm den Namen der Jungfrau.

Der Vater verhüllte ſein Antlitz, man mußte ihn aus dem Gerichtsſaale führen.

Vergebens mühte er ſich die Tochter zu retten, er lag auf's Neue ſchwer erkrankt darnieder und mußte es geſchehen laſſen, daß die unglückliche Agnes aus dem Vaterhauſe geholt und in der Mauer der Frauenkirche eingemauert wurde. Auf dem Platze, wo die beiden Jünglinge gekämpft haben, ſieht man noch jetzt zwei Ringe von Stein eingepflaſtert.

„Eine furchtbare Strafe!“ ſprach die Freifrau.

„O liebe Mutter, iſt der Tod nicht mild, wenn er die unglückliche Agnes in die Arme nimmt? Ihr Erdenglück mußte ja in der Erinnerung an dieſe Gebliebenen untergehn!“

„Falſchheit und Gefallſucht können nie ſtark genug beſtraft werden!“ rief der Maler, „ſie haben mehr Unheil in der Welt geſtiftet, als Gift und Dolch!“

„Und war Agnes falſch, gefallſüchtig?“ fragte Eduard — „vielleicht nur ſchwach, ſie ſchwankte zwiſchen Beiden, wollte keinen laſſen, keinem weh thun oder — was ein allgemeiner Fehler iſt, ſie prüfte ſich nicht ernſt genug. Charakterloſigkeit, Güte, die in Schwäche ausartet, macht oft das Elend ganzer Familien, brach manches Herz und — hier ward er hörbar bewegt — und wird noch manches Herz brechen!“

„Es iſt ein Unglück, wenn zwei Brüder oder zwei Freunde ein Weib lieben!“ ſprach ernſt der Caplan, „am beſten iſt es, wenn der, welcher ſich am ſtärkſten fühlt, ſich ohne Erklärung entfernt, wenn er nicht gewiß weiß, daß er der Geliebteſte iſt! Die Jungfrau aber ziehe ſich bald und entſchieden von dem zurück, dem ſie ihre Hand und ihr Herz nicht ſchenken kann, ſpäteres Unheil zu verhüten!“

Alma erröthete und ſagte kein Wort.

Als die Geſellſchaft ſich trennte und Eduard von Allen Abſchied nahm, konnte ſie ihre Thränen nicht verbergen und auf ſeine leiſe Frage: „Werden Sie mich vergeſſen?“ ſchüttelte ſie ſtumm das Haupt und verließ das Zimmer.

Den andern Morgen in aller Frühe verließ Eduard das

Schloß Runſitten. Oft hielt er ſein Pferd an und ſah nach dem Schloſſe zurück.

Sechs und ſechzigſte Nacht.

Nicht ſo heiter, wie gewöhnlich, war den Abend nach Eduard's Abreiſe, der kleine Kreis im Schloſſe Runſitten. Man ſprach von dem Entfernten und begleitete ihn in Gedanken, Alle gedachten ſein mit inniger Hochachtung.

Wenn man trübe geſtimmt iſt, verdüſtert ein heitre Schauſpiel, eine fröhliche Muſik oder Erzählung oft nur mehr, während eine der Stimmung unpaſſende geiſtige Anregung, die uns von andern wird, unſre Verſtimmung in Harmonie auflöſt. Dies fühlte der Caplan und mit ernſtem Tone begann er zu erzählen:

Der Sylveſterabend.

Im Kloſter Haindorf lebten vor einer Reihe von Jahren zwei Mönche, Namens Auguſtin und Sylveſter, welche die innigſte Freundſchaft verband. Sie theilten alle Empfindungen und Gedanken mit einander und würden ſich, getrennt, ſehr unglücklich gefühlt haben. Oft ſprachen Sie von dem Leben nach dem Tode und ihr heißeſter Wunſch war der, ſich auch Jenſeits wieder zu finden.

„Iſt es dem Verſtorbenen vergönnt, Freunde der Seele nachzuholen, oder ihnen wenigſtens zu erſcheinen; ſo geſchieht es von mir gewiß Dir meinem Auguſtin," ſprach oftmals Sylveſter und Auguſtin erwiederte dann, „auch ich mein Sylveſter erſcheine Dir oder hole Dich nach, wenn es mir möglich iſt."

Weihnachten kam heran und der Bruder Sylveſter ward vom Guardian in Angelegenheiten des Kloſters nach Prag geſchickt.

Mit beſonderer Wehmuth nahm er von ſeinem Auguſtin Abſchied, welcher ſich über die kurze Trennung nicht ängſtigte.

„Will's Gott," ſagte Sylveſter; „ſo bin ich zum Chriſttage wieder bei Dir, „jedenfalls aber am Sylveſterabend, den wir recht ſchön in Liebe und Frömmigkeit feiern wollen."

Sylveſter verließ das Kloſter, Auguſtin ſchaute ihm noch lange nach.

Das Chriſtfeſt erſchien, Sylveſter kehrte nicht zurück, das Jahr neigte ſich zum Ende, er war dem Freunde immer noch fern.

Am Sylveſtertag war Auguſtin bleich und trübe, denn der Freund kam immer noch nicht zurück. Nun herrſchte im Kloſter Haindorf die anmuthige Sitte, daß auch für den Abweſenden ein Couvert aufgelegt und ein Stuhl hingeſetzt wurde, und ſtatt des Tellers für ihn, ein bunter, duftender Blumenſtrauß.

Dies geſchah auch für den Bruder Sylveſter und

Auguſtin nahm ſeinen Platz diesmal neben dem Blumenſtrauße, der zu Ehren des abweſenden Freundes auf der Tafel prangte.

Es wurde während des Males des Bruders Sylveſter mehrmals gedacht, der Guardian rühmte ſeine Frömmigkeit, ſeinen Eifer im Gehorſam und Auguſtin ſtimmte lebhaft in das Lob des Freundes ein.

Plötzlich verſtummte er mitten in ſeiner Rede, denn mit langſamen, feierlichen Schritten ſchwebte Sylveſter zur Thür herein auf ſeinen Platz zu und ſetzte ſich neben Auguſtin.

„Sylveſter ſo kommſt Du doch!“ rief dieſer aus. alle Uebrigen verwunderten ſich über dieſe Rede, „was iſt Dir, redeſt Du im Fieber!“ ſprachen die andern Mönche zu ihm.

„Seh't ihr denn Sylveſter nicht neben mir ſitzen?“ fragte er und als Alle dies verneinten, ſprach er leiſe und lächelnd: „ſo iſt er geſchieden und bald, bald holt er mich nach!“

Dann neigte er ſein Haupt auf die Bruſt, holte noch einmal tief Athem und entſchlief. Eben ſchlug die Glocke zehnmal.

Zwei Tage nachher erhielt der Guardian die Nachricht, daß am Sylveſtertag in der zehnten Stunde der Bruder Sylveſter ſanft und ſelig verſtorben ſey.“

Theilnehmend hatten alle dem Caplan zugehört; es wurde viel für und wider die Möglichkeit dieſer Erſcheinung geſprochen, denn ein ſolches Thema wird eben ſo wenig erſchöpft als die Liebe.

„Wenn Verſtorbene willkührlich die Ihrigen nachholen könnten, würden nicht ganze Familien die ſich lieben, ausſterben? Würden Mütter ihre Kinder in den Händen gewiſſenloſer Stiefmütter laſſen? Sicher nicht! Ich kann es nicht glauben, daß den Sterblichen ſo viel Macht gegeben iſt,“ ſprach Altha.

„Mein Verſtand ſtimmt Ihnen bei,“ verſetzte der Maler, „aber das werden Sie mir zugeben: wir ſind alle Gottes Kinder und werden doch nicht nur was äußre Glücksgüter betrifft, nein, auch in geiſtiger Hinſicht ſehr verſchieden begabt. Dieſen werden die ſeltenſten, ſchönſten Anlagen, Jener faßt mühſam was ihm andre erſt vorgedacht haben. Manche ſind durchaus nur fähig zu erfinden, andre nur das was ſie hören in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten. Kann es alſo nicht auch, ſo wie es Magnetiſeurs giebt, Menſchen mit beſonderem Ahnungsvermögen geben, Menſchen deren inneres Auge ſchärfer ſieht als das Auge gewöhnlicher Menſchen?'

„Ihre Bemerkung,“ nahm der Freiherr das Wort, „erinnert mich an Swedenborg, von dem glaubwürdige Perſonen doch Merkwürdiges erzählt haben. Vielleicht iſt Ihnen auch bekannt, daß ihn einſt die Wittwe eines hohen Staatsbeamten um Beiſtand bat. Sie ſollte nämlich eine ſehr bedeutende Summe noch einmal zahlen, die, wie ſie genau wußte, ihre Gatte kurz vor ſeinem Tode ſchon einmal gezahlt hatte. Sie hatte die Quittung geſehen und konnte ſie jetzt leider nirgends finden, obgleich ſie und die Ihrigen ſchon mehrmals das ganze Haus auf das Sorgfältigſte durchſucht hatten. In ihrer Verlegenheit wandte ſie ſich an Swedenborg, dieſer verſprach ihr, den Todten zu befragen und ließ ſich zu dem Ende den Schlüſſel zur Familiengruft dieſer Dame geben. Den andern Tag ſagte er ihr, daß die Quittung in dem und dem Buche auf der und der Seite liege. Der Verſtorbene habe, als er die Quittung erhalten, eben in dem Buche geleſen, ſie als Buchzeichen hineingelegt und ſpäter wahrſcheinlich vergeſſen ſie herauszunehmen. In Wahrheit fand man ſie in dem angegebenen Buche. Kann man auch glauben daß Swedenborg zugegen geweſen. als Herr von .... die Quittung empfing, was jedoch der Ausſage der Wittwe nach nicht der Fall war, ſo iſt es doch merkwürdig, daß er die Numer der Seite wußte und daß die Quittung noch darin läge, da ſie doch leicht ohne Swedenborgs Wiſſen herausgenommen ſeyn konnte.“

„Allerdings ein auffallendes Ereigniß!“ ſagte der Caplan, „man erzählt überhaupt von Swedenborg Vieles, was uns unglaublich erſcheint und von ſeinen Zeitgenoſſen für volle Wahrheit gehalten wurde. Ich für meine Perſon glaube, daß Swedenborg ſicherlich Niemand täuſchen wollte, und ſich wohl von ſeiner Phantaſie, von Traumbildern oder irgend einer krankhaften Reizbarkeit täuſchen ließ. Ich glaube daß man das Ahnungsvermögen in einem hohen Grad ausbilden kann, man gewöhnt ſich Furcht an und ab, man glaubt an Sagen, wenn man ſie oft hört; einigemale hat vielleicht Swedenborg richtig prophezeiht oder

Träume gehabt, die erfüllt wurden und nun hielt er ſich für ein Geweihten, für auserwählt zum Umgange mit Verſtorbenen und fühlte ſich glücklich in Hinneigung zu Uebernatürlichen.“

„Dies läßt ſich hören,“ ſagte der Freiherr, „und doch, werther Freund, wenn Sie aufrichtig ſeyn wollen, ſo wäre es Ihnen vielleicht angenehm, wenn Jemand Sie davon überzeugte: daß Swedenborg wirklich mit Verſtorbenen geredet und Kunde von der Geiſterwelt gehabt hätte?“

„Ja, ich geſtehe dies zu!“ verſetzte der Caplan, „warum ſollte ich auch nicht zugeben, daß ich eine allgemeine Schwachheit habe, die: gern das ergründen zu wollen, was uns hienieden, ach und vielleicht immer ein Räthſel bleibt.“

„Ihre Erzählung,“ ſprach der Freiherr zu Franz, „erinnert mich an eine Begebenheit die ſich vor mehr als hundert Jahren zugetragen hat und Allen die Zeuge davon waren, ein Räthſel geblieben iſt. Ich will ſie, wenn ich die alten Papiere finde, morgen Nacht mittheilen.“

Sieben und ſechzigſte Nacht.

Den folgenden Abend verſammelten ſich Alle erwartungsvoll um den Freiherrn, welcher auch nicht lange mit ſeiner Mittheilung zögerte.

„Da habe ich,“ begann er, „unter alten Papieren vor Jahren Briefe meines Urgroßvaters mütterlicher Seits gefunden, welche dieſer an ſeine Gemahlin während ſeines Aufenthaltes am ſächſiſchen Hofe ſchrieb, wo er einige Zeit als Geſandte lebte.“

Der Freiherr legte ſich hierauf die Papiere zurecht und las:

Theuerſte Caroline,

recht herzlich wünſchte ich in dieſen Tagen Ihre Anweſenheit in der Reſidenz des Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, denn Feſt reiht ſich an Feſt und Sie würden Gelegenheit haben viel zu ſehen und ſowohl wegen Ihren Vorzügen als auch wegen meiner Stellung ſehr flattirt werden.

Der Churprinz iſt ein liebenswerther, prachtliebender Herr, welcher den Glanz faſt noch mehr äſtimirt als ſein Herr Vater. Seine junge Frau Gemahlin iſt eine fürtreffliche Dame, ſie fängt an ihr blödes Weſen abzulegen und an den Feſtivitäten Gefallen zu finden, welche ihr Herr Schwiegervater zur Nachfeier ihrer Vermählung erſinnet und mit Pracht und Pomp ausführen läſſet.

Gegenwärtig ſpricht man in der Reſidenz von einer auffallenden Erſcheinung, die ich Ihnen theure Caroline der Sonderbarkeit wegen mittheile. Früher lebte am Hofe Sr. Majeſtät ein junger Graf den der König wegen ſeines fürtrefflichen Anſtandes und wegen ſeiner Wohlgeſtalt ſehr ſchätzte. Auch die Damen waren dem Grafen gewogen und er hatte die Wahl unter den Reichſten und Vornehmſten. Er vermählte ſich aus Herzensneigung mit einem jungen, ſchönen, armen Fräulein von guter Familie und führte ſeine junge Gemahlin gleich nach der Copulation auf ſeine Güter. Er hat ſie überaus geliebet und ſie ihn angebetet. Ein Jahr nach ihrer Vermählung erkrankte die junge Gräfin zum Tode. Kurz vor ihrem Verſcheiden verſprach ſie dem troſtloſen Gemahl, ihm ſtets am Jahrestage ihres Todes zu erſcheinen, wo er immer auch ſeyn möge.

Nach ihrem Tode verſank der Graf in die tiefſte Traurigkeit, er ordnete ihr Begräbniß an, ließ ſie in ihren Brautanzug kleiden und die Leiche mit allem Pomp zahlreich von Freunden und Verwandten begleitet, in ſein Erbbegräbniß in die Reſidenz bringen.

Von einer zweiten Vermählung wollte er nichts hören; auch bei Hofe erſchien er nicht. Als er ſich nun auch bei der Vermählung des Churprinzen nicht unter den Glückwünſchenden zeigte, erinnerte ſich der König wieder ſeiner und ließ ihn rufen. Er unterhielt ſich lange mit ihm, ſuchte ihn durch Tröſtungen zu ermuthigen und befahl ihm, ſich nicht ganz der Welt zu entziehen und bei dem nächſten Maskenballe zu erſcheinen. Der Graf mußte gehorchen, obgleich der Tag wo der Maskenball ſtattfinden ſollte, der Todestag ſeiner geliebten Gemahlin war.

Geſtern fand der Maskenball Statt; der Graf erſchien im ſchwarzen Domino, in ſehr trauriger Stimmung. Se. Majeſtät geruhten mich mit ihm bekan zu machen. Ich nahm dies für einen Wink mich an de Grafen anzuſchließen und ging mehrmals im Saa mit ihm auf und ab.

„Himmel, was ſeh' ich! Sie iſt es!“ ruft der Gr auf einmal aus und deutet auf eine weibliche Mask die ſehr prachtvoll, nach der Mode des vorigen Jahre gekleidet war, in ein roſa ſeidnes Gewand, mit ſilbe nen Sternchen geſtickt. An der Bruſt einen Strau das Antlitz mit dreifachem Schleier verhüllt. Er riß ſi von mir los, und ging auf die Maske zu, ſie winkte ihm mit der Hand und er verſchwand mit ihr.

Ich fragte Einige nach dem Namen dieſer Maske, ſie kannten ſie nicht; Verwandte des Grafen flüſterten ſchaudernd einander zu: dieſe Maske trage das Sterbekleid der ſeligen Gemahlin des Grafen und habe ganz die Geſtalt und den Anſtand derſelben.

Dieſes Geflüſter drang bis zu dem Ohre des Königs, und um zu erfahren wer die Maske ſey, ließ er ſogleich den Grafen rufen. Nach langem, vergeblichen Suchen fand man ihn in einem abgelegenen Zimmer ohnmächtig. Als er wieder in das Leben zurückgerufen war, ſagte er mit matter Stimme, er ſey der Maske gefolgt und habe ſie gefragt: „Biſt Du es Thereſia?“ worauf ſie erwiederte: „ja Friedrich ich bin es.“

Sie habe ihm zum Zeichen, daß ſie es wirklich ſey, den Trauring gereicht. Er habe ſie hierauf gebe um ihm ihr Geſicht zu zeigen; nach langem Weigern habe ſie die Schleier zurückgeſchlagen. Statt des Antlitzes erblickte der Graf einen Todtenkopf und ſank ohnmächtig zu Boden.

Man ſchaffte den armen erkrankten Grafen ſogleich nach Hauſe. Der König hat Befehl gegeben genau nachzuforſchen, wer jene Maske geweſen ſey. Es liegt ihm Alles daran den Grafen aufzuklären und zu beruhigen.

Bis jetzt habe ich noch nichts Näheres erfahren, ſobald ich Kunde von dem Erfolge der Nachforſchung habe, werde ich nicht ermangeln, Ihnen geliebte Gemahlin das Weitere mitzutheilen."

Hier hielt der Freiherr inne, „auf Morgen!" ſprach er zu ſeinem geſpannten Zuhörer und entfernte ſich.

Niemand ſagte ein Wort, Allen war unheimlich, Alma rief ihre Amme und noch eine Dienerin herbei und trat von dieſen begleitet den Weg in ihr Gemach an.

Acht und ſechzigſte Nacht.

Heute brachte der Freiherr einen zweiten Brief ſeines Urgroßvaters mit aus ſeinem Zimmer, den er auch bald den aufmerkſamen und geſpannten Zuhörern vorlas. Er lautete:

Theuerſte Carolina,

Um Ihnen, meine Vielgeliebte zu beweiſen, da es mir jeder Zeit ein großes Plaiſir iſt, Ihre Wünſch zu erfüllen, ſetze ich mich gleich nach Empfange Ihre werthen Schreibens hin um Ihnen das Weitere zu berichten, was ich bis jetzt von der Erſcheinung au dem Maskenballe erfahren habe.

Den Tag nach dem Maskenballe ließen ſich Sr Majeſtät ſogleich die Liſte aller auf dem Balle zugegen Geweſenen vorlegen. Sie beſtand natürlich nur aus courfähigen Perſonen, die übrigens nur nach Abgebung einer Einlaßkarte, Eintritt in den Saal erhielten. Un ter dieſen Damen war nicht eine, die an Wuchs der verſtorbene Gräfin ähnlich gefunden wurde, auch keine welcher ein, gelind ausgedrückt, unüberlegter Scherz, zuzutrauen geweſen wäre. Zu allen wurden geſandt, jede mußte genau ihre Maske angeben, und eine Menge Perſonen wurden befragt, ob dieſe Ausſagen zuträſen, da jeder ſich doch des Anzuges ſeiner genauern Bekannten erinnern könnte.

Nicht eine einzige Dame war auf dem Balle geweſen die ſich nicht hätte als ganz anders gekleidet ausweiſen können. Alle Kutſcher wurden verhört, keiner wollte ſie gefahren haben, keiner der untergeordneten Hofbedienten hatte die Dame eintreten und fortgehen ſehen. Erſt ſpät Abends meldeten ſich ein Paar alten Chaiſenträger, ſie erzählten daß ſie mit einer Chaiſe auf eine junge Baroneſſe gewartet, die ſie auch hingetragen hätten. Statt der Baroneſſe ſey um Mitternacht eine andre Maske in einem roſafarbnen mit ſilbernen Sternchen geſtickten Kleide gekommen, ihr Antlitz habe ſie nicht ſehen können, denn es ſey in dreifache Schleier gehüllt geweſen.

Sie habe ihnen geboten ſie nach Hauſe zu bringen und weil es noch nicht ſo ſpät an der Zeit geweſen wäre, als ſie geglaubt, ſo hätten ſie ihr gewillfahrt. Sie hätten ſie nach ihrer Weiſung durch viele Straßen tragen und endlich vor dem Gottesacker der zur Johanniskirche gehörig ſie niederſetzen müſſen. Dort habe ſie jedem ein altes Goldſtück in die Hand gedrückt und ſey auf dem Gottesacker in einer Gruft verſchwunden. Die Beſchreibung welche ſie von der Lage der Gruft gaben, ließ es außer Zweifel, daß ſie im Erbbegräbniß des Grafen verſchwunden ſey.

Den folgenden Tag wurde der Sarg der verſtorbenen Gräfin geöffnet, da lag die Leiche im roſenfarbnen mit Silberſternchen geſtickten Kleide das Antlitz in dreifache Schleier gehüllt. Der Trauring fehlte. Der Graf, ſeine Verwandten und ſeine Dienerſchaft war bereit den heiligſten Eid abzulegen: daß die Gräfin den Trauring mit in das Grab genommen habe, der Graf verſicherte den Ring in der Nacht von der Maske erhalten zu haben.

Er iſt überzeugt: daß ihm ſeine Gemahlin erſchienen ſey, „es war," hat er mehrmals geſagt, „dieſelbe ſüße Stimme, die mich ſonſt ſo liebevoll rief."

Die ganze Stadt zerbricht ſich den Kopf über dieſe räthſelhafte Erſcheinung. Der Graf iſt dem Tode nahe."

Der Freiherr hielt eine Minute inne und ſprach dann: „in ſpätern Briefen meines Urgroßvaters iſt dieſer Erſcheinung nicht mehr gedacht. Als ich vor mehreren Jahren in Dresden war, erinnerte ich mich ihrer und erkundigte mich bei mehrern Perſonen, die ſich um die Sagen der Vorzeit kümmern, nach der Auflöſung dieſes Räthſels Sie wußten nichts davon, endlich lernte ich ein ſteinaltes Fräulein kennen, welche von ihrer Großmutter dieſe Begebenheit hatte erzählen hören als ſie ſelbſt noch ein zartes Kind war, ſie wußte auch nicht mehr als dieſe Briefe ſagen."

„Ich kann es nicht glauben, daß es wirklich die Verſtorbene war, welche dem Grafen erſchien," bemerkte Franz, „ihre Erſcheinung iſt für mich zu körperlicher Art, ein Geiſt hat doch nicht nöthig ſich nach ſeiner Ruheſtätte tragen zu laſſen? Wer weiß welche liſtige Perſon den Grafen täuſchen wollte, um ihn zu irgend einem Zwecke zu benutzen."

„Sollte aber ein Menſch ſo unüberlegt ſeyn und dem unvorbereiteten Grafen ſtatt des Antlitzes einen Todtenkopf zu zeigen? Ein Menſch, der ſchlau genug iſt den Grafen übrigens ſo geſchickt zu täuſchen, bedenkt doch wohl, daß ein ſo gräßlicher, grauenhafter Anblick, den Gemahl zum Tode erſchrecken mußte, und was für einen Zweck kann ein wahnſinnig gewordener oder todtkranker Mann erfüllen?“ ſprach Alma.

„Kann nicht vielleicht ein Agnat des Grafen dieſe Komödie veranſtaltet haben?“ meinte der Caplan, „denn die Verwandten —“

„Ja die Verwandten!“ knirſchte der Freiherr — und ſich aufrichtend rief er immer lauter: „die Verwandten können einander ermorden, oder zu Mördern machen, die Oheime und Baſen, das iſt das entſetzliche Gezücht! Gott bewahre jedem Menſchen dafür, es giebt keine ärgern Feinde!“ Sein Auge rollte wild, ſeine Sinne fingen an ſich zu verwirren und mit einem Angſtſchrei ſank er jetzt erſchöpft zu Boden.

Der Caplan und Franz trugen den Bewußtloſen nach ſeinem Zimmer, während der Maler ſich bemühte die weinenden Frauen einigermaßen zu beruhigen.

Willmann der Hausarzt des Grafen hatte auf einige Zeit das Schloß verlaſſen um ſeine Aeltern in Oſtereich zu beſuchen und zwei Monate bei ihnen zu verweilen. Er hatte dem Caplan welcher in der Arzneikunde nicht unbewandert war, den Freiherrn anvertraut und ihm ſo weit es möglich war, mit Inſtructionen für vorkommende Fälle verſehn. Der Caplan hielt Ruhe für daß Beſte, er bat Franz ſich in das Nebenzimmer zurückzuziehen, rief Alma, deren Nähe immer wohlthätig auf den Freiherrn wirkte, herbei und nöthigte den mehr geiſtig als körperlich Kranken, niederſchlagendes Pulver ein.

Bis zum Morgen lag der Freiherr in einem unruhigen

Schlummer während dem er mehrmals die Namen Helena und Ferdinand rief.

Als er früh erwachte und Alma ſah, legte er ſegnend ſeine Hand auf ihr Haupt. Der Caplan fand, daß ein bedeutendes Fieber im Anzuge ſey und ſandte in der Stille einen reitenden Boten in die nächſte Stadt nach einem Arzte ab. Die Entfernung des Hausarztes bekümmerte ihn und im Verein mit Franz und dem Maler bot er Alles auf der Freifrau und Alma die wachſende Gefahr welche dem Freiherrn drohte, zu verbergen.

Der ausgeſandte Diener kam mit der Nachricht zurück: daß der einzige Arzt des nächſten Städchens ſelbſt krank darnieder läge. Der Caplan ſann nach, wie er dieſe Kunde den Damen vortragen ſolle, da bewährte ſich auf's Neue das alte Sprichwort: wenn die Noth am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten, denn eben rollte der Wagen des Hausarztes in den Schloßhof.

Neun und ſechzigſte Nacht.

Der Caplan, Franz und der Maler ſaßen in dem an das Schlafgemach des Freiherrn anſtoßendem Zimmer, Willmann der Arzt kam von dem Kranken und ſprach leiſe: „Gott Lob, er ſchläft! ſein Puls geht ruhiger, die Baronin und Fräulein Alma haben ſich auf meine dringenden Bitten entfernt, um ſelbſt ein wenig zu ruhen . nur Chriſtian der alte Caſtellan iſt bei ihm und ruft mich ſogleich zu dem Kranken, wenn ich nöthig werde; daß ich nicht einſchlafe, dafür ſorgt ihre Gegenwart meine Herren und ich bitte Sie, wenigſtens dieſe Nacht hier zu bleiben, denn geräth der Freiherr noch einmal in ſolche Wuth wie vergangnen Nachmittag, ſo ſind ſtarke Männer nöthig, um ihn zu halten und ſeine Reden ſind oft ſo, daß es nicht gut iſt, wenn Diener ſie hören.“

„Auf unſre Diskretion iſt zu zählen,“ ſagten Franz und der Maler zu gleicher Zeit, „auch auf unſre Theilnahme und unſern Beiſtand.“

„Gut iſt es,“ fuhr der Arzt fort, „daß der Kranke ſeit einiger Zeit wieder Theil am Leben und an der Geſellſchaft nimmt und wir können dem Himmel nicht genug danken, daß er Sie meine Herren hierhergeführt.“

„Ja, es iſt ein Glück,“ ſprach der Caplan, „Herr von Runſitten fing an ſeine Menſchenſcheu abzulegen, er ſchätzt unſern Baron Franz, intereſſirt ſich für des Malers Arbeiten und hatte eine wahrhaft väterliche Neigung zu dem entfernten Baron Eduard, deſſen Nähe ich heute ſchon mehr als einmal ſehnlich gewünſcht habe.“

„Ich freue mich ſehr, daß Herr von Runſitten ſich wieder mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt hat. Einige Arbeiten aus ſeiner Jugendzeit, die mir bekannt worden ſind, geben ihn meines Erachtens Anſpruch auf den Titel: Dichter. Jahre lang rührte er keine Feder an, als um Rechnungen, Contrakte u. dgl. zu unterſchreiben. Heute erfuhr ich vom Kammerdiener, daß der Baron oft ſtundenlang ſchreibe und auf ſeinem Schreibtiſche ſah ich mehrere

Blätter, auf die ich, als Arzt mich dazu berechtigt haltend einige Blicke warf. Es waren Mährchen und Sagen."

„Wir haben ihm abwechſelnd alle Tage von Abends 9 Uhr bis gegen Mitternacht damit unterhalten," ſagte der Caplan, „den Anfang machten die beiden lieben Gäſte Baron Franz und Eduard und als wir den günſtigen Erfolg ſahen, fuhren wir Alle damit fort."

Der Arzt lobte dieſes Verfahren und der Caplan ſprach: „nun aber werther Freund erlauben Sie mir zu fragen, was führt Sie vierzehn Tage früher als wir glaubten in das Schloß Runſitten? Fühlten Sie ſich in dem herrlichen Wien bei theuern Aeltern nicht mehr ſo heimiſch und glücklich als ſonſt?"

„Wohl heimiſch und glücklich!" verſetzte mit einem Seufzer Willmann, „was mich entfernte, Freund! lachen Sie mich nicht aus, eine Sage!"

Die drei Männer ſahen den Arzt verwundrungsvoll an, und dieſer begann nach einer Pauſe: „ich habe keinen Grund zu verſchweigen, was mich aus Wien trieb, es iſt mir ſogar Bedürfniß mich gegen vernünftige Männer auszuſprechen. Alſo hören Sie erſt die Sage und dann, warum ſie auf mich wirkte."

Die erborgten Haare.

Vor ungefähr hundert und dreißig Jahren lebte zu Straßburg eine arme Wittwe, welche ſich mit Spi nen und Nähen kümmerlich aber ehrlich ernährte. Sie hatte drei Töchter, welche ihr beiſtehen mußten und dies auch gern und willig thaten, denn ſie waren fleißig und fromm von Natur. Die älteſte, Bertha, war die ſchönſte Blondine, die man ſich denken kann. Agnes, die zweite mit dem nußbraunen Haar und den Rehaugen ein allerliebſtes Kind; von wahrhaft königlicher Schönheit aber war Gertrude die jüngſte. Ihr edles Antlitz war lilienweiß und nur ſanft geröthet; ihr Wuchs hoch und üppig; ihr Anſtand ſtolz und edel; am bewundernswürdigſten aber war ihr langes, rabenſchwarzes, wie Atlas glänzendes Haar, welches ſich in reichen Flechten um ihr Haupt ſchlang.

Ihre Mutter, Frau Waldſtrom pflegte oft zu ſich zu ſagen: „Schönheit iſt für eine arme, vater- und bruderloſe Jungfrau eine gefährliche Gabe!“ Sie hielt deßhalb ihre Töchter immer verborgen, beſorgte alle Einkäufe ſelbſt und ließ ſie nie ohne ihre Begleitung und ohne dichte Schleier ausgehen.

Bertha und Agnes wußten kaum daß ſie hübſch waren, Gertrude aber war ſtolz auf ihre Schönheit und trat auf wie eine Königin, wenn ſie an der Mutter Seite ſpatzieren ging. Sie bedauerte nichts mehr als: daß ſie ſo einſam und ungeſehen leben mußte und verwünſchte nichts mehr als den dichten Schleier, in welchen die Mutter ſie einhüllte.

Hörte ſie dann und wann eine Jungfrau als die Krone der Feſte preiſen, ſo lächelte ſie bitter und vernahm ſie, wie irgend ein Mädchen ihr Glück der Schönheit verdanke, ſo blickte ſie voll Uebermuth in den Spiegel. Sie verlangte von ihrer Mutter mehr Freiheit und Vergnügen, aber dieſe blieb feſt auf ihrem Sinne und Gertrude weinte oft vor Verdruß daß ihre Schönheit unbewundert blühen ſollte; an das Verblühen dachte ſie in ihrem Uebermuthe nicht. So einſam nun auch die Jungfrauen lebten, ſo warben doch jetzt zwei junge Männer um Bertha und um Gertrude; ehrbar bei der Mutter hielten ſie um die Töchter an, wie es redlichen Freiern ziemt.“

Der Arzt wurde jetzt zu dem Freiherrn gerufen und kehrte dieſe Nacht nicht mehr zurück.

Siebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht, als ſich die vier Männer wieder in dem Zimmer verſammelt hatten, um im Nothfalle zur Hand zu ſeyn, denn noch lag der Freiherr im Fieber, nahm der Arzt von den Uebrigen aufgefordert, das Wort:

„Die beiden Werber der Jungfrauen waren Söhne wohlhabender Kaufherren, junge, hübſche und rechtliche

Männer, welche ſchon Theil an den Handlungen ihrer Väter hatten.

Frau Waldſtrom war ſehr erfreut; ſo hübſche und dabei ſo angeſehene, wohlhabende Freier hatte ſie für ihre armen Töchter nicht gehofft, doch wollte ſie ihre Töchter nicht zwingen und beſprach ſich mit ihnen. Bertha geſtand erröthend, daß ſie den jungen Neumann oft in der Kirche geſehn, wegen ſeines rechtlichen Wandels und hübſchen Ausſehens im Stillen lieb gewonnen habe und gern ſeine Hausfrau werden wolle. Gertrude kannte ihren Freier nicht, ſie wünſchte nur der mütterlichen Aufſicht zu entkommen und ſagte leichtſinnig: „Ja."

Im Stillen ſann ſie darauf, wie ſie es anzufangen habe, um im Hauſe ihrer zukünftigen Schwiegerältern zu herrſchen und ſich volle Freiheit zu verſchaffen. Den Bräutigam meinte ſie, vermöge ihrer Schönheit leicht am Gängelbande nach Gefallen zu leiten. Sie war ſchlau genug, ſich vor der Vermählung ſtill und duldſam zu ſtellen, auch ſtimmte es ganz mit ihren Wünſchen überein, daß ihre Mutter wegen der großen Jugend ihrer Töchter die Hochzeiten um einige Monde hinausſchob, lebte doch Gertrude nicht mehr ſo eingezogen und erfreute ſich an der Seite ihres Bräutigams mancher Luſtbarkeit.

Frau Waldſtrom erlebte die Hochzeit ihrer Töchter nicht; ſie erkrankte und fühlte das Herannahen des Todes. In ihrer letzten Lebensſtunde fügte ſie noch einmal die Hände der verlobten Paare in einander', ſegnete ſie und ſtarb,

Die Töchter beweinten die geliebte Mutter aufrichtig, auch die kaltherzige Gertrude war gerührt und zum erſtenmal gegen ihren Bräutigam von Herzen freundlich, denn ſie wußte es jetzt zu ſchätzen, daß ſie Arme, Verlaſſene an ihm einen Schutz fand.

Acht Wochen waren nach der Mutter Tode verſtrichen, die drei Jungfrauen ſaßen zuſammen im Zwielicht im eifrigen Geſpräch, da hörten ſie Männertritte auf der Treppe und bald darauf pochte es heftig an die Thüre. Auf ihren Ruf erſchien ein großer, ältlicher Mann mit brennend ſchwarzen Augen, er fragte, ob hier die Jungfern Waldſtrom wohnten und als die Mädchen dies bejahten, gab er ſich ihnen als der Bruder ihres Vaters, Ohm Erich, zu erkennen.

Oft hatten die Jungfrauen ihren Vater von dem Ohme erzählen hören, welcher als junger Burſche nach Oſtindien geſegelt war, und jetzt ſtand der Todtgeglaubte vor ihnen.

„Nun, meine lieben Muhmen, bin ich Euch aber auch willkommen?" fragte Erich. „Wie ich in meiner Herberge vernahm, iſt Eure Mutter todt und Ihr beiden, Bertha und Gertrude, ſeyd mit ſtattlichen Kaufherren verlobt, vielleicht ſchämen die ſich eines armen Vetters und Ihr haltet es für beſſer, mich ganz zu verleugnen. Seyd klug, Kinderchen, und thut dies.

„O wie könnten wir Euch, unſers Vaters Bruder verleugnen, weil Ihr arm ſeyd!“ riefen herzlich Bertha und Agnes und liebkoſeten den alten Mann.

Gertrude reichte ihm die Hand und ſprach ſtolz und mit blitzenden Augen, „ich will es meinem Verlobten nicht gerathen haben, einen meiner Verwandten ſcheel anzuſehen und will er mich haben, ſo muß er auch Euch aufnehmen.“

Der Ohm war innigſt erfreut über die Geſinnungen ſeiner Muhmen. Er ſprach noch ein Stündchen mit ihnen und nahm dann Abſchied, nachdem er ihnen das Verſprechen gegeben hatte, den folgenden Tag wieder zu kommen.“

„Um Gotteswillen, Doktor, kommen Sie ſchnell!“ rief die eintretende Freifrau.

Willmann folgte ihr, er fand den Kranken in einem bedenklichen Zuſtande und verließ ihn dieſe Nacht nicht mehr.

Ein und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Kriſis war überſtanden, der Freiherr befand ſich außer Gefahr, er ſchlief viel und war während ſeinem Wachen matt und ſtill, aber freundlicher, als er ſonſt in Krankheiten zu ſeyn pflegte. Die befreundeten Männer hatten ſich wieder verſammelt, heitrer als den vergangenen Abend und Willmann fuhr in ſeiner Erzählung fort:

Den andern Tag erſchien der Oheim Erich, aber diesmal in gar ſtattlicher Tracht. Ihm folgten ſchwer beladene Träger mit Kiſten und Paketen, welche ſie im Gemache der Jungfrauen hinlegten. Als ſich die Leute entfernt hatten, ſagte Erich: „Da Ihr ſo freundlich gegen mich ſeyd, ſo wäre es unrecht, wenn ich nicht auch Eurer freundlich gedächte, ich habe allerlei merkwürdige Dinge mit aus der neuen Welt gebracht und ſind ſie auch nicht werthvoll, ſo beſitzt doch in ganz Straßburg kein Menſch dergleichen. Die Jungfrauen blickten ihn mit großen Augen an, aber ſie wurden noch größer, als ſtatt der angekündigten indianiſchen Produkte ſchöne ſchwere Seidenſtoffe, goldene Spangen, ächte Spitzen und feine Linnen zum Vorſchein kamen. Ohm Erich ergötzte ſich an ihrer Verwunderung und ſprach lachend: „nun theilt Euch in dieſe Sachen und theilt Euch auch in dieſes da." Bei dieſen Worten ſchüttete er einen Sack voll Goldſtücke auf die Dielen im Gemache.

Die Jungfrauen ſahen nun wohl, daß der Ohm ſie geſtern nur auf die Probe geſtellt habe; ſie theilten ſich in die reichen Gaben und dankten ihm tauſendmal.

Bertha rief fröhlich aus: „nun komm ich doch nicht ſo arm, als ich dachte, in meines Verlobten Haus,“ Gertrude ſchwieg und lächelte ſtill vor ſich hin, ſie wußte warum.

Das Gerücht von der Ankunſt des reichen Erichs und von den Geſchenken, welche er den Jungfern Waldſtein mitgebracht hatte, verbreitete ſich in ganz Augsburg. Herr Erich hatte ein großes, Pallaſt ähnliches Haus gekauft, welches er prächtig einrichten ließ, um es mit ſeinen Nichten, die er öffentlich für ſeine Erbinnen erklärte, zu beziehen.

Bibliothek Berlin

Neumann, Bertha's Verlobter kam ſehr niedergeſchlagen zu ſeiner Braut und ſagte: „nun biſt Du reich geworden, Alles was ich Dir geben wollte, beſitzeſt Du nun ſchon beſſer und ſchöner, Du kannſt nun bei Deinem Oheime herrlich und in Freuden leben und verſchmäheſt vielleicht nun mein beſcheidenes Dach.“

Bertha erwiederte eiſrig: „kränke mich nicht durch ſolche Reden, ich würde, ſelbſt wenn ich Dich nicht ſo liebte, wie ich Dich liebe, immer denken: er hat mich erwählet, als ich arm war, er wollte ſeine Wohlhabenheit mit mir theilen, könnte ich mich meines Reichthums ohne ihn freuen?“

Duresnell, Gertrude's Verlobter, faßte die Hand ſeiner Geliebten und ſprach: „Gertrude, ich zweifelte nicht an Dir.“

Sie ſah ihn ſeltſam lächelnd an.

Neumann und Bertha waren das Bild der reinſten, aufrichtigſten Liebe, Gertruden's und Duresnell's Verhältniß glich dem Aprilwetter.

Sie zeigte ſich launiſch: bald abſtoßend und ſpröde, bald ſtolz, dann wieder ſanft und zärtlich. Der argloſe, gutmüthige Duresnell litt unbeſchreiblich dabei. Am meiſten peinigte ſie ihn mit der Eiferſucht, die, bei dem feſten Glauben, daß ihr Niemand an Schönheit gleiche, doch nur erheuchelt ſeyn konnte. Sie bemühte ſich, Duresnell's harmloſes Wohlwollen gegen ihre Schweſter Agnes, abſichtlich im falſchen Lichte zu ſehen, ſie beklagte ſich gegen den Oheim darüber und brachte es dahin, daß dieſer dem jungen Duresnell einen großen Theil ſeines Vertrauens entzog.

So vergingen mehrere Monate, die Trauer um die Mutter ſollte bald abgelegt und die Hochzeit der beiden Schweſtern vollzogen werden, da trat eines Tages Gertrude hoch und ſtolz, wie eine Königin, zwiſchen Duresnell und Agnes, die harmlos mit einander am Fenſter ſtanden, und ſprach: „ich weiß es, daß Ihr Euch heimlich liebt, ich weiß, daß Duresnell nur durch Schaam und Achtung gegen mich abgehalten wird, das Verſprechen, was er mir gab, zurückzunehmen. Agnes liebt Dich, mache ſie glücklich, ich will Euern Bund nicht trennen."

Nach dieſen Worten entfernte ſie ſich ſchnell. Erſtarrt ſahen Duresnell und Agnes ihr nach.

„Was fällt Gertruden ein!" ſtammelte endlich Du resnell, und Ihr, Agnes — ſo ſagt ſie — ſolltet" — er verſchwieg, was er dachte.

Agnes erglühte: „eine Einbildung, eine Grille von ihr," flüſterte ſie.

Duresnell ging in das Nebenzimmer zu Gertruden, ſie und der Ohm empfingen ihn glückwünſchend und Bertha flüſterte ihm zu: „wohl Euch, daß Ihr früh genug das Weib erwählet habt, welches zu Euch paßt und Euch aufrichtig liebt!"

Duresnell führte Gertrude an das Fenſter und beſchwor ſie: ihn keiner Untreue fähig zu halten. „Bemüht Euch nicht, Ihr müht Euch vergebens," antwortete ſie kalt und ließ ihn ſtehn.

Nun ward es dem armen Duresnell klar, was Gertruden's Abſicht ſchon lange geweſen: ſich von ihm zu trennen. Er überdachte Bertha's wohlgemeinte Worte, ſah täglich Agneſen's Liebenswürdigkeit und erfüllte mit freiem Herzen Gertruden's Wunſch, er vermählte ſich mit Agnes und hat es nie bereut.

Jetzt lebte Gertrude mit dem Ohm allein, den ſie auf die feinſte Weiſe ganz beherrſchte, ihre Schweſtern, die ſich im ſtillen, häuslichen Familienleben glücklich fühlten, beſuchten ſie ſelten, deſto öfterer die Vornehmſten der Stadt. Sie veranlaßte den Ohm Feſte zu veranſtalten, zu denen die Angeſehenſten geladen wurden und lebte umringt von Glanz und Bewundrern nach ihren Wünſchen.

Natürlich fanden ſich viele Jünglinge, die um die

Hand der reichen, ſchönen Gertrude warben, aber mit kaltem Herzen ſpottete ſie dieſer Werbungen, verhöhnte die Liebe und ſchwur: ihre Freiheit nur um den höchſten Preis zu opfern, nur der Schönſte, Ausgezeichnetſte ſollte ihre Hand erhalten, und bis jetzt hatte ſie noch Keinen gefunden, der ihr ihrer würdig dünkte.

Willmann hielt inne, Wehmuth ergriff ihn und mit bewegter Stimme ſprach er: „morgen will ich meine Erzählung weiter fortſetzen.“

Zwei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht fuhr Willmann fort:

Der Ohm war nicht wenig erfreut über die vielen vortheilhaften Anträge, welche ſeine Nichte erhielt, ſie war ſein Stolz, und ſein größtes Vergnügen beſtand darin, alle ihre Wünſche zu erfüllen. Dennoch fing er jetzt bisweilen an, unwillig über Gertruden's Wähligkeit zu werden, beſonders tadelte er es: daß ſie anfangs Männer anzog, um ſie dann mit Spott und Hohn abzuweiſen, wenn ſie, von ihr aufgemuntert, es wagten, um ihre Hand zu werben.

Schilderte der Ohm Gertruden das Glück, welches ihre Schweſtern im Kreiſe ihrer Kinder empfänden, ſo erwiederte ſie lachend: „ein ſchönes Glück! Mit hohlen, bleichen Wangen die Kinderwärterinnen zu ſeyn. Soll ich etwa auch, wie Bertha, die im erſten Wochenbette ihr reiches blondes Haar verlor, mein glänzend ſchwarzes, allgemein bewundertes Haar verlieren? Gott behüte mich vor dem Joche der Ehe und allen Unannehmlichkeiten, die mich in dieſem Stande treffen könnten!“

Dies wiederholte ſie dem Ohm Erich täglich, ſprach verächtlich über das Glück und die Pflichten der Mutter und Gattin, bis der Ohm dieſer Reden müde, gar nicht mehr darüber mit ihr ſprach.

Einige Jahre verſtrichen wieder, die ſchöne Gertrude ſtand dem Wendepunkte des weiblichen Lebens, dem dreißigſten Jahre nah. Sie entdeckte, wenn ſie ſich genau im Spiegel beſah, dann und wann ein Fältchen, ſie hörte von ſich bisweilen ſagen, daß ſie bei allem Reichthume, bei aller Schönheit doch eine alte Jungfrau ſey und dachte jetzt zum Erſtenmal ernſtlich daran, ſich zu vermählen.

Aber abgeſchreckt durch ihr ſpöttiſches, ſprödes Weſen, wagte es Keiner mehr, ſich ihr zu nähern und Gertrude ſah ſich jetzt ziemlich verlaſſen; die Frauen hatten ſie *nie* geliebt, Männer ſcheuchte ihr Spott zurück und die Feſte, welche ſonſt ihre Zimmer mit angeſehenen Perſonen gefüllt, hatten aufgehört, denn Ohm

Erich, der jetzt alt und oft wunderlich war, hatte ſich dies bunte Treiben ſtrenge verbeten.

Um ihre jetzt unfreiwillige Eheloſigkeit in einem romantiſchen Lichte darzuſtellen, erklärte ſie öffentlich, daß ſie ein Gelübde abgelegt habe, nur dem Manne die Hand zu geben, der eben ſo ſchönes, ſchwarzes Haar als ſie habe.

Nun trugen zu jener Zeit die Männer langes an den Spitzen gelocktes Haar und Gertruden's Ausſpruch konnte alſo eher erfüllt werden, wie in unſrer Zeit.

Dieſe Rede Gertruden's kam auch einem jungen, aber armen Manne, Namens Reinhold zu Ohren. Er hatte ſchon längſt in der Stille die ſchöne Gertrude geliebt, aber es nicht gewagt, ſich um ſie zu bewerben. Er ſuchte nun Zutritt im Hauſe ihres Ohms und ſeine Schönheit zog Gertruden eben ſo an, wie ſeine Kenntniſſe und Beſcheidenheit dem Oheime gefielen.

Herr Erich liebte den jungen Mann bald wie ſeinen Sohn, er ſprach oft den Wunſch aus: ihn mit Gertruden verbunden zu ſehen und nach kurzem Bedenken gab ihm die ſtolze Schöne das Jawort. Der Ohm war ſehr zufrieden mit Gertruden, Reinhold au dem Gipfel des Glückes, die Braut ſehr zärtlich gegen den ſchönen Mann. Sie freute ſich, wenn ſie an ſeiner Seite ging und die Leute ſagen hörte: „ach welch' ein ſchönes Paar.“

Der zur Vermählung beſtimmte Tag war nicht mehr fern; Gertrude harrte nur noch auf den Brautſchmuck, denn da Reinhold keinen Titel beſaß, wollte ſie durch unerhörten Glanz Neid erregen.

Einige Tage vor der Vermählung traf ein Graf von Beuſt in Straßburg ein. Er ſah Gertruden, ihre noch immer blendende Schönheit zog ihn an, ihr Geiſt feſſelte ihn, auch dachte er wohl, daß ihr Reichthum keine zu verachtende Mitgabe ſey, ohne an Reinhold's Anſprüche zu denken, warb er um ihre Hand. Gertrude, welche nichts höher achtete, als Schönheit, Reichthum und Rang, vergaß Reinhold's Liebe, ihr Verſprechen, ſie dachte nur an das Glück: Gräfin zu werden und verlobte ſich heimlich mit dem Grafen.

Mit wenig kalten Worten theilte ſie dieß Reinholden mit, welcher wie niedergeſchmettert vor ihr ſtand und kein Wort erwiederte.

Noch einen Blick voll Schmerz und Vorwurf heftete er auf ſie und verſchwand.

Den andern Tag ſah ſie ihn an ihrem Hauſe vorübergehen mit kurz verſchnittenem Haar. Sie erſchrak einen Augenblick, denn Reinhold hatte ihr einſt mitgetheilt: daß er, ſobald er ſein Haar abſchneide, nicht mehr lange leben würde, aber bald zerſtreute ſie ſich wieder und malte ſich ihre Zukunft auf das Reizendſte aus.

„Genug" — fuhr Willmann fort und wie es ſchien ungewöhnlich bewegt — „gegen den Willen ihres Oheims verlobte ſie ſich öffentlich mit dem Grafen und veranſtaltete Alles zu einer glänzenden Hochzeitfeier.

Zwei Tage vor dem zu ihrer Trauung anberaumten ſtarb Reinhold, Gertrude erfuhr es unvorbereitet, ihr Gewiſſen erwachte, ſie verfiel in ein hitziges Fieber und war dem Tode nahe.

Drei und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage)

„Heute werde ich hoffentlich ungeſtört meine Geſchichte zu Ende erzählen können,“ hob Willmann an, als die vier Männer wieder beiſammen ſaßen; „der Freiherr iſt heute viel wohler und ich hoffe daß wir Alle ihm Morgen werden Geſellſchaft leiſten können.“

„Wir hören!“ rief der Maler, dem ſchon ein Bild vorſchwebte und der Arzt begann:

Als Gertrude nach langer Krankheit zum Erſtenmale vor den Spiegel trat, erſchrak ſie vor ihrem bleichen, abgezehrten Antlitze und — neuer Schreck! ihre langen, ſchönen Haare waren größtentheils ein Raub der Krankheit geworden.

Toilettenkünſte mußten erſetzen, was die Natur ihr geraubt. In erborgter Röthe blühten ihre Wangen, aber ihr Haar konnte nicht erſetzt werden, es war zu ſelten.

Heimlich bot ſie große Summen für Haarflechten, die den ihrigen glichen und endlich kam eine alte Magd und überließ ihr für mehrere Goldſtücke zwei glänzend ſchwarze Haarflechten. Gertrude kannte die Alte nur zu gut, es war Katharina, Reinholds geweſene Magd.

Gertrude nahm leichtſinnig die Flechten und verwahrte ſie in ihrem Putztiſch.

Der Trauungstag brach an, ſchon früh verließ Gertrude ihr Lager, um ungeſehen ohne Hülfe einer Dienerin ihre erſte Toilette zu machen.

Schon waren die Wangen geröthet, eben hatte ſie ihr Haar aufgeſteckt und ergriff nun eine der Haarflechten welche ſie von der Alten gekauft, ſie auf ihrem Haupte zu befeſtigen, da erſchien neben ihrem Antlitze im Spiegel, das geiſterhafte Geſicht des verſtorbenen Reinhold, eine kalte Todtenhand ergriff die ihre und Reinholds Stimme flüſterte ihr zu: „nun biſt du mein, Meineidige!“

Als nach einer Stunde ihre Dienerin kam um ſie zu wecken, fand ſie die Braut todt auf der Diele liegen mit verzerrtem Antlitze und blauen Lippen.

Dem Ohme ahnte was geſchehen und er verwendete den größeſten Theil ſeines Vermögens zu Seelenmeſſen für die Unglückliche!“

Nach einer Pauſe ſprach Willmann — „Sie werden fragen, wie konnte dieſe Sage Sie von Wien entfernen?“

„Wiſſen Sie denn: ich machte ſchon als Kind mir immer ein Bild von den Perſonen, von welchen ich erzählen hörte und ſo ſchwebte mir auch von Gertruden ein Bild vor, ich ſah ſie lange Zeit immer vor mir ſtehen.“

„In Wien lernte ich ein ſchönes Mädchen kennen, es trug den Namen Gertrude, ich hörte vieles von ihr, was mit dem Charakter jener Gertrude übereinſtimmte, auch ſie ſpottete der Liebe, der Ehe — und doch ging ein Zauber von ihr aus, ach ein Zauber!“

„Ich mußte ſie lieben, mein nennen oder fliehen — ich wählte das Beſte.“

„Sie iſt gegenwärtig Braut, zum drittenmale Braut, vielleicht höre ich in Zukunft wieder etwas von ihr.“

Bewegt entfernte ſich Willmann und Niemand folgte ihm.

Vier und ſiebzigſte Nacht.

Der Freiherr befand ſich den nächſten Tag merklich wohl, er ſehnte ſich wieder nach Unterhaltung, und die Seinen, ſo wie die übrigen Bewohner des Schloſſes, verſammelten ſich wieder um ihn her in ſeinem Zimmer.

Franz hatte Bücher aus der nahen Stadt erhalten unter dieſen auch ein Mährchenbuch und weil der Freiherr vorzugsweiſe Mährchen und Sagen liebte, las er vor:

Das erſte Mährchen von Rübezahl.

Der alte Berggeiſt, dem zu Anfang, als Gott der

Herr die Welt ſchuf, die Herrſchaft über das Rieſengebirge ertheilt worden, begann zu fühlen: daß ſeine Zeit verronnen und ſeine Stunde gekommen war, zu ſcheiden aus ſeinem Reiche, denn ihr müſſet wiſſen: Gott der Herr allein in ſeiner unbegrenzten Herrlichkeit iſt ewig unwandelbar! alle andere Geiſter ſind dem Wechſel unterworfen, die Menſchen nennen einen ſolchen Wechſel Tod.

Der alte Geiſt rief ſeinen Sohn herbei und ſprach zu ihm: „ich ſcheide jetzt von Dir und dem was ich begonnen auf des Herrn Geheiß — führ es wacker fort wie ich Dir's lehrte, und zeige Dich würdig zu herrſchen über die Gnomenſchaar.“

Der Sohn reichte dem Vater die Hand und ſprach: „Ich wills.“

„Und wahre Dich für die Menſchen,“ fuhr der Alte fort — „ich weiß, Du trägſt Verlangen, Gemeinſchaft mit ihnen zu machen, aber ſie ſind falſch wie die Schlange, die ihre Aelter-Mutter verführte, und werden mit Betrug dich lohnen, wo Du mit Liebe ihnen nahſt. — Meide ſie!“ — Noch einmal umarmte er ſeinen Sohn, winkte der trauernden Gnomenſchaar zum Abſchied und entſchwand aus ihrer Mitte — Keiner hat ihn je wieder geſehen.

Der Sohn trauerte recht aufrichtig um ſeinen Vater, da aber alles Trauern am Ende doch zu nichts half, ſo gab er ſich nach und nach zufrieden, arbeitete wacker mit den Gnomen, die glänzenden Metalle zu bilden und das unterirdiſche Feuer ſo wie das Waſſer zu leiten und zu bändigen, denn das iſt die Beſtimmung aller Erdgeiſter.

Lange hatte er die Lehre ſeines Vaters treu befolgt, zu bleiben in ſeinem Reiche unter ſeinen Unterthanen und die Oberwelt zu meiden. Endlich aber erwachte die alte Luſt mit doppelter Stärke in ihm, und er konnte dem Verlangen, die lichte Welt zu beſehen, nicht länger widerſtehen.

„Ich muß hinauf! — hinauf!“ alſo ſprach er zu ſeinem Vertrauten. — „Sorge und ſchaffe Du indeſſen für mich — bald wohl kehr ich wieder.“

Und in weniger als einer Minute ſtand er auf der Spitze der Rieſenkoppe und ſchaute hinab in das lichte bunte Menſchenleben. Beim erſten Anblick der Sonne wäre er faſt erblindet, denn es war das erſtemal, daß er ſie ſah, bald jedoch gewöhnte er ſich dran, und mit des Adlers Auge um die Wette ſog das ſeine ihre vollſte Strahlenfluth ein.

Endlich ſtieg er, dem menſchlichen Auge unſichtbar, herab von ſeiner einſamen Höhe, jenes Geſchlecht zu beobachten, welches, wie ſein Vater ihm geſagt hatte, ſelbſt mächtigeren Geiſtern gefährlich ſeyn ſollte.

In einem reizenden Thale am Fuße des Berges, machte er Halt, denn das Plätzchen war gar zu traulich — es war eben Frühling, die Veilchen dufteten, luſtiges Käfergeſindel ſnurrte und ſchummte, die Bäume und Büſche flüſterten einander Grüße hinüber und herüber. Dazu träumeriſches Quellengerieſel und ſüßes Schauern der Morgenluft — der Geiſt ſeufzte tief — tief, als fehle ihm gewaltig viel — und dennoch hatte er ſich nie ſo ſelig gefühlt.

Da rauſchten plötzlich auf einer Seite die Büſche ſtärker und ſie bogen ſich und theilten ſich und hervor trat ein Mädchen, ſo ſchön und wunderhold, daß der Geiſt erſt nicht wußte, ob er ſie für ein ſterbliches Erdenkind, oder für einen Engel halten ſollte. Es war das ſchöne Mädchen aber niemand anders als Livia, die Tochter des Fürſten Barſanuph, welcher dazumal in einem Theil Schleſiens regierte und der mächtigſte Monarch zehn Meilen im Umkreiſe war.

Bald kamen auch die Geſpielinnen der Prinzeſſin herbei, ebenfalls ſchöne Mädchen, und nun begannen ſie anmuthige Spiele und ſangen Lieder, daß der Berggeiſt nicht wußte wie ihm geſchah.

„O hört! hört!“ rief mitten im Geſange abbrechend die Prinzeſſin und lauſchte mit verklärtem Lächeln dem Schlagen einer Nachtigall. — Die Geſpielinnen lauſchten ebenfalls, und auf des Berggeiſt's Gebot ſtimmten plötzlich alle Nachtigallen einen Chor an, wie ihn ſeitdem wohl kein Mädchen wieder gehört hat.

„O Himmel!“ rief die Prinzeſſin, „was iſt das?“ — aber noch hatte ſie dieſe Worte nicht ganz ausgeſprochen, als ſchon ein neues Wunder ſich begab: wo ihr Fuß weilte, ſproßten Veilchen und Hyacinthen hervor, und von allen Seiten flatterten duftende Roſen auf ſie herab.

„Prinzeſſin!“ riefen die Geſpielinnen, „o Prinzeſſin! das geht nicht mit rechten Dingen zu! Hier muß ein Geiſt im Spiele ſeyn, und allem Anſcheine nach liebt er Euch.“

„Ja! ich liebe Dich!“ rief der Herr der Berge und trat ſichtbar hervor. Die Mädchen erſchracken und wollten fliehn, aber die wunderbare Schönheit des Jünglings welche ſie erblickten, bannte ſie daß ſie nicht fort konnten.

Der Berggeiſt nahte ſich der Prinzeſſin und wiederholte ſanft: „Ich liebe Dich, Du ſchönes Erdenkind — ſage auch Du, daß Du mich liebt!“ — Die Prinzeſſin aber zog ein krauſes Näschen und antwortete: „Ich bin die Prinzeſſin Livia — wer ſeyd Ihr, daß Ihr es wagt, auf ſo ſeltſame Art um mich zu werben.“

„Verzeihe,“ — verſetzte der Geiſt — „verzeihe, wenn ich — fremd — wieder Eure Gebräuche fehlte. — Ich kenne ſie nicht, und weiß nur das Eine: daß ich Dich liebe! — Komm, komm mit mir, Du holdes Weſen! fort aus dieſer Umgebung, die Deiner unwürdig iſt; in reinern Regionen, unter mächtigern Weſen, da herrſche über mich, den Mächtigſten unter ihnen. — Nur laß mir milde Dein ſchönes Auge leuchten und ſieh, ob Du mich wieder lieben kannſt.“

Somit ſchlang er ſeinen Arm um den ſchlanken Leib der Prinzeſſin, die nicht wußte wie ihr geſchah, und ſchwebte mit ihr der Rieſenkoppe zu. Die Geſpielinnen aber liefen voll Schrecken ins Schloß und erzählten den Fürſten Barſanuph, was ſich begeben, worüber der Fürſt dermaßen in Verzweiflung gerieth, daß er nicht zu Mittag eſſen wollte, und dieſen Vorſatz ſicher auch ausgeführt hätte, wenn nicht der Mundkoch ſo eben mit ſeiner Lieblingsſpeiſe in's Zimmer getreten wäre.

Der Berggeiſt führte, wie geſagt, ſeine ſchöne Beute auf die Rieſen- oder Schneekoppe. So kahl und öde ſelbige nun aber von jeher war und noch bis auf den heutigen Tag iſt, ſo koſtete es dem Herrſcher doch nur ein Wort und inmitten eines duftenden Frühlingsgartens erhob ſich ein Pallaſt, wie ihn der türkiſche Kaiſer, (der doch viel auf Pracht, Ueppigkeit und Weichlichkeit hält), ſich nicht ſchöner wünſchen könnte.

Prinzeſſin Livia war unterwegs in Ohnmacht gefallen, wie dies ſo Sitte iſt bei jungen Mädchen, wenn ihnen eine unerwünſchte Ueberraſchung wird. Der Berggeiſt, der ſich auf Ohnmachten ganz und gar nicht verſtand, glaubte, ſeine geliebte Entführte ſchliefe nur, und legte ſie deßhalb auf einen prachtvollen Divan, dann ſetzte er ſich neben ſie, küßte ihre kleine weiße Hand und harrte geduldig, bis ſie „den dunklen Franzen-Vorhang" ihrer braunen Augen wieder aufziehen und ihm ſein unermeßlich Liebesreich auf's neue ſtrahlen würde. Endlich erwachte Livia, aber ihr Erwachen war bei weitem nicht ſo erfreulicher Art, als der Gnom es ſich gedacht hatte.

„Wo bin ich?“ war ihre erſte Frage.

Der Geiſt nahm dieſe Frage buchſtäblich und verſetzte treuherzig: „Auf dem Sopha.“

Daß war aber der ſchönen Livia nicht genug. Sie wollte mehr wiſſen, und der Geiſt nahm keinen Anſtand, ihr zu wiederholen, „daß er ein Gnomenfürſt ſey, daß er ſie liebe, und daß ſie ihn wieder lieben möge.“

Livia erſchrak gewaltig; ſie warf ſich dem Berggeiſt zu Füßen, und beſchwor ihn: er möge ſie wieder freigeben, und ſie zurücklaſſen an den Hof ihres Vaters, des Fürſten Barſanuph, einen Geiſt zu lieben, d. h. ſo recht eigentlich, ſey einem Erdenmädchen ganz und gar unmöglich. — „Warum?“ fiel Rübezahl ihr haſtig in's Wort, „warum iſt Euch Erdenmädchen das unmöglich?“ — Die Prinzeſſin ſtutzte und erröthete — ſie wußte nicht, was ſie antworten ſollte, denn die Wahrheit ſo grade herauszuſagen, wäre doch von einem Mädchen, beſonders von einer Prinzeſſin, ein bischen viel verlangt geweſen. Sie ſuchte ſich endlich damit zu helfen, daß ſie das alte Sprichwort: „Nur Gleich und Gleich geſellt ſich gern,“ citirte. Der Berggeiſt war aber viel zu verliebt, um ſein Schätzchen um eines Sprichworts willen aufzugeben, er ſagte ihr daher rund heraus: daß er ſie liebe und anbete, daß ſie über ihn und alle ſeine Unterthanen nach Gefallen herrſchen möge, aber ihre Freiheit bekäme ſie durchaus nicht eher, bis ſie ihn wieder liebe. — „Geh mir aus den Augen, Du Unhold!“ zürnte die Prinzeſſin; — der Geiſt gehorchte, indem er vor ihren Augen in einen leichten Nebel zerfloß.

„Und der will mich heirathen!“ rief die Prinzeſſin, die das wunderſame Verſchwinden ihres Anbeters mit Staunen gewahrte, ärgerlich lachend. — Dann ſetzte ſie ſich auf dem Sopha zurecht und — ſchmollte.

Drei Tage ſchmollte Livia — der Geiſt ließ ſich nicht ſehen, ſondern umſchwebte nur unſichtbar ſein trotziges Liebchen, alles ſchnell herbeiſchaffend was ſie wünſchte, außer — Geſellſchaft. Die Prinzeſſin hatte geglaubt, ſie würde mit ihren Schmollen den Berggeiſt weich machen, aber der konnte ſchon etwas mehr vertragen, wie ein irdiſcher Liebhaber oder Ehemann.

Endlich hielt's die Prinzeſſin ſelbſt nicht mehr aus, halb weinend und halb lachend rief ſie: „Geiſt! erſcheine mir!“ und alsbald ſtand der Geiſt vor ihr und fragte demüthig: „Was befiehlt meine Gebieterin?“

„Soll ich vor langer Weile hier ſterben?“ klagte die Prinzeſſin, — „auf! ſchaffe mir Geſellſchaft, aber verſchone mich mit Deinen Geiſtern, ich will Menſchen ſehen!“ — „Es geſchehe wie Du willſt!“ ſprach der Geiſt und verſchwand.

Bald darauf kehrte er wieder, in der einen Hand ein goldnes Stäbchen, in der andern ein Körbchen voll hübſcher friſcher Mohrrüben. Beides der Prinzeſſin reichend, ſprach er lächelnd: „Hier haſt Du Geſellſchaft.“

Livia ſchaute bald den Geiſt, bald die Rüben an, und hatte nicht übel Luſt, ihm ſelbige ſamt dem Korbe an den Kopf zu werfen, ſie biß die Lippen zuſammen, wandte ſich ab und murmelte: „Schön! erſt mich geraubt und dann mich noch verſpottet.“

„Du thuſt mir Unrecht ſchöne Livia!“ ſprach der Geiſt; „Nicht verſpotten will ich Dich, aber wiſſe: nimmer darf ich einen wirklichen Menſchen außer Dir, in dieſen Zaubergarten bringen, ohne den ganzen Zauber zu zerſtören, — doch berühre nur mit dem Stäbchen da eine Rübe, und ſogleich wird ſie ſich in diejenige Perſon verwandeln, welche Du zu ſehen wünſcheſt.“

Livia nahm das Stäbchen, berührte zweifelnd eine Rübe und lispelte: „Rübe! werde flugs zum ſchönſten jetzt lebenden Mädchen!“ — Kaum hatte ſie die Worte geſprochen, ſo ſtand ein ihr Zug für Zug gleichendes Mädchen da. — „Ei!“ lächelte ſie — „der Zauber iſt artig!“ der Berggeiſt aber rief entzückt: „Siehſt Du! ſiehſt Du! Du biſt das ſchönſte Mädchen!“ —

„Ich will es allein ſeyn!“ ſprach die Prinzeſſin, berührte ihr Ebenbild mit dem Zauberſtabe und befahl: „werde was Du warſt!“ Alsbald lag wieder eine Rübe zu ihren Füßen; ſie warf ſie aus dem Fenſter, aus den andern Rüben aber ſchuf ſie die Geſtalten ihrer Geſpielinnen, und alle waren ſo ähnlich und ſprachen und thaten ebenſo wie jene Mädchen, daß Livia ſelbſt getäuſcht wurde und alles faſt für Wirklichkeit hielt; jetzt hatte ſie Geſellſchaft und der Berggeiſt wurde auf neue fortgewieſen. Er ging, d. h. er machte ſich unſichtbar und war nach wie vor um ſie, ſich ergötzend, wie ſie mit den Rübenmädchen ſchwatzte und ſpielte. Mehrere Tage ging daß ganz gut, als aber eines Morgens Livia in den Blumen-Saal trat, wo um dieſe Zeit ihre Geſpielinnen ſchon verſammelt waren — hilf Himme! wie ward ihr da, als ihr ſtatt der blühenden jungen Mädchen lauter alte zuſammengeſchnurrte Mütterchen ächzend und hüſtelnd entgegenwankten, Einige lagen ſogar am Boden und ſchienen eben verſcheiden zu wollen.

Voll Entſetzen entfloh ſie wieder aus dem Saal, eilte in den Garten und rief den Geiſt.

Er erſchien.

„Falſcher Geiſt!“ ſprach ſie weinend, „warum mordeſt Du tückiſch die Jugend meiner Geſpielinnen? Den Augenblick verjünge ſie wieder!“ —

„Das iſt mir unmöglich!“ verſetzte der Geiſt, „nicht kann ich den Lauf der Natur hemmen, wenn ich auch über ihre Kräfte gebiete. Deine Geſpielinnen waren ſo lange jung und blühend, als noch Saft in den Rüben war, woraus ſie entſtanden, mit dieſen welken auch jene dahin. — Geh! verwandle ſie wieder in Rüben, ich werde Dir neue holen, daß Du neue Geſpielinnen Dir verſchaffen kannſt.“

„Damit mußte Livia denn wohl zufrieden ſeyn. Sie kehrte in den Saal zurück, verwandelte die alten Weiber wieder in Rüben und harrte der neuen, welche der Geiſt ihr verſprochen.

Nicht lange währte es, da kam denn auch der Geiſt daher und brachte ihr ein neues Rüben-Körbchen, aber kaum halb gefüllt und etwas verlegen entgegnete er auf die Fragen der Prinzeſſin: warum er ſo wenig brächte?

„Dieſe Rüben wachſen nur auf einem kleinen Acker auf dem höchſten Punkt der Koppe — Du biſt ein wenig verſchwenderiſch damit geweſen und mußt nun einige Tage warten, bis die neu geſäeten aufgegangen ſind."

„Wie viel haſt Du geſäet?" fragte Livia.

— „Du wirſt genug haben." —

„Ich will wiſſen, wie viele Du geſäet haſt."

— „Wie kann ich das wiſſen?"

„Zähle ſie!"

— „Wozu?" —

„Weil ich es haben will!" Geh! zähle die Rüben, und daß nicht Eine fehlt — ich will einmal ſehen, ob Du mich wirklich ſo liebſt, wie Du immer ſagſt."

„O! wenn das iſt," rief der Geiſt lächelnd, „ſo will ich gehen und zählen, Du liebe launiſche Geliebte!" und er ging und zählte Rüben.

Livia ſchaute ihm nach und lächelte ebenfalls, aber boshaft, liſtig, und ſprach: „Zähle Du nur!" Als er nun im eifrigſten Zählen begriffen war, nahm ſie hurtig die ſtärkſte und ſchönſte Rübe aus dem Körbchen, verwandelte ſie in ein Flügelpferd, ſchwang ſich auf und befahl: „Trage mich hurtig in meine Heimath zu den Meinen.“ Und ſchneller wie der Aar ſchoß das Pferd mit der kühnen Reiterin hinab in's Thal, fort über die Ebene nach der Burg des Fürſten Barſanuph, wo bei ihrem Erſcheinen ungeheurer Jubel erſcholl, worauf ſie dann ihrem Herrn Vater alles ausführlich erzählte.

Derweilen war der Geiſt fertig worden mit Rübenzählen, um ja recht ſicher zu gehen, hatte er das Feld dreimal durchgezählt, nun wußte er's auf ein Haar, wie viele Rüben auf den Acker kommen würden und eilte zurück ins Zauberſchloß, um ſeiner Liebſten die Botſchaft zu bringen.

Aber die Liebſte war nicht im Schloß — er ſprang in den Garten, aber die Liebſte war nicht im Garten — da merkte er Etwas. — Wie der Blitz warf er den ſchweren Erdenkörper ab und ſchwang ſich hoch — hoch in die Luft.

Da ſah er wie ſeine ſchöne Ungetreue auf dem Zauberpferde eben über die Grenze ſeines Reichs flog — wüthend ballte er ein Paar Wolken zuſammen, und ſchleuderte Donner, Blitz und Hagel der Flüchtigen nach — aber ſie war ſchon außer dem Kreiſe ſeiner Macht, und nur eine tauſendjährige Eiche zerſchmetterten die Boten ſeines Zorns. Als die erſte Wuth vorüber war, beſchloß er in Güte zur Rückkehr ſie zu bewegen, er nahm ſeine ſchöne Jünglingsgeſtalt wieder an, eilte in das Schloß und in den Prunkſaal des Fürſten Barſanuph, wo ſo eben das Feſt der glücklichen Wiederkehr Livia's begangen wurde. — Er ſtürzte ihr ohne Umſtände zu Füßen und flehte: „O kehre zurück, Livia — ich liebe Dich und wenn Du mich nicht erhörſt, ſo muß ich vergehen in troſtloſer Verzweiflung und fluchen meiner höhern Natur, die Dich mir entfremdete.“

Aber die ſchöne ſtolze Prinzeſſin lachte höhniſch und verſetzte: „Thor! nimmer werde ich dich lieben und wärſt Du ſchöner noch als Du biſt! ich verlache Dich! büße Deinen eitlen Wahn, und verbirg Dich und Deine Schmach in Deiner Berge tiefſten Schacht Rübenzähler!“

Und all das dumme Hofgeſindel brach in ein lautes Gelächter aus und quäkte:

„Rübezahl! — Rübenzähler! — Rübezahl!“

Verzweifelnd ſprang der verhöhnte Liebhaber auf und fuhr davon auf den Flügeln des Sturmwindes ſeinen Bergen zu.

Der Freiherr hatte heiter und mit Theilnahme zugehört. „Rübezahl,“ ſagte er, „hat mich immer ſehr intereſſirt, denn als Kind hörte ich eine meiner Tanten oft ſtundenlang von dem ſchönen Rieſengebirge und dem Herrn der Berge erzählen, ich wünſchte hinfliegen und ihn rufen zu können, denn ich glaubte feſt: er werde, er müſſe auf meinen Ruf erſcheinen.“

„Habe doch ich als Menſch von zwanzig Jahren den Rübezahl feierlich gerufen als ich auf der Koppe ſtand, aber er nicht ſo gütig zu erſcheinen.“

„Wenn ich hoffen darf Sie mit dieſen Mährchen zu unterhalten, leſe ich mehr aus dem Büchlein vor,“ ſprach Franz und nach dem Wunſche des Freiherrn las er in den nächſten Nächten die folgenden Mährchen.

Fünf und ſiebzigſte Nacht.

Das zweite Mährchen von Rübezahl.

Der gute Berggeiſt hieb, wie wir am Ende des erſten Mährchens ſahen, ein bischen ſehr ſtark über die Schnur. Ein hübſches Mädchen hatte ihn betrogen — was weiter? — aber er redete gleich mit übermäßigen Pathos von dem ganzen Menſchengeſchlechte! — ſo machen es die Verliebten! — Die Geliebte iſt ihnen das vollkommenſte Weſen; zum ihrentwillen und zu ihrem Zeitvertreib, verpuffen ſie — wie ein berühmter Mann *) ſagt — Sonne, Mond und alle Sterne in die Luft! und finden ſie endlich, daß ihre Göttin nichts weiter war, als ein recht gewöhnliches — Weib: dann lamentiren ſie auf klägliche Weiſe und werfen alles andre, ſo herrlich es immer ſey, wie ſchlechten Plunder mit bei Seite, oder gar ganz weg.

---

*) Mephiſtopheles in Göthe's Fauſt.

Ein eingefleiſchter Menſch kommt auch ſelten eher wieder zur Vernunft, bis ihm die Vernunft nichts mehr nützt — will ſagen: bis ſein Kopf grau, ſein Lebensmark vertrocknet iſt und ſein Blut kalt und träge durch die Adern ſchleicht — dann kommt die Zeit, daß er ſtirbt — und nun ruft der Dümmſte mit dem weiſen König Salomo um die Wette: „Es iſt alles eitel!" — und der Spaß iſt vorbei. Ein Geiſt hat es etwas beſſer! der kann ſich ſo eine Sache ein Paar hundert Jahre ruhig überlegen und dann einen neuen Lebenslauf beginnen. Wird er dann auch noch hin und wieder betrogen, es ſchadet das nichts! — Er wird gelegentlich immer klüger, ſo, daß am Ende ſelbſt ein Weiberherz für ihn nicht unergründlich iſt.

Freund Berggeiſt bedurfte kaum dreißig Jahre, um ſeinen Lieblingsgram zu verſchmerzen und recht herzlich darüber lachen zu können. Indeſſen ward ihm doch ein bischen ſeltſam zu Sinne, als er nach Verlauf dieſer Zeit ſeine Roſe in eine Hanbutte umgewandelt fand — und als die Arme endlich überreif abfiel, und nichts mehr übrig war von allem Himmelsreiz, als ein wenig Staub — da durchzuckte ein ſchmerzliches Gefühl das Herz des Geiſterfürſten, und hinab fuhr er in ſein unterirdiſches Reich und blieb daſelbſt dreihundert Jahre lang.

Als er endlich wieder einmal aufgeweckter Laune war, kam ihm die Luſt an, ſeine Studien unterm Menſchengeſchlecht wieder aufzunehmen. nur that er ſich ſelbſt den Schwur, ſich nicht wieder zu verlieben und aller Empfindſamkeit für immer zu entſagen! dagegen ſeiner Laune den Zügel ſchießen zu laſſen. Alſo gerüſtet ſtieg er zu Tage.

Kaum erkannte er von ſeiner Rieſenkoppe herab die Gegend wieder, ſo war ſie in den dreihundert Jahren verändert. Dorf an Dorf erblickte er im Thal! unzählige Bauten waren auf den Berghöhen zerſtreut! — Wälder ausgerodet und hie und da erhoben ſich die Thürme einer Stadt — das Schloß des Fürſten Barſanuph aber war verſchwunden und ſein Fürſtenthum wurde nicht mehr genannt.

„Die Menſchlein“ — brummte der Berggeiſt — „die Menſchlein haben hier auf meinem Grund und Boden gewirthſchaftet, als ob ſie Herren wären und ich gar nicht exiſtirte — nun vielleicht wiſſen ſie's auch gar nicht einmal, daß ich bin — und ſo mag's ihnen hingehen! — will aber doch einmal ſehen, wie ſie's jetzt treiben.“

Er ſtieg in's Thal, verwandelte ſich in einen rüſtigen hübſchen Burſchen und verdung ſich bei einem reichen Bauer als Knecht. — Er arbeitete fleißig und treu und alles was er angriff, gedieh ganz vortrefflich; das gefiel dem Bauer gar wohl! und er hielt ſeinen Knecht recht wacker, ſo daß Hans, (wie er ſich nannte), oft ſich ſagte: „So gar ſchlimm ſind die Menſchen doch nicht!“

Ein Zufall verleidete ihm jedoch den Aufenthalt bei dem ehrlichen Bauer um allzufrüh, und das geſchah alſo:

Der Bauer gab ihm einen Auftrag, in ein entferntes Dorf jenſeits des Berg-Kamms zu beſtellen. — Schon ſtand Hans reiſefertig, den Zehrſack über den Rücken, den Wanderſtab in der Hand, vor der Hausthür, als die junge hübſche Bauersfrau — welche ihm gar nicht gram war, ihm auf die Schulter klopfend, freundlich ſprach: „Schreitet nur wacker, lieber Hans, daß Ihr noch vor Abend über den Berg ſeyd, damit Rübezahl Euch nicht necket.“ — — Hans ſtand, wie vor den Kopf geſchlagen, als er ſeinen Spottnamen, womit Prinzeſſin Livia ihn vor dreihundert Jahren in die Flucht geſchlagen hatte, von der hübſchen Bauersfrau ausſprechen hörte — kaum wollte er ſeinen Ohren trauen! „Rübezahl!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen — „Rübezahl? — wer iſt das?“

Da ſchlug aber das hübſche Weibchen die Händ über dem Kopf zuſammen und ſchrie: „Hans! — Hans! — was iſt Euch? woher ſeyd Ihr, daß Ih den Rübezahl nicht kennt? — denkt nur!“ rief ſie ihrem Manne, ſo wie den hinzutretenden Knechten un Mägden entgegen — „denkt nur! der Hans weiß nicht, wer der Rübezahl iſt —“ und alle brachen in ein unauslöſchliches Gelächter aus und ſchrieen: „Iſt's möglich! — er kennt den Rübezahl nicht! — den Rübezahl nicht zu kennen! — den Rübezahl nicht?“

„Nun zum Teufel!“ rief ingrimmig Hans, „ſ ſagt mir, wer der Kerl iſt!“

„Menſch!“ ſprach die Bäuerin plötzlich ernſt un faſt erſchrocken: — „Nenne den Rübezahl nicht Kerl! — das könnte Dir übel bekommen! aber wer er iſt und woher er ſeinen Namen hat, will ich Dir erzählen, damit Du Dich vor Schaden hüteſt!“ — Darauf faßte ſie ihn beim Arm, zog ihn, trotz alles Sträubens, wieder in die Stube, nöthigte ihn zum Sitzen und begann ausführlich und mit vielen Zuſätzen zu erzählen, was wir aus dem erſten Mährchen ſchon wiſſen. Sie ſchloß damit: daß Rübezahl jetzt als garſtiger Rieſe auf dem Gebirgs-Kamm des Nachts ſein Weſen treibe, den Wanderer ſchrecke und Manchen ſchon in den Abgrund geſtürzt habe.“

Der gute Hans hörte die erbaulichen, wahren und Lügenhiſtorien mit an, und ſaß dabei, wie auf Kohlen. Hin und wieder warf er einen Zweifel, auch beſonders dagegen auf, daß der Berggeiſt harmloſe Wanderer ſchrecken und gar tödten ſolle; er meinte: ſicher wären jene Wanderer unvorſichtige Wagehälſe geweſen, die ſich bei böſem Wetter den Abgründen genähert und vom Sturmwind erfaßt in die Tiefe hinabgeſchleudert worden. — Aber die Bäurin und alle Andere ſchrieen: „Nein, nein! Rübezahl, der tückiſche Berggeiſt hat's gethan!“ und der Großknecht war frech genug, zu behaupten: ihn ſelber habe der Berggeiſt ſchon gepackt gehabt; in Geſtalt eines rußigen Köhlers, mit glühenden Augen, einem Kuhſchwanz, und ein Horn vor der Stirn, mit rothem Judasbart, ſey er ihm auf dem Kamm erſchienen. — Zum Glück habe er (der Knecht) ihn mit einem geweihten Roſenkranz in die Flucht geſchlagen und ihm darauf ſeinen Ekelnamen nachgerufen.

Hans lachte laut auf und ſagte dem Großknecht in's Geſicht: „Du biſt ein unverſchämter Gauch! Du haſt den Rübezahl nie geſehen!“

Der Großknecht aber wurde kirſchbraun im Geſicht und ſchrie erboſt: „Selbſt Gauch Du! mir kannſt Du ſagen, daß ich lüge?“

„Ei!“ lachte Hans, „müßteſt Du den Rübezahl nicht wieder erkennen, wenn Du ihn einmal geſehen hätteſt?“ „Das würd' ich wohl!“ ſchrie der Großknecht, „aber Rübezahl wird ſich ſchon hüten, mir wieder zu erſcheinen, ich hab' ihm Mores gelehrt.“

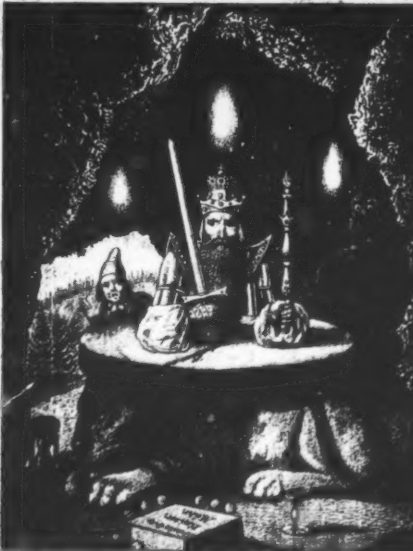
„Nun, ich will Dich's auch lehren!“ rief Hans, gab dem Großknecht ein Paar derbe Ohrfeigen, und alsbald ſaßen ihm ein Paar Eſelsohren an dem Kopf.

Wie verſteinert ſtand der Großknecht da — die Andern aber ſchrieen entſetzt auf über das Mirakel. „Nun kannſt Du ſagen, Du habeſt den Rübezahl geſehen!“ — hohnlachte der Berggeiſt — „und magſt es beſchwören bei Deinen Ohren, wenn man Dir's nicht glauben will — dank es meiner guten Laune, daß Du diesmal ſo gut davon kommſt! Ihr Andern aber merkt's Euch: wer den Berggeiſt noch einmal bei dem ihm verhaßten Spottnamen nennt, dem wird er den Ha umdrehen.“ — Als er ſo geſprochen, ging er aus de

Hauſe, deſſen Bewohner ihm voll Schreck und Staunen nachſtarrten.

Der arme Großknecht aber behielt ſeine Eſelsohren ſo lange er lebte, und wenn er ſie ſtutzte, ſo wuchſen ſie immer wieder neu.

Ende des zweiten Bandes erſter Abtheilung.



Jäger del.

Der Kiffhäuserberg.

Abendländische Tausend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen aller europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

II Bändchen 2 Abtheilung.

Meissen
bei F. W. Goedsche

1032.1440

Sechs und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des zweiten Mährchens von Rübezahl.)

Den Herrn Rübezahl — (ſo wollen wir den Geiſt in der Folge mit dem Volke nennen) hatte der Schwank daß ergötzt und bekam er Geſchmack daran, mit den Menſchen ſich hie und da einen Zeitvertreib zu machen, unbekümmert, ob es ihnen wohl oder weh thun würde; ungefähr ſo, wie es einen luſtigen Kater nicht in ſeiner Katerſeligkeit ſtört, was die armen Mäuschen empfinden, wenn er mit ihnen kurzweilend, bald das Sammetpfötchen, bald die ſcharfen Krallen gebraucht. —

Da er von den Menſchen ſelbſt wußte, daß ſie beſonders geneigt, ſich vor einem rußigen Köhler mit glühenden Augen und rothen Bart zu entſetzen, ſo beſchloß er, eine ähnliche Maske für die Zukunft als Lieblings-Coſtüm ſich zuzulegen, doch ſträubte ſeine Eitelkeit ſich gewaltig gegen die Zuthaten von Horn und Kuhſchwanz: er ließ ſie weg und gebrauchte ſie nur in höchſt dringenden Fällen zur Verſtärkung des Effekts, wenn er jemanden recht erſchrecken wollte, wo er beide Auswüchſe dann urplötzlich ſich anhexte. —

Einige Köhlerhütten waren an verſchiedenen Punkten ſeines obern Gebiets ſchnell errichtet und er hauſete bald in dieſer bald in jener, je nachdem durch dieſen oder jenen Theil des Gebirges die meiſten Wanderer zogen.

Bald merkten denn die Menſchen, daß es wirklich im Gebirge nicht ſo ganz geheuer ſey — bis dahin hatte zwar immer einer dem andern erzählt vom Berggeiſt und ſeinen Streichen, aber keiner war ihm noch ſelber begegnet, und die da behaupteten, ihn geſehen zu haben, behaupteten auch, wie der Großknecht Michel, die Kunſt zu verſtehen, ihm zu imponiren. — Damit aber hatte es bald ein Ende, und Niemand wagte es fortan mehr — (wenigſtens, ſo weit des Geiſtes Gebiet reichte, ſich auf Koſten Rübezahl's zum Helden zu ſtempeln; und wohl eingedenk ſeiner Warnung, nannten ſie ihn fortan nicht mehr öffentlich bei ſeinem Spottnamen, ſondern ſehr höflich „den Herrn des Gebirges.“

Wenn ein Geiſt, wie Rübezahl, der früher hinlängliche Empfindſamkeit kund gab, umſattelt und luſtig wird, ſo kann ſich ſeine Luſtigkeit manchmal recht anmuthig, faſt kindlich geſtalten — in der Regel aber iſt ſie doch mehr kindiſch und läppiſch, und nicht ſelten hat ſie einen etwas anſäuerlichen Beigeſchmack.

Daß unſerm Rübezahl die Anmuth und reine Kindlichkeit nie ganz fremd wurde, werden wir in der

Folge ſehen; fürs Erſte aber hatt' er Gefallen an loſen Schwanken gefunden, und die übte er nun nach Herzensluſt. — Beſonders hatte er's auf die flinken Bauermädchen abgeſehen, in deren Munde ſeine Unglückshiſtorie hauptſächlich fortlebte, und die der Liſt der ſchönen Livia immer mit Wohlbehagen gedachten, was unſerm eitlen Berggeiſt ſchlecht behagte. — Wir wollen nicht davon reden, wie er — wenn eine hübſche Dirne über den Gebirgskamm wanderte, alle Winde auf ſie hetzte, daß ſie mit ihren Gewändern das unverſchämteſte Spiel trieben, zum großen Gaudium ſeiner untergebenen Gnomen, welche als Spottvögel die Arme umkreiſten.

Kam aber gar ein verliebtes Pärchen über den Bergrücken, dann ging der hämiſche Spuk erſt recht los! und wehe den guten Leutchen, wenn ſie ſich's einfallen ließen, zärtlich zu koſen — zwar wehte dann kein Sturmwind — im Gegentheil! — laue Lüftchen nur waren zu verſpüren, und von ſchwellenden Moosſitzen her dufteten und lachten allerlei hübſche Blümchen, ſo daß dem Pärchen die Luſt anwandelte, hier ein bischen zu ruhen. — Das aber war's eben, was der ſchalkiſche Geiſt gewollt hatte! denn kaum waren die erſten zärtlichen Blicke und Worte auf der Moosbank gewechſelt, ſo verſank ſelbige mit einem Ruck und das ſchwärmende Paar wälzte ſich in einem garſtigen Sumpf, während Rübezahl über ihnen eine ſchallende Lache aufſchlug. Seine Köhlermaske ſchreckte am öfterſten alte

Weiber, ehrliche Leinweber ſahen ihn oft auf einem dreibeinigten Pferde an ſich vorüberbrauſen, Juden auf einem wilden Waldeſel, — den vielfach turbirten Jüngern einer wohllöblichen Schneiderzunft aber erſchien er als ſtößiger Bock und verfolgte ſie mit beleidigendem Gemecker bis an die Grenzen ſeines Reichs — kurz er wußte alle nach Stand und Würden zu bedienen, und man weiß kein Beiſpiel, daß er einem adligen Junker anders, als in Geſtalt eines Jägers, Kutſchers, oder eines Haſen und eines Edelhirſches mit ſtattlichem Geweih erſchienen.

Gelehrten erſchien er gewöhnlich als Holzhacker, weil er meinte, ein Holzhacker und ein Gelehrter ſeyen in vieler Hinſicht analog — er vertrug ſich auch ziemlich gut mit ihnen, und zum beſondern Ergötzen gereichte es ihm, zu beobachten, wie die guten Leute in ihre tiefſinnigen Ideen vertieft, oft mit ſehenden Augen nicht ſahen, wie arg er ſie myſtificirte. — Einen wohlbekannten Profeſſor der Erdkunde führte er z. B. einſtmals in Geſtalt eines Wegweiſers, einen ganzen Tag in kleinen Kreiſen um die Schneekoppe — der Profeſſor trabte keuchend und ſchwitzend immer zu, wie ein Mühlklepper, meinend, er ſteige Berg auf, und ſich höchlich verwundernd, daß er den Gipfel noch immer nicht erreichen könne, woraus er denn ſchloß, „der Berg müſſe wenigſtens noch anderthalbmal ſo hoch ſeyn, als er in den Reiſebeſchreibungen angegeben." — und dieſe Behauptung ließ er in der Folge drucken.

Nicht ſo gut kam ein gewiſſer Botaniker davon, der im Rieſengebirge botaniſiren ging. Rübezahl geſellte ſich — ebenfalls als Holzhacker — zu ihm, und beide wurden bald mit einander bekannt. Rübezahl half ihm oft mit nach ſeltenen Pflanzen ſuchen, und zeigte ihm ſolche Orte, wo deren am mehrſten und ſchönſten blühten — zum Unglück war aber der Botaniker ein gewaltiger Puriſt, und wollte alle Pflanzen auf lateiniſch nach Linée benannt wiſſen, wogegen Rübezahl, welcher wirklich ein ſchlechter Lateiner zu nennen, alle Pflanzen des Rieſengebirges mit ihren ehrlichen ſchleſiſchen Namen nannte.

Der Botaniker unterließ aber nie, ihn bei ſolchen Gelegenheiten zu corrigiren, und gab ſich viele Mühe, ihm die lateiniſchen Kunſtnamen beizubringen.

Rübezahl ließ ſich das eine Zeitlang gefallen, endlich aber verlor er die Geduld, und als der Botaniker ihm einſtmals wieder eine lange Epiſtel las über den lateiniſchen Namen des deutſchen Fuchsſchwanzes — unterbrach ihn plötzlich Rübezahl und ſprach:

„Ihr ſeyd ein grundgelehrter Herr und könnt alles und wißt viel nützes und unnützes Zeug! aber, ſagt einmal, wenn Ihr's wißt: wem gehört der Grund und Boden, worauf wir dermalen ſtehen?“ —

Der Gelehrte beſann ſich was weniges und entgegnete dann: „So viel mir bekannt, iſt dieſer Boden ſchleſiſch — Schleſien aber eine Provinz der [illegible]

Preußen, ergo oder folglich gehört dieſer Grund und Boden unſerm gnädigen Herrn, dem jetzt regierenden König von Preußen."

„Falſch!" rief Rübezahl lachend, „er gehört dem Geiſt des Gebirges, welchen das Volk Rübezahl nennt."

Da ſchüttelte aber der Botaniker unmuthig den Kopf und ſprach belehrend: „Ihr werdet doch als ein vernünftiger und geſetzter Mann nicht an ſolch albernes Volksmährchen von Rübezahl und ſeines Gleichen glauben? — So etwas laſſet den Weibern in den Spinnſtuben, ihre ungerathenen Rangen damit zu ſchrecken, ein weiſer Mann aber verachte ſolch thörigtes Gewäſche! Ein Geiſt wäre etwas unnatürliches; da aber auf dieſer Welt, wie ſchon aus der Botanik zu erſehen, alles durchaus natürlich zugehet, ſo iſt etwas Unnatürliches — mithin ein Geiſt — gar nicht denkbar. — Der Rübezahl, wovon das Volk fabelt, hat nie wirklich exiſtirt, er iſt ein Phantom, erzeugt durch eine krankhafte Vorſtellung der Phantaſie, als Folge des übermäßig erhitzten Geblüts — alſo nur in uns eine Einbildung oder fixe Idee, in der Wirklichkeit aber iſt er ein non ens — will ſagen ein Nichts!" —

Aber kaum, daß der gute Mann die letzten Worte geſprochen hatte, ſo ſtand Rübezahl plötzlich, zum ſcheußlichen Rieſen umgewandelt, vor ihm, und ſchnauzte ihn grimmig an: „Du Wicht, hier iſt der Rübezahl und wird Dich benonenſen und benichtſen!" und er riß ihm die blecherne Pflanzbüchſe von der Schulter.

ſchlug ihm damit die Naſe platt, griff ihn dann beim Zopf und tauchte ihn einigemal in einen Moraſt, rannte mit ihm wider die Bäume, daß ihm alle Rippen im Leibe knackten, und jagte ihn endlich, halb todt, einen Steinhagel hinter ihm herſendend, den Berg hinab — ſo daß ſich alle Thalbewohner vor der Möhrenſcheuche entſetzten, der arme Gelehrte aber hoch und theuer ſchwur: „Nimmer wieder im Rieſengebirge zu botaniſiren, und fortan an alle Kobolde, Zwerge, Gnomen, Alps und Truthen, wie an das Evangelium ohne weiteres zu glauben."

Sieben und ſiebzigſte Nacht.

Das dritte Mährchen von Rübezahl.

In der Gegend, wo jetzt der Badeort Warmbrunn liegt, lebte vor Zeiten ein armer Bauersmann, Peter geheißen, der ſich's gar ſauer werden ließ, um ſeinen fünf hungrigen Kindern Brot und ſeinem kranken Weibe Arznei zu verſchaffen. Aber wie er ſich mühte bei Tag und bei Nacht, und ſich ſelbſt die kleinſte Labung verſ ſagte, dennoch wollte der karge Verdienſt nicht ausreichen für die unentbehrlichſten Bedürfniſſe, und Kummer und Mangel verſchlimmerten den Zuſtand ſeines guten Weibes von Tag zu Tag, daß ihm ſchier das Herz hätte brechen mögen, wenn er Abends heimkehrte und ihr bleiches abgehärmtes Geſicht ſah.

„Wenn ich nur hundert Thaler hätte!“ ſeufzte er oft — „daß ich mir ein Stück Feld und einen Stier kaufen könnte, es zu beſtellen! o daß ſich unter den vielen tauſend reichen Leuten nicht Einer findet, der einen ehrlichen Armen mit dieſer Summe, nur als Darlehn, aus allem Elend reißt! — wie wollt ich's ihm danken mein Lebenlang, und in Jahr und Tag ihm alles wieder erſtatten.“ —

„Verſuche das Letzte!“ ſprach mit ſchwacher Stimme Anna, ſein Weib — „oft ſchon bat ich Dich, zu meinen Verwandten zu gehen drüben im Gebirge — und ihnen unſre Noth an's Herz zu legen.“ —

„Ja, wenn ſie Herzen hätten!“ bemerkte Peter bitter, „dieſe reichen Praſſer haben ſich nimmer um uns bekümmert, trotz dem, daß ſie recht gut wiſſen, wie elend es uns geht.“ — „Reiche Leute wollen erinnert ſeyn!“ ſeufzte Anna, „Du ſollteſt es doch verſuchen.“

„Nun wohl, ich will's!“ verſetzte Peter, indem er entſchloſſen aufſtand und nach Hut und Stock griff. — „Ich will das Letzte verſuchen, noch dieſe Nacht mach' ich mich auf den Weg, um morgen bei Zeiten wieder heim zu ſeyn, ſchlägt aber auch dieſer letzte bittere Gang ſehl, dann erbarme ſich Gott Deiner und der Kinder, ich wüßte nichts mehr, was uns helfen könnte.“ Somit umarmte er ſein Weib und ſeine Kinder, und begab ſich auf den Weg zu ſeinen Verwandten jenſeits des Gebirges.“

Am andern Morgen langte er müd und matt in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten, gern wär' er erſt ein Stündchen in eine Schenke eingekehrt, um dort ſich zu erholen von der nächtlichen Wanderung, denn es war böſes Wetter geweſen. Aber er hatte keinen Deut in der Taſche, und ſo mußt' er denn ohne Ruhe und Erquickung zu ſeinen Verwandten gehen.

Wie er gedacht, ſo geſchah es. Keiner half ihm! Einige ſuchten allerlei Ausflüchte, und das waren noch die Beſſern, die Meiſten aber wieſen ihn grob und hochmüthig von ihrer Thür, nannten ihn einen ſchlechten Wirth, der das Seinige nicht ordentlich zu Rathe gehalten habe und verhöhnten ihn wohl gar.

In dumpfer Betäubung taumelte er ſoeben aus dem Hauſe des letzten, reichſten und hartherzigſten Vetters, der ihm bis auf die Straße nachſchrie: „Möge der hölliſche Satan Euch und Eurer ganzen Brut je eher je lieber die Hälſe umdrehen, damit die Familie ſich ob ſolchen Lumpengeſindels, wie Ihr ſeyd, nicht mehr zu ſchämen braucht.“

Da packte ihn ein alter ärmlich gekleideter Mann beim Arme und ſprach: „Kommt nur fort von hier! das ſind böſe, geizige Menſchen. Ich kann Euch zwar ebenfalls nicht helfen, aber Euer elendes Ausſehen ſagt mir, daß Ihr vor allem Ruhe und Erquickung bedürft, beides ſoll Euch in meiner Hütte werden, ſo gut ich's vermag."

Peter folgte dem Alten, der niemand anders als der Hirt des Dorfs war, in ſeine Hütte, erquickte ſich daſelbſt mit einem Schluck Branntwein und einem Biſſen Brot, und machte ſich dann raſch auf den Heimweg, die Ruhe ablehnend, welche der Hirt ihm geboten, um nur heute noch ein wenig Zeit zur Arbeit zu gewinnen, da alles andre fehl geſchlagen war.

Auf der Hälfte des Wegs aber, gerade auf dem Bergkamm, konnte er vor Erſchöpfung nicht weiter, und als er ſich dennoch mit Gewalt aufraffen wollte, ſtürzte er halb ohnmächtig unter eine Tanne hin.

Einige Augenblicke lag er faſt beſinnungslos — als er ſich wieder etwas erholte, ſtand das Schreckliche ſeiner Lage ihm recht lebhaft vor Augen. — „Welch ein Jammer!" klagte er — „welch ein Jammer, zurückzukehren zu dem verſchmachtenden Weibe, den hungernden Kindern, und keine Labung ihnen reichen zu können! — o könnte ich euch, ihr Armen, mit meinem Herzblut — mit meinem Leben helfen, wie gern wollt' ich es hergeben für Euch!"

Er verſank in ein düſteres Hinbrüten, plötzlich jedoch, wie von einem Blitzſtrahl durchzuckt, fuhr er in die Höhe und rief! Ein Mittel noch giebts! — o daß ich nicht eher darauf verfiel! bei den reichen Menſchen iſt kein Erbarmen zu finden, aber hier hauſet der Berggeiſt! zwar ſoll er oft böſe und launiſch ſeyn, aber auch großmüthig und mitleidig! mit Gott ſey's gewagt!" — Er ſprang auf, zog demüthig ſeinen Hut, und da er den eigentlichen Namen des Berggeiſtes nicht wußte, ſo ſchrie er, wiewohl unter Zittern und Zagen, doch ſo laut er konnte: „Herr Rübezahl! — he! Herr Rübezahl! ſeyd doch ſo gut und erſcheint mir einmal."

Da ſauſte ein mächtiger Windſtoß daher, warf den armen Peter zu Boden, und als er ſich mühſam wieder aufraffte, erblickte er den Rübezahl in der bekannten Köhlergeſtalt vor ſich.

„Verdammter Bauerlümmel!" donnerte der Geiſt, „weißt Du nicht, daß der Tod darauf ſteht, wenn mich Einer bei dem mir verhaßten Namen Rübezahl nennt? wähle nur ſchnell: ob ich Dir den Hals umdrehen, oder mit meinem Schürrbaum Dir den Hirnſchädel einſchlagen ſoll?" „Macht das —" verſetzte Peter zähneklappernd, aber mit verzweifelter Faſſung, „macht das, Herr Berggeiſt, wie es Euch am beſten dünkt, und Ihr am mehrſten Vergnügen daran findet, obwohl ich nur aus Unkenntniß fehlte, doch eine Bitte hab' ich, nämlich, daß Ihr mich anhört, ehe Ihr zuſchlagt oder würgt."

„Rede," brummte Rübezahl, und Peter ſtand nicht an, ihm treuherzig ſeine ganze Leidensgeſchichte zu erzählen und ſchloß endlich: „Mit hundert Thalern wäre mir und den Meinigen geholfen, Euch, Herr, iſt es ein Spaß, mir ſelbige zu verſchaffen, borgt mir ſie auf ein

Jahr gegen Verſchreibung und landesübliche Zinſen und Ihr ſollet meinen beſten Dank obendrein haben.“ „Du Narr!“ knurrte Rübezahl — „bin ich ein Jude, daß Du mir Zinſen bieteſt? pack’ Dich zu Deines Gleichen! — ich geb’ Dir nichts.“

„Herr! das lügt Ihr!“ ſprach Peter treuherzig. — „Ich hab’ Euch geſagt, wie unbarmherzig meine Blutsverwandten mit mir verfuhren — Ihr ſchenkt mir das Leben, Ihr werdet mir auch helfen, daß ich mir’s ehrlich erhalten kann.“ —

„Du biſt ein Narr!“ lächelte Rübezahl — „es ſey drum, ich will Dir die hundert Thaler borgen, aber wohl zu merken: In Jahr und Tag muß ich ſie wieder haben.“

„Verlaßt Euch drauf!“ betheuerte Peter.

„So folge mir!“ befahl Rübezahl und ſchritt voran. Peter folgte, wiewohl mit bangem Herzklopfen, denn Rübezahl lenkte tiefer in den Wald. — Vor einem hohen Felſen blieb endlich Rübezahl ſtehen, und neben einer vom Blitz zerſchmetterten Rieſentanne ſtampfte er mit dem Fuß an den Boden, alsbald öffnete ſich mitten im Felſen der Eingang zu einer großen Höhle. — „Merk’ Dir dies Zeichen, damit Du die Höhle wieder findeſt,“ ſprach Rübezahl zu Petern und deutete auf die hingeſtreckte Tanne; dann ſtieg er voran in die Höhle hinab und Peter folgte ihm auch hier, wiewohl’s ihm immer ängſtlicher um’s Herz wurde. — Endlich jedoch war der Grund der Höhle erreicht, ſi befanden ſich in einem großen Felsgewölbe, von deſſen, nahe an hundert Fuß hohen Kuppel, eine Rieſenlampe herab hing, deren Licht tauſendfach wiederſtrahlte von dem flimmernden Geſtein der Wände. Mitten in der Halle aber ſtand eine ungeheure Braupfanne, angefüllt mit eitel herrlich glänzenden Wildmanns-Thalern und rund umher ſtanden kleinere Gefäße, mit Randducaten angefüllt.

„Da nimm Dir ſo viel Du brauchſt!“ ſprach Rübezahl, „ich will unterdeſſen den Schein aufſetzen!“ — drauf wandte er ſich ab, ſuchte Papier, Feder und Dinte zuſammen und begann den Schein zu fertigen, ohne einmal nach Peter ſich umzuſchauen,

Der aber zählte ehrlich und gewiſſenhaft ſich 100 Thaler ab, keinen weniger und keinen mehr, und als er damit fertig war, ſagte er's dem Geiſt.

„Lies und unterſchreib!“ ſprach Rübezahl, ihm den Schein gebend, Peter las, unterſchrieb, und Rübezahl fuhr fort: „Nun geh' mit Gott! — Möge Dir meine Hülfe frommen. Heut' übers Jahr erwart' ich Dich zu dieſer Stunde und an dieſem Orte, daß Du Deine Schuld berichtigſt. Vergiß es nicht.“ —

Peter verſprach das heilig und theuer und dankte dem edlen Geiſt aus Herzensgrund, dann ſtieg er auf deſſen Geheiß wieder hinauf ans Tageslicht, und angelangt, eilte er, als hätt' er Flügel an den Füßen, ſeiner Heimath zu. Im nächſten Städtchen, durch das er kam, ſäumte er übrigens nicht, Arzenei für ſeine

Frau und allerlei Lebensmittel einzukaufen, dann eilte er wieder vorwärts, und langte gegen Mittag in ſeiner Hütte an.

„Bringſt Du Hülfe?“ fragte die Frau kleinlaut, „bringſt Du uns Brod, Vater!“ ſchrieen die Kinder. Peter warf den Sack mit Lebensmitteln auf den Tiſch, und reichte ſeiner Frau das Geld — der Anblick gab der guten Anna neue Kraft, ihre Augen leuchteten, und freudig rief ſie: „Ha! nicht wahr, die reichen Vettern haben uns geholfen.“ — „Freilich“ — lächelte Peter, der ihre Freude nicht ſtören wollte, und es für gut hielt, den wahren Zuſammenhang der Sache ihr zu verſchweigen, „freilich die reichen Vettern, o das ſind liebe, ſcharmante Leute, ſie haben mich freundlich aufgenommen, mich erquickt, mir keine Vorwürfe gemacht über mein Unglück, und mir endlich 100 Thaler geborgt. — Nun, hier iſt Brod und Butter und Salz und Grütze, bereite uns wieder einmal ein Mittageſſen und dann raſch an die Arbeit.“

Anna that, wie Peter ihr geheißen, und jeder mag ſich denken, welche Luſt die Eltern empfanden, daß ſie ihre Kleinen einmal wieder ſättigen konnten.

Peter aber machte ſich alsbald auf und erhandelte von einem wohlhabenden aber lüderlichen Nachbar ein hübſches Grundſtück — kaufte ſich einen tüchtigen Stier, Ackergeräth und Saatkorn, und begann vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend zu arbeiten. — Anna erholte ſich auch bald, griff wacker mit an und ſpann des Abends mit großem Fleiß, während die Kinder hölzerne Löffel und Quirlen ſchnitzten und Peter Harken und Eggen fertigte.

Bald begannen ſie den Lohn ihres Fleißes zu ſehen, der Acker trug dreifältige Frucht, Annas ſchönes Geſpinnſt wurde faſt noch einmal ſo theuer, denn das Gewöhnliche bezahlt, und die Holzarbeiten der Kinder waren immer raſch verkauft — kurz, es ſchien ein ganz beſonderer Segen mit Rübezahl's Geld in's Haus gekommen zu ſeyn, und als der Winter heran kam, hatte Peter ſchon eine Kuh und drei Ziegen, außer ſeinem Stier, im Stall, und im Frühjahr beſchenkte ihn die Kuh noch mit einem Kalbe und die Winterſaat war auf das Herrlichſte gediehen.

Aber nun war das Jahr um und der Zahlungstermin nahte heran — Peter, der gewiſſenhaft jeden Heller zu Rathe gehalten, überzählte den Ertrag ſeiner Arbeiten, und ſchau! da fand ſich's, daß er für den Verkauf ſeines Korns, Annas Garn, den Holzarbeiten der Kinder, und eines Kalbes grade 100 und 20 Thaler gewonnen hatte, dazu noch ſeinen Acker und ſein Vieh, und gelebt hatten er und die Seinen auch ein Jahr lang, wenn auch immer etwas knapp.

Er merkte wohl, daß er nur dem Segen, welcher auf Rübezahls Geld ruhte, dieſen in ſo kurzer Zeit unerhörten glücklichen Erfolg zu danken habe, und beſchloß ſich ebenfalls als ehrlicher Mann zu beweiſen. — Kaum graute daher der Morgen des Tages, an welchem ſein Wechſel fällig, als er auch ſchon Weib und Kinder weckte, und alſo ſprach: „Zieht Eure Sontagskleider an und kämmt Euch das Haar glatt, denn wir wollen hinaus zum reichen Vetter, ihm ſein Darlehn zurückzuerſtatten, und ihr ſollet ihm alle danken.“

Dieſer Worte freute ſich Anna, ſie und die Kinder ſtanden raſch auf, ſchniegelten und biegelten ſich, und brachen, nachdem ſie ihr Morgengebet verrichtet, mit dem Vater auf, den reichen Vetter aufzuſuchen.

Als ſie aber den Bergkamm erreicht hatten, und zwar die nämliche Stelle, wo Rübezahl zuerſt dem armen Peter erſchienen war, machte der — nun herzensfrohe Peter plötzlich halt! — verſammelte alle ſeine Lieben in einen Kreis um ſich und ſprach zu ihnen alſo:

„Ihr meinet, wir würden jetzt hinabſteigen in's Thal und nach dem Dorfe, wo unſere reichen Vettern wohnen; aber Ihr irrt! Jene reichen Vettern trieben mich vor Jahr und Tag erbarmungslos mit Spott und Schimpf von ihrer Thüre verzweifelnd kehrte ich zurück — und fand hier meinen Retter und unſerer Aller Wohlthäter! Heut wollen wir ihm alle danken, und fürchtet Euch nur nicht, wenn ich Euch ſage, daß es niemand anders iſt als der Geiſt dieſes Gebirges.“

Anna erſchrack heftig, und die Kinder fürchteten ſich, trotz der Warnung des Vaters, daß ſie zitternd die Augen feſt zukniffen, um nur nicht den Rübezahl zu ſehen, wenn er unverſehens etwa hinter einem Baumſtamm hervorträte; Peter aber ſprach ihnen Muth ein, hieß ſie ruhig verweilen, bis er zurückkäme, und machte ſich — trotz alles Wehklagens und Haltens der Seinigen — auf, tiefer in den Wald! — Bald hatte er die Felswand erreicht, ſtand neben der Tanne und nun den Hut ziehend mit der einen Hand, mit der andern aber den Geldbeutel, worin die 100 Thaler, hochhaltend, rief er: „He! Herr Berggeiſt! Kommt hervor, Euer Schuldner iſt da, der arme Peter, und will Euch, wie er verſprochen, Euer Geld zurückbringen.“

Er wartete, daß der Geiſt erſcheinen ſolle, der aber ließ nichts von ſich hören und ſehen! Peter verſuchte es auf alle Art, er rief zweimal, dreimal, er ſtampfte den Boden neben der Tanne, wie Rübezahl gethan, in der Hoffnung, der Eingang der Höhle werde ſich aufthun — aber alles umſonſt! Rübezahl zeigte ſich nicht, die Höhle blieb unſichtbar, und voll Betrübniß mußte Peter ſich endlich entſchließen, zu ſeiner Anna und dem Kindern zurückzukehren.

Acht und ſiebzigſte Nacht.

Peters Angehörige dankten Gott, als ſie ihn geſund und wohl wieder kommen ſahen; Peter aber klagte ihnen ſein Mißgeſchick daß der Berggeiſt ihm nicht erſchienen ſey. —

„Ich will eine Tracht Prügel wagen,“ rief er endlich entſchloſſen, und begann, ſo laut er konnte, zu ſchreien: „Rübezahl! Rübenzähler! Komm hervor, Rübezahl hörſt Du nicht?"

„Ach, da iſt er!" ſchrie plötzlich Peters jüngſter Knabe.

„Wo?" rief Peter haſtig aufſpringend.

„Da — da!" verſetzte der Knabe, „hinter der großen Tanne guckt er hervor." — Peter ſprang hinter die Tanne, aber er ſo wenig wie die Andern konnten das Geringſte ſehen, obwohl der Kleine feſt dabei blieb, Rübezahl habe hinter dem Baum hervorgeſchaut, ihn auch ſo beſchrieb, daß Peter nicht daran zweifeln konnte, es ſey wirklich Rübezahl geweſen.

Er mußte endlich, wohl oder übel, alle weitern Verſuche aufgeben, und ſich mit Weib und Kind auf den Heimweg machen. „Vielleicht," murmelte er, „hab ich's verſehen, daß ich dieſe mitnahm, — Nun! Morgen iſt auch ein Tag, und ich ruhe nicht eher, bis ich meinen Schein wieder in Händen habe."

Als Peter dieſe Worte ſprach, befand er ſich mit den Seinigen eben am Ausgang des Waldes; — da erhob ſich ein leichter Wirbelwind und trieb das dürre Laub über den Weg, Die Kinder hatten ihre Freude daran und ſprangen luſtig jauchzend hinterdrein; der kleine Geiſterſeher von vorhin bemerkte aber, wie unterm Laube ein ſchöner, weißer Papierbogen mit fortgeweht wurde. Er machte alsbald Jagd darauf, erwiſchte ihn glücklich und brachte ihn dem Vater, um ſich einen Lobſpruch zu verdienen, denn Peter war ſo ordentlich, daß er auch das kleinſte Stückchen Papier nicht nutzlos umkommen ließ. — Hänschen bekam denn auch ſeinen Lobſpruch und Peter nahm das Papier — aber kaum, daß er es entfaltete — ſo rief er ſchon: „O Du guter, Du edler, großmüthiger Geiſt!“ und zeigte es mit Thränen in den Augen ſeiner Frau. Das Papier war nichts anders als ſein an Rübezahl ausgeſtellter Schein, er war mitten durchgeriſſen und unten am Rande ſtanden die Worte: „Zu Dank bezahlt.“ Daraus merkten denn Peter und Anna, wie Rübezahl ſie unſichtbar umſchwebt haben müſſe, und wie er Peters guten ehrlichen Willen für die That genommen und ihm die 100 Thaler ſchenke.

Beide riefen einen herzlichen Dank in den Wald hinein, und von der Felswand zurück hallte das Echo: „Dank! — Dank!“

Jahr und Tag darauf war Peter ſchon ein wohlhabender Mann, hatte einen Knecht und Wagen und Pferd, und nun fuhr er mit den Seinigen wirklich hin, den reichen Vettern unter die Augen zu treten — aber die waren verarmt, in alle Welt zerſtoben und verflogen und fremde Leute bewohnten ihre Häuſer.

Da hatte Peter denn nichts weiter zu thun, als den alten Hirten aufzuſuchen, der ihn vor zwei Jahren gelabt hatte; der arme alte Mann war faſt erblindet und zehrte von einem kärglichen Gnadenbrod welches die Gemeinde ihm auswarf. Peter nahm ihn mit in ſein Dorf, in ſein Haus, wo er ihm den Großvaterſtuhl hinterm Ofen anwies und ihn dankbar hegte und pflegte, ſo lange er lebte.

Peters Nachkommen aber leben noch jetzt bei Warmbrunn, ſind wohlhabende Leute und haben mir alles ſelbſt erzählt, woraus denn Jedermann leicht erſehen wird, daß ſich alles wirklich und wahrhaftig ſo begeben, wie ich es beſchrieben habe.

Neun und ſiebzigſte Nacht.

Das vierte Mährchen von Rübezahl.

Rübezahls Freigebigkeit war bald im ganzen Gebirge bekannt worden, denn ob auch Peter ſich wohlweislich nichts von ſeinem Abentheuer merken ließ, ſo konnte doch Frau Anna dem Drange nicht widerſtehen, etlichen Freundinnen, unter dem Siegel der Verſchwi genheit, ihr Geheimniß auszuplaudern, und die plaude ten es weiter aus, wie das zu gehen pflegt — bis e in allen Spinnſtuben und Schenken laut beſprochen wurd

Bald fanden ſich denn auch Mehrere, die gro Luſt bezeigten, ein ähnliches Abentheuer, denn Peter, beſtehen, und in nicht geringer Anzahl ſtrömten je täglich die Schlemmer, Spieler, ſchlechte Wirthſchaft und Geizhälſe hinauf nach dem Fuß der Koppe, ha rend, daß Rübezahl kommen möge ſie zu beſchenken.

Dem Rübezahl machte das eine Zeitlang Spaß, er trieb ſeinen Muthwillen mit ihnen, indem er ſie durch blaue Flämmchen in die Sümpfe lockte. — Manche fanden dann einen großen Schatz zur Belohnung ihrer Müh, hoben ihn ſtillſchweigend, ſchafften ihn nach Hauſe und verſchloſſen ihn nach der bekannten Schatzgräberregel 9 Tage lang, — aber o Jammer! wenn ſie ihn dann beſchauten, war er verwandelt in garſtigen Unrath oder dürres Laub.

Das ſchreckte aber die Geldluſtigen ganz und gar nicht ab, und manche waren gar ſo vermeſſen, den Berggeiſt bei ſeinem verpönten Namen zu rufen, damit er ihnen ſelbſt erſcheinen möge.

Da verlor Freund Rübezahl die Geduld und empfing die nächſten unbefugten Bittſteller mit ſolch greuligen Steinhagel, daß ſie über Hals und Kopf wieder den Berg hinabſtoben, und ihnen die Luſt für immer verging, dem Berggeiſt eine Gnade abtrotzen zu wollen. Wie es aber immer geſchah, wenn Rübezahl einmal — gezwungen oder nicht — ſein Hausrecht geübt hatte, ſo auch jetzt; eine gute Zeit hindurch wagte ſich niemand in ſein Revier, und er ſelber war bei Alt nnd Jung als böſer tückiſcher Gnom genannt.

Da Rübezahl nicht zu den Leuten gehört, die ſich immer fragen: „Was ſagt die Welt von Dir?“ — ſo war ihm das Gerede ſehr gleichgültig — nicht ſo gleichgültig war ihm das Ausbleiben alles und jeden Beſuchs, denn Zeitvertreib wollte er, wenn er auf der Oberwelt war.

Da er nun ſah, daß man ſeinen letzten derben Empfang, oder vielmehr Mißempfang, noch nicht vergeſſen hatte, ſo beſchloß er, ein Uebriges zu thun und einmal ſich wieder zu den Menſchen herabzulaſſen.

Gedacht, gethan: er ſtieg herab in Geſtalt eines vornehmen Fußreiſenden, eine Jagdtaſche und eine blecherne Büchſe um die Schulter geworfen, einen Dornenſtock mit einer Gemskrücke in der Hand, und auf dem Haupte eine Mütze mit langem grünen Schirme verſehen — in Summa, er glich faſt jenem armen Teufel von Botaniker, dem er vor Zeiten die Naſe platt ſchlug, weil er ihn ein non ens genannt hatte.

Er wandte ſich gradeswegs nach Hirſchberg. — Auf dem Markt des Städtchens angelangt, gewahrte er ein ſtattliches Haus mit einem großen Schilde über dem Thorweg, worauf ein rußiger Köhler mit ſchielenden Augen, gewaltiger Habichtsnaſe und fuchsrothem Bart abgebildet war, unter dem Bilde aber ſtanden mit großen goldnen Buchſtaben die Worte: „Gaſthof zum Geiſt des Gebirges.“ Rübezahl merkte gleich, daß niemand anders als er ſelbſt mit dieſem „Geiſt des Gebirges“ gemeint ſey.

Ob nun gleich die Copie auf dem Schilde keineswegs für einen Ausbund von Liebenswürdigkeit gelten konnte, ſo ſchmeichelte es doch dem Meiſter Rübezahl gewaltig, daß man ſein Bild, gleich den Bildniſſen b rühmter Fürſten und fremder Thiere, zum Anlocken diverſer Gäſte und Reiſender gebrauchte. — „Ich will einmal ſehen, wie ich bei mir bewirthet werde!“ brummte er und trat in's Haus. Auf der Flur empfing ihn der Wirth — ein ſehr dicker, freundlicher Mann, führte ihn in's Gaſtzimmer und rief einen flinken Kellner herbei, „ſeinen werthen Gaſt zu bedienen!“ Denn der wundervolle Brillantring, welchen er an Rübezahl's Finger erblickte, (es war deſſen Talismann) ſtach ihm gewaltig in ſeine kleinen Aeuglein, und ließ ihn merken, daß an ſeinem verehrten Gaſt erklecklich zu rupfen für einen verſtändigen Wirth ein Geringes ſey. Ein hübſcher junger Kellner ſprang herbei, und kaum, daß Rübezahl ihm eine Beſtellung gegeben, ſo hatte er ſie auch ſchon erfüllt. Das gefiel dem Geiſterfürſten gar ſehr, und er gewann den Jüngling lieb, um ſo mehr, als er bemerkte, daß, trotz aller Beweglichkeit und dem ſchalkhaften Lächeln ſeines Auges doch ein geheimer Kummer ihn zu drücken ſchien, und er oft, wenn er ſich unbemerkt glaubte, recht melancholiſch vor ſich hin ſchaute.

Als er alles, was Rübezahl verlangt, herbeigeſchafft hatte, nahm er deſſen Jagdtaſche, Blechdoſe, Stock und Mütze, und trug ſie in das für ihn beſtimmte Zimmer.

„Ein wackrer Burſch!“ ſprach Rübezahl zum Wirth. „Hä, hä, hä!“ lachte der Wirth — „ſolls meinen! weiß aber der Henker, was ihm ſeit einiger Zeit durch den Kopf gefahren, daß er einherſchleicht und ſtöhnt und ächzt — ſonſt war's anders — lauter Luſt und Leben!" —

„Ihr ſolltet ihn fragen." —

— „Hab's ſchon gethan! hilft aber nichts — gibt zur Antwort: „Oh — ach! — laßt mich!" — kurz, iſt ein Narr!" —

„Oder verliebt!" dachte Rübezahl — und kaum, daß er ſolches gedacht, trat ein junges Mädchen in's Zimmer — ſo wunderlieblich anzuſchauen, daß dem Rübezahl ſelbſt ganz kurios zu Muthe wurde und er ſie ſprachlos einige Augenblicke anſtarrte.

„Mein Röschen!" ſchmunzelte der Wirth freundlich, „mein eheleibliches Töchterlein, hä, hä, hä, ein ſchmuckes Mädel! wie?" und dabei ſchlug er ſich auf den dicken Bauch, daß es klatſchte.

Röschen erröthete züchtig; Rübezahl aber ſprach: „in der That! ein liebes Kind. — Ich wünſch' Euch Glück, Herr Wirth! — aber wie heißt Euer flinker Kellner?"

„Heinrich!" platzte Röschen heraus, erſchrack aber gleich darauf und ſchlug beſchämt die Augen nieder.

„Ja, Heinrich heißt er!" beſtätigte der Wirth.

„So ſo!" ſprach Rübezahl lächelnd — „Heinrich! — Nun, Herr Wirth, beim Abendeſſen ſehen wir uns wieder, für jetzt hab ich ein kleines Geſchäft auf meinem Zimmer abzuthun." Damit ſtand er auf und begab ſich auf ſein Zimmer, wo er noch den flinken Kellner mit dem Ordnen ſeiner Sachen antraf.

„Höre Heinrich!“ redete er ihn an, „wie lange biſt Du ſchon in dieſem Hauſe?“

„Drei Jahre, Herr!“ verſetzte Heinrich. —

— „So? und wie lange biſt Du ſchon verliebt in die ſchöne Roſette?“

Heinrich erſchrack mächtig über eine ſolche Frage — er faßte ſich jedoch und verſetzte gezwungen lächelnd: „Ihr irrt, werther Herr — wie könnt es mir einfallen, mich in Jungfer Röschen zu verlieben?“ —

— „Umgekehrt, Freund! wie hätt' es Dir einfallen können, Dich nicht in ſie zu verlieben? Röschen iſt das lieblichſte Mädchen, das ich je ſah, und glaube mir, Burſche, ich habe ſchon mehr ſchöne Mädchen geſehen, denn irgend ein Menſch.“

Heinrich ſchaute den Geiſt mit glänzenden Augen an, in ſeinen Mienen las man deutlich die Freude über das Lob ſeines Mädchens, aber auch den Schmerz über — ja worüber? — das mußte Rübezahl ergründen!

Er fuhr fort im herzlichſten Ton alſo zu reden: „Vertrau mir, lieber Burſch, Du merkſt, ich bin ein Praktikus, alſo raus mit der Sprache, was hindert Dich, Dein Schätzchen heimzuführen als trautes Weiblein? — Du biſt ein hübſcher Junge, treu und ehrlich, wie Dein Brodherr ſagt: liegt es alſo nur an den Batzen, ſo ſag's! ich bin ein reicher Kauz und eine mitleidige Haut, und will Dir mit einem tüchtigen Geldſack gegen einen Schein — der Dich aber nie kümmern ſoll — aushelfen — nun? friſch! thu den Mund auf.“ —

Da ergriff Heinrich ſeine Hand und ſprach treuherzig: „Lieber Herr! wie ſeyd Ihr ſo gut! — aber alles umſonſt — mir iſt nicht zu helfen! Röschen iſt auf ewig für mich verloren.“ —

„O ſo quäle Dich der Satan mit Pech und Schwefel! ſchrie unmuthig Rübezahl. — „Sag' an, warum Dir nicht zu helfen iſt, Du Hans-Narr, Du!“ —

„Ich will Euch alles erzählen,“ ſprach Heinrich, anmuthig lächelnd — „Euer Edelmuth verdient mein Vertrauen — aber dann bitt' ich Euch, müht Euch nicht mehr um mich, und verrathe keinen Andern mein Geheimniß.“

Das Letztere verſprech ich Dir,“ entgegnete Rübezahl, aber nun leg' los.“ —

Und Heinrich begann:

„Da Ihr es doch einmal wißt, ſo will ich denn gar nicht läugnen, daß ich ſchon bei meinem erſten Eintritt in dieſes Haus das holde Röschen liebte — auch ſie, das merkte ich bald, war mir nicht gram und gab mir ſichtlich den Vorzug vor allen jungen Burſchen in und um Hirſchberg. — Lange währte es, bis ich ſo viel Muth gewann, ihr meine Liebe zu geſtehen. Da ich aber deutlich wahrnahm, wie auch der Alte mir geneigt, ich auch wohlhabender Leute Kind bin, er mithin nichts gegen mich würde auszuſetzen finden, wenn ich als Freier um ſeine Tochter aufträte, ſo beſchloß ich endlich, dem holden Röschen mich zu entdecken, und nähm ſie mein Geſtändniß gütig auf, an den Vater mich zu wenden."

„Höllenelement!" — warf Rübezahl dazwiſchen — „Du gehſt verdammt langſam und bedächtig zu Werk! ein junges Mädchen gewinnt man am beſten mit Sturm — daß heißt nicht immer!" fügte er hinzu — er dachte an ſeine erſte Liebe.

Heinrich fuhr fort:

„Wohl möget Ihr Recht haben, daß ich zu langſam zu Werke ging, aber die Strafe blieb nicht aus, denn eben, als ich mich anſchickte, vor meinem Mädchen hinzutreten, rollte ein ſchwerer Reiſewagen, mit Extrapoſtpferden beſpannt, die Straße herauf und hielt vor dem Hauſe — die Unterkellner liefen durch einander, der Herr ſchrie nach mir — ich mußte hinabſpringen. Der Poſtillon ſetzte aber das Horn ab, worauf er in gräulichen Mißtönen einen Aufzug geblaſen, und gröhlte mir entgegen: „Helft Sr. Excellenz, dem Herrn Baron Zebedäus von Quarz aus dem Wagen!" — Ich öffnete den Schlag und wäre faſt entſetzt zurückgeprallt über das kleine Ungethüm, das mir entgegen grinzte und zwei übermäßig dürre, lange Arme mir entgegenſtreckte — doch faßt' ich mich und half dem Baron — niemand anders war das Ungethüm — aus dem Wagen.

Stellt Euch ein kleines, kaum drei Schuh hohes Männlein vor, mit dünnen, langen Spinnenbeinchen, eben ſolchen Aermchen, der Kopf ſteckt ihm tief zwiſchen mißgeſtalteten Schultern und ein Spitzbauch ſtarrt weit vor. Das Geſicht iſt alt und zuſammengeſchrumpft, von dunkelbrauner Farbe und von dem ſchwarzen, ſtruppigen Haupthaar dergeſtalt beſchattet, daß man bloß die ungeheure Habichtsnaſe und ein Paar kleine, aber funkelnd grüne Katzenaugen deutlich herausfindet. — Denkt Euch ein ſolches Männlein — angethan mit einem ſcharlachrothen Rocke mit goldnen Treſſen und Knöpfen, einen Federhut auf dem Kopfe, einen Degen an der Seite, und Ihr ſehet den Baron Zebedäus von Quarz vor Euch."

„Ich ſehe ihn!" brummte Rübezahl, dem plötzlich ein gar ſeltſames Licht aufging. „Nur weiter!" „Ich habe wenig zu ſagen," ſchloß Heinrich — „der kleine Baron blieb hier — Tage, Wochen, Monde — — er iſt unermeßlich reich, wirft das Geld mit vollen Händen weg — kurz, er iſt Röschens Bräutigam — das eitle, unbefangene Kind weiß nicht, was es thut! und Vater Preller möchte berſten vor Hochmuth, daß er einen Baron zum Schwiegerſohn bekommen ſoll. Daß Röschen mich nicht wirklich liebt iſt jetzt gewiß, wie würde ſie ſich ſonſt dem kleinen Knirps an den Hals werfen, der, trotz ſeiner Baronſchaft, zum Ueberfluß noch ein dummer, läppiſcher Junge iſt — ich habe ſie geliebt! ich werde ſie immer lieben, aber verdammt will ich ſeyn, wenn ich um eines Weibes Willen zum Narren werde — nie ſoll ſie erfahren, was ich für ſie empfand — an ihrem Hochzeittage mach ich mich ſtill auf den Weg und wandre in die weite Welt."

„So?“ fragte Rübezahl — „ſo, Du Trotzkopf? gleich davon laufen in die weite Welt, und Deinem Mädel, das Dich wohl eben ſo innig — vielleicht noch inniger liebt, als Du ſie, das Herz brechen?“ „Ich hab' Euch geſagt,“ verſetzte Heinrich, „daß ſie mich nicht liebt, daß ſie eitel iſt, nur eitel, übrigens herzlos.“

„Du biſt ein Hanswurſt!“ rief Rübezahl unmuthig, „Deine Verliebtheit macht Dich blind, daß Du mit ſehenden Augen nichts ſiehſt — ſo ein holdes, ſüßes Himmelskind — hoho Patron! wenn ich ein Mädel lobe, ſo muß ſie was taugen. Sieh, wärſt Du nicht ein verliebter Eſel, dem das Herz mit dem Kopfe davon gelaufen iſt, ſo hätteſt Du gleich merken müſſen, daß alles nicht mit rechten Dingen zugeht! — Ein Mädel, und wäre ſie auch noch ſo eitel und herzlos, giebt keinen ſo ſchmucken Burſchen, wie Du biſt, für einen ſolchen Schismatiker, wie Du den Baron von Quarz beſchrieben haſt, hin.“

„Aus allem, was Du mir von dem Kleinen erzählt haſt, ſcheint mir hervor zu gehen, daß derſelbe keineswegs der Baron Zebedäus von Quarz, ja nicht einmal ein ordentlicher Menſch, ſondern ein — ein non ens — wie mir einmal ein Gelehrter ſagte — ein Nichts — oder vielmehr ein Gnome iſt, der, ohne den Herrn des Gebirgs um Erlaubniß zu fragen, einen Ausflug auf die Oberwelt gemacht und Dein Mädel behext hat.“

„Wie mögt Ihr“ — ſprach Heinrich lächelnd — „wie mögt Ihr, lieber Herr! nur ſolch wunderliche Reden führen? Ihr glaubt doch gewiß eben ſo wenig als ich an Hexerei und Gnomen.“ —

„So glaubſt Du am Ende auch nicht an den Herrn des Gebirgs?“ fragte Rübezahl.

„Den Rübezahl, meint Ihr?“

„Nun, wen ſonſt?“ brummte Rübezahl ärgerlich.

„Nein!“ rief Heinrich lachend, „an den glaube ich wirklich nicht!“

Rübezahl hatte nicht übel Luſt, ſeinem jungen Freund den Glauben an den „Herrn der Berge“ auf ähnliche Art, wie dem Botaniker, beizubringen; doch beſann er ſich, klopfte den Kellner vertraulich auf die Achſel und ſprach: „wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Verliere den Muth nicht und vertraue mir! — für jetzt aber troll Dich.“

Heinrich empfahl ſich. — „Ein wunderlicher Kauz“ — murmelte er — „dem man aber gut ſeyn muß, — o Roſette! was haſt Du aus mir gemacht! — Möchte ich nicht wünſchen, es wäre alles ſo, wie der Fremde ſagte?“ Faſt trübſelig ging er, ſeine Geſchäfte zn beſorgen, während Roſette luſtig im Gärtchen trällerte, daß er es hören konnte — darüber wollt' er faſt unſinnig werden.

Derweilen ging Rübezahl in das Gaſtzimmer zurück, wo unterdeß die Abendtafel aufgeſchlagen war! mehrere Reiſende waren ſchon verſammelt, und der dicke Wirth watſchelte geſchäftig herum, Flaſchen und Gläſer aufſetzend.

Ein junger Menſch mit einem ſehr hübſchen, aber todtblaſſen Geſicht, aus dem ein Paar dunkle Augen keck — faſt wild hervorblitzten, während den fein geſchnittenen Mund fortwährend ein ſpöttiſches Lächeln umſpielte — packte ihn, als er eben wieder an ihm vorbei wollte und rief lachend: „Aber Herr Tobias Preller! wo zum Teufel bleibt der Herr Schwiegerſohn in spe?“

Tobias Preller machte ſich unmuthig los und verſetzte: „Wüßte doch nicht, was der Herr Maler Theobald mit dem Baron von Quarz zu ſchaffen hätten, daß Sie ſich ſo angelegentlich nach ihm erkundigen.“

Rübezahl näherte ſich dem jungen Menſchen und fragte: „Sie kennen den Baron von Quarz?“ der junge Menſch ſah den Frager ſtarr an und verſetzte nach einer Weile mit ſeltſamen Lächeln:

„So gut, wie ich Sie kenne.“

„Mich?“ fragte Rübezahl betroffen.

Der Maler fuhr unbefangen fort: „Das heißt von Anſehen. — Uebrigens iſt es ein wunderliches Exemplar und Gott verzeih mir die Sünde! einem Allräunchen ähnlicher, denn einem Menſchen. In ſelbigem Augenblicke ging die Saalthür auf und hereintrat, oder torkelte vielmehr, der Baron Zebedäus von Quarz.

Das Männlein glich völlig der Beſchreibung, welche Heinrich dem Rübezahl von ihm entworfen hatte, und Rübezahl konnte ſich kaum des Lachens enthalten, als der Kleine mit ſtolzem Kopfnicken die Geſellſchaft grüßte, und dabei was weniges ſchnarrte und gnurrte, wovon man nur die Worte — „Diener — gehorſamſter!" verſtand.

Die übrige Geſellſchaft ſchien das kleine Ungeheuerchen gar nicht ſo lächerlich zu finden, ſondern machte ihm ehrerbietig Platz, wohin er ging — nur der Maler und Rübezahl nahten ſich ihm, ein Geſpräch mit ihm zu beginnen.

Der Herr Baron ſchienen aber kein Freund vom Converſiren zu ſeyn, ſie grinzten vielmehr recht widerlich und miauten: „Ich mag nicht!" Mit dieſer Erklärung mußten ſich Beide begnügen.

Jetzt wurde das Eſſen aufgetragen und man ſetzte ſich zur Tafel. Der Baron nahm ohne Umſtände den erſten Platz ein, aß und trank entſetzlich viel, und gnurrte und pruſtete und handtirte mit den Aermchen und Beinchen, daß es gar lieblich anzuſehen und zu hören war.

„Herr Wirth!" rief plötzlich Rübezahl — der Wirth ſpitzte das Ohr und fragte: „was beliebt?" —

„Ich möchte gern wiſſen," ſprach Rübezahl, „wie Ihr auf den Einfall kamt, den Rübezahl auf Euer Hausſchild malen zu laſſen?"

Der kleine Baron ſchnitt ein ganz verdammt ſchiefes Maul und quäkte: „Es iſt verpönt, den Herrn der Berge mit dem Namen Rübezahl zu nennen!"

„Immerhin!" lächelte Rübezahl, — „aber Euch fragt' ich, Herr Wirth."

„Je nun!" ſchmunzelte der, „der Herr des Ge birges iſt ein berühmter Mann, und je weniger die Leute erpicht ſind, im Gebirge mit ihm zuſammen zu treffen, deſto behaglicher fühlen ſie ſich in einem Hauſe, wie das meinige iſt.“ —

„Auch,“ — fiel hier der Maler boshaft ein — „auch war der vorige Name dieſes Wirthshauſes nicht eben allzu nobel — es hieß früher „zum fetten Schöps.“ — Alles lachte, und der Maler, ſich gegen Rübezahl wendend, fügte hinzu — „Ihr ſeht, was alles aus einem Schöps werden kann.“

Rübezahl biß ſich in die Lippen und murmelte: „Schlange! aber wart', hier verderb' ich Dir das Spiel.“

Da die Rede einmal auf den Rübezahl gekommen, ſo verließ man dieſes Thema ſobald nicht wieder, die Gäſte erzählten einander Geſchichten von ihm, wahr und unwahr; aber meiſt luſtig — und Rübezahl ſelbſt mußte über manchen Schwank recht herzlich lachen.

„Champagner!“ rief der bleiche Maler, „der Herr der Berge ſoll leben!“ — Rübezahl neigte ſich mit bedeutendem Lächeln gegen ihn — und Heinrich ſprang mit den andern Kellnern herbei, den Champagner aufſetzend.

Laute Fröhlichkeit erfüllte bald den Saal, alle lachten und ſchwatzten durch einander, und keiner wußte eigentlich mehr recht, was er wollte — kurz, es war eine tolle Luſtigkeit.

Nur der Baron von Quarz, obgleich er bedeutend trank, wurde immer grämlicher und quinkelirte und ächzte in einem fort — der Maler hatte mit Herrn Tobias Preller Friede geſchloſſen. Beide tranken wie Brüder, und Herr Preller konnte endlich ſeinen Bitten nicht mehr widerſtehen, dem ſchönen Röschen zu erlauben, Theil zu nehmen an dem frohen Abend; — er ging ſelbſt ſie zu holen.

„Sie kommt!“ flüſterte der Maler dem Rübezahl zu.

„Schön!“ verſetzte dieſer; „aber nun bitt' ich Euch, ſagt mir, was ſoll ich mit dem ungerathenen Balg dort beginnen. Macht er nicht mein ganzes Reich lächerlich durch ſeine Dummheit und ungeſchlachtes läppiſches Weſen! — Wahrlich, merkt' ich nicht, daß Ihr, mein ſauberer Patron, die Hand dabei im Spiele habt, ich klemmte den Knirps in den Spalt einer Rieſentanne und ließ ihn dreihundert Jahre dort ſtecken.“

„Thut das nicht,“ lächelte der Maler, „begnügt Euch damit, mir hier mein Spiel verdorben und mir den Heinrich aus den Klauen geriſſen zu haben. Die ganze Strafe für Euern Kleinen ſey drunten, daß er tüchtig arbeite, das wird ihm die Liebesgedanken ſchon vertreiben.“

Herr Tobias Preller kam zurück, und mit ihm kam die holde Roſette. Rübezahl ging ihr ſogleich entgegen und ſprach lächelnd: Da einmal der Verlobungswein getrunken wird, ſo iſt es billig, daß die ſchöne Braut nicht fehle — ich bitt' Euch, ſetzt Euch zu Eurem Sponſen.

Der Baron Zebedäus von Quarz war unterdeß von ſeinem Stuhl herabgerutſcht, zappelte nun herbei, faßte Röschen's Hand und gnurrte und murrte: „Roſette! verehrteſte Mamſell Braut! — kommen Sie — eſſen — trinken! Sie! Mamſell Roſette — Braut!“ und damit wollte er ſie fortzerren nach ſeinem Stuhl. — Roſettchen aber zog ihm raſch die Hand weg, daß er, das Gleichgewicht verlierend, umſtülpte und Herrn Tobias zwiſchen die Beine kugelte. Der verlor darüber ebenfalls das Gleichgewicht, ſchlug, ſo lang er war, hin und rutſchte auf dem glatten Saalboden einige Schritte vorwärts, daß er anzuſehen war, gleich einem Schwimmer.

Man half den Beiden wieder auf die Beine. — Herr Tobias war, wie immer, höchſt ſanftmüthig und winſelte nur ein ganz klein wenig; — deſto ungeberdiger ſtellte ſich aber der kleine Baron an: er pruſtete und fauchte wie ein ergrimmter Kater und nannte ſeine verehrte Mamſell Braut: „eine alberne Gans,“ weil ſie ihn habe umfallen laſſen. —

„Beſter Baron!“ rief Rübezahl — „ſchönſter Zebedäus von Quark! Iſt es ziemlich, daß man der Braut ſagt, was nur die Frau hören darf?“ —

„Von Quarz heiße ich!“ krächzte der Baron und funkelte mit giftigen Blicken den Rübezahl an.

„Ereifern ſich der Herr Baron nicht!“ lachte der Maler — aber der Baron kreiſchte immer wüthender: „Scheeren Sie ſich zum hölliſchen Satan!“

Süßes Allräunchen!“ — fuhr Rübezahl fort, in=

dem er ihn, alles Strampelns und Sträubens ohngeachtet, packte und ihn, wie ein kleines Kind in den Armen wiegend, liebkoste, „ſüßes Allräunchen! höre mich an! — Heirathe nicht! — Schlag' Dir die Heirathsgedanken aus dem Sinn, kehre zurück in Deine Baronie — verſtehſt Du, mein Söhnchen? in Deine Baronie ſollſt Du zurückkehren und nicht heirathen! eya, popeya!"

„Um Gott! um Gott! was machen Sie mit meinem Herrn Schwiegerſohn?" lamentirte Tobias Preller, während die übrige Geſellſchaft ein unauslöſchliches Gelächter erſchallen ließ.

Baron Zebedäus von Quarz aber pruſtete und gnurrte ganz unbändig und quäkte: „laß mich los! laß mich los! — ich kratz' Dir die Augen aus! ich beiß' Dir die Naſe ab!' — und wirklich ſchnappte er nach Rübezahl's Naſe.

„Seht nur die Beſtie!" ſprach Rübezahl und warf den Kleinen an die Stubendecke — aber o Wunder! was begab ſich da! die Enden der Rockſchöße klebten an der Decke feſt, ſo daß der Baron einige Augenblicke zwiſchen Himmel und Erde baumelte, dann aber fuhr er blitzſchnell aus den Kleidern (welche an der Decke hängen blieben) und wälzte ſich als ein mißgeſtaltetes Koboldchen zu den Füßen des Meiſters.

Alle, der Maler ausgenommen, erſtaunten; Rübezahl aber donnerte den Kleinen an: „Du ungerathener Bube, der Du ohne meinen Willen mein Reich verlaſſen und dumme Streiche begehſt auf Erden — welche Strafe haſt Du verdient?"

„Ach! ach!" mauzte Koboldchen — „ach! ach! — Großer Meiſter, Erbarmen! — die Liebe, die ſchnöde Liebe hat mich ſo weit gebracht!"

Rübezahl packte ihn beim Schopf, ſchüttelte ihn derb und ſprach: „Du Mißgeburt! hinab in den tiefſten Schacht, und da klopfe Quarz, bis Dir das Lüſtchen vergangen iſt, ein ſchönes Erdenmädchen zu freien."

Somit warf er den Kleinen auf den Zimmerboden hin, der Boden öffnete ſich und Koboldchen kobolzte hinab in die Tiefe.

„Ihr wiſſet jetzt wohl, daß ich niemand anders bin, als der Herr des Gebirges," ſprach Rübezahl lächelnd zu der zitternden Geſellſchaft — „fürchtet Euch nicht! ich meine es gut mit Euch und hab' es ſo eben bewieſen, indem ich einen meiner Unterthanen, der es unternahm, ſich zwiſchen Euch und Euer Glück zu drängen, hart beſtrafte. — Dir, Heinrich, hab' ich Wort gehalten, und Du wirſt mich wohl in's Künftige für etwas mehr, denn einen bloßen Popanz halten. — Freie Dein Mädchen und ſey glücklich; — Ihr aber, lieber Junker" — er wandte ſich zum Maler, habet die Güte und gönnet mir ſo lange Eure höchſt ſchätzbare Geſellſchaft, bis dieſes Pärchen durch den Segen der Kirche verbunden iſt." —

„Ich ſtehe ganz zu Eurem Befehl!" lächelte boshaft der Maler, ſtampfte auf den Boden und verſchwand mit dem Geiſt des Gebirges.

Es iſt wohl nicht nöthig zu ſagen, wer der Maler war.

Eben ſo wird der geneigte Leſer ſich wohl von ſelbſt vorſtellen, daß Heinrich und Roſette bald ein recht glückliches Paar wurden, Herr Tobias Preller aber konnte gar nicht aufhören, ſich zu verwundern über alles Wunderbare, was ſich begeben, am wunderbarſten war es aber wohl, daß der vollſtändige Anzug des kleinen Gnomen als ein ewiges Wahrzeichen an der Decke des Speiſeſaals hängen blieb, und ſo oft man ihn herabriß, immer neu wieder wuchs, ſo daß ihn noch bis auf den heutigen Tag jeder ſehen kann, der das Wirthshaus „Rübezahl" in der Stadt Hirſchberg beſucht, und ſich an den Schwiegerſohn des Wirths, Herrn Heinrich Waldheim wendet.

Achtzigſte Nacht.

Das fünfte Mährchen von Rübezahl.

Und es begab ſich, daß Rübezahl an einem ſchönen Sommertage auf einem Hügel lag und ſich ſonnte und auf neue Schwänke ſann.

Da kam ein armes Bauerweib daher, einen großen Tragkorb auf dem Rücken, worin ein kleiner Junge von ungefähr zwei Jahren ſaß, einen Säugling trug ſie an der Bruſt, ein andrer dreijähriger Junge hing an ihrer Schürze, der Aelteſte aber ſprang voraus.

Sie ſchritt grade dem Plätzchen zu, wo Rübezahl lag, der machte ſich flugs unſichtbar, um ſie nicht zu ſtören und ſie zu belauſchen.

Dicht bei ihm ſetzte das Weib den Korb nieder, nahm den kleinen Jungen heraus und ſetzte ihn in's weiche Gras, bedeutete die beiden ältern, mit ihm zu ſpielen, und ſammelte dann, das jüngſte fortwährend ſäugend, das dürre Laub, womit der Waldboden reichlich bedeckt war, in ihren Korb.

Während ſie aber nun emſig ſammelte — (was Freund Rübezahl mit Theilnahme beobachtete) begann der kleine Korbinſaſſe im Graſe einen gewaltigen Spektakel zu vollführen mit Strampeln und Schreien. Die Mutter ließ den Korb ſtehen, eilte zu ihm, ſuchte ihn zu beruhigen und brachte ihm Waldbeeren. Aber der Junge war ein Tollkopf! — je mehr ihn die Mutter hätſchelte, je ärger ſchrie und ſtrampelte er und ſtieß boshaft die ihm dargereichten Beeren weg.

Darüber verlor das geplagte Weib endlich die Geduld, und um den kleinen ungezogenen Schlingel zu ſchrecken, rief ſie mit lauter Stimme in den Wald: „He! Rubezahl! komm und friß dieſen Schreier!“

Augenblicks ſtand Rübezahl ſichtbar als Köhler vor ihr und ſprach: „Hier bin ich! wo iſt der Schreier?"

Das Weib war vor Schreck faſt des Todes, als ſie den Geiſt erblickte — doch faßte ſie ſich und verſetzte: „Hab' Dank für Deine Mühe! aber ich wollte nur den Kleinen zum Schweigen bringen! — Es iſt ſchon gut ſo."

„Hoho!" lachte Rübezahl — „hoho! weißt Du nicht, daß niemand mich ungeſtraft bei meinem Spottnamen rufen darf? — Du haſt mich gerufen, den Jungen zu freſſen — ich bin gekommen, alſo her damit! Es iſt ein fetter Biſſen." — Und ſomit langte er nach dem Kleinen.

Aber wie eine grimmige Wölfin, der man ihr Junges rauben will, warf ſich ihm das Weib entgegen, packte ihn beim Bart und ſchrie: „Erſt mußt Du mich erwürgen, Du Unhold! eh Du Hand an mein Kind legſt."

Rübezahl, der ſich einer ſo tapfern Gegenwehr nicht verſehen hatte, prallte zurück und brummte: „Nun, nun! Du dummes Ding! was gebehrdeſt Du Dich ſo grimmig? es war ja nur Spaß — oder willſt Du keinen verſtehen, und foderſt es von mir? Sey ruhig! ich bin kein Kinderfreſſer, und werd' es auch nimmer werden."

„Das iſt ein andres!" ſprach das Weib lächelnd und tief Athem holend; — „aber unbarmherzig iſt's mit einer Mutter ſo zu ſpaßen."

„Na! es wird Dir nicht gleich den Hals koſten!“ entgegnete Rübezahl — aber höre, der kleine Schreier da gefällt mir! gib ihn mir, daß ich ihn an Kindesſtatt annehme, und ich gebe Dir ſo viele blanke Thaler, daß Du Zeit Deines Lebens genug daran haben ſollſt.“

„Gelte?“ lachte das Weib, „gelte? — der Junge gefällt euch? — haha! das glaub ich, wo fände man auch weit und breit ſo einen herzigen Schelm? — ſchaut nur einmal, wie der kleine Blitzkerl jetzt da ſitzt, und uns anlacht, und jetzt ſo artig iſt — ho! er weiß recht gut, daß wir von ihm ſprechen. — Mein Herr Berggeiſt! den Jungen bekommt Ihr nicht, und wenn Ihr mir Euer ganzes Reich ſchenktet!“

Rübezahl hatte ſeine Freude an der guten Mutter, aber ſich verſtellend, ſprach er: „Biſt Du nicht eine Erz-Thörin? Du ſollteſt Gott danken, daß ich Dich aus aller Noth reißen, Dir die Sorge wegen des kleinen Schlingels da abnehmen, und einen tüchtigen Kerl aus ihm ziehen will; ſtatt deſſen lehnſt Du meinen Vorſchlag ab und beharrſt auf Deinem dummen Kopf, Dich noch länger mit dem Jungen zu plagen! machen Dir die andern nicht ſchon Sorg und Noth genug, ſie ſatt nur zu machen?“

„Wohl wahr!“ verſetzte das Weib, „aber eine Mutter ſorgt lieber um ihre Kleinen, eh' daß ſie ſich ohne ſie freuen könnte.“ — O Herr, ihr wißt nicht, was eine Mutter empfindet, wenn ihre Kinder ſie froh umſpringen, da wird alle Arbeit dreimal ſo leicht! Arm ſind wir — ſehr arm, das iſt wahr; — aber Gott Lob! auch geſund — ich bin fleißig — mein Mann auch und er rührt die Hände wacker — das fühl ich oft ſelbſt.“ —

„Wie?“ ſchrie Rübezahl empört, „der Unmenſch vergreift ſich an Dir — ein ſolches Weib, eine ſolche Mutter — hei da will ich ihn“ —

„Nichts thun!“ fiel die Frau ihm in’s Wort. — „Thut ihm nichts! denn er thut nur, was alle übrigen Männer ihren Weibern thun, und ich bin manchmal auch ein Tollkopf, und vergelt’s ihm durch Maulen.“ —

„Was iſt Dein Mann?“ fragte Rübezahl.

— „Winters,“ berichtete das Weib, „arbeitet er zu Hauſe, Sommers aber betreibt er einen kleinen Glashandel und läuft deßhalb nach Böhmen herüber und hinüber, glaubt mir’s Herr! er muß ſich wacker plagen. — Nun lebt wohl, es wird Mittag, wollt Ihr meinem Kleinen eine Güte thun, ſo ſchenkt ihm einen Zweibätzner zu Semmel.“

„Wird nichts geſchenkt!“ brummte Rübezahl.

„Auch gut!“ lachte das Weib, „aber den Korb werdet Ihr mir doch aufladen helfen?“

„O ja!“ rief Rübezahl, und half ihr den Korb aufladen. — Das Weib dankte freundlich, nahm den kleinen Schreier ebenfalls auf den Arm und ſchleppte ſich ſo, ein fröhliches Lied trällernd, den Berg hinab, während die beiden Aelteſten ſie umſprangen.

Rübezahl blickte ihr wohlgefällig nach und lächelte vor ſich hin: „Sollſt an mich denken und Dein Haustyrann auch.“

Ein und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Das Weiblein wanderte munter, wenn auch langſam, in's Dorf hinab, aber je weiter ſie wanderte, je ſchwerer ward ihre Laſt.

„Ich muß den Korb wohl zu feſt gepackt haben,“ ſprach ſie, ſetzte ihn ab und warf faſt die Hälfte Laub ab. — Aber kaum daß ſie 30 Schritte gegangen war, ſo fühlte ſie ſich ſchon wieder faſt zu Boden gezogen von der Laſt. —

„Eia!“ rief ſie — „was iſt denn das? iſt mir der Korb doch noch nie ſo ſchwer geweſen — am Ende hat der Schelm Rübezahl ſich einen Spaß mit mir gemacht, und mir ein Paar Steine in den Korb prakticirt.“ Damit ſetzte ſie den Korb abermals ab und leerte ihn vollſtändig aus, die Steine zu ſuchen.

Aber weder Steine, noch ſonſt irgend etwas anders als ſchönes dürres Laub war zu finden. — Kopfſchüttelnd packte ſie es wieder in den Korb, lud ſelbigen von neuem auf und dankte Gott, als ſie endlich mühſam ihr Häuschen erreichte.

Sie legte den Säugling in die Wiege, ſchüttete ihrem Hausſchatz, einer muntern Ziege und drei jungen Zicklein das geſammelte Laub vor, und bereitete dann ſich und ihren Kleinen ſelber das Mittagsbrod, das Allen vortrefflich ſchmeckte.

Als das Mittagsmal vorbei war, ging ſie wieder in den Stall, um die alte Ziege zu melken — aber o Himmel! was mußten ihre Augen erblicken?! die alte Ziege lag am Boden, ſtreckte alle Viere von ſich und war mauſetodt, eben ſo zwei Zicklein, und das dritte wälzte ſich ebenfalls würgend und die Augen verdrehend, ſterbend herum.

Sprachlos ſtarrte das arme Weib einige Augenblicke, dann aber fiel ſie neben der alten Ziege hin und erfüllte die Luft mit ihrem Klaggeſchrei.

„Ach!" Du gütiger Himmel!" weinte ſie — „haſt Du mich denn ganz verlaſſen?" — Was ſoll nun mit uns werden, da unſre letzte Habe alſo dahin fährt in den bittern Tod! — Die Zicklein wollte ich verkaufen, wir hätten für das daraus gelöſete Geld warme Winterkleider und einen ſchönen Kartoffelvorrath gehabt — jetzt iſt alles dahin, ach! das Schickſal will uns ganz und gar zu Grunde richten — ach! ich armes Weib! was wird der Hans ſagen, wie wird er toben und mich prügeln, in dem Glauben, ich hätte die Thiere vernachläſſigt — o komm Tod, du Tyrann! befreie mich aus dieſem Jammerthal, da du mir doch Alles geraubt haſt — Alles — Alles?" — Sie ſtutzte, ſie dachte an ihre Kinder, die friſch und geſund waren, und fing an, ſich ihres Kleinmuths zu ſchämen. — Sie bat dem lieben Gott ihre Läſterung ab und beſchloß, ihr allerdings großes Unglück zu ertragen.

Sie ſtand auf — und im Aufſtehen bemerkte ſie zu ihren Füßen etwas Glänzendes — ſie bückte ſich, hob es auf — und wer beſchreibt ihr Erſtaunen! Es war ein ſchöner blanker Randdukaten. - Sie wollte erſt ihren Augen nicht trauen, aber wie ward ihr vollends, als ſie, zufällig die Krippe ſich nahend, ſelbige bis zur Hälfte ebenfalls mit Randdukaten angefüllt fand. —

Da ging ihr plötzlich ein Licht auf! „Rübezahl!“ rief ſie weinend und lachend vor Entzücken, „Rübezahl! Du herzensguter Geiſt! das haſt Du gethan! — holla! nun merk ich, woran meine Ziegen geſtorben ſind!“ — Raſch lief ſie in's Haus, holte ein Meſſer und ſchnitt der Ziege und den Zickelchen die Bäuche auf, und richtig, in den Mägen der Thiere fand ſich noch eine Menge Dukaten, es mochten in allem wohl an die zweitauſend ſeyn.

Es wäre vergebene Mühe, ihre Freude beſchreiben zu wollen, jeder arme Teufel, der einmal ſo glücklich war, 2000 Dukaten zu finden, wird ſie ſich vorſtellen können.

Nachdem aber die erſte Freude vorüber war, bedachte ſie was ihr Mann dazu ſagen würde, und kriegte einen kleinen Schreck. — Es iſt nämlich zu ſagen, daß

Hans zwar ein herzensguter Kerl war, aber eine gute oder vielmehr eine ſchlimme Neigung zur Sparſamk hatte, die in der Nähe beſehen wie ein bischen ſeh viel Geiz ausſah. Lieſe ſchloß ſehr wohl, daß, wenn er das verführeriſche Geld in die Hände bekäme, ſei Geiz leicht über alles die Oberhand gewinnen, und e Frau und Kinder im Ueberfluß möge darben laſſen.

In ihrer Herzensangſt ſammelte ſie das Gold, that es in einen Sack und lief damit zum Pfarrer des Dorfs, ihm alles ehrlich erzählend.

Der Pfarrer war ein Ehrenmann! er freute ſich aufrichtig über das Glück des guten Weibes — gab ihr Recht wegen ihrer Vorſicht und verabredete mit ihr, wie ſie es anſtellen wollten, daß ſie Rübezahls Segen mit Nutzen genießen könnten. Darauf händigte Lieſe ihm das Geld gegen einen Schein ein, ging dann fröhlich nach Hauſe und richtete von der Ziege ein köſtliches Mahl an, womit ſie ihren Hans zu laben gedachte, wenn er heimkehrte.

Zwei und achtzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Einſtweilen ſtrich Rübezahl durch's Gebirge, dem Glashändler Hans auflauernd — endlich ſah er ihn daherſchreiten — und zog ſich zurück auf einen kahlen Hügel, über welchen Hans mußte, wenn er nach Hauſe wollte.

Hans ſchritt wacker und luſtig zu, er hatte dießmal einen ganz beſonders guten Handel gemacht — und hochbepackt mit den ſchönſten böhmiſchen Glastafeln war ſeine Kippe.

Als er den Hügel erreicht hatte, mußt' er ein bischen ruhen, denn der Weg war ſteil geweſen ſeine Laſt ſchwer, und die Sonne brannte arg. — Er ſchaute ſich vergebens nach einem ſchattigen Plätzchen um, nur einen abgeſägten Baumſtamm gewahrte er, der einen kümmerlichen Schatten warf.

Allein die Luft wehte kühl und friſch auf dem Hügel, und Noth macht erfinderiſch! Hans ſetzte ſeinen Glaskaſten auf den Baumſtamm, und unter dem nun recht anſehnlichen Schatten, welchen Stamm und Kaſten warfen, ſtreckte er ſich behaglich aus.

„Dießmal,“ ſchmunzelte er, „dießmal kann ich zufrieden ſeyn! — Zehn bis fünfzehn Thaler lös ich für meine Waare gewiß. — Zwanzig liegen ſchon daheim im Kaſten, noch einen ſolchen Gang wie dieſen, und ich hab ſo viel, daß ich mir, ohne mich allzu ſtark auszubeuteln, einen Eſel kaufen kann, der ſtatt meiner künftig meine Waare trägt. Da nun auch, ohne mich zu rühmen, ein Eſel wohl dreimal ſo viel tragen kann als ich, ſo bringt in's künftige ein Gang mir ſo viel ein, denn jetzt ihrer drei, und auf den Hinweg brauch ich nicht einmal zu Fuße zu laufen, ſondern kann reiten. Dann kann ich mir bald einen Acker und ein Gärtchen kaufen, und der Lieſe zu ihrer Ziege und ihren Zickeln eine Kuh — Acker und Gartenertrag ſchlag ich zuſammen, der Glashandel geht ebenfalls von Tag zu Tag beſſer — ich wüßte nicht, was mich hindern ſollte endlich zwei — ja drei Eſel mit Glas zu beladen und — —"

Da erhob ſich plötzlich ein Wirbelwind, faßte den Glaskaſten, hob ihn hoch in die Luft, und trillte ihn dann luſtig den Hügel hinab, daß alle herrlichen Glastafeln in tauſend und aber tauſend Stücken zerbrachen.

Hans erſtarrte! Er that den Mund auf, wollte ſchreien, aber er konnte es nicht vor Schreck; nur den Bart konnt' er ſich raufen und die Haare. Da erſcholl in der Luft ein höhniſches Gelächter, und als Hans hinblickte nach der Stelle, wo der abgeſägte Baum ſtand — war von einem Baumſtamm nichts mehr zu ſehen, der Wirbelwind aber war vorüber — kein Lüftchen regte ſich mehr.

Da merkte Hans wer ihm den Poſſen geſpielt, die Sprache kehrte ihm wieder und wüthend ſchrie er: „Vermaledeiter, rußiger, rothbärtiger, ſpitzbübiſcher Rübezahl! O daß Dich der ſchwarze Satan packte und mit Dir hinabführe tauſend Klafter unter den tiefſten Höllenpfuhl! — Rübenzähler! Jungfernräuber! Kinderfreſſer! Menſchenſchinder! Komm, hier bin ich — dreh mir den Hals um, Du heimtückiſcher Neidhardt! Haſt mir mein ganzes Lebensglück zerſtört! brings nun ſchnell zu Ende, Auswurf aller Kobolde!"

Rübezahl ließ nichts von ſich hören und ſehen; aber zwei unſichtbare Hände begannen den armen Hans dergeſtalt zu maulſchelliren, und ein Paar dicke Knittel tanzten dazu auf ſeinem Rücken ein Ballet, daß ihm ſchnell ſein Heldenmuth ſank. Er ſtürzte vom Hügel hinab, und langte mit hochgeſchwollnen Backen und blauem Buckel halb todt vor Angſt, Schmerz und Verzweiflung vor ſeinem Hauſe an.

Frau Lieſe erſchrack erſt mächtig, als ſie ihren Mann in einem ſo kläglichen Zuſtand erblickte. Als er ihr aber alles erzählt hatte, merkte ſie, daß Rübezahl Wort gehalten, und konnte ſich eines ſchadenfrohen Lächelns nicht erwehren.

„Es iſt kein andres Mittel," ächzte Hans, „als daß Du die Ziege und die Zicklein verkaufeſt; ſobald ich mich dann von meiner Prügelſuppe erholt habe, will ich zurück nach Böhmen und neue Gläſer kaufen."

„Ach lieber Hans!" ſprach Lieſe mit verſtellter Trauer — „die Ziege und die Zicklein ſind leider geſtorben."

„Crepirt ?" ſchrie Hans — „die Ziege und die Zicklein ? Ach daß ſich Gott erbarm! da können wir und die armen Kinder uns auch hinlegen und ſterben, ich weiß keine Rettung mehr!"

Indem trat der Pfarrer ein, der Hanſen hatte ankommen ſehen, und eröffnete ihm, daß er eine ſehr frohe Botſchaft bringe.

Könnt Ihr die Ziege und die Zickeln lebendig und mein Glas wieder ganz machen?" fragte weinerlich Hans. „Ich weiß nicht, was Ihr redet," ſprach der Pfarrer, „ich kümmre mich weder um Eure Ziegen, noch Eure Zickeln, noch um Euer Glas, und würde mich auch nicht um Euch kümmern: denn die Wahrheit zu ſagen, ſo taugt Ihr nichts, Ihr ſeyd geizig, mißtrauiſch, brutal gegen Euer braves Weib, und ein Heide, denn Ihr kommt in Jahr und Tag in keine Kirche — aber ich komme zu Euch, weil das, was ich Euch ſagen will, Euer edles Weib betrifft." Und ſomit eröffnete der Pfarrer ihm, daß ein reicher unbekannter Vetter ſeiner Frau in Amerika verſtorben und Lieſen ein Legat von zweitauſend Dukaten, unter der Bedingung vermacht habe, daß der Pfarrer des Orts beſagte 2000 Dukaten in Empfang nehme und verwalte, weil der ſelige Vetter in Amerika gehört habe, der Bauer Hans im Rieſengebirge ſey ein Geizhals und turbire ſeine liebe Frau! — Der Pfarrer zog einen Brief hervor, wo alles ausführlich darin ſtand, und reichte ihm Hanſen zum leſen.

Hans hörte, las, und fiel ſeiner Frau zu Füßen, indem er rief: „O Du mein herzallerliebſter Schatz!" ann ſtand er auf umarmte und küßte ſie ſo freundlich wie er ſeit ſeinem Brautigamsſtande nicht gethan hatte, und blieb auch von Stund an der artigſte Mann im ganzen Rieſengebirge. Uebrigens ſchickte er ſich in alles, was der Pfarrer für gut fand. Der kaufte ein hübſches Bauergütchen mit allem Zubehör, welches Hans und Liefe fleißig beſtellten; ihr Wohlſtand nahm von Jahr zu Jahr zu und ihre Nachkommen, die ſo fleißig und ordentlich, wie ihre Voraltern ſind, gelten jetzt mit für die wohlhabendſten Bauern des Rieſengebirges und verehren noch bis auf den heutigen Tag den guten Rübezahl als den erſten Gründer ihres Glücks.

Womit denn dieſes fünfte Mährchen von dem luſtigen Berggeiſt ein fröhliches Ende hat.

Drei und achtzigſte Nacht.

„Ich komme heute ohne das Buch,“ ſagte Franz zum Freiherrn, als ſich wieder Alle um denſelben verſammelt hatten, „denn die Abenteuer des guten Rübezahl, ſo hübſch ſie an ſich ſind, ähneln einander doch gar zu ſehr, daß man, erzählt man ſehr viele hinter einander, leicht langweilen dürfte; auch hat uns Fräulein Alma heute morgen eine Sage verſprochen.“

„Was Sie von der Langweiligkeit der Variationen über ein und daſſelbe Thema ſagen, ſollten Dichter und Componiſten beherzigen. Warum nehmen ſich dieſe nicht mehr die Natur zum Muſter? neben dem farbigen, ſchönen Schmetterlinge, der zierlich ſich auf der Roſe wiegt, kriecht die Raupe, die von Vielen für häßlich gehalten wird und an ſich doch ſchön iſt. Es giebt nicht leicht etwas Schönres, als den reinen blauen Himmel, aber wie würde uns zu Muthe ſeyn, wenn wir auf einmal nichts neben uns ſähen, als eben dieſen reinen, blauen Himmel?“ erwiederte der Herr von Runſitten, und zu Alma gewandt ſprach er freundlich: „nun Alma, laß hören.“

Dieſe begann:

Die Sage von den Niſſen.

In einem Halandſchen Bauernhauſe ſaß die kleine Axela und drückte das Köpfchen ängſtlich an die Bruſt der Mutter; dieſe ſelbſt ſaß aufhorchend neben dem ungeheuren Kachelofen, welcher das niedrige Zimmer faſt zu reichlich erwärmte. Sie hatte Wolle geſponnen, jetzt aber die Arbeit ſchweigend aus der Hand gelegt, denn es ſang und zirpte in der Stube, als wenn ein Dutzend Heimchen ihren leiſen und doch ſchrillenden Chor anſtimmten, und ein unſichtbares Heer trippelte mit niedlichen Fußtritten auf und ab.

„Mutter!“ — rief Axela bange — „was iſt das, was wir hören und nicht ſehen?“ — Die Mutter rückte dem Töchterlein näher und flüſterte, als wollte ſie die Geiſter des Hauſes nicht ſtören: „Das ſind die Niſſen meine Arela.“ Und als die Kleine ſie fragend anſah, fuhr ſie fort: „Du weißt es noch nicht, mein Kind, daß jedes Haus ſeine Plagegeiſter hat, die das Licht auslöſchen, wenn man Abends in die Vorrathskammer geht, oder die letzte Gluth im Ofen verlöſchen, wenn man am liebſten wieder anfachen möchte, die den Speck aus dem Rauchfang ſtehlen, den Käſe auffreſſen, die Milch gerinnen laſſen, und was das Haus für Plagen der Art hat, hervorbringen.“

Beſonders der Hausfrau machen ſie viel zu ſchaffen, und darum ſingen und trippeln ſie heute ſo unverſchämt um uns herum, weil der Vater, vor dem ſie ein wenig mehr Reſpekt haben, aus iſt und die fremden Herren über das Schneefeld geleitet.“

„Da muß man ihnen denn von Zeit zu Zeit ein Opfer bringen, und da ſie heute ſo unbändig mahnen und poltern, ſo will ich es nicht länger verſchieben.“

Damit ging die Mutter zu dem verſchloſſenen Schranke, nahm zwei ſüße Brodkuchen heraus und legte ſie auf ein kleines Tiſchchen in der Ecke des Zimmers. Dann nahm ſie noch ein Paar in Zucker eingekochte Früchte, die ſie ebenfalls auf ein Tellerchen legte. Ein wenig friſche Wurſt und ein Stück Käſe und friſche Butter, alles von der wackern Hausfrau ſelbſt bereitet, vollendeten das Mahl. Auch ein ganzes Licht legte ſie daneben und bemerkte: „damit ſie mir die Lichter in Frieden laſſen.“

Darauf verkrochen ſich Mutter und Tochter in ihr breites Federbett, zogen die Decke über den Kopf und hüteten ſich wohl, die Niſſen in dem ganz beſondern Feſtmahl dieſer Nacht zu ſtören. Am andern Morgen war das leckere Mahl verzehrt und die Mutter freute ſich, daß die kleinen Hausteufel ihr Sühnopfer nicht verſchmäht hatten.

Arela wuchs heran und ward eine gar reizende Tochter des Nordens. Erich, ein junger Fiſcher, liebte ſie und ſie liebte Erich. Der ſorgſame Vater wollte ſeine Tochter lieber einem wohlhabenden Bauer geben, als einem Jünglinge, deſſen einziger Reichthum in ſeinen Netzen beſtand. Indeſſen, da er ſah, daß die Liebe der jungen Leute treu war, und da die Mutter ihn bat, ihr einziges Kind nicht zu betrüben, — willigte er in ihre Heirath und ein kleines hölzernes Haus mit einem ſchönen Ehebette, dem ſonſtigen nothdürftigen Hausrath und einem Gärtchen, nicht viel größer, als das Häuschen ſelbſt, war das Hochzeitgeſchenk, mit dem die Aeltern das junge Brautpaar beglückten. Arela war das glücklichſte Weibchen und ſchon voll ſüßer Mutterhoffnungen, als ſie eines Abends der Mutter ſagte: „In unſerm Häuschen ſind keine Niſſen, noch nie habe ich einen ihrer Chöre erlauſcht, die mich als Kind ſo ängſtigten und auch nichts von dem Schaden verſpürt, womit ſie Dich ſo oft plagten.“

„Gott gebe, daß ſie nicht bei Dir einziehen,“ — antwortete die fromme Mutter.

„Und jetzt,“ ſprach Alma, „unterbreche ich meine Er zählung, obgleich ich damit nicht Effect machen will. Sagen, mein ich, müſſen nicht Effect machen, ſondern einen Reiz haben, den man nicht zu nennen weiß."

„Meine Amme," ſagte Frau von Runſitten, „drohte mir auch immer mit den Niſſen, wenn ich nicht ſchweigen wollte, und beſchwor ſie, dem ſchreienden Kinde die Puppe fortzutragen."

„Zum wegnehmen meiner — aber nur der eßbaren Habſeligkeiten, rief meine Kindermuhme gewöhnlich ein gewiſſes Graumännchen an. Sie war es ſelbſt, und Kuchen, Obſt und beſonders gebrannte Mandeln wanderten in ihren, ſtets auffaſſungsfähigen Magen," ſprach Franz, „denn ſie wußte wohl, daß die zärtliche Mutter, ſich über den guten Appetit ihres Lieblings freuend, mich ſtets mit neuen Leckerbiſſen verſorgte, wenn ſie mein Schränkchen leer fand."

Vier und achtzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Von ihrem Vater aufgefordert, erzählte dieſe Nacht Alma:

Axela gebar einen Knaben und hatte ihn kaum entwöhnt, als ein zweiter Säugling ſeine Wiege und ſeinen Platz an der Mutter Bruſt erbte. Da ward Erich ein reicher Mann, ein alter kinderloſer Oheim, der viel beim Schmuggelhandel verdient hatte, war geſtorben und hatte ihn zum Erben eingeſetzt. Das liebe Häuschen ward erweitert; auf den Felſengrund, worauf das Gärtchen ruhte, ward Erde zu einem zweiten gefahren, die Vorrathskammern füllten ſich, eine Magd half der jungen Frau in ihren Arbeiten und die Niſſen zogen ein.

Früher konnte Arela jedes Geräth hinſetzen, wohin ſie wollte, ſie war ſicher, es dort wieder zu finden, jetzt — wenn ſie ſich kaum hingeſetzt hatte, ein Kleidungsſtück für eins der Kinder auszubeſſern, ſchrie ein zweites in der Kammer; ſchnell ſprang ſie auf, ihm die Bruſt zu reichen, und wenn ſie wieder kam, hatten die Niſſen den Fingerhut verſchleppt, oder das Garn in Unordnung gebracht: oder ſie hatte ihre Näpfe mit ſüßen Beeren, davon ſie jetzt auch, wie die Mutter einkochte, ſorgſam mit Blaſen verbunden und weggeſetzt, und wenn ſie bald darauf die Näpfe unterſuchte, hatten dennoch die Niſſen ihren Weg hineingefunden, — oder ſie hatte ein neues Stück Leinen in der Stube liegen, ein häusliches Geſchäft rief ſie hinaus, und wenn ſie wieder kam, war das Leinenzeug in kleine Stückchen zerſchnitten und Niemand war in der Stube geweſen, als ihr kleiner Erich, der ſie mit den unſchuldigſten Augen anſah — wer ſollte es denn wohl gethan haben, als die Niſſen? oder ſie war in den Hof gegangen, um die Küchlein zu füttern, da ſah ſie, wie der kleine Erich ſich dem Teiche nahte und lief, um ihn zu warnen; indem rief der

Mann ſie ins Haus, ſie folgt natürlich dem Rufe, und da ſie in den Garten geht, um zu ſehen, wie die jungen Erbſen ſprießen, findet ſie alle Küchlein im Garten und fröhlich in den Beeten ſcharren und picken; ſie wußte aber ſo gewiß, daß ſie die Thüre des Hühnerhofes hinter ſich geſchloſſen hatte, als ſie zu ihrem Erich lief; wer anders ſollte ſie geöffnet haben, als die Niſſen?

So ging es Tag für Tag; zuletzt ward Arela ganz traurig und ſagte ihrem Erich: „Ach wie ſchlimm geht es mir mit den böſen Niſſen, ſie verbittern mir das Leben.“

„Das iſt wirklich ſchlimm!“ meinte Erich, „weißt Du was, wir wollen meinen Pathen, den weiſen Ulpf, um Rath fragen.“ Und beide warfen ihre Mäntel um, vertrauten die Kinder der treuen Magd und gingen zum weiſen Ulpf. Der aber ſagte mit verſtändiger Miene: „wenn die Niſſen einmal im Beſitz eines Hauſes ſind, ſo kann ſie niemand mehr daraus vertreiben. Ihr müßt umziehen, liebe Kinder, um den böſen Geiſterchen zu entgehen.“ —

Arela und Erich ſeufzten ſchwer, denn ſie hatten das Häuschen gar lieb, weil ihre Kinder das Licht des Tages darin geſehen hatten, indeſſen der weiſe Ulpf hatte es einmal geſagt und ſo ward beſchloſſen, den alten lieben Aufenthalt gelegentlich einmal zu verkaufen, baldigſt aber ein anderes Haus zu beziehen, das ebenfalls Erich gehörte, ihnen jedoch gar nicht heimiſch vorkam. Ach, und die Sträucher, die ſie ſelbſt gepflanzt hatten, waren ſo ſchön herangewachſen, der neue Hühnerhof war eben ſo hübſch und zweckmäßig eingerichtet, die Zimmer trugen ſchon die Farbe der Behaglichkeit und die Kinder ſahen ſo gern aus den Fenſtern auf das Meer, wo tief unten die Schiffe ſegelten. Alle weinten, daß das liebe Haus verlaſſen werden ſollte; aber die Niſſen, wer konnte es mit denen aushalten?

Der große Wagen war bepackt, der das beſte Hausgeräth enthielt. Axela und Erich gingen daneben, die Kinder wurden von der Magd auf einem kleinern Wagen hinterdrein gefahren. Nachdem ſie eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatten, bemerkten ſie ein ſonderbares Gewimmel auf den hochgethürmten Wagen; die Matten, die darüber gehängt waren, bewegten ſich, kleine Geſtalten, die man nicht deutlich von der Höhe, auf welcher ſie ſtanden, unterſcheiden konnte, ſchlüpften hin und her und ſummten leiſe Lieder, wie die ſchwärmenden Bienen. Axela fuhr bange zuſammen; wie damals, als ſie neben der Mutter vor dem großen Ofen ſaß, aber Erich ging muthig an den Wagen hinan und rief hinauf: „Was wollt ihr da oben, ihr kleinen Unholde?“

„Wir ſind die Niſſen!“ — tönte es von oben herunter. — „Aber was thut ihr da oben?“ fragte er wieder, und ein leiſes Stimmchen antwortete: „Willotta“

(wir ziehen um). — Axela und Erich ſahen ſich ſtaunend an.

„O ſo laß uns im alten Hauſe bleiben!“ rief ſie endlich heiter lächelnd.

„Sieh, die Niſſen werden wir doch nicht los und ich trage ihre Neckereien lieber in der gewohnten Heimath, als wo anders.“ —

Die Pferde wurden gewendet und Vater, Mutter, Kinder, Magd und Niſſen zogen fröhlich wieder ein.

Je mehr aber die Kleinen wieder heranwuchſen, je ſeltner zeigten ſich die Niſſen, die nach und nach eingetretene häusliche Ordnung und Sicherheit verwies ſie zur Ruhe, und ließ ihnen nur ſo viel Recht, als in allen Wohnungen Schwedens ein uraltes ihnen gönnt.“

Dieſe anmuthige Sage hatte allgemein gefallen — „glücklich ſind Diejenigen,“ ſagte die Freifrau, „wo nur die kleinen Niſſen einkehren, und nicht große Hauskobolde.“

„In der ſchlichten Hütte hat ein großer Hauskobold nicht Raum und den kleinen Niſſen iſt im großen Schloſſe unheimlich, darum ſucht jedes den richtigen Ort, wo es hinpaßt und findet ihn auch,“ ſprach der Maler.

Fünf und achtzigſte Nacht.

Der Freiherr war dieſen Tag zum Erſtenmale ſeit ſeiner Krankheit im Garten geweſen und durch die friſche Luft ſichtlich geſtärkt. Frau von Runſitten und Alma bezeigten dem Doctor Willmann die lebhafteſte Dankbarkeit und lobten ſeine Vorſicht.

Der Arzt hielt es für gut, dem Freiherrn jetzt die Zeit nur mit heitern Sagen und Mährchen zu verkürzen und Alle verſprachen: das Heiterſte, was ihnen bekannt ſey, aus ihrem Gedächtniſſe hervorzuſuchen.

Als ſich Alle wieder verſammelt hatten und das Nachtmahl beendet war, begann der Caplan:

Fiedel-Hänschen.

(Ein Mährchen.)

Es iſt ſchon viele Jahre her, und an den Mann, der dies Mährchen erzählt, dachte noch kein Menſch; da ſaß einſam am Wege ein kleiner zerlumpter Junge und dachte daran, daß er ſchon ſeit geſtern früh nichts gegeſſen habe, und wo er heute wohl etwas herbekäme, um ſeinen Hunger zu ſtillen.

Der arme Junge hatte keine Mutter mehr, und ſein Vater war ſchlimmer, als gar keiner, denn er war vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend betrunken, und, wenn er betrunken war, dann tobte und ſchalt er und fluchte gotteslästerlich und prügelte das arme Hänschen, wie er früher die Mutter geprügelt hatte,

Die Mutter hatte ſo viel geweint und ſich gegrämt, daß ſie denn auch bald ſtarb. Hänschen weinte auch, aber nur ſo lange, als der Vater auf ihn losſchlug. — Hielt der Vater mit Schlagen ein, ſo hörte Hänschen gleich mit Weinen auf, und war zufrieden und guter Dinge, wenn er auch manchmal tüchtig faſten mußte — denn der Vater hatte kein Geld für Brot, ſondern nur für Bier und Branntwein. Warum Hänschen bei all' dieſem Jammer ſo zufrieden war, das lag erſtens daran, daß er ein herzensguter Junge war, mit einem ehrlichen Sinn und einem reinen Gewiſſen — dann hatt' es aber noch eine andre Bewandtniß und davon will ich jetzt erzählen.

Hänschen's Vater war Dorfmuſikant und ſpielte die Geige in den Schenken und auf dem Tanzplatz unter der Linde. Früher hatte er recht gut geſpielt, ſo daß ſelbſt der alte verſtorbene Pfarrer ihn mit Vergnügen zugehört hatte; aber ſeit er ſich das abſcheuliche Saufen angewöhnt, fiedelte und kratzte er ſo heillos, daß die Ratten und Mäuſe davon liefen und Hunde und Katzen ſich darüber ärgerten. Die Leute in den Schenken und auf dem Tanzplatze machten ſich zwar nichts daraus, ob der Vater gut ſpielte, oder fiedelte und kratzte, denn es war ihnen blos ums Drehen zu thun; dem Hänschen aber ging es immer durch die Seele, denn er hatte die Violine ſo lieb, weil er wußte, wie ſchön ſie ſingen konnte, wenn der Vater nur gewollt hätte. —

Kam nun der Vater des Abends betrunken nach Hauſe und hing die Violine an die Wand, ſo jammerte es dem Hänschen, wie das arme Ding ſo beſtäubt ausſah und ſo wehmüthig ſeufzte, wenn der Vater auf der Streu lag und ſchnarchte.

Endlich konnt' er es gar nicht mehr aushalten und nahm ſich die Freiheit, zum Vater zu ſagen: „Ach Vater, Du behandelſt die liebe Violine jetzt noch ſchlechter, wie die ſelige Mutter und mich, gieb Acht! ſie wird auch bald ſterben.“

Der Vater ſtand erſt ganz verwundert da und wußte nicht, was er antworten ſollte — endlich aber lief ihm die Galle über, er ſagte gar nichts, ſondern prügelte Hänschen grauſamer denn je, und ging dann davon.

Dießmal mußte auch Hänschen länger weinen, als gewöhnlich, denn die Schläge hatten gar zu we gethan; aber o Wunder! indem er ſo weinte un ſchluchzte, ſtimmte die Violine an der Wand leiſe, leiſ mit ein. — Als Hänschen das hörte, wurde es ihm immer wehmüthiger um's Herz, und er und die Violine weinten wohl eine ganze Stunde zuſammen, ſo daß Hänschen ſchon glaubte, ſie würden ihr Lebelang nich mehr aufhören.

Indeſſen, alles nimmt einmal ein Ende, Lache und Weinen! und ſo fing denn auch erſt die Viol an, leiſer zu ſchluchzen. — Hänschen machte es eben ſo, und nach einiger Zeit hatten beide zu weinen aufgehört. Was aber Hänschen nun für eine Liebe für die Violine empfand! — das iſt gar nicht mit Worten zu ſagen. — Er rückte ſich einen Stuhl an die Wand, langte die Violine herab und begann ſie von Staub und Schmutz zu reinigen, brachte auch die vierte Saite, welche am feinſten ſingt und die Quinte heißt, und die der Vater in Gottes Namen hatte hängen laſſen, wie ſie geſprungen war, wieder in Ordnung, zog ſie auf und ſtimmte ſo lange, bis ſie den rechten Ton angab. Dann küßte er die Violine und wollte ſie wieder an ihren Platz hängen. Violine aber flüſterte leiſe und traulich: „Hänschen! Du guter Junge! will bei Dir bleiben! ſollſt mich behalten, will Dir ſchöne Lieder vorſingen und mit Dir lachen und weinen in Freud und Leid.“

„Beileibe nicht!“ verſetzte Hänschen. „Wenn der Vater uns zuſammen hörte, ſchlüg er mich todt und würfe Dich vielleicht an die Wand, daß Du aus einander gingſt.“

„Vater ſoll uns nicht hören!“ ſprach Violine. „Du weißt wohl, daß er von jetzt an bis Sonnenuntergang im Wirthshauſe ſitzt und trinkt. Komm! nimm mich und den Bogen, und geh' mit uns in den Wald. Am Bach, wo die Erlen flüſtern und die Nachtigall ſingt da will ich Dich lehren, was Du thun mußt, damit ich auch ſinge.“

„In Gottes Namen denn!“ rief Hänschen entſchloſſen, „ich will alles thun, was Du verlangſt.“

„Und ich, was Du willſt,“ ſprach Violine.

„Topp!“ rief Hänschen, langte auch noch den Bogen herunter und lief in den Wald an den Bach.

„Willkommen! willkommen!“ murmelte der Bach. „Willkommen! willkommen!, rauſchten die Erlen und flüſterten die Blumen. „Kukuk!“ rief der Kukuk; „ein neuer Muſikant! — willkommen! Kukuk! Kukuk! Kukuk!“ und die Stieglitze und Zeiſige und Grasmücken, die Finken und Sproſſer zwitſcherten und ſangen: „Willkommen! willkommen!“

„Ach! wie ſchön iſt es hier!“ rief Hänschen, ſetzte ſich an dem Rande des Baches, nahm die Violine in den Arm und bat ſie: „Nun, Liebchen, ſage mir, wie mach' ich's, daß Du einſtimmſt in die ſchönen Lieder rings um uns her?“

Da ſagte ihm Violine alles, was er zu thun habe, und rief alle Vögel herbei, daß ſie dem Hänschen mit lehren möchten, und die Vögel kamen und ſetzten ſich rund um her und gaben jeder erſt die einzelnen Töne an: „g, a, h, c, d, e, f, — f, e, d, c, h, a, g.“ Hänschen ſuchte ſie auf der Violine nachzumachen, und das gelang ihm ſo gut, daß alle Vögel „Bravo Hänschen! Bravo!“ riefen.

Nun kam die Nachtigall herbei und ſagte: „ich will ſingen. Hänschen ſoll Muſikdirektor ſeyn und mich begleiten; der Bach ſoll den Baß murmeln, Ihr andern aber bildet den Chor.“

„Höre, Nachtigall!“ ſagte Hänschen, „die Blumenglöckchen müſſen auch mit dabei ſeyn, ſie müſſen aber etwas lauter klingeln, wie gewöhnlich.“

„Du haſt Recht!“ ſprach die Nachtigall, „und Blumenglöckchen ſollen thun, was der Herr Muſikdirektor befiehlt.“

Da gab Hänschen den Takt an, und der ganze Vögelchor begann im Tutti das Concert. — Nun ſang die Nachtigall — o! was die ſingen konnte! Hänschen begleitete ſie auf der Violine und Blumenglöckchen mußten dazu klingeln. Alle andern Stimmen aber ſchwiegen und der Bach ſummte nur ganz leiſe.

Da kamen die Rehe und Hirſche aus dem Waldesdunkel herbeigehüpft, und die niedlichen Eichkätzchen ſprangen Baum auf, Baum ab, und die Häschen ſaßen ganz manierlich auf den Hinterläuften und ſpitzten die Ohren. Die Tannen aber ließen Harz fallen, damit Hänschen den Bogen immer friſch ſtreichen konnte; ſo ſpielte Hänschen, bis die Sonne ſank, da mußte er nach Hauſe. — „Ade! Ihr meine lieben Sänger!“ rief er. „Ade! Herr Muſikdirektor!“ ſchrieen alle, „komm bald wieder!“ und die Nachtigall flötete:

„Bald! — o bald
Zum grünen Wald
Kehr' zurück, Du holder Knabe!
Alles, alles, was ich habe,

Geb' ich Dir im grünen Wald;
Kehr' zurück! Bald, o bald!
Bald — o bald —
Du holder Knabe — — —

Und Hänschen kehrte richtig alle Tage wieder, und lernte immer mehr und mehr die Stimmen des Waldes verſtehen und ſie nachſingen mit ſeiner lieben Violine.

Da begab es ſich, daß der Schenkwirth des Dorfes ſtarb, und daß ſeine betrübte Wittwe ſich nach einem andern Mann umſah, der ſie heirathete. Es wollte ſich aber kein Mann finden, denn Frau Lieſe war garſtig und boshaft, und hatte rothe Haare und eine ſchiefe Naſe, und ſchielte mit beiden Augen recht falſch wie eine Hexe.

Hänschens Vater aber dachte: „Wenn ich die Alte heirathe, ſo kann ich ſo viel trinken, wie ich will, und alles umſonſt,“ und ſomit nahm er gleich einen Schluck aus der Flaſche und ging hin zur jungen Frau Wittwe, machte die Augen zu und ſprach: „Meine allreſchönſte Frau Schenckin! Will Sie mich zum Manne nehmen, ſo ſage Sie es nur, ſo mach' ich mir nichts daraus und heirathe Sie friſch weg.“

Da guckte ihn die Schenkin von Kopf bis zu den Füßen an und ſagte:

„Er iſt wohl ein alter ungeſchliffener Taugenichts; aber beſſer Etwas als Garnichts! Hier hat Er meine Hand, ich will Ihn heirathen!“

Alſo heiratheten ſich die Beiden, und auf der Hochzeit ging es luſtig her. Aber bald merkte Hänschens Vater, wie er ſich garſtig verrechnet habe, denn er bekam nichts mehr zu trinken als helles, klares Waſſer, und hatte er ja einmal einen Trunk erwiſcht, ſo machte ſeine böſe Sieben ſich über ihn her und zerdroſch ihn mit dem erſten beſtem Geräthe.

Darüber ward er denn ganz melancholiſch und ſeufzte oft: „O meine liebe ſelige Frau! Hätte ich Dich nur nicht ſo ſchlecht behandelt, ſo lebteſt Du wohl noch und würdeſt mich nicht ſo ſchlecht behandeln, wie mein alter Drache! O lebte meine ſelige Frau nur noch! ach! ach!“ und dabei weinte er recht erbärmlich.

Als das Hänschen hörte, faßte er ſich ein Herz und trat zum Vater, die Violine in den Händen, und begann zu ſpielen und zwar ſo wunderſchön, daß dem Vater vor Erſtaunen der Mund offen blieb und die Thränen ihm hineinliefen, ohne daß er es merkte, obſchon ſie ſehr bitter und ſalzig ſchmeckten.

Als Hänschen aber endlich aufhörte zu ſpielen, da fiel ihm der Vater um den Hals und fing wieder an zu weinen; aber diesmal vor Freude und rief: „Hänschen! mein lieber Sohn — wie ſpielſt Du ſo wunderſchön! — Nun will ich Dich auch nie und nimmermehr ſchlagen, und will die Stiefmutter bitten, daß ſie das Schulgeld bezahlt, damit Du in die Schule gehen und etwas lernen kannſt.“ Die Stiefmutter hatte dazu aber gar keine Luſt, ſondern wollte haben, Hänschen ſollte Schneider werden bei ihrem Bruder im nächſten Marktflecken, und als Hänschen ſagte: „ein Schneider mag ich nicht werden!“ ſchrie ſie: „Du mußt!“ und gab ihm mit ihrer dürren Hand ein Paar Ohrfeigen, daß ihm der Kopf ſchwindelte. Das war zu viel für den Vater, aber er durfte nichts ſagen.

Am andern Morgen jedoch, als es noch ganz dunkel war, ſchlich er ſich leiſe in die Speiſekammer, nahm ein Paar geräucherte Würſte, ein Stück Speck und einige Butterſtollen heraus, packte alles in einen Zwerchſack, und ging damit in Hänschens Schlafkammer.

Hänschen ſchlief noch und träumte von ſeinem lieben Walde; das Kammerfenſterchen ſtand offen, und der ſcharfe Morgenwind ſtrich durch die Saiten der Violine, welche über Hänschens Bett hing, daß ſie leiſe klangen in gar lieblichen Tönen.

Der Vater blickte einige Augenblicke auf ſein ſchlafendes Kind, und das Herz wollte ihm ſchier brechen! — Doch faßte er ſich, und ſich über Hänschen beugend, weckte er ihn mit einem Kuß. Hänschen wachte auf, aber noch halb ſchlaftrunken fragte er: „Was willſt Du, Nachtigall?“

„Hänschen! Hänschen!“ rief der Alte, „was ſchwatzeſt Du? ich bin ja keine Nachtigall, ſondern Dein Vater.“

„Ei, mein Vater!“ ſprach Hänschen, munter aus dem Bettchen ſpringend — „wie biſt Du heute ſo freundlich?“

„Zieh' Dich an, Hänschen," verſetzte der Vater; „zieh' Dich an, nimm die Violine und folge mir, aber leiſe, daß niemand erwacht."

Hänschen that, wie ihm der Vater befohlen hatte. Er zog ſich an, nahm die Violine und den Bogen von der Wand und folgte leiſe dem Vater aus dem Hauſe.

Beide gingen, ohne ein Wort zu reden, dem Walde zu. Als ſie an den Bach kamen, ſagte der Vater: „Hier, Hänschen, laß uns hinſetzen und höre mir aufmerkſam zu." Beide ſetzten ſich an den Bach und der Vater fuhr fort:

„Sieh, mein Kind! ich habe mich an Deine ſelige Mutter, meiner lieben ſeligen Frau, oft und hart verſündigt, und wohl nur zu gewiß iſt es, daß der Gram und der Kummer über mein garſtiges Leben ſie vor der Zeit in's Grab gebracht haben. Der Himmel hat mich dafür geſtraft, indem mich die böſe Stiefmutter geheirathet hat — ich erkenne die Gerechtigkeit und den Nutzen dieſer Strafe, und will ſie tragen, ſo lange es Gott für gut findet. — Du aber, mein gutes Hänschen! ſollſt nicht mit darunter leiden, und da ich zu ſchwach bin, um Dich gegen die böſe Stiefmutter zu beſchützen, ſo geh' jetzt mit Gott in die weite Welt. Der Himmel läßt kein gutes Kind umkommen, und überall gibt es gute Menſchen, die dem Hilfloſen helfen. Du vollends, Hänschen, wirſt bald Dein Glück machen, wenn die Leute Dich ſpielen hören. Iſt dies der Fall, ſo denke an Deinen armen Vater und komme zurück, ihn aus ſeinem Elende zu erlöſen, wenn er bis dahin noch nicht geſtorben iſt. Hier haſt Du meinen Segen, einige Lebensmittel für die erſten Tage und einen Abſchiedskuß — und ſomit gehe mein guter Junge, und weine nicht, es muß ſchon einmal geſchieden ſeyn!“ Hänſchen hing an des Vaters Halſe und wollte ihn gar nicht loslaſſen, „das bißchen Prügel,“ meinte er, „will ich ſchon ertragen, wenn ich Dich, Vater, nur nicht allein bei der böſen Stiefmutter laſſen muß!“ Aber der Vater ſagte: „Ich weiß am beſten, was Dir frommt, alſo thu', was Dein Vater Dir ſagt.“

Da ließ Hänschen langſam die Arme vom Halſe des Vaters herab ſinken und ſagte betrübt: „So lebe denn wohl, Du lieber, guter Vater!“

Indem rauſchte es ſtärker in den Wipfeln der Bäume und die Gräſer und Blumen ſchauerten zuſammen, im Oſten aber flimmerte durch das Laub das erſte Frühroth.

„Wenn Dir die Finger nicht zu kalt ſind, Hänschen!“ ſprach der Vater — „ſo wollt ich Dich bitten, daß Du mir noch einmal etwas vorſpielteſt.“

Hänschen ſetzte raſch die Violine an und begann zu ſpielen — als das die Vögel hörten, wurden ſie munter und ſtimmten mit ein:

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Morgenglühn! Morgenglühn!
Schimmert durch des Waldes Grün.

Ueber Kies und bunt Geſtein
Schäumt der Bach im Schnee ſo rein,
Tirili, Tirili!
Ti!
Kukuk!

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Vogel-Chor! Vogel-Chor!
All' ihr Andern kommt hervor!
Hirſch' und Reh' mit flücht'gem Sprung,
Hääschen luſtig! alt' und jung.
Tirili! Tirili!
Ti!
Kukuk!
Kukuk! — Kukuk!

Tirili! Tirili!
Kukuk!
Lichtes Blau! — Lichtes Blau! —
Von den Blättern fällt der Thau,
Höher kommt die Sonn' herauf,
Blümchen! thut die Aeuglein auf.
Tirili! Tirili!
Ti!
Kukuk!
Kukuk! — Kukuk! — —
Tirili! —

Alſo ſpielte Hänschen und ſangen die Vögel. — Als er geendet hatte und ſich umſah nach dem Vater, hatte dieſer ſich leiſe weinend davon gemacht und war ſchon aus dem Walde hinaus. Hänschen wäre ihm beinahe nachgelaufen, doch beſann er ſich, was der Vater ihm geſagt hatte und beſchloß, ihm zu gehorchen. Was er aber weiter beginnen ſollte, wußte er noch nicht; doch vertraute er dem lieben Gott, der ſchon alles, was da kommen ſollte, machen würde.

„Morgen mehr von den Schickſalen des armen Hänschens,“ ſprach der Caplan und wünſchte der Geſellſchaft gute Nacht, um noch zum nächſten Feſttage zu ſtudiren.

Sechs und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Vorerſt wuſch er ſich im Waldbach, ſprach ein kurzes, fröhliches Morgengebet und langte dann aus dem Zwerchſacke ein Stück Brod und ein Stück Speck hervor und ſchmauſte tapfer drauf los — vergaß auch die Vögel nicht, welche zutraulich herbei kamen und ſich einige Brodkrumen ausbaten. Als er ſein Frühſtück verzehrt hatte, putzte er vor allem ſeine Violine, ſtimmte ſie recht rein, wie es ihm der Vater in letzter Zeit noch gelehrt hatte, ſpielte die einzelnen Töne noch ein halbes Stündchen, um alle recht ſicher herausbringen zu können, und ging dann auf gut Glück tiefer hinein in den Wald.

So wanderte er den ganzen Tag und der Wald wollte gar kein Ende nehmen. Dem Hänschen machte das wenig Sorge, denn ſein Zwerchſack war wohl verſehen und der Wald war kühl, auch fehlte es ihm nicht an Zeitvertreib: denn ſeine Violine erzählte ihm die ſchönſten Geſchichten, und bald hier, bald da rief ihm ein bekannter Fink, Hänfling oder Stieglitz einen freundlichen Gruß zu.

Da neigte ſich abermals die Sonne und ihre letzten Strahlen ſtreiften an den Baumſtämmen hinauf, bis zu den Wipfeln wo ſie eine Weile glühten; endlich verſchwanden ſie auch von da, und nun ward es immer dunkler im Walde. — Aber nicht lange währte es, da kam auf der entgegengeſetzten Seite der Vollmond herauf und leuchtende Johanniskäfer flogen durch die Büſche, und nun öffnete ſich plötzlich die Ausſicht auf einen ziemlich großen See, woraus der Mond zurückſchimmerte und Nachtigall fing an zu ſingen — o! wie das ſchön war! —

Hänschen fand das auch und beſchloß, die Nacht hier zu verweilen, ſuchte ſich ein recht bequemes, moosbedecktes Plätzchen aus, ſtreckte ſich drauf nieder, und nachdem er ſein Abendbrod verzehrt, ſeine Violine noch einmal unterſucht hatte, wünſchte er ihr eine gute Nacht, ſteckte ſie, damit der Nachtthau ihr nicht ſchade, in den Zwerchſack, ſprach ſein Abendgebet und ſchickte ſich an einzuſchlafen. Da verbreitete ſich plötzlich ein milder Schein durch den ganzen Wald, es war, als ob der Mond noch dreimal ſo hell ſtrahlte, dazwiſchen fuhren unzählich leuchtende Johanniskäfer hin und wieder.

Aber das war das Geringſte! Bald regte es ſich rings umher, und aus den Büſchen und Blumenkelchen ſchlüpften zarte Geſtalten von menſchlicher Bildung, aber ſo ſchön, ſo duftig und leicht, daß man wohl merken konnte, es ſeyen keine Menſchen, ſondern Geiſter. Alle waren nur ſo groß wie Hänschen, hatten aber Geſichter wie Jünglinge und Jungfrauen; ſie waren in durchſichtige Gewänder gekleidet und hatten Kränze in den Haaren von Lilien, welche wie eitel Silber glänzten. Zwei von ihnen, ein himmliſch ſchöner Jüngling und ein noch ſchöneres Mädchen, waren etwas größer und hatten, ſtatt der Kränze ſilberflimmernde Kronen auf den Häuptern.

Das iſt gewiß der König und die Frau Königin, dachte Hänschen, und verhielt ſich ganz ſtill.

Der König hatte ſich einen Platz ausgeſucht, welchen der Mond am hellſten beleuchtete. Hier berührte er mit ſeinem Lilienſcepter den Boden und alsbald ſprüheten ſilberne Lilien hervor und bildeten einen prächtigen Thron, worauf er mit ſeiner Königin Platz nahm; die übrigen Elfen (denn das waren die lieblichen Weſen), wiegten ſich auf den Blumenkelchen und auf den Nebelſtreifen, welche ſich über den See gebreitet hatten, und koſeten und ſcherzten und tranken Honigthau aus den Kelchen der Maienblümchen.

Als aber der Mond gerade über dem Walde ſtand und alles ringsum in mährchenhaften Schlummer hüllte, da gab der König ein Zeichen mit dem Blumenſcepter, und nun begannen die Elfen ihren Ringeltanz:

Ihr Elfen und ihr Elfinnen,
Der Mond der ſcheint ſo hell!
Kommt ſchwebet her und ſchwebet hin —
Dreht euch im Kreiſe ſchnell. —
Leiſe! leiſe!
Leiſe! leiſe!
Tönt die zarte Elfenweiſe.
Wenn die andern Stimmen ſchweigen —
Wenn kein ird'ſcher Lauſcher wacht —
Schlingen wir den Elfenreigen,
Bis die Weiſe iſt vollbracht.

Blumenduft und Mondesſtrahl,
Nebelſtreifen allzumal.
Und die ſilberlichten Wölkchen
Tragen unſer leichtes Völkchen
Hin und her und her und hin. — —
Leiſe! leiſe!
Leiſe! leiſe!
Singt die zarte Elfenweiſe.
Weil die andern Stimmen ſchweigen,
Weil kein böſer Lauſcher wacht —
Schlingt den luft'gen Elfen-Reigen,
Bis die Weiſe iſt vollbracht —
Schwebet her! — ſchwebet hin! —
— Hin! — hin! — — — hin! —

„Ihr Mährchen hat mich innig ergriffen!“ ſprach Herr von Runſitten, als der Caplan ſchwieg. „Wohl iſt es etwas Herrliches um die Kunſt und ich wundre mich daß denen, die ſie Freundin nennen — irgend etwas auf der Welt noch darüber geht. Was iſt gegen ſie Ruhm und Macht, Schönheit nnd Reichthum?"

„Ich glaube, wer ſich ganz der Kunſt weiht, liebt ſie mehr als man nur irgend einen Menſchen lieben kann!" ſagte der Maler, „ich meines theils trage ſie innig im Herzen, denn ſie iſt treuer und zuverläſſiger als Freundſchaft und Liebe!"

„Dann werden Sie kein Weib beglücken!" ſprach mit mildem Ernſte die Freifrau.

„O doch, wenn ſie mich liebt! das Weib macht weniger darauf Anſpruch über Alles geliebt zu werden, als ſelbſt innig zu lieben und ſeine Liebe erkannt zu ſehen. Auch iſt die Kunſt wohl eine Nebenbuhlerin welche es am erſten duldet, und ich glaube, Sie meine gnädige Frau würden dem Gemahl nicht darüber zürnen, da Sie fähig ſind den Werth der Kunſt zu begreifen."

Die Freifrau lächelte und der Herr von Runſitten ſagte zum Caplan: „fahren Sie morgen fort von dem kleinen Künſtler zu erzählen. Gute Nacht!"

Er entfernte ſich raſch und die Geſellſchaft hörte ihn noch lange auf dem Klavier phantaſieren.

Sieben und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Und wirklich verſchwebten die zarten Weſen alsbald und immer leiſer und leiſer verhallte ihre Tanzweiſe, bis ſie zuletzt gar nicht mehr zu hören war.

Hänschen aber ſprang auf und rief einmal über das andere: „Was hab' ich gehört! — Ach, was hab' ich gehört! — Violinchen! Violinchen! haſt Du's auch gehört!“

„Freilich Hänschen!“ wisperte Violinchen, „es iſt der Elfentanz, wenn den ein Menſch hört, ſo kann er gar nicht widerſtehen.“

„Wenn Du ihn nur nachſingen könnteſt, Violinchen.“

„Nimm mich nur aus dem Sack, Hänschen! und verſuch' es.“

Und Hänschen nahm haſtig die Violine hervor und wollte ſogleich zu ſpielen anfangen! da flog aber Nachtigall herbei und ſprach: „Beileibe nicht jetzt, Hänschen! und nicht hier im Walde; wenn Du bei Nacht und im Walde die Elfenweiſe nachſpielſt, ſo kommt das kleine Volk zurück und zwickt und kneipt Dich, daß Du braun und blau wirſt, und verhext Violinchen, daß ſie niemals mehr ſingen kann. Warte bis es Tag iſt! dann will ich vor Dir herfliegen und Dir den Weg aus dem Walde zeigen.“

„Hab' Dank, Nachtigall!“ ſagte Hänschen, packte Violinchen wieder in den Sack, ſtreckte ſich wieder auf ſein Mooslager und entſchlief bald.

Ueber ihm ſaß die Nachtigall auf einem Baum und ſang ihm ein Schlummerlied. Als die liebe Sonne wieder am Himmel ſtand, erwachte Hänschen, beſann ſich auf alles, was er geſtern erlebt hatte, und konnte kaum die Zeit erwarten, wo es ihm erlaubt ſeyn würde, die Elfenweiſe zu wiederholen. — Er wuſch ſich daher raſch, ſagte dem lieben Gott „guten Morgen!“ und aß nur ein ganz klein wenig. Dann rief er: „Nachtigall! ich bin fertig!“ und Nachtigall flog vor ihm her, bis der Wald zu Ende war und Hänschen die Landſtraße ganz deutlich ſehen konnte. Da ſagten ihm die Nachtigall und die andern Waldvögel ein „Lebewohl!“ und „komm bald wieder!“ Hänschen verſprach dies und trat hinaus auf die Landſtraße.

Hier war ſein erſtes, daß er Violinchen ſtimmte und ſogleich den Elfentanz probirte. Es glückte ihm ſchon beim erſten Mal — noch beſſer das zweite Mal, und als er zum dritten Mal die Probe gemacht hatte, rief er freudig: „Violinchen! wir können's!“ und nun erſt machte er ſich zufrieden über ſein Frühſtück her.

Als die Sonne höher ſtieg, brannte ſie ſehr und Hänschen ſah' ſich nach einem Obdach um. — Seitwärts am Wege lag ein großes Dorf; es mochte wohl noch eine halbe Stunde bis dahin ſeyn. Hänschen wanderte getroſt drauf los.

Als er in dem Dorfe ankam, war es gerade Mittagszeit und aus allen Häuſern ſtieg der Dampf der warmen Speiſen unſerm Hänschen gewaltig in die Naſe — ſein Zwerchſack war ſo ziemlich leicht geworden, und als er ihn näher unterſuchte, gewahrte er mit Schrecken an ſeiner letzten geräucherten Wurſt, daß ſie von Holz und eine bloße Schauwurſt ſey, wie die Stiefmutter ſie vor die Fenſter zu hängen pflegte, um damit anzuzeigen, daß ſie Würſte zu verkaufen habe; wahrſcheinlich hatte Hänschens Vater ſich in der Dunkelheit vergriffen — Hänschen hatte ſomit nichts mehr im Schnappſack, als eine alte Stolle und ein ganz kleines Stückchen ſalzigen Speck.

Da ſtand er gerade vor der Schenke, wo mehrere Fuhrwerke hielten. Unter dem Schenkthor ſtand, die Hände über den Bauch gefaltet, der dicke Wirth und blinzelte in die Sonne.

In der Schenkſtube aber, deren Fenſter offen ſtanden, aßen die Fuhrleute Sauerkraut und Schinken, das beliebte deutſche Volksesſen, wovon die Deutſchen ſo ſtark und ſo ehrlich werden.

Hänschen trat näher, reckte den Hals in die Höhe und guckte recht ſehnſüchtig durch's Fenſter nach der ſchönen Sauerkrautſchüſſel.

Als ihn nun der dicke Wirth alſo gewahrte, ſprach er zu ihm: „Heda! Du dummer Junge, was ſtehſt Du da und ſperrſt Deinen Schnabel auf und lungerſt? Willſt Du Dir einen Teller voll Sauerkraut und ein

Stück Schinken gewinnen, ſo nimm Deine Fiedel zur Hand und ſpiele meinen werthen Gäſten eines auf, damit ſie luſtig werden und mehr trinken.“

Das ließ Hänschen ſich nicht zweimal ſagen, ſogleich ſetzte er ſeine Fiedel an und begann den Elfentanz zu ſpielen.

O Himmel! wie ſperrte nun der dicke Wirth ſein großes Maul auf und Augen und Ohren dazu als er die wunderliebliche Weiſe vernahm! — Den werthen Gäſten fielen Meſſer und Gabeln aus den Händen — ſie vergaßen das Eſſen, und die Aufwärter und Schenkmädchen das Aufwarten. — Nicht lange währte es, ſo lief das ganze Dorf zuſammen. Die Alten wagten kaum zu athmen, die jungen Burſche und Jungfrauen lächelten einander zu, die kleinen Bübchen und Mädchen aber hüpften um Hänschen herum, der immer wieder von vorn anfing und immer ſchöner ſpielte, je länger er ſpielte.

Endlich wurd' er müde und ließ den Bogen ſinken, da ſeufzten alle, wie aus einem Traume erwachend: „Ach!“ — der dicke Wirth aber ſchrie weinend: „Sauerkraut! gebt ihm Sauerkraut zu eſſen, dem herrlichen Jungen! dem großen Künſtler! Gebt ihm ſo viel er will und Schinken oder Wurſt — was er will. — Hörſt Du, Junge? — was Du willſt — ſo viel Du willſt! Dich kann ich nicht zu theuer erkaufen!“ und ſomit bückte er ſich und umarmte Hänschen freundlich und führte ihn in die Gaſtſtube, wo er am obern

Ende des Tiſches den Ehrenplatz einnehmen mußte und es ſich trefflich ſchmecken ließ.

Hernach ließ der Wirth den Dorfſchneider kommen, und der mußte dem Hänschen auf der Stelle neue Kleider nähen, und der Gevatter Sattler machte ihm ein neues Ränzel, und der Schuſter ein Paar Schuhe, und vom Schulmeiſter Chriſtel bekam er eine Mütze, und von der Frau Schulzin ſechs neue Hemden — und er hätte wohl noch mehr bekommen, wenn er nur alles hätte mit ſich ſchleppen können.

Der Wirth hätte am liebſten geſehen, wenn Hänschen immer bei ihm geblieben wäre, aber Hänschen nahm die Violine zur Hand und ſpielte und ſang:

„Laßt mich wandern! ich muß wandern! —
Hört ihr nicht den Ruf erklingen?
Bäume rauſchen, Blumen flüſtern,
Quellen murmeln, Vögel ſingen! — —
Laßt mich wandern! laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt!

Durch die Wälder, durch die Felder,
Durch die Thäler, über Höhen;
Ueber Ströme, über Meere,
Wo die freien Lüfte weben,
Laßt mich wandern, laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt.

Laßt mich wandern, laßt mich wandern
Und ich will euch Lieder ſingen!
Süße, alte Mährchen-Weiſen,
Die im Herzen nie verklingen,
Laßt mich wandern, laßt mich wandern!
Wandern, Wandern nur iſt Luſt.“

„So gehe denn mein Söhnchen!“ ſprach der Wirth, als Hänschen am andern Morgen ſich vielmals bedankte und Abſchied nahm. „So gehe denn, und wenn Du in die Stadt kommſt, ſo ſpiele nur friſch darauf los und es wird Dir an Geld und Beifall nicht fehlen. Darauf überreichte er ihm ſein Ränzchen, wohl mit Lebensmitteln angefüllt und ein kleines Fläſchchen mit ſüßem Wein, und Hänschen wanderte ſingend und ſpielend aus dem Dorfe. — Und von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wanderte er fort, und wo er ſpielte, da lieſen Alt und Jung zuſammen und wurden heiter. Aber an ſeiner Elfenweiſe konnten ſie ſich gar nicht ſatt hören, und wenn er die ſpielte, ſo hätten die Leute ihm alles gegeben, was er nur immer hätte verlangen mögen.

Hänschen war nach und nach 18 Jahre alt geworden, und ein wunderhübſcher Junge, mit ſchönem, langem, kaſtanienbraunem Lockenhaar, großen dunkeln Augen, friſchen Lippen und rothen Wangen. Geld hatte er nicht, weil er ſich nichts daraus machte, aber weil er immer gut und reines Herzens geblieben war, ſo hatten ihn noch immer die Vögel, Blumen und Waldbäume ſo lieb, wie früher, und ſprachen fortwährend mit ihm, als ob er noch ein Kind wäre, und Violinchen vollends kam nie von ſeiner Seite und wurde immer wohllautender, je länger ſie bei ihm war: ſo geht's, wenn man ſelbſt gut iſt, dann hat man mit allem Lieben und Schönen gute Cameradſchaft.

Hänschen und ſeine Violine waren ſolchergeſtalt weit und breit in der Welt bekannt geworden, und die kleinen Kinder klatſchten ſchon in ihre Händchen, wenn nur der Name Fiedelhänschen — wie man ihn allgemein nannte — ausgeſprochen wurde. — So kam er denn einſtmals in ein Land, wo er aber gar nicht ſpielen durfte, da eben große Landestrauer war, weil die Königin geſtorben, und die wunderſchöne Prinzeſſin, ihre Tochter, auf den Tod krank lag, weil ſie ſich ſo gegrämt hatte über den Verluſt ihrer geliebten Mutter. — Der König, ihr Vater, deſſen einziges Kind ſie war, gerieth darüber in Verzweiflung, und verſprach dem Arzte ſein halbes Königreich, dem es gelingen würde, die Prinzeſſin zu retten.

Aber keiner konnt' es! Zwar ſagten die gelehrten Herren, wenn man die Prinzeſſin aufzuheitern vermöchte, ſo würde ſie alsbald beſſer werden; aber wie das anzuſtellen ſey, das wußten ſie nicht, und niemand wußte es, denn alle Verſuche waren ſchon fehl geſchlagen.

Da ließ der König öffentlich ausrufen: „Wer die Prinzeſſin heilt, der ſoll nach mir der Erſte im Lande ſeyn, und wenn ſie ihn zum Manne will, mein Nachfolger, wenn ich ſterbe."

Aber keiner hatte den Muth, ſich zu melden, weil alle Doktoren ſchon geſagt hatten, die Prinzeſſin ſey nicht mehr zu retten.

Da dachte Hänschen: „Ich will es in Gottes Namen verſuchen! und wenn mich die ſchöne Prinzeſſin hernach auch nicht will, was ſchadt's? — hab' ich doch eine gute Tochter gerettet und einem Vater ſein Kind erhalten. Ach Gott! mein Vater! vielleicht helf' ich dem auch dadurch."

Muthig ging er nach dem Schloſſe, und als er der Wache ſagte, er wolle der Prinzeſſin helfen, führten ſie ihn ſogleich zum Könige, denn dieſer hatte befohlen, Niemanden, ſo gering er auch ſeyn möchte, abzuweiſen, weil er alles verſuchen wollte, um ſein Kind zu retten; alſo mußten die Wache und das Hofgeſinde eine Ausnahme von der Regel machen. und auch gegen Geringe und Arme höflich und freundlich ſeyn.

Als Häns chen nun mit ſeiner Violine vor dem Könige ſtand, fragte der König: „Und Du willſt meine Prinzeſſin wieder herſtellen, daß ſie nicht ſtirbt?"

Da ſagte Häns chen: „Herr König! gewiß kann ich das nicht ſagen, denn über Leben und Tod hat ein ganz Anderer, als wir Beide, zu befehlen, auch hab' ich Deine Prinzeſſin noch nicht geſehen — doch warum ſie krank iſt, weiß ich, und für ein ſolches Herz iſt mein Mittel allemal gut, und wenn ſie nicht leben bleibt, ſo ſoll ſie wenigſtens ſüß einſchlafen und ohne Schmerzen ſterben."

Da kamen dem Könige die Thränen in die Augen und er ſagte: „Gut! ich will Dich in ihr Zimmer führen laſſen, verſuche Dein Heil, ich kann die Arme in ihrem jetzigen Zuſtande nicht ſehen."

Darauf ließ er Hänschen in das Zimmer der Prinzeſſin führen. Hänschen hieß Alle hinausgehen, bis auf die Oberhofmeiſterin und den alten Leibarzt — dann trat er an das Bettchen, wo die Prinzeſſin lag mit geſchloſſenen Augen und todtblaß im Geſichte — er ſah ſie lange an, ſetzte ſich dann in einiger Entfernung und fing an zu ſpielen. Erſt ganz leiſe, wie Blättergeflüſter, wenn der Abendwind durch den Hain ſäuſelt, und ſüß beſchwichtigend und tröſtend, wie ein Herz zum andern, wenn ſich zwei fanden und das eine trauert. Da ſchlug die Prinzeſſin die Augen auf — und ſeufzte leiſe: „Wie iſt mir? wo bin ich?“

„Gott!“ rief der Leibarzt — „Gott! ſie redet wieder!“ und aus dem Nebenzimmer eilte ſogleich einer zum Könige und brachte ihm Nachricht: „Wunder, Ew. Majeſtät, Dero Prinzeſſin Tochter geruhen wieder zu reden!“

Und Hänschen ſpielte weiter, und Nachtigallenlied und Quellenrieſeln floſſen in einander, und der Waldbach murmelte den Baß — alles, wie er es ſelbſt vielmal im Walde gehört hatte. —

Da begann die Prinzeſſin zu lächeln und eine ſanfte Röthe überflog ihre Wangen. — „Ach, meine Nachtigall!“ flüſterte ſie — „bringt mir Blumen und bunte Steine.“

Und wieder ſchickte der Arzt Boten an den König, mit der Nachricht: „Sie iſt gerettet, wenn jetzt ein wohlthätiger Schlummer ſich einſtellt.“

Da ließ Hänschen leiſe, leiſe das Nachtigallenlied verbeben, und nur ein kaum hörbares Säuſeln, wie von vorüberziehendem Nachtwind flog durch das Gemach. Plötzlich aber zitterten die Töne wie Mondesſtrahlen, und nun begannen erſt die Blumenglöckchen zu klingen und die Johanniskäfer zu ſummen, bis endlich der Elfentanz einfiel, welchen er diesmal ſo ſchön ſpielte, daß wohl ſelbſt die Elfen ihn nicht hätten ſchöner ſpielen können.

Acht und achtzigſte Nacht.

(Schluß des Mährchens)

Aber, wie ſoll ich erzählen, was ſich nun auch alles begab? Der König war herbeigeeilt, er ſah die Prinzeſſin ſelig lächelnd mit hellen Augen auf ihrem Lager ſitzen, er wollte auf ſie zueilen; aber ihn ſelbſt, ſo wie alle Anweſende bannte der Zauber der ſüßen Elfenweiſe, daß er nur entzückt lauſchen konnte, und das Schloßgeſinde drängte ſich nach der Zimmerthür und lauſchte.

Als Hänschen den Elfenreigen dreimal durchgeſpielt hatte und nun ſchloß, ſank die Prinzeſſin in die Kiſſen zurück und verfiel in einen ſanften Schlaf, wobei ihre Wangen glühten, wie junge Roſen, und ihr Athem leicht und ruhig war.

Der Leibarzt aber, nachdem er tief geſeufzt hatte, trat hinzu, fühlte ihr den Puls und ſprach: „König, ſie iſt gerettet!“

Da ging der König auf Hänschen zu, umarmte ihn und hing ihm eine goldene Gnadenkette um den Hals, befahl darauf, ihm koſtbare Kleider anzulegen und ihn wie einen gebornen Prinzen zu halten.

Am andern Morgen war die Prinzeſſin friſch und geſund und gab ſich zufrieden über den Tod ihrer geliebten Mutter, und als der König ihr ihren Retter vorſtellte, ſagte ſie ſogleich, daß ſie bereit ſey, ihres Vaters Verſprechen zu erfüllen; und nach einigen Tagen wurden Hänschen und die ſchöne Prinzeſſin feierlich mit einander vermählt.

Gleich nach der Hochzeit bat Hänschen ſeinen Schwiegervater, daß er ihm erlauben möge, mit ſeiner jungen Frau und einem kleinen Gefolge einige Zeit zu verreiſen. Gern willigte der König ein, und Hänschen und die Prinzeſſin nebſt Gefolge zogen nach der Gegend, wo Hänschens Geburts-Dorf lag. — Als er durch den Wald kam, kannte er noch alle Bäume, und die Bäume kannten ihn, und erzählten den Kindern und Kindeskindern der Waldvögel, welche vor 10 Jahren hier gehauſet hatten, vom kleinen Fiedel-Hänschen; und alle kamen herbei, und auch der alte Kukuk, welcher allein von den alten Vögeln noch übrig geblieben war, kam mit ſeiner jungen Sippſchaft herbei. Von ihm erfuhr Hänschen auf ſeine Fragen, daß die Stiefmutter geſtorben wäre, daß der Vater aber noch lebe, und alle Abende herkäme und ſich hinſetze an den Waldbach, wo er von Hänschen Abſchied genommen hätte.

Alſogleich ließ Hänschen mitten im Walde, nicht weit vom Bach, ein ſchönes Gezelt aufſchlagen, von außen aber durch Baumzweige und Buſchwerk verſtecken, gab dem alten Kukuk ſeine Aufträge, welcher davon flog, und lud ſeine Frau Prinzeſſin ein, mit ihren Damen in das Zelt zu treten, das andere Gefolge mußte ſich in der Nähe verbergen.

Als nun die Sonne bald ſinken wollte, ſchlich ein alter Mann den Waldweg daher dem Bache zu — ach! Hänschen erkannte ihn wieder, und konnte ſich kaum halten, daß er ihn nicht um den Hals fiel, denn es war ſein Vater.

Der Alte ſetzte ſich an den Bach, ſchaute hinein und fragte: „Sage mir Bach, haſt Du mein Hänschen nicht wieder geſehen?“

„Nein!“ murmelte der Bach melancholiſch.

„Und Du?“ fragte er und ſchaute über ſich, wo der alte Kukuk auf einem Baume ſaß.

„Kukuk!“ rief der Kukuk — „laß uns hoffen!“

„Ach!“ ſeufzte der Alte, „alle Geſpielen meines Hänschens ſind geſtorben, Nachtigall und Fink, Hänfling und Meiſe, auch der luſtige Stieglitz; von alle Kreaturen, die ihn lieb hatten, leben nur Du und noch und ſind beide alt worden und ſchwach — mei Stimme zittert und Dein Ruf dringt nicht mehr kr tig durch den ganzen Wald — wir haben gehofft und gehofft und Hänschen iſt nicht zurückgekehrt — alter Kukuk! wenn Hänschen, wie ſeine andern Spielgenoſſen geſtorben wäre?“

„Nicht doch, Alter!“ rief der Kukuk, „laß uns hoffen! Die Schwalben haben mir von einem muntern Burſchen erzählt, der Deinem Hänschen ſehr gliche, — aber horch! die junge Nachtigall fängt an zu ſingen,“ und wirklich begann die Nachtigall ihre Weiſe — aber nicht lange währte es, und eine andere Weiſe miſchte ſich hinein — nur zu bekannt dem Alten! Er ſprang auf — taumelte wieder ins hohe Gras und rief: „Gott! wär's möglich?“ —

Da brauſten ſtärker die Töne und luſtige Jagdhörner klangen darein, und die Bäume ſchüttelten fröhlich ihre Kronen, die Blumen klingelten und Hirſch' und Rehe tanzten ungeſcheut herbei.

Da rief der Alte jauchzend: „Hänschen, mein Hänschen, Du biſt's, und Violinchen iſt's! o komm! komm zu Deinem alten Vater!“

Da ſtürzte Hänschen hervor, ſeinem Vater in die Arme, und beide herzten und küßten ſich und weinten vor Freude. In dem Walde aber klang die Muſik fort und der Kukuk und ſeine junge Sippſchaft ſchrieen luſtig: „Kukuk!“

Als die beiden, Vater und Sohn, ſich ein bischen von ihrer Freude erholt hatten, kamen die junge Prinzeſſin und ihr Gefolge herbei. Hänschen erzählte ſeinem

Vater alles und ſtellte ihm ſeine junge Frau vor, welche nicht anſtand, den Vater ihres Mannes herzlich zu küſſen. Weil im Dorfe doch kein gutes Unterkommen war, ſo beſchloſſen ſie, die Nacht im Zelte zu verbringen, für das Gefolge wurden noch mehr dergleichen aufgeſchlagen. Der alte Kukuk aber lachte: „vergebene Mühe! Kukuk hat ſchon für alles geſorgt beim Herrn des Waldes!“ —

Und als es Nacht war und alle ſchliefen, flog Kukuk in das Zelt des Prinzen und winkte ihn und ſprach: „Steh' auf! Deine Freunde und Beſchützer nahen.“ Und als Hänschen aufſtand, hörte er ſchon die Elfenweiſe. Raſch nahm er nun ſeine Violine und folgte ſpielend dem Kukuk.

Auf dem freien Waldplan ſah er alle Elfen und den König und die Königin; und Oberon winkte ihm freundlich und ſprach: „Dir iſt vergönnt worden, was keinem andern Sterblichen vergönnt wurde.: unſern Elfenreigen haſt Du gehört, und darfſt durch ihn Deine Mitmenſchen erfreuen und beglücken. So lange Du ſo gut und kindlich bleibſt, wie bisher, wird Dir auch die holde Zaubergabe bleiben und wir werden Dich lieben und ſchützen. Kehre jetzt zurück in Dein Reich, verbreite Glück, ſo viel Du kannſt, und Dir wird es nimmer fehlen.“ Und Oberon winkte, da begann aufs neue der Elfenreigen und Hänschen fühlte ſich von unſichtbaren Händen ſanft emporgehoben und durch die Luft getragen. In wenigen Minuten befand er ſich mitten im Prunkſaal ſeiner Reſidenz, und ſeine Frau, ſein Vater und der König umringten ihn und er erzählte ihnen alles.

Lange Jahre lebte er zufrieden und glücklich, und als der alte König und ſein Vater geſtorben waren, wurde er König und regierte weiſe und gut und verlernte nimmer die Stimmen des Waldes zu verſtehen und den Elfentanz zu ſpielen, und wenn er unterdeſſen nicht geſtorben iſt, ſo lebt er noch bis auf den heutigen Tag.

„Das Mährchen iſt eben ſo zart, als ſinnreich,“ ſagte Herr von Runſitten, „wohl Jedem, der auf die Bäume des Waldes und auf alle die ſüßen Stimmen der Natur hört; ſie ſind die ſicherſten Leiterinnen zur Erreichung der Kunſt, die in der Verbindung mit der Natur ſich ſo vervollkommt, daß ſie auch Natur wird.“

„Unter allen Künſten iſt wohl keine lieblicher und einſchmeichelnder, als die Tonkunſt!“ und es thut mir jedesmal weh, wenn ich finde, daß ein böſer Menſch Talent genug beſitzt, um dieſe Kunſt mit Erfolg zu üben.“

„Mir,“ ſagte der Caplan, „hat es vorzüglich gefallen, daß Hänschen ſeinen Sang den Elfen nachſpielt, denn ich glaube, daß alle Dichtungen, vorzüglich aber Wort- und Tondichtungen — (mehr als die Werke des Bildhauers und Malers) nur Einflüſterungen eines den Dichter begünſtigenden Genius ſind und nicht aus dem Menſchen ſelbſt hervorgehen, wie andre geiſtige Arbeiten, z. B. Berechnungen. Ich bin ſchon oft geneigt geweſen zu glauben, daß zu gewiſſen

Stunden ein beſondrer Geiſt den Menſchen heimſucht, daß er auch bisweilen erſcheint, wenn wir ihn vermöge unſrer Willenskraft herbeirufen, denn ſonſt wäre es nicht möglich, daß ganz ungelehrte Menſchen ſehr gute Tondichter, ja Wortdichter ſeyn könnten. Ich habe Dichter und Dichterinnen gekannt, die Ausgezeichnetes geſchrieben haben und doch im gewöhnlichen Leben ſich weder ſehr verſtändig, noch ſehr geiſtreich zeigten. Wären ſie Alles ſelbſt, ſo müßten ſie immer ſo poetiſch und geiſtreich ſeyn."

„Es iſt wohl etwas Wahres daran," ſagte der Maler, „ich habe manchmal Wochenlang nichts auffallend Schönes geſehen, bin vielleicht unter ganz gewöhnlichen Menſchen, in ganz proſaiſchen Verhältniſſen, da kommt auf einmal ein herrliches Bild vor mein geiſtiges Auge, ganz unwillkührlich, ich kann nicht ſagen, von wannen es kommt!"

„Die Menſchen bei denen nie eine der Muſen bisweilen einen Beſuch macht, ſind gewöhnlich ſchlau, während den höher begabten dieſe Schlauheit gänzlich fehlt," ſagte Franz.

Alma ſchwieg, ſie dachte vielleicht an den entfernten Freund.

Neun und achtzigſte Nacht.

Dieſen Abend begann der Maler:

Der Teufel vor Gericht.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges lebte in einem kleinen Städtchen in der Mark, ein junger Burſche, Namens Friedbert, der war ſeines Zeichens ein Waffenſchmied und ein treues, ehrliches Blut, und da er auch hübſch war, und trotz ſeiner Armuth, immer ſauber einherging, wenn er Sonntags zur Kirche wandelte, oder mit den andern ehrbaren Bürgern um die alte Stadtmauer ſpatzierte, ſo ſchauten viel hübſche und feine Jungfrauen nach ihm, und hätten ihn gern ſich zum Liebſten gewonnen.

Friedbert aber merkte von allem dieſen nichts, denn ſchon lange trug und hegte er eine innige redliche Liebe im Herzen und fühlte ſich glücklich in dem Gedanken, das Lenchen ihn gleichfalls liebe.

Lenchen war eine Waiſe aber nicht ſo arm als Friedbert; im Gegentheil, ſie beſaß ein ganz hübſches Erbtheil und dies war ihr Kummer, denn wäre ſie arm geweſen, ſo hätte ihr Vormund der reiche, geizige Schenkwirth Jobs ſchwerlich etwas dawider gehabt, daß ſie Friedberts Weib wurde. Aber ſo litt er's nicht und hatte dem züchtig werbenden Jüngling zur Antwort gegeben: „So Ihr nicht mindeſtens 2000 Goldgülden aufzählen könnt, ſo laßt Euch nur die Luſt vergehen um Brauers Lenchen zu freien, bevor ſie mündig iſt und ich nichts mehr darein zu reden habe, was wie Ihr wiſſet, noch fünf Jahre währt. Könnt Ihr aber 2000 Goldgülden mir baar aufzählen, daß ich als gewiſſenhafter Vormund weiß, Ihr werdet nicht von dem Gelde Eures Weibes lungern, ſo hab' ich' nichts dawider."

Friedbert ſah' ein, daß der geizige Vormund, wie die Sachen nun einmal ſtanden, nicht ſo ganz Unrecht habe, er bedachte ſich alles reiflich und je länger er ſich's bedachte, um ſo mehr fand er, daß er etwas thun müſſe, wobei er die Möglichkeit vor ſich ſähe, die Bedingung des Herrn Jobs zu erfüllen. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, wenn er ein Jahr lang als wackrer Söldner unter die ſchwediſche Reiterei ginge; „indem ich zur Ehre Gottes und für die reine Lehre ſtreite" — dachte er —, „kann ich auch für mich ſorgen wo's irgend wo an's Stürmen geht und ich ehrliche Beute mache."

Lenchen, als ſie dieſen Entſchluß erfuhr ſchrie laut auf und wollte auf keine Weiſe zugeben, daß Friedbert ſich in den blutigen Kampf wage, aber der Geliebte ſtellte ihr alles ruhig vor, daß ſie mit dem unthätigen Harren nichts gewinnen, ſondern nur die ſchöne Jugendzeit verlieren würden, ungenützt und ohne Freude. „Lebt denn nicht der alte gute Gott noch?" fragte er die Weinende. — „Glaub mir, fuhr er fort, er wird alles zum Guten lenken, daß ich geſund und brav zu meinem Lenchen heimkehre und wäre das nicht, — ei nun, beſſer ein raſcher ehrenvoller Tod wie er einem braven Soldaten kommt als nichts thun und verkümmern in Liebespein."

Nach noch manchem bedenklichen Wenn und Aber welche Friedbert jedoch alle ſiegreich zu widerlegen wußte, gab ſchön Lenchen endlich zu: daß ſie nichts vernünftiges einzuwenden wiſſe, wider Friedberts Entſchluß, ſein Glück dort zu ſuchen wo von der Liebe allerdings nicht die Rede ſey, ſondern nur von Kampf und Streit.

„Ich geh' alſo," ſprach Friedbert; und als er ging weinte und ſeufzte ſchön Lenchen zwar ſehr, doch war ſie nicht ſo hoffnungslos denn früher, ſondern ſtellte ſichs gar hübſch vor, wie ſie ſich freuen würde wenn ihr Friedbert wiederkäme und darüber freute ſie ſich ſchon im voraus und lächelte indem ſie noch weinte.

Hier ſchloß Reiner für dieſen Abend [illegible] Alma ſprach: „Ihr Mährchen läßt ſich recht artig und [illegible] an, aber ich traue Ihnen nicht, denn ich weiß le[illegible] ſchon da; es einmal Ihre Weiſe iſt, immer heiter und harmlos zu beginnen, um uns dann ſpäter um ſo grauſamer vom heiteren Sonnenlichte ab in düſtere unheimliche Nacht des Geiſterreichs zu ſtoßen."

„Hm!" verſetzte der Maler, „da muß mir ſelber ein ſchadenfroher Dämon einen Poſſen ſpielen; denn ich — das weiß Gott! bin doch nichts weniger als ein melancholiſches dem Geiſterreich verfallenes Menſchenkind. Aber ich verſpreche Ihnen, ich will mir Mühe geben, den Dämon zu bezwingen.“

Neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Was Friedbert im Vertrauen auf den lieben Gott zuverſichtlich gehofft hatte, ging in Erfüllung! So wenig er „als Soldate brav“ die Gefahr mied, ja ihr gelegentlich und zu rechter Zeit gar trotzig in's Antlitz ſchaute und nie wich, blieb er dennoch auch im dichteſten Kugelregen bei Lützen wo ſelbſt der Schwedenkönig trotz ſeines Kollers von Elendshaut mittelſt einer ſilbernen Freikugel ums Leben kam, unverſehrt und bracht es bald durch treue Erfüllung ſeiner Pflichten vom ſchlichten gemeinen Reiter bis zum Unterwachtmeiſter; was ihn um ſchön Lenchens willen und um des Anſehens in ſeinem Vaterſtädtchen, nicht wenig freute.

Auch die ehrliche Beute blieb nicht aus, und da er nicht wie andere wilde Reiter was er gewonnen bei Spiel und Trunk wieder zerrinnen ließ, ſo hatte er in Jahresfriſt, ohne daß er je einen Armen bedrückt oder anders als in offner Schlacht oder in verlaſſenen Schlöſfern nach Beute ausgegangen war, die 2000 Goldgülden und drüber ſich zuſammengeſpart. Er hätte jetzt kecklich vor den Vormund ſeines Liebchens hintreten und ihn an ſein Wort mahnen können, aber nun kam es ihm in den Sinn zu prüfen, ob Lenchen ſeiner Liebe würdig ſey und dann trieb es ihn, ſeine Fortune noch weiter zu verſuchen und zu ſehen, ob er es nicht bis zum Oberwachtmeiſter bringen könne, und dann ſein Lenchen zur Frau Wachtmeiſterin zu machen. „Alſo zwei Jahre mach' ich's noch mit,“ ſprach er, „und dann frey' ich.“

Bei dieſem Vorſatz blieb er und als er nach einiger Zeit mit ſeinem Regiment wieder durch ſeine Vaterſtadt ritt, da ſprach er bei dem Vormund und bei ſeiner Liebſten vor, zählte dem Alten die zwei tauſend Goldgülden und was darüber war hin und bat ihn: verſchließet ſie in Euern Schrein und gebt mir eine Schrift dafür, welche ich mit nehme weil mir im Felde doch was menſchliches begegnen könnte; geſchiehts alſo, ſo iſt Lenchen meine alleinige Erbin, wo nicht, ſo kehr ich um zwei Jahr wieder und hole ſie mir ab in mein Haus als liebes Weib.

Schmunzelnd ſtrich der Alte das Geld ein, ſchrieb dem Friedbert einen Schein darüber und bedung ſich nach ſeiner glücklichen Wiederkehr einen Ehrenpelz für ſeine Mühe aus, welchen Friedbert ihn denn auch ſogleich zuſagte, und zum zweitenmale auszog in den Kampf Diesmal aber ward es dem guten Geſellen nicht ſo gut als das erſtemal, denn ſchon in der zweiten Schlacht hieb ein Kaiſerlicher Dragoner ihn ſo wacker über den Kopf daß er für todt vom Pferde ſtürzte und alle Beſinnung verlor. Als er wieder zu ſich kam, fand er ſich in einer elenden Hütte auf einem Strohlager, wohin einige treue Reiter aus ſeiner Abtheilung den Schwerverwundeten, welchen ſie rein ausgeplündert auf dem Schlachtfelde unter einem Leichenhaufen hervorgezogen, gebracht hatten.

Die Reiter waren wieder davon geritten, und die gutmüthigen Bewohner der Hütte hatten den Verwundeten gepflegt ſo gut ſie es vermochten. Friedberts geſunde unverdorbene Natur ließ ihn denn auch endlich ſo weit geneſen, daß er mit einem „Gott lohn' Euchs!" von ſeinen armen Wirthsleuten ſcheiden konnte, um im nächſten Städchen ſeinen Kopfhieb von einem Wundarzt vollends heilen zu laſſen; dies ging jedoch nicht ſo ſchnell und er mußte wohl ein halbes Jahr warten bis er wieder zu ſeinem Regiment zurückkehren konnte. Dort angelangt ward ihm denn aber auch wonach er ſo lange geſtrebt hatte, er ward wirklich Oberwachtmeiſter und erhielt als ſolcher um ſeiner Bleſſur willen, welche ihn unfähig machte, ferner den ſchweren Dienſt zu verſehen, ſeinen ehrenvollen Abſchied.

Ein und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung und Beſchluß der Sage.)

Lenchen hatte des Geliebten in treuer Liebe geharrt und grenzenlos war ihre Freude als ſie ihn wieder ſah und er ſie in ſeine Arme ſchloß.

Bei weitem ſo erbaulich wollte das Wiederſehen der Liebenden dem Vormund nicht bedünken! dieſer gute Mann hatte gehofft eine kaiſerliche Kugel werde den Friedbert treffen oder ein Kaiſerlicher Dragoner den Kopf ſo weit ſpalten, daß ihm das Aufſtehn und Wiederkommen vergehen müſſe für immer, dann hätte Lenchen die 2000 Goldgülden geerbt und er, der Herr Jobs hätte die 2000 Goldgülden geheirathet und das hübſche Lenchen dazu. All dieſe ſchönen Hoffnungen glaubte er nun in den Wind ſchlagen zu müſſen und war darüber ſo grämlich und mißmuthig in ſeinem Herzen wie ein alter Bär, der lange Zeit um einen vollen Bienenſtock herum ſchnuppert, ſich auf den ſchönen Honig ſpitzt und endlich wenn er den Stock umkehrt — ihn leer findet.

Aber wie horchte er auf und wie freundlich wurde er, als Friedbert ſeine Abentheuer erzählte und nun ſeiner Ausplünderung Erwähnung that, bei welcher er auch ſein ihm von dem Herrn Jobs ausgeſtellten Schein über die 2000 Goldgülden verloren habe. Grinſend wie ein vergnügter Affe, meinte er, das habe ja nichts zu bedeuten, er werde auch ohne den Schein dem lieben Herrn Wachtmeiſter Friedbert Morgen früh ſchon das Seinige übergeben.

Als aber Friedbert am andern Morgen kam, um das Geld zu holen, womit er ſein Haus und ſeine Werkſtatt einzurichten gedachte, da reichte ihm Herr Jobs ſtatt 2000 Goldgülden deren zwei, und betheuerte dem ſtaunenden Friedbert, das ſey alles, was er von ihm zum Aufbewahren erhalten habe und wenn er ſich damit nicht zufrieden ſtellen wolle, ſo möge er ihm ſeine Verſchreibung zur Stelle ſchaffen, Bräuers Lenchen bekäme er aber nun und nimmer, denn er (der Herr Jobs) ſey ſelber feſt entſchloſſen ſie zu heirathen.

Friedbert, der im Soldatenſtande nichts weniger als Lammsgeduld gelernt hatte gerieth in die äußerſte Wuth über die ſchändliche Betrügerei des Wirths — er faßte ihn hart, prügelte ihn jämmerlich durch und würde ihn ſonder Zweifel ermordet haben, wenn auf das Mord-, Zetter- und Hülfsgeſchrei des Geprügelten nicht deſſen Hausleute herbeigeeilt wären und ihm den Händen des tobenden Friedberts entriſſen hätten.

Den Friedbert aber nahmen die unterdeß herbeigekommenen Häſcher in ihre Mitte und führten ihn in's Gefängniß weil er den Bannfrieden gebrochen und einen Bürger und Rathsmann in deſſen eignem Hauſe blutig geſchlagen habe. Der Bruch des Bannfriedens [illegible] damals mit größter Strenge beſtraft und da

Jobs nicht unterließ, ſeinen Beleidiger auf das peinlichſte anzuklagen, ſo ſtanden die Sachen des guten Friedbert durchaus nicht zum Beſten und ſämmtliche Richter des Städtleins waren mehr als geneigt, bei dieſer Gelegenheit zu beweiſen: daß ihnen kraft ihrer Privilegien das Recht zuſtehe den Blutbann zu handhaben und einen Friedensſtörer wie Friedberten den Kopf vor die Füße legen zu laſſen.

Lenchen, als ſie das alles erfuhr, wollte verzweifeln; ſie warf ſich dem böſen Vormund und allen Richtern zu Füßen und flehte um Erbarmen und Gnade für ihren Geliebten, aber Jobs grinzte hämiſch: „Kopf herunter,“ und die Richter ſprachen: „die Gerechtigkeit iſt blind und richtet ſonder Anſehn der Perſon nach Stand und Würden.“

Traurig ſchlich Lenchen von den geſtrengen Herren fort, und in ihrer Troſtloſigkeit hinaus auf's Feld, wo ſie ſich auf einen Stein am Wege hinſetzte und bitterlich weinte.

Als ſie ſo da ſaß trat plötzlich ein ſtattlicher Mann vor ſie hin koſtbar gekleidet in ſchwarzen geriſſenem Sammt auf dem Kopfe eine ſeltſam geformte Mütze mit einer feuerrothen Hahnefeder drauf, der ſprach: „was weinſt Du ſchön Lenchen? ſoll ich Dir helfen und Deinen Buhlen und willſt Du mein eigen ſeyn nach dieſem Leben, wenn ich Dir helfe?“ Da blickte Lenchen den Mann lange an und ſah daß ſein linker Fuß wie ein Pferdefuß war und da merkte ſie wohl, wen ſie vor ſich habe, — „Du biſt der Böſe!“ ſprach ſie ohne Furcht.

„Na“ verſetzte der, „wenn Du's einmal weißt, ſo will ich's nicht läugnen! ja alſo, oder nein?“

„Nein!“ rief Lenchen ruhig. „Nein, wenn mein armer Friedbert ſterben muß, ſo wird es auch mit mir bald zu Ende gehen. Aber von Gott laß ich nicht und ich hoffe daß unſer Beider Ende ſelig ſeyn wird, trotz Dir und allen böſe Menſchen.“

Als Lenchen den Namen des Herrn nannte, zog der Teufel ein ſchiefes Maul als zwickte ihn wer mit einer glühenden Kneipzange, dann aber ſprach er: „Nu, nu, nur nicht gleich ſo trotzig, Jüngferchen! — Handel und Wandel iſt erlaubt und eine ehrliche Anfrage wird doch ſelbſt dem Teufel noch freiſtehen! — Uebrigens, mein Kind, nehm' ich nur, was mir gehört von Rechtswegen! und wenn Dein Friedbert der Verſuchung eben ſo gut widerſteht als Du — (denn verſuchen muß ich ihn weil ich einmal der Verſucher bin!) — ſo kann ja noch alles gut werden, alſo drum geh' nach Hauſe und weine Dir nicht weiter Deine hübſchen Augen roth. — Sapperment! hätteſt Du mit mir den Handel abgeſchloſſen, ich hätte manchen jungen Burſchen mit Deinen Augen in mein hölliſches Garn locken wollen.“ — Somit ſchritt der Teufel davon und gradeswegs in's Gefängniß wo Friedbert auf den Tod gefangen ſaß.

Und auch dieſen verſuchte er, indem er ih zwiſchen Leben, Freiheit Lenchen und Reichthum oder einem ſchimpflichen gewiſſen Tode die Wahl ließ.

Aber Friedbert wählte lieber den Tod, als daß er Gott verrathen hätte.

Da ſprach der Teufel: „Gut, Du willſt nicht mein eigen ſeyn aber ich will Dir dennoch helfen, merke Dir was ich ſage: Sprich vor Gericht die reine Wahrheit, und wenn man Dich um Zeugen fragt ſo blick umher und wo Du meine rothe Hahnenfeder unter der Menge aufleuchten ſiehſt da deute hin und ſage, dort ſteht ein Mann, der für mich zeugen wird, ich werde dann in der Geſtalt eines würdigen Alten hervortreten, und für Dich zeugen.“ Damit verſchwand er und Friedbert ſprach: „in Gottes Namen denn, iſt bei den Menſchen keine Gerechtigkeit mehr, ſo mag der Teufel die Wahrheit reden.“ — (Davon ſtammt das Sprichwort welches alſo lautet.)

Als nun am andern Tage das Gericht gehalten wurde und Friedbert ſich vertheidigen ſollte, ſprach er die lautere Wahrheit. Aber Jobs läugnete alles hartnäckig.

Da ſchaute Friedbert ſich in der Menge um und gewahrte alsbald der rothe Hahnenfeder und forderte den Mann von deſſen Hut ſie aufleuchtet zum Zeugen und der Teufel trat hervor in Geſtalt eines würdigen Mannes neigte ſich vor den Richtern, grüßte ſie ſittig und ſprach zu Herrn Jobs: „Lieber Wirth! wie magſt Du es doch läugnen? — Das Geld liegt ja in Deinem Bette unter dem Hauptpfühl. Richter und Schöffen! ſchicket hin, ſo werdet Ihr es befinden.“

Da wurde Herr Jobs kirſchbraun im Geſichte und verſchwur ſich und ſprach: „Hab' ich das Geld empfangen, ſo ſoll mich der Teufel mit glühenden Krallenfäuſten durch die Luft davonführen.“

Aber das Geld ward gefunden und vor's Gericht gebracht, da erbleichte Herr Jobs, denn er hatte das Geld nicht in ſeinem Bette ſondern in ſeinem Keller verborgen gehabt, der Zeuge aber ſtand plötzlich als Teufel mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß mitten im Saal und lachte: „ich wußte wohl, ich ſollte einen davon haben, entweder den Friedbert oder den ſchurkiſchen Jobs!“ drehte damit dem Wirth den Hals um und führte ihn durch die Luft mit ſich fort.

Friedbert aber ward frei geſprochen, heirathete ſein Lenchen und lebte ein langes, glückliches und zufriedenes Leben.

„Nun und was iſt die Moral dieſes Mährchens?“ fragte lächelnd Alma.

„Ei,“ erwiederte der Maler, „daß ſelbſt der Teufel durch die Anmuth und Schönheit der Frauen gerührt wird, wenn ſie dabei auch tugendhaft ſind!“

Zwei und neunzigſte Nacht.

Der Vampyr.

(Eine ſchottiſche Sage.)

Am andern Abend begann der Caplan ohne weitere Einleitung:

Vor zweihundert Jahren lebte in Schottland ein mächtiger, reicher Edelmann, Sir Aubry Davenat, fern von der Hauptſtadt auf ſeinem Stammſchloſſe, hochgeehrt von ſeinen Nachbarn und geliebt von ſeinen Unterthanen.

Und in der That war er einer der würdigſten Edlen ſeines Landes! tapfer und großmüthig, gaſtfrei und wahr, ſo, daß Jedermann ſeine einfache hingeworfene Zuſage faſt höher achtete, als den feierlichſten Schwur von irgend einem Andern.

Freilich artete oft dies Feſthalten am einmal gegebenen Wort in Starrſinn und Trotz aus, und dies ſo wie ſein Stolz auf ſeine edle Abkunft und ſeine Macht, war die Urſache: daß eben die, welche ihm am nächſten ſtanden, ihn eben ſo ſehr fürchteten als ſie ihn liebten und ehrten. Doch bis jetzt hatten dieſe Eigenſchaften noch Niemanden eigentlich geſchadet, und ſo beruhigte ſich ſeine Umgebung dabei: daß ja auf Erden nichts durchaus vollkommen, und einem ſo trefflichen und tüchtigen Edelmann einige Fehler — (beſonders wenn ſie aus ſo edler Quelle wie hier der Fall war, entſprungen) — ſchon nachzuſehen ſeyen.

Sir Aubry war ſeit mehreren Jahren Wittwer und ſeit dem Tode ſeiner Gattin ernſter als ſonſt. Sprach er auch nie davon wie ſehr er die Hingegangene geliebt, man ſah es um ſo deutlicher an ſeiner ſtillen Trauer, ſo wie an der liebevollen Sorgfalt mit der er ſeine Tochter Malvina — der Mutter Ebenbild erzog.

Malvina zählte jetzt ſiebenzehn Jahre und wurde als eine der ſchönſten Jungfrauen des Landes geprieſen, für die Schönſte von Allen aber erklärte ſie Edgar, ein junger Vetter des Sir Aubry, welcher den Jüngling als eine Vater= und Mutterloſe Weiſe bei ſich aufgenommen und unter ſeinen Augen hatte erziehen laſſen, als wäre er ſein eigner Sohn und einſtiger Erbe ſeines Namens und ſeiner Güter geweſen.

Vor drei Jahren hatte Sir Aubry ſeinen Pflegeſohn auf Reiſen geſandt, Malvina war damals noch ein Kind geweſen und Edgar hatte ſie wie ſeine jüngere Schweſter betrachtet. Jetzt, nach ſeiner Rückkehr fand er ſie als blühende Jungfrau wieder, geſchmückt mit jedem Reiz der Unſchuld und Anmuth und ein Gefühl durchzuckte ſein Herz von dem er ſich im erſten Augenblick keine Rechenſchaft zu geben wußte, das er aber bald als die innigſte, feurigſte Liebe zu Malvinen erkannte.

Er erſchrack darüber um ſo mehr, als er zu bemerken glaubte, daß auch in Malvina's Herzen ein ähnliches Gefühl für ihn ſich rege. — „Wohin ſoll das führen? fragte er ſich ſelbſt, darf ich es wagen, mein Auge zu erheben zu ihr, der reichen Erbin? — ich, der ich nichts mein nenne, als was ich der Gnade ihres Vaters danke?“ Er beantwortete ſich dieſe Frage ſelbſt als ein Jüngling von Ehr- und Pflichtgefühl, und beſchloß alsbald, ohne ſeinem Pflegevater ſein Geheimniß zu verrathen, ihn zu bitten: daß er ihm erlaube wieder eine Reiſe antreten zu dürfen.

Raſch führte er dieſen Entſchluß aus. Sir Aubry ſtutzte als er die Bitte Edgars vernahm, ſah ihn ſcharf an und ſprach dann mit mildem Ernſte: „Ich habe nichts dawider daß Du gehſt, wenn Du als Mann und freier Schotte mir den Grund ſagſt der Dich treibt mein gaſtlich Dach zu meiden.“

Einer ſolchen Aufforderung konnte der Jüngling nicht wiederſtehen und er verſetzte: „Ich werde Dir die reine Wahrheit ſagen, wenn Du mir verſprichſt, ſodann mich ziehn zu laſſen und mich nicht zu verkennen.“ Schweigend reichte ihm Sir Aubry die Hand und jetzt ſagte ihm Edgar einfach und ſchlicht was ihn von hinnen triebe.

Als er geendet, nahm Sir Aubry das Wort: „Du weißt es, Edgar! ich habe Dich ſtets väterlich geliebt, und bände mich nicht mein Wort, noch heute legte ich Malvina's Hand in die Deine, denn Deine Armuth iſt in meinen Augen kein Grund, weshalb ich Dir meine Tochter, die Du liebſt, verweigern könnte, da Deine Herkunft der Meinen völlig gleich iſt. Aber Malvinens Hand iſt ſeit Jahren ſchon verſagt. — Du weißt, unſer Stamm lebte Jahrhunderte lang in Feindſchaft mit dem, der Herren von Marsden unſern Nachbarn. — Vor Jahr und Tag erkrankte plötzlich Lord George der Stammherr, und nicht gering war meine Verwunderung, als er mich durch einen Eilboten zu ſich entbieten ließ. Als Feind betrat ich ſeine Halle, er bot mir die Hand zur Verſöhnung und beſchwor mich, ſeinem jüngern Bruder Ruthwenn, der nun der Letzte ſeines Stammes iſt, die Hand Malvinens zu bewilligen, auf daß durch dieſes Bündniß das edle Geſchlecht derer von Marsden auf's neue kräftig erblühe. Da ich von dem jungen Ruthwenn, der kurz zuvor auf Reiſen gegangen war, nur Gutes und Ehrenwerthes gehört hatte, und das Geſchlecht derer von Marsden keinen andern an Macht und Ruhm zu weichen braucht, ſo ſagte ich ihm Malvinens Hand zu, und ſie hat von dieſem Augenblick an ſich als die Verlobte des Lord Ruthwenn betrachtet.

Wie mir ſein Caſtellan gemeldet, ſo wird er binnen Kurzem von ſeinen Reiſen zurückkehren und bald darauf Malvinen als ſeine Hausfrau heimführen."

Hier ſchwieg Sir Aubry; Edgar ſtarrte düſter vor ſich hin, plötzlich ſprang er auf und rief: „Es bleibt dabei, Oheim! ich gehe, ich muß, muß fort, und bald! Morgen, Heute ſchon.“

„Nicht doch!“ entgegnete kopfſchüttelnd Sir Aubry. „nicht ſo, Edgar, ſey ganz was Du ſeyn mußt und kannſt: ein Mann, fliehe nicht wie ein verzagter trotziger Knabe! Nimm die Ueberzeugung mit Dir: daß die, welche Du liebſt, glücklich werden wird, daß ſie es wird, dafür bürge ich, wenn Du es nicht unternimmſt, ihr Glück zu ſtören, indem Du ſie über das aufklärſt, was ſie in ihrer Unbefangenheit vielleicht kaum ahnet. Zeige ihr, daß Du ſie nur liebſt wie ein Bruder ſeine Schweſter, ſo wird ſie Dich ebenfalls nur lieben wie die Schweſter den Bruder.“

„Ohm! was forderſt Du!“ rief Edgar.

„Viel,“ verſetzte Sir Aubry, „wirſt Du es mir verweigern?“

„Nein,“ antwortete Edgar mit Würde und reichte den Onkel die Hand, welcher ſie kräftig drückte.

Als die Bewohner des Schloſſes am Abend deſſelben Tages in der großen Halle verſammelt waren —

— „Doch meine Uhr verkündet mir ſo eben, daß Mitternacht längſt vorüber iſt!“ — mit dieſen Worten unterbrach der Caplan ſeine Erzählung, und ſo ſehr ihn Reimer, Alma und Franz baten, nur noch ein klein wenig zu erzählen, ſo beſtand er doch lächelnd darauf: daß er für heute ſchließen müſſe, weil, was nun folge, wohl ein bischen allzugrauſig ſey, um eine mitternächtliche Erzählung damit zu beſchließen. Alma und Franz beruhigten ſich dabei; der Maler aber rief mit kläglicher Gebehrde: — „O, Ew. Ehrwürden! Sie wollen mich züchtigen für meine Sünden, indem Sie eben jetzt abbrechen, denn Sie wiſſen es recht gut, daß eben jetzt die abſcheulichſten Fratzen mir die ganze Nacht vor den Augen herumtanzen werden.“

„Nun, dann entwerfen Sie Morgen früh eine extra Vampyr-Skizze,“ entgegnete lachend der Freiherr, „und legen ſie uns morgen Abend vor.“

„So?“ ſprach der Maler, „und wer vergütet mir meine Angſt, meine Ungeduld?“

„Je nun,“ rief lächelnd die Freifrau, „haben Sie uns allen ſchon des Bizzaren und Schauerlichen mehr als billig geboten, ſo möge Ihnen auch einmal mit gleichem Maaße gemeſſen werden, und ſelbſt meine allzuleicht vergebende Alma wird Ihnen die kleine Pein nur als eine verdiente anrechnen.“

„Ganz gewiß!“ beſtätigte Alma und der Arzt meinte: „Uebrigens iſt es gar nicht einmal ſo ſchlimm mit der Angſt unſeres luſtigen Freundes, als er uns möchte glauben machen. Er geht nur einmal zur Abwechſelung darauf aus, wie ſein Freund H. Heine, den Ergriffenen zu ſpielen, um uns dann bei nächſter Gelegenheit ſich wieder in voller Herrlichkeit als abſoluter Freigeiſt zu präſentiren.“

Der Maler hielt die Ohren zu und lief davon. Alle gingen heiter zur Ruhe.

Drei und neunzigſte Nacht.

„Nun,“ fragte Alma den Maler, als am andern Abend die Bewohner des Schloſſes Runſitten ſich wieder verſammelt hatten, „nun Herr Reiner, haben Sie das verſprochene Blättchen entworfen?“

„Zu dienen!“ verſetzte der Maler, „hier iſt der Zeuge meiner Angſt und meines Grauens der verfloſſenen Nacht!“ damit zog er aus der mitgebrachten zierlichen Mappe eine Zeichnung hervor und reichte ſie dem Fräulein.

Die Zeichnung fand Beifall, beſonders wurde die Figur des Vampyr ſehr ausdrucksvoll gefunden, ohne doch, wie eine ähnliche des Malers Ramberg den Vorwurf des Fratzenhaften zu verdienen.

„Ich ſchätze Ramberg unendlich,“ ſprach Runſitten, „auf meinen frühern Reiſen hatte ich Gelegenheit, ihn in Hannover perſönlich kennen zu lernen, und fand ihn gleich liebenswerth als Menſchen wie als Künſtler — den Künſtler Ramberg darf man durchaus nicht nach den zahlloſen Almanachskupfern beurtheilen, wie er ſie in den letzten 10 Jahren ſeines Künſtler-Lebens auf Beſtellung und nach Angabe der Buchhändler fabrikmäßig entwarf und ausführte. Hätte er in Deutſchland die ſeinem eigentlichen Talent würdige Unterſtützung erhalten, er wäre der Hogarth der Deutſchen geworden und in einem höheren Grade, als Chodowiecky, denn er beſaß bei weitem mehr draſtiſche Laune und ächten Kernwitz. Allein die Deutſchen wiſſen ein ſolches Talent weder richtig zu ſchätzen noch würdig zu beſchäftigen und ſo ward denn Ramberg, der von Haus aus nicht reich war, dagegen aber eine Frau, zwei liebenswürdige Töchter und einen ſehr koſtſpieligen Sohn zu ernähren hatte, endlich um des leidigen Gewinnſtes willen ein flüchtiger Kleinmeiſter. Wer ihn wirklich von ſeiner guten Seite kennen lernen will, der muß ſeine Zeichnungen aus früherer Zeit, ſo wie ſeine trefflichen eigenhändigen Radierungen zum Reinecke Fuchs und den Eulenſpiegel ſehen. — Aber nun Caplan, bitte ich um die Fortſetzung Ihres Mährchens."

Und der Caplan erzählte:

Als am andern Abend die Bewohner des Schloſſes in der großen Halle verſammelt waren, freundlich koſend und erzählend — wie wir hier! — bemerkte die ſchöne Malvina: daß von allen nur Edgar, ernſt und ſchweigend vor ſich hinblickend, da ſaß. — Und theilnehmend fragte ſie ihn, „was iſt Euch, Junker Edgar! daß Ihr ſo ſtill und ernſt ſeyd in unſerm fröhlichen Kreiſe?"

Edgar fuhr auf, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und ſprach: „Verzeiht ſchöne Baſe, wenn ich mich vergaß und gegen Sitte und Artigkeit verſtieß! Die Erinnerung an ein entſetzliches Begebniß, wovon ich Augenzeuge war, als ich in Italien mich aufhielt, erfaßte mich ſo eben wieder mit aller Macht. Gott behüt' uns Alle, daß nicht Aehnliches uns je begegne."

„Ei!" rief Sir Aubry, „was war denn das für ein Begebniß? erzähle Edgar!" Malvina vereinigt ihre Bitte mit dem Wunſche des Vaters und Edgar leiſtete dem Begehren Folge, indem er alſo begann:

„Ich hatte Rom verlaſſen und einen Ausflug in das Albanergebirge unternommen. Eines Tages, als ich in den romantiſchen Schluchten umher ſchweifte, geſellte ſich ein junger Mann zu mir, welchen ich alsbald für einen Landsmann zu halten geneigt war.

Ich hatte richtig gerathen! es war ein edler Schotte, wir wurden bald mit einander bekannt und wie das in der Fremde unter Landsleuten wohl zu geſchehen pflegt, bald gute Freunde.

Sir Arthur Dumbrin — dies war der Name des edlen Landmannes — erzählte mir, daß er ſchon ſeit drei Jahren ſich in Italien aufgehalten und kürzlichſt von Neapel nach Rom zurückgekehrt ſey. Die ungeſunde Jahreszeit habe ihn aber bald wieder aus der Hauptſtadt vertrieben. — Leider habe er ſich nicht früh genug davon gemacht und in Folge dieſer Unachtſamkeit mehrere Wochen in Albano an einem ſchleichenden Fieber darnieder gelegen,

Dieſe einfache Mittheilung erklärte mir plötzlich, was mir bei ſeinem erſten Anblick ſo ſeltſam aufgefallen war und mich noch mit unwillkürlichem Grauſen erfüllte, ſo oft ich ihn anſah, nämlich die Todtenbläſſe, welche die edlen Züge ſeines Geſichtes deckte, ſo wie der ſeelenloſe Blick ſeines großen ſchwarzen Auges. Er lud mich ein: ihn in Albano, wo er ſich eine Villa gekauft habe, zu beſuchen, und ſuchte mich ſelber ſchon am andern Tage in meiner Wohnung auf.

Ich wohnte bei einer freundlichen Matrone, deren funfzehnjährige Tochter, Nazarena, eins der lieblichſten Mädchen war, welches ich je ſah! Blühend und kräftig, ein unverdorbenes Kind der Natur, ſtrahlte Unſchuld und Heiterkeit aus ihren Blicken und gaben in allem, was ſie that und ſprach, unverkennbar ſich kund. — Da ſie Niemandem etwas Böſes that, ſo hielt ſie auch alle Menſchen für gut und traute keinem Böſes zu. Wie ſeltſam mußte es mir alſo vorkommen, daß ſie laut aufſchreiend vor Entſetzen davon lief, als ſie meinen Freund und Landsmann das erſtemal ſah. Natürlich befragte ich ſie um den Grund dieſes ſeltſamen Benehmens. „Ach die Augen!“ erwiederte ſie, „die ſchrecklichen Augen! Dein Freund hat den böſen Blick! nimm Dich vor ihm in Acht!“ Auch Donna Urſula, die Mutter, verhehlte mir nicht, daß der furchtbar kalte ſeelenloſe Blick meines Freundes ſie mit Grauſen erfülle, ſo oft ſie ihn ſähe. —

Endlich jedoch gewöhnten ſich Beide an dieſen Blick und an die bleiche Geſichtsfarbe meines Freundes und gewannen ihn ſogar recht lieb, als er nach einiger Zeit mich, mit Gefahr ſeines eignen Lebens, aus Räubergewalt befreite, welche mich auf einem Spaziergang in der Nähe meiner Wohnung überfielen! Ich hatte mich nach verzweifelter Gegenwehr ſchon verloren gegeben, als Sir Arthur hinter einem Felſen hervorſprang, wüthend auf die Räuber einhieb und ſie in die Flucht jagte. — Seit dieſem Tage ſchien es ſogar, als erfreue nun er ſich des Vorzuges, welcher ſonſt mir von der jungen Nazarena zu Theil geworden war, mindeſtens vernachläſſigte ſie mich, gegen ſonſt, bedeutend. — Da ich durchaus immer nur Freundſchaft für das holde Kind empfunden hatte, ſo ward es mir nicht ſchwer, mich über eine kleine Treuloſigkeit zu tröſten, wenn ich auch andrerſeits für ſie zu fürchten begann; denn allerdings fand ich bei näherer Bekanntſchaft gar Manches an meinem Freund, was ich nicht gut heißen konnte, und vielleicht ſchon damals mit einem härtern Namen, als „nicht gut" belegt haben würde, hätten ihm nicht Dankbarkeit und Freundſchaft bei mir das Wort geredet. Beſonders ſchienen mir ſeine Anſichten über die Frauen, eines Edelmannes wie eines Schotten nicht würdig. Meine Furcht ward nur zu bald erfüllt! in einer Nacht entfloh die ſchöne Nazarena aus dem mütterlichen Hauſe, um nie zurück zu kehren. Vergebens forſchte die unglückliche Mutter nach dem geliebten Kinde, ſo wie: wer der Entführer ſey! ich ahnete es, doch wagt' ich es nicht zu ſagen! — Endlich nach dreien Tagen fanden einige ausgeſandte Boten in einem nahen Wäldchen Nazarena's Leichnam; im Nacken des unglücklichen Mädchens fand ſich eine kleine, kaum ſichtbare Wunde, ſonſt zeigte ſich am ganzen Körper keine Spur von Verletzung — aber dicht neben ihm hatten die Boten einen Dolch gefunden. Entſetzen ergriff mich, als ich ihn erblickte, denn nur zu wohl kannte ich ihn; es war derſelbe Dolch, welchen Arthur beſtändig bei ſich zu tragen pflegte. — Arthur war ſpurlos verſchwunden und nie hörte ich wieder von ihm."

„Gott behüte Euch, junger Herr!" rief Malvina's alte Amme, „Euer Freund war ein Vampyr."

„Ein Vampyr?" wiederholte Edgar verwundert, „was iſt das?"

„Wie?" ſprach die Amme, „Ihr ſeyd ein Schotte und wißt nicht, was ein Vampyr iſt?"

„Ammenmährchen!" warf halb ärgerlich, halb lachend Sir Aubry dazwiſchen," aber die Amme fuhr eifrig fort: „Ein Vampyr iſt ein Verſtorbener, der ſeiner Sünden halber keine Ruhe im Grabe hat und den böſen Hexen und Zauberern dienſtbar iſt; dieſen muß er alljährlich in der Walpurgisnacht einen furchtbaren Eid ſchwören, im Laufe des nächſten Mondes ein ſchuldloſes Mägdlein zum Opfer darzubringen, das er tödtet, indem er ihm das Blut ausſaugt. Kann er einmal bis zur beſtimmten Zeit dieſe Bedingung nicht erfüllen, ſo iſt er den Hexen verfallen, die ihn dem Teufel als ewiges Eigenthum überliefern."

„Seltſam," murmelte Edgar, „grade im Mai begab ſich das Schreckliche, was ich erzählte."

„Seht Ihr!" rief die Amme, — „o ich bitte Dich, Malvina, ſinge doch dem Junker das Lied vom Vampyr, Du weißt wohl! — ſomit holte ſie Malvina's Harfe herbei und Malvina begann.

Das Lied vom Vampyr.

Sieh Mutter dort —
Den blaſſen Mann,
Mit ſeelenloſem Blick.
„Kind ſieh den blaſſen Mann nicht an,
Sonſt iſt es bald um Dich gethan! —
Weich' ſchnell von ihm zurück. —
Wohl manches Mägdlein jung und ſchön,
Konnt' ſeiner Macht nicht widerſteh'n,
Mußt es mit tauſend Qualen
Mit ihrem Blute zahlen.
Denn leiſ' und heimlich ſag' ich's Dir,
Der blaſſe Mann iſt — ein Vampyr!
Bewahr' uns Gott, auf Erden
Ihm jemals gleich zu werden."

Was, Mutter, that
Der bleiche Mann?
Wie traurig iſt ſein Blick?
„Kind, ſieh den bleichen Mann nicht an,
Viel Böſes hat er ſchon gethan,
Drum traf ihn dies Geſchick.
Und ob er längſt geſtorben nun
Kann er im Grabe doch nicht ruh'n,
Und geht herum als bleiche
Lebendig grauſe Leiche.
So wandelt er von Haus zu Haus,
Sucht ſich die ſchönſten Bräute aus,
Hat Eine er erkohren
Weh ihr! ſie iſt verloren."

Es lacht mich an
Der bleiche Mann!
Und freundlich wird ſein Blick!
„Ach, ſiehſt Du ihn noch immer an?
Gewiß es iſt um Dich gethan!
Verderben droht ſein Blick!"
Vergebens tönt' der Mutter Wort,
Der Bleiche nahm ſie mit ſich fort,
Kein Auge ſah ſie wieder
Sie fuhr zur Hölle nieder. —
Nun geht ſie ſelber, glaubet mir,
Herum als grauſiger Vampyr *).
Bewahr' uns Gott, auf Erden
Ihr jemals gleich zu werden.

„Erlauben Sie mir," ſprach der Caplan, „für heute meine Erzählung zu unterbrechen und morgen weiter fortzufahren."

Der Arzt flüſterte Franzen zu: „ich habe einen Brief aus Wien, es hat ſich ſeit meiner Abreiſe Merkwürdiges mit Gertruden begeben. Ich theile es Ihnen mit, ſobald wir uns allein ſehen."

Franz bezeugte lebhafte Theilnahme und bat ihn, ſobald als möglich um eine ungeſtörte Unterredung, weil er ihm Wichtiges zu vertrauen habe.

---

*) Dem Volksglauben nach wird Jeder von einem Vampyr Getödtete wieder ein Vampyr.

Vier und neunzigſte Nacht.

Der Vampyr.

(Fortſetzung.)

Am andern Morgen machte Edgar ſich auf, in den Gründen zu jagen, und ſo die Unruhe und die Angſt zu bannen, welche ſich ſeiner ſeit geſtern gewaltſamer denn je vorher bemächtigt hatte.

Er ſchweifte den ganzen Tag umher, ohne ein edles Wild anzutreffen, und ſchon wollte er, an dieſem Tag verzweifelnd, den Rückweg nach dem Schloſſe antreten, als vor ihm etwas aufſprang und davon floh, was er in der Dämmerung für ein Reh hielt. Raſch und eifrig verfolgte er es, ohne an das Nutzloſe dieſer Verfolgung zu denken. Endlich mußte er erſchöpft vom Laufen, Klettern und Springen ſtille ſtehen; er ſah ſich um und fand ſich in einer ſtarren, von hohen Felſen umgebenen Wildniß, welche nur zum kleinſten Theil von dem eben aufgehenden Mond erleuchtet wurde.

Betroffen lauſchte Edgar, als er, weiter vordringend, bange Klagetöne einer menſchlichen Stimme vernahm. Er folgte dem Schall und ſtand alsbald vor einem am Boden liegenden, wie es ſchien, tödtlich verwundeten Mann, welcher, als er den Nahenden erblickte, mit letzter Anſtrengung ihn um Hülfe anrief.

Edgar ſäumte nicht, der Anforderung Folge zu leiſten! Er verſuchte es, das ſtrömende Blut des Unglücklichen, welches aus einer tiefen Bruſtwunde hervordrang, mit ſeiner abgeriſſenen Schärpe zu ſtillen. — Der Verſuch ſchien zu gelingen, mindeſtens gewann der Verwundete auf einige Zeit wieder ſoviel Kraft, um reden zu können. Aber wie erſchrak Edgar, als Jener nun das Haupt erhob! — „Arthur!“ rief er entſetzt. „Edgar! biſt Du es?“ fragte der Verwundete, „o dann wohl mir! ich rettete Dir Freiheit und Leben! Du wirſt mich nicht verderben laſſen.“

„Nein!“ ſprach Edgar, „und wär' es mein eignes Verderben — obgleich ich Dich einer furchtbaren Unthat ſchuldig glaube, Nazarena!“ —

„Still! rufe ſie nicht!“ fiel Arthur ihm in's Wort, „und klage mich nicht voreilig an, Du ſollſt volle Aufklärung erhalten, aber hilf mir.“ —

„O, daß ich es könnte!“ ſeufzte Edgar.

„Du kannſt es, ſprach Arthur — „nicht irdiſche Hülfe verlange ich, meine Stunden ſind gezählt, mein Leben verrinnt und ich fürchte den Augenblick und ſeine Schrecken nicht mehr! Aber ſchwöre mir, Edgar! — bei dem Leben, das ich Dir rettete, bei Allem, was Dir theuer auf Erden, bei Deiner Seele Seeligkeit ſchwöre mir — — —“

„Vollende, was ſoll ich ſchwören?“ rief Edgar.

„Daß Du bis zum erſten Stundenſchlag des erſten Tages des kommenden Mondes keinem Menſchen, wer es auch ſey! — das Mindeſte verrathen wirſt, von dem, was Du hier erfuhrſt, noch was Du ſonſt über mich weißt! — ſchwöre es mir!“ —

„Ha, ſeltſam!“ murmelte Edgar, indem ein Grauen ihn überkam — aber Arthur wiederholte dringend und ängſtlich mit hohler Stimme: „ſchwöre mirs!“

„Wohlan!“ ſagte Edgar, „es ſey!“ und er leiſtete den Schwur.

„Und nun noch eine Bitte!“ ſprach Arthur, immer ſchwächer werdend: „Geleite mich auf jenen Felſen dort und lege mein Geſicht ſo, daß das Mondlicht es beſtrahlt. —

„Weh!“ rief Edgar, „was verlangſt Du! — ha, ich ahne! Unſeeliger! wär' es wahr, was man mir in Albano und hier ſagte: Du ſeyſt ein —

„Halt ein!“ gebot Arthur! „wegen grauſer Frevelthaten iſt dieſer Boden hier verflucht, Dein Leben iſt bedroht, wenn Du hier es ausſprichſt, was Du denkſt! — Thu, was ich Dir ſagte und entfliehe dort hinaus!“ — Er deutete mit der Hand die Richtung an.

Da that Edgar zitternd, wie Arthur verlangt hatte, führte ihn auf den mondbeglänzten Felſen und drehte ſein Geſicht ſo, daß die Strahlen des Mondes es hell beleuchteten.

„Habe Dank!“ ſtöhnte Arthur — „Gedenke Deines Schwures!“ dann zuckte er heftig zuſammen und lag gleich darauf kalt und leblos da. — Mit verhülltem Geſichte floh Arthur den Ort des Schreckens.

Immer heller und heller ſchien der Mond auf den kahlen Fels, wo Arthur's Leichnam lag! Es war, als ſammle ſich alles Licht nur auf dieſem einzigen Punkt. Und wie der Mond ſo hell ſchien, da kehrte nach und nach wieder Leben in die erſtarrte Bruſt zurück — noch einige Minuten und Arthur athmete tief; dann erhob er ſich raſch und kräftig und rief, indem abentheuerliche Larven ihn jubelnd umſchwärmten, mit fürchterlichem Hohn: „Wer will die Todten morden?“

„Trügt mich nicht Alles,“ unterbrach der Freiherr hier den Erzähler, indem er ſich zu Reiner neigte, — „ſo haben Sie eben dieſen Moment in Ihrer Skizze dargeſtellt! jedenfalls möchte ich Ihr Bild lieber auf ihn, als auf den Schwur des Vampyrs, deſſen nur ſo oben hin gedacht wird, bezogen wiſſen, trotz den wie zum Schwur erhobenen Fingern der rechten Hand und dem Hinabdeuten der Linken, als rufe er Himmel und Hölle zu Zeugen an.“

„Wenn ich ehrlich ſeyn ſoll,“ verſetzte der Maler kleinmüthig, „ſo muß ich bekennen, daß dieſe Figur, in der Sie ſo viel Abſicht zu finden ſo gütig ſind, ganz und gar dem Zufall ihr Entſtehen dankt, welches nöthigenfalls Fräulein Alma vor Gericht mir bezeugen könnte, ſo es irgend Jemanden einfallen ſollte, meine wahrhafte Erzählung des Vorganges für eine reſpective Gaskonade zu halten.“

„Ei, wie denn das?“ fragte der Freiherr und Reimer erzählte: „Als ich dieſen Morgen mit dem Fräulein Alma ihre Zeichenſtunde begann und ſo eben einen Bogen des köſtlichen Pergamentpapiers von Pietro del Vechio in Leipzig aufgeſpannt hatte, kam Fräulein Almas kleiner Canarienvogel zutraulich herbeigeflogen, ſetzte ſich auf mein Haupt und ſchüttelte ſich das! Unglücklicherweiſe war er aber kurz vorher in das Näpfchen mit angeriebener Tuſche gerathen, und ſo wie er ſich ſchüttelte, ſtanden alsbald fünf zierliche ſchwarze Kleckſe auf dem ſchneeweißen Papier, ſo, daß es für Fräulein Alma gänzlich unbrauchbar wurde. Nun, das hier zu Lande für ſchweres Geld nicht zu erhaltende Papier durfte mir nicht verloren gehen! ſchnell nahm ich den Pinſel, entwarf auf der Stelle, wo der erſte Punkt hingekommen war, den Kopf; bei den vier andern Punkten: Hände und Füße; verband dieſe einzelne Theile durch einen Hals, Rumpf, Arme und Beine und als ich nun die Figur betrachtere, ſchien ſie mir gar wohl paſſend, einen Vampyr vorzuſtellen. Raſch entwarf ich nun die andern Fratzen und konnte ſo ſehr leicht mein Verſprechen von geſtern Abend löſen.“

Der Freiherr lächelte und alle betrachteten jetzt die Zeichnung mit erneutem Intereſſe.

„Der Zufall hat es diesmal gut mit Ihnen gemeint!“ ſprach die Freifrau, „wären die Punkte ein wenig anders gerathen, ſo dürfte es Ihnen ſchwer geworden ſeyn, eine Figur daraus zu bilden.“

„Im Geringſten nicht!“ verſetzte Reiner; „Es iſt ein altes Malerkunſtſtück und jeder nur einigermaßen in Verkürzungen geübte Zeichner muß es machen können, die Punkte mögen ſtehen wie ſie wollen.“

Die Freifrau ſchüttelte ungläubig das Haupt, doch Reiner zog fünf Würfel nebſt einen Bleiſtift hervor, breitete einen Bogen Papier auf dem Tiſch aus, und reichte dazu die Würfel der Freifrau mit der Bitte, einen Wurf zu thun.

Sie that es; als die Würfel lagen, machte Reiner bei jedem einen Punkt, nahm dann die Würfel weg und fing an zu zeichnen. Nach noch nicht völlig zwei Minuten war die Zeichnung vollendet, ſie ſtellte eine tanzende Hebe dar, das Geſicht war Almas treueſtes Portrait.

Die Zeichnung fand allgemeinen Beifall. Alle warfen der Reihe nach einigemale und Reiner wußte immer neue, zum Theil ſehr ergötzliche Geſtalten herauszuzeichnen, welche der Freiherr, als das Spiel endete, ſorglich ſammelte um ſie in ſein Album zu verſchließen. Die Freifrau aber verſprach dem Maler für die neue angenehme Unterhaltung, welche er aufgebracht: „daß ſie und Alma nun ebenfalls verſuchen würden, ein kleines Kunſtwerk, ſo gut man es von Frauenhänden verlangen könne, hervorzubringen, welches ihm dann als Angedenken an dieſen Abend überreicht werden ſolle.“

„O Sie Glücklicher!“ flüſterte Franz ihm zu, „wer doch auch ſo zeichnen könnte!“

Heiter trennten ſich Alle, erſt ſpät nach Mitternacht.

Ende des zweiten Bandes.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

1) Der Willi-Tanz. Mündlich.

2) Die drei Königstöchter. Dieſes abentheuerliche [illegible]chen, in welchem ſich viele Zuthaten aus den Volksſag[illegible]derer Völker vorfinden, iſt ungariſchen Urſprungs un[illegible] wie es hier ſteht, von dem Grafen Mailath in ſeinen „[illegible]chen und Sagen der Magyaren erzählt.

3) Die Falkenburg. Mündlich.

4) Der heilige Nikolaus. Mündlich.

5) Die todte Braut. Mündlich.

6) Kaiſer Friedrich I. und Geſa. Mündlich.

7) Der Zweikampf. Mündlich.

8) Der Sylveſterabend. Mündlich.

9) Die erborgten Haare. Mündlich.

10) Die Mährchen von Rübezahl — Muſäus Vo[illegible]ährchen der Deutſchen, Sagen aus dem Rieſengebirge, [illegible]kenzel: Rübezahl, ein dramatiſches Mährchen. [illegible]ſere „das Buch von Rübezahl“

11) Die Niſſen. Dieſe allerliebſte Sage erzählt, [illegible] ſie hier ſteht, der Herr A. T. Beer in ſeiner trefflichen Novelle: „Die Brüder.“ Sonſt auch mündlich. — Auch in Deutſchland ſind die Niſſen unter dem Namen Heimchen bekannt; von Friedrich Kind beſitzen wir eine meiſterhafte kleine Ballade über einen Hauskobold dieſer Art, der den Beſitzer des Hauſes, welches er bewohnt, dergeſtalt plagt, daß dieſer das Haus anzündet und davon flieht; aber der Kobold ſitzt auf dem Karren, worauf der Fliehende ſeine Habe gerettet hat, und ruft ihm neckend zu: „Es war eben die rechte Zeit, daß wir uns davon machten, um nicht zu verbrennen.“ Dieſe Sage erzählt auch Grimm in den deutſchen Volksſagen. Am Harz ſind die Niſſen unter dem Namen Wichtelmännchen bekannt und H. Heine läßt in ſeinen Reiſebildern ſeine hübſche Bergmannstochter von ihnen erzählen:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brod und Speck;
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch und läßt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

12) Fiedelhänschen. Dieſes Mährchen darf ich als eine Ori-

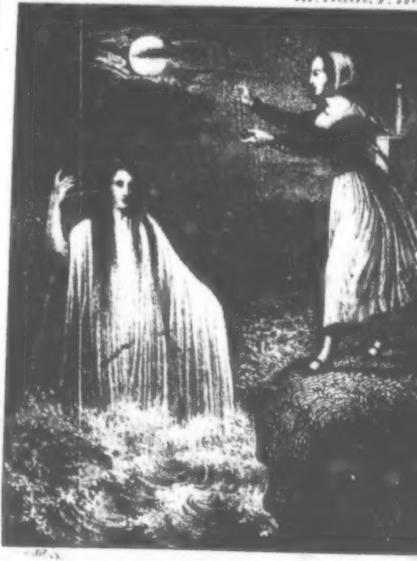
[illegible]alarbeit von mir betrachten. H. Heine erwähnte [illegible]mal kurz hin gegen mich des Grimm'ſchen Mährchens: [illegible] Klein Friedel mit der Geige.“ Die Idee gefiel [illegible] ich ſchrieb mein „Fiedelhänschen,“ ohne das [illegible]imm'ſche Mährchen geleſen zu haben. Erſt nachdem meine [illegible]it ſchon in einem „Buch für Kinder gebildeter [illegible]nde“ Leipzig, bei Otto Wigand, ſo wie in dem Pfen[illegible] Magazin für Kinder abgedruckt war, kam mir nach [illegible] Jahren Grimm's Bearbeitung zu Geſicht. Die große [illegible]ſchiedenheit beider Mährchen in Tendenz und Ausführung [illegible] Jedem, der ſie lieſt, ſogleich in die Augen fallen.

13) Der Teufel vor Gericht. Mündlich.

14) Der Vampyr. Byron's Fragment, ſo wie die ihm fälſchlich zugeſchriebene Novelle, ein Drama aus dem Engliſchen, „Der Vampyr“ (mit einem Vorſpiele, der Traum in [illegible]ingalshöhle) in Wien unter dem Titel: „die Tod[illegible]raut“ (auf dem Theater an der Wien ſeiner Zeit ein Caſſ[illegible]ſtück) ſo wie Wohlbrück's und Heigel's Bearbeitung dieſes Stoffs zu Operntexten, bilden die Materialien, woraus ich meine Sage zuſammenſetzte — recht oder übel, wie man will, ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade, nur ſoviel: ich glaube, wo für das Volk nichts iſt, ſoll man verſuchen: etwas zu ſchaffen, und allerdings glaube ich dann, daß dieſe Bearbeitung immer noch beſſer iſt, als eine treue Wiedererzählung der ekelhaft-grauſigen Vampyrgeſchichten, wie ſie im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Ungarn aus halb Europa mit Entſetzen und Furcht erfüllten. Wie allgemein der Vampyrglaube damals war, geht aus den vielen über dieſen Gegenſtand gewechſelten gelehrten und gerichtlichen Gutachten hervor; der Glaube am Vampyrismus ſcheint übrigens uralt und ich fürchte nichts zu wagen, wenn ich ſeine Spur in den Lemuren der alten Griechen ſuche. Dieſe Bemerkung wird mich übrigens wohl vor dem Verdacht bewahren, daß ich die Unwiſſenheit des Herrn von Nunſitten theilte, der da meint, nur in einem trüben nebligen Lande habe der Vampyrglaube entſtehen können; im Gegentheil, eben unter dem heiterſten, lichteſten Himmel der Türk[illegible] Griechenlands und Ungarns iſt die Heimath der Vampyre[illegible] ſuchen.

[illegible]

III. Bdch. I. Ab



Die beiden Korallenschnuren .

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

III Bändchen 1 Abtheilung

Meissen
bei F. W. Goedsche

1932.1440

Abendländiſche

Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt und neu bearbeitet

von

J. P. Lyſer.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

Drittes Bändchen.
1. Abtheilung.

Meiſſen,
bei F. W. Goedſche.
1838.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Fünf und neunzigſte Nacht.

Den Caplan hielten Berufsgeſchäfte fern, die Sage vom Vampyr wurde alſo in der nächſten Nacht nicht fortgeſetzt, und das Geſpräch drehte ſich nun um andre Gegenſtände.

Als Willmann und Franz den Saal verlaſſen hatten, ſprach der Erſtere: „noch iſt es nicht Mitternacht, hätten Sie wohl Luſt mir jetzt auf mein Zimmer zu folgen? Mein Bedienter hat Punſch beſorgt und wir wollen noch ein Stündchen ſchwatzen.“

Franz nahm den Vorſchlag freundlich an und der Arzt ſagte, als ſie ſich in ſeinem Zimmer befanden: „Ein Brief aus Wien von meiner Mutter meldet mir, daß Gertrude ſich ſeit meiner Abweſenheit ganz in die Einſamkeit zurückgezogen habe, alle Männer fern halte und wie meine Mutter genau wiſſe, eine tiefe, innige Neigung zu mir gefaßt habe.“

„Heil Ihnen dann!“ ſprach Franz.

„Freund! Liebe, Leidenſchaft für Gertruden, kämpfen mit einem wunderbaren Grauen in mir: ſehe ich ſie vor mir, ſtrahlend und herrlich, dann möcht' ich mich auf ewig ihr zu eigen geben; denke ich an ihr Spiel mit Männern, dann ſchreckt ſie mich zurück.“

„Sie müſſen aber doch zugeben, daß ein Mädchen kun-

dert Männer ſehen und prüfen und doch nicht einen darun
ter ihrer Liebe würdig finden kann.“

„Gewiß, doch mein' ich, muß das Herz ſprechen un
nur der Eine, für den es ſpricht, ſollte näher geprüft we
den. Mit Herzen ſpielen iſt ſchändlich. Wer ſteht m
nun dafür, daß Gertrude nicht, von Gewiſſensqualen gep
nigt, ſich weit hinweg von der Heimath wünſcht? Vie
leicht treibt Laune ſie hierher nach dem Norden und ba
würde es ihr in dem einſamen Schloſſe nicht mehr gefalle
in dem Schloſſe, das ich nie verlaſſen werde, ſo lange no
ein Mitglied dieſer herrlichen Familie Kunſitten hier lebt.“

„Dieſe Bedenklichkeiten verrathen: daß Ihre Neigun
zu Gertruden weder ſehr tief noch lebendig iſt.“

„Doch, aber es liegt in meinem Charakter, Alles vo
her gehörig zu prüfen: hier iſt mein Blick weder ſcharf no
klar, eben weil ich Gertruden liebe, bin ich befangen. Wüß
ich nur, daß ſie mich wahrhaft liebte, dann wäre ich e
nig mit mir ſelbſt.“

„Reiſen Sie nach Wien!“

„Den noch nicht geneſenen Freund verlaſſen, bei we
chem leicht ein Rückfall kommen kann? Nimmermehr! Au
ſcheint mein Erſcheinen mir nicht das beſte Mittel, ſie z
prüfen. Den Entfernten muß ſie im Herzen tragen. Wüß
ich nur in Wien irgend einen jungen, liebenswürdigen Man
in glänzenden Verhältniſſen, ihn wollt' ich bitten, Gertrude
zu huldigen, und zieht ſie auch dann noch mich vor, dan
bin ich glücklich, beruhigt für immer.“

„Die Idee hat meinen ganzen Beifall,“ antwortet

Franz und der Arzt ſagte ſeufzend: „dieſe Idee kann leider nicht ausgeführt werden, ich habe nur zwei liebenswürdige und vollkommen zuverläſſige Freunde in Wien, der eine iſt vermählt, der andre ein blutarmer Künſtler." —

„Halt!" rief Franz, „mir kommt ein Einfall, ich wollte hier verweilen bis mein Freund Eduard von ſeiner Excurſion zurückkäme und dann mit ihm auf Umwegen zurück nach der Heimath reiſen, oder — o könnt' ich, dürft' ich es, — für immer in Schloß Runſitten bleiben."

„Eduard hat noch nicht geſchrieben, einen Brief von ihm muß ich abwarten, kommt er noch nicht ſo bald zurück, ſo reiſe ich nach Wien und ſtelle mich — falls Sie mich liebenswürdig genug finden um Sie, wenn ich es darauf anlege bei einer Dame aus dem Sattel heben zu können — Fräulein Gertruden vor. Sie erhalten gewiſſenhaften Bericht und daß ich mich nicht in ſie verliebe, kann ich Ihnen heilig verſprechen."

Der Arzt war von dem Vorſchlage ganz entzückt, er umarmte Franz, pries ihn wiederholt und ſchwur ihm zu, daß ſeine Aeltern ihn wie einen Sohn aufnehmen würden.

„Schon lange," ſagte Franz, „habe ich die Gaſtfreundſchaft des Freiherrn in Anſpruch genommen, ich fühle, daß fröhliche Menſchen dem nervenkranken Manne wohlthun, ich bilde mir ein, etwas zu ſeiner Erheiterung beigetragen zu haben."

„Das haben Sie auch, ich hoffe den Freiherrn nach und nach ganz herzuſtellen, ich kenne den Grund ſeiner Melancholie nicht, aber Geiſt und Körper hängen inniger zuſammen als Viele glauben, und Bedeutendes iſt ſchon gewonnen, ſeitdem er nicht mehr um Mitternacht umher ſchweift. Sonſt ließ ſich der Freiherr nicht halten: auf die Idee ihm durch Erzählungen feſt zu halten, war Nimand gekommen, wir verſprachen uns keinen Erfolg davon, denn er hörte ſeit Jahren auf Nichts von dem, was um ihn her geſchah: Sie und Ihren Freund hat offenbar des Freiherrn guter Engel hergeführt, und ich denke mit Trübſinn an den Tag, wo Sie den Freiherrn und Alle verlaſſen werden.“

„Ich hoffte, Alma, die mich gefeſſelt hat, würde mich gern halten, aber ich fühle mit Schmerz, daß ſie jetzt kälter, zurückgezogener gegen mich iſt ſeit — ſeit Eduards Scheiden. Ich ſcheue eine Erklärung, ich weiß auch: Eduard hat noch nicht geſprochen, und vielleicht gelingt es mir durch die reinſte Hochachtung, die ich ihr zeige, durch kindliche Aufmerkſamkeit gegen ihre Aeltern, ihr Herz zu gewinnen.“

Willmann ſchüttelte leiſe, unwillkührlich das Haupt, und Franz ſprach abbrechend: „Eins habe ich Ihnen zu vertrauen, was mich ſchon einigemal beunruhiget hat: wir ſprechen ſo oft von Geiſtererſcheinungen und lachen darüber, und doch habe ich hier im Schloſſe ſchon einige Nächte hinter einander eine Erſcheinung gehabt, die mir auffallend war.“

„Unmöglich, Baron!“ ſagte verwundert Willmann, „Sie haben an die bunten Mährchen gedacht, ſind eingeſchlafen und ein lebhafter Traum — “

„Ich wachte!“ fiel Franz ein, „ſtand beidemale noch im vollen Anzuge, doch hören Sie, was ſich begab. Vom Maler, welcher voll Witz und Scherz war, bis an die Thüre meines Zimmers begleitet, trete ich in daſſelbe ein. Kein Gedanke an eine geſpenſtige Sage war in mir, denn ich lachte noch, als ich allein war über einen Einfall des Malers. Es iſt meine Sitte ein Tagebuch zu führen und ſo trat ich denn vor meinen Schreibtiſch und nahm das Tagebuch heraus. Indem fiel mein Blick in den Spiegel, und ich erblickte in ihm eine ſchlanke, weiße Frauengeſtalt. Raſch wende ich mich um, vor mir ſteht eine blaſſe, blonde Jungfrau, ſieht mich wehmüthig an, ſetzt ſich dann nachdenklich auf einen Stuhl, tritt an's Fenſter, als erwarte ſie Jemand, ſpringt auf, nach der Thüre, breitet beide Arme aus und verſchwindet dann vor meinen Augen, ich weiß nicht wie.

Das iſt gewiß, ich hörte ſie weder kommen noch gehen, und ihr ganzes Aeußre zeigte mir daß ſie kein lebendes Weſen ſey.

Den nächſten Abend um dieſelbe Stunde kam ſie wieder, that wie das Erſtemal und verſchwand."

„Seltſam" ſagte Willmann, „ich muß mit dem Caplan darüber ſprechen ſobald ich ihn allein ſehe."

Sechs und neunzigſte Nacht.

Am nächſten Abend war der Caplan von ſeiner kleinen Geſchäftsreiſe wieder zurückgekehrt und erzählte die

Fortſetzung des Mährchens vom Vampyr.

Als Edgar bleich und verſtört im Schloſſe anlangte, vernahm er die Kunde, daß in den nächſten Tagen Malvinens beſtimmter Bräutigam eintreffen würde, und daß Sir Aubry ſchon alles zu ſeinem Empfang vorbereiten laſſe, eine Nachricht, welche eben nicht geeignet war, das verdüſterte Gemüth des armen Jünglings zu erheitern.

Wie ward ihm aber erſt, als der alte Caſtellan, welcher unten im Dorfe geweſen, um Mehreres, was zum Empfange des Bräutigams nöthig, anzuordnen, ihm erzählte, daß in der vergangenen Nacht die Tochter des reichen Sir Leslie jenſeits des Waldes von einem Vampyr entführt und im Walde ermordet worden ſey. Sir Leslie, der mit ſeinen Freunden und Dienern das flüchtige Paar verfolgt, habe den Vampyr in der ſogenannten Mordſchlucht noch bei ſeinem blutigen Mahle überfallen und ihn ſogleich niedergeſtoßen, worauf er den Leichnam ſeines unglücklichen Kindes mit ſich davon geführt; die ganze Gegend ſey in Angſt und Schrecken, denn wo einmal ein Vampyr hauſe da bliebe es nicht bei einem Opfer.

„Aber wenn er nun ſelbſt getödtet worden,“ ſprach Malvina.

„Ach, was getödtet!“ verſetzte der Caſtellan, „heute ſeht Ihr ſo ein Geſpenſt todt und morgen geht es wieder herum, als wäre ihm nichts geſchehen! — Nein, ſo iſt dieſen Unholden nicht beizukommen! nur wenn ſie die ihnen von dem Hexenmeiſter geſtellte Bedingung nicht auf die Minute erfüllen, hat ihre Macht auf Erden ein Ende und ſie verfallen dem Satan, deſſen Eigenthum ſie ſchon lange ſind.“

Nach einigen Wochen traf wirklich Lord Ruthwenn auf dem Schloſſe Davenat ein. Als Edgar ihn erblickte, erſtarrte das Blut in ſeinem Herzen, denn Lord Ruthwen und Arthur waren Eins!

Arglos empfing ihn Sir Aubry und begrüßte ihn herzlich. Malvina, als ſie ihn erblickte, bebte entſetzt zurück und eine unnennbare Angſt bemächtigte ſich ihrer, ſo oft ihr Verlobter ſich ihr nahte, doch war ſie feſt entſchloſſen, den Willen ihres Vaters zu ehren und ihre Hand dem Lord zu reichen, und nach und nach ſchien es ſogar, als ſey ſie mit ihrem Looſe nicht unzufrieden.

Außer ſich ſah' Edgar dies, er nahte ſich dem Lord und flüſterte ihm zu: „Unſeeliger, Verruchter! was willſt Du hier? weiche von hinnen!“

Der Lord ſah ihn fremd an.

„Verſtelle Dich wie Du willſt!“ rief Edgard heftiger, „ich habe Dich erkannt. — Flieh oder“ —

„Halt was ſoll das?“ fragte Sir Aubry dazwiſchen tretend, „was haſt Du mit dem edlen Lord, Edgar?“

„Der Junker,“ ſprach lächelnd Ruthwen, „ſcheint mich für irgend Jemanden zu halten, auf dem er Urſache hat zu zürnen."

„Wie!" rief erſtaunt und unwillig Sir Aubry, „wie, Edgar! hälſt Du ſo Dein Wort." —

„O Du weißt nicht!" entgegnete Edgard dringend — „Du verkennſt mich, dieſer Mann welchen Du als Sohn begrüßen willſt — "

„Edgar! gedenke Deines Schwurs!" flüſterte leiſe Ruthwen ihm zu. Edgar ſtarrte ihn an, bedeckte mit den Händen ſein Geſicht und ſtürzte fort.

„Verzeiht dem Jüngling," ſprach heimlich Sir Aubry zum Lord, — „er liebt meine Tochter, doch erfand ich ihn bis jetzt edel, und werde ſorgen, daß er, da er nicht ſtark genug iſt, ſich zu beherrſchen, mein Schloß verläßt, bis Eure Vermählung mit Malvinen vollzogen iſt."

Lord Ruthwen neigte lächelnd das Haupt; indem ſprengte ein Königlicher Bote aus Dublin in den Schloßhof und brachte ein Schreiben an den Lord; es enthielt die Ladung eiligſt an den Hof zu kommen, um den Poſten eines Botſchafters nach London anzutreten.

Lord Ruthwen theilte ſeinem künftigen Schwiegervater das Schreiben mit indem er ſagte: „das kommt mir ungelegen, indeß ſeht Ihr ſelbſt ein, daß ich dieſen ehrenvollen Ruf nicht ablehnen kann. Wie wär' es Sir, wenn Ihr, da wir doch über alles einig ſind, noch dieſe Nacht alles zur Vermählung bereiten ließet, ſo daß die erſte Stunde des neuen Tages Eure holde

Tochter als Lord Ruthwen's Gattin begrüßte, verzeiht die Kühnheit dieſes Wunſches meiner heißen Liebe! Willigt Ihr und die ſchöne Malvina ein, ſo werf ich mich eilends auf mein Pferd, fliege meinem Schloſſe zu, um dort die nöthigſten Befehle zur Reiſe zu geben und bin dieſen Abend wieder hier.“

Weder Sir Aubry noch Malvina hatten Etwas dagegen einzuwenden. Aubry gab alſo ſein Wort für ſich und ſeine Tochter. Ruthwen ſteckte einen koſtbaren Brillantring an den Finger ſeiner Braut und beurlaubte ſich ſodann.

Als er durch den großen Saal ſchritt um ſich in den Schloßhof zu begeben, wo auf dem Befehl Sir Aubry's ſein Pferd geſattelt wurde, trat ihn Edgar in den Weg und ſprach: „Lord Ruthwen auf ein Wort!“

Ruthwen maß ihn mit höhniſchen Blicken und erwiderte: „auf meinem Zimmer!“ ſomit ſchritt er voran und Edgar folgte ihm.

Als beide auf dem Zimmer angelangt waren, warf Edgar ſich zu Ruthwens Füßen und flehte: „Schrecklicher, den ich nun kenne, ganz kenne, hier ſieh mich niedergeworfen vor Dir! — entweiche! gieb den fürchterlichen Vorſatz auf, das ſchuldloſeſte Geſchöpf zu verderben! Kann Fürbitte Dir nützen bei dem Ewigen: — ich will für Dich beten, ich will für Dich büßen! nur übe Erbarmen!“ —

„Heiße die Erde ſtillſtehen in ihrem Lauf!“ entgegnete Ruthwen düſter, „mache Geſchehenes ungeſchehen, vernichte den Ausſpruch des Richters! kannſt Du es, auf meinen Knien will ich Dir danken! aber Du kannſt es nicht! und ſo iſt all Dein Flehen umſonſt! was kümmert mich das Verderben der Sterblichen!“ —

„Nun dann!“ — ſchrie, wild aufſpringend, Edgar, — „Du zwingſt mich meinen Schwur zu brechen und ich will's! mir gleich was daraus entſtehe, die Geliebte muß ich retten. Was kann es Schlimmeres für mich geben als ſie ſterben — und ſo gräßlich ſterben ſehen?“

„Meinſt Du?“ ſprach mit tödlichen Blicken Ruthwen; „Meinſt Du? — Nun verſuch es nur! und Du wirſt mit Grauſen ſehen, was noch Schlimmeres kann geſchehen!

Glaubſt Du, daß mich die Natur für den ſchrecklichen Beruf ſchon bei der Geburt erſchuf? — Geh' denn hin! — verrathe mich! — Schuld des Meineids lad' auf Dich, um mit ſtolzem Triumphiren die Geliebte heimzuführen.

Werde Gatte, Vater dann! und ein hochbeglückter Mann.

Doch — die Zeit kommt auch heran, wo Dir unter Schlangenbiſſen. Deine Seele wird entriſſen.

Vor dem Richter, bang und ſchwer tritt ſie! und der Strenge ſpricht:

„Reue ſühnt den Meineid nicht!“

Wandle denn in Nacht und Graus, wieder in's verlaſſ'ne Haus!

Nun gehſt Du, ein grauſiger Leichnam umher, verdammt: Dich vom Blute derer zu nähren, die Dich am meiſten lieben und ehren.

Im Innern trägſt Du verzehrende Gluth! Bei Deinem Leben hatteſt Du geſchworen; was durch Dich lebt, iſt durch Dich verloren!

Der Gattin, der Söhne, der Töchter Blut, es ſtillt zuerſt Deine gräßliche Wuth!

Und vor ihrem Ende erkennen ſie Dich! — und fluchen Dir und verfluchen ſich! — —

Doch, was Dir auf Erden das Liebſte war: ein holdes Mägdlein mit blondem Haar, ſchlingt flehend die kleinen Aermchen um Dich; die Thränen in's blaue Auge ihr treten! ſie bittet: „Vater, verſchone mich! ich will auf Erden für Dich beten!' Du ſchauſt ihr in's blühende, liebe Geſicht! — Du ſchonteſt ſo gerne und darfſt es doch nicht!

Es reizt Dich der Teufel! –– es faßt Dich die Wuth! Ein Schrei — Du trinkſt es, des Kindes Blut.

So lebſt Du, bis Du zur Hölle fährſt, der Du auf ewig dann angehörſt! — Selbſt dort noch weichet vor Deinem Blick die Schaar der Verdammten mit Schrecken zurück! denn gegen Dich ſind ſie engelrein und der ewig Verworfne biſt Du allein! — — — Du ſtarrſt? Du bebſt? Du ſiehſt entſetzt vor mir? — Haha! ich zeichnete nach der Natur! Meine eigne Geſchichte erzählt' ich Dir! —

Nun geh' und brich Deinen Schwur!"

Somit verließ Ruthwenn das Gemach, warf ſich auf ſeinen Renner und jagte, wie von Sturmwind getrieben davon.

Hier ſchwieg der Erzähler und alle blickten erſtarrt vor ſich hin.

„Ich meine," ſprach endlich der Freiherr, „ſchon dieſe furchtbare Beſchreibung von den Qualen eines Vampyrs, wie ſie der eben gehörten zum Grunde liegt, und wie Lord Byron ſie in ſeinem Giauer mittheilte, könnte Zeugniß dafür geben: wie Ernſt es dieſem großen Dichter mit der Zerriſſenheit war, welche ſeine Nachahmer weder begriffen, noch in der That nur ahneten! und die eben deßhalb, ſtatt des Erſchütternden und Großartigen, das uns erhebt, indem es zermalmt, nur widerliche Fratzen und Carricaturen zu geben vermögen."

„Unter allen Carricaturen," bemerkte der Maler, „ſind mir keine verhaßter, lächerlicher und verächtlicher, als die der ſogenannten zerriſſenen Gemüther; in der Regel ſind es verzogene Mutterſöhnchen, oder nichtsnutzige Schlingel, welche nichts Ordentliches lernten. Doch die Zeit, wo dieſe guten Leute und ſchlechten Muſikanten in der Mode waren, iſt, Gottlob! ſo ziemlich vorüber, und Männer, die es redlich mit der Welt, der Kunſt und ihrer Manneswürde meinen, fangen nachgerade wieder an, etwas zu gelten.

„Bis zu unſerm Norden," ſprach lächelnd die Freifrau, „hat ſich dieſe Thorheit Ihres Geſchlechts, mit Zerriſſenheit und Unwürdigkeit zu kokettiren, noch nie erſtreckt!

und freilich würden wir nordiſchen Frauen einen Mann, dem Solches in den Sinn käme, weder intereſſant noch liebenswerth, ſondern höchſtens mitleidswerth finden. Wir Frauen hier zu Lande achten keinen Mann, der ſich nicht ſelbſt achtet, und lieben keinen, den wir nicht achten können.“

„Ehre den edlen nordiſchen Frauen und Mädchen!“ rief Reiner feurig, indem er das Glas erhob; alle Männer ſtießen an und tranken, indem ſie den Ausruf wiederholten.

So endete dieſe Nacht.

Sieben und neunzigſte Nacht.

(Beſchluß des Mährchens vom Vampyr.)

Verzweifelnd irrte Edgar umher! ſeine Angſt ſtieg mit jeder Stunde, als er die Ueberzeugung gewann, daß die dämoniſche Gewalt Ruthwen's auch auf Malvina's Gemüth ihren verderblichen Einfluß übe und daß ſie rettungslos verloren ſey, wenn es ihm nicht gelänge, den Vater zu überzeugen, daß nur Unheil aus einer Verbindung zwiſchen ihr und Ruthwen entſtehen könne. Aber wie ſollte er den gleichfalls durch Ruthwen's einſchmeichelndes Benehmen bethörten Sir Aubry dieſe Ueberzeugung beibringen, ohne ſeinen fürchterlichen Schwur zu brechen? —

Als er noch ſpät Abends nach dem Schloſſe zurückkehrte, ſah er die Dienerſchaft geſchäftig hin- und wider rennen, und die Schloßkapelle feſtlich geſchmückt und erleuchtet. Mit Entſetzen erfuhr er von dem alten Caſtellan, daß es die Vermählung Malvinen's mit dem Lord Ruthwen gelte, welche wegen der dringenden Abreiſe des Letztern noch dieſen Abend vollzogen werden ſollte. „O Liſt der Hölle!" rief Edgar, „ich durchſchaue dich, aber es darf, es ſoll nicht geſchehen." Er eilte, Malvinen aufzuſuchen, um ſie zu beſchwören, nicht in die Verbindung mit Ruthwen zu willigen, er wollte ihr denſelben, ohne ihr das ganze furchtbare Geheimniß zu entdecken, als einen Verführer und Verderber ſchuldloſer Jungfrauen ſchildern; — doch Malvina befand ſich auf ihrem Zimmer unter ihren Geſpiellinnen und Dienerinnen, und er konnte nicht zu ihr. — Da ſuchte er den Sir Aubry ſelbſt auf, feſt entſchloſſen, wenn es nicht anders ſeyn könne, ihm Alles zu entdecken. — Er fand ihn im Prunkſaale und bat ihn um eine kurze Unterredung. Sir Aubry blickte ihn finſter an, winkte aber doch den Dienern, welche im Saale beſchäftigt waren, hinaus zu gehen.

Edgar, als er ſich mit ſeinem Ohm allein ſah, theilte dieſem mit, was er Malvinen hatte mittheilen wollen. Sir Aubry hörte ihn an und ſprach ſodann: „Nimmer hätt' ich gedacht, Edgar, daß Du ſo ſchwach ſeyn würdeſt und ſo wenig Herr Deiner Leidenſchaft, daß Du bis zur gemeinen Verleumdung eines edlen

Mannes Dich ſelbſt erniedrigſt. — Betrachtete ich Dich nicht als einen halb Sinnloſen, gält es nicht die Ehre unſers Stammes und läge mir nicht Alles daran, den Frieden in meinem Schloſſe aufrecht zu erhalten und das heilige Gaſtrecht nicht zu verletzen, wahrlich, Ruthwen erführe noch heute Deine falſche Anklage.“ —

„O!“ rief Edgar ſchmerzlich, „zu ſpät wirſt Du Dich von ihrer Wahrheit überzeugen, wenn Du ſie jetzt nicht beachteſt!“ und als ſey ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke gekommen, fügte er haſtig und dringend hinzu: „Mit leichter Mühe, ohne das Gaſtrecht zu verletzen, kannſt Du Dich überzeugen, daß ich wahr rede, wenn Du unter irgend einer Ausrede die Verbindung ſo lange verſchiebſt, bis die erſte Stunde des kommenden Tages geſchlagen hat.“ —

„Nimmermehr!“ rief Aubry, „Aubry Davenat gab ſein Wort und bricht es nie!“

„Nun denn, ſo muß ich es ſagen!“ ſtöhnte Edgar — „Wiſſe, Ruthwen iſt —

„Edgar, gedenke Deines Schwurs!“ tönte es neben ihm; erſchrocken wandte er ſich, ſchaute in Ruthwen's todtenbleiches Geſicht, verſuchte vergebens zu reden und ſtürzte endlich unter krampfhaften Zuckungen zu Boden.

„Der Unglückliche!“ ſprach Ruthwen theilnehmend zu Sir Aubry gewandt, „was fehlt ihm?“

„Er iſt raſend,“ entgegnete mit Unmuth Aubry, rief einige Diener herbei, befahl ihnen, den Ohnmächtigen auf ſein Zimmer zu tragen und ihn wohl zu hüten.

Ruthwen, als er ſich mit Aubry allein befand, entſchuldigte ſein etwas ſpätes Kommen damit, daß er in ſeinem Schloſſe einige wichtige Briefe vorgefunden, welche er habe beantworten müſſen, „doch jetzt“ ſchloß er, „verſchiebt mein Glück nicht länger, ſchon ſchlug es Mitternacht, in wenigen Augenblicken werde ich, ſo gut es die Eile verſtattet, geſchmückt wieder hier ſeyn, benachrichtigt meine holde Braut von meinem Nahen, ehe noch die erſte Stunde des neuen Tages ſchlägt, ſoll unſer Bund geſchloſſen ſeyn.“ Somit ging er. Sir Aubry ließ ſeine Tochter benachrichtigen, und bald erſchien ſie, ſchön wie ein Engel, geſchmückt, bekränzt, umgeben von ihren Jungfrauen. Bald darnach trat auch Lord Ruthwen wieder ein, gekleidet in Purpurſammt mit Gold, Gürtel, Dolch und Schwertgriff blitzten von Edelgeſteinen, ſein Geſicht war heiter und ſein Auge ſtrahlte begeiſtert, ſo nahte er ſich der erröthenden Braut, ergriff ihre Hand und trat mit ihr in den Brautzug, der ſich in Bewegung zu ſetzen begann. Langſam und feierlich ſchritten ſie durch den Saal über die hell erleuchteten Gänge nach der Schloßkapelle; Weihrauchduft und Orgelklang, Glockentöne und Chorgeſang begrüßten ſie. Das Brautpaar trat vor den Altar, der Prieſter wollte die heilige Handlung beginnen; da ſtürzte plötzlich mit lautem Geſchrei, geſträubtem Haar und rollenden Augen Edgar in die Capelle. Er hatte ſich von ſeinen Wächtern losgeriſſen, war ihnen entflohen und rief nun, ſich zwiſchen das Brautpaar werfend: — „Haltet ein! — es darf, es ſoll nicht geſchehen. Alle entſetzten ſich über ein ſolches Beginnen. Sir Aubry zürnte heftig und Ruthwen faßte den Wüthenden mit gewaltigem Arm und raunte ihn zu: „Unglücklicher, willſt Du werden, wie ich? Zum Letztenmale: Gedenke Deines Schwures.“

Aber Edgar riß ſich los und ſchäumte: „Verworfener! Verdammter! nimmer kann es der Wille des Ewigen ſeyn, daß die harmloſe Unſchuld Deiner Macht verfällt, Fluch würde mich treffen, ließ ich es geſchehn! das ſchreckliche Geheimniß werde offenbar! vernehmt es alle, die ihr hier verſammelt ſeyd: dieſes Scheuſal“ — „Entfernt den Wahnſinnigen!“ herrſchte wüthend Sir Aubry. — Die Diener ſprangen herzu und ergriffen Edgar, aber dieſer war nicht von der Stelle zu bringen, ſondern rief noch lauter: „Dieſes Scheuſal iſt“ — da donnerte die Thurmuhr Eins! „ein Vampyr!“ kreiſchte Edgar mit letzter Kraft. Da geſchah ein furchtbarer Wetterſchlag, als ſtürze das ganze Himmelsgewölbe zuſammen! ein Blitzſtrahl zuckte durch das Dach der Kirche, riß den Boden vor dem Altar auf, bleiche Larven, halbverhüllte Todtengerippe ſtiegen daraus hervor und riſſen unter jubelndem Hohngelächter den Vampyr mit ſich in den Abgrund. Starres Staunen hatte ſich aller bemächtigt, Malvina lag betend vor den Stufen des Altars, Sir Aubry warf ſich neben ihr nieder und dann zu Edgars Füßen, ihm für die Rettung ſeines Kindes zu danken; doch Edgar hörte ihn nicht, die Schrecken der Nacht hatten ſeinen Verſtand verwirrt! – Erſt nach Jahresfriſt kam er wieder zur Beſinnung, aber nie kehrte der Friede wieder in ſeine Bruſt, er pilgerte nach Rom, wo er in einem Kloſter der ſtrengſten Regel ſich harten Bußübungen unterwarf, bis nach vielen Jahren der Tod ihn von ſeinen Leiden erlöſete.

Malvina trauerte lange und herzlich um ihren armen Freund, auch ſie wollte erſt dem Kloſter ſich weihen; doch des greiſen Vaters Bitten, ſo wie das Bewußtſeyn, daß ihr Herz und ihre Gedanken immer lauter und rein geweſen, beſtimmten ſie ein Jahr nach Edgar's Pilgerfahrt, die Bewerbungen des *wirklichen* Lords von Marsden, welcher bald nach der grauſen Begebenheit auf ſeinem Schloſſe angelangt war, nicht zurück zu weiſen; ſie reichte ihm die Hand und hatte nie Urſache, es zu bereuen.

Der Caplan ſchwieg, auch ſeine Zuhörer regten ſich nicht.

Nach einer langen Pauſe ſagte der Freiherr: „für mich giebt es keine furchtbarere Sage: als die vom Vampyr. Was iſt das Leben in der Hölle, wohin die Sage Don Juan und Fauſt verweiſet, was iſt ſelbſt das gräßliche Schickſal des Ahasverus gegen die Qualen des Vampyrs?“

„Wenn es wirklich menſchliche Vampyre gäbe, ſo würde ich an der Milde Gottes verzweifeln, die milden Deutſchen, die heitern, leichtſinnigen Franzoſen, die kräftigen Dänen und Schweden konnten keine ſolche Sage haben, ſie kann nur vorzüglich bei den melancholiſchen, mit dem Spleen behafteten Engländern Glauben finden*), wie ich auch feſt überzeugt bin, daß Shakeſpeare, um das zu ſchaffen, was er ſchuf, auf der, früher an romantiſchen Abenteuern reichen Inſel geboren werden mußte.“

„Zugeſtehen muß man, daß bei allem Widerwärtigen, was manche Engländer an ſich haben, ja daß ihnen bei allem Berechnungsgeiſte, ein Zug von Nobleſſe und Großmuth eigen iſt, welcher es glauben macht: daß Meineid ihnen als die größeſte Sünde erſcheint, vielleicht weil ſie die gemeinſte und eine Tochter der Feigheit und der Ungerechtigkeit iſt,“ ſagte Reiner und die Geſellſchaft trennte ſich.

Acht und neunzigſte Nacht.

Die Sage von der Bohusburg.

Zu den Zeiten, als das Chriſtenthum in Schweden erſt aufdämmerte, hauſte auf der Bohusburg ein gewaltiger Recke, Namens **Oluff**, welcher den Göttern der alten Zeit noch eifrig, ja mit Grauſamkeit zugethan war, denn er haßte und verfolgte die neue Lehre mit blutiger Wildheit. Alle ſeine Gewohnheiten ſtimmten mit ſeiner barbariſchen Sinnesart überein; er trank aus dem, in ſchweres Gold gefaßten Todtenſchädel eines erlegten Feindes, ſein Schooshund war ein gezähmter Bär von ungeheurer Größe, an deſſen läppiſchen Liebkoſungen ſich Herr Oluff ergötzte.

---

*) Ueber dieſe Stelle ſehe man die Bemerkung in dem kritiſchen Inhaltsverzeichniß dieſes Bändchens. Lyſer.

Man erzählte ſich ſchauerliche Geſchichten von dem Gebrauche, den der Burgherr von der leicht zu erregenden Wildheit dieſes Ungeheuers mache, aber niemand wagte zu fragen, ob ſie wahr wären. Nur ein Gegenſtand in dieſer Behauptung heidniſcher Schrecken bildete mit allem Uebrigen einen ſeltſamen Gegenſatz. Zur Hausfrau hatte ſich Herr Oluff die ſittigſte, lieblichſte Maid des weiten Schwedenlandes gewählt. Ihr Buſen war weiß und weich, wie der Schnee, der die winterlichen Berge deckt, aber ach! für den Burgherrn auch nicht wärmer. Sie hatte ihm, als eine gehorſame Tochter die Hand gereicht, bald aber die Grauſamkeit ſeines Sinnes erkannt und fürchten gelernt. Und — noch eine andere Kluft trennte ihr Herz von dem ſeinigen, ſie war eine fromme Chriſtin; eine Wärterin hatte ſie mit den Geheimniſſen der göttlichen Lehre bekannt gemacht, und ſie ſeufzte im Stillen vor Sehnſucht, dieſelbe laut bekennen zu dürfen.

Um die Bohusburg rauſchte damals, wie noch heut zu Tage, ein reißender Strom; es gab nur einen

Weg, den Felſen zu Lande zu erreichen und zu verlaſſen, und dieſer war allen Fremden ein Geheimniß, er führte unter dem nördlichen Arm des Fluſſes durch auf eine Haide, die ſeinen Ausgang unter Steinen und wilden Geſtrüpp verbarg. Wenn Herr Oluff auf ſeinen Zügen wochenlang von der Heimath entfernt war, benutzte Frau Jerta — ſo hieß ſeine ſanfte Gemahlin — dieſen Gang, um ſich nach dem nächſten Kloſter zu begeben, das der fromme chriſtliche König hat erbauen laſſen und bei deſſen gottſeligen Mönchen ſie ihre Beichte ablegte und ſich Abſolution von der Sünde erbat, unter Heiden zu leben. Es wäre um ſie geſchehen geweſen, wenn Herr Oluff etwas von dieſen geheimen Ausflügen erfahren hätte.

Wenn des Königs einziger Sohn, Ralpf, des edlen Waidwerks pflegte, hauſte er manchmal längere Zeit in dieſem Kloſter, die Gaſtfreiheit des würdigen Biſchoffs genießend. Auf einem dieſer Züge war es, daß Frau Jerta den wunderſchönen Jüngling erblickte, der ihr, hätte ſie noch dem Heidenthum angehangen, wie Gott Baldur erſchienen ſeyn würde, in welchem ſie jetzt aber den Erzengel Gabriel in Perſon zu ſehen meinte. —

Zum erſten Male entbrannte ihr Herz in heißer Liebe, und ſie weinte und kaſteite ſich im ſtillen Kämmerlein für dieſes ſündige Gefühl, und hütete ſich wohl, es je durch ein Wort oder einen Blick zu verrathen. Ralpf, der ſchöne Königsſohn, theilte dieſe Gluth nicht, denn er hatte Frau Jerta nie erblickt, ſonſt möchte er ſie wohl getheilt haben, weil ihr an Holdſeligkeit keine gleich kam.

Einſt brachte Ralpf's treuer Hund ihn auf die Fährte eines Fuchſes, die ihn weit vom gewöhnlichen Wege abführte. So gerieth er auf eine öde Haide, die von wilden Felſen umgeben, und nur ſpärlich von Geſtrüpp unterbrochen war. Noch ſah er das gejagte Thier vor ſich, auf einmal — wo ein Felsblock ſich über ein Bächlein neigte, das fröhlich in das Thal hüpfte, — verſchwand der Fuchs. Ralpf glaubte, hier müſſe er ſein Loch haben, und nahte ſich dem Flecke; der Hund ſchlug an, ſchnüffelte und kratzte den Boden auf, als wollte er etwas heraus ſcharren. Als Ralpf die Stelle betrat, wo der Hund kratzte, hörte er ſeinen Fußtritt wiederhallen, wie wenn er ſich über einem Gewölbe befände. Verwundert unterſuchte er den Boden mit ſeinem Schwert, und entdeckte, daß er auf einer künſtlich verborgenen Fallthüre ſtand; — da er dies einmal gefunden hatte, war es ihm nicht ſchwer, ſie zu heben. Er befand ſich an der Mündung eines Ganges, der ihn mehrere grobgehauene Stufen hinabführte.

Unerſchrocken ging er weiter und weiter; nachdem er eine geraume Weile in ununterbrochener Grabesſtille und Grabesnacht fortgeſchritten war, hörte er es über ſich rauſchen, als flöſſen Gewäſſer und ſängen ihr eintöniges Wanderlied über ſeinem Haupte. Er ſtutzte einen Augenblick, eh' er ſich der Oeffnung nahte, und bald war ihm ſein Zögern lieb, denn er hörte das angelegentliche Geſpräch einer Anzahl Männer, die ſich über Wichtiges zu berathen ſchienen. Neugierig nahte er ſich leiſe dem Gitter, um zu horchen und hier konnte er den oben befindlichen Raum überſehen; es war eine gewölbte Halle. Rund herum ſaßen ernſte, grimmige Geſtalten — vorne aber ſaß die grimmigſte — ein ungeheurer Bär, deſſen Grunzen mit dem fernen Geräuſch der Waſſer eine Begleitung zu den Reden der Unholde machte, wie wenn ein moderner Kapellmeiſter mit lauter gedämpften Inſtrumenten einen fernen Sturm darſtellen will. -- Plötzlich fuhr Ralpf zuſammen, — er hörte ſeines Vaters, des edlen Königs Namen nennen, und bald ward es ihm klar, daß hier in der Dunkelheit eine grauſame Verſchwörung gegen ihn und alle Anhänger des Chriſtenthums angeſponnen ward.

Es war der Plan dieſer Wüthrige, Alle, die von den alten Göttern abgefallen waren, mit Pfeil und Schwert zu vernichten; der König ſollte als erſtes Opfer fallen! — Nur ſeinem Muthe, nicht der Tapferkeit Gehör gebend, ſtieß Ralpf mit einem kräftigen Rucke die Fallthüre auf, ſchwang ſich empor und ſtand mitten unter den Verſchwornen.

Hier brach Franz ab, um den nächſten Abend ſeine Erzählung fortzuſetzen. Alma bat ihn, ihr zu ſagen: ob der muthige Ralpf das Opfer ſeiner Kühnheit geworden ſey, oder nicht; aber Franz, vom Freiherrn dazu aufgefordert, blieb unerbittlich, vielleicht auch, um Alma's allerliebſten Zorn über ſein Schweigen noch länger zu ſehen.

Neun und neunzigſte Nacht.

Die folgende Nacht ward Alma's Geduld auf eine harte Probe geſtellt, der Freiherr, welcher jetzt bisweilen heiter ſeyn konnte, ſprach abſichtlich, um Alma zu necken, von den verſchiedenartigſten Gegenſtänden, ſo daß Franz gar nicht an's Erzählen kommen konnte, es war faſt Mitternacht, als er begann!

Einen Augenblick erbebten vor Ralpf's Erſcheinung die Recken, ſie glaubten einen zürnenden Gott erſcheinen zu ſehen; aber Herr Oluff erkannte alsbald den ſchönen Königsſohn, und geimmigen Blickes rief er ihm zu: „welche ſchwarze Stunde des Geſchickes führt Dich her zu uns?“

„Schwarz für Euch!“ — gab Ralpf zur Antwort, — „Ihr Verräther an Eurem Gott und Eurem Könige. Eure finſtern Pläne ſind an's Licht gekommen und Eure Zeit iſt abgelaufen.“

‚Thor!“ lachte Oluff, — „wo willſt Du den Ausgang finden aus der Bohusburg, in die Du auf unbegreifliche Weiſe den Eingang gefunden haſt?“

Bei dem Namen Bohus wußte Ralpf, daß er verloren ſey. Er ſchwieg und faltete die Hände zum Gebet. „Folge mir!“ ſprach Oluff mit tiefer Donnerſtimme, und Ralpf, der ſeine Rechnung mit dieſem Leben als abgeſchloſſen anſah, folgte ohne Widerrede.

Als aber das gräßliche Unthier jetzt die Tatze erhob, um gleichfalls ſeinem Herrn zu folgen, da ſprang Ralpf's muthiger Hund Herrn Oluff an die Bruſt, und biß wie raſend auf ihn ein.

„Laß ab!“ ſchrie Ralpf; aber der Hund gehorchte nicht, und Oluff drückte ihm mit gewaltiger Hand die Kehle zu, daß er todt zu Boden fiel. — „Ei, Du boshafter Knabe!“ hub er darauf an — „ſollſt dafür den Biß meines Hundes auch koſten.“ Dann führte er den unglücklichen Ralpf in ein abgelegenes Gemach und ſchloß die Thüre hinter ihm. — Aber Ralpf war nicht der einzige Zeuge der Zuſammenkunft geweſen, die in der unterirdiſchen Halle ſtatt gefunden hatte. Frau Jerta, die Heimkunſt des Gemahls nicht ahnend, war im Kloſter geweſen, um ihre Andacht zu verrichten, und hatte bei der Rückkehr zu ihrem größten Erſtaunen die zwar nicht verſchloſſne, aber doch ſorgfältig angelegte Fallthüre auf der Haide geöffnet gefunden.

Dann hatte ſie eilig den Gang durchſchritten und geſehen, wie Ralpf ſich in der Mitte ſeiner Würger in die Höhe ſchwang, auch aus den gräßlichen Gebehrden der wilden Männer entnommen, daß hier etwas Schreckliches im Werke ſey und war deßhalb auf den Flügeln der Angſt und der Liebe zurückgeeilt in's Kloſter, um die Gefahr des Königsſohnes zu verkünden. Auf dieſe Nachricht wurden ſogleich Eilboten in alle Richtungen ausgeſandt, um bewaffnete Männer in möglichſter Haſt zu verſammeln, und vier Stunden ſpäter zog eine tapfre Schaar mit dumpfen Schritten in den verborgenen Gang, deſſen Eingang Frau Jerta bezeichnete. — Indeſſen ſaß Ralpf in ſeiner troſtloſen Einſamkeit und machte ſich bittre Vorwürfe; doch bald ergab er ſich in den Willen Gottes und kniete nieder in inbrünſtigem Gebet. Da hörte er einen ſchweren Tritt vor ſeinem Gemache, die Thür ging auf und blutgierig ſtürzte der ſchreckliche Bär hinein, und ſchlug ſeine Krallen in des Jünglings weiche, wehrloſe Bruſt. Ein kurzer Schmerz, und ſein blutiger Leichnam lag unter den Tatzen des Ungeheuers.

Indem hallten die Gänge wieder von den Fußtritten ſeiner Krieger, die ihn nicht mehr in ſeiner Ruhe ſtörten; aber die verrätheriſche Rotte, die noch in der Burg verſammelt war, der Rache und dem Schmerze um ihren Königsſohn opferten. Keiner entging ihrem Grimme, aber noch hört man allnächtlich das leiſe Berathen der wilden Heiden in der unterirdiſchen Halle, und Frau Jertas Klaggeſchrei, und wer es wagt, die dunklen Gänge zu betreten, kehrt nicht wieder zurück. —

„Eine ſchaurige Sage!“ ſprach Reiner, „aber doch ſchön, überhaupt zieht mich das Nordiſche mehr an, wie der Glanz des Südens; es liegt eine einfache Größe in allem Nordiſchen und ich wünſche Stockholm, Kopenhagen, dieſe Hauptſtädte von Reichen, die in der Geſchichte immer edel dageſtanden haben, lieber zu ſehen als Paris und Rom."

„Mir iſt alles Schwediſche intereſſant, weil mich drei von Schwedens Monarchen, Guſtav Waſa, Guſtav Adolph und Karl XII. ſchon als Knabe angezogen haben," ſagte Franz.

„Die nordiſche Mythologie iſt viel edler und poetiſcher als die griechiſche und römiſche, deren weichliche Götter mich von jeher angewidert haben," nahm der Maler wieder das Wort.

„Zugeſtanden," ſprach Willmann, „aber iſt etwas Gemüthliches in dieſen nordiſchen Sagen, wird einem ſo wohl und ſo grauſig dabei zu Muthe, wie bei unſern alten deutſchen Geſchichten? Weder das Mährchen der Franzoſen, noch die Sage der Engländer, Schotten, Dänen und Schweden, noch das Mährchen der Ruſſen ſpricht ſo zu meinem Herzen, oder verſetzt mich, iſt es eine heitere Sage, in eine ſo wohlthuende Stimmung, wie die deutſche Sage."

Alle gaben dem Doktor recht, ſelbſt der Maler ſagte nichts dagegen und Willmann mußte verſprechen, die nächſte Nacht eine ächt deutſche Sage zu erzählen.

Hundertſte Nacht.

Willmann hielt Wort und begann die nächſte Nacht zu erzählen:

Der Kyffhäuſer.

Jeder Deutſche kennt den Kyffhäuſer, weiß wo der Berg ſteht und daß — der Sage nach Kaiſer Friedrich der Zweite noch immer in dieſem Berge wohnt, an dem ſteinernen Tiſche ſitzt, durch welchen ſein Bart gewachſen iſt, und daſelbſt in dem großen Buche alles das lieſ't, was ſich in Deutſchland noch Wichtiges ereignen wird, denn er liebt ſein Deutſchland und weiß was da geſchieht, und wird kommen zur rechten Zeit auf die Erde, und die echten Deutſchen um ſich verſammeln.

Jeder Reiſende welcher zum Kyffhäuſer kommt, bleibt vor ihm ſtehen und ſchaut nach der Thüre, um in den Berg hineinzuſteigen, den alten Kaiſer zu beſuchen; aber nur Sonntagskindern zeigt ſich die Thüre und ſelbſt denen erſt dann, wenn ſie das rechte Sprüchelein ſagen, welches Wenigen bekannt iſt und das ich leider auch nicht weiß.

Vor einigen hundert Jahren lebte unweit des Kyffhäuſerberges ein junger, ſchmucker Herr Namens Kunz; er hatte ein junges, hübſches Weibchen, eine große

Herde, die ihn nährte und befand ſich in ſeiner Lage recht glücklich. Denn ſchmolte oder zankte auch Frau Grete alle Tage wenigſtens einmal, ſo war ſie doch allerliebſt und wußte ihn dann durch verdoppelte Freundlichkeit wieder zu verſöhnen. Kunz und Grete hatten ein geſundes, luſtiges Kind von einem Jahre und wenn die kleine Suſanne die Aeltern ſtreichelte, oder den Vater am Barte zupfte, ſo war Niemand vergnügter im ganzen Dorfe als Kunz der Hirt und ſein Weib Frau Grete.

Eines Tages ſaß Kunz unweit des Kyffhäuſers, ſang ſich ein Lied und ließ, in Gedanken verſunken die Schafe laufen wohin ſie wollten; denn Frau Grete hatte ihm heute den Kopf etwas wärmer als gewöhnlich gemacht und er hatte ſich vorgenommen, ſie auf einige Zeit zu verlaſſen und erſt dann wieder zu kommen, wenn ſie ihn eine Zeit lang vermißt haben würde.

Dennoch ward ihm das Scheiden ſchwer, wegen ſeinem kleinen Suschens und auch Frau Gretens Unart ſchien ihm, je lebhafter er an's Gehen dachte, deſto erträglicher.

„Ich wüßte wohl ein Mittel ſie für immer zum Schweigen zu bringen,“ brummte Kunz vor ſich hin, „wenn ich reich wäre und ihr recht viel Plunder kaufen könnte, aber ſo bin ich ein armer Teufel, dem ſie es bei jeder Gelegenheit vorſagen kann, daß ſie, als wir uns heiratheten, fünf Schafe mehr beſaß als ich. Wüßt' ich nur, ob es wahr iſt mit den Schätzen, die im Kyffhäuſer liegen ſollen, und was der alte Kaiſer Friedrich auf meine Bitte antworten würde. Doch was hilft alles Wünſchen, weiß ich doch das Sprichlein nicht einmal.“

Unter ſolchen Selbſtgeſprächen waren mehrere Stunden vergangen, die Sonne war im Sinken und Kunz fühlte: daß es Zeit ſey an den Heimweg zu denken, ſollte ihn Frau Grete nicht mit Recht ausſchelten.

Er ſtand von ſeinem Moosſitze auf und ſchickte ſich an, ſeine Herde zuſammenzurufen; Munter, ſein Hund ſprang voraus und führte ihn auf den rechten Weg zu der Wieſe, auf welchen die Schafe weideten.

Auf dem Rückwege trieb es ihm mächtig, einen andern Pfad zu wählen, dicht am Kyffhäuſer vorbei, obgleich er länger war als der, welchen er gewöhnlich einſchlug.

Er ließ den Hund mit der Herde vorausgehen und blieb am Berge ſtehen, denn o Wunder, die Thüre, welche in das Innere deſſelben führte, ſtand offen und Alles um ihn her war ſtille. Eine Weile ſtand Kunz zögernd am Eingange, Furcht und Neugier kämpften in ihm, endlich folgte er dem Zuge ſeines Innern und ging, ohne an die Folgen ſeines Schrittes zu denken, in die Höhle hinein.

Hundert und erſte Nacht.

Die nächſte Nacht ſetzte Willmann ſeine Erzählung fort:

Kunz ſchritt immer weiter und weiter, das Innre der Höhle hatte durchaus nichts Furchterregendes, weder Molche noch Kröten oder ſonſt ein Ungethüm ließ ſich blicken, die Luft war rein und der Schimmer von zwei großen Pechfackeln welche Kunz, als er weiter ging, erblickte, erleuchtete das hohe Steingewölbe.

Anfangs war ihm etwas unheimlich zu Muthe geweſen, aber alle Bangigkeit verſchwand, als er den Lichtſchimmer ſah, ja es ward ihm ſogar recht wohl zu Muthe, als er fröhlichen Geſang und Becherklang vernahm. Er folgte dem Schalle und kam jetzt in eine in Stein gehauene Rotunde, in welcher ſich Ritter in prächtiger Tracht um einen eichenen Schenktiſch gereiht hatten und luſtig dem Becher zuſprachen.

Auf dem Tiſche ſtanden große, wundervoll gearbeitete Krüge von Gold und Edelgeſteinen mit köſtlichen Wein gefüllt, deſſen Duft dem guten Kunz in die Naſe ſtieg. Auch die Becher der Ritter waren von blankem Golde und klangen gar hell zuſammen.

Unweit des Zechtiſches ſtand eine ältliche blaſſe Frau in gar altmodiſcher Tracht, am Gürtel hatte ſie ein großes Schlüſſelbund hängen und Kunz ſah, daß ſie die Schließerin des Weinkellers ſey, denn die Ritter geboten ihr fleißig die Krüge zu füllen und mit dem Beſten.

Die Schließerin gehorchte, aber an ihrem ganzen Weſen merkte man, daß es ihr im Kyffhäuſer nicht ſonderlich gefiel, und daß ſie ſich wieder hinauf auf die grüne Erde wünſchte. Kunz dachte: ei wenn ich mich mit an den Tiſch ſetzen und tüchtig mitzechen dürfte, da würde es mir ſchon hier gefallen, was nützt mir die grüne Flur, wenn ich ſie mit trockner Kehle betrachten muß.

Lange ſchaute er zu und blickte die Zecher an, ob er unter ihnen wohl den Kaiſer herausfinden würde, aber ſo ſtattlich die Ritter auch ausſahen; keiner von ihnen hatte das ehrwürdige Anſehen und den langen Bart, den wie Kunz gehört hatte, der Kaiſer haben ſollte. Sie konnten alle nur zu ſeinem Gefolge gehören.

Jetzt gewahrte ihn einer der Ritter und winkte ihm, näher zu treten; Kunz ſtutzte und zitterte ein wenig, als er aber ſah, daß der Ritter freundlich auf ihn ſchaute, trat er näher und grüßte den Ritter ehrerbietig.

Dieſer fragte ihn, wer er ſey, woher er komme, was er wolle, und Kunz treuherzig gemacht und durch einen Becher Wein muthvoll und heiter geworden, erzählte von ſeinem Leben als Schafhirt, von den Launen Frau Greten's, von dem kleinen Suschen und dies Alles ſo drollig, daß die Ritter mehrmals laut auflachten.

Endlich waren ſie des Zechens auf einige Zeit müde, ein Ritter ſchlug vor: die Zeit indeſſen mit Kegelſpielen zu vertreiben und die andern riefen: „brav, der Vorſchlag gefällt uns und der Hirte hier mag uns die Kegel aufſetzen, dafür ſoll er auch Wein trinken können ſo viel ihm beliebt.“

Dies ließ ſich Kunz nicht zweimal ſagen, er bat die Schließerin um einen Becher und ließ ſich einen großen Krug mit Wein füllen. Nun zog er ganz vergnügt den Rittern nach, dem Kegelſchube zu; trank, ſetzte die Kegel auf, trank wieder, bis er auf die Entdeckung kam, daß ſich die Höhle um ihn her bewege.

Zum Glück für ihn hörten jetzt die Ritter auf zu ſpielen.

Der Eine der Ritter aber reichte ihm die zwei Kugeln und ſagte: „nimm dies zum Lohne.“

Kunz ſteckte ſie mechaniſch in ſeinen Schnappſack und entſchlief.

Für heute unterbreche ich, nach Art und Weiſe der Zeitſchriften-Redacteure, meine Erzählung, die ich morgen fortzuſetzen verſpreche.“

„Doktor ich warne Sie vor dem Wege zur Homöopathie,“ ſprach lachend der Maler; „Sie geben uns nur eine kleine Doſis auf einmal.“

„Mit gutem Bedacht, das lange Erzählen greift den Erzähler und den Zuhörer an und ich bin überzeugt, daß viele unſrer Nervenſchwachen, ihr Uebel nur von dem ununterbrochenen Leſen haben; ſo verführeriſch es auch iſt, ein gutes Buch ununterbrochen zu durchleſen, es ſpannt unmerklich aber ſicher ab,“ verſetzte der Arzt.

„Ach,“ bemerkte der Maler, „es iſt nicht das Leſen allein, was uns oft ſtundenlang beſchäftigt und wer nun ununterbrochen Nervenanſtrengende Arbeiten verrichten muß z. B. Schreiben, Zeichnen, Muſikmachen, Stricken? Was ſoll der thun?“

„Sich wenigſtens ſo viel als möglich bewegen, denn es iſt traurig genug, daß der größte Theil der Menſchen dieſe anſtrengenden Arbeiten thun muß. Das iſt aber doch wahr: daß Jäger, Gärtner, Landleute, Boten, kurz Perſonen die über keinem Geſchäft lange bleiben müſſen, die geſundeſten Menſchenkinder ſind, und daß die Gelehrten und Künſtler, ſo wie die mit Kunſtarbeiten beſchäftigten Frauen, einen großen Theil ihrer Geſundheit und Heiterkeit hingeben.“

„Damit,“ fuhr er fort, „will ich aber Kunſt, Wiſſenſchaft und Poeſie, auch wenn ich einzig als *Arzt* ſpreche, nicht aus dem Geſchäftskreiſe des Menſchen verbannen. Auch der *Körper* wird, wenn die Seele ſich erhoben fühlt, angenehm angeregt; aber mit *Maaß* muß Alles, auch das Geiſtige genoſſen werden. Ich werde, ſollte ich je Töchter haben, ihnen nicht eher einen Roman in die Hand geben, als bis ſich ihr Charakter entwickelt hat und ihr Körper kräftig genug iſt, ſolche künſtlich erzeugte, aber tiefe Gemüthsbewegungen, die oft aus dem Leſen des Romans hervorgehen, zu ertragen; dagegen ſollen ſie harmloſe, heitre Mährchen und

Volksſagen leſen ſo viel ſie wollen. Doch immer nur eine den Tag, das erhöht den Genuß!“

„Warum Mährchen und Sagen?“ fragte Franz, „das Mährchen ſo wie die Sage füllt die Seele, die Phantaſie mit bunten Bildern und beſchäftigt den Verſtand wenig.“

„O doch und was das Phantaſiren betrifft, zu welchem Mährchen und Sage verleitet, ſo iſt dies gewiß das Unſchuldigſte. Ein Kind ſchon weiß, daß es die goldenen und ſilbernen Häuſer nicht giebt, die im Mährchen vorkommen; die Jungfrau lächelt bei den Heldenthaten des Drachenbeſiegers, ohne ſich dabei irgend einen lebenden jungen Mann zu denken. Aber bei den Situationen in denen ſich die moderne Heldin des Romans zeigt, denkt die junge Leſerin an ſich; Entführungen und Verführungen kommen ihr nicht nur nicht ſündlich, nein, auch intereſſant vor: Alles wird dem Romane nachgeſpielt, nur die Entſagung nicht, und wenn ihnen irgend ein Mann, dem Einflüſtern ihres Genius nach, erbärmlich oder doch zweideutig erſcheint, entſchuldigen ſie ihn, denn „Robert Sternthal und Edmund von Hohenthal,“ und wie die Männer in den Romanen alle heißen, ſchwankten auch; liebten auch zwei Frauen, oder eine ältere, oder führten eine Ehe wie das junge Deutſchland ſie will, was Romanhelden auch intereſſant erſcheinen läßet, Liebende elend macht. Sage und Mährchen haben Poeſie, Natur und Moral zugleich.“

„Wahr iſt es,“ ſprach der Freiherr, „daß mich Sagen und Mährchen mehr zerſtreuen als irgend eine andre Dichtung; denn ich blicke, wenn ich ein Mährchen höre, mit meinem innern Auge mehr nach Außen, als in mein Gemüth, und der Menſch muß auch zu Zeiten aus ſich heraus gehen und mäßigen Antheil an Begebenheiten nehmen, die mit ſeiner Seele in keinem Rapport ſtehn."

Hundert und zweite Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die nächſte Nacht fuhr Willmann fort.

Frau Grete verwunderte ſich nicht wenig, als ſpät Abends ihre Herde von Munter angeführt, ohne den guten Kunz wiederkam. Sie lief ein Stück Wegs und rief mehrmals mit heller Stimme: „Kunz! Kunz!" Niemand antwortete ihr.

Nun lief ſie jammernd in das Dorf zurück und bat ihre Nachbarn und Freunde, ihr ihren verloren gegangenen Mann ſuchen zu helfen. Dieſe durchſtreiften auch die ganze Gegend, kamen aber ohne Kunz zurück.

Frau Grete glaubte nun, daß ihr guter Ehegatte verunglückt und todt ſey. Sie legte Trauer an, band der kleinen Suſanne ein ſchwarzes Bändchen um und nannte ſich eine unglückliche, verlaſſene Wittwe.

Als das Trauerjahr zu Ende war, legte ſie die dunklen Kleider ab, tanzte wieder in der Schenke und ließ ſich nicht lange bitten, ihrem Nachbar Jacob, der auch ein Wittwer war, das Jawort zu geben.

Jacob war ein eben ſo gutmüthiger Mann wie der verſchollene Kunz; er ließ ſich geduldig ausſchelten; nahm wenn es ihm Frau Grete zu arg machte, Hut und Hirtenſtab und wanderte hinaus in das Freie, oder er legte ſich ſchlafen, da er als Nachtwächter ſo des Nachts wenig ſchlief.

Sein Liebling war das kleine Suschen welches immer holder aufblühte; ſie blieb es auch, denn Frau Grete bekam keine Kinder mehr und in Wahrheit, Suschen war das hübſcheſte Mädchen im ganzen Dorfe. Dabei war ſie fleißig und nett, gottesfürchtig und ihren Aeltern vom Herzen ergeben. Ohne daß ſie es merkte war ſie ſiebzehn Jahr alt geworden, und eben ſo unmerklich hatte ſich die Liebe in ihr Herz eingeſchlichen.

Der Sohn des reichen Gaſtwirths Veit, der junge hübſche Franz beſaß ihre erſte unſchuldige Neigung; er liebte ſie nicht minder, ging ihr auf allen Tritten und Schritten nach und erklärte ſeinem Vater, daß er ohne Suschen nicht glücklich ſeyn könne.

Veit dachte anders, er liebte den Reichthum viel zu ſehr um ein ſo armes Mädchen, wie Suschen war, Tochter zu nennen. Strenge gebot er dem Sohne

Sie ſchwankte einen Augenblick, ob ſie hier den Tag erwarten oder Trutta folgen ſolle, Neugier und Eiferſucht ſiegten, ſie flüſterte den Spruch und pfeilſchnell ſtieg der Beſen wieder mit ihr in die Höhe.

Nach einigen Minuten ſtand das Hexenroß ſtill, Röschen befand ſich auf dem Gipfel des Brockens, vor ihr ſtand Trutta und nahm ſie bei der Hand.

Sie führte ſie in einen Kreis widriger, alter Hexen mit rothen Augen und zottigen Haaren, neugierig betrachteten ſie Röschen, einige ſchienen ſogar neidiſch über ihre Schönheit. Auch männliche Zaubrer befanden ſich da, Eulen, Fledermäuſe, ſchwarze Kater und ein Heer von Ofengabeln, Beſen, Ofenkrücken, Ziegenböcken und dergleichen Gegenſtänden. Eine wilde Muſik mit Eulengekrächz, Katzenmiauen und Hundegebell untermiſcht, erſcholl. In der Mitte brannte ein großes Feuer, um welches ſich einige Hexen gelagert hatten, andre ſtanden am Heerde mit Zubereitung der Speiſen beſchäftigt, und wieder andre umſtanden den Teufel, der heute in ſein Feſtgewand gekleidet war, ſcharlachroth mit grüner Hahnfeder auf dem Hute.

Er unterhielt ſich mit den Zaubrern und Hexen auf die luſtigſte Weiſe, neckte ſie, verſprach Beiſtand und betrug ſich möglichſt liebenswürdig.

Trutta wandte ſich an mehrere Hexen, aber jede wandte ihr den Rücken zu, auch ihre Freundin, die Dänemarker Strandhexe. Sie wußte gar nicht, was das bedeuten ſollte, denn ſie war zwar die letzte Hexe geweſen, weil ſie ſich mehrmals nach Röschen umgeſehen hatte, aber Röschen war ja noch nach ihr gekommen, ihr Leben alſo ungefährtet.

Jetzt endlich erwiederte der Teufel ihre tiefe Reverenz und ſprach: „nun Muhme Trutta, ich ſehe, Du haſt Wort gehalten und das junge Blut mitgebracht, nun Mägdlein, was begehrſt Du?“

Röschen ſchwieg zitternd. „Sie will ihren Liebſten mit der Jungfrau ſehen, die er am meiſten liebt,“ antwortete ſtatt ihrer die Hexe.

Zweihundert vier und funfzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Röschen ſchlug die Augen nieder, da trat der Teufel zu ihr, ſchlug dreimal mit einem Stabe auf den Boden und herrſchte Röschen zu: „blick auf!“

Das Mädchen ſchaute empor, vor ihr ſtand ein freundliches, mit Blumen und Heiligenbilder ausgeſchmücktes Gemach, in demſelben ſaß Friedrich in das Anſchauen eines Bildniſſes verſunken, es war ihr Bild.

„O!“ rief Röschen und breitete die Arme aus, da verſchwand das Bild, lautes Hohngelächter der Verſammelten erſcholl und der Teufel ſprach zu ihr: „bilde Dir nicht ein, daß Du zurückkehren darſt zu den Deinen. Wer dieſen Berg am Hexenſabbath betritt, iſt mit Leib und Seele mir verfallen.“

Nehmt ſie hin!“ rief er den Hexen zu, und ſie nahmen das zarte Mädchen und zerriſſen es, und zu Trutta ſich wendend fuhr der Teufel fort: „und Du, die Du heute, wenn auch nicht die letzte Perſon, doch die letzte Hexe geweſen und zu ſpät gekommen biſt, empfange Deine Strafe.“

Trutta ſchrie auf und wollte Einwendungen machen, aber ſchon erfaßten ſie die Hexen, riſſen ihr die Kleider vom Leibe und warfen ſie in den dampfenden Keſſel.

Als am andern Morgen Frau Wildenhain ihr Röschen wecken wollte, fand ſie das Bette leer. Vergebens wurde ihr lange nachgeforſcht, endlich fand man oben auf dem Brocken ein Tüchlein, was ihr zugehört hatte. Auch Trutta ward nicht mehr geſehen.

„Acht Tage nach Röschens Verſchwinden kam Friedrich heim, hold und treu, er fand die Braut nicht mehr.

Er erzählte, daß er in der Walpurgisnacht in ſeinem Zimmer vor ihrem Bilde geſeſſen habe, da habe er plötzlich Röschen Wehe, Wehe rufen hören, und deßhalb den andern Tag ſeine Rückreiſe angetreten.

Frau Wildenhain überlebte Röschens ſchaudervollen Tod nicht lange. Friedrich wendete eine große Summe auf Seelenmeſſen für ſeine Braut.

Erſt nach Jahren verband er ſich mit einem frommen Mädchen, das ganz ſo war, wie Röschen, ehe der Verſucher ihr genaht war.

Der Erzähler ſchwieg, alle waren bewegt, die Frauen weinten. Der Caplan ſagte: „erinnern Sie ſich noch meines Wortes, Fräulein Claudine, der erſte Rückſchritt vom Böſen, iſt noch nicht völlige Rückkehr zum Guten?"

Claudine bejahte es, und fügte ſeufzend hinzu: „ſelig ſind die, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.

Zweihundert fünf und funfzigſte Nacht.

Ihre Erzählung," ſagte heute der Arzt zu dem Maler, muß, meines Bedünkens, für Sie viel Stoff zu guten Bildern geben."

„Allerdings," erwiederte der Maler, „obgleich man ſich ſehr ſtreng auf der feinen Linie, die ſich zwiſchen den Grauſenerweckenden und Ekelerregenden hinzieht, halten müßte. Es iſt eben nicht angenehm, alte Weiber zu malen, aber freilich müßte ein ſolches Engelsbild, wie Röschen, unter den Furien von großer Wirkung ſeyn."

„Ich fand heute,“ bemerkte der Caplan, „in einem Volksbuche Folgendes über „den Hexentanz auf dem Brocken.“ Auf dem Harzgebirge giebt es einen hohen, hohen Berg, der über alle Berge in der Runde weit hinweg ſieht. Er heißt der Brocken. Wenn man aber von den Zaubereien und Hexenthaten, die auf und an dem Brocken vorgehen, ſpricht, ſo heißt er auch wohl der Blocksberg. Auf dem Scheitel dieſes kahlen, unfruchtbaren Berges — der mit hunderttauſend Millionen Felsſtücken überſäet iſt, hat der Teufel jährlich, in der Nacht vom erſten April bis zum erſten Mai (der ſogenannten Walpurgisnacht) mit ſeinen Bundesgenoſſen, den Hexen und Zauberern der ganzen Erde, eine glänzende Zuſammenkunft. So wie die Mitternachtsſtunde vorüber iſt, kommen von allen Seiten dieſe Weſen auf Ofengabeln, Beſen, gehörnten Ziegenböcken und ſonſtigen Unthieren, durch die Luft herbeigeritten und der Teufel holt mehrere ſelbſt dazu ab. Iſt Alles beiſammen, ſo wird um ein hochloderndes Feuer getanzt, gejauchzt, mit Feuerbränden die Luft durchſchwenkt und bis zur Ermattung herumgeraſet.

Von Begeiſterung ergriffen tritt alsdann der Teufel auf die Teufelskanzel, läſtert auf Gott, ſeine Lehre und die lieben Engelein, und zum Beſchluſſe giebt er als Wirth ein Mahl, wo nichts als Würſte gegeſſen werden, die man auf dem Hexenaltar zubereitet. Die Hexe, die zuletzt kommt, muß, wegen Vernachläßigung der Etikette, eines grauſamen Todes ſterben.

Sie wird nämlich, nach der letzten glühenden Umarmung des Regenten der Unterwelt, in Stücke zerriſſen, und ihr auf dem Hexenaltar zerhacktes Fleiſch, den andern zum warnenden Beiſpiel, als eine der Hauptſchüſſeln des Schmauſes vorgeſetzt. Mit anbrechender Morgenröthe zerſtäubt die ganze ſaubere Sippſchaft nach allen Windgegenden hin.

Damit dieſe Unholde auf ihrer Hin- und Zurückreiſe weder Menſchen noch Vieh Schaden zufügen können, ſo machen die Bewohner der Oerter um den Brocken vor der einbrechenden Walpurgisnacht an die Thüren der Häuſer und Ställe drei Kreuze, und ſind dann feſten Glaubens, daß ſie und das Ihrige nun von den durchziehenden Geiſtern und böſen Weſen nicht behext werden könne.

Zweihundert ſechs und funfzigſte Nacht.

Eduard hatte geſchrieben von Dänemark aus, wo er ſich gegenwärtig aufhielt, und ſein Brief wurde geleſen und wieder geleſen mit lebendiger Theilnahme. Er verſprach in wenig Monden wieder auf dem Schloſſe Runſitten einzutreffen und Alma erglühte bei den Gedanken: ihn wieder täglich zu ſehen, zu ſprechen, ſie warf einen Blick auf die ſchöne Claudine und ihr Herz fing an, ängſtlicher zu ſchlagen.

Eduard hatte auch eine Sage geſchickt, die er mündlich in Dänemark gehört hatte, dieſelbe, welche den größeſten Dichter aller Zeiten — wie die Nachwelt ihn nennt — Stoff zu einem der ſchönſten ſeiner dramatiſchen Gedichte gegeben hat.

Sie folge hier ohne Unterbrechung wie ſie in einigen Nächten von dem Arzte vorgeleſen wurde.

Die Historie von dem sinnreichen Könige
Hamlet von Dänemark.

In der grauen Sagenzeit, wo das Chriſtenthum noch mit dem Heidenthum ſtritt, lebte in Dänemark der König Hamlet oder Amleth, ein eben ſo berühmter als tapferer, gewaltiger Held, den um ſeiner Weisheit willen Jeder ehrte.

Aus der Jugendzeit dieſes großen Herrſchers, erzählt das Volk folgende wunderbare Geſchichte.

Hamlets Vater war ebenfalls ein trefflicher, heldenmüthiger König, und wurde nicht nur von ſeinem Volke, ſondern auch von ſeinem Sohne über Alles geliebt und verehrt. Er hatte aber noch einen jüngern Bruder, der hieß Alf, und war ganz das Gegentheil von dem edlen, heldenmüthigen Könige: tückiſch, feige, habgierig und neidiſch, ſo daß er nicht nur ſeinem Bruder Krone und Reich mißgönnte, ſondern auch ſeinem Neffen dem jungen Hamlet, und nichts mehr wünſchte, als Krone und Reich für ſich zu gewinnen. Nicht allzulange ſann er über einen Plan, der ihn, wie er hoffte, das Ziel ſeiner Wünſche auf einmal würde erreichen laſſen, und der ſeines gewiſſenloſen Herzens ſo wie ſeiner Feigheit vollkommen würdig war. Er ſäumte denn auch nicht, ſobald er die Gelegenheit fand, das Bubenſtück zu verüben. Denn als einſt der König nach einem großen Heldermahle, wobei er dem Methhorn wacker zugeſprochen, in dem Garten des uralten Schloſſes Helſingör Mittagsruhe hielt, ſchlich Herr Alf herzu und goß dem Schlafenden aus einer Phiole ein ätzendes Gift in's linke Ohr, wovon der König alſogleich des Todes verblich. Dann verbarg ſich der Mörder, und als endlich die Hofleute kamen den König zu wecken, und, da ſie ihn todt fanden, ein großes Geſchrei erhoben, ſo daß alle Bewohner des Schloſſes herbei ſtürzten: da ſtürzte auch Herr Alf mit herbei, ſchrie und gebehrdete ſich zehnmal kläglicher denn alle Uebrigen, und ſchwur bei Odin und Thor: eine giftige Schlange habe den König gebiſſen, und Alle glaubten es, auch die Königin, Hamlets Mutter, aber Hamlet ſelbſt glaubte es nicht, ſondern hatte eine böſe Ahnung, und ward von Stund an traurig und verſchloſſen.

Zweihundert ſieben und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Von Rechtswegen wäre nun Prinz Hamlet König von Dänemark geweſen, da er aber noch ſehr jung war, ſo fiel ſeinem Ohm Alf die Vormundſchaft ſo wie die Verwaltung des Reichs auf drei Jahre zu.

Darüber hätte ſich nun der junge König nicht ſonderlich betrübt, aber der Ohm Alf ging weiter und warb um die Hand der verwittweten Königin, ſeiner Schwägerin, und Frau Gertrud ſagte ſie ihm zu und hielt Hochzeit, noch bevor das Trauerjahr halb zu Ende war.

Darüber wollte denn der junge Hamlet faſt außer ſich gerathen, denn jemehr er ſeinen Vater geliebt hatte, und je inniger und aufrichtiger er ſeinen Verluſt betrauerte, um ſo tiefer empfand er den Leichtſinn ſo wie die Liebloſigkeit ſeiner leiblichen Mutter. Er grämte ſich Tag und Nacht ſo ſehr darüber, daß er in eine heftige Krankheit verfiel und dem Tode nahe ſchien, doch er genaß, aber eine düſtere Melancholie war ihm geblieben, und wich nicht mehr von ihm, ſo daß er all die bunten Feſtlichkeiten, welche ſein Ohm veranſtaltete — wie er ſagte, um den König aufzuheitern, unbeachtet ließ, und nur Sinn hatte für ſeinen Gram.

Dem böſen Ohm kam dies ganz gelegen, denn nun hatte er den beſten Grund, den jungen König auch fortan für unfähig zu erklären, das Land zu regieren: er berief deßhalb einen geheimen Staatsrath zuſammen, legte dieſem die Frage vor, und der Staatsrath beſtimmte, was der Reichsverweſer wünſchte, um ſo bereitwilliger, da ſelbſt die pflichtvergeſſene Mutter Hamlets zu Gunſten ihres neuen Ehegemahls ſich ausſprach. Doch wurde Alles noch ganz geheim gehalten, und Alle gaben ſich das Wort, keine Sylbe von dem, was im Reichsrathe beſchloſſen war, zu verrathen, denn das Volk liebte den jungen Hamlet über die Maaßen und ein großer Aufſtand wäre zu befürchten geweſen, wenn das Volk erfahren hätte, was über den jungen König beſchloſſen war.

Zweihundert acht und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der junge König merkte wohl, daß Etwas wider ihn im Werke ſey, doch achtete er deſſen nicht, denn eine ganz andere Angelegenheit beſchäftigte ihn und nahm alle ſeine Gedanken und Gefühle in Anſpruch.

Einige junge Hauptleute nämlich, welche die nächtlichen Wachen auf der Terraſſe des Schloſſes Helſingör bezogen, hatten ihm von einer gar wunderſamen und befremdlichen Erſcheinung erzählt, welche ſich, nach Ausſage der Wache haltenden Soldaten, allnächtlich auf der Terraſſe ſollte blicken laſſen. Hamlet ſtutzte, als die Hauptleute davon anfingen, forſchte näher nach und entſetzte ſich als er vernahm: daß die Erſcheinung vollkommen dem verſtorbenen Könige, ſeinem Vater, gleichen ſollte

Hamlet befahl ihnen die ſtrengſte Verſchwiegenheit und that ihnen ſeinen Willen kund, die kommende Nacht mit ihnen auf die Wache zu ziehen, um mit eignen Augen zu ſehen, was an der Sache ſey: „Iſt es der Geiſt meines Vaters, ſo ſoll er mir Rede ſtehen," — ſprach der junge Held, — und gebet acht, ein fürchterliches Verbrechen wird kund werden; mir ahnet ſo Etwas."

Als es Abend ward, bezogen die gewählten Wachen ihre Poſten auf der Terraſſe, und bald darauf ſtellte der junge König mit den Hauptleuten ſich ein. Aus dem Schloſſe tönte Jubel und Trometenklang, denn der Reichsverweſer gab ein großes Bankett.

Kaum hatte die Mitternachtsſtunde geſchlagen, ſo ſtarrte die Schildwacht einen Moment grad aus und flüſterte dann ſchaudernd: „da ſeht! da kommt er wieder!" und Alle ſahen mit Grauſen ein Schattenbild daherſchweben, vollkommen gleich an Geſtalt und Mienen dem verſtorbenen Könige, Hamlets Vater. Je näher der Geiſt kam, um ſo entſetzter ſtarrte Hamlet, und kaum vermochten die Hauptleute den Bebenden zu halten. Endlich ſtand der Geiſt ihnen gegenüber und nun ſahen ſie, daß er von dem Haupte bis zu den Füßen gerüſtet war. Da winkte er dem jungen König dreimal: daß er ihm folgen ſolle, und obgleich die Hauptleute dieſen anflehten, er ſolle dem Geiſt nicht folgen, ſo riß ſich doch Hamlet los, befahl ihnen zurückzubleiben und folgte der Erſcheinung. Wohl zitternd und grauſend, doch feſt entſchloſſen, ihren König nicht zu verlaſſen, nahmen auch die Hauptleute denſelben Weg, doch ein fallender Nebel entzog plötzlich ſowohl den Geiſt als auch Hamlet ihren Blicken, und erſt nach einer Stunde fanden ſie letzteren halb bewußtlos am Grabmahle ſeines Vaters ausgeſtreckt liegend. Als ſie ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatten, ließ er ſie den Bluteid *) ſchwören am Grabmahl ſeines Vaters, daß ſie nichts verrathen wollten von Allem was ſie dieſe Nacht geſehen und gehört, dann ſagte er ihnen: der Geiſt welchen ſie geſehen hätten, ſey allerdings der Geiſt ſeines Vaters geweſen, und der habe ihm ein großes Geheimniß entdeckt, ſie ſollten aber nicht darnach

---

*) Der Bluteid der alten Dänen wurde geſchworen, indem die Schwörenden ſich wechſelſeitig eine Wunde in den Arm oder der linken Bruſt ritzten, das hervorquellende Blut mit einander vermiſchten, und die Erde eines Grabes damit befeuchteten oder aber einander in Meth zutranken.

fragen und nicht irre an ihm werden, was er von nun an auch vornehmen würde, es ſey Alles zu ſeinem und des Landes Beſten und er wolle ihnen dereinſt ihre Treue vergelten. Alle verſprachen, was der junge König verlangt hatte, und gingen dann auseinander.

Zweihundert neun und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Von nun an verſtellte ſich der junge Hamlet auf eine ganz eigne Art, indem er ſich ſo gebehrdete in Reden und Handlungen, als ob er nicht recht bei Verſtande ſey. Er that dies, um den Ohm ſicher zu machen, damit er ſein Vorhaben nicht merke. Der Reichsverweſer war aber mißtrauiſch, da er ein böſes Gewiſſen hatte, und beredete die Königin, daß ſie es übernahm, ihren Sohn auszuforſchen: ob er wirklich nicht bei Verſtande ſey. Da aber nun Alf ſelbſt ſeiner Frau nicht traute, weil ſie doch Hamlets Mutter war, ſo beſtach er einen Kämmerling, daß er ſich in dem Zimmer der Königin unter ihrem Bette verbarg, das Geſpräch zu belauſchen. Hamlet kam denn auch zu ſeiner Mutter, und nach einigen Hin- und Widerreden, gerieth er in

Zorn und nannte ſeine Mutter eine Ehebrecherin, und ſeinen Ohm einen Brudermörder, Kronenräuber und Ehebrecher. Als dies der Kämmerling unterm Bette hörte, konnte er ſich nicht enthalten, vor Verwunderung aufzuſchreien. Da dachte Hamlet, es ſey der Ohm Alf, der ſich da verſteckt habe, zog ſein Schwerdt, fuhr damit unters Bette und erſtach den armen Kämmerling indem er rief: „Was da? eine Maus? eine Maus? todt! für einen Sandkorn todt!“ — Als er nun aber ſah wen er eigentlich todtgeſtochen, hatte, ſtellte er ſich wieder närriſch, nahm den Leichnam mit und verſteckte ihn heimlich unter der Treppe, welche zu den Gemächern ſeines Ohms führte, ſo daß man den armen Ermordeten nicht eher begraben konnte, bis man nach etlichen Tagen an dem Leichengeruch merkte, wohin der junge König ihn verſteckt habe.

Darnach ſagte der König zu ſeinen Vertrauten: „nun merket auf, wie ich einen alten Fuchs überliſte,“ und ließ Comödianten kommen, die mußten ein Stück aufführen, wozu er den Reichsverweſer, ſeine Mutter und den ganzen Hof einlud. Das Stück aber hatte er ſelbſt gemacht und nannte es die Mausfalle, und der Inhalt war die Ermordungsgeſchichte ſeines Vaters, wie der Geiſt ſie ihm erzählt hatte, unter fremden Namen. Als nun der treuloſe Ohm Alf die Comödie ſah, da regte ſich ſein Gewiſſen, und er wartete das Ende nicht ab, ſondern entfloh zitternd und bebend. Hamlet aber jubelte und ſprach: „Recht ſo! lauf nur! nun ſeh ich, daß der Geiſt kein Betrüger war, ſondern wirklich der Geiſt meines edlen, ſchändlich von ſeinem Bruder ermordeten Vaters.“ Darauf erinnerte er ſeine Freunde nochmals an ihren Bluteid und ermahnte ſie wachſam zu ſeyn.

Der Herr Alf aber ſandte ſeinen Kämmerling an Hamlet ab und ließ ihn fragen: „was die Komödie hätte bedeuten ſollen, und ob er etwas wider ſeinen Ohm habe?“ Hamlet aber antwortete dem Kämmerling nicht auf dieſe Fragen, ſondern nahm eine Flöte, reichte ſie dem Hofmann dar und ſprach: „lieber Herr, thut mir den Gefallen, und blaſet einmal ein Stück auf der Flöte.“

„Verzeihet Herr König,“ verſetzte der Hofmann, „ich kann nicht Flöte blaſen.“

„Ich bitte Euch Herr,“ ſprach Hamlet wieder.

„Ich kann wahrhaftig nicht!“ betheuerte der Kämmerling.

„Was ſolltet Ihr nicht können,“ rief Hamlet, „es iſt ja ſo leicht. Ihr ſetzet die Flöte ſo an die Lippen, handhabet die Löcher mit Euren Fingern nach den Regeln der Kunſt, hauchet mit Euren Athem in das Mundſtück, bald ſchwach, bald ſtark, nach der Regeln der Kunſt, und könnet blaſen, was Ihr nur immer wollt — ich bitt' Euch nochmals, blaſet mir zu liebe.“

„Aber bei Thor und Odin,“ ſchwur der Kämmerling, „daß iſts ja eben, ich weiß ja nichts von den Regeln der Kunſt, wie ſoll ich ſie den üben und Flöte blaſen können.“

Da lächelte Hamlet und ſprach ſpottend: „So?

alſo dies armſelige Stück Holz vermögt Ihr nicht zu bearbeiten, aber mit **mir** gedenkt Ihr leichter fertig zu werden? Geht, geht Herr! wenn ich auch närriſch bin, für Leute Eures Schlages bin ich noch mehr als zu geſcheid! ſagt meinem Ohm: er müſſe einen Klügern ſenden als Euch, wenn er eine Antwort von mir erhalten wolle."

Der Kämmerling hinterbrachte Herrn Alf dies Alles Wort für Wort, und dieſer ſah daraus, daß Hamlet ſein Verbrechen kennen müſſe und vollkommen bei Verſtande ſey.

Zweihundert und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Von Stund an hatte Herr Alf keinen andern Wunſch, als auch ſeinen Neffen ums Leben zu bringen, und da er wohl einſah, daß hierzu weder die Königin, Hamlets Mutter, ihre Einwilligung geben, noch das Volk einen offenbaren Mord ungerächt würde hingehen laſſen, ſo ſann er eine Liſt aus. Er berief den jungen König zu ſich, und ſagte ihm: daß es nun Zeit für ihn ſey ſich zu vermählen, zugleich empfahl er ihm die Tochter des Königs von Brittannien, die ſchöne Cordelia zur Braut und that ihm den Vorſchlag, ſelbſt unter dem Namen eines däniſchen Edelmannes, nach Brittannien überzuſchiffen, er wolle ihn dem Hofe des Königs als einen ſolchen empfehlen, da könne er die Prinzeſſin Cordelia kennen lernen, und ſehen ob ſie ihm anſtände zur Gemahlin oder nicht.

Hamlet, deſſen eingedenk, was der Geiſt ſeines Vaters ihm geſagt hatte, durchſchaute alſobald die verrätheriſche Abſicht ſeines Ohms, er ließ ſich aber nichts merken, ſondern ſtellte ſich, als ob er Herrn Alf für ſeinen beſten Freund hielte. Von ſeiner Mutter, welche kein Arg hatte, nahm er aufrichtigen, herzlichen Abſchied, empfing von ſeinem Oheim den verſiegelten Empfehlungsbrief an den König von Brittannien, und beſtieg mit einem von ſeinem Ohm ihm beigegebenen kleinen Gefolge, das für ihn bereitliegende Schiff, welches auch alsbald die Anker lichtete und dem Lande Brittannien zuſteuerte.

Vor ſeiner Abreiſe hatte aber Hamlet ſeinen Vertrauten geſagt: wo ſie ſeiner Rückkehr harren, und was ſie bis dahin thun ſollten und dieſe befolgten alle Befehle ihres jungen Königs ſo pünktlich, daß dieſer jedem Tag zurückkehren konnte, ſie zu Allem bereit findend.

Der böſe Ohm Alf hatte indeſſen nichts Eiligeres zu thun, ſobald Hamlet das Reich verlaſſen hatte, als ſeiner Gattin, Hamlets Mutter, ein Pulver in ihren Trank zu miſchen, wonach dieſe alsbald unter großen Schmerzen verſchied. Dann ließ er ausſprengen, Hamlets Schiff ſey von Seeräubern angefallen worden, und Hamlet, bei ſeiner unbeſonnenen Gegenwehr, ums Leben gekommen, worauf er ſich zum König ausrufen ließ und nicht ſäumte, eine Geſandtſchaft an den König von Brittannien zu ſenden, mit dem Auftrage, für ihn um die Hand der Prinzeſſin Cordelia anzuhalten, denn er glaubte nichts gewiſſer, als daß der König von Brittannien nach ſeinen Brief alſogleich gethan, wie es denn auch der Fall war, nur auf eine andere Weiſe, als Herr Alf dachte.

Zweihundert ein und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Denn Hamlet hatte unterwegs den Brief erbrochen und geleſen, und der Brief lautete dahin, daß Der, ſo ihn dem Könige von Brittannien übergeben würde, ein vornehmer, aber ſehr gefährlicher Landesverräther ſey, an deſſen geheimer Wegräumung dem Könige von Dänemark alles gelegen: der König von Brittannien möge ihn daher alſogleich feſtnehmen, und in der Stille enthaupten laſſen, ſo lieb ihm die Freundſchaft des mächtigen Dänenkönigs ſey. Als Hamlet dieſen Brief geleſen hatte, verſiegelte er ihn wieder und hob ihn auf, bis ſein Fahrzeug an Brittanniens Küſte landete.

Hamlet wußte, daß ſein Ohm keinen ſeiner Begleiter mit dem Mordanſchlag wider ihn bekannt gemacht hatte, auch wußte er, daß er ſich wenn er ihnen Alles entdeckte, auf Alle verlaſſen konnte, Einen ausgenommen, der Herrn Alf mit Leib und Seele anhing, und den jungen König heimlich haßte. Aber auch dieſer wußte nicht, daß Hamlet ermordet werden ſollte, ſondern glaubte nur, er würde in ewiger Gefangenſchaft von dem König von Brittannien gehalten werden. Als daher das Schiff an Brittanniens Küſte Anker warf, ſtellte ſich der junge König als erkrankte er, und rief dieſen Kämmerer herbei alſo ſprechend: „Du ſiehſt, ich kann jetzt nicht nach der Burg des Königs von Brittannien aufbrechen, da mir aber daran liegt, daß der Brief meines Ohms ſobald wie möglich beſtellt werde und ſicher, ſo übergeb ich ihn Dir, eile damit an Etelwods Hof, übergieb den Brief und ſey Deines verdienten Lohnes gewärtig. Der Höfling, voller Freude über dieſen Auftrag, und nichts Arges fürchtend, machte ſich alſogleich auf den Weg, und freute ſich ſchon darauf, den armen Hamlet in ſeiner Gefangenſchaft zu verſpotten. Er langte auf der Burg des Königs Etelwod von Brittannien an, und überreichte dieſem den Brief. Doch kaum hatte Brittanniens König das Schreiben geleſen, ſo ließ er den Henker in den Saal kommen und vor ſeinen Augen dem Boten das Haupt vor die Füße werfen.

Zweihundert zwei und ſechzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Hamlet wartete drei Tage nach Abſendung des Boten, dann entdeckte er ſeinen Gefährten Alles, ſo wie auch: daß ſeine Freunde in Dänemark nur der Wiederkehr ihres rechtmäßigen Königs harrten, um den Tyrannen und Kronenräuber von dem durch Mord und Blutſchande eroberten Thron zu ſtürzen. Alle erſtaunten höchlich über ſolche unerhörte Verbrechen, ſchwuren dem jungen König feſte Treue und Rache und Verderben dem Mörder des ältern Hamlet. Darauf lichteten ſie die Anker, und kehrten alſogleich nach Dänemark zurück. Unterwegs begegneten ſie der neuen Geſandtſchaft. Hamlet ließ ſie anhalten und befragte ſie um ihren Zweck, dann ſprach er: „reiſet und werbet aber nicht für den Lumpenkönig Alf, der, ſo Thor will, bald dahin ſtürzen ſoll, daß er die Beine gen Himmel ſtreckt, ſondern für mich, Hamlet, Euren einzigen, rechtmäßigen Herrn." Darauf ſetzte er ſeine Fahrt fort, und landete bald darauf auf Seeland.

Hier erwarteten ihn ſeine Freunde und Vertrauten an der Spitze eines ſtarken Heeres, welches ſie unterdeß für ihn zuſammengerufen hatten. Hamlet fuhr alsbald gen Helſingör, ſtürmte bei nächtlicher Weile, als eben der Afterkönig wieder bankettirte, die Burg, drang in die Halle, und indem er ſeinem Ohm das Schwert durch den Leib rannte, goß er ihm einen Becher Meth in den Hals und ſchrie: „Hier iſt Gift für Dich, verdammter Giftmiſcher!"

Alſo rächte Hamlet den Tod ſeines Vaters und ſeiner bethörten Mutter an ſeinem ruchloſen Ohm. Alle Dänen huldigten ihm und liebten ihn als ihrem König, und viele Jahre lebte er glücklich an der Seite der ſchönen Cordelia, welche ihm der König von Britannien zur Gattin gegeben hatte; erſt als Greis fand er einen rühmlichen Heldentod in einer Schlacht wider die empörten Norweger.

Zweihundert drei und ſechzigſte Nacht.

Wie gewöhnlich hatten ſich die Bewohner des Schloſſes im Saale verſammelt, nur der Freiherr und Alma fehlten noch, da ſagte die Freifrau ängſtlich: „ich weiß nicht, was meinen Gatten in ſeinem Zimmer feſthält, ich fürchte er iſt unwohl, begleiten Sie mich zu ihm, lieber Doktor.“

In demſelben Augenblicke trat Herr von Runſitten mit Alma ein, und der Maler konnte ſich nicht enthalten, dem Caplan unvermerkt zuzuflüſtern: „die arme Baronin, ſie weiß es alſo auch ſchon, daß ihr Gemahl jetzt einige Nächte hinter einander wieder herumgewandelt iſt?“

Der Caplan ſah Reiner betroffen an, beide ſchwiegen und gingen den Freiherrn zu begrüßen, welcher in Wahrheit auffallend blaß ausſah.

Das Geſpräch kam auf Eduard, und ſchon war es elf Uhr und noch keine Sage an die Reihe gekommen, da ſagte der Freiherr ſelbſt ganz heiter zu den Anweſenden: „nun wer iſt denn heute geneigt, eine Sage zu erzählen?“

Nach einer Pauſe ſagte der Caplan: „ich, wenn es mir vergönnt iſt,“ und begann:

Der nächtliche Gang.

Vor langen Jahren lebte auf einem alten, feſten Schloſſe ein reicher, mächtiger Graf, edel und tapfer, aber ſtolz und unbeugſam. Seine Gemahlin, eine übrigens vortreffliche Frau, gab ihm am Stolze nichts nach, und obgleich der Graf und die Gräfin ihre Diener reich belohnten und gut hielten, ſo würdigten ſie dieſelben doch ſelten eines Wortes, und ſprachen nur durch Winke mit ihnen.

Der Liebling der Aeltern war Curt, ihr einziger Sohn, und eifrig waren ſie bemüht, ihn eben ſo edel, aber auch eben ſo ſtolz zu erziehen, als ſie ſelbſt waren.

Zu der Zeit kam ein junges Mädchen, Namens Charitas —

Mit ſteigender Aufmerkſamkeit hatte der Freiherr dem Caplan zugehört.

„Charitas, Charitas!" ſchrie er auf, „wer nennt dieſen Namen und heute, heute! — O muß ich denn ewig an den unglücklichen Tag erinnert werden" — furchtbare Krämpfe ließen ihn nicht ſeine Rede vollenden, leblos ſank er zu Boden.

Außer ſich vor Schreck und Schmerz ſtürzten die Seinen neben ihn nieder.

Zweihundert vier und ſechzigſte Nacht.

Der Freiherr lag im leichten Schlummer. Alma und ihre Mutter ſaßen, durch eine ſpaniſche Wand ſeinen Blicken entzogen, doch ihn beobachtend, an ſeinem Lager.

Im Nebenzimmer ſaßen der Caplan, der Arzt, der Maler, um nöthigenfalls ſogleich zum Beiſtande des Freiherrn da zu ſeyn.

„Noch immer bin ich auf das Tiefſte betrübt,“ ſagte der Caplan, „daß ich ohne es zu wollen, die unſchuldige Urſache der Aufregung und des damit verbundenen, krankhaften Zuſtandes des Herrn von Runſitten geworden bin.“

„Die Urſache ſind Sie allerdings wie mir ſcheint,“ erwiederte der Arzt, „aber vielleicht zum Glück, denn ſobald ich nur eine Spur von dem Grunde der Gemüthskrankheit des Freiherrn habe, kann ich auch eher hoffen, ihn herzuſtellen. Ich habe es immer für Unrecht gehalten, auch für nutzlos, die Dienerſchaft des Freiherrn nach ſo Manchem aus dem frühern Leben ihres Gebieters zu fragen, aber ich werde es nun thun, ſobald ich es kann.“

„Da könnte der alte Kaſtellan wohl am beſten Auskunft geben,“ bemerkte der Caplan, „er iſt ſeit beinahe ſechzig Jahren in Dienſten der Familie Runſitten und hier auf dem Schloſſe geboren, denn ſchon ſein Vater war Kaſtellan.“

Indem öffnete Alma leiſe die Thüre, und flüſterte dem Arzte zu: „Vater ſchlummert recht ſanft.“

„Das iſt mir lieb,“ erwiederte der Arzt, und als Alma ſich wieder entfernt hatte, ohne die Thüre feſt zu ſchließen, begann der Caplan leiſe folgende Sage zu erzählen:

Die nächtliche Reiſe.

Ein Kreis von Männern und Frauen jedes Alters hatte ſich am Thomasabende im Zimmer meiner Baſe Margarethe verſammelt, welche dieſen Abend immer gern, wie es in Sachſen und Schleſien Sitte iſt, im Kreiſe befreundeter Menſchen zubrachte. Ich war damals noch ein Kind und nur aus beſonderer Vergünſtigung unter den Erwachſenen.

Die Männer ſprachen fleißig dem Punſchglaſe zu und fertigten, um nicht müßig zu ſeyn, allerlei zierliche Sterne und Ketten, vergoldeten Aepfel und Nüſſe, um die Chriſtbäume der Kinder zu ſchmücken, welche im Nebengemache, von dem Weinachtsfeſte träumend, ſchlummerten. Die Frauen und Jungfrauen nippten nur von dem feurigen Getränke, und arbeiteten allerhand angenehme Gaben, dazu Puppenanzüge und Fahnen für die ihnen verwandte oder befreundete Jugend.

Manch luſtiger Schwank war ſchon erzählt, manch heitres Liedchen geſungen worden; eben war eine lange Stille eingetreten und Baſe Margarethe ſtand auf, ihre Gäſte mit friſchem Punſch und Backwerk zu verſehn.

Ein fürchterlicher Windſtoß öffnete jetzt einen Fenſterflügel, der Regen ſchlug praſſelnd in's Gemach, das Fenſter ward ſchnell geſchloſſen und Gebhardt ſagte: „Eine ſchaurige, ſtürmiſche Nacht; ich glaube, man könnte jetzt alle Straßen der großen, volkreichen Stadt durchwandern, und würde weder einem Menſchen noch einem Thiere begegnen, den armen Nachtwächter ausgenommen, welchen ich vom Herzen bedaure.“

Indem er dies ſagte, horchten Alle auf, ein dumpfes Getöſe ließ ſich vernehmen, man hörte jetzt deutlich Hufſchlag, das Rollen von Rädern, und es ſchien, als ob ein ganzer Zug von Reitern und Wagen vorüberkämen. Einige junge Leute wollten neugierig an das Fenſter eilen, Baſe Margarethe aber rief ängſtlich: „Bleibt, bleibt! wißt Ihr nicht, daß der wilde Graf ohne Kopf um die Weihnachtszeit mit ſeinem Gefolge herumfährt, und daß Jeder der ihn neugierig betrachtet, ein geſchwollenes Geſicht oder noch etwas Schlimmeres davon trägt?“

Der Arzt wurde zum Freiherrn gerufen und der Caplan dadurch in ſeiner Erzählung unterbrochen.

Zweihundert fünf und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht fuhr der Caplan fort:

Die jungen Leute blieben auf ihren Plätzen, und ſahen die Baſe ſtaunend an. „Was iſt das mit dem Grafen?“ fragte Ludmilla, die Jüngſte in der Geſellſchaft, und Gebhardt verſetzte: „der Sage nach lebte vor vielen hundert Jahren ein reicher Graf, welcher in Nord- und Süddeutſchland große Beſitzungen hatte, und ein rauher, unfreundlicher Mann war, der Niemand liebte und von Niemand geliebt wurde. Schönen Frauen war er jedoch nicht abhold, und um ſich die ſchönſt als Gemahlin heimzuführen, zog er mit ſeinem zahlreichen Gefolge von Burg zu Burg auf die Brautſchau. Manch liebliches Blondköpfchen, manch feuriges Auge hatte ihm wohlgefallen, doch unter Allen trugen zwei Fräuleins den Sieg davon. Die eine war hoch, ſchlank und üppig, die feurigſte Brünette, die andre wie aus Lilien und Roſen gebildet, ätheriſch, engelgleich. Für Beide ſprachen Herz und Sinne, und mit ſich ſelbſt zu Rathe gehend, raſtete der Graf eines Tages unter einer hohen Eiche, ungewiß, ſollte er ſein Roß nach Süden oder Norden lenken, die Braut heimzuholen.

Da entſchlief er und ſchlief noch, als die Sonne die Wipfel der Bäume vergoldete. Als er erwachte, war ihm ſeltſam zu Muthe, und er wußte nicht recht, ob er geträumt oder Alles wirklich erblickt habe, was ſein ganzes Gemüth mächtig verändert hatte.

Es war ihm nämlich vorgekommen, als ſchreite er tiefer und immer tiefer in den Wald; endlich ſah er ſich auf einem hohen Felſen, welcher eine Höhle hatte. Neugierig ging er hinein und erblickte ein weiß verſchleiertes Weib, das, einem Steinbilde gleich, träumeriſch da ſaß. Durch das dünne Gewand ſchimmerten die ſchönen Glieder; jetzt ſchlug ſie den Schleier zurück, und der Graf ſah in ein Antlitz ſo ſchön, wie ſeine kühnſten Phantaſien ihm keins gemalt. Ehrfurcht, wie er ſie nie für ein Weib emfunden, hielt ihn fern von ihr; er wünſchte ſie anzureden und wagte es nicht; er wollte fragen, warum ſie in dieſer Höhle weile, aber ein Blick aus ihren Augen raubte ihm die Sprache.

„Sey mein!“ rief er endlich und ſtürzte zu ihren Füßen — da erwachte er und ſah ſich wieder im Walde unter dem Eichbaume.

Er wußte ſich nicht zu ſagen, ob die Schöne blond oder braun geweſen ſey; überhaupt ſchwebte ihm keiner ihrer Züge ſo deutlich vor, daß er ſie hätte beſchreiben können, und doch ſah ſein inneres Auge nichts als ſie, und Sehnſucht, wie er ſie nie empfunden, Sehnſucht, die ihm Thränen auspreßte, bewegte ſein Herz.

Tiefſinnig ritt er nach Hauſe, ließ ſich ſchweigend entkleiden und ſuchte ſein Lager, ohne Ruhe zu finden. Tage lang ſaß er ſo nachdenklich, rührte weder Speiſe noch Trank an und ſprach kein Wort.

An ſein größeſtes Vergnügen, die Jagd, dachte er kaum, aber Blumen und Fruchtbäume ließ er im Burggarten pflanzen, daß es eine Pracht war.

Hier machte der Erzähler eine Pauſe, um die folgende Nacht weiter fortzufahren.

Zweihundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Caplan erzählte weiter:

Eines Tages beſchied der Graf alle ſeine Vaſallen und Diener zu ſich auf ſeine Burg, verſammelte ſie in der großen Halle und ſagte, daß er dem, welcher ihm den Weg zu der wunderbaren Höhle zeigen könne, eines ſeiner ſchönſten Schlöſſer mit Wieſen und Wald auf ewige Zeiten zum Eigenthum geben wolle, und als Keiner etwas von der Höhle wiſſen wollte, ſandte er Herolde in alle Weltgegenden und ſetzte einen hohen Preis für den, welcher die Höhle auf felſiger Höhe auskundſchafte.

Wochen und Monden verſtrichen, Niemand brachte ihm gewünſchte Nachricht; er ſelbſt ſchlug faſt täglich den Weg ein, den er damals genommen, ohne dieſe Höhle wieder zu finden. Endlich gab er es auf, ſie noch zu ſuchen, aber auf die Brautſchau ritt er wieder, hoffend, irgendwo die unbekannte Schöne oder ihr Ebenbild zu finden.

Doch verdrießlich kam er aus allen Schlöſſern der Ritter, aus den ſchönen Häuſern der Städter zurück.

Wolf, ſein Burgvoigt, der einzige, dem er ſein ganzes Geheimniß entdeckte, ſchlug dem Grafen vor, auch die Hütten und Einſiedeleien durchſpähen zu laſſen. Dieſer Rath gefiel dem Grafen und er ſandte ſeine getreueſten Diener, nachdem ſie ihm hatten Verſchwiegenheit geloben müſſen, in der Gegend umher, ihm die zur Gemahlin zu bringen, welche der Beſchreibung, die er von der Unbekannten machte, am meiſten gliche.

Kaum waren einige Tage verſtrichen, ſo kehrte auch der älteſte Knappe mit einer verſchleierten Jungfrau zurück, die ihm außerordentlich ſchön erſchienen war.

Wer beſchreibt das Entzücken des Grafen, als er wirklich das ſchöne Weib vor ſich ſah, das ihn ſo bezaubert hatte. Er führte es ehrerbietig in das ſchönſte Gemach, ſandte ihr Zofen zur Bedienung und traf alle Anſtalten zu ſeiner Vermählung. Als er nun am andern Morgen kam, die Braut abzuholen, um ſie zur Kirche zu führen, ſah er nicht mehr das herrliche Weib, ſondern eine gewöhnliche Jungfrau vor ſich ſtehen, die jenem Wunderbilde ſo wenig glich, als der Strohhalm der Roſe. Verdrießlich entließ er ſie aus ſeiner Burg und den Knappen aus ſeinen Dienſten.

In einigen Tagen kam Witold, der zweite Knappe des Grafen, begleitet von einer jungen Hirtin, welche des Grafen Gemahlin werden wollte. Der Graf, mißtrauiſch geworden, warf nur einen Blick auf ſie. Da erkannte er die Jungfrau aus der Höhle. Ungeſtüm riß er ſie an ſein Herz und im Nu war ſie entſchwunden und der Graf hielt ein kleines, blondes Mädchen im Arme, aber nicht die Herrliche ſelbſt.

Erzürnt über dieß Gaukelſpiel, ließ er das Mädchen in ein Zimmer im Thurme, den Knappen in das Burgverließ ſperren.

„Soll ich ſie denn immer nur auf Augenblicke ſehen!“ grollte er und ritt hinaus in den Forſt. Am Saume des Waldes begegnete ihm Albrecht, ſein Lieblingsknappe; neben ihm her ſchritt eine hohe Jungfrau, welche des reichen Grafen Werbung nicht verſchmäht hatte.

„Ja, ja Du, Du biſt ſie wirklich!“ rief der Graf und küßte ſie, ganz entzückt über ſein Glück; aber auch ſie war es nicht. Außer ſich vor Zorn, zog er ſein Schwert, und im Augenblick lagen die Jungfrau und der Knappe enthauptet am Boden.

Nachdenkend über den Doppelmord, dennoch Raſerei und Liebesglut, Sehnſucht und Zorn in der Bruſt, im Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, ritt er langſam nach Hauſe.

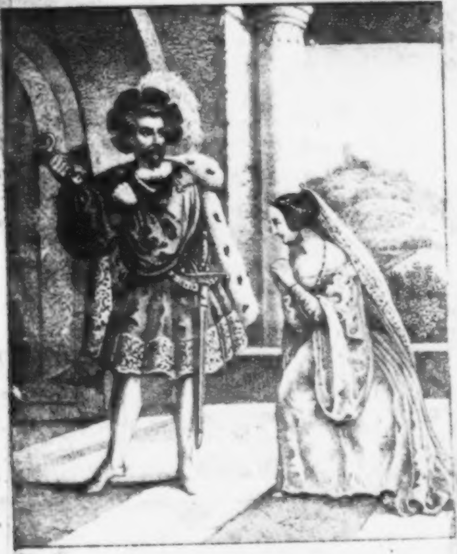
Mitten im Walde begegnete ihm Vater Auguſtin, der fromme Klausner, und ſprach mit warnendem Tone: „Graf, Graf, bedenkt was Ihr thut! Es frommt keinem Sterblichen, die Roſen zu zertreten, weil er mit Sonnen nicht ſpielen kann; ſteht ab von dem Verlangen nach Unerreichbarem, es wird Euch hin und her treiben, jedes Glück zertrümmern, ohne Euch das Erſehnte, was Ihr ertrotzen wollt, zu bringen.“

Der Graf antwortete nicht, ſondern ſprengte zürnend an dem Warner vorüber, indem er die Hände ballend rief: „Ich muß ſie doch beſitzen, oder Alle tödten, die ſich erfrechen, auf Augenblicke mich durch die Geſtalt der Schönen zu täuſchen.“

Hier ſchloß der Caplan für heute, denn Mitternacht war nicht mehr fern.

Ende der erſten Abtheilung des fünften Bandes.

V. Bdch. II. Abth.



Der Blaubart.

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 36 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

1r Bändchen [illegible] Abtheilung

Meissen
bei F. W. Goedsche

Zweihundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als ſich des Nachts die drei Männer wieder im Nebenzimmer verſammelt hatten, und der Kranke ruhig ſchlummerte, fuhr der Erzähler fort:

Ungeachtet der Graf nun in kurzer Zeit aus demſelben Grunde zwei Knappen und zwei Jungfrauen mit dem Schwerdte enthauptet hatte, nahten ſich ihm noch immer Diener und Jungfrauen, erſtere vom hohen Preiſe, letztere von Eitelkeit und Ehrgeiz verblendet. Viele fanden ihren Tod von des Grafen Hand, bis ſich endlich Niemand mehr zur Burg wagte.

Der Frevel des Grafen ging äußerlich ungeſtraft hin, er aber ward von Tage zu Tage unglücklicher und ſagte oft, um ſeine innere Stimme zu beſchwichtigen: „Warum ward mir das Köſtlichſte gezeigt, wenn ich es nicht beſitzen ſoll? Warum ſoll ich nicht auch ſo glücklich ſeyn, wie Andre? Sind Andre beſcheidener, — ich bin es nicht, ich bin ein höherer Menſch, als ſie, an Muth, Tapferkeit, Verſtand ihnen überlegen, ich begehre nun einmal etwas Beſſeres, Höheres, als Andre.“

Tage reihten ſich zu Monden, Monden zu Jahren; da begab es ſich, daß der Graf eines Tages wieder unter dem Eichenbaume ſchlummerte und denſelben Traum hatte, wie damals, und als er in der Dämmerung erwachte, ſchritt wirklich eine weiße Geſtalt vor ihm her. Sie ſah auf zu ihm — ſie war es.

Eilig ſprang der Graf vom Pferde, und lud ſie ein, ihm zu folgen. Sie bejahte es ſchweigend, und er führte ſie triumphirend auf ſeine Burg. Diesmal verwandelte ſie ſich nicht, aber ſie rührte weder Speiſe noch Trank an, und zeigte ſich an Allem theilnahmlos.

Der Vermählungstag ward feſtgeſetzt, und von allen Seiten kamen die Gäſte, welche der Graf geladen und nun mit verſchwenderiſcher Pracht bewirthete.

Glänzend gekleidet trat er am Morgen in das Gemach der Braut, ſie zur Kirche abzuholen. Sie war ſchneeweiß gekleidet, wie immer, und ſchöner als jemals, und als er lächelnd ihre Hand faßte, die ihm weiß und rein entgegen glänzte, ſagte ſie mit Hoheit: „Seyd Ihr mich werth?“ Von ihrem Blicke erſchüttert, ſenkte er die Augen; Blut floß zu ſeinen Füßen, um ihn her ſchwebten die Köpfe der Gemordeten, tanzten enthauptete Körper, und von Verzweiflung ergriffen, ſtürzte er ſich vom Balcone des Brautzimmers hinab, und weit hinweg in die Tiefe rollte ſein zerſchmetterter Schädel.

Die Gäſte blieben nun zur Beerdigung des Grafen da, die Braut war ſpurlos verſchwunden. Als nun der Graf begraben war, und ſein Leichnam die erſte Nacht — es war in der Thomasnacht — in der Erde ruhte, hörte man ein Rollen von Rädern und Hufſchlag, und man ſah in einer ſchwerfälligen Caroſſe den Grafen ohne Haupt ſitzen, neben ihm die Braut mit furchtbar ernſten Blicken, und alle ſeine von ihm getödteten Diener, und die Jungfrauen ohne Kopf folgten auf Pferden dem Paare. Im Fluge ging der Zug vorbei, und ward in derſelben Nacht in einem Umkreiſe von mehr denn ſechzig Meilen geſehen.

Gebhardt ſchwieg. Ludmilla wollte etwas Scherzhaftes über die kopfloſen Menſchen ſagen, doch es gelang ihr nicht. „Wie ruhelos und elend Sehnen nach Unerreichbarem den Menſchen umher treiben können,“ ſprach nachdenklich Baſe Margarethe. —

Als der Caplan hier inne hielt, ſprach der Maler: „dieſe Sage, die, ſo viel ich weiß, mit verſchiedenen Abweichungen in Sachſen, und ich glaube auch in Schleſien im Munde des Volkes lebt, iſt noch jetzt für das Volk die reine Wahrheit, und in manchen Orten in der Ober-Lauſitz glaubt man noch feſt daran, daß es gefährlich ſey, in den letzten Tagen vor dem Chriſtabend ſpät Abends zum Fenſter heraus zu ſehen.“

„Daß ein Wagen, in welchem Menſchen ohne Kopf ſitzen, kurz vor Weihnachten herum fährt, habe ich auch gehört,“ ſagte der Arzt, „aber der Grund dieſer nächtlichen Reiſe iſt mir unbekannt geweſen.“

„Der zweite Theil meiner Sage folgt noch,“ bemerkte der Caplan, „und ich habe die Erzählerin derſelben als durchaus wahrhafte Perſon gekannt.“

Zweihundert acht und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht ward der Caplan von ſeinen Freunden erſucht, die Sage weiter zu erzählen, und er begann:

Nach einer langen, unheimlichen Pauſe, in welcher wir damals Alle auf das Praſſeln des Regens und den Glockenſchlag Eins gehorcht hatten, riefen Einige: „Laßt uns doch von etwas Heiterm, von etwas Anderm ſprechen. Muhme Maria, Du haſt den ganzen Abend ſchweigſam da geſeſſen, ſage nun auch ein Wörtchen; an Stoff zu Erzählungen wird es Dir nicht mangeln; biſt Du doch weit und breit herum gereiſt und haſt mehr geſehen, als wir Alle zuſammen.“

Die holdſelige, aber immer traurige Maria, eine alternde Jungfrau, deren Antlitz noch Spuren hoher Schönheit an ſich trug, lächelte wehmüthig und antwortete: „Ihr wißt nicht, was Ihr verlangt; auch ſpreche ich nie von meinen Reiſen.“

„Ja wohl!“ ſagte nicht ohne Bitterkeit Bernhard, ein Mann von ungefähr vierzig und einigen Jahren, und blickte mit ſeltſamen Ausdruck auf Marien. Mißtrauen und Liebe leuchteten aus ſeinen Augen, ſie ſah ihn mit unbeſchreiblicher Wehmuth, mit dem Ausdrucke, den das Gefühl unverſchuldeter Vorwürfe giebt, an.

Man drang noch einmal mit Bitten in ſie, und ſchnell willig, als gelte es eine verſteckte Vertheidigung bei einem Menſchen, begann Maria, ſo zuſammenhängend, als es ihre große Schwäche erlaubte, zu erzählen:

„Mein Vater iſt, wie Euch Allen bekannt, früh geſtorben; er hinterließ kein Vermögen, und eine gute Stiefmutter erzog mich, und theilte ihr mäßiges Vermögen mit mir und ihren drei eignen Kindern.

Als ich zwanzig Jahre alt war, wünſchte ich nichts ſehnlicher, als meine Stiefmutter die mir bewieſene Liebe nun auch thätig zu vergelten, wenigſtens für meine Exiſtenz ſelbſt zu ſorgen. Bald bot ſich hierzu eine Gelegenheit. Ich hatte einen weitläufigen Verwandten, der mehr aus Laune, als aus Nothwendigkeit Leichenpfleger war; dieſem hatte ich meinen Wunſch mitgetheilt, und bald nachher kam er zu mir, mir die Stelle einer

Geſellſchafterin bei einer reiſenden Dame anzutragen. Er wußte mir von der Dame und ihrem Gemahl, dem Grafen U . . ., nichts weiter zu ſagen, als daß ſie unermeßlich reich, großmüthig und immer auf Reiſen wären, und ſicher hätte ich die angebotne Stelle wegen der Unbekanntſchaft über den Charakter meiner neuen Gebieterin nicht ſo ſchnell angenommen, hätte ich mich nicht ſehnlichſt von hier weggewünſcht.“

Eine hohe Röthe überzog die Wangen der Erzählerin und mit einem leiſen Seufzer fuhr ſie fort: „Es giebt Leiden des Herzens, welche ſich nicht ſchildern laſſen, Verhältniſſe, welche uns oft zwingen, das Liebſte zu verlaſſen, und die Armuth wird in manchem Falle die Zerſtörerin des reinſten, ſchönſten Glückes.

Meine Mutter wußte, was in mir vorging; ſie willigte ein, als ich ihr meinen Entſchluß bekannt machte, und entließ mich mit heißen Thränen und ihrem Segen.

In der Dämmerung, ſo wie mir geboten war, begab ich mich in das Hotel, welches Graf U . . . bewohnte. Vor der Thüre ſtand ein prachtvoller ſchwarzer Reiſewagen mit vier kohlenſchwarzen Rappen beſpannt, auf dem Kutſchbocke ſaß ein ſchwarzgekleideter, finſter ausſehender Bedienter; der Kutſcher, welcher bei den Pferden ſtand, glich ihm, wie ein Ei dem andern.

Ich fragte einen Kellner nach der Gräfin U . . ., er zeigte mit einer mitleidigen Geberde auf ein hohes, verſchleiertes Frauenbild, welches am Arme eines hochgeſtalteten, dicht in einen ſchwarzen Mantel gehüllten Mannes die Treppe herunter kam. Der Mann trat auf mich zu, fragte, ohne daß ich bei dieſer Gelegenheit ſein Geſicht hätte ſehen können, nach meinem Namen, und ſagte kurz: „Gut, ſteigen Sie in den Wagen; Ihr Gepäck beſorgt der Bediente

Er hob die Gräfin in den Wagen, ich mußte ihr folgen, er ſelbſt ſetzte ſich auf einen Sitz, der außerhalb des Wagens zwiſchen dem innern Theile deſſelben und dem Kutſchbocke angebracht war; ein Wink von ihm, und im Galopp flogen die Roſſe mit dem Wagen davon.“

„Heute nichts mehr davon,“ ſagte der Caplan, „laſſen Sie uns dieſes Zuſammenſeyn mit heitern Geſprächen beſchließen.“

Der Maler ſah den Caplan fragend an, als erwarte er etwas Schauerliches, aber dieſer ſchwieg, und Willmann erzählte von dem Freiherrn, daß der alte Kaſtellan immerfort um den Kranken ſeyn müſſe, daß er aber ſobald als möglich mit Fragen in ihn dringen müſſe, denn ſo lange er nicht den Grund der Melancholie des Freiherrn wiſſe, ſey dieſer, wie er ſchon oft bemerkt hatte, nicht herzuſtellen.

Zweihundert neun und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Den folgenden Abend erzählte der Caplan weiter:

Die gute Maria fuhr damals in ihrer Mittheilung fort: „Eine Bangigkeit, die ich nie beſchreiben kann, zog in mein Herz; die Gräfin blieb unbeweglich in der Ecke des Wagens, ſie ſprach kein Wort, und ich wagte es nicht, ſie anzureden. So viel bemerkte ich durch den Schleier, den ſie trug, daß ſie ſtarre, ſchwarze Augen und vollkommen regelmäßige Züge von bewundernswürdiger Schönheit hatte.

Gegen Morgen hielt der Wagen einige Minuten; friſche Pferde wurden vorgeſpannt, der Bediente reichte mir einen Becher ſtarken Wein und ein Weißbrod. Ich ſchlief ein. Als ich erwachte, lag eine ſchöne Stadt im Sonnenglanze vor mir; ich freute mich auf das Schöne, Neue, was ich dort erblicken würde, und mein Herz ſchlug leichter. Wir fuhren durch; ich fragte die Gräfin, wie die Stadt heiße, ſie ſchwieg; ich ſchaute mich nach einem Wahrzeichen, einem Meilenzeiger um; wir fuhren ſo raſch, daß ich nicht den Namen an demſelben zu leſen vermochte.

So fuhren wir durch ernſte und heitre, durch herrliche und öde Gegenden, ohne daß ich etwas davon ſah, noch ihren Namen hörte. Abends, ja oft, wenn die Nacht hereinbrach, hielten wir in einem Gaſthofe an; ich hatte dann das Geſchäft, die Gräfin anzukleiden und mich dann ihr gegenüber in den Wagen zu ſetzen.

In den Gaſthöfen durft' ich keinen Augenblick das Zimmer verlaſſen; was ich bedurfte, brachte mir der Graf, den ich niemals anders, als in ſeinem, ihn ganz verhüllenden Mantel ſah: auch für die Wäſche der Gräfin ſorgte er, wie ich glauben mußte, denn nie befahl ſie mir, dafür zu ſorgen, und doch ſah ſie ſtets ſehr ſauber aus. Nie ſah ich ſie Speiſe und Trank zu ſich nehmen, mit ihrem Gemahl unterredete ſie ſich nur durch Zeichen. Mir ward mit jedem Tage unheimlicher zu Muthe; ſchon oft wollte ich um meine Entlaſſung bitten, aber immer hielten Furcht und die weite Entfernung von meiner Heimath mich ab, mit dem Grafen, welcher übrigens nie mit mir redete, davon zu ſprechen.

Der Jahreszeit nach, mußte uns jetzt das Weihnachtsfeſt nahe ſeyn; der Gegend, den Pflanzen und Bäumen nach befanden wir uns jetzt im nördlichen Deutſchland.

Eines Abends, als unſer Wagen vor einem Gaſthofe hielt, ſah ich den Grafen, indem ich aus dem Wagenfenſter ſchaute, in das Antlitz; es war eingefallen und erdfahl, wie das eines Todten Ich ſchauderte zurück; ob er es bemerkte, weiß ich nicht, doch ſah er mich, als der Mantelkragen ſein Geſicht ſchon wieder verhüllte, von Zeit zu Zeit mit ſtechenden Blicken an.

Zitternd betrat ich das Zimmer; mit einer Angſt, wie ich ſie früher nie empfunden, ja nicht einmal für möglich gehalten hätte, legte ich mich auf einen Wink meiner Gebieterin zur Ruhe.

Eine Stunde lag ich mit geſchloſſenen Augen, ohne zu ſchlummern, da, nicht weit von mir ruhte die Gräfin. Da wurde die Thüre aufgeriſſen, und der Graf ſtürmte in das Gemach. Er trat an das Bette der Gräfin und faßte ihre Hand; ſie erhob ſich, ſah ihn ſtarr an, und ſprach mit einer rührenden, aber ſeltſamen Stimme: „Wollt Ihr mich auf's Neue quälen?"

„Und peinigſt Du mich nicht ſchon eine Ewigkeit, liebloſes Weib, mit dem ſteinernen Herzen, für das ich litt und that, was kein Menſch thut und leidet?"

„Warum jagt Ihr einem Phantome nach? Wir ſind Weſen verſchiedener Art, und können uns nimmer angehören!"

„Aber doch Beide um unſrer Schuld willen gequält: Ihr um der Liebloſigkeit willen, die am Weibe zur Sünde wird, ich um der glühenden Liebe willen, die jede andre Kraft, jedes andre Gefühl in mir ertödtete."

Sie ſchwieg. Nach einer Pauſe ſprach ſie ſtolz: „Wie mögt Ihr Euern Trotz Liebe nennen. Wie lange wird dieſes Mädchen, das Ihr meine Dienerin nennt, von Euch feſt gehalten, zu was?"

„Sollen wir allein Leiden dulden, von denen kein Menſch einen Begriff hat? Es iſt mir Bedürfniß, auch ein Weſen um mich zu haben, das jetzt Freude auf Erden haben kann, einſt Ruhe im Grabe hat.“

Sie wandte ſich ab. Er ſagte nach langem Schweigen: „Heut' iſt wieder die erſte Nacht, wo ich Euch verlaſſen muß; ich komme wieder, wir ſind nicht getrennt.“

Sie bejahte ſtumm mit dem Haupte. Er entfernte ſich. Ich bebte; dunkle Ahnungen, den Erinnerungen an Kindermährchen gleich, ſtiegen in mir auf.

Ich gewahrte, daß die Gräfin in einen tiefen Schlaf verſank. Um mich zu ermuthigen, ſtand ich auf und ſchlich mich an das Fenſter.

Leiſe öffnete ich daſſelbe; ſüßer Mondesglanz übergoß die Gegend mit Zauberlicht. Ich blickte hinauf zu den Sternen und betete wortlos, innig.

Dumpfes Geräuſch weckte mich aus meiner Andacht. —

„Und hier breche ich ab, denn es iſt ſchon ſpät, und morgen kommen wir ja wieder zuſammen;“ — mit dieſen Worten erhob ſich der Caplan und ſagte ſeinen Freunden gute Nacht.

Zweihundert und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Die nächſte Nacht erzählte der Caplan weiter:

Dumpfes Geräuſch weckte, wie ich Baſe Marien erzählen ließ, ſie aus ihrer Andacht. Ich laſſe ſie weiter ſprechen: „ich blickte hinab auf die Hausthüre; wie von unſichtbaren Händen öffnete ſie ſich, unſre ſchwarze Karoſſe rollte heraus, auf den Pferden ſaßen Reitknechte, auf dem Bocke Kutſcher und Bedienter, Reiter und Damen zu Pferde in altdeutſcher Tracht umgaben den Wagen, in welchem der Graf ſaß, und, täuſchte der Mondſchein mein Auge nicht, Jedem fehlte der Kopf.

Als ich aus meiner grauſenhaften Erſtarrung erwachte, ſtrich die friſche Morgenluft an mein Antlitz, Schneeflocken bedeckten die Erde, und verbreiteten freundliche Helle. Die Gräfin ſchlief noch immer feſt; ich faßte einen raſchen Entſchluß. Eilig nahm ich die nothwendigſten meiner Kleider und meine Baarſchaft, und verließ das Gemach. Wie auf Windesflügeln eilte ich aus dem Hauſe der nahen Kirche zu, deren Lichtſchimmer mich zu ſich einlud. Es war eben die Frühmeſſe angegangen. Lange hatte ich nicht den Troſt gehabt, an geweihter Stätte beten zu können, ich fiel auf meine Kniee und betete zu Gott um Rath und Schutz. Muthiger eilte ich, obgleich Proteſtantin, dem nächſten Beichtſtuhle zu, und bekannte dem Prieſter Alles, was ich in Jahresfriſt erlebt. Er hörte aufmerkſam zu, und rieth mir, mich nach meiner Heimath zu begeben, was mein lebhafter Wunſch war.

Menſchenfreundlich ſorgte er für mein Fortkommen; wenn auch im Innerſten erſchüttert und alles Frohſinnes beraubt, doch äußerlich wohl behalten, langte ich am Sylveſterabend bei meiner Mutter an, die mich liebevoll aufnahm. Was ich das Jahr empfunden und geſehen, vertraute ich keiner Seele. Immer fürchtete ich die Erſcheinung des Grafen und ſeiner Gemahlin, und die Wohlhabenheit, welche ſpäter jede Frage von Sorge von meiner Mutter und mir nahm, wir danken ſie, wie bekannt iſt, einer Erbſchaft, — vermochte mich kaum zu erfreuen.

Einmal in meinem Leben ſchien es, als wolle wieder Frohſinn und Glück in mich einziehen, als ich meinen Jugendliebten wieder ſah und ihn treu erfand, aber ich wagte es nicht, die Hand, welche er mir bot, anzunehmen. Immer und immer fürchtete ich die Erſcheinung des unheimlichen Grafen; es war mir, als habe er einen unſichtbaren Einfluß auf mein Leben, als dürfe ich kein Weſen, das mir lieb ſey, an mich binden. Ich gab ihn auf, und lebte ſtill fort, wie Euch bekannt. Im Frühlinge bin ich oft heiterer; die Zeit hat viel von dem Andenken, das mich peinigt, verwiſcht, aber der Winter und Gebhardt's Mähr haben auf's Neue die Begebenheit in meine Seele zurückgerufen, die einen ſchwarzen Schleier über mein ganzes Leben warf. Ich habe heute zum Erſtenmale davon geſprochen, doch deßhalb ſchlägt mein Herz nicht leichter."

Alle blickten theilnehmend auf die, Jedem in unſerm Kreiſe liebe Freundin, beſonders Bernhard. Jeder wollte ihr etwas Freundliches, Tröſtliches ſagen; aber ſie winkte ſanft mit der Hand, und verließ, nur von der jungen Ludmilla begleitet, das Gemach.

Jetzt erhoben Alle, außer Bernhard, der ſinnend vor ſich nieder ſah, ihre Stimmen. Man ſtritt, ob Maria mit Menſchen oder Geſpenſtern gereiſt ſey, Vernunft und Fantaſie, die ſich immer ſo gern zu Uebernatürlichem neigt, zeigten ihre Verſchiedenheit deutlich in den Ausſprüchen, welche in dieſer Verſammlung gethan wurden, ohne daß eine davon entſchieden ſiegte.

Man trennte ſich endlich mit dem Vorhaben, den Grafen, der doch nicht ſpurlos verſchwunden ſeyn könne, nachzuforſchen. Man beſchloß, Marien mehr zu befragen, und Alles zu thun, um ſie von einem Wahne zu heilen, der ihr ganzes Leben vergiften mußte.

Den andern Morgen fanden ihre Angehörigen ſie todt in ihrem Bette. Sonderbar genug folgte ihrer Leiche bis an die Ringmauer des Friedhofes ein hochgeſtalteter, ſchwarzgekleideter Mann, den Niemand kannte, und welcher ſpäter vergebens aufgeſucht wurde.

„Seltſam!" ſagte Reiner, „doch iſt das Erſcheinen des unbekannten," ſchwarzgekleideten Mannes wohl nur ein Zufall, und die ganze Erzählung Mariens ein Gebilde lebhafter Fantaſie.“

Der Caplan ſchwieg.

Zweihundert ein und ſiebzigſte Nacht.

Allein mit dem alten Kaſtellan ſaß der Arzt in dem, an das Krankenzimmer anſtoßenden Kabinet; „er ſchläft!“ flüſterte jetzt Willmann, „ich bitte, fahren Sie in der Erzählung, die mich ſo ſehr intereſſirt, fort.“ Der Kaſtellan räuſperte ſich und begann: „nun, wie ich alſo vorhin ſagte, die ſeligen Aeltern unſers Freiherrn von Runſitten waren vortreffliche, ehrenwerthe Menſchen, rechtlich, was ſie verſprachen, hielten ſie auch, und wenn man ſagte: der Freiherr von Runſitten hat es erzählt, ſo ſchwor Jeder darauf, wie auf das Evangelium. Aber ſtolz waren Beide, der Herr, wie die Frau, und der Gedanke ſtand in Beiden feſt, daß in den Adern der Adeligen andres Blut flöße, edleres, reineres, als in den Adern der Bürgerlichen.“

„Unſer jetziger Freiherr dachte von Kindheit an anders, und dieſe freiern Anſichten verdankte er ſeinen vortrefflichen Lehrern und Reiſen in das Ausland. Vor einer Reihe von Jahren beſtimmten ihm ſeine Aeltern eine junge, reiche Gräfin aus uraltem Geſchlecht zur Gemahlin, aber der junge Herr willigte nicht ein, man ſagte, er habe im Auslande ſich in ein junges, ſchönes Mädchen von bürgerlicher Herkunft verliebt.

So viel weiß ich, daß zwiſchen ihm und ſeinen Aeltern eine gewiſſe Spannung herrſchte, die ſich erſt nach und nach verlor. Die dem Freiherrn beſtimmte Braut verheirathete ſich, und die Freifrau, welche anfing, ſchwach und kränklich zu werden, nahm ein junges Mädchen zu ſich, als Geſellſchafterin. Es war ein wahrer Engel, ſo ſchön und gut, und würde ich noch hundert Jahre alt, ich werde die holde Charitas niemals vergeſſen.

Ob der Freiherr ſie liebte, ob ſie wohl gar das Mädchen war, welches er ſchon früher geliebt, weiß ich nicht zu ſagen; ich weiß nur, daß der alte Freiherr und ſeine Gemahlin ſie unbeſchreiblich liebten, und daß unſer junger Herr ihr eine Verehrung bewies, wie der Katholik ſeiner Schutzheiligen. Ein volles Jahr war ſie hier im Schloſſe, da trug der alte Freiherr ſeinem Sohne eine Reiſe nach Sachſen auf; bald nach ſeiner Abreiſe verließ auch Jungfer Charitas mit Wiſſen und Willen des Freiherrn und ſeiner Gemahlin das Schloß. Niemand wußte, wohin ſie reiſte, aber ſie weinte, als ſie das Schloß verließ — ach, Herr Doktor, das werde ich niemals vergeſſen. Und als ſie in den Wagen ſtieg, flüſterte ſie mir zu: „Leben Sie wohl, Herr Asmus, und — und grüßen Sie den Junker.“ Dabei wurde ſie feuerroth, und ich wußte nun, daß ſie fort mußte. Doch ſtill, der gnädige Herr rühren ſich.“

Wirklich war der Freiherr erwacht, er rief den alten Asmus zu ſich, und der Arzt fand dieſe Nacht keine Gelegenheit mehr, mit Asmus zu ſprechen.

Zweihundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

Der Freiherr befand ſich körperlich wohler, die Seinen hatten ſich um ihn verſammelt, auch der Kaplan und der Maler, und der Arzt ſchlug vor, Geſchichten zu erzählen.

Da auch der Freiherr dies wünſchte, ſo begann der Maler folgende Geſchichte zu erzählen:

Ebernburg.

Eine Stunde von Kreuznach entfernt, liegt die Veſte Ebernburg. Verſchwenderiſch hat die Natur die Umgegend mit Reizen ausgeſtattet. Liebliches wechſelt mit Wildem und Großartigem. Die genannte Burg, die jetzt in Ruinen liegt, war ſchon im 11. Jahrhundert ein Allodium der deutſchen Kaiſer des Saliſchen Geſchlechtes. Doch vor Allem gedenkt man hier des edlen Franz von Sickingen, der hinter ihren Mauern wagte, dem ganzen Reiche Trotz zu bieten, und es zum

Zufluchtsorte verfolgter Freunde des Lichts und Rechts zu machen. Hier barg der freimüthige Ulrich von Hutten ſein müdes Haupt, und ſchleuderte ſeine Schriften in die gährende Welt ſeiner Zeit. Traurig iſt es zu vernehmen, wie Sickingens Nachkommen ſpäter das arme Volk bedrückten — ihnen die Burg abgenommen und an die Grafen Spochmin gegeben wurde.

An dem Thore der Burg befindet ſich ein Eberkopf mit ungeheuern Fängern, im Munde des Volkes noch heute der Saukopf von Ebernburg genannt, von dem wahrſcheinlich die Veſte den Namen erhalten. Wenigſtens geht noch folgende Sage:

Ein mächtiges Geſchlecht der Grafen des Alſenzgaues beherrſchten die Umgegend. Einer derſelben, Raugraf **Rupert**, beſaß um das Jahr 1538 die Ebernburg, welche damals die Burg an der Alſenz hieß. Rupert war ein tapferer Ritter, aber auch brauſend und zornmüthig. Er lebte noch ehelos, gedachte jedoch, ſich eine adliche, ſittige Jungfrau heimzuführen als Gattin, zu der er Jutta von Montfort auserſehen, die er im Kloſter Rupertusburg bei Bingen, wo ſie erzogen worden, geſehen. Jutta aber liebte ſchon den Rheingraf Heinrich. Rupert's Zorn flammte auf i entſetzlicher Gluth, als ihm die Hand des Fräulein verweigert ward, er ſchwur blutige Rache dem Vate des Mädchens, und auch dem Rheingrafen, den e ſchon haßte, weil er ihm einſt auf dem Turniere z Frankfurt den Sieg und Preis entrungen.

Der Raugraf liebte die Jagd, jetzt trieb er ſie beſonders verwüſtend, weil er dadurch ſeinem gehaßten Nachbar Montfort Abbruch zu thun glaubte. Eines Tages ſtörten ſeine Hunde einen grimmigen Eber auf. Mit großer Wuth ſtürzte ſich das Thier auf den Raugrafen. Der Graf ſtand feſt mit dem Rücken am Stamme einer Eiche, legte ſeinen beſten Pfeil auf den Bogen, der aber den Eber nur am Ohre verwundete, und an dem borſtigen Pelze zur Seite abglitſchte. Nun war Gefahr für Rupert, denn ſeine Hunde lagen zerfleiſcht umher, er ganz allein, zum Pfeilſchuſſe keine Zeit mehr. Er nahm mit ziemlicher Ruhe ſeinen Speer zur Hand, knieete ſchnell nieder, den Speer auslegend, das Thier abzufangen. Das Glück wandte ihm den Rücken; der Eber machte eine Wendung mit dem Kopfe, der Speer ging ihm in den Backen und brach unter der eiſernen Spitze ab. Jetzt ſchien der Graf verloren — eine Beute des furchtbaren Thieres, das ſchon den ungeheuern Kopf ſenkte, um mit den Hauern ſeinen Feind zu zerfleiſchen. Der Raugraf empfahl ſeine Seele Gott — da blitzte vor ſeinen Augen ein Schwerdt mit breiter gewaltiger Klinge — mit einem mächtigen Hiebe getrennt vom Rumpfe rollte der Kopf des Ebers zu ſeinen Füßen. Der Rheingraf Heinrich hatte dieſen Meiſterhieb geführt, und das Leben ſeines Todfeindes gerettet. Rupert fiel um des edlen Freundes Hals, entſagte ſeinen Anſprüchen auf Jutta's Beſitz, und unzertrennlich waren ſie nun fortan. Zum ewigen Gedächtniß ließ Rupert den Eberkopf über dem Thore ſeiner Burg ausmeiſeln, und nannte ſie fortan: Ebernburg.

Der Kranke bedurfte der Ruhe, und leiſe entfernten ſich Alle, bis auf Asmus, welchen der Freiherr zu behalten wünſchte.

Zweihundert drei und ſiebzigſte Nacht.

Heute kam der Caplan mit einem langen Briefe von Küttner, und nachdem er ihn vorgeleſen, ſagte er zum Freiherrn: „unſer Freund hat auch einige Sagen geſchickt, und ich habe hier eine davon, die ich vortragen würde, wenn es Ihnen, Herr Baron, angenehm iſt.“

„Thun Sie es ja, Sie werden mich damit ſehr erfreuen,“ ſagte der Freiherr, und der Caplan erwiederte: „es iſt die Sage von Crescentia, welche im Manuſcript der Erzbiſchoff von Colocza beſitzt, und welches einſt in der Bibliothek des ungariſchen Königs, Mathias Hunyadi, dieſes großen Beförderers der Wiſſenſchaften, ſich befand, wenig bekannt iſt. Im Original iſt es in gereimten Verſen, der

Profeſſor hat es in einer ungebundenen, jedoch getreuen Ueberſetzung mitgetheilt:

Diz Buchel heiz't Creſcentia .
Die was ein edel vrouwe ſa.

Wie ich las, war hievor ein König zu Rom, Narciſſus genannt; der lebte nach ſeiner Wünſche Wahl, ſo daß zu derſelben Zeit ihm nur ein Ding mangelte, und er an Freuden ein Fremdling war: er hatte keine Erben. Da hieß er alle ſeine Unterthanen mit Fleiß zu Gott rufen, daß der ihn löſete von der Noth. Darnach gebar ſeine Frau Eliſabeth in kurzer Friſt zween Söhne, die waren klar, ſchön, zart und minniglich, man nannte ſie beide Dietrich. Da ſtarb der König und die Königin, und die Kinder wurden Waiſen; das Reich ſtand in Gefahr und die Unterthanen litten Noth: darum erließ der Papſt das Gebot, derjenige von den beiden Söhnen ſollte König ſeyn, dem zuerſt eine Frau beigegeben würde. So zog man die edlen Kindlein auf, bis zu der Zeit, da ſie das Schwerdt tragen mochten. — Nun hatte ein König in Afrika eine Tochter, die hieß Crescentia, war ſchön, tugendlich und gut: ihr trugen die Brüder holden Muth und warben um ſie. Den Vater nahm dies ſehr Wunder, allein der Senat wähnte, man ſolle den Streit ſo ſcheiden, daß, wen die Maid wollte, dem möchte man ſie und auch das Reich laſſen.

Der eine Dietrich war ein Held, in jeder Art herrlich, daß man ihn im ganzen Lande den ſchönen Dietrich hieß. Der andre war ſchwarz und häßlich; wo ihn die Leute wahrnahmen, nannten ſie ihn ſogleich Alle den ungethanen Dietrich. Dieſen erwählte Crescentia, denn er gefiel ihr im Herzen. Und ihm ward willig Rom und Lateran übergeben, er beſiegte die Normannen, und endlich hub er ſich über das Meer mit einer viel kräftigen Schaar, einen König zu bezwingen. In ſeines Bruders Huth ließ er ſein Weib und das Reich, und ins Ausland fuhren der Kaiſer und ſeine Geſellen. Den Zurückgebliebenen aber begann der Teufel zu plagen, denn er wollte ſündigen mit der Genoſſin ſeines Bruders. Sie ſprach weinend zu ihm: „Was beginnſt Du, Herr, in Deinem Herzen? Ich bin Deines Bruders Gemahl, Du bringſt mich in Schande und Noth, und uns möchte lieber ſeyn der Tod.“ Aber es entgegnete der ungetreue Mann: „Ich will mich rächen, weil Du mich ſehr ſchändeteſt, und mir die Ehre entwandteſt, da Du meinen Bruder nahmeſt.“

Crescentia erdachte jetzt in ihrem Herzen eine gute Liſt, um ſich zu retten. „Herr, willſt Du, daß ich Deinen Willen thue, ſo laß einen Thurm bauen, hoch und feſt, darin wir ſicher ſitzen vor dem Zorne der Römer und meines Gatten.“ Dieſer Rede ward Dietrich froh; er ließ den Thurm ſchnell erſtehen, auch mit Riegeln und Schlöſſern wohl verſehen, auch viele Heiligenbilder hineinbringen. Eines Abends ſpäte nahm die

Frau ihre Kleider und die Schlüſſel zum Thurme, Dietrich nahm ſie bei der Hand, und ging einen fröhlichen Gang.

Zweihundert vier und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Da ſie Beide traten vor die Kammenaten (Kammer), ſprach er: „Hier ſollſt Du ſtillen meines wunden Herzens Willen!“ Die Frau erwiederte: „Das ſoll ſeyn, geh' Du, Herr, aber zuerſt hinein.“ In die Kammer er, da ſchritt die Frau, ſchloß aber hinter ihm die Thüre feſt zu. Da rief er: „Ungetreue! das nenne ich Unminnen. Erlaß mich, Schwäberin, dieſes Elends, und ich ſchwöre Dir zween Eide, daß ich Dir nimmer Leides thu' an Deinem Leibe.“ Da antwortete ihm die Frau: „Deine Eide kann ich gut entbehren, Du haſt drinnen Brod und Wein, ſchönes Bett, die Heiligen ſind Dir nah', drum iſt es beſſer, Du erwarteſt meinen Herrn da!“ So ſperrte ſie den guten Herrn ein. Crescentia betete mit dem Volke, daß Gott ihr bald geſund zurück ſende ihren Gatten. Der Winter begann zu nahen, und ihr Mann kehrte mit ſeinem

Heere zurück. Verſtohlen ſchritt Creſcentia zu jenem Thurme, ſchloß das Thürlein auf, küßte ihren falſchen Schwager auf den Mund, und ſprach: „Empfange hiemit meine Huld, werbe um Gottes Huld, ich verſchweige Deine Schuld.“ Er ging dann, ſeinen Bruder zu empfangen. Wo er zu den Leuten kam, ſtreuete er eine Lüge aus, wie er von der Königin verführt worden, und ſie ihn zwei Jahre verborgen gehalten. Als er dem Kaiſer ſich näherte, eilte er ihm mit zwölf vertrauten Rittern entgegen, die ihm geſchworen, ſeine Ausſagen zu beſtätigen. Der Kaiſer ſprach zu ihm: „Wie gehabt ſich mein viel liebes Weib, die mir lieb iſt, wie mein eigner Leib?“ Und nun begann der böſe Bruder ſeine verleumderiſche Rede, wie Creſcentia gelebet in Unzucht, und die Ritter beſchworen es. Da befahl der Kaiſer ſeinem Bruder, ehe er ſelbſt ſeinen Einzug in Rom halte, die Kaiſerin zu verbrennen, zu ſteinigen, oder in des Meeres tiefen Abgrund zu ſtürzen. Schnell ſandte er zwei Knechte, dieſe ergriffen die Kaiſerin, führten ſie an das Meer, und wollten ſie ſtürzen in die tiefen Fluthen. Doch ſelbſt die Knechte erbarmte ihre Schönheit, und ſie beſchloſſen, ſie leben zu laſſen. Da ſprach Creſcentia: „Befahl Euer Herr, mich zu tödten, ſo ſollt Ihr ſein Gebot leiſten!“ Sie banden ihr die Hände auf den Rücken und ſtürzten ſie in das Waſſer. Doch ſie ward von einem Fiſcher aufgefangen, an das Land getragen und gepflegt. Sie ſagte dem Fiſcher, daß ſie ein armes Weib wäre und ihm dienen wolle. Als dieſer aber am andern Tage ſeinen Herrn, dem Vogt, keine Fiſche brachte, entſchuldigte er ſich damit, wie er ein Weib aus den Wellen gerettet. Der Vogt verlangte ſie zu ſehen, und der Fiſcher brachte ſie an den Hof. Der Vogt aber ſendete ſie, ihrer Schöne wegen, an ſeinen Herzog, einen Vaſallen Dietrichs. Crescentia ward von der Herzogin mit Liebe empfangen, ſie hörte hier der Kaiſerin Ungnade, aber auch, wie nach der Vertreibung derſelben der Kaiſer und ſein Bruder von der Miſelſucht plötzlich befallen worden, daß ihr Mund nicht ſprach, ihre Ohren nicht hörten und ihre Augen vergangen waren. — Crescentia erwarb ſich durch ihr tugendhaftes Betragen die Gnade des Herzogs, daß er ihr die Erziehung ſeines Sohnes und die Verwaltung ſeines Schatzes anheim ſtellte. Des Herzogs Vogt, der ſie nun in ſo hoher Gunſt ſah, ſuchte ihre Liebe zu gewinnen, doch ſie verſchmähete ſeine böſen Anträge. Da ergrimmte er, ſuchte ſie durch Verläumdung zu ſtürzen, und da ihm dieſes nicht gelang, ſich auf liſtige Weiſe zu rächen. Er ließ ſich einen Schlüſſel zu ihrer Kammer machen, ſchlich ſich Nachts leiſe hinein, ſchnitt dem Kinde des Herzogs, das bei Crescentia lag, das Haupt ab, und legte es in ihren Schooß. Der Herzog, früh erwacht, wollte ſeinen einzigen Erben ſehen — und fand, was der Vogt verübt! — Laut aufſchreiend rief er die ganze Genoſſenſchaft des Pallaſtes zuſammen. „Fluch der Mörderin, ſie hat das Kind im Schlafe gemordet!

Gott ſey es geklagt, daß wir ſie je ſahen“ — ſo tobte der böſe Vogt. Crescentia, als ſie geſehen, was vorgegangen, ſprach: „Herr Gott! wie haſt Du mich vergeſſen! Ich weiß vor Leid nicht, wie mir geſchehen, mein Verſtand iſt verloren. Hätten mich die Fiſche im Meer verzehrt, und kein Menſch mich je wieder geſehen! Da rannte der verrätheriſche Vogt auf ſie zu, ſchlug ſie zweimal an den Mund, daß das Blut zuthal in den Schooß floß. „Ha!“ rief er, „Du mußt wieder in den Abgrund hinunter, aus dem man Dich gerettet hat.“ Der Herzog aber ſprach zu ihr, die ganz erſchrecket vor ihm ſtand: „Du haſt Deine Treue an mir gebrochen, aber ſprich, wofür haſt Du Dich gerächt!“ — Crescentia antwortete: „Ich bin ein elendes Weib, doch fürchte ich den Tod nicht, ich kam unſchuldig in dieſen Jammer. Du aber, gedenke mein, o Chriſtus, Du Schirmherr aller Waiſen.“ Der Herzog ſprach: „Das Weib reuet mich noch mehr, als mich das Kind erbarmt. Vogt, thue mit der Frau, was Du willſt, auf Dich komme die Schuld.“ Jetzt erhub der gottesleide Valant die Hand, ſchlug ſie mit der Fauſt, daß ihr das Haupt erdröhnte, und das Kindlein, das ſie noch im Arme hielt, entfiel. Er ſchleifte ſie bei dem Haar aus der Kammenaten, und ſprach: „ich will mich an Deinem Leibe rächen, damit Du keinen Menſchen mehr bezauberſt, noch beliſteſt, den Tod erleideſt Du von meiner Hand.“ Die Frau ſeufzte aus tiefem Herzen, und rief fleißig zu Gott: „Nun empfange Du, Herr, meinen Geiſt, weil Du meine Unſchuld wohl weißt.“ Als ſie das Wort gebetet, ſtieß ſie der Vicedom in die Wogen, und jubelte über ſeinen Mord.

Zweihundert fünf und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Da rächte Gott das geſchehene Unrecht an dem Herzoge, wie an ſeinem Diener, ſie wurden Beide am ganzen Leibe lahm. Creſcentia aber war nicht ertrunken, ſie ſchwamm auf dem Waſſer, der heilige Petrus ſelber reichte ihr die Hand, und brachte ſie mit ſicherem Geleite trocknen Fußes über die Fluth an das Ufer. Dort befahl er ihr, ſich wieder nach des Herzogs Burg zu begeben, und jeden, der ihr alle ſeine Sünden reuig beichte, wieder geſund zu machen. Hier angekommen, erkannte ſie keiner der Dienſtmannen, ſie ließ ſich zum Herzoge führen, und als er ihr offenbar ſeine Sünden bekannt, fühlte er ſich bald wieder geſund und erquickt. Auch der Vogt bekannte in ſeiner Gegenwart den Mord des Kindes, und wie er die arme Creſcentia tückiſch verfolgt. Der Herzog wollte ihn tödten; doch ſie ſprach: „Nein, Herr! thue das nicht, Du haſt doch Dein Kindlein verloren;“ der Herzog aber war nicht zu beſänftigen, und ließ den Vogt in die Wogen ſtürzen. Er bat nun Crescentia, ſich doch auch an des Kaiſers Hof nach Rom zu begeben, und die beiden erkrankten Brüder durch die Beichte zu retten. In großer Würde begleitete man ſie nach Rom, wo ſie das Volk jubelnd empfing, und den Pallaſt ſo lange umlagerte, bis der Kaiſer und ſein Bruder durch eine wahrhafte Beichte von der Krankheit gerettet. Als der Letztere ſeine böſe That und Verläumdung gegen Crescentia bekannt hatte, wollte ihr Gemahl und auch das Volk ihn tödten, jedoch ſie wußte alle zu beſänftigen. Der Kaiſer konnte nicht glauben, daß Crescentia wirklich ſein wunderbar gerettetes Gemahl ſey, bis er unter ihrem Herzen das Zeichen des Kreuzes erblickte. Da fiel er ihr zu Füßen mit den Worten: „Wohl mir, daß ich Dich wiederſehe, Gott hat Dich mir bewahret, jetzt laß uns mit Freuden zuſammen alten.“ Allein Crescentia blieb nicht länger am Hofe, als eine Woche. Dann erklärte ſie, daß ſie eine Clausnerin werden wollte, auch er ſolle ſeine Lebensart verändern, und Kirchen und Gotteshäuſer bauen. Und er entſagte der Krone, dafür aber hat ihm Gott das Himmelreich und ewiges Leben geſchenkt. Der ſchöne Dietrich ward aber Herr zu Rom, und hielt das Reich gewaltiglich. Der Schluß dieſes Mährchens folge im Text des Originals:

Her hat daz mere ein Ende.
Nu hebt uf die Hende'
Und bittet god durch ſinen tot,
Daz er uns loſe uz aller not,
Und teil uns mit ſinen hort
Ich mein ſin Himelreiche dort!

Zweihundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

Das Geſpräch kam dieſen Abend auf Viſionen; der Freiherr ſchlummerte, und die Anweſenden konnten, ohne fürchten zu müſſen, den Kranken aufzuregen, während ſeines Schlummers davon ſprechen. Der Arzt hatte eben eine merkwürdige Viſion erzählt, da nahm der Maler das Wort:

Auffallender iſt noch folgendes merkwürdige Beiſpiel einer Viſion aus der neueſten Zeit. Während des deutſchen Freiheitskampfes ritt der baieriſche Obriſt von F . . ., nach der Schlacht bei Hanau, mit einer Ordonnanz nach ſeinem Cantonnirungsquartiere zurück. Sein Weg führte ihn durch ein Gehölz, und da die Schatten der Nacht ſich ſchon zu verlängern begannen, ſpornte er ſein Pferd zu größerer Eile an.

Indem er den Blick ſpähend umher warf, erblickte er in ziemlicher Entfernung an einem Baume eine Tafel mit leuchtender Inſchrift. Doch wie erſtaunte er, als er näher gekommen, ſeinen vollſtändigen Vor- und Zunamen, Geburtsort und Datum — und auch den Tag und die Stunde ſeines Todes darauf verzeichnet fand.

Der Oberſt war ein beherzter und von allem Aberglauben freier Mann. Er nahm ſeine Schreibtafel heraus, um das Geſehene nieder zu ſchreiben. Die Ordonnanz, welche er auf das Geſicht aufmerkſam machte, ſah nichts. Als er zum Baume ritt, um die Tafel zu ergreifen, griff er in die Luft, obgleich er jene fortwährend ſah.

Der Ordonnanz wurde Stillſchweigen befohlen, der Oberſt machte noch den ganzen Krieg mit, kam mit dem Leben, aber des linken Arms beraubt, zurück, und lebte als Penſionair in Zweibrücken.

Faſt hatte er die Viſion vergeſſen, und in ungetrübter Heiterkeit im Kreiſe ſeiner Familie und edler Freunde gelebt, als der verhängnißvolle Tag erſchien, mit deſſen Ende ſeine Lebensfackel erlöſchen ſollte. Um ſeine letzten Momente ſo angenehm, als möglich hinzubringen, hatte Herr von K . . . auf dieſen Tag ſeine beſten Freunde zu ſich geladen, und aus ihrem Erſcheinen wollte er die Aechtheit ihrer cameradſchaftlichen Liebe, und die Gediegenheit ihrer Freundſchaft erkennen, doch erſt nach ihrem Empfang eröffnete er ihnen ſein früheres faſt wundervolles Erlebniß.

Ueber ſeine Mittheilung waren Alle erſtaunt, und bemüht, dem noch ſo lebenskräftigen und frohe Manne den Aberglauben auszureden.

Die verhängnißvolle Stunde rückte unter ſcherzhaften Geſprächen immer näher, und da der edle Krieger nun ſchon ſelbſt nicht mehr an die Möglichkeit jener Viſion glaubte, theilte er ſie auch ſeiner Familie mit. Bald erſcholl dem Oberſten beim Klange der Becher ein Lebehoch, das er nach einer launigen Dankſagungsrede eben zu erwiedern im Begriffe ſtand, als die Mitternachtsſtunde anhob zu ſchlagen. Ohne darauf zu achten, füllte er ſich den Becher mit Ananaspunſch, und führte ihn mit einem der Verſammlung geltenden Lebehoch zum Munde. — Da tönte der zwölfte Schlag des ſcheidenden Tages, der Becher entglitt ſeiner Hand und F . . . ſank, vom Schlage getroffen, entſeelt auf das Sopha nieder.

„Dieſes Erlebniß aus unſerer neueſten Zeit iſt doch wohl etwas unglaublich" — erwiederte Alma.

„Iſt es nicht vielleicht möglich, daß nur das Erblicken der leuchtenden Tafel im Walde ein Spiel der aufgeregten Phantaſie des Oberſten — und ſein plötzlicher Tod Folge der männlich bekämpften, doch möglichen Nähe ſeines Todes war?"

„Sie ſuchen doch alſo die Sache natürlich zu erklären."

„Erlauben Sie mir, Ihnen morgen noch ein Erlebniß aus der Zeit des großen Befreiungskampfes mittheilen zu dürfen,“ fuhr Reiner fort, „die Todes-Ahnungen betreffend.“

Zweihundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

Die folgende Nacht las Reiner aus einem Manuſcripte:

C. S., ein Mann von ſechs und dreißig Jahren, von dauerhaftem, ſtarken Körperbau, eine kalte, verſchloſſene Natur, leidenſchaftslos, ohne Liebe, ohne Haß, doch bieder, redlich und im höchſten Grade wahrheitsliebend, von Vaterlandsliebe begeiſtert, war als Jüngling geſellig, lebhaft und hingebend geweſen; doch viele traurige Ereigniſſe, die ihm, den früher Bemittelten, zuletzt den dürftigen Lebensunterhalt raubten, mannichfaltige Täuſchungen, untreue Liebe und der damalige traurige Zuſtand des deutſchen Vaterlandes gaben ihm in Kurzem die nachherige ernſte Stimmung. Er wurde Soldat, und zeichnete ſich bei allen Gelegenheiten durch Muth, Entſchloſſenheit, Klugheit und Ordnungsliebe aus, ſo daß er nach wenigen Jahren Officier wurde. Eine beſondere Geſchlechtsneigung hatte man ſeit jener

Epoche nie wieder an ihm bemerkt; er war zwar gegen Frauen gefällig, geſprächig mit ihnen, ja nicht ſelten treffend humoriſtiſch, doch am liebſten war er unter ſeinen Soldaten, denen er manches Gute that, und die ihn deßhalb auch innig liebten.

Es war im Jahre 1813, als ich ihn kennen lernte. Wir lagen während des Waffenſtillſtandes in einem Dorfe in Schleſien, als er mich eines Tages anſprach, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Plötzlich wandte er mich zu ſich, und ohne die geringſte Bewegung oder Exaltation zu zeigen, ſagte er zu mir: *er werde binnen drei Wochen, durch eine Kugel in den Kopf getroffen, ſterben.* Ich ſuchte ihm die Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Ereigniſſes darzulegen, indem wir Alle damals glaubten, der Friede ſey nicht ferne; er lächelte und äußerte, er habe eine Ahnung gehabt, und es werde ſo ſeyn.

Zwölf Tage waren ſeit jenem Ereigniß verſtrichen, als wir ganz unvermuthet den Befehl bekamen, nach Böhmen aufzubrechen. Wir rückten ſchnell vor, und kamen am ſechzehnten Tage an die ſächſiſche Grenze; hier ſtießen wir auf den Feind; es kam zu einem kleinen, aber hartnäckigen Gefechte, wobei C. S . . . der erſte vorging. Mitten im Kugelregen zeigte er eine ſeltene Ruhe, und durch ſeine Entſchloſſenheit trug er nicht wenig zu einer ſchnellen Entſcheidung des Gefechtes bei.

Es war gerade am zwanzigſten Tage nach jener

Mittheilung, als wir noch einige Stunden von Dresden entfernt Kanonendonner vernahmen. Wir kamen auf dem Schlachtfelde an, und es hatte allen Anſchein, daß wir am andern Tage ohne beſondere Mühe die Stadt würden nehmen können. In dieſer Hoffnung brachten wir die Nacht zu; doch bevor der Tag graute, kam C. S . . . zu mir, übergab mir eine verſiegelte Brieftaſche und ſeine Baarſchaft, ſagte, heute ſey ſein Sterbetag, bat mich, wenn er todt ſey, die Brieftafel zu verbrennen, die Baarſchaft an ſeine Verwandten zu ſenden und ihn zu begraben, was ich ihm mit einem Eide verſprechen mußte. Die Schlacht begann vor den Thoren der Stadt, es war ein Uhr Mittags, als wir Befehl erhielten, vorzurücken, und in dem Augenblicke ſchlug eine Kanonenkugel dicht hinter C. S . . . Rücken in den Boden. Er ſah ſich nach mir um und ſagte: „das iſt ein Zeichen Gottes,“ danach betete er ſtill, ſprach einige aufmunternde Worte an ſeine Soldaten. Wir rückten aus dem großen Garten vor, in demſelben Augenblicke, als wir eine feindliche Colonne erblickten, fiel ein Schuß, der erſte auf unſere Schaar — und C. S . . . ſank mit zerſchmettertem Kopfe todt zur Erde, von ſeinen Soldaten beweint, von ſeinen Waffengefährten tief betrauert. Sein Tod wurde an einer großen Zahl der Feinde gerächt, ich erfüllte die traurige Pflicht, und begrub ihn unter der ſchönen, großen Eiche am Eingange des großen Gartens, und die ſanft dahin fließende Katzbach murmelte ihm ſein Grablied. —

Zweihundert acht und ſiebzigſte Nacht.

Der Freiherr fühlte ſich wohler, die trüben Bilder, welche ſeine Phantaſie ſchuf, fingen an, ſich nach und nach in freundlichere zu verwandeln, oder ſie beunruhigten ihn doch nicht mehr. Der Arzt wiederholte ſeinen frühern Rath, Erheiterung, Zerſtreuung, und Alma, ihn befolgend, hob an zu erzählen:

Prinzeſſin Schneeweißchen.

(Eine wahre Geſchichte.)

Vor langen, langen Jahren lebte einmal ein König, welcher eine ſchöne, tugendhafte Gemahlin und ein ſchönes, wunderholdes Töchterchen von funfzehn Jahren hatte, das wegen ihrer Schönheit, und weil ſie ſo außerordentlich zart und weiß war, nicht anders, als Prinzeſſin Schneeweißchen genannt wurde. Dieſe hübſche Prinzeſſin war die Freude ihrer Aeltern und der Stolz des ganzen Landes, und wenn Jemand eine Perſon als ſchön rühmen wollte, ſo ſagten ſie nur: „ja Dieſer oder Jener iſt beinahe ſo ſchön, als Prinzeſſin Schneeweißchen."

Daß Prinzeſſin Schneeweißchen nicht nur ſchön, ſondern auch gut und unterrichtet wurde, dafür ſorgte die Frau Königin. Sie ließ ihre Tochter nähen und ſtricken, kochen und backen lernen, und ſagte bei jeder Gelegenheit: „Schneeweißchen, ſey fromm und gut, die Tugend und Herzensgüte ſind die größten Reichthümer des Menſchen, denn ſie allein bleiben uns, wenn Schönheit und Jugend, Glück und Reichthum uns verlaſſen.“

Schneeweißchen merkte ſich das, und war ſo tugendhaft und liebreich, ſo verſtändig und beſcheiden, daß alle Menſchen ſie rühmten, und ihre Mutter oft mit Freudenthränen ausrief: „ach, wie glücklich macht mich Schneeweißchen, wie bedaure ich alle Frauen, die nicht ſo glücklich ſind, ein ſo liebes Töchterchen, wie Schneeweißchen, zu beſitzen.“

Als ſie einſt mit dem Könige, ihrem Gemahl, ſpazieren ging, ſagte er zu ihr: „wahrlich, Frau Königin, ich habe mich früher oft gegrämt, daß ich keinen Sohn beſitze, aber ſeit Schneeweißchen ſo ſchön aufblüht und ſo liebenswürdig iſt, ſeitdem beneide ich keinen andern König um ſeine Prinzen, ja, ich bin überzeugt: daß Schneeweißchen durch ihre Schönheit in der ganzen Welt berühmt werden wird, viel mehr, als irgend ein Prinz, und daß der größeſte König der Welt ſich glücklich ſchätzen wird, die Hand dieſes Engels zu erhalten. Nun, liebe Gemahlin, Sie ſind noch immer eine ſehr ſchöne Dame, und ſelbſt meine Feinde haben zugeſtanden, daß ich eben nicht der Häßlichſte war, als ich Ew. Liebden zum Altare führte.“

Die gute Königin lächelte gar holdſelig darüber, ach, ſie lächelte nicht lange mehr, denn nur zu bald kam der ſchwarze, grauſige Tod, und nahm ſie mit ſich hinweg von der ſchönen, blühenden Erde.

Der König war ſehr betrübt, und betrauerte den Verluſt ſeiner geliebten Gemahlin. Prinzeſſin Schneeweißchen wollte ſich gar nicht zufrieden geben, und weinte Tag und Nacht. Sie legte ſchwarze Kleider an, hüllte ihr ſchönes Haar im Schleier und wollte von Frohſinn und Vergnügen nichts mehr wiſſen.

„Doch genug für heute, der Vater iſt über meinem Geplauder eingeſchlummert, ich will ihn nicht mehr ſtören;" ſo ſprach Alma, und leiſe entfernten ſich die Freunde.

Zweihundert neun und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens).

Alma erzählte dieſen Abend ihr Mährchen weiter:

Ein Jahr verſtrich, der König legte am Jahrestage des Todes ſeiner Gemahlin die Trauer ab, und erklärte ſeinen Getreuen, daß er geſonnen ſey, ſich wieder zu vermählen, damit ſeine Prinzeſſin Schneeweißchen wieder eine Mutter bekäme. Er wählte hierauf

Einige unter den Großen ſeines Reiches zu Geſandten, und befahl ihnen, an alle Höfe zu gehen, und ſich unter den Töchtern der Könige und Fürſten umzuſchauen, ihm zu ſagen, welche die ſchönſte Prinzeſſin ſey, dieſe wollte er dann zur Gemahlin erwählen.

Die Geſandten zogen aus, und reiſeten von Hof zu Hof, endlich kamen ſie zurück, und alle waren der Meinung, daß die Prinzeſſin Eitel, die Tochter des Herzogs von Cararika, die ſchönſte und majeſtätiſchſte Prinzeſſin der Welt ſey, Prinzeſſin Schneeweißchen ausgenommen. Auf dieſe Verſicherung hin, ließ der König um ſie werben, der Herzog und Prinzeſſin Eitel waren über dieſe Werbung ſehr erfreut, und einige Monate ſpäter hielt die Braut ihren feierlichen Einzug in der Reſidenz des Königs.

So ſehr nun auch Schneeweißchen ihre Mutter geliebt hatte, ſo tief ſie nun auch dieſelbe noch betrauerte; ſo hoffte ſie doch in der Frau Königin Eitel eine zweite Mutter und aufrichtige Freundin zu finden, und ging ihr deßhalb in ihrem beſten Kleide, von weißem Flor mit rothen Roſen entgegen, um ſie als Tochter zu begrüßen. Sie küßte der Königin Eitel die Hand und ſagte mit Thränen in den Augen: „ich heiße Sie von Herzen willkommen, und wünſche nichts ſehnlicher, als mir Ihre mütterliche Liebe zu erwerben.“

Die Königin ſah Schneeweißchen etwas ſpöttiſch an, und ſagte: „mein Kind, um Ihre Mutter vorzuſtellen, bin ich wohl zu jung, aber ich will gewiß mich Ihrer annehmen, und Alles zu Ihrer Ausbildung thun."

Hierauf ließ ſie ſich von Schneeweißchen die Hand küſſen und ging mit ihr auf den Balcon des Schloſſes, unter welchem ſich viel Volk verſammelt hatte, welches, wie ſchon im Feſtprogramm ſtand, die Königin mit einſtimmigem, unaufhörlichem Vivat begrüßte.

Frau Eitel war darüber ſehr vergnügt, ſie ſtolzierte auf und ab in ihrem Schleppkleide, und hielt ſich für die erſte und ſchönſte Dame der Welt; in ihrer Freude wurde ſie ſogar freundlich gegen Schneeweißchen, und verſicherte ihr ihre Freundſchaft. Königin Eitel war nicht böſe, aber ſehr eingebildet auf ihre Schönheit. Ihr größter Wunſch war: die Schönſte nicht nur zu ſeyn, ſondern auch zu heißen, und deßhalb war ſie auch fähig, dem das Böſeſte zuzufügen, welcher ihr ihre Schönheit ſtreitig machen wollte.

Welches Unglück für Schneeweißchen; als ſie ſo neben der Königin auf dem Balcon ſtand, ſagten Einige unter dem Volke: „wie ſchön die Königin iſt, beinahe ſo ſchön, wie Schneeweißchen!"

Die Königin war über dieſe Worte ſehr entrüſtet, aber ſie ſetzte, um ſich zu tröſten, in Gedanken hinzu: „die Leute, die ſo urtheilen, wiſſen nicht, was ſchön iſt, ſie ſind aus dem Volke, und weil ſie Schneeweißchen ſchon lange kennen, ſo meinen ſie, ſie müßten ihr den Vorzug geben."

Aber als des Abends die Königin mit ihren Hofherren und Hofdamen im Garten luſtwandelte, da hörte ſie ungeſehen, wie mehrere Grafen und Edeldamen ſagten: „wenn Schneeweißchen nicht wäre, wäre unſre Frau Königin die Schönſte im ganzen Lande.“

Erzürnt darüber begab ſie ſich in ihr Schlafgemach, und nahm aus einem Schranke einen Zauberſpiegel, welchen ſie von einer Fee, die ihre Pathe war, geſchenkt bekommen hatte, und welcher die ſeltne Gabe beſaß, allen Leuten die Wahrheit zu ſagen.

Mißmuthig fragte ſie den Spiegel: „ſag' an, wer iſt die Schönſte im ganzen Lande?“

„Schneeweißchen!“ antwortete der Spiegel.

„Und warum bin ich es nicht?“

„Weil Schneeweißchen lebt!“

„So ſoll ſie auch nicht länger mehr leben!“ ſchrie die Königin, und nahm ſich vor, Alles zu thun, um nur die Schönſte im Lande zu ſeyn.

Zweihundert und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Alma erzählte weiter:

Die böſe, eitle Königin wußte kein beſſeres Mittel, um die Schönſte im Lande zu werden, als Schneeweißchen ſogleich tödten zu laſſen. Sie hatte nicht Muth genug, um ihr ſelbſt das Leben zu rauben, aber ſie dung zwei unternehmende Männer, und bezahlte ſie reichlich. Eines Tages veranſtaltete die Königin eine große Jagd, und lud Schneeweißchen ein, ſie zu begleiten. Schneeweißchen ſetzte ſich in eine offene Karoſſe neben die Königin, und dieſe bezeigte ſich ſehr liebreich gegen die Prinzeſſin. Als ſie ſich im dickſten Walde, entfernt von dem Gefolge befanden, bat die Königin Schneeweißchen, auszuſteigen und ihr einige Waldblumen zu pflücken. Gehorſam hüpfte Schneeweißchen aus dem Wagen, und pflückte die Blumen, doch ehe ſie dieſelben ihrer Stiefmutter reichen konnte, fuhr dieſe, ſo ſchnell, als möglich, davon, und Schneeweißchen befand ſich allein in der Wildniß.

„Ach, was wird aus mir werden!“ jammerte die Unglückliche, und wollte dem Wagen, der jetzt ſchon ihren Blicken entſchwand, folgen; da traten zwei große, ſtarke Männer auf ſie zu und hielten ſie feſt.

„Wehe mir, ich muß ſterben!“ ſchrie Schneeweißchen, und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, um die ſchwarzen Männer nicht zu ſehn; der eine der Männer aber trat auf ſie zu und ſagte gutmüthig: „fürchtet Euch nicht, Prinzeſſin, wir ſind nicht ſo ſchlimm, als wir ausſehen. Die Königin Eitel hat uns befohlen, Euch zu tödten, aber wir haben ihren Auftrag nur angenommen, weil wir ihren Zorn fürchteten. Glaubt nicht, daß wir Euch ein Leides thun werden, wir verlaſſen Euch, verſichern Eurer Mutter, daß wir ihren Befehl vollzogen haben, und bitten Euch, um Eures und unſers Lebens willen, für alle Menſchen todt zu ſeyn, und nie wieder an den Hof Eures Vaters zu kommen!“

Schneeweißchen gelobte in ihrer Angſt Alles, was die Männer von ihr verlangten, und bemerkte vor Schluchzen nicht, daß die Männer ſie verlaſſen hatten und ſie ſich allein im Walde befand.

Endlich floſſen ihre Thränen nicht mehr, ſie ſah ſich, um und ging einige Schritte weiter, „endlich muß ich doch aus dem Walde kommen,“ ſagte ſie ſich ſelbſt zum Troſte, und ging muthig weiter. Während Schneeweißchen ſich allein im Walde befand, kam die Königin Eitel zu den Ihrigen zurück.

Sie jammerte, ſchrie und erzählte: Schneeweißchen ſey einen Augenblick aus dem Wagen geſtiegen, um ſich Erdbeeren zu pflücken, da ſey ein grimmiger Wolf gekommen, und habe die arme Prinzeſſin zerriſſen. Sie rang bei ihrer Erzählung die Hände, und der König, welcher ſeiner Gemahlin Glauben ſchenkte, vergoß die bitterſten Thränen über den Tod ſeiner lieben Tochter, und wollte ſich gar nicht tröſten. Er befahl ſeinem Gefolge, den ganzen Wald zu durchſpähen, um wenigſtens den Leichnam ſeiner geliebten Tochter aufzufinden, aber die Diener kamen mit der Nachricht zurück, daß die Prinzeſſin nicht zu erblicken geweſen ſey.

„Die folgende Nacht werde ich weiter erzählen,“ verſprach Alma der Blinden, die ſich ſeit einigen Abenden wieder im Zimmer des Freiherrn eingefunden hatte, und gewöhnlich ganz ſtill in einem Winkel des Gemaches ſaß.

Zweihundert ein und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

„Ich habe,“ begann heute Alma, „das arme Schneeweißchen im Walde allein und traurig verlaſſen, und kehre nun zu ihr zurück.“

Schneeweißchen kam, ſtatt den Ausgang des Waldes zu finden, immer tiefer in den Wald hinein; jetzt erblickte ſie in einiger Entfernung eine kleine Hütte, und ſtrengte ihre letzten Kräfte an, dieſelbe zu erreichen. Endlich ſtand ſie vor der Hütte, ſie klopfte an die Thüre, Niemand ließ ſich hören noch ſehen; ſie klopfte noch einmal, und rief dazu: „ich bitte Euch, lieben Leute, macht auf, es iſt kein Feind, der Euch anruft, ſondern das arme, verfolgte Schneeweißchen!“ — alles blieb ſtill. Da faßte ſich Schneeweißchen ein Herz, und öffnete ſelbſt die Thüre. In der

Hütte ſah es gar nicht ärmlich aus, nur lag Mancherlei durch einander, wie in einer Junggeſellenwirthſchaft, auch waren hier und da Spinnweben ſichtbar. Schneeweißchen öffnete noch eine Thüre, und befand ſich in einem kleinen, freundlichen Zimmer, das wohl gar reiche Bewohner haben mußte, denn hier und da lagen funkelnde Edelſteine und köſtliche Goldſtangen.

In der Mitte des Zimmers ſtand ein kleiner Tiſch, um denſelben ſieben Stühlchen; der Tiſch war gedeckt, ſieben Servietten, Meſſer und Gabeln, ſieben Tellerchen, ſieben Schüſſelchen, ſieben Löffel, ſieben Gläſer befanden ſich auf dem Tiſche. In jeder Schüſſel befand ſich ein gutes Gemüſe, auf jedem Tellerchen lag ein Stückchen Fleiſch, und daneben ein kleines Brot. Schneeweißchen hatte großen Hunger, und dieſer Hunger beſiegte alle Bedenklichkeiten, die ſie anfangs abhielten, ſich an fremdem Gute zu vergreifen.

„Die Leute werden nicht ſo böſe werden, wenn ſie erfahren, daß das arme Schneeweißchen ihren Hunger hier geſtillt hat,“ ſagte ſie, nahm von jedem Schüſſelchen, von jedem Tellerchen, von jedem Brotchen einen Biſſen, und ließ es ſich vortrefflich ſchmecken.

Alsdann ging ſie in das zweite Gemach, da ſtanden ſieben kleine, ſchneeweiße Betten, die Prinzeſſin, welche ſehr müde war, legte ſich in das erſte Bettchen, aber ſie mußte ſich ſo ſehr zuſammen drücken, daß ſie aufſtand und ſich in das zweite Bettchen legte, aber auch darin war es ſo enge, daß ſie ſich in das dritte, vierte, fünfte, ſechſte, und endlich in das ſiebente Bettchen legte, in welchem ſie blieb und ruhig einſchlief.

Schneeweißchen ſchlummerte noch, als ſich die Thüre öffnete und ſieben freundliche Zwerge mit braunen Geſichtern, aus denen große Naſen hervorſtanden, in das Zimmer traten.

Sie wollten ſich zu Tiſche ſetzen und ihr Mittagsmahl verzehren, da rief der Erſte: „wer hat von meinem Brotchen gegeſſen?“ Der Zweite wiederholte: „wer hat von meinen Bohnchen gegeſſen?“ und die übrigen fünf riefen einſtimmig aus: „wer hat von meinem Braten gegeſſen?“

Doch ohne ſich in weitre Forſchungen einzulaſſen, ſetzten ſie ſich, weil ſie Niemanden im Zimmer bemerkten, zu Tiſche, und ließen ſich's herrlich ſchmecken.

Nach der Mahlzeit gingen ſie in das Nebenzimmer, und der Erſte rief erſtaunt: „wer hat in meinem Bettchen gelegen?“ Und indem fünf andre die Frage wiederholten, rief der ſiebente vergnügt: „in meinem Bettchen liegt es!“

Schneeweißchen erwachte über dieſen Ausruf, und hüpfte ſchnell aus dem Bettchen, auf das Rührendſte bat ſie die Zwerge um Verzeihung, daß ſie ihr Eigenthum benutzt habe, ſie erzählte ihre traurige Geſchichte, und flehte die Zwerglein um Schutz und Freundſchaft an.

Alma brach ab.

„Ich ſtelle mir das Leben ſo tief im Walde unter den

Zwerglein recht hübſch vor," ſagte die Blinde, — „gewiß," fiel Reiner ein, „erlebt die Prinzeſſin nun eine Menge zauberiſcher Abentheuer!"

„Im Gegentheil, meine Geſchichte iſt ſehr einfach," erwiederte Alma, „und das werden Sie morgen Abend hören,"

Zweihundert zwei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens)

„Die guten Zwerge," erzählte Alma weiter, „waren ſehr erfreut über Schneeweißchen, ihr liebliches Geſicht, ihr anmuthiges Weſen und ihre rührende Erzählung nahm ſie ſo für die Prinzeſſin ein, daß ſie ihr tauſendmal verſicherten, Schneeweißchen's Ankunft ſey ihnen ſehr lieb, ſie möge bleiben, ſo lange es ihr gefalle, ja ſie würden ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie ihre ganze Lebenszeit bei ihnen zubringen wolle.

Sie zeigten Schneeweißchen allerlei niedliche Sachen, die ſie ſelbſt verfertigt hatten, und ſchöne Steine und Gold; der erſte Zwerg ſagte ihr, daß ſie früh fortgingen, und unter der Erde in den Bergwerken arbeiteten, zu Mittags kämen ſie wieder, nach dem Mahle gingen ſie wieder fort, aber ſobald die Sonne unterginge, wären ſie wieder da. Sobald ſie heimkehrten, wollten ſie auch Schneeweißchen durch Geſang und Tanz unterhalten, und wenn ſie ſich entſchließen könne, ihnen die Wirthſchaft zu führen und das Eſſen zu bereiten — im Falle ſie kochen gelernt habe, ſo wollten ſie Schneeweißchen auf den Händen tragen.

„Es ſoll Dir an nichts fehlen,“ ſagte der eine Zwerg, „wir haben ſchon unſre Lieferanten, und bekommen für unſre Arbeiten Braten und Fiſche, Backwerk und Wein in unſre Küche, und Gemüſe und die ſchönſten Früchte bauen wir in unſerm Garten ſelbſt.“ —

„Du biſt freilich eine Prinzeſſin,“ ſagte ein andrer Zwerg, „und wirſt nicht kochen gelernt haben.“ —

„O,“ fiel die Prinzeſſin ihm in's Wort, „meine verſtorbene Mutter hat mir Alles lehren laſſen, was ein Frauenzimmer braucht, Ihr könnt Euch ganz auf mich verlaſſen.“

„Nun, ſo wollen wir an unſre Arbeit gehn,“ ſagten die Zwerge, und nahmen auf das Freundlichſte von ihr Abſchied. Kaum ſah ſich Schneeweißchen allein, ſo ging ſie in der ganzen Hütte herum, räumte auf, fegte die Zimmer und bereitete ein gutes Abendeſſen. Alsdann nahm ſie friſche Kleider, die ſie in einer Lade fand, und die ihr die Zwerge geſchenkt hatten, und nun ſchmückte ſie ſich ſo nett und ſchön, daß ſie ſich ſelbſt wohlgefiel. Abends kamen die Zwerge aus dem Bergwerke, und waren ſehr erfreut, Alles ſo ſauber und nett, und ein ſo gutes Mahl zu finden. Schneeweißchen mußte ſich oben an, an die Tafel ſetzen, und freute ſich nicht wenig, daß ihre Kochkunſt ſo gelobt wurde. Nach dem Mahle führten die Zwerge ihr liebes Schneeweißchen hinaus in den Garten, und tanzten fröhlich um ſie herum.

Die Abendſonne ſchimmerte durch das grüne Laub der Bäume, und verſchönte die Farben der Blumen, welche üppig unter reich beladenen Fruchtbäumen blühten. „Ach, wie ſchön iſt es hier!“ rief Schneeweißchen aus, „wüßte ich nicht, daß mein Vater ſich um mich grämte, ich wäre vollkommen glücklich!“

Die guten Zwerge bemühten ſich, ſie zu tröſten, ſie beruhigte ſich nach und nach, und in einigen Wochen war es der Prinzeſſin ſo heimiſch in der Hütte, als ſey ſie daſelbſt geboren.

Sie arbeitete, freute ſich über die Liebe der guten Zwerge, ging in den ſchönen Garten, und wünſchte ſich kein größeres Glück, als immer hier nützlich und in Frieden zu leben.

Zweihundert drei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Der König, Schneeweißchen's Vater, war noch immer ſehr betrübt über den Tod ſeiner Tochter, doch verbarg er ſeine Traurigkeit, ſeiner jungen Gemahlin zu Gefallen, welche die finſtern Geſichter nicht liebte.

Die Königin war jetzt, wenn auch innerlich nicht ruhig, doch ſcheinbar glücklich, ihre Eitelkeit war befriedigt, Schneeweißchen war verſchwunden, und ſie nun die Schönſte im ganzen Lande.

Um ihr Glück und ihren Ruhm recht zu genießen, nahm ſie eines Tages den Spiegel zur Hand, und ſagte: „Zauberſpiegel in meiner Hand, ſag', wer iſt die Schönſte im ganzen Land?" Da antwortete der Zauberſpiegel: „Schneeweißchen, Schneeweißchen, Schneeweißchen!" Die Königin erſchrack ſo ſehr, daß ſie den Zauberſpiegel fallen ließ.

Endlich nahm ſie ihn wieder auf und fragte: „und wo iſt Schneeweißchen?"

„Im Walde tief, in der Hütte bei den Zwergen!"

„Dank Dir, Zauberſpiegel, nun will ich ſie gewiß verderben, mit eigner Hand."

Die böſe Königin machte einen Plan, Schneeweißchen ſicher zu verderben, und führte ihn auch aus.

Sie fuhr den andern Morgen in den Wald, und als ſie die Hütte der Zwerge erblickte, ſtieg ſie aus dem Wagen und nahm ihren ſchönen, ſeidnen Mantel ab, unter welchem ſie in der Tracht einer Tabulettkrämerin ging.

So, ganz unkenntlich durch Malereien im Geſicht, ging ſie bis zur Hütte, und pochte an die Thüre.

Schneeweißchen öffnete ſie und fragte nach ihrem Begehr.

„Ach!“ ſagte die Königin mit verſtellter Stimme, „ich habe allerlei hübſche Sachen zu verkaufen, vielleicht kannſt Du etwas davon brauchen.“

Schneeweißchen hatte von den Zwergen Geld erhalten, und da ſie ein junges, hübſches Mädchen war, folglich ſich gern putzte, ſo kaufte ſie ſich einen ſchönen, ſeidnen Gürtel.“

„Warte,“ ſagte die Königin, „ich will ihn Dir ſelbſt umlegen,“ bei dieſen Worten legte ſie ihr den Gürtel um, und machte ihn ſo feſt zu, daß Schneeweißchen keinen Athem bekam, und wie todt zu Boden fiel.

Froh über den gelungenen Plan, eilte die boshafte Königin davon, und fuhr eilends zurück in ihr Schloß. Dort fragte ſie ſogleich den Zauberſpiegel: „wie befindet ſich Schneeweißchen?“

„Sie iſt todt,‘, antwortete der Spiegel,“ und nun war die Königin vollkommen zufrieden.

Die armen Zwerge, wie erſchraken und jammerten ſie, als ſie ihr gutes Schneeweißchen todt auf der Erde liegend fanden.

Sie weinten alle von Herzen und trugen den Leichnam in ihre Hütte.

Zweihundert vier und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als die Zwerge ſo jammerten und klagten, fiel es Einem ein, Schneeweißchen's Gürtel aufzumachen, und, o Freude! ſobald Schneeweißchen nicht mehr ſo feſt geſchnürt war, und wieder Luft bekam, holte ſie Athem. Die Zwerge waren darüber außer ſich vor Freude, denn in wenig Minuten war ihr liebes Schneeweißchen wieder friſch und geſund.

Sie fragten, was ihr geſchehen ſey, und die Zwerge ermahnten ſie, Niemand mehr zu trauen, und in Abweſenheit ihrer Schützer und Freunde mit keinem Menſchen zu reden.

Schneeweißchen verſprach dies, und die Zwerge gingen den andern Tag wieder beruhigt an ihre Arbeit.

Mehrere Wochen verſtrichen, Schneeweißchen lebte glücklich und ungeſtört, wie vorher, und keine menſchliche Seele ließ ſich bei ihr ſehen.

Da gab der König, ihr Vater, einem fremden Prinzen zu Ehren, der an ſeinen Hof gekommen war, ein glänzendes Feſt. Frau Königin Eitel ſchmückte ſich auf das Herrlichſte, und kannte ſich nicht vor Hochmuth und Vergnügen.

Ehe ſie aber ihr Toilettenzimmer verließ, nahm ſie den Spiegel und fragte: „Zauberſpiegel in meiner Hand, wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

Der Spiegel antwortete ſogleich: „Schneeweißchen, Schneeweißchen, Schneeweißchen!“

„Wie iſt das möglich, wo lebt ſie?“ fragte erſchrocken die Königin weiter.

Der Spiegel antwortete: „tief im Walde, in der Hütte bei den Zwergen.“

Ergrimmt ging die Königin zu dem Feſte, entſchloſſen: Schneeweißchen ſchon den nächſten Tag zu verderben.

Und richtig fuhr ſie den andern Tag wieder in den Wald, als altes Mütterchen gekleidet. Unweit der Hütte ſtieg ſie aus, und, auf Schneeweißchen's Gutmüthigkeit zählend, ging ſie gebückt und ſchwankend an der Hütte vorbei, und ſank, wie entkräftet, wenige Schritte entfernt von der Hütte auf das Gras.

Schneeweißchen gedachte wohl an das Gebot der Zwerge, aber das Mitleid mit der armen, alten Frau ſiegte. Eilends verließ ſie die Hütte, und ging auf die Alte zu, ſie zu unterſtützen.

„Ich danke, mein Kind, für Deinen guten Willen, obgleich ich ihn nicht bedarf" ſagte mit erheuchelter Freundlichkeit die Königin; „ich bin eine mächtige Fee, und will Deinen guten Willen belohnen." Sie zog hierauf ein funkelndes Halsband aus der Taſche, und band es Schneeweißchen um den Hals, aber ſo feſt, daß ihr ſogleich der Athem ausging, und ſie leblos umſank. Als die Königin dies ſahe, ſprach ſie: „nun dasmal wird ſie nicht wieder lebendig," und fuhr vergnügt wieder heim.

Die guten Zwerge kamen glücklicher Weiſe gleich nach Entfernung der Königin von ihrer Arbeit zurück, ſie ſahen Schneeweißchen ohnmächtig, und riſſen ihr ſogleich das Halsband ab, worauf ſie wieder zum Leben erwachte.

Nun ihr Schneeweißchen nur wieder lebte, waren die Zwerge vergnügt, aber ſie zürnten auch, daß ſie ihnen nicht beſſer gehorcht hatte, ſchalten ſie aus, und Schneeweißchen mußte verſprechen, in Zukunft weder aus der Hütte zu gehen, noch Jemand zu ſich hinein zu laſſen, wenn die Zwerge nicht gegenwärtig wären.

Schneeweißchen verſprach es, und hatte leicht Wort halten, denn es ließ ſich Niemand mehr blicken.

„Das Mährchen iſt doch noch nicht aus?" fragten Claudine und die Blinde, als Alma ſchwieg.

„Bewahre!“ verſetzte dieſe, „und ich werde morgen Nacht weiter erzählen.“

Zweihundert fünf und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

So verſtrichen dem guten Schneeweißchen Monate, ihre böſe Stiefmutter glaubte ſo gewiß, ſie getödtet zu haben, daß ſie den Spiegel gar nicht erſt um Rath fragte. Sie ſchmückte ſich und dachte gar nicht daran, daß ſie Schneeweißchen um das Leben gebracht hatte.

Auch die Prinzeſſin vergaß, daß ihr zweimal nach dem Leben getrachtet worden war, und hatte ſchon große Luſt, wieder dann und wann, auch allein, im Garten und Walde ſpatzieren zu gehen.

Aus Langerweile kam die Königin einmal auf den Einfall, den Zauberſpiegel zu fragen: „Zauberſpiegel in meiner Hand, wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

Wer beſchreibt die Wuth der Königin, als der Zauberſpiegel antwortete: „Schneeweißchen, Schneeweißchen, Schneeweißchen!“ „Will denn dieſes abſcheuliche Mädchen ewig leben?" rief die Königin zornig aus, „aber dasmal ſoll und muß ich ſie tödten, und ſollte ich ihr mit eigner Hand den Hals umdrehen."

An einem ſchönen Herbſtmorgen ſaß Schneeweißchen am Fenſterchen der Hütte, und ſtreute einigen Vögeln Futter aus; da näherte ſich eine Bauerfrau der Hütte, und ſagte, freundlich grüßend, zu Schneeweißchen: „nun mein liebes Kind, willſt Du mir vielleicht von den ſchönen Aepfeln abkaufen, die ich hier in dem Körbchen trage?

„Nein!" antwortete Schneeweißchen, „ich darf nicht aus der Hütte gehen, noch irgend einen Menſchen hinein laſſen."

„Sonderbar," antwortete die böſe Königin, denn Niemand anders, als ſie, war die Bauerfrau, „doch wie Du willſt, weil Du mir aber ſo wohl gefällſt, ſo will ich Dir einen Apfel ſchenken, den ſchönſten und rothbäckigſten., den ich habe.

Sie ſuchte den ſchönſten Apfel heraus und reichte ihn Schneeweißchen, die ihn mit vielem Danke annahm und verzehrte.

Der Apfel war vergiftet, und das gute Schneeweißchen hatte ihn noch nicht hinter geſchlungen, ſo war ſie ſchon todt.

Dasmal hoffte die Königin, daß Schneeweißchen auf immer die Augen geſchloſſen hatte, und fuhr freudenvoll fort aus dem Walde.

Die Zwerge kamen heim, ihr Mittagsmahl einzunehmen, da fanden ſie Schneeweißchen todt. Alle ihre Bemühungen, ſie wieder in das Leben zu bringen, waren fruchtlos, Schneeweißchen war und blieb todt.

Sie weinten und ſchrieen, und wollten ſich gar nicht tröſten. „Armes Schneeweißchen!“ riefen ſie aus, „hätten wir Dich doch nicht verlaſſen, vielleicht lebteſt Du noch! Gewiß hat Dich Deine böſe Stiefmutter gemordet, ach, wir armen Zwerge, nun ſind wir wieder allein, und haben kein liebes, ſchönes Schneeweißchen mehr.

Die Zwerge zogen ihr ein ſchönes Kleid von rother Seide an, ſchmückten ſie mit Blumen und Edelſteinen, und legten ſie in einen gläſernen Sarg, welchen ſie in den Garten unter die ſchönſten Bäume ſtellten.

Die böſe Königin aber fragte den Zauberſpiegel: „Zauberſpiegel in meiner Hand, wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“ Und der Zauberſpiegel antwortete dasmal zu ihrer größten Freude: „Du biſt's, Du biſt's!“

„Morgen Nacht,“ ſagte Alma, „verſpreche ich Ihnen den Schluß des Mährchens, für heute genug.

Zweihundert ſechs und achtzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Zwei Tage ſchon lag Schneeweißchen im Sarge, und noch immer ſah ſie ſo ſchön aus, als wenn ſie nur ſchliefe; ſo daß die Zwerge ſich gar nicht von ihr trennen konnten. Sie ſtanden unaufhörlich bei dem Sarge und weinten, manchmal ſangen ſie auch Trauerlieder und ſtreuten Blumen über ſie weg.

Am dritten Tage, als ſie eben wieder in den Garten gehen wollten, ſahen ſie eine prachtvolle Karoſſe, mit ſechs milchweißen Pferden beſpannt, heran rollen. Der Vorreiter hielt ſchon vor der Hütte, und fragte die Zwerge, ob ſein Gebieter, der Prinz von Fanfaret, eine Stunde in ihrer Hütte ausruhen dürfte.

Die Zwerge ſagten dem Diener, daß es ihnen ſehr ehrenvoll ſeyn werde, den Prinzen aufzunehmen, und alsbald hielt die Karoſſe an, und ein junger, ſchöner Prinz ſtieg aus derſelben, ſein Hofſtaat folgte ihm nach.

„Warum ſeyd Ihr denn ſo traurig?“ fragte der Prinz gutmüthig.

„Ach!“ ſeufzten die Zwerge, „unſer Liebling, unſer Schneeweißchen iſt geſtorben!“ Dabei zeigten ſie ihm die Leiche, und der Prinz war ſo entzückt über die Schönheit, die ſelbſt dem Tode widerſtanden hatte, daß er an dem Sarge niederknieete, und die bitterſten Thränen vergoß. Dann erhob er ſich, und folgte den Zwergen in die Hütte.

Der Koch des Prinzen hatte ſich indeſſen in der kleinen Küche der Zwerge ausgebreitet, um das Mittagsmahl für den Prinzen zu bereiten. Da er von Schneeweißchen hörte, lief er in den Garten, ſie zu ſehen, mit dem Kochlöffel in der Hand, und zufällig entfiel ihm derſelbe, auf die rechte Wange Schneeweißchen's, und, o Wunder! Schneeweißchen ſchlug das Auge auf, raſch ſchlug der Koch ſie auf die linke Wange, und ſiehe, ſie öffnete das andre Auge auch.

Nun war Jubel und Wonne bei den Zwergen, ſie eilten gleich zu Schneeweißchen, und der Apfel, welcher ihr in der Kehle geſteckt hatte, kam glücklich zu ihrem Munde heraus, und ſie athmete wieder.

Der Prinz, welcher ſie jetzt noch viel ſchöner fand, fiel ihr zu Füßen, und bat um ihre Hand, welche ſie ihm ſogleich gab. Er nahm ſie mit ſich fort, und Schneeweißchen, welche den Zwergen tauſendmal dankte, verſprach: die Zwerge alle Jahre zu beſuchen, und hat ſpäter auch Wort gehalten.

Ihre Vermählung wurde auf das Glänzendſte gefeiert, auch Frau Königin Eitel wurde dazu eingeladen, und mußte, obgleich das gute Schneeweißchen für ſie bat, einen Tanz in Schuhen von glühendem Eiſen tanzen.

Schneeweißchen und ihr Gemahl lebten glücklich und lange.

Alma hatte ihre Erzählung geendet, der Freiherr fing an, einzuſchlummern, alle, außer dem Arzte und dem Kaſtellan, entfernten ſich. Die beiden Wächter nahmen in ihren Lehnſtühlen Platz, und der Kaſtellan flüſterte dem Arzte zu: „Sie wiſſen nun Alles, werther Herr Doktor, ich habe dem, was ich Ihnen geſtern früh erzählte, nichts hinzuzufügen. Daß unglückliche Liebe allein der Grund ſeiner Schwermuth iſt, glauben Sie nun wohl nicht.

„Nein!" verſetzte Willmann, „aber ich hoffe, die Zukunft ſoll mir Licht geben, denn wie es mir ſcheint, ſehnt ſich der Freiherr nach Mittheilung!"

„Ach, käme nur der Baron Eduard wieder, den liebt er außerordentlich, dem würde er gewiß Alles vertrauen," erwiederte der Kaſtellan, „doch ſtill, er könnte erwachen!"

Zweihundert ſieben und achtzigſte Nacht.

Dieſe Nacht kam das Geſpräch auf Maria Antoniette von Oeſtreich, und nach und nach auf mehrere unglückliche Fürſtinnen, deren Haupt unter dem Beile des Henkers fiel.

„Eine der Liebenswürdigſten iſt in meinen Augen die Prinzeſſin Maria von Brabant, die nachherige Gemahlin des Herzogs Ludwig von Baiern, der den Beinamen, der Strenge, erhielt.“

„O, theilen Sie uns doch ihre Lebensgeſchichte mit!“ bat die Freifrau, und der Caplan erzählte in den nächſten Nächten die folgende Begebenheit.

Maria, Herzogin von Baiern,
oder:
Die Gründung des Kloſters Fürſtenfeld.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen in das hohe, nach dermaliger Sitte reich ausgeſchmückte Gemach der Herzogin von Baiern. Gedankenvoll, das liebliche Antlitz auf die zarte Hand geſtützt, blickte die fürſtliche Frau vor ſich hin, und eine klare Thräne ſchimmerte in dem frommen, dunklen Auge.

Sie gedachte der fernen Heimath, der theuren Mutter, des liebenden Vaters, und Thräne auf Thräne perlte über ihre Wangen.

„Herzogin von Baiern nennt man jetzt Maria von Brabant, die Gemahlin des muthigen Ludwig bin ich, deſſen Liebe ſo heiß iſt, als ſein feuriges Herz. Man beneidet mich, wenn ich mich an der Seite des Gemahls dem Volke zeige, und doch iſt aller Frohſinn aus meiner Bruſt gewichen, ſeitdem ich Ludwig's Weib bin,“

ſo ſprach leiſe die Herzogin, und fügte bewegt hinzu: „Iſt es wahr, was die Meiſterſänger ſingen, daß Liebe Leiden bringt? Warum bin ich ſo glücklich, wenn Ludwig mich in ſeine Arme ſchließt? Und iſt es wieder wahr, daß mit der Liebe Seligkeit in das Herz zieht, warum beb' ich oft, blickt Ludwig's flammendes Auge in das meine?“

Sie erinnerte ſich auch des Augenblicks, wo Ludwig einem Pagen das Todesurtheil ſprach, weil derſelbe des Herzogs Falken nicht gefunden, wie damals nur ihr Flehen das Leben des Jünglings gerettet hatte, und bange Furcht zog mit dieſen Bildern in ihre Seele.

Behutſam öffnete ſich die Thüre des Gemachs, die Herzogin blickte auf, und Graf Hirſchau ſtand vor ihr, und ſprach, indem er ſich ehrerbietig verneigte:

„Wollet verzeihen, durchlauchtigſte Frau, daß ich unangemeldet in Euer Gemach trete, ich hoffte den Herzog, meinen Herrn, hier zu finden.“

„Er iſt nicht hier, Graf,“ verſetzte Maria, „ſucht ihn bei der Königin Eliſabeth, wo er oft zu ſeyn pflegt.“

Der Graf neigte ſich ehrerbietig, und verſchwand. Indem er die Thüre des Gemachs ſchloß, trat zu einer Seitenthüre Herzog Ludwig ein.

„Ich hörte Sporenklang,“ fragte er, „wer ging von Dir, Maria?“

„Graf Hirſchau ſuchte Dich, mein Gemahl,“ antwortete ruhig Maria.

„Hirſchau?“ rief Ludwig, „und Du haſt geweint?

Der Vaſall hat die Gemahlin ſeines Herzogs in Thränen geſehen!"

„Vergib, mein Ludwig!" bat Maria, „ich gedachte der theuern Mutter."

„Immer noch in Thränen um die Heimath, kann meine Liebe Dir nicht Alles, nicht Eltern und Heimath erſetzen?"

„Zürne nicht, mein Gemahl," flüſterte die Herzogin, indem ſie ihr Haupt an ſeine Bruſt lehnte, „die Sehnſucht nach der Heimath iſt ſo natürlich. Wär' ich wieder am Hofe meines Vaters zu Brabant, ich würde mich mit heißer Ungeduld hierher zu Dir, mein Ludwig, wünſchen. Das Andenken an meine ſanfte Mutter, an den treuen Vater duldeſt Du wohl in meinem Herzen."

„Maria!" ſprach Ludwig von Baiern, „halte mich nicht für ſelbſtſüchtig, nicht kleinlicher Eiferſucht fähig, ich will Jedem die ganze Welt gönnen, aber Dich, Dich muß ich allein beſitzen! Deine Eltern haben der Kinder mehr, ich liebe keine Seele auf Erden, wie Dich, ach, und Du erwiederſt niemals meine Liebe ſo glühend, als es mein ſehnendes Herz verlangt. Herzöge von Baiern lebten vor mir, werden nach mir noch leben, der Gemahl der Maria von Brabant bin ich allein — o, Weib meines Herzens, eher will ich Dich im Grabe wiſſen, als in Deinem Herzen nur den Hauch von Liebe für einen Andern."

Er drückte ſie heftig an ſein Herz und blickte düſter auf ſie herab.

„Gewiß, ich liebe Dich aufrichtig und wahr,“ ſagte Maria, „aber in der ſanften Bruſt des Weibes lebt dieſe leidenſchaftliche, ach leider auch flüchtigere Gluth nicht!“

„Meine Liebe zu Dir wird niemals verfliegen,“ ſprach Ludwig feſt, und hob die Hand zum Himmel, „mögen die Jahre Spuren auf dies liebliche Angeſicht zeichnen, der ſüße Ton der Stimme, die feurigen Augen bleiben zurück, die Erinnerungen ſchöner Liebeszeit! Könnte Dir aber Ludwig nicht derſelbe Ludwig bleiben,“ ein drohender Zug lagerte ſich bei dieſen Worten auf des Herzogs Stirn, „dann Maria — dann!“ Er drückte ſie nochmals an ſich und ging fort, um mit Hirſchau zu ſprechen.

Maria nahm den Schleier über ſich, rief ihre Frauen, und ging, von ihrem Lieblinge, einem jungen Hoffräulein, begleitet, in den Garten.

Sich der erquickenden Abendkühle freuend, wandelte die edle Frau in den Gängen des Gartens auf und ab, da gewahrte ſie in der Entfernung unter einem blühenden Apfelbaume einen ſchreibenden Knaben.

Die Herzogin winkte der Gefährtin, zurückzubleiben, und trat lauſchend näher, ohne daß der Knabe, der auf ſein Pergamenttäfelchen blickte, ſie bemerkte.

Reiche, goldgelbe Locken floſſen auf ſeine Schultern, auf der Stirn thronten Klarheit und Muth, und aus den großen blauen Augen, die er jetzt zum Himmel emporrichtete, blitzte ſchwärmeriſches Feuer.

Mit mütterlichen Blicken ſchaute die junge Fürſtin auf den Sinnenden, legte jetzt ſanft die Hand auf ſeine Locken, und fragte: „Dichteſt Du, mein Konradin?"

Zweihundert acht und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Konradin blickte auf, erröthete bis unter die Augen, und verſetzte: „Ich möcht' es können, holdſelige Frau Baſe. Seht, alle Hohenſtaufen waren Dichter, mein edler Großvater, Friedrich der Zweite, ſang Lieder, und tief unten herauf aus dem Gefängniſſe des Oheims Enzius, mein' ich Geſänge zu hören. Es lebt Vieles in mir, und ich vermag es nimmer zu ſagen!"

„Die Zeit wird es zur Reife bringen, Du biſt noch zu jung, mein Konradin," ſprach gütig die Herzogin Maria.

Konradin von Schwaben ſprang auf, „faſt ſo groß, wie Ihr, gnädige Baſe, bin ich, und ich denke, mit zwölf Jahren fängt man an, ein Jüngling zu werden.

Wollt Ihr, daß ich immer noch ein Kind ſeyn ſoll, ſo mußtet Ihr mir nicht ſagen, daß ich ein Hohenſtaufe bin, und Oheim Ludwig durfte mir niemals zurufen: ich ſolle in Zeiten daran denken, was mir zu thun obliegt."

„Seht den Helden," ſcherzte Maria, „da muß ich wohl ſchon anfangen, eine Feldbinde für den Ritter Konradin zu ſticken?"

„Ein Ritter bin ich noch nicht, denn ich muß mir erſt die goldenen Sporen verdienen," erwiederte der Knabe ſtolz, „wollt Ihr mich aber nicht mehr Euern lieben Vetter Konradin nennen, ſo heißt mich König von Neapel, denn König bin ich!"

Er richtete ſich hoch auf, doch ſchnell wieder mild werdend, fügte er hinzu: „Für Euch, Baſe Maria, bleibt ſelbſt der Kaiſer Euer Konradin." Er küßte die Hand der Herzogin und entfernte ſich.

„Ein wackerer Knabe," ſprach Maria zu ihrem Hoffräulein Ida, „das Unglück hat ſeinem Geiſt frühe Reife gegeben, und auch der Körper eilt den Jahren voraus."

Das Fräulein erröthete leicht, und entgegnete: „Weiht er ſich doch ſchon ritterlich einer Dame und trägt ihre Farben."

Die Herzogin blickte lächelnd auf des Fräuleins blaues Gewand, ſie gedachte daran, daß Konradin jüngſt ein blaues Sammetkleid von ſeiner Mutter begehrt habe, und ſprach: „Er reift, wie die Söhne des Landes, das ihm gehört, und welches er mit der Zeit wieder beherrſchen wird.“

Sie gebot der Ida, das Pergamenttäfelchen aufzuheben, das Konradin im Graſe hatte liegen laſſen, und las:

Soll ich nicht klagen der Haide,
Daß kein Jammer groß gegen meine Noth,
In der ich ſtets brenne!
Ich muß verzagen vor Leide,
Ich ſtehe freudenblaß, ihr Mund ſo roth,
Beraubet mich der Sinnen,
Wie könnt' ich jemals Freuden gewinnen?
Die, der ich unter allen Frauen gedienet hab',
Will mich laſſen vergeblich weinen!

Auf der andern Seite ſtand:

Was iſt für mich die Sommerzeit
Und die vielen, langen Tage.
Mein Troſt war' einer Frauen Leid,
Um die ich großen Kummer trage.
Wollt' ſie mir geben hohen Muth,
Da thät' ſie Tugend an mir üben.
Und Alles freut mich und iſt wieder gut.
Sobald ich ſoll von der Liebe ſcheiden,
So muß mein Freud' ein Ende ha'n.
O weh, ich liebte, ſterb' vor Leiden,
Daß ich es mit ihr begann.
Ich weiß, warum Frauen mir grauſam ſind:
Mich läßt die Liebe ſehr entgelten,
Daß ich der Jahre bin ein Kind! *)

---

*) Ein Liebeslied vom Kunig Chounrat dem Jungen, wörtlich aus dem Altdeutſchen überſetzt.

„Guter Konradin, möchte die Sonne, die ſo früh Dir ſtrahlt, Dir lange leuchten auf der Bahn durch das Leben, möchteſt Du Dich niemals zurückſehnen in die Jahre der Kindheit, denen Du ſo raſch zu entfliehen trachteſt.“ ſeufzte Maria, und ging zurück nach dem Schloſſe.

Zweihundert neun und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Als am folgenden Morgen, ihrer Gewohnheit nach, Maria von Baiern und die Schweſter ihres Gemahls, die Wittwe König Kondrad's IV., am Stickrahmen ſaßen, wollte das Geſpräch gar nicht den leichten Fortgang nehmen, wie es ſonſt wohl geſchah.

Thränen rollten von Zeit zu Zeit über die Wangen der Königin Eliſabeth, und Maria ſprach mit milder Stimme: „Laß ruhen die Todten, theure Schweſter, freue Dich an den Lebenden, ſieh Deinen Sohn Konradin, wie er ſich unten im Burghofe auf einem Roſſe tummelt, das mein Gemahl ihm jüngſt ſchenkte.“

„Ich wollte,“ ſagte traurig Eliſabeth, „der muntere Knabe wär' ein Mädchen, da blieb er bei mir im

Hauſe — ſo zieht er vielleicht in wenig Jahren aus und ich ſeh' ihn nimmer wieder!"

„O, gib nicht jetzt ſchon ſo trüben Bildern Raum," bat Maria.

„Ach, Schweſter, und mein Beſchützer, mein Bruder Ludwig! Jetzt in dieſer kaiſerloſen Zeit iſt an Fried' und Eintracht nicht zu denken. Ludwig iſt eine der beſten Stützen des Mainzer Bundes, wie bald wird dieſer nicht wieder die Hülfe ſeines tapfern Arms begehren!"

„Eliſabeth, Du weißt, wie ſehr ich Ludwig liebe," verſetzte Maria, „aber ich kann ihn mir nicht anders, als ſiegreich denken, auch erinnere ich mich eben einer Weiſſagung, die bisher ſo richtig eingetroffen iſt, daß wohl auch die letzte Hälfte derſelben ſich erfüllen wird."

„Du machſt mich neugierierig, Maria," ſprach Eliſabeth, und Jene begann:

„Als ich noch ein Kind war, ging ich eines Tages mit meiner Erzieherin ſpatzieren, in einiger Entfernung folgte uns ein Diener. Am Wege ſaß ein Bettelweib, und als ich ihr eine Gabe reichen wollte, faßte ſie mich bei der Hand und beſah ſich meine Lineamente. Aus kindiſcher Neugier ließ ich ihr die Hand, und die Alte rief lebhaft aus: „Schau, ſchau, Du biſt wohl ein Fürſtenkind, auch ſeh' ich hier noch eine Krone, die Liebe Dir reichen wird. Dir iſt viel Liebe beſchieden, Liebe bis zum Tod, denn an Deinem Grabe wird Dein Liebſter verzweifeln. Bete, bete, daß nicht die

Flamme der Liebe Dich verzehrt.“ Hierauf bedeckte die Alte ihr Antlitz mit den Händen und ſeufzte tief auf. Als ich nun herangewachſen war, bangte mir vor dem gewöhnlichen Looſe der Fürſtentöchter, da erſchien Ludwig. Liebe, warme Liebe knüpfte unſern Bund, vor einer andern Liebe hat Gott mein Herz bewahrt — ich glaube nun auch feſt, ich werde ihn nicht überleben, und mein Tod iſt gewiß noch fern, ich bin jung und erfreue mich der blühendſten Geſundheit.“

Die Thür flog auf und Konradin ſprang herein; ſein Anblick heiterte das Antlitz der trüben Mutter auf, und belebte das Geſpräch der Frauen. Auch Herzog Ludwig trat ſpäter in das Gemach, und ſeine Heiterkeit verſcheuchte die letzten Spuren der Trauer aus den Gemüthern ſeiner Treuen.

Zweihundert und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Zu derſelben Zeit weilte Ida im Schloßgarten, und blickte ſehnend nach dem Buchengange, dem Lieblingsplatze des Grafen Hirſchau.

Schon lange trug ſie mit ſchwärmeriſcher Innigkeit das Bild des Grafen Heinrich von Hirſchau im

Herzen, heute mußte ſie ihn ſehen, ſie wußte, daß er um dieſe Zeit gewöhnlich in den Garten kam, ſich von ſeinen Arbeiten zu erholen — dieſe Begegnung ohne Zeugen, meinte ſie, müſſe endlich ſeinen Mund öffnen, das Geſtändniß ſeiner Liebe zu ihr auf ſeine Lippen führen.

Unruhig ging ſie auf und ab, denn der Erwartete kam immer noch nicht. „Wenn er nun auch heute ſchweigt,“ ſprach ſie leiſe vor ſich hin, „wenn Dein Erbleichen und Erröthen Dich ihm verräth, Ida, was willſt Du thun?“

Glühende Röthe bedeckte das ſchöne, düſtre Geſicht des Fräuleins. „Sey es denn!“ rief ſie entſchloſſen aus, „ich kann die Qual der Ungewißheit nicht länger ertragen, liebt er mich, wird er mich ſelig an ſein Herz ziehen, liebt er mich nicht — dann bedecken bald die Wellen das glühende Herz, ſie waſchen den Flecken von mir ab, mein zartes Geheimniß an einen Mann verrathen zu haben.“

Jetzt trat Hirſchau in den Garten, mit funkelnden Augen, hocherglühend trat ihm Ida einige Schritte entgegen, er begrüßte ſie höflich, und ſchritt ruhig, ohne ein Wort zu ſagen, an ihr vorüber.

„Graf, auf ein Wort!“ rief ſie ihm nach. — Hirſchau wandte ſich um, neigte ſich vor ihr und fragte kalt: „Befehlt Ihr etwas, gnädiges Fräulein?“

Die Kälte ſeines Tones traf ihr Innerſtes; daß er ſie nicht liebe, ward ihr klar. Fieberfroſt durchzuckte ihre Glieder. „Nichts, nichts!“ rief ſie heftig und unwillig, und winkte ihm mit der Hand, zu gehen, drauf eilte ſie pfeilſchnell durch die ſchattigen Gänge des Gartens, und blieb vor einem tiefen Waſſerbehältniß ſtehen.

Der Graf, dem ihr räthſelhaftes Benehmen in demſelben Augenblicke deutlich wurde, hatte ſie beobachtet und ging ihr nach. — „Fräulein,“ ſprach er, ihre Hand erfaſſend, „Euch iſt nicht wohl, erlaubt mir, daß ich Euch in das Schloß geleite.“

Höflich bot er der Mürriſchen den Arm, führte ſie in das Schloß zurück und übergab ſie der Pflege ihrer Zofen. — Ida wollte nicht für krank gelten, ſie ſchalt den Grafen, begehrte hinab in den Garten, aber ihre erhitzte Wange, das Zittern ihres Körpers widerſprach ihren Verſicherungen.

Die Herzogin kam ſelbſt, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ſandte den Arzt zu dem Fräulein. Als dieſer kam, fand er ſie ſchon im heftigen Fieber, und der Gegenwart entrückt, lebte ſie nur in ihrer Phantaſieenwelt. — In lichten Augenblicken dachte ſie voll Wuth an den Grafen, ſie bildete ſich ein, ihn tödtlich zu haſſen, ſie glaubte, das Opfer einer Nebenbuhlerin zu ſeyn. Dieſe aufzufinden, ihr den bitterſten Schmerz zu bereiten, war das Ziel ihrer Wünſche, und um Böſes zu thun, wollte ſie leben.

Der Arzt erklärte das Fieber für anſteckend. Jede floh Ida's Lager, und die alten, ſtumpfen Wärterinnen, welche bei ihr geblieben waren, überhörten, was ſie in der Hitze des Fiebers ausrief und ſich gelobte.

Zweihundert ein und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Als Ida zum erſten Mal ihr Lager verließ, erſchrak ſie vor ihrem blaſſen, eingefallenen Geſicht, aber an Hirſchau's Kälte gedenkend, vergaß ſie bald, daß ſie die Roſen der Geſundheit nicht mehr ſchmückten, ſie dachte an nichts, als an ihren Schmerz.

Eiferſüchtige Liebe hat ſcharfe Augen; äußerlich ſtolz und kalt gegen Hirſchau, beobachtete ſie heimlich jeden ſeiner Blicke, unterwarf ſie jedes ſeiner Worte einer genauen Prüfung, und bald ſtieg die Ahnung in ihr auf, daß der Graf die Herzogin liebe. Es that ihr wohl, daß auch er die Qualen hoffnungsloſer Liebe kenne, ſie war mit dieſer Vergeltung zufrieden, doch oftmals flog ein trüber Gedanke durch ihre Seele, es ſchien ihr, als zeige Maria dem Grafen mehr Aufmerkſamkeit, als es für die Herzogin von Baiern geziemend ſey, und von nun an ruhten Ida's Augen auch auf dem Antlitze der Herzogin, um jede leiſe Veränderung in ihren Mienen zu bemerken.

Ida's Ahnung war Wahrheit; ſeit dem Augenblicke, als Hirſchau zum erſten Male Marien erblickte, lebte ſie als Königin, als Heilige in ſeinem Herzen. Ehe noch, als Ludwig von Baiern Marien geſehen hatte, ſandte ihn der Herzog mit einer Botſchaft an Marien's Vater, dem Herzoge von Brabant.

Die ungezwungene Sitte, welche am Hofe zu Brabant herrſchte, gab dem Grafen Gelegenheit, ſich oftmals der jungen ſchönen Maria zu nähern.

Ihre Schönheit, die ſeltene Bildung ihres Geiſtes, der Adel ihres Herzens zogen den Grafen immer mächtiger zu ihr hin, und ihre Freundlichkeit gegen ihn flößte dem Liebenden die ſchönſten Hoffnungen ein.

Graf Heinrich von Hirſchau war ein ſchöner, vielſeitig gebildeter Mann, er führte die Feder ſo geſchickt, als das Schwerdt, und war der mächtigſte Vaſall des Herzogs von Baiern, deſſen beſte Stütze, ſein Freund, dem Ludwig faſt mehr, als dem eignen Bruder vertraute, obſchon ſeit der Ausſöhnung der beiden Herzöge von Baiern das Band brüderlicher Liebe ſich innig um ihre Herzen ſchlang.

Zu jener Zeit, wo Fehden aller Art das deutſche Reich bedrohten, wo man kein Oberhaupt erkannte, ſo mancher Fürſtenthron wankte, wo nur der Stärkſte, nicht der Berechtigte den Sieg davon trug, konnte es einem Manne, wie Hirſchau, nicht ſchwer fallen, mächtig zu ſteigen.

Er erinnerte ſich des Ritters von Staufen, der ſich einzig durch ſeine Tapferkeit die Hand der ſchönen Herzogstochter errungen hatte, und Maria auf ähnliche Weiſe zu gewinnen, war ſein ſchönſter Traum, ſein ſtetes Ziel.

War er nur ihrer Liebe gewiß, dann fürchtete er nichts von Außen. Eines Tages ging der Graf nach dem Zimmer des Herzogs von Brabant, da begegnete ihm Maria.

„Wißt Ihr, gnädiges Fräulein, daß ich morgen Eures Vaters Hof verlaſſe?“ fragte ſchwermüthig Hirſchau, und heftete forſchend ſeine Blicke auf ſie.

„Es iſt mir Leid, daß unſer Hof einer Zierde beraubt wird,“ verſetzte ſchüchtern Maria, und wollte ſich entfernen.

„O, geht nicht von mir!“ rief er aus, ihre Hand an die Lippen preſſend, „es ſey denn, Ihr haßtet mich; iſt dem aber nicht ſo, o, ſo gebt mir ein Zeichen, daß Ihr mir erlaubt, an Euch zu denken!“

Maria erglühte, löſete nach einigem Zögern, durch einen flehenden Blick des Grafen beſiegt, eine der Schleifen, die ihr ſchönes, braunes Haar zuſammen hielten, reichte ſie mit mildem, ſchüchternem Blicke dem Grafen und verſchwand.

Seit dieſem Augenblicke trug Heinrich die blaue

Schleiſe auf ſeinem Herzen, in dem ſchöne Hoffnungen emporblühten.

Zurückgekehrt zum Hofe ſeines Herrn, rühmte er Marien's Liebreiz und Tugend, ſich mit dem Gedanken tragend, den nächſten Feldzug zu ſeinem Glücke zu nützen, und dann um Maria zu werben.

Das Schickſal wollte es anders; der Graf erkrankte, und lag fieberkrank drei Monate lang auf ſeiner Burg.

Zweihundert zwei und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Was im Reiche, am Hofe Ludwig's während dieſer Zeit verging, blieb ihm fremd. Endlich war er geneſen; den Rath des frommen Mönchs, der ihn hergeſtellt hatte, und Schonung empfahl, nicht beachtend, ſchwang er ſich, ſobald es ſeine Kräfte erlaubten, auf ſein Roß.

Hirſchau gewahrte, als er ſich der Stadt näherte, viel Volk in feſtlicher Kleidung, das Thor, durch welches er einritt, war mit Blumen und Fahnen geziert.

Er ließ durch ſeinen Knappen fragen, was alles dieſes zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort: der Herzog von Baiern halte eben ſeinen Einzug mit ſeiner Neuvermählten.

Röthe des Zorns über das Schweigen Herzog Ludwig's flammte auf ſeinem Antlitze, doch, ſich bekämpfend, ritt er weiter, den Herzog zu begrüßen.

Wie ward ihm, als er den Herzog erblickte, und neben ihm auf milchweißem Zelter Maria von Brabant im Brautſchmucke. Mühſam beantwortete der Graf des Herzogs huldvolle Anrede, der ihm zu ſeiner Geneſung Glück wünſchte. Sein ſtarrer Blick war nur auf die junge Herzogin gerichtet, die mit fröhlicher Unbefangenheit umherblickte, und die Grüße der Unterthanen erwiederte.

Oben in der Burg empfing Eliſabeth, des Herzogs Schweſter, die Schwägerin, und der holde Konradin ſtreute der ſchönen Baſe duftende Blüthen.

Der Graf hob eine Roſe auf, über welche Marien's Fuß gegangen war, und ſprach: „Edle Frau, Ihr habt eine Roſe zertreten, und die Roſe iſt die Blume der Liebe.“ Ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Rede.

„Es geſchah wider meinen Willen, ich ſah die Roſe nicht, und wußte nicht, daß ſie in Baiern ſo holde Bedeutung habe, werft die zertretene von Euch, und nehmt dafür aus Konradin's Hand den Epheuzweig, das Zeichen unvergänglicher Achtung,“ erwiederte bewegt Maria.

Sie ſahen ſich im Getümmel des Feſtes mehrmals, doch Maria wich jeder Annäherung des Grafen auf eine feine Weiſe aus; als es jedoch dem Grafen glückte, einſt beim Tanze neben der Herzogin zu ſtehen, flüſterte er ihr zu:

„Ich dachte nicht, Euch als Herzogin von Baiern zu begrüßen.“

„Herzog Ludwig's Werbung kam mir überraſchend, doch der Wunſch verehrter Eltern iſt der meine, und an Schönheit und ritterlichen Tugenden ſtrahlt mein Gemahl vor allen lebenden Fürſten,“ ſprach Maria ernſt.

Der Graf ſeufzte und ſchwieg. —

Unter dem Vorwande, ſeine Geſundheit vollkommen herzuſtellen, beurlaubte er ſich von dem Herzoge, und kehrte in ſeine einſame Veſte zurück.

Dort klagte er ſein Leid den Wänden, und endlich auch ſeinem Beichtvater und Krankenpfleger, der aus des Grafen Fieberträumen ſeine Liebe zu Marien hatte kennen lernen. Dieſer geſtand ihm jetzt, daß der Herzog dem Grafen ſeine Vermählung gemeldet, und ihn nach Brabant zu den Feſtlichkeiten habe einladen laſſen, er habe es aber damals nicht für gut befunden, durch dieſe Kunde den Todtkranken zu ſchrecken.

Den Herzog konnte der Graf nun nicht mehr anklagen, auch Marien nicht. Nach der Sitte ihres Standes mußte ſie ſich dem Willen der Eltern unterwerfen. Er hatte ſich ihr niemals deutlich erklärt, kein Gelübde von ihr empfangen, und ſo konnte er nichts thun, als ſich männlich in ſein Schickſal fügen. Keine Klage kam über ſeine Lippen, er hütete jeden Blick, jedes Wort, das ſein Geheimniß verrathen konnte. Sein Streben ging einzig dahin: Marien, der Angebeteten, ritterlich in Züchten und Ehren zu dienen, und ſtets zu ihrem Schutze bereit zu ſeyn, denn er kannte des Herzogs heftige Gemüthsart und ſeine Eiferſucht.

Zweihundert drei und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Ida war ſchlau genug, ſich bei der gutmüthigen Herzogin ſo einzuſchmeicheln, daß dieſe ſie wie eine Freundin behandelte, faſt immer war ſie um die Perſon der Herzogin, und ſuchte eine Schwäche an der Herzogin zu erſpähen, aber dieſe blieb immer edel und wahr.

Herzog Ludwig ſprach jetzt wieder oftmals von einem Kriegszuge. Als wolle er vor der Trennung von den Seinen noch recht glücklich ſeyn, weilte er jetzt immer in Marien's Nähe, und zeigte ihr die wärmſte, treueſte Neigung.

Der Gedanke, daß Hirſchau glücklich liebe, hatten Ida oft gepeinigt, aber er entfloh, ſobald ſie Marien in den Armen des Herzogs ſah, und ihre Liebesworte vernahm.

Der böſe Dämon des Jähzorns und der Eiferſucht ſchien an Marien's Seite ganz von dem Herzoge gewichen. Oft, wenn er neben Marien ſaß, und ſein Liebling, Konradin, zu ihren Füßen lag, rief Ludwig aus: „Bin ich nicht vollglücklich? der geliebten Schweſter Sohn, die treu an meiner Seite weilt, wächſt fröhlich auf, an Hirſchau hab' ich einen Freund, wie ihn ſelten Fürſten finden, und in meinen Armen ruht mein höchſtes Kleinod, Maria."

Da ſtrahlte des edlen Hirſchau Antlitz von reiner Freude, Ida aber ſeufzte leiſe: „Warum wird ihr Alles, warum neben dem zärtlichen Gemahl auch der Freund, der freudig ſein Leben für ſie opfern würde?"

Boten an den Herzog kamen von nun an täglich. Er traf alle Vorbereitungen zu einem neuen Zuge gegen den Feind, und überließ, gegen ſeine Gewohnheit, arglos dem Grafen Hirſchau, für die Unterhaltung ſeiner Gemahlin und Schweſter zu ſorgen. Er vertraute Marien, er vertraute dem Freunde, und Maria war ja faſt niemals allein.

Unter den Zimmern der Burg war eins Marien vorzüglich lieb, von ihr das blaue Gemach genannt. Sie weilte oft mit ihrer Stickerei in demſelben, und ſchaute aus den Fenſtern hinab in das freundliche München, das ſich täglich vergrößerte.

Eines Tages kam Maria aus ihrer Kapelle in das blaue Zimmer, nach ihr traten Ida und Graf Hirſchau ein.

Das Geſpräch ſtockte bisweilen, Maria ſah ſehr bekümmert aus.

„Ihr ſeyd bleich, edle Frau,“ ſprach der Graf, „leidet Ihr? Darf Euer getreueſter Diener wiſſen, was Euch bekümmert?“

„Mir bangt vor dem Kriege,“ verſetzte Maria, „ach Hirſchau, ich ahne Unheil, wenn Ludwig“ — Thränen hemmten ihre Sprache.

„Beruhigt Euch, edle Frau,“ verſetzte Hirſchau, „ich habe mich zu Euerm Ritter geweiht, und als ſolcher geb' ich freudig mein Leben für Euch und Euern Gemahl, meinen Herrn.“

„Ich weiß es, Graf!“ ſprach Maria bewegt, „o könnt' ich Eure Treue lohnen!“

Graf Hirſchau ſchwieg eine Minute, indem er vor ſich niederſchaute, endlich ſprach er ſchüchtern und bittend: „Noch immer, hohe Frau, gedenk' ich der ſchönen Tage zu Brabant, dort ſind die Sitten freundlich. Euer erlauchter Vater zürnet nicht, wenn die treuen Diener ſeine Gemahlin ehrerbietig begrüßen, und von ihr mit dem ehrenvollen Du angeredet werden, darum nennet auch Ihr, hohe Frau, mich Du, wie Eure erhabene Mutter ihres Herzogs treue Vaſallen!“

Die Herzogin erröthete und ſchwieg, endlich ſagte ſie: „Die Sitten, welche am Hofe zu Brabant heimiſch ſind, würden vielleicht am bairiſchen Hofe nicht gebilliget, ich bin Herzog Ludwig's Gattin, und darf weder die Sitten noch alle Erinnerungen aus der Heimath mitnehmen.“

„An dem Tage waret Ihr gütiger, als Ihr mich zu Brabant mit der blauen Schleife beſchenktet,“ ſprach kühner der Graf.

„O laßt die Vergangenheit!“ gebot Maria, und wandte ſich ab, der Graf aber rief:

„Noch trag' ich ſeit jenem Augenblicke die Schleife auf meiner Bruſt, ſie ſoll mich bis in das Grab begleiten!“

Bleich, zitternd, außer ſich vor Schmerz, verließ Ida das Gemach. Der Herzog begegnete ihr, und von ihrem Ausſehen erſchreckt, fragte er: „Was iſt Euch' Fräulein, wo iſt Eure Herrin?“

„Im Zimmer, mit dem Grafen Hirſchau!“

„Warum verließet Ihr ſie!“ brauſte Ludwig auf.

„Es ſchien mir nicht geziemend, ein Geſpräch durch meine Gegenwart zu ſtören, das ſich auf Gegenſtände bezog, die keinen Vertrauten bedürfen!“ ſprach Ida haſtig, vor innerer Bewegung zitternd.

Der Herzog raſ'te geiſterbleich an ihr vorüber und riß die Thüre auf.

„Mein Ludwig!“ rief Maria aus, in des Herzogs Arme eilend, und blickte freundlich zu ihm auf.

Der Herzog warf einen forſchenden Blick auf Hirſchau, dieſer ſah ihn ruhig an, und entfernte ſich auf des Herzogs Wink.

Maria ſchmiegte ſich liebkoſend an den Gemahl. „Du zitterſt, biſt todtenbleich, o, mein Theurer, was iſt Dir begegnet?“ fragte ſie mit bezaubernder Innigkeit.

„Es war ein böſer Traum, Maria!“ ſprach der Herzog bewegt. „Weib meines Herzens, bleibe mir treu, bleibe ganz mein, ich bitte Dich!“

Marien's Zärtlichkeit verſcheuchte endlich des Herzogs Trübſinn. Er hütete ſich, von Ida zu ſprechen, um Marien nicht Vorſicht gegen ihre Umgebungen einzuflößen, und als ihm ſpäter Hirſchau begegnete, begrüßte ihn der Herzog mit gewohnter Huld.

Zweihundert vier und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

So ſehr ſich auch der Herzog bemühte, dieſen Auftritt mit ſeiner Gemahlin zu vergeſſen, ſo lebhaft er ſich auch ihre betheuernden Worte, ihre Liebkoſungen in die Seele zurückrief; ſo vollkommen vertrauend war er nicht mehr.

Er hatte keinen Beweis für die geringſte Treuloſigkeit ſeiner Gemahlin, Ida's Rede ſchien ihm die Aeußerung einer Kränkelnden, Gereizten, aber ein Funke war in ſein Herz gefallen, und drohte es zu verzehren.

Oft ging er unruhig auf und ab, mit der Löſung peinlicher Fragen beſchäftigt, er quälte ſich ſelbſt, und dann verſcheuchte für einen Augenblick Marien's liebevoller Blick ſeinen Trübſinn.

Eines Tages bemerkte er, daß Hirſchau mit ſehnſuchtsvollen Blicken nach dem Fenſter ſeiner Gemahlin ſchaue, wüthend eilte der Herzog in den Burghof hinab, um Hirſchau zu ſprechen, aber die ruhige Würde, mit welcher ihm der Graf entgegen trat, hemmte den Lauf ſeines Zornes.

Bald öffnete ſich ein Fenſter des Schloſſes, es war daſſelbe, nach welchem der Graf geſchaut, Konradin rief ihm freundliche Worte zu, und des Herzogs böſer Argwohn war wieder für den Augenblick geheilt.

Hirſchau mochte fühlen, was in der Seele des Herzogs vorgehe, er zog ſich immer mehr von der Herzogin zurück, erſchien ſelten in den Gemächern der fürſtlichen Frauen, und widmete, ſo weit es der Anſtand erlaubte, den größten Theil ſeiner Aufmerkſamkeit der Königin Eliſabeth.

Durch dieſes kluge Benehmen beruhigte der Graf den mißtrauiſchen Herzog. Er bat im Stillen dem

Grafen und Marien das Unrecht ab, und zeigte ſich ſanft und heiter gegen ſeine Gemahlin.

Der Herzog erhielt die Nachricht, daß am Rheine die Feindſeligkeiten ſich lebhaft äußerten, und fand es für nöthig, ſich ungeſäumt an der Spitze eines Heeres dahin zu begeben, wo man ſein bedurfte. Graf Hirſchau ſollte vor der Hand zum Schutze der hohen Frauen zurückbleiben.

Der Abſchied Ludwig's von Marien war herzzerreißend, immer wieder eilte ſie in die Arme ihres Gemahls, als fürchte ſie, den Theuern niemals mehr zu erblicken. Vergebens tröſtete ſie Eliſabeth, weder ihre Troſtgründe, noch Ludwig's Vorſtellungen fruchteten etwas bei Marien

„Ich ſeh' Dich nicht wieder, niemals, niemals! Nur dies eine Mal bleibe zurück!“

Ludwig litt unbeſchreiblich bei dieſem Auftritte, endlich riß er ſich mit Gewalt von dem theuern Weibe los.

„Wir ſehen uns wieder!“ rief er aus, legte ſie in Eliſabeth's Arme, ſchwang ſich auf ſeinen Rappen und ſprengte davon.

Maria empfand, ſeit Ludwig ſie verlaſſen hatte, eine tödtliche Unruhe, ſie brachte den größten Theil des Tages in der Kirche im frommen Gebete zu, ſelbſt Konradin durfte jetzt nicht in ihrem Zimmer zur Laute luſtige Lieder ſingen, wie wohl ſonſt geſchah.

Ludwig ſandte aus ſeinem Lager einen zärtlichen Brief an Marien; an den Grafen Hirſchau den Befehl, die Herzogin nebſt der Königin, Konradin und dem Hofſtaate der erlauchten Frauen unverzüglich nach der Veſte Donauwörth zu führen, da er ſie dort ſicherer glaube, als in dem ſchlecht befeſtigten München. Des Herzogs Gebot ward ſogleich erfüllt, mit heißen Thränen ſchied Maria von München, und beſtieg mit heimlicher Abneigung ihr milchweißes Roß.

Als Maria durch das Thor von Donauwörth ritt, wandte ſie ſich zu Eliſabeth, und ſprach: „Zum Wittwenſitze hat mein Gemahl mir dieſe Burg beſtimmt, mir ſcheint ſie, wie eine Gruft."

„Es liegen in Wahrheit mehrere Mitglieder unſerer Familie hier begraben," verſetzte die Königin, und ernſt und ſchweigend traten ſie in die Burg.

Den andern Tag übergab der Graf einem treuen und bewährten Ritter die Veſte Donauwörth, befahl die fürſtlichen Frauen ſeinem Schutze, und zog mit einem kleinen Heere dem Rheine zu, die Truppen des Herzogs zu verſtärken.

Zweihundert fünf und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

In Donauwörth herrſchte jetzt die tiefſte Stille, die Frauen brachten ihre Zeit mit Gebet und weiblichen Arbeiten zu, der raſche Konradin floh das ſtille Zimmer, und ließ ſich ſelten bei den Frauen ſehen.

Eines Tages trat er in das Gemach, und ſprach: „Da hab' ich mir jetzt die ganze Veſte beſehen, es iſt wahr, ſie iſt gut befeſtigt, und Ihr ſeyd ſicher,“ und ohne ſich an das Lächeln der Frauen zu kehren, fuhr er fort: „aber einen düſtern Ort hab' ich entdeckt, die Schädelſtätte, wo die Verbrecher hingerichtet werden. Mir graut vor einem ſolchen Tode, ſo das Haupt auf den Block legen zu müſſen, nicht wahr, Baſe Maria, Euch graut auch davor?“

„Hör' auf mit ſolchen ſchrecklichen Geſchichten!“ ſagte bewegt Maria, doch Eliſabeth rief lächelnd: „Ihr ſeyd thöricht, als ob man Euch daſſelbe thun würde!“

Gegen Abend kehrte ein frommer Pilger auf der Burg ein, er kam vom Rheine her, und Maria ließ ihn rufen, Kunde von ihrem Gemahl zu hören.

„Der Herr Herzog thut Wunder der Tapferkeit, und der Graf Hirſchau iſt immer an ſeiner Seite,“

ſprach der Pilger, „nur allzu kühn iſt der erlauchte Herr.“ Die Herzogin vernahm mit Beben dieſe Rede, ſie hatte ſeitdem keinen Augenblick Ruhe mehr, und wollte ſich nicht abhalten laſſen, zu dem Gemahl zu eilen.

„Oft kommt auch aus dem Munde der Unbedeutenden ein guter Rath,“ ſagte Ida, als ſie die Angſt der Herzogin bemerkte, und fuhr auf ihren Wink alſo fort: „Heute Nacht träumte mir, ich ſähe den Herzog im Getümmel der Schlacht auf ſeinem Rappen, hinterrücks fiel ein Ritter mit geſchloſſenem Viſir ihn an, und würde ſicher den Herzog getödtet haben, wenn Graf Hirſchau nicht dazwiſchen gekommen wäre. Die Träume haben mir ſchon oftmals wahr geſagt, und ſo mein' ich, daß es gut wäre, wolltet Ihr an den Grafen Hirſchau ſchreiben, und ihn gebieten, den Herzog nimmer zu verlaſſen im Gewühl des Kampfes.“

„Ja!“ rief Maria, „an meinen Gemahl will ich ſchreiben, ihn beſchwören, ſich nicht allzu ſehr der Gefahr auszuſetzen, aber an Hirſchau? Mein Gemahl würde nimmer gut heißen, wollt' ich den Grafen bitten, für den Herzog zu ſorgen, nein — er würde —“

„Er dürfte es nur nicht erfahren,“ ſagte Eliſabeth, „ich zage ſelbſt für Ludwig's Leben, er iſt tollkühn, Hirſchau beſonnen, und ſo kann ein warnender Freund vielleicht ſein Schutzengel werden.“

„Edle Frau, wenn ich es ſagen darf, ich meine, Herzog Ludwig könne in Eurem Benehmen nur den

Beweis inniger Liebe finden,“ bemerkte Ida, „zarte Sorgfalt beleidigt keinen edlen Mann!“

„Wohlan denn, ich will dem Grafen ſchreiben!“ entſchloß ſich Maria, „die Angſt um den Gemahl verwirrt noch meine Sinne, ich muß dieſe Angſt zu verbannen ſuchen!“

Sie ſchrieb einen langen Brief voll glühender, inniger Liebe an ihren Gemahl, flehte ihn an, ſich zu ſchonen, ſich ihr zu erhalten, und hauchte in jedes Wort das Leben glühender Liebe.

An Hirſchau ſchrieb ſie:

„Mehr, als einmal, Graf, habt Ihr mir verſichert, daß Ihr Euer Leben für meinen Gemahl, für mich geben würdet. Jetzt nehm' ich Euch beim Worte. Sorget, daß der Herzog ſich mir und dem Lande erhalte, ſchützt ihn, wie das Licht Eurer Augen, und ſeyd gewiß, daß ich Euch zum Lohne mit dem freundlichen „Du“ begrüße, das Ihr von mir erbatet, wenn Ihr zurückkehret.

Maria.“

Dieſe beiden Briefe ſiegelte ſie, übergab ſie einem treuen Diener und ſuchte ruhiger ihr einſames Lager.

Als am andern Tage der Bote Luithold Donauwörth längſt in dem Rücken hatte, ſprach er zu ſeinem Roßbuben: „Faſt möcht' ich umkehren, Kunz, ich weiß nicht mehr, welchen Brief ich an den Herzog überbringen ſoll, ob den, mit dem rothen, oder den, mit dem gelben Siegel. Leſen kann ich nicht, und befohlen iſt es mir auch, die Briefe in keines andern Menſchen Hände zu geben, als in die des Herzogs und des Grafen Hirſchau."

„Ei was!" verſetzte Kunz, „gebt beide dem Herzog, was die Herzogin an den Grafen Hirſchau ſchreibt, wird ihr Gemahl doch wiſſen dürfen!"

Beruhigt über dieſen Rath, ritt Luithold weiter. Der Schleier lieblicher Morgendämmerung lag über der Gegend ausgebreitet, als Luithold das Ziel ſeiner Reiſe erreichte. Er gab ſein Pferd dem Roßbuben, und ging, einen Ritter aufzuſuchen, der ihn beim Herzoge melden möchte.

Zweihundert ſechs und neunzigſte Nacht.

Berufsgeſchäfte hielten den Caplan fern, wodurch die Erzählung der Schickſale der Herzogin Maria unterbrochen wurde.

Der Freiherr befand ſich wieder außer dem Bette, und alle die Seinen waren deßhalb ſehr heiter.

„Wie freue ich mich auf Ihren erſten Beſuch in der Gallerie," ſagte Reiner, „Sie werden ſehen, daß ich ſchon hübſch weit mit meinen Fresken bin, und ich wünſche nur, daß Sie eben ſo gütig darüber urtheilen mögen, als heute Morgen die beiden Fräuleins, Alma und Claudine."

„Ich freue mich ſelbſt ſehr darauf," erwiederte verbindlich der Freiherr, „und wenn Sie auch nicht der Künſtler wären, der Sie ſind, die Gemälde werden ſchon deßhalb Werth für mich haben, weil ſie die Urſache Ihres längern Bleibens auf meinem Schloſſe ſind."

„Eine Urſache mit, das muß ich geſtehen, und das werden Sie, mein gütiger Wirth, dem Künſtler nicht mißdeuten, aber die *einzige* Urſache ſind ſie nicht, wahrlich nicht." Er erröthete bei den letzten Worten und die Blinde erröthete mit, obgleich ſie ſein Erröthen nicht bemerken konnte, aber ihr feineres Ohr vernahm ſeinen bewegten Ton, und ihr Herz verſtand ihn.

Das Merkwürdigſte bei dieſer geheimen Neigung war: daß die Blinde gar nichts von Reiner's Werken kennen konnte, und er immer behauptete, man könne ihn nur kennen, wenn man ſeine Bilder ſehe. Wer liebt, will gewöhnlich auch ganz erkannt ſeyn, vielleicht aber ſchmeichelte es dem Manne, daß er um ſeiner guten Eigenſchaften willen als Menſch ſchon geliebt wurde.

Mitternacht kam unter heitern Geſprächen heran, und als der Maler zur guten Nacht zuletzt der Blinden die Hand küßte, ſah er, daß ſie ſanft erröthete, und ſie fühlte die Thräne aus ſeinem Auge auf ihrer Hand.

Zweihundert ſieben und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Herzog Ludwig war früh erwacht, er trat an den Eingang ſeines Zeltes, die friſche Morgenluft einſaugend, da gewahrte ſein Auge den wohlbekannten Knappen von Donauwörth, und ihn heranwinkend, rief er gütig: „Was bringſt Du Gutes von Donauwörth, wie befinden ſich die fürſtlichen Frauen und der junge Prinz Konradin?"

Der Knappe neigte ſich ehrfurchtsvoll vor ſeinem Herrn, gab Beſcheid und reichte, ſeine Vergeßlichkeit entſchuldigend, beide Briefe dem Herzog.

Haſtig warf der Herzog ſeinen Brief hin, erbrach das Siegel des Schreibens an Hirſchau, und trat, nachdem er es geleſen, todtenbleich zurück.

„Entflieh, Verfluchter, wenn Du Dein Leben liebeſt! Niederträchtiger Bote, Du biſt nicht werth daß meine Hand Dich tödtet!" herrſchte Ludwig dem Knappen zu. Der Knappe entfloh zitternd. „Sattle!" gebot der Herzog dem im Nebenzelte wohnenden Stallmeiſter, und ſprengte nach einer Viertelſtunde, todtenbleich, vor Wuth ſchäumend, aus dem Lager gen Donauwörth.

Geſchrieben hatte Maria an den Grafen ohne

Wiſſen des Herzogs, dem Vaſallen hatte ſie geboten, die Handlungen des Herzogs zu beobachten, ach, noch mehr, ſie hatte ihm verſprochen, ihn Du zu nennen, ſie, die ſelbſt den Gemahl in der erſten Zeit nicht ſo vertraulich angeredet hatte.

Was mußte nicht vorhergegangen ſeyn, ehe Hirſchau eine ſolche Bitte an die Herzogin wagen konnte?

Er mußte Gewißheit haben, Marien ſehen, ihr Geſtändniß hören, und war ſie ſchuldig, dann wollte er ſie furchtbar richten.

So eilend der Herzog auch einen Flecken nach dem andern zurückließ, ſo blieb ihm doch Zeit genug, um ſich manche Scene aus der Vergangenheit zurückzurufen.

Bald ſchwebte Maria holdſelig und liebreizend vor ſeinen Augen, bald ſah er ſie im traulichen Geſpräche mit Hirſchau. Dann erinnerte er ſich wieder des Tages, wo Ida ihm verſtört entgegen gekommen war, und neue Wuth zog in ſeine Seele.

„Warum bittet ſie Hirſchau ſo dringend, mein Leben zu ſchützen? An meinem Leben liegt ihr nur darum viel, weil ſie an Eliſabeth ſieht, wie wenig in kriegeriſchen Zeiten eine Fürſtenwittwe gilt,“ ſprach er finſter vor ſich hin.

Er las den Brief, den Maria ihm geſandt: „Lauter Lug und Trug, mich ſicher zu machen!“ knirſchte der Herzog.

Ein Roß ſtürzte unter ihm zuſammen, er ließ ſich ein zweites reichen und jagte weiter.

Der Knappe, welcher dem Herzog folgte, blieb einige Stunden kraftlos vor Donauwörth liegen. der Herzog ritt, ohne ein Wort zu ſagen, vorwärts.

„Meine wilde Hitze hatteſt Du in Sanftmuth verwandelt, ich ſchämte mich meines Mißtrauens gegen Dich, o Maria, warum haſt Du mir das gethan!“ klagte der Herzog, als er die Thürme der Feſtung ſah, in welcher Maria lebte.

Seine Wuth vergrößerte ſich bei dem Anblick des ſtillen Schloſſes, dem er vor kurzer Zeit mit liebender Sorgfalt das Theuerſte anvertraut hatte.

Blut und Rache waren ſeine einzigen Gedanken. Den Burgvoigt, welcher ihn am Thore gebührend begrüßte, ſtach der Herzog mit dem Ausrufe nieder: „Stirb elender Hüter der Ehre Deines Herzogs.“

Oben auf dem Saale trat ihm Ida entgegen, ſie kam eben aus den Zimmern der Königin Eliſabeth, welche krank darnieder lag, und das Bett nicht verlaſſen konnte.

„Du biſt die Sirene, welche mir das erſte Lied vorſummte!“ rief er ihr zu, faßte ſie beim Arme und führte ſie in ein Gemach, welches er hinter ihr abſchloß.

Den herbeieilenden Dienern befahl er, die Frauen Marien's ſogleich von den Zinnen der Burg herab zu ſtürzen, und flog, keinen Einwurf hörend, in das Gemach ſeiner Gemahlin.

Entzückt, kein Unheil ahnend, trat ihm die Holde entgegen; vor ſeinem Ausſehen fuhr ſie erſchreckt zurück

„Haſt Du dies geſchrieben?“ fragte er, ſich bekämpfend, und hielt Marien ihren Brief an Hirſchau hin.

„Ja!“ antwortete ſie.

„Was haſt Du für dieſe That verdient?“

Maria fürchtete nur, er zürne, daß ſie ſich in ſeine Handlungsweiſe habe einmiſchen wollen, und flüſterte bebend: „Vergib, mein Ludwig, es ſoll nie mehr geſchehen!“

Der Herzog, der darin das Bekenntniß ihrer Schuld ſah, lachte wild auf. Seine Hand fuhr nach dem Schwerdte, doch plötzlich ging ſeine Wuth in die höchſte Verachtung über, und bebend ſprach er: „Von meiner Hand ſollſt Du nicht ſterben, der Henker trenne Dein Haupt von dem ſchuldigen Herzen.“

Er verließ das Gemach, um die nöthigen Befehle zur ſchleunigen Hinrichtung zu geben, und eilte dann in das Gemach, wo ſich Ida in Todesangſt befand.

„Bekenne Alles, was Du von dem Verhältniſſe der Herzogin und dem Grafen Hirſchau weißt:“ rief er ihr zu.

Ida ahnete fürchterliches Unheil, der ſchreckliche Blick des Herzogs machte ſie erbeben, und unter heftigen Krämpfen ſank ſie bewußtlos zur Erde.

Während dieſer Zeit bemühte ſich Maria, dem aufgebrachten Gemahl nachzueilen, aber ihre Kräfte verließen ſie, ſie ſank in die Kniee und betete zum himmliſchen Vater in ihrer Noth.

Leiſe öffnete ſich die Thüre des Gemachs, der würdige Burgcaplan trat ein.

„Ich komme, Euch auf den letzten Gang zu begleiten“ ſprach der fromme Mann mit Thränen, „faſſet Euch, ich ſprach vergebens, kann der Wuth des Herzogs keinen Einhalt thun, Flucht iſt unmöglich, dies Gemach hat nur einen Ausgang, der mit Reiſigen beſetzt iſt.“

Darauf beichtete Maria mit dem überzeugenden Tone der Wahrheit, ſie verſchwieg dem ehrwürdigen Geiſtlichen nichts. „Ich ſterbe unſchuldig,“ ſchloß ſie ihre Rede, „ſagt dem Herzoge, daß ich ihm verzeihe.“

„Ihr ſterbt als Märtyrerin!“ verſetzte der Geiſtliche, „Gott gebe Euch Muth!“

Die Thüren wurden aufgeriſſen, mit feſten Schritten ging Maria weiter der Schädelſtätte zu.

Zweihundert acht und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Geſchichte.)

Eliſabeth war während dieſes Vorganges aus ihrem todtenähnlichen Schlummer erwacht. Sie vernahm des Bruders Stimme, und verließ das Gemach, um ihn zu begrüßen. Konradin, der im Nebenzimmer ſchlief, erwachte, und eilte ſo ſchnell als möglich, der Mutter nach. Mit Konradin zugleich trat ſie vor den Herzog, Eliſabeth bebte vor ſeinem Anblicke zurück, und vernahm mit Entſetzen die Auftritte dieſer Nacht.

Haſtig theilte ſie ihm mit, daß ſie Marien ſelbſt zu dem Briefe veranlaßt, daß Ida die erſte Urſache deſſelben ſey. Sie verſicherte ihm, daß am Hofe zu Brabant die Fürſtin die Ritter, welche ſie vorzüglich ehre, mit dem Du begrüße, ohne deßhalb die ſtrengſte Sitte zu verletzen. Sie ſchwur ihm zu, daß Maria Tag und Nacht ſein gedacht, für ihn gebetet habe.

„So iſt kein Augenblick zu verlieren!“ rief Ludwig, und eilte, von Konradin gefolgt, nach dem Thurme. Schneller, als der erſchöpfte Oheim, erreichte der flüchtige Knabe die Richtſtätte. „Haltet ein!“ rief er dem Henker zu, doch indem das Wort über Konradin's Lippen ſchwebte, fiel das ſchöne Haupt Marien's blutend zur Erde.

Ida war wieder in das Leben zurückgekehrt, ſie hörte, was geſchehen ſollte, und eilte nach dem Thurme. Zu ſpät, ſie konnte nichts, als durch das Geſtändniß ihrer hoffnungsloſen Liebe, ihres Haſſes gegen die Herzogin, die Hirſchau ehrte, die Reue des Herzogs vergrößern.

Nachdem Ida Alles bekannt hatte, ſtürzte ſie ſich ſelbſt von der Zinne des Thurmes.

Ludwig's Reue, Eliſabeth's Trauer, Konradin's Grauſen und Schmerz vermag wohl Niemand zu ſchildern. Sein ſchwarzes Haar bleichte in wenig Tagen zu Schnee, und weder Gebete noch Tröſtungen vermochten den Herzog zu beruhigen.

Graf Hirſchau, der im Lager Ludwig's ſchnelle Abreiſe erfahren, und Unheil ahnte, verließ, ſobald als ihm möglich war, das Lager, und ritt nach Donauwörth, ſich nirgends aufhaltend.

Als er Donauwörth erblickte, wehte die Trauerfahne vom Thurme, die Glocken tönten. Ohne zu fragen, eilte er nach der Kirche, und auf eben ſo ſchmerzliche Weiſe getroffen, als damals, wo er Marien im Brautſchmucke neben Ludwig ſah, erblickte er die Stillgeliebte im Sarge. Das bleiche Haupt war dem Körper angepaßt.

Regungslos ſtand er da, jetzt wankte ein Greis zu ihm hin, er erkannte in demſelben den Herzog.

„Ich dachte Dich zu finden, um Rache an Dir zu nehmen, und jetzt ſiehſt Du in mir den elendeſten, unglücklichſten aller Menſchen,“ ſprach der Herzog weich.

Hirſchau vernahm von Eliſabeth Alles, ſein Herz litt unendlich, er konnte es nicht über ſich gewinnen, dem Herzoge bittre Worte zu ſagen.

Der Graf fand in der nächſten Schlacht einen ehrenvollen Tod. Dem Herzoge ward dieſer Wunſch nicht erfüllt, er regierte noch lange unter dem Beinamen Ludwig der Strenge, gefürchtet, gehaßt und auch bedauert. Er gründete das Kloſter Fünſtenfeld, und ſuchte durch Bußübungen ſein Gewiſſen zu beruhigen.

Eliſabeth lebte ſtill an ſeiner Seite, einem größeren Schmerze aufbewahrt.

Konradin, der letzte Hohenſtaufen, der jüngſte aller Helden, welche die Geſchichte nennt, aber darum einer der merkwürdigſten, blieb ſeit jenem Schreckenstage ſtill und ernſt.

Die Wuth ſeines Oheims lehrte ihn Mäßigung, und Marien's Andenken, die Erinnerung an ihre himmliſche Sanftmuth, dulden, und hauchte ihm ſpäter die Feſtigkeit ein, die er auf dem Blutgerüſte zeigte.

Das Kloſter Fürſtenfeld iſt zerſtört, Donauwörth's Thürme ſind zerfallen, von der Stammburg der Hohenſtaufen ſind wenig Ueberreſte geblieben; aber noch lebt die Erinnerung an die merkwürdigen Bewohner jener Burg, und unter den unglücklichen Marien, welche den Purpur trugen, um ihn mit dem Sterbegewande Verurtheilter zu vertauſchen, war vielleicht keine ſo ſchuldlos und engelmild, als Maria, Herzogin von Baiern.

Der Erzähler ſchwieg, im Innerſten ergriffen von dem traurigen Schickſale der unglücklichen Fürſtin, trennten ſich die Freunde ſchweigend.

Zweihundert neun und neunzigſte Nacht.

Die Schloßbewohner ſaßen nach hergebrachter Sitte im traulichen Verein um den Schloßherrn verſammelt. Maria, die enthauptete Baiernherzogin, und der unglückliche Konradin waren die Gegenſtände, von denen mit vieler Lebhaftigkeit geſprochen wurde.

Da erklang durch die Stille der Nacht Hufſchlag, bald darauf pochte es an das Thor, und nach einigen Minuten kam der Kaſtellan in das Gemach und meldete dem Freiherrn, daß ein einzelner Reiſender, der ſich verirrt habe, um ein Nachtlager bitte. „Oeffne das Thor,“ gebot der Freiherr, „noch nie hat ein Runſitten einen Reiſenden vergebens um ein Obdach bitten laſſen, und jetzt, wo ich durch ſo liebe Freunde für meine Gaſtfreundſchaft geſegnet worden bin, jetzt werde ich um ſo weniger einen Reiſenden zurückweiſen.“

Der Kaſtellan entfernte ſich hierauf, und meldete nach einer halben Stunde einen Herrn von Löwen an, welcher ſogleich angenommen wurde.

Die Thüre öffnete ſich, und ein Mann von faſt übermenſchlicher Größe, mit dunklen Haaren und dunklen, ſtechenden Augen, deren Feuer er vergebens durch ein ſtehendes Lächeln um den Mund zu mildern ſuchte, trat ein.

Er ſtellte ſich mit einer Gewandtheit vor, die faſt Dreiſtigkeit genannt werden konnte, und die Damen bemühten ſich vergebens, den üblen Eindruck ganz zu verbergen, den er auf ſie hervorbrachte. Die Männer, ſogar der Freiherr, ſprachen nur mit ihm, was die Höflichkeit erforderte, und erinnerten ihn mehrmals daran, daß er, von ſeinem Ritt ermüdet, wohl der Ruhe bedürfen würde.

Herr von Löwen ſchien dies nicht zu bemerken, er bemühte ſich, liebenswürdig zu ſeyn, erzählte Anecdoten, Jagdabenteuer, und allerhand ſogenannte Witze, die mitunter ſehr fad waren.

Man war ſo gefällig, ihm zuzuhören, und ſo verſtrichen beinahe zwei Stunden, ehe ſich der Gaſt auf ſein Zimmer begab.

Nach einer Pauſe rief der Maler aus: „ich habe hier als Gaſt freilich gar keine Stimme, aber es würde mir das Herz abdrücken, wenn ich nicht frei heraus ſagen dürfte: der Gaſt, der heute Abend angekommen iſt, gefällt mir gar nicht.“

„Und uns auch nicht,“ äußerten die Uebrigen; die ſonſt ſo milde Freifrau ſagte ſogar: daß dieſer Herr von Löwen ihr zuwider ſey, und die Blinde verſicherte, daß im Tone ſeiner Stimme etwas Beängſtigendes für ſie liege.

„Jedenfalls,“ ſprach Alma, „iſt er ein fader, ungebildeter Menſch, und ſollte er ſich länger hier auf dem Schloſſe aufhalten, als wir glauben, und wohl alleſammt wünſchen; ſo vertreiben wir ihn am erſten, wenn wir ihm zumuthen, recht viel Sagen anzuhören, denn ſolche Menſchen, wie er Einer ſcheint, gefallen ſich nur ſo lange, als ſie ſich durch Anecdotenerzählen wichtig machen können.“ Alle ſtimmten dem Fräulein bei.

Dreihundertſte Nacht.

Die folgende Nacht, als ſich Alle zum Nachtmahl verſammelt hatten, erſchien auch der Herr von Löwen, welcher ſich noch im Schloſſe aufhielt, weil er am Morgen einen heftigen Blutſturz gehabt hatte, den er zwar nicht für bedeutend und gefährlich erklärte, welcher ihn aber doch zwang, noch auf einige Tage die Gaſtfreundſchaft des Freiherrn in Anſpruch zu nehmen.

Willmann hielt die ganze Krankheit für gemacht, aber weil der Freiherr den Fremden in Schutz nahm, ſo wagte er keine Einwürfe.

Der Freiherr ſagte: „wir können mit unſerm Widerwillen dem armen Herrn von Löwen ſehr Unrecht thun, er kann der beſte Menſch von der Welt ſeyn, und einige Tage läßt ſich ſein nicht liebenswürdiges, geiſtloſes Weſen ſchon ertragen, um ſo beſſer, da Ihr, meine lieben Freunde, ihn mit Euern Erzählungen gar nicht zu Worte kommen laßt.“

Und ſo mußte denn der Gaſt freundlich empfangen werden.

Auf Alma's freundlichen Wink begann der Maler:

Der Blaubart.

Vor einigen hundert Jahren lebte in der Normandie ein reicher, mächtiger Graf, welcher unter dem Namen „der Blaubart“ bekannter war, wie unter ſeinem Geſchlechtsnamen, denn durch ſeinen bläulichen Bart zeichnete er ſich eben ſo ſehr unter den andern Grafen und Edelleuten des Landes aus, wie durch ſeine Schönheit und Tapferkeit.

Er war das Geſpräch des Landes, bald erzählte man von ſeiner großen, an's Wunderbare gränzenden Tapferkeit, bald von ſeinem adeligen Weſen und ſeiner Schönheit, dann wieder von ſeinem Reichthum und von ſeinem Schloſſe, welches einem Zauberſchloſſe an Pracht, Geſchmack und Reichthum gleichen ſollte.

Am öfterſten und lebendigſten ſprach man ſeit einiger Zeit von ſeiner auffallenden Schwermuth, die ſich Niemand zu erklären wußte, denn Graf Blaubart war in aller Welt Augen der glücklichſte Mann in der ganzen Normandie. Er konnte ſein Schloß, ſo ſagte man, von Innen und Außen vergolden laſſen, mehr denn fünfhundert ſtreitbare Knappen ſtanden zu jeder Stunde zu ſeinem Befehl, der Schloßgärtner mußte der Geſchickteſte in ſeiner Kunſt ſeyn, denn in des Blaubart's Garten blühten Blumen ſo ſchön und farbig, wie man ſie in keinem andern Garten fand, und ſein Kellermeiſter, ſo wie deſſen Bruder, der Koch, waren auch nicht auf den Kopf gefallen, denn in des Grafen Keller befanden ſich nur auserleſene Weine, und der Abt des nahen Kloſters, ein feiner Kenner, ſprach oft ſtundenlang von der vortrefflichen Küche Blaubart's.

Manches Aelternpaar wünſchte ſich den reichen Blaubart zum Eidam, manch ſchönes, züchtiges Fräulein den ſchönen, ritterlichen Grafen zum Gemahl, man ſollte alſo glauben, Blaubart's Schwermuth ſey ganz unnöthig geweſen.

Oft ſah man ihn ganz allein, ohne alles Gefolge, auf ſeinem ſchneeweißen Roſſe durch den Forſt jagen, in Gedanken verſunken, die ſtrahlenden, ſchwarzen Augen zur Erde geheftet, und manchmal ging er, nachdem er auf dem Turniere die erſten Preiſe gewonnen hatte, ſtill hinweg, ohne dem Bankette beizuwohnen, welches nach dem Kampfe ſtatt zu finden pflegte.

Eines Tages erſcholl die Kunde, der Blaubart habe ſich verlobt mit einem jungen, armen Hirtenmädchen, die ihn einzig durch ihre Schönheit und Unſchuld angezogen hatte, ohne es zu wollen, ja ohne es zu wiſſen.

Die Aeltern und Fräuleins ärgerten ſich, die Ritter nannten ihn freiſinnig, und endlich bekannten Alle, daß nur ein ſo reicher und mächtiger Mann, wie Graf Raul, genannt der Blaubart, fähig ſey, ſich über alle Standesvorurtheile hinweg zu ſetzen.

Blaubart vernahm von alle dem Geſchwätze nichts, und wenn es auch vernommen hätte, er würde ſich nicht darum bekümmert haben.

Hier brach der Maler ab, der Freiherr wünſchte zu ruhen, und die Seinen verließen ihn.

Dreihundert und erſte Nacht.

„Sonſt war der Freiherr menſchenſcheu, und jetzt iſt er keinen Abend gern allein, ja er nimmt ſogar den Herrn von Löwen an, der doch geſtern, bevor Keiner das Wort nahm, unausſtehlich war, und zu meinem Verdruſſe noch mehrere Tage an Bruſtſchmerzen leiden wird,“ ſagte der Caplan zu Willmann.

„Kranke ſeiner Art,“ erwiederte der Arzt, „ſpringen oft von einem Extreme zum Andern, und es ſcheint mir, als empfände er in zahlreicher Geſellſchaft die Angſt, ja die Furcht nicht, welche die Haupturſache ſeiner Krankheit iſt.“

„Ich weiß auch nicht, was er will,“ murmelte der Caplan, „vielleicht um Alma frei'n?“

Claudine brachte die Blinde in das Zimmer geführt, die Freifrau mit Alma erſchienen, der Maler ſang ſein Liedchen vor der Thüre, was ſein baldiges Kommen verkündigte, und gleich nach ihm erſchien der Gaſt. Er erkundigte ſich nach des Freiherrn Befinden, und klagte ſehr über ſeine ſchwache Bruſt, die ihn am Abreiſen verhinderte.

Der Maler fuhr dann, von der Freifrau aufgefordert, in ſeiner Erzählung fort, die von nun an ununterbrochen folgen ſoll.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Herr Blaubart wollte der Welt zeigen, daß er ſeine Erwählte ehrte, und ſie von der Welt geehrt haben wollte, deßhalb veranſtaltete er ein großes Feſt an ſeinem Vermählungstage, zu welchem er alle Grafen und Edle der Umgegend mit ihren Familien einlud.

Sie erſchienen auch, theils aus Neugierde, theils aus Hang zu Vergnügungen, oder weil man den mächtigen, reichen Grafen Raul nicht beleidigen wollte, und als er erſchien, die Gäſte zu begrüßen, und an ſeiner Hand die junge, wunderſchöne Braut, im Gewande von Silberſtoff, da war die ganze Verſammlung vor Erſtaunen ſtumm, bis die Männer entzückt von der Schönheit der holden Margot, ſo hieß die Braut, ihr ein einſtimmiges Lebehoch brachten.

Bei der Tafel, wo ſich auf's Neue die Kunſt des Koches und der Geſchmack des Kellermeiſters bewährte, war Graf Blaubart außerordentlich luſtig, er ſcherzte und ſang ſogar, und Niemand konnte ſich erinnern, den ernſten Mann jemals ſo geſehn zu haben.

Einige Tage verweilten die Gäſte auf Blaubart's Schloſſe, dann zog Jeder allein, oder mit den Seinen heimwärts, und Raul blieb mit ſeiner jungen Gemahlin allein.

Er behandelte ſie äußerſt liebevoll, ſeine ganze Dienerſchaft mußte ihr gehorchen, als ſey ſie die Tochter eines Kaiſers, und keine arme Hirtin geweſen, und die ſchöne Margot glaubte oft zu träumen, wenn ſie auf den Glanz blickte, welcher ſie umgab.

So verſtrichen den Neuvermählten zwei glückliche Monde, da trat Graf Blaubart eine große Reiſe an.

Beim Abſchiede tröſtete er ſeine junge Gemahlin, verſprach ihr ewige Treue, baldige Rückkehr, und das Schönſte, was er nur immer in der Fremde finden würde. Dem alten, getreuen Burgvogt empfahl er ſeine Gemahlin, und rief ihm noch vom Roſſe herab zu: „behüthet meine Gemahlin, wie Euer Augenlicht, und erwartet reichen Lohn dafür.“

Gräfin Margot war nun allein im Schloſſe, und man hörte nichts von ihr, denn während Herrn Blaubart's Abweſenheit wurde die Zugbrücke nicht einmal herabgelaſſen, und die junge Frau ſah Niemand, als ihre Kammerfrau, ihre junge Zofe, den alten Burgvogt und den Hofnarren ihres Gemahls, welcher ſich bemühte, durch ſeine Schwänke die trauernde Strohwittwe zu erheitern.

Nach einigen Wochen kam der Graf wohlbehalten mit ſeinem Gefolge zurück. Sogleich eilte er in das Gemach ſeiner Gattin, die ihn, wie die Sage ging, mit niedergeſchlagenen Augen empfing, und über ſeine Ankunft mehr betrübt als erfreut ſchien.

Den andern Morgen war die Gräfin verſchwunden, der Blaubart ſagte, als der Burgvogt ſchüchtern nach ihr fragte, mit zornigem Tone: „ſie iſt todt!“ dabei war ſein Blick ſo flammend und furchtbar, daß der Vogt ſich ſcheu zurück zog, und der übrigen Dienerſchaft im Schloſſe ſtrenge verbot, nach der Gräfin zu fragen.

In der ganzen Gegend hieß es, die junge Gemahlin des Blaubarts ſey plötzlich geſtorben, weil ſie aber von geringem Stande war, ſo wurde nicht viel von ihr geſprochen, man wußte nur, daß ſie nicht ausgeſtellt und in aller Stille begraben worden ſey.

Dreihundert und zweite Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Einige Monate waren verſchwunden, Herr Blaubart, welcher die erſten Wochen nach dem Tode ſeiner Gattin ganz ſtill und menſchenſcheu vor ſich hin gelebt hatte, fing wieder an den Turnieren beizuwohnen, und die tiefe Trauer abzulegen. Er ſprach nie von ſeiner Gemahlin, was man ſeiner großen Betrübniß zuſchrieb, und Niemand fragte ihn nach ihr.

Da hieß es auf einmal wieder im ganzen Lande, Graf Raul, der Blaubart vermählt ſich wieder, und Alt und Jung freute ſich auf das glänzende Hochzeitfeſt, denn diesmal war die Braut keine arme Hirtin, ſondern Adelaide, die Tochter des reichen und mächtigen Grafen von Friaul.

War man bei der erſten Hochzeitfeier über den Glanz und die Pracht bei dem Grafen erſtaunt, ſo ſtaunte man jetzt noch viel mehr, denn ſelbſt die Reichſten, an Glanz und Herrlichkeit Gewöhnten, glaubten in einem Feenpallaſte zu ſeyn.

Die Braut gab der erſten Gemahlin des Blaubart nichts nach an Schönheit, ja ihre Geſtalt war noch edler, ihr Anſtand natürlich noch ſtolzer und feiner, als der der armen Hirtin.

Die Braut ſchien ganz glücklich, auch Herr Blaubart war heiter, wenn auch nicht ſo fröhlich, als das Erſtemal, und die Ritter rühmten laut die ſchöne, in Goldſtoff gekleidete Braut, als die Schönſte im ganzen Lande.

Acht Tage verweilten die Gäſte auf des Blaubarts Schloß, dann zogen ſie heim, und die junge Frau blieb allein mit ihrem Gatten. Als auch zuletzt ihr Vater ſchied, da fiel ſie dieſem um den Hals, ſo daß er ſich faſt von ihr losreißen mußte, und lange Zeit ſah ſie ihm nach, und wollte ſich gar nicht tröſten, ſo daß Herr Blaubart, faſt hart, ihr dieſe Trauer verwies.

Mehrere Wochen verlebte Graf Raul mit ſeiner Gemahlin in Herrlichkeit und Freuden. Die junge Gräfin pries ſich ſehr glücklich, und der Blaubart ſchien ſie noch mehr zu lieben, als ſeine erſte Gemahlin.

Da trat der Graf eine Reiſe an, und ſeine Gemahlin wollte ſich vor Betrübniß gar nicht faſſen, ſo daß er ſie inſtändigſt bitten mußte, ſich zu beruhigen. Er empfahl ſie der Sorge des alten Burgvogtes, und zog mit ſeinem Gefolge davon.

Der alte Burgvogt erfüllte des Herrn Wort, und hielt ſich, ſo viel es der Anſtand erlaubte, in der Nähe der Gräfin auf; er veranſtaltete Feſte zu ihrer Zerſtreuung, und freute ſich, daß ſie Gefallen daran fand.

Endlich kam der Graf zurück, und die ſchöne Adelaide eilte ihrem Gemahl bis in den Burghof hinab entgegen. Er freute ſich über ihr blühendes, roſiges Antlitz, und drückte ſie an ſeine Bruſt, ihr heimlich einige Worte zuflüſternd. Da erblich die ſchöne Frau, und ging langſam, geſenkten Hauptes mit dem Gemahl die Treppe hinauf.

Der Graf entließ alle ſeine Untergebenen, und blieb mit ſeiner Gemahlin allein, und als er nach einer Stunde wieder ſichtbar für die Schloßbewohner wurde, ſagte er langſam, mit erſtickter Stimme: „die Gräfin iſt todt!“

Er ließ Niemanden die Leiche ſehen, und wollte ſich gar nicht tröſten. In der Nacht wachte er bei ihr, und nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich. Als der alte Graf von Friaul auf die Kunde von ihrem Tode kam, um ſeine Tochter noch als Leiche zu ſehen, da war Frau Adelaide, die noch vor wenig Tagen gleich der Roſe geblüht hatte, ſchon beerdigt.

Den alten, von Schmerz gebeugten Grafen überfiel eine eigne Bangigkeit, als er in das Schloß ſeines Eidams trat, und böſer Ahnungen voll, verließ er es wieder.

Nie mehr nannte er den Namen des Blaubarts und oft hörte man ihn ſeufzen: „Adelaide lebte noch, wäre ſie nicht in das furchtbare Prunkſchloß gekommen.“

Dreihundert und dritte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Seit dem Tode der ſchönen Adelaide ſehnten ſich die jungen Wittwen und Fräuleins gar nicht mehr, ſo wie ſonſt, nach der Ehre, des Blaubarts Gemahlin zu werden. Man erzählte ſich die wunderbarſten und widerſprechendſten Dinge von ihm, „er iſt ein Zauberer,“ ſagte das Volk, „das ſieht man ſchon an ſeinem blauen Barte, wer weiß, welch' ein Hexenſpuk die armen jungen Frauen zum Tode erſchreckt hat, wie hätten ſie ſonſt ſo ſchnell hinter einander ſterben können?

Keine Mutter wünſchte ihn mehr zum Geſpons ihres Töchterleins, und die Reiſenden machten, je nachdem ſie neugierig oder furchtſam waren, große Umwege, das wunderbare Schloß zu ſehen, oder ihm ferne zu bleiben.

So verſtrich ein Monat nach dem andern, der Tod der Gräfin Adelaide ward vergeſſen, man fing an, den Blaubart wieder für einen gewöhnlichen Menſchen zu halten, und die ſchönen Jungfrauen verloren allgemach ihre Furcht vor ihm.

Er vermählte ſich wieder, aber ganz in der Stille, ſo heimlich, daß ſelbſt ſeine nächſten Nachbarn an ſeiner dritten Heirath zweifelten. Man ſprach einige Wochen ſpäter wieder von dem Tode der dritten Gräfin, und vergaß dieſen Todesfall wieder über einer neuen Vermählung des Blaubartes, von welcher man ebenfalls nur leiſe ſprach, und ungewiß, wie man eine Sage erzählt.

Graf Raul lebte ganz ſtill für ſich, Niemand ſah ihn, und ein Jahr ging zu dem andern, ohne daß ſich etwas Oeffentliches auf ſeinem Schloſſe begeben hätte.

Eines Tages, als der Blaubart auf der Jagd war, und immer tiefer in den Wald kam, fand er ſich auf einmal nicht zurecht. Sein Gefolge hatte einen andern Weg eingeſchlagen, und der Graf ritt nur immer vorwärts, um doch aus dem dicken Walde zu kommen. Endlich hatte er den Ausgang deſſelben erreicht, und gewahrte einige hundert Schritte von ſich Lichtſchimmer. Er beſann ſich jetzt, daß er ſich unweit einer kleinen Burg befand, die er nie beſucht hatte, weil ihre Beſitzer arme, ſtille Edelleute waren, deren Tagewerk darin beſtand, das nöthige Wild für ſich zu ſchießen, das Holz ſelbſt zu fällen und ein kleines Feld zu beſtellen, denn die Gebrüder Bergy, dies war der Name der Burgbewohner, mochten keinem Fürſten dienſtbar ſeyn, und lebten, wie es hieß, lieber für ſich allein, ja ſie ſollten ſogar Gelehrte ſeyn, und faſt ſo unterrichtet, wie der alte Prieſter, welcher auf ihrer Burg lebte.

Graf Raul, müde und hungrig, entſchloß ſich, die Gaſtfreundſchaft der Brüder in Anſpruch zu nehmen, er ſpornte ſein Roß, und pocht bald darauf an den morſchen Thorweg der Burg an.

Ein alter Diener öffnete, Graf Raul nannte ſeinen Namen, und ward in ein hohes, enges Gemach geführt, in welchem ſich die ſämmtlichen Bewohner des Schloſſes befanden.

Raimund, der älteſte Bergy, ſchnitzte aus Holz ein Trinkgeſchirr, Robert, der zweite, ſtrickte ein Vogelnetz, der alte Caplan las aus einem geſchriebenen Buche, und neben ihm ſaß am Spinnrocken eine zarte, kaum aufgeblühte Jungfrau, von überirdiſcher Schönheit, denn ſie war ſo ſchön, daß der Graf nicht ſah, von welcher Farbe ihr Haar und ihr Aug', er ſah nur ſie.

Höflich bewillkommneten ihn die Brüder, boten ihm von ihrer magern Koſt, und befahlen dem alten Diener, das Gaſtzimmer ſo gut, als möglich, für den Gaſt in Stand zu ſetzen.

Der Graf beobachtete die holde Jungfrau, er lauſchte auf den ſanften Ton ihrer Stimme, und zum Erſtenmale empfand er tiefe, wahre Liebe.

Dreihundert und vierte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Den nächſten Morgen trat Graf Raul früh in das Wohnzimmer ſeiner Wirthe, er fand das liebliche Fräulein, Marie genannt, am Kamine, den Frühtrunk bereitend.

Er flüſterte ihr einige freundliche Worte zu, nahte ſich dann den Brüdern, und hielt geziemend bei ihnen um die Hand ihrer Schweſter an.

Marie erröthete und zitterte, die Brüder aber waren hoch erfreut, daß ſo ein ſchöner, ſtattlicher, reicher Graf um ihre Schweſter warb, und weil ſie wußten, daß Marien's Herz frei war, gaben ſie ihm das Jawort.

Die erſchrockene Marie wußte nicht, wie ihr geſchah; ehe ſie ein Wort zu ſagen vermochte, nahte ſich der Graf ihr, ſteckte ihr einen goldenen Ring an den Mittelfinger der rechten Hand, und nannte ſie ſeine Braut. Er ſagte, daß er nun ſogleich heimreiten, und Anſtalt zum Hochzeitfeſte machen wollte, in ſieben Tagen würde er kommen und ſie auf ſein Schloß holen.

Hierauf nahm er Abſchied und ritt fort. Als er fort war, weinte Marie bitterlich, und rang die Hände. „Ach!“ rief ſie aus, „die ſtille friedliche Burg, wo ich geboren wurde, und meine lieben Brüder, meinen guten Lehrer und den alten Diener, der mich trug, wie ich noch nicht gehen konnte, ſoll ich verlaſſen?“

„Einem fremden Manne ſoll ich folgen? Ach meine Brüder, nehmt Euer Wort zurück, und verſtoßt mich nicht!“

Die Brüder waren über ihre Rede ſehr gerührt, aber ſie tröſteten ſie damit, daß es ihr höchſter Wunſch ſey, ihre Schweſter reich und glücklich zu ſehen, daß Graf Raul ein angeſehener Ritter ſey, und ſie als eine arme Waiſe nicht lange zu wählen habe.

Der Caplan kam und hörte was vorgefallen war, und die Brüder ließen ſie allein mit ihm, damit der fromme Mann ihr zurede. Marie klagte ihm ihr Leid, und vertraute ihm, daß ſie einſtens von einem Reiſenden, der auf der Burg übernachtet habe, gehört hätte, daß Graf Raul, genannt der Blaubart, ſchon viele Frauen gehabt habe, die alle in kurzer Zeit eines plötzlichen, räthſelhaften Todes verblichen wären.

Der Caplan legte ſeine Hand ſegnend auf ihr Haupt, und erwiederte: „beruhige Dich, meine Tochter, ſo lange Du gut und fromm biſt, wird Dir nichts Uebles widerfahren, es iſt ſicherlich Gottes Fügung, daß der Graf Raul Dich die Du in der Einſamkeit lebſt, aufgeſucht hat. Was man von ſeinen verſtorbenen Frauen ſagt, iſt wohl nur Fabel, denn Graf Raul iſt ſtattlich, reich und mächtig, hat alſo Neider und Feinde. Iſt der Graf aber wirklich ſo böſe, wie der Ruf von ihm ſagt, ſo hat der Himmel Dich vielleicht beſtimmt, ihn zu beſſern, ſein Gewiſſen zu rühren, denn ein gutes Weib vermag viel.“

Die fromme Marie erwiederte nichts, und begab ſich hierauf in ihr Kämmerlein, ſich im Gebet mit ihrer Schutzheiligen zu berathen.

Dreihundert und fünfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Ermahnungen des ehrwürdigen Prieſters vermochten viel über Marien, mehr aber noch die Hoffnung, daß der Graf Raul ihr verſtatten würde, von ſeinem Ueberfluſſe Arme zu unterſtützen. „Wie ſüß wird es ſeyn,“ dachte ſie, „wenn meine Brüder durch mich ihrem Stande gemäß werden leben können, wenn ich die letzten Lebensjahre des alten Caplans, des treuen Dieners, und meiner guten Amme verſchönern kann, ach, dann werde ich die Launen meines Gemahls leicht ertragen, und glücklich ſeyn."

Mit ſolchen Gedanken erwartete ſie die Ankunft des Blaubartes. An dem beſtimmten Tage erſchien er mit einem zahlreichen, feſtlich geſchmückten Gefolge, er ſelbſt war in ſcharlachrothen Sammet gekleidet, welcher reich mit Diamanten und andern Edelſteinen geſtickt war, und das Gewand ſeiner Braut, in welches die Zofen, die er ihr mitbrachte, ſie kleiden mußten, war eben ſo.

Auch für ihre Brüder hatte der Graf Feſtgewänder und ſchöne Roſſe mitbringen laſſen. Er näherte ſich ſeiner ſchöngeſchmückten Braut mit tiefer Ehrerbietung, hob ſie auf das glänzend ſchwarze Roß, und ritt an ihrer Seite, an der Spitze ſeines Gefolges, in ſein ſchönes Schloß, in dem ſchon eine große, glänzende Verſammlung ihrer wartete.

Das Feſt, welches der Blaubart bei der Verbindung mit der ſchönen Marie von Vergy gab, übertraf alle die frühern, welche in ſeinem Schloſſe ſtatt gefunden hatten, und die Gäſte blieben volle vierzehn Tage da.

Als ſie wieder heimzogen, nahmen auch Marien's Brüder von ihr Abſchied, und ſie, von innerer Angſt dazu angeregt, flüſterte ihnen beim Scheiden zu: „ach herzliebſte Brüder, gedenket mein, und ſucht mich recht bald heim auf meinem ſchönen Schloſſe."

Als die Brüder fort waren, fing ihr Herz wieder an zu ſchlagen, bang und unregelmäßig, wie in dem Augenblicke, als ihr Roß ſie zum Erſtenmale durch das Schloßthor trug.

Der Graf befand ſich nun mit ſeiner Gemahlin allein, aber ſtatt, wie ſie geglaubt hatte, ihr Furcht einzuflößen, gewann er ſich durch Milde und Zärtlichkeit ihre Neigung, und ſie dankte jetzt den Brüdern und den Caplan für ihren Rath.

Nur zuweilen ward ihr bange, wenn ſie das ehrwürdige, beſorgte Antlitz des alten Burgvogtes ſah, oder dem Blicke des Junker Chlodwig begegnete, welcher oft mit Schmerz und Liebe auf die junge Gräfin ſchaute.

Dieſer Junker Chlodwig war ein Neffe des Grafen Raul, und falls dieſer kinderlos ſtürbe, ſein Erbe. Er hielt ſich nicht oft, und nur ungerne bei ſeinem Oheime auf, aber ſeit Marie im Schloſſe lebte, ſuchte er jeden Vorwand hervor, um dort bleiben zu können, nicht, um die Neigung der tugendhaften Frau zu gewinnen, ſondern um ihr als treuer, zuverläſſiger Freund zur Seite zu ſeyn.

Einige Monde waren der jungen Gräfin an ihres Gatten Seite ſehr glücklich vergangen, da kam eines Tages der Graf zu ihr, um ihr zu verkünden, daß er noch in dieſer Stunde eine Reiſe antreten, und einen Monat von ihr fern bleiben würde.

Hier brach der Erzähler ab.

„Ich fürchte, es endet nicht gut," ſagte Alma, „einen ſchnellen, plötzlichen Tod in der Blüthe der Jugend hat die fromme Marie nicht verdient.'

Der Erzähler ſchwieg.

Dreihundert und ſechste Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Mein Kind," hob der Blaubart an, als er Marien's Thränen ſah, fürchte nichts für mich, „nichts für Dich. Ich werde bald wiederkehren, geſund und wohlbehalten, und Dich wird mein Burgvogt beſchirmen, da Vetter Chlodwig mich begleiten ſoll. Für Deine Unterhaltung iſt geſorgt, und damit Du Dich recht zerſtreuen kannſt, ſo nimm hier dieſes Schlüſſelbund, Du kannſt damit alle Thüren, Schränke und Truhen des Schloſſes öffnen, und Dir die Reichthümer und Seltenheiten anſehen, welche dieſes Schloß enthält. Dieſer goldne Schlüſſel hier ſchließt das letzte Gemach in dem

Hauptflügel des Schloſſes, laſſe dies ungeöffnet, ich gebiete es Dir, ich erwarte es von Dir, denn Du biſt gehorſam und klug. Schweige gegen Jedermann von meinem Gebot und halte es, verſprich es mir, Marie, verſprich es mir! Mein Leben hängt daran!“

Der Blaubart ſagte die letzten Worte bittend und gerührt.

Marie entgegnete lächelnd: „wie könnt' ich einen ſo kleinen Wunſch von Euch unerfüllt laſſen, da ich doch jeden Augenblick bereit bin, das Leben für Euch zu geben, und wie mögt Ihr mich für ſo neugierig halten, edler Herr, daß Ihr erſt ein Verſprechen von mir verlangt?“

Dieſe Worte beruhigten den Grafen, und er zog fröhlich ſeines Weges.

Nach ſeiner Entfernung kam es der ſchönen Marie ſehr einſam auf dem Schloſſe vor, ſie vermißte ihren Gemahl jede Stunde, und weder die Schwänke des Narren, noch die Geſpräche ihrer Zofen vermochten ſie zu erheitern.

Zwei Wochen waren ſo hingegangen, da erinnerte ſich Frau Maria an das, was ihr Herr ihr über die Schätze des Schloſſes geſagt hatte. Sie nahm das Schlüſſelbund und ſchloß ſich eine Menge Truhen und Schränke auf, und konnte ſich gar nicht ſatt ſehen an den herrlichen Stoffen, den funkelnden Geſchmeiden und an all' den Koſtbarkeiten, welche darin verborgen waren.

Sie ging durch alle Zimmer, und fand eins immer ſchöner, als das andre, und der Zimmer waren ſo viele, daß Marie gar nicht wußte, wie viele ſie ſchon geſehen hatte. Zuletzt kam ſie in ein Zimmer, das blutrothe Tapeten und eine ſchwarze Thüre hatte, die verſchloſſen war. Sie wollte dieſe Thüre öffnen, aber kein Schlüſſel ſchloß. Sie gedachte des goldnen Schlüſſels und an Blaubart's Verbot, und kehrte nicht ohne Schauder in ihr Wohngemach zurück. Immer und immer ſah ſie nun, ſie mochte wachen oder träumen, die ſchwarze Thüre und den goldnen Schlüſſel vor ſich.

Blaubart's Bitten, ihr Verſprechen, ihre Furcht, ihr Gewiſſen warnten ſie, ſein Gebot zu verletzen, der Wunſch, zu erfahren, was in dem Gemache verborgen ſey, reizte ſie, den Schlüſſel zu gebrauchen.

„Am Ende iſt Alles nur ein Scherz, und Raul lacht mich vielleicht noch aus, wenn ich den Schlüſſel nicht gebrauche," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „wenn ich das Schloß nicht öffnen ſoll, warum hat er mir den Schlüſſel da gelaſſen? Sein Leben hängt daran? Als ob an einer geöffneten oder verſchloſſenen Thüre das Leben eines reichen und mächtigen Mannes hängen könnte."

Frau Marie war gehorſam, und von Natur nicht neugierig, aber das Verbot des Blaubartes hatte ſie beleidigt, und ſie überredete ſich, daß es vielleicht dem Seelenheile ihres Gemahls nützlich ſeyn könne, wenn ſie die Thüre öffne.

Einige Tage ließ ſie hingehen, endlich aber vermochte ſie ihrem Verlangen nicht zu gebieten, ſie ging wieder in das rothe Gemach, verließ es, kehrte zurück und öffnete mit dem goldnen Schlüſſel die ſchwarze Thüre.

Dreihundert und ſiebente Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als ſie die Thüre geöffnet hatte, drang Moderduft ihr entgegen. Sie ſtieg die ſechs Stufen hinab in das verborgene Gemach, und ſah ſieben weibliche Skelette, mit großen Buchſtaben ſtand an der Wand geſchrieben: Strafe für Neugierde.

Ohnmächtig ſank ſie zu Boden.

Als ſie wieder zu ſich kam, richtete ſie ſich auf, ſie hatte nicht geträumt, die Skelette ſtanden vor ihr, zweien fehlte der Kopf, und zwei ſchöne Frauenhäupter, in Spiritus aufbewahrt, ſtanden über dieſen kopfloſen Gerippen.

Eilends erhob ſich die zitternde Frau und verſchloß das unheimliche Gemach, dann rannte ſie athemlos durch die Zimmer, bis ſie in ihrem Wohnzimmer ankam, wo ſie bebend vor Fieberfroſt ihrer Zofe in die Arme fiel.

Es vergingen mehrere Tage, ehe ſich die Gräfin von ihrem Schrecke nur einigermaßen erholte. Ihr größter Troſt war, daß Niemand um ihr Geheimniß wußte. Da fiel ihr Blick auf den goldenen Schlüſſel, und entdeckte einen kleinen Blutfleck, welcher in der unheimlichen, mit Blut übertünchten Kammer darauf gekommen war.

Sie bemühte ſich, den Blutfleck wegzuwaſchen, vergebens, er kam immer wieder zum Vorſchein, ſie gab ihn dem alten Burgvogt, und beſchwor ihn, ihr einen neuen, glänzenden Schlüſſel zu verſchaffen, und der Mann verſprach es ihr.

Horch, da ertönte Hörnerklang, und ehe die beſtürzte Marie ſich noch ſammeln konnte, kaum Zeit behaltend, den Schlüſſel zurück zu fordern, befand ſich auch Herr Blaubart ſchon in dem Schloßhof, und im Zimmer ſeiner Gemahlin.

„Ihr kommt mir nicht entgegen, und ſeyd ſo bleich und verſtört?“ fragte Herr Blaubart, und ſah ſelbſt bleich und verſtört aus.

Marie ſtammelte einige Entſchuldigungen, und der Graf blieb mit ſeiner Gemahlin allein.

Kaum ſah er ſich unter vier Augen mit ihr, ſo begehrte er den Schlüſſelbund zurück. Mit zitternder Hand reichte ihm Marie denſelben. Sie wagte dabei nicht, ihn anzuſchauen.

Herr Blaubart blickte ſogleich auf den goldnen Schlüſſel, und den Blutfleck gewahrend, rief er mit donnernder Stimme, indem er ſie ſcharf anſah: „Du warſt in dem geheimen Gemache.“

Marie antwortete nicht.

Der Graf ſprach kein Wort, er zerrte die faſt Sinnloſe hinter ſich her, bis in das Gemach mit den blutrothen Tapeten, und rief dort nochmals, indem er ihr den Schlüſſel drohend vorhielt: „Bekenne, warſt Du in dieſem Gemach?“

„Gnade, Gnade!“ wimmerte Marie, und ſank zu ſeinen Füßen. Da ſprach der Blaubart mit tiefem Schmerze, indem er traurig auf ſein Weib ſchaute: „ſo iſt es denn wahr, daß ſelbſt das vollendetſte Weib ſeine Neugier nicht bezwingen kann. Meine erſte Gattin war ein armes Hirtenmädchen, ſie dankte mir Alles, und konnte doch nicht gehorchen, wenn es Neugier zu bekämpfen galt. Meine zweite war aus hohem Stamme, und doch der Neugier Unterthan, und Du, Marie, Du, die ich ſo liebte, die ich über alle erhaben hielt, Dir galt es nichts, wie ich ſagte: mein Leben hängt daran. Und mit furchtbar erhobener Stimme rief er ihr zu: „Bereite Dich zum Tode, Du wirſt den nächſten Morgen nicht erleben!“

Vergebens fiel ſie ihm zu Füßen, gelobte Beſſerung, ſchwor ihm auf's Neue ewigen Gehorſam, und flehte um ihr Leben.

Der Blaubart blieb unerbittlich. „Was galt denn Dir mein Leben?“ ſagte er höhniſch: „wiſſe, eine

Prophetin hat mir verkündet, daß mir die Neugier meiner Gattin den Tod bringen würde, und deßhalb tödte ich die, welche tückiſch mein Leben nicht ſchonen, um nur ihr Gelüſt zu befriedigen."

Er öffnete die Thüre, und bevor er die Stufen hinab ſtieg, ſchrie er ihr zu: „ich gönne Dir eine Viertelſtunde, bereite Dich zum Tode."

Ende des fünften Bandes.

Inhaltsverzeichniß des fünften Bandes.

Erſte Abtheilung.

1) **Der Klabotermann.** Seemannsſage, an der Oſt- und Nordſeeküſte ſehr verbreitet, wie ſie hier erzählt worden, mündlich mit einigen Abweichungen auf Helgoland. In den von H. Schmidt mitgetheilten Seemannsſagen iſt nicht nur der Name dieſes Schiffskobolds durch „Klabauttermann,“ ſondern auch ſein Charakter durchaus falſch wiedergegeben, indem er bei S. in's Sentimental-modiſche hinüberſchweift, der Klabotermann iſt der Droll der Matroſen.

2) **Die Sagen von den Glocken.** Meiſt aus alten Stadtchroniken, ſo wie mündlich.

3) **Der Felſen der Liebenden.** Morgenblatt, Jahrgang 1838. Seltſamerweiſe exiſtirt eine ganz ähnliche Sage von zwei Felſen in der Sächſiſch-böhmiſchen Schweiz. Die Felſen ſind unter dem Namen: „die beiden Liebenden“ bekannt.

4) **Die Hexenfahrt.** Freie Bearbeitung einer Brockenſage aus der Umgegend von Werningerode.

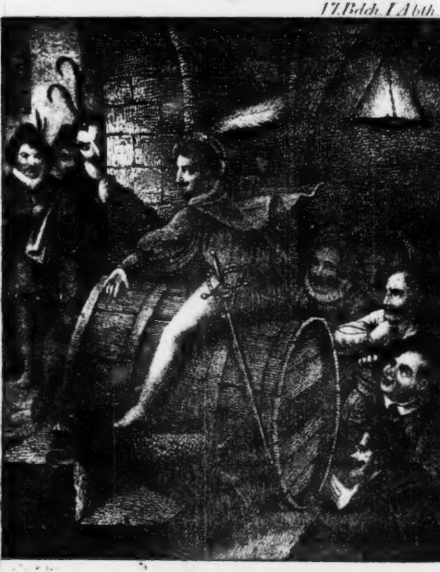
5) **Hamlet, Prinz von Dänemark,** nach Drapos und der mündlichen Sage.

6) **Die nächtliche Reiſe,** freie Bearbeitung und Verwebung mehrerer ſich kreuzenden Sagen, von Caroline Leonhardt-Lyſer.

Zweite Abtheilung.

7) Die Ebernburg (nach Aloys Schreiber).
8) Crescentia, aus einer alten Handſchrift; ich verdanke dieſe intereſſante Mittheilung meinem Freunde, dem Herrn Hofſchauſpieler Kriete zu Dresden, welcher mir auch die nachfolgenden
9) Zwei Viſionen ſchenkte.
10) Schneeweißchen. Altes Kindermährchen.
11) Maria von Baiern ꝛc., von Caroline Leonhardt-Lyſer.
12) Der Blaubart. Alt-franzöſiſchen Urſprungs. Die Trümmer von Blaubart's Schloß ſollen noch in Süd-Frankreich dem Wandrer gezeigt werden, ſo wie in der Normandie diejenigen des Schloſſes, welches Robert der Teufel bewohnt haben ſoll. (Sehe die Notiz: „Blaubarts und Robert des Teufels Burgen" im Morgenblatt, Jahrgang 1826.)

17.Bdch. I Abth.



Doctor Faust

Abendländiſche
Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europaiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers

VI. Bändchen 1. Abtheilung.

Meiſsen,
bei F. W. Goedsche.

J P Lyser [illegible]

Dreihundert und achte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Bebend ſank Marie in die Kniee, und befahl ihre Seele dem Herrn, ſie bat Gott, daß er ihr dieſes geringe Vergehen nicht zurechnen und ihre Brüder tröſten möge, und bei dem Gedanken an ihre Brüder, ſtieg Troſt in ihr geängſtetes Herz.

Sie wankte zum Fenſter, hoffend, daß vielleicht von der Ferne ihr Rettung käme, und wie ſie ſo ſchaute, fiel es ihr ein, daß ihre Brüder ihr einen Beſuch verſprochen, und noch nicht Wort gehalten, ſie konnten jetzt in dieſer Stunde kommen, oder Gott des Blaubarts Herz rühren.

Da rief Blaubart aus dem Gemache herauf: „Marie, komm herab!“

Und als einige Minuten verſtrichen waren, rief Blaubart noch einmal: „Marie, komm herab!“

Da ſah ſie von Ferne eine Staubwolke, die immer und immer näher kam, und ſie erkannte zwei weiße Roſſe und ihre Brüder, und hielt ſich zwiſchen Furcht und Hoffnung am Fenſterſtocke feſt, und rief dem Blaubarte zu: „laſſe mich nur noch beten!“ Und ſie hörte die Brüder zum Schloßhofe herein reiten und mit den Thüren geben, näher und näher Tritte kommen, und wie Herr Blaubart zum dritten Male rief: „Marie, komm herab!“ da kamen auch die Brüder Marien's zur Thüre herein geſtürmt, und die Schweſter ſank todtenblaß in ihre Arme, und erzählte ſtammelnd, was ihr geſchehen ſollte.

Sie legten ſie ſanft auf ein Ruhebette, und gingen hinein in das Gemach zum Blaubarte, und forderten ihre Schweſter zurück, und als der Blaubart ihnen mit dem Schwerdte antworten wollte, da zogen auch ſie ihre Schwerter und hieben ihm den Kopf ab.

Als Marie aus ihrer Ohnmacht erwachte, war Blaubart ſchon getödtet, und die Brüder erzählten frei und öffentlich, was ſie gethan, und zogen ungehindert mit ihrer Schweſter von dannen.

Junker Chlodwig erbte die Burg und alle Ländereien und Reichthümer des Blaubarts, und warb um Marien's Hand. Aber dieſe beweinte ihre Neugierde und was daraus entſtanden im Kloſter, und lebte nicht lange mehr. Die Geſchichte vom Blaubart aber wird, wenn auch mit Abweichungen, überall erzählt.

Die Frauen freuten ſich über Marien's Rettung, und lobten die Erzählung des Malers.

„Die Oper: „der Blaubart“ mit Muſik von Gretry, iſt auf der Bühne von großer Wirkung,“ ſagte Willmann,

„und ich wundre mich, daß die effectvolle Oper nicht öftrer gegeben wird.“

„Das Publikum will Neues, wenn auch das Neue das Schlechtere iſt,“ erwiederte der Maler, „und vielleicht bilden es ſich die Theaterdirectoren nur ein, denn es giebt noch ſehr viele Menſchen, welche nicht nach der Jahreszahl eines Buches oder Theaterſtückes fragen.“

Dreihundert und neunte Nacht.

„Gott ſey Dank, daß der Herr von Löwen heute das Schloß verlaſſen hat,“ ſagte der Caplan zu Willmann, „mir wurde der Mann immer unangenehmer, und ich weiß eigentlich keinen Grund anzugeben, warum ich ihn faſt fürchtete.“

„Das kommt wohl daher, weil er ſo ungeheuer lang iſt,“ ſcherzte der Arzt, „wiſſen Sie, was ihn endlich fortgetrieben hat? Ein Körbchen von Fräulein Alma, was dieſer fade Menſch hätte erwarten können, wenn er nicht ſo ungeheuer anmaßend wäre.“

Aber kommen Sie, Freund, bringen Sie dieſen Abend und die Hälfte der Nacht bei mir zu, da die Damen heute nicht im Saal erſcheinen werden, wegen einer leichten Unpäßlichkeit Alma's, der Freiherr unterhält ſich mit unſerm Freunde, dem Maler, und deſſen Skizzen."

Der Caplan ließ ſich von dem Arzte nach deſſen Zimmer ziehen, wo ein einfaches Mahl und trefflicher Rheinwein ihrer wartete.

„Von des Freiherrn Verhältniſſen weiß ich nun Vieles, aber Alles freilich nicht. Ich hoffe, daß er bedeutend freiern Geiſtes werden wird, wenn er ſich entſchließen wird, ſich einem Menſchen zu vertrauen, und ich verſpreche mir, wie ich ſchon geſagt habe, viel von Eduard's Rückkehr."

„Was mich betrifft, ſo habe ich wieder die erfreulichſten Briefe vom Baron Franz erhalten, meine ſchöne Wienerin denkt wirklich meiner noch, wie er mir verſichert, mit Innigkeit, und ich warte nur ſeiner baldigen Rückkehr, um mir vom Freiherrn Urlaub zu einer Reiſe nach Wien zu erbitten, meine Geliebte als Hausfrau heimzuführen, und liebt ſie mich, wird es ihr auch im Schloß Runſitten unter den guten und gebildeten Menſchen gefallen, wenn ſie auch auf die Luſtbarkeiten der Kaiſerſtadt und die Carnevalsherrlichkeiten verzichten muß."

Die Freunde ſprachen noch Verſchiedenes über ihre Lebensplane, bis Mitternacht ſie mahnte, einander gute Nacht zu ſagen.

Nicht minder lebhaft unterhielten ſich Alma, Claudine und die Blinde von ihren Freunden, Alma gedachte mit Wärme des entfernten Eduard's, Claudine hatte viel zu Franzen's Lobe gehört, und die Blinde ließ ſich die Züge der Bewohner des Schloſſes und ihre eigenen wieder einmal ausführlich beſchreiben, denn ſie wünſchte ſeit einiger Zeit zum Erſtenmale in ihrem Leben, ſchön zu ſeyn.

Dreihundert und zehnte Nacht.

Eduard hatte geſchrieben, und ſein Brief wurde zum Theil von dem Freiherrn des Abends vorgeleſen.

Er meldete ſeine baldige Ankunft an, und ſandte eine Sage mit, die er in einem längſt vergeſſenen Buche gefunden hatte.

Alma erhielt das Manuſcript, weil ſie Eduard's Hand am beſten leſen konnte, und las mit der ihr eigenen Anmuth:

Die Blume der Treue.

Der Graf von Dammartin war mit dem Pferde geſtürzt, und gab nach wenigen Tagen ſeinen Geiſt auf. Er hatte ſeine einzige Tochter, Aline, der Gräfin von Nevers, ſeiner Schweſter, empfchlen, und dieſe nahm die älternloſe Waiſe, mit Genehmigung ihres Gemahls, willig und theilnehmend auf. Das holde Kind ſchmeichelte ſich bald in ihrem Herzen ein, und gewann in dem Grafen einen gütigen Vater, und in der Gräfin, was ihr ſeit ihrer Geburt gefehlt hatte, eine zärtliche Mutter. Das würdige Paar, welches blos einen Sohn beſaß, ſah ſie ganz als ihre Tochter an, und machte zwiſchen ihrer und ſeiner Erziehung keinen Unterſchied, als den das Geſchlecht und das Alter erforderte. So wie dieſer, der einige Jahre älter war, ſeinen beſondern Erzieher hatte, ſo erhielt auch Aline eine Hofmeiſterin, welche der frommen Gräfin als ein Muſter von Tugend und Frömmigkeit durch einen Geiſtlichen empfohlen war. Dieſe Frau ward, weil ſie einen Sohn hatte, als eine Wittwe eingeführt, ungeachtet ſie nie verheirathet geweſen war. Der Graf und die Gräfin erfuhren nichts von ihrer vorigen Lebensart, und das verſchmitzte Weib wußte ſich durch ihre Scheinheiligkeit bald genug Zutrauen und Anſehn zu verſchaffen, ſo daß beide glaubten, ſie hätten Alinen der Aufſicht einer Heiligen anvertraut.

Der junge Graf war ein ſchöner, feuriger Knabe, aber biegſam und gut. Er ſchien alle Eigenſchaften ſeines Vaters und ſeiner Mutter in ſich zu vereinigen, und ſein Vater freute ſich ſeines aufſtrebenden Muthes eben ſo lebhaft, als die Mutter von den ſanfteren Empfindungen des Knaben entzückt war. Aline ward ihm eine willkommene Geſpielin, und das ſanfte Mädchen ſchmiegte ſich freundlich an ihn an. Außer den Lehrſtunden, die ſie nicht gemeinſchaftlich mit einander haben konnten, waren ſie immer beiſammen, und in Kurzem wurden ſie einander unentbehrlich. Gerhard's Aeltern ſahen dieſe gegenſeitige Neigung gern, weil ſie künftig Beide noch feſter mit einander zu verbinden gedachten.

Die Gräfin beſchäftigte ſich daher faſt täglich mit ihrer lieben Nichte, die auch weit lieber bei ihr, als bei der Hofmeiſterin war, weil dieſe keineswegs die Gabe hatte, ſich ihre Liebe zu erwerben. Ihr liebkoſendes Betragen gegen Alinen war nicht natürlich genug, um ſich ihres jungen Herzen zu bemeiſtern, und ſo gehorſam und artig ſich auch das ſanfte Mädchen gegen ſie betrug, ſo merkte doch das ſchlaue Weib bald genug, daß es nicht aus Neigung geſchah.

Die jungen Leute wuchſen in holder Vertraulichkeit heran, und waren ſehr glücklich durch einander. Die neidiſche Hofmeiſterin fing an, dieſes Glück durch Verbote zu trüben, und ihr Beiſammenſeyn ſo viel, als möglich, zu erſchweren. Jetzt erſt fühlten Gerhard und Aline, wie lieb ſie einander hatten: ſie waren mißvergnügt, wenn ſie nicht bei einander ſeyn durften, aber heiter und froh, ſobald ſie ſich wieder ſahen. Auf dieſe Weiſe entſtand in ihrem Herzen unvermerkt eine Sehnſucht, die zu einem geheimen Verſtändniß führte, welches den Grund zu einer aufkeimenden Liebe legte.

Dreihundert und elfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Alma las weiter:

Frau Gondree theilte der Gräfin ihre Bemerkungen mit, und ſtellte ihr vor, daß es nicht rathſam ſey, den jungen Leuten eine ſolche Vertraulichkeit länger zu geſtatten. Die Gräfin dankte ihr für dieſe Aufmerkſamkeit, geſtand ihr aber, daß ſie und ihr Gemahl dieſes Einverſtändniß zwiſchen Gerhard und Alinen mit Vergnügen bemerkten, weil es ihren Abſichten und Wünſchen völlig gemäß ſey. Für ihre Unſchuld, meinte die Gräfin, ſey auch um ſo weniger zu fürchten, je mehr man ihnen Gelegenheit laſſe, ſich einander zu ſehen, und ihre zarte Neigung ohne Zwang zu entwickeln; und bei der Aufſicht eines ſolchen Tugendſpiegels, wie Frau Gondree ſey, fügte die Gräfin hinzu, laſſe ſich wohl auf keine Weiſe von ſo guten Kindern ein Vergehen gegen die guten Sitten erwarten.

Frau Gondree ſchüttelte den Kopf, ſchwieg aber ganz demüthig. Sie hatte nun das Ihrige gethan, denn das habſüchtige Weib wünſchte ſich entweder den Aeltern oder den jungen Leuten unentbehrlich zu machen, um dadurch ihrem nichtsnutzigen Sohne zu einer einträglichen Stelle zu verhelfen. Sie ſtellte ihn dem Grafen und ſeiner Gemahlin vor, und legte es darauf an, ihn einſtweilen bei dem jungen Grafen anzuſtellen, aber der Graf und die Gräfin wichen dieſem Plane aus, weil ihnen das tückiſche Anſehen des jungen Menſchen mißfiel, und der junge Graf einem alten, wackern Ritter übergeben werden ſollte.

Nun ſuchte Frau Gondree den jungen Grafen an ſich zu ziehen, und ihm Gelegenheit zu geben, allein mit Aline zu ſeyn, dann that ſie zuweilen wieder, als wenn ſie es nicht erlauben dürfte, und ſchob die Schuld auf die Aeltern. Gerhard und Aline ſchmeichelten aber ſo lange um ſie her, bis ſie ihnen wieder bei einander zu ſeyn geſtattete, und immer trug ihr dieſe Erlaubniß kleine Geſchenke von ihnen ein.

Gerhard lernte, zur großen Freude ſeines Vaters, die Lanze ſchon mit vieler Geſchicklichkeit führen, er war ein ſchöner Jüngling geworden, und zeigte bereits ſo viel Muth und Klugheit, daß er eine Zierde der franzöſiſchen Ritterſchaft zu werden verſprach. Die Kräfte ſeines Geiſtes waren nicht unentwickelt geblieben und Aline hatte den zarten Saiten ſeines Herzens einen Ton gegeben, der nun in den leiſen Wünſchen deſſelben erklang. Das liebenswürdige Mädchen war wie eine Lilie emporgeſchoſſen, und die Liebe zu Gerhard ſchien das holde Weſen eher zur Jungfrau zu reifen.

Zu einer anſtändigen Erziehung gehörte damals auch die Muſik. Der Graf beſoldete einen alten Troubadour an ſeinem Hofe, der ſeinem Sohne auf der Guitarre, und Alinen auf der Harfe Unterricht ertheilte.

Beide brachten es bald ziemlich weit darin, und begleiteten ihr Spiel mit ſchönen melodiſchen Stimmen.

Gondree hätte die Liebenden gern zu einer Unbeſonnenheit, ja wohl gar zu einem Fehltritte verleitet, aber der Genius der Unſchuld ſchützte die beiden anmuthigen Kinder, und die habſüchtige Gondree mußte ſich mit kleinen Geſchenken begnügen.

Eines Tages trat Gerhard ſehr früh in das Zimmer der Frau Gondree, welches an Alinen's Gemach ſtieß, beladen mit den ſchönſten, ſelteſten Blumen, und mit allerlei angenehmen Gaben, denn Aline feierte heute ihren ſechzehnten Geburtstag.

„Ei ſeht, Ihr ſeyd zeitig gekommen,“ ſcherzte Frau Gondree, die ſich wieder ein Geſchenk erwerben wollte, „nun geht nur in Alinen's Zimmer und weckt ſie ſelbſt.“

Dreihundert und zwölfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Aline lag, wie Gerhard eintrat, leicht verhüllt in ſüßen Träumen, er wagte es, ſie mit einem Kuſſe zu wecken, und indem Aline ſich erſchrocken aufrichtete, verſchob ſich ihr Buſentuch, und er erblickte auf der ſchneeweißen Bruſt Alinen's ein Mal, welches an Geſtalt und Farbe einem Veilchen glich. Gerhard erröthete ſo ſehr, wie Aline, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, dem theuern Mädchen zu ſagen, daß ihm dieſe Entdeckung unendlich lieb ſey.

Aline ſagte ſchüchtern und leiſe: „Niemand hat es je geſehen, als meine verſtorbene Amme;“ „nun, dann verſprich es mir auch,“ erwiederte Gerhard zärtlich, „daß es nie ein andres Auge erblickt.“

„O von ganzem Herzen!“ verſetzte Aline. „Das Geheimniß dieſes Veilchens ſey Dir ein Pfand meiner Treue. Erfährſt Du je aus einem andern Munde etwas davon, dann hätte ich aufgehört, Dir treu zu ſeyn; und glaubſt Du, daß ich dies könnte?“ Gerhard verſicherte ihr, daß er frei von jedem Zweifel ſey.

Er entfernte ſich hierauf, und begab ſich wieder in das Zimmer zu ſeinen Blumen. Aline erſchien dann, die Geſchenke ihres lieben Gerhards in Empfang zu nehmen, auch der Graf und die Gräfin begabten ſie reichlich, und Aline fühlte ſich vollkommen glücklich.

Der Tag rückte heran, wo der alte Graf ſeinen Sohn zum Ritter ſchlug, und noch ehe ſich die Sonne neigte, hatte ſchon Gerhard den vergnügten Vater um Alinen's Hand erſucht.

Der Graf und ſeine Gemahlin willigten mit Freuden ein, Gerhard und Aline ſanken zu den Füßen ihrer Aeltern nieder, und empfingen freudetrunken ihren Segen.

Frau Gondree war mit dieſer raſchen Verlobung äußerſt unzufrieden, weil ſie ganz ohne ihr Zuthun zu Stande gekommen war. Sie hatte viel auf die Nothwendigkeit gerechnet, daß die jungen Leute ſich ihr in die Arme würden werfen müſſen, um durch ſie ihre Aeltern zur Einwilligung in ihre Verbindung zu bewegen. Bei dieſer Gelegenheit hoffte ſie viel für ſich und ihren Sohn von Gerhard zu erlangen. Jetzt blieb ihr nichts übrig, als die Heuchlerin zu ſpielen, und über dieſe Verbindung die größte Freude zu äußern.

Das Brautpaar beſchenkte ſie reichlich, und die gutherzige Aline verſprach ihr, ſie noch nicht von ſich zu laſſen; doch als ſie wieder um ein Amt für ihren Sohn bat, gab Gerhard ihr deutlich zu verſtehen, daß er geſonnen ſey, ihn niemals anzuſtellen.

Wuth und Rachſucht bemeiſterten ſich nun ihres böſen Herzens, und ſie beſchloß, Alles anzuwenden, um die Verbindung des jungen Paares zu hintertreiben.

Dreihundert und dreizehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Zeit, wo die Vermählung des jungen Paares gefeiert werden ſollte, war bereits beſtimmt. Schon wollte man Turniere ausſchreiben, und die benachbarten Fürſten und Ritter einladen, als die Gräfin, welche dieſe Verbindung erſt ſo gewünſcht hatte, ihren Gemahl bat, dieſe Verbindung noch aufzuſchieben, ja, ſie geſtand endlich auf die dringenden Fragen des Grafen, daß ſie wegen der Blutsverwandtſchaft der Verlobten kein Heil von dieſer Verbindung hoffe.

Vergebens ſuchte der Graf ſie zu beruhigen, erſchöpfte ſich in Vorſtellungen, zeigte ihr die bereits erhaltene Genehmigung des Prieſters, die Gräfin meinte, eine ſolche Verbindung ſey faſt Blutſchande, und verſank in die tiefſte Schwermuth.

Dem Grafen lag das Glück des jungen Paares eben ſo ſehr am Herzen, als die Gemüthsruhe ſeiner Gemahlin. Er beſchwor die fromme Gondree, der Gräfin dieſen unſeligen Wahn zu nehmen; aber ſie, die Stifterin dieſes Unheils, lachte heimlich darüber, und beſtärkte die Gräfin in ihrem frommen Abſcheu. Gerhard und Aline waren untröſtlich.

Mitten in dieſer Verwirrung erſchien Graf Liziard von Foreſt zu Nevers, und warb um die Hand der jungen Gräfin von Dammartin. Liziard war als ein bösartiger und niederträchtiger Mann bekannt, der ſich die ſchändlichſte Rache erlaubte, wenn er ſich für beleidigt hielt.

Der Graf von Nevers war in großer Verlegenheit, wie er ſich auf Liziard's Antrag benehmen ſollte. Die Gräfin erlag faſt im Kampfe mit ſich ſelbſt; ſie konnte ſich Alinen als Liziard's Gemahlin nicht glücklich denken, und gleichwohl ſchien ihr der Graf von Foreſt wie vom Himmel geſandt zu ſeyn, das ihr ſo ſchrecklich gewordene Bündniß zu löſen. Gerhard konnte nur mit Mühe ſeinen Zorn gegen Liziard zurück halten, Aline war außer ſich. Sie würde auch, hätte ſie Gerhard nie geſehn, Liziard nie geliebt haben, und ließ ihn ihre ganze Abneigung empfinden, aber der Graf von Foreſt wurde dadurch nicht abgeſchreckt, denn Aline war ſchön und reich.

Dreihundert und vierzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Tage.)

In mehreren Gegenden der Grafſchaft brach die Peſt aus, die auch den Hof ergriff. Der Graf und ſeine Gemahlin waren die erſten Opfer. Liziard, der ſein Leben nicht auf das Spiel ſetzen wollte, verließ ſchnell das Schloß.

Aline und Gerhard betrauerten ihre Aeltern auf das Tiefſte, ſie fürchteten Beide ſehr für einander, doch ihr Engel ſchützte ſie. Der Trauer wegen wurde die Vermählung des Paares wieder aufgeſchoben, aber

Graf Gerhard hielt es auch für Pflicht, den König, mit dem er verwandt war, vorher um ſeine Einwilligung zu bitten, zumal, da er es nicht aufſchieben konnte, dem Könige perſönlich den Eid der Treue zu leiſten. Aline ſah die Nothwendigkeit dieſes Schrittes ein, aber es kam ihr hart an, ſich von Gerhard zu trennen.

Der Graf ſtellte ſie ſeinem Hofſtaate als ſeine zukünftige Gemahlin vor, und gebot: ihre Befehle als die ſeinigen zu achten.

Ihre Beſchützung trug er indeſſen ſeinen Getreuen auf, und ſchied von ihr mit dem Verſprechen, bald zurückzukehren.

Es war gerade zum Pfingſtfeſte, als er am Hoflager des Königs anlangte. Ludwig VI. nahm ihn als den Sohn ſeines treuen Freundes, wie er ihn öffentlich nannte, mit ausgezeichneter Achtung auf, und gab ihm den Kuß der Belohnung mit einer Art von zärtlichen Zuneigung.

In einem Turniere, welches die Ritter dem jungen Damen zu Ehren hielten, ſtellte ſich ihm zuletzt ein langer Ritter entgegen, aber auch dieſer ward nach einigen Gängen von ihm auf den Boden geſetzt. Niemand wußte, wer der lange Ritter war, aber beim Fallen entſtürzte ihm der Helm, und alle erkannten den Grafen von Foreſt.

Ein lautes Gelächter erſchallte unter den Rittern und Damen, daß ſich der vierzigjährige Liziard in die Spiele der jüngern Ritter gemiſcht hatte, aber er war keck genug, ſeine Schande mit Scherz zu bedecken. Später beſangen mehrere Ritter das Glück der Liebe, auch hierin trug der Graf von Nevers den Sieg davon. Mit Begeiſterung ſang er die Schönheit ſeiner Erwählten; dann pries er in ſchmelzenden Tönen die Treue ſeines Liebchens ſo ſchön und ſtolz, daß ſein Lied alle Frauen rührte und alle Ritter überzeugte. Nur der hämiſche Graf von Foreſt näherte ſich ihm mit hämiſchem Lachen. „Glaubt Ihr das wirklich, junger Graf?“ ſprach er mit ſpöttiſchem Tone. — „Wer darf daran zweifeln?“ fuhr der Graf von Nevers hitzig auf. „Ich ſetze meine Grafſchaft gegen die Eurige, wenn Ihr mit allen Euern Ränken die Treue meiner Geliebten zu erſchüttern vermögt.“

„Gut!“ erwiederte Liziard, und warf den Handſchuh hin: „der König und die Ritter ſind Zeugen. Aber Ihr müßt mir eidlich geloben, daß Ihr Euerm getreuen Liebchen von dieſer Wette nichts kund thun wollet.“ —

„Das will ich,“ verſetzte Gerhard mit ſtolzer Zuverſicht; „aber wißt, daß Ihr um Eure Grafſchaft ſeyd.“ —

„Das wird ſich ausweiſen,“ ſagte Liziard mit lautem Gelächter, und überreichte dem König ſein Pfand, was in dem nämlichen Augenblicke auch Gerhard that.

Der König war, ſo wie Alle, auf den heimtückiſchen Liziard höchſt unwillig; allein es war Alles ſo raſch zugegangen, daß er ſich der verwegenen Wette nicht widerſetzen konnte. Zweifelte auch Niemand an

Alinen's Treue, zumal, wenn man ſich Liziard als den Verführer dachte, ſo kannte man doch den hinterliſtigen Grafen zu gut, um nicht irgend einen boshaften Streich von ihm zu fürchten. Aber der Handſchuh war einmal geworfen und aufgehoben. Liziard zögerte keinen Augenblick, ſeinen Zug nach Nevers zu beſchleunigen.

Dreihundert und funfzehnte Nacht.

(Fortſezung der vorigen Sage)

Kaum war er zu Nevers angelangt, ſo ließ er der jungen Gräfin von Dammartin melden, daß ihn eine Reiſe durch Nevers führe, und daß er ſeinem Freunde, dem Grafen Gerhard, den er in der Gunſt des königlichen Hofes verlaſſen, feierlich verſprochen habe, ſeiner Verlobten einige Kunde von ſeinem Wohlſeyn zu bringen. Aline glaubte ſeinen Beſuch, ſo widrig er ihr auch war, unter ſolchen Umſtänden annehmen zu müſſen, aber ſie entſchuldigte ſich, daß ſie ihm keine Wohnung in der Burg anweiſen könne.

Sie empfing ihn in Gegenwart ihres Hofes mit vieler Artigkeit, aber ſie hatte ihre Maßregeln ſo ge=

nommen, daß ſie nie einen Augenblick mit ihm allein ſeyn durfte.

Sie lud ihn auf den folgenden Tag zum Mittagsmahl, und gab ihm ein angemeſſenes Feſt. Er überbrachte ihr koſtbare Geſchenke, die ſie aber mit eben ſo viel Anmuth, als unerbittlicher Strenge ausſchlug.

Der Graf ſprach von ſeinen ehemaligen Wünſchen mit heuchelnder Leidenſchaft, und äußerte mit einer Art von Zurückhaltung, daß er ewig davon geſchwiegen haben würde, wenn ihr zukünftiger Gemahl das Glück, ſie zu beſitzen, genugſam zu ſchätzen wüßte.

Aline antwortete ihm nur durch Stillſchweigen, doch als er noch weiter ſprechen wollte, ließ ſie ihm ihren ganzen Zorn über ſein elendes Benehmen fühlen.

Liziard zweifelte nun, daß ihm ſein Vorhaben auf dieſe Weiſe gelingen würde. Er theilte daher der Gondree ſein ganzes Geheimniß mit, und verſprach ihr für ſie und ihren Sohn goldne Berge, wenn ſie ihm beiſtehen wolle.

So ſehr nun auch Gondree den Vortheil Liziard's wünſchte, ſo geſtand ſie ihm doch, daß ſie Alinen zu gut kenne, um ihm Hoffnung geben zu können.

Aber mit der hölliſchen Freude einer Furie fiel ihr einſt, als ſie über die Möglichkeit nachſann, Alinen's Mal ein, welches ſie, ohne daß es dieſe wußte, einmal erblickt hatte.

„Nevers iſt Euer!“ rief ſie triumphirend aus, „wenn Ihr mir und meinem Sohne Wort halten wollet.“

Liziard gab ſein Ritterwort zum Pfande, und nun theilte ſie ihm das Geheimniß mit. „Wenn Ihr Eure Sache klug anfangt,“ ſprach ſie mit teufliſcher Zuverſicht, „ſo muß Euch das Veilchen zum Beweis dienen, daß ſie dem Grafen Gerhard ihre Treue gebrochen. Liziard fiel ihr Freude vor Freude um den Hals, und wiederholte eidlich ſeine gethanen Verheißungen.

Dreihundert und ſechzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Hierauf eilte der Graf von Foreſt mit ſeiner wichtigen Beute an das Hoflager des Königs.

So überzeugt auch Gerhard von Alinens Treue war, ſo ärgerte ihn doch der ganze Vorgang, weil er ihn länger von Alinen fern hielt.

Wie erzürnt aber war er, als ihm Liziard in Gegenwart des Königs und mehrerer Ritter ſagte: daß Gerhard ſeine Wette verloren habe.

„Gebt mir Beweiſe!“ ſchrie dieſer wüthend, und Liziard erwiederte: „gern, aber Ihr müßt Eure Geliebte an den Hof kommen laſſen, und ihr vorher nichts ſagen!“ Gerhard willigte ein, Aline war über ſeine

Botſchaft ganz entzückt, und trat ſogleich fröhlich ihre Reiſe an.

Bei ihrer Ankunft ward ſie ſogleich zum Könige geführt, der ſie ſehr freundlich empfing, und über ihre Schönheit ganz erſtaunt war.

Sie blickte ſich ſogleich nach Gerhard um, endlich trat er mit dem Grafen von Foreſt unter die übrigen Ritter. Der König hieß die beiden Grafen vortreten, und die Wette verleſen. Bei dieſer Vorleſung fühlte ſich Aline auf das tiefſte beſchämt und beleidiget, „o Gerhard!“ rief ſie aus, „eine Grafſchaft haſt Du gewonnen, aber unſer reines Glück iſt durch Dein Mißtrauen geſtört.“

„Verzeiht, ſchöne Gräfin,“ ſprach Liziard, „daß ich die Gunſtbezeugungen, die Ihr mir ſchenktet, verrathe, aber es gilt nicht blos den Gewinn einer Grafſchaft, ſondern auch den Verluſt der meinigen.“

Aline war durch dieſe Worte ſo überraſcht und gekränkt, daß ſie ohnmächtig umſank und weggebracht werden mußte; der König, welcher an ihre Unſchuld glaubte, befahl dem Grafen Liziard, ſogleich ſeine Beweiſe vorzubringen.

Da trat dieſer höhniſch zu Gerhard, und fragte ihn: „iſt Euch Alinen's Veilchen-Mal unbekannt, und wißt Ihr nicht, daß es Aline an ſich hat?“ Er wollte weiter ſprechen, aber alle Blicke wandten ſich auf den erbleichenden Gerhard, welcher vor Zorn kaum ſprechen konnte.

„Erkennt Ihr, was ich ſage, als Beweis an?“ fragte Liziard, und Gerhard erwiederte mit dumpfem Schmerze: „ja, ja ſie ſelbſt beſtimmte, daß ich ſie für treulos halten dürfte, wenn je ein Menſch etwas von dieſem Male erführe.

Dreihundert und ſiebzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

König Ludwig VI. zögerte, das Urtheil zu ſprechen, doch die Königin hatte ſchon den Vorgang erfahren, während Alinen's Ohnmacht das Mal entdeckt, und dem Könige Kunde zukommen laſſen.

„Armer Graf!“ fragte Ludwig, „erkennt Ihr Eure Wette für verloren?“

„Alles!“ erwiederte Gerhard, fortſtürmend wie ein Sinnloſer, während der König den Grafen von Foreſt mit der Grafſchaft Nevers belehnte.

Alle Ritter beklagten Gerhard, tadelten Liziard, und ſchmähten die ſchuldloſe Aline.

Dieſes holde, ſchuldloſe Weſen, das ſo viel Schmach erdulden mußte, wurde einer Kammerfrau mit der Weiſung übergeben, es ſogleich vom Hofe zu entfernen.

Ihre Empfindungen, als ſie Alles erfuhr, ſind unbeſchreiblich; noch mehr als ſich, beweinte ſie ihren Gerhard, und eilte in geringer Kleidung fort, ihn aufzuſuchen.

Gerhard war verſchwunden, Niemand wußte etwas von ihm. Er hatte nichts mit ſich genommen, als ſein beſtes Roß, ſein Schwerdt, ſeine ritterlichen Sporen und ſeine goldene Kette.

Ein glückliches Geſchick ließ die herumirrende, in Pilgertracht verborgene Aline ihn finden. Sie ſtürzte ſogleich ihm entgegen, ſeinen Namen mit der innigſte Liebe nennend.

Er ſah ſie kaum an, beſtieg ſogleich ſein Roß, welches er hatte weiden laſſen, und mit dem Ausrufe: „Meineidige, warum verfolgſt Du mich!“ ritt er ſchnell von dannen. — Aline ſank bewußtlos nieder.

So fand ſie der junge Herzog von Lothringen, der eben mit ſeinem Gefolge vorüber zog, und weil ihm das ſchöne, hülfloſe Weib Mitleid einflößte, ließ er ſogleich von Baumäſten eine Trage flechten, einen Mantel darüber breiten und ſie forttragen auf ſein Schloß.

Als Aline erwachte, und erfuhr, wo ſie ſich befand, bat ſie, daß man ſie in ein Frauenkloſter bringen möchte, aber der Herzog, auf den ſie einen tiefen Eindruck hervorgebracht hatte, widerſetzte ſich ihrem Wunſche, und übergab ſie ſeiner edlen Schweſter Alfriede.

Dreihundert und achtzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Während Aline bei der liebenswürdigen Prinzeſſin Alfriede lebte, und ihr endlich Alles vertraute, wurde Gerhard von den verſchiedenartigſten Leidenſchaften gepeinigt. Er haßte Alinen wegen ihrer Untreue, und ſah doch überall ihr ſüßes Bild, und endlich fürchtete er: daß er ſie immer noch liebe. In dieſer Stimmung zog er lange herum, bereit zum Kampfe, wo es galt, und jede Freude fliehend. Ungerührt ließen ihn die ſchönſten Frauen, und Alinen's gedenkend, kam er auf ſeinen Streifereien wieder zu ſeinem ehemaligen Schloſſe. Seine veränderte Tracht, ſein langer Bart und ſeine kummervollen Züge hatten ihn ganz unkenntlich gemacht.

Ueberall vernahm er ſein Lob und Klagen über den neuen Herrn auf Nevers. Alle ſeine ehemaligen Diener hatten das Schloß verlaſſen müſſen, nur Gondree war geblieben. Alle glaubten an Alinen's Unſchuld, und an einen ihm geſpielten Betrug. Als Harfner verkleidet begab er ſich in das Schloß und ward gerufen, vor Liziard zu ſpielen, welcher mit Gondree eben beim Mahle ſaß.

Er ſpielte lange, endlich hörte Niemand mehr auf ihn, und Gerhard zog ſich in eine Niſche zurück. Liziard und Gondree glaubten ſich jetzt allein, und Gondree drang in denſelben, ihr endlich Wort zu halten und ihren Sohn zu belohnen, und als Liziard Ausflüchte machte, wiederholte ſie Wort für Wort, was ſie für ihn gethan, und daß ſie hingehen würde, Alinen's Unſchuld bekannt zu machen, wenn er ſie nicht unumſchränkt im Schloſſe walten laſſe.

Augenblicklich verließ Gerhard das Schloß, und begab ſich zu ſeinem Erzieher, dem er Alles vertraute und beſchwor, zur Auffindung Alinen's ihm behülflich zu ſeyn.

Nach langem vergeblichen Forſchen vernahm Gerhard endlich, daß ſich Aline unter dem Schutze des Herzogs von Lothringen, bei deſſen Schweſter befände. Er hörte auch, daß ſich der Herzog ſehr um Alinen's Gunſt bewürbe, und ſie ſicher zu ſeiner Gemahlin erwählen würde, wenn ihm Aline nicht entſchieden erklärt hätte: daß ſie nur Gerhard's Gemahlin werden, oder unvermählt ſterben wolle. Mit freudigen Hoffnungen erfüllt, begab ſich Gerhard ſogleich zu dem Herzoge von Lothringen, vertraute ihm ſein Geheimniß, und erhielt von ihm Beweiſe der innigſten Theilnahme.

Dreihundert und neunzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Herzog erbot ſich, den Grafen Gerhard wieder mit Gewalt in ſeine Grafſchaft einzuſetzen. „Nein!“ ſprach er feſt, „Liziard hat ſie vom König, und nur durch dieſen mag ich wieder in Beſitz derſelben gelangen, denn ſonſt bleibt die Ehre meiner Aline ungerechtfertigt.“

Der Herzog war von der Wichtigkeit ſeiner Einwendung überzeugt, und ehrte ſeinen männlichen Sinn. Er gelobte ihm, nicht eher von ſeiner Seite zu weichen, bis er in ſein Erbtheil wieder eingeſetzt wäre, und ſandte mit des Grafen Genehmigung einen Boten an den König, ihm den Beſuch des Herzogs und Grafen von Nevers anzukündigen.

Als dieſe Berathung vorüber war, entfernte ſich der Herzog auf einige Augenblicke, und kam mit ſeiner Schweſter und Alinen zurück.

Gerhard ſank zu Alinen's Füßen, und flehte um ihre Verzeihung, ſie hob ihn liebreich auf, verſicherte ihn ihrer Liebe, und beide weinten Freudenthränen. Einige Tage verſtrichen den Liebenden auf der Burg des Herzogs, wie ſelige Stunden.

Der Bote kam vom König zurück, welcher den beiden Herren huldvoll ſagen ließ, daß ihr Beſuch ihn ſehr erfreuen würde.

Der König ließ ſogleich ſeine vornehmſten Mannen an den Hof entbieten, theils um dieſen den erforderlichen Glanz zu geben, theils um ſeine Gäſte geziemend zu ehren. Es wurden daher große Zurüſtungen zu Feierlichkeiten gemacht, wozu natürlich auch Turniere gehörten.

Gerhard's Beiſtände wählten zuſammen hundert Ritter zu ihrem Gefolge, die alle weiß erſchienen.

Zu Alinen's Begleitung beſtimmte der Herzog ſechs Edelfrauen, die ebenfalls weiß gekleidet waren. Aline und Gerhard trugen ſich wegen des ihnen zugefügten Unrechtes ſchwarz; Alfriede blieb auf ihres Bruders Schloſſe zurück.

Der König empfing ſeine Freunde und ihr Gefolge, wie es ſich geziemte, nämlich in Gegenwart der vornehmſten Mannen, worunter ſich auch der Graf von Foreſt befand. Der ſchwarze, vermummte Ritter und die Dame in Trauer mit ihrem weiblichen Gefolge erregten allgemeines Aufſehen. Der König ſelbſt war auf die Entwickelung begierig, und nach geſchehener Bewillkommnung fragte er laut, wen er in dem ſchwarzen Ritter und in der ſchwarzen Dame zu ehren habe.

„Es ſind zwei ſchwer Gekränkte,“ entgegnete der Herzog, „die ſich in meinen Schutz begeben, um ſie bei Euch in ihrer gerechten Sache zu unterſtützen.“

„Wer dieſe hat,“ verſetzte der König, „iſt durch das Geſetz geſchützt.“

„Und durch Eure Gerechtigkeitsliebe,“ ſetzte der Graf von Bar, einer der Freunde Gerhards, hinzu. —

„Tretet hervor, ſchwarzer Ritter,“ rief der König, „und eröffnet Euer Anliegen!“

Dreihundert und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Sogleich ließ Gerhard ſich auf ein Knie nieder und klagte den Grafen von Forreſt des Meineides und der Ehrenſchändung an, und erbot ſich, ihm dies durch Kampf auf Leben und Tod zu beweiſen.

„Graf von Forreſt,“ ſagte der König, „ſeyd Ihr dieſer Ehrloſigkeit geſtändig? wo nicht, ſo beweiſet Eure Unſchuld durch die Waffen.“ —

„Wer iſt der Abenteurer,“ rief Liziard ergrimmt aus, „der eine ſolche Ausforderung an mich wagen darf?“

„Es iſt ein Mann,“ fiel der Herzog trotzig ein, „der Euch an nichts als am Stande gleich iſt.“ —

„Bürgen, wie dieſe, ſind zu ehrenvoll, als daß Ihr den Kampf verweigern könntet, alſo befehle ich Euch denſelben,“ ſprach nun der König.

Liziard blickte jetzt auf die ſchwarze Dame und er=

zitterte, aber mit ſcheinbarer Verachtung ging er hinweg, ſich zu rüſten.

Der Kampf begann und der Ausgang blieb eine Zeit lang unentſchieden. Liziard drang wie ein Raſender auf Gerhard ein, und jeder ſeiner Streiche drohte Tod. Alle Zuſchauer fürchteten für den ſchwarzen Ritter, denn an Liziard nahm faſt Niemand Antheil. Endlich aber gelang es Erſterem durch vorſichtige Gewandheit, ſeinem ergrimmten Feinde das Schwert in die Seite zu ſtoßen. Liziard ſtürzte, daß ihm der Helm vom Haupte flog, und die Angſt des Todes malte ſich deutlich in ſeinen Geſichtszügen.

„Erkenne nun Deine Ankläger," rief Gerhard mit lauter Stimme, „und bekenne die Wahrheit, wenn Du anders noch ein Gewiſſen haſt." —

„O ich erkannte Euch längſt," rief er mit gebrochener Stimme und winkte die Umſtehenden näher. „Eure Verlobte iſt unſchuldig; die Gondree half mir zu dem Veilchen, und ohne dieſes Scheuſal von Weibe wäre ich nie Euer Feind geworden. Vergebt mir und erfleht mir Verzeihung von Allinen!"

Nach dieſer reuigen Erklärung fing er an zu röcheln und ſeine Lebensgeiſter entwichen.

Gerhard ergriff nun ſeines Gegners Schwert, und legte es knieend vor dem Könige nieder. Das Erſtaunen war allgemein, denn Niemand hatte in dem ſchwarzen Ritter den vormaligen Grafen von Nevers vermuthet.

Mit ehrendem Ausdrucke ſprach ihm der König vor allen Mannen ſeine Grafſchaft wieder zu, und ertheilte ihm zur Vergütung des erlittenen Unrechts auch die Grafſchaft Forreſt.

In dieſen feierlichen Augenblicken nahte ſich Aline, unter Begleitung des Herzogs von Lothringen und des Grafen von Bar, langſam der Königin und knieete ſchweigend vor ihr nieder.

Sogleich zog ihr dieſelbe mit Thränen den Schleier vom Geſichte, hob ſie auf und ſchloß ſie zärtlich in ihre Arme. „Eure Unſchuld,“ ſprach ſie mit lauter Stimme, „ſtand in Eurem Geſicht geſchrieben.“

Dreihundert ein und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Alles drängte ſich herbei, das neidenswürdige Paar zu bewundern; Gerhard warf ſich dem Herzoge, der ſinnend da ſtand, dankbar in die Arme. „Euch, edler Herzog,“ rief er laut, „Euch verdanke ich viel!“

Der Herzog drückte ihm die Hand und lächelte.

Der König beſchenkte Gerhard mit einer prächtigen Rüſtung, und hing ihm eine ſchwere, goldene Kette um den Hals. Die Königin übernahm es, Alinen zu ſchmücken, und wählte zu ihrem Gewande weiß mit Veilchenblau. So erſchien ſie in beſcheidener Demuth an der Hand der Königin, und erhob ihr Auge nur, um ihrem Gerhard zuzulächeln, der ganz in ihrem Anſchau'n verſunken war. Eine lauſchende Stille, während welcher alle Blicke an ihr hingen, war die ſprechendſte Huldigung ihrer Schönheit, bis endlich das ſchöne Veilchen in einem leiſen Geflüſter zur Loſung wurde, und die Ritter allmählig lauter und lauter gelobten, Alinen zu Ehren ihre Lanzen zu brechen.

So wurde ihre treue Liebe, die nachher das ganze Glück ihres Lebens machte, auch durch öffentliche Achtung belohnt. Die Kunde ihrer wunderbaren Begebenheit lief von Munde zu Munde und von dieſer Zeit an ward das Veilchen das Sinnbild der Treue.

Hier endete Eduards Sage, Alma ſchwieg, und der Arzt ſagte: „ich kenne dieſe Sage ſchon längſt, und habe ſie in verſchiedenen Abweichungen, aber doch einerlei in der Hauptſache, erzählen hören, ſie iſt mir eine der liebſten, die ich kenne.“

„Die Tendenz iſt ſo freundlich und ſo innerlich wahr,“ bemerkte der Kaplan, „denn immer findet man, daß reine, treue Liebe alle Hinderniſſe beſiegt, die ſich ihrem Glücke entgegenſtellen.“

„Ich habe auch dieſe Sage, ihren Grundzügen nach, ſchon ſo oft gehört, daß ich glaube, ſie beruht auf einer wahren Begebenheit, auch trägt ſie ganz das Gepräge jener romantiſchen, ritterlichen Zeit, in welcher ſolche Wetten und Kämpfe, ſolcher Lohn für Treue, ſolche Strafen für Untreue ſtatt fanden," äußerte der Freiherr.

„Mich hat keine Muſik des anmuthreichen Maria von Weber ſo tief ergriffen, wie die Muſik zu Euryanthe," ſprach Reiner, „und Frau von Chezy hat recht gethan in ihrer Euryanthe, dieſelbe Sage bühnengemäß, dramatiſch und reich an muſikaliſchen Elementen, in Webers Hände zu geben. Auch hat die Zeit ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, denn der Tadel, der der Dichterin nach den erſten Aufführungen von allen Seiten ward, war eben ſo ungerecht, als zum Theil böswillig, und immer wird dieſe Operndichtung ihren Werth auch neben der herrlichen Muſik behalten, ja die Muſik hat ihre volle Schönheit dieſem Gedichte zu danken."

Dreihundert zwei und zwanzigſte Nacht.

Als die Bewohner des Schloſſes wieder alle um den Freiherrn verſammelt waren, kam das Geſpräch zufällig auf Zauberei.

„Mir iſt heute eine recht tolle Zaubergeſchichte beigefallen," ſprach der Maler; „in frühſter Kindheit las oder hörte ich ſie einmal, und wußte mich viele Jahre darnach nicht zu beſinnen, was ich denn eigentlich ſo entſetzlich Grauſiges gehört oder geleſen hatte, — nur daß es entſetzlich grauſig geweſen, wußt' ich, — da plötzlich dieſen Morgen ſteht die ganze Erzählung wieder klar und lebendig vor mir."

„O geſchwinde, ſo erzählen Sie," riefen die Fräuleins dem Maler zu.

„Sogleich kann ich Ihren Wunſch nicht erfüllen," verſetzte Reiner, „ich habe angefangen, die Sage niederzuſchreiben, Wort für Wort, möglichſt treu, denn nur ſo glaube ich — Wort für Wort wiedererzählt, dürfte ſie ſich Ihres Beifalls zu erfreuen haben. — Morgen alſo.

„Und dann um ſo intereſſanter," rief der Arzt etwas boshaft, „wir kennen nachgerade das Syſtem unſers guten Reiner." —

Reiner, der gar wohl die Anſpielung des Arztes verſtanden hatte, fuhr mit der harmloſeſten Miene fort: — „auch bemerke ich im Voraus, daß ich, um das Intereſſe an meiner Sage möglichſt zu erhöhen, ſie in winzig kleinen Gaben, vulgo kurzen Nächten, mittheilen werde, nach dem Beiſpiele unſeres guten Doctors." — Alle lachten, der Arzt nicht ausgenommen.

„Wir hoffen alſo auf Morgen," ſagten die Damen; das Geſpräch ward dieſe Nacht ſo bunt und lebhaft geführt, daß gar keine Sage an die Reihe kam.

Dreihundert drei und zwanzigſte Nacht.

Die folgende Nacht brachte Reiner, ſeinem Verſprechen gemäß, das Manuſcript mit und las:

Der magiſche Brautring.

Der reiche Graf Antonio Albano war nach Jahrelanger Abweſenheit wieder in Rom eingetroffen, und ſein erſter Gang war zu ſeinem Jugendfreunde, dem Marcheſe Cáſarino. Dort fand er Iſauren, Cáſarino's einzige Tochter, welche er als ein kleines Mädchen verlaſſen hatte, als herrlich aufgeblühte Jungfrau wieder.

Und er liebte ſie, von dem Augenblicke an, da er ſie wieder ſah.

Zwei Monden lang ſah er ſie Tag für Tag, und kämpfte mit ſich und ſchwieg, denn er war ein Vierziger und Iſaura zählte erſt funfzehn Lenze.

Im dritten Monate aber vermochte er es nicht länger zu tragen, und trat hin vor Iſaura's Aeltern und warb um die Tochter.

Und die Aeltern gaben ihm ihr Jawort.

— „Womit dieſe Nacht zu Ende iſt,“ ſchloß der Erzähler.

Dreihundert vier und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Iſaura lächelte, als die Mutter ihr verkündete, daß ſie die Braut des Grafen Antonio Albano ſey, und lächelnd und erröthend folgte ſie der Mutter in den Saal, wo der Graf und ihr Vater ihrer harrten.

Antonio trat ihr entgegen, faßte ihre Hand und fragte Iſaura: „willſt Du mein Weib ſeyn?“

Da erröthete Iſaura abermals, und neigte das Haupt und flüſterte: „der Aeltern Wille iſt mir heilig, — ich will die Eure ſeyn.“

Da ſegneten die Aeltern ſie, und verließen dann die Verlobten.

Und Antonio, als er mit Iſaura ſich allein befand, ſchlang den Arm um ihren Leib und fragte weiter: „Wirſt Du mich lieben, Iſaura?“

„Ich werde Euch lieben, wie es meine Pflicht iſt.“

„Und liebteſt Du keinen Andern, ehe ich um Dich warb?“

Iſaura ſah den Frager verwundert an und ſchwieg. Aber Antonio wiederholte dringender ſeine Frage; da entgegnete ſie: „Nein, ich liebte nur meinen Vater, meine Mutter und meine Geſpielinnen.“

Entzückt küßte der Graf ihr den Mund und die Hand, und verließ ſie dann.

Koſtbare Geſchenke ſandte er ihr von Perlen und Juwelen und reichen Stoffen.

Und nach wenigen Wochen ward die Vermählung des Paares mit fürſtlicher Pracht vollzogen, und alle Geſpielinnen Iſaura's beneideten ſie, und alle jungen Männer beneideten den Grafen, und Antonio Albano pries ſich ſelig in den Armen ſeiner jungen Gattin.

Dreihundert fünf und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Ein Jahr war vergangen, und nichts hatte das Glück Antonios und Iſauras getrübt, ſo daß es ſchien, als ſey des Pasquino boshafte Frage und Antwort, welche er am Morgen nach ihrer Vermählung den spottluſtigen Römern zum Beſten gegeben, zu ſchanden geworden.

Da rückte die Zeit des Carnevals heran, jene Zeit, wo die Bevölkerung der alten Weltſtadt im tollſten, ungemeſſenſten Jubel über die Trümmer ihrer großen, dahingeſchwundenen Herrlichkeit hinweggaukelt.

Aber mitten in das Getön der Freude und der Luſt auf dem Corſo, ſchallten aus dem Palaſte des Grafen Antonio ſchneidende Wehelaute einer Frauenſtimme, und der Jammer der Dienerſchaft, welche mit bleichen Geſichtern im Palaſte hin und wieder rannte, denn die Dame des Hauſes, die junge ſchöne Iſaura, kämpfte unter namenloſen Qualen den Todeskampf.

Keine der Frauen Iſauras vermochte es mehr, die kreiſchenden Jammertöne, welche die Aermſte ausſtieß, länger anzuhören; ſie waren davon geflohen, und nur Antonio und der Arzt weilten noch an dem Lager der Sterbenden, aber auch der Letztere entfernte ſich bald darnach, indem er mit finſteren Blicken, den Grafen anſchauend, ſprach: „Hier ſcheitert alle Kunſt des Arztes, Gott ende bald die Leiden Eurer Gattin, zu retten iſt ſie nicht mehr, ein fürchterliches Geheimniß ſcheint hier obzuwalten.“ Somit ſchied er.

Dreihundert ſechs und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Und vor dem Lager Iſaura's ſtand bleich, mit ſtarren Blicken, Antonio Albano, und als der Arzt davon gegangen war, ergriff er Iſaura's linke Hand.

Da wich plötzlich der brennende Schmerz, welcher Iſaurens Nerven erſchütterte, ſie ſchlug die Augen auf, und blickte flehend ihren Gatten an.

„Und wer raubte mir Dein Herz?“ flüſterte er mit gebrochener Stimme ihr zu, und Thränen entſtürzten ſeinen Augen.

„Erbarmen!“ wimmerte Iſaura. „Laß mich ſchweigen und glaube mir, nie verletzte ich den heiligen Eid der Treue, den ich Dir ſchwur.“

„Und dennoch trägſt Du eines Andern Bild im Herzen?“ — Sie ſchwieg, und er fuhr fort: „Dir ſey verziehen, aber nenne mir ihn, den Du liebſt.“

„Nein! nimmer, nimmer!“ rief Iſaura.

„So fahre hin,“ ſprach mit tonloſer Stimme Antonio, ließ ihre Hand los, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſtarrte unbeweglich, an die Mauer gelehnt, ſeinem Weibe ins Geſicht.

Und ſchrecklicher, denn vorher, durchtobte der Schmerz Iſaurens Gebein, ſchrecklicher tönte ihr Jammergeſchrei, aber erbarmungslos hörte es Antonio, bis es im letzten Todesröcheln verſtummte; da ſtürzte er ohnmächtig nieder. Und ſinnlos, ſtarr fanden ihn die Diener bei der Leiche der Gräfin.

Dreihundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Seltſame Gerüchte gingen in Rom um, hinſichtlich des ſo plötzlichen als ſchrecklichen Todes der jungen, ſchönen Gräfin Iſaura. Aber als die Leiche in der Familiengruft ihres Gatten in Sta. Maria Maggiora beigeſetzt war, da trat Hettore Albano, der Neffe des Grafen, auf und klagte ſeinen Onkel öffentlich an, ſeine Gattin Iſaura ermordet zu haben.

Mit Entſetzen hörten die Richter dieſe Anklage, als aber Antonio ſeinem Neffen vor Gericht gegenüber ſtand, und ſein bleiches, gramverſtörtes Geſicht erblickte, da ſprach er mit Grimm: „Dieſer war's.“

Die Richter verſtanden es alſo, daß Antonio habe ſagen wollen: nicht er, ſondern ſein Neffe ſey der Mörder Iſaurens, und als ihn die Richter deshalb befragten, ſprach er: „Es iſt ſo,“

Da fuhr der Jüngling Hettore wild empor, und verlangte ein Gottesurtheil, einen Kampf auf Tod und Leben, und ſo unerhört ſolches in der heiligen Stadt war, zumal des Bruders Sohn gegen des Vaters Bruder auftrat, ſo wußten doch die Richter keinen andern Ausweg aus den Wirrniſſen der Anklage und Widerklage, und der kühne Pabſt Alexander gab ſelbſt den Ausſpruch: der Zweikampf entſcheide, denn Mord ſchreit Mord.

Der Tag des Zweikampfs erſchien, wüthend drangen Ohm und Neffe auf einander ein, nach kurzer Gegenwehr fiel Hettore, von Antonien's Schwerdt durchbohrt, und verſchied.

Dreihundert acht und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Durch das Gottesurtheil — wie es der blinde Aberglaube bezeichnete, war Graf Albano frei von jeglicher Anklage geworden, nicht ſo frei vom Verdacht, der insgeheim derſelbe blieb, und ſchon nach wenigen Monden zeigte es ſich: daß eine ſchwere Schuld ſein Gewiſſen belaſten müſſe, denn ſchreckliche Bilder und Träume verfolgten ihn bei Tag und Nacht — Endlich verfiel er in Raſerei, und der Jahrestag des Todes ſeines Weibes rief auch ihn vor den Richter, der über uns alle richten wird.

Unter ſeinen Papieren fand ſich folgendes Bekenntniß, ſieben Siegel verſchloſſen es, mit Grauſen und Wehmuth las es ſein Erbe:

„Iſaura ſtarb durch Höllenkunſt, ich wußte es, denn ich verübte das Verbrechen — ich konnte ſie retten, aber ich ließ ſie ſterben, denn noch wußte ich ſie ſchuldlos, und liebte ſie mehr, als meine Seligkeit.“

„Den Tag nachher, als ich um ſie geworben, brachte der Pasquino, zum Ergötzen des Pöbels, die Frage: „Was fürchteſt Du am meiſten, wenn Du um die junge Tochter Deines alten Schulkameraden frey'ſt?“ — und die Antwort lautete den andern Tag: „junge Hausfreunde.“

„Der finſterſte Argwohn erfaßte mich, als ich dieſen boshaften Spott erfuhr, ich mußte Gewißheit haben.“

„Ich vertraute mich einem alten Weibe an, das im Rufe ſtand, übernatürliche Künſte zu üben, ich kargte nicht mit Gold, nicht mit Verſprechungen, noch größerer Belohnung, und ſie ſagte mir ihre Hülfe zu. Ich mußte ihr ſo viel reines Gold bringen, als zu einem Brautring nöthig, einen ſolchen verfertigte ſie, und weihte ihn mit Zauberſprüchen und magiſchen Zeichen für meinen Zweck.“

„Sie übergab ihn mir, indem ſie ſprach: „dieſen Ring übergebt bei Eurer feierlichen Verlobung Eurer Braut, und ſorget, daß ſie ſtets ihn trägt, würde je ihr Herz einem Andern, denn Euch, ſich zuwenden, ſo wird Todespein ihre Glieder erfüllen, und nur Ihr könnt, wenn Ihr ihre Hand erfaßt, dem Schmerz gebieten — wär' es dagegen Euer Wille, ſo müßte ſie ſterben, wenn Ihr die Hand wieder von ihr zöget.“

„Ich nahm den Ring, zitternd ſteckte ich ihn an den Finger meiner Verlobten, doch wer ermißt mein Glück, als kein Schmerzenszug Iſauren's Engelsangeſicht entſtellte. — So lebt' ich ſelig ein Jahr lang. — Da erſchien Hettore — in meiner Seele war kein Verdacht wider ihn. Iſaura ſtarb den qualvollſten Tod, ohne ihn zu nennen — ſie ſtarb ſchuldlos, aber ſie mußte ſterben, denn ſie liebte mich nicht mehr, Hettore verrieth ſich durch ſeinen Zorn, durch ſeine Wuth, auch er ſtarb ſchuldlos, aber er mußte ſterben, denn ſie hatte ihn geliebt. Ich liebte Beide und mordete ſie, und ſterbe, belaſtet mit dem Fluch, der alle trifft, die finſtern Mächten ſich ergeben. Betet für unſere Seelen.“

Dreihundert neun und zwanzigſte Nacht.

Wie gewöhnlich ſaßen Alle im Saale und unterhielten ſich, der Maler wollte etwas erzählen, konnte aber zu keinem Anfange kommen, weil Alma, von unerklärlicher Unruhe getrieben, von einem Fenſter zum andern eilte, ungeachtet des ſcherzhaften Scheltens ihrer Freunde.

Da tönte Hufſchlag durch die Stille der Nacht: „nun nicht wieder der Herr von Löwen,“ platzte der Maler heraus; aber es pochte auf ganz andre Art an das Thor.

In einigen Minuten vernahmen ſie einen leichten, bekannten Tritt, eine leiſe Frage an den Kammerdiener im Vorgemach, und herein trat mit glänzenden Augen — Eduard.

Dreihundert und dreißigſte Nacht.

Ein neues, froheres Leben begann im Schloſſe Runſitten ſeit Eduard's Zurückkunft. Der Freiherr liebte ihn, wie ſeinen Sohn, ſeine Gemahlin nicht minder, und Alma's verklärtes Antlitz ſagte mehr als Worte vermocht hätten.

Der Arzt, welcher ihn erſt jetzt perſönlich kennen lernte, ward ſogleich von ihm eingenommen, und äußerte dies gegen den Maler und den Caplan.

Reiner führte Eduard zu ſeinen Fresken, und erbat ſich ſein Urtheil, der Caplan zeigte ihm ſeine Pflanzenſammlung, der Arzt zog ihn bei Seite, um ihm von den Krankheitszufällen und Fantaſieen des Freiherrn, von den Mittheilungen des alten Kaſtellans zu benachrichtigen, und ihn zu beſchwören, das Vertrauen des Freiherrn zu benützen.

Von allen Seiten in Anſpruch genommen, ſah Eduard erſt Abends Alma wieder, er hatte keinen Augenblick für ſie allein gehabt, er vermied es auch dieſen Abend, ausſchließlich mit ihr zu ſprechen, und zog das Geſpräch mehr in das Allgemeine. Es wurde über die nun als feſt angenommene Sitte, jede Nacht etwas zu erzählen, geſcherzt, und die Freifrau ſagte freundlich zu Eduard: „Sie waren ſo lange fern von uns, haben in dieſer Zeit ſo viel geſehen und gehört, daß Sie uns billig jetzt etwas Schönes erzählen ſollten.“

Eduard neigte ſich bejahend, doch der Freiherr rief: „nein, nein, heute darf er durchaus nur von ſich und ſeinem Treiben während ſeiner Abweſenheit erzählen, morgen wollen wir dann um ſo aufmerkſamer auf ſeine Sage lauſchen.“

„Gut denn,“ ſprach Eduard, „ich will ſpäter erzählen, obgleich ich nichts, als eine ſehr einfache Geſchichte weiß, die ich während meines kurzen Aufenthalts bei dem Baron Wahlen vor Jahresfriſt hörte, und zum Theil mit erlebte.“

Dreihundert ein und dreißigſte Nacht.

Als ſich die Geſellſchaft im Saale verſammelt hatte, vermißte Claudine den Caplan. Der Freiherr fragte ängſtlich nach ihm, weil er ihn krank glaubte, und es peinigte denſelben im hohen Grade, wenn er Jemanden im Schloſſe krank wußte.

Eben wollte er den Arzt zu ihm abſchicken, da ſagte Alma: „ängſtige Dich nicht, guter Vater, ich ſah vor einer Stunde den Kammerdiener mit einem großen Paket in das Zimmer des Caplans gehen, gewiß halten Geſchäfte unſern Freund ab, den Kreis zu vergrößern. Alma hatte nicht geirrt, der Caplan trat ein, und entſchuldigte ſein ſpätes Kommen mit wichtigen Amtsangelegenheiten.

„Auch habe ich,“ fuhr er fort, „unter andern Briefen ein Schreiben des Profeſſor Küttner, begleitet von einigen Sagen, erhalten.“

Nachdem er alle auf Küttner Bezug habende Fragen genügend beantwortet hatte, wünſchten Alle die Sagen zu hören.

„Dieſe Blätter liegen noch in meinem Zimmer,“ antwortete der Caplan, „und ich eile, ſie zu holen, ſobald Sie es befehlen.“

Die Damen gaben dies nicht zu, weil ſie, wie ſie ſich ſcherzend ausdrückten, den Caplan ſehnlichſt erwartet hätten, ſo wollten ſie ihn nun nicht wieder miſſen, und ſey es auch nur auf kurze Zeit. Er blieb denn, und der Maler, ſo wie der Arzt, unterhielten die Geſellſchaft durch Mittheilung verſchiedener, von ihnen auf Akademieen verübter, tollen Streiche. Mitternacht kam heran, und Alle, ſogar der Freiherr, geſtanden, lange nicht ſo von Herzen gelacht zu zu haben, wie dieſe Nacht.

In den nächſten drei Nächten wurden folgende drei Sagen vom Caplan vorgeleſen.

Dreihundert zwei und dreißigſte Nacht.

Schweizer Volksſagen.

1. Das Knöchlein.

(Glarus.)

Auf der Sandalp, die ſich im hinterſten Winkel des Lintthals, am Fuß der höchſten Glarnerberge hinzieht, hatte vor vielen Jahren ein böſer Mann aus Lintthal ſeine Sennhütte, und brachte daſelbſt, wie die andern Hirten, mit ſeinem Vieh den Sommer zu. Er war jähzornig, frech und übermüthig; einen armen Jungen, der bei ihm diente, quälte er auf jede erdenkliche Weiſe mit ſchwerer Arbeit, rauhen Worten und grauſamen Schlägen. Eines Tages hieß er ihn ein Geſchäft verrichten, für das der Knabe lange nicht genug Kraft beſaß, ſo daß er ſich deſſelben weigern mußte. Da gerieth der Hirt in ſolchen Zorn, daß er den Knaben ergriff, und mit dem Kopf in den Keſſel tauchte, worin er eben die Milch ſott, um ſie zu ſcheiden. So ſtarb der Knabe, und der Senn warf den Leichnam in die Lint, daheim aber ſagte er, der dumme Bube müſſe von einer Fluh herabgeſtürzt ſeyn, denn er ſey fortgegangen, um die Geißen zu melken, und nicht wieder zurück gekommen.

Es vergingen viele Jahre, das Gebein des Knaben hing ungerächt an einem Felſen des wilden Lintbachs, und von Zeit zu Zeit, wenn eine ſtärkere Welle vorbeirauſchte, nahm ſie eins von den Knöchlein mit fort, ſpielte eine Weile damit, und ließ es dann etwa an einem einſamen Ufer liegen. Einsmals traf es ſich aber, daß in Linthal Kirchweih war, wobei es luſtig zuging, und der böſe Sennhirt von Wein, Muſik und Tanz betäubt ward, ſo daß er alle Demuth und Vernunft von ſich that, und in ſeiner Sündenthorheit wild dahin taumelte. Es war ihm drinnen zu heiß, drum ging er an den Bach hinaus, der eben von einem ſtarken, warmen Regen angeſchwellt, ſtärker als ſonſt vorüberrauſchte, knieete daran nieder und zog den Hut ab, um ſich Waſſer zu ſchöpfen. Er trank aus, was hineingelaufen war; auf dem Grunde aber fand er ein weißes Knöchlein, das ſteckte er auf ſeinen Hut und ging ſo in den Saal zurück. Da fing das Knöchlein auf einmal an zu bluten, und man wußte nun, wohin der Knabe gekommen war. Das Feſt nahm ſchnell ein Ende, der Böſewicht ward ergriffen, und bald nachher in Glarus auf den Richtplatz geführt.

Dreihundert drei und dreißigſte Nacht.

2. Die Bergleute.

(Uri.)

Eine Stunde ob Amſteg, wo die Reuß in ein weites Thal eintritt, ſieht man zwiſchen den kleinen Dörfern Intſchi und Drachenthal auf beiden Seiten des Stromes die Bergabhänge ganz mit Schutt von Felſen und Steinen bedeckt, woraus nur einzelne Bäume oder Sträucher kümmerlich hervordringen. Vor nicht hundert Jahren befanden ſich an dieſer Stelle zwei Goldbergwerke; einige Männer aus der Umgegend hatten ſie entdeckt und mit gutem Erfolg bearbeitet. Das viele Gold war aber kein Glück für ſie, denn ſie fingen ein wüſtes Leben an, und was in der Woche gewonnen ward, fraß der Sonntag. Einsmals thaten ſie einen reichen Fund, da gingen ſie mitten in der Woche nach Amſteg in's Wirthshaus, machten am hellen Tag Thüren und Läden zu und ſteckten Kerzen an: „wir Berglüt," ſagten ſie, „bruchet unſers Herrgotts Liecht nimmeme!" Dann aßen, tranken und ſpielten ſie Tag und Nacht. Kaum waren ſie aber wieder daheim im Bergwerk, ſo zitterten in derſelben Woche plötzlich die

Berge, und beide Gruben ſtürzten über den Gottloſen ein. Keiner von ihnen kam mehr zu Tage, und ſo brauchten ſie freilich unſers Herrgotts Licht nimmermehr. Die Gruben aber liegen ſeitdem verſchüttet, und die Bauern ſcheuen ſich, wieder nach Gold zu graben.

Dreihundert vier und dreißigſte Nacht.

3. Die Stiefmutter.

(Glarus.)

Ein Mann von Matt, im Sernftthal, hatte von ſeiner erſten Frau zwei Knaben, die nach dem Tode ihrer Mutter eine gottloſe Stiefmutter bekamen. Als der Vater eines Tages über Feld gegangen war, gerieth das Haus unverſehens in Brand, und da das Feuer ſehr ſchnell um ſich griff, konnte man nicht daran denken, viel zu retten. Die Frau nahm alſo mit Hülfe der Nachbarn von ihrem Hab und Gut das Beſte fort, die Kinder ließ ſie verbrennen. Der Mann, der bald darauf zurückkam, empfand zwar über den Verluſt ſeiner Wohnung große Betrübniß, aber untröſtlich ward er, als er erfuhr, daß ſein Weib beim Retten die Knaben für geringer geachtet hatte, als Betten und Vieh. Er ließ ſie heftig darüber an, ſie aber ſuchte ſich durch falſche Vorwände herauszuhelfen, und als er ihr nicht glaubte, betheuerte ſie, wenn ſie lüge, wolle ſie zeitlich verrinnen und ewig verbrinnen. Da mußte er freilich ſchweigen.

Nicht lange hernach ſtarb das Weib, und ward auf dem Kirchhofe des Dorfes begraben, der um die Kirche her auf einem ſanften grünen Hügel liegt. Gras und Blumen wuchſen auf ihrem Grabe, wie auf andern, und unten rauſchte der Sernft vorüber. Man hatte des Brandes faſt ſchon vergeſſen, da kam in einer Nacht der Föhn, der wehte ſo heiß um die Eisfelder des Bündnerberges und des Hausſtocks, daß alle Bächlein wie Waldſtröme von den hohen Felſen in die Wieſenthäler herabſtürzten, und der Sernft als ein tobender Strom Tannen und Felsblöcke dahinführte. Der Hügel, auf dem das Pfarrhaus und die Kirche von Matt noch liegen, erſtreckte ſich damals bis ans Ufer des Baches, und war mit ſeinen Nuß- und Ahornbäumen lieblich anzuſchauen; jetzt ſtürmte das Waſſer ſo gewaltig gegen ihn, daß ein Stück nach dem andern los ging, und in den Wellen verſchwand. Die Särge der Todten wurden aus ihrer Ruhe geriſſen, und man befürchtete ſchon den Einſturz der Kirche; aber eh' es noch ſo weit kam, hatte die Fluth des Grab des böſen

Weibes geſunden, der Sarg ſchwebte eine Zeitlang auf den Wellen, ging dann in Stücken und zerrann mit Allem, was d'rin war. Da ſchien der göttliche Wille erfüllt, und die Waſſer verlieſen ſich ſo ſchnell, als ſie gekommen waren; aber noch zeugt die öde, ſteinbedeckte Fläche zwiſchen Hügel und Bach von der Strafe des Meineids.

Es war noch nicht hoch an der Zeit, als der Vorleſer ſchwieg.

Der Maler zog eine Zeichnung hervor, und ſagte, ſie Fräulein Alma verhaltend, „rathen Sie, was ſoll dieſe Zeichnung vorſtellen?"

„Nun, das ſeh' ich doch," lachte ſie, „einen Mann, welcher, ſonderbar genug, auf einem Weinfaſſe zum Keller hinausreitet, alſo kein andrer als Doktor Fauſt iſt."

„Getroffen!" fiel der Maler ein, die Blinde ſagte freundlich zu Reiner, „heute bedarf ich der Ruhe, und die gute Claudine führt mich wohl auf mein Zimmer, aber morgen erzählen Sie mir wohl eins der vielen Mährchen, welche von Fauſt exiſtiren, nicht?"

„Gern!" erwiederte Reiner, und ſah der frommen Geſtalt nach, wie ſie auf Claudine geſtützt das Gemach verließ.

Dreihundert fünf und dreißigſte Nacht.

Dieſe Nacht begann der Maler:

Dr Fauſt zu Leipzig.

Im Jahre 1525 begab ſich in der weltberühmten Stadt Leipzig folgende ſeltſame Geſchichte:

Nämlich der wohllöbliche Rath der Stadt Leipzig wollte ein groß Bankett abhalten auf dem Rathhauſe, wie das ſehr oft geſchah; und als nun die wohledlen und weiſen Herren tapfer gezecht hatten, ſiehe, da war der gute Wein aus dem Rathskeller alle, ſandten derohalben einen Boten hinüber nach dem Auerbach'ſchen Keller, um ein Fäßlein vom Beſten zu beſtellen.

Der Kellerwirth rief auch alsbald ſeine Geſellen und etliche Weißkittel herbei, daß ſie ein ſtattliches Faß aus dem Keller ans liebe Tageslicht hinauf bringen ſollten, und Geſellen und Weißkittel griffen tapfer zu; aber wie ſie ſchroten und ſchieben mochten, ſo war ihnen das Faß doch zu ſchwer, und wollte mit Gewalt nicht aus dem Keller hervor, worüber denn viel Geſchrei und Rumor entſtand, zumal Senatus Boten auf Boten nach dem Weine ſchickte, von wegen des großen Durſtes.

Als nun das Getümmel und Gewimmel vor dem

Keller eben recht arg war, da kam ein hoher ſtattlicher Mann vom Thore her, die Grimmaiſche Gaſſe herab, und blieb vor dem Keller ſtehen, wo er, gleichwie die Andern, zuſchaute, wasmaßen die Knechte und Weißkittel vergebens ſich mühten. Endlich ſprach er mit höhniſchem Lachen zu den Weißkitteln und Knechten: „Was für jämmerliche Wichte ſeyd Ihr doch nicht, Ihr ſchaut ſo ſtark und breitſchultrig drein, habt ſo derbe Fäuſte, wie ich ſie nimmer noch ſah, und könnet nicht einmal das Faß von der Stelle rücken! Traun, dazu wollt' ich kaum mehr, als meines kleinen Fingers Kraft gebrauchen.“

Darüber ärgerten ſich die Kellerknechte und die Weißkittel nicht wenig, und begannen an zu murren, der Kellerwirth aber rief: „O Du Prahlhans, wie willſt Du mit Deines kleinen Fingers Kraft das ſchwere Faß von der Stelle bringen, welches doch ſechs ſtarke Männer mit Walzen und Seilen, Stützen und Keilen nicht zu regieren vermögen.“

„Das werd' ich Dir zeigen,“ verſetzte darauf der Fremde, „aber um welchen Preis ſoll ich mein Kunſtſtück machen?“

„Der Kellerwirth, der nicht anders dachte, als der Fremde wolle ihn hänſeln, ſchrie roth vor Zorn: ‚Zum Teufel! wenn Du das Faß da ſonder Müh' und Arbeit allein aus dem Keller bringſt, ſo magſt Du es ganz und gar behalten, und meinethalben gratis mit Deinen Kumpanen Dich daran zu Tode ſaufen.“

„Topp!“ rief lachend der Fremde, ſprang in den Keller und ſetzte ſich wie ein Reitersknecht rittlings auf das Faß, gab ihm die Sporen, ſchlug in die Hände und ſchnalzte: „Hotto ho! hopp hopp!“ — und, o Wunder! das ſchwere Faß polterte mit ſeinem Reiter die Treppe hinauf, fuhr mit ihm aus dem Keller, und hopp hopp! hopp hopp! über den Markt, unter dem Rathhauſe vorbei, zum Thor hinaus! und alles Volk ſchrie laut vor Verwunderung und Entſetzen.

Der ſeltſame Reiter war aber Niemand anders geweſen, als der berühmte Zauberer und Erz-Schwarzkünſtler, Dr. Johannes Fauſtus, von deſſen ärgerlichem Leben und erſchrecklichem Ende zu ſelbiger Zeit ein dickes Buch geſchrieben wurde.

Der Wirth aber in Auerbach's Keller ließ zum ewigen Andenken an dieſe Begebenheit zwei ſchöne Schildereien malen, auf dem einen iſt zu ſchauen, wie der Dr. Fauſt auf dem Faſſe aus dem Keller reitet, und auf dem andern: wie er mit ſeinen Kumpanen ſich erluſtigt bei einem Feſtmahle, wozu der gewonnene Wein herhalten mußte.

Beide Bilder ſind noch bis auf den heutigen Tag in Auerbach's Keller erhalten worden, und werden von Männiglich, der Leipzig beſucht, mit großer Verwunderung betrachtet.

Dreihundert ſechs und dreißigſte Nacht.

Die folgende Nacht begann Eduard zu erzählen:

Der Rahmen.

Ein Kreis von Freunden und Kunſtkennern hatte ſich bei dem Baron Wahlen verſammelt, um daſelbſt ein Gemälde in Augenſchein zu nehmen, welches der Baron vor Kurzem in einer Auction erſtanden, und für das Werk eines großen Meiſters erklärte.

„Wie kam das Werk eines ſolchen Meiſters in eine Auction?“ bemerkte ſpöttiſch Graf Burgheim; „ſolche Meiſterwerke bleiben ſtets geſucht, und Sie, lieber Baron, ſollten ſich in dieſem Falle glücklich ſchätzen, nicht mehr dafür bezahlt zu haben.“

„So laſſen Sie uns das Bild nur ſehen,“ rief ungeduldig der alte berühmte Maler Anſelmo. — Zwei Bediente brachten ſogleich das Bild, und ſtellten es an dem beſtimmten Platze auf.

Aller Augen waren darauf gerichtet. „Herrlich, vortrefflich, recht artig,“ ertönte es, nur der Baron und der Maler ſchwiegen. — Aus dunklem Grunde lächelte das Portrait einer Jungfrau in prächtiger Kleidung die Beſchauenden an. Reiche, dunkle Locken fielen auf den ſchön geformten Nacken, Majeſtät und Würde thronte auf der hohen Stirne, leidenſchaftliche Gluth blitzte aus den großen, dunklen Augen, und um den feinen Mund ſchwebte ein holdſeliges Lächeln.

„Hat die Natur jemals ein Weib hervorgebracht, welches dieſem Bilde gleicht?“ ſagte entzückt der Baron, ohne an die Beſchauerinnen zu denken; Anſelmo aber fügte hinzu: „Das Gemälde iſt unfehlbar von einem deutſchen Meiſter, und ſicher nahe an dreihundert Jahre alt; die Fehler, welche man an den Gemälden jener Zeit rügt, ſind glücklich vermieden, und ich bin ſehr geneigt, es für eins der beſten von Holbein zu halten.“

„Wie käme das hieher?“ meinte des Barons Schweſter, und der Graf bemerkte: „Holbein's Arbeiten ſind die Zierde der berühmteſten Gallerieen, und verirren ſich nicht namenlos in Auctionen.“

„Als ob nicht in mancher Auction, bei manchem Antiquar Gemälde wären, die mehr Werth haben, als manche nur durch Manier berühmten Bilder irgend einer Gallerie?“ ſagte verdrießlich Anſelmo.

Der Baron ließ ſich von dieſem Allen nicht ſtören, ſein Blick hing an dem himmliſchen Bilde, und eifrig wies er ihm den beſten Platz im Zimmer an.

„Recht gerne gönne ich, lieber Bruder, Deinem Lieblinge dieſe Stelle,“ ſagte freundlich Blandine, „aber in dieſem alten unförmlichen Rahmen kann das Bild doch nicht bleiben.“

„Es wird dennoch der ſchönſte Schmuck meines

Hauſes ſeyn,“ erwiederte empfindlich der Angeredete; die Meiſten ſtimmten jedoch dem Fräulein bei, und Anſelmo entſchied endlich den Streit mit der Bemerkung: daß ein ſo ſchönes Bild auch einen ſchönen Rahmen verdiene, auch habe der Baron ja einen leeren Rahmen vorräthig.

Ein ſchmerzliches Lächeln zuckte bei dieſen Worten um des Barons Mund, Niemand ahnte, daß der erwähnte Rahmen beſtimmt geweſen ſey, das Portrait der Braut des Barons zu umſchließen. Das Original war edler Liebe unwürdig, der Baron hatte die früher heiß Geliebte aufgegeben, und das Gemälde vernichtet.

Auf einen Wink Blandinen's brachten jetzt zwei Diener den Rahmen, welcher vollkommen paſſend gefunden wurde. Anſelmo ſchickte ſich an, den das Gemälde umſchließenden Rahmen von demſelben zu trennen, doch wie erſtaunte er, als er, nachdem dies geſchehen, einen Schuber an demſelben entdeckte, der ſich nach einiger Anſtrengung öffnen ließ.

Neugierig drängten ſich die Anweſenden um ihn herum, vergelbte Papiere wurden ſichtbar, und endlich hatte der Baron mehrere beſchriebene Blätter aus dem hohlen Rahmen heraus gezogen.

Einige derſelben trugen verblichene Schriftzüge, die Gäſte drangen in den Baron, den Inhalt dieſer Papiere mitzutheilen, und nachdem er ſie nach der Jahrzahl geordnet, reihte man ſich an den runden Tiſch, und der Baron las:

Dreihundert ſieben und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Endlich bin ich in den Beſitz eines Schatzes gekommen, nach dem ich Jahre lang mit ſchmerzlicher Sehnſucht ſtrebte. Kein todtes Bild ſoll es für die Meinen ſeyn, wie es denn auch für mich lebt und mich hört, den ſchönſten Platz im Hauſe ſoll es erhalten, und was ich dem Originale nicht ſagen durfte, dem Gemälde will ich es mittheilen. Mein älteſter Sohn ſoll es erben, und mir ſchwören, es nie zu veräußern. Von ihm ſoll es der Enkel bekommen, und heilig ſoll es den P — ts ſeyn, ſo lange ſie leben und dieſen Namen führen. Jeder Beſitzer ſoll in dieſem Rahmen ſchriftlich niederlegen, wie er das Bild geehrt, und wohin es ihn begleitet, als ſteter Zeuge ſeines Geſchicks.“

„Man nannte mich vom Glück begünſtigt, weil ich ein alter Edelmann bin, und mich der dauernden Gunſt meines Königs erfreute, und wie unglücklich bin ich jetzt, welch' fürchterliches Ereigniß hab' ich erlebt!“

„Seit meinem vierzehnten Jahre war ich als Page um die Perſon Heinrich's des VIII., ich ward ſein Liebling, weil ich ſchweigen konnte, wozu auch ſprechen? Widerſpruch erzürnte ihn nur mehr, und ein unbedeutender Page, wie ich war, konnte ich nichts erhalten, nichts retten. — Ich ward zum Manne und behielt des Königs Huld, er beförderte mich, als des Vaters Wunſch mich mit einer reichen Erbin vermählte; ſie ſtarb bald.

Damals wurde ich mit Holbein bekannt, mit dem Meiſter, den kein zweiter erſetzen wird; zu ihm ſandte mich der König, oder ich durfte ihn zu dem Maler begleiten, und mein Auge weilte entzückt auf Schöpfungen, von denen ich früher nichts ahnte.

Hier hielt Eduard inne, und der Freiherr ſagte: „Ihre Geſchichte wird für mich ſehr anziehend, denn unter allen Malern der Vorzeit hat mich keiner ſo intereſſirt, wie Hans Holbein, deſſen Madonna, in deren Beſitz die Dresdner Gallerie iſt, mir immer vor Augen ſchwebt.“

Dreihundert acht und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Wie ward mir, als eines Tages der König mich mit in das Zimmer nahm, wo Holbein malte, und ich ein Weib erblickte, deſſen hoher, rührender Reiz Alles übertraf, was mein Auge je Schönes geſehen.

Glücklicher Weiſe bemerkte der König meine Verwirrung nicht, weil ſeine Augen das ſprechend ähnliche Gemälde mit dem ſchönen Weibe ſelbſt verglichen, ſie aber gewahrte mein Erröthen und erglühte mit. Auch Holbein war tief bewegt, und das Herz des älteren und von Natur leichtſinnigen Mannes theilte vielleicht in dieſem Augenblicke die Empfindungen des meinigen. — Mit fliegender Eile bemühte er ſich, zwei kleine, rothe Flecken am Halſe auf dem Gemälde zu verwiſchen, und warf, als ihm das nicht gelang, ohne des Königs Gegenwart zu bedenken, zornig den Pinſel hin.

„Laß es gut ſeyn für heute,“ ſagte der König lächelnd, „Holbein, es iſt Dein Glück, daß Du ein ſolcher Maler biſt, denn Du biſt ein grober Geſell.“ — Ich benutzte dieſen Augenblick, um des Königs Verlobte bittend und warnend anzuſchauen, ſie aber ſprang vom Stuhle auf, ſchaute den König lächelnd mit den klaren Augen an, und ſagte mit der Unſchuld eines Kindes: „Nicht wahr, mein König, mir können dieſe Flecken kein Unheil bedeuten?“

Dunkle Gluth überzog des Königs Antlitz, und die zarte Hand ſeiner Braut faſſend, rief er: „Was kann Katharina Howard von meiner Liebe fürchten?“

Das Bild war vollendet, Katharina dem Könige vermählt; täglich ſah ich nun ſie, die herrliche Frau, war Zeuge ihrer kindiſchen Freude an Glanz und Pracht, ſah ſie oft mit ſtiller Wehmuth, wenn ſie ſorglos durch die Prunkzimmer ſchwebte, die Gefahr nicht ahnend, die über ihrem Haupte ſchwebte, und wandte mein Gebet zu Gott.

Der König liebte ſie mehr, als alle die ſchönen Frauen, welche früher ſeine Gunſt beſeſſen, keiner ihrer Wünſche blieb unerfüllt, und doch, als die Huldigungen den Reiz der Neuheit verloren, ſchwebte oftmals ſtille Wehmuth um Katharinens Mund, und nur zu deutlich verrieth ſie ihre innere Unruhe.

Eines Tages kam ich zu Holbein und fand ihn an der Staffelei, ſchnell ſtellte er einen Schirm vor das angefangene Bild, in welchem ich Katharinens Züge zu erkennen glaubte. — Holbein ſah mich unruhig an, ich bemerkte, daß er ein Geheimniß verbergen wollte und ſagte, ihm die Hand reichend: „Was Ihr auch immer malt, ſoll es verborgen bleiben, mein Ehrenwort, Meiſter, ich werde es nicht verrathen."

„An dieſen Worten erkenne ich den Edelmann!" rief Holbein aus, „und ich traue Euch!"

Nach einigen gleichgiltigen Reden kam das Geſpräch auf die Königin; ich verbarg vor Holbein meine Bewunderung nicht, und dieſer ſonſt ſo kecke, unbedachtſame Mann ſagte mit bedeutungsvollem Tone: „Aeußert Eure Verehrung nicht ſo lebhaft, es möchte der hohen Frau wenig frommen."

„Wie? ſollte noch immer der König nicht geheilt ſein? Sollte auch Katharine —"

„Die furchtbarſte aller Leidenſchaften iſt die Eiferſucht," erwiederte Holbein, „der König leidet nicht weniger dabei; wie ein Wahnſinniger ſucht er nach Gründen für ſeine Zweifel, und ich fürchte, er dürfte bald einen gefunden haben.“

„Wie?“

„So wäre Euch allein verborgen, was das Geſpräch des ganzen Hofes iſt, und leider nur zu früh das bereitwillige Ohr des Königs erreichen wird? So oft die Königin ſich öffentlich zeigt, drängt ſich ein junger Menſch in ihre Nähe, richtet ſeinen Blick ſtarr auf ſie, und folgt ihr nach, ſo weit er kann.“

„Und die Königin?“

„O, daß ich ſie warnen könnte, jeden Blick zu hüten, den ſie unbewußt auf den Unheilbringenden wirft; doch der König hat mich jetzt lange Zeit nicht rufen laſſen, und jeder Zugang zu ihr, jedes heimliche Wort wird von tauſend Augen und Ohren bewacht.“

„Dank, Meiſter,“ rief ich, „ich will ſie warnen, mein Leben für das ihre.“

„Morgen mehr!“ ſagte der Erzähler, und ſchwieg.

Dreihundert neun und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Tags darauf erſchien der König mit ſeiner Gemahlin in der Kirche, und wirklich bemerkte ich bald im

Schiffe der Kirche einen jungen, blaſſen Mann, welcher unverwandt zur Königin emporblickte. Ich wollte nach beendigtem Gottesdienſte ihn aufſuchen, bitten, beſchwören, die Reſidenz zu verlaſſen. — Indem ich die Loge, in welcher ich mich, nebſt mehreren Kavalieren, befand, verlaſſen wollte, beſchied mich ein Page zum König. Ich ſah den Fremden im Gedränge verſchwinden, und begab mich unmuthig in des Königs Gemach. — Er ließ mich nicht lange harren. Als ich auf ſeinen Ruf in ſein Zimmer trat, fand ich ihn allein; er ging heftig auf und ab, ſeine Wangen und ſeine Augen glühten, die Fäuſte waren geballt.

„Habt Ihr heute einen jungen Mann in ſchwarzer Kleidung unter unſerer Loge bemerkt?“ fragte er, und wiederholte dieſe Frage, als ich ſchwieg, ſo heftig, daß ich zitternd ein leiſes „Ja“ hervorſtammelte. — „Forſchet nach ſeinem Namen, ſucht ihn auf, nehmt ihn feſt!“ gebot der Herr und verließ mich.

Ich ging aus, den Unheilbringenden zu ſuchen; Niemand konnte mir Kunde von ihm geben. Spät Abends vernahm ich von dem Wirthe einer Taverne, welcher eine Muſterkarte von jungen Männern der Reſidenz hatte, daß der, den ich ſuche, wahrſcheinlich Sir George B * * ſey, ein junger Rechtsgelehrter und Poet; ſeine Wohnung wiſſe er nicht, aber er nannte mir eine Stunde, in welcher der junge Mann die Taverne zu beſuchen pflege. — Den nächſten Morgen fand ich mich zur beſtimmten Zeit ein; Sir B * * erſchien, es war der Geſuchte. Zum erſten Male in meinem Leben befolgte ich einen Befehl des Königs nicht. Ich beſchwor B * *, ſo ſchnell als möglich die Reſidenz und das Land zu verlaſſen. Er weigerte ſich entſchieden, und weder Bitten, noch Drohungen änderten den Starrſinnigen.

„Nun denn!“ rief ich endlich verzweiflungsvoll, „wenn Euch Euer Leben nichts gilt, ſo ſchont doch das der Königin!“

B * * erblich. — „Wie, der Königin? Ich Unglückſeliger — ſollte der König — o! ich hab' ſie ja immer gewarnt —

„Wie? Ihr kennt die Königin? Habt ſie geſprochen?“ fragte ich ängſtlich; der Gefragte ſah mich forſchend an und rief begeiſtert: „Ich ſie nicht kennen! Ich ſie nicht ſprechen!“

„In ihrer Aeltern Hauſe verlebte ich, gemeinſam mit ihr, die glücklichſten Kinderjahre. Ich war ihr Geſpiele, ihr Beſchützer; ſie war noch zu jung, um meine Liebe ganz zu verſtehen, aber ſie hing mit ſchweſterlicher Innigkeit an mir. Um meinen Studien obzuliegen, ging ich nach der Reſidenz, und manches Brieflein flog von mir zu ihr, und aus ihrer Hand in die meine, herzliche Freundſchaft verkündend.“

„Vor einigen Monden blieben die Briefe der Jugendfreundin aus, bange Ahnung bemächtigte ſich meines jungen, liebenden Herzens; da erfuhr ich, Katharina ſey die Gemahlin Heinrichs des Achten.“

B * * ſchwieg, und ſagte nach einer Pauſe, tief bewegt: „Und ſo folg' ich ihr denn überall mit unveränderter Liebe, lebe noch in ihrem Anblicke, werde ſie ewig im Herzen tragen."

Die bekannte Stimme eines Hofmannes ertönte im Vorſaale; ich zog B * * durch eine Seitenthüre, die ungeſehen in den Hofraum der Taverne führte, und bald befanden wir uns in einem finſtern Gäßchen, wo ich ihm ungeſtört des Fürſten Befehl und Argwohn mittheilen konnte.

Die Reſidenz zu verlaſſen vermochte er nicht, doch unkenntlich wollte B * * ſich machen und zu jeder Stunde zum Dienſte der Königin bereit ſeyn.

Dreihundert und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Einige Stunden ſpäter fand er ſich auf dem von mir beſtimmten Platze ein, und falſches Haar, wie eine veränderte Geſichtsfarbe hatten ihn ſo umgeſtaltet, daß ich ihn kaum erkannte. — Ich legte für den Nothfall eine bedeutende Summe in B * *'s Hände, verwandelte einen großen Theil meiner Pretioſen in Gold und bat

Holbein, meine Güter ſcheinbar zu kaufen, damit er ſie, wenn ich ja genöthigt würde, das Land zu verlaſſen, in ſeinem Namen für mich verkaufen könne. Dem Könige gab ich nun getroſt die Verſicherung, daß ich den Jüngling nirgends gefunden, und daß er wahrſcheinlich die Reſidenz bereits verlaſſen. — Der Fürſt ſah mich finſter an und ſagte: „P—t, zum Späher taugt Ihr nicht ſonderlich, doch ich will ihn ſchon finden, und ſollt' ich ihn aus dem Mittelpunkte der Erde holen! — Immer getäuſcht, immer betrogen zu werden! — Gräßlich! — Doch wenn ich jetzt hinter gewiſſe Thaten komme, dann keine Schonung; Rache, fürchterliche Rache!"

Er hatte die letzten Worte mehr zu ſich, als zu mir geſagt, und ſtand gedankenvoll am Fenſter. Ich wollte einige Worte ſagen, um ſeinen Argwohn zu dämpfen. „Schweigt, ſchweigt," ſtöhnte er, ſeiner Stimme kaum mächtig, mit zornfunkelnden Augen, und deutete nach der Thüre, die ich auch eilig öffnete, um den Augenblick zu benützen. Mit allen Zugängen des Palaſtes vertraut, gelang es mir, dem Günſtlinge des Fürſten, leicht, in das Zimmer der erſten Kammerfrau Katharinens zu kommen. Eine reiche Börſe und mehr noch die Verſicherung, daß ihr Leben auf dem Spiele ſtehe, beſtimmte ſie, mir eine Unterredung mit der Königin zu verſchaffen. Ich warf mich zu Katharinens Füßen, ich beſchwor ſie, in den nächſten Stunden mit ihrer Dienerin zu entfliehen, weil ſie der kommende Tag vielleicht ſchon im Kerker finde. Ich malte mit den lebhafteſten Farben die Gefahr, welche ihr drohe, und machte ſie mit meinen Vorbereitungen zur Flucht bekannt.

Anfangs hielt die Königin, im Gefühle ihrer Unſchuld, meine Rede für ein Mährchen, für das Schreckbild einer aufgeregten Phantaſie, aber meine dringenden Bitten, die Thränen der Kammerfrau, die Erinnerung an das traurige Geſchick ihrer Vorgängerin, beſtimmte ſie endlich, meinen dringenden Bitten nachzugeben. Die Königin verſprach, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, ihr Zimmer zu hüten; ſie kannte des Königs Abneigung gegen Kranke, und glaubte ſich ſicher vor ſeinem Beſuche. Um Mitternacht wollte ſie in geringer Kleidung und möglichſt unkenntlich den Palaſt verlaſſen, ihre Kammerfrau ſollte ihr folgen. B * *, ich und ein treuer Diener, mit meinem, in ein Mädchen verwandelten, 12jährigen Sohne, wollten in einem Wagen, fünfzig Schritte vom Palaſte, harren.

Erſt den andern Tag konnte der König ſeine Gemahlin vermiſſen, und dann hatten wir jedenfalls einen großen Vorſprung. Ich ſchied unbemerkt von der Königin. Langſam ſchlich mir die Zeit hin; endlich war es bald Mitternacht; ich verließ meine Wohnung, und ging mit meinem Sohne und meinem Diener an die beſtimmte Stelle. B * * kam bald nachher mit dem Wagen, vor den vier raſche Pferde geſpannt waren. — Es ſchlug Mitternacht; ich drückte mich bebend an der Wand hin nach dem Palaſtthore unter dem Fenſter der

Königin; ich ſah ihren und der Kammerfrau Schatten, und — Entſetzen — jetzt helles Licht — der König trat in das Gemach ſeiner Gemahlin. — Wie ich den Wagen erreicht, ich weiß es nicht; es war möglich, daß Alles unentdeckt geblieben, ebenſo, daß Katharina in ihrer Angſt Alles entdeckt, daß die Kammerfrau nicht geſchwiegen. — Ich gab B** meinen Sohn, bat ihn, mit ihm über die Grenze zu entfliehen, und verſprach ihm, Kunde von Allem zu geben. — Am andern Morgen vernahm ich, daß der König, von Argwohn geſtachelt, Katharinen überraſcht habe; ſie habe ſein Kommen zeitlich genug erfahren, um ſich, halb angekleidet, wieder zu Bette begeben zu können. Der König hatte in ihrer Gegenwart ihren Schreibtiſch erbrochen, und mehrere Briefe aus früherer Zeit, die ſie von B** und einem Verwandten erhalten und in ihrer Argloſigkeit nicht vernichtete, gefunden. Dieſe unbedeutenden Belege einer Jugendfreundſchaft mit einem männlichen Weſen reichten hin, die Eiferſucht des Königs in ſchonungsloſe Wuth zu entflammen. — Ohne Katharinen nur eines Wortes zu würdigen, oder auf ihre Worte zu hören, ließ er ſie in einen finſtern Kerker werfen, den ſie bald darauf mit dem Schaffot vertauſchte.

Der Wunſch, Holbein noch einmal wieder zu ſehen, und Sehnſucht nach einem Bilde der unglücklichen Königin trieben mich zwei Jahre ſpäter nach der Reſidenz. Unter fremdem Namen und Anzuge betrat ich die Stadt, welche nach dem Tode der Herrlichen für mich ein

Grab war. Die Peſt wüthete furchtbar, auch Holbein ward ihr Opfer. Kurz vor ſeinem Tode ſchenkte er mir das Bild der einzigen Frau, welche er wahrhaft geliebt, Katharinens Bild. Er nannte es ſein beſtes Werk.

Mit dieſem Schatze, deſſen Daſeyn der König nie geahnt hat, zog ich, der ſeinem Verdachte Entgangene, nach Frankreich. Für meinen Sohn, für meine Enkel lebe die Unvergeßliche in der Erinnerung fort, ſie, die ſpielend nach der Krone langte, ohne den Dolch, den ſie barg, zu beachten.

Die Zuhörer ſchwiegen. „Es iſt doch ein Holbein!“ ſagte nach einer Pauſe Anſelmo. „Auf Morgen,“ ſprach der Baron, und rollte die Blätter zuſammen.

Dreihundert ein und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Am nächſten Abende verſammelte ſich die geſtrige Geſellſchaft in des Barons Hauſe. Geſpannt lauſchten die Anweſenden auf eine neue Mittheilung Wahlens, doch dieſer ſagte ernſthaft: „Obgleich das Gemälde mir gehört, ſo halt' ich es doch aller Pietät zuwider, den Inhalt der gefundenen Papiere zu veröffentlichen. Für die Glieder der Familie P — t ſind jene Fragmente, und nicht für Fremde und vielleicht findet ſich früher oder ſpäter ein Zweig dieſes Stammes, welchen ich durch Zurückgabe dieſer Blätter eine große Freude bereite.

Alle Anweſenden, Anſelmo ausgenommen, widerſprachen dem Baron, er ward mit Bitten beſtürmt, und hatte alle Geiſtesgegenwart nöthig, um den holden Damen fein und doch beſtimmt auszuweichen.

„Es iſt eigen," ſagte Wahlen, „wie wenig Möbeln, ja ſelbſt Gemälde von Manchem beachtet werden, und doch knüpfen ſich oft ſo rührende Erinnerungen an das unſcheinbarſte Stück unſeres Eigenthums. Jedes noch ſo kleine Möbel könnte eine Geſchichte erzählen, ja es trat wohl oft handelnd auf, und beſtimmte das Geſchick Einzelner. Niemals nehm' ich meine kleine chineſiſche Mundtaſſe ohne Rührung in die Hand, weil meine ſelige Mutter täglich daraus trank, und vergebens ſucht mein Kammerdiener eine brillantere, modernere an ihre Stelle zu bringen."

Der Graf Burgheim bemerkte: „Es liegt viel Wahres darin; meine Großmutter hatte einen alten Schrank, von dem ſie ſich, ungeachtet unſerer Bitten und Vorſtellungen, nicht trennen wollte. Er ſtand auf einer alten Kommode und hatte nur noch drei Kugelfüße, aber er hatte die Liebesbriefe meiner Großmutter, ihren Brautkranz, bis auf dieſe Tage aufbewahrt, und eine Welt voll ſchöner Erinnerungen ſpiegelte ſich auf ihrem alten, ehrwürdigen Antlitze, wenn ſie den Schrank aufſchloß.“

„Im oberſten Fache dieſes Schrankes lagen die Briefe, welche der Großvater an ſie geſchrieben hatte; Niemand durfte hineinſehen, und ſie ſcheute die Mühe nicht, welche ihr das Herunterlangen der Briefe verurſachte, um ſie an gewiſſen Erinnerungstagen zu leſen. Einſt hatte der alte Schrank von irgend einer Erſchütterung das Gleichgewicht verloren, und wir fanden, als uns ein heftiger Schlag in das Zimmer trieb, die Großmutter unter dem Schranke erſchlagen.“ —

Nach einer langen ernſten Pauſe ſagte Anſelmo: „Ich habe eine beſondere Liebe für meine alten Habſeligkeiten, wenn ich eben von einem Menſchen betrogen worden bin. Mit einer herzlichen Neigung leg' ich mich in mein Bette, das ſo oft den Müden und Kranken aufnahm, und hülle mich in den Mantel, der in Sturm und Regen mich ſchützte.“

„Ich erinnere mich noch des Unwillens, den mir in meiner Kindheit ein gewiſſes Bild einflößte, und das ich alberner, wenig entwickelter Knabe ſchon oft hatte vernichten wollen. Als ich mich einſt allein im Zimmer befand, verſuchte ich es, das Bild von der Wand zu nehmen; da es mir zu ſchwer und ich ein ſehr ungeſchickter Junge war, fiel ich der Länge nach hin und das Bild auf mich drauf. Ich hatte mich im Fallen ſo verletzt, daß ich ſtark blutete und eine Gehirnentzündung bekam, zu welcher der Schrecken nicht wenig beigetragen hatte.“

„Dieſe Krankheit förderte meine geiſtige Entwicklung, ich wurde lernbegierig, faßte leicht und übertraf nun meine Mitſchüler.“

„Und Katharinens Bild?“ ſchmeichelte Blandine, und ſah den geliebten Bruder ſo hold an, daß er beſiegt begann: „Ich übergehe Einzelnheiten, und theile nur mit, daß dieſes Bild nicht ohne Einwirkung auf die Familie P — t blieb.“

„Der in der erſten Mittheilung erwähnte Sohn des Lord P — t wurde durch daſſelbe der Gemahl ſeiner Geliebten, einer ſchönen, reichen Franzöſin, deren Vater, ein Enthuſiaſt, er durch Abtretung dieſes Gemäldes gewann.“

„Nach des Barons Tode fiel es wieder an Lady P — t und ihren Gatten, und behauptete den ſchönſten Platz im Prunkſaale ihres Palais.“

Dreißig Jahre ſpäter faßte ihr Enkel eine heftige Leidenſchaft für das Bild; er durchzog ganz Europa, um ein dem Portrait ähnliches lebendes Weib zu finden, und als ſeine Sehnſucht unerfüllt blieb, erſchoß er ſich vor dem Bilde.“

„Der Schmerz ſeiner Familie verbannte das Bild; verhüllt hing es Jahre lang in einem abgelegenen Zimmer, und kam erſt wieder zum Vorſchein, als neue Zweige der Familie P — t emporgewachſen waren, die jenen Unglücklichen nicht gekannt hatten.“

„Die P — t's hatten ſeit vielen Jahren in Frankreich gelebt, und waren dort heimiſch geworden, ſie ſehnten ſich aus dieſem ſchönen Lande nicht fort, das ihr zweites Vaterland geworden, ja die Urenkel erinnerte nur noch ihr Name an ihre engliſche Abſtammung. Ruhig und geehrt hing das dem Ahnherrn ſo theure Bild unter den Familiengemälden. Jahre gingen hin, ohne daß mehrere Beſitzer deſſelben etwas Beſonderes ihren einfachen Notizen hinzugefügt hätten, In der ſchrecklichen franzöſiſchen Revolution diente es lange Zeit dazu, eine geheime Thüre zu verbergen, die der Eingang zu einem Verſteck für die Familie P — t war."

„Als ſie endlich entfliehen konnten, ließen ſie das Bild bei einem treuen Diener zurück, und erſt nach mehreren Jahren holte es der damalige Beſitzer nach Deutſchland."

Dreihundert zwei und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Die letzte Mittheilung, ungefähr zwanzig Jahre alt, iſt in deutſcher Sprache geſchrieben, und enthält die Bitte an den Erben, das Bild ſelbſt in der höchſten Noth nicht zu veräußern.“

„Wahrſcheinlich iſt der Beſitzer todt,“ ſo ſchloß der Baron ſeine Rede, „hat keine Erben hinterlaſſen, und ſo iſt das Bild in fremde Hände gekommen, bis es bei mir wieder eine Heimath fand.“

* * *

Einige Wochen ſpäter ſaß der Baron, trüben Gedanken nachhängend, in ſeinem Zimmer, das Mondlicht warf einen blaſſen Schimmer über Katharinen's Bild, und mit wehmüthigem Lächeln ſagte er: „Wenn Du reden könnteſt, unglückliches Weib! Was magſt Du empfunden haben, als Du aus der Tiefe auf einen der erſten Throne ſtiegſt, und wie haſt Du ihn verlaſſen — und hab' ich nicht daſſelbe empfunden, als ich aus dunkler Nacht im Sonnenlicht der Liebe glücklich war, und ſobald wieder Nacht um mich ſah?“

Leiſes Klopfen an der Thüre ward hörbar; der Baron ſprang auf und öffnete. Ein zartes, junges Mädchen in einfacher Kleidung ſtand vor ihm, und fragte ſchüchtern nach der Baroneſſe.

Wahlen bat die holde Fragerin, einzutreten, und befahl ſeinem Bedienten, das Fräulein zu rufen. Der Bediente kam mit der Nachricht zurück, daß die Dame nicht zu Hauſe ſey.

Der Baron erſuchte die holde Fremde, ſeiner Schweſter den nächſten Tag ihre Gegenwart zu ſchenken, und erbat ſich, falls ſie es geſtatte, ſeine Schweſter von den Wünſchen der jungen Dame zu unterrichten.

Während ſeiner Rede hatte der Bediente Licht gebracht, und erſtaunt verweilten Wahlen's Blicke auf dem edelſchönen Antlitze der Fremden.

Er mußte ſie ſchon einmal im Leben geſehen haben; das Geſicht hatte für ihn ſo viel Anziehendes, Bekanntes, und doch konnte er ſich nicht erinnern, wann und wo ihm die Holde zum erſten Male begegnet ſey.

Sie ſah bleich und leidend aus, und flüſterte befangen vom Wiederkommen; da fiel ihr Auge, als ſie Abſchied nehmend grüßte, auf Katharinen's Bildniß, und ein freudiges „Ach!“ entfloh ihren Lippen.

„Wie, Sie kennen dies Portrait?“

Das Fräulein faltete die Hände, und ſprach: „Ja, ja, ich kenne es, es war das theuerſte Eigenthum unſerer Familie, und nun ich das Bild wiederſehe, iſt Alles wieder gut.“

„Ich wollte zu der Baroneſſe kommen, und ſie bitten, Sie, mein Herr, zu vermögen, mir das Bild wieder zu überlaſſen. Durch die franzöſiſche Revolution iſt unſere Familie verarmt, mein Vater hinterließ uns nichts, als ſeinen Namen. — Mein Bruder iſt in öſtreichiſchen Dienſten, und theilt ſeinen Lieutenants-Gehalt mit der Mutter. Wir arbeiten Tag und Nacht, Alles entbehrend, was meiner Mutter früher unentbehrlich ſchien; wir haben, als wir in dieſe Stadt zogen, ſogar den Namen verändert; die Mutter erkrankte, ich konnte nicht mehr ſo viel, wie früher, durch meine Arbeit gewinnen, ein Stück nach dem andern ward verkauft, zuletzt das werthe Bild, als die Mutter in Fieberphantaſieen lag. Ich vergaß ſogar" — ſie erröthete bei dieſen Worten — „gewiſſe Papiere aus dem Rahmen zu nehmen, die nur für uns Werth haben können."

„Die Mutter befindet ſich jetzt auf dem Wege der Beſſerung, doch ſeitdem ſie das Bild vermißte, ich die Wahrheit bekannt, verfiel ſie in tiefe Schwermuth. Sie bildet ſich ein, nun das Bild uns nicht mehr zugehöre, würde unſere Familie ausſterben, und mein Bruder würde der Erſte ſeyn, der dieſe Ahnung erfüllte."

Dreihundert drei und vierzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

„Die Angſt der geliebten Mutter konnte ich nicht länger ertragen; ich forſchte nach dem jetzigen Beſitzer des Bildes, hörte Ihren Namen und eilte hierher. Frauen verſtehen ihr Geſchlecht ſo leicht, Ihr Fräulein Schweſter" — „Auch Männer," ſprach bewegt der

Baron. „Wie könnte ich Ihnen ein Familiengut vorenthalten wollen; nehmen Sie dies Bild zurück, und erlauben Sie mir nur, es zuweilen bei Ihnen ſehen zu dürfen, denn es iſt mir werth.“

„Mein Bruder, welcher in wenig Wochen uns zu beſuchen kommt, wird die Verbindlichkeiten, welche die Abtretung des Bildes uns auflegt, löſen,“ ſagte das Fräulein, und erröthete; „für Ihre gütige Bereitwilligkeit glaube ich Ihnen nicht würdiger danken zu können, als wenn ich Sie bitte, mich zu meiner Mutter zu begleiten, und Zeuge ihrer Freude zu ſeyn.“

Der Baron bot ihr den Arm und führte ſie nach ihrer nahe gelegenen Wohnung; das Bild wurde ſogleich dahin geſchafft, und leiſe traten Katharina und Wahlen in das Zimmer, wo die Kranke ſchlief. Mit einander flüſternd, erwarteten ſie das Erwachen der bleichen Frau, und die gemeinſame Theilnahme an ihr und dem Portrait machte aus Fremden bald befreundete Weſen.

Endlich erwachte Lady P—t, ihr erſter Blick fiel auf das Bild, und mit Freudenthränen rief ſie aus: „O mein Käthchen, nun werden wir bald wieder glücklich ſeyn!“

Daß der Baron oft Lady P—t beſuchte, iſt natürlich, daß Katharina's Reiz, ihre Aehnlichkeit mit dem Bilde und ihre übrigen Vorzüge ihn nicht gleichgültig ließen, wird Niemand auffallend finden. Er vergaß in ihrer Nähe ſein früheres Leid, und führte ein Jahr ſpäter die holde Katharina als Gattin in ſein Haus.

Das Bild erhielt wieder den ſchönſten Platz bei ihm, und behielt ihn, bis Lord P—t ſich vermählte, und als männlicher Nachkomme der P—t's es ſich erbat.

Der Baron hat ſeine Gattin in derſelben Tracht malen laſſen, und ſieht in dieſem Bilde nicht nur die ſchöne, unglückliche Königin, ſondern auch ſein lebendes, glückliches Weib.

„Und dieſe Geſchichte iſt kein Erzeugniß Ihrer Phantaſie?“ fragte Alma lächelnd Eduard.

„Die reinſte Wahrheit, wie können Sie glauben, daß ich etwas für wahr ausgeben würde, was nur Dichtung iſt?“ entgegnete er halb lächelnd, halb vorwurfsvoll, „und ich wünſchte, daß Sie die liebenswürdigen Menſchen kennten.“

„Und die Schweſter des Barons?“ ſagte das Fräulein erröthend.

„Iſt, ſo viel ich weiß, vermählt, ich verließ ſie als Braut.“

Alma ſah ihn freundlich an, und er verſtand, was ihre Augen ihm ſagten.

„Morgen iſt die Reihe des Erzählens an Ihnen,“ ſagte die Freifrau zu dem Maler. „Wohl,“ erwiederte dieſer, „ich bin auch ſchon mit allerhand Mährchen ausgerüſtet.“

Dreihundert vier und vierzigſte Nacht.

Heute trat der Maler mit einer Mappe in den Saal, und nachdem er eine Weile darin geſucht hatte, nahm er einige Blätter und las:

Frau Wode.

In Mecklenburg, und zwar beſonders in der Stadt Schwerin und was d'rum herum liegt, treibt ein Geiſt ſein Weſen, Frau Wode genannt, davon die Leute eine Menge Geſchichten zu erzählen wiſſen, beſonders in den Spinnſtuben, wo Frau Wode eine große Rolle ſpielt.

Viele halten ſie für eine Feye, und glauben, ihre eigentliche Wohnung ſey der prächtige Schweriner See. Dem iſt aber nicht ſo! Frau Wode iſt ein wirkliches Geſpenſt, und war bei ihrem Leben Niemand anders, als die ehrſame Hausfrau des uralten Mecklenburgiſchen Heidenfürſten Wodan, welchen die abgöttiſchen Heiden nach ſeinem Tode als einen Gott anbeteten. Wie die Frau Wode nun dazu gekommen iſt, daß ſie ſo viele tauſend Jahre nach ihrem Tode noch nicht zur Ruhe kommen kann, ſondern bis auf den heutigen Tag als ein Geſpenſt herumſpucken muß — daß kann ich Euch nicht ſagen, und kein Menſch in Mecklenburg, denn

Frau Wode hat, ſo lange ſie lebte, nichts als Gutes und Liebes gethan, und auch als Geſpenſt fürchten ſich nur die Faulen und Böſen vor ihr, denn die Böſen ſchreckt ſie und die Faulen weckt ſie! den Guten aber beſcheert ſie Glück und Segen, wovon viele Leute, und beſonders die fürſtliche Familie zu erzählen wiſſen.

Frau Wode ſieht auch gar nicht ſo grauſig aus, wie andre Geſpenſter, ſondern im Gegentheil! Sie gleicht einer ſtattlichen Frau von vierzig bis funfzig Jahren, mit blonden Haaren, blauen Augen und einem kleinen Bärtchen über der Oberlippe, wie es ſtattliche Frauen in ihrem männlichen Alter wohl zu bekommen pflegen; ſie trägt einen hellgrauen, ſehr ſaubern Rock, eine blendend weiße Schürze, und über das ebenfalls ganz weiße Kopftuch einen langen, langen grauen Schleier, ſo fein und durchſichtig, daß man meint, er wäre von Spinnweben. Ihr Geſicht iſt zwar blaß, aber gar nicht leichenhaft, und immer ſehr freundlich und wohlwollend. Wie ſie ſich denn auch nur zeigt, wenn ſie mit Jemandem zufrieden iſt: iſt ſie dagegen unzufrieden, ſo bekommt ſie Keiner zu ſehen, aber wohl fühlt er ihre Nähe; denn wenn Frau Wode zornig iſt, ſo zwickt und kneipt ſie, ſo gut, wie andre Geſpenſter.

Beſonders müſſen ſich die Spinnerinnen in Acht nehmen, daß ſie am Sonnabend Abend keinen Flachs auf dem Rocken übrig behalten, denn das kann Frau Wode durchaus nicht leiden! Wenn die Mädchen aber recht fleißig ſpinnend des Abends beiſammen ſitzen, dann geſchieht es oft, daß es draußen vor der Thüre „klipp, klapp! klipp, klapp! geht, grade, als käme eine Frau auf Pantoffeln die Stiege herauf — nicht lange darnach tritt denn auch wirklich Frau Wode mit einem Spinnrocken zur Thür hinein, ſetzt ſich mitten unter die Mädchen und fängt an zu ſpinnen, und hat es dann gerne, wenn die Mädchen ein altes Spinnerliedchen ſingen, welches alſo heißt:

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre Mädchen! ſchnurre!
Leere Spindel, dreh' Dich fein!
Mädchen müſſen fleißig ſeyn.
Hurre, hurre, hurre!

Hurre, hurre, hurre:
Schnurre Mädchen! ſchnurre!
Weber, webe zart und fein,
Webe mir ein Tüchelein,
Zu der Kirmißfeier.

Hurre, hurre, hurre!
Schnurre Mädchen! ſchnurre!
Außen blank und innen rein,
Muß des Mädchens Anzug ſeyn,
Das lockt wackre Freier.
Hurre, hurre, hurre!

Wenn dann die Frau Wode eine Stunde mitgeſponnen hat, dann ſteht ſie auf und beſieht das Geſpinnſt der Mädchen, und die, welche am fleißigſten und feinſten geſponnen hat, bekommt gewöhnlich um

Weihnachten einen gehenkelten Dukaten von ihr zum Geſchenk, und ſolch ein Dukaten bringt großes Glück und macht die Mädchen bald reich — ſie müſſen aber immer fleißig und fromm bleiben, denn ſonſt verſchwindet der Dukaten.

Da die Prinzeſſinnen aus dem Mecklenburgiſchen Hauſe von jeher ſehr fleißig waren, und ſelbſt viele künſtliche Arbeiten fertigten, ſo iſt Frau Wode ihnen beſonders gut, und bewahret ſie, wie in andern Fürſtenhäuſern die weiße Frau die Töchter zu bewahren ſucht. Frau Wode aber hat mehr Macht, da ſie, wie geſagt, ein **gutes** Geſpenſt iſt, und nicht, wie die meiſten weißen Frauen, ihrer Sünden halber umgehen muß.

Dreihundert fünf und vierzigſte Nacht.

Heute erzählte Reiner vom

Petermännchen.

Es iſt noch ein Poltergeiſt in Schwerin, das iſt aber bei weitem kein ſo gutmüthiger, als die Frau Wode; ſondern recht boshaft grämlich und gefährlich

Auch geht er noch bis auf dieſen Tag herum, und zwar in den Gängen und auf den Treppen des uralten fürſtlichen Schloſſes, die Burg Schwerin genannt.

Petermännchen iſt ein Zwerg, und ſieht recht garſtig und grauſig aus; er geht wie ein Reitersmann aus dem dreißigjährigen Kriege gekleidet, mit einem gewaltigen Zwickelbart, Alles ganz grau, wie Sandſtein, und an dem Säbelgurt hängt ein Bund alter verroſteter Schlüſſel, womit er alle Thüren im Schloſſe auf- und zuſchließen kann, die machen ein abſcheuliches Geraſſel, wenn er geht, ſowie ſeine großen eiſernen Sporen an den Stulpſtiefeln! auf dem Kopfe trägt er einen gewaltigen Kremphut, mit einer hinten herabhängenden Feder, und von der Feder weiß man gar nicht, ob es eine wirkliche Feder, oder ein grauer Flor iſt, wie die Leidtragenden ihn an die Hüte binden.

So viel iſt gewiß, wenn man das Petermännchen erblickt, ſo kommt bald hernach — wo nicht gar ein Todesfall, doch gewiß ein anderes Unglück in der fürſtlichen Familie vor, und das iſt noch allemal richtig eingetroffen, wie viele hundert Leute in Schwerin es bezeugen können. Gott mag wiſſen, wie das brave mecklenburgiſche Fürſtenhaus den böſen Zwerg zum Schloßkobold bekommen hat! —

Mit der Frau Wode ſoll das Petermännchen übrigens Spinnenfeind ſeyn und gewiß iſt es, daß wenn Frau Wode umgeht, das Petermännchen ſich nicht blicken laſſen darf; auch in der heiligen Weihnacht darf er, wie alle böſen Kobolde und Geſpenſter nicht umgehen, und mit einem krähenden Hahnen kann man ihn auch bald in die Flucht ſchlagen.

Sonſt iſt er aber ein ſtörriger Geſell, der ſich aus Weihwaſſer und Bannſprüchen niemals etwas gemacht hat, ja, wie die Chronik berichtet, ſoll er ſogar, ſtatt ſich vor den heiligen Männern (ſo es verſuchten, ihn zu beſchwören), wie recht und billig, zu fürchten, ſelbigen ein ſchiefes Maul geſchnitten, und loſe Reden wider ſie geführt haben.

Dreihundert ſechs und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Im Schloſſe ſelbſt läßt er ſich faſt nie erblicken, ſondern nur hören, durch Pochen, Schlüſſelumdrehen und heiſerem Lachen! doch kommt er manchmal unverſehens ſichtlich, eine der vielen engen Treppen (ſo im Schloſſe zu Schwerin ſich befinden), herauf oder herab, und wer ihm dann begegnet, der weiche ihm ja höflich aus, und ſpreche ein Stoßgebet, ſonſt packt Petermännchen ihn, ohne ein Wort zu ſagen, beim Kragen, und wirft ihn Kopf über die Treppe hinunter; wo Jeder dann froh ſeyn darf, der mit geraden Gliedern davon kommt.

Sonſt iſt der eigentliche Ort, wo Petermännchen erſcheint, die Gallerie, welche um den erſten Stock des innern Schloßhofes ſich hinzieht; hier ſtolpert er, ſowohl bei hellem Tage, als bei Nacht, mit großen Reiterſchritten herum, wobei er haſtig mit den Armen um ſich herficht, und mit Brummen, Schnurren und Pruhſten ein ſeltſames Getöſe vollführet, beinahe wie ein boshaftiger Kater. Wenn ihm dann auf ſeinem Gange Jemand begegnet, und nicht ordentlich ausweicht, ſo wirft er ihn zwar nicht von der Gallerie herab, ſchneidet ihm aber ein grimmiges Geſicht, und bläſet ihn mit einem Grabeskalten Odem an, ſo daß einem Angſt und weh wird, und man ganz matt oder betäubt ſtehen bleiben muß, bis ein anderer Menſch zu Hülfe herbei kommt. Man bleibt aber noch lange Zeit nachher ganz krank und elend davon, und viele Leute ſind gar bald darauf geſtorben.

Dreihundert ſieben und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Eine arme Schildwacht hat er aber einmal gar auf der Stelle getödtet, und das ging ſo zu: die Schildwacht wußte gar nichts von dem Petermännchen, und als die Kameraden ihm davon erzählten, lachte der junge Burſche, und wollte nichts davon wiſſen und nicht daran glauben.

Als er nun wieder auf ſeinem Poſten ſteht, kommt das Petermännchen vom Ende der Gallerie daher gehaspelt, gerade auf die Schildwacht zu.

Die Schildwacht ruft: „Wer da!“ und als das Petermännchen keine Antwort giebt, und doch immer vorwärts will, denkt die Schildwacht es wäre ein Page, der ſich verkleidet habe, um ſie zu erſchrecken, hält ihm das Gewehr vor und ſchreit: ‚Steh und gieb Antwor, Du kleiner Hexenkerl! oder ich gebe Feuer.“

Da ſchneidet das Petermännchen ihm ein grimmiges Geſicht, ſpringt an ihn hinan, wie eine Katze, giebt ihm eine Ohrfeige, und der arme Soldat ſtürzt todt zu Boden. Die Soldaten auf dem Schloßhofe haben Alles mit angeſehn.

Wer das Petermännchen ſo recht eigentlich iſt, und was es für eine Bewandniß mit ihm habe, kann

Niemand mit Beſtimmtheit angeben. Auf einer alten Schrankthüre (welche an der großen Treppe der Bildergallerie aufgeſtellt iſt) und welche zu einem Silberſchranke des berühmten Wallenſtein gehört haben ſoll, iſt das Petermännchen ganz treu abgebildet! Nun meinen viele Leute: Petermännchen ſey wohl ein Zwerg geweſen, der zu Wallenſteins Zeiten als Caſtellan auf dem Schloſſe zu Schwerin gelebt, und viel Böſes begangen habe. Als nun der Fürſt Wallenſtein am Faſtnachts-Abend des Jahres 1634 zu Eger in Böhmen von ſeinen eigenen Hauptleuten: Gordon, Lesli, Buttler und Geraldin, jämmerlich ermordet worden, habe das Petermännchen, als es die Nachricht erfahren, aus Verzweiflung und Furcht ſich ſelbſt umgebracht, und müſſe nun, zur Strafe für ſeine gräuligen Sünden, ſo lange herumwandeln, als noch ein Sprößling des angeſtammten Mecklenburgiſchen Fürſtenhauſes lebe. Da hat er denn freilich lange Zeit zu wandern, denn, Gottlob! das wackre Mecklenburgiſche Fürſtengeſchlecht blühet kräftig und ſchön, wie wenig andere Fürſtenhäuſer in Deutſchland. Es iſt aber auch ein Lied auf's Petermännchen, das heißt, wenn's die Soldaten ſingen, alſo:

Gute Nacht! gute Wacht!

Du mußt nun ziehen auf die Wacht.
Tralleri! trallera!
Camerad! auf die Wacht! —
Wohl auf die Burg Schwerin.

Und fürcht' Dich nicht um Mitternacht!
Herzliebſter Camerad! geh' immerhin.
Tralleri, trallerey, trallera:
Doch nimm Dich wohl in Acht! —

Denn wenn Du ſteheſt auf der Wacht,
Tralleri! trallera!
Camerad! auf der Wacht!
Auf der alten Burg Schwerin;
Und fürchteſt Dich, da könnt's geſcheh'n:
Du thätſt den Tag nicht wieder ſeh'n.
Tralleri! trallerey! trallera!
Camerad! gute Wacht!

Weil das Petermännchen geht umher,
Tralleri! trallera!
Um Mitternacht,
Auf der alten Burg Schwerin.
Und wenn es kommt, ſo laß es ziehn!
Halt's nicht auf Camerad! präſentir's Gewehr!
Tralleri! trallerey! trallera! —
Sonſt wirſt Du umgebracht. —

Ein braver Soldat fürcht't ſich nicht!
Tralleri! trallera!
Nein! er fürcht't ſich nicht!
Zehntauſend Feind' nur heran! —
Doch wenn er ſteht um Mitternacht,
Wo Meiſter Beelzebub die Runde macht.
Tralleri! trallerey! trallera!
Da nimmt er ſich in Acht.

Dreihundert acht und vierzigſte Nacht.

„Weil Sie mich bis jetzt ſo gütig angehört haben," ſprach Reiner, „ſo erzähle ich heute das dritte und letzte Mährchen vom

Hans Klug.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Bauer, der hieß Hans, und war ein recht durchtriebener Schelm, immer auf Schwänke und Ränke bedacht, womit er ſeinem Nächſten Poſſen riß und ihnen Tort anthat, ſo, daß ihm alle gram waren.

Weil er ſich aber immer glücklich herauszuhelfen wußte, wenn er einen loſen Streich vollführt hatte, daß ihm Niemand etwas anhaben konnte, ſo nannten ihn ſeine einfältigen Nachbarn „Hans Klug;" und meinten Wunder, was ſie ihm für einen Schimpfnamen damit gegeben hätten.

Hans Klug aber trieb es ſeit der Zeit immer ärger, und machte ſich nichts daraus, wer den Schaden davon hatte. Da ſchwoll den Bauern endlich der Kamm, ſie rotteten ſich zuſammen, nahmen den Herrn Hans beim Kopf und ſteckten ihn in einen Sack, welchen ſie zubanden, daß er nicht heraus konnte. Dann rathſchlagten ſie, was ſie mit ihm anfangen ſollten, und endlich wurden ſie einig: daß ſie ihn mit ſammt dem Sack in's Waſſer würfen, damit ſie ſeiner auf immer los wären.

Hans Klug erſchrack gewaltig, als er dieſen Beſchluß hörte, und bat aus ſeinem Sack heraus recht erbärmlich um Gnade, verſprach auch: wenn ſie ihn diesmal nur leben ließen, ſo wollt' er ſich beſſern und ein Muſter von Tugend werden.

Das half ihm aber nichts! denn die Bauern, wenn ſie einmal ihre dicken Köpfe aufſetzen, ſind eigenſinnige Gäſte! Sie lachten dem armen Sünder tüchtig aus, und je mehr er bat und weinte und ſchrie, um deſto ärger verhöhnten ſie ihn und riefen: „Schäm' Dich, Hans Klug! Du warſt ja ſonſt immer ſogleich bei der Hand, uns einen Poſſen zu reißen! — Sieh' doch zu, wie Du uns anführſt, daß wir Dich los geben?“ Da merkte Hans Klug, daß alle ſeine Bitten vergebens wären, und bat und weinte nicht mehr, ſondern ſchwieg trotzig, und dachte nur auf einen Poſſen, wodurch er ſich frei machen könnte.

Die Bauern aber luden ihn auf einen Schubkarren und ſchoben ihn hinaus vor's Dorf, wo ein großer See war, rund herum von grünen Bergen umgeben; in den See wollten ſie ihn werfen.

Als ſie nun an Ort und Stelle gekommen waren, da hoben ſie ihn von der Schubkarre, ſtellten ihn dicht an's Waſſer und ſich ſelbſt in einen Halbkreis um ihn herum.

Dann fingen ſie Alle an, das Armeſünder-Lied zu ſingen, und als ſie damit fertig waren, traten ihrer Dreie aus der Reihe, und wollten den Sack packen, ihn in's Waſſer zu werfen.

Dreihundert neun und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Da rief Hans Klug geſchwind aus dem Sack: „Heda! lieber Schinderknecht! wart' noch einen Augenblick, ich will der guten Gemeinde noch etwas beichten."

Da ſtutzten die drei Bauern und brummten: „Wir ſind keine Schinderknechte, ſondern ehrlicher Leute Kinder, nämlich: Jürge, der Dorfſchmied, Töffel, der Tagewächter, und Matz, der Schneider."

Da rief Hans Klug wieder ſchnell aus dem Sack: „Wenn das iſt, ſo werft mich nur ſchnell in's Waſſer! dann habe ich wenigſtens die Freude, daß von Stund' an kein ehrlicher Menſch mit Euch umgeht; denn wer einen Menſchen als armen Sünder den Gnadenſtoß giebt, der iſt und bleibt, ſo lang' er lebt, ſo unehrlich, wie der Schinderknecht ſelbſt."

Da ſchrieen alle Bauern: „Ei, über die boshafte Kröte! will uns noch im Tode einen Poſſen reißen! Nein, Hans Klug, ſo haben wir nicht gewettet! um Deinetwillen ſoll kein ehrlicher Kerl unehrlich werden. Wart' nur guter Freund! wir gehen nach der Stadt und holen den Schinder, Du kannſt ſo lange hier beten!" Damit liefen alle Bauern fort, und ließen den Sack, worin der arme Sünder ſtack, allein ſtehen.

Hans Klug hatte eine gewaltige Freude, daß ihn ſeine Liſt ſo gut gelungen war, und er ging an's Werk, den Sack zu zerreißen und davon zu laufen. So viele Mühe er ſich aber damit auch gab, es war doch alles umſonſt, weil der Sack zu feſt war, und er weder Meſſer noch Scheere bei ſich hatte, womit er ihn hätte zerſchneiden können. Schon fing er auf's Neue an zu fürchten, daß es wohl diesmal mit ihm vorbei wäre, denn die ergrimmten Bauern konnten jeden Augenblick mit dem Schinder zurückkommen, und dann half weder Beten noch Faſten mehr. — Da hörte er plötzlich etwas blöcken, wie Schaafe, und dazu auf der Schallmei blaſen, und merkte bald, daß es der dumme Schaafhirt Michel wäre.

Da fing er (— nämlich Hans Klug —) mit lauter Stimme an zu ſingen:

„Es iſt nichts Schön'res auf der Welt,
Als wie: ein König ſeyn:
Ich hab' die Taſchen voller Geld —
Im Keller ſchönen Wein. —
Im Stall hab' ich die beſten Küh',
Und Ochſen auch dazu!
Und Schaf' und Schwein' und and'res Vieh,
Und eſſ' mein Brod in Ruh'. —

Dreihundert und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als ihn der dumme Hirt ſo ſingen hörte, ſpitzte er gewaltig die Ohren, und fragte: „Potz Mäuschen! wer ſingt denn ſo luſtig im Sacke?“ da antwortete Hans Klug: „Ich bin's, Vetter Michel! ich bins! und daß Ihr's nur wißt: ich bin König geworden.“

„Potz Mäuschen! wie iſt denn das die Möglichkeit?“ fragte verwundert Michel. — Da ſagte Hans Klug: „Das will ich Euch erzählen, Vetter! ſehet, dieſer Sack iſt ein Zauberſack, und wer da hinein kriecht, der kann ſich wünſchen, daß er König wird.“

„Daß Dich das Mäuslein beiß!“ ſchrie Michel, „wird einer denn wirklich und wahrhaftig König?“ —

„Was ſonſt?“ entgegnete Hans Klug — „wollt Ihr's einmal ſelbſt verſuchen, Vetter! ſo bindet nur den Sack auf, daß ich heraus kann, und kriecht hinein, da ſollt Ihr Euer himmelblaues Wunder ſehen.“

Der dumme Michel war ſogleich bei der Hand, befreite den gottloſen Hans Klug aus dem Sacke und kroch ſelber hinein. Da ſprach Hans Klug zu ihm: „Nun merkt Euch, Vetter, was ich Euch ſage: ich will Eure Schaafe auf die Weide treiben, derweilen ſteht hier ganz ruhig, und wenn die dienſtbaren Geiſter kommen und Euch anpacken, ſo ſprecht nur: „Mir iſt geſagt, ich ſollte König werden.

Michel verſprach, Alles wohl zu machen, und Hans Klug machte ſich mit den Schaafen, ſo geſchwind er konnte, davon.

Dreihundert ein und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als nun der arme dumme Michel die Bauern mit dem Schinder kommen hörte, dacht' er bei ſich: „Aha! da kommen die dienſtbaren Geiſter, nun werd' ich gleich mein himmelblaues Wunder ſehn!“ und alsbald ſchrie er ſo laut er konnte: „Potz Mäuschen! mir iſt g'ſagt worden: ich ſollt' á König werden!“

Da dachten die Bauern, Hans Klug wolle ſie noch verſpotten, und gaben dem Schinder einen Wink: der nahm den Sack beim Zipfel und warf ihn — „Plumps!" in's Waſſer, ſo daß der arme dumme Michel jämmerlich ertrinken mußte. Die Bauern aber gaben dem Schinder ein gutes Trinkgeld und gingen ſelbſt ganz vergnügt in die Schenke, wo ſie ſo lange zechten, bis ſie alle betrunken waren, denn ſie glaubten nicht anders, als daß ſie dem Hans Klug den Garaus gemacht hätten.

Hans Klug aber trieb luſtig ſeine Schaafe auf die grünen Berge am See, und als nun die betrunkenen Bauern nach Hauſe taumelten, (der Weg führte nämlich über die Berge), da blies Hans Klug die Schallmei, und ſang dazu:

Aus dem blauen See,
Auf'm grünen Berg,
Wo die Blümli blühn,
Bin i g'ſtieg'n!

Auf'm grünen Berg
Will i alle Tag,
Meine Lämmeli
Außi treib'n.

Auf'm grünen Berg
Läuten Glöckeli!
Auf'm grünen Berg —
Singt a Vogerl' —

Auf'm grünen Berg
Summet's Immeli!
Auf'm grünen Berg
Brummt a Käferl!

Aus dem blauen See —
Auf'm grünen Berg,
Bin i alleweil,
Heut g'ſtieg'n.

Schau die Blümeli!
Hör' die Glöckeli,
Vogerl', Immerl', Käferl
Und ſing' a Lied'l.

Dreihundert zwei und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Wie das die betrunkenen Bauern hörten, und den ans Klug friſch und geſund vor ſich ſtehen ſahen, nd daß er eine ſchöne Schaafheerde vor ſich her trieb, a ſperrten alle den Mund vor Erſtaunen weit auf, nd fragten ihn: „Hans Klug! wie biſt Du denn wie=

der lebendig geworden? haben wir Dich nicht in's Waſſer geworfen und biſt Du nicht erſoffen?“

Da antwortete Hans Klug: „wohl habt Ihr mich in's Waſſer geworfen, Ihr dummen Kerle! aber erſoffen bin ich nicht! im Gegentheil! ich befinde mich ganz wohl! denn dieſer See iſt ein Zauberſee, und wer da hineingeworfen wird, oder hineinſpringt, der erſäuft nicht, ſondern bekommt von dem Waſſerfräulein die ſchönſte Schaafheerde zum Geſchenk! — Seht nur einmal meine Schaafe an!“

Da guckten die dummen Bauern ihre eigenen Schaafe und Lämmer an, und verwunderten ſich, aber Keiner kannte ſeine Schaafe. „Und nun guckt einmal in den See!“ rief Hans Klug, „was da erſt für ſchöne Schaafe ſind! ich glaube, ſie ſind Alle von gediegenem Silber!“

Und als nun die Bauern alle neugierig in den See guckten, trieb Hans Klug die Schaafe an den Rand des Berges, ſo daß die Schaafe ſich in dem See ſpiegelten, und weil eben der Mond aufging, ſo glänzten die Spiegelbilder, wie lauter Silber.

Da kam die Begierde über die dummen betrunkenen Bauern, und alle riefen: „ſolche herrlichen Schaafe müſſen wir auch haben!“ damit ſprang — Plumps — plumps! Einer nach dem Andern in den See, und alle ertranken elendiglich, wie dieſen Morgen der arme Schäfer Michel.

Auf dieſe Weiſe war Hans Klug alle ſeine Feinde los, und das ganze Dorf war nun ſein, da kein Mann weiter mehr d'rin war, und er ſoll noch viele Jahre darin luſtig gelebt haben — aber was geſchah? — Eines Nachts kam ein ſchwarzer Kerl mit feurigen Augen, einer langen rothen Zunge, die ihm aus dem Halſe hing, abſcheulichen Hörnern, einem Pferdefuß und einem Kuhſchwanz, der ſprach zu ihm: „Hans Klug! ich bin der Teufel, und will Dich holen; nicht weil Du klug warſt, ſondern weil Du Deine Klugheit nur brauchteſt, um Böſes zu thun? Damit ergriff er ihn beim Schopf, drehte ihm den Hals um und führte ihn durch die Luft mit ſich davon, ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen: wohin? Somit iſt die Geſchichte von Hans Klug aus.

Dreihundert drei und funfzigſte Nacht.

Der Freiherr ſchien verſtimmt, und der Arzt, um ihn zu erheitern, begann:

Etzliches von der Klugheit der Schildbürger.

Hinter den Bergen, wo die Welt mit Brettern vernagelt iſt, befindet ſich ein Land, ſo das dürre heißt, dieweil der Boden gar ſandig und dürr iſt, faſt ſo ſehr, wie in der Mark. In dieſem geſegneten Lande ſtand vor Zeiten das Städtlein Schildburg, deſſen Einwohner, die Schildbürger genannt, in aller Welt berühmt und belobt waren, von wegen ihrer hohen Geiſtesgaben und unerhörten Klugheit, als worüber viele dicke Bücher geſchrieben worden ſind, und füglich noch viel mehrere geſchrieben werden könnten, denn welcher Menſch vermag's zu erſchöpfen, den Brunnen ſolcher Weisheit? Weil aber für viele Menſchen die Mittheilung einer allzugroßen Doſis Weisheit zum öftern nicht erſprießlich, ſondern im Gegentheil oft gefährlich erfunden worden, ſo ſind wir mitnichten gewillt, Alles, was uns von der unerhörten Weisheit und den ſinnreichen Einfällen der edlen Schildbürger bekannt, mitzutheilen, ſondern nur was Weniges, was uns beſonders lehrreich und ergötzlich zu vernehmen ſcheint. Beginnen alſo damit, wie es ſich begab: daß die Schildburger einen großen Mangel an Trinkwaſſer litten, von wegen der großen Hitze eines Sommers und des vielen Sandes, welches Beides alle Quellen, ſo wie das Hauptflüßlein des Landes incapabel gemacht hatte, weshalb denn mehr gerühmte Schildbürger nach reiflicher Berathung beſchloſſen hatten, einen Brunnen zu bohren. Haben denn auch angefangen, mit großem Fleiß ſolches ins Werk zu richten, und aus Leibeskräften gebohrt; aber wie ſie bohrten und bohrten, wollte doch das Waſſer nicht ſpringen, ſintemalen keins da war, worüber ſich die Schildbürger ſehr verwunderten. Ein weiſer Mann aber wollte der Sache auf den Grund kommen, und lud alle Gelehrten von Schildburg ein, mit ihm hinab zu ſteigen in den Brunnen, und zu ſehen, woran es läge, daß das Waſſer nicht ſpränge. Die Gelehrten ſagten zu, und alsbald gingen alle nach dem Brunnen. Sie hatten aber vergeſſen, Leitern und Stricke mitzunehmen, derohalben ſtanden ſie am Brunnen ſtill, und rathſchlagten wieder, wie ſie hinabkämen. Endlich ſprach der weiſe Mann abermals: „Schaut, wir wollen einen Stecken legen über den Brunnen, und der Stärkſte von uns ſoll ihn faſſen mit den Händen und feſthalten, und ſoll baumeln mit den Füßen in den Brunnen, und der Nächſte ſoll ſich an ſeine Füße hängen, und ſo immerfort, der Nächſte an die Füße des andern, bis wir auf den Grund kommen.

Und alle rühmten die Weisheit des Weiſen und es geſchah alſo.

Als aber nun faſt alle an einander hingen, da ſchrie der Starke oben: „Kinder, nun haltet Euch feſt, daß Ihr nicht fallet, denn mir wird es ſchier ſchwer, den Stab zu halten, und ich muß einmal in die Hände ſpucken, damit ließ er auch richtig den Stecken los, und wellt' thun, wie er geſagt, aber haſt Du nicht geſehn, fuhr er herunter mit den andern in die Tiefe, bis ſie Grund fühlten, und alle über- und untereinander zappelten.

Dreihundert vier und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Schildburger baueten ſich auch ein neues Rathhaus auf eine gar ſeltſame Weiſe, nämlich ſo: daß ſie vom Dache herunter bauten. Als aber das Haus fertig war, da war es inwendig ganz finſter, und ſie verwunderten ſich ſehr, warum es doch drinnen ſo finſter wäre, und doch außen heller Tag Endlich fanden ſie's, daß ſie in dem Eifer des Bauens vergeſſen hatten, Fenſter zu machen, ſannen und ſpannen daher, wie ſolcher Fehler zu verbeſſern ſey.

Endlich hatten ſie den Nagel auf den Kopf getroffen, und liefen herzu mit Säcken und Schläuchen, Töpfen und Tiegeln, Krügen und Flaſchen, ja ſogar mit Mausfallen und Fiſchreuſen. Was denkt Ihr, daß ſie damit machten? — ſie fingen den Tag ein und trugen ihn ins Rathhaus, damit es drinnen hell werden ſollte.

Als es aber noch immer finſter blieb, ſteckten ſie Lichtlein auf ihre Hutkrempen, und ſaßen ſo mit erleuchteten Köpfen im Rathhauſe, Rad zu ſchlagen.

Dreihundert fünf und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute erzählte Willmann:

Und als das Rathhaus eine Weile geſtanden hatte, wuchs ein ſchönes Gras auf dem Dache. Da deliberirten die Schildbürger, wie ſie am beſten das Gras benützen möchten, und endlich kamen ſie überein, ſie wollten es abweiden laſſen vom Gemeine-Bullen. Ließen alſo den Bullen herbeiführen und thaten ihm ihren Beſchluß kund. Der Bulle guckte das Rathhaus und die Rathsherren an und ſagte: „Muh!“ konnte aber nicht auf's Dach gelangen. Deshalb machten die Schildbürger eine Winde auf dem Dache, banden dem Bullen einen Strick um den Hals und begunnten ihn hinauf zu ziehen. Als der Bulle nun die Augen verdrehte und die Zunge aus dem Halſe ſtreckte, ſprach der Bürgermeiſter: „Schaut, ſchaut! er blinzelt ſchon nach dem Graſe und leckt mit der Zunge darnach! Ziehet, ziehet, damit er bald droben iſt!“

Dreihundert ſechs und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Ich muß doch auch etwas zur Ehre der Schildbürger erzählen,“ begann Reiner:

Die Schildbürger waren immer als ſehr ſanfte, friedfertige Leute bekannt, aber einmal haben ſie doch einem armen Sünder das Geleit gegeben. Es fing nämlich der Rathsfiſcher im Stadtgraben ein gräuliches Thier, ſo noch nie zuvor geſehn war, es hatte viel Paar Beine, womit es rückwärts kroch, und große Scheeren, womit es kneipen konnte, und einen langen Bart und vorſtehende Augen. Die Schildbürger rathſchlagten, was das für ein Thier wäre, oder ob es gar ein Menſch ſey, konnten aber nicht einig werden. Endlich kam ein fremder Mann aus Leipzig in Sachſen, der handelte mit bedrucktem Papier. Als der das Thier ſah, da ſchrie er laut auf: „Ein Krebs, ein Krebs! O ihr edlen Schildbürger, ſchaffet das Unthier fort, denn ſonſt geht eure ganze Stadt zu Grunde! Mit dem Teufel wollt' ich Brüderſchaft trinken, nur mit einem Krebſe nicht.

Als die Schildbürger dieſes hörten, redeten ſie dem Krebſe beweglich zu, doch nur alle ſeine Verbrechen freiwillig zu geſtehen. Da aber Delinquent verſtockt und ſtumm blieb, machten ſie ihm den Prozeß, daß er ſolle erſäuft werden in der Spree, welche bei Schildburg vorbei floß.

Führten ihn derohalben hinaus vor's Thor, und ließen ihn durch den Scharfrichter in die Spree ſchmeißen.

Als nun der Krebs im Waſſer zappelte und plätſcherte, hub der Bürgermeiſter ſeine Augen jen Himmel, und ſprach zu den Umſtehenden: „O ihr, meine geliebten Brüder, wie ſo bitter iſt der Tod!“

Dreihundert ſieben und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Es iſt auch einmal der Kaiſer nach Schildburg gekommen, um von der Schildbürger Weisheit was weniges zu profitiren. Und die Schildbürger haben ihn ſo gut empfangen, daß er ſich durch einen Ehrenwein, ſo er ihnen reichen ließ, revangirte. Der Wein aber war ächter Grünberger und Meißner, mit Naumburger zu gleichen Theilen vermengt, ſo daß es den Schildbürgern grimmete, als ſie ihn getrunken, und ſie ſchier verrückt wurden. Sie ſind auch davon zu Boden gefallen und haben ſich weidlich unter einander gewälzt. Als ſie endlich aufſtehen wollten, da konnte keiner ſeine Beine unter den vielen Beinen, ſo er ſah, herausfinden; darüber waren ſie ſehr erſchrocken, und weinten ſehr. Endlich ſahen ſie einen Wanderer des Wegs daher kommen, der ſchien ihnen nüchtern, und den baten ſie und riefen ihn an, er ſolle ihnen, für ein gutes Trinkgeld und gute Worte, ihre Beine (Jedem die Seinigen!) ſuchen.

Der Fremde ſagte: „Ja!“ beſann ſich auch nicht lange, ſondern nahm ſeinen Knittel und hieb damit derb auf die Beine der am Boden Liegenden los, und ſo wie Jeder den Hieb fühlte, ſprang er auf und dachte: Nun hab' ich meine Beine wieder. Endlich lag noch Einer am Boden, und der ſchrie: „Soll ich denn meine Beine nicht wieder haben?“

Da hieb ihm der Wanderer eins über, daß es flammete; alſobald ſprang auch dieſer auf, und Alle dankten dem Fremden, gaben ihm das Trinkgeld und gingen ham, vergnügt, daß ſie ihre Beine wieder hatten.

Dreihundert acht und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als die Schildbürger einen neuen Bürgermeiſter wählen wollten, ſo ſetzten ſie feſt: Derjenige, der den beſten Reim machen könne, ſolle Bürgermeiſter ſeyn.

Da ſprach der Schweinehirt:

„Ich heiß' Elias Klauer
Und lehne meinen Spieß an die Wand.“

Und das war der beſte Reim, und deshalb wurde der Schweinehirt Elias Klauer Bürgermeiſter zu Schildburg, wie er ſolches noch heute iſt, wenn er unterdeß nicht geſtorben.

Dreihundert neun und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Und als der Kaiſer in Schildburg war, haben ſie ihm auch Räthſel aufgegeben, worüber ſich der Kaiſer ſehr freute.

Das Erſte hieß: „Was iſt die allerſchlechteſte Münze, und macht ſich doch gar breit?“ Das hat der Kaiſer gleich gerathen, denn es war ein Heller.

Das andere Räthſel hieß: „Mein Erſtes ſind Galgenvögel, und mein Zweites liegt auf dem Anger verſcharrt, und mein Ganzes ſagt der Schweinhirt zu ſeiner Frau.“ Das hat der Kaiſer auch gerathen; aber ich mag es nicht wieder ſagen, was es war.

Dreihundert ſechzigſte Nacht.

Hier iſt zu berichten, daß von den Schildbürgern vorerſt nichts weiter berichtet wird.

Dreihundert ein und ſechzigſte Nacht.

Die Frauen weilten im Zimmer der von einer leichten Unpäßlichkeit heimgeſuchten Claudine; Eduard ließ ſich bei dem Freiherrn anſagen, und ward ſogleich angenommen.

„Was führt Sie denn zu einer ungewöhnlichen Stunde auf mein Zimmer?“ rief ihm der Freiherr freundlich entgegen.

„Mein Herz!“ erwiederte dieſer.

Der Freiherr ſah Eduard ſcharf, aber wohlwollend, obgleich ein wenig erſtaunt an und ſagte weich: „Ihr Herz, mein junger Freund? iſt es Ihr Wunſch ſich näher zu erklären?“

„Darum komme ich,“ fuhr Eduard etwas verlegen fort; „es werden hier immer Sagen und Mährchen erzählt, aber ich komme ganz proſaiſch, bevor Alma meine Empfindungen kennt, Sie zu fragen, ob Sie mir dieſes theure Weſen zur Gattin geben wollen!“

„Und Alma weiß kein Wort?“

„Auf Ehre nicht! Trügt mich mein Herz nicht, ſo bin ich wieder geliebt; aber um keinen Preis ſoll ſie etwas von meiner Liebe hören, wenn ich nicht gewiß ſeyn kann, ſie mit der Aeltern Segen die Meine zu nennen. Wird mir dieſer nicht, ſo verlaſſe ich ſchnell das Schloß, um nie wiederzukehren, und Alma wird mich im Gedächtniß behalten, wie einen Bruder. Sollte ſie aber dennoch durch mich ihren Frieden verloren haben, ſo möge ſie mich nicht verwünſchen; ich kam nicht hierher, um ſie zu betrüben, ich kam wieder ſeliger Hoffnungen voll!“

Der Freiherr reichte dem jungen Manne bewegt die Hand: „Wie gern möcht’ ich!“ Aber er ſeufzte. — „Kommen Sie morgen wieder, um dieſelbe Zeit, da will ich Ihnen Antwort geben; bis dahin ſprechen Sie Alma nicht; verſichern Sie es mir!“

„Auf meine Ehre!“ verſicherte Eduard feſt und verließ das Gemach.

Dreihundert zwei und ſechzigſte Nacht.

Als Eduard des Abends zum Freiherrn kam, voller Ungeduld, ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung, ſagte ihm dieſer freundlich, daß Er ihn mit Freuden ſeinen Sohn nennen wolle; vorher aber, ehe er ihn mit Alma verlobe, habe er ihm noch ein Geſtändniß zu machen, das ſchwer von ſeinem Herzen ginge: wolle Eduard, nach Anhörung dieſes Bekenntniſſes noch ſein Eidam werden, ſo ſey ſein liebſter Wunſch erfüllt. Heute könne er nicht von der Vergangenheit ſprechen, aber noch in dieſen Tagen ſolle Eduard Alles erfahren.

Der junge Mann mußte ſich dieſen Aufſchub gefallen laſſen, ſo unlieb es ihm auch war, und der Freiherr trat mit ihm in den Saal.

Die Blinde bat Eduard um eine Sage, und dieſer begann nach einigem Nachdenken:

Das Käthchen von Heilbronn.

Zu Zeiten des Kaiſers Philipp von Schwaben lebte zu Heilbronn ein ehrſamer und wegen ſeiner Geſchicklichkeit berühmter Waffenſchmidt, Namens Friedeborn. Er hatte von ſieben Kindern nur eine Tochter behalten, aber dieſes Kind war auch fähig, ihm die Verlorenen zu erſetzen.

Käthchens Schönheit, obgleich ſie vom Scheitel bis zur Sohle makellos war, wurde von Jedem, der ſie näher kannte, für ihren geringſten Vorzug gehalten; ihre Güte, Frömmigkeit und Tugend übertrafen alle Körperreize; doch ihre ſchönſte Zierde war: daß Käthchen von ihren ſeltnen Vorzügen gar keine Ahnung hatte.

Sie war ohne mütterliche Pflege aufgewachſen, und weder die alte Frau, welche ſie in weiblichen Arbeiten unterrichtete, noch der Geiſtliche, welcher ihren Geiſt bilden ſollte, waren beſondere Lehrer; aber Käthchen bedurfte auch faſt keiner Lehrer. Es ſchien, als ſolle das Mädchen ſich nichts Fremdes aneignen, es war von Natur ſchon Alles ſelbſt.

Wenn Käthchen in ihrem zierlichen Anzuge über die Straße ging, ſah Alt und Jung ihr nach: „Da geht das Käthchen von Heilbronn,“ flüſterte Einer dem Andern zu, und Käthchen hörte es, ohne ſtolz zu werden; ſie grüßte, gerührt über ſolche Liebe, nur deſto freundlicher.

Daß ſie ſtatt Käthchen Friedeborn, das Käthchen von Heilbronn genannt wurde, kam daher, weil Käthchen nicht nur in Heilbronn, ſondern in ganz Deutſchland gekannt und geehrt wurde. Viele Fremde, Ritter, Grafen und Fürſten kamen in die Werkſtatt ihres Vaters und in das Gemach, in welchem ſich ſein Waffenvorrath befand. Sah einer Käthchen, ſo fragte er auch nach ihrem Namen, und ging mit ihrem Bilde im Herzen von dannen, und wenn er dann in der Ferne von einem Ritter die Schönheit einer Dame preiſen hörte, ſo ſagte er ſeufzend: „Ach, ſie iſt doch nicht das Käthchen von Heilbronn!“

Und ſo erhielt Käthchen dieſen Namen, und wenn die Ritter in Schwaben oder Sachſen, in Brandenburg oder ſonſt wo, beiſammen ſaßen, ſo fragte Einer den Andern: „Habt Ihr ſchon das Käthchen von Heilbronn geſehn?“ Oder ſie ſprachen zu einander: „Wie wird es wohl jetzt dem Käthchen von Heilbronn ergehn?!“

Dreihundert drei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage)

Heute fuhr Eduard in ſeiner Erzählung fort:

Viele ſtattliche Freier, reich und angeſehn, ſchön und liebenswerth, baten bei Meiſter Friedeborn um Käthchens Hand, und der Vater erwiederte Jedem: „Herr, ich zwinge meine Tochter nicht; aber ich will mit ihr reden, und ſie fragen, ob ihr Herz für Euch ſpricht.“ Und wenn er dann Käthchen fragte, erwiederte ſie jedesmal: „Laßt mich noch bei Euch, lieber Vater, die Herren ehren mich mit ihren Anträgen, aber ich liebe von allen Keinen ſo ſehr, daß ich Euch gern ver-

Dreihundert und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Graf jagte, lud Gäſte, beſuchte ſeine Freunde, wie er von je gethan, aber er war nicht mehr ſo fröhlich, wie ſonſt, obgleich er ſich überredete, es zu ſeyn. Wenn ihn ſeine Mutter fragte: „mein Sohn, was fehlt Dir?“ entgegnete er: „ernſte Thätigkeit, Mutter, Kampf, Fehde!“ Wenn ihn ſein Knappe fragte: „Herr, warum ſeyd Ihr ſo unwirſch?“ fuhr er auf: „Narr, laß mich zufrieden!“ und wenn er ſich ſelbſt fragte, flüſterte ſein Herz: „ein liebes Weib, ein Weib, wie das Käthchen.“

Seine Mutter drang mit Bitten in ihn, eine Hausfrau heimzuführen, und der Sohn, als fürchte er, der Mutter Bitten ſpäter nicht mehr zu erfüllen, ſagte raſch: „Ja, Mutter, es ſey ſo!“ und ohne lange zu zögern, zog er aus und freite um ein Fräulein, welches weit und breit für das ſchönſte galt.

Seine Mutter war mit der Wahl nicht ganz zufrieden, denn man ſagte, Fräulein Adelgunde ſey gefallſüchtig und hartherzig, aber dennoch willigte die

Gräfin ein, aus Furcht, daß er das Käthchen erwähle, wenn er ſich nicht bald mit einem edlen Fräulein verbinde.

Der Graf mußte geſtehn, daß ſeine Braut ſchön ſey, aber er war doch nicht glücklich, ſo freundlich ſie ſich auch gegen ihn bezeigte, ſie blieb ihm fremd, er fragte nicht, warum!

Das Fräulein, welches ſchon viele Ritter mit Spott und Hohn heimgeſchickt hatte, fühlte ſich im Beſitz des ſchönen Strahl glücklich, und war ſtolz, eines ſo mächtigen, angeſehenen Ritters Braut zu ſeyn, ſie ſelbſt beſchleunigte insgeheim den Vermählungstag.

„Nun, Gott geb' Euch Glück, Herr Graf,“ ſprach der alte Knappe, „hat Eure Braut ein Herz und ſolche Liebe, wie das Käthchen von Heilbronn, ſo werdet Ihr glücklich ſeyn!“

Der Graf ſeufzte und dachte: „ja, ein Herz, wie Käthchen.“ Sein Waffenbruder, der Graf von Hohenburg, ſagte, als er auf Strahlenburg kam, ſeinen Vetter zu begrüßen: „Glück auf Vetter! Du wirſt beneidet, denn als wir, eben eine große Zahl von Rittern, um die Tafel verſammelt, von Deiner Verlobung hörten, riefen wir insgeſammt, eine ſchöne Braut, beinahe ſo ſchön, wie das Käthchen von Heilbronn,“ und als der Graf finſter vor ſich nieder ſah, rief Graf Hohenburg: „zürne meiner Rede nicht, ein jedes Edelfräulein kann zufrieden ſeyn, wenn von ihm geſagt wird, beinahe ſo ſchön, denn dem Käthchen kommt doch keine gleich.“ Und der Graf verließ das Gemach, heftig die Thüre zuſchlagend.

Eduard hielt inne, die blinde Marie ſagte: „Ihre Sage gefällt mir nicht mehr, denn ich ſehe zwei Menſchen unglücklich werden, Käthchen, das liebliche Käthchen, und den Grafen, der hochmüthig das ſchöne Blümchen der Wieſe zertritt, und es endlich doch liebt!“

„Bedenken Sie, mein Fräulein, daß der Graf ſeine Mutter liebt, ſeine Verbindung mit der Waffenſchmidts Tochter für ein Mißbündniß hält, das ihm keinen Segen bringen kann, ſeiner Kinder Schild des ſchönſten Glanzes, des Glanzes tadelloſer Herkunft beraubt, denn es iſt nur zu wahr, der Geiſt der Zeit hat auch auf unſre Denk- und Handlungsweiſe Einfluß, ja ſogar auf unſre Empfindungen. Wir unterwerfen uns ihm!“

„Leider!“ ſagte der Freiherr, „und die beſten Menſchen ſind oft mehr Fürſt, Edelmann, Bürger, oder was ſie eben ihrem Stande nach ſind, als reine Menſchen.“

Dreihundert ein und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Kunde von der Verlobung des Grafen Strahl war auch bis zu Käthchen gedrungen, und von Stund an bat ſie ihren Vater inſtändig, ſie in das Kloſter zu bringen. Vergebens bat und beſchwor er Käthchen, bei ihm zu bleiben, und ihm ſein Alter zu verſüßen; ſie erwiederte ſanft: „Vater, ich kann nicht bei Euch bleiben, laßt mich im Kloſter Ruhe für mein bewegtes Herz ſuchen, es iſt beſſer, Du weißt mich betend hinter Kloſtermauern, als daß Du Tag für Tag mein weinend Antlitz ſchauſt.“

Der Vater mußte ſich endlich fügen und ihr eine Stelle im Kloſter ausmachen. Im ganzen Gaue hieß es: „das Käthchen von Heilbronn geht in's Kloſter, der arme Vater!“

Auch der Graf Strahl vernahm es, und ſprach leiſe: „Käthchen geht in's Kloſter, Gottlob!

Adelgunde, des Grafen Verlobte, hatte auch von der Schönheit der Jungfrau gehört, die ſogar die ihre übertreffen ſollte, und auch ſie ſprach: „Gottlob!“ und lächelte ſpöttiſch.

Doch während das Fräulein ſo ſtolz und glücklich war, hatten ſich mehrere Ritter, welche ſie erſt angezogen, und dann wieder abgewieſen, vereinigt, um Rache zu nehmen, und ihr Schloß bis auf den Grund zu zerſtören, ſie ſelbſt aber als Gefangene hinweg zu führen.

Im dichten Walde verborgen, wollten ſie die Nacht zu ihrem Angriff erwarten, und unterhielten ſich, ohne Lauſcher zu fürchten, von ihren Planen.

Das Käthchen, auf dem Wege nach dem Kloſter begriffen, ruhte im Schatten der Bäume, unweit der Verſchworenen, und hörte Alles. Eilends erhob ſie ſich, theilte ihrem Vater, der mit ihr war, nur kurz mit, was ſie vernommen, und flog mehr, als ſie ging, auf das nahe Schloß des Fräuleins. Ihre erſte Frage war nach dem Grafen, und kaum hatte ſie erfragt, wo er ſey, ſo eilte ſie in ſein Zimmer, ihn zu warnen.

Der Graf ſaß eben recht mißmuthig da, und ſchalt ohne Grund, übelgelaunt, ſeinen Leibknappen, da ging die Thüre auf, und das Käthchen ſtand da und bat dringend um Gehör.

Der Graf ließ ſie hart an: „Dirne, was willſt Du hier? hab' ich Dir nicht verboten, Dich nicht mehr vor mir blicken zu laſſen? Verlaſſe augenblicklich dieſes Schloß, ſonſt wehe Dir!“

Doch das Mädchen ließ ſich nicht abweiſen, und theilte dem Grafen Alles mit, was ſie gehört. Dieſer rüſtete ſich ſogleich und gab die nöthigen Befehle zur Vertheidigung der Burg, ſo daß der Feind wenig ſchaden konnte, aber das Schloß ſteckte er an, ehe er ſich zurückzog.

Das Fräulein, die Mutter des Grafen und andre Frauen, welche bei der Braut zum Beſuche waren, flohen eilig aus dem Schloſſe, der Graf, welcher keinen Feind zu bekämpfen hatte, leitete die Löſchenden an.

Käthchen folgte ihm überall, ihm bald Schwert und Helm, bald Waſſer reichend, und das Fräulein ſah mit heimlichem Zorn, wie beſorgt ſich heute der Graf für das Mädchen zeigte. Sie äußerte laut den Wunſch, ein Bild aus dem Schloſſe zu haben, und ſogleich ſtürzte ſich Käthchen in das brennende Gebäude und brachte das Bild.

Und noch ein Futteral mit Papieren begehrte das Fräulein, und wieder wagte Käthchen den Gang.

Doch als ſie nicht wieder kam, und die Flamme immer weiter vordrang, da bot der Graf Gold über Gold für ihre Rettung, und wollte verzweifeln und hinein in das brennende Gebäude. Jetzt ward Käthchen am Fenſter des Erkers ſichtbar, um ſie her zuckten Flammen, die Stützen unter ihr wichen der verzehrenden Gluth, da ſprang Käthchen aus dem Fenſter, die Arme des Grafen fingen ſie auf, und über ihr ſchwebte ein ſchützender Engel.

Dreihundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Das Käthchen von Heilbronn ward jetzt geprieſen von allen Zungen, die Gräfin Strahl klagte laut, daß dieſe reine, treue Jungfrau nur eines Bürgers Tochter ſey. Der Graf ſuchte ſie nach dem Brande überall vergebens, er wußte nichts von ihr, als daß ſie lebte. Fräulein Adelgunde war höchſt erzürnt über den Antheil, den ihr Verlobter an dem Mädchen nahm, ſie vergaß ſogar darüber, daß der Feind ſich wohl zurückgezogen habe, aber nicht zurückgeſchlagen ſey.

Wirklich machte der Feind den andern Tag noch einen Angriff auf das Schloß, wurde aber vom Grafen Strahl zur Flucht geſchlagen.

Kaum befand ſich der Graf auf dem Kampfplatze, vielleicht in Gefahr, ſo fand ſich auch ſchon das Käthchen ein, immer ſo nahe als möglich um die Perſon des Grafen. Um den Feind heftiger verfolgen zu können, mußte der Graf über einen Bach, Käthchen blieb am Ufer zurück, da ſchien es ihr, als ſey ihr hoher Herr verwundet, und pfeilſchnell durchſchritt ſie den Bach, und eilte hin zu ihm, den ſie friſch und rüſtig kämpfend fand.

Der Graf hatte mit dem Feinde vollauf zu thun, Käthchen dachte gar nicht daran, daß ſie Schutz bedurfte, was aber Gottſchalk nicht vergaß, der immerdar dem Mädchen ſchützend zur Seite ſtand.

Nach einigen Stunden kehrte der Graf als Sieger heim, ſeine erſte Frage, als er in das Schloß kam, war die, nach Käthchen. Niemand hatte ſie geſehn, und das Fräulein bezeigte dem Grafen ihre Empfindlichkeit über ſeine Sorge um die Dirne.

Da rief der Graf zürnend: „Fräulein! ohne das Käthchen von Heilbronn wäre Euer, jetzt größtentheils gerettetes Schloß in des Feindes Beſitz, oder ein Aſchenberg, Ihr vielleicht in ſchmählicher Gefangenſchaft, um Eure launiſchen Wünſche zu erfüllen, ſtürzte ſich das Mädchen, das Leben wagend, in die Flammen, einzig, weil es mir ergeben und Ihr meine Braut ſeyd, das hättet Ihr, beim ew'gen Gotte, wohl nicht gethan.

Das Fräulein, ſtatt zu bereuen, ſchlug eine Lache auf, und wandte ihm ſtolz den Rücken.

Der Graf murmelte, indem er das Zimmer verließ: „Adelgunden hätte wohl kein Cherub beſchützt, wie das fromme Käthchen.“

Als Eduard ſchwieg, wollten die Damen den Grafen wegen ſeiner Kälte gegen Käthchen ſchelten, aber er bat lächelnd: „ich bitte, ſparen Sie Ihre Kritik über ihn bis zum Ende meiner Erzählung auf.“ „Es freut mich nur,“ ſagte der Caplan, „daß die Damen das Käthchen lieben, als reine Frauen müſſen ſie es ja, und ich habe mich immer geärgert, wenn ich es mit anhören mußte, wenn Damen zweifelhaft waren, ob ſie das Käthchen von Heilbronn zu den naiven, ſchwärmeriſchen, verzauberten oder frechen Frauenzimmern zählen ſollten, und das Letzte hat mich am meiſten geſchmerzt.

Dreihundert drei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Abend ſenkte ſich mild und lieblich auf die Flur, der Graf ſtand an dem hohen offenen Bogenfenſter, ſchaute hinab in das herrliche Thal, was er ſein nannte und ſeufzte.

Da trat Gottſchalk zu ſeinem Herrn und ſprach: „mit Gunſt, geſtrenger Herr Graf, verzeiht mir, wenn ich irre, aber ich meine, Fräulein Adelgunde“ — und der Graf unterbrach ihn unwillig: „ſchweig, ſchweig!“

„Herr, das Käthchen“ —

„Wo iſt ſie?“

„Ich meine, Eure Braut, Herr Graf, hat keinen guten Lohn für das Mädchen in Bereitſchaft, und“ —

„Wo iſt Käthchen?“

„Sie wird wohl ſitzen, wo ſie oft zu verweilen pflegte, wenn ſie in dieſen Tagen nicht um Euch war, zwiſchen Eurer Braut Schloſſe und der Strahlenburg, unter dem Hollunderſtrauch.“

„Sattle!“ herrſchte der Graf, und ſprengte eilends über die Zugbrücke.

Und er fand das Käthchen ſchlummernd, hold in ſich geſchmiegt, die zierlichen Strümpfchen, die der Bach beſpült hatte, in den Zweigen des Hollunderſtrauches aufgehangen. Ihre Lippen regten ſich, es ſchien ihm, als ſpreche ſie im Traume, und ſchnell fiel es ihm ein, daß es Menſchen giebt, welche ſchlummernd, wenn man ſie darum befragt, die geheimſten Gedanken ihrer Seele verrathen, und leiſe legte der Graf ſeine Hand auf Käthchen's Herz, und fragte: „Wer ſteht jetzt vor Dir?"

„Du, mein hoher Herr!"

„Liebſt Du mich?"

„Ueber Alles!"

„Warum folgſt Du mir überall hin?"

„Mein hoher Herr, das weiß ich nicht, aber ich muß!"

„Glaubſt Du, daß ich Dich liebe?"

„Ja, ſo gewiß ich an Gott glaube!"

„Aber ich habe Dich ja ſo oft hart von mir gewieſen."

„O, Du liebſt mich doch, mehr als Du Dir ſelbſt ſagſt!"

„Wie lange kennſt Du mich?"

„Künftigen Sylveſterabend zwei Jahre!"

„Käthchen, beſinne Dich, ich war ja erſt am Abend vor Pfingſten in Deines Vaters Werkſtatt."

„Ja, aber ich ſah Euch am Sylveſterabend im Traume, Ihr ſtandet in meiner Kammer, und wie ich eben vor Euch nieder fallen wollte, ſprechend: mein hoher Herr! da kam die Magd mit Licht, und Ihr waret verſchwunden."

Da erinnerte ſich der Graf, daß er an dieſem

Sylveſterabend, ſchwer krank darnieder liegend, ein ähnliches Geſicht gehabt habe, Käthchen ſelbſt hatte er erblickt, und ein Engel, welcher zu ihren Häupten ſchwebte, ihm zugeflüſtert: „die wird Dein Weib, ſie ſelbſt des Kaiſers Tochter!“

„Heilige des Himmels:“ rief der Graf, Käthchen erwachte.

Sie warf ſich vor ihm nieder, und bat um Verzeihung, daß ſie noch ſo nahe der Strahlenburg verweile. Er aber nahm ſie mit ſich auf ſein Schloß, beſchwor ſie, nichts zu genießen, was nicht Gottſchalk ihr reiche, und übergab ſie ſeiner Mutter. Darauf ließ er ſatteln, und ſprengte mit verhengtem Zügel nach Heilbronn, ſein Gefolge hinter ihm her.

Dreihundert vier und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als der Graf vor dem Hauſe des Waffenſchmidts hielt, kam ihm Meiſter Friedeborn mit kummervollem Geſicht entgegen, denn er hatte wieder Boten nach ſeinem Käthchen ausgeſandt. Der Graf rief ihm freundlich zu: „Zürnet mir nicht, Meiſter, ſondern laſſet mich allein in Euerm Gemache mit Euch ſprechen, und als er ſich allein mit dem alten Manne befand, bat er ihn feierlich um die Hand ſeiner Tochter. Da faltete der Mann die Hände und ſprach: „Herr, Deine Wege ſind wunderbar! So wiſſet denn, was vor Euch noch Keiner erfuhr, daß Käthchen, obgleich ich ſie liebe, wie mein eigenes Kind, nicht meine Tochter iſt.“

„Vor Jahren, als ſie noch in den Windeln lag, und mein eigenes Töchterlein eben verſchieden war, ward mir Käthchen von einem Rittersmann übergeben. Ihre Mutter war todt, ihres Vaters Namen erfuhr ich nicht, aber ſchwören mußt' ich, ſie gut zu halten, und ſie nicht eher zum Altar zu geleiten, bevor nicht der Kaiſer ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben.“

„Wie mein eigenes Kind habe ich ſie geliebt, und jetzt, Herr Graf, laſſet mich auch die zweite Hälfte meines Schwures halten, laſſet uns zu dem Kaiſer gehen.“

Der Graf willigte ſogleich ein, und der Meiſter Friedeborn ſchickte ſich zur Reiſe an.

Ehe ſie aber ihre Reiſe antraten, hielt ein ältlicher, hoher Mann auf ſtolzem Roß, umgeben von zahlreichem Gefolge, vor der Schmiede, ließ den Schmidt herausrufen, und fragte nach dem Kinde, welches ihm vor ſechzehn Jahren übergeben worden ſey. Friedeborn erwiederte: „die Jungfrau befindet ſich bei der Frau Gräfin Strahl, Ihr aber müſſet des Kaiſers Abgeſandter ſeyn, daß Ihr von ihr Kunde habt!“

„Das bin ich, und komme, ſie mit einem edlen Ritter zu vermählen, in des Kaiſers Namen komme ich."

Da fuhr der Graf heftig auf: „auch ich werbe um die Jungfrau, und Niemand, als der Kaiſer ſelbſt — ja ſogar dieſer nicht, ſoll ſie mir entreißen."

Da lächelte der alte Ritter, und ſprach: „der Kaiſer mag entſcheiden, aber vergönnt mir, daß ich mit den Meinen auf der Strahlenburg einſprechen darf, die Jungfrau zu ſehen."

Der Graf willigte höflich ein, und ſie ritten nach der Strahlenburg, der Fremde immer neben Friedeborn, und im eifrigen Geſpräche mit ihm.

Dreihundert fünf und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als ſie auf der Strahlenburg ankamen, fragte der Ritter ſogleich nach Käthchen, und als das Mädchen vor ihm erſchien, rief er bewegt: „wie gleicht ſie ihrer Mutter, o Katharina!" und er hieß Alle hinausgehen, bis auf Theobald und Käthen, und weinte ſehr.

Darauf ging der Ritter zur Gräfin, und ſprach lange mit ihr, und als er ſie verlaſſen, ließ die Gräfin die Schloßkapelle ſchmücken, durch das ganze Schloß verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer ſey da, und der Graf werde noch heute vermählt, und der Graf und ſeine Vaſallen und die Dienerſchaft legten Feſtgewänder an, und das Fräulein Adelgunde ſchmückte ſich auch, obgleich ihr Niemand etwas angeſagt hatte. Keine Seele im Schloſſe dachte mehr an ſie, als Gottſchalk, der den vergifteten Trank an einem Hunde erprobt hatte, den Fräulein Adelgunde dem Käthchen geſchickt hatte, und der zum Glück in des Knappen treue Hände kam.

Im Ahnenſaale des Schloſſes ward ein Thronhimmel aufgerichtet, die Gräfin, Ritter und Edle, und die Damen der Gräfin verſammelten ſich da, und der Kaiſer in reicherer Kleidung trat mit Meiſter Friedeborn herein, und nahm unter dem Thronhimmel Platz, und Fräulein Adelgunde erſchien, ſtolz auf den hohen Brautführer, und wie ſie ſich umſchaute, fiel ihr Blick auf eine überirdiſch ſchöne Erſcheinung. Käthchen trat ein, im blendend weißen Gewande, Edelknaben trugen ihr die Schleppe, und ſie blickte ſich verwundert um. Da ſtand der Kaiſer auf vom Throne, ging ihr entgegen und ſprach: „Sehet hier meine Tochter, Katharina von Schwaben, die ich jetzt mit dem edlen Grafen von Strahl vermähle, welcher ſie geliebt und zur Ehe begehrt, als er ſie noch für des Waffenſchmidts Tochter hielt.“

Dreihundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

Eduard befand ſich bei dem Freiherrn, welcher ihn mit ſeinem frühern Leben bekannt machte.

Der Maler ward von den Uebrigen, welche ſich um die Freifrau verſammelt hatten, gebeten, etwas zu erzählen.

Er ſagte, „hat uns Eduard jetzt eine durchaus deutſche Sage erzählt, die den Charakter unſers Vaterlandes trägt, ſo will ich Ihnen jetzt ein Mährchen mittheilen, welches Sie nach Irland führen, und den Charakter und das Leben der Irländer veranſchaulichen ſoll.“

Die Hexe von der Scollough-Schlucht.

In dem fruchtbaren Thale der Grafſchaft Wexford, welches von dem Leinſtergebirge gebildet und überſchattet wird, lebte ein Mann, Namens **Dickſon**, welcher ſich vor mehreren Jahren in der dortigen Gegend einen furchtbaren Ruf erwarb.

Alexander Dickſon hielt einen großen Meierhof von einem Edelmann in Pacht, welcher ſich im Beſitz des Schloſſes und der Güter befand, die einſt in Folge bürgerlicher Kriege ſeinen Vorfahren entriſſen waren. Dickſon war ein **Katholik**, und fand daher bei den Geſetzen keine Hülfe; obwohl er Familiendocumente beſaß, welche die frühern Grenzen ſeiner Beſitzungen, wie ſie vor Cromwell's Einfall geweſen waren, genau angaben, und zugleich den Hergang der gewaltſamen Beraubung geſchichtlich erwieſen. Die Landesgeſetze, unter denen er lebte, hatten nun einmal dieſem Staatsraube die Beſtätigung ertheilt, und während ſie ihm ſein Daſeyn zu friſten geſtatteten, entehrten ſie ſein Leben durch drückende Zwangsverordnungen, und erniedrigten ſeine Perſon durch ausſchließende Verfügungen. Ein ſolcher Mann konnte unmöglich einen Landesherrn lieben, der ſolche Geſetze genehmigte, noch auch treuen Gehorſam gegen eine Regierung hegen, die ihn zur Armuth herabdrückte, und durch kränkende Verordnungen ihn außer Stand ſetzte, ſich Reichthum und Ehrenſtellen zu erwerben. Jeden Morgen, wenn er aufſtand, erblickte er die Thüren der ehrwürdigen Heimath ſeiner Ahnen, und jeden Abend mahnte ihn der Klang der Schloßglocke, daß wieder ein Tag in Ungerechtigkeit gegen ihn dahin gegangen; jeder Berg, der ſein Rieſenhaupt in der Nähe erhob, erſchien ihm als ein Grenzmal ſeiner Rechte, und jede neue Sonne, die auf's Thal ſchien, erinnerte ihn daran, daß ſie Gefilde beſtrahle, die eigentlich für ihn Erndten tragen ſollten.

Dreihundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens).

Mit ſolchen Gedanken vertraut, mußte Alexander Dickſon natürlich für die Verſprechungen ſehr günſtig geſtimmt ſeyn, welche die vereinigten Irländer bei dem letzten großen Volksaufſtande allen denen machten, die zu ihnen übertreten würden, und voll Begeiſterung ging er auf ihre republikaniſchen Pläne ein, unterſtützte eifrig ihre Sache, und war faſt einer der Erſten, die in dieſem Theile des Landes ſich für den Hochverrath erklärten, ja, er verbreitete, durch ſeine Lage begünſtigt, ſeine Geſinnungen weit ſchneller, als irgend ein anderer Neugeworbener.

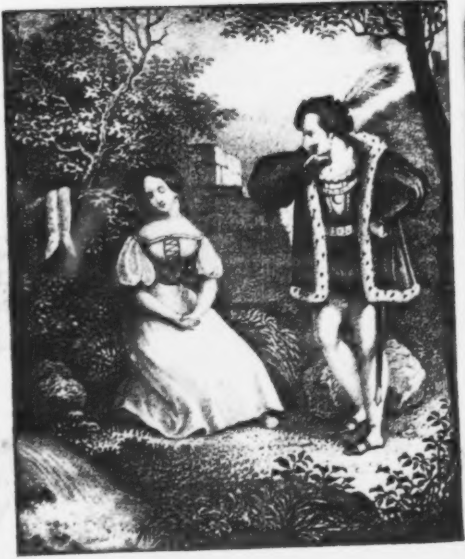
Er war Vater von ſechs baumſtarken, für die Liebe des Vaterlandes glühenden Söhnen, die durch Entbehrungen an Ertragung des härteſten Ungemachs gewöhnt und durch ihren Körperbau, wie durch ihre Erziehung zu den kühnen Unternehmungen tüchtig waren.

Dieſe Männer vereinigten bald ihre eignen Bemühungen mit denen ihres Vaters, und leiteten das Feuer des Aufruhrs nach allen Richtungen hin.

Allein die Verbreitung des Aufſtandes ward auch noch durch eine andere Hülfsquelle von großem Einfluß bedeutend gefördert. Dickſon hatte nämlich zwei Töchter, die, obwohl ſehr verſchieden in ihrem Weſen, dennoch hoffend, dadurch zu Rang und Anſehn zu gelangen, begeiſtert in alle Aufruhrpläne eingingen. Die ältere, Margarethe, war eine von jenen merkwürdigen Erſcheinungen, die mehr in Verwunderung ſetzen, als anziehen. Sie war von ſchlankem, doch nicht übermäßig hohem Wuchſe, eine Geſtalt von anmuthiger Bildung und dem ſchönſten Ebenmaße, aus deren Augen eine romantiſche Wildheit, dichteriſche Begeiſterung, mehr männlicher Verſtand, als weibliche Bildung hervorſtrahlte. Ihr Geſicht war keines von den ſchönſten; aber es lag darin ein gewiſſer Zauber, der auf Jeden beim erſten Anblick den tiefſten Eindruck machte, — nämlich ein Zug von ſinnender Schwermuth und von Nachdenken.

Die jüngere Schweſter, Amelia, hatte eines von jenen Geſichtern, wie man ſie hundertmal im Leben wiederfindet und die ſich durch nichts auszeichnen; ſie war weder ſo hübſch, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, noch ſo häßlich, um zurückzuſtoßen. Dafür war aber ihr Gemüth voll Gefühl, Güte und Wohlwollen, und die Liebe konnte eben ſo leicht ſich in ihr eine immerwährende Wohnung, als der Gram in ihr ſich ein ewiges Grab bereiten.

VI. Bdch. II. Abth.



Das Käthchen von Heilbronn.

Abendländische
Tausend und eine Nacht
oder
die schönsten Mährchen und Sagen
aller
europäischen Völker.
Zum ersten Male gesammelt
und neu bearbeitet
von
J. P. LYSER.
Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

1s Bändchen 2. Abtheilung

Meissen
bei F. W. Goedsche

laſſen möchte, um des Einen oder des Andern Hausfrau zu werden.“

Und der Vater ließ ihr freien Willen; aber die Freier zürnten ihr darum nicht, und ein Jeder ſagte nur ſeufzend: „Wer wird der Glückliche ſeyn, welcher einſt das Käthchen von Heilbronn heimführt?“

Das Käthchen aber war ſeit einiger Zeit ſo nachdenklich geworden, daß es Allen im Hauſe, beſonders aber dem Vater auffiel. Sie redete oft mit ſich ſelbſt, dann ſaß ſie wieder wie träumend da, und fuhr erſchreckt auf, wenn Eines zu ihr ſprach. Auf die Frage des Vaters: „Kind, was iſt Dir?“ entgegnete ſie ſelig lächelnd: „Ach Vater, weiß ich's doch ſelbſt nicht.“ Der Vater aber merkte, daß ihr verändertes Weſen am Neujahr begonnen habe.

Als am Abend vor dem Pfingſtfeſt Meiſter Friedeborn eifrig arbeitend in ſeiner Werkſtatt ſaß, hielt ein Reiter auf einem ſtattlichen Schimmel vor der Schmiede, ſtieg ab vom Roſſe, und der Meiſter erkannte in dem edlen Ritter, welcher zu ihm trat, den Grafen Friedrich von Strahl.

Er begrüßte den Meiſter und bat ihn, ihm die Schiene, welche an ſeiner Rüſtung vom ſcharfen Ritt zerſprungen ſey, wieder herzuſtellen, und als ſich der Waffenſchmidt bereitwillig bezeigte, nahm er Helm und Rüſtung ab, und ſetzte ſich nieder, leutſelig mit Friedeborn plaudernd, welcher den hohen Grafen wohl kannte, obgleich er ſeit Jahren nicht in ſeine Schmiede gekommen war.

Fröhlich ließ er durch den Lehrbuben dem Käthchen ſagen, es ſolle Wein und Becher bringen, und obgleich ein andrer Ritter jetzt an nichts gedacht haben würde, als: „das Käthchen kommt!“ ſo brachte bei dem Grafen von Strahl ihr Name doch gar keinen Eindruck hervor, denn der Graf war, obgleich edel und leutſelig, doch viel zu ſtolz, um darauf zu hören, wenn andre Edle das Bürgermädchen rühmten; er pflegte zu ſagen: „Zur Gemahlin eines Ritters iſt ein Bürgermädchen zu gering und zum Scherzen zu gut.“

Hier hielt der Erzähler inne und verſprach morgen die Fortſetzung.

Dreihundert vier und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Käthchen that, wie der Vater befohlen, und trat ein mit der ſilbernen Credenzplatte, auf welcher ſich der Krug mit Wein und zwei Becher befanden.

Sie verneigte ſich ſittig vor dem Grafen; doch als dieſer ſich umſchaute und ſie in ſeine großen blauen

Augen blickte, ließ ſie Platte und Geſchirr fallen und ſtürzte mit gekreuzten Armen und dem Ausrufe: „mein hoher Herr!“ zu des Grafen Füßen.

Der Graf trat erſchreckt einen Schritt zurück und rief unwillig aus: „Was iſt der Dirne?“ — Als aber Käthchen zu ihm aufblickte, erglühend wie die weiße Roſe im Morgenſtrahl, da blieb er wie angewurzelt ſtehen, und ſagte, auf ſie deutend, von der Reinheit des Mädchens gerührt: „Jungfrau, Friede ſey mit Dir!“

Meiſter Friedeborn trat hinzu, Käthchens Ungeſchick zu entſchuldigen; das Mädchen hörte, verſunken in des Grafen Anſchauen, den Vater nicht, und dieſer lächelte nur.

Käthchen entfernte ſich, und der Graf fragte noch einmal: „Was iſt der Dirne? pflegt ſie bisweilen ſo zu ſeyn?“ Der Vater verneinte, und der Graf lächelte noch einmal.

Sein Harniſch war fertig, der Graf legte ihn wieder an, und Gottſchalk, ſein Knappe, führte den Gaul des Grafen vor. Doch in demſelben Augenblicke, als derſelbe auf das Roß ſtieg und davon reiten wollte, öffnete ſich im zweiten Stockwerk der Schmiede ein Fenſter, und mit dem Ausrufe: „mein hoher Herr!“ ſtürzte ſich Käthchen aus dem Fenſter auf das Straßenpflaſter zu den Füßen des Grafen nieder.

Jammernd kamen Meiſter und Geſellen und die treue Magd heraus auf die Straße, ihr todtes Käthchen zu holen. Käthchen lebte noch, ſchlug die Augen auf, aber ihre Glieder waren gelähmt, ihre Füße gebrochen.

Der Graf ſaß noch unbeweglich auf ſeinem Roſſe, und als ſie die Augen aufſchlug, flüſterte er: „Sie lebt, den Heiligen Dank!“ Und als Käthchen in das Haus getragen ward, warf er der Magd eine ſchwere Börſe zu, mit den Worten: „Zu Käthchens — zu der Jungfrau Pflege!“

Dann ſprengte er erröthend davon, und murmelte verdrüßlich: „Ich Thor, als ob das Leben eines ſolchen Mädchens zu bezahlen wäre.“

Meiſter Friedeborn ſandte ſogleich nach dem berühmteſten Heilkundigen, den er nur immer wußte. Als dieſer kam, lag Käthchen im Fieber; aber immer ſprach ſie vom Grafen Strahl, welcher ihr Engel ſey, den ſie ſchon lange kenne und im Herzen trage, dem ſie ihr ganzes Leben weihen wolle, daß der alte Vater ganz erſtaunt und betrübt wurde.

Dreihundert fünf und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Begierig, mehr von dem lieblichen Käthchen zu hören, ſammelten ſich dieſen Abend Alle um Eduard, welcher in ſeiner Erzählung fortfuhr:

Vier Wochen waren verſtrichen, da kam eines Tages der Graf von Strahl mit ſeinem Knappen vor die Schmiede geritten, und als er hörte, daß die Jungfrau wieder geſund ſey, ſprach er lächelnd: „das freut mich!“ und ſprengte luſtig davon gen Worms.

Als Käthchen erfuhr, daß der Graf nach ihr gefragt, lächelte ſie ſtill vor ſich, und flüſterte: „das wußt' ich wohl, daß er nach mir fragen würde;“ dann ſchloß ſie die Augen und ſprach kein Wort mehr.

Am andern Morgen war Käthchen aus dem Hauſe ihres Vaters verſchwunden und ward vergebens geſucht, und die Magd kam endlich zögernd herbei und bekannte, ſie habe früh das Käthchen aus dem Gemache heraustreten ſehen, ihr Bündelchen unter dem Arme, und habe gefragt: „Jungfer, wo wollt Ihr hin?“ und ſie ſey eilig die Treppe hinabgegangen, mit den Worten: „Nach Worms, zu meinem hohen Herrn, dem Grafen von Strahl; Gott helfe mir, ich kann nicht anders!“ und die Magd habe nicht gewagt, ſie aufzuhalten, weil ſie das Käthchen ſo liebe und wohl wiſſe, daß ſie nichts Böſes thun könne.

Meiſter Friedeborn war außer ſich über des Töchterleins Entweichen, und ſandte Boten nach Worms, und machte ſich ſelbſt auf, ſein Käthchen zu holen. Als er nach Worms kam, fand er ſie bei dem Grafen Strahl, aber nicht in ſeinem Gemache, im Pferdeſtalle ſaß ſie, und als ſie den Vater ſah, fiel ſie ihm um den Hals, bat ihn um Verzeihung, daß ſie von ihm gegangen, und ſprach, die Hände auf das Herz legend: „Glaubt mir, mein Vater, ich wäre nimmer von Euch gegangen, wenn ich nicht mit dem Grafen ziehen müßte!“ Friedeborn ſah ſein Kind betrübt an, ſchüttelte wehmüthig den Kopf und ſprach: „Käthchen, armes Käthchen, mit dem Grafen kannſt Du nicht ziehen; ich bin gekommen, Dich heimzuholen.“ Da bat ihn das Mädchen, es hier bei dem hohen Herrn zu laſſen, und als der Vater heftiger in ſie drang, ihm zu folgen, wandte ſie ſich ängſtlich von ihm ab, und ſchrie, auf den Grafen zueilend, welcher eben die Stiege herabkam: „Mein hoher Herr, ſchützt mich vor meinem Vater; laßt mich nicht von Euch!“ Der Graf ſah das Mädchen ſtaunend an, und ſprach: „Käthchen, Du mußt dem Vater folgen, bei mir kannſt Du nicht ſeyn!“

Sie aber bat ihn ſo lange, bis der Graf befahl: „Du gehſt mit Deinem Vater!“

Da nahm ſie ihr Bündelchen, flüſterte unter Thränen: „Ihr wollt es, Gott ſegne Euch. — Ach, Ihr thut es nur des Vaters wegen, daß Ihr mich von Euch ſtoßt!“ — und ging nun ſtill und gehorſam mit dem Vater heim.

Der alte Mann wollte ſie ſchelten; aber als er in ihr klares Auge geſchaut hatte, vermochte er es nicht, und ſagte nur: „Mein armes Käthchen!“

Dreihundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Das Käthchen war nun wieder daheim, aber ihr Frohſinn war nicht mitgekommen. Traurig ſaß ſie in ihrem Gemache, verſchmähte Speiſe und Trank, und weinte Tag und Nacht. Jeden rührte des Käthchens Leid, Keiner ſah ſie wegen ihrer Flucht nur mit einer ſcheelen Miene an; wie konnte das Käthchen geſcholten werden, war es doch nun wieder da, Heilbronns Zierde und größter Schmuck.

Der Vater umfing ſie mit doppelter Liebe; da lächelte ſie, aber durch Thränen; denn des Nachts träumte ſie von dem Grafen Strahl, und am Tage dachte ſie mit Sehnſucht ſein.

Da kam auf einmal Kunde von einem großen Turnier, welches zu Mannheim ſtatt haben ſolle und an dem Edle des Landes Antheil nehmen würden, und das Käthchen dachte: „der Graf Strahl iſt wohl auch dabei,“ und verließ wieder des Vaters Haus, und ging mit ihren zarten Füßchen nach Mannheim, wo ſie auch den Grafen fand.

Sie ging ſogleich zu ihm; doch als er ſie hart anließ wegen ihres abermaligen Kommens, ging ſie leiſe und demüthig aus dem Zimmer und hinab in den Stall;

dort bettete ſie ſich zu den Füßen ſeines Leibroſſes, und wuſch und nähte für den Grafen, wie eine Magd.

Da trat des Grafen alter Leibknappe, welcher Käthchen wie ein Vater liebte, zu ihr, ſprechend: „Wie mögt Ihr doch Euer weiches Lager in des Vaters ſchmuckem Hauſe verlaſſen, um hier auf Stroh im Stalle zu ruhen, der ſolcher Jungfern Gemach doch nicht iſt! Ei, Käthchen, was wird man von Euch denken? Das Käthchen von Heilbronn bei den Pferden? Da Euch der Graf hart anfährt und von ſeiner Thüre wieß?“

Die Jungfrau lächelte, und ſprach: „Laß mich nur, alter Gottſchalk; ich thue nur, was ich thun muß; Du wirſt mich nicht ändern, und kein Menſch auf der Welt!“

Der Graf war unwillig über ſie und beſorgt; er ſandte ſie mit ſeinem Knappen dem Vater heim, und ließ ihm ſagen: „Er ſolle ſein Mädchen beſſer hüten, es ſey voll Träumereien und gar ſeltſam;“ und Friedeborn nahm ſie ohne Vorwurf auf; aber Käthchen weinte wieder Tag für Tag.

Dreihundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als Graf Strahl von Mannheim auf ſein Schloß am, bewillkommnete ihn ſeine Mutter mit kummervoller Miene.

Er fragte liebevoll nach der Urſache ihres Kummers, und ſie entgegnete: „Wie ſoll ich mich nicht betrüben, wenn mein Sohn, bisher die Blume der Ritterſchaft, eines Bürgers Tochter mit ſich herumführt, ja mir wohl endlich gar das ungeſittete Bürgermädchen als Tochter in das Schloß bringt, deſſen Frauen bis auf den heutigen Tag nur aus den edelſten Geſchlechtern entſproſſen ſind?“

Der Graf lächelte ſchmerzlich, und antwortete: „Fürchtet nicht, edle Mutter, daß Euer Sohn unritterlich handeln wird. Ich habe weder das Mädchen mit mir herumgeführt, noch gedenk' ich es zu meiner Hausfrau zu erheben; obgleich das Käthchen von Heilbronn alle Edelfräuleins an Unſchuld und Schönheit übertrifft, und ich weinen möchte, daß es kein adeliges Fräulein iſt. Scheltet mich, Mutter, daß ich, obgleich ein mächtiger Graf, bisweilen von dem Wieſenblümchen träume; das Mädchen aber ſcheltet nicht; es iſt engelrein, und mir gefolgt, wie das Kind aus Herzenstrieb der Mutter folgt.“

Die Gräfin ſchwieg von nun an über das Mädchen; aber ſie bat ihren Sohn, ſo oft ſie Gelegenheit fand, ſich bald mit einem ſchönen, edlen Fräulein zu vermählen, was ihr der Graf auch endlich verſprach, um ſie zu beruhigen.

Eines Tages, als der Graf auf ſeinem Wege zu einem Freunde, Heilbronn vor ſich liegen ſah, ſprach Gottſchalk, welcher hinter ſeinem Herrn ritt: „Mit Gunſt, Herr Graf, ſollte nicht das Käthchen von Heilbronn wieder kommen?“

„Schweig Du Narr, die Dirne wird nicht immer ſo toll ſeyn.“ ſagte der Graf unwirſch und ritt um die Stadt herum, damit er das Mädchen vermiede.

Er hatte aber kaum die Stadt hinter ſich, ſo ſah er auch ſchon das Käthchen vor ſich hergehen.

Er that, als ob er ſie nicht bemerkte, und ritt doch unwillkührlich langſamer. Wie nun die Nacht hereinbrach, und der Graf dichten Wald vor ſich erblickte, dachte er daran, was aus der Jungfrau werden ſolle, und rief ihr in rauhem Tone zu: „Was ſchaffſt Du hier?“

Da kreuzte das Mädchen die Arme über die Bruſt, und ſagte mit ſolcher Innigkeit: „Herr ich wollte Euch ſehn!“ daß er kein Wort hervorbringen konnte, und als er nach einer Pauſe fragte: „Woher wußteſt Du, daß ich hierher kommen würde?“ entgegnete ſie ſanft: „Mein hoher Herr, ich weiß alle Zeit, wo Ihr ſeyd!“

Da wandte der Graf ſein Roß und ritt langſam nach Heilbronn zurück, und hieß dem Gottſchalk das Mädchen mit auf ſein Pferd nehmen, und als ſie die Stadt erreicht hatten, befahl der Graf dem Käthchen abzuſteigen und heimzukehren zum Vater, und als ſie trübſelig dem Gebote folgte, ſprengte er mit ſeinem Knappen wieder fort.

Dreihundert acht und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Morgenſtrahl beleuchtete die Gegend, die Lerche ſang ihr Frühgebet, die Menſchen ſchliefen noch in ſanfter Ruh, als der Graf von ſeinem Streifzuge mit Gottſchalk heimkehrte.

„Was ſchimmert denn Weißes vom Burgthor herab?“ ſagte der Graf zu dem Knappen, und näher kommend, erkannte er einen weißen Zettel, mit der Ladung, vor der heiligen Vehme zu erſcheinen.

Der Graf wollte auffahren, und rief zornig: „Was wollen ſie von mir? Meinem tadelloſen Wandel kann's nicht gelten, denn ich denke von den Untugenden der Ritter keine zu haben. Soll ich etwa einen Zeugen ab=

geben? Ich miſche mich in fremde Händel nicht, und macht mich der Zufall zum Zeugen, ſo bleib' ich nicht ſtumm, gilt es, einen Unterdrückten zu retten, ja, ich ſchlage wohl auch mit dem Schwerte drein; aber ein Verräther bin ich nicht!"

Da gedacht' er ſeiner Mutter und daß die Vorladung ſie mit Angſt erfüllen würde, und ſchnell riß er den Zettel ab, gebot Gottſchalk zu ſchweigen, und nahm ſich vor, um Mitternacht ſich auf dem beſtimmten Platze einzufinden.

Der Graf ließ auch nicht auf ſich warten; geduldig ließ er ſich die Augen verbinden, und folgte ſeinen Führern in das unterirdiſche Gemach. Hier ward dem Grafen die Binde abgenommen, und zu ſeinem nicht geringen Staunen erblickte er als Kläger vor ſich den Meiſter Theobald Friedeborn aus Heilbronn.

Schon wollte der Angeklagte den Mund zur Frage öffnen, doch der Meiſter der Vehme kam ihm zuvor, indem er zu Friedeborn ſprach: „Und weſſen klageſt Du hier den Grafen von Strahl auf Strahlenburg an?"

Der alte Mann ſprach bewegt: „Ich klage den Grafen Strahl der gottloſeſten Zauberei an; denn er hat mir mein Kind, mein Käthchen, verzaubert, daß ſie Vater und Freund verläßt und dem Grafen von Strahl folgt, wohin er ſeinen Fuß wendet, und ohne auf meine väterlichen Bitten zu hören, nicht eher von ihm weicht, als er es befiehlt!"

Der Meiſter der Vehme wandte ſich fragend an den Grafen: „Iſt's ſo, wie dieſer Mann ſagt?“

„Ja, edler Herr, es iſt ſo, und faſt möcht' ich ſelbſt an Zauberei glauben, wüßt' ich mein Herz und meinen Sinn nicht rein, und wäre das Mädchen nicht ein Engel, dem keine böſe Macht etwas anhaben kann.“

„Ich hatte am Vorabend vor Pfingſten die Werkſtatt des Meiſters verlaſſen und wollte mich eben auf mein Roß ſchwingen, als das Mädchen, welches ich wenige Minuten vorher noch in der Werkſtatt geſehn, ſich zum Fenſter herausſtürzte zu meinen Füßen und leblos auf die Steine niederſank.“

„Mich jammerte das Dirnlein, aber helfen konnt' ich nicht, und ſo ritt ich fort, den Sinn gar bald auf andre Gegenſtände richtend.“

„Vier Wochen ſpäter komme ich wieder durch Heilbronn, das Mädchen fällt mir ein, ich frage und bekomme zur Antwort: es ſey wieder geſund.“

„Drauf reit' ich fort, und bleibe die Nacht unfern der Stadt; als ich aber am andern Morgen vor mich hin ſehe, geht ein Dirnlein vor mir her, und Gottſchalk ſagt: „Da geht das Käthchen von Heilbronn.“

„Ich halte mein Pferd an und frage: He, Mädchen, wo gehſt Du ſo allein hin?“

„Nach Worms, mein hoher Herr, ich hab ein Geſchäft allda.“

„So, ſag' ich gleichmüthig und erlaube ihr, ſich zu uns zu halten. Des Nachts ſchlief ſie im Stalle, und mein Knappe gab ihr eine Pferdedecke zum zudecken. Und ſo erfuhr ich denn erſt ſpäter, daß ſie, ſo lange ich in Worms verweilt, im Stalle geblieben ſey und für mich genäht habe.“

Drauf kam ihr Vater, ſie zu holen, aber ſie ging nicht eher mit ihm, als bis ich es befahl, und ſelbſt dann noch mit Thränen.“

„Seltſam!“ riefen die Richter aus, und Eduard's Zuhörer wiederholten das Wort, denn dieſe Begebenheit ſchien ihnen wunderbarer als das bunteſte Zaubermährchen.

Eduard brach in ſeiner Erzählung ab.

Dreihundert neun und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Erzähler fuhr fort: „ich habe den Grafen vor dem Vehmgerichte gelaſſen, welcher muthig und mit Ruhe weiter ſprach.“

„Noch zweimal iſt mir das Mädchen gefolgt, das Erſtemal ließ ich ſie durch Gottſchalk zu ihrem Vater zurück bringen, das Andremal kehrt' ich unterwegs um, gen Heilbronn reitend, und der Dirne ſtreng befehlend, heimzukehren. Weiter kann ich Euch nichts vertrauen, fragt das Mädchen ſelbſt, ob ich jemals heimlich mit ihr geſprochen, ſie geliebkoſet, ob ich ihr je einen Trank gereicht, noch ſonſt Zeichen über ſie gemacht, oder ein Kleidungsſtück von ihr erhalten habe.“

Der Herr der Vehme ließ das Mädchen vorführen, doch kaum war ihr die Binde abgenommen, ſo eilte ſie auch ſchon mit dem Ausrufe: „mein hoher Herr!“ auf den Grafen zu, und ſtürzte vor ihm nieder auf die Knie.

Der Graf befahl ihr aufzuſtehen, und auf alle Fragen die reine Wahrheit zu ſagen.

Sonder Scheu wandte ſich nun das Mädchen zu den Richtern, und ihre Ausſagen ſtimmten vollkommen mit den Worten des Grafen überein. Da nun der Richter fragte, warum ſie dem Grafen allenthalben folge, legte ſie beide Hände auf das Herz, und ſagte hocherröthend: „Und gälte es mein und meines Vaters Leben, gält' es des Grafen Leben ſelbſt, ich kann Euch nichts ſagen, als: ich folg' ihm, weil ich muß, mein Herz treibt mich, ich weiß es nicht, warum, dazu.“

Die Richter fragten nun nicht mehr, ſie ſtimmten ab, der Graf ward für unſchuldig erklärt, und der Meiſter der Vehme ſprach zu Friedeborn: „geht mit Gott, Meiſter, bringt beſſere Beweiſe, daß der Graf ein Zauberer iſt, bis dahin ſchweigt über ihn, und hütet Euer Mägdlein ſelbſt, denn mich dünkt, der Zauber, welcher ſie gefangen hält, iſt der natürlichſte.“

Käthchen ſchickte ſich an, dem Grafen zu folgen, und der Vater ſchrie auf: „Da ſeht Ihr's ſelbſt, edle Herren, mein Kind, das mich ſechzehn Jahre über Alles liebte, mein unſchuldiges, züchtiges Käthchen folgt dem Grafen von Strahl!"

„Schweig, Alter!" rief der Graf, und zu Käthchen ſich wendend ſprach er mild: „Katharina, willſt Du mir etwas zu Liebe thun?"

„Ja, hoher Herr, mein Leben gehört Euch!"

„So folge Deinem Vater, und laſſe Dich nicht mehr auf meinen Wegen finden! Laſſe Dich auch auf der Strahlenburg nicht ſehen, willſt Du nicht, daß ich Dir zürne."

Da wandte ſich Käthchen zum Vater und folgte ihm, und als der Vater fragte: „willſt Du nun bei mir bleiben, und wieder mein gutes Kind ſeyn?" entgegnete ſie: „ja, mein Vater, denn ich hab' es meinem hohen Herrn verſprochen."

Und Käthchen folgte dem Vater nach Heilbronn, der Graf aber ritt auf ſein Schloß zurück.

Ende der erſten Abtheilung des ſechſten Bandes.

Freudig überraſcht ſegnete die Gräfin ihren Sohn; Adelgunde ward zur Strafe für ihre böſen Thaten in ein Kloſter gewieſen, Käthchen empfing den Lohn, welcher der treuen Liebe gebührt, ſie ward und blieb des Grafen geliebtes Weib, und als ſie ſchon bejahrt war, hieß es, wenn ältere Leute ein ſchönes Mädchen prieſen: „es iſt beinahe ſo ſchön, wie das Käthchen von Heilbronn.“

Hier endete der Erzähler, die Frauen freuten ſich über Käthchen's Glück.

„Ich wundere mich,“ ſagte Claudine, „daß dieſe rührende Geſchichte nicht zu einem Drama benutzt worden iſt.“

„Ei, Fräulein,“ entgegnete Eduard, „ich habe nur nach dem, in meinen Augen beſten und poetiſcheſten Ritterſchauſpiele, nach Kleiſt's Käthchen von Heilbronn, erzählt, und bin faſt durchaus, und auch in Nennung der Perſonen, dem Dichter gefolgt. Es exiſtirt in Schwaben eine mündliche Sage von einer treuen Maid, die ihrem Herrn überall folgte, und Alles für ihn that, Alles um ſeinetwillen duldete; aus dieſer Sage bildete Kleiſt, ſo viel mir bekannt, ſein ſüßes Käthchen von Heilbronn, das mir ſo lieb vor Augen ſteht, daß ich mir dieſe Dichtung gern als wahre Geſchichte denke.“

Dreihundert acht und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Dieſe jungen Mädchen waren beide in Frankreich erzogen worden; denn der Vater hatte nie den Gedanken aufgeben können, daß er wohl noch einmal in ſeine Erbbeſitzungen wieder eingeſetzt würde; und da die bedeutenden Grundſtücke, die er gepachtet, ihm ſo viel von dem Ertrage abwarfen, daß er die erforderlichen Koſten der Erziehung beſtreiten konnte, ſo machte er ſeine Töchter durch die Bildung, die er ihnen geben ließ, ganz unfähig, ſich in dem Stande, worin ſie ſich doch nun einmal befanden, je glücklich zu fühlen. Die Mädchen wurden denn auch immer unruhiger und unzufriedener mit ihrer gegenwärtigen Lage; beſonders Margarethe, die bei ihrer lebhaften und feurigen Phantaſie freudig die ſich bietende Gelegenheit begrüßte, wo die ſo lange vorenthaltenen Rechte durch die kräftige Entſcheidung des Schwertes wieder errungen werden ſollten. Ihre Schweſter dagegen betrachtete die Fortſchritte des Aufruhrs mit unſicherer und ſchwankender Hoffnung, weil alle ihre frohen Ausſichten durch eben ſo viele bange Ahnungen aufgewogen wurden.

Margarethe wußte Alle, die irgend in ihre Nähe kamen, durch den Zauber ihrer Beredtſamkeit zum Aufſtande anzufeuern. Sie wußte zu dieſem Endzweck den großen Haufen durch Verheißung von Belohnungen und Ausſicht auf befriedigende Rache zu bereden, während ſie die Männer von gebildetem Stande durch alle Künſte der Koketterie verleitete.

Dreihundert neun und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Unter Margarethens Neuangeworbenen befand ſich auch ein junger Mann, Namens Fitzpatrick, der aus einer angeſehenen Familie ſtammte und einen ausgebreiteten Einfluß beſaß, deſſen Beitritt aber dadurch noch wichtiger ward, daß er mehrere Jahre als Offizier in öſterreichiſchen Dienſten geſtanden hatte, und ſich folglich auf das Kriegshandwerk verſtand. Dieſer Mann beſaß eine hohe, gebietende Geſtalt, viel Anſtand und ein edles ſoldatiſches Weſen. Offen und aufrichtig, wie er war, bewunderte er Margarethens Seelengröße und machte kein Hehl daraus; ja er bot ihr endlich ſeine Hand an. Sie ſchlug dieſe zwar nicht aus, nahm ſie aber auch nicht an, ſondern entſchuldigte ſich mit dem bedenklichen Stande der öffentlichen Angelegenheit, und erklärte zuletzt mit hoher Würde, daß ſie mit dem Beſitz ihrer Hand und Perſon nur denjenigen belohnen würde, der ſich bei der Befreiung des Landes am meiſten auszeichnen würde. Fitzpatrick, welcher ebenfalls katholiſch war, zögerte nun nicht länger, unter die Schaar ihrer Anhänger einzutreten, und fing raſch damit an, ganze Rotten von vereinigten Irländern zu organiſiren, und in kurzer Zeit gab es in jenem Theile des Königreichs nur noch wenige Katholiken mehr, die nicht geſchworene Republikaner geweſen wären. Dickſon's Haus war der Sammelplatz, wo die Anführer des bevorſtehenden Volksaufſtandes zuſammenkamen; aber da ein jeder ſeine eigene Meinung und von den andern abweichende Anſicht hatte, ſo ſah der tiefeindringende Blick Margarethens die Gefahr voraus, die daraus entſtehen mußte, wenn man es erſt zu langen Berathſchlagungen kommen ließ. Sie nahm daher den Ton einer Befehlshaberin an, welcher immer Gehorſam findet, und der auch hier ſeinen Zweck nicht verfehlte. Die Geiſtesgröße, die ſie hier entwickelte, erfüllte Fitzpatrick's Seele mit neuer Bewunderung, er erkannte allmälig ihre Ueberlegenheit an, und er, welcher der oberſte Anführer der Verſchworenen war, begnügte ſich ſofort mit einer untergeordneten Rolle und überließ die obere Leitung dieſem geiſtesüberlegenen Mädchen, die jeden Tag neue Beweiſe von ihrem ungewöhnlichen Verſtande gab.

Dreihundert und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Margarethe, obwohl ſie bereits Tauſende von Anhängern um ſich verſammelt hatte, wünſchte doch noch den Beitritt eines Einzigen bewirken zu können. Dieſer Einzige war ein junger Proteſtant, der Sohn eines benachbarten Gutsbeſitzers, Namens Williams. Der Vater, der ſeine Zuneigung an ſeine drei andern Söhne verſchwendete, überließ dieſen vierten Sohn ganz ſich ſelbſt. Die irländiſchen Gutsbeſitzer ſind in der Regel unwiſſend, roh und gebieteriſch.

Joſeph's Vater war niemals auf ſeinen Sohn ungehalten, außer wenn er in einer Anwandlung von Zorn mit ihm in Berührung kam, im Fall einmal der Fuchs nicht aus ſeinem Loche herausgetrieben worden, oder die Pferde ihre Hufeiſen verloren hatten. Der alte Jagdliebhaber hatte ein ſo kurzes Gedächtniß, daß, wenn Joſeph auch noch ſo lange vom Hauſe abweſend war, er nie nach ihm fragte, noch weniger nach ihm ſchickte. Dieſer, der auf ſolche Weiſe wenig Beweggründe hatte, zu Hauſe zu bleiben, zumal da ſeine Mutter bereits geſtorben war und ſeine Brüder auswärts in der Armee dienten, vertrieb ſich nun die Zeit mit Bücherleſen, mit Jagd und Streifereien im Freien.

Das Leinſter-Gebirge bot ihm einen hinreichenden Spielraum für alle dieſe Beſchäftigungen.

Joſeph war für eine thätige Lebensweiſe geſchaffen. Doch das Betragen ſeines Vaters ließ ihm keine Ausſicht auf irgend eine würdige Beſchäftigung, wie er ſie wünſchte und wie ſie ſeinen Brüdern geboten wurde. Die Leiden, die er ſelber von der Willkühr eines Vaters zu erdulden hatte, lehrten ihn Mitgefühl für die Beeinträchtigung, die Andere erlitten. Er war oft Zeuge von dem harten Druck, unter welchem das Landvolk ſchmachtete, doch nie hatte er auf einen beſondern Plan gedacht, ihnen zu helfen; ſondern er begnügte ſich, ihre Lage durch die Mittel zu verbeſſern, die in ſeiner Gewalt ſtanden. Den Armen gab er das von ihm erlegte Wild, ſo wie ſein geringes Taſchengeld, und unermüdlich war er, wo es galt, zu rathen und zu tröſten. Dafür vergötterten ihn aber auch nicht nur die Armen, ſondern das Landvolk überhaupt, und ſo oft er an den ſtillen Hütten vorüberging, ward er mit Segenswünſchen überſchüttet.

Dreihundert ein und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Eines Tages, als er wie gewöhnlich in Begleitung ſeines Hundes das Leinſter-Gebirge durchſtreifte, bemerkte ihn von Weitem Margarethe, die mit ihrem Vater, mit Fitzpatrick und zweien ihrer Brüder eben auch durchs Gebirge ritt. Sie wußte, daß jeder Mann, vermöge einer angebornen ritterlichen Geſinnung, gern Frauen bei wirklicher oder auch nur ſcheinbarer Gefahr zu retten ſucht, daß ſolche in dergleichen Momenten geleiſtete Dienſte mit einer wärmeren Dankbarkeit belohnt werden, als die Höflichkeiten des alltäglichen Lebens, und daß bei ſolchen Gelegenheiten an die Stelle weiblicher Schüchternheit offene Herzlichkeit treten darf. Nun war aber die gegenwärtige Gelegenheit, die ſich bot, um mit Joſeph Williams ein vertrauliches Verhältniß anzuknüpfen, zu lockend, als daß das kluge Mädchen ſie hätte unbenutzt laſſen können. Sie ließ daher ihrem Pferde den Zügel ſchießen, und lenkte es zugleich nach dem ſteilen Abhange hin, welchen Joſeph ſo eben heraufgeritten kam. Das edle Roß gehorchte der Anweiſung ſeiner Reiterin, und eilte mit furchtbarer Schnelligkeit auf den Abgrund los. Doch Margarethe hatte ſich in ihrer Berechnung nicht geirrt; Joſeph hatte eben die Höhe erreicht, und hemmte geſchickt den Lauf des Thieres, indem er ihm in den Zügel fiel.

Die Reiterin ließ ſich nun von ihm aus dem Sattel heben, und er bezeigte ihr eine ſo zarte Aufmerkſamkeit, daß ihn die Familie inſtändig bat, dieſen Abend ihr Gaſt zu ſeyn. Nach einigem Bedenken nahm er die Einladung an.

Bei ſeiner Ankunft im Pachthauſe bot Joſeph nach Jägerſitte den Inhalt ſeiner Jagdtaſche Margarethen zum Geſchenk an, die ſich für dieſe zweite Artigkeit bedankte. Da es zum Mittagseſſen noch zu früh war, ſo ward ein Spaziergang durch die benachbarten Wieſen vorgeſchlagen, und die Jungfrau bot ihrem Retter den Arm. Sehr bald lenkte ſie die Unterhaltung vom Allgemeinen auf einzelne Gegenſtände über, und zeigte eine Bildung, welche weit über den beſchränktern Geſichtskreis ihres Begleiters hinausging. Joſeph, dem noch nie ein ſchönes Mädchen ſo viele Aufmerkſamkeit erwieſen hatte, zeigte ſehr bald, daß ſein Herz dafür Gefühl habe, und eben ſo viel Vergnügen an ihr, als Ehrerbietung für ſie empfinde. Margarethe beobachtete alle Bewegungen, die in ſeinem Innern vorgingen, und griff ihn bei ſeinen ſchwächſten Seiten an; ſie heuchelte Empfindungen, die ſie nicht hatte, ſie nahm ein zärtliches Weſen an, das nicht aus ihrem Herzen kam, und ſo geſchah es denn, daß, als die beiden Spaziergänger zur Mittagstafel zurückkehrten, Joſeph von Liebesſehnſucht ergriffen war.

Das Mittagsmahl war bald vorüber, und nun folgte Becher auf Becher. Geſellige Heiterkeit iſt ein charakteriſtiſcher Zug der Irländer, die ſie dem Whiskey-Punſch verdanken, der ein eben ſo wohlfeiler, als geſunder und aufheiternder Trank iſt.

Den Abend brachte Joſeph ſehr vergnügt hin. Ihm gefiel nicht blos die ganze Geſellſchaft, ſondern ihn freute auch die Unterhaltung, welche heitere Laune, Witz, Vernunft und Belehrung in ſich vereinigte; beſonders aber erhöhte ſein günſtiger Platz, den er im Kreiſe einnahm, ſein Vergnügen ungemein. Er ſaß nämlich neben Margarethen und gerade gegenüber von Amelien, deren blaue Augen oft mit Wohlgefallen auf ihm zu ruhen ſchienen, wenn er gedankenvoll da ſaß, oder auf die Unterhaltung der Geſellſchaft horchte. Wohl dachte er daran, daß ſie ein hübſches Mädchen ſey, doch fehlte ihr der anziehende Zauber, der ihre Schweſter gleich einem Heiligenſcheine umgab; ſie konnte vielleicht einſt eine ſehr gute Hausfrau werden, doch Margarethe mußte dereinſt dem Hauſe, worin ſie waltete, durch ihre glänzenden Eigenſchaften zum Glück und zur Zierde gereichen.

Unter ſolchen Gedanken verließ Joſeph das Pachthaus, welches er in drei Tagen wieder zu beſuchen gedachte.

Dreihundert zwei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Am zweiten Tage ging er, in Gedanken an Margarethen vertieft, wieder wie ſonſt ſeinen Jagdvergnügungen nach, ſchweifte aber weit über das gewöhnliche Ziel ſeiner Streifereien hinaus. Indem er ſich jener wilden Bergſchlucht näherte, durch die ein Weg nach der Grafſchaft Carlow hindurch führt, und die von den Umwohnenden gewöhnlich Scolleugh's-Gap genannt wird, fiel ſein Blick auf die Ruine eines jener Schlöſſer, die noch als Denkmäler der alten Fehdezeiten daſtehen. Die Lage dieſer alten grauen Burg war ſehr gut gewählt, um ſowohl den Gebirgspaß zu vertheidigen, als auch jeden eindringenden Feind abzuwehren, da ſie auf einem faſt unzugänglichen Felſen aufgeführt war und der darin liegenden Beſatzung alle möglichen Vortheile gewähren mußte. Die Natur rings umher war eben ſo anmuthig, als erhaben. Im Norden zeigte ſich eine fortlaufende Hügelkette, und im Weſten das Ende des Gebirges, während gegen Süden ein glückſeliges Thal voll friedlicher Geſelligkeit und angebauten Feldern ſich öffnete, aus denen Bäche, adelige Schlöſſer und Schäferhütten zerſtreut hervorſchimmerten. Joſeph überſchaute die weite Ausſicht, und ſein Auge ruhte mit Vergnügen auf dem vor ihm ausgebreiteten Thale, das ſich in faſt ununterbrochener Abdachung gegen vierzig engliſche Meilen bis zum St. Georgen-Kanale hindehnt; dann wandte er ſeinen Blick zu den über ihm liegenden Burgruinen empor, und in der Begeiſterung des Augenblicks beſchloß er ſie näher zu beſichtigen. Da erinnerte er ſich, einſt gehört zu haben, daß in dem alten Schloſſe eine alte Hexe wohne, die, vermöge ihrer Kunſt, Menſchen und Vieh mit Krankheiten heimſuche, um ſich nachher für die Heilung derſelben bezahlen zu laſſen.

Der junge Menſch glaubte nicht an ſolche Geſchichten, und meinte, daß hier nicht ſowohl Hexerei, als Verſchmitztheit im Spiele, und daß die Alte wohl mehr von Schelmerei, als vom Satan beſeſſen ſeyn möge. In dieſer Meinung kletterte er unbeſorgt den Felſen hinan und zum alten Schloſſe empor; doch wie groß war ſeine Ueberraſchung, als er — auf dem Gipfel angelangt, auf einmal den Angſtruf einer weiblichen Stimme hörte. Sein erſter Gedanke war, daß jetzt vielleicht die hölliſche Hexe ſo eben irgend ein unſchuldiges Mädchen, das ſie in ihren grauſenvollen Schlupfwinkel hineingelockt, zu ermorden im Begriff ſey. Ein zweiter Schrei überzeugte ihn, daß er ſich in ſeiner Vermuthung nicht geirrt habe. Raſch drang er vorwärts, und erblickte —

Hier hielt Reiner inne, und da er die Spannung ſeiner Zuhörer erblickte, verwies er ſie neckend zur Geduld bis zur nächſtfolgenden Nacht.

Dreihundert drei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Reiner ſetzte ſeine Erzählung fort:

Joſeph alſo drang raſch vorwärts, und erblickte — nicht etwa eine junge unſchuldige Schönheit, ſondern die alte Hexe ſelber, und zwar auf den Knieen liegend, vor einem wild ausſehenden Böſewicht, der in drohender Stellung, mit einem gezückten Dolche vor der Flehenden ſtand. Joſeph befreite ſie aus ihrer angſtvollen Lage, und der Böſewicht geſtand nun, es ſey gar nicht ſeine Abſicht geweſen, die alte Briedhe — ſo hieß die Hexe — zu ermorden, ſondern er habe blos durch ſchreckende Drohungen ſie zwingen wollen, ihm einen Fleck zu entdecken, wo geheime Schätze verborgen lägen, da nämlich dergleichen Hexen um alle unter der Erde vergrabenen Reichthümer wüßten. Joſeph lachte, verwies dem getäuſchten Schatzgräber ſeine Thorheit und Unbeſonnenheit, entließ ihn von dannen und ſetzte ſich gleichmüthig neben der Alten, um ſie auszuforſchen.

Die Hexe von Scollough-Schlucht machte aus ihrer Wunderkraft kein Geheimniß, ſondern erklärte ihm ganz offen: daß ſie Gutes und Böſes zuzufügen im Stande ſey. Briedhe war durch die Wunderkuren, die ſie vermittelſt ihrer heilſamen Kräuter bewirkte, in den Ruf gekommen, daß ſie mit dem Teufel im Bunde ſtehe, und trotz den ſtrengen Vermahnungen der Geiſtlichen zogen die umliegenden Landleute ſehr zahlreich nach ihrer romantiſchen Hexen-Klauſe, um durch Geſchenke ihre Hülfe zu erkaufen.

Sie unterbrach nach einiger Zeit des Jünglings leichtfertige Fragen, indem ſie langſam und feierlich mit dem Ton einer Prophetin zu ihm ſprach: „Joſeph Williams! ein einziges räudiges Schaaf ſteckt die ganze Heerde an; um wieviel weniger kann ein geſundes der Anſteckung entgeben, wenn es in eine Heerde kommt, wo die Raude herrſcht. Die Zeit kommt heran, wo der unnatürliche Durſt der Menſchen ſich nur durch Blut ſtillen wird, und willſt Du nicht den bittern Trank mittrinken, ſo fliehe Deine jüngſt gemachten Bekanntſchaften. Eine iſt darunter mit aller Schönheit und aller Hinterliſt einer Schlange. Hüte Dich vor Margarethe Dickſon. — Aber ich warne Dich vergebens; Gefahren bereiten ſich für Dich, und doch ſind Freuden Dir vorbehalten.“

Die Rede der Hexe hatte anfangs den Jüngling beunruhigt; er war nicht abgeneigt, zu glauben, daß die Alte wohl im Beſitz geheimer Kräfte ſeyn möge; doch als er von ihr hinweg gegangen war, begann er immer mehr das Ganze für einen ſinnreichen Kunſtgriff zu halten, wodurch Briedhe ſich auch bei den aufgeklärteren Ständen Glauben zu verſchaffen ſuche.

Dreihundert vier und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Nachdem Joſeph ſich die Warnungen und Reden der Hexe völlig aus dem Sinn geſchlagen, machte er ſich ſchon am folgenden Morgen ohne Bedenken nach dem Pachthauſe auf, um dort ſeinen verſprochenen Beſuch abzuſtatten.

Er ward daſelbſt wieder auf's freundlichſte empfangen. Margarethe behandelte ihn mit der feinſten Aufmerkſamkeit, und Amelie ſuchte ihm dadurch zu gefallen, daß ſie ihn auf das artigſte heraushalf, ſo oft er ſich im Laufe des Geſprächs in ſeinen eigenen Reden verwickelte. Nachdem die Mahlzeit beendet war, ward, wie dies in Irland Sitte iſt, Whiskey, Zucker und ſiedendes Waſſer, hereingebracht, und daraus Punſch bereitet. Nun wurden Becher auf Becher geleert, und Joſeph that fleißig Beſcheid. — Da in Irland gerade damals Geſpräche über Staatsangelegenheiten recht an der Tagesordnung waren, ſo ſcheute man ſich nicht, dieſen Gegenſtand wohl ſelbſt in Privatzirkeln auf die Bahn zu bringen. Der alte Dickſon ließ ſich daher ſehr weitläuftig über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten aus, und verglich den damaligen Zuſtand Irland's mit dem von Frankreich, wo die Menſchenrechte jetzt über Argliſt und Deſpotismus geſiegt hätten, er bewies, daß Proteſtanten und Katholiken ſich vereinigen müßten zum gemeinſamen Wohl des unterdrückten Vaterlandes, und Joſeph ward dergeſtalt für die Freiheit erwärmt, daß er auf die Frage: ob er wohl einer von den vereinigten Irländern werden wolle, mit lautem Jubel einſchlug.

Wohl fiel ihm gleich darauf die Warnung der Hexe ein, jedoch ein Blick aus Margarethen's Augen, und ſein Entſchluß ſtand feſt: nie ſein Wort zu brechen, und der Sache des Bundes ſich zu weihen mit Gut und Blut.

Dreihundert fünf und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Fortan fand Joſeph ſich jeden Abend in Dickſon's Hauſe ein, und wohnte den Sitzungen des Ausſchuſſes der vereinigten Irländer bei, welcher von da aus Truppen organiſirte, und Aufruhrpläne einleitete, und obwohl Joſeph der gemeinſamen Sache wenig neue Anhänger zuführen konnte, ſo ward er doch, vermöge eines natürlichen Hanges der Menſchen, auf ſolche Neuangeworbene, die man der Gegenparthei entzogen, einen höhern Werth zu legen — mit vieler Achtung behandelt. Der Oberſt Fitzpatrik überreichte ihm ſehr bald das Patent als Hauptmann unter den Leinſter'ſchen Jägern. Dieſer Poſten legte ihm neue Pflichten auf, die er ſchweigend und insgeheim bei ſtiller Nachtſtunde zu erfüllen hatte, wo die Natur ſelbſt über Bosheit und Verrath ihren bergenden Schleier deckt.

Der Ort der nächtlichen Zuſammenkünfte der Verſchworenen war ſehr paſſend gewählt. Auf der Höhe des Leinſtergebirges befindet ſich nämlich eine große Ebene, die wohl mehrere engliſche Meilen ins Gevierte hat, und die eben ſo viel Bequemlichkeit als Sicherheit gewährte, da kein Fremder ſich ihr unbemerkt zu nähern im Stande war, während die Männer von Carlow und Werford ſich hier leicht zuſammenfinden konnten. Hier verſammelten ſich allnächtlich die Rotten des aufrühreriſchen Landvolks, um ſich unter der Leitung Fitzpatrik's und Joſeph's in den Waffen zu üben. Joſeph fand an dieſer Beſchäftigung Gefallen, und ging allmälig immer mehr in den Geiſt des Unternehmens ein, bis er endlich eben ſo dafür eingenommen wurde, als ſeine Kameraden, und eben ſo eifrig, als ſie, den nahe bevorſtehenden Ausbruch des Aufſtandes vorbereiten half.

Dreihundert ſechs und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als Joſeph in einer Nacht mit Fitzpatrik und den Söhnen Dickſon's eben den Heimweg antrat, wurden ſie plötzlich durch eine Erſcheinung überraſcht, die ihnen zu dieſer unheimlichen Stunde an der einſamſten Stelle des Gebirges entgegen trat. Doch bald erkannten ſie in ihr die Hexe von der Scollough-Schlucht, die ihnen mit unglücksweiſſagender Stimme zurief: „Jung und thöricht ſeyd Ihr jetzt, heiter und luſtig! doch bald werdet Ihr genug zu trauern haben! Der Benſchin (Hausgeiſt) von Bantry hat bereits Euern Grabgeſang geſungen, und der Rabe hat Euer Begräbniß angekündigt; doch, ſo wie der Schnitter wohl einzeln ſtehende Aehren unabgemäht von der Senſe hinter ſich läßt, eben ſo werden auch die Saſſanaghs *) nicht alle aufreiben können. Joſeph Williams, Du . . .“ — „Halt's Maul, verdammte Hexe!“ rief Fitzpatrik, indem er ein Piſtol aus dem Gürtel zog, „oder ich will Dir das Lebenslicht ausblaſen. Glaubſt Du, verdammte Betrügerin, daß Männer, welche für die Rechte der

---

*) Eigentlich: Sachſen; ſo nennen die Irländer alle proteſtantiſchen Engländer.

Menſchheit zu kämpfen bereit ſind, ſich werden durch Deine Träume ſchrecken laſſen?„ — „Fitzpatrik von Elderprove," erwiederte Briedhe feierlich, „nicht um Deinetwillen bin ich jetzt um Mitternacht über's Gebirge hergekommen, ſondern um der Söhne Dickſon's von Proſpect, der Erben des Hauſes Caſtle-Dickſon willen. Was Dich betrifft, ſo haſt Du das böſe Blut Deines Vaters in Dir, und Schimpf und Schande werden Dich begleiten." Mit dieſen Worten huſchte die Hexe den Berg hinab und verſchwand, während die Verſchworenen ganz überraſcht über ihre Rede und ihr Benehmen ſtehen blieben. — Joſeph war beſonders betroffen, doch Fitzpatrik machte ſich über die vernommenen Worte luſtig, und äffte ſie ſpöttiſch nach. Bei der Rückkehr nach dem Pachthauſe, wo ſie ein Abendeſſen erwartete, erzählten ſie das ſeltſame Abentheuer, das ihnen begegnet war. Amelie ſeufzte, doch Margarethe wußte ihnen die Weiſſagung der Hexe lächerlich und verächtlich zu machen, und brachte alle die Vernunftgründe vor, die ſich gegen dergleichen Aberglauben irgend aufſtellen laſſen.

Dreihundert ſieben und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Zwei Monate verſtrichen unter thätigen Vorbereitungen und Anſtalten. Während dieſer Zeit ward Joſeph immer mehr für die Sache des Aufſtandes eingenommen, beſonders um Margarethen's willen, die ſeine ganze Zuneigung beſaß, während er für Amelien mehr Achtung empfand. Mehr als einmal drang er in Margarethen, daß ſie ihm doch auf ſeine ſehnlichen Bitten irgend eine entſcheidende Antwort geben möchte; doch immer wußte ſie die wichtige Sache des Vaterlandes, die ſie jetzt vorhätten, zum Vorwand zu nehmen, um ihn länger hinzuhalten. Fitzpatrik, der ebenfalls blos aus Verehrung für Margarethen an dem Aufſtande Theil genommen, ſah übrigens den Aufmerkſamkeiten ſeines Nebenbuhlers ohne die mindeſte Anwandlung von Eiferſucht zu; denn er hatte eine zu ſchmeichelhafte Meinung von ſich ſelbſt, als daß er jenen hätte fürchten ſollen.

In einer Nacht, zu Anfang des Mais, beſtieg Margarethe einen Schimmel, und begab ſich nach dem Sammelplatze der Verſchworenen. Hier überreichte ſie jedem der Anführer eine Feldbinde, und redete ſie dann, gleich einer Heldin der Vorzeit begeiſtert an.

Alle ſchwuren darauf feierlich, daß ſie das von ihr empfangene Zeichen bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen würden, und folgten ihr dann nach dem Pachthofe zu einem Bundesmahle. Wohl ſelten waren dreißig ſo brave Männer beiſammen, als diesmal in Dickſon's Hauſe. Alle waren ſo jung, ſo entſchloſſen und beherzt, daß die Sache, für die ſie ſich erklärten, ſo gut wie gewonnen in den Augen deſſen erſcheinen mußte, der nicht daran dachte, daß die Flintenkugel des Feigſten das Herz des Tapferſten zu zerſchmettern im Stande iſt. Sie alle ſaßen ſo eben in Dickſon's Saale im Kreiſe herum, als plötzlich Briedhe, die Hexe der Scollough-Schlucht hereinſtürzte, und wie eine Bildſäule mitten unter ihnen ſtehen blieb. „Unheilvolles Weib!“ rief Margarethe, „was bringt Dich zu einer ſo ungelegenen Stunde hierher?“ — „Tapfere vor Gefahren zu warnen,“ antwortete Briedhe; — „kommt wohl nie ungelegen, und,“ — — „Und,“ rief Margarethe, „tapfere Männer kennen keine Gefahr! Gehe ſchnell in Deine heilloſe Zelle zurück, und täuſche und betrüge das unwiſſende Volk mit Deinen Zauberformeln; wiſſe, Heuchlerin, daß wir hier weder Deine Dienſte, noch Deinen Rath bedürfen.“ Zugleich rief ſie einem Knechte zu: „Wirf einmal dieſe zudringliche Betrügerin aus dem Saale.“ Dies geſchah, und die ganze Geſellſchaft gab einſtimmig Margarethen ihren lauten Beifall zu erkennen. Alle thaten ſich hierauf noch einmal aus den Bechern Beſcheid und ſchieden dann.

Auf dem Heimwege tönte plötzlich neben Joſeph die Stimme der Hexe: „Joſeph Williams! gehe dieſe Nacht nicht nach Hauſe!“ Noch bevor Joſeph ſich von ſeinem Schrecken erholen konnte, war ſie im Nachtnebel verſchwunden; als der Jüngling wieder zu ſich kam, ſchämte er ſich ſeines Schreckens vor einem alten Weibe, und beſchloß, ihrer Warnung zu trotzen. Raſch ſchritt er vorwärts, und erreichte bald ſein väterliches Haus. — Doch ſo wie er die Schwelle deſſelben betrat, wurde er von einem Kommando königlicher Soldaten als Landesverräther verhaftet, und nach Enniscorthy abgeführt, wo er in dem Schloſſe eingeſperrt wurde, um alsbald vor ein Militairgericht geſtellt zu werden.

Dreihundert acht und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Unterdeß brach binnen wenigen Tagen der Volksaufſtand los, und die Inſurgenten trieben in der erſten Hitze die gegen ſie ausgeſchickten Soldaten überall vor ſich her. Enniscorthy ward von ihnen angegriffen, mit Sturm genommen, und zwar grade eine Stunde zuvor, ehe Joſeph und ſeine Mitgefangenen hatten erſchoſſen werden ſollen. Das erſte, was er nach ſeiner Befreiung erblickte, war Margarethe, die auf ihrem Pferde ihren Waffengefährten durch alle Gefahren treu gefolgt war. Die Freude der Mitgefangenen Joſeph's war eben ſo grenzenlos, als ihre Rache. Ein furchtbares Gemetzel folgte dem Siege der Empörer. Margarethe entzog ſich keineswegs, etwa aus weiblichem Zartgefühl, dieſer Blutſcenen, ſondern hatte vielmehr an dem Morden ein Wohlgefallen, denn die Nachricht von dem Tode zweier ihrer Brüder, von denen der eine bei Duffreygate, der andre zu Tempelshannon im Gefecht gefallen war, hatte ſie in eine Furie verwandelt.

Margarethe ward in ihrer Betrübniß ſo viel, als möglich, von Fitzpatrik und Joſeph getröſtet. Der Letztere trat nun ſeine militairiſche Laufbahn an. Er begleitete ſeine Mannſchaft bis zu den ſogenannten Dreifelſen bei Werford, wo nach einem unbedeutenden Siege über einen Soldatentrupp die Anführer der Inſurgenten unter ſich uneins wurden, und ihre Mannſchaft ſich weigerte, länger ihren Befehlen zu gehorchen. **Fitzpatrik** zog ſich mit mehreren andern in ſeine Heimath zurück, und Joſeph begleitete Margarethen nach Caſtle-Dickſon, welches Schloß nun die Dickſons als ihr unbeſtreitbares Eigenthum in Beſitz nahmen. Hier ward drei Wochen lang geſchwelgt und geſchmauſt, als die Kriegstrompete von Neuem ertönte. Die Empörer rückten gegen **Caſtlecomer** vor, und es erfolgte ein fürchterliches Treffen, worin Dickſon's vier noch übrige Söhne den Tod fanden. Joſeph kam mit dem Leben davon, und rettete ſich unter unſäglichen Gefahren in ſeine heimathlichen Gebirge.

Dreihundert neun und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Doch ſchon nach wenigen Tagen ſah Joſeph die Unmöglichkeit ein, länger da zu bleiben. Der Volksaufſtand war unterdrückt, die rächenden Geſetze forderten Opfer, und um dieſen Forderungen zu genügen, wurden den Kundſchaftern Belohnungen verheißen, und ununterbrochen Späher ausgeſchickt, um die unruhigen Köpfe aufzuſpüren. Nach manchen vergeblichen Verſuchen, aus dem Lande zu entweichen, fand Joſeph endlich in den Burgruinen der Scollough-Schlucht, bei der ſo oft verkannten und verhöhnten Briedhe einen ſichern Zufluchtsort; — ein unterirdiſches Gewölbe entzog ihn im Fall der Noth allen ferneren Nachforſchungen.

Ein Brief, welchen Eduard von ſeinem Banquier aus Dresden erhielt, und der zugleich mehrere intereſſante Notizen über die neueſten Welthändel enthielt, unterbrach für dieſen Abend Reiner's Erzählung. Erſt in der nächſten ſetzte er ſie wieder fort, wie folgt:

Dreihundert und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Während ſeines daſigen Aufenthaltes erwies ihm die Alte alle mögliche Aufmerkſamkeit, und reichte ihm allerlei Leckerbiſſen, ohne daß er begreifen konnte, wo ſie dieſelben her hatte, da ſie doch nie ihren düſtern Aufenthalt verließ. Eines Morgens früh war ein Ritz der Fallthür offen geblieben, und er hörte durch dieſen eine weibliche Stimme, die ſich mit der Hexe leiſe unterhielt, doch ſo, daß er von dem Inhalt des Geſprächs weiter nichts vernehmen konnte, als daß ſein Name einige Male in einem ſehr theilnehmenden Tone genannt wurde. Als gleich darauf die Alte zu ihm herunter geſtiegen kam, befragte er ſie ſofort über die Erſcheinung dieſer Unbekannten, und die Hexe antwortete ihm hierauf: es ſey dies ſeine zukünftige Gattin geweſen.

„Denn“ — fuhr ſie fort — „wenn reine und heiße Liebe eines Mädchens irgend eine Erwiederung verdient, ſo kannſt Du unmöglich von Amelie Dickſons Geſinnungen gegen Dich ungerührt bleiben.“ — „Amelie Dickſon?“ — rief Joſeph — „Amelie Dickſon liebte mich? — liebt mich wirklich?“ — Die Alte bejahte dies nicht blos, ſondern erzählte ihm auch noch, daß Amelie ihm längſt ſchon im Stillen geliebt, doch ihre Zuneigung nie zu äußern gewagt habe, ja, daß ſie ſeit ſeiner Gefangenſchaft ihm jeden Morgen heimlich das Beſte herauf bringe, was ſie nur irgend von Lebensmitteln beſitze. — Joſeph ward von ſolcher Herzensgüte tief gerührt, und da ihm Margarethen's unweibliches Gemüth, wie er es bei dem letzten Aufſtande kennen gelernt, längſt mißfallen hatte, ſo gelobte er der Alten: daß, wenn es ihm ja gelingen ſollte, den Nachſtellungen ſeiner Verfolger zu entgehen, er Amelien als die Seinige betrachten wolle. Das arme Mädchen, das jetzt einſam und verlaſſen da ſtand, bedurfte auch wirklich mehr als jemals eines Beſchützers; ihre Brüder waren alle im Kampfe gefallen, ihr Vater und ihre Schweſter waren mit Fitzpatrik nach Frankreich entflohen, und hatten ſie ganz allein als Haushälterin auf dem Pachtgute zurückgelaſſen.

Dreihundert ein und neunzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Alles, was gar zu heftig und gewaltſam iſt, kann nicht von Dauer ſeyn. Daher ließ denn auch die Wuth, womit die Aufrührer Anfangs verfolgt wurden, allmälig nach, und Allen — mit Ausnahme der Rädelsfühführer — ward Vergebung und Begnadigung zu Theil. Joſeph's Vater, der ſeine zwei älteren Söhne im Inſurgentenkriege verloren hatte, verzieh nun ebenfalls ſeinem getäuſchten und ſo lange verwahrloſ'ten Sohne wieder, und als er bald darauf vernahm, daß auch ſein dritter Sohn in einem Gefechte gegen die Franzoſen in Aegypten gefallen ſey, härmte er ſich darüber ſo ſehr, daß er bald darauf ſtarb, und Joſeph zum alleinigen Erben aller ſeiner Güter einſetzte. Kaum ſah ſich dieſer nun im Beſitz eines ſo reichen Vermögens, als er auch ſchon daran dachte, ſein Glück durch ſeine Vermählung mit Amelien zu erhöhen. In ihren Armen genoß er nun die reinſte Zufriedenheit, und da ſie ihm im Lauf der Jahre eine Reihe blühender Kinder gebar, ſo blieb ihm faſt nichts zu wünſchen übrig.

Margarethe heirathete Fitzpatrik, welcher Oberſt in franzöſiſchen Dienſten ward, aber die Wohlthaten Napoleons durch Verrath belohnte, wofür er denn in der Folge von der brittiſchen Regierung wegen ſeines im Jahre 1798 begangenen Vergehens Begnadigung erhielt. Er lebte noch 1825 in ſeinem Vaterlande — verachtet von allen denen, welche Verrätherei mit Abſcheu betrachten.

Auch der alte Dickſon durfte endlich wieder nach Irland zurückkehren, und lebte bis an ſein Ende bei ſeinem Eidam.

Die gute Hexe von Scollough-Schlucht genoß indeß nicht lange die Wohlthaten des dankbaren Joſeph. Bald nach ſeiner Verheirathung ward ſie nämlich durch einen fürchterlichen Sturm unter die Trümmer ihres alten Schloſſes begraben. Noch jetzt geht im Volke die Sage, daß man ihren Geiſt bei nächtlicher Weile auf den alten Ruinen ſitzen ſehe, und daß ſie jedem Wanderer den Zugang zu ihrer geheimnißvollen Behauſung verwehre.

Hier ſchwieg Reiner, und alle Zuhörer belobten ihn wegen ſeiner intereſſanten Sage, in der nach dem Urtheil Aller Wahrheit und Phantaſie, ſowie treue Charakteriſtik des Landes, dem ſie entlehnt, ſich zu einem ſchönen Ganzen vereinigt habe. Reiner ſchien ſehr glücklich über das ihm geſpendete Lob, und rief luſtig: „Endlich hab' ich's doch gut gemacht.“ Alle lachten und trennten ſich heiter.

Dreihundert zwei und neunzigſte Nacht.

„Geſtern," ſprach der Caplan, hat Reiner ein ächt irländiſches Mährchen erzählt, erlauben Sie mir, Ihnen heute eine Geſchichte zu erzählen, die ſich in Spanien zugetragen hat, und ganz den Charakter dieſes heißen Landes trägt, deſſen Bewohner ſo ſtolz und leidenſchaftlich ſind." Alle baten ihn, ſeine Erzählung zu beginnen.

Schreckliche Rache verſchmähter Liebe.

Reicher als irgendwo, gedeiht die Schönheit unter Valencia's Himmel. Die genueſiſchen Kaufleute, welche daher kommen, wiſſen nicht genug die Reize der dortigen Frauen zu preiſen. Mit den ſüßeſten Schwärmereien der Liebe würzen ſie ihren Umgang mit dem Manne, der ſie liebt, aber ſie ſind grauſam und blutdürſtig gegen den, der ihnen untreu wird.

Nie hatte der edle Didaco, einer von Valencia's angeſehenſten Rittern, an ſeiner Violanta anderes, als Sanftmuth und feſtes Anſchmiegen an ihn erkannt. In einer niedrigen Familie geboren, beſaß ſie dennoch alle weibliche Würde, welche ſeine Bewerbung zu verdienen ſchien. So lange hatte er kein Auge gehabt, außer für ſie; ſo oft hatte ſie ihm ihre Liebe zugeſchworen, aber niemals ihre Würde vergeſſen.

Violanta war tugendhaft, und ihre Tugend ihr einziger Stolz. Oft ſagte ſie dem Geliebten, wie ſie nie von ihm erwarten würde, daß er ihr die Hand anböte, daß ſie aber auch niemals vergeſſen würde, was ſie ſich und der Tugend ſchuldig ſey.

Daß dieß nicht nur todte Worte bei ihr waren, wußte er nur zu gut. Aber eben das hatte ihn auch mit einer Achtung gegen ſie erfüllt, welche ihn eigentlich furchtſam in ihrer Nähe machte. Als ſie ihm endlich ſchwor daß kein Mann nach ihm mehr ihrem Herzen gefallen ſolle, und daß ſie entſchloſſen ſey, in Kurzem den Schleier zu nehmen, da fielen freilich auf einmal alle Rückſichten auf den Unterſchied des Standes zwiſchen ihm und ihr weg.

Er bat ſie, ihn als ihren Gemahl anzunehmen, und die Trauung in Gegenwart von einigen Zeugen zu vollziehn. „Meine Umſtände erlauben es mir nicht,“ ſetzte er hinzu, „Euch öffentlich meine Hand zu geben; aber ſobald die Hinderniſſe gehoben ſind, wird es mein Stolz ſeyn, vor ganz Spanien zu bekennen, daß Eure Tugenden alles andre, was Euch das Glück verſagt hat, erſetzen.“

Violanta war zu demüthig, als daß ihr etwas an der Ehre gelegen war, öffentlich als Didaco's Weib zu glänzen. Ihr Glück genügte ihr, wenn ſie es gleich nur im Verborgenen beſaß, ſie war zufrieden, wenn ſie ihre Liebe nur mit ihrer Tugend vereinigen konnte.

So geſchah denn die Vermählung nur in Gegenwart von Violanta's Mutter und Brüdern, und von dem vertrauteſten Diener Didacos. Glücklicher als alle Männer fühlte ſich dieſer im Beſitze ſeiner Gattin. Sie blieb bei ihrer Mutter, und nur heimlich und ungeſehen beſuchte ſie jeden Abend ihr Gatte.

Wäre Violanta nur ein wenig eitel geweſen, ſo hätte es ihr bloß eine Bitte an ihren glücklichen Gemahl gekoſtet, um ihre Ehe bekannt zu machen. Aber die Arme war zu feſt von der Dauer ihrer Liebe überzeugt, um an Didacos Beſtändigkeit zweifeln zu können, und ſie gefiel ſich in jedem Opfer, das ſie ihm brachte.

So hatte ihr Verhältniß gegen ein Jahr gedauert, als Violanta's Magd eines Morgens die Nachricht nach Hauſe brachte, daß Didaco ſich geſtern mit der Tochter des reichen Grafen Ramiro vermählt habe. Ich habe keine Worte, um den Eindruck zu beſchreiben, den dieſe Nachricht auf ſie machte. Ein Glück für ſie, daß ſich ihre ſtumme Verzweiflung endlich in Thränen auflöſte. Als ihre Thränen verſiegt waren, kam ihre Faſſung wieder.

Rache, Rache, war jetzt ihr einziger Gedanke. Den Plan dazu hatte ſie ſchon entworfen: zur Ausführung nur bedurfte ſie fremder Hülfe. Einer alten Sclavin, welche ihre Amme geweſen, und ſie über Alles liebte, vertraute ſie ihr Vorhaben. Die Entwickelung mußte durch Umſtände herbeigeführt werden, welche nicht ausbleiben konnten.

Eines Abends ſtand Violanta an der Hausthüre, als der Ritter Didaco zu Pferde die Straße herabkam. Sie erröthete, da ſie ihn erblickte; faßte ſich aber und blieb ſtehen. Auch er veränderte ein wenig die Geſichtsfarbe, als er ſie erkannte, machte aber gleich ein freundliches Geſicht und hielt ſein Pferd bei ihr an.

„Guten Abend, mein ſchönes Kind!“ grüßte er ſie, „es iſt ja eine Ewigkeit, ſeit ich Dich nicht geſehn habe, wie geht es Dir?“

Lächelnd erwiederte ſie: „Ihr gebt mir freundliche Worte, und habt mich ſo unfreundlich behandelt. Es geht mir, wie es mir jetzt gehen kann. Aber das kann nun nicht anders ſeyn. Ich bin auch gleichgültig geworden, und ſehe nun freilich zu ſpät ein, daß ich zu niedrig geboren bin, um Eure Liebe verdienen zu können. Aber erinnert Euch meiner doch manchmal; ich werde nie aufhören, an Euch zu denken.

Hier ſchwieg der Erzähler, um die folgende Nacht ſeine Erzählung zu beſchließen.

Dreihundert drei und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Geſchichte.)

Eine ganz andre Antwort hatte der Ritter erwartet. Wie froh war er ſo wegzukommen, und wie angenehm dachte er ſich's, ſie noch von Zeit zu Zeit ſehen zu dürfen. Er entſchuldigte ſich für das, was er gethan habe, mit der Nothwendigkeit, und verſicherte ſie, daß ſeine Liebe darum niemals wanken ſolle. Er würde ſie ſo oft als möglich beſuchen, und bitte ſie, ihm dieſe Nacht einen Beſuch zu erlauben.

Violanta antwortete ihm, daß ſie ihn erwarten würde, und er ritt weiter.

Die Nacht kam. Violanta hatte mit ihrer Magd die Vorbereitungen gemacht, und Didaco erſchien. Violanta empfing ihn ſehr freundlich, führte ihren Gemahl in ihre Kammer und ging mit ihm zu Bette.

Als er eingeſchlafen war, ſtand ſie leiſe auf und rief ihre Magd, welche draußen wachte. Die Alte brachte die Stricke, mit welchen ſie den Ritter am ganzen Leibe banden, ſo daß er kein Glied rühren konnte. Dann ſteckten ſie ihm ein Tuch in den Mund, daß er nicht ſchreien konnte. Natürlich war er darüber aufgewacht, mit welchem Schrecken, mag ſich Jeder vorſtellen. Doch wie vermehrte ſich ſeine Angſt, als ſie ihn ſo gebunden beide ſtillſchweigend an eine Säule knüpften, welche die Decke des Zimmers trug.

Violanta war in eine Furie verwandelt. Mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen und brennendem Geſicht trat ſie mit einer Zange in der Hand vor ihn hin und faßte ſeine Zunge.

„Ha, ſchändlicher Verräther!“ ſchrie ſie, „warum kann ich meine Rache an Dir nicht vor dem ganzen Volke in Valencia ausüben? Aber ich will Dich ſtrafen, daß Du ein ſchreckendes Beiſpiel für die Nachwelt werdeſt, wenn einer auf Verrath der Liebe ſinnt. Kennſt Du den Ort, wo Du mit heuchelnder Miene den Trauring an meinen Finger ſteckteſt? Sieh, Treuloſer, hier den Sitz, auf dem wir oft neben einander geſeſſen haben. O, mit wie viel ſchmeichelnden Lügen hat mich dieſe Zunge betrogen! Aber ſie ſoll keine andre betrügen!“ — Und mit dieſen Worten ſchnitt ſie ihm die Zunge aus.

Dann nahm ſie mit der Zange jeden ſeiner Finger nach der Reihe, und rief mit verſtärkter Wuth: „Ha, Eidbrüchiger! dieſe Finger gaben mir den Trauring, dieſe Finger hoben ſich zum Meineid gen Himmel!“ Und ſo ſchnitt ſie ihm die Fingerſpitzen ab.

Immer wilder geworden, riß ſie den Dolch, den ſie an ſich hängen hatte, aus der Scheide, und ſprach knirſchend: „Ha! Augen, in welchen ich einſt den Himmel ſah, wie ſchändlich habt ihr mich betrogen! Wo ſind jene falſchen Thränen, die ihr oft aus Liebe geweint, wie oft habt ihr mich überredet, daß ihr keine andre Schönheit ſehen wolltet, als die meine? Verliſch, falſches Licht, auf immer!“ — und damit ſtieß ſie ihm mit der Dolchſpitze beide Augen aus.

Sie ruhte ein wenig, und betrachtete mit wilder Wolluſt den verſtümmelten Körper. Aber ſie war noch nicht geſättigt. Wieder ergriff ſie den Dolch, ſtieß ihn unter fürchterlichem Lachen mehrmals in ſeine Bruſt, und als ſie ſich ganz kraftlos an ihm gemartert hatte, ſtieß ſie ihn erſt den Didaco in das Herz.

Nun legte ſie ſich ermüdet auf das Bette, und ſchlief bis an den Morgen. Als ſie erwacht war, rief ſie die Magd, gab ihr ein Käſtchen mit Koſtbarkeiten, und befahl ihr, damit zu fliehen. Ich will bleiben, ſetzte ſie hinzu, und dem Volke von Valencia ſelbſt erzählen, was ich gethan habe.

Die Alte wollte ſie nicht verlaſſen. Feſt entſchloſſen, mit ihrer Gebieterin zu ſterben, begleitete ſie dieſe zum Vicekönig.

Violanta erzählte da weitläufig ihre That, und endigte, daß ihr vor der Strafe nicht graue. Nachdem ſie ihre Rache genommen habe, ſey ihr das Leben ganz gleichgültig.

Der Vicekönig glaubte ſie wahnſinnig. Aber die abgeſchickten Diener brachten nur zu bald die Beſtätigung der blutigen That.

Mit Standhaftigkeit und Freude legten Violanta und ihre Magd die Häupter auf den Block, und man kann von da an nicht begreifen, warum dieß ſchreckliche Beiſpiel nicht beſſer auf die Liebenden von Valencia gewirkt habe.

„Eine furchtbare Rache!“ ſagte die Freifrau.

„So rächt ſich auch nur eine Spanierin,“ verſetzte der Maler. Eine Italienerin hätte ihm ein Pulver gemiſcht, die Franzöſin ſich einen andern Liebhaber angeſchafft, und ſich bemüht, in des Ungetreuen Gegenwart ihm zum Trotze liebenswürdiger, heitrer, als je zu ſeyn. Der Engländerin wäre das Herz gebrochen, und die Deutſche hätte geweint und wieder geweint, und ihn endlich wohl gar noch bedauert, wenn ſie ſeinen Tod erfahren hätte.“

„Ich finde Violantens Rache grauſam, aber gerecht,“ ſagte Eduard, „denn es giebt keinen elendern Schurkenſtreich, als ein treues, unſchuldiges Weib ſo bübiſch zu hintergehn!“

Dreihundert vier und neunzigſte Nacht.

Früher als gewöhnlich hatte die Geſellſchaft das Gemach des Freiherrn verlaſſen, Eduard in der heftigſten Bewegung, denn eine ferne Hoffnung, dem Freiherrn ſeine Gemüthsruhe wieder zu geben und ſich Alma auf das Schönſte zu erringen, dämmerte in ihm auf.

Er ſchrieb an ſeinen Freund, den jungen Grafen von Wolfsburg:

„Lange, mein theuerſter Freund, haſt Du nichts von mir gehört, lange habe ich meine Freunde ohne Erinnerung an mich gelaſſen. Es heißt: Glückliche ſchreiben nicht, und wahr iſt es, ich gehörte jetzt zu den Glücklichen.“

„Auf meinen Streifzügen habe ich, ohne es zu ſuchen, ein Aſyl gefunden, in welchem ich vor den Stürmen des Lebens geſchützt zu ſeyn hoffe; ich lebe jetzt auf Schloß Runſitten, an der Oſtſee, und verſetze Dich mit Nennung dieſer Namen wohl in das Land Deiner Kindheit, denn Du biſt ja an der Oſtſee geboren.“

„In dieſem Schloſſe lebt ein Mann, den ich innig verehre, leider auch beklage, eine Frau, die mir Mutter iſt, leben Freunde, die mir theuer ſind, und — davon ſpäter!“

„Franz iſt gegenwärtig in Wien, doch wird er noch im Laufe dieſes Monats hier eintreffen.“

„Sollte ich mein jetziges Leben genau ſchildern, ſo würdeſt Du glauben, Mährchen zu hören, und doch iſt Alles ſo wahr und ſo einfach. Denke Dir lauter gute Menſchen in ein abgelegenes Schloß verbannt; nichts hören ſie von der Welt, und die Welt kümmert ſie nicht. Die Zeitungen kommen ſo ſpät hierher und die noch ſpäter kommenden Zeitſchriften, daß wir hier für neu halten, was Ihr ſchon längſt vergeſſen habt.“

„Und doch leben wir hier ganz den ſchönen Künſten, mehr als Ihr in den großen Reſidenzen: Reiner, ein ſehr talentvoller Maler, verſchönert den großen Saal und eine

Gallerie im Schloſſe mit Fresken; die Tochter des Hausherrn und ſeine Nichte Claudine ſingen wie die Engel; der Schloßcaplan hat eine ſchöne Tenorſtimme; ich ſinge, wie Du weißt, nicht übel; ein blindes Fräulein, Marie, ſpielt meiſterhaft Harfe und Fortepiano, ein Inſtrument, welches auch die Freifrau zu behandeln weiß; der Arzt Willmann iſt ein tüchtiger Naturforſcher, und haben wir uns müde muſicirt, ſo erzählen wir uns des Nachts Sagen und Mährchen.“

„Jeder iſt vollkommen frei; am Tage geht Jeder ſeinen Geſchäften nach, der Arzt und der Caplan beſuchen ihre Kranken und ſtudieren, der Maler arbeitet an ſeinen Gemälden, die Damen beſchäftigen ſich mit weiblichen Arbeiten, und der Freiherr iſt ein ausgezeichneter Mathematiker. Ich dichte, benutze die reiche, viel Seltenes enthaltende Bibliothek, und ſtreife mit den übrigen Gäſten in der Gegend umher; ich bin auch ſchon der Führer einiger Fremden geweſen. Wer ſich für die Landwirthſchaft intereſſirt, findet ebenfalls einen ſchönen Wirkungskreis; denn vieles ließe ſich wohl dem Boden abringen, was bisher von den, einmal nur an gewiſſe Erzeugniſſe gewöhnten Bewohnern für unmöglich gehalten wird.“

„Mittags ſpeiſen wir Männer, der Freiherr nicht mit, meiſt allein; nur an Sonn- und Feſttagen haben wir das Glück, mit den Damen zu ſpeiſen.“

„Doch ſobald der Abend hereinbricht, verſammeln wir uns Alle in dem Speiſeſaale, und nach dem Nachtmahl wird muſicirt, geſcherzt, philoſophirt, geleſen und erzählt.“

„Wie lebſt Du? Laſſe bald von Dir hören."

„Und nun eine Bitte: Du haſt Gelegenheit viel Menſchen zu ſehen, von Vielen zu hören."

„Erkundige Dich, aus Freundſchat für mich, ob nicht irgendwo ein Freiherr von Rauhen lebt, welcher unfern von Runſitten geboren iſt, ein bedeutendes Vermögen hat, und ungefähr acht und vierzig bis fünfzig Jahr alt iſt."

„Es liegt mir ſehr viel daran, von ihm zu hören. Ich ſende meinen Brief nach Cölln an Deinen Vater."

„Lebe wohl!"

Dein Eduard.

Dreihundert fünf und neunzigſte Nacht.

Als der Maler, welcher den ganzen Tag in der Gegend herumgeſtreift war, Abends in den Salon trat, rief ihm Claudine lachend entgegen: „Wo haben Sie denn heute geſteckt? Alma und ich wollten Sie dieſen Morgen bitten, Ihre Kunſt zu profaniren und uns ein Stickmuſter zu zeichnen; aber Sie waren im ganzen Schloſſe nicht aufzufinden."

„Ich ſtreifte in der Gegend herum, und werde mich beſtreben, morgen Ihre Wünſche zu erfüllen."

„Zur Strafe, daß es nicht ſchon heute geſchehen iſt" ſprach freundlich die Freifrau, „ſollen Sie uns auch heute ein recht luſtiges Mährlein erzählen.“

„Mit einem Mährchen kann ich Ihnen nicht dienen,“ ſagte der Maler ſcherzend, „aber eine buchſtäblich wahre Geſchichte, die ſich im Münſterſchen zugetragen hat, will ich Ihnen mittheilen.“

Das Katzenſchloß.

Vor einigen Jahrhunderten, zu der Zeit, wo es noch Hexen und Zauberer gab, lebte in Schwaben ein reicher Bürger, der Haus und Hof beſaß, welches einſt ſein einziger Sohn Auguſtin erben ſollte. Leider ſtarb dieſer gute Mann zu früh für ſeinen Sohn, der erſt ſein ſechzehntes Jahr zurückgelegt und ſich noch nicht viel Menſchenkenntniß und Lebensklugheit errungen hatte. Ueberhaupt war der Jüngling kein Genie, nicht einmal ein Talent, ja ſogar nicht einmal ein ganz gewöhnlich verſtändiger Menſch, ſondern er beſaß ungefähr elf Theil Dummheit und ein Zwölftel Klugheit, mit welcher er ſich durch das Leben helfen ſollte.

Seine Verwandten und ſein Vormund, kluge und ehrbare Leute, verſicherten ihm, daß ſein Vater viel Schulden hinterlaſſen habe, und verkauften deshalb ſein Haus und ſeinen Hof. Baares Geld hatte er, ihrer Ausſage nach, nicht hinterlaſſen, die Sachen waren wenig werth, und dem guten Auguſtin blieb nichts, als ſein Anzug und ein Beutelchen mit Geld.

Dieſes Geld verzehrte er, und als er dies gethan, ſetzte er ſich auf die ſteinerne Bank vor ſeines Vaters Hauſe und dachte darüber nach, was er nun anfangen wolle, um Nahrung und Kleider zu gewinnen.

Er ſagte zu ſich ſelbſt: „Auguſtin, was haſt Du gelernt?“ und antwortete ſich hierauf: „ſchreiben und leſen, ein wenig rechnen, laufen und etwas tragen. Aber ein Schreiber muß Tag und Nacht ſitzen, das iſt langweilig, leſen iſt mühſam, rechnen iſt kopfzerbrechlich, und beim Laufen und Tragen iſt noch Niemand fett geworden, noch ſetzt es in ſolchen Dienſtern viel Lohn.“

„Das Beſte iſt, ich verdinge mich gleich zu einem Bauer als Knecht: Dünger laden iſt leicht zu erlernen, und Obſt abnehmen und das Feld beſtellen iſt nicht übel. Da giebt es Kirchweih und Aerndtefeſt, und der, dem das Brod zuwächſt, ſchneidet keine ſchmalen Biſſen.“

Mit dieſen Gedanken ging er aus ſeiner Vaterſtadt auf das nächſte Dorf und meldete ſich bei einem reichen Bauer, welcher ihn auch alsbald in ſeine Dienſte nahm.

„Von ſeinen Schickſalen will ich morgen weiter erzählen,“ ſagte der Maler und ſchwieg.

Dreihundert ſechs und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Leider hatte der gute Auguſtin ſehr geirrt, als er ſich den Dienſt bei dem Bauer ſo leicht vorſtellte; von dem Aerndtefeſt war noch gar nicht die Rede, und ſtatt Kirmeskuchen zu ſpeiſen, ſollte Auguſtin ſchwere Arbeiten verrichten, ohne Kräfte und Geſchick dazu zu haben. Er gab ſich alle mögliche Mühe, aber er war und blieb zu ſchwach, und der Bauer ſchickte ihn bald wieder fort.

Nun begab ſich Auguſtin ganz betrübt in das nächſte Städtchen, klopfte bei einem Schneidermeiſter an, und bat ihn flehentlich, ihn in die Lehre zu nehmen. Der Schneider pflegte keinen jungen Menſchen als Lehrling anzunehmen, welcher nicht einiges Lehrgeld zahlen konnte, und wollte auch den armen Auguſtin zurückweiſen; aber die Frau Meiſterin wollte morgen zur Hochzeit gehen, und ihr Eheherr konnte, ſo emſig er auch nähte, nicht allein mit der rothen Roberonde für ſeine Ehehälfte fertig werden; der Geſell war erkrankt, alſo konnte er gerade ein Paar fleißige Hände brauchen und Auguſtin durfte dableiben, die Frau Meiſterin reichte ihm freundlich Speiſe und Trank und der Meiſter die Schleppe des Gewandes, damit der neue Lehrling ſie ſäume. Aber Auguſtin, der nicht mit der Nadel und Schere umgehen konnte, machte ellenlange Stiche und den ſchönen Stoff voll Flecken.

Darüber ergrimmte der Meiſter, und die Frau Meiſterin trieb ihn zur Thüre hinaus; da ſtand er nun wieder ohne Dach und Brot, und wanderte weiter.

Er ging nun zu einem Schuhmacher; aber obgleich dieſer mehr Geduld hatte, wie der Schneider, ſo konnte Auguſtin ihm doch ebenfalls nichts zu Danke machen, und ward abermals fortgeſchickt.

Er verſuchte ſein Heil noch auf verſchiedene Weiſe, bald bei einem Handwerker, bald bei einem reichen Manne, dem er diente; aber überall hatte er Unglück, er machte Alles verkehrt, und als habe ſich ein feindlicher Dämon gegen ihn verſchworen, er zerbrach ſeinen Herrſchaften alle zerbrechlichen Gefäße, die er nur in die Hand bekam.

„Nun denn!“ rief er endlich aus, „wenn mir nichts glückt, ſo will ich weder ein Handwerk lernen, noch Bedienter ſeyn, weder Soldat werden, noch ſtudieren oder mich ſonſt einer Kunſt weihen; ich will ein anderes Geſchäft ergreifen, ich will betteln gehen.“ Er ging auch betteln; aber nur ſelten erhielt er etwas, denn die meiſten Leute ſagten: „Dieſer junge Burſche iſt ja nicht krank, warum arbeitet er nicht?“

Seine Kleider wurden täglich ſchlechter und ſein Magen immer leerer; er wollte verzweifeln, aber auch das glückte ihm nicht, er brachte es zu keiner ordentlichen Verzweiflung, und außer ſich darüber, rief er aus: „Ach, mich verfolgt das Unglück; ich bin überzeugt, daß ſogar, wenn ich mich einſt hängen will, der Strick reißen wird!“

So kam er eines Tages in einen grünen, dichten Wald, pflückte ſich Erdbeeren und Heidelbeeren, und ſchritt immer vorwärts. Es fing ſchon an zu dämmern, da ſah er endlich ein hohes, altes Schloß, und nach einigem Bedenken ſchritt er über die Zugbrücke, dem Schloßherrn ſeine Dienſte anzubieten.

Dreihundert ſieben und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Wie ſtaunte der gute Auguſtin, als er in den hohen, mit Linden bepflanzten Schloßhof trat, und keine Seele daſelbſt erblickte. Er rief: „He, holla!“ und ſiehe da, zwei niedliche Kätzchen kamen herbei, und wedelten mit dem Schweife, als wollten ſie ihn willkommen heißen.

Er ging in das Schloß hinein, ſtieg die Treppe hinauf, und ſah wieder einige Kätzchen, die ihm ſchnurrend und miauend entgegen kamen. Eine Weile ſtand er unſchlüſſig da, ob er in das Gemach, welches er erblickte, eintreten ſollte oder nicht. Endlich entſchied er ſich für das Erſtere, und fand wieder ein Kätzchen, das ſchmollend in einem Winkel ſaß.

Voll Verwunderung ſchritt er weiter, und riß die Augen weit auf, als er jetzt in einen prachtvollen, hell erleuchteten Saal trat, in welchem wohl dreißig Katzen verſammelt waren. In der Mitte des Saales ſtand ein großer Tigerkater, und ſpielte die Violine, und um ihn her tanzten gar zierlich die Kätzchen und miauten dazu.

Nachdem ſich Auguſtin genug gewundert hatte, ging er in ein Nebenzimmer, ſetzte ſich traurig auf ein Kiſſen, und ſeufzte: „Ach, käme doch bald ein Menſch, dem ich mein Anliegen vortragen und meinen Hunger klagen könnte!“

Kaum hatte er dies geſagt, ſo kamen zwei ſchöne dreifarbige Katzen auf ihn zu, führten ihn in ein andres Gemach, wo ſchon eine gedeckte Tafel ſtand, mit Schüſſeln beſetzt, aus denen ein herrlicher Duft aufſtieg.

Der gute Auguſtin zögerte keinen Augenblick, an der Tafel Platz zu nehmen und tüchtig zuzulangen. Braten und Fiſch, Gemüſe und Salat, waren vortrefflich zubereitet, und der Wein, den ihm ein freundlich knurrendes Kätzchen mit dem Pfötchen einſchenkte, war ſo feurig, daß Auguſtin ſchon bei dem dritten Glaſe ausrief: „Vivat, die Katzen hoch, ſie verſtehen zu leben!“

Als ſich der Hungrige geſättigt hatte und zu gähnen anfing, winkte ihm ein Kätzchen, Miau, ergriff ſo zierlich, wie ein Zöſchen, einen der ſchönen ſilbernen Leuchter, und ging, ihn immer durch Miauen lockend, durch mehrere Zimmer vor ihm her.

In dem letzten Gemache blieb es ſtehen, deutete auf ein ſchönes Bette, ſetzte den Leuchter auf den Nachttiſch, und verſchwand.

Auguſtin beſann ſich nicht lange, kleidete ſich aus, legte ſich nieder, und ſchlief ein.

Hier brach der Maler ab, und Alma ſagte lächelnd: „Sie verſprachen uns eine wahre Geſchichte, und erzählen ein Mährchen.“

„O,“ erwiederte er, „Sie, die Sie ſchön und gut ſind, werden ſchon ſpäter die Wahrheit herausfinden!“

Dreihundert acht und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Auguſtin's Schlaf währte nicht lange; er erwachte aus einem wunderlichen Traume, ſah ſich — denn er hatte das Licht brennen laſſen — in einem ſchönen, ihm ganz fremden Zimmer, und erinnerte ſich erſt nach und nach daran, wie er in das Gemach gekommen ſey.

„Wo bin ich?“ fragte er, „die lieben Heiligen mögen das wiſſen, in einem Zauberſchloſſe ſicherlich, denn ich ſehe keinen Menſchen, und die vielen Kätzchen leben ganz wie Menſchen, ja ſo prachtvoll wie Grafen und Fürſten. Am Ende ſind es verzauberte Menſchen, ich habe ja ſo oft von ſolchen Verwandlungen gehört, ja, ja, ſo wird es ſeyn!“

Obgleich nun Auguſtin, wie ſchon oft geſagt, nicht eben zu den Witzigſten gehörte, ſo kam er doch bald auf den Gedanken, daß die Kätzchen Niemand Anderes, als verwandelte Mädchen ſeyn könnten. „Vielleicht, fügte er ſeufzend hinzu, „iſt mein Röschen auch mit darunter, welches mich ſo liebte, wie ich noch eines reichen Mannes Sohn war, und nicht mehr ausſtehen konnte, als ich arm und nackt aus dem Hauſe meines verſtorbenen Vaters ging!“

Jetzt öffnete ſich die Thüre, und leiſe trippelte ein Kätzchen herein, miaute dreimal, und als die Glocke zwölf ſchlug, begann es: „Sey mir gegrüßt, Fremdling! Du biſt zur guten Stunde gekommen, denn nur dreimal im Jahre iſt uns vergönnt, von zwölf Uhr Mitternacht bis um ein Uhr zu ſprechen. Wiſſe, daß wir, ich und ſämmtliche Katzen, die Du geſehen haſt, ſonſt junge, ſchöne Gräfinnen und Fräuleins waren, und nun von einem böſen Zauberer, zur Strafe für einige kleine Treuloſigkeiten, Neckereien und Falſchheiten, die wir an rechtſchaffenen Rittern verübt haben, in Katzen verwandelt ſind. Der Tigerkater, den Du geſehen haſt, iſt ein treuloſer Mann, der auch verwandelt worden iſt, und nun unſern Wächter vorſtellt. Er wäre gewiß wegen einer gewöhnlichen Treuloſigkeit nicht verwandelt worden, denn wie viele Kater müßte es dann geben; aber er war der Schweſter des Zauberers ungetreu, da mußte er freilich beſtraft werden!“

Auguſtin ſah das Kätzchen mit großen Augen an, und fragte endlich: „Ich glaube Dir, aber was willſt Du?“

„Einen Schatz will ich Dir zeigen, und Dir ſagen, daß Du uns erlöſen kannſt, wenn Du zufällig das rechte Mittel erräthſt, was zu unſerer Verwandlung dient!“

„Gut, Kätzchen, ich will nachdenken; aber wenn ich es nicht finde, wie ſteht es dann mit dem Schatze?“

„Du ſollſt ihn doch heben; denn ſiehe, es iſt eigen, aber wahr, die ſchönſten und klügſten Frauen ſind den dümmſten Männern am meiſten zugethan, haben dieſe auch gar nichts gelernt und zu nichts Kraft, wie Du, Landläufer!“

Auguſtin fing an, über die letzte Aeußerung grob zu werden, aber das Kätzchen redete ihm zu und gebot ihm, mit zu gehen.

Auguſtin gehorchte.

„Abſcheulich!“ unterbrachen die Damen den Erzähler, „das iſt wieder ſo ein Stückchen von Ihnen; aber warten Sie nur, wir wollen Ihnen ſchon etwas von Frauentreue und Männerfalſchheit erzählen, daß Sie Ihr Unrecht einſehen werden.“

„O, meine Damen," rief der Maler aus, „Niemand verehrt mehr als ich, edle und treue Frauen; ich kenne in der ganzen Schöpfung nichts Vollkommneres, als ein edles Weib; aber zugeben müſſen Sie doch, daß ſelbſt der falſcheſte, ſchlechteſte Mann an Falſchheit und Bosheit von einem böſen Weibe übertroffen wird."

„Das iſt leider eine alte Wahrheit," ſagte mild die Freifrau, „und Sie können uns immerhin Ihr Katzenmährlein zu Ende erzählen, es trifft uns nicht."

Der Maler küßte der Freifrau von Kunſitten ehrerbietig die Hand, und verſprach, den Schluß morgen zu erzählen.

Dreihundert neun und neunzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Auguſtin, der ſeiner Führerin Schritt vor Schritt folgte, kam jetzt über Treppen und durch dunkle Gänge in ein großes, unterirdiſches Gewölbe. Hier blieb das Kätzchen ſtehen, gebot Auguſtin zu ſchweigen, und deutete auf eine erhöhte Stelle auf dem Fußboden des Gewölbes und auf Hacke und Schaufel. Dieſe Zeichen begriff Auguſtin; raſch ergriff er die Werkzuge, grub einen Fuß tief, und ſiehe, ein Häuflein Gold ſchimmerte ihm entgegen. Raſch füllte er ſeine Taſchen, und als er genug zu haben glaubte, verließ er, dem Kätzchen folgend, den Keller, ging in ſein Gemach zurück, ſchüttete das Gold aus, und packte es in ſein Ränzchen. Darauf dankte er freundlich dem Kätzchen, verſprach auf ein Mittel zur Erlöſung ſämmtlicher Katzenfräuleins zu ſinnen, und verließ in der Morgendämmerung, vergnügt über ſeinen Schatz, das Schloß.

Die Goldſtücke waren alle ächt und vollwichtig, und reichten grade hin, um ein ſchönes, großes Haus in ſeiner Vaterſtadt zu kaufen.

Er war jetzt klüger, als mancher Philoſoph geworden, denn er ſah ein, daß er nicht viel wußte. Deßhalb verheirathete er ſich mit einem klugen, hübſchen Mädchen, überließ ihr das Hausregiment, und befand ſich wohl dabei. Ob er das rechte Mittel zur Erlöſung der Katzenfräuleins gefunden, und ob dieſe überhaupt erlöſet worden ſind, iſt unbekannt.

„Gott ſey Dank, daß Ihr Mährchen zu Ende iſt!“ ſagte Alma, „mir hat jetzt alle Nächte von Katzen geträumt, und für mich giebt es nichts Widerwärtigeres, als Katzen; ſchon ihre Nähe iſt mir unangenehm.“

„Auch mir iſt dieſe Gattung von Thieren ſehr zuwider,“ ſprach Eduard, „und ich freue mich, daß Sie dieſe Abneigung theilen.“

Vierhundertſte Nacht.

„Wiſſen Sie auch, daß wir in dieſen Tagen eine hochzeitliche Feier auf dem Schloſſe begehen werden?“ rief der Caplan dem Maler zu, als er ihn Abends im Saale fand.

„Wie, ſind Eduard und Alma verlobt?“ —

„Gott bewahre, obgleich es nichts Unmögliches wäre. Denn ich bin überzeugt, daß Jedes von ihnen weiß, was es dem Andern iſt; ich bezweifle des Freiherrn Einwilligung nicht, und begreife nicht, warum noch immer von keiner Verlobung die Rede iſt.“

„So viel ich weiß,“ ſagte der Arzt, der mit dem Caplan eingetreten war, „hat Herr von Runſitten dem Herrn von Seckendorf den Grund ſeiner Schwermuth vertraut, und dieſer ſcheint ein Mittel zu ſeiner Beruhigung im Sinne zu haben; vielleicht will er es erproben, und ſo Alma's Hand erringen.“

„Nun, welche Hochzeit haben wir alſo zu erwarten?“

„Ferdinand, der Jäger, heirathet eine Enkelin des Kaſtellans, Suschen.“ —

„Wie, der junge, ſchöne Mann das einfältige, unſchöne Mädchen?“

„Ja, ja!“ riefen die eintretenden Damen und der Freiherr dem Maler zu; „er haßte ſie früher faſt, ſie war ihm zuwider, und auf einmal hat ſich ſein Sinn geändert, und er verſichert, daß er ohne ſie nicht mehr leben könne.“

„Sie hat's ihm angethan!“ ſchrie der Maler, und Alle lachten. Nach einer Pauſe nahm der Caplan das Wort: „Ich, als Geiſtlicher, ſollte nichts ſagen, was den Aberglauben befördern kann, und doch habe ich über das Anthun ſo viel gehört, ja etwas ſo Seltſames davon erlebt, daß ich ſchon oft verſucht worden bin, daran zu glauben.“

„Auch ich habe eine merkwürdige Geſchichte dieſer Art von einem Freunde meines Großvaters gehört,“ ſprach Willmann, „welcher ein durchaus wahrhafter Mann war.“

„O, erzählen Sie, erzählen Sie!“ riefen Alle.

„Ich bin bereit dazu,“ ſagte der Arzt, „ich will nur erſt unter dem brieflichen Nachlaſſe meines Vaters die Briefe des Baron Raſtadt hervorſuchen, welche von dieſem Vorfalle erzählen.“

„Nun denn, morgen!“ rief der Freiherr, was der Arzt nochmals verſprach.

Vierhundert und erſte Nacht.

Die folgende Nacht trat der Arzt mit einem Packet Briefe in den Saal, und nach der Abendtafel las er wie folgt:

Die geheimnißvolle Dame.

London, im Jahre 1780.

„Meine Geſchäfte, werther Freund, ſind ſchneller und glücklicher beendet, als ich hoffte, und ich würde an die Heimkehr denken, hätte ich nicht hier einen Freund gefunden, deſſen Zureden und liebenswürdige Familie mich feſt hält. Es iſt dies der Lord W...., welcher ſich vor mehreren Jahren, als ich noch jung war, mit ſeiner jungen, ſchönen Gemahlin zwei Jahre in Deutſchland aufhielt und mit mir ein Haus bewohnte.“

„Ich fand ihn noch friſch und kräftig, ſeine Gemahlin noch immer ſehr liebenswürdig, ſeinen Sohn ſo ſchön und gebildet, daß ich den Jüngling faſt wie meinen eignen Sohn liebe.“

„Er iſt der Verlobte der Miß Jenny Smidt, eines ſehr ſchönen, liebenswürdigen, reichen Mädchens. Die Hochzeit wird in zwei Monaten vollzogen; ich muß bei dem frohen Feſte zugegen ſeyn.“

„Sir Eduard und Miß Jenny ſind ſehr glücklich.“

Hier hielt der Arzt inne, weil der Schluß des Briefes von andern Gegenſtänden handelte. Er nahm den zweiten Brief und las:

„So eine ungeheure Stadt auch London iſt, ſo verſchieden die Geſpräche ſind: jetzt iſt nur eine Perſon in ganz London der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und des Geſpräches.“

„Denken Sie, da kommt, Niemand weiß woher, eine Dame, jung, anſcheinend vornehm und reich, ohne Aeltern und Schutz, nur von einer zahlreichen Dienerſchaft begleitet, und bezieht ein großes Hotel in einer Hauptſtraße Londons.“

„Ohne Empfehlungsbriefe zu haben, gelingt es ihr doch bald, in den vornehmſten Familien Zutritt zu erhalten, ja die Zierde der glänzendſten Cirkel zu werden. Man giebt kein Feſt ohne die Gräfin Kory, ſo nennt ſie ſich, und in Wahrheit, der einfachſte Cirkel wird durch ſie brillant, das ſchönſte Feſt iſt ohne ihre Gegenwart des Glanzes beraubt.“

„Was für eine Landsmännin ſie iſt, weiß Niemand: ſie ſpricht darüber nicht, und errathen läßt es ſich eben ſo wenig, weil ſie alle europäiſche Sprachen mit der größten Fertigkeit ſpricht. Sie ſingt und tanzt vollkommen, iſt Meiſterin auf jedem Inſtrumente, malt und zeichnet ausgezeichnet, iſt ſo ſchön und majeſtätiſch, daß man ſie wirklich zu den Wundern zählen kann. Jeden Tag erſcheint ſie in einem prachtvolleren, ſchönern Anzuge, ja ſelbſt ihr Antlitz erſcheint jeden Tag anders und ſchöner, und Perſonen, welche geſtern ihre ſtrahlenden, ſchwarzen Augen rühmten, geſtehen heute, daß ſie ſich geirrt, indem ihre Augen vom ſanfteſten Blau ſeyen.“

„Ich ſelbſt bin von ihrer Erſcheinung ganz bezaudert; ſoll ich den jungen Sir Eduard W.... anklagen, daß er, obgleich der Verlobte der liebenswürdigen Miß Jenny Smidt, dem wundervollen Weibe eine unendliche Verehrung zeigt?“

„Eins iſt mir an ihr aufgefallen: die wunderbare Fremde trägt jederzeit einen ſchwarzen Sammetgürtel, und wäre ihr ſilberdurchwirktes weißes Gewand mit Brillanten beſät, der ſchwarze Sammetgürtel fehlt nicht.“

„Eine ſeltſame Erſcheinung,“ nahm der Freiherr das Wort, als der Arzt den zweiten Brief hinlegte, „und ich bin begierig, die Fortſetzung dieſer Briefe zu hören.“

Ein Unterthan, welcher dringend mit dem Freiherrn zu ſprechen wünſchte, wurde gemeldet, und der Arzt mußte ſeine weitern Mittheilungen bis auf die nächſte Nacht verſchieben.

Vierhundert und zweite Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Die nächſte Nacht las der Arzt weiter:

Wäre uns doch die ſchöne Gräfin Kory niemals erſchienen; ſie hat dem Hauſe des Lord W.... nur Unglück gebracht. Eduard hat ſeinem Vater erklärt, daß er die Gräfin liebe, und ihr oder Keiner die Hand geben wolle. Er ſucht ſie überall auf, und ſie ſcheint gegen ſeine Huldigungen nicht gleichgültig, denn ſie nimmt zu allen Stunden des Tages ſeine Beſuche an.“

„Seine Aeltern ſind untröſtlich darüber, und der armen Jenny Herz wird brechen, das weiß ich, denn ſie liebt Eduard über Alles.“

„Jetzt haſſe ich die Gräfin faſt, in deren Nähe mir ſeit einiger Zeit ganz unheimlich wird. Ich habe ſchon viele ſchöne, höchſt gebildete und talentvolle Frauen geſehen, aber eine ſo hohe, ja höchſte Ausbildung aller Talente, wie bei der Gräfin, iſt mir noch nicht vorgekommen, und gränzt an Zauberei.“

„Aufmerkſame Beobachter haben bemerkt, daß ſie niemals die Kirche beſucht, daß ſie ſich beim Anblick eines Crucifix abwendet, und den Namen Gottes nicht hören kann, ohne zu erblaſſen und zu zittern.“

„Alles dieſes zuſammengenommen iſt nicht geeignet, Vertrauen zu ihr zu erwecken; ich fange an, ſie für eine Hexe zu halten, die, mit Hülfe des Satans, uns Alle blendet.“

„Wir haben dies gegen Eduard geäußert, doch ohne Erfolg.“

„Nachſchrift. So eben habe ich gehört, daß die Gräfin London plötzlich verlaſſen hat. Gott ſey Dank!“

„So weit dieſe Briefe; doch fand ich noch Blätter, die mit dieſer Begebenheit im Zuſammenhange ſtehen," ſagte der Arzt.

„Ich hoffe, daß Sie uns dieſelben mittheilen werden," ſprach die Freifrau. „Wären dieſe Briefe nicht aus ſo neuer Zeit und von einem bewährten Freunde ihres Vaters geſchrieben, ich würde glauben, der armen Gräfin geſchähe, wie dem Erfinder der Buchdruckerkunſt und der Porzelainmaſſe; denn wer in frühern Zeiten ſich durch Geiſt und Talente auszeichnete, konnte bald in den Ruf der Zauberei kommen."

„Sehr wahr, beſte Mutter," bemerkte Alma, „aber bedenke, daß die Gräfin ſtets den ſchwarzen Sammetgürtel trug; mit dem mußte es doch eine eigne Bewandtniß haben."

„Vielleicht war es ein Andenken, oder ſie trug ihn aus Caprice," äußerte Claudine.

„Laſſen wir unſere Vermuthungen, bis wir das Ende gehört haben," ſagte die Freifrau.

Vierhundert und dritte Nacht.

Die nächſte Nacht war der Arzt abweſend, weil er zu einem Kranken geholt werden war. Die Freifrau erzählte, daß morgen der Hochzeittag des Jägers mit Suschen ſey, und ſie dabei die Brautmutter vorſtelle.

„Was ſind denn hier bei ſolchen Hochzeiten für Gebräuche?“ fragte Marie, und der Caplan entgegnete:

„Es ſind ihrer mancherlei und um ſo mehrere, wenn die Brautleute dem niederen, mittel- oder wohlhabenden Bauernſtande angehören. Doch auch bei den höhern Mittelſtänden, ja auch in den erſten, wird hier zu Lande eine Hochzeit mit nichten ſo ſteif und gemeſſen begangen, als in Mittel- und einem großen Theile Süddeutſchlands. Heiterkeit und Unbefangenheit ſind die erſten, nothwendigſten Erforderniſſe bei der vornehmſten, wie bei der geringſten Hochzeitsfeier, und wir würden es für eine üble Vorbedeutung nehmen, wenn es dabei, ganz beſonders aber am Polterabend, nicht ein Bischen drunter und drüber herginge. Was unſer Brautpaar betrifft, ſo wollen wir es zu der Elite des wohlhabenden Bauernſtandes rechnen, und da iſt der Gang des Feſtes ungefähr folgender: Am Tage des Polterabends iſt die Braut in ihrer Wohnung von früh Morgens an von ihren Geſpielinnen, welche ſie ſich zu Kranzjungfern erwählt hat, umgeben. Dieſe beſchauen mit ihr ihre Ausſtattung, helfen ihr das, was etwa an der Wäſche noch nicht vollendet, nähen, ſo wie auch den Brautſtaat ordnen, und alle Geſchenke, welche im Laufe des Tages von den geladenen Hochzeitgäſten eingehen, und die, wie Sie ſich an Suschens Polterabend überzeugen werden, oft ſehr bedeutend und koſtbar ſind, aufſtellen. Daß die jungen Mädchen dabei von den Brautältern wacker mit Caffee, ſüßen Weinen und Zuckergebackenem tractirt werden, verſteht ſich von ſelbſt; doch will es die Sitte und der gute

Anſtand, daß, mitten in der lauten Freude um ſie her, die Braut ſich fein ſittſam und ernſt verhält; auch darf ſie bei Leibe nicht die Wirthin machen wollen, was ihr, als ein Mittelding von Mädchen und Frau, nicht zuſteht.“

„Abends, ſo wie die Dämmerung einbricht, erſcheint der Bräutigam mit ſeinen jungen Freunden, auch der Hochzeitsbitter ſtellt ſich ein, und nun wird's erſt recht lebendig! Es wird Thee getrunken, man giebt Räthſel auf, Geſellſchaftsſpiele an, wobei viel geküßt und beſonders die Braut bedacht wird. Dies währt bis um 9 Uhr; dann wird Kuchen, Butterbrod mit kalter Küche und die dampfende Punſchbowle aufgeſetzt, und nun erreicht der Jubel den höchſten Grad, beſonders wenn einige vertraute Freunde, den Hochzeitsbitter an der Spitze, einen — oft ziemlich derben — dramatiſchen Polterabendſcherz aufführen. Gegen 12 Uhr endlich weiß in der Regel faſt Keiner mehr, worüber er ſo herzlich lachen muß, und dann begiebt ſich Alles hinweg bis zum andern Morgen.

Sobald dieſer grau't, finden ſich vor dem Hochzeitshauſe die Muſikanten ein, um jeden Gaſt mit einem ſolennen Tuſch zu begrüßen; das aus- und eingehende Geſinde, ſo wie der luſtige Hochzeitsbitter, bekommen dagegen immer gräulige Mißtöne zu hören, und Letzterer kann ſich nicht, wie die Dienſtboten, von dieſer Schmach durch einige Flaſchen Wein loskaufen, — da er ihn ſelbſt trinkt, wenn er ihn hat, was aber auch meiſt mit den Dienſtboten der Fall iſt. Die Braut iſt indeſſen von ihren Brautjungfern geſchmückt, und wenn der Bräutigam erſcheint, ſo iſt dies ein Zeichen, daß alles zur Trauung bereit iſt. So wie die wachehaltende Brautjungfer den Nahenden bemerkt, zeigt ſie dies der Brautmutter an, welche der Braut den Kranz in die Haare flicht; nur im Kranze darf ſie den Bräutigam empfangen. — Nun wird der Brautzug geordnet: voran die Muſikanten, welche aber nicht ſpielen, dann der Hochzeitsbitter, hierauf die älteſten Brautjungfern, ſodann das Brautpaar mit ihren Führern, dann die jüngeren Brautjungfern, den Beſchluß macht die Schaar der Gäſte.“

„Iſt in der Kirche die heilige Handlung vollzogen, ſo geht's, nach einem allgemeinen Gebet für das Wohl der Neuverbundenen, unter Sang und Klang, in der vorher beſchriebenen Ordnung, nach dem Hochzeitshauſe, nur mit dem Unterſchiede, daß das junge Ehepaar ſich nun bei den Händen gefaßt haltend neben einander geht, vor ihm her gehen die beiden jüngſten Brautjungfern, wovon die Eine — vor dem Manne hergehende, etwas Salz, etwas Korn und einiges Geld trägt; die vor der Braut einhergehende trägt Salz, Brod und Flachs. Im Hochzeitshauſe angelangt, empfängt die bis dahin noch nüchternen jungen Eheleute ein reichliches Frühſtück, wozu aber das junge Paar, eh' es ſelbſt etwas genießt, erſt ſeine Gäſte freundlich einladet, und ſodann einigen Armen eine Gabe von Brod, Fleiſch, Bier und etwas Geld reicht; erſt hierauf ſetzt es ſich ſelber mit zu Tiſche, und thut fleißig auf die zu ſeinem Wohle ausgebrachten Geſundheiten Beſcheid. — Unmittelbar an das Frühſtück ſchließt ſich das Mittagseſſen, wo jeder ſein Möglichſtes thut, nach Kräften zu eſſen, um ſo den jungen

Eheleuten ſeine Zufriedenheit mit der Bewirthung an den Tag zu legen. Nach dem Mittagseſſen folgt der Caffee, nach dem Caffee mag Jeder wählen, was er lieber trinkt, ſtarkes Bier (oft Porter), Meth, Liqueure, kalten Punſch oder ſiedend heißen Grog. So kommt der Abend heran, und mit ihm das Abendeſſen, was wo möglich noch ſplendider und ausgeſuchter, als das Mittagseſſen ſeyn muß. Hier fließet der Wein recht eigentlich in Strömen, und meiſt ſehr guter, da wir Küſtenbewohner dies edle Getränk mindeſtens aus der dritten Hand — im Vertrauen geſagt oft von den Schmugglern! — unverfälſcht zu den billigſten Preiſen erhalten; den Beſchluß macht natürlich wieder eine coloſſale Punſchbowle, welche ſo oft gefüllt wird, als nur noch irgend ein Gaſt Luſt zum Trinken bezeigt. Das ſehr unanſtändige Rauben des Strumpfbandes der Braut iſt mindeſtens bei uns nicht mehr Sitte, ſtatt deſſen löſet ſich die junge Frau bei jedem Gaſte mit einem kleinen Ehrengeſchenke ab; auch der Bräutigam muß jeder Brautjungfer ein artiges Geſchenk machen. Am andern Morgen wird dem jungen Paare gewöhnlich ein Ständchen gebracht, und der Hochzeitsbitter hält eine Anrede, deren Inhalt allerdings der Art iſt, daß die junge Frau mehr als einmal Urſache hat zu erröthen."

„In der Regel werden die Gäſte drei Tage nach einander in dem Hochzeitshauſe bewirthet, und an den beiden letzten Abenden wird tüchtig getanzt, was am Hochzeitsabend nur bei geringeren Hochzeiten der Fall iſt, wo die Feier mit einem Tage beendet wird."

„Der Geiſtliche wird immer zu der Hochzeitsfeier freundlichſt eingeladen, und was mich betrifft, ſo habe ich noch keine Einladung ausgeſchlagen, da ich überzeugt bin, daß die Ehrfurcht vor mir jeden allzulauten Ausbruch ungemeſſener Fröhlichkeit, in meiner Gegenwart mindeſtens, mäßigt, ohne doch die wahre Freude im Mindeſten zu ſtören.“

Die Mädchen dankten dem Caplan für dieſe Mittheilung, und die jungen Männer nicht minder, da ihnen mehrere einzelne Züge des entworfenen Bildes bis dahin noch nicht bekannt geweſen waren.

Vierhundert und vierte Nacht.

Das Brautpaar und die Gäſte ergötzten ſich in den vom Freiherrn zum Hochzeitsfeſte beſtimmten Gemächern. Um die Fröhlichkeit der Gäſte nicht zu ſtören, hatte ſich der Freiherr mit den Seinen entfernt, und ſaß mit ihnen im Saale. Der Arzt wurde aufgefordert, ſeine Geſchichte fortzuſetzen, und ſogleich holte er einige gedruckte Blätter und einen Brief. Der Brief war vom Baron Raſtadt an des Arztes Vater geſchrieben, und enthielt Folgendes:

„So eben leſe ich in einer in Paris erſcheinenden Zeitſchrift was hierbei folgt. Ich bezweifle nicht, daß die Dame, von welcher hier die Rede, Niemand anders, als die Gräfin Kory iſt.“

Der Arzt las aus den Blättern:

Paris, im Septbr. 1780.

„Gegenwärtig befindet ſich eine Dame hier, welche durch ihre ſeltne Schönheit und mehr noch durch ihre außerordentlichen Talente ſich ſo auszeichnet, daß man in ganz Paris von ihr ſpricht.“

„Die Königin Marie Antoinette, welche von ihr gehört hatte, hat ſie rufen laſſen, und ihr, zum Beweiſe der Anerkennung ſo ſeltner und mannichfacher Gaben, einen koſtbaren Ring verehrt.“

„Alle Männer, alte und junge, ſind entzückt üb dieſe liebenswürdige Erſcheinung, und die Frauen finden es begreiflich. Sie trägt ſtets einen ſchwarzen Sammetgürtel, deßhalb ſieht man jetzt alle Damen, die auf Eleganz Anſpruch machen, in ſchwarzen Sammetgürteln.“

Das zweite Blatt theilte Folgendes mit:

„Was ſoll man davon halten? Die ſchöne Gräfin iſt verſchwunden, man weiß nicht wohin, und das wie, iſt ſchauderhaft. Vor drei Tagen befand ſie ſich auf dem Balle bei'm Grafen R**. Ein junger Mann, der ihr überall folgte und ſeit einiger Zeit ſie ſcharf beobachtete, ging mit ihr in ein an den Ballſaal ſtoßendes Zimmer. Dort zerſchnitt er, ehe ſie es bemerken und verhindern konnte, in Gegenwart des Herrn v. F. und der Oberſtin von C., den ſchwarzen Sammetgürtel der Gräfin; im Nu verſchwand die ſchöne Dame, und auf der Stelle, wo ſie geſtanden, blieb ein Häuſchen Aſche zurück."

„Ich glaube," fügt der Herr von Raſtadt hinzu, „daß dieſe Dame wirklich die Gräfin Kory war. Auch Sir Eduard glaubt es, und wird ſich in wenig Tagen mit Miß Jenny vermählen."

„Was ſoll man davon halten?" ſagte der Freiherr, „die ganze Begebenheit ſieht einem Mährchen ähnlich, und doch ſchaudert mir, wenn ich mir die hier erwähnte ſchöne Gräfin vorſtelle, als ſey ſie eine von mir gekannte Perſon."

„Auch mir ſcheint dies Alles ſehr fabelhaft," ſprach der Arzt; „ich habe mitgetheilt, was ich weiß; ſo viel aber iſt mir faſt gewiß, daß es gewiſſe ſympathetiſche Mittel giebt, vermöge welcher ein Menſch den andern an ſich ziehen kann."

„Davon," rief der Caplan, „will ich morgen ein Beiſpiel erzählen."

Vierhundert und fünfte Nacht.

Die folgende Nacht erzählte der Caplan:

Kaiſer Otto's Traum.

Als Adelheid, die Wittwe Lothar's, Königs von Italien, von dem böſen, heimtückiſchen König Berengar in ſchmählicher Haft gehalten und von ihm bedroht wurde, wofern ſie ihm nicht die Hand reiche, nie wieder das Licht des Tages zu erblicken, war ſie ſehr betrübt und wünſchte ſich ſehnlich den Tod.

Da trat Luitgarde, ihre älteſte Kammerfrau zu ihr, und ſprach: „Warum ſo traurig, königliche Frau? Es kann Euch noch Hülfe kommen!“ und als die Königin Adelheid traurig den Kopf ſchüttelte, ſprach die Tröſterin: „Hohe Frau, ich denke, Euer Glück würde wieder blühen, wenn Ihr eines mächtigen und edlen Fürſten Gemahl würdet.“

„Ach!“ ſeufzte Adelheid, „ein Fürſt ohne Macht wird den böſen Berengar nicht beſiegen, und welcher reiche, mächtige Fürſt wird ſich mit der unglücklichen Wittwe eines — wie ich gewiß weiß, — gemordeten Königs vermählen?“

„Jeder, der Euch ſah,“ erwiederte die Kammerfrau: „ich wünſche, ich hoffe, ja ich glaube gewiß, ihr werdet noch die Kaiſerin der Deutſchen, ich werde noch ſo glücklich ſeyn, Euch als Gemahlin Otto's des Großen zu ſchmücken.“

Und abermals ſchüttelte die Königin das Haupt; aber ſie lächelte doch.

Die Kammerfrau beſchwor ſie hierauf, ihrem Rathe zu folgen, in drei Nächten hintereinander unabläſſig an den Kaiſer zu denken und ſich ihn vorzuſtellen, um Mitternacht aber dreimal hintereinander mit lauter Stimme zu rufen: „Otto, Kaiſer von Deutſchland, ich bin Adelheid, die gefangene Königin und Dir zum Gemahl beſtimmt; eile, mich zu befreien!“

Und die Königin begab ſich in ihr Gemach, dachte unabläſſig an den Kaiſer Otto, und um Mitternacht rief ſie, wie ihr die Kammerfrau gerathen.

„Dieſes Mittel,“ ſprach der Maler, als der Caplan inne hielt, „iſt wenigſtens unſchuldig.“

„So ganz wohl nicht!“ verſetzte der Caplan: „iſt auch von keiner Teufelsbeſchwörung und ſonſtigem Hexenſpuck dabei die Rede, ſo iſt es doch immer Unrecht, vermöge ſeiner Gedanken die Denk- und Willensfreiheit Anderer beſchränken zu wollen.“

„Und glauben Sie, daß wir auf dieſe Weiſe Einfluß auf die Denkungsart Anderer haben können?“

„Ich weiß es nicht, und mag es nicht verſuchen,“ entgegnete der Caplan.

„Seltſam iſt es,“ ſprach der Arzt, „daß wir fähig ſind, einen Ring an einem ſeidenen Faden, ohne ihn zu bewegen, einzig durch feſten Willen, nach unſern Gedanken zu leiten; und ich habe als Arzt die Bemerkung gemacht, daß ſtarke, feſte Willenskraft des Sterbenden oft hinreichend iſt, ihn noch Tage lang am Leben zu erhalten, wie wiederum oft blos der Vorſatz ſich zu tödten hinreichend iſt, den Tod herbeizuführen."

Vierhundert und ſechſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht fuhr der Caplan fort:

Berengar blieb, was er ſeit Lothar's Tode geweſen war, König von Italien und der Fluch des Landes. Seine Leidenſchaft für die Königin Adelheid war durch die Kälte und Verachtung, die ſie ihm zeigte, verglüht, aber nicht ſeine Rache. Er hielt ſie noch immer gefangen, trennte auch ihre getreue Kammerfrau von ihr, hörte aber doch nicht auf, um ihre Hand zu werben; denn er meinte: es würde ihm Anſehen geben, weil das Volk, deſſen Haß ihm nur zu wohl bekannt war, die fromme, ſchöne Königin Adelheid, die Wittwe des guten Königs Lothar liebte.

Zu dieſer Zeit drangen die Klagen der von Berengar Unterdrückten zu Kaiſer Otto des Großen Ohr.

Er erkannte es als Pflicht, das arme Volk von
der Herrſchaft des böſen Regenten zu befreien, rüſtete
ein Heer, erklärte ihm den Krieg, und zog aus, ihn zu
beſiegen. Bevor er aber noch ſeine Gränze überſchritten,
ſandte er Geſandte mit zahlreichem Gefolge zur Königin
Adelheid, von deren Unglück und Tugenden er gehört
hatte, und ließ um ihre Hand werben. Die Königin
dankte dem Himmel für den Retter, und gab freudig
ihr Jawort.

Berengar durfte nicht wagen, dieſe Verbindung zu
hindern; er mußte Adelheid frei laſſen, die ſich in ein
Frauenkloſter begab, um dort bis zu ihrem Vermäh-
ungstage zu weilen.

Während ſie an heiliger Stätte für ihren Verlob-
en betete, ſchlug dieſer Berengar, und vertrieb ihn aus
em Lande; das Volk jauchzte dem geliebten Otto zu,
elcher ſich zum Herrn über daſſelbe erklärte und es
it Gnadenbezeugungen überhäufte.

— Jetzt zog er, reich geſchmückt, begleitet von Fürſten
d Rittern, nach dem Kloſter, um ſeine Braut abzu-
len, die ebenfalls in reichem Schmuck ſeiner wartete.
s er ſie ſah, die erröthend das Knie vor ihm beugte,
t er erſtaunt einen Schritt zurück, und ſprach leiſe:
underbar!“ Und zur Königin gewandt, fuhr er freund-
fort: „Staunet nicht über meine Rede, holde, kö-
liche Braut; aber genau ſo ſchön, wie Ihr jetzt vor

mir ſieht, ſah ich Euch drei Nächte hintereinander im Traume, und mit ſanfter, bittender Stimme ſprachet Ihr: „Ich bin die gefangene Königin Adelheid, und Dir zum Gemahl beſtimmt; eile, mich zu befreien, und“ — fügte der Kaiſer hinzu, „ich geſtehe Euch, daß dieſer holde Traum meinen Entſchluß um Euch zu werben hervorrief.“

Die Königin erröthete, und als ſie ihn fragte, wann er die Erſcheinung gehabt, fand es ſich, daß es in denſelben Nächten geweſen war, in denen ſie unaufhörlich an den Kaiſer gedacht und ihn gerufen hatte.

Kaiſer Otto, mit Recht der Große genannt, vermählte ſich mit der Königin Adelheid, und ihre Ehe war eine der glücklichſten.

Vierhundert und ſiebente Nacht.

In dieſer Nacht erzählte der Arzt die Sage von dem Landgrafen

Ludwig der Springer.

Als vor beinahe achthundert Jahren Heinrich der Dritte im lieben deutſchen Reiche das Scepter führte, und die römiſche Kaiſerkrone trug, da gebot im Thüringer Lande Ludwig der Bärtige, und hielt ſein Hoflager im Schloſſe zu Schaumburg. Er hatte einen

Sohn, genannt Ludwig, welcher ſchon ſehr früh ungemeine Kühnheit bewieß, und, weil er dem Alten faſt zu waghälſig dünkte, nach Mainz zu den geiſtlichen Herren in die Schule geſchickt wurde, um ſich an einen fein ſittſamen Lebenswandel zu gewöhnen. Aber Prinz Ludwig lernte da weder ſonderlich Latein, noch Logik und Pandecten; dagegen war ihm keine Hecke ſo dicht, daß der Knabe ſie nicht durchbrach, kein Fluß ſo breit, welchen er nicht durchſchwamm, keine Mauer ſo hoch, daß er ſie nicht erſtieg, um eine ſüße Stunde im Anſchauen einer reizenden Dirne zu verleben.

Als das der fromme Biſchof merkte, ſchrieb er einen großen Brief an den alten Landgrafen, worin er dieſem mit grellen Farben die unheiligen Sitten des ungerathenen Sohnes abmalte, ſo, daß der Vater zornig ward und in ſeinem Grimm den Buben zu ſenden befahl.

Traurig nahm Ludwig Abſchied von Mainz, wie gerne er auch die öde Schule der Mönchszunft verließ. Noch ſchmerzlicher wurde ihm der Abſchied, als er, wegen ſäumiger Rückkehr in das Thüringerland, durch Abgeordnete des Landgrafen unerwartet abgerufen, und ſpornſtreichs nach Fulda geleitet wurde zum Abte Siegfried.

Hier wurden alle ſeine Schritte ſtrenge bewacht. Der kühnſte Anflug des jugendlichen Muthes konnte das Schloß nicht brechen, welches Siegfried vor die Zelle des zügelſcheuen Jünglings legte. Gewaltſam drückte das Kloſter den mächtig ringenden Freimuth zu

Boden, nicht erwägend, wie wenig die beleidigte Freiheitsliebe des Landgrafen einſt die Schranken beſcheidener Selbſtbeherrſchung achten würde.

Des Vaters Sinn war hart; er gedachte durch ſtrenges Verbot des Jünglings Wildheit zu zähmen. Aber des Abts Beginnen war eitel; der wähnte, durch unabläſſigen Kirchendienſt eine heilige Gluth in unheiliger Bruſt zu erwecken, und durch Chorgeſang und Meßgebet die glühende Fackel der Minneluſt im reiſenden Jüngling zu löſchen.

Hier unterbrach der Arzt ſeine Erzählung, und verſprach, die Fortſetzung in der folgenden Nacht mitzutheilen.

Vierhundert und achte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Frömmelnd weihte der Prinz ſich der heiligen Meſſe, und erheuchelte Andacht bei feierlichem Chorgeſange; doch tief im Herzen verborgen reifte mit dem Manne der unwiderrufliche Entſchluß, mit Eiſenmuth das unwürdige Joch zu zerbrechen, ſobald ein günſtigeres Geſchick ſeiner Freiheit zu tagen begönne. Was den Entſchluß des Jünglings zur heimlich zehrenden Flamme entzündete, war eine himmliſche Erſcheinung, welche ihn am Frühmorgen einſt im Angeſichte des Hochaltars überraſchte.

Da kniete vor dem Meſſeleſenden Abte demuthsvoll und fromm in heiliger Unſchuld das ſchönſte Mägdlein in Fulda: „Adelheid von Salzwedel", die Tochter des Markgrafen.

Bald erfuhr er ihren Namen, erfuhr, daß die fürſtliche Schöne mit ihm in einem Geräume des Gottgeweihten Kloſters wohne, und bald errieth er aus ihren verſtohlnen Blicken, daß ſeine Sehnſucht nicht nach leerem Schattenbilde haſchte. Die Hoffnung belebte ſeine feurige Liebe, in ſolcher Nähe das heimliche Schweigen des alten Siegfried durch geheimen Liebesbund mit der holden Adelheid ſchlau zu berücken.

Eines Morgens ſtand er am ſchimmernden Fenſter ſeiner Zelle und blickte hinab in den Kloſtergarten. Siehe da wandelte auf und ab zwiſchen den duftenden Blumenbeeten Adelheid. O wie klopfte ſein ungeſtümes Herz in der hochgewölbten Bruſt. — Noch war alles ſtill im Kloſter, vom Schlummer überwältigt, und ehe das Silberglöckchen zur Hora rief, konnte Ludwig alle Schwüre treuer Minne in's Herz der Heißgeliebten ausſchütten. Eilends flog er hinab, ſchlich hinter duftenden Hecken von Geisblatt und Jasmin dem Beete näher, und ſtand plötzlich erröthend vor ihr, mit Inbrunſt die zarte Hand des Mädchens ergreifend, ſie an die glühenden Lippen zu drücken.

Sprachlos ſtanden Beide in ſolcher Ueberraſchung einander gegenüber, mit geſenktem Blicke ſie, doch ſeinen feurigen Händedruck nicht wehrend, mit trunknen Sinnen er, die Schönheit der Jungfrau bewundernd und verſunken in überſtrömenden Gefühlen der ſüßeſten Minne.

Endlich brach er das Schweigen. Kunſtlos, wie die Natur, aber allgewaltig, wie ſie, ſo einigten Herz und Herz ſich hier, und ehe die Hora zur Kirche rief, war der Bund für ewig geſchloſſen.

Schüchtern ſuchte die ſchöne Markgräfin ſich dem kräftigen Arme des ritterlichen Jünglings zu entwinden, doch Ludwigs Arme hielten die Holde umſchlungen. Noch einmal drückte er ſie hochbeſeeligt an ſeine Bruſt, um dann, ach! — dieſen Schauplatz ſeines höchſten Glückes und ſeine Adelheid zu verlaſſen.

Vierhundert und neunte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In der nächſten Zelle hatte ſich, an Leib und Seele krank, vom qualvollen, ſchlummerloſen Lager ein klapverdürres Mönchsbild erhoben, des Troſtes der heiligen Frühmeſſe bedürftig, ſo wie Beiſtand und Hülfe in frömmelnder Andacht von dem zu erheucheln, welcher in's Verborgene ſieht. Jetzt fiel ſein erloſchener Blick durch das Fenſter der Zelle, vom goldnen Schimmer der Morgenſonne beleuchtet, auf das liebende Paar. Das war ein Gräuel in den ſtieren Augen des Frömmlers. Vergeſſen war die Frühmeſſe, verſchmerzt das Gliederreißen, dahin die Andacht. Es zitterte der wankende Fuß vor Ungeduld, dem Abte das Unheil zu verrathen, die ruchloſe Vermeſſenheit eines rüſtigen Jünglings, die ſchönſte der Blumen im Arm der Minne zu hegen. Und als die beiden Liebenden ſchieden, um zärtlicher bald ſich wiederzufinden, da pochte der Graurock ſchon am Kämmerlein des ſchlafenden Abts, um ihm die Hiobspoſt zu berichten.

Die Nachricht war ein Dolchſtoß in das Herz des heiligen Siegfried. Unmöglich konnte er ungeſtraft den Frevel dulden, daß die Himmelsbraut, dem Schleier beſtimmt, ein Raub der wilden Leidenſchaften eines unlenkſamen Jünglings werde. Den Prinzen gab der fromme Mann für die Kirche verloren, wie dringend auch der erlauchte Landgraf darauf beſtand, daß Ludwig im Schooße der Kirche, von keuſcher Zucht und Sitte beherrſcht, zum Manne reifen ſollte. Gern hätte der Abt nachgegeben, um nicht den Zorn Ludwig des Bärtigen auf ſich zu laden; aber der Frevel war zu groß, zu ſchwer die Buße, welche auf ſolche Verhöhnung des heiligen Kirchengeſetzes ruhte, als daß er den Sünder der Strenge der Kirchenzucht hätte unterwerfen können.

Da nahm denn der Chorgeſang und der eifrige Meßdienſt des Zöglings der Kirche ein plötzliches Ende. Unter ſicherm Geleite kehrte der Jüngling, aus heiligen Mauern verbannt, in die Heimath zurück nach dem Schloſſe Schaumburg, feſt entſchloſſen: ſein Erbrecht auf Schwert und Lanze geltend zu machen, und das Chorhemd auf immer mit dem ritterlichen Panzerhemde zu vertauſchen.

Vierhundert und zehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Aber wie ganz anders fand der Prinz bei ſeiner Ankunft die Sache, als er erwartet hatte! Sein erlauchter Vater lag vom Schlage getroffen auf dem Sterbebette, ſich ſehnend nach dem kühnen Ludwig. Noch einmal durchſtrömte Leben ſeine Adern bei der Ankunft des Prinzen, welcher mit offnen Vaterarmen empfangen ward, wie nie zuvor. Die Vaterliebe, von dem nahe bevorſtehenden Abſchiede in ihrer ganzen Kraft erregt, ergoß ſich in einen Strom von Segnungen. Mit kindlicher Ergebung hörte der Prinz das ſchöne Vermächtniß des ſterbenden Vaters, und ſah an ſeiner Bruſt das Auge des biedern Greiſes brechen.

Einen wohlthätigen Eindruck ließen dieſe letzten traurigen Begebniſſe ſeines Lebens im Herzen des Jünglings zurück, mächtig genug, die wilde Leidenſchaft durch ſanftere Regungen zu mildern.

Aber war er jetzt nicht Landgraf von Thüringen? — Konnten jetzt nicht alle ſeine geheimen Wünſche der Erfüllung näher kommen? und was hemmte ihn, fürder die Geiſeln ſeiner Jugend gegen ſeine Sittenrichter zu kehren? Wohl erwog das der Kühne, aber edleren Gefühlen gab nun ſeine Seele Raum, da Gewalt die Rechte ſtählte. Nur ein Wunſch, ein Entſchluß ſtand feſt, der Ausführung entgegenreifend, der Beſitz der ſchönen Markgräfin von Salzwedel.

Inzwiſchen hatte der Abt Siegfried die verliebte Scene im Kloſtergarten zu Fulda mit mönchiſcher Strenge auch dem Markgrafen gemeldet. Schmählicher Kirchenbuße ſollte ſich die junge Markgräfin unterwerfen, um den Himmel für ein ſo ſchweres Vergehen zu ſühnen. Das dünkte dem Alten allzuſtrenge. Es regte ſich das fürſtliche Blut in ſeinen Adern, edler Stolz entflammte ſeinen Unwillen über die Härte des Abts zum glühenden Zorn, und die mächtig erwachende Vaterliebe forderte ohne Säumen die Tochter dem Arguswächter ab.

Ein Ungefähr hatte den Pfalzgrafen Friedrich den Dritten von Sachſen in die Gauen des Markgrafen von Salzwedel geführt. Bei blinkendem Pokale ſaßen die fürſtlichen Häupter beieinander in der Halle, als die Botſchaft von dem Abte Siegfried aus Fulda eintraf. Der Pfalzgraf war nicht ohne die heimliche Abſicht nach Salzwedel gekommen, um die ſchöne Adelheid zu werben, welche er einſt im Schloſſe zu Weißenburg, in Begleitung des Markgrafen ſelbſt, bewirthet und liebgewonnen hatte. Als der den Alten zürnend in harte Worte ausbrechen hörte gegen Abt und Pfaffenzug, da wuchs ihm der Muth im zagenden Herzen, und frei trat er zur rechten Stunde mit der Brautwerbung vor den Markgrafen. Verwundert hörte der Alte das Anliegen des edlen Pfalzgrafen, und ohne ſich zu beſinnen, gab er dem das Wort, die Stimme der holden Adelheid nicht erwartend. Er liebte den Pfalzgrafen Friedrich als deutſchen Biedermann von bewährter Treue und ſanftem Gemüthe, — doch Adelheid — liebte ihn nicht, denn er war kein Ludwig.

Aber da war weder Frage, noch Wahl, Friedrich war der erkohrene Eidam des Alten und Adelheid ſeine Verlobte. Der Tag ward anberaumt, wo das heilige Band der Ehe für immer den Pfalzgrafen mit Adelheid vereinigen ſollte. Er rückte näher, unter bangen Ahnungen und Thränen der Braut; den Verlobten tröſtete die Hoffnung, daß der Segen des Himmels, von heiliger Hand geſpendet, von betenden Lippen dem Bunde erfleht, Einklang der Gefühle und glückliche Tage beſcheren werde.

Vierhundert und elfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Wie redlich hoffte und wünſchte der edle Pfalzgraf. Aber ſein Stern ging unter mit dem Tage der Verlobung, und ſeit der Einſegnung des ehelichen Bundes mit der ſchönen Adelheid ward der unglückliche Friedrich nimmer wieder froh; denn alle ſeine Liebe konnte ihm die Liebe ſeiner jungen Gemahlin, — in deren Herzen ein anderes Bild lebte, — nicht gewinnen; kalt und theilnahmlos blieb ihr Benehmen gegen ihn.

Mächtig erſchrak Landgraf Ludwig, als er die Vermählung ſeiner Adelheid mit dem Pfalzgrafen Friedrich erfuhr, nicht mehr als eine zweifelhafte Kunde im Munde des Volks, ſondern als ſchreckliche Gewißheit.

Faſt erlag der kühne Schwung ſeines Geiſtes ſo herzzerreißendem Kummer; kein Strahl der Hoffnung ſchien dem fürſtlichen Jünglinge übrig, noch jetzt die Wünſche ſeiner Sehnſucht erfüllt zu ſehen. Da wuchs der kühne Muth zur vermeſſenen Verwegenheit, die edle Verachtung jeglicher Gefahr verwandelte ſich in hartherzigen Spott der heiligſten Verhältniſſe, und hohnſprechend verlachte er die Verbindung des Pfalzgrafen mit der ſchönen Adelheid.

Er ſchlug zornentbrannt auf das Schwert an ſeiner Hüfte, und ſchwur: „Dieſer Stahl ſoll mir den Pfad ebnen zum Brautgemache der Geliebten.“

Friedrich ahnete nichts von der drohenden Gefahr, die über ſeinem Haupte ſchwebte; einen friedlichen Nachbar wähnte er an dem Landgrafen zu haben, unkundig der heimlichen Liebe ſeiner Vermählten zu dem kühnen Ludwig, begrüßte er ihn freundlich, als er bei einem Bankette, welches Graf Miezelin veranſtaltet hatte, mit ihm zuſammentraf, und warb um ſeine Freundſchaft.

Ludwig ward erſchüttert; ſein Handſchlag knüpfte das Bruderband zwiſchen ihm und dem ſanften Friedrich. Aber in Beiden ward bald das Gefühl rege: daß zwiſchen ihnen die Schranken der Eintracht und des Friedens früher oder ſpäter würden fallen müſſen. Schwer betrübt ſah die Pfalzgräfin das dräuende Ungewitter heraufziehen; Ein Haupt mußte der unglückſelige Schlag treffen, ein geliebtes dort, ein ſchuldloſes hier. — Angſt und Trauer erfüllten von Tag zu Tage mehr ihre Bruſt.

Täglich tummelte von nun an Ludwig den flüchtigſten Rappen in Wald und Feldern, kreuzte mit Jagdgenoſſen und Rüdenkuppeln, über Berge und Thäler, tief in die Gaue des Pfalzgrafen hinein, oft bis vor Schloß Weißenburg, hohnſprechend dem Fürſtenſtolze des mächtigen Friedrich.

Im Bade weilte der leidende Friedrich. Da drang zu ihm die Mähr, weſſen der tolle Ludwig ſich verwogen, und die Sanftmuth des Gehöhnten entglühte zum gerechten Zorn. Eilends erhub er ſich, verließ die ſtärkende Heilquelle, hüllte ſich in ſtattlichen Ritterſchmuck und forderte Helm und Schwert. Stärker im

Gefühle gerechter Sache, ſchwang er ſich mit Blitzesſchnelle auf ſeinen wildeſten Renner, und achtete nicht des bangen Flehens der ſchwergeängſteten Gattin: den ungleichen Kampf nicht zu wagen. Stolz, als errieth er das geheime Band der Herzen, welches den Landgrafen nach Weißenburg lockte, und dem Gatten die Gattin unerbittlich entfremdete, ſchwieg der Pfalzgraf bei ihren Bitten. Kalt bei ihren Thränen, ſprengte er kühner denn je zum Burgthor hinaus.

Das wünſchte Landgraf Ludwig, auf grüner Aue harrte er gerüſtet ſeines Gegners, und ſo wie er ihn erblickte, ſprengte er von Kampfesluſt heiß ihm entgegen. Zagend weilte hoch auf der Fürſtenburg, die Aue überſchauend, Adelheid.

Ritterlich rang der tiefbeleidigte Friedrich gegen den verwegenen Feind, mannhafter und muthiger wohl, als dieſer in ſeinem Stolze ſich hatte träumen laſſen. Zu beiden Seiten hielten zuſchauend die Mannenſchaar, erwartungsvoll, wie der Kampf enden würde. Da ſchwang plötzlich Ludwigs ſtarker Arm das Schwert mächtiger, und zum Tode getroffen ſtürzte Friedrich zu Boden.

Seine Mannen ſprengten hinzu, den ſinkenden Gebieter zu empfangen. Thränen entfielen den Augen der Männer; der ſanftmüthige Friedrich hatte ihre ganze Liebe gehabt. „Dank Euch, meine Getreuen!“ flüſterte er leiſe.

Da regte ſich's in Ludwigs Herzen; ſchmerzliche Reue verdrängte die wilde Kampfluſt, und eine Thräne der Wehmuth rollte auch ihm über die bräunliche Wange. Sterbend ſah der Leidende die Thräne der Rührung auf der Wange des Feindes. „Sagt meinem Sieger,“ — ſprach er zu den Seinen, — „Friedrich habe ihm verziehen! Meiner Gattin: der Segen des Himmels möge ihre Wünſche krönen; der Pfalzgraf fordere zum Opfer nur, daß ſie ſein Andenken ehre.“

Das konnte Ludwig nicht tragen. Hätte er ſo den edlen Friedrich gekannt, kein ſchnödes Wort wäre über ſeine Lippen entflohen, geſchweige denn zum Kampfe auf Leben und Tod ſein kühner Sinn entglüht. Er warf ſich vom Roſſe neben den Sterbenden nieder; Friedrich drückte ihm matt die Rechte, und verſchied.

Vierhundert und zwölfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Ein Jahr war ſeit dieſer traurigen Begebenheit verfloſſen; Ludwig und Adelheid hatten ſich, um Friedrichs blutigen Schatten zu verſöhnen, die Buße auferlegt, einander während dieſer Zeit nicht zu ſehen. Doch die Trennung kühlte die Flamme der Liebe nicht. Immer höher ſchlug das Herz, immer mächtiger erwachte die Sehnſucht, immer feuriger entbrannte die Gluth nach

Vereinigung, als das Buß- und Trauerjahr ſich ſeinem Ende näherte. Und als das Trauergewand nun abgelegt, und die Zeit der Gelübde erfüllt worden, da ſtanden Beide am heiligen Altare, der Einſegnung ihres Bundes gewärtig. Grafen und Ritter feierten durch Turnier-Gelage und Bankette, dem Muthe wie der Minne pflegend, das rauſchende Hochzeitsfeſt, und der Engel des Friedens ſchien den Bund der Liebe zu ſchließen und zu ſchirmen.

Doch allzu verwegen und verzweifelt war der Sinn, mit welchem der Landgraf die Schranken nachbarlicher Freundſchaft und des heiligen Ehebündniſſes durchbrochen; zu kurz die bußfertige Reue über die vollſtreckte That, um den Genius des Friedens für immer an ſein Haus zu ketten. Die Fürſten und Grafen des Sachſenlandes hatten lange in blutiger Fehde gelegen gegen Kaiſer Heinrich den Vierten, hatten ihn ſchon lange gezwungen, einen nachtheiligen Friedensſchluß mit ihnen einzugehen. Jetzt hatte der vielverſuchte Heinrich, mit Hülfe treuer deutſcher Vaſallen, die Abtrünnigen endlich zum Gehorſam gebracht, und wie ſie ſich willfährig ihm unterwarfen, beſchloß der Sieger ein warnendes Beiſpiel zur Beglaubigung ſeiner Würde und ſeiner Waffenſtärke zu geben. Als die Gäſte faſt trunken waren von Franken- und Rheinwein, andere verſunken im Minnedienſte der Edelfrauen und Mädchen, da erſcholl plötzlich ein rauſchend Getön am Burgthore, wie Kriegsgeſchrei und Trompetenſchmettern. Raſſelnd ſtürzten die Brücken herab über den Abgrund des Burggrabens, und im Augenblick füllte ſich der Schloßhof mit Bewaffneten.

Erſchrocken taumelten die ehrenveſten Herren und Ritter zu Thüren und Fenſtern, hinaus zu ſchauen, was da draußen vorginge. Wie wurden ſie aus ihren Mäuſchlein geweckt. Kaiſer Heinrich nahm mit geharniſchter Schaar die Sachſenhäupter gefangen. Auch Landgraf Ludwig ſah ſich, auf dem Gipfel ſeines Glücks, am Ziele ſeiner Wünſche, plötzlich von der Höhe hinabgeſtürzt in die Tiefe hoffnungsloſer Gefangenſchaft. An ihm drohete der Kaiſer den Tod des Pfalzgrafen zu rächen, und dem Schleier vermählt ſollte die ſchwergeprüfte Adelheid in klöſterlicher Abgeſchiedenheit ihre Tage vertrauern.

Vierhundert und dreizehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Auf der Felſenburg Giebichenſtein an der Saale ſchmachtete der unglückliche Landgraf in enger Haft. Dort ging ihm am andern Morgen hinter eiſernen Stäben die Sonne auf, die er zu Schaumburg im Arme der Geliebten auf weichem Flaume zu begrüßen gedachte.

Und unten in der Tiefe hörte der arme Ludwig zum erſtenmale den Strom dahinbrauſen, welcher mit dumpfem Stöhnen ſeine Wogen an den Felſen hinüberdrängte. Kein tröſtendes Wort linderte hier den Schmerz über das harte Loos, welches ihn getroffen; er mußte jeden Troſt entbehren, welchen er nicht aus der Fülle ſeines Muthes ſchöpfte. Stumm erſchien und ging der Wächter des Kerkers, welcher zum Dienſte des Landgrafen geſtellt war, und dieſer war zu ſtolz, um je den Graubart über ſein Schickſal zu befragen. Er unterhielt ſich lieber mit den Dohlen und Raben, welche in luftiger Höhe um den Felſen her ſpielten, und weidete ſein Auge an den Reihern und Kranichen, die in wohlgeordneten Zügen vor ſeinem Felſenneſte vorüberzogen. O wie gerne hätte der Gefangene ihnen heimlichen Gruß zugeraunt an das Weib ſeines Herzens; aber taub für ſolche Töne, rauſchten die Schaaren ungehemmten Fluges vorüber, den Strom hinaufwärts, in's heimiſche Thüringerland.

Neun traurige Monden verfloſſen dem Gefangenen in dieſer ſchauerlichen Einſamkeit. Wüthend gegen Kaiſer und Reich griff er oftmals gegen die Eiſenſtäbe, daß Fenſter und Gitter erklirrten und die Stäbe ſich löſeten.

So ſtand Ludwig am Morgen einſt vor ſeinem Eiſengitter, als die erſten Strahlen der Sonne ſich in den Thauwolken brachen, am Rande des Horizonts den Purpurſchleier lüfteten, der auf der lachenden Frühlingsflur ruhte. Flüchtige Schwalben durchkreuzten die Lüfte, die Lerche ſtieg trillernd in die reine Bläue des Himmels, und der ſtolze Schwan ruderte von nachbarlicher Inſel aus Schilf und Binſen den Strom hinab, ein Bild beglückender Freiheit und Würde der unbefleckten Tugend.

„O, wäre ich frei, wie dieſer Fürſt der Wellen!“ klagte Ludwig, tief ergriffen von dieſem Anblicke. Zum erſtenmale ergoß ſein Schmerz ſich in ſtillere Wehmuth, Thränen rannen über ſeine zitternde Wimper, aber die Felſenwände des düſtern Gewölbes erweichten ſie nicht.

Sieh, da ſchaukelte ſanft und langſam auf wogender Fluth ein Nachen herab, gar freundlich bewimpelt, und ſteuerte ſtracks dem Felſen entgegen, wo in ſchwindelnder Höhe am Eiſengitter des Thurmes, nach der Zinne der Landgraf ſtand.

Winzige Geſtalten regten ſich im ſchaukelnden Nachen, und ließen blendende Tücher flattern in kühler Morgenluft, ein Zeichen befreundeter Weſen dem Gefangenen.

„Jetzt oder nie!“ ſprach Ludwig ermannt, und der verwegenſte Gedanke durchzuckte wie ein Blitzſtrahl des Jünglings Seele. Mit nerviger Fauſt riß er das Gitter aus ſeinen Fugen, und ſchleuderte das Doppelkreuz hinab in die Tiefe. — Mit funkelnden Augen ſchaute er ihm nach, und maß die entſetzliche Höhe vom Spiegel der Wellen bis zum Gipfel des Felſengethürms und ſeines Kerkers. Keck nahm er ſodann ſeinen Mantel um, zog ihn dichter über die Achſeln zuſammen, und ſchwang ſich auf die Fenſterbrüſtung, um den Sprung auf Leben und Tod zu wagen.

Dumpf brauſeten die Wogen von unten herauf, gewaltig die Winde um ihn, unter ihm; mit dem Jubelruf: „Freiheit!“ lüftete er die Ferſe, und ſtürzte ſich hinab in das freie Gebiet der Lüfte.

Vierhundert und vierzehnte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Sinkend ſchwebte der Kühne, von gefangener Windsbraut im ſchwellenden Mantel getragen, zur Tiefe; ſpaltete dann mit gewaltigem Sturz die Wellen, daß ſie hoch aufſprützten und über ihn zuſammenſchlugen. Bäume und Geſträuch am weſtlichen Ufer des Stromes bewegte ein ſchauerlich Säuſeln, erregt vom verwegenen Fluge des tollkühnen Springers, und mit banger Furcht, unter ängſtlichem Pochen und Klopfen zagender Herzen, falteten ſchweigend die Schiffer im Nachen die Hände zum frommen Gebete, die Erhaltung des muthigen Jünglings vom Himmel zu erflehen.

Sieh, da ſtieg aus ſchäumender Woge der Nacken hervor. Mit ſtarkem Arme ſchwang ſich der Schwimmer hinauf, des Mantels entledigt, ſchüttelte das trieſende Haupthaar, und ruderte friſch, wie der Schwan am Schilfrohr, zum ſchaukelnden Nachen.

Jubel empfing den Schwimmer und ſeeliges Wiederſehn. Der Nachen führte, von treuen Männern geſteuert, dem Landgrafen die geliebte Gattin in die Arme. Dem doppelten Grabe des Kerkers und den Wellen entronnen, ſank der rüſtige Ludwig, ſprachlos vor Entzücken und dankbarer Rührung, der Getreuen an die Bruſt, um hier für ein neues Leben zu erwarmen. Wie ganz anders fand ihn hier die Landgräfin wieder! Ungeregelt ſpielten die blonden Locken, um die bläſſere Wange floß der Bart über dem Kinn und die männliche Bruſt. Milderes Feuer entſtrömte dem trunkenen Auge bei dem Wiederſehen des Weibes, ſanfter thronte der Schmerz an der Stelle verwegenen Hochmuths auf edler Stirn.

„Gott hat gerichtet!“ — ſprach Adelheid tief gerührt, drückte den Kuß der Liebe auf die Lippe des ſchmachtenden Gatten, und kehrte, für immer vereint mit ihm, nach Schaumburg zurück.

Friedlich verfloſſen ihre Tage von dieſer Zeit an, kummerlos und geſegnet. Ueberwunden war die furchtbare Prüfung, Kaiſer und Reich begnügten ſich an der harten Sühne.

Der Himmel aber, der die Landgräfin durch Liſt und Muth ihrer Getreuen aus düſterer Kloſterzelle erlöſete, ſegnete auch den Bund, welchen unausſprechliche

Liebe knüpfte. Jahrhunderte hat der Stamm der erlauchten Landgrafen von Thüringen geblüht, und mit Ruhm ſtehen die Namen ſolcher mannhaften Fürſten, wie Ludwig war, in der Chronik deutſcher Geſchichte verzeichnet.

Hier ſchwieg der Arzt, und ſeine Zuhörer waren darüber einig: daß die Sage äußerſt romantiſch ſey, wenn auch allerdings weder Ludwigs, noch Adelheids Charaktere vor dem Richterſtuhle ſtrenger Moralität beſtehen könnten.

„Zugegeben!“ ſprach Reiner, „wenn auch nicht ganz durch Ludwigs und Adelheids Schuld. — Wie manches urſprünglich kräftige und edle Gemüth ging nicht unter, oder gerieth doch mindeſtens auf Abwege, durch Zwang in der Liebe? Daß dann ein unſchuldiger Dritter mit darunter leidet, oder auch wohl allein für alles büßen muß, was ſtarrſinnige Eltern fehlten, kommt nur zu oft vor, und wird leider auch noch zu oft vorkommen. Uebrigens fiel mir bei der Erzählung Willmann's das Ritter- und Spectakelſtück „Ludwig der Springer“ ein. Der Verfaſſer deſſelben, Guſtav Hagemann, deſſen ich mich aus meiner früheſten Kindheit noch gar wohl entſinne, da er oft als ein gern geſehener Gaſt das Haus meines Vaters beſuchte, hatte aus dem edlen, ſanften Friedrich von Sachſen einen grimmigen, teufliſchen Tyrannen gemacht, wie er zu jener Zeit in jedem Ritterſchauſpiele nothwendig vorhanden ſeyn mußte. In der Vorrede zu ſeinem Stücke hat er ſich darüber höchſt naiv ausgeſprochen, und um den unſchuldigen Markgrafen mindeſtens bei den Leſern nicht unrecht zu thun, nannte er hier den Landgrafen Ludwig gradezu einen ſchlechten Kerl, Friedrich dagegen einen edlen Mann.“

Alle lachten über dies drollige Auskunftsmittel, dem falſchen Geſchmack des Publikums, ſo wie dem Freunde der Wahrheit und der Moral genug zu thun.

„Ihr müßt aber deshalb den guten Hagemann nicht verkennen!“ ſprach der Freiherr; „auch ich kannte ihn, und zwar als einen der liebenswürdigſten Menſchen und begabteſten Schauſpieler. Viele Jahre war er der Liebling des Publikums zu St. Petersburg, wo er bei dem deutſchen Theater, im Verein mit Kotzebue, ſehr viel Gutes wirkte. In Hamburg und dem nahe gelegenen Altona leben wohl auch noch Manche, welche ſich ſeiner aus früherer Zeit mit Vergnügen erinnern. Zuletzt freilich verfiel er, wenn er tragiſche Charaktere vorſtellen ſollte, in eine unleidliche Manier; dagegen war er im Komiſchen bis in ſein ſpäteſtes Alter ganz vortrefflich. Den Capuziner in Wallenſtein's Lager habe ich nie wieder ſo gut, als von ihm, darſtellen ſehen, ſo wie denn auch nur er es verſtand, durch den Vortrag ſeines bekannten Intermezzos: Elias Quodlibet, ein Publikum dergeſtalt in frohe Laune zu verſetzen, daß des Lachens kein Ende war. In Geſellſchaften war er der feinſte Mann von der Welt, unerſchöpflich in geiſtreichen Witzworten und Impromptus, und gewiß iſt es, daß er nicht wenig dazu beigetragen hat, das Vorurtheil zu bekämpfen, welches in manchen Kreiſen der Geſellſchaft wider alles, was den Namen Schauſpieler trug, herrſchte.

„Ich kenne wenige Gedichte," ſprach der Caplan, „welche unter der niedern Volksklaſſe hier zu Lande ſo populair geworden wären, als der Elias Quodlibet: in wenigen „Liedern gedruckt in dieſem Jahr", wie ſie hier verkauft werden, darf der „Elias Quodlibet" fehlen, und unſere Schöngeiſter unter den jungen Bauerburſchen — daß es ſolche giebt, werden Sie als in der Ordnung vorausſetzen! — thun ſich etwas darauf zu Gute, bei Hochzeiten, Kindtaufen und an Geburtstagen „den Elias Quodlibet" zu geben; großer Jubel entſteht immer, wenn Elias Quodlibet den Kalender hervorzieht und „den großen Dintenkler" zeigt. Am Schluſſe ſingt er dann gewöhnlich das Lied: „Mein Herr Maler, wollt' er wohl ꝛc. ꝛc.", und ich muß es geſtehen, daß ich manche dieſer Burſche ihre Sache gar nicht übel machen ſah."

Vierhundert und funfzehnte Nacht.

In dieſer Nacht erzählte der Caplan:

Das Mährchen von der böſen Hexe Capruſche.

In der alten grauen Heidenzeit lebte einſtmals in Dänemark ein König, deſſen Namen ich nicht weiß und auch wohl Niemand anders; aber ſehr mächtig war der König, das weiß jeder, der die Mähr kennt, und auch, daß er ſchon alt war und Wittwer, ſeit zwanzig Jahren.

Eben ſo alt (— zwanzig Jahre nämlich —) war die ſchöne Muſcha, ſeine Tochter, und ihre Mutter war über ihre Geburt geſtorben.

Weit herum in der Welt wußten die Leute zu erzählen, wie ſchön die Prinzeſſin Muſcha ſey, und viele edle Fürſten hatten ſchon um ihre Hand geworben, aber Muſcha war eben ſo ſtolz und herriſch, als ſie ſchön war, und wies alle Freier ſchnöde zurück, ſo daß dieſe ſie nun von Stund an haßten, und drohende Reden wider ſie vernehmen ließen.

Darüber wurde der alte König ſehr betrübt, und ſprach zornig zu ſeiner Prinzeſſin: „Du Balg, was mußt Du Deine edlen Freier ſo ſchnöde abweiſen, wenn Du auch Keinen von ihnen zum Gemahl begehrſt! Alle haſt Du Dir durch Deine Hoffarth und Deine ſpitzige Zunge zu Feinden gemacht, und mich ſchelten ſie, daß ich mein Anſehen gegen Dich nicht beſſer verwahrt habe. Aber ich ſage Dir dies: Ich bin alt und ſchwach, und bald werd' ich mich hier hinlegen und ſterben, um in Walhalla wieder aufzuſtehen als rüſtiger Kämpe und von Odins Meth zu koſten. — Aber Du biſt noch jung und ein Weib; wer ſoll Dich hier ſchützen wider die gewaltigen Helden, Deine Feinde? Drum will ich, bei Thors Hammer, daß Du endlich Dir einen Gatten wählſt, der Dich ſchützet und nach mir König wird, da mir mein Weib, Deine Mutter, nur Dich geboren. Thuſt Du nicht alſo, ſo ſchwör' ich's bei Odins goldnem Horn, woraus die Helden trinken, ich wähle mir einen Nachfolger; denn nimmer ſollſt Du, loſe Trulle, nach Deinem Eigenſinn über mein Volk herrſchen.

Vierhundert und ſechzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als der alte König ſo geſprochen hatte, ging er fort und ließ die Prinzeſſin allein. Und Capruſche ſtand da, und war ganz roth im Geſicht vor Aerger; aber ſie beſchloß bei ſich, einen Gatten zu wählen, denn ſie kannte ihren Vater darauf, daß er Wort halten würde, und fürchtete nichts mehr, als daß ſie dereinſt nicht Königin werden ſollte.

Als nun der alte König nach etlichen Tagen ſich wieder recht grämlich anſtellte und ſie wacker ſchalt, da ſagte ſie ihm, daß ſie ſich einen Gatten erwählen wolle, und daß er alle Fürſten und Herren einladen ſolle, herbei zu kommen, damit ſie das Ausſuch'en habe. Der alte König aber ſprach: „Bei Odin und Freia, Du mußt es anders thun; denn von den Königen und

Fürſten ringsum hat keiner mehr Gefallen an Dir. Soll ich Dir aber rathen, ſo nimm einen Deiner Vettern. Was ſagſt Du zu Bue dem Dicken, oder Swed den Einäugigen, oder Erich Hinkebein?" — Da wurde Ruſcha noch ärgerlicher, und antwortete nicht. Doch nach etlichen Tagen wählte ſie keinen von den ihr vorgeſchlagenen Freiern, ſondern Toke Jarl den Schlanken; der war auch aus fürſtlichem Stamme und ein Bauer, und überall berühmt wegen ſeines Muthes und ſeiner Schönheit. Auch war er faſt reicher, denn alle Vettern des Königs, und der alte König hatte ſolchergeſtalt nichts dawider, daß er ſein Eidam würde und König nach ihm, und ſagte: „Meinetwegen!" und ſandte Boten aus nach Toke Jarl, ihm anzukündigen, daß Ruſcha ihn zum Ehegemahl erwählt habe.

Toke, als er die Botſchaft hörte, ſprach zu den Abgeſandten: „Fürwahr! Ruſcha Blauauge verſteht ſich auf gute Wahl. Geht in meine Ställe, ſucht Euch jeder die beſten Pferde und die beſten Ochſen aus und führet ſie mit Euch als Dank für Eure Botſchaft; dem alten König aber ſagt, ich käme übermorgen um ſeine Tochter zu freien, und der ſchönen Ruſcha ſagt: Sie ſolle mit ihrer Wahl zufrieden ſeyn.

Vierhundert und ſiebzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Nach dreien Tagen machte ſich Toke Jarl wirklich auf, und zog nach des Königs Burg, und die Hochzeit wurde gefeiert, wobei Toke Jarl ſich als ein ächter Held bewies; denn er trank nicht nur den alten König, ſondern auch die Vettern Bue den Dicken, Swed den Einäugigen, ſo wie Erich Hinkebein unter den Tiſch, ohne ſelbſt trunken zu werden. Darnach löſete er ſeine junge Frau von den Brautjungfern, und führte ſie in die Brautkammer, woraus ſie am andern Morgen als fröhliche junge Frau hervortrat.

Aber nicht allzulange währte Ruſcha's Fröhlichkeit; denn in ihrem Hochmuthe kränkte es ſie, daß Toke Jarl noch nicht König und ſie noch nicht Königin ſeyn ſollte. Und ſeit dem Tage, wo der alte König ſie ſo verſpottet hatte, und ihre gebrechlichen Vettern ihr vorſchlug, um Einen davon zum Manne zu wählen, haßte ſie ihn über alles, obſchon er ihr Vater war.

Nun wußte ſie, daß Toke Jarl ſie ſehr lieb habe; da fing ſie an traurig einherzugehen und ſich zu ſtellen, als ob ſie oft heimlich weinen müſſe. Da fragte ſie Toke Jarl, was ihr fehle? Sie wollte es aber nicht ſagen, bis er bei Thor und Odin ſchwur: „Lebt hier

Jemand, der Dir was zuwider gethan hat, ſo ſoll er am längſten gelebt haben!“ Da fing Ruſcha heftiger an zu weinen, und ſprach: „Kannſt Du dem alten König, meinem Vater, an's Leben, ohne daß ſie Dich ſeinen Mörder nennen?“ Und als er ſie finſter anblickte, fuhr ſie fort: „Er iſt es, der mir Leides thut Tag für Tag, und lebt er, ſo ſterb' ich; denn ich weiß gar wohl, daß er darauf ausgeht, Dich und mich zu verſtoßen und Erich Hinkebein als ſeinen Nachfolger ausrufen zu laſſen.“ Da erwiederte Toke Jarl: „Du haſt's geſagt! ſiehe was daraus entſteht,“ und ſomit ging er fort und ließ durch ſeinen Buben, einen leibeigenen Finnen, aus Erichs Rüſtkammer einen Pfeil mit deſſen Zeichen ſtehlen. Mit dieſem Pfeil erſchoß er den König, als er ihn allein im Walde traf.

Als nun der alte König nicht heimkam, und die ausgeſandten Boten ſeinen Leichnam im Walde und in ſeiner Bruſt den Pfeil fanden, deſſen Zeichen ſie genau kannten, da kehrten ſie klagend heim, den Leichnam mit dem Pfeil in der Bruſt in ihrer Mitte, und riefen, wo das Volk zuſammenlief: „Erich Hinkebein hat unſern König ermordet; dies iſt ſein Pfeil, Fluch dem Mörder!“ Da ließ Toke Jarl ſeiner Frauen Vetter ergreifen und ihm das Haupt abſchlagen; er aber ward König und Ruſcha ward Königin.

„Die Sage hat viel ähnliches mit der des Macbeth,“

ſprach Alma; „ich bin begierig, ob dies im Verfolg derſelben eben ſo der Fall ſeyn wird.“

„Dieſe Aehnlichkeit,“ warf Eduard ein, „dürfte doch wohl nur eine allgemeine ſeyn.“

„Ich kann Ihnen verſichern, daß dieſe Sage in der Folge ſehr von der des Macbeth verſchieden iſt, und durchaus als originell und den alten Dänen eigenthümlich angehörig betrachtet werden muß,“ ſprach der Erzähler.

Vierhundert und achtzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Toke Jarl war nun König und Ruſcha war Königin; aber beide wurden nicht heiterer, ſondern immer mißmuthiger, und keines traute dem andern recht. Denn Toke Jarl dachte bei ſich: iſt ſie Schuld, daß ich ihren Vater erſchlug, ſo kann ſie auch Schuld dran werden, daß ein Anderer mich erſchlägt, und Ruſcha dachte: hat er meinen Vater mir zu Liebe feig erſchlagen, wer ſichert mir mein Leben, wenn ihm einſt eine Andere beſſer gefällt, als ich. — So dachten Beide Böſes von einander und ſahen ſich an mit ſcheuen Blicken, und Toke Jarl litt nicht, daß ſie ſich in die Angelegenheiten des Reichs miſchte, um das Volk nicht für ſich zu gewinnen, und bewachte all' ihre Reden und Handlungen.

Da begann Ruſcha ihren Gatten immer mehr und mehr zu haſſen, und hätte ihm gerne in ihren Armen den Tod gegeben, aber ſie fürchtete ſich vor einer gewaltſamen That, denn das Volk liebte den jungen König, weil er gerecht regierte, wenn auch hart, ja grauſam, wo es zu ſtrafen galt.

Aber Ruſcha war liſtig und böſe zugleich, und ſie ſann Tag und Nacht darauf, wie ſie es anſtellen möchte, Toke Jarl zu tödten, ohne daß irgend ein Menſch einen Verdacht auf ſie werfen könnte. Da ging ſie hinaus in den Wald zu einer alten Drude, welche in dem Ruf ſtand, mit böſen Waldgeiſtern Verkehr zu haben, — und dem Waldweibe ſagte ſie: „Ich bin die Königin, und Toke Jarl ſinnt auf Verrath wider mein Leben! Hilf mir, daß ich ihm zuvorkomme.“

„Das kann ich nur, wenn Du mir Dein Blut und Deine Seele verſchreibſt,“ ſprach die Drude, „und Dein Blut muß ich gleich haben; aber dann flöße ich ewiges Feuer in Deine Adern und Du biſt unſterblich.“

„Und verſprichſt Du mir auserleſene Rache an Toke Jarl?“ fragte Ruſcha. — Die Drude bejahte dieſes. Da ſchlug die Königin freudig ein, und ging mit dem Waldweibe in ihre Höhle, und gab ſich ihr zu eigen ganz und gar.

Und als ſie wieder aus der Höhle kam, war ihr ſonſt weißes Geſicht wie in Roſengluth getaucht, und ihr ſonſt blaues Auge flammte dunkel. Frohlockend kehrte ſie in die Königsburg zurück. Sie hatte aber der Drude verſprechen müſſen: an jedem ſiebenten Tage eines jeden Mondes wiederzukehren, um den Bund mit ihr zu erneuen.

Vierhundert und neunzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Von Stund an wurde König Toke Jarl krank und elend. Am Tage ſpürte er keinen Schmerz, aber ſo wie die Nacht hereinbrach, durchtobte die furchtbarſte Pein ſeine Glieder; es war, als rolle ihm ſtatt des Blutes glühendes Metall durch alle ſeine Adern und drohe ſie zu zerreißen; — ſie riſſen nicht, aber täglich mehr einem Schatten gleich, ſchwankte er umher, und alle Kunſt der Aerzte vermochte nichts wieder ſein Uebel.

Sein kleiner Finne aber lief hinaus in den Wald und auf die Berghöhen, und ſammelte im Mondesſchein Kräuter, und daraus braute er einen Trank, welchen er ſeinem Herrn, als ſich derſelbe in der Nacht wieder qualvoll auf ſeinem Lager wand, in den Mund goß, ohne daß Toke Jarl etwas davon wußte.

Da wich aber auf einmal die grimmige Pein aus Toke Jarls Adern, und erſtaunt richtete er ſich auf und fragte: „Wie iſt mir?“

„Hoffentlich wohl,“ ſprach der kleine Finne; „aber, Herr König, nun weiß ich, was Dir fehlt. — Die allergiftigſten Kräuter, von böſen Geiſtern verflucht und vom Mondlicht geſchwängert, daß ihr Gift noch wirkſamer ſey, hab' ich geſucht und für Dich einen Trank daraus gepreßt, und der Trank hat Dich nicht getödtet, ſondern Deine Pein vertrieben. Dies hätt' aber nicht geſchehen können, wenn Du nicht bezaubert wärſt, und ich ſag' es Dir frei heraus, Herr Toke Jarl, wo Du dieſen Zauber nicht zu löſen vermagſt, ſo iſt es mit Dir aus, und Du magſt dieſem Lande nur bald einen andern König beſtellen.“

Da ſprang der König vom Lager auf, und rief: „Bei Odins Horn und Thors Hammer! wenn es ſo iſt, wie Du mir ſagſt, ſo hilf mir entdecken, wer mir ſo feind iſt und mir nachſtellt; von Stund an ſollſt Du frei ſeyn und der Edelſte an meinem Hofe, wenn Du mir hilfſt.“

Der kleine Finne blieb aber ruhig zuſammengekauert auf dem Schemel vor dem Lager des Königs ſitzen, und verſetzte: „König Toke Jarl, ich will ein Leibeigener bleiben und Dein Knecht, und Du ſollſt mir nur alle Tage ſo viel alten Meth geben, als ich ſaufen mag, und Weizenbrod und Honig und Bärenſchinken, ſo will ich Dir ſagen, was ich glaube, das Dir nützet."

Toke Jarl ſagte dieſes zu, und der kleine Finne ſprach weiter: „Denk' einmal nach, Herr Toke Jarl, wie lange es her iſt, daß Dich das böſe Weſen alſo martert. Fing es ſich nicht eben in der Nacht an, da Deine Frau Königin den ganzen Tag in der Burg nicht zu finden war, und Abends ſagte: ſie hätte ſich im Walde verirrt? — ſeit der Zeit hat ſie ſich nun ſchon dreimal auf dieſelbe Weiſe und in demſelben Walde verirrt! Bei all Deinen Göttern, Herr, und ihren Weibern und Kindern, Hörnern und Hämmern, wovon ich nichts weiß! ich glaube, die Frau Königin kennt den Weg nur allzu gut, welcher zu der alten Drude **Runna** führt, die alle Waldgeiſter zu bannen verſteht, und zum Diener einen ſchwarzen Alfen hat, einen kleinen Geiſt, dem die rothe Zunge immer aus dem Maule hängt."

König Toke Jarl war immer bleicher geworden, während der kleine Finne alſo redete. Jetzt ſetzte er ſich wieder auf das Ruhebette, und ſprach: „Du kannſt Recht haben, Griep! ja, bei allem, was mir früher heilig war, ich glaube, Du haſt Recht. — Aber wenn dem ſo iſt, ſo mögen alle guten und böſen Geiſter mir helfen, das treuloſe Weib zu ſtrafen. — Haſt Du Dir den Tag gemerkt, Burſche, wann er wieder kommt?"

„Uebermorgen, Herr König."

„Gut! und weißt Du zu welcher Stunde?"

„Auf den Splitter, Herr König! Wir könnten ihr nachgehen, und hören, was ſie mit der alten Drude verhandelt."

„Wohlgeſprochen, Burſche, gieb mir noch einen Becher von Deinem Gifttrank, damit ich ſchlafen kann. Dort ſteht ein güldnes Horn des beſten Meths, trink' es auf meine Geſundheit."

Da reichte der kleine Finne dem König noch einen Becher des ſchmerzſtillenden Gifttranks, und der König legte ſich nieder und entſchlief; Griep aber kauerte wieder zu den Füßen ſeines Lagers auf dem niedrigen Schemel, trank aus dem güldnen Horn den alten Meth, und freute ſich auf den Honig, das ſchöne Weizenbrod und die Bärenſchinken.

Vierhundert und zwanzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Mit Staunen ſah Königin Ruſcha am andern Morgen und am folgenden Tage, wie König Toke Jarl zuſehends wieder an Kraft gewann, und je mächtiger ſie ſich beſtrebte, durch ihre erlernte Zauberkraft ihn wieder auf ſein Schmerzenslager zu bannen, je kräftiger erhob er ſich. Denn ſobald er einen Anfall ſeines Wehs verſpürte, war der kleine Finne Griep mit ſeinem Gifttrank zur Hand.

Außer ſich vor Wuth, wünſchte Frau Ruſcha die ſiebente Abendſtunde herbei, und als eben rothglühend die Abendröthe hereinbrach, ſchlüpfte ſie in einfacher Tracht, das Haupt mit einem weißen Schleier verhüllt, aus der Königsburg, und eilte mit flüchtigen Schritten dem Walde zu.

Griep aber führte den König auf einem geheimen Pfade ebenfalls in den Wald, bis unfern von der Höhle der alten Drude Runna. Beide langten noch früher dort an, als die Königin, und konnten ſo das ganze Geſpräch ungeſehen belauſchen, da ein dichtes Gebüſch ſie ganz verbarg.

Bald kam Frau Ruſcha, und rief dreimal mit lauter Stimme: „Runna, Runna, Runna!“ und alsbald entſtand im Innern der Höhle ein dumpfes Getöſe, das eherne Thor, womit ſie verſchloſſen war, ſprang auf, und die alte Drude trat heraus.

„Was begehrſt Du?“ fragte ſie.

„Hülfe!“ verſetzte Ruſcha. „Dein Zauberſpruch wirkt nicht mehr, ſeit drei Tagen iſt Toke Jarl wieder auf dem Wege der Geneſung, und je graſſer meine Verwünſchungen wurden, je giftiger die Dämpfe, welche ich um ſein aus Wachs gefertigtes Bild, nach Deiner Anleitung, bei nächtlicher Weile von glühenden Kohlen aufſteigen ließ, um ſo kräftiger trat er mir geſtern und heute entgegen.“

„Hm!“ ſprach die alte Drude, „iſt es ſo, wie Du ſagſt, ſo macht ein anderer kräftigerer Zauber den unſern unwirkſam, und ſoll es Dir nicht ſelber zum Verderben gereichen, ſo mußt Du ſchnell das Leben Toke Jarls zerſtören.“

„Tod ihm, da ich ihn nicht länger martern kann!“ rief Ruſcha; „aber wie?“

Die alte Drude lachte boshaft, und ſprach: „Und wär' er ein Held, ſo gewaltig, als der ſtarke Thor ſelbſt, er müßte zuſammenſtürzen vor dieſem einen Wörtlein, das ich Dir jetzt nenne.“

Da fragte Ruſcha mit glänzenden Augen: „O, wie heißt es, Du gute Runna?“

Und Runna grinſ'te: „Cap.“ — „Tritt er Dir entgegen,“ fuhr ſie belehrend fort, „ſo hefte Deine Blicke ſtarr auf ihn, und rufe: „Cap, Toke Jarl!“ und alsbald wird er Deinem Zauber nicht mehr widerſtehen können. Leb' wohl! meine Geiſter rufen mich!“

Damit verſchwand die Drude und Frau Ruſcha eilte fröhlich von dannen Aber am Ausgange des Waldes ſtand plötzlich Toke Jarl mit blinkendem Schwerte vor ihr, und als ſie überraſcht und erſchrocken zurückbebte, rief er hohnlachend: „Cap, Ruſcha!“ ſchwang das Schwert, und ſpaltete ihr mit einem furchtbaren Streich das Haupt, daß ſie alsbald zu Boden ſank.

Von Grauſen ergriffen, eilte er davon, ſeiner Burg zu. Unterwegs wiſchte er mit der Hand das blutige Schwert ab, um es in die Scheide zu ſtecken; aber das Blut fing an, an ſeinen Händen wie hölliſches Feuer zu brennen. Vergebens ſteckte er die Hand in naſſe Erde. Bald erfaßte das Feuer ſeinen Arm, ſeinen Körper, er ſtürzte zu Boden, und hauchte unter gräßlichen Qualen ſein Leben aus.

Ruſcha konnte nicht ſterben, wie die Drude es ihr verheißen hatte; aber leben konnte ſie auch nicht, und ſo wandelt ſie denn bis auf den heutigen Tag umher, nicht todt und nicht lebend. Viele Leute haben ſie geſehen im weißen, wallenden Kleide, ſchön, aber bleich im Geſicht, und ihr ehemals weißer Schleier iſt ganz blutigroth von dem Blute, das aus ihrer klaffenden Kopfwunde ſtrömt. Alt und jung aber fürchtet ihren Anblick, und kennt die Geſchichte von der ſchönen, böſen Hexe Capruſche.

Vierhundert ein und zwanzigſte Nacht.

Die alte Sage von der böſen Here Capruſche hatte, trotz dem, daß die Damen vieles gegen den häßlich lautenden Namen der Heldin einzuwenden wußten, doch vielen Beifall erhalten.

„Es iſt die ächte, alte, ſchauerliche Mährchenpoeſie drin,“ bemerkte Reiner, „die mich ſchon als Knaben ſo gewaltig ergriff, ſo oft ich derlei erzählen hörte. Der grauſige Schluß zumal iſt ganz und gar von der Art, ein ängſtliches Nachklingen des Mährchens in uns zu erregen, und trägt ganz das Gepräge jener Urſagen und Mähren, deren Eigenthümlichkeit mit Glück nachzubilden uns neueren philoſophiſchen Geiſtern ganz und gar unmöglich iſt.

„Hierin ſtimme ich Ihnen vollkommen bei,“ ſprach der Freiherr; „unter allen Neuern iſt unſtreitig den Gebrüdern Grimm das eigentliche Weſen der Sage, wie des Mährchens in ſeiner tiefſten und ſchönſten Bedeutung aufgegangen. Ihre Sammlungen ſind mit Recht berühmt und als Muſter geprieſen; dennoch aber, wie entging ihnen ſo mancher feine Zug in dieſer oder jener Sage, wodurch ſelbe erſt Sinn und Bedeutung erhalten hätte. Recht auffallend fand ich dies heute, als ich ihre mitgetheilten Sagen von dem Heinzelmännchen mit der einzig ſchönen verglich, welche

Luther in ſeinen Tiſchreden mittheilt. Dieſe Sage, ſo wie einige andere von Luther — oder nach ſeiner Weiſe mitgetheilten — können für wahre Meiſterſtücke in ihrer Art gelten, indem ſie, bei aller Einfachheit und Kürze, durch und durch tüchtig und motivirt ſind."

Alle baten den Freiherrn, er möge ihnen doch einige dieſer Sagen mittheilen, und er verſprach es für einen der nächſtfolgenden Abende.

„Wir haben aber ſo lange nichts Heiteres gehört," rief Alma; „wer erzeigt mir den Gefallen und erzählt einmal wieder ein recht luſtiges Mährchen?"

„Wer anders, als unſer Reiner!" lächelte die Freifrau. Reiner erhob ſich, machte eine komiſch-ernſte Verbeugung, und ſetzte ſich dann wieder, alſo erzählend:

Die höchſt traurige und klägliche Geſchichte vom Schneiderlein zu Sachſenhauſen.

Es iſt einmal in der Vorſtadt Sachſenhauſen zu Frankfurt am Main, wo die Sachſenhäuſer wohnen, ein Schneiderlein geweſen, von der allerfeinſten und zierlichſten Art, ſo daß ſich ſelbſt die feinen Sachſenhäuſer darüber verwunderten. Das Schneiderlein lebte viele Jahre als Bürger und Meiſter ſeines Handwerks in gedachter Stadt, und war geliebt und geachtet von

Allen wegen ſeiner ſanften Natur und ſeiner feinen Sitten als geborner Sachſenhäuſer.

Es hatte beſagtes Schneiderlein auch eine Frau Meiſterin, die nannte es ſeine Frau Liebſte, und Beide hatten vierzehn allerliebſte Kinder, davon waren ſieben, eben ſo viele, junge Musjes Schneiderlein und ſieben, eben ſo viele, junge Schneidermamſells, die waren alleſammt ſo zierlich und niedlich, als ihr Herr Papa. Die Frau Mutter, oder die Frau Meiſterin, auch Frau Liebſte genannt, war dagegen eine rüſtige, reſolute Perſon, noch eins ſo lang, als ihr Ehegeſpons, und wohl noch ſechsmal ſo dick, wie ſolches alles die Chronik von Sachſenhauſen deutlich beſagt, auch noch: daß die Frau Liebſte aus Berlin gebürtig geweſen.

Ende des ſechſten Bandes.

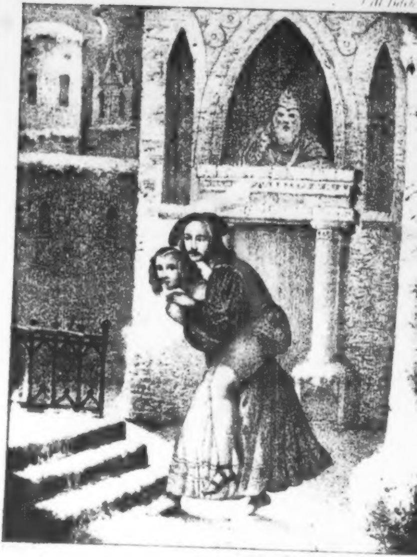
Inhaltsverzeichniß des ſechſten Bandes.

Erſte Abtheilung.

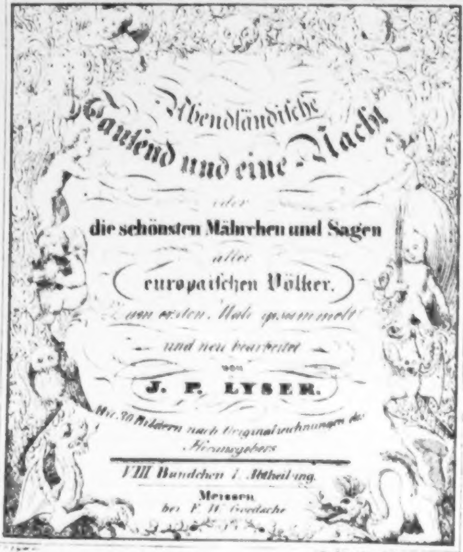
1) Die Blume der Treue. (Frankreich, nach G. Becker's Bearbeitung.)
2) Der magiſche Brautring. (Nach einer mündlichen Mittheilung.)
3) Das Knöchlein.
4) Die Bergleute.
5) Die Stiefmutter.
Original-Schweizerſagen, aus dem Taſchenbuche „Alpenroſen“ entlehnt.
6) Dr. Fauſt in Auerbachs Keller. (Leipziger Chronik.)
7) Der Rahmen (von Caroline Leonhardt-Lyſer).
8) Frau Wode.
9) Das Petermännchen.
Mecklenburg-Schwerin, nach mündlichen Mittheilungen.
10) Hans Klug. (Schweizerſage, mündlich.)
11) Etzliches von der Klugheit der Schildbürger. (Nach dem Volksbuche und Carl Weiſflogs Bearbeitung.)
12) Das Käthchen von Heilbronn. (Die Urſage hat Bürger in ſeiner bekannten Ballade mitgetheilt, ich fand es aber angemeſſen, mich an H. v. Kleiſt's hochpoetiſche und dabei ſo herzige reine Bearbeitung zu halten.)

Zweite Abtheilung.

13) Die Hexe von der Scollough-Schlucht. (Irrländiſche Sagen und Erzählungen.)
14) Schreckliche Rache verſchmähter Liebe (aus dem Spaniſchen).
15) Das Katzenſchloß. (Mündlich im Münſterſchen.)
16) Die geheimnißvolle Dame (nach Walther Scott).
17) Kaiſer Otto's Traum (Geſchichte Otto des Großen).
18) Ludwig der Springer (Thüringiſche Sagen).
19) Das Mährchen von der böſen Hexe Capruſche. (Mündlich in Dänemark verbreitet, ſo viel mir bekannt, aber noch nie zuvor gedruckt.)
20) Das Schneiderlein zu Sachſenhauſen. (Frankfurter Spottlied, Hoffmann, Meiſter Floh, mündlich.)



Eginhard und Emma



Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europaiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers

VIII Bändchen 1. Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche

Leihbibliothek
von
C. G. Fricke

[illegible]

1952.1440

Fünfhundert und neunzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Als Dunka aus ihrem Schlafe erwachte, ging eben die Sonne auf; ſüße Träume hatten ſie einige Stunden beglückt und ihr Herz mit freudiger Hoffnung erfüllt. Sie betete, und erwartete dann ruhig, was Gott über ſie verhängen würde.

Sie blickte ſich nach allen Richtungen um, Feodor's Namen rufend, um ihre Einſamkeit zu unterbrechen, da vernahm ſie Schritte und erkannte in dem Herbeieilenden den Leibeigenen, welcher ſich fortgeſtohlen hatte, die Verſchmachtende zu laben.

„Hoffet!“ flüſterte er ihr wieder zu, „mein Herr, der reiche Iwan, iſt geſtern, ſobald er Euer Schickſal erfahren, fortgeſprengt, vielleicht gar zum Großfürſten, denn daß er Alles daran ſetzen wird, Euch zu retten, könnt Ihr glauben. Er iſt in Verzweiflung über das, was Euch geſchehen, und glaubt ſo feſt, wie ich, an Eure Unſchuld.“

Nachdem er Dunka mit Wein erquickt, entfernte er ſich wieder, und ließ neue Hoffnung für die Unſchuldige zurück.

Obgleich der Platz von den Gerichten in den Bann gethan worden, und Jeder, der ihn betreten würde, des

Todes ſchuldig ſeyn ſollte, fanden ſich doch theilnehmende und neugierige Menſchen von ferne ein, um zu ſehen, ob die Eingegrabene noch lebe. Wie groß war nun das Staunen der Menſchen, als ſie Dunka nicht nur lebend, ſondern noch unermüdet, ja geſtärkt fanden.

Daß ihr Jemand Hülfe gebracht, glaubte Niemand; denn wer würde ſein Leben für eine Arme, für eine Mörderin gewagt haben? Der Schleier, welcher ihr Haupt vor der Nachtkälte geſchützt hatte, war mit dem Morgenlicht wieder in die Hände des mitleidigen Leibeigenen gekommen, welcher ihn, um nicht verrathen zu werden, mit ſich genommen hatte.

Auch der Oberrichter erſchien, mit andern Richtern und Schergen, und wunderte ſich über Dunka's Leben; aber er wagte es nicht, Hand an ſie legen zu laſſen, und entfernte ſich nachdenkend.

Mit der Dämmerung erſchien auch der Leibeigene wieder, und Dunka hoffte nun, da ſie Gott ſo lange wunderbar erhalten hatte, er würde ihr auch ferner beiſtehen.

Am nächſten Morgen lebte Dunka immer noch, und das ſchnell wandelbare Volk, welches ſie vor zwei Tagen für eine Verbrecherin gehalten und verwünſcht hatte, fing an, eine Heilige in ihr zu ſehen, welche der Himmel ſeines beſondern Schutzes werth halte.

Man murrte über den Ausſpruch der Richter, und der Oberrichter mußte es ſogar erleben, daß die Unterrichter ſein Urtheil allzuſtrenge nannten, und anfingen, an Dunka's Schuld zu zweifeln.

Fünfhundert und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Die dritte Nacht brach herein; der Leibeigene, deſſen Ankunft Dunka auf das Sehnlichſte erwartet hatte, erſchien nicht. Sie beſorgte, daß ihr Retter verrathen worden und um ihretwillen verhaftet worden ſey, und dieſer Gedanke ſchlug ſie ganz nieder.

Der Sturm brauſte um ihr unverhülltes Haupt, ihr ſchönes, ſchwarzes Haar flatterte um ihr Antlitz, kein Stern leuchtete am Himmel, nur der Vollmond blickte von Zeit zu Zeit durch zerriſſene Wolken.

Da tönten Roſſeshufe durch die Stille der Nacht; Dunka ſah einen Reiter, der in gerader Richtung auf ſie zugeritten kam, ohne auf den Weg zu achten. Des Roſſes Hufe fürchtend, beugte ſie ihr Haupt, aber das Pferd regte ſich nicht und wollte nicht weiter gehen.

Dunka blickte auf, und den Reiter erkennend, jauchzte ſie: „Feodor, mein Feodor!“

Wähnend, Dunka's dahingeſchiedener Geiſt rufe ihn, blickte Feodor zum Himmel. Da trat der Vollmond im ſchönſten Glanze hervor, und als ſein Auge ſich wieder zur Erde ſenkte, erkannte er Dunka!

Er ſtürzte vom Pferde, fragte, vernahm, und eilte jetzt, mit allen Kräften Dunka aus der Erde zu befreien.

Als er dies mit Hülfe ſeines Seitengewehres gethan, nahm er die theure Frau auf ſein Pferd und ſprengte nach Hauſe.

Zu Hauſe angelangt, machte er Lärm; hülfreichen Nachbarn übergab er Dunka, er ſelbſt eilte, den Oberrichter und die übrigen Richter zu wecken.

Schon ſeine Erſcheinung ſprach für Dunka's Unſchuld, mehr noch der Umſtand, daß ihre Anklägerin, des reichen Iwan's Gattin, ſich, ſobald ſie Feodor's Heimkehr erfuhr, ſelbſt entleibte.

Der Oberrichter, welcher ſo ſtrenge gegen Dunka geweſen war, erklärte ſie feierlich für unſchuldig, und das Volk umdrängte ihre Wohnung, ihr ſeine Dienſte anzubieten.

Fünfhundert ein und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Am andern Morgen, als Dunka und Feodor ſich einigermaßen erholt hatten, erzählte er ihr: daß er auf ſeiner Reiſe von Räubern angefallen worden und in einen unterirdiſchen Kerker gebracht worden ſey. Hier habe er, ohne Hoffnung, ſeine Dunka jemals wieder zu ſehen, Monate lang geſchmachtet, bis vor beinahe zwei Tagen ſein Kerker aufgethan worden ſey. Er habe ihn ſogleich verlaſſen, um, wenn auch arm und ohne den gehofften Gewinn, heimzukehren. Auf der Straße habe er den reichen Iwan gefunden, welcher ihm ſein eignes Pferd zur Heimreiſe gegeben, eine reiche Börſe gereicht und zur Eile ermahnt habe.

Er, Feodor, habe nun keinen Augenblick gezögert, das Pferd zu beſteigen, und ſey, trüber Ahnung voll, raſch vorwärts geritten, bis zu der Stelle, wo er Dunka gefunden habe.

Dunka ahnete jetzt, was ſich auch wirklich ſo begeben, daß Iwan ihren Feodor entfernt hatte. Aber jetzt, in ihrem Glücke, vermochte ſie es nicht, den ſchwer bereuenden Iwan zu verrathen oder ihn zu haſſen.

Während nun für Dunka Alles gethan wurde, um ſie ihre fürchterlichen Leiden vergeſſen zu machen, kam der Großfürſt, welcher ſein Reich bereiſete, nach Aſtrachan. Er vernahm das Schickſal und die wunderbare Errettung Dunka's, und ging, ſelbſt ſie zu ſehen. Zugleich befahl er, ſtrenge zu unterſuchen, wer der Mörder des aufgefundenen Todten ſey. Da bat der Oberrichter um eine geheime Audienz bei dem Großfürſten, und warf ſich, als er allein mit ihm war, zu ſeinen Füßen. Er bekannte, daß er dieſe That an einem Manne verübt, der ſeiner Gattin nachgeſtellt habe, und daß er ihn in dem angrenzenden, zu Dunka's Wohnung gehörigem Hofe verſcharrt habe bei ſtiller Nacht.

Der Großfürſt entſetzte ihn ſeines Amtes, eine ſehr milde Strafe für den Grauſamen.

Fünfhundert zwei und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Geſchichte.)

Dunka gebar zum Erſtaunen Aller ein zartes, aber liebliches, geſundes Kind. Ihr Feodor, reich beſchenkt vom Großfürſten, geehrt von ſeinen Landsleuten, genoß ſein Glück nicht lange. Der Schrecken über Dunka hatte ſeine Geſundheit untergraben.

Dunka zog ſich mit ihrem Kindlein in die Einſamkeit zurück. Sie lebte in einer Einſiedelei, und der fromme Aberglaube erhob ſie zur Wunderthäterin, und wallfahrtete zu ihr.

Sie ward in der ganzen Gegend die Auferſtandene genannt.

Die geprüfte Frau überlebte ihren Feodor nicht lange, ihr Kind bekam in dem Leibeigenen, den Feodor noch bei ſeinem Leben losgekauft hatte, einen ſorgſamen Vater.

Nach Jahren ſah man einſt einen fremden, finſter ausſehenden Mann auf Dunka's und Feodor's Grabe knieen; es war der reiche Iwan, der, nachdem er ſein Gebet verrichtet, wieder entfloh. Niemand wußte, wohin.

Franz ſchwieg.

Seine Zuhörer prieſen die jetzige Gerichtspflege, die, wenn auch mancher Schuldige frei ausgeht, doch ſelten einen Unſchuldigen verdammt.

Franz verſprach noch, das Bild des Malers ihnen ſobald als möglich zur Anſicht zu verſchaffen, und Reiner nahm ſich vor, wenigſtens eine Skizze davon zu machen.

Fünfhundert drei und zwanzigſte Nacht.

„Es iſt wohl an der Zeit? daß auch Sie uns einmal eine Sage erzählen, liebe Maria,“ ſagte heute Eduard zu ihr, und ſie verſetzte lächelnd: „ich arme Blinde, die nicht leſen kann, vermag nur etwas mitzutheilen, was ich hörte, und dies will ich gern, wenn Sie mich anhören mögen.“

Sie begann hierauf:

Hüttchen. Hier gebot der Engel, ſeinen Spaten zu nehmen, in die Erde zu graben, und als der Mann einige Fuß tief gegraben hatte, ſprang ein Quell heraus, und der Mann ſetzte ſeinen kranken Fuß in den Quell, und ging hierauf friſch und geſund nach Hauſe.

Hier brach Maria ab, um die nächſte Nacht weiter zu erzählen.

Fünfhundert vier und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als der Mann erwachte, war er ganz fröhlich, denn er glaubte feſt, daß ſein Traum ihm nur Gutes bedeuten könne; ſogleich rief er ſeine beiden Söhne, ließ ſich ein Grabſcheit von ihnen geben und ging, auf ſeine Söhne geſtützt, ſo ſchnell er es vermochte nach der Stelle, die ihm der Engel im Traume bezeichnet hatte.

Er grub ſelbſt, und als er einige Zeit gegraben hatte, blinkte es hell hervor, und ein ſilberner Quell rieſelte ihm entgegen.

Die Entdeckung des Heilborns.

Meine Mutter beſchrieb mir, wenn ſie Schleſien ſchilderte, oft das alte, herrliche Schloß Fürſtenſtein und die noch ältere Fürſtenburg. Auch von dem freundlichen Bade Salzbrunn, was jetzt unter des verdienſtlichen Zemplins Leitung in höchſter Blüthe ſteht, ſprach ſie oft. Salzbrunn hat drei Quellen, den Salzbrunn, den Mühlbrunnen und den Heilbrunnen; der Letztere bewährt ſeine heilende Kraft vorzüglich an Verwundeten, und ſolchen, die an Augengeſchwüren leiden.

Vor mehreren Jahrhunderten, als das jetzt große und ſchöne Dorf nur aus einigen ärmlichen Hütten beſtand, lebte daſelbſt ein frommer, fleißiger Mann, welcher keinen Gottesdienſt verſäumte, und der beſte Vater ſeiner Kinder war.

Einſt ſchnitt er ſich bei ſeiner Feldarbeit mit der Senſe in den Fuß, welcher von Stund' an heftig aufſchwoll, und dem Manne heftige Schmerzen verurſachte. Alle angewandten Mittel blieben fruchtlos, und nach zwei Schmerzensjahren war der Fuß noch immer nicht heil.

Da betete er einſt inbrünſtig zu Gott, er möge ihn von ſeinem Uebel befreien, oder durch den Tod erlöſen. Als er gebetet hatte, entſchlief der fromme Mann, und ihm träumte, ein Engel träte zu ihm und ſpräche: „folge mir!“ Und der Mann folgte ihm, und der Engel führte ihn bis dreihundert Schritte von ſeinem

In dieſen Quell tauchte er ſeinen kranken Fuß, badete nun alle Tage darin und war in kurzer Zeit geneſen.

„Gewöhnlich,“ nahm der Caplan das Wort, „haben Heilquellen irgend ſo einen ſagenhaften Urſprung. Karlsbad ſoll von einem Hirſche, den Kaiſer Karl auf der Jagd verfolgte, und der ſich im Sprudelquell verbrannte, entdeckt worden ſeyn. Auch wird noch ein ſehr anmuthiger Punkt nahe bei Karlsbad, der Hirſchſprung genannt.“

„Auch von Klöſtern erzählt man gewöhnlich ſolche Sagen, wenn man auf ihre Entſtehung zu ſprechen kommt,“ ſagte Franz, „und ich will nächſtens einige ſolche Sagen, wie ich ſie aus dem Munde des Volkes gehört habe, mittheilen.“

„Ja, an ſolchen Sagen iſt Deutſchland reich,“ ſprach der Freiherr, „und ich weiß nicht, wie es kommt, daß in keinem andern Lande ſo viele Sagen im Munde des Volkes leben, als in Deutſchland.“

„Verzeihung,“ unterbrach ihn der Caplan, „Spanien iſt noch unendlich reicher an wunderlichen Sagen, da der gemeine Spanier auch mehr daran glaubt, wie der Deutſche, und ich werde Ihnen morgen einen Beweis von meiner Behauptung geben.“

Fünfhundert fünf und zwanzigſte Nacht.

Heute erzählte der Caplan:

„Man hat ſich in Spanien früher viel mit dem Teufel beſchäftigt. Aber der Strenge der heiligen Inquiſition wegen ſind nur wenige Spuren von der alten Volksmythologie übrig geblieben, aber der Forſcher findet ſie noch, und es iſt nicht ohne Intereſſe, ſie zu ſammeln.

Hierher gehört unter andern auch die Legende:

Von dem teufliſchen Urſprunge der Familie Haro.

Don Diego *Lopez*, ein Adeliger aus Biſcaya, befand ſich auf der Eberjagd, als er die Laute einer ſehr wohlklingenden Stimme vernahm.

Es war die eines Frauenzimmers. Er blickte über ſich, und gewahrte die Sängerin auf dem Gipfel eines Felſen ſtehend. Nichts Entzückenderes als ihre Perſon, nichts Prachtvolleres als ihr Anzug. Don Diego verliebte ſich augenblicklich in ſie, und machte ihr den Vorſchlag, ſie zur Frau zu nehmen.

„Ich nehme Deine Hand an, ſchöner Ritter!“ entgegnete ſie, „denn ich bin von edler Geburt. Doch nur unter *einer* Bedingung werde ich Deine Gemahlin: *Schwöre* mir, nie einen geheiligten Namen auszuſprechen!“

Der Ritter gelobte, was ſie verlangte. Erſt als die Ehe abgeſchloſſen war, bemerkte er, daß ſeine junge Frau einen Bocksfuß hatte. Glücklicher Weiſe war dies ihr einziges Gebrechen. Niemand iſt vollkommen, und in Folge einer ſchweigenden Uebereinkunft verwandelte ſich der Bocksfuß bald in einen Hirſchfuß, was viel poetiſcher war. Diego liebte ſeine Gemahlin nichts weniger. Sie gebar ihm einen Sohn und eine Tochter, der Sohn ward Iniguez Guerra genannt.

Fünfhundert ſechs und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Legende.)

Eines Tages, als die Familie bei Tiſche war, warf der Hausherr ſeinen Hunden einen Knochen zu. Ein Hofhund und ein Wachtelhund ſtritten ſich darum. Der letztere packte den erſtern bei der Gurgel und erwürgte ihn.

„Heilige Jungfrau Maria!“ rief Diego, „wer hat je etwas Aehnliches geſehn.“

Die Hirſchfußfrau ergriff ſogleich ihre Kinder.

Der Vater hielt den Knaben zurück, während die Mutter mit dem Mädchen durch die Lüfte enteilte.

Später zog Don Lopez gegen die Mauren zu Felde. Er war unglücklich in einem Treffen, und wurde gefangen genommen. Die Sieger banden ihm die Hände und brachten ihn nach Toledo. Iniguez Guerra war niedergeſchlagen wegen der Gefangenſchaft ſeines Vaters. Jemand ſagte zu ihm:

„Warum rufſt Du nicht die Fee an, von der Du geboren worden? Sie allein kann Dir Mittel geben, Don Diego zu befreien.“

Iniguez ſchwang ſich auf ſein Roß, und begab ſich nach dem Berge. Die Fee ſtand auf dem Felſen, ſie erkannte ihren Sohn.

„Komm zu mir,“ ſagte ſie, „ich weiß, was Dich herführt, und verſpreche Dir Beiſtand und Schutz. Laß Dein Pferd da unten; es kann Dir zu nichts dienen. Ich will es durch ein anderes erſetzen, daß Dich in wenigen Stunden nach Toledo bringen wird. Doch mußt Du ihm keinen Zügel anlegen. Du darfſt es auch nicht mit Eiſen beſchlagen laſſen, und ihm weder Nahrung noch Waſſer geben.“

Die Hirſchfußfee rief **Pardalo**; ſo hieß ihr wunderbarer Wettrenner. Iniguez ſchwang ſich auf denſelben, und brachte bald ſeinen Vater nach Hauſe.

Die Legende ſagt ferner von dieſer Fee, daß ſie ſich oft in Biscaya in Geſtalt eines Nachtweibchens gezeigt habe.

Fünfhundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

Die lauliche Witterung hatte heute alle Bewohner des Schloſſes Runſitten in das Freie gelockt, den Freiherrn ausgenommen, der in ſeinem Zimmer ſaß und ſich mit Leſen unterhielt. Die Ermahnungen des Arztes, die Bitten der Seinen, ſich in der friſchen Luft zu ſtärken, hatten nichts gefruchtet, er liebte die Einſamkeit.

Der Arzt und der Caplan machten einen weitern Ausflug als Eduard, Franz und der Maler, die, um die Geſellſchaft der Damen zu genießen, ſich nicht weit von dem Garten entfernt hatten. Franz hatte ein Geſpräch mit Claudinen angeknüpft, Eduard ging neben ſeiner Braut, der Maler führte ſorgfältig die Blinde, und die Freifrau ſah ohne Neid ſich verlaſſen von der Jugend, die ſie umſchwärmte, und doch nur unter ſich und mit ſich beſchäftigt war.

Sie ſah in Franz einen Werber um Claudinen, ja ſie hoffte ſogar, daß der Maler die ſchöne Maria durch das Leben leiten würde.

„Wie wohl mir die Sonnenſtrahlen thun,“ ſagte Maria zu Reiner. „Obgleich ich niemals die Sonne ſehe, empfinde ich doch ihre Wohlthaten im Wehen der mildern Lüfte, im Hauche des Blüthenduftes, an der Heiterkeit, die ſich in mir entwickelt, wenn die Sonne ſcheint; ſie iſt für mich das Symbol der Nähe der unſichtbaren Gottheit, die wir Alle empfinden, ohne ſie zu ſehen!“

„Für mich ſind Sie eine Verherrlichung Gottes!“ ſagte Reiner, „an Ihrer ſtillen Heiterkeit bei einem — in Anderer Augen ſo großem Unglück — wird es mir klar, daß der Geiſt auch friſch und kräftig leben kann ohne die äußern Sinne, und daß der Tod keine Vernichtung iſt. Die Blinden, Tauben, Stummen ſind nur da, uns das geiſtige Leben, das innre Auge, das geiſtige Ohr, die Sprache des Herzens recht anſchaulich und deutlich zu machen, und die ſogenannten Unglücklichen ſelbſt, ſind für den Mangel eines Sinnes durch ihre Zufriedenheit entſchädigt!“

Als ſie Abends zurück in das Schloß kamen und in den Saal traten, begrüßte ſie der Freiherr, und theilte ihnen einen Brief von Küttner mit, er hatte auch eine Sage mitgeſchickt, welche der Arzt nachher verlas.

Klechden.

Das Haſenherz.

Auf einer Inſel in der Weichſel ſtand vor vielen Jahren ein großes Schloß, rings umgeben von Mauern. In jeder Ecke derſelben befanden ſich Baſteien, wo gar oft kriegeriſche Banner wehten und Nachtruf der Wachen ſchallte. Eine Hängebrücke verband die Inſel mit dem Ufer des Stromes.

Das Schloß bewohnte ein reicher Magnat, ein tapferer Krieger. So oft die Trompete ertönte über dem Eingangsthor, verkündete ſie des Herrn ſiegreiche Rückkehr mit reicher Beute.

In großen dunkeln Kellern ſchmachteten eine Menge Gefangene. Täglich mußten ſie arbeiten, bald an den Mauern und Baſteien, bald im lieblichen Schloßgarten. Unter ihnen war eine alte Hexe, deren Mann vom Eigenthümer des Schloſſes in Feſſeln gehalten wurde, und die ſich deßhalb zu rächen beſchloß.

Sie erwartete den Augenblick, wo der Schloßherr allein ſeyn würde. Einſt, ermüdet vom Kampf und Unwetter, ſank dieſer in's grüne Gras, und Schlummer ſchloß ihm die Augenlieder. Heimlich ſchlich die Hexe herbei, beſtreute mit Mohn des Ritters Augen, damit er nicht erwache, und durchſtach mit einem Eſchenaſte ſeine Bruſt in der Gegend des Herzens. Sogleich öffnete ſich die Bruſt, und das rothe Herz ward ſichtbar, wie es klopfte und ſich bewegte. Alsbald ſtreckte die Hexe ihre dürren Knochenfinger aus, faßte ſachte das Herz und nahm es dem Ritter aus der Bruſt. Indeſſen hatte ſie ein friſches Haſenherz bei der Hand, das ſetzte ſie an die leere Stelle, verſchloß die Bruſt wieder und ſchlich ſchadenfroh lachend davon, in einem nahen Gebüſch verborgen den Erfolg ihres Zaubers erwartend.

Noch war der Schloßherr nicht erwacht, und ſchon fühlte er das Haſenherz. Er, der ſonſt keine Furcht kannte, zitterte ängſtlich, und zuckte mit dem Körper. Drauf öffnete er die Augen; die Rüſtung drückte ihn. Kaum erhob er ſich, ſo hörte er Hundegebell.

Sonſt liebte er es, luſtig dem Wilde nachzujagen, jetzt, aufgeſchreckt vom Jagdgetöſe, entfloh er, wie ein ſchneller Haſe. Und kaum, daß er ſein Gemach erreicht hatte, ſo ſchreckte ihn wieder der Klang ſeiner eigenen Waffen: das Schwert, ſchartig durch viele Siege, und ſogar die ſilbernen Sporen; von ſich warf er Rüſtung und Schwert, und ſank kraftlos und elend hin auf ſein Lager. — Sonſt träumte er von Kampf und Sieg und freudigem Heldentod — nun winſelte er traurig im Schlafe, und bei jedem Hundegebell oder Nachtruf von der Baſtei, wo beim luſtigen Feuer ſeine Leute wachten, zitterte er wie ein Kind, und vergrub in die Polſter ſeines Lagers ſeine aufgeſchreckten Augen.

Fünfhundert acht und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Bald darauf umzingelten Heiden das Schloß und wollten es ſtürmen; Ritter und Reiſige erwarteten den Gebieter, um ſie zu Kampf und Sieg zu führen. Aber ſie harrten vergebens. Er, der tapfere Ritter, vernahm kaum das Klirren der Waffen, die Stimmen der Krieger und das Gewieher der Roſſe, als er unter das Schloßdach ſich zu verbergen eilte. Von da erblickte er die Schaaren der Feinde.

Da erinnerte er ſich ſeiner ehemaligen Kriegszüge, ſeiner Siege und ſeines berühmten Namens. Wie ein Biber vergoß er bittere Thränen, ſeufzte und ſprach traurig: „Gott, mein Gott! gieb mir Muth und meine frühere Stärke und Tapferkeit. Seit Langem ſind meine Banner gewohnt zu wehen auf dem Schlachtfelde, und ihr Herr, ſonſt jedesmal ihnen voran, blickt jetzt furchtſam, wie ein Kind aus dem Rauchfange ſeiner Burg auf ſeinen Heerhaufen. Gieb mir zurück, o Gott! mein Herz, daß es nicht bebe, gieb mir zurück die Stärke, daß ich meine Waffen ſchwingen kann. Belebe meinen Körper mit Friſche, daß ich drein ſchlagen mag und vertilgen die Heiden, Gott gieb mir Sieg.“

Raſch kehrte er darauf zurück in ſein Gemach, waffnete ſich, faßte ſein Schwert, beſtieg ſein Schlachtroß und ſprengte zum Burgthore hinaus.

Doch als nun der Thurmwart freudig ſchmetternd in's Horn ſtieß, und muthiges Kampfgeſchrei ringsum ertönte, da behielt der teufliſche Zauber die Oberhand, und entſetzt floh der Ritter zurück in ſeine Burg, während ſeine Ritter und Reiſige dem Feinde entgegen ſtürzten.

Aber ſelbſt im Umkreiſe feſter Mauern verließ den Unglücklichen nicht ſeine ſchimpfliche Furcht; herunter vom Roſſe ſprang er, eilte in einen eiſernen Keller, ſich zu verbergen, wo er matt und müde einen unrühmlichen Tod erwartete.

Indeſſen ſchlugen ſeine tapferen Schaaren den Feind auf's Haupt, und der Wächter auf hoher Zinne begrüßte die ſiegreich zurückkehrenden Banner. Verwundert über die feige Flucht ihres Herrn ſuchten ihn lange vergebens ſeine Getreuen, bis ſie ihn halb todt im Keller fanden.

Nicht lange lebte der unglückliche Ritter. Den ganzen Winter wärmte er ſeinen zitternden Körper am Kamine. Der Frühling kam; er öffnete das Fenſter, hoffend, ſich an der Maiſonne zu ſtärken. Da ſtreifte eine Schwalbe, welche unter dem Dache ihr Neſt hatte, ſeine Schläfe mit ſchwärzlichem Flügel. Der Stoß wurde ihm tödtlich; wie vom Blitze gerührt, ſank er zur Erde und verſchied nach kurzem Leiden.

Alle bedauerten ihren Herrn, und beweinten ihn herzlich, nicht wiſſend die Urſache der mit ihm ſo plötzlich vorgegangenen Veränderung. Erſt nach einem Jahre, als man mehrere Hexen ertränkte, weil ſie lange Zeit den Regen zurückgehalten hatten, bekannte jenes Weib von freien Stücken, wie ſie des Ritters Herz mit einem Haſenherzen vertauſcht hätte. — Da erſt wurde es klar, warum aus einem ſo tapfern Ritter ein Feigling geworden. Die Leute bedauerten ihn innig, weinten noch mehr und verbrannten die böſe Hexe auf ſeinem Grabe.

Fünfhundert neun und zwanzigſte Nacht.

Als heute das Geſpräch auf Poltergeiſter kam, und der Freiherr lächelnd erzählte, daß ſeine Vorfahren auch im Schloſſe Runſitten das Walten eines ſolchen neckenden Polterers bemerkt haben wollten, ſagte der Caplan: „o noch heut zu Tage glaubt man hier und da an ſolche Geiſter, z. B. in Schwerin, wo ein drolliges Geſpenſt Puck ſein Weſen treiben ſoll.“

„O erzählen Sie!“ riefen die Damen.

Der Caplan entſchuldigte ſich, daß er die Thaten und Abenteuer des Meiſter Puck nicht genau wiſſe, und der Maler ſagte: „mit Mittheilung des Lebens und Wandels des Meiſter Puck kann ich dienen, wenn Sie mir allerſeits geneigtes Gehör ſchenken wollen.“

„Gern, gern!“ riefen Alle, und Reiner hob an:

Meiſter Puck.

Vor mehreren hundert Jahren lebten in der Stadt Schwerin in einem Kloſter eine gute Anzahl Mönche von der Regel des St. Dominicus, welche weit und breit berühmt waren wegen ihrer Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und von wegen des trefflichen Bieres, welches ſie in ihrer Kloſterbrauerei ſelbſt braueten und weit umher verſandten, daß es ſogar auf den Kredenztiſchen auswärtiger Fürſten und Herren zu finden war.

Nun begab ſich es einſtmals, daß der Pater Guardian und der Bruder Kellermeiſter hinausfuhren auf das Gut eines reichen Edelmannes, der den frommen Brüdern gar wohl geſinnt war und ſie eingeladen hatte: hinauszukommen, um einige Säcke des beſten Hopfens ſelbſt abzuholen, welche er ihnen zur Verehrung machen wollte. Der Pater Guardian und der Bruder Kellermeiſter kamen auch gegen Abend deſſelben Tages wohlbehalten auf dem Gute an, wurden von dem Edelmanne mit geziemender Ehrfurcht empfangen, mit einem reichlichen Abendbrod und einem auserleſenen Trunk trefflich bedient, und ſodann in das große Gaſtzimmer geführt, wo ſie ſich — weil ſie gar ſehr müde waren, und auch wohl ein Weniges über den Durſt getrunken hatten — alſogleich in die hohen, weichen Gaſtbetten niederlegten und entſchliefen, ohne, wie es ſonſt immer ihr Gebrauch, ihr andächtiges Abendgebet zu verrichten. —

Das bekam ihnen aber ſchlimm!

Denn kaum mochten ſie eine Stunde oder zwei geſchlafen haben, ſo wurden ſie erweckt durch ein ſonderliches Pochen, Kratzen, Kichern und Werfen, welches immer mehr zunahm. Auf einmal ergriff es den Bruder Kellermeiſter und warf ihn aus dem Bette auf den Eſtrich, wo es ihn um und um wälzte, daß er erbärmlich ächzen mußte und vor Furcht und Kälte mit den Zähnen klapperte. Wie das nun der ehrwürdige Pater Guardian hörte, entſetzte er ſich, richtete ſich im Bette auf und fragte: „Mein Bruder, was iſt Dir? was treibſt Du und wälzeſt Dich am Boden?“ Aber kaum, daß er ſo geredet, ſo ergriff es ihn ſelber, riß ihn aus dem Bette und warf ihn neben den Bruder Kellermeiſter auf den Eſtrich, worauf dann aus einer Ecke des Zimmers ein recht ſpöttiſches Gelächter erſcholl, wie von einem muthwilligen Buben.

Obgleich nun der allerhellſte Mondſchein war, ſo daß er jeden Winkel des Gemaches erleuchtete, ſo konnten doch der Pater Guardian und der Bruder Kellermeiſter nicht das Mindeſte gewahren, woraus ſie denn ſehr richtig ſchloſſen: daß irgend ein loſer Spukgeiſt oder ein Teufelsgeſpenſt ſein Spiel mit ihnen getrieben habe. Da fingen Beide an aus Leibeskräften zu beten, was ſie wußten und konnten! aber das half ihnen nichts, denn das Kichern, Lachen, Poltern und Werfen währte fort, und bald begnügte ſich der Spukgeiſt nicht mehr damit, ſondern zwickte ſie in die Naſen, ſtrich ihnen die Wangen und gab ihnen ſehr fühlbare Püffe auf die Schultern und in Rücken. Dem Bruder Kellermeiſter wurde darob ſo Angſt und Weh, daß er die Beſinnung verlor, und wie todt dalag. Der Pater Guardian aber ſah ein, daß er das Ding anders angreifen müſſe, und fing an, mit kräftiger Formel den Spukgeiſt zu beſchwören, daß er ſagen ſolle, wer er wäre, wie ſein Name ſey, und von wannen er ſtamme. Da begann plötzlich aus dem Winkel hervor eine helle, klare Stimme zu ſingen: —

„Was ich morgen mittheilen werde," unterbrach Reiner ſeine Erzählung, und wollte für dieſe Nacht nichts weiter zum Beſten geben.

Fünfhundert und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht fuhr Reiner fort:

Eine helle Stimme ertönte alſo aus der einen Ecke des Zimmers anmuthig ſingend:

Kukuk!
Mein Nam' iſt Puck.
Bin ein Elf
Und Glock Zwölf —
Bei des Mondes Schein,
Muß ich munter ſeyn.
Bin ein Poltergeiſt,
Daß Du's weißt! —
Bin Meiſter Puck! —
Kukuk!

Darüber verwunderte ſich der Pater Guardian nicht wenig, faßte ſich aber bald, und bat den Geiſt ſehr höflich: daß er ihn und den Bruder Kellermeiſter doch in Ruhe möge ſchlafen laſſen, weil ſie ſo ermüdet wären von der Reiſe und ihrem frommen Tagewerk; aber der Geiſt verſetzte:

Kann nicht dienen, werthe Herren!
Wollt Euch ſchlafen laſſen gern;
Doch Puck muß thun,
Was Meiſter will:
Muß Euch wecken,
Necken, ſchrecken,
Ueben Tücke!
Drücken, zwicken,
Wie Meiſter will,
Darf ſelbſt nicht ruhn.
Aber, wollt Ihr mich zum Knecht:
Dann gehorch' ich, wie es recht.

Da wurde der Pater Guardian ungeduldig und ſprach, ohne Ueberlegung: „Nun wohl, Du ſollſt mein Knecht ſeyn, aber nun befehl ich Dir als Herr: daß Du meinen armen Bruder Benedict wohlbehalten wieder auf ſein Lager legeſt; deſſengleichen mich von nun an ruhig ſchlafen läſſeſt.“

Das verſprach der Meiſter Puck, trug den Bruder Kellermeiſter, welcher jetzt ſchon wieder erbaulich ſchnarchte, ohne daß er darüber erwachte, in ſein Bettlein, half dem Pater Guardian wieder auf die Beine und ſchlüpfte durch's Schlüſſelloch wieder aus dem Zimmer, der Pater Guardian aber ſtieg wieder in ſein Bett und ſchlief den Reſt der Nacht mit dem Bruder Kellermeiſter um die Wette, und als er am andern Morgen erwachte, hatte er gute Luſt, alles für einen curioſen Traum zu halten; als aber der Bruder Kellermeiſter davon anfing, ſo ſah er wohl, daß ſich die Hiſtorie wirklich begeben habe. Die frommen Männer beſchloſſen deßhalb ſogleich: noch am ſelben Morgen wieder in ihr Kloſter zurückzukehren, um den Neckereien des Meiſter Puck wo möglich zu entgehen. Mit dieſem Vorſatz gingen ſie denn hinab zu ihrem edlen Gaſtherrn, ſchützten dringende Geſchäfte daheim vor, (weil ſie ihm nicht geſtehen wollten, wie ſchlecht ſie ſich durch Unterlaſſung des Abendgebets vor dem Kobold gewahrt, und wie noch viel ſchlechter ſie ſich wider ſeinen Spuk gewehrt), ſodann frühſtückten ſie in aller Eile und ſtiegen auf ihren Wagen, auf welchen ſchon der Edelmann die gefüllten Hopfenſäcke hatte werfen laſſen.

Aber als der Fuhrmann die Pferde antreiben wollte, daß ſie den Wagen durch das Hofthor hinausbrächten in's Freie, da ſcholl es vom Thore herab: „Prr!" und die Pferde wollten nicht von der Stelle.

Darauf rief es den Namen des Paters Guardian, und als dieſer fragte: „Wer ruft meinen Namen?" — erhielt er zu ſeinem nicht geringen Schrecken die Antwort —

„Es iſt Mitternacht!" rief Alma lachend.

„Ganz recht,“ verſetzte Reiner, „und deßhalb verſpare ich die Antwort bis morgen.“

Fünfhundert ein und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Nun, wie lautete die Antwort, welche der ehrwürdige Pater Guardian erhielt?“ fragte Alma am andern Abend den Maler.

„Die Antwort,“ verſetzte Reiner, „lautete buchſtäblich:“

„Kukuk!
Meiſter Puck,
Euer Knecht!
Ich darf nicht ruh'n,
Nicht müſſig geh'n!
Drum Pater, ſprecht:
Was ſoll ich thun,
Gleich iſt's geſcheh'n.“

Der ehrwürdige Pater Guardian bedachte ſich einen Augenblick, dann verſetzte er: „Eile voraus nach dem Kloſter, melde den Brüdern unſere Ankunft, und dann halte Dich ruhig, bis wir kommen, und ich Zeit habe, mit Dir zu verkehren und Dir neue Aufträge zu geben."

Da vernahmen die Männer ein feines Lachen über dem Wagen, und gar neckiſch und artig ſang Meiſter Puck:

Meiſter Puck's Liedlein.

Nach dem Kloſter will ich eilen,
Gute Botſchaft will ich bringen:
„Wenn die Abendröthe flimmert,
Wenn die Veſperglöckchen klingen,
Kommt der Pater Guardian."

Unterwegs beſuch' ich eilig
Meine alte Baſe Eule;
Ei, Herr Vetter, fragt ſie traulich,
Sagt, wem dient Ihr alleweile?"
„Meinem Pater Guardian!"

Gern beſucht' ich Hinz, den Kater,
Doch weil geſtern er verſchieden,
Bitt' ich: leſ't ihm eine Meſſe,
Daß er ruhen mag in Frieden,
Guter Pater Guardian!

Habt Ihr Siebenmeilenſtiefel? —
Meiſter Puck iſt doch noch ſchneller!
Denn ſchon tönt es durch das Kloſter,
Von dem Boden bis zum Keller:
„'S kommt der Pater Guardian."

Somit verhallte der Geſang, aber im Kloſter der frommen Brüder begann es zu ſelbiger Stunde wirklich aus allen Ecken in allen Zellen, ſo wie in Küch und Keller zu klingen:

Fegt alles rein,
Macht alles fein!
Der Guardian,
Der Kellermeiſter,
Die kehren Beide
Zu Abend ein.

Und dazu tanzten die Töpfe und klapperten die Kannen und regten ſich die Kehrbeſen, den ſäumigen Kloſterknechten eins überzulangen, ſo daß ein großes Getümmel im Kloſter entſtand.

Als nun — kaum daß das Veſperglöckchen läutete, der Pater Guardian und der Bruder Kellermeiſter wirklich ſchon wieder angefahren kamen, da die frommen Kloſterbrüder ſie doch erſt nach etlichen Tagen zurück erwartet hatten, ſo war des Verwunderns und des Erzählens von beiden Seiten kein Ende.

Es hatte ſich aber der Meiſter Puck bis dahin noch vor keinem Menſchen ſehen laſſen, und für dieſen Abend ließ er auch nichts weiter von ſich hören.

„Weshalb ich denn auch dieſen Abend nichts weiter von ihm zu erzählen weiß,“ ſchloß Reiner.

Fünfhundert zwei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Reiner erzählte in dieſer Nacht weiter, wie folgt.

Als am andern Morgen der ehrwürdige Pater Guardian erwachte, war er nicht wenig erſtaunt, als er ein kleines Knäblein vor ſeinem Lager ſtehend erblickte. Das Knäblein mochte dem Anſehen nach kaum vier Jahre zählen, war fein und weiß von Angeſicht, mit hellen, blauen Augen und ſchönen goldgelben Locken; was aber ſeine Kleidung betraf, ſo war dieſelbe ſehr zerriſſen und faſt lumpig. Das Knäblein ſchaute den Pater freundlich bittend an, und der Pater das Knäblein ein bischen verdutzt. Endlich fragte er es: „Was willſt Du, mein Söhnlein, wie kommſt Du hierher, wo iſt Deine Mutter?“

Da lächelte das Knäblein und ſprach:

Herr Guardian,
Schaut mich nur an,
Bin Puck, Eu'r Knecht!
Ich darf nicht ruh'n,
Nicht müſſig geh'n!
Drum bitt' ich, ſprecht:
Was ſoll ich thun? —
Schnell iſt's geſcheh'n.

„Daß Dich Dieſer und Jener!“ rief der Pater Guardian — „Du wärſt der Poltergeiſt Puck, der uns in dem Hauſe des frommen Edelmannes ſo arg turbirt hat?“

„Ach ja!“ verſetzte das Knäblein gar ſittig, die Augen niederſchlagend.

„Der mich und den ehrwürdigen Bruder Kellermeiſter aus dem Bette geriſſen und auf den Eſtrich geſchmiſſen hat?“ —

„Ach ja!“ —

„Der uns kniff, zwickte, die Backen ſtrich und uns Püffe in den Nacken verſetzte?“

„Ach ja!“

„So? und jetzt willſt Du in dieſem heiligen Hauſe mir als Knecht dienen?“

„Der Meiſter will's.“

„Wer iſt Dein Meiſter?“

„Ein mächt'ger König,
Im Geiſterreiche,
Doch klein und zart,
Nach Elfenart.

Ein Roſenblättchen
Treibt auf dem Weiher,
Und in dem Schifflein
Auf weichen Polſtern
In ſüßen Träumen
Der König ruht.

Am Steuerruder
— Das iſt am Blattſtiel —
Steht Meiſter Spinnweb
Der kleine Steuermann,
Weiſe regierend
Das kleine Schiffchen,
Daß es nicht ſcheitre
An einem Strohhalm.

Glücklich beendet
Iſt nun die Luſtfahrt,
Und ſchon erreicht hier
Das grüne Ufer. —
Dort ragct eine
Waſſerlilie,
Das iſt des Königs
Sommerwohnung.

Der kleine Turnzwerg
(Es iſt ein Erdfloh!)
Stößt luſtig ſchmetternd
In die Trompete,
Den Schloßbewohnern
Zu verkünden
Des Königs Nahn.
Da ſtrömet aus
Dem Lilienkelche
Das kleine treue
Elfenvölkchen,
Den theuern Herrſcher
Zu begrüßen.

Voran die Königin
Im goldnen Wagen

Von vier und zwanzig
Mucken gezogen.
— Denn Du mußt wiſſen:
Vereint ſind wieder —
Für ew'ge Zeiten —
König und Königin. —
Dann Sechsgeſpanne,
Mit Kammerherren,
Und Kammerfräulein. —

Vierhundert Ritter,
In blanker Rüſtung,
Auf Sonnenkälbchen,
Und muth'gen Wespen.
Dann luſt'ge Pagen,
Und edle Knappen,
Dein Aug' erblindet,
Siehſt Du die Pracht!

Natürlich fehlen
Nicht Muſikanten!
Das iſt ein Blaſen,
Ein Fiedeln, Pauken!
Doch alles über-
tönet der Jubel,
Der Ruf des Volkes:
Hoch unſer König,
Dem mächt'gen Elfen,
Oberon.

Obwohl nun der ehrwürdige Pater Guardian aus dem Geſinge und Gerede nicht recht klug werden konnte, was eigentlich damit gemeint ſey, ſo glaubte er doch ſo viel daraus abnehmen zu dürfen: daß der Meiſter

Puck kein böſes Teufelsgeſpenſt; — er wollte aber ſeiner Sache gewiß ſeyn, und ſprach daher: „Wenn Du denn mit Gewalt in dieſem Hauſe der Frömmigkeit dienen und Dich als ein treuer Knecht erweiſen willſt, ſo hab' ich nichts dawider, ſo Du mir vorher fein deutlich ſagſt, was ich Dir geben ſoll, damit meine arme Seele nicht in Gefahr gerathe, zeitlich und ewig.“

Da verſetzte Meiſter Puck:

Hör', was ich will
Für meine treuen
Und frommen Dienſte:

Ein weißes Hütlein
Mit rother Feder
Und knappe Höslein
Von gelbem Leder;
Ein rothes Röcklein
Mit hellen Glöcklein;
Dies mein Begehr! —
Es ſoll mein Lohn ſeyn,
Will ſonſt nichts mehr.

Da wurd' es dem Pater Guardian leicht um's Herz, und er ſprach: „Wenn Du nichts weiter willſt, ſo bin ich's zufrieden, und ſollſt Du noch, wie jeder andere getreue Kloſterknecht, Deine gute tägliche Koſt aus der Kloſterküche und Deine Kanne Bier obendrein haben; doch befehle ich Dir alles Ernſtes, daß Du allen muthwilligen Unfug unterläſſeſt und Dich überhaupt ſo beträgſt, wie es ſich für einen ehrbaren Kloſterknecht wohl ſchicket.“

Das verſprach denn Puck mit Hand und Mund, und empfing ſodann von dem Pater Guardian in Demuth die Befehle, welche derſelbe ihm ertheilte.

Fünfhundert drei und dreißigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

In dieſer Nacht beſchloß Reiner die Sage von dem luſtigen Meiſter Puck:

Der kleine Elfe ſchickte ſich ganz vortrefflich in ſein Amt als Kloſterknecht. Sein Hauptgeſchäft beſtand darin, in zwei großen zinnernen Kannen, welche nach ſeiner Angabe gefertigt waren, Waſſer aus der heiligen Quelle herbeizutragen, welches der Brauerei des Kloſters trefflich zu ſtatten kam; denn das Waſſer der heiligen Quelle bei Schwerin iſt das beſte in ganz Mecklenburg.

Der Pater Guardian hatte auch dem Meiſter Puck durch einen kunſtreichen Schneider das verlangte Kleidchen machen laſſen, und bewahrte es, auf des Elfen

Wunſch, ſorgfältig in einer ſaubern Spinde. So oft Meiſter Puck Luſt bekam, ſo erbat er ſich gar beſcheiden ſeinen Staat, legte ihn an und ſtolzierte damit vor aller Augen im Kloſtergarten herum.

Uebrigens enthielt er ſich aller Neckereien und loſer Streiche, küßte dem Pater Guardian alle Morgen die Hand, und brachte ſein Eſſen und ſein Bier, — dieweil er ſelbſt, als ein zarter Elfe, nichts davon genoß, — armen, rechtlichen Leuten in Schwerin, welche ihn dafür tauſendmal ſegneten und ihm alles Liebe und Gute wünſchten.

Das währte ſieben volle Jahre, und Alt und Jung in Schwerin kannte den Elfen Puck und hatte ihn gern. Als aber das ſiebente Jahr um war, da trat er vor den Pater Guardian hin, und ſagte ihm: daß nun ſeine Zeit im Kloſter zu Ende ſey und er zurückkehren müſſe in das Reich ſeines Meiſters Oberon. Darauf beichtete er gar reumüthig alle ſeine Sünden, und bei dieſer Gelegenheit kam es heraus, daß Meiſter Puck ein Elfenpage ſey, und zur Strafe habe im Kloſter dienen müſſen, weil er am Hofe ſeines Meiſters dumme Streiche gemacht. Nachdem ihn nun der Pater Guardian abſolvirt, ſo nahm Meiſter Puck von allen Kloſterbrüdern unter vielen Thränen einen rührenden Abſchied, beſonders von dem Bruder Küchen- und dem Bruder Kellermeiſter, ſodann legte er ſein Feſtkleidchen an, ergriff eine von den zinnernen Kannen, und flog auf das Kloſterthor, wo er mit lauter Stimme alſo ſang:

Leb wohl, du edle, gute, ſchöne Stadt,
Schwerin!
Wo Puck ſo lange Zeit gelebet hat,
Schwerin!

Leb wohl, du frommes Kloſter, du,
Ihr frommen Brüder auch dazu!
Mir hat der Koch vor allen
Gefallen.

Mich ruft mein Meiſter Oberon von hier,
Ade!
In's duft'ge, mondbeglänzte Luſtrevier,
Juchhe!

Lebt wohl, Schweriner Herrn und Frau'n!
Ihr Mädel, blond und ſchwarz und braun!
Und kommt ein Freier gangen:
„Gefangen!“

Als Meiſter Puck dies geſungen hatte, ſchüttelte er ſein Kleidchen, daß alle Glöckchen daran erklangen, und flog davon, und noch lange hörte man die Glöckchen in der Luft klingeln.

Seit der Zeit hat Niemand den Meiſter Puck wieder erblickt, ſeine eine zinnerne Kanne aber wird noch bis auf den heutigen Tag aufbewahrt und bei feſtlichen Gelegenheiten der Ehren-Biertrunk angeſehenen Gäſten daraus gereicht.

Fünfhundert vier und dreißigſte Nacht.

Der Freiherr war heute nicht im Saale erſchienen; er ließ Alma zu ſich rufen und ſpäter auch Eduard. Die Freifrau war ſehr ſtill, und ſchien nur bei der Geſellſchaft zu bleiben, um ſich trüber Gedanken zu entſchlagen. Sie ſprach wenig. Franz, der auf dem Fortepiano phantaſirt hatte, hörte auf, um die Frau vom Hauſe nicht noch weicher zu ſtimmen.

Die Unterhaltung ſteckte häufig; denn wahr iſt es, daß der Trübſinn der Hausfrau auf ſämmtliche Hausgenoſſen mehr oder minder ſtörend wirkt.

Nur Maria blieb ungeſtört heiter; ihre Blindheit verhinderte ſie, das trübe Antlitz ihrer gütigen Tante zu ſehen, und lange in ſich ſelbſt verſenkt, hatte ſie das öftere Schweigen nicht bemerkt.

Endlich ſagte ſie: „Will denn heute Niemand eine Sage erzählen?“ und die Hausfrau, froh, des Sprechens überhoben zu werden, wandte ſich bittend an den Caplan, welcher begann:

St. Dominicus und das Teufelchen.

(Eine Legende.)

Sanct Dominicus war ein frommer Mann und ein gewaltiger Streiter für den Glauben. Das wußte der Teufel, und trachtete lange Zeit darnach, wie er den frommen Mann, der auf dem geraden Wege war, ein Heiliger zu werden, — von dieſem geraden Wege ab, und auf den der Sünde leiten möchte. Aber wie er trachtete und ſich abmühte, es war alles umſonſt, denn St. Dominicus war nicht nur fromm, ſondern auch klug, wohlerfahren und gerüſtet wider alle Teufelskünſte.

Darüber verlor denn der Teufel endlich die Geduld, und fuhr ingrimmig wieder hinab zur Hölle, wo er ſich gar unwirſch geberdete, ſelbſt gegen ſeine Vertrauten, ſo daß allen Teufeln darüber angſt und bange ward, einem kleinen luſtigen Teufelchen ausgenommen.

Dieſes kleine Teufelchen machte ſich ohne Umſtände an den Höllenfürſten und redete ihn keck alſo an: „Was ſitzeſt Du doch ſo grämlich da, o hölliſche Majeſtät? Iſt Dir was contrair gangen, ſo ſag's; vielleicht könnt' ich, — obwohl nur ein kleines, geringes Teufelchen, — meinem gnädigſten Satan einen guten Rath geben oder ſonſt ihm helfen."

„Du mir?" verſetzte Satan, verächtlich lächelnd, „Du mir? Vermagſt Du es etwa, den Mönch Dominicus nur einen Augenblick zu verwirren, daß er ſeine heiligen Pflichten, — ja nur ſeine gelehrten Forſchungen in heiligen Büchern darüber vergißt?"

Das kleine Teufelchen ſchlug erſtaunt ſeine Krallenfäuſtchen zuſammen, und ſchrie: „O, hölliſche Majeſtät, weiter begehrſt Du nichts? Traun, wenn Du kein ſchwereres Stücklein verlangſt, als dieſem Pfäfflein das Hirn drehend zu machen und die Sinne rebelliſch, ſo wollt' ich, wenn Du mir Urlaub gäbeſt, auf der Stelle hinauffahren zur Erde, und, noch eh' dort wieder Morgen graut, mit der Siegesbotſchaft zu Dir zurückkehren."

„Gut," ſprach Satanas, „Du haſt den erbetnen Urlaub, und auch mit Kräften zum Werke will ich Dich ausrüſten; aber wehe Dir, wenn Du unverrichteter Sache wieder zurückkehrſt; Du würdeſt dann für die Frechheit büßen müſſen, Dich für mächtiger und liſtiger gehalten zu haben, denn Deinen Fürſten ſelbſt."

Somit winkte der Teufel, und das Teufelchen fuhr zur Hölle hinaus auf die Erde.

Fünfhundert fünf und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

Es war Mitternacht. St. Dominicus ſaß in ſeiner Zelle an ſeinem Arbeitstiſche, und las, bei'm Scheine zweier geweihten Kerzen, in dem heiligen Buche der Apoſtel.

Da ſchlich ſich das Teufelchen herein, und mittelſt der ihm vom Satan verliehenen Macht, begann er gar artige Kunſtſtücke zu vollführen. Er verwandelte die Zelle in eine blühende, duftende Roſenlaube, in deren Mitte eine gedeckte Tafel mit den auserleſenſten Speiſen und Getränken ſtand; eine ſüße Muſik ertönte; liebliche, leichtgekleidete Mädchen tanzten herein, nahten ſich dem Heiligen mit freundlichen Mienen, und luden ihn ein, von den ſchönen Speiſen zu koſten, von dem goldigen Wein zu ſchlürfen und mit ihnen zu koſen.

Aber St. Dominicus las ruhig fort in dem heiligen Buche, notirte hie und da eine Stelle in dem Grundtext, und achtete weder auf die Verwandlung um ſich her, noch auf die ſchönen Speiſen und Weine, noch endlich auf die ſüßen Locktöne der Muſik und der Mädchen.

Das Teufelchen wurde endlich ungeduldig, ließ das Blendwerk verſchwinden, und hexte ein anderes an deſſen Stelle:

Reichgekleidete Diener traten ein; ſie trugen auf ſammtnen Kiſſen goldne Kronen, Biſchofsmützen, Kardinalshüte, ja endlich gar die Tiara des Papſtes ſelbſt, und alle boten ſie dem heiligen Manne dar, und huldigten ihm.

Aber St. Dominicus, frei von weltlichem Stolz und falſcher Ehrbegier, las in dem heiligen Buch und achtete nicht auf des Teufels Blendwerk.

Und abermals wurde das Teufelchen ungeduldig, und verſuchte ein drittes Stück:

Goldſtücke regneten von der Decke der Zelle herab, ächte ſpaniſche Doublonen, Diamanten und Perlen! — und die ſchönſten und auserleſenſten fielen auf den Studirtiſch des Heiligen, rings um das heilige Buch.

Aber der Heilige achtete deſſen nicht, ſondern las ruhig fort, ohne aufzublicken, und zeichnete dann und wann eine Note am Rande des Grundtextes.

Das Teufelchen verlor abermals die Geduld, ließ auch das dritte Blendwerk verſchwinden, und fluchte ingrimmig: „Hol' mich Gott! ich möchte raſend werden über dieſen ſtarrköpfigen Mönch! Aber kann ich ihn nicht zum Böſen verführen, ſo will ich ihn doch mindeſtens aus ſeiner eiſenfeſten Andacht herausbringen und ihn zum Lachen reizen, und das iſt in ſeinem Stande und bei ſeiner Beſchäftigung ſchon Sünde genug." Und ſomit begann das Teufelchen ſeine vierte Verſuchung des Heiligen, Dominicus des Geſegneten.

Fünfhundert ſechs und dreißigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Legende.)

Ehe ſich der Heilige im mindeſten irgend ein Arges verſah, ſprang das Teufelchen, jetzt ſichtbar, in Geſtalt eines poſſirlichen kleinen Affen zu ihm auf den Studirtiſch und ſetzte ſich ihm grade gegenüber.

Der Heilige blickte nicht vom Buche auf.

Nun begann das Aeffchen die allertollſten Geſichter und Capriolen zu ſchneiden: es grinſete, fletſchte die Zähne, machte Mäulchen und zwickerte blitzſchnell mit den Augen, wobei es die buſchigen, fuchsrothen Augenbraunen bald hoch, bald tief zuſammenzog.

Aber das alles half ihm nichts, denn St. Dominik achtete nicht darauf und las ruhig weiter.

Da begann das Aefflein auf dem Tiſche herumzuſpringen, hinüber, herüber, und plötzlich riß es mit einem Sprunge das große Dintenfaß um, daß die ſchwarze Dinte über alle Bücher und Papiere des Heiligen dahinfloß.

Aber im ſelben Augenblick hatte auch St. Dominik das Teufelchen beim Schopf erwiſcht, und wie ungeberdig es zappelte und wie kläglich es ſich geberdete, ſo konnte es ſich doch nicht aus den Händen des Heiligen befreien.

Dieſer ſetzte es, ohne ein Wort zu reden, an den Boden neben ſeinem Seſſel nieder, nahm eine der geweihten Kerzen aus dem Leuchter, und gab dem Teufelchen dieſelbe in das rechte Pfötchen; dann wiſchte er die Tinte vom Schreibtiſche ab, reinigte Papiere und Bücher ſo gut es gehen wollte, putzte die andere Kerze, ſteckte auf den leeren Leuchter eine neue, welche er ebenfalls anzündete, ſo daß jetzt drei Kerzen in der Zelle brannten, und ſetzte ſich dann wieder in den Seſſel, um ruhig fortzuſtudiren.

Verdutzt ſtand das Teufelchen da, es konnte ſich nicht von der Stelle rühren, und mußte da ſtehen, ſich ſelber ein Spott, die geweihte Kerze in der Pfote. Demüthig bittend, blinzelte es zu dem Heiligen hinauf; aber St. Dominik achtete es nicht.

Nach und nach brannte die Kerze herab, und nicht gar lange währte es und das Teufelchen begann die erbärmlichſten Geſichter zu ſchneiden; denn ſo wenig es ſich aus der ſtärkſten Höllengluth machte, der Flamme einer geweihten Kerze widerſtand ſein Fell nicht.

Immer heftiger wurden daher des Teufelchens Geberden, je weiter die Kerze herabbrannte; es biß die Zähne zuſammen und wimmerte leiſe. Als aber nun das Licht ſo weit herabgebrannt, daß die Flamme ſelbſt die Pfote des Teufelchens ergriff, und dieſe langſam anbrannte, wie eine Kerze, da konnte das Teufelchen die Pein nicht mehr ertragen, und es erhub ein ſo gräßliches Geheul, daß es durch das ganze Kloſter tönte und alle Mönche herbeigelaufen kamen und ſich entſetzten.

Dominicus gebot jetzt dem Teufelchen Schweigen, und es mußte ſchweigen. Darauf erzählte er den Brüdern, wie ihn das Teufelchen verſucht, und wie er es erwiſcht und mit der heiligen Kerze bezwungen, und alle Mönche lachten das arme Teufelchen aus und verhöhnten es.

Endlich wandte ſich St. Dominik zu ihm und ſprach, indem er die geweihte Kerze ausblies: „Du wirſt nun gemerkt haben, Kleiner, daß Du zu ſchwach biſt, mit uns Dich einzulaſſen; fahre daher nur wieder zur Hölle, und berichte Deinem Meiſter, wie es Dir bei mir ergangen; damit ergriff er ſein hölzernes Lineal, gab dem Teufelchen einige derbe Hiebe und entließ es ſeiner Haft.

Tief beſchämt und mit verbrannter Pfote kehrte das Teufelchen in die Hölle zurück, wo es von dem Spottgelächter aller übrigen Teufel begrüßt wurde.

Satanas aber, der geſchworen hatte, ſeinen Vorwitz zu beſtrafen, hielt Wort, und verbannte es auf 3000 Jahre in einen Schwefelpfuhl, worin lauter arme Seelen ſchmorten, welche alles hatten beſſer verſtehn und machen wollen, als andere Leute.

Fünfhundert ſieben und dreißigſte Nacht.

„Und wenn ich noch niemals an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt hätte, mein heutiger Traum reichte hin, dieſen Glauben in mir zu erzeugen; die Erſcheinungen, welche ich heute Nacht im Traume hatte, zeugen von einer Phantaſie und Regſamkeit des Geiſtes, die ſich nicht mit unſerm Körper zugleich auflöſen kann!“ ſprach Eduard.

Franz ſah Claudinen an, aber er ſagte nichts, doch gedachte er der Erſcheinung, welche er einſt in ſeinem Zimmer des Nachts gehabt hatte, ſie glich Claudinen, wie ein Ei dem andern, und doch konnte ſie es nicht geweſen ſeyn, ſie weilte damals noch nicht in Runſitten, würde auch in keinem Falle ſein Zimmer betreten haben, auch hatte die Erſcheinung etwas Geiſterhaftes.

„Bei den Träumen fällt mir eine Begebenheit ein, die ſich in Italien zugetragen haben ſoll, und die ich mit Ihrer Erlaubniß mittheilen will,“ ſprach der Maler, und begann:

Das verſchwundene Schloſs.

Ein reicher und vornehmer Italiener, Namens **Aleſſandro**, reiſte einſtmals nach Lucca.

Als er in die Stadt eintritt, begegneten ihm drei

Cavaliere zu Pferde, die ihn, obgleich er ſich nicht beſinnen konnte, ſie irgendwo geſehen zu haben, auf das Artigſte grüßten. Er dankte ihnen ebenfalls ſehr höflich, und nun redeten ſie ihn an, ſtellten ſich, als ob ſie ihn ſchon lange kennten und auf ſeinen Reiſen ihm Geſellſchaft geleiſtet hätten, und ſprachen zu ſeinem größeſten Erſtaunen von Begebenheiten, die er noch keiner Seele vertraut hatte, ja ſogar ſeine Gedanken ſchienen ſie zu kennen.

Nach einiger Zeit fragte einer von den Cavalieren, der ſich Donati nannte, Alleſſandro, ob er ſchon in Lucca bekannt ſey?

„Ich betrete dieſe Stadt ſo eben zum erſtenmale,“ war deſſen Antwort, worauf ſich Donati anbot, ihm alles Sehenswürdige Lucca's zu zeigen.

Alleſſandro nahm dieſes artige Entgegenkommen ſehr dankbar an. Die Cavaliere kamen noch denſelben Abend in den Gaſthof, den Alleſſandro gewählt hatte, und alle Vier unterhielten ſich zuſammen auf das Beſte.

Am folgenden Morgen kam Donati allein, erſuchte ſeinen Bekannten, ihn zu begleiten, und führte ihn überall herum, ſo daß dem Fremden nichts Merkwürdiges entging.

Nach beendigter Promenade lud Donati den Alleſſandro zur Abendmahlzeit zu ſich ein.

Bei Tafel waren Wirth und Gaſt ſehr heiter, ließen es ſich trefflich ſchmecken, und Donati gab ſeinem Gaſte das Verſprechen, ihn nach beendigtem Mahle zu einer reichen, angeſehenen Dame zu führen, welche die ſeltenſten Koſtbarkeiten beſitze.

Alleſſandro wunderte ſich, daß ſein Wirth ihn ſo ſpät der Dame vorſtellen wolle, und äußerte, daß ein ſo ſpäter Beſuch einer Dame von Stande und Erziehung mißfallen müſſe; jedoch Donati ſagte, die Gräfin ſey ſeine Freundin und Couſine und über kleinliche Förmlichkeiten erhaben. Aus Artigkeit ließ ſich Donati mit dem Fremden bei ihr anmelden, und der Diener brachte die Antwort: daß die Gräfin ihren Beſuch ſehr gern ſehen würde.

Alleſſandro muſterte noch einmal ſeinen Anzug, denn er gefiel gern bei ſchönen Damen, und trat dann mit Donati den Weg zu ihr an. Sein und Donati's Diener begleiteten ſie.

Hier brach der Maler ab, weil er es ſeinen Zuhörern anmerkte, daß ſie etwas Abenteuerliches erwarteten, um die nächſte Nacht weiter zu erzählen.

Fünfhundert acht und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In Kurzem ſtanden Alleſſandro und Donati vor einem überaus prachtvollem Pallaſte. Man öffnete ihnen das Thor, ſie kamen in einen Vorhof und erblickten daſelbſt eine wunderſchöne, majeſtätiſche Frau. Sie trug einen weiten Ueberrock aus Goldſtoff und einen Turban mit Brillanten, unter welchem ihre glänzenden, ſchwarzen Locken hervorquellen. Zwei jüngere ebenfalls ſehr geſchmackvoll gekleidete Damen machten ihr Gefolge aus.

Die ſchöne Gebieterin des Pallaſtes empfing die Cavaliere auf das Verbindlichſte, und faßte Alleſſandro am Arme, um ihn mit den Merkwürdigkeiten ihres Pallaſtes bekannt zu machen. Donati blieb plaudernd bei den zwei Fräuleins zurück.

Zuerſt führte die Dame Alleſſandro in einen großen, hohen Saal, den die prächtigſten, werthvollſten Gemälde zierten. Die ſchönen Frauenköpfe ſchienen alle zu leben und dem Beſchauer zuzunicken. Auch der Brand von Troja war auf einem Gemälde dargeſtellt, und ſo täuſchend, daß man glaubte, die brennenden Funken durch den dunklen Rauch aufſteigen und herumfliegen zu ſehen.

Obgleich Alleſſandro in ſeinem Leben viel gereiſet und ein Kenner war, mußte er doch eingeſtehen, Gemälde von ſolcher Schönheit und Natürlichkeit niemals geſehen zu haben.

Jetzt führte die Gräfin Alleſſandro in einen noch weit prächtigeren, mit den koſtbarſten Tapeten behangenen Saal. Dieſe Tapeten waren mit einzig ſchönen, aus Seide gewebten Schildereien geſchmückt, die Ränder waren mit goldenen Franzen und Quaſten geziert.

Alleſſandro ſtaunte über dieſe Pracht und zugleich über den Geiſt und die Kenntniſſe, welche die Dame bei der Erklärung ihres Inhaltes verrieth.

Lange Zeit konnte der erſtaunte, ja bezauberte Fremdling ſeine Blicke nicht von den ſchönen Tapeten abziehen; die Dame lächelte und bemerkte, daß dies, was er bisher geſehen habe, nur Kleinigkeiten ſeyen, bei denen längeres Verweilen kaum der Mühe werth ſey.

Sie ging, von ihm gefolgt, eine lange Treppe hinauf, in einen Saal, deſſen Wände von gediegenem Golde ſpiegelblank glänzten; zwei, auf dem Tiſche ſtehende ſtarke Wachskerzen brachen ſich tauſendfach in den polirten Wänden, und verbreiteten durch den Wiederſtrahl eine dem Sonnenſtrahle ähnliche Helle.

An allen Seiten des Saales waren Statuen von unglaublicher Größe und außerordentlicher Kunſt aufgeſtellt; manche war aus einem einzigen Marmorblocke und manche aus dem reinſten Alabaſter. Nimmermehr hätte Alleſſandro geglaubt, ſolche Koſtbarkeiten in der ganzen Stadt zu finden, als er hier in dem einen Pallaſte ſah.

Er äußerte ſein Erſtaunen über dieſe Herrlichkeiten gegen die Dame; ſie lächelte, und zeigte ihm vier in den Ecken des Saales ſtehende Claviere, zugleich erſuchte ſie ihn, auf einem zu ſpielen.

Er hatte kaum einen Accord angeſchlagen, als auch die drei übrigen Inſtrumente von ſelbſt in die nämliche Melodie einſtimmten.

Alleſſandro war ſo erſchrocken über dieſe Muſik, daß er kaum Worte finden konnte, ſein Staunen darüber auszudrücken.

„Es ſcheint mir, Signor," bemerkte die Gräfin, „als wäret Ihr kein Freund von *ſanfter* Muſik; verſuchet es noch einmal!"

Obgleich die Dame recht holdſelig dazu lächelte, ſo zogen ſich ihre ſchwarzen Augenbraunen doch zuſammen und ihr Geſicht hatte einen ſpöttiſchen und verdrüßlichen Ausdruck, den kein Lächeln verdeckte.

Fünfhundert neun und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Um der Einladung der Dame zu folgen, berührte Alleſſandro nochmals die Taſten. War er vorhin erſchrocken, ſo war er jetzt faſt verſteinert, da von allen vier Seiten eine Orgel, etliche Pauken, zwölf Trompeten und viele andere Feldinſtrumente ertönten! Beſtürzt, und von der lärmenden Muſik faſt betäubt, ſtand er auf und folgte der Dame ſchweigend in den vierten Saal, wo er nichts, als einige koſtbare Schränke erblickte.

Die Gräfin öffnete einen davon, über hundert Schubladen befanden ſich darin, und in jedem derſelben lagen die koſtbarſten Edelſteine. Den Vorzug vor den übrigen ſchien eine Schnur von Perlen zu verdienen, die ſämmtlich ſo groß und rund waren, daß Alleſſandro den Werth einer jeden an fünfzigtauſend Kronen ſchätzte, und das Perlenband beſtand aus mehr denn zweihundert Stück.

Aus einem andern Schranke nahm die Dame eine Menge geſchmackvoller Manns- und Frauenkleider, von prächtigem Stoffe, mit reicher, künſtlicher Stickerei. Es war unmöglich, zu unterſcheiden, welches von den Gewändern das prächtigſte und welches das unſcheinbarſte ſey.

Alleſſandro wurde beſtürzt und mißtrauiſch; es ſchien ihm unmöglich, daß dieſe Dame, ohne unrechtliche Mittel, zu dieſen unermeßlichen Schätzen und zu dieſen Seltenheiten gekommen ſey. Er fing an, Zauberei zu ahnen.

Indem er mit dieſen Gedanken, ſtarr vor Erſtaunen und voll heimlichen Grauſens, vor ſich hinblickte, krähete auf dem dritten Schranke ein weißer Hahn, flog auf die Tafel herab und verlöſchte mit ſeinem Flügelſchlage alle beide Lichter.

Dicke Finſterniß erfüllte das ganze Gemach; Alleſſandro hätte ſich gern davon geſchlichen, wenn nicht die Furcht, für feig zu gelten, ihn zurückgehalten hätte.

Die Gräfin bezeigte ſich über den Ungeſtüm des ſchneeweißen Hahnes ſehr entrüſtet, ſie ſchlug ihn vom Tiſche und pochte dann mit einem Schlüſſel an die Wand. Sogleich fuhr eine kleine Flamme heraus, und zündete, wie ein Blitz im Zickzack herumfahrend, nicht nur die ausgelöſchten Kerzen an, ſondern auch noch zwölf andre, die an den Wänden von zwölf goldenen, ausgeſtreckten Armen gehalten wurden.

Die Dame beobachtete jetzt Alleſſandro's Mienen ſcharf, und fragte mit verborgenem Lächeln, ob er über das, was er bis jetzt geſehen, nicht erſchrocken ſey? Der Edelmann nahm allen Muth zuſammen und erwiederte: „Furcht ziemt weder für mein Geſchlecht, noch für meinen Stand; aber die Erklärung, wie Ihr in den Beſitz ſolcher wunderbaren Gegenſtände gekommen ſeyd, würde allerdings von Werth für mich ſeyn."

Die Dame verſprach ihm, ihm Alles hinreichend zu erklären, wenn er Muth und Unerſchrockenheit genug beſäße, um das Ende abzuwarten.

Nach dieſer Verſicherung ſchloß ſie einen neuen Schrank auf, in welchem einzelne Todtenknochen und ganze Gerippe untereinander lagen. Das Sehenswertheſte darunter waren zwei fleiſchloſe, vertrocknete, wie es ſchien, durch Balſamirung erhaltene Körper, an welchen man Haut und Knochen ſah, ohne das Geſicht zu erkennen.

Schweigend führte die Dame Alleſſandro näher, und zeigte mit den Fingern auf den Inhalt des Schrankes. So ſehr der Edelmann jetzt auch wünſchte, weit entfernt von der Dame und dem Zauberpallaſte zu ſeyn, ſo faßte er ſich doch, und fragte, auf den Schrank deutend: ob dies Mumien wären, die ſie aus Aegypten erhandelt habe, um eine Seltenheit mehr zu beſitzen.

Fünfhundert und vierzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Heute fuhr der Maler in ſeiner Erzählung fort:

Ueber die letzten Worte Alleſſandro's ſchien die Dame einen Augenblick etwas erſchrocken, dann aber ſchnell zornig zu werden. Sie gab ihm keine Antwort, ſondern ſtieß den einen Körper nur ſanft mit dem Fuße an. In der Secunde rührte ſich das Skelett und ſtieß ſeinen Nachbar mit dem Ellenbogen. Auch dieſer fing ſogleich an ſich zu bewegen. Beide erhoben ſich aus dem

Schranke, ſtellten ſich auf die Füße, riſſen einem andern Todtengerippe einen Knochen aus, und drangen damit auf Alleſſandro ein.

Dieſer ſah in Erwartung deſſen, was kommen würde, die Dame an; da ſie jedoch, alle Artigkeit und Gaſtfreundlichkeit bei Seite ſetzend, den groben Burſchen keinen Einhalt that, zog er ſeinen Degen und vertheidigte ſich ſo gut als möglich gegen dieſe tückiſchen Angriffe. Aber ſo viele und glückliche Streiche er auch führte, es war ihm unmöglich, der Mumie eine Wunde zuzufügen, oder gar einen Blutstropfen abzuzapfen. Wohl aber fügten ſich die andern Knochen zuſammen, kamen als vollſtändige Gerippe, ein kurzes Meſſer in der Hand, aus dem Schranke, und drangen ihm ſo heftig auf den Leib, daß er durch die offenſtehende Thüre enteilte und die Treppe hinabſtürmte.

Im Entfliehen rief er vergebens nach Donati. Weil er nun ſeinen Begleiter nirgends fand, lief er eiligſt in den Hof, wo ſein Diener mit brennender Fackel auf ihn wartete.

Dieſer konnte das Entſetzen und die Eile ſeines Herrn, da ihn doch Niemand zu verfolgen ſchien, nicht begreifen; aber hier hatte Alleſſandro keine Zeit zu Erklärungen. Denn kaum hatte er ein wenig Athem geſchöpft, ſo waren auch die Skelette ſchon wieder da, um mit ihren Waffen auf's Neue auf den Edelmann einzudringen.

Sein Diener beſann ſich nicht erſt, er ſchlug mit der Fackel einem Gerippe das Meſſer aus der Hand, und er und ſein Herr waren dann ſo glücklich, durch das offenſtehende Thor auf die Straße zu entkommen.

Als ſich Aleſſandro am folgenden Tage ein wenig von den Schreckniſſen der Nacht erholt hatte, war das Erſte, ſeine Waffen zu ſich zu nehmen und den verrätheriſchen Donati, dem er alle Schuld gab, aufzuſuchen. Niemand jedoch kannte den Namen Donati, viel weniger einen Edelmann, welcher ſo genannt wurde und in Lucca leben ſolle; Aleſſandro mußte alſo durch eine ſataniſche Spiegelfechterei getäuſcht worden ſeyn.

Dennoch erkundigte er ſich insgeheim weiter, und erfuhr zu ſeiner größeſten Verwunderung, es habe ſich vormals ein Gaſtwirth und eine ſchöne Wirthsfrau in Lucca aufgehalten, die das Gewerbe getrieben, reiche Fremde an ſich zu locken und ſie des Nachts im Schlafe zu ermorden; ihre ſchändliche Handthierung ſey entdeckt, durch Hinrichtung beſtraft, und das Wirthshaus geſchleift worden.

Von dieſer Zeit an habe man auf jenem Platze vielfältige Anfechtungen von Geſpenſtern verſpürt; bisweilen zeige ſich eine Dame mit einem oder mehreren Cavalieren, welche die Vorbeigehenden in einen ſchönen, nur eingebildeten Pallaſt lüden, und ihnen, um ihre Sinne zu verwirren, allerhand ſeltene und köſtliche Sachen zeigten. Oft nähme dieß einen üblen Ausgang, und ſchon wiſſe man von vier Perſonen, die vor Schreck darüber im Wahnwitz geſtorben wären.

Dieſer Bericht flößte dem, nicht eben furchtſamen Alleſſandro Luſt ein, die Ruinen jenes Gaſthofes zu ſehen. Er begab ſich am hellen Tage mit mehreren Einwohnern nach dem Steinhaufen, und ſiehe! alsbald erkannte ſein Diener die ſteinerne Pforte, an welcher er in jener Nacht geſtanden. Man bemerkte daran, nach einigem Nachſuchen, den durch das Schlagen mit der Fackel verurſachten ſchwarzen Fleck; ja man fand endlich auch das kurze, dem einen Manne aus der Hand geſchlagene Meſſer, das jedoch kein Menſch ſich aufzuheben oder mit ſich zu nehmen getraute.

Hier ſchwieg der Erzähler. Der Arzt ſagte: „Ihre Erzählung, mein lieber Freund, klingt ſehr mährchenhaft, und man kann wohl glauben, daß der Edelmann, vom Weine erhitzt, das Alles geträumt hat.“

„Möglich,“ ſagte der Freiherr: „doch iſt nicht Alles Traum, was von Ungläubigen dafür gehalten wird! Ich, zum Beiſpiel, ſehe“ — hier hielt er inne, und fuhr nach einer Pauſe verlegen fort: „ich ſehe nicht ein, warum ich hierüber mit Freund Reiner ſtreiten ſollte.“

Aber Alle, beſonders Eduard und der Arzt, bemerkten gar wohl: daß er hatte etwas ganz Anderes ſagen wollen.

Frau von Runſitten bat um eine Erzählung.

„Für heute empfehle ich Jedem Ruhe; es iſt zu ſpät,“ ſprach Willmann, „morgen wird gewiß Jeder den Wunſch der gnädigen Frau gern erfüllen.“

Hierauf ſchieden ſie.

Fünfhundert ein und vierzigſte Nacht.

Heute hatten die Damen Looſe gemacht, die entſcheiden ſollten, wer dieſe Nacht erzählen müſſe. Sie ließen die Männer ziehen, und das Loos traf Eduard. Nach einigem Zögern nahm er das Wort: „Die Sage, die ich jetzt vortragen will, iſt ſchon mehrmals und ſogar ſchon von Tieck erzählt; ich muß um Nachſicht bitten; der Inhalt meiner Geſchichte iſt ſchon ſo ſchön, daß ſie keines Schmuckes bedarf.“

Der getreue Eckart.

Der Herzog von Burgund, den die Geſchichte edel und groß nennt, befand ſich in offener Feldſchlacht, umringt von Feinden, faſt ſchon gefangen. Verzweiflung hatte ſich des tapfern Fürſten bemächtigt, und ſeufzend gedachte er Eckart's, des treueſten ſeiner Unterthanen, der ihm fern war und von deſſen Beiſtand er ſich ſo viel verſprach.

Schon blitzten hundert Schwerter um ihn her, der Herzog wollte ſchon den Stahl nach ſeiner eigenen Bruſt kehren, da kam ein hoher Reiter, von Reiſigen gefolgt, einhergeſprengt; der Herzog erkannte die Zeichen des Kommenden, es war Eckart. Da zog neuer

Muth in des Herzogs Bruſt ein, er wehrte ſich, bis Eckart mit ſeinen Mannen, worunter ſein junger Sohn war, ihn heraushieb. Viel Blut floß um den Herzog; auch Eckart's edler Sohn, ein muthiger, friſcher Jüngling, fand im Kampfe ſeinen Tod.

Laut beklagte der Herzog ihn; Eckart aber ſprach: „Wohl ſtarb mein trauter Sohn, ehe er ein Mann ward; aber er ſtarb für Dich, mein Fürſt, er hat Dir ſein Leben geweiht. Wohl ihm!"

Da weinete der Herzog, fiel Eckart um den Hals, und ſprach: „O, Du Getreuer! Du ſollſt in ganz Burgund ſo viel ſeyn, als ich; könnt' ich Dich beſſer belohnen, ich thäte es gern."

Und im ganzen Lande ſprach man von dem getreuen Eckart, alle Zungen prieſen ihn, und die Minneſänger feierten ſeinen Namen im Liede.

Aber wie es oft geſchieht, daß aus einem Dankſchuldenden nur ein Feind wird, ſo war es auch hier der Fall. Der getreue Eckart ward mehr beſungen und gerühmt, als der Fürſt; alle Bedrückte wendeten ſich an ihn, und wenn der Eckart neben dem Herzoge ſtand, rief Einer dem Andern zu, laut genug, daß es oft der Herzog hören konnte: „ſeht, ſeht, da ſteht der getreue Eckart, der ſo viel für unſern Herzog gethan hat!"

Dies war dem Herzoge empfindlich; er wollte nicht durch die perſönlichen Vorzüge ſeines Unterthanen verdunkelt ſeyn; deßhalb fanden Eckart's Neider nach und nach immer leichter bei dem Herzoge Gehör, wenn ſie ihn einen heimlichen Verräther nannten, der dem Herzoge nur darum ſo viel Treue gezeigt habe, um ſich die Liebe des Volkes zu erwerben, und den Herzog vom Throne zu ſtoßen.

Genug, der Herzog nannte Eckart einen Verräther, verbannte ihn von ſeinem Angeſicht und ließ ihm nicht einmal Zeit ſich zu vertheidigen. Auch ſeinen zweiten Sohn nahm er gefangen, unter dem Vorwande, er habe ſich vereint mit ſeinem Vater gegen den Herzog auflehnen wollen, und endlich erklärte er den getreuen Eckart mit ſeinem jüngſten Söhnlein Conrad in die Acht, und der alte Mann und der Knabe lebten verborgen unter andern Namen in Burgund, aber das Volk ſang noch immer Lieder zu Ehren des getreuen Eckarts.

Hier brach Eduard ab, und verſprach nächſtens mehr von den ſeltenen Treuen mitzutheilen.

Fünfhundert zwei und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als Eckart eines Tages ſchwermüthig auf einem Felsſtück ſaß, kam der Herzog mit ſeinem Jagdgefolge vorbeigezogen, oder weder er noch ſeine Diener ſahen den Eckart und ſein Söhnlein, das bei dem Vater ſtand.

Da ſprach der Knabe: „ſieh, Vater, wie ſtolz der Herzog zu Roſſe ſitzt, und ſchämt ſich nicht, daß er ſeinen Vetter verbannt und deſſen Sohn gefangen genommen hat. Du heißeſt der tapferſte Mann im Lande, der getreueſte, und biſt geächtet, und mein Bruder iſt gefangen um Deiner Tugend willen. Darum, mein Vater, bitte ich Dich, laſſe mich zu dem Burgunder gehen, ich will ſchon mit ihm reden, auf daß er ſich von Deiner Unſchuld überzeuge, Dich wieder liebe und meinen Bruder wieder frei gebe. Hat er aber dieſen getödtet, ſo iſt er ein ſchändlicher Mann, und dann ſollſt Du ihm den Lohn dafür geben.“

Da drückte Eckart Conrad an ſein Herz und ſprach: „Du guter Knabe wirſt früh ein Mann! Ach, warum hat der Herzog mich erſt geehrt, und dann mir den Sohn geraubt; er hat mich ja ſchon meinen Aelteſten gekoſtet!“

Und Conrad rief nochmals aus: „Ich will hingehen zum Herzoge, ich will dreiſt reden, und ihn an Alles das erinnern, was Du für ihn gethan haſt, und dann, ja dann wird er Dein in Gutem gedenken, wie früher!“

Eckart entgegnete: „Du haſt wohl nicht daran gedacht, daß Du und ich für vogelfrei erklärt ſind? Laß uns fliehen, weit von hier, wo Niemand weiß, wer der getreue Eckart iſt, und daß er einen Sohn hat.“

Aber Conrad bat ſeinen Vater ſo lange, er möge ihn ziehen laſſen, es würde dem alten Manne ſo ſchwer ankommen, ſein Vaterland zu verlaſſen, und gewiß werde der Herzog dem bittenden Conrad den Bruder Dietrich frei geben, daß der Vater endlich in des Sohnes Vorhaben willigte, obgleich eine böſe Ahnung ſein Herz beſchlich.

Er drückte ſeinen Sohn an ſein Herz, ſegnete ihn und ſprach: „gehe mit Gott, mein Conrad, obgleich mir bangt um Dich, gebe ich doch auch der Hoffnung Raum, gehe, ſobald Du willſt, ja gehe recht bald, damit mein Herz von der Angſt befreit werde, die es jetzt drückt. Aber kehre bald zurück, mein liebſtes, mein letztes Kind, Du letzte Hoffnung, letzter Zweig meines Stammes!“

Der Knabe umhalſte den Vater und ſprach ihm ſanft zu, und dann ging er fort, nach der nahen Burg des Herzogs.

Eckart ſah dem Sohne lange nach, und blieb auf dem Felsſtück ſitzen, verhüllte ſein Angeſicht und weinte laut um ſeine Söhne.

Die Nacht brach herein, Eckart harrte noch immer ſeines Sohnes, der Morgenſtrahl begrüßte ihn, Conrad kehrte nicht zurück. Da ſtand Eckart auf und ſchlug den Weg nach der herzoglichen Burg ein, aber ſein Sohn begegnete ihm nicht; er ſtellte ſich unter die Burg und ſchaute unverwandt hinauf, der Knabe war nicht mehr zu ſehen.

Da kehrte Eckart um, ging zu ſeiner Wohnung, beſtieg ſein Roß und ritt nach der Burg, nach ſeinen Söhnen zu fragen. Eine Schaar von Edlen und Mannen kam des Weges daher, Eckart verbarg ſich nicht, und Jeder erkannte ihn; aber Keiner getraute ſich, ihm ein hartes Wort zu ſagen, oder ihn zu greifen, obgleich er geächtet war; ſie theilten ſich und ließen Eckart durch das Spalier reiten, dieſer aber rief einen Mann und fragte mit bebender Stimme nach ſeinem Söhnlein.

Der Mann ſah düſter vor ſich nieder, und wollte nicht antworten, ſo daß Eckart in ihn drang mit Bitten und Flehen, er möge doch reden, und er ſprach endlich leiſe: „Euern Conrad werdet Ihr nicht mehr ſehen?“

„Und Dietrich?“

„Sie ſind Beide, was Euer älteſter Sohn Heinz iſt, der Herzog haſſet Euch auf Tod und Leben, und weiß, was dem Vaterherzen am wehſten thut!“

Da wandte Eckart ſein Roß und wollte ein Gebet für ſeine Söhne ſagen, aber er konnte es nicht, auch zu weinen vermochte er nicht, er ſetzte ſich feſt im Sattel, gab dem Pferde die Sporen und ritt hinauf zur Burg und durch das Thor.

Alle Edle und Diener des Herzogs machten ihm ſcheu und mit mitleidigen Blicken Platz, und der Eckart ſchritt die Stiege hinauf.

Er war unzählige Mal in der Burg geweſen, aber Alles kam ihm ſo fremd vor, und ſein Herz klopfte, als wolle es den Panzer zerſprengen.

Raſch öffnete er die Thüre und trat in das Gemach des Fürſten.

Fünfhundert drei und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Herzog von Burgund ſaß eben allein in ſeinem Gemache, und hatte nicht von ferne an Eckart gedacht, als er dieſen nun ſo plötzlich vor ſich ſtehen ſah, wohlgerüſtet und mit zorniger Geberde, da fing ihm an, das Herz zu ſchlagen, und das Wort erſtarb ihm im Munde.

Da trat Eckart feſt vor den Herzog hin und fragte mit erhobener Stimme: „biſt Du der Herzog von Burgund?“

Der Herzog nickte nur mit dem Haupte.

Und mit zitternder Stimme fragte Eckart weiter: „und haſt Du meinen Sohn Dietrich hinrichten laſſen?“

Da antwortete der Herzog, muthiger geworden: „Ja!“

Und kaum verſtändlich fragte Eckart: „und auch meinen Knaben, den Conrad?“

Und wieder ſagte der Herzog: „Ja!“

Da weinte Eckart laut und ſprach: „o ſage mir nicht dies, es kann ja nicht Wahrheit ſeyn, was hat Dir mein Dietrich gethan, was mein unſchuldiges Söhnlein Conrad? Haſt Du aber mir meine Söhne genommen, ſo bekenne: daß Deine That grauſam war und Dich reut. Dann will ich ſchweigend von dannen gehen, wo nicht, Dich haſſen mein Lebelang!“

Der Herzog rief zornig: „hinweg, Verräther, Du biſt mein ärgſter Feind, Niemand auf Erden iſt mir ſo zuwider, wie Du!“

Eduard ſprach: „es hat eine Zeit gegeben, wo Du mich Deinen Freund nannteſt, und mich liebteſt, wie Dich ſelbſt, und ich ehrte und liebte Dich, und habe nie gegen Dich unrecht gehandelt. Jetzt könnte ich mich rächen und Dich tödten, denn Du ſtehſt wehrlos da und haſt es um mich verdient, aber ich habe Dir den Dienſteid geſchworen, den will ich halten, darum gehe ich von dannen in die Einſamkeit, wo ich meiner Söhne gedenken will, bis ich ſterbe!“

Nachdem er alſo geſprochen, ging er fort; der Herzog war innerlich tief ergriffen, aber er fürchtete ſich vor ſeinem Gewiſſen und rief ſeine Leibwächter, als habe er nöthig ſich vor Eckart zu ſchützen.

Eckart ritt zurück nach dem Walde, dort ließ er ſein Pferd ledig, es möchte hingehen, wohin es wollte, ſeine Rüſtung nahm er ab, und legte ſich unter einem Eichbaum, mit dem Antlitze auf die Erde.

Eckart war ganz verſchollen, er hatte ſich immer dichter in den Wald verlaufen, und mochte kein menſchliches Geſicht ſehen. Er gedachte des Herzogs nicht, er gedachte nur ſeiner Söhne. Aber der Herzog gedachte ſein und fürchtete ihn, es war ihm leid, daß er ihn alſo betrübt, und reute ihn, daß er ihn nicht auf ſeiner Burg feſtgehalten hatte, denn er glaubte ſich ſeines Lebens nicht mehr ſicher.

Deßhalb machte er ſich eines Morgens auf, mit vielem Gefolge und mit Jägern, die des Weges kundig waren, um die Wälder zu durchſuchen, und Eckart, den gefährlichen Feind zu ſuchen.

Aber obgleich ſie, vom Herzoge angeführt, auf das Eifrigſte ſuchten, ſo fanden ſie doch den Eckart nicht, und keine Spur von ihm.

Da erhob ſich ein furchtbarer Sturm, der Donner krachte und endete ſein Toſen mit kurzen, erſchütternden Schlägen, Blitze zerriſſen die dunklen Wetterwolken, und ſpalteten die älteſten Bäume.

Burgund und ſein Gefolge ſtoben auseinander, Jeder ſpornte ſein Roß und ſtrebte ein Obdach zu finden. Niemand kümmerte ſich um den Herzog, deſſen Roß in das Dickicht hinein rannte, und dort niederſtürzte. Vergebens rief er nach ſeinen Knappen und Edlen, kein Menſch hörte ſeine Stimme vor dem Brauſen des Sturmes.

Ohne an irgend etwas Anderes, als an ſeine Söhne zu denken, war Eckart umher geirrt, er hatte, dem Inſtinkt folgend, ſich mit Kräutern und Wurzeln genährt, und Waſſer mit der hohlen Hand aus den Quellen geſchöpft. Wo er ſich befand, galt ihm gleich, er achtete weder auf die Gegend um ſich her, noch dachte er daran, ſich ein Obdach zu ſuchen.

Der Schmerz und das Leben in der Wildniß hatten ihn ſo verändert, daß Niemand mehr den getreuen Eckart, den muthigen Helden in ihm erkannt haben würde.

Fünfhundert vier und vierzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Heute fuhr Eduard in ſeiner Erzählung fort:

Wie der Sturm zu brauſen begann und des Donners mächtige Stimme ertönte, da blickte Eckart umher, und ſah, wo er ſich befand, er dachte auch wieder an den Herzog, und die Rache, welche ſo lange in ihm geſchlummert hatte, erwachte, und er bereute es, ihn nicht niedergeſtoßen zu haben.

Da ſcholl ein Hülferuf an Eckarts Ohr, er ging nach der Gegend, von woher der Ruf erklang, und fand in der Düſternheit einen Mann, welcher auf einem Felſen niedergeſunken war, und ihn mildſelig und rührend bat, ihn die Bahn aus der Wildniß zu zeigen.

Die Stimme des Mannes traf Eckart's Herz, er mußte ſie ſchon gehört haben, da erkannte er, daß der Bittende der Herzog von Burgund ſey, und er griff nach dem Schwerte und wollte es dem Herzoge in die Bruſt ſtoßen, als er ſeines Eides gedachte.

Stumm ergriff er die Hand des Fürſten und führte ihn aus dem Dickicht. Da ſank der Burgunder kraftlos nieder und konnte nicht weiter, und Eckart nahm ihn auf die Schultern und trug ihn fort.

„Viel Laſt und Plage mache ich Dir, lieber Mann, aber ich will Dich belohnen, das verſpreche ich Dir!“ Eckart erwiederte nichts, er ſeufzte nur, und als er immer weiter fort ſchritt, und ſich noch kein Ausgang zeigte, wurde dem Herzoge bange, und er ſagte zitternd und vertraulich zu ſeinem Träger: „wohin bringſt Du mich, fremder Mann, ſind wir noch immer jenem Obdache fern? Ich möchte gern fort aus dem Walde, denn ſieh, der Eckart, zubenannt vom Volke: der Getreue, iſt noch nicht aufgefunden; ich habe ihm ſeine lieben Söhne getödtet und ſein Herz damit zerfleiſchet, wie leicht kann ich ihm hier begegnen, wo er meiner nicht ſchonen und mich erbärmlich umbringen wird.“

Da erwiederte Eckart: „Seyd ruhig, wenn er Euch auch in den Weg kommen ſollte, ſo gewiß ich Euch trage, füget er Euch kein Leid zu!“

Und Eckart ſchritt weiter, ſo rüſtig er es vermochte, da kam ein Mann auf ſie zu, rief des Herzogs Namen, und dieſer erkannte ſeinen Leibknappen. Der Herzog hieß ihm, den Weg aus der Wildniß ſuchen, weil aber der Knappe antwortete: „Herr, ich bin des Weges nicht kundig, und weiß ihn nicht zu finden, gebot ihm der Herzog, ſich umzuſchauen, ob er nicht irgendwo ein Licht erblicken würde.

Der Knappe kletterte bis auf den Wipfel eines hohen Tannenbaumes, auf dem er vom Sturme hin und her geſchaukelt wurde, ſo daß er oft meinte, der Sturm müſſe ihn herab werfen; nach allen Richtungen ſchauete er hin, und erſpähete ein Licht unten im Thale. Raſch gleitete er an der Tanne hinab, und ging nun vor dem Herzog und Eckart her, nach der Richtung, von welcher der Lichtſchein herkam.

Des Herzogs Herz ſchlug wieder ruhiger, und Eckart ſtrengte ſeine letzten Kräfte an, als er den Lichtſchimmer ſah. Der Herzog fing an, mit ihm zu ſprechen von Dank und Belohnungen, doch Eckart blieb immer ſtill, und ſchien auf den Burgunder gar nicht zu hören. Jetzt ſtand er vor der Hütte ſtill, ſie pochten an, und ein alter Mann öffnete die Thüre und hieß die Verirrten eintreten.

Und als der Herzog ſich auf einen Seſſel geworfen hatte, ſprach er: „mein Herz iſt tief bewegt, ich ſehe jetzt all mein Unrecht ein, und bereue es tief, tauſendfach wollte ich es wieder gut machen, ſtünde es in meiner Macht. Ich bin gewiß, daß ich nicht mehr lange leben werde, und will Gott bitten: daß er mir meine ſchweren Sünden vergeben möge. Doch zuvor will ich Euch, meine Helfer, belohnen. Dir, mein Knappe, ſchenk' ich die beiden Burgen, die hier auf den Bergen liegen, und Du ſollſt Dich künftig Tannenhäuſer nennen, zum Andenken an die grauenvolle Nacht. Und wie nennſt Du Dich, ſtiller Mann, der mich auf ſeinen Schultern getragen und dort im Düſtern gelagert hat? Ich möchte Dich auch gern belohnen, tritt näher!"

Da ſtand Eckart auf und kam zu dem Herzoge, ſein trauriges Antlitz zur Erde neigend, und als der Fürſt ihn erkannte, wurde er todtenblaß, und ſein Blut ſtand ſtill. Endlich erholte er ſich, jammerte und klagte ſich an, und fiel dem Eckart um den Hals, welcher leiſe ſprach: „ſeyd ſtill, hört auf, Euch anzuklagen, aber glaubt nun, daß Eckart Euch ſtets getreu war."

Am Morgen kamen andre Diener, die den Herzog fanden, reumüthig und erkrankt. Sie trugen ihn nach dem Schloſſe, und Eckart, der ihn nicht verlaſſen durfte, ritt langſam neben dem Herzog her. Er mußte ſeinen eigenen Schmerz bekämpfen, und den Kranken beruhigen, der vor Reue vergehen wollte.

Im Schloſſe verſammelte der Herzog alle Räthe um ſich her, und ernannte Eckart in ihrem Beiſeyn zum Vormunde ſeiner Söhne, weil er keinen beſſern für ſie wiſſe, als den getreuen Eckart.

Der Herzog ſtarb, Eckart nahm ſich mit Treue und Eifer der Regierung an, und ward vom Volke

geehrt, von des Herzogs Söhnen, wie ein Vater g
liebt, bis er ſtarb.

Dies iſt die Sage vom getreuen Eckart.

Fünfhundert fünf und vierzigſte Nacht.

„Die ſchöne Sage, die Sie uns geſtern erzählt
hat mich tief ergriffen,“ ſagte die Freifrau zu Edua
„aber ſie hat auch mein Herz zerriſſen, denn Eckart's u
verſchuldetes Unglück iſt ſo groß, daß man ſchon bei'm A
hören ſich mit davon bedrückt fühlt!“

„Ich kann in ſolcher Lage ſolche Treue nicht begr
fen; wäre ſie nicht ſo über Alles ſelten und groß, m
müßte ſie Feigheit nennen!“ bemerkte Franz.

„O laſſen Sie den getreuen Eckart unangetaſtet,“
dete der Caplan ein, „er iſt der Repräſentant der ſeltene
rührenden Vaſallentreue ſeiner Zeit, und ſeine Geſchichte u
Handlungsweiſe ſpricht ſo rührend zum Herzen, daß h
billig jede Kritik über Eckart's Charakter und ſein Schick
verſtummen ſollte!“

„Laſſen Sie uns die Damen heiter ſtimmen,“ b
gann der Arzt, und erzählte das Mährchen:

Von der Prinzeſſin, die nicht lachen wollte.

Es war einmal ein großer, mächtiger König, Namens Bruſelbart, welcher eine einzige, wunderſchöne Tochter beſaß, die wegen ihrer Schönheit Bella, und wegen ihres finſtern Ausſehens Sauertöpſchen genannt wurde.

Der König hatte keinen Prinzen, deßhalb ſollte Bella einſtens Regentin werden, auch hätte das Volk ſie wegen ihrer Schönheit und Gutherzigkeit gewiß ſehr geliebt, wenn ſie nur nicht gar ſo verdrießlich ausgeſehen hätte. Alle Leute fürchteten ſich vor ihr, der König, ihr Herr Vater, ward bisweilen ganz ungnädig über ſie, und ſagte: „meine liebe Tochter, lache doch!“ Alle Hofcavaliere und Edeldamen riefen ihm nach: „geruhen Ihro königliche Hoheit doch zu lachen“ aber die Prinzeſſin war und blieb finſter, und hieß deßhalb nach wie vor Sauertöpſchen, ja die Bierbrauer und Bauern kamen ſogar in großer Menge flehend und bittend zu der Prinzeſſin, und baten allerunterthänigſt, königliche Hoheit möge doch die ſauern Geſichter ablegen, denn weil ihr Antlitz mehr Wirkung hervorbringe, als jedes andre, ſo würden das Bier und die Milch im Lande ſauer, wenn die Prinzeſſin auf die Straße träte.

Dies nahm Bella übel, und zog ſich ganz in ihre Gemächer zurück; zehn Hofnarren hatten ſchon ihren Witz vergebens an dem ſchönen Sauertöpſchen erſchöpft, die berühmteſten Komiker ſich gezeigt, eine Menge Leute

aus allen Ständen ſich lächerlich gemacht, um der Pri
zeſſin zu gefallen — ſie lachte nicht! —

Da ließ der König, der zornig geworden war, i
ganzen Lande bekannt machen: welchem Manne, ar
oder reich, gering oder vornehm, es gelänge, Prinzeſſ
Sauertöpfchen zum Lachen zu bringen, der ſolle ſie z
Gemahlin bekommen und dereinſt den Thron mit i
theilen.

Er hoffte, Bella würde nun ſchnell lachen, u
irgend einem unpaſſenden Gatten zu entgehen, ſie ab
verſicherte, ſie könne nicht lachen, und wolle auch nic
lachen, und von hunderttauſend Männern ſollte Jed
wieder heim ziehen. Sie war ihrer Sache ſo gewiſ
daß ſie ſogar die Zwiebel verſchmähte, welche eine Ho
dame ihr brachte, die ſich bei vorkommenden Fällen bi
weilen ihrer bediente, wenn ſie lachen wollte und we
nen ſollte.

Fünfhundert ſechs und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Die Kunde von dem Willen des Königs erſcho
durch das ganze Land, und drang auch in das abgele

gene Waldſchloß des Junker Albrecht von Hohenbühl, eines wackern, aber leider ganz armen Edelmannes. Er hatte von ſeinen Vorfahren nichts, als Schulden und das alte verfallene Schloß geerbt, deſſen Dach ſo mürbe war, daß es den edlen Junker kaum vor den Regen ſchützte. Gelegenheit ſich Geld zu verdienen, hatte der edle Junker auch nicht, ein Handwerk oder eine Kunſt hatte ihm ſein ritterlicher, hochadeliger Vater nicht lernen laſſen, und zu dienen verbot ihm ſeine Herkunft, Krieg war auch gegenwärtig nicht, wo er vielleicht ſich hätte hervorthun können, und ſo mußte er denn arm bleiben. Seine Windbüchſe verſchaffte ihm ſein Mittagsmahl, einige Hühner verſorgten ihn mit Eiern, etwas Wein befand ſich noch im alten Schloßkeller, und für die Blumen, die er mit Kunſt und Liebe zog, tauſchte er von den jungen Burſchen und Dirnen der Umgegend Brot ein. Vor mehreren Monaten, als er, um einen Verwandten aufzuſuchen, in die Reſidenz des Königs Bruſelbart gewandert war, hatte Junker Albrecht auch die ſchöne Prinzeſſin geſehen, und ſich ſo in ſie verliebt, daß er ihr holdſeliges Bild ſeitdem gar nicht aus den Gedanken bringen konnte. Tag und Nacht ſchwebte ſie vor ſeinen Augen, und unzählige Mal ſeufzte er: „ach, wär' ich doch ein mächtiger König, daß ich um die Holde werben und ſie heimführen dürfte!“ —

Jetzt zeigte ſich ihm eine Gelegenheit, ſie zur Gemahlin zu gewinnen; aber dem armen Albrecht waren vor lauter unglücklicher Liebe die Schwänke und Poſſen ausgegangen, die er ſonſt wohl zu ſeinem eigenen Kurzweil getrieben hatte. Er ſann und ſann, und es wollte ihm doch nichts einfallen, was ihm zur Erheiterung der Prinzeſſin geeignet ſchien. „Was hilft's!“ ſeufzte er endlich, „ich kann ſie doch nicht gewinnen, ſie müßte denn darüber lachen, daß es ſich ein armer Junker noch vor der Bekanntmachung des Königs einfallen ließ, ſich in die ſchöne, liebreizende Bella zu verlieben.“

Während der arme Junker alſo ſeufzte, hatten ſchon mehr denn tauſend, alte und junge, reiche und arme, vornehme und geringe, ſchöne und häßliche Männer ſich alle nur mögliche Mühe gegeben, die Prinzeſſin zum Lachen zu bringen.

Ruhig und ſtolz ſah ſie allen den Spaßmachern zu, und verzog keine Miene, ja ſie nahm ſich nicht einmal die Mühe, ernſthaft zu ſcheinen, es war ihr Alles gleichgültig, was um ſie her vorging.

Im ganzen Lande ſprach man von nichts, als von der Prinzeſſin, und von den Männern, die ſchaarenweiſe hinzogen, ihr Heil zu verſuchen. Auch Junker Albrecht hörte davon, und freute ſich königlich, daß wenn auch er nicht die ſchöne Prinzeſſin gewönne, ſie doch kein Anderer davon tragen würde.

Eines Morgens ging er, wie gewöhnlich, ſeine Büchſe über die Schulter gehängt, in den Wald, um ein Wild aufzuſpüren, denn er hatte ſeit mehreren Tagen kein Fleiſch gegeſſen, und ſein letztes Stück Brot, das er zum Frühſtück verzehren wollte, in der Taſche. Kaum war er tauſend Schritte gegangen, ſo kam ein kleines, graues Weſen, dem man anfangs nicht anſehen konnte, ob es ein Mann oder ein Weib war, am Stabe daher geſchlichen und auf Albrecht zu. „Dieſes alte Weib wird meiner Jagd auch wenig Glück bringen!“ brummte er verdrießlich, doch das graue Geſchöpfchen ließ ſich durch ſein finſteres Geſicht nicht abſchrecken, und bat ihn freundlich um einen Biſſen Brot, weil es lange nichts gegeſſen habe.

Der gutmüthige Albrecht hatte auch Hunger, aber das arme alte Weiblein dauerte ihn, und ohne ſich lange zu beſinnen, gab er ihm ſein ganzes Brot und ſagte gutmüthig: „wenn ich Wein in meiner Feldflaſche hätte, ſolltet Ihr gern einen Trunk erhalten, aber ich habe ſie nur mitgenommen, um ſie mit Waſſer zu füllen, denn nicht weit von hier rieſelt ein Quell, welcher gar köſtliches Waſſer hat.“ „Habe Dank,“ ſagte das Waldweibchen, „ich will Dir für Dein Brot auch eine Kleinigkeit ſchenken, wenn Du Luſt haſt, noch einige Schritte mit mir zu gehen.“

Fünfhundert ſieben und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Der Junker lächelte und ſagte: „warum nicht?“ Während er nun dem Weiblein folgte, dachte er: „Was wird mir das arme Weiblein ſchenken, ein Paar Tannzapfen, und wenn's hoch kommt, eine Wurzel, die, wenn ich ſie fleißig trage, ein Glück bei den Dirnen bringt, damit iſt mir wenig gedient, denn meine ſchöne Prinzeſſin gewinne ich doch nicht damit.“

Jetzt ſtand das Weiblein ſtill, und ſprach zu Albrecht, indem ſie auf ein Häufchen welkes Laub deutete: „was unter dieſem Laube liegt, ſchenke ich Dir, gebrauche es weiſe!“

Hierauf verſchwand das Weiblein, und der Junker bückte ſich lächelnd zu dem Laubhäufchen nieder und hob einige Blätter auf. Da blinkte es, und hervor kam eine Gans, deren Federn von hellem Gold gar herrlich in der Morgenſonne funkelten.

Anfangs betrachtete Albrecht dieſen Fund ganz verwundert, dann nahm er die Gans, ließ Jagd Jagd ſeyn, und wollte nach ſeinem alten Schloſſe zurückkehren. Da fiel es ihm ein, daß er mit dieſer ſchönen, ſeltenen Gans der Prinzeſſin ein Geſchenk machen könne. Daß ſie darüber lachen würde, glaubte er freilich nicht, denn über den Anblick geſchenkten Goldes lachen nur arme Leute. Aber er ſprach zu der Gans: „pflegen und gern haben wird Dich die Prinzeſſin doch, um Deiner ſchönen Federn willen, vielleicht mit Zuckerbrot füttern, glücklicher Vogel!“

Er ging alſo an ſeinem alten Schloſſe vorüber, und ſchlug den Weg nach der Reſidenz des Königs Bruſelbart ein.

Zu Mittag trank er klares Waſſer und aß einige Rüben vom Felde, zur Nacht kehrte er in einem Wirthshauſe an der Landſtraße ein. In der Gaſtſtube wimmelte es von Menſchen, eine Menge reiſender Männer, die am Hofe des Königs Bruſelbart vergebens ihren Witz angeſtrengt hatten, nahmen [illegible] und verdroſſen einen großen Theil des geräumigen Gemaches ein. Andre, die erſt hinwollten, und von denen ſich Jeder im Voraus Sieger dünkte, machten ſich neben dieſen breit, und wieder Andre, Männer und Weiber drängten ſich herein, um ſich die Schwänke und Scherze erzählen zu laſſen, welche die Zurückgekehrten umſonſt angewandt hatten, um der Prinzeſſin Saue[illegible] ein Lächeln abzugewinnen.

[illegible] ſaß in einem Winkel, hatte ſeine goldne Gans, ſo weit es langte, mit ſeinem Taſchentuche verhüllt, und hörte den Plau[illegible] zu. Weil ihm aber doch nicht alle die Phyſiognomien der Anweſenden vollkommen treuherzig vorkamen, ſo ließ er ſich ein Stübchen für ſich allein geben, ſchlich ſich leiſe hinein, band ſeine goldene Gans an ſein Bette und ſtreckte ſich ermüdet hin, um ein wenig zu ruhen.

Schon träumte er von der ſchönen Prinzeſſin, als ein leiſes Geflüſter ihn weckte. Er öffnete verſtohlen die Augen und blinzte dann, ſich ſchlafend ſtellend, und doch Alles um ſich her ſehend, denn der Vollmond machte das Stübchen tageshell.

Mitten im Zimmer ſtanden drei junge, volle, recht hübſche Mädchen in einfachen Hauskleidern, einander zuwinkend, jede den Finger auf den Mund gelegt.

Albrecht ahnete, daß dieſer Beſuch der goldenen Gans gälte, und nahm ſich vor, noch ein wenig zu lauſchen.

„Das Weitere theile ich morgen mit,“ unterbrach der Arzt ſeine Erzählung, und war nicht zu bewegen, heute noch mehr zu verrathen.

Fünfhundert acht und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

„Ich führe meine Zuhörer heute wieder in das Stübchen im Wirthshauſe, in welchem ſich Junker Albrecht aufhielt," begann der Arzt, „wir haben ihn lauſchend verlaſſen, eben als die älteſte der Wirthstöchter ſprechen wollte."

„Er ſchläft feſt, Ihr könnt es mir glauben," flüſterte ſie den Schweſtern zu, „wir können es wagen!" „Wenn er es nur nicht ſieht!" wandte die Jüngſte ein. „Ach, warum nicht gar!" rief die Zweite. „Wenn wir ihm die Gans ſtehlen wollten, handelten wir ſchlecht, aber jede eine Feder, was iſt denn das?"

„Ja wohl!" hob die Aelteſte an, „andern Gänſen werden auch Federn ausgeriſſen, dafür wachſen ihnen neue, und ſo eine goldne Feder wird meinem ſchwarzen Köpfchen gar nicht übel ſtehen."

„Und meinem blonden!" „Und meinem braunen!" fielen die andern Schweſtern ein, „Schweſter Elsbeth hat Recht, laßt uns nicht zaudern!"

Raſch gingen die Mädchen auf die Gans zu, und jede legte Hand an ſie, ihr eine Feder auszureißen.

Da richtete ſich Junker Albrecht auf und rief: „Halt, halt, Ihr Dirnlein, wagt es nicht, dieſe Gans zu berühren, die für eine andere Perſon, als Ihr, beſtimmt iſt!"

Die Mädchen erſchraken ſo ſehr, daß ſie wie Eſpenlaub zitterten, jede wollte die Hand ſchnell zurückziehen, aber eine jede blieb an dem Flügel der goldenen Gans kleben.

„Laßt meine Gans los, ich rathe es Euch, Ihr Jungfern!" rief zornig werdend der Junker, die Mädchen aber klagten: „wir können unſre Hände nicht von der Gans wegbringen, wir ſind behext!“

Warum nicht gar,“ lachte Albrecht, ſprang auf und bemühte ſich nun eifrig, die Hände der Mädchen von der Gans wegzubringen. Vergebens, ſie waren wie angewachſen, und der Junker erklärte ihnen nun kurz und gut: daß er ihretwegen die Gans nicht hier laſſen könne, und die drei Dirnlein, wenn's nicht anders ſey, mit ſich nehmen, und der Prinzeſſin als Kammerzofen empfehlen werde.

Ohne noch lange zu ſäumen, machte er ſich reiſefertig, nahm die goldne Gans unter den Arm, und ging rüſtig vorwärts, die Mädchen, immer noch feſt an der Gans hängend, trippelten nach.

Kaum waren ſie ein Stündchen alſo gewandert, ſo kam ein altes Weib des Weges und rief eifernd: „Ei, Ihr gottloſen, kecken Dirnen, jungen Burſchen lauft Ihr nach und ſchämet Euch nicht, aber warte, ich will Euch lehren!“

Darauf ergriff ſie eine von den Dirnen, um ſie von der goldenen Gans loszureißen, aber ſie blieb an dem Jüngferchen kleben, und mußte nun, ungeachtet ihres Keifens und Scheltens mit hinter Albrecht herlaufen. Sie mochten wieder kaum hundert Schritte gegangen ſeyn, da kam ein Freund und Gevatter des alten Weibes. Unter Verheißung goldener Berge rief ſie ihn um ſeinen Beiſtand an. Er packte ſogleich gar kräftig die Alte, um ſie mit ſich fortzuziehen, aber auch er blieb von Zauber gebannt feſt an der Knochenhand der Alten kleben.

Der Junker Albrecht, ſo viel Liebespein er auch in ſeinem Herzen trug, mußte doch lachen, die drei Mädchen ergaben ſich in ihr Schickſal, das alte Weib kiff und betete bunt durch einander, und der Bauersmann fluchte. Jetzt kamen fröhlich von ihrem Auszuge nach der Reſidenz drei junge Burſchen des Weges, ſingend und pfeifend.

Als ſie dieſen ſeltſamen Aufzug ſahen, und die jungen Dirnen erkannten, wurden ſie alle drei gar zornig und ſchrieen: „ei ſeht, Ihr ſeyd feine Jungfern, einem jungen Gecken nachzulaufen, während Ihr doch ſchon ehrliche Liebhaber habt, die eben auf dem Wege zu Euerm Vater ſind, um um Euch zu freien.“

Hier brach der Arzt ab; „es iſt ſchon ſpät!“ ſagte er, „und ich fürchte, meine Zuhörer ſehnen ſich nach Ruhe, auch ahme ich nur den Redacteuren mancher Zeitſchriften nach, die in einer Nummer nur einige Zeilen von der Novelle geben!“

„Ja, das iſt wahr!“ ſprach die Freifrau, „deßhalb leſe ich auch die Novellen in den Zeitſchriften nicht, wenn ſie auch gut ſind, durch dieſes Stückweiſe Leſen komme ich um den Geſammteindruck! Ihnen aber mag dies hingehen, denn das Mährchen läßt ſich eher in kurzen Theilen hören, als irgend ein Charakterbild, oder eine an Ideen und Reflexionen reiche Dichtung.

Fünfhundert neun und vierzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Der Doktor fuhr heute Abend fort:

Denken Sie ſich ſelbſt, meine Herrſchaften, was die jungen eiferſüchtigen Burſche Alles im Zorn den Mädchen zugerufen haben mögen. Elsbeth, die älteſte, erwiederte barſch: „Ei was kümmert es Euch? ſind wir doch nicht Eure Weiber und können thun, was wir wollen!“

Roſe, die zweite, weinte, und fing an, ſich mit der Macht des Zaubers zu entſchuldigen, Käthchen aber, die jüngſte, ſagte ſchnippiſch: „ſchweigt ja ſtill, ihr albernen Schwätzer, ihr untreuen Burſchen. Weil Ihr, ohne etwas Kluges vollbracht zu haben, von Prinzeſſin Sauertöpfchen heim geſchickt worden ſeyd, da ſind wir armen Mädchen Euch wieder gut genug, aber wartet nur, nun nehmen wir Euch auch nicht, und wenn Ihr uns noch ſo ſehr bittet.“

Die drei Burſchen wurden nun kleinmüthig, ſie kamen, um die Mädchen wieder gut zu machen, näher, und jeder Burſche faßte ſein Liebchen bei der Hand. Doch auch ſie blieben feſt an den Händen der Mädchen hängen, und mußten den Schritten des Junkers folgen.

Nun ward es dem Junker klar, daß das Weiblein, welches ihm die Gans geſchenkt hatte, Niemand anders, als eine gute Fee geweſen ſey; er fing nun an, frohen Muthes zu werden, und vertröſtete ſeinen unfreiwilligen Anhang mit baldiger Löſung des Zaubers. Zugleich verſprach er ihnen, im Falle er glücklich ſey, ſo viel Glück, daß die Dirnen und die alte Frau, der Bauer und die jungen Burſchen ganz vergnügt wurden, und anfingen, Reſpekt vor dem Zauberer zu bekommen.

Die jungen Dirnen erzählten ihren Freiern, wie ſie zu dem Junker gekommen, die alte Frau fing an, mit dem Bauer freundlich zu reden, und die jungen Burſchen ſchwuren hoch und theuer, daß ſie nur nach der Reſidenz gewandert wären, um die ſchöne Prinzeſſin mit ihrem ſauren Geſichte zu ſehen, aber keinesweges ſich um ihre Hand zu bemühen.

So kam denn endlich der Junker zur Mittagszeit glücklich und wohlbehalten in der Reſidenz an, und ging ſogleich zum Schloſſe der Prinzeſſin, und in den Schloßgarten; die ſchöne Bella ſpazierte eben mit mehreren Herren und Damen auf und ab, und der König ging ganz verdrießlich auf und ab, da kam Junker Albrecht mit ſeiner goldenen Gans unter dem Arme. Er tanzte ſo zierlich, daß aller Augen ſich auf ihn richteten, die Mädchen, das alte Weib, der Bauer, die drei Burſchen hüpften ihm nach, und die Prinzeſſin ſah kaum den drolligen Aufzug, als ſie überlaut lachte. Alle Hofherren und Hofdamen ſahen ſie erſtaunt an, der König weinte vor Freude, und ſogleich hörte man vor allgemeinem Schluchzen das Plätſchern der Springbrunnen nicht. Der König kam auf Albrecht zu, welcher ſich die Gunſt erbat, die goldene Gans der Prinzeſſin zu Füßen legen zu dürfen. Sogleich konnten ſich die Bezauberten wieder frei bewegen, und ſtanden nun hoffend in der Ferne. Der König bot dem Junker die Hand ſeiner Tochter an, doch der Junker ſprach, zur Prinzeſſin gewendet: „Eure Hand, ſchönſte Prinzeſſin, kann ich nur dann annehmen, wenn Ihr ſie mir nicht mit Widerwillen reicht, bin ich Euch unangenehm, müßte ich meinem größeſten Glücke entſagen.“

Da lächelte die ſchöne Prinzeſſin, reichte ihm die Hand und ſprach: „keineswegees, Junker, ich will gern Euer Gemahl werden, Euch lieben und ehren, ſo Ihr mich lieben und ehren wollt.“

Daß nun Niemand glücklicher war, als Junker Albrecht, läßt ſich denken, er gedachte auch ſogleich ſeines Verſprechens, und beſchenkte ſeine unfreiwilligen Begleiter reich. Seine Vermählung mit Prinzeſſin Bella ward auf das Glänzendſte vollzogen. Nach den Flitterwochen reiſete der junge Thronerbe nach ſeinem Stammſchloſſe, und rief freundlich das Waldweiblein. Es erſchien, Junker Albrecht dankte ihm tauſendmal, und das Waldweiblein erwiederte lächelnd: „Schon gut, behalte Dein mitleidiges Herz, und es wird Dir immer wohl gehn!“

Fünfhundert und fünfzigſte Nacht.

Ein fremder Edelmann, welcher faſt um die ganze Erde gereiſt war, nahm für einige Tage die Gaſtfreundſchaft des Freiherrn in Anſpruch, um auch die Gegend um Runſitten kennen zu lernen. Er erzählte viel von ſeinen Reiſen, zuletzt kam er auf Polen zu ſprechen, welches er kurz vor dem Ausbruche der letzten Revolution durchreiſet hatte. „Ich hatte dort eine ſeltſame Erſcheinung," ſagte er, „und obgleich ich gar kein Freund von Sagen bin, auch nicht zu denen gehöre, die an Geiſter, Geſpenſter oder überhaupt an übernatürliche Erſcheinungen glauben, ſo ſahen doch meine Augen, was Vernunft und Verſtand durchaus nicht glauben wollten."

Auf die Bitten Aller, ſein Abenteuer mitzutheilen, hob er an:

Wanda's Schatten.

An einem hellen Sommerabende ging ich mit dem Grafen Stanislaus, einem ſehr liebenswürdigen, jungen Polen, an den mich Freundſchaft knüpfte, am Ufer der Weichſel auf und ab. Die Abendſonne ſpiegelte ſich in dem Strome, und Crakau, dieſe alterthümliche, intereſſante Stadt, nahm ſich in dieſer Beleuchtung ſehr ſchön aus.

Mein Freund und ich hatten uns ſo in das Geſpräch vertieft, daß wir die längeren Schatten der Bäume nicht bemerkten, die Stille um uns her war uns lieb, und ungeſtört tauſchten wir unſere Ideen aus. Zufällig blickte ich jetzt auf den Strom, und gewahrte einen Nebelſtreif, der aus der Weichſel empor ſtieg, und ſich nach und nach zu einer ätheriſchen weiblichen Geſtalt bildete. Daß ein menſchliches Weſen nicht ſo in der Luft über dem Waſſer ſchweben konnte, ſah ich ein, daß dieſe Erſcheinung keine Wolke war, ſondern wirklich die Geſtalt eines Weibes, ſagten mir meine Augen; ich faßte meinen Freund am Arme und deutete nach der Stelle, auf welcher ſich die Erſcheinung zeigte. Er blickte ſtarr hin, tiefe Wehmuth ſprach jetzt aus ſeinen Zügen, und mit ſchmerzlicher Betonung ſagte er: „Wanda zeigt ſich wieder einmal, bald wird in Polen ſich etwas Bedeutendes ereignen!“

„Wanda?“ fragte ich.

„Du ſcheinſt in der älteren Geſchichte Polens wenig bewandert!“ entgegnete er, „und gefällt es Dir, will ich Dir eine Epiſode daraus mittheilen!“

Ich nahm ſein Anerbieten mit Dank an, und übergehe in der Vorausſetzung, daß Sie ſämmtlich beſſer, als ich darin bewandert ſind.“ —

„Nein, nein!“ fielen die Damen ein, „Sie dürfen nichts übergehen, wir ſind keine großen Kenner der Geſchichte, und wiſſen von Wanda und der alten Geſchichte Polens ſehr wenig.“

„Nun dann," begann der Fremde, „ſo hören Sie die Mittheilung meines Freundes."

Vor Chriſti Geburt, oder kurz nachher, die Geſchichtsforſcher ſind darüber nicht einig, lebte in der Gegend, wo ſpäter Crakau erbaut wurde, ein muthiger Mann, Crak oder Crakus genannt. Seinem Verſtande, ſeiner perſönlichen Tapferkeit und ſeinem einnehmenden Aeußern verdankte er es, daß ihn ſeine Nachbarn bei allen wichtigen Unternehmungen um Rath fragten, und ihn auf der Wolfs- und Bärenjagd ſtets zum Anführer wählten.

Einſt beunruhigte ein wildes Thier die Bewohner der Gegend, da zog Crakus aus, und erlegte es glücklich. Hierauf riefen ihn ſeine Nachbarn zum Könige aus, denn ſie, die bisher in patriarchaliſcher Freiheit gelebt hatten, fürchteten unruhige, kriegeriſche Zeiten, und wünſchten ſich daher ein Oberhaupt, klug im Rathe, tapfer im Felde. Crak nahm die ihm angetragene Würde an und ward zum König ausgerufen. Er machte ſeine Unterthanen wehrhaft, und gründete eine Stadt, die nach ihm Crakau genannt wurde, und in der Zeit ſeiner Regierung ſchon bedeutend angebaut wurde.

Er vermählte ſich mit einer ſchönen, tugendhaften Jungfrau, die ihm drei Kinder, zwei Söhne, Crakus und Lech, und eine Tochter, Wanda, gebar.

Die Glocke ſchlug Zwölf, und der Edelmann erhob ſich mit dem Verſprechen, die nächſte Nacht in ſeiner Mittheilung fortzufahren.

Fünfhundert ein und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht erzählte der Edelmann:

Crakus regierte lange, glücklich und weiſe, durch ihn fing die Geſtaltung eines Staates, Polen, an; das Land rundete ſich ab, gute Geſetze wurden von dem Könige gegeben, von dem Volke aus Vernunft oder Furcht befolgt, und hätte Polen eine große Reihenfolge ſolcher Regenten beſeſſen, ſein Stern hätte ſich wohl nie dem Untergange zugeneigt. Nach ſeinem Tode wählte das Volk ſeinen Sohn Crakus zum Nachfolger. Crakus II. war eben ſo weiſe und tapfer, wie ſein Vater, er folgte ſeinen Planen, und die Liebe, welche das Volk Crakus I. geſchenkt hatte, ging mit Recht auf Crakus II. über.

Mit Neid ſah ſein ſchwacher, heimtückiſcher Bruder Lech das wachſende Anſehn ſeines Bruders, er mißgönnte ihm die Macht und Liebe des Volkes, und ſcheute ſich doch, im Gefühl ſeiner Schwäche, gegen den Bruder aufzutreten.

Ungefähr zwei Jahre mochte Crakus regiert haben, als Lech ſeinen Neid und Ehrgeiz nicht länger beherrſchen konnte. Er lauerte ſeinem Bruder auf, als er ſich eben auf der Jagd befand, ſtach ihn rücklings den Speer in's Herz und zerriß dann des Getödteten Kleider, um den Leuten glauben zu machen, daß ein wildes Thier den König zerriſſen habe. Als er dies vollbracht, kehrte er ruhig heim.

Der König wurde vermißt und von ſeinem Gefolge aufgeſucht, man fand ihn endlich todt in ſeinem Blute ſchwimmend. Er wurde nach ſeiner Burg gebracht, und alsdann feierlich beerdigt. Die Polen klagten ſehr um ihren guten König, den ſie ſo früh verloren hatten, und wählten aus Anhänglichkeit an Crakus I. und Crakus II., deſſen Bruder Lech zum König. Lech ergriff die Zügel der Regierung mit unſicherer Hand, hier ſchwach und dort ſtrenge, vergab er ſich ſein Anſehen und machte ſich verhaßt. Seine ſchlecht verhehlte Freude beim Tode ſeines Bruders hatte in Manchem Verdacht erweckt, alte Heerführer, die Crakus I. nahe geſtanden hatten, wollten des Nachts den letztverſtorbenen König erblickt haben, wie er mit der Hand auf ſein blutendes Herz gedeutet hatte, und dabei geflüſtert: „mein Bruder Lech hat mich ermordet!“

Endlich wurde die Unzufriedenheit laut, eine Verſchwörung zettelte ſich gegen Lech an, und er, es zeitig erfahrend, wohl mehr noch von Gewiſſensbiſſen getrieben, entfloh in der Nacht. Lange irrte er allein und planlos umher, bis er ſich an den Hof Rithogars, eines ſächſiſchen Fürſten flüchtete, der ihn freundlich aufnahm, weil er ſich für einen polniſchen Großen ausgegeben hatte. Während er ſich nun bei Rithogar aufhielt, wählten die Polen, erfreut über Lechs Flucht, und dadurch von ſeiner Schuld überzeugt, Wanda, die ſchöne, hehre Jungfrau zu ihrer Königin.

Wanda nahm würdevoll die Krone an, ſchaffte die unter Lech's Regierung entſtandenen Mißbräuche ab, nahm ſich mit Eifer der Staatsverwaltung an, und erwarb ſich bei ihrem Volke Vertrauen und Hochachtung, während ihr Name im Auslande mit Ehrerbietung genannt wurde.

Lech vernahm in ſeiner Verbannung, was ſich in ſeinem Vaterlande begeben hatte, der Name Wanda und ihr Ruhm drang zu ſeinen Ohren, Fremde, die zu Rithogar kamen, und ſie geſehen, ſprachen mit Begeiſterung von ihr, und Lech mußte dazu ſchweigen. Rithogar, ein edler, tapfrer Fürſt, fing an, einen Widerwillen gegen ſeinen Gaſt zu faſſen, deſſen langer Aufenthalt und räthſelhaftes Benehmen ihm Mißtrauen gegen ihn einflößten.

Er fragte ihn nach Wanda, und Lech, Rithogar durchſchauend, ſeiner Freundſchaft bedürftig, pries Wanda's Schönheit und Weisheit über Alles. Er gab ſich dem Fürſten als ihren Bruder Lech zu erkennen, legte ſeiner Flucht eine andere Urſache unter, und verſprach Rithogar: ihm behülflich zu ſeyn, die Hand Wanda's zu erhalten, wenn er ihm dagegen zu Wiedereinnahme des polniſchen Thrones verhelfen wolle, „denn,“ fügte er hinzu, „Polens König könnt Ihr ja doch nicht werden, nie wird ſich Polen unter einem fremden Herrſcher ruhig verhalten, es wird nur glücklich und gehorſam unter der Regierung eines Polen ſeyn.“

Rithogar ſagte Lech halb und halb ſeinen Beiſtand zu, doch wollte er eher Wanda ſehen, ehe er ſich um ſie bewürbe.

Fünfhundert zwei und funfzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Legende.)

Unter fremdem Namen reiſte Rithogar nach Cracau, und ließ ſich der Königin Wanda als einen ſächſiſchen Edlen vorſtellen. Die Königin empfing ihn auf das Huldreichſte, und ſagte ihm ſehr viel Schmeichelhaftes über ſeinen Fürſten, Rithogar, deſſen glänzender Ruf ſich bis nach Polen verbreitet hatte.

Rithogar hörte dieſe Reden mit Entzücken, er liebte die ſchöne Wanda, als er ſie kaum erblickt hatte, ihr Geiſt, durch die Milde und Weiblichkeit ihres Weſens nur liebenswürdiger, flößte ihm Hochachtung ein, und mit glühender Leidenſchaft trug er die herrliche Königin im Herzen.

Von ſchönen Hoffnungen erfüllt, verließ er Polen, und begrüßte den an ſeinem Hof gebliebenen Lech mit brüderlicher Freundſchaft. Sechs von ſeinen ſchönſten, tapferſten Edlen wählte er aus, um an Wanda's Hof zu gehen, und für den Fürſten Rithogar um die Hand der Königin zu werben. Zugleich befahl er ihnen, der Königin zu ſagen: daß er ſchon von ihr gekannt ſey.

Wanda hörte die Geſandten Rithogar's huldreich an, und verſprach ihnen Beſcheid, wenn ſie ſich mit den Vertretern ihres Volkes beſprochen habe. Hierauf berief ſie die Edeln und Aelteſten, ſo wie die Prieſter zuſammen, unterrichtete ſie von der Werbung Rithogar's und verlangte ihre Meinung zu hören.

Sie erwiederten: „Du biſt unſre Königin und ſollſt es bleiben, wir können Deinem Herzen nicht gebieten, wenn es für Rithogar ſpricht, bedenke aber Königin, daß dieſe Verbindung mit Rithogar, Polen mit Sachſen vereint, und gar bald eine Uebermacht der Sachſen über unſer Vaterland daraus entſtehen könnte!“

Hierauf ſprach Wanda: „ich will nur Euer Wohl!“ und gab den Geſandten den Beſcheid, daß ſie die Gemahlin des Fürſten Rithogar nicht werden könne, und ſelbſtändige Herrſcherin Polens bleiben wolle.

Als Fürſt Rithogar dieſe Antwort vernahm, erfaßte ihn tiefer Schmerz, und das Leben ſchien ihm nur noch eine Laſt. Lech tröſtete ihn, und weil er vom Kriege das Beſte für ſich hoffte, beredete er Rithogar nochmals, Geſandte zu Wanda zu ſchicken, und ihr ſagen zu laſſen: ſie habe zu wählen zwiſchen ſeiner Hand und dem Kriege.

Rithogar ſandte auf dieſen Rath ſeine Edlen zur Königin von Polen, und nachdem ſie ſich wieder mit den Volksvertretern beſprochen, ward ihnen die Antwort für ihren Fürſten: Polen ſey zum Kriege gerüſtet, und werde ſeine Freiheit zu behaupten wiſſen. Als Fürſt Rithogar dies vernahm, rüſtete er ſich und ſtellte ſein Heer, und Lech rüſtete ſich auch, gegen ſein Vaterland zu kämpfen. Als der ſächſiſche Fürſt in Polen einfiel, fand er anfangs tapfre Gegenwehr, und wurde mehrmals geſchlagen. Doch nach langem, hartneckigen Kampfe ſchwankte der Ausgang, und die Polen fürchteten von Rithogar und ſeiner Schaar beſiegt zu werden.

Da traten eines Morgens die Aelteſten in Wanda's Zelt und ſprachen: „Edle Wanda, wir verehren und lieben Dich, als unſere Königin, und wünſchen uns keinen andern König denn Dich, ſo lange wir in Frieden leben. Aber wir müſſen fürchten, der Uebermacht der Sachſen zu unterliegen, ob wir noch ſo tapfer kämpfen. Wohl haſt Du regiert wie ein Mann, und uns angeführt, wie ein Held, aber die Sachſen ſehen in Dir nur ein Weib, dies macht ſie ſo kühn. Darum bitten wir Dich, wähle Dir einen aus Deinem Volke, den Tapferſten und Edelſten, wie Dein Herz Dich lehren wird, und reiche ihm noch vor der nächſten Schlacht die Hand. Wir wollen Deinen Gemahl ehren, als unſern König, und Du ſollſt unſre Königin bleiben, ohne deren Willen und Rathe er nichts unternehmen ſoll.“

Wanda hörte ſie huldreich an, und verſprach ihren Willen zu erfüllen,

Sie wußte, daß die Polen einen edlen Jüngling Kiosky allen Andern vorzogen. Ihn ließ ſie rufen und ernannte ihn feierlich zu ihrem Könige und Nachfolger, und als das Volk ihn jubelnd anerkannt hatte, und ihrer Königin für die Wahl gedankt, zog ſie ſich in ihr Zelt zurück.

Die Nacht hindurch weinte ſie und unterredete ſich mit den Göttern, und in ihrem Herzen ward es ſtill.

Den nächſten Morgen in aller Frühe, als noch tiefe Stille im Lager herrſchte, ging die Königin Wanda in ihren Schleier gehüllt, an das Ufer der Weichſel, „verzeiht mir, Ihr Götter, daß ich gegen den Feind meines Vaterlandes nicht kämpfen kann, daß ich ihn liebe, und vergönnt mir, daß mein unſterblicher Geiſt, wenn er dieſe Hülle verlaſſen hat, immerdar ſegnend Polen umſchwebe.“ So ſprach die Königin und begrub ſich in den Fluthen des Stromes. Ihre Frauen, die ihr von Ferne gefolgt waren, fanden nur noch ihre Schleier.

Der Sieg ward den Polen. Als Rithogar Wanda's Ende vernahm, ſtürzte er ſich in ſein Schwert. Die Sachſen zerſtreuten ſich, Kiosky folgte Wanda in der Regierung.

So oft Polen irgend eine wichtige Veränderung erfahren ſollte, zeigte ſich Wandas Geiſt über den Fluthen der Weichſel ſchwebend. Auch Einzelnen, an deren Geſchick ſie vorzüglich Theil nahm, ſoll ſie erſchienen ſeyn. Aeltern haben es Kindern und Kindeskindern erzählt, daß ſie dem Kaſinnioz, zubenannt der Große, erſchienen ſey, daß ſie dem liebenswürdigen Sigismund Auguſt zugenickt habe.

Stanislaus Lescynsky will ſie vor ſeiner Flucht geſehn haben, auch Kosciusko und Poniatowsky wollen ſie erblickt haben, und mehr als Sage iſt es, daß Wanda's Geſtalt ſich beim Einzuge der Barbara Radziwill, Gemahlin Sigismund Auguſt's zeigte, ihr mit der Hand zurückwinkte, und ſomit das unglückliche Ende der holdſeligen Fürſtin, die durch Gift ſtarb, andeutete. So weit die Erzählung meines Freundes.

Mit dieſen Worten endete der Edelmann ſeine Erzählung.

Alle dankten ihm freundlich dafür, er erwiederte: „da die Gaſtfreundſchaft des Herrn von Runſitten mir verſtattet, noch einige Tage hier zu weilen, ſo hoffe ich für meine Mittheilung irgend eine einfache, hier heimiſche Sage zu hören.

„Da müſſen Sie ſich an unſern Freund, den Caplan wenden, antwortete Herr von Runſitten, er weiß mehrere volksthümliche Sagen, die auf dem Grund und Boden unſers Landes entſtanden ſind.“

„Recht gern will ich morgen, ſo gut ich es vermag, Ihren Wünſchen zu entſprechen ſuchen,“ ſagte der Caplan; „erwarten Sie jedoch nur ein ganz einfaches Mährchen im Volkstone; es charakteriſiren ſolche Mährchen das ganze Volk ſchnell und treffend.“

„Ich freue mich darauf,“ ſprach der Gaſt, „ja ich möchte das Mährlein auch ganz im Volksdialecte hören.“ Der Caplan verſprach es.

Fünfhundert drei und funfzigſte Nacht.

Dieſen Abend theilte der Caplan die plattdeutſche Sage mit, wie folgt:

Rodemann.

Dat is de Geſchicht von Rodemann, de ſick in Pommern begeben hett; nemlich: do was maol vor veelen Johren in Pommern een armen Mann, de hett

Rodemann heeten, den ſien Fru was all lang dod un he har en lütj Kind un darörr ging he um Dagelohn arbieden.

Nu was da oock een riecken Mann, wie de heeten hett, weet ick nich, de har oock een Fru, de levt noch, averſt ſe har dat kole Fever un kunn nich geſund waren, daröwer was de riecke Mann moſt bedrewt und blaart un greent wat he kunn un wußt.

Da ſeggt ſien Fru to em: „Ach, mien leven Mann, wie duur'ſt Du mie! averſt mie is nich to helpen, wenn ick nich en Minſchen-Haart to eeten kriegen kann; kannſt Du mie aver een Minſchenhaart braaden, datt ick't eeten kann, ſo bliev ick leven un werr weeder geſund.“

As datt de riecke Mann hört, da mokt he grimmig vergrellte Ogen, un ſeggt he to ſien Fru: „töw een bitgen, ick kom glieck werrer,“ un damit löppt he hen to Rodemann's Hus un kloppt an de Husdöhr.

Nu was't all Abend un de lütje Jung von Rodemann lag all in Bett un ſlöp, Rodemann ſaat averſt noch upp un ſchnöad Pantüffel ut Holt.

As nu Rodemann dat Kloppen an de Husdöhr hört', da wurr em curios to Modh un he ſeggt to ſick ſülwſten: „Ick weet nich, wat mie upp eenmol vör en Grugel ankummt, ick mutt averſt doch ſehn, weken buten is.“ — Somit nimmt de Lamp vom Diſch, geith rut upp de Böördeel un ſchlött de Husdöhr upp.

Da rennt em de riecke Mann entgegen, mit een groot Kniepmeeter in de Hand, un de Düwel plagt em, dat he den armen Rodemann dat Kniepmeeter in de Bruſt ſtött, datt Rodemann hinſchleid ſo lang es is un Ogenblicks dod was.

Darnach ſchnitt de riecke Mann den Rodemann dat Haart ut den Liew, löppt damit na Hus, braa't et in de Pann', un gifft et ſiene Fru to freeten, de ock glieck darnach geſund wurd.

Averſt as am annern Abend de riecke Mann un Fru tohop in de Stuv ſitten, da kiekt ſick de Mann immer um. Da ſeggt ſien Fru to em: „averſt Mann, watt kiekſt die immer ſo um un trekſt en Schnut as har'ſt Du Liewwehdaag?“ Da ſeggt de Mann: „Ach Gott! ick weet nich — mie is upp eenmal ſo curios, un mie gruut vor mi ſelver.“ Un as de Mann ſo ſeggt, horch, da geiht et Trab, trab, trab! buten vör de Döhr.

Da ward de riecke Mann lieckenblaß un fragt: „Weken kloppt da buten an mien Husdöhr?“

Da röpt et buten: „Rodemann is da!“

Da ſeggt riecke Mann:

„Rode — Rode — Rodemann?
Mie kummt een groten Gruzel an!“

„Warum gruu't die denn vör dien Nachbaar Rodemann?“ frogt de Fru; — averſt de riecke Mann kunn eer keen Antwort geben. Denn: horch! Trab, trab, trab, ſchleit et werrer buten an de Döhr.

„Weken is da?“ fragt de riecke Mann.

Da röpt et buten: „Rodemann un ſien Fru!“

Da ſeggt de Fru: „Gott help uns! iß denn nich Rodemann's Fru all an de twee Jahr dod?“

Eer Mann averſt antwort' eer nich, ſondern fangt an to blaaren un ſeggt:

„Rode — Rode — Rodemann!
Watt kummt mie vör een Grugel an!“

Un horch, buten ſchleit et an de Döhr: Trab, trab, trab!

„Herr Jeſus! weken iß an mien Husdöhr?“ röpt de riecke Mann.

Da gröhlt et buten:

„Rode — Rode — Rodemann!
Rodemann iß dabie!
Un ſien Wiew Marie!
He will ſien Haart von Die!

„Rode — Rode — Rodemann! —
Nu geiht de grote Grugel an!“ —

röpt de riecke Mann un fallt vom Stohl un iß dod.

Rodemann's lüttjen Jungen hett de riecke Fru to ſick nahmen un hett em all eer Vermögen verſchrewen.

Fünfhundert vier und funfzigſte Nacht.

„Ehrlich geſagt,“ ſprach Reiner zum Caplan, „Ihr geſtriges Mährchen ſummt und brummt mir immer fort in den Ohren; ſo drollig es klingt, ſo ſchauerlich iſt es doch im Grunde.“

„Wir haben leider kein Wort davon verſtanden,“ klagten einmüthig Eduard und Franz, „da wir der plattdeutſchen Sprache gänzlich unkundig ſind.“

„Das Mährchen verliert viel,“ verſetzte der Caplan, „wenn es nicht in der Mundart des Volks vorgetragen wird; indeß glaube ich, daß es für Sie in einer möglichſt wortgetreuen Ueberſetzung nicht ganz ohne Intereſſe iſt, und in dieſer Vorausſetzung theile ich Ihnen eine ſolche mit.“

Somit begann der Caplan:

Rodemann.

(Ueberſetzung aus dem Plattdeutſchen.)

Dieſes iſt die Geſchichte von Rodemann, welche ſich in Pommern zugetragen hat. Dort lebte einmal vor vielen Jahren ein armer Mann, der hieß Rodemann. Deſſen Frau war ſchon lange todt, und er hatte ein kleines Kind, und um dieſes Kindes willen arbeitete er als Tagelöhner.

Nun lebte in ſeinem Orte auch ein reicher Mann, wie der hieß, weiß ich nicht; der hatte eine Frau, die noch lebte. Aber ſie hatte das kalte Fieber, und konnte nicht geſund werden. Darüber war der reiche Mann ſehr betrübt, und klagte und weinte, was er konnte und wußte.

Da ſprach ſeine Frau zu ihm: „Ach, mein lieber Mann, wie dauerſt Du mich! Aber mir iſt nicht zu helfen, wenn ich nicht ein Menſchenherz zu eſſen bekommen kann. Kannſt Du mir aber ein Menſchenherz braten, daß ich es eſſen kann, ſo bleibe ich leben und werde wieder geſund.

Als das der reiche Mann hörte, da wurden ſeine Augen grimmig und wild, und er ſagte zu ſeiner Frau: „warte ein wenig, ich komme ſogleich wieder!“ und damit lief er hin nach Rodemann's Hauſe und klopfte an die Hausthür.

Nun war es ſchon Abend und der kleine Knabe Rodemann's lag ſchon im Bette und ſchlief. Rodemann ſaß aber noch auf und ſchnitzte Holzpantoffeln.

Als nun Rodemann das Klopfen an der Hausthüre hörte, da wurde ihm ſeltſam zu Muthe, und er ſprach zu ſich ſelber: „Ich weiß nicht, was mir auf einmal für ein Grauen ankommt! — ich muß aber doch ſehen, wer draußen iſt.“ Somit nimmt er die Lampe vom Tiſche, geht auf die Hausflur und ſchließt die Hausthüre auf.

Da rennt der reiche Mann ihm entgegen mit einem großen Einſchlagemeſſer in der Hand, und der Teufel plagt ihn, daß er dem armen Rodemann das Meſſer in die Bruſt ſtößt, daß dieſer niederſtürzt ſo lang er iſt und augenblicklich todt iſt.

Darnach ſchneidet der reiche Mann dem Rodemann das Herz aus dem Leibe, läuſt damit nach Hauſe, brät es in der Pfanne und giebt es ſeiner Frau zu eſſen, welche auch ſogleich geſund wird.

Aber als am andern Abend der reiche Mann und ſeine Frau zuſammen in der Stube ſitzen, da ſieht ſich der Mann immer um. Da ſagt ſeine Frau zu ihm: „Aber Mann, was ſiehſt Du Dich immer ſo um und ziehſt ein Geſicht dabei, als hätteſt Du Bauchgrimmen?“ Da ſagt der Mann: „Ach Gott! — ich weiß nicht — mir iſt auf einmal ſo ſeltſam — und mir grau't vor mir ſelber!“ Und als der Mann das ſagt, horch, da geht es Trab, trab, trab! draußen vor der Thüre.

Da wird der reiche Mann leichenblaß, und fragt: „Wer klopft da draußen an meiner Hausthür?“

Da ruft es draußen: „Rodemann iſt da!“

Da ſagt der reiche Mann:

„Rode — Rode — Rodemann? —
Mir kommt ein großes Grauen an.“

Warum grau't Dir vor Deinem Nachbar Rodemann?“ fragt die Frau. Aber der reiche Mann konnte ihr keine Antwort geben, denn horch: Trab, trab, trab! ſchlägt es wieder draußen an der Thür.

„Wer iſt da?“ fragt der reiche Mann. — Da ruft es draußen: „Rodemann und ſeine Frau!“ — Da ſpricht die Frau: „Gott helf uns! iſt nicht Rodemann's Frau ſchon ſeit zwei Jahren todt?“ — Ihr Mann aber antwortet ihr nicht, ſondern fängt an zu heulen, und ſagt:

„Rode — Rode — Rodemann!
Was kommt mir für ein Grauen an!“

Und horch: draußen ſchlägt es an die Thür: Trab, trab, trab!

„Herr Jeſus! wer iſt an meiner Hausthüre?“ ruft der reiche Mann.

Da ſchreit es draußen laut:

„Rode — Rode — Rodemann!
Rodemann iſt hier!
Und mein Weib mit mir!
Ich will mein Herz von Dir!

„Rode — Rode — Rodemann!
Nun geht das große Grauſen an!“

ruft der reiche Mann und ſtürzt vom Stuhle und iſt todt.

Rodemann's kleinen Knaben hat die reiche Frau zu ſich genommen und ihm ihr ganzes Vermögen verſchrieben.

Fünfhundert fünf und funfzigſte Nacht.

Die Bettlerin von Locarno.

Einige Stunden Wegs von Locarno erblickt der Reiſende die Trümmer eines alten, prachtvollen Schloſſes, des ehemaligen Stammſitzes eines der angeſehenſten gräflichen Geſchlechter. Die Geſchichte der Zerſtörung des Schloſſes iſt eben ſo wunderbar, als ſchauerlich.

Es geſchah nämlich an einem Winterabende, daß eine arme, alte Bettlerin, in der Gegend bekannt unter dem Namen „das Bettelweib Locarno,“ in dem Schloſſe einſprach und flehentlich um ein Nachtlager bat, indem ſie, krank und erſchöpft, vor Kälte halb erſtarrt, nicht weiter konnte.

Gern erfüllte die mitleidige Hausfrau ihre Bitte, ließ ihr in einer Ecke hinter dem Ofen ein Strohlager bereiten, und erquickte ſie ſodann mit einem guten Abendbrode.

Eben als die Alte dieſes verzehrte, kehrte der Schloßherr von einem Spazierritte zurück. Finſter und hart, wie er war, erregte es ſeinen Unwillen, die alte Bettlerin in der Mitte des Gemachs an ſeiner Tafel ihr Mahl verzehren zu ſehen, und im rauhen Tone befahl er ihr: ſich in den ihr bewilligten Winkel, hinter den Ofen, zu begeben.

Das arme Weib erhob ſich ſeufzend, um dem Befehle Folge zu leiſten; aber ſie war zu kraftlos, und kaum, daß ſie mit Hülfe ihrer Krücke einige Schritte gethan, ſo glitſchte ſie aus und ſtürzte auf den Marmorboden hin.

Sie hatte ſich ſo hart verletzt, daß ſie nur noch mit äußerſter Anſtrengung, ſich bis zu ihrem Strohlager hinter dem Ofen zu ſchleppen vermochte, wo ſie hinſank, einigemale tief ſtöhnte und verſchied.

Durch dieſen unglücklichen Zufall ward dem finſtern Schloßherrn das Gemach zuwider. Er ließ, was er ſchon früher gewollt, ein anderes, größeres, zum gewöhnlichen Verſammlungspunkte der Familie herrichten, und beſtimmte jenes zum Gaſtzimmer.

Mehrere Monate vergingen, ohne daß ſich irgend etwas Merkwürdiges in dem Schloſſe zugetragen hätte, als der Graf unvermuthet durch den Beſuch eines Jugendfreundes überraſcht wurde. Freudig empfing er ihn, und ſaß — zum erſtenmale ſeit vielen Jahren heiter geſtimmt, — traulich ſchwatzend mit dem Freunde bis die Nacht hereinbrach, wo er dann ſelber ihn auf das zu ſeinem Empfange behaglich eingerichtete Gaſtzimmer führte, ihm eine gute Nacht wünſchte, und dann ſelbſt ſich zur Ruhe begab.

Wie ſehr aber erſtaunte der Graf, als am andern Morgen ſein Freund ihm erklärte: „daß er ſich veranlaßt fände, **ſogleich** wieder abzureiſen.“ Vergebens drang der Graf in ihn, ihm den Grund dieſes plötzlichen Entſchluſſes mitzutheilen. Der Freund verſetzte nur: „daß er bei ſeinem Entſchluſſe beharre, keine Nacht mehr in dem Schloſſe zu verbringen; daß er übrigens wünſche: der Graf möge nie durch Andere erfahren, **was** ihn dazu veranlaßt habe, ſo ſchnell wieder von einem alten und geliebten Freunde zu ſcheiden.“ Somit reiſete er wirklich noch am nämlichen Tage ab, und ließ den Grafen in einer Verſtimmung zurück, der nur das Erſtaunen über das ſeltſame Benehmen ſeines Freundes gleich kam.

Der Graf ſprach ſich darüber gegen ſeine Gattin aus, und bemerkte, mit finſteren Blicken auf den alten Caſtellan, welcher zugegen war: „daß er argwöhne, man habe die Achtung oder die Vorſorge für ſeinen Gaſt und Freund auf irgend eine Weiſe vernachläſſigt.“

Die Gräfin erröthete, der alte Caſtellan aber ſprach: „Verzeihen Sie, Herr Graf! aber der Grund, weshalb der Herr Marcheſe ſo plötzlich wieder abreiſete, iſt wohl ein **anderer**! und ich halte es jetzt für Pflicht, Ew. Gnaden mitzutheilen, was unter den Schloßleuten als eine ausgemachte Sache allgemein bekannt iſt, — nämlich: daß es in dem Gaſtzimmer nicht geheuer! Ich wagte es früher nicht, Ew. Gnaden davon zu benachrichtigen; — denn ich weiß ja, welchen Widerwillen Sie gegen dergleichen Geſchichten hegen; aber jetzt muß ich es ſagen: „das Bettelweib von Locarno ſpukt in dem Gaſtzimmer.“

„Albernes, wahnſinniges Geſchwätz!“ rief der Graf im heftigſten Zorn. — „Nie wieder ein Wort davon!“

Fünfhundert ſechs und funfzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Aber ſchon der nächſte Gaſt beſtätigte mit dem Ausdruck des höchſten Entſetzens dem Grafen die Angabe des alten Caſtellans: „daß ein geſpenſtiges Weſen m dem Gaſtzimmer ſeinen Spuk treibe,“ und betheuerte: „daß er um alles in der Welt nicht noch eine Nacht in dem unheimlichen Gemache zubringen würde.“

In gewaltiger Aufregung, doch anſcheinend ruhig. erklärte der Graf ſeiner Gattin: daß er entſchloſſen ſey, die nächſte Nacht wachend in dem Gaſtzimmer zu verbringen, und fragte ſie: „ob ſie Muth genug verſpüre, ſein Abenteuer mit zu beſtehen?“

Die Gräfin erklärte ſich bereit, die Nacht mit ihrem Gatten wachend im Gaſtzimmer zu verbringen.

Nach dem Abendeſſen, als die Dienerſchaft entlaſſen war, lud der Graf ein Paar Piſtolen, gürtete einen Säbel um, und ergriff zwei brennende Wachskerzen. So ſchritt er, gefolgt von ſeiner Gemahlin, dem verrufenen Gemache zu.

Als er die Thüre deſſelben aufſchloß, drängte ſein ſchöner, großer Jagdhund ſich, freundlich wedelnd, mit hinein. Die Gegenwart dieſes kräftigen, treuen und wachſamen Thieres war ſowohl dem Grafen, als der Gräfin höchſt erwünſcht. Sie traten in's Zimmer, ſetzten die Lichter auf den Tiſch, die Gräfin machte ſelbſt ein helles Feuer im Ofen, dann ſetzte ſie ſich neben den Grafen auf ein Sopha, der Jagdhund hatte ſich vor ihnen auf den Boden hingeſtreckt, den Kopf zwiſchen den Vorderfüßen ruhend.

Beide Ehegatten bemühten ſich, ein heiteres Geſpräch in Gang zu bringen, und wirklich gelang dies ganz leidlich, — als auf einmal der Graf mitten in der Rede abbrach und erbleichend aufhorchte. Auch die Gräfin erblich und lauſchte mit ängſtlicher Spannung des ſeltſamen Geräuſches, das ſich inmitten des Zimmers, wo der Tiſch mit den brennenden Lichtern ſtand, erhob.

Es klang von dort her, als würde ein Stuhl gerückt, und ächzend erhübe ſich Jemand und ſchleppe ſich mühſam vorwärts. Plötzlich klang es wie ein harter Fall auf den Marmorboden. — Stärkeres Aechzen, und nun war es, als ſchleppe ſich etwas auf dem Boden fort bis hinter den Ofenwinkel, wo es raſchelte, wi wenn eine Perſon ſich auf ein Strohlager niederlegt. — Dann war alles ſtill.

Mit entſetzten Blicken, faſt außer ſich, ſaß die Gräfin da; der Graf hatte krampfhaft eine Piſtole ergriffen und zitterte heftig. Der Jagdhund aber hatte ſich erhoben, und blickte bald nach den Ofen, bald auf ſeinen Gebieter, als erwarte er deſſen Befehle. — Dies gab dem Grafen einigermaßen ſeine Beſinnung wieder. Er winkte dem Hunde, welcher ſogleich, wiewohl ſehr bedächtig, bis vor den Ofen ging und dort aufmerkſam ſchnupperte. —

Noch einige Zeit war alles ſtill, dann begann es auf's neue hinter dem Ofen zu raſcheln; der Hund ſchlug an, ſchwieg aber ſogleich wieder. — Deutlich hörten der Graf und die Gräfin jetzt, daß es ſich hinter dem Ofen erhob und hervorkam. — Mit emporgeſträubtem Haar, leiſe knurrend, wich der Jagdhund, Schritt vor Schritt rückwärts gehend, zurück. — Laut ſchreiend entfloh die Gräfin in dieſem entſetzlichen Moment aus dem Gemache.

Der Graf, vom Wahnſinn erfaßt, ſetzte die Piſtole an ſeine Stirn, drückte los und zerſchmetterte ſich das Haupt. — Indem der Unglückliche niederſtürzte, riß er den Tiſch um, die brennenden Lichter entzündeten die ſchweren ſeidenen Vorhänge des Gaſtbettes, das Feuer theilte ſich mit reißender Schnelle der Holzbekleidung des Zimmers mit, und noch ehe die Gräfin die ſchlafende Dienerſchaft ſo weit ermuntert hatte, um ihrem

Gatten zu Hülfe zu eilen, ſtand das Gebäude ſchon in hellen Flammen. Rettung war nicht möglich, und der anbrechende Morgen beſchien nur noch die rauchenden Trümmer des alten Stammſchloſſes der Familie C***. Vergebens ſuchte man den Leichnam des letzten Schloßherrn, — er war mit verbrannt.

Dieſe Sage kommt mir bekannt vor,“ bemerkte der Maler.

„Sie iſt auch ſchon irgendwo von Kleiſt erzählt,“ ſagte Franz; „doch erzählt ſie auch das Volk in mehreren Gegenden, jedoch abweichend. In einer kleinen Stadt Sachſens will man alle Jahre um Mitternacht einen Knall in einem Hauſe hören, in welchem ſich vor hundert Jahren ein Offizier erſchoß.“

Ach wie viele ſolche Spukgeſchichten, wo von unſichtbaren Fußtritten, von Roſſeswiehern, von Ohrfeigen die Rede iſt, giebt es nicht,“ ſagte der Arzt.

„Mir graut,“ flüſterte Marie, „wenn ich noch heute etwas ächzen hören ſollte, und meine Phantaſie wird aus dem Geräuſch, was eine Möve verurſacht, ein Aechzen machen; ich werde mich fürchten.“

Claudine ſagte lächelnd: „dann rufe mich, wir theilen ja ein Zimmer.“

Der Freiherr hatte noch kein Wort geſprochen; ſchwermüthig ſagte er jetzt vor ſich hin: „Ja, ja, die Todten legen ſich nicht ſo ſtille zur Ruhe; ſie kehren wieder, um den zu ſchrecken, der ſich während ihrer Lebenszeit an ihnen verging!“

Niemand erwiederte etwas darauf, Eduard ſtand auf und ſprach über ein Geſchäft mit dem Freiherrn, um ſeine Gedanken darauf zu lenken.

Fünfhundert ſieben und funfzigſte Nacht.

Heute erzählte Claudine ein Kindermährchen, das ſie früher mit innigem Vergnügen gehört hatte.

Das Pfefferkuchenhäuschen.

Es war einmal ein armer Holzhacker, welcher ein Weib und zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen hatte. Spärlich nährte er, vereint mit ſeinem fleißigen Weibe, die Kinder, und war zufrieden, wenn er nur ſo viel gewann, um ſeinen Kindern Kartoffeln genug geben zu können. Auch ſein Weib war ſo beſcheiden, und die Kinder blühten bei ihrer magern Koſt wie Roſen.

Es waren Zwillinge, Sonntagskinder, denen oft Glück prophezeiht worden war, und die Aeltern hörten

dieſe Prophezeihung an, und trugen nun, weil ſie glä
big waren, ihre Armuth noch leichter. Eines Tage
als die Aeltern wieder im Walde waren Holz hacke
liefen die Kinder fröhlich um ſie herum.

„Komm, laß uns hingehen, wo die ſchönen Erd
beeren ſtehen,“ ſagte das Schweſterchen zum Brüde
lein, das ſogleich dazu bereit war.

„Lauft nicht ſo weit!“ warnten Vater und Mut
ter, aber die Kinder hörten nicht auf die Worte de
Aeltern, und gingen den ſchönen, rothen Erdbeere
nach, und dann immer weiter in den Wald. Als ſi
ſich Beeren genug gepflückt hatten, fiel es ihnen ein
wieder zurück zu gehen zu ihren Aeltern, aber ſie hatte
ſich verlaufen und fanden den Weg nicht.

Bitterlich weinend ſahen ſie ſich überall um, vo
ihnen, hinter ihnen, rechts und links dicker Wald, ni
gends Bahn. Die Kinder riefen ihre Aeltern, Nie
mand antwortete. Ach wie wehklagten ſie. — Scho
ging die Sonne unter, und noch hatten ſie ſich nich
wieder auf die rechte Bahn gefunden. Endlich wa
das Bübchen geſcheut, und kletterte auf einen Baum
und obſchon es ſich das Kleidchen dabei zerriſſen hatte
jubelte es doch und rief: „lieb Schweſterlein, ich ſeh
ein Haus!“

Darauf glitt es eilends die Tanne hinab, un
nahm das Schweſterchen, und beide Kinder führten ſic
an den Händlein bis zu dem Häuschen.

Groß war es nicht, aber prächtig, ganz und ga von braunen Pfefferkuchen, die Decke mit Zuckerguß und die Thüren mit Mandeln und Zucker geziert.

Die Kinder ſahen einander fröhlich an, und das Bübchen ſprach: „hier laß uns anpochen, denk an mich, hier werden wir wohl traktirt werden.“

Darauf pochten ſie an, und baten mit ihren feinen Stimmchen: „laßt uns ein, wir ſind zwei arme Kinder, die ſich im Walde verlaufen haben, und Euch gewiß gut folgen und danken werden, wenn Ihr uns liebreich aufnehmt.“

Da wurde von innen der Riegel weggeſchoben, und ein altes, freundliches Weiblein trat heraus, und hieß die Kinder hinein in das Haus gehen.

Fünfhundert acht und funfzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Das alte Weiblein war ſehr freundlich gegen die Kinder, gab ihnen reichlich Speiſe und Trank, ſo gut, wie ſie es in ihrem Leben noch nicht gehabt hatten, dann breitete ſie einen alten, dicken Friesmantel über die Ofenbank, und ſagte: „nun ſchlaſt, Ihr Kinder, aber rührt Euch nicht, ſprecht nicht und bleibt ſtill, was Ihr auch ſehen und hören möget, ſonſt iſt es um Euer Leben geſchehn.“

Die Kinder legten ſich ſtill auf die warme Ofenbank, das Schweſterchen aber flüſterte dem Brüderlein zu: „laſſet uns nicht ſchlafen, ſondern lauſchen.“ Und ſie ſtellten ſich Beide ſchlafend und lauſchten.

Als ſie eine Weile hinter dem Ofen gelegen hatten, kam ein großer Rieſe zur Thüre hinein, der kaum in dem Gemache Platz hatte. Er hatte nur ein Auge in der Mitte des Geſichtes über der Naſe, aber es war ſo groß, wie eine Untertaſſe.

„Gieb mir zu eſſen!“ ſchnarrte er das Weib an.

Es brachte ſogleich eine gebratene Hammelskeule, eine große Schüſſel voll Gemüſe, zwei Viergroſchenbrote und zwei große Krüge voll Bier.

In kurzer Zeit, als der Rieſe Alles aufgezehrt hatte, brummte er das Weib an: „und davon ſoll ich ſatt ſeyn?“

Seufzend brachte das Weib noch einen großen Schinken und noch ein Brot, und als der Rieſe auch das zu ſich genommen hatte, ſagte er: „nun iſt mein Hunger etwas Weniges geſtillt, morgen muß ich aber eine fettere Mahlzeit bekommen, übrigens wittre ich friſches Menſchenfleiſch.“

„Warum nicht gar!“ ſprach das Weib. Der Rieſe aber drohte ihr mit der Fauſt, bis ſie geſtand:

„Ach beſter Rieſe, nur zwei verirrte, kleine Kinder ſind da.“

„So ſchlachte ſie!“ gebot der Rieſe, „und koche ſie mir ſogleich.“

„Laß es doch noch, ſie ſind ſo mager, ich will ſie erſt gut füttern, dann wollen wir ſie ſchlachten.“

„Schon gut!“ ſagte der Rieſe, „geh nur, geh.“

Das Weib ging nach ihrem Kämmerlein, der Rieſe ſah ſich die Kinder an, die vor Todesangſt keinen Laut von ſich geben konnten, und ſagte: „nun bis morgen mögt Ihr leben, aber morgen früh ſchlacht' ich Euch.“

Darauf that er noch einen herzhaften Zug, und entſchlief dann in ſeinem Lehnſtuhle.

Da ſprach das Brüderchen leiſe: „Schweſterlein, laß uns ſchnell fliehen!“

„Ach, Brüderlein, der Rieſe holt uns ein.“

„Wir binden ihn!“ Und ſie banden den Rieſen feſt im Stuhle mit großen Tüchern und Stricken, und er wachte nicht auf.

Da kam das Weib und ſprach: „Ach, Ihr armen Kinder, Ihr ſollt ſterben, am Ende frißt der Rieſe mich noch auf.“

„So lauft fort mit uns!“

„Ach, Kinder, es geht nicht, der Rieſe hat die Hausthüre zugeſchloſſen, den Schlüſſel im Wamms, zieh ich ihn heraus, ſo wacht er auf.“

Da biß das Bübchen ein Loch in das Pfefferkuchenhaus, das Mädchen half ihm, die Frau bekam Muth, und packte Gold und Silber ein, und Alle drei entflohen durch die offene Mauer.

Im Walde trafen ſie einen Jäger, der zeigte ihnen den Weg zu ihren Aeltern.

Wie freuten ſich Aeltern und Kinder des Wiederſehens. Die alte Frau theilte Gold und Silber mit den Holzhackersleuten, und als es bekannt wurde, daß der Rieſe geſtorben ſey, gingen die Kinder noch einmal zum Pfefferkuchenhäuschen, und aßen es auf.

Fünfhundert neun und funfzigſte Nacht.

Dieſe Nacht erzählte Reiner folgende Sage:

Die weiſſen Pferde zu Cölln am Rhein.

Zu Cölln am Rhein auf dem Neuen-Markt ſteht ein ſtattliches Haus, fünf Stockwerk hoch, der ganze fünfte Stock iſt aber ein großer Kaufherrn Boden, worauf die beſten Waaren ſonſt ablagerten. Statt der

Fenſter hat dieſer Boden nur große, bogenförmige Oeffnungen, welche mit hölzernen Laden verſchloſſen werden.

Auf zweien dieſer Laden (grad in der Mitte) ſind zwei ſchöne, weiße Schimmel in Lebensgröße zum ewigen Andenken an die wunderbare Begebenheit, welche ſich mit ihnen zutrug, abgebildet, und die Geſchichte will ich jetzt erzählen.

Es lebte nämlich vor zweihundert Jahren in Cölln ein reicher Kaufherr, der ließ ſich das ſtattliche Haus erbauen, und wie die Rede geht, ſo war dazumal alles ſo prächtig und reich in dem Hauſe, daß der Speiſeſaal mit lauter Ducaten, Roſenobel und Guineen gepflaſtert war.

Aber der größte Reichthum des reichen Kaufherrn war und blieb doch ſeine ſchöne, fromme Ehefrau. Mehrere Jahre lebte er ſo in Glück und Frieden, aber da kamen das Unglück und der Jammer über ihn, denn ſeine ſchöne, fromme Frau erkrankte und ſtarb nach wenigen Tagen.

Der Mann war ganz untröſtlich, und wollte ſich faſt nicht zufrieden geben, ſein einziger Troſt war, daß er fühlte, er würde ſeine theure Verſtorbene nicht lange überleben. In dieſer Vorausſetzung kaufte er ſogleich um ſchweres Geld eine Familiengruft in der Domkirche, nahe bei dem Grabe der heiligen drei Könige, und ließ ſie köſtlich ausſchmücken, dann ließ er die Leiche ſeiner Frau mit ihrem Hochzeitsgewande bekleiden, und ſteckte ihr neben ihren Trauring noch einen andern Ring an von unſchätzbarem Werthe, zum Zeichen, daß er ſich auch noch im Tode mit ihr verbände — auch viel andern koſtbaren Schmuck gab er ihr noch mit in den Sarg. So ließ er ſie ausſtellen einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, und hundert geweihte Kerzen brannten um ihren Sarg, ſo daß alles Volk ſich herzudrängte, um ſich darüber zu verwundern und ſich daran zu erbauen.

Den dritten Abend aber nach ihrem Tode geſchah das feierliche Begängniß, und die Leiche wurde beigeſetzt in der ſchönen Gruft, neben den heiligen drei Königen, und dann gab der Wittwer ein großes Leichenmahl, ſo reichlich, wie es nur je Sitte geweſen, und von dem Weiheprieſter an, der die Leiche eingeſegnet hatte, bis herab zum Todtengräber konnte jeder eſſen und trinken, ſo viel er wollte.

Der Todtengräber hatte beſonders viel getrunken, und da er von Natur ein verwogener Burſche war, ſo kam ihm der Gedanke: „Du willſt hingehen und Dir den köſtlichen Schmuck der todten Frau holen, was ſoll der Schmuck der Leiche, die ihn nicht mehr braucht?"

Gedacht, gethan! er wartete bis Mitternacht, wo das Leichenmahl zu Ende war, dann ging er zu Hauſe, holte ſich Hacke und Spaten und Laterne, und begab ſich nach dem Dom. Dort angelangt öffnete er die Gruft, öffnete er den Sarg der Kaufmannsfrau, und fing an ſie zu berauben. Es glückte ihm alles, wie er wünſchte, nur den Ring mit den Edelſteinen konnte er der Leiche nicht vom Finger ziehen. — Da rief er endlich böſe: den Ring muß ich haben, und ſollt ich den Finger dazu nehmen! ſomit zog er ein Meſſer hervor, und wollte der Leiche den Finger mit den Ringen abſchneiden. Aber kaum daß er einen Schnitt gethan hatte, ſo richtete ſich die Leiche im Sarge auf und that einen lauten Schrei. Darüber entſetzte ſich der gottloſe Todtengräber ſo ſehr, daß ihn auf der Stelle der Schlag rührte, und er todt neben dem Sarge hinfiel. — Die fromme Kaufmannsfrau aber war nicht wirklich, ſondern nur ſcheintodt geweſen, und hatte alles gehört und gefühlt, was mit ihr vorgegangen war, und der Schnitt in den Finger hatte ſie aus ihrer Ohnmacht erweckt. Sie lief nun ſogleich aus der Gruft und aus der Kirche wieder heim, und pochte an ihres Mannes Haus.

Da öffnete der Mann das Fenſter und fragte: „wer iſt da?“ und als ſeine Frau es ihm ſagte, entſetzte er ſich, denn er glaubte, es wär' ein Geſpenſt, und rief herab: „weiche von hinnen, Unhold, meine fromme Ehefrau iſt leider nur zu gewiß todt, und ehe ich glaube: daß ſie wieder kehrt, müſſen meine beiden Schimmel von ſelber ihre Ställe verlaſſen und aus den oberſten Bodenluken meines Hauſes gucken.“

Kaum hatte er ſolches geſprochen, ſo riſſen ſich ſeine beiden Schimmel von der Krippe los, rannten aus dem Stall und trab, trab, trab, in's Haus, fünf Treppen hinauf auf den oberſten Boden, wo ſie grade über den Fenſtern, wo hinaus der Kaufmann ſah, aus den Bodenluken die Köpfe hervor ſtreckten und laut wieherten. — Da glaubte der Kaufmann ſeiner Frau, nahm ſie freudig auf und pries Gott und die heiligen drei Könige für das große Wunder.

Die fromme ſchöne Frau lebte noch zehn Jahre darnach, ſie ſoll aber nie wieder gelacht haben.

Fünfhundert und ſechzigſte Nacht.

Dieſen Abend erzählte der Freiherr folgende altruſſiſche Sage:

Czaar Oley und ſein Roſs.

Czaar Oley winkte, und ſein Stallmeiſter führte das edle, ſchöne Leibroß des Czaaren vor.

Eben als Czaar Oley es beſteigen wollte, trat ein altes Mütterchen herzu und ſprach: „Czaar Oley, beſteige nicht Dein Leibroß.“

Aber der Czaar hörte nicht, was das alte Mütterchen ſagte, ſondern ſchwang ſich auf das ſchnaubende Thier und ſprengte mit ſeinem Gefolge aus ſeiner alten Czaarenburg, hinaus in's Weite, um zu jagen.

Als er an den Eingang des Waldes kam, da kauerte dort wieder am Boden das alte Mütterchen und rief:

„Czaar Oley! von Deinem Roſſe drohet Dir Gefahr.“

Da verſetzte Czaar Oley: „dies Roß iſt immer treu geweſen, und ſicher, wie keines mehr,“ und ſprengte vorbei in den Wald.

Dort hetzte er Löwen und Wölfe, und tödtete ſie, und als es Abend wurde, verließ er wieder den Wald, um heimzukehren in ſeine alte Czaarenburg.

Am Ausgange des Waldes aber kauerte noch immer das alte Mütterchen am Boden, wie dieſen Morgen, und rief: Czaar Oley! durch dies, Dein Lieblingsroß, wirſt Du ſterben.“

Da ſtieg Czaar Oley von ſeinem Pferde, zog ſein Schwert und erſtach das edle Thier, ſprechend: „Nur ein Thor läßt eine dreimalige Warnung unbeachtet! aber nun, Mütterchen! hab' ich Deine Prophezeihung zunichte gemacht.“ Darnach ließ er ſich ein anderes Pferd geben und ritt weiter.

Am andern Morgen ritt Czaar Oley wieder aus, um zu jagen. Und als er an die Stelle kam, wo das getödtete Roß lag; da lächelte er, ſtieg vom Pferde, trat herzu und ſtieß mit dem Fuß an das Aas.

Aber o Graus! aus dem Bauche des todten Thieres ſchoß eine ſchwarze, große Schlange hervor, bäumte ſich an den Czaar hinauf, umſchlang ihn, und verwundete ihn mit ihren Giftzähnen, daß er ein verlorner Mann war. So fand Czaar-Oley durch ſein Roß den Tod.

„Dieſe Sage erinnert mich an ein ſchönes Gedicht von Friedrich Kind: der König von Samos,“ bemerkte Eduard, „dem auch eine alte Sage zu Grunde liegt. Uebrigens gehöre ich zu denen, die Warnungen ſolcher Art beachten, ja ich unterlaſſe ſogar ein Geſchäft, oder irgend eine Handlung, wenn eine Stimme in meinem Innern mich abmahnt; ich halte ſolche Ahnungen für warnende Engel.“

„Und ich,“ fiel der Maler ein, „habe eine ſonderbare Neigung, gerade oft irgend etwas zu thun, von dem mich eine Ahnung oder ſonſt ein böſes Omen abhält. Ich bin nie eifriger auf der Jagd, als wenn mir früh ein altes häßliches Weib begegnet und Glück gewünſcht hat, und wenn mich irgend ein Traum vor etwas warnte, handelte ich gerade dem entgegen.“

„Und haben Sie es niemals bereut?“ fragte Alma.

„Zu Zeiten wohl, wenn ich ehrlich ſeyn will, aber ich war ſtets zu ſtarrköpfig, zu ſehr eingebildeter Freigeiſt, um den Ahnungen und den ſonſtigen Vorzeichen Macht über mich einzuräumen.“

„Eigen iſt es,“ ſagte Frau von Nunſitten, „daß uns oft eine wilde, wunderliche Luſtigkeit überkommt, die gewöhnlich Verkünderin irgend eines Unglücks iſt. Wenn ich Menſchen, die von Natur ernſt ſind, ſo außerordentlich wild fröhlich erblicke, wird mir bange um das Herz, und ich werde von ihrer Fröhlichkeit ſo tief ergriffen, als ſpäter von ihrem Schmerze.“

„Sie haben wohl Alle von der Prophezeihung, die Poniatowsky gemacht wurde, gehört?“ ſprach Franz, und als Einige es verneinten, erzählte er: „dem Fürſten Poniatowsky wurde einſt prophezeiht, er würde ſeinen Tod durch eine Elſter finden. Ein Freund meinte ſcherzend: Poniatowsky ſolle einen Preis auf dieſe Vogel ſetzen, und dieſer Prophezeihung ward bald nicht mehr gedacht.“

‚Einige Jahre ſpäter fand der Fürſt bei Leipzig in der Elſter ſeinen Tod.“

„Das iſt ſehr geſucht,“ wandte der Freiherr ein, „denn da die Hexe doch ſchwerlich das Wort Elſter aus ſeiner Hand herausbuchſtabirt hat, ſo ſollte ſie ihn doch eher vor dem Waſſer gewarnt haben.“

Fünfhundert ein und ſechzigſte Nacht.

In dieſer Nacht traf das Loos eine Sage zu erzählen den Caplan, es wählte ein Harzmährchen.

Die Teufelsmauer am Harze.

In dem Thale zwiſchen Blankenburg und der Roßtrappe lag vor Zeiten ein Dorf oder Städtchen, welches Blanka hieß; die Spuren davon ſind längſt verſchwunden. Denn als in der Folge auf der benachbarten

Höhe eine Burg erbaut wurde, verließen die Bewohner ihre alten Hütten, und ſiedelten ſich an, der Sicherheit wegen, dicht um die Burg herum, und daraus iſt das jetzige Blankenburg geworden.

Zu den Zeiten Karl's des Großen lebte in Blanka eine holdſelige Jungfrau, Namens Thusnelde. Der Ruf ihrer Schönheit und Sittſamkeit erſcholl weit und breit im Lande umher, und es kamen der edlen Freier viele, ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, und um ihre Hand zu werben.

Nahe bei Halberſtadt liegt eine Felſenmaſſe, worin ſich kleine Höhlen befinden, von den Einſiedlern, die daſelbſt ſich aufgehalten haben, Klus genannt. Um damalige Zeit aber ſtand eine Burg darauf, in welcher der kriegeriſche und tapfere Egbert hauſete. In der Blüthe der Jugend genoß er ſchuldlos die Freuden des Lebens, und war dadurch, daß er ſtrenges Recht handhabte, und gegen Jedermann ſich billig und menſchenfreundlich betrug, eben ſo ſehr geliebt und geachtet, als er durch ſein gutes Schwert gefürchtet war.

Zu dieſem war auch die Kunde von Thusnelden's Schönheit gekommen, und er war ſchon dreimal gen Blanka gezogen, hatte aber ſeinen Wunſch, ihr Angeſicht zu ſchauen, nicht erreichen können. Das hatte ihn um ſo begieriger darnach gemacht.

Eines Tages — es war im Weinmonate — ritt er nach dem Stuffenberge. Daſelbſt traf er der Männer Viele, die von Blanka herüber gekommen waren, an dem Feſte des Stuffo[*] Theil zu nehmen. Einen derſelben hatte er ſchon in Blanka geſehen; daher dachte er an Thusnelden, als er ihn gewahrte, und das Herz ſchlug ihm vor Freuden, denn es war ihm, er wußte ſelbſt nicht warum, als wenn ihm dieſer Mann von der holden Jungfrau Kunde geben und den rechten Weg zu ihr zeigen würde.

Er drängte ſich an ihn, und vernahm, daß Thusnelde von ihrer Muhme, die ſie heimgeſucht habe, vor drei Tagen zurückgekehrt ſey, und daß er von ihrem Vater, der ſo eben auch auf den Stuffenberg gekommen, weitere Kunde von ihr erhalten könne.

Da vergaß er den Gott und ſein Feſt, ließ alsbald ſeinen Rappen ſatteln und trabte gen Blanka. Seinen Knechten gebot er, auf dem Stuffenberge, wohin er zurückkehren wollte, ſeiner zu harren. Es trieb ihn, Thusnelden allein zu ſprechen, und darum wollte er dieſen Tag, wo der Vater nicht daheim war, nicht ungenutzt verſtreichen laſſen.

Als er ankam, fand er Thusnelden's Wohnung dicht und feſt verſchloſſen, denn die holde Jungfrau wollte bei der Abweſenheit ihres Vaters mit Niemand verkehren. Schon waren der Freier und Liebhaber Viele an der Pforte geweſen, und hatten vergeblich geklopft.

---

[*] Stuffo, der Gott des Trinkens der alten Deutſchen. Der Stuffenberg erhielt ſeinen Namen von einem Tempel, der dem Gotte zu Ehren auf ſeiner Kuppe erbaut war.

Egbert aber ließ ſich das nicht irren. Er pochte ſo lange und ſo gewaltig, daß ihm endlich aufgethan wurde.

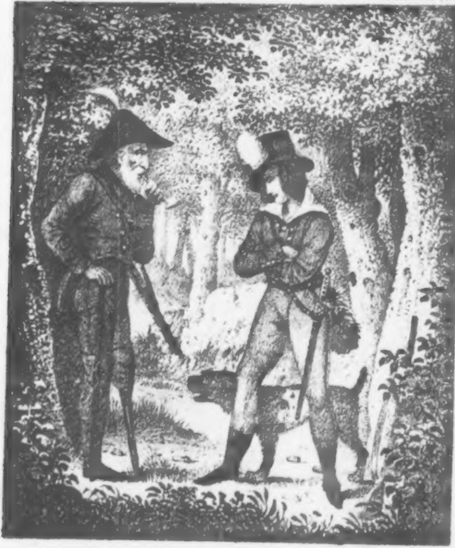
Da ſtand er vor der holden Jungfrau und vermochte kein Wort zu reden, ſo ergriff ihn der Zauber ihrer Schönheit, die alle ſeine Vorſtellungen weit übertraf. Auch Thusnelde war betroffen von den Reizen ſeiner Geſtalt, und von dem Feuer, was aus ſeinen großen, ſchwarzen Augen ſie anſtrahlte. Sie ſchlug den Blick zur Erde; eine ſchnelle Röthe überflog ihr holdes Angeſicht und erhöhte den Purpur ihrer Wangen.

Egbert gewahrte das und deutete es günſtig für ſich. Das gab ihm Muth und Rede wieder. Seine ſüßen Worte vollendeten den Eindruck, den er auf Thusnelden's Herz gemacht hatte. Traulich koſ'ten ſie zwei Stunden mit einander, und liebend und geliebt zog er wieder von dannen.

Hier unterbrach der Erzähler ſeine Mittheilung, die Fortſetzung morgen verſprechend.

Ende der erſten Abtheilung des achten Bandes.

VIII Tafel. II. Abth.



Der Freischütz

ſprach eines Tages auch ein bei Egbert, auf der Klus. Dieſer, ein heller, denkender Kopf, durchſchaute es bald, daß die neue Lehre, ſo unvollſtändig ſie ihm auch vorgetragen wurde, beſſer und vernünſtiger ſey, als die alte. Er wurde ihr alsbald zugethan, und verſprach ſeine thätige Mitwirkung, ſie ausbreiten zu helfen.

Den erſten Verſuch wollte er an ſeiner Thusnelde machen, denn er brannte vor Begierde, der Geliebten ſeines Herzens auch für die andere Welt den Himmel zu öffnen, und ihr die Anweiſung auf die Seligkeiten deſſelben, welche die Bekehrungsapoſtel allen Gläubigen gaben, auf's Beſte zu ſichern. Liebe hat eine große Ueberredungskraft! ſein Werk gelang ihm ſehr bald. Thusnelden's gefühlvolles Herz umfing die neue Lehre mit Eifer und Wärme, obgleich dieſelbe ihrem Verſtande nicht ſonderlich klar wurde. Ja, ſie wurde bald ſo ſehr dafür eingenommen, daß ſie ſich bemühte: ihre Geſpielinnen zu bekehren, um ſie an dem Himmel, auf welchen ſie ſelber hoffte, Theil nehmen zu laſſen.

Aber zu warmer Eifer macht blind. Thusnelde betrieb ihr Bekehrungswerk ſo unvorſichtig, daß Luitprand — ihr Vater — ihr Beginnen bald inne ward.

Dieſer, ein eifriger Anhänger des väterlichen Glaubens, erzürnte ob der Abtrünnigkeit der Tochter; und als er vollends das Geſtändniß, wie ſie zu ihrem Irrwahn gekommen ſey, und hiermit das Geheimniß ihres Umgangs mit Egbert von ihr erpreßt hatte, da gerieth er außer ſich vor Wuth. Er mißhandelte die zarte Tochter, verſchloß ſie dann in ſein Haus, und ließ das Haus von ſeinen Knechten bewachen, daß Niemand aus noch ein konnte.

Jedoch beſann er ſich noch deſſelben Tages, daß er ſich durch Thusnelden's Hülfe an ihrem Verführer rächen und ſie ſelbſt noch empfindlicher ſtrafen könne, wenn ſie deſſen Untergang mit anſehen müſſe. Als die Stunde heran nahte, wo ſie ihren Geliebten bei Croto's Altar zu erwarten pflegte, gebot er ihr, ſich dahin zu begeben. Er ſelbſt wollte mit ſeinen Knechten ihr folgen, ſich im Walde verborgen halten, und dann über Egbert herfallen, ſobald er ſich ſehen ließe.

Thusnelde ahnete das Vorhaben ihres Vaters und widerſtrebte. Er aber drohte ſie zu erwürgen, wenn ſie nicht gehorche. So mußte ſie. — Zitternd ſchlich ſie dem verhängnißvollen Altare zu, wo ihr Geliebter geopfert werden ſollte.

Fünfhundert drei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Egbert ritt ſo eben die Anhöhe hinan, worüber nahe vor dem Walde ſein Weg ihn führte. Da erhob ſich plötzlich ein Sturmwind; ein Regenguß, wie aus zerriſſenen Wolken, ſtürzte nieder. Bald wälzten ſich Waſſerwogen die Anhöhe herunter, und trieben Felſenſtücke vor ſich her. Vergebens kämpfte das mächtige Roß! es konnte nicht weiter hinauf. —

Zurück zu reiten, die Höhe hinunter, war noch weniger möglich; auch mochte Egbert nicht umkehren, denn er achtete es für einen Schimpf, daß ein Urwetter ihn abhalten könne, zu der geſetzten Zeit im Walde zu erſcheinen. Er hielt alſo ſtill, und harrte, daß Sturm und Wogen vorübergehen ſollten.

Aber noch lauter erbrauſte der Sturm, noch gewaltiger drangen die Fluthen auf ihn ein. Schon konnte er auf dem Roſſe, das Roß auf den Beinen ſich nicht mehr halten. Da ſchritt ein langer, hagerer Mann durch die Fluthen, die Anhöhe herunter, und ſtand neben ihm, ehe er ſich's verſah.

„Ihr müßt heimkehren!“ ſagte der Mann, indem er Egbert's Roß ergriff, um es zu halten; „ich will Euch die Höhe hinunter geleiten, ich bin des Weges kundig.“

Verwundert ſah Egbert ihn an, und fühlte bei dem Anblick einen geheimen Schauder, der ihm über den Rücken lief. Der Mann hatte etwas Seltſames in dem ſtieren, durchbohrenden Auge.

„Mich ſendet Thusnelde,“ fuhr der Unbekannte fort.

„Thusnelde? — Und? —

„Ihr ſollt heimkehren.“

„Nimmermehr! das hat ſie Dir nicht geſagt!“ — Der Mann erzählte, was vor ſey im Walde. Doch Egbert wollte dem nicht recht glauben, und wollte, wenn es ja wahr wäre, ſeine Feinde zu Paaren treiben. Eine ganze Schaar von Knechten, meinte er, könne nicht beſtehen vor ſeinem freien Schwerte.

„Aber,“ verſetzte der Bote, „Ihr werdet Thusnelden in's Verderben ſtürzen; und Thor [*] ſelbſt mahnt Euch zur Heimkehr, indem er Euch ſein Wetter entgegen ſendet; vergeblich werdet Ihr dagegen kämpfen.“

Noch wollte Egbert widerſtreben, aber da ſchoſſen verdoppelte Waſſerwogen rauſchend auf ihn ein, und trieben ihn unwillkührlich rückwärts. Der Bote wendete das Roß um, und führte es leicht und ſichern Tritts die Höhe hinunter. Mit jedem Schritte legte ſich der Sturm, verlief ſich die Fluth immer mehr und mehr, und als ſie hinabkamen in's Thal, ſtanden ſie auf trocknem Boden, und der Himmel war heiter.

„Ich bring' Euch weitere Kunde,“ ſagte der Bote. „Eher dürft Ihr nicht wiederkommen nach Blanka.“

Egbert wollte ihm Vieles auftragen an Thusnelden. Aber er eilte zurück und war verſchwunden, als Egbert ſich umſahe, ohne daß dieſer gewahr werden konnte, wohin.

---

[*] Thor, oder Thur, der höchſte Gott der Deutſchen. Thur iſt ſoviel als ThE-Ur (der Urgott) und es hat z. B. Thüringen ſeinen Namen von demſelben.

Dies vermehrte das unheimliche Gefühl, was der ſeltſame Menſch bei Egbert erregt hatte. Mißmuthig ritt er zurück nach ſeiner Klus, und ſchalt auf ſich ſelber, daß er nicht einmal — was ihm jetzt erſt einfiel, nach dem Namen des Mannes, und wer er ſey, ſich erkundigt hatte.

Hier brach der Erzähler für dieſe Nacht ab, um in der folgenden die Fortſetzung mitzutheilen, wie folgt:

Fünfhundert vier und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Des andern Tags ſandte Egbert geheime Boten gen Blanka, die ihm ſichere Kunde bringen ſollten von Allem, was dort vorginge; er wollte dann ſeine Maßregeln darnach nehmen. Die Boten kamen zurück, und beſtätigten Alles, was der Fremde ihm geſagt hatte, auf's genauſte; denn die Geſchichte war ruchbar geworden in Blanka, ſie konnten ſie von Jedermann erfahren; auch leicht mit eigenen Augen wahrnehmen, daß viele

Bewaffnete abwechſelnd den Wald beſetzten. Denn die Männer von Blanka waren entbrannt für den Glauben ihrer Väter, hatten mit Luitprand gemeinſame Sache gemacht, und wollten den Ketzer fangen und vertilgen. Von dem Unbekannten aber, der Egberten als Thusnelden's Bote erſchienen war, konnten die Ausgeſandten nicht die geringſte Spur entdecken, ſo ſehr ſie auch, wie ihnen geheißen war, ſich auf Kundſchaft legten.

Egbert ſahe nun wohl, daß er ernſtlichere Anſtalten machen müſſe. Unter dem Vorwande: die Bewohner von Blanka zu dem chriſtlichen Glauben zu bekehren, wozu er ſchon einen guten Anfang gemacht, dann aber unvermutheten, gewaltſamen Widerſtand gefunden habe, ſuchte er einen Bund zu ſtiften unter allen Neubekehrten ſeiner Gegend.

So wollte er mit vereinter Kraft Blanka mit Krieg überziehen, den blinden Götzendienern die Augen zu öffnen; eigentlich aber den Beſitz ſeiner Thusnelde zu erobern.

Sein Vorhaben gelang. In kurzer Zeit war der Bund zuſammen, der Tag zur Ausführung des Vorhabens feſtgeſetzt. Der Unbekannte hatte ſich bei Egbert noch nicht wieder blicken laſſen.

Die Verbündeten hatten ſich um die Klus verſammelt, und man beſchloß, gegen Mitternacht aufzubrechen, um die Bewohner von Blanka noch vor Tage auf ihren Lagern zu überfallen, und ſie ſo, vielleicht ohne Blutvergießen, zu überwältigen.

Schweigend ging der Zug vorwärts. Die Nacht war finſter, kein Stern ſchimmerte, ein dichter Schleier hing herab vom Himmel. Langſam und bedächtig mußten ſie vorwärts ſchreiten.

Als ſie endlich nahe vor Blanka zu ſeyn vermeinten, ſiehe, da ſtanden ſie plötzlich vor einer ſteilen Felſenwand. Das war ihnen unbegreiflich; denn ſo weit konnten ſie von dem rechten Wege, der ihren Führern ſehr wohl bekannt war, nicht abgewichen ſeyn, und Niemand wußte etwas von einer ſolchen Felſenwand in der ganzen Gegend umher. —

Da wurde den Meiſten unheimlich zu Muthe, denn ſie dachten, was ſie zu ſagen ſich nicht getrauten, daß die, von ihnen verleugneten Götter hier im Spiele wären, und der weitern Zerſtörung ihres Reiches einen Damm entgegen ſetzen wollten. So ſchwankend und ſchlecht begründet war noch ihr neuer Glaube. An den aber dachten ſie nicht, der wirklich alles aufbot, die Ausbreitung des Reiches Gottes zu verhindern, und der auch die unbekannte Felſenwand in dieſer Nacht erbaut hatte: an den Fürſten der Finſterniß.

Fünfhundert fünf und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Caplan erzählte weiter:

Des Suchens müde, beſchloſſen endlich die Mannen: den Tag zu erwarten. Als der Morgen dämmerte, ſahen ſie ſtaunend, wie weithin die Felswand ſich erſtreckte, die vor ihren Blicken immer länger und länger wurde. Auch Egberten begann der Muth zu ſinken, denn das ſah er wohl, daß hier etwas Unbegreifliches vorging. Von der ganzen Felswand war noch vor wenig Tagen keine Spur geweſen. Menſchenhände konnten ſie nicht gemacht haben. Doch ſammelte er ſich bald wieder. „Wer wagt es!“ rief er im feſten Tone, „mit mir die Felſen zu erklimmen? Gewiß ſind ſie Blendwerk der Hölle, und werden verſchwinden, wenn wir feſt im Glauben beharren. Egbert's Begleiter faßten wieder Muth, Andere wollten wenigſtens den Schimpf nicht haben, muthlos zu ſcheinen. „Wir folgen Dir!“ riefen ſie ihm zu; obgleich Manche nur mit leiſem, ungewiſſem Tone darin einſtimmten.

Da ſuchte Egbert und ſeine Gefährten zugängliche Stellen, und fingen an, die Felſen zu erklimmen. Sie waren zur Hälfte hinauf, da ertönten von oben herunter dumpfe, hohle Stimmen: „Hilf uns Thor! rettuns, mächtiger Thor!“ Und plötzlich ſtürzten abgeriſſene Felſenſtücke von oben herunter, und zerſchmetterten die Verwegenen bis auf den letzten Mann. Nur Egbert allein blieb übrig, und hörte hinterher noch ein ſchallendes Hohngelächter. Betäubt vor Schrecken hing er mitten an einem Felſen, ſeine Kniee bebten, nicht aufwärts konnte er, nicht niederwärts, kaum vermochte er ſich zu halten. Da rief es von unten: „Stehet ſtill, Herr Egbert, ich will Euch helfen!“

Es war der Unbekannte, der ihn durch die Waſſerfluthen geführt hatte. Eiligſt klimmte der zu ihm hinauf, umfaßte ihn mit kräftigem Arm, und trug ihn leicht und ohne Mühe den Felſen hinab. Staunend ſah Egbert ihn an, denn auch ohne Laſt, meinte er, hätte der Geübteſte ſo leicht nicht herunter kommen können.

„Was beginnt Ihr, Herr Egbert!“ hub der Unbekannte an. „Ohnmächtig wollt Ihr kämpfen gegen den Mächtigen! Ihr wollt ausziehen, das Reich des erhabenen Thor zu zerſtören, und er vernichtet in einem Nu Euer ganzes thörichtes Beginnen, und zerſchmettert die Unglücklichen, die Ihr frevelhaft verführt und in's Verderben geſtürzt habt. — Laßt ab von Eurem Wahnſinn, und kehrt zurück zu den Göttern Eurer Väter! Bedenkt Euer Heil, ehe es zu ſpät iſt. Diesmal hat Euch der große Thor noch erhalten, weil er Eurer alten Dienſte und Opfer gedenkt. Aber hütet Euch, ſeinen Zorn von Neuem zu reizen. Noch einmal verzeihet er nicht; und Euer neuer Gott — ſeht Ihr, kann Euch nicht helfen.“

„Schweig, Böſewicht!“ rief Egbert entrüſtet, „ich verlache den Zorn Deiner Götter.“

Da erſcholl das gellende Hohngelächter von Neuem von dem Felſen herab.

„Und Thusnelde,“ — fuhr der Unbekannte fort. „Was ſoll aus ihr werden?“

„Wie? — was weißt Du von Thusnelden?“

„Daß ſie ſtirbt vor Sehnſucht und Schmerz, denn ſie liebt Euch, und darf nicht hoffen, Euch jemals wieder zu ſehen, wenn Ihr nicht umkehret von Eurer Abtrünnigkeit.“

„Und wenn ich nun — ?“ —

„So führ' ich Thusnelden augenblicklich in Eure Arme.“

Da fühlte ſich Egbert ſeltſam bewegt, das Herz brachte die Stimme des Gewiſſens zum Schweigen. Nur zum Schein, dachte er, wollte er zum alten Götzendienſt zurückkehren, im Herzen aber dem neuen Glauben treu bleiben, ſo ſchien es ihm zugleich für ſein zeitliches Glück und ſein ewiges Heil; „und Chriſtus, der ſeine Diener glücklich wiſſen will“ — meinte er — „kann mir das nicht verargen.“

„Ich will!“ rief er aus.

„So unterzeichne.“

Mit dieſen Worten zog der Unbekannte ein Blatt hervor und einen Griffel.

„Mit Deinem Blute,“ ſetzte er hinzu, „daß man Dir glaube.“

Da ſchauderte Egbert. Sein guter Geiſt rüttelte ihn, daß er aus ſeiner Betäubung erwachen ſollte. Aber ſein Gemüth war zu ſehr in Aufruhr; und der Unbekannte beſtand feſt und trotzig auf ſeiner Forderung. Nach einigen Gegenreden nahm er das Blatt und den Griffel. Da fuhr er von Neuem vor Schauder zuſammen, und ihm ſchwebte vor, was er ſchon gehört hatte, daß der Fürſt der Finſterniß ſich oft mit Trug und Liſt die Seelen der Menſchen verſchreiben laſſe. Die Züge auf dem Blatte konnte er nicht leſen. Aber er dachte den Betrüger zu betrügen, und er unterſchrieb — einen falſchen Namen.

„Morgen werde ich den Schluß meiner Sage mittheilen!“ ſprach der Caplan, für dieſe Nacht abbrechend.

Fünfhundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Mit haſtiger Begier riß der Unbekannte das Blatt aus Egbert's Händen, und verbarg es wieder, ohne es anzuſehen. Dann ergriff er Egberten und trug ihn den Felſen hinan. Sie waren oben, ehe Egbert nur recht gewahr werden konnte, was mit ihm geſchahe.

„Hier warte!“ ſprach der Unbekannte. Sie ſtanden oben, dicht am Rande der Felſenwand. „Hier warte! Ich bringe Dir Thusnelden. Aber weiche nicht von der Stelle, auch wenn Du mich mit Thusnelden kommen ſiehſt! Jeder Schritt vorwärts koſtet Dir das Leben.“

Er ging, und nach einer Stunde, die dem Harrenden Tage lang ſchien, gewahrte ihn Egbert aus dem Walde wieder hervortreten, und Thusnelden an ſeiner Seite.

Hoch klopfte das liebende Herz, und jauchzte ſelbſtgefällig ob ſeiner glücklichen Liſt. Kaum vermochte Egbert ſich zu halten. Es trieb ihn allmächtig der Geliebten entgegen. Schon hatte er den Fuß erhoben, doch raffte er ſich wieder zuſammen, ſtampfte nieder mit dem Fuße, als wenn er ihn feſt machen wollte am Boden, und ſtand da wie eingewurzelt mit ausgebreiteten Armen.

Da nahete ſich Thusnelde. Strahlend leuchtete ihre Schönheit ihm entgegen. „Meine Thusnelde!“ rief er im höchſten Entzücken. „Mein Egbert!“ erwiederte Thusnelde in dem ſüßen Ton der Liebe, und flog in ſeine offenen Arme. Außer ſich umſchlang er ſie, und drückte ſie an ſeine glühende Bruſt.

Da ergriff ihn aber eine eiſige Kälte und brachte ihn zur Beſinnung. O, der Unglückliche! Er hielt eine Leiche im Arm, und der Unbekannte ſtand neben ihm in ſeiner wahren, ſchrecklichen Geſtalt, mit rollenden, ſprühenden Augen, und brüllte mit gräßlicher Stimme ihm in's Ohr' „Betrüger!“ — Das Alles fuhr ihm, wie ein zerſchmetternder Bliz, in einem einzigen Augenblick in die Seele. Betäubt vor Schreck und Entſetzen fuhr er zurück und ſtürzte rücklings den Felſen hinab.

Schnell wurde die ganze grauſenvolle Begebenheit ruchbar im Lande, und verbreitete ſo viel Furcht und Schrecken, daß ſie lange Zeit die weitern Fortſchritte des Chriſtenthums hemmten. Die erwähnte Felſenwand aber, — deren Urheber ſich nun deutlich genug kund gegeben hatte, wurde von der Zeit an „die Teufelsmauer“ *) genannt.

Alle dankten dem Erzähler für die Mittheilung, und Eduard ſagte: „der Teufel ſoll immer viel gethan haben, z. B. in der ſächſiſchen Schweiz wird man überall durch ſeinen Führer daran erinnert. Im Ottowaldergrunde giebt es einen Teufelsrauchfang, eine Teufelsküche, des Teufels

---

*) Die Spuren der ſogenannten Teufelsmauer, einer ehemals ſehr langen und hohen Felswand, welche aber jetzt zum größten Theil verwittert, eingeſtürzt, und nur noch in ungeheuren Brocken ſichtbar iſt, befinden ſich in der beſchriebenen Gegend, an der mitternachtlichen Seite des Unterharzes.

Tanzſaal und noch mehr dergleichen Plätze, wo er ſich aufgehalten haben ſoll.

Im Teufelstanzſaal, einem runden von Felſen umgebenen Platze mit einer Decke, die ein großer, überhängender Felſen bildet, liegt ein großes Felsſtück, welches auf folgende Weiſe hingekommen iſt. Der Teufel lud nämlich einſt ſeine Untergebenen und andre gute Freunde zu einem Balle, wobei es ſehr luſtig herging. Der Fels hatte ſich in einen Tanzſaal verwandelt, und die Geſellſchaft war ſehr fröhlich. Böhmiſche Muſikanten, die durch die ſächſiſche Schweiz zogen, ſpielten, vom Teufel gedungen, auf, ihren Wirth für einen vornehmen, reichen Mann haltend. Da nannte Einer der Muſikanten den Namen Gottes, ſchnell warf ihm der Teufel einen Stuhl an den Kopf, der Muſikant fiel um, es wurde plötzlich Nacht, die Gäſte verloren ſich und der Tanzſaal ward wieder zur Felswand. Der Stuhl verwandelte ſich in einen Felſen, der jetzt mitten im Tanzſaal des Teufels liegt.

Fünfhundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

Als heute das Geſpräch auf Zauberei kam, erzählte der Maler folgende Geſchichte:

Der nächtliche Gang.

Vor beinahe zweihundert Jahren lebte in Murzia bei ihrem Oheime, Don Eugenio, und ſeiner Gemahlin, Donna Iſaura, ein holdes Weſen, die ſchöne Donna Clara. Sie hatte ihre Aeltern früh verloren, und ihre Verwandten hatten ſie zu ſich genommen, mehr, um für wohlthätig zu gelten, als aus Liebe zu Clara, denn ſo liebenswürdig auch Clara war, ſo wenig wurde ſie von ihrem Oheim und noch weniger von Donna Iſaura geliebt.

Don Eugenio war ſehr geizig, und mißgönnte Claren Alles, was er ihr Ehren halber geben mußte, Donna Iſaura war häßlich, und ärgerte ſich, wenn ſie überall, wo ſie ſich zeigte, von Claren's Schönheit ſprechen hörte.

Einzig aus Haß gegen die unſchuldige Clara, hintertrieb ſie eine Verbindung zwiſchen ihr und einem jungen, reichen und angeſehenen Edelmanne, und die Waiſe, welche kein Obdach hatte, und vor ihren Verwandten zitterte, mußte ihre Hand einem Manne geben, den ſie nicht liebte, nicht lieben konnte, denn Don Ranuzio wār ſchon bejahrt, finſter und unfreundlich, auch keineswegs wohl geſtaltet.

Er führte Claren als ſeine Gemahlin in ſeinen reich ausgeſchmückten Pallaſt, wo ſie von einer alten, boshaften Duenna auf das Sorgfältigſte bewacht wurde.

Der guten Donna Clara fiel es nicht ein, ihre

Freiheit zu mißbrauchen. Sie hatte den Don Fernando leidenſchaftlich und innig geliebt, aber ſie war zu rechtlich, um als Weib eines Andern jemals den Wunſch zu hegen, ihn wieder zu ſehen. Sie bemühte ſich, ihn zu vergeſſen, ſie that noch mehr, ſie bemühte ſich, wenn auch nicht Liebe, doch Freundſchaft für ihren Gemahl zu empfinden.

Als Don Fernando die Nachricht von ihrer Vermählung bekam, war er außer ſich, und wollte hineilen, Don Ranuzio mit ſeinem Schwerte durchbohren und dann mit Donna Clara entfliehen.

Sein Freund, Don Diego, dem er ſich anvertraute, beſchwor ihn, von dieſem Vorſatze abzuſtehen, und brachte es endlich durch ſeine Bitten und Vorſtellungen ſo weit, daß Don Fernando ſich in ſo weit beruhigte, um von ſeinem Morde abzulaſſen. Daß Donna Clara zu dieſer Vermählung gezwungen worden war, wußte er. Er verließ mit zerriſſenem Herzen, hoffnungslos, und ohne Clara noch einmal geſehen zu haben, Spanien, und ging nach Frankreich. Dort ſuchte er im Getümmel des Kampfes, in dem Glanze des Hofes vergebens ſeine geliebte Clara zu vergeſſen.

Die ſchönen Frauen, welche er am Hofe ſah, erinnerten ihn immer an ſie, die alle Andern überſtrahlt haben würde, wenn ſie dieſen Feſten beigewohnt hätte. Er vernahm von einem Landsmanne, daß ſie einſam und freudlos an der Seite ihres Gemahls lebe, und daß ſie, noch immer ſehr ſchön, aber bleicher und melancholiſcher als ſonſt ausſähe.

Dieſe Kunde erhöhte ſeine Liebe zu ihr, und trieb ihn wieder nach Murzia zurück, wo er eine Luft mit ihr einathmete. Des Nachts, wenn Alles ſtill war, umſchlich er ihr Haus, und blickte ſehnſüchtig nach dem Lichtſchimmer, welcher aus ihrem Gemache ſtrahlte.

Donna Clara ſah ihn nicht, ſie hatte nicht einmal ſeine Rückkehr erfahren, aber ſie dachte jetzt öfterer an ihn, als ſie es in der letztern Zeit gethan hatte.

Fünfhundert acht und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht fuhr Reiner fort:

Anfangs fühlte ſich Don Fernando ſchon beglückt, wenn er Clara's Wohnung ſah, zuweilen ihren Namen nennen hörte, aber gar bald genügte ihm dies nicht mehr. Er wünſchte ſie zu ſehen, zu ſprechen, ihr ſeine noch immer glühende Liebe zu geſtehen, von ihr die Verſicherung ihrer Gegenliebe zu erhalten.

Nach langem, vergeblichem Mühen gelang es ihm, eine ihrer Dienerinnen zu ſprechen, welche für reichen Lohn ihm verſprach, das Brieſchen, welches er an Donna Clara geſchrieben hatte, derſelben heimlich zu übergeben.

Die Dienerin hielt Wort, und ihre Gebieterin nahm es an, weil ſie nicht wußte von wem es ſey, und vermuthete: daß irgend ein Unglücklicher ſie vielleicht darin um ein Almoſen anſpräche. Wie ſtaunte ſie, als ſie den Brief las, welcher die zärtlichſten Klagen, die heiligſten Betheurungen der Liebe des Don Fernando enthielt.

Mit heiſſen Thränen benetzte ſie ihn, aber bald ſiegte ihr Pflichtgefühl, und ſie befahl der Dienerin, ihr niemals wieder ein Schreiben oder ſonſt ein Wort von Don Fernando zu überbringen.

Fernando war ſehr niedergeſchlagen, als er dieſe Antwort vernahm, doch bald zog neue Hoffnung in ſeine Bruſt, denn wer liebt, hofft auch, und ſeine Neigung für Donna Clara war nur noch heftiger geworden.

Er beſchwor die Zofe, ihm zu verrathen, in welcher Kirche Donna Clara ihre Andacht verrichte, und ſobald er dies erfahren hatte, begab er ſich alle Tage in die Kirche, in der Hoffnung, ſie zu ſehen. Bald hatte ſein Auge den Altar erſpäht, vor welchem ſie täglich kniete, er kannte ihre Geſtalt, ihren Gang, ſeine geliebte Clara, ob auch ein dichter Schleier ihr Antlitz verhüllte.

Hinter einem Pfeiler verſteckt, lauſchte er auf jede ihrer Bewegungen, er war entzückt, wenn er ihr leiſes Flüſtern vernahm.

Wie gern hätte er ſie angeredet, wie gern ihr das Weihwaſſer gereicht, aber immer war ſie von der alten Duenna begleitet, welche Donna Clara mit Argusblicken hütete.

Als Don Fernando ſeine Leidenſchaft nicht länger zu bezwingen wußte, wagte er es auf die Gefahr hin, vielleicht Claren noch ſtrengere Hut zuzuziehen, der Duenna ſein Herz zu entdecken. Er ſparte weder Schmeichelworte noch Diamanten, und da die Duenna von beiden eine Freundin war, Don Fernando ihr die heiligſte Verſchwiegenheit gelobte, ſo verſprach ſie ihm ihren Beiſtand, mit dem Vorbehalte, daß ſogar Donna Clara nicht erfahren ſolle, daß ſie den Don Fernando in ſeinen Wünſchen unterſtütze.

Sie begleitete eines Tages Donna Clara, wie gewöhnlich, in die Kirche, als es ſchon anfing zu dämmern, denn es war der Sterbetag von Clara's Mutter, den ſie ſtets mit ſtillem Gebete feierte.

Unter dem Vorwande plötzlichen Uebelbefindens, und mit der Verſicherung, daß ſie nur einen Augenblick in das Freie gehen wolle, um friſche Luft zu ſchöpfen, bat ſie um eine kurze Entlaſſung.

Donna Clara ſagte liebreich, ſie möge ſich ja mit ihrer Rückkehr nicht beeilen, warf ſich auf ihre Knie und betete mit Inbrunſt.

Fünfhundert neun und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als Donna Clara ſich erhob, um die Kirche zu verlaſſen, vermißte ſie noch immer die Duenna. Das Gotteshaus war leer geworden, und Donna Clara ſah ſich überall nach ihrer Begleiterin um. „Verzeiht Sennora!“ flüſterte jetzt eine milde, ihr nur zu wohlbekannte Stimme ihr zu, und in demſelben Augenblick lag Don Fernando auch ſchon zu den Füßen der Donna Clara.

„Um Gotteswillen, was beginnt Ihr!“ rief ſie heftig erſchrocken, „entfernt Euch, Sennor, ich befehle es Euch!“

„Ich mich entfernen, jetzt wo ich Euch nach langer Trennung zum Erſtenmale wiederſehe? Fordert mein Leben, nur dies nicht! Ich bitte, ich beſchwöre Euch, bleibt, laßt mich hier zu Euern Füßen knieen, und wenn Euer Herz nicht mehr für mich ſpricht, ſo laſſet wenigſtens Euer Mitleid für mich reden!“

Donna Clara hüllte ſich dicht in ihren Schleier, und mit den Worten: „entfernt Euch, wir ſind auf ewig getrennt!“ verließ ſie zürnend die Kirche. Don Fernando wagte es nicht, ihr zu folgen. Vor der Thüre fand ſie ihre Duenna, die ſich jetzt wohler fühlte. Ohne ein Wort zu ſprechen, kehrte Donna Clara in ihre Wohnung zurück.

Mit Entzücken und Schmerz erfüllt, ſchweifte Don Fernando umher, er hatte ſie, die ewig Geliebte wiedergeſehn, ihre Stimme gehört, ſie hatte ihn von ſich gewieſen, aber mit bebendem Ton, mit Augen, die ſich vergebens bemühten, ihre Thränen zurück zu drängen.

Endlich faßte er ſich wieder genug, um ſich vor Andern ſehen laſſen zu können, und nun dachte er wieder nach, was er zu thun habe, um Donna Clara wieder zu ſprechen. Zuerſt wollte er verſuchen, ihr Herz zu rühren, und dann, wenn ſie minder ſtreng gegen ihn geſinnt ſeyn würde, wollte er ihr begegnen, ſie auf's Neue um Gehör bitten.

Alle Abende trat er nun mit ſeiner Laute unter das Fenſter der Donna Clara. Anfangs ſang er Romanzen, die ſich auf ihr früheres Verhältniß bezogen, alsdann Klagen über die Trennung von ihr. Dann ſang er von Frankreich, und wie er dort ihrer gedacht hatte, und Donna Clara hörte ſeinen Geſang, ja ſie trat wohl ſogar bisweilen an das offene Fenſter, um ihn deutlicher zu hören. Don Ramoſſo, der die Muſik liebte, und Spiel und Stimme des Don Fernando ſehr ſchön fand, ſtellte ſich oft neben ſeine Gemahlin und lauſchte dem Sänger.

Eines Abends ſchilderte Don Fernando in einer rührenden Romanze ſeine Liebe, und die Sehnſucht, die im fernen Lande ſein Herz gequält hatte, und nach einem kurzen Zwiſchenſpiel begann er:

Vom Vaterland ſo fern, ſo fern,
Begrüßte mich der Abendſtern,
Wenn ich ſein Himmelsauge ſeh',
Verſchwindet meines Herzens Weh',
Denn ach, die Schönſte aller Frau'n,
Wird jetzt hinauf zum Sternlein ſchau'n.

Der goldnen Sonne Strahlenpracht
Weicht Tag für Tag der braunen Nacht.
Das Mondenlicht iſt wandelbar,
Der Abendſtern glänzt immerdar,
Du holder Stern, wie lieb' ich Dich,
Denn Du ſiehſt Beide, ſie und mich!

Die fremde Zung' verſteh ich nicht,
Doch ach, ſo gut, was Sternlein ſpricht!
Hier Keiner meine Seele kennt,
Noch traulich mich beim Namen nennt!
Der Holden jetzt ſo fern, ſo fern,
Kennt nur mein Leid der Abendſtern!«

Als Don Fernando ſeinen Geſang geendet, ſeufzte Donna Clara, zugleich aber gelobte ſie ſich, Don Fernando noch mehr als bisher zu fliehen.

Fünfhundert und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

So ſehr ſich auch Fernando bemühte, Donna Clara noch einmal zu ſprechen, es gelang ihm nicht. Briefe, die er durch die Dienerin ſandte, kamen unerbrochen zurück, und die Duenna wagte es aus Furcht vor Donna Clara's Gemahl nicht, dem Don Fernando noch einmal Gelegenheit zu geben, die Geliebte zu ſprechen. Don Fernando wurde vor Kummer und Sehnſucht ganz elend, er ging, wie ein Schatten umher, und wünſchte ſich den Tod, wenn er Clara nicht noch einmal ſprechen ſolle. Sein Freund redete ihm zu, Spanien wieder zu verlaſſen, Don Fernando aber wollte nicht aus Murzia weichen, bevor er Clara noch einmal geſprochen hätte.

Er verſenkte ſich in Erinnerungen und Träumen, und es war ihm ſo ſüß, ſich die Geliebte zu denken, wie ſie holdlächelnd zu ihm niederblickte, ſeine Hand die ihrige feſthielt, wie ſie ihm erröthend ſagte: „Fernando, ich liebte Dich, ich liebe Dich noch jetzt, und werde nie aufhören, Dich zu lieben!“

Mehr begehrte er nicht, mehr ſuchte er nicht zu erreichen.

Eines Tages ſaß er bleich und trübſinnig in ſeinem Zimmer, da kam ſein treuer Diener Lorenzo zu ihm und ſagte bittend: „Verzeiht, gnädiger Herr, wenn ich mich unterfange, Euch zu rathen, aber ich meine es treu mit Euch, und das iſt Euch wohlbekannt. Euer Kummer, edler Don Fernando, geht mir zu Herzen, und ich wünſche Euch zu helfen:"

„Könnteſt Du es, guter Lorenzo!" fiel ihm Don Fernando in's Wort.

„Herr, vielleicht iſt mein Rath nicht zu verachten. Hier in der Stadt, aber in tiefer Verborgenheit, lebt ein Maure, welcher zaubern kann, und ſchon Außerordentliches vollbracht haben ſoll: laßt dieſen rufen, vertraut ihm, was Euch quält, und Ihr könnt gewiß ſeyn, daß er Euch Beiſtand leiſten wird."

Don Fernando ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

Einige Wochen ſchwanden hin, ohne daß es ihm gelungen wäre, Donna Clara nur von fern zu ſehen. Eine finſtere Schwermuth, die traurige Vorgängerin des Wahnſinns, umnachtete die Seele des Don Fernando, und in ſolcher Stimmung fiel es ihm ein, den Mauren zu beſuchen.

Lorenzo wies ihm den Weg zu der abgelegenen, verfallenen Wohnung des Zauberers, den er eben am Heerde fand, mit Zubereitung eines Zaubertrankes beſchäftigt.

Der Maure fragte nach des Herrn Begehr, welcher, ſobald er ſich mit ihm allein befand, ihm ſein Leid mittheilte.

„Ihr ſeht hieraus," ſchloß er ſeine Rede, „wie unglücklich ich bin, ich mag thun, was ich will, Donna

Clara's Bild weicht nicht aus meinem Herzen, nicht aus meinem Gedächtniſſe. Ich verliere über ihren Verluſt, über ihre Kälte noch den Verſtand, und ich will Euch geben, was Ihr begehrt, wenn Ihr es ſo weit bringt, daß ich Clara noch ein einziges Mal nur eine Stunde ſehe, und von ihr höre, daß ſie mich noch liebt!"

Der Maure verſprach: Donna Clara ſobald als möglich ihm zuzuführen, und als Don Fernando ihm nochmals verſicherte, daß ihre Tugend felſenfeſt ſey, verſetzte der Maure: „ſeyd ruhig, Sennor, meinem Zauber muß ſie gehorchen."

Der Ritter reichte dem Mauren ſeine reichgefüllte Börſe, und verſprach: dieſe Gabe zu verzehnfachen, wenn der Maure wirklich Wort halte.

Hierauf entfernte er ſich.

Fünfhundert ein und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht fuhr Reiner in ſeiner Erzählung fort:

Drei Tage ſpäter erſchien der Zauberer in der

Wohnung des Don Fernando, zwei Diener des Zauberers brachten eine verſchloſſene Kiſte hinter ihm hergetragen, die er in Don Fernando's Zimmer niederſetzen ließ. Als ſich die Diener entfernt hatten, verſchloß der Maure das Gemach und öffnete die Kiſte.

Wie ſtaunte Don Fernando, als er eine Wachsfigur ſah, deren Form und Antlitz täuſchend der Donna Clara glich. Er überhäufte den Zaubrer mit Lobſprüchen, und war ganz entzückt über die Aehnlichkeit des Wachsbildes. Doch als er länger in die großen, ſchwarzen Augen des kalten Antlitzes blickte, und ſie, ohne ſich zu regen, ſtarr auf ihn ſahen, da erfaßte ihn auf einmal Grauen, und unwillig fragte er den Mauren: „Was ſoll mir dies kalte, ſtarre Bild?“

Der Maure erwiederte lächelnd: „Edler Don Fernando! Ihr werdet mir noch tauſendmal dafür danken. Seht, welche Wunde ich der ſchönen Dame beigebracht habe!“

Er zeigte hierbei auf den goldenen, mit rothen Federn geſchmückten Pfeil, der die Bruſt des Wachsbildes durchbohrte.

Fernando ſchwieg, und der Maure ſtellte die Figur neben dem Lehnſeſſel des Ritters auf, und befeſtigte auf ihrem Haupte eine Kerze von grünem Wachs, welche die Größe einer viertelpfündigen, gewöhnlichen Wachskerze hatte, und wandte ſich hierauf an Fernando mit den Worten:

„Sennor, ſobald es Mitternacht iſt, zündet dieſe Kerze an, ſogleich wird Donna Clara zu Euch kommen, und ſobald Ihr wünſchet, daß ſie zurückkehre, ſo ſagt Ihr nur: „Sennora, entfernt Euch!“ und ſie wird Euren Wunſch erfüllen. Hütet Euch, die Kerze auszulöſchen, wenn Ihr das Leben Eurer Dame liebt. Uebrigens fürchtet das Verzehren der Kerze nicht, ſie wird ewig brennen, wenn Ihr ſie nicht in der Nacht Johannis des Täufers in geweihtes Feuer werft.“

Don Fernando bezahlte den Mauren reich, ehe dieſer ſich hinweg begab.

Fernando ſtand vor dem Bilde, das Grauen niederkämpfend, in das Anſchauen ſeiner Geliebten verloren.

Mit Ungeduld erwartete er die Mitternacht, wo ſein Wunſch die Erſehnte zu ihm führen ſollte.

Donna Clara befand ſich eben allein, da ihr Gemahl nach Madrid gereiſt war, ihre Duenna hatte ſich entfernt, und ſie legte ſich im Nachtkleide auf ihr Lager, um zu beten und dann zu ſchlummern.

Aber andre Bilder miſchten ſich in ihr Gebet, der Schlummer überkam ſie, ehe ſie das Zeichen des heiligen Kreuzes über ſich gemacht hatte, und ſüße Träume umgaukelten ihr Lager.

Um Mitternacht zündete Don Fernando die Kerze an, zur ſelben Zeit ſtand Donna Clara ſchlafend auf, ſchlüpfte, ohne zu wiſſen, was ſie that, in ihre Pantoffel, hüllte ſich in ihre Mantille, nahm den Hausſchlüſſel vom Nachttiſche und begab ſich, von irgend einem hölliſchen Geiſte geführt, aus ihrer Stube, die ſie verſchloß Sie ſtieg dann die Treppe hinab, und nahm dann träumend ihren Gang nach Fernando's Wohnung, die ſie noch nie beſucht, ja noch nicht einmal gewußt hatte.

Da ſie deſſen Hausthüre offen fand, ging ſie ſchweigend in Don Fernando's Zimmer, und je näher ſie dem Wachsbilde kam, deſto eilender und ängſtlicher ward ihr Schritt.

Als Don Fernando ſeine Geliebte auf ſich zukommen ſah, eilte er ihr entgegen und warf ſich zu ihren Füßen, ſie um Verzeihung anflehend und mit den ſüßeſten Namen nennend. Sie erwiederte kein Wort, ihre ſchönen, ſtarren Augen waren offen und feſt auf ihn gerichtet, und nur ihr Athem zeigte dem Don Fernando, daß ſie noch lebte.

Fernando brach in heiße Thränen aus, es zerriß ſein Herz, daß nicht Clara's Liebe, ſondern nur der hölliſche Zauber ſie zu ihm geführt hatte.

Er faßte ſanft ihre Hand, bedeckte ſie mit Thränen und Küſſen, und nannte wiederholt leidenſchaftlich ihren Namen. Aber ſie blieb ſtumm, nur einmal ſeufzte ſie im Traume ſo ſchmerzlich, daß Don Fernando ihren Anblick nicht ertragen konnte, und zu ihr ſprach, wie der Maure ihm gelehrt:

Der Morgen graut,
Es bleicht der Stern,
Die Lerche ſingt ihr Lied!
Einſt meine Braut,
Jetzt mir ſo fern —
Flieht, flieht, o flieht!

Sobald Don Fernando dieſe Worte ausgerufen hatte, wendete ſich Donna Clara langſam um, und verließ das Gemach. Ohne von irgend einem Menſchen bemerkt zu werden, langte ſie in ihrem Pallaſte an, legte Pantoffel und Mantille ab, und begab ſich auf ihr Lager.

Schmerzlich ergriffen hatte Don Fernando der geliebten Frau nachgeſehen, dann betrachtete er die Kerze, die zu derſelben Zeit erloſch, als Donna Clara ihr Lager erreichte.

Er warf ſich auf den Boden und weinte laut.

Fünfhundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als Donna Clara am andern Morgen erwachte, ward ihr ſeltſam zu Muthe, und ſie wunderte ſich, daß der Traum ſo außerordentlich lebhaft in ihrem Gedächtniſſe geblieben war. Sie würde die Wahrheit errathen haben, wenn ſie nur im Entfernteſten an einen ſolchen Zauber gedacht hätte,

Abends, als Donna Clara, wie gewöhnlich, am

Fenſter ſtand, ging Don Fernando vorüber, und der Blick, den er zu ihr herauf ſandte, machte ſie erbeben, es war derſelbe Blick, den er in der Nacht auf ſie gerichtet hatte, den ſie geträumt zu haben glaubte.

Don Fernando ging betrübt, von Kummer gepeinigt umher, Donna Clara litt nicht minder, ſie konnte den Traum nicht vergeſſen, und ſelbſt das Zureden ihres Beichtvaters tröſtete ſie nicht.

So verſtrich ein Monat, noch ſtand das Wachsbild in Don Fernando's geheimſten Gemache, und auf deſſen Haupte die magiſche Kerze.

Einſt, als Fernando wieder mit namenloſer Trauer an ſeine ſtrenge Geliebte dachte, erwachte die Sehnſucht ſo lebhaft in ihm, daß er die Kerze anzündete. Alſobald erhob ſich Donna Clara, wie das Erſtemal, vom Lager, und eilte leiſe aus dem Pallaſt, der Wohnung des Don Fernando zu. Nur wenige Schritte von ſeiner Hausthüre begegnete ihr der Corregidor an der Spitze der Patrouille, und mit ihm ihr Oheim, Don Eugenio, welcher ſeinem Freund zufällig auf der Straße begegnet war und ihn begleitete.

Als ſie ein Weib in vornehmer Tracht allein um Mitternacht durch die Straßen ſchleichen ſahen, riefen ſie es an, aber Donna Clara beeilte ihre Schritte, und ging mit ſolcher Heftigkeit vorwärts, als ſey ſie beſeſſen.

Sie gingen ihr eilends nach und holten ſie in Don Fernando's Zimmer ein.

Mit Staunen ſahen ſie dort das Zauberbild und die brennende Kerze; Don Fernando aber ſprang erſchrocken auf, ſie zurück zu halten, damit ſie die Kerze nicht mit Lebensgefahr der Dame auslöſchen möchten, zu Donna Clara aber ſprach er bewegt:

„Gehet, gehet Sennora, der Zauber iſt vollbracht, ich werde für mein Verbrechen leiden, und es ſchmerzt mich nur, daß ich es bin, wegen den Ihr vielleicht unſchuldig leiden müßt. Unſchuldig, bei'm ewigen Gott!“

Dieſe Worte ſetzte er hinzu, als er Don Eugenio und den Corregidor erblickte, um ſie von der Schuldloſigkeit der Donna Clara zu überzeugen.

Donna Clara ſtand auf und ging träumend zurück, wie ſie eingetreten war.

Die Umſtehenden erkannten ſie, als ſie das Gemach verließ, und der Corregidor hatte ſeine ganze Beredſamkeit und ſein Anſehen nöthig, den Don Eugenio zu hindern, daß er in ſeiner Wuth nicht ſogleich Donna Clara und Don Fernando tödtete.

Der Corregidor gebot einigen ſeiner Leute, der Donna zu folgen, und ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ſie wieder zu ſich gekommen ſeyn würde, und ihm alsdann Nachricht von ihr zu geben.

Als er bald hierauf die Kerze plötzlich verlöſchen ſah, ſagte er zu Don Fernando, der wie ein Verzweifelter vor ihm ſtand, und ſtumm vor ſich niederblickte: „Sennor, Sennor! was habt Ihr gethan, bedachtet Ihr nicht, daß Donna Clara die Gemahlin des Don

Ranuzio iſt, und wenn Ihr ſie liebt, wie konntet Ihr die Ehre der Donna auf das Spiel ſetzen?“

Don Fernando erwiederte kein Wort, er ſchien ganz verzweifelt.

Jetzt kamen die von dem Corregidor der Donna nachgeſendeten Diener zurück. Er gebot ſeinem Schreiber, ſogleich zu Protokoll zu bringen, was die Diener ausſagen würden, welche ſofort mittheilten, was ſie mit angeſehen und angehört hatten.

Begierig erwarteten die Damen, die Fortſetzung dieſer Begebenheit zu hören, aber der Maler brach ab, mit der Bemerkung, daß es ſpät ſey.

Der Freiherr ſagte: „ich bin ſehr geſpannt auf das Ende, und fürchte nur für die unglückliche Donna Clara, die das unſchuldige Opfer der hier ganz falſchen Ehrliebe ihres Gemahls werden muß. Denn ſo willenlos ſie ſich auch dem Zauber hingeben mußte, ſo rein ſie ſelbſt in dieſem Zuſtande blieb, die Welt wird es nicht glauben, und Don Ranuzio, ſtatt nur den Don Fernando zur Rechenſchaft zu ziehen, und mit ihr in ein fernes Land zu fliehen, wie ein nordiſcher Ehemann thun würde, wird als Südländer das herrliche Weib zwiſchen Dolch und Giftbecher wählen laſſen.“

„Dolch und Giftbecher, dieſe Worte erinnern mich an eine Begebenheit, die ich ſpäter einmal mittheilen will,“ ſagte der Caplan, und fuhr zum Freiherrn gewendet fort: „auch ich ahne dieſes Ende, und bedaure im Voraus das Opfer.“

„Don Fernando leidet noch mehr für ſeine an Wahnſinn gränzende Liebe,“ ſprach Eduard, und die Geſellſchaft trennte ſich.

Fünfhundert drei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als ſich der kleine Kreis heute wieder um Reiner gereiht hatte, fuhr er fort:

Die Ausſage der Diener lautete folgendermaßen:

Die Diener waren immer hinter der Dame hergegangen, und mit ihr zugleich in den Pallaſt getreten, ja ihr ſogar in ihr Schlafgemach gefolgt, wo ſie, nachdem ſie es verſchloſſen, ſich zu Bette legte. Kaum hatte ſie ſich niedergelegt, ſo verloſch wahrſcheinlich die Zauberkerze, denn die Dame erwachte aus ihrem Zauberſchlafe. Als ſie die Gerichtsdiener ſah, ſchrie ſie laut auf, und fragte, auf welche Art ſie hereingekommen wären, denn ſie glaubte den Hausſchlüſſel wohl verwahrt zu haben.

„Ach, unglückliche Donna!“ erwiederte einer der Diener, „Eure Frage ſagt deutlich, daß Ihr bei dieſer wunderbaren Begebenheit ganz Eurer Sinne beraubt waret!“

Durch das Geſchrei der Dame und das Geräuſch der Gerichtsdiener waren die Frauen der Donna Clara erweckt worden und herbeigekommen. Sie waren ganz erſtaunt, und der eine Gerichtsdiener erzählte in Gegenwart der Frauen Alles, was ſich mit der Donna Clara begeben hatte, auch daß ihr Oheim, Don Eugenio, dabei geweſen ſey, worüber das unglückliche Weib auf das Heftigſte erſchrak.

Sie ſchluchzte laut, warf ſich auf den Boden und würde ſich getödtet haben, wenn man ſie nicht mit Gewalt davon zurück gehalten hätte.

Nach dieſem Berichte zweifelte der Corregidor keinen Augenblick an der Unſchuld der Dame und an der Schuld des Don Fernando, welcher ſogleich in ſtrenge Haft gebracht wurde. Der Corregidor begab ſich nun mit Don Eugenio, der mit ſeiner Nichte viel Mitleid zu haben ſchien, nach der Wohnung der Donna Clara, wohin er heimlich das Wachsbild bringen ließ. Sie fanden Donna Clara auf ihrem Ruhebette, noch in ihrer Mantille, von ihren Frauen und den Wachen umgeben, im traurigſten Zuſtande; ſie glich einer Wahnſinnigen, und ward einmal über das andre ohnmächtig.

Da ſie eintraten, waren ihre Frauen bemüht, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; als ſie den Corregidor und ihren Oheim erblickte, warf ſie ſich vor ihnen nieder, und beſchwor ſie, ihr ein Leben zu nehmen, auf dem nun für immer ein unglücklicher Verdacht ruhen würde. Don Eugenio umarmte ſeine Nichte, und verſicherte: daß er feſt an ihre Unſchuld glaube, während er heimlich an ihr Verderben dachte, um ſich ganz des Don Ranuzio, und mit der Zeit auch ſeiner Reichthümer zu bemächtigen.

Der Corregidor befahl die Kerze des Zauberbildes im Nebenzimmer ohne Donna Clara's Wiſſen anzuzünden, worauf die Dame vor ihren Augen ſogleich einſchlief und nach der Stube hinwandelte, ohne auf ihre Fragen zu antworten; auch kehrte ſie, da man es befahl, dahin zurück, woher ſie gekommen war. Dieſe Wirkung der Kerze verſuchten ſie mehrmals in verſchiedenen Zimmern, wodurch zur Freude aller Anweſenden, den Don Eugenio ausgenommen, ein überzeugender Beweis für ihre Unſchuld abgelegt wurde.

Der Corregidor und Don Eugenio tröſteten ſie auf das Eindringlichſte, und verließen ſie dann verwundert über dieſe ſchreckliche Begebenheit, die ſie nicht geglaubt haben würden, hätten ſie nicht Alles mit angeſehen. Zwei Mann Wache mußten bei ihr zurückbleiben, nicht um ſie zu bewachen, ſondern um ſie zu ſchützen.

Don Eugenio erzählte zu Hauſe ſeiner Gemahlin den ganzen Vorfall, welche ſeine boshafte Auslegung, als ſpiele Donna Clara nur die Bezauberte, um jeden Verdacht von ſich abzuwenden, auf das Eifrigſte unterſtützte. Beide überlegten gemeinſchaftlich, was zu thun ſey, ſie bedachten, daß Don Ranuzio über Clara's vermeintliche Untreue vielleicht ſich bald zu Tode härmen, oder in das Kloſter gehen würde, Don Eugenio bekam in beiden Fällen einen Theil ſeines Vermögens, und Donna Clara's Schwägerin war ſchon beglückt genug, wenn ſie die Macht erhielt, die ſchöne Unglückliche zu demüthigen. Sie ſandten ſogleich einen Eilboten an Don Ranuzio nach Madrid, um ihn zu einer augenblicklichen Rückreiſe zu beſtimmen, da eine wichtige Sache ſeine Gegenwart erfordere. Zugleich bat er in ſeinem Schreiben den Don Ranuzio, daß er allein und heimlich bei Don Eugenio abſteigen möchte.

Hier machte der Erzähler eine Pauſe, und ſprach dann: „um nicht heute ſchon das Ende zu verrathen, unterbreche ich meine Mittheilung, hoffend, ſie morgen weiter fortzuſetzen.“

„Wir ſind Alle auf den Ausgang geſpannt,“ verſicherte die Freifrau, und die Blinde wünſchte ſehnlich Clara's Rettung.

Fünfhundert vier und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Am folgenden Tage nach jenem ſchrecklichen Vorfall,“ fuhr heute Reiner fort, „bekannte Don Fernando's

Diener, daß ſein unglücklicher Herr, von ihm verleitet, ſich an den Mauren gewandt habe; man ſtellte nun ſogleich Nachforſchungen über ihn an, fand ihn jedoch, ſelbſt nach monatlichem Suchen im ganzen Königreiche nicht auf. Don Fernando ward auf Befehl des Großinquiſitors dem Gerichte der Inquiſition als ein Verbrecher in Religionsſachen abgeliefert.

Kaum hatte Don Ranuzio den Brief ſeines Vetters erhalten, als er ſich eilends nach Murzia begab, denn er vermuthete nach Don Eugenio's Schreiben, ſeine Gemahlin müſſe irgend einen Fehltritt begangen haben.

Als er Abends zu Don Eugenio kam, ſtellte ihm dieſer, nachdem er den Vorfall im ſchwärzeſten Lichte mitgetheilt hatte, das Betragen der Donna Clara auf das Nachtheiligſte vor. Don Ranuzio ward beim Anhören dieſer Kunde ganz wüthend, und er war im Begriff nach Hauſe zu ſtürzen, und ſein Weib augenblicklich zu erſtechen.

Eugenio hielt ihn zurück, und ermahnte ihn, heimlich und gemäßigt ſeine Rache zu vollziehen, weil die Welt an Donna Clara's Unſchuld glaube. Hierauf ward Don Ranuzio etwas ruhiger, und er überlegte nun mit ſeinen Verwandten, auf welche Art er Donna Clara am Empfindlichſten beſtrafen könne.

Als ſie alle Drei darüber einig waren, begab ſich Don Ranuzio in ſeinen Pallaſt. Clara kam ihm mit Thränen entgegen und ſank zu ſeinen Füßen. Mit erheuchelter Milde hob er ſie auf, tröſtete ſie, verſicherte ihr, daß er feſt an ihre Unſchuld glaube, und ſchwur, daß er Jeden tödten' wolle, der etwas gegen ſie ſagen würde. Dieſe Sanftmuth, dieſe zärtlichen Betheuerungen beruhigten die arme Donna Clara; als ſie aber das Schickſal des ſchuldigen, aber ſo mitleidswerthen Don Fernando hörte, verſank ſie auf's Neue wieder in die tiefſte Traurigkeit.

Einige Wochen nachher eröffnete Don Ranuzio ihr, daß es ſein und ihres Oheims Wille ſey, Murzia ganz zu verlaſſen, und ſich nach Madrid zu begeben, weil dort die traurige Geſchichte der Donna Clara wenig oder gar nicht bekannt ſey, und ſie deßhalb ruhiger leben könnten.

Donna Clara war mit dieſem Entſchluſſe ſehr zufrieden, denn ihr war der Aufenthalt in Murzia fürchterlich, und ſie verließ faſt das Zimmer nicht.

Sie verkauften ihre Beſitzungen in Murzia, und reiſeten, nachdem ſie ihre ganze Dienerſchaft verabſchiedet hatten, nach Madrid, dort ihre ſogenannte Rache an Donna Clara zu vollziehen.

Im abgelegenſten Gemache ihres Wohnhauſes, in welches niemals ein Menſch ohne ihren Willen hinein kommen konnte, befand ſich ein Kamin, welches ſie zur Ausführung ihres ſchändlichen Planes erwählten.

Nachdem ſie Materialien und Werkzeuge hineingebracht hatten, trat eines Abends die Gemahlin des Don Eugenio in das Gemach der Donna Clara, welche eben ihr Abendgebet verrichtete. Die ſchuldloſe Clara bemerkte das Kommen ihrer Feindin nicht, ſie blieb in ihrer gebeugten Stellung, ohne dadurch ihre böſe Muhme zum Mitleid zu bewegen.

Dieſe warf ihr eine Kapuze über den Kopf, deren Oeffnung mit einer Schlinge verſehen war, die ſie ſogleich zuzog, um das Geſchrei des Opfers nicht zu hören.

Hierauf traten Don Eugenio und Don Manuzio ein, hielten ihr die Hände feſt, und ſchleppten ſie in den Kamin, welchen ſie, ſobald ſie ſich darin befand, vermauerten.

Hier verlebte Donna Clara fünf Jahre in der ſchrecklichſten Lage, ohne daß jemals ein Schimmer von Licht in ihre Dunkelheit drang. Der Raum geſtattete ihr nur zu knieen und zu ſtehen, hoch oben war ein kleines Luftloch, durch welches ihre grauſame Muhme ihr von Zeit zu Zeit Waſſer und Brot unter den ſchrecklichſten Schelt- und Schimpfworten reichte.

Sie wollte ihr nicht einmal den Hungertod gönnen, ſondern ſie im Elende, ohne menſchlichen und himmliſchen Troſt, ſich zu Tode weinen laſſen.

Während Donna Clara in dieſem Elende, ohne Licht, ohne Hoffnung, Gott vergebens um den Tod anrief, nahmen ihre Peiniger wieder Dienerſchaft an, und lebten ungeſtört vergnügt und in Freuden.

„Dieſes Leben iſt ja noch ſchrecklicher, als das Urtheil, welches über die ſchuldloſe Dunka geſprochen wurde,“ ſagte Claudine, „Dunka konnte doch ſehen und Luft ſchöpfen, ſie hatte doch Hoffnung zu verhungern, und ſomit das baldige Ende ihrer Leiden vor ſich.“

„Durch Hunger zu ſterben, ſtand auch der gepeinigten Donna Clara frei,“ verſetzte Franz, „es ſtand ja in ihrem Willen, Speiſe und Trank unberührt zu laſſen, man ſieht aus ihrer langen, gräßlichen Gefangenſchaft, wie mächtig der Trieb der Selbſterhaltung iſt, denn ohne dieſem würde Donna Clara ſchon das erſte karge Mahl verſchmäht haben.“

„Ja,“ ſprach der Freiherr, „der Trieb der Selbſterhaltung oder Schwäche eines Charakters, der lieber Alles duldet, als handelt, geht daraus hervor.“

„Bedenke, daß Donna Clara fromm iſt,“ wandte ſeine Gemahlin ein, „wahrhaft fromme Menſchen ertragen Alles, weil ſie feſt glauben, daß Alles von Gott kommt. Donna Clara iſt zudem Katholikin, und muß als ſolche den Glauben haben, daß dieſe Prüfung ſie ſogleich reif für den Himmel macht, und ihr das Fegefeuer erſpart.“

„Ach,“ ſprach der Maler, „wer Gott liebt und ihm vertraut, und wäre er der eifrigſte Katholik, kann das Fegefeuer nicht fürchten, aber wahr iſt, der Fromme trägt viel, denn unſichtbare Mächte ſtehen ihm bei, und mitten im tiefſten Unglück flammt oft in unſerm Herzen ein ſüßer Hoffnungsſtrahl auf, der uns neue Spannkraft giebt, und offenbar göttlicher Abkunft iſt.“

fuhr mit dem Verbannten, wie Mutter Brigitta mit der außer Aktivität geſetzten Spinngeräthſchaft, oder der erſtgeborne Sohn der Kirche mit einem exilirten Parlament, berief ihn mit Ehren in ihr hochklopfendes Herz zurück und verlieh ihm darin alle vormalige Gerechtſame. Das entſcheidende bilitterariſche Wörtlein, das das Glück der Liebe beſtätigt, gleitete mit unausſprechlicher Anmuth von ihren ſanften Lippen, ſo daß der erhörte Liebhaber ſich nicht enthalten konnte, ſolches mit einem feurigen Kuſſe aufzufangen.

Das zärtliche Paar hatte nun Zeit und Gelegenheit, alle Hieroglyphen ihrer geheimnißvollen Liebe zu entziffern und zu paraphraſiren, welches die angenehmſte Unterhaltung gab, die jemals zwei Liebende mit einander gepflogen haben. Sie fanden, was ſich unſre Exegeten wünſchen ſollten, daß ſie den Grundtext immer richtig verſtanden und interpretirt hatten, ohne jemals den wahren Sinn ihrer wechſelſeitigen Unterhandlungen zu verfehlen. Es koſtete dem entzückten Bräutigam beinahe eben ſo viel Ueberwindung, ſich von der reizenden Braut zu ſcheiden, als an dem Tage, da er ſeinen Kreuzzug nach Antwerpen antrat. Er hatte aber noch einen nothwendigen Gang zu thun, den er in Perſon zu verrichten ſich nicht entbrechen wollte, daher ward's endlich Zeit, ſich zu beurlauben.

Dieſer Gang war auf die Weſerbrücke gerichtet zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergeſſen war, ob er gleich lange verzogen hatte, demſelben Wort zu

. So ſcharf der ſpähende Graukopf ſeit der En-
mit dem freigebigen Pflaſtertreter alle Paſſanten
phyſiognomiſche Korn genommen hatte, ſo wenig
er ſeiner doch wieder anſichtig werden, ob er ihm
einen anderweiten Beſuch verheißen hatte. Seine
t war ihm indeſſen noch nicht aus dem Gedächtniß
wunden. Sobald er den ſchöngeputzten Mann von
rblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn
lich. Franz erwiederte des Alten Gruß und ſprach:
und, kannſt Du mit mir wohl einen Gang in die
adt thun, um ein Gewerbe auszurichten? Deine
ſoll nicht unvergolten bleiben.“ — „Warum das
“ antwortete der Altvater, „ob ich gleich ein
n Bein habe, ſo kann ich doch damit ſo rüſtig
en, als der lahme Zwerg, der die Stadtflur um-
n hat *): denn der hölzerne Fuß, ſollt ihr wiſſen,
e Eigenſchaft, daß er niemals ermüdet. Aber ver-
noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber iſt,
wiſchen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die
e zu wandeln.“ — „Was iſt's mit dem Grau-
n?“ frug Franz, „laß mich wiſſen, welche Be-
nheit es damit habe?“ — „Das Grauröcklein

Laut einer alten Sage verhieß eine benachbarte Gräfin
emern ſcherzweiſe ſo viel Land zu ſchenken, als ein Krüp-
r ſie eben um ein Almoſen bat, in einem Tage würde
hen können. Man hielt ſie beim Wort, und der Krüppel
gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam.

bringt mir täglich einen Silbergroſchen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommet auch nicht, jedem Dinge viel nachzugrübeln, drum laß ich's bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein ſey gar der Teufel, der meine Seele mit dem Geld erkaufen wolle. Doch ſey er's, oder ſey er's nicht, was kümmert's mich? Ich bin den Kauf nicht eingegangen, ſo kann er auch nicht gelten.“ — „Ich denke wohl,“ ſprach Franz mit lachendem Munde, „dem Grauröcklein läuft der Schalk hinterdrein. Folge Du mir, der Silbergroſchen ſoll Dir drum nicht fehlen.“

Der Stelzfuß machte ſich auf, hinkte ſeinem Geleitsmanne nach, und dieſer führte ihn Straß auf, Straß ab, in eine entlegne Gegend der Stadt, nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neuerbauten Hauſe ſtehen und klopfte an die Thür. Da ſolche aufgethan wurde, ſprach er: „Freund, Du haſt mir einen heitern Abend im Leben gemacht, es iſt billig, daß ich Dir den Abend Deines Lebens auch heiter mache. Dieſes Haus mit allem Zubehör und dem Garten, worauf es ſtehet, iſt Dein Eigenthum, Küch und Keller iſt gefüllt, ein Aufwärter beſtellt, Dein zu pflegen, und den Silbergroſchen obendrein wirſt Du jeden Mittag unter Deinem Teller finden. Es ſoll Dir daneben unverhalten bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener iſt, den ich ſandte, Dir täglich ein ehrliches Almoſen zu reichen, bis ich dieſe Wohnung für Dich zubereiten ließ. Willſt Du, ſo magſt Du mich für Deinen guten Engel halten, weil's Dein Schutzengel Dir nicht zu Danke gemacht hat.

Er führte den Alten darauf in ſeine Wohnung ein, wo der Tiſch bereitet und alles zu ſeiner Bequemlichkeit und Leibespflege angeordnet war. Der Graukopf war von ſeinem Glück ſo überraſcht, daß er's nicht faſſen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen ſich alſo erbarmen ſollte, und es fehlte wenig, daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Zähren floß von des Greiſes Angeſicht, und ſein Wohlthäter begnügte ſich daran, ohne abzuwarten, daß ſich dieſer von ſeiner Beſtürzung erholte, um ihm mit Worten zu danken, ſchwand nach dieſer ausgerichteten Engelsbotſchaft dem Altvater aus den Augen, wie die Engel pflegen, und überließ ihm, die Sache zu reimen, wie er konnte.

Am folgenden Morgen war's in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz ſchickte Kaufleute, Juweliere, Putzmacherinnen, Spitzenhändler, Schneider, Schuſter und Nähterinnen zu ihr, theils allerlei Waaren, theils ihre guten Dienſte ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spitzen und andere Erforderniſſe zum Brautſtaat auszuwählen und ſich das Maaß zu neuen Kleidungsſtücken nehmen zu laſſen. Ihr niedlicher Fuß, der ſchöngeſtaltete Arm und die ſchlanke Taille wurden ſo oft und ſo ſorgfältig ausgemeſſen, als wenn ein kunſtreicher Bildner das Modell ſchon irgendwo geleſen, und glaube, daß ſie wirklich ſpaniſchen Urſprungs iſt“

„Sehr möglich,“ erwiederte Reiner, „der Zaubergeſchichten dieſer Art giebt es viele, und ſelbſt die ruhigern Deutſchen treiben hier und da noch allerlei Künſte, um ſich die Liebe ihrer Lieblinge zu eigen zu machen.“

„Gewiß,“ ſagte Eduard, „könnte man mit ſolchen Geſchichten, wo Eins das Andre durch Zauberei und — wie das Volk ſagt — Anthun zu gewinnen ſucht, Folianten anfüllen, und ich werde mir ſpäter die Erlaubniß ausbitten, einige ſolcher Begebenheiten erzählen zu dürfen, die ſich in Deutſchland zugetragen haben ſollen.“

Fünfhundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

Als heute Claudine in den Saal trat, fand ſie Niemanden, als Franzen, der am Fortepiano ſaß, und bei ihrem Eintritte erſchrocken in ſeinen Fantaſieen inne hielt.

Sie erröthete und ſprach verlegen: „wenn ich fürchten muß, Ihr Spiel zu unterbrechen, entferne ich mich ſogleich wieder.“

„Ach“ — entgegnete er, „ich ſpielte nur aus Langernweile, und meine Seele war nicht bei dem Spiel, dieſe weilte wo anders.“

Claudine erröthete noch mehr, und Franz ſagte: „ich möchte Ihnen ein Geheimniß vertrauen, wenn Sie mir nicht zürnen wollten.“

Sie ſchüttelte leiſe das Haupt, er fuhr fort: „als ich nach Runſitten kam, intereſſirte mich Alma mehr, als mich je ein weibliches Weſen angezogen hatte, ich hatte noch niemals geliebt, und hielt dieſe Empfindung für Liebe; daß ich mich getäuſcht hatte, daß meine Empfindlichkeit bei ihrer Neigung für Eduard nur Folge beleidigter Eitelkeit war, ſehe ich jetzt ein, denn ich liebe ſie noch eben ſo, wie damals, wie ein Bruder, und ſehe ſie mit Freuden durch meines Freundes Liebe beglückt. Aber jetzt kenne ich Eine, die ich nicht als Braut eines Andern ſehen könnte, ohne mich ſehr unglücklich zu fühlen.“

Claudinens ſichtbar werdende Befangenheit theilte ſich ihm mit, und er ſagte leiſe: „Reiner's Zaubergeſchichte hat ſeltſame Empfindungen in mir erweckt, der arme Fernando mußte Clara unwandelbar und glühend lieben, und ſie mit ſich in den Abgrund ziehen. Ich mußte auch lieben, denn vor Monden, ehe ich Sie kannte und von Ihnen gehört hatte, ſchwebte eines Nachts ein weiß gekleidetes Mädchen in mein Gemach, daß vom Monde beleuchtet mir wie ein überirdiſches Weſen erſchien; auf meinen Ruf — wer biſt Du? erwiederte ſie nichts, und entfernte ſich. Seit jener Zeit trug ich dieſes liebe, von blondem Haar umwallte Antlitz mit den rührenden Zügen und den dunklen Augen im Herzen, obgleich ohne Hoffnung, es jemals wieder zu ſehen. Da ſah ich Sie, und in Ihnen meine liebe, ſüße Erſcheinung; können Sie ſich dieſen Zauber erklären? Oder waren Sie es ſelbſt, waren Sie wirklich damals heimlich auf dem Schloſſe und betraten Sie im Irrthum mein Zimmer? Aber das iſt unmöglich, die holde Erſcheinung hatte etwas ſo Geiſterhaftes, blieb ſtumm, als ich ſie anredete.“

„Vielleicht,“ ſtammelte Claudine, „kann ich Ihnen mit der Zeit Aufklärung geben.“

Eduard, der mit Alma eintrat, unterbrach das Geſpräch, Claudine ſuchte ihre Befangenheit zu verbergen; die Uebrigen fanden ſich ein, und nachdem das Mahl beendet war, ſagte der Caplan: „Unſer Maler hat uns in dieſen Tagen mit dem unglücklichen Schickſal zweier Unſchuldigen gerührt, ich will dafür ein heitres Volksmährchen mittheilen, das mir ſchon in meiner Kindheit gefallen hat und noch gefällt. Hierauf begann er:

Der geſtiefelte Kater.

Es lebte einmal in einem Dörfchen am Rhein ein alter Bauer, der hatte drei Söhne, die hießen: Hans, Barthel und Gottfried, nämlich Hans nach ſeinem Pathen, dem Dorfſchulzen, und Barthel nach ſeinem Pathen, dem Schenkwirth. Gottfried, der Jüngſte, aber war nach ſeinem Vater getauft, der auch Gottfried hieß.

Der alte Gottfried gehörte zu den bemittelten Bauern, und als er ſtarb, da wurden ſeine drei Söhne ſeine Erben, nämlich ſo ſie erbten die Hütte mit allem, was drin (das war aber nicht ſonderlich viel), ſo wie den Stall mit allem, was drin, das war ein Ochs und ein Eſel.

Weil nun auch die Mutter ſchon todt war, ſo verkauften ſie die Hütte und alles, was drin, und auch den Stall, und von dem Gelde bezahlten ſie des Vaters Begräbniß, und aßen und tranken einmal recht tüchtig, darnach ſollten ſie die Hütte zur beſtimmten Friſt verlaſſen, und hatten nichts mehr, als den Ochſen und den Eſel, darein ſollten ſie ſich theilen, und dann wollten ſie ihrer Wege gehen, Jeder für ſich. Alſo ſprach Hans, der älteſte Bruder: „Den Ochſen nehme ich von rechtswegen, denn ich bin der Aelteſte und Größte von uns Gebrüdern!“ — Da ſprach Barthel, der zweite Bruder: „Wenn Du Dir den Ochſen zulegſt, ſo mache ich mit Recht Anſpruch: daß der Eſel mir zukommt, denn ich bin der Nächſte nach Dir.“

Da gukte Gottfried die beiden ältern Brüder traurig an, und fragte: „Aber wenn Du, Hans, den Ochſen für Dich nimmſt, und Du, Barthel, den Eſel gleichfalls, was bekomm ich denn?“

Da antwortete Barthel: „Meiner Seel, ich weiß nicht, aber ſo viel weiß ich, ich gebe Dir nichts, denn meinen Eſel muß ich für mich behalten, denn er iſt mein Ein und Alles.“ Hans aber ſprach: „Sieh, Gottfried! Du biſt der jüngſte Sohn unſeres Vaters, und kannſt daher weder den Ochſen noch den Eſel erben! aber weißt Du was? nimm unſern ſchmucken Kater Hinze, der da auf der Ofenbank ſchläft, es iſt auch ein Erbſtück, und Du kannſt vollkommen damit zufrieden ſeyn.“

„Meinetwegen denn, wenn's einmal nicht anders iſt!“ — rief Gottfried, — „ſo nehm ich den Kater.“

„Du thuſt recht daran!“ ſprachen die andern Brüder, ohne zu wiſſen, wie wahr ſie redeten, dann ſetzten ſie ſich an den Tiſch, aßen und tranken zum Letztenmale zuſammen, und ſchieden dann; nämlich die beiden ältern zogen mit ihrem Ochſen und mit ihrem Eſel davon, Gottfried aber und ſein Kater blieben noch ein Weniges in der Hütte.

Fünfhundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als Gottfried nun ſeinen Kater ſo betrachtete, wie er auf der Ofenbank lag, vergnügt blinzelnd und ſpinnend, da ſprach er: „Ich bin doch ein recht armer Schelm, daß ich mich mit dem kleinen, grauen Kerl da begnügen muß! Hans hat einen Ochſen, den kann er ſchlachten, und das Fleiſch verkaufen, oder ſelbſt eſſen:

Barthel hat einen Eſel, der kann Säcke tragen, oder ihn ſelbſt, wenn er Boten reitet. Ich aber — was ſoll ich mit meinem Kater anfangen? Katzenbraten wird hier zu Lande nicht gegeſſen, ſo lange an anderm Fleiſche noch kein Mangel iſt — reiten kann ich auch nicht auf dem Kater, und ihn Säcke tragen laſſen — eben ſo wenig. Wenn ich unbarmherzig wäre, ſo ſchlüg' ich ihn todt, und verkaufte ſein Fell um einige Stüber, ich bin aber mitleidig, und ſo will ich ihn leben laſſen, und was ich eben zu eſſen habe, mit ihm theilen, obgleich er mir nun und nimmer etwas nützen wird.“

Wie das der Kater hörte, da erhob er ſich, dehnte ſich, ſtreckte ſich, machte einen Katzenbuckel, fuhr ſich mit der rechten Vorderpfote einigemale über's Maul und fing dann folgender Geſtalt an zu reden:

„Du ſprichſt ſehr unverſtändig, mein lieber Gottfried! wenn Du ſagſt, ich, der Kater Hinze, würde Dir nun und nimmer Nutzen bringen, weil ich ſo klein von Geſtalt bin. Iſt es Dir nicht bekannt, daß oft in kleinen Leuten die größeſten Tugenden und Kräfte verborgen liegen? —“

„Sapperment!“ rief Gottfried erſchrocken, „was iſt das? Du kannſt ſprechen, Hinze?“

„Warum ſollt' ich denn nicht ſprechen können,“ verſetzte der Kater ſelbſtgefällig. Daß ich mich in der Sprache meines Geſchlechts eben ſo geiſtvoll als correct ausdrücke, wird Dir nicht entgangen ſeyn, wenn aber die Gelehrten unter euch Menſchen fremde Sprachen erlernen können — ja ſelbſt die Ungelehrten, z. B. die Hofleute franzöſiſch — warum ſollte denn nicht ein gebildeter, genialiſcher Kater endlich die Sprache der Menſchen verſtehen und reden lernen, zumal unſere beiden Sprachen in ihren Grundlauten manche Aehnlichkeit mit einander haben, beſonders, wenn wir die Scala ſingen."

„Du ſprichſt, weiß Gott! wie ein Buch," ſagte immer mehr ſtaunend, Gottfried zum Kater, „und Du magſt wohl Recht haben, und ein geſcheidter Kater ſeyn, geſcheidter in Deiner Art, als ich in der meinigen."

„Ohne Bedingung!" fiel der Kater ihm in's Wort — „ohne Bedingung, Gottfried, denn, ſiehſt Du, Du biſt ſo dumm, daß Dir jetzt gewiß nicht das Mindeſte beifällt, wodurch es Dir möglich werden dürfte, Deine nicht ſonderlich glänzende Lage zu verbeſſern."

„Das iſt leider nur zu wahr," ſagte Gottfried betrübt, „aber Herzen-Kater! wenn Du nun ſo verſtändig biſt, und viel vernünftiger, als ich, wüßteſt Du denn gar nicht ein Mittel, wodurch mir zu helfen wäre?"

„Ei ja wohl," ſprach der Kater, „eben deßhalb hab' ich ja zu Dir geredet, meinſt Du, ich würde ſo viele Worte um nichts und wider nichts gemacht haben? — Aber ſage mir Gottfried, haſt Du gar kein Geld mehr?"

„Meine Pathenpfennige hab' ich noch, ſonſt nichts."

„Wende ſie d'ran, Gottfried, und vertraue mir, ſo ſoll Dir geholfen werden."

„Aber wie?“

„Das ſollſt Du ſchon ſehen, und ſollſt Deine Freude d'ran haben, wenn Du mir folgſt.“

„Gut, ſage mir nur, was ich thun ſoll.“

„Vor allen Dingen gehe hin zum Nachbar Schuſter und laß ihn herkommen, daß er mir ein Paar Stiefel anmißt. Dann nähe mir einen Sack mit einer Schnur d'ran, daß ich ihn nach Gefallen auf- und zuziehen kann, dann ſchneide mir einen tüchtigen Dornenknittel. Ich will unterdeß in des Schulzen Taubenſchlag einen Beſuch abſtatten, und uns einige junge Täubchen zum Abendeſſen holen, ich liebe dieſe zarten Thierchen ungemein, und wenn Du auch ſonſt nicht viel verſtehſt, ſo weiß ich doch, daß Du Täubchen u. dgl. ganz vorzüglich braten kannſt.“

„Nimm Dich nur in Acht!“ ſprach Gottfried warnend, „nimm Dich nur in Acht, daß der Schulze Dich nicht ertappt, und Dir eine Ladung Schrot in den Pelz jagt, Du haſt ihm ſchon einigemal die ſchönſten Tauben vor dem Munde weggefreſſen, und er hat deßhalb einen gewaltigen Groll auf Dich.“

„Sey ohne Sorgen! ich will mich ſchon in Acht nehmen,“ verſetzte der Kater. „Aber jetzt geh' und hole den Schuſter.“

Gottfried that, wie ihm der Kater geheißen, er holte den Nachbar Schuſter, und dieſer maß dem Kater ein Paar Stiefel an, darnach ging Meiſter Hinz auf die Taubenſchau, von wannen er gar bald mit vier fetten, ſchönen Täubchen zurückkam. Gottfried hatte unterdeſſen den beſtellten Sack zuſammen genäht, den Dornenknittel geſchnitzt, und briet nun die Täubchen. Darauf aßen Beide mit großem Appetit zur Nacht, und gingen dann zur Ruhe. —

„Wie auch wir es thun wollen, denn eben ſchlägt es Mitternacht,“ unterbrach die Freifrau den Erzähler.

Fünfhundert acht und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Am andern Morgen brachte der Nachbar Schuſter die Stiefel, und der Kater zog ſie an; ſie paßten ihm ſehr gut, und ſtanden ihm allerliebſt. Darnach hing er den Sack um, nahm den Dornenknittel in die rechte Pfote, und wanderte nach einem zärtlichen Abſchied von ſeinem lieben Gottfried aufrecht, wie ein Menſch, davon in die weite Welt.

Er hatte dem Gottfried früh noch allerlei wunderſame Dinge vertraut, und ihm geſagt, wie er ſich während ſeiner Abweſenheit verhalten ſolle; deßhalb hatte Gottfried guten Muth und blieb, während die

Gläubiger ſeines Vaters vor Gericht und mit demſelben ſich abſtritten, ruhig in der Hütte, wo er von ſeinen Sparpfennigen zehrte, und ſeinen geſtiefelten Kater erwartete.

Der Kater lenkte ſeine Schritte nach dem Lande Fraſiſoffinara, wo damals der Kaiſer Speiſelieb XXXIII. regierte, bekannt wegen ſeiner großen Tugenden und ſeiner Freude am Eſſen und Trinken, weßhalb denn auch über dem Thore ſeiner Burg mit großen goldenen Buchſtaben die Worte ſtanden:

„Gieb Acht, daß nie Dein Herz den weiſen Spruch vergeſſe:
Man ißt, damit man lebt, man lebt, damit man eſſe.“

Der Kater ging aber nicht gleich auf die Reſidenz zu, ſondern legte ſich in einem davor liegenden großen Walde auf die Kundſchaft und den Fang, das heißt, er horchte darauf, was die Sperlinge, Dohlen, Krähen und ſonſtige Vögel, welche hin und wieder nach der Reſidenz flogen, um ihre Verwandten zu beſuchen, einander erzählten von den Neuigkeiten der Stadt und des Hofes, und dabei hatte er ſeinen Sack, wie eine Falle aufgeſtellt, und eine Lockſpeiſe hinein gethan, und lag ſeitwärts ſtille im Gebüſche, um gleich bei der Hand zu ſeyn, wenn ſich etwas finge. — Da hörte er denn, daß der Kaiſer Speiſelieb XXXIII. ſchon ein halbes Dutzend ſeiner vornehmſten Hofräthe und Geheimräthe habe hinrichten laſſen, weil ſie keinen ordentlichen Rath hätten geben können, ſchöne, fette Kaninchen herbei zu ſchaffen: „Kaninchen ſind nämlich das Lieblingseſſen Sr. Majeſtät" — ſprach eine alte Elſter, „aber Ihr wißt, daß der böſe Popanz alle Kaninchen im Lande wegfängt und auffrißt, dem Kaiſer zum Poſſen, ſo daß der Kaiſer keine mehr zu eſſen bekommen kann. Nun ſchickten zwar Se. Majeſtät eine große Armee ab, um den Popanz todt oder lebend zu fangen, aber die große Armee — als der gräßliche Popanz ihr entgegen trat, machte eine rückgängige Bewegung, bis ſie wieder in der Reſidenz anlangten, und in ſeiner Hofburg zitterte der Kaiſer und ſeufzt jetzt vergebens nach einem Kaninchenbraten."

„O alle Hunde!" rief der Kater, „wenn ich doch nur ein Karnickel erwiſchen könnte, das wäre eine ſchöne Gelegenheit, um meinen lieben Gottfried Sr. Majeſtät zu empfehlen." —

Kaum daß der Kater dieſe Worte geſprochen, ſo kam ein großes, fettes Kaninchen daher gelaufen, machte dicht vor dem Sacke ein Männchen, und ſchaute ſich neugierig um. Da erhob ſich ein Wind, und die Wipfel der Bäume rauſchten ſehr, erſchrocken ſpitzte das Kaninchen die Ohren, und rannte blindlings in den Sack.

Da ſprang der Kater Hinz blitzſchnell aus dem Gebüſche hervor, zog den Sack zu, und als das Kaninchen allzuſehr ſtrampelte und ſich ungeberdig anſtellte, als wolle es den Sack zerreißen, ſo hieb Meiſter Hinz mit ſeinem Dornenknittel ihm dergeſtalt auf den Kopf, daß es ſogleich todt war.

Sodann hing er den Sack wieder über die Achſel und marſchirte nun wohlgemuth der Reſidenz und der kaiſerlichen Burg zu.

Die kaiſerliche Burg war auf türkiſchem Fuß eingerichtet, und dem Kater ſelber wurde ganz türkiſch zu Muthe, als er an ſieben großen bunt angemalten und vergoldeten Galgen die zuletzt hingerichteten Hof- und Geheimeräthe hängen ſah, einem Jeden war die Zunge ausgereckt worden, und an den Zungen ſowohl, als an den Haarbeuteln und langen Zöpfen waren große Zettel befeſtigt, worauf der Name eines Jeden geſchrieben war, und weßhalb er gehangen worden: nämlich, weil er nicht pflichtſchuldigſt habe rathen können.

Fünfhundert neun und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Vor dem Schloßthore ſtanden auch Wachen, und als die den Kater ſahen, da rief eine: „Werda!“

„Gut Freund!“ ſagte der Kater, „ich muß in's Schloß, und den Herrn Hofmarſchall ſprechen.“

„Ich muß erſt wiſſen, wer Ihr ſeyd!“ ſagte der Soldat, „ſonſt laſſe ich Euch nicht paſſiren.“

„Wohl!“ verſetzte der Kater: „Ich bin der wirkliche Geheime-, Kammer-, Feld- und Waldjäger Seiner Excellenz des Herrn Freigrafen von Carabas.

„Paſſirt!“ rief die Wache, und murmelte vor ſich hin: „Hätt' ich beinahe den Kerl für einen Kater gehalten.“

Der **Kater** aber ging in die kaiſerliche Burg, und ließ ſich bei dem Hofmarſchall melden, und ſagte: „Mein gnädigſter Herr, der Herr Freigraf von Carabas hat erfahren, daß Seine glorwürdige kaiſerliche Majeſtät Speiſelieb XXXIII. ſo gerne Karnickel ſpeiſen, aber ſeit langer Zeit ſich dieſes unſchuldige Vergnügen haben verſagen müſſen, weil ein gewiſſer Popanz wider allen Reſpekt ſämmtliche getreue Karnickel des Landes dem erhabenen Landesvater vor der Naſe wegfrißt, wider alles Völkerrecht und allen guten Ton. Mein allergnädigſter Herr, der Freigraf Gottfried von **Carabas**, haben mich daher beauftragt: eins der fetteſten Karnickel einzufangen, und ſolches an Seine kaiſerliche Majeſtät Speiſelieb XXXIII. im Namen meines allergnädigſten Herrn, des Freigrafen Gottfried von Carabas, zu überbringen.

Der Hofmarſchall war außer ſich vor Freude, und führte den Meiſter Hinz ſogleich in das Zimmer des Kaiſers, wo er ſeine Botſchaft wiederholen mußte. Der Kaiſer war über die Botſchaft und über das fette

Kaninchen ſo entzückt, daß er den Kater ſogleich koſtenfrei zum Ritter des rothen Pilzordens dritter Claſſe ernannte, ſo wie auch zum wirklichen Geheimen-Hofrath; bei dieſer Gelegenheit ernannte er ſogleich noch ſieben andre Ritter und Hofräthe, um in die Stelle der Hochſeligen draußen vor dem Burgthore einzurücken.

Sodann band der Kaiſer ſelbſt eine Küchenſchürze vor, that die Krone ab, und ſetzte dafür eine weiße Schlafmütze auf, legte Scepter und Reichsapfel bei Seite und ergriff ein Küchenmeſſer, womit er das Kaninchen entſellte und ausweidete; dann briet er ſich's ſelber, träufelte Citronenſaft darüber und verſpeiſete es.

Darnach ließ er den Kater wieder vor ſich kommen und ſprach zu ihm: „Lieber Hofrath und Ritter, ich kann Euch gar nicht beſchreiben, wie über alle Maaßen vortrefflich das Kaninchen, welches Ihr liebenswürdiger Gebieter mir durch Sie geſandt hat, mir mundete. O theurer Mann und Herzensfreund! — könnten Sie Ihren edlen Gebieter nicht veranlaſſen, mir von Zeit zu Zeit eine ähnliche Herzſtärkung zu ſenden?“

„Nichts leichter als das!“ verſetzte der Kater, „denn mein Freigraf hat unermeßliche Wälder, die den böhmiſchen nichts nachgeben, und alle Wälder ſind vollgepfropft mit Kaninchen und ſonſtigem Edelwilde.“

„Ach, das möchte ich ſehen! das möchte ich ſchmecken!“ rief der Kaiſer.

„Das können Ew. Majeſtät!“ ſprach Hinz — „Sie brauchen ſich nur in ihre gläſerne Kutſche zu ſetzen, und den Weg zu fahren, den ich Ihnen bezeichnen werde, ſo werden Sie nach einer angenehmen Spazierfahrt von höchſtens 3 Tagen in dem Schloſſe meines gnädigen Freigrafen anlangen.“

Mit Freuden ſagte der Kaiſer zu, und auch: daß er, ſo wie Hinz ihn angemeldet und erwünſchte Antwort von ſeinem Herrn gebracht haben werde, — alſogleich ſich auf den Weg machen wolle, ſeinen lieben Vetter, den Freigrafen von Carabas perſönlich zu begrüßen.

Der Kater machte ſich ſogleich wieder auf den Weg in die Heimath, und unterwegs erfuhr er, daß das große ſchöne Land, welches zwiſchen dem Kaiſerreiche Speiſelieb's und dem Dörfchen, worin Gottfried's Hütte ſtand, mitten inne lag, das Königreich des Popanzes ſey.

Fünfhundert und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Von dem Könige Popanz erzählte ſich das Volk gar ſeltſame Dinge! er ſollte von Haus aus ein Hexenmeiſter und Freimaurer ſeyn, der alle Jahre in der Johannisnacht ein unſchuldiges Kind auffräße; auch ſagten die Leute, er ſey auch ein Dichter und gräßlicher Rezenſent in einer Perſon, und zudem könnte er ſich in alle mögliche Geſtalten verwandeln von Menſchen und Thieren, kurz es war ein ſehr wunderbarer und künſtlicher Mann, dieſer Popanz.

Trotz allen dieſem war er aber von Haus aus ein blitzdummer Kerl, und hätt' er nur ſchon früher ſeinen rechten Mann gefunden, es wäre gewiß längſt mit ihm vorbei geweſen, er hatte aber den rechten Mann noch nicht gefunden, und ſo lebte er denn noch ſehr geehrt und gefürchtet. Das alles hatte der Kater erfahren, und entwarf auf der Reiſe einen Plan, wie er ſeinen Freund Gottfried wohl am beſten helfen könne.

Gottfried hatte eine gewaltige Freude, als er ſeinen lieben Kater wieder ſah. Hinz erzählte ihm Alles, was er erlebt und erfahren hatte, und ſchloß alſo: „Nun merke Dir, Gottfried, was ich Dir ſage: Du nimmſt Lebensmittel mit Dir, und das wenige Geld, was Du noch haſt, verſtehſt Du?“

„Ja,“ ſagte Gottfried.

„Gut!“ ſagte der Kater, und ſagte weiter: „dann gehſt Du ſogleich mit mir bis an die Grenze, über welche es in das Reich des Königs Popanz geht, dort verlaß ich Dich — verſtehſt Du?“

„Ja,“ ſagte Gottfried.

„Gut!“ ſagte der Kater, und ſagte weiter: „dort an der Grenze bei dem großen See ſteht eine alte unbewohnte Fiſcherhütte, in die kehrſt Du ein, und warteſt hübſch auf mich, bis ich wieder komme und Dir das Weitere verkünde.“

„Schon recht!“ ſprach Gottfried, „aber lieber Hinze, wohin ſoll denn das alles führen?“

„Das wirſt Du alles ſchon ſehen,“ verſetzte der Kater, „potz Mauſefallen und Rattengift! Ich bin nicht umſonſt Hofrath geworden und Ritter des rothen Pilzordens dritter Claſſe! Guter Rath iſt bei mir jetzt nicht theuer, und ich will etwas Großes aus Dir machen. Du ſollſt die kaiſerliche Prinzeſſin, die Tochter des Kaiſers Speiſelieb XXXIII. heirathen.“ —

„Biſt Du toll!“ rief Gottfried erſchrocken — „ich eine kaiſerliche Prinzeſſin heirathen?“

„Na, warum denn nicht? ſie hat Geld, Diamanten und Perlen, wie Heu, und iſt ein junges, ſchönes Mädel.“

„Das glaub' ich Dir ſchon,“ ſprach Gottfried verdrießlich, „aber ihr Vater, der Kaiſer, wird kein Narr ſeyn, und ſie mir geben, und ſie wird keine Närrin ſeyn, mich armen Schelm zum Mann zu nehmen.“

„Der Kaiſer wird nicht närriſcher werden, als er ſchon iſt,“ verſetzte der Kater, „aber er wird Dir ſeine Tochter geben, und die Prinzeſſin wird keine größere Närrin ſeyn, denn alle Mädchen in ihrem Alter — ſie zählt grade 16 Jahre! — aber ſie wird Dich heirathen.“

„Ich ſage Dir, es iſt nicht möglich, Kater!“

„Und ich ſage Dir, es iſt kein Ding unmöglich, Gottfried! — Du ſollſt die Prinzeſſin haben, haben von **meiner** Hand! und wenn ich Dir nicht Wort halte, ſo will ich meine Katernatur verleugnen: mit allen Mäuſen einen ewigen Frieden abſchließen, weder Sperlinge, noch Canarienvögel, noch junge Täubchen mehr freſſen, und flögen ſie mir gebraten vor dem Maule herum! Ich will, ohne zu naſchen, an jeder offenen Speiſekammer vorübergehen, nicht mehr miauen, wenn mir in einer ſchönen Märznacht eine Katze auf dem Dache begegnet, nicht mehr ſpinnen, wenn ich auf der warmen Ofenbank faulenze, und weder pruſten, beißen noch kratzen, wenn mich einer in den Schwanz kneipt! — ich ſchwör's bei meinem Barte.“

„Das ſind ja fürchterliche Schwüre!“ rief Gottfried.

„Alſo beruhige Dich und vertraue, vor Allem aber folge mir blindlings, denn Du biſt zu dumm, um ſelbſt zu handeln.“

Gottfried, der wohl merkte, daß es mit ſeinem Kater eine außerordentliche Bewandniß haben müſſe, verſprach ihm auf's Neue, ſich ganz ſeiner Leitung zu überlaſſen. Darauf machte der Kater wieder einen Beſuch auf Schulzens Taubenſchlag. Gottfried briet wieder, was der Kater erbeutet hatte, und nachdem Beide ſich ſatt gegeſſen, legten ſie ſich, wie der Kater betheuerte, zum Letztenmale in der väterlichen Hütte zur Ruhe.

Fünfhundert ein und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens).

Am andern Morgen machten Gottfried und ſein Kater ſich bei Zeiten auf, und wanderten der Grenze zu, Gottfried trug jetzt den Sack des Katers, er hatte ihn mit Lebensmitteln auf drei Tage angefüllt, und Allem, was er ſonſt brauchte; ſo ſchritten ſie fürbaß, der Kater vorauf, gar ſtolz und vornehm, denn ſeine Stiefelchen waren nicht nur ſpiegelblank lackirt, ſondern er trug jetzt auch einen ſchönen, dreieckigten Hut, mit einem Federbuſch darauf, außerdem eine feine Buſenkrauſe, und daran baumelte der rothe Pilzorden dritter Claſſe; ſtatt des groben Dornenknittels hatte er ein ſchönes, ſpaniſches Röhrchen mit goldenem Knopf — alles Geſchenke von dem Kaiſer Speiſelieb XXXIII. So ging er ganz ſtolz, und als Gottfried ihn ſo gehen ſah, bekam er einen ordentlichen Reſpekt vor ihm, und dachte bei ſich: „dieſer Kater iſt doch ein hübſcher Mann, und wenn ich König werden ſollte, ich machte ihn ſogleich zu meinem Miniſter.“

Als die Wanderer an der Grenze bei dem See ankamen, gingen ſie ohne Weiteres ſogleich in die alte Fiſcherhütte, denn der Kater ſagte: „Gottfried müſſe incognito bleiben.“

In der Hütte hatten Beide eine lange Unterredung mit einander, und als ſie zu Ende war, ſprach Gottfried: „Ach Du lieber, treuer Hinz, wie ſoll ich es Dir vergelten, was Du ſchon für mich gethan haſt, und noch thun willſt. — Sey verſichert, daß ich Dir in Allem folgen werde, Du haſt mir mit dem, was Du mir ſagteſt — wie man zu ſagen pflegt — den Staar geſtochen, und ich begreife nun ſehr wohl, wo Du hinauswillſt, und wie das Wunderbare ſich ſehr natürlich fügen kann, aber nimm Dich nur in Acht, daß Dir der Popanz nicht den Hals umdreht, es wäre jammerſchade um Dich, denn Du biſt ein ſo ſchöner, verſtändiger Kater, und dazu mein Herzensfreund.“

„Mach mir das Herz nicht weich, Herr Bruder,“ verſetzte weinerlich der Kater — „mich treibt es nun einmal, mich um Deinetwillen in Gefahr zu begeben. Nun wir wollen das Beſte hoffen, und gelingt mir's, was ich wünſche für Dich zu vollbringen, ſo will ich auch ausruhen auf meinen Lorbeeren, und mir gütlich thun bei Backfiſchen, Täubchen, Krammetsvögeln, Leipziger Lerchen und der auserleſenſten Sachen, dann nehm' ich mir ein holdes Weib nach meinem Sinn, erziehe meine Kinder zu allen Tugenden, welche unſerm Geſchlechte zur Zierde gereichen, und lebe ſo, liebend und geliebt, beglückend und beglückt, der ganzen Katzheit ein erhabenes Beiſpiel zur Nachfolge: denn auch ich bin ein guter Bürger.“

Als der Kater ſo geredet hatte, ſchüttelte er dem Gottfried mit deutſcher Biederkeit die Hand, und eilte, was er konnte, der Reſidenz des Kaiſers Speiſelieb zu, wo er dem Kaiſer ein ſchönes Compliment von ſeinem Herrn, dem Freigrafen Gottfried von Carabas überbrachte, und es würde dem Herrn Freigrafen Gottfried von Carabas die größte Freude und das größeſte Vergnügen ſeyn, Sr. kaiſerliche Majeſtät bei ſich zu ſehen und zu bewirthen.

Der Kaiſer befahl ſogleich, 24 weiße Pferde vor ſeine gläſerne Staatskutſche zu ſpannen, und ſetzte ſich mit ſeiner ſchönen Prinzeſſin Tochter in die Kutſche, um in das Land des mächtigen Freigrafen Gottfried von Carabas zu kutſchiren. Da aber nun die ganze Kutſche, die Räder mit eingerechnet, von purem Kryſtallglaſe war, ſo durfte der Kutſcher nur Schritt vor Schritt ganz langſam fahren, der Kater Hinz lief aber haſt Du, kannſt Du, als Courier voraus.

Sowie er nun an die Grenze des Kaiſerreichs kam, wo das Reich des Popanz anfing, da ſagte er zu dem erſten Zollwächter: „Im Namen Seiner Majeſtät des Königs Popanz I. Wenn hier der Kaiſer von Fraſiſoffinara durchpaſſiret, und fragt: „wem gehöret dieſes Land?“ ſo ſollet Ihr antworten: „Sr. Excellenz dem Herrn Freigrafen Gottfried von Carabas;“ wer dawider handelt, dem ſollen Nas und Ohren abgeſchnitten werden von Rechtswegen.“ Damit lief der Kater weiter, und wo er einen Bauern auf dem Felde traf, oder einen Hirten mit Vieh, oder wo er durch Dörfer, Flecken und Städte kam, da ſagte er das nämliche, und alle erſchraken, und gelobten heilig und theuer, ſo zu ſagen, denn alle fürchteten ſich erſchrecklich vor ihrem gnädigſten Monarchen, König Popanz I.

Fünfhundert zwei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Nun war es eben die Zeit, in welcher der Popanz ſich auf ſeinem Jagdſchloſſe aufzuhalten pflegte. Das hatte der Kater ausſpionirt, und ging deßhalb jetzt dahin, um mit dem Popanz anzubinden; das Jagdſchloß war wunderſchön gebaut, aber außer dem Popanz befand ſich keine lebendige Seele darin, denn es konnte es kein ordentlicher Menſch in ſeiner Nähe aushalten, weil er, ſo oft einmal Einer etwas nicht recht machte, ihn alſogleich auffraß. Alle Hofleute, Bedienten, Jäger, Läufer waren daher aus Holz gearbeitet, und mit Pergament überzogen, inwendig hatten ſie verſchiedene Maſchinen, wodurch ſie ſich nach dem Willen des Popanzes bewegen konnten. In dem Vorzimmer, welches zu dem Zimmer des Popanzes führte, ſtanden zwölf ſchön gekleidete, hölzerne Kammerherren, die hatten Uhrwerke im Leibe, und alle zwölf zuſammen bildeten eine Uhr, nämlich ſo: wenn die erſte Stunde nach Mitternacht begann, ſo fing der erſte Kammerherr an, zierliche Diener zu machen, das währte eine Stunde lang, bis es Eins ſchlug, da hörte er auf, und der zweite Kammerherr fing an zu dienern, bis es Zwei ſchlug — und ſo fort, alle der Reihe nach bis Zwölf, wo dann der Erſte wieder anfing. Die andern Maſchinen, welche mehr zu thun hatten, als blos Diener zu machen, hatten künſtlichere in ſich, zumal die Jäger, welche man für ordentliche Menſchen hätte halten können.

Kater Hinz trat in den Pallaſt des Popanz, und ging ungehindert durch die Säle und Zimmer, bis er an das Zimmer des Königs kam, da war die Thüre verſchloſſen, und er mußte anklopfen.

Der Popanz that ihm auf und fragte: „wer iſt da!“

Der Kater hatte ein bischen Angſt gehabt, und geglaubt, der Popanz würde ihm ſogleich in ſcheußlicher Geſtalt entgegentreten, er ſchöpfte daher Athem und blieb getroſt, als er den Popanz erblickte, der mehr lächerlich, als furchtbar ausſah. Es war ein langer, langer Herr, mit einem gelbbraunen Geſicht, voller Falten und Runzeln, ehrwürdigem Barte, breitem Maule, kleinen Schweinsaugen, buſchigen Augenbraunen, und Strupphaar auf dem Haupte, ſonſt war er ganz manierlich, und ſehr freundlich und höflich fragte er den Kater, wer er ſey und womit er ihm dienen könne.

„Ew. Majeſtät verzeihen!“ verſetzte der Kater, „ich bin ein reiſender Gelehrter, Philoſoph und Naturforſcher, der ſich ſehr für allerlei wunderbare Dinge zwiſchen Himmel und Erden, wovon ſich unſere Schulweisheit nichts träumen läßt — intereſſirt, ich habe vernommen, daß Ew. Majeſtät darin außerordentliches leiſten, und wage es in tiefſter Unterthänigkeit, Ew. Popanziſche Erhabenheit den Wunſch und die Bitte zu Füßen zu legen, daß Allerhöchſt-Sie doch gnädigſt geruhen möchten, mir eins und das andere Kunſtſtück zu zeigen.“

„Sehr gern,“ verſetzte der Popanz, ſich vergnügt die dürren Affenhände reibend. — „Sehr gern, mein Werthgeſchätzter — aber zum Exempel“ —

„Zum Exempel,“ ſprach Hinz: „Ich habe gehört, Höchſt-Sie könnten ſich in jedes beliebige Thier verwandeln.“ —

„Nichts leichter, als das!“ ſprach der Popanz, und ſtand alsbald in einen derben Müllereſel verwandelt vor dem Kater da. — „Yha!“ ſchrie er, „Yha! Herr Gelehrter, was ſagt Ihr dazu, iſt das nicht wunderbar?“

„Höchſtwunderbar,“ verſetzte der Kater, „aber die Wahrheit zu ſagen, ſo ſind mir doch ſchon viele Menſchen vorgekommen, welche ſich ebenfalls in Eſel verwandeln konnten.“

Berlin

„Ich kann mich aber auch in einen Löwen verwandeln,“ ſprach der Popanz, „und machte Anſtalt dazu. Es wollte damit aber nicht recht fort, und der Kater rief mit verſtellter Angſt: — „Nichts Löwe — um alles in der Welt, ich kann keinen Löwen ſehen, lieber in ein kleines Thier, etwa in eine Maus.“

„Alſo in eine Maus!“ ſagte Popanz, und richtig verwandelte er ſich ſogleich in eine Maus. „Iſt's ſo recht,“ pipte er mit einer feinen Mäuſeſtimme — „bin ich nicht ein kleines allerliebſtes Mäuschen?“

„Zum Küſſen! rief Kater Hinz, ſprang auf ihn los und fraß ihn auf.

Der Kaiſer Speiſelieb war unterdeſſen langſam fortgefahren, und konnte ſich nicht genug verwundern über den ungeheuern Reichthum des Freigrafen Gottfried von Carabas, denn überall, wo er fragte, wem gehören dieſe Felder, dieſe Wieſen, Seen, Teiche, Wälder, Berge, Dörfer, Flecken, Städte, Schlöſſer, Landhäuſer, Brücken ꝛc. — überall hieß es: dem Herrn Freigrafen Gottfried von Carabas.

So kam er endlich —

Der Erzähler wurde hier auf eine unangenehme Weiſe unterbrochen, aus dem nächſten Dorfe tönte die Feuerglocke, ein Bauergut ſtand in Flammen. Raſch ſprangen Reiner, Eduard und Franz auf und davon, um zu helfen, wo Hülfe möglich. Die Frauen waren in großer Angſt, daß ſie allzu rückſichtslos ſich in Gefahr ſtürzen möchten, nur mit Mühe gelang es dem Caplan und dem Arzte, ſie einigermaßen zu beruhigen, der Freiherr ſelbſt ſchien durch den Zufall in eine höchſt aufgeregte Stimmung verſetzt zu ſeyn.

Erſt nach mehreren Stunden kehrten Eduard, Franz und Reiner zurück. Das Bauergut war bis auf den Grund nieder gebrannt. Reiner war, indem er ein altes Mütterchen aus einem in Flammen ſtehenden Nebengebäude gerettet hatte, durch einen herabſtürzenden brennenden Balken leicht am Haupte beſchädigt und tüchtig verſengt worden. Erſt in der nächſten Nacht konnte das luſtige Mährchen zu Ende erzählt werden.

Fünfhundert drei und achtzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

So kam denn endlich der Kaiſer bis an den See, wo die Hütte ſtand, da hörte er plötzlich um Hülfe ſchreien, und ſah im See einen Menſchen mit den Wogen kämpfen. Augenblicklich hieß er einen Bedienten in's Waſſer ſpringen, und den Hülferufenden herausholen.

Der Bediente gehorchte und brachte den Geretteten in die Fiſcherhütte.

Der Kaiſer hieß die Prinzeſſin in der Kutſche verweilen, er ſelbſt ſtieg aus, und trat in die Hütte. „Wer ſeyd Ihr, junger Mann?“ fragte er den Geretteten.

„Ich bin der Freigraf, Gottfried von Carabas,“ erwiederte Gottfried, nach Anleitung des Katers, von dem die ganze Liſt herrührte. „Ich ging hier ſpazieren, plötzlich überfielen mich Meuchelmörder, von dem elenden Popanz gedungen, entkleideten mich, und warfen mich in den See.“ —

In dem Augenblick kam der Kater herbeigeſprungen, und rief: „O mein Himmel, gnädiger Herr, in welchem Zuſtand erblick ich Sie, aber triumphiren Sie! Ihr Feind, der ſchändliche Popanz iſt getödtet, und Sie können jetzt als Sieger in ſeinen Pallaſt einziehen, alle Unterthanen werden Sie als ihren rechtmäßigen König begrüßen.“

Es läßt ſich denken, wie erſtaunt der Kaiſer war. Er ließ ſogleich einen Koffer von einem der die Kutſche begleitenden Diener abſchnallen, und daraus die beſten Kleider hervornehmen, welche Gottfried anziehen mußte, ſo führte er den Glücklichen an die gläſerne Kutſche, und lud ihn ein, neben der Prinzeſſin Platz zu nehmen, er ſelbſt ſetzte ſich auf den Rückſitz.

Ich habe wohl kaum nöthig zu ſagen, daß Gottfried wirklich das Reich des Königs Popanz in Beſitz nahm, und bald darauf die ſchöne kaiſerliche Prinzeſſin heirathete — ſeine Brüder machte er zu Grafen, und beſchenkte ſie reichlich, Kaiſer Speiſelieb verzehrte jeden Tag 12 junge Kaninchen, auf verſchiedene Weiſe bereitet, der Kater Hinze aber wurde in den Adelſtand erhoben, und wirklicher Miniſter, womit denn dieſes ſchöne Mährchen zu Ende iſt.

Fünfhundert vier und achtzigſte Nacht.

Claudine befand ſich in der Bibliothek, um ein Buch zu holen, aus welchem die Freifrau heute Nacht vorleſen wollte, als Franz eintrat, um ebenfalls ein Buch zu holen. Er näherte ſich ihr, um ihr ſuchen zu helfen, und als er ihr das Buch überreichte, ſprach er: „Theure Claudine! geſteht Ihre Freundſchaft mir wohl zu, nach der Löſung des Räthſels zu fragen?“

Claudine erröthete, und flüſterte: „wenn ich nur dann Ihnen nicht wie ein Weſen erſcheine, das man fliehen möchte!“

„Ich ſie fliehen?“ rief er feurig, ihre Hand faſſend. Sie erwiederte ängſtlich: „die Tante wird mich vermiſſen, auf mich harren, aber bald, ja in dieſen Tagen will ich des Abends die Erſte im Saale ſeyn, und Ihnen Alles erzählen.“

Hierauf enteilte ſie, Franz folgte ihr langſam in den

Saal. Dort waren alle Bewohner des Schloſſes ſchon verſammelt, die Freifrau nahm aus Claudinens Händen das Buch und las:

Das grosse Weinfass zu Gröningen.

Unter den Biſchöfen, welche Halberſtadt gehabt hat, verdient unter andern Heinrich Julius von Braunſchweig eine vorzüglich rühmliche Erwähnung.

Bei günſtigern Umſtänden und zu andern Zeiten hätte er eine Zierde des größeſten Thrones ſeyn können. Mit den dazu nöthigen Gaben des Geiſtes und Vorzügen des Herzens hatte die Natur ihm reichlich ausgeſtattet, und ſeine Anlagen hatten eine, nach damaliger Art, ſehr ausgezeichnete Ausbildung erhalten. Sein Vater, Herzog Julius von Braunſchweig, hatte ihn in ländlicher Stille erziehen laſſen, und war ſo glücklich geweſen, beſonders geſchickte und eifrige Lehrer für ihn zu finden. Deßhalb hatte er auch ſchon in ſeiner frühern Jugend ganz außerordentliche Kenntniſſe und Fertigkeiten in Sprachen und Wiſſenſchaften ſich erworben. Schon in ſeinem neunten Jahre nahm er thätigen Antheil an einer theologiſchen Disputation in Gandersheim, und im zwölften Jahre hielt er freie Reden in lateiniſcher Sprache. Die Rechtswiſſenſchaft betrieb er mit großem Eifer, daß er noch bei Lebzeiten ſeines Vaters das Amt eines Hofrichters übernehmen konnte. Auch die Gabe der Dichtkunſt war ihm verliehen, denn er ſchrieb deutſche

Luſtſpiele, die, wenn man ſeinen Leichenrednern glauben darf, von bewundernswürdiger Schönheit waren.

Nachdem er, ſchon als Kind zum Biſchofe beſtimmt, im Jahre 1578 vom Kaiſer für volljährig erklärt, die Regierung angetreten hatte, ſuchte ſein reger Geiſt Alles hervor, was ihm Beſchäftigung geben konnte. Dazu gehörte das Bauen.

Das vorzüglichſte Gebäude, was er aufführen ließ, war das Schloß zu Gröningen. Schon der Cardinal Albert hatte daſelbſt ein Schloß erbaut, aber Heinrich Julius fand daſſelbe zu klein, zu unanſehnlich, zu geſchmacklos; es genügte nicht ſeinen Bedürfniſſen, nicht ſeinem Sinne für Schönheit und Größe. Daher ließ er daſſelbe erweitern, Flügel anbauen, und das Ganze, dem er die Geſtalt gab, die es äußerlich noch jetzt hat, in aller Hinſicht verſchönern, wobei ſich der Baumeiſter Chriſtoph Tendeler aus Torgau viel Lob erwarb. Im Innern war Alles mit Schnitzwerken, Vergoldungen, Gemälden, reich geſchmückt, ja mit Verzierungen aller Art überladen. Beſonders die Kirche, welche indeſſen viele ſchätzbare Gemälde auf Kalk enthält, unter denen ein Nachtſtück, die Gefangennehmung Jeſu beſonders hervorſticht.

Viel hat leider die Zeit zerſtört, die vortreffliche Orgel, welche ſechzig Stimmen enthielt, und dem Biſchofe mehr als zehntauſend Thaler koſtete, für damalige Zeit eine ſehr große Summe, befindet ſich jetzt in der Martinskirche zu Halberſtadt.

Fünfhundert fünf und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Auf dem innern Schloßhofe ließ der Biſchof ein Nebengebäude errichten, unter welchem der Keller für das rieſenmäßige Weinfaß befindlich war, welches in der Folge: das große Gröning'ſche Weinfaß genannt wurde, und das mit Recht, denn der Durchmeſſer ſeiner Länge beträgt dreißig, und der Durchmeſſer der Dicke etwas über achtzehn Werkſchuhe. Die Reifen ſind mit eiſernen Schienen beſchlagen, welche mit den 955 Schrauben, wodurch ſie zuſammengeſchoben ſind, beinahe 124 Centner wiegen. Das Faß ſelbſt wiegt 630 Centner und faſſet 28,672 Stübchen, oder nach damaliger Art zu rechnen 141 Fuder und 16 Viertel Wein.

Es befindet ſich jetzt auf den Spiegelſchen Bergen bei Halberſtadt, welche von dem edlen Domdechant von Spiegel, der ſie anbauete, ihren Namen haben. Der Baumeiſter war der nämliche, der auch das berühmte Heidelberger Faß erbauet hat, Michael Werner aus Landau.

Eines Tages, als bereits würziger Wein vom Rheine in dem Faſſe duftete, begab es ſich, daß in dem Keller die Mauer an der einen Seite beſchädigt wurde. Der Kellermeiſter ließ einen Maurer kommen, den Schaden auszubeſſern. Dies war ein junger Geſell, Namens Andreas Reuter, der zwar fleißig arbeitete, und ſehr geſchickt war; übrigens aber luſtig in den Tag hinein lebte, und bei Frauen und Mädchen viel galt, ſeiner Schönheit und frohen Laune wegen. Ohne den geringſten Argwohn ließ ihn der Kellermeiſter, der ihn ſehr wohl kannte, faſt den ganzen Tag allein im Keller, und kam nur zuweilen auf einige Augenblicke, nach der Arbeit zu ſehen und mit dem luſtigen Geſellen zu koſen. Da wandelte dieſen die Luſt an, als er ſich gegen Abend allein befand, und von der Arbeit erhitzt war, ein Weniges aus dem großen Faſſe zu zapfen, und ſich damit zu erquicken. Die Paar Tropfen, meinte er, wären bei dem ungeheuern Vorrathe für nichts zu achten. Aber der erſte Verſuch zog den zweiten nach ſich, dieſer den dritten, und dieſer ſo viele, daß Reuter, des berauſchenden Getränks in der Kellerluft ungewohnt, endlich die Beſinnung verlor, und in einen Todtenſchlaf verfiel.

Der Kellermeiſter, der ſchon eine Stunde gewartet hatte, daß Reuter Feierabend machen, und ihm, wie er verordnet, die Schlüſſel abliefern ſollte, konnte endlich das lange Ausbleiben nicht mehr begreifen.

Er machte ſich auf, um ſelbſt zu ſehen, was die Urſache wäre; bei dem Anblicke des Entſchlafenen konnte er leicht errathen, was die Urſache wäre. Um aber kein Aufſehen zu machen, denn es hätte ihm ſelbſt zum

Vorwurfe gereicht, daß er nicht, wie ſeine Pflicht war, beſſere Aufſicht gehalten, mochte er keine Leute herbei rufen, den Trunkenen fortzuſchaffen. Er ließ ihn liegen und verſchloß den Keller. In aller Frühe des andern Morgens wollte er den Gefangenen befreien und mit Scheltworten tüchtig abſtrafen.

Um Mitternacht erwachte Reuter aus ſeinem Taumel, es war das Erſtemal in ſeinem Leben, daß er ſich in einem ſolchen Zuſtande befunden hatte, um ſo weniger konnte er ſich darin finden, und vermochte kaum ſich zu beſinnen, was mit ihm geſchehen und wo er jetzt war.

Er tappte umher in dem ſtockfinſtern Keller, um den Ausgang zu ſuchen, aber die Thüre war verſchloſſen, er wollte klopfen, doch überlegte er bald, daß ſeine Ehre verlangte, den Ausgang ruhig abzuwarten, um Niemand auf ſich aufmerkſam zu machen.

Hier brach die Freifrau ab, um vom Leſen auszuruhen.

Fünfhundert ſechs und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nach einer kleinen Weile gewahrte Reuter in der entgegengeſetzten Ecke des Kellers einen weißen Schein, der aus der Erde aufzuſteigen ſchien. Indem er ſcharf darauf hinſah, erblickte er ein kleines graues Männchen, kaum einen Schuh hoch, das langſam und ernſten Schrittes auf ihn zukam. Obwohl eben nicht furchtſam, aber auch nicht ungläubig, fuhr er vor Schreck zuſammen; es lief ihm eiskalt über den Rücken, und als wolle er ſich dadurch vor dem Männlein verbergen, hielt er die Hand vor die Augen.

Da trat das graue Männchen dicht vor ihn hin, und ſprach: „Fürchte Dich nicht, Andreas! Ich bin Dein Freund; denn ich habe Wohlgefallen gefunden an Dir, ich herrſche unter der Erde, und was hier Dich gelüſtet, das will ich Dir gewähren.“

„So erlöſe mich aus dem Keller.“

„Folge mir! — Und wenn Dir wieder einmal die Luſt ankömmt, an dem Faſſe Dich zu erlaben, ſo komm ur Mitternachtſtunde, und klopfe mit dem kleinen Finger der linken Hand ſiebenmal auf den mittelſten Nagel am Schloſſe der äußern Thüre, gleich werde ich ffnen und Dich einlaſſen.“

Schüchtern folgte Reuter ſeinem Führer, und blickte verſtohlen nach ihm hin, da ſtanden ſie vor der Thüre, das graue Männchen berührte das Schloß. Augenblicklich ſprang die Thüre ganz geräuſchlos auf, und Reuter war im Freien. Ohne ſich umzuſehen lief er davon, in einem Athem zu Hauſe, hier faßte er ernſtlich den Vorſatz, vor dem großen Faſſe und noch mehr vor dem kleinen Gebieter der Unterwelt ſich zu hüten.

Des andern Morgens machte er bei Zeiten ſich auf, die Schlüſſel zu dem Keller zu holen und ſeine Arbeit fortzuſetzen. Unterweges ſann er hin und her, wie er ſich wegen des Vorfalls entſchuldigen, und wie er ſein Entkommen aus dem Keller bemänteln wollte. Ganz ſchüchtern trat er in die Wohnung des Kellermeiſters, und vernahm, daß derſelbe noch ſchlafe, weil er erſt nach Mitternacht von einem Trinkgelage zu Hauſe gekommen, und bewußtlos zu Bette gebracht worden ſey. Auf dieſen Zufall bauete ſein leichter Sinn ſogleich einen Plan.

Als der Kellermeiſter endlich aufgeſtanden war, und Reuter zu ihm ging, die Schlüſſel zu holen, fuhr jener ihn heftig an, ſchalt ihn einen liederlichen Geſellen, dem man nichts mehr anvertrauen könne, und drohete von ſeinem Betragen dem Biſchofe Anzeige zu machen.

Reuter ſtellte ſich, wie aus den Wolken gefallen, und ſprach: „wie ſollte ich denn nach Hauſe gekommen ſeyn, wenn ich in einem ſolchem Zuſtande geweſen wäre, wie Ihr mir Schuld gebt?“

„Zu Hauſe gekommen? Das iſt es eben! Ich ließ Dich Trunkenen im Keller liegen, weil ich keinen Lärm machen wollte, und verſchloß die Thüre, wie biſt Du heraus gekommen?“

„Da ſeht Ihr's ja, Herr Kellermeiſter, daß Ihr geträumt habt, ich hatte weder Schlüſſel noch andere Werkzeuge, ein Schloß zu öffnen, und Ihr wiſſet ja, daß ſich dieſe Schlöſſer gar nicht von Innen öffnen laſſen.“

„Du haſt Gewalt gebraucht, Deinen großen Hammer!“

„Welch ein Lärm wäre entſtanden, dieſe Rieſenſchlöſſer, bedenkt doch, hat der Wächter etwas gehört?“

„Der hat geſchlafen!“

„So kommt und ſeht!“

Sie gingen, an den Thüren und Schlöſſern war nicht die entfernteſte Spur von verübter Gewalt. Da wurde der Kellermeiſter irre, eingeſchloſſen hatte er den trunkenen Maurer, das glaubte er gewiß zu wiſſen. Daß aber derſelbe nicht ſo heimlich aus dem Keller ſich hätte befreien können, deſſen ſchien er eben ſo gewiß zu ſeyn.

„Da ſeht Ihr,“ ſprach Reuter, „gewiß habt Ihr geſtern Abend tüchtig gezecht, und das erhitzte Blut oder der böſe Feind hat Euch den Traum eingegeben, den Ihr nun für Wahrheit haltet, um Eure eigenen Sünden von Euch abzuwälzen, und ſie einem Unſchuldigen aufzubürden.

Dem Kellermeiſter ſchlug das Gewiſſen, er brummte noch etwas in den Bart und ging; doch ſandte er einen Aufſeher, der den ganzen Tag in dem Keller blieb, und auf Reuter Acht hatte. Auch ging er ſelbſt öfters ab und zu.

Fünfhundert ſieben und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſes heimliche Beobachtetwerden verdroß Reutern nicht wenig, er kam mehrmals auf den Einfall, in der nächſten Mitternacht von dem Anerbieten des grauen Männleins Gebrauch zu machen, bloß um den Kellermeiſter einen Poſſen zu ſpielen. Doch das hieß fremdes Eigenthum angreifen, und dagegen ſträubte ſich ſein natürliches Rechtsgefühl, noch mehr ſein guter Sinn gegen die Gemeinſchaft mit den unterirdiſchen Geiſtern, die, das begriff er wohl, keine guten ſein konnten, da ſie ihn zum Böſen die Hände boten. Er ſchauderte bei dem Gedanken, mit den Mächten der Hölle ein Bündniß zu ſtiften, und verwarf dieſen Einfall, ſo oft er auch wiederkehrte.

Der Bau wurde vollendet, ohne daß weiter etwas vorfiel, und von Reuter's Abenteuer wurde nichts bekannt.

Auch kam Reuter von dem argen Gedanken, von ſeiner Bekanntſchaft im Keller Gebrauch zu machen, bald wieder ab, und ſchien ihn gänzlich vergeſſen zu haben, als kurz darauf ganz andere Wünſche ſein Herz erfüllten.

Marie war die Tochter einer der angeſehenſten und reichſten Bürger in Gröningen, der mehrere Hufen des beſten Feldes, Häuſer, Gärten und Wieſen beſaß, und viele, ſelbſt vornehme Herren, unter ſeine Schuldner zählte, dabei aber doch mäßig und ſparſam lebte, und dabei ſein Vermögen noch immer vermehrte.

Marien's Vater war keinesweges geizig, ſondern zur rechten Zeit freigebig, mit Verſtand und voll ächten frommen Sinnes, wohlthätig gegen die Armen, ſo daß er ſich allgemeine Liebe und Achtung erworben hatte; ſo war er doch eines Theils von Jugend auf an Arbeit und Mäßigkeit gewöhnt, und andern Theils machte es ihm Freude, für ſein einziges Kind, ſeine Marie, auch im Irdiſchen beſtens zu ſorgen.

Viele Freier hatten ſich ſchon um Marien's Hand beworben, die ihre reiche Ausſteuer lockte; aber auch ihre friſche, jugendliche Schönheit zog an, ihr muntrer Geiſt, ihr ſanftes Weſen; aber ſie hatte alle Freier zurück gewieſen, und ihr Vater ließ ihr freien Willen.

Da traf ſie bei einer Hochzeit mit Reuter zuſammen, ſie hatte ſchon viel von ihm gehört durch andre junge Mädchen, die ihn kannten und lobten. Deßhalb war ſie beſonders aufmerkſam auf ihn, der erſte Blick, den ſie auf ihn warf, nahm ſie für ihn ein, und im Stillen wünſchte ſie nichts ſehnlicher, als von Reuter zum Tanz aufgefordert zu werden. Aber Reuter ſprach ſo viel mit ſeinen Bekannten, daß er auf Marien nicht achtete, obgleich ſie viel Aufſehen machte.

Unmuthig darüber, daß ſich Reuter gar nicht um ſie kümmerte, zog ſich Marie zurück, und lehnte unter dem Vorwande heftigen Kopfwehs jede Aufforderung zum Tanze ab. Dieſe Kälte Reuters reizte ſie nur noch mehr, und ſie nahm ſich feſt vor, ſeine Bekanntſchaft zu machen, jedoch ohne ihre Neigung zu verrathen.

Da fiel ihr ein, daß ihr Vater einen Bau in ſeinem Wohnhauſe vor hatte. „Ha!“ dachte ſie, „ſo wird es gelingen, Reuter muß mit bei dem Bau ſeyn.“ Nun ward ſie wieder fröhlich und tanzte mit, doch wich ſie Reuter mehr aus, als ſie ihn ſuchte.

Des andern Tages wußte ſie es bei ihrem Vater ſo einzuleiten, daß ihr Zweck erreicht wurde, ohne daß Jemand etwas davon ahnen konnte. Der Bau wurde begonnen, und Reuter mußte dabei helfen. Marie übernahm es, die Werkleute zu bewirthen, und benahm ſich höchſt liebenswürdig dabei.

Fünfhundert acht und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr die Freifrau fort zu leſen:

Reuter wurde auf Marien aufmerkſam, ihm gefiel das ſchöne Mädchen, ihr holdſeliges Weſen bezauberte ihn, in wenig Tagen war er ſchon ſo verliebt in Marien, daß er wohl hundert Plane für ſich machte, um ſie zu ſehen.

Er ward dabei ganz niedergeſchlagen, denn ſo leichtſinnig er auch von Natur war, ſo luſtig er auch ſonſt in den Tag hinein lebte, ſo leuchtete es ihm doch ein, daß ein armer Maurergeſelle, wie er, der von ſeiner Hände Arbeit lebe, zu der reichſten und ſchönſten Bürgerstochter in ganz Gröningen ſein Auge nicht erheben dürfe. Hoffnungsloſer und trauriger kehrte er jeden Morgen zu ſeiner Arbeit zurück, die ihm gar nicht mehr von der Hand gehen wollte.

Oft aber erreicht der Menſch ohne allen Plan, was er ſchon aufgegeben hatte, weil er keinen Plan dazu erſinnen konnte.

Marie bemerkte den Eindruck gar bald, den ſie auf Reutern gemacht hatte, aber es entging ihr auch nicht, wie blöde und ſchüchtern er gegen ſie war, und täglich noch mehr wurde. Das bekümmerte ſie eben ſo ſehr, als jenes ſie freute. Was war zu thun? Liebe und jungfräuliche Scham kämpften in ihrer Bruſt. Die Liebe ſiegte, ſie mußte ſich entſchließen, dem Geliebten entgegen zu kommen.

Sie that dies mit aller Freiheit, die einem liebenden, geiſtvollen Mädchen in ſolcher Lage eigen iſt; aber doch auch mit dem Selbſtvertrauen, was ſie überhaupt im hohen Grade hatte, und was hier durch ihre glänzenden Verhältniſſe gegen Reuter noch gar ſehr erhöht wurde.

Reuter ſtutzte anfänglich. Er traute ſich ſelbſt nicht, ſo unvermuthet kam es ihm, ob er Marien's Worte richtig deutete, ſobald er aber hierüber in's Klare kam, und der erſte lichte Strahl der Hoffnung in ſeiner Seele aufgegangen war, wurde er kühner, und beſtürmte nun Marien mit Betheuerungen ſeiner Liebe. Schnell ward der Bund geſchloſſen, und nach drei Tagen ſchon war Maria mit Reuter verlobt, denn obgleich ihr Vater ihren Entſchluß nicht gern ſah, und wohl auf einen ganz andern Eidam, als auf einen Maurergeſellen gerechnet hatte; ſo war es doch ſein Grundſatz, ihrer Neigung vollkommen Freiheit zu laſſen, und nach einigen Einwendungen, welche er nicht verhehlen konnte, und welche die verliebte Tochter mit Verſicherungen, daß ſie nur mit dieſem Manne glücklich ſeyn könne, beantwortete, gab er ſeine Einwilligung.

Nach einigen Monden wurde die Hochzeit gefeiert. Reuter dünkte ſich der glücklichſte Mann in ganz Gröningen zu ſeyn, auch hielt ihn jedermann dafür, er war das Geſpräch bei allen Zuſammenkünften, und viele ſahen auf ihn mit bitterm Neide, diejenigen beſonders, die vergebens um Marien geworben hatten.

„Für heute genug,“ ſprach Frau von Runſitten und legte das Buch hin; Franz warf auf Claudinen, die er bisher täglich vergebens im Saale erwartet hatte, einen fragenden Blick, ſie flüſterte: „in wenig Tagen!“

Fünfhundert neun und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Reuter mußte ſeine Maurerei aufgeben und ſich der Landwirthſchaft widmen, um dereinſt die ſchönen Beſitzungen ſeines Schwiegervaters zu übernehmen, und gehörig verwalten zu können. Er wußte ſich darein auch gar bald zu finden; denn da ihm dieſe neue Lebensweiſe Vergnügen machte, und er an ununterbrochene Thätigkeit gewöhnt war, ſo brachten ihn Fleiß und Eifer ſchnell ſo weit in landwirthlichen Kenntniſſen und Fertigkeiten, daß ſein Schwiegervater ſich höchlich darüber verwunderte, und nun ſelbſt froh war, dieſen Schwiegerſohn bekommen zu haben.

Noch größer wurde ſeine Zufriedenheit dadurch, daß er ſich täglich mehr davon zu überzeugen meinte, wie glücklich ſeine Kinder zuſammen lebten. Denn vor Reuter's Augen hing noch der dichte Schleier, den die junge Liebe davor zieht; er ſah noch nichts von den Fehlern ſeiner Gattin, die ſeiner Ruhe den Untergang droheten, ſo klar ſie auch ſchon ſich zu entwickeln anfingen. Alles erſchien ihm noch in dem Roſenlichte der Liebe.

Daß er der Landwirthſchaft mit ſolchem Eifer ſich befliſſen, kam ihm ſehr zu ſtatten; denn ſchon im nächſten Jahre ſtarb ſein Schwiegervater, und Marie war ſeine einzige Erbin. Sie hatte ihren Vater kindlich geliebt, und beweinte ihn mit aufrichtigen Thränen; aber ihr Schmerz dauerte nicht lange. Das angenehme Gefühl, Gebieterin eines großen Vermögens zu ſeyn, und die darauf gebauten Pläne, die ihr wie von ſelbſt in den Kopf kamen, zerſtreuten ſie bald.

Reuter betrauerte ſeinen Verluſt eben ſo aufrichtig, als Marie; aber ſo leicht ſein Sinn auch war, doch ernſter und anhaltender. Er wunderte ſich nicht wenig über Marien, und zum Erſtenmale fiel ihr Betragen ihm unangenehm auf. Es that ihm weh, daß ſie gar bald nicht mehr von dem Verſtorbenen ſprach, und faſt von nichts, als von Veränderungen und Verſchönerungen, die ſie in ihrer Wohnung gemacht zu haben wünſchte. Er ſuchte, da er die ſehr bedeutenden, zu dieſen Bauten erforderlichen Koſten für unnütz hielt, die Sache zu verſchieben, indem er hoffte, daß Marie ſich anders beſinnen würde; denn die Wohnung war in der That nicht allein ſehr bequem eingerichtet, ſondern auch, nach Verhältniß ihres Standes, reich geſchmückt, nur altmodiſch. Das behagte Marien nicht, ihre Eitelkeit wollte höher hinaus, ſie beharrte auf ihrem Wunſche. Reuter machte beſcheidene Gegenvorſtellungen, Marie wurde empfindlich, und erklärte es nicht undeutlich für Zeichen abnehmender Liebe, daß er ihr dieſes Vergnügen nicht gönnen wollte. Da gab Reuter nach, der Bau wurde angefangen, und kam, wie es zu gehen pflegt, und weil Marie noch immer neue Einfälle dabei hatte, doppelt ſo hoch zu ſtehen, als der Anſchlag geweſen war.

Reuter legte Marien die Rechnung vor; er dachte, die große Summe ſollte ihr auffallen, und ſie für die Zukunft bedächtiger machen; ſie aber achtete kaum darauf. „Wozu haben wir denn das Geld?“ ſprach ſie, und ging lachend davon.

Fünfhundert und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Zimmer waren kaum vollendet, da kamen Hausgeräthe, Kleidung und Schmuck an die Reihe. Schon mehrmals hatte Reuter ernſtlich widerſprochen, denn in Allem ging Marie weit über ihren Stand hinaus, und es war bereits nöthig geweſen, zwei ausgeliehene Summen wieder einzuziehen, um ihre Verſchwendungen beſtreiten zu können. Sie aber hatte ihn immer durch Thränen erweicht, oder durch Schmollen zum Nachgeben bewogen.

Jetzt aber fing ſie an, die Verſchwendung auf das Höchſte zu treiben, und Reuter erklärte ihr ernſt und beſtimmt, daß er das nimmermehr zugeben würde, ſie müſſe aufhören, ihr Geld zu vergeuden. Sie warf ihm vor, daß er ein armer Maurergeſell geweſen ſey, den ſie erſt zum reichen Manne gemacht habe, und daß es ihm nichts anginge, wie ſie ihr Vermögen verwende.

Das war das Empfindlichſte, was ſie ihm ſagen konnte, um ſo feſter aber blieb er bei ſeiner Erklärung, und ſie verließ ihn außer ſich vor Zorn.

Jetzt erſt erkannte Reuter, daß Marie nur ſo lange ſanft blieb, ſo lange ihr Niemand widerſprach, und daß ihr Charakter ganz anders ſey, als er geglaubt habe.

Marie ſchmollte wochenlang; vergeblich bemühte ſich Reuter, ſie auf andre Gedanken zu bringen; es entſpann ſich in ihrer Seele eine feindſelige Bitterkeit, die ſie nie wieder verließ und die täglich neuen Zuwachs erhielt.

Gleichſam als wolle ſie ihren Gatten kränken oder ihm trotzen, fing Marie nun auch an, ihr Hausweſen zu vernachläßigen; je eifriger und fleißiger er die äußere Wirthſchaft beſorgte, deſto mehr verſäumte ſie die innere, und fand nach und nach mehr Geſchmack an dieſer vornehmen Lebensweiſe.

Sie putzte ſich, hielt ſich eine Menge Dienſtboten, beſuchte alle Vergnügungsorte und lebte ganz als Dame.

Reuter verſuchte alles Mögliche, Marien zur Ordnung zu bringen, Bitten und Drohungen wandte er an, Bewegungsgründe der Klugheit und der Religion.

Bedenke, ſagte er eines Tages, daß uns der Himmel unſre zeitlichen Güter nur geliehen hat, daß wir einſt Rechenſchaft von unſerm Haushalte geben müſſen! Und nicht wahr, Du fühlteſt Dich glücklich, daß Dir Dein Vater ſo ſchöne Güter hinterließ? Soll denn unſre Tochter einſt betteln gehen und über uns ſeufzen, und dereinſt an jenem großen Tage des Gerichtes uns anklagen?

Das machte Eindruck auf ſie; ſie gelobte, ſich zu beſſern, hielt aber nur kurze Zeit Wort.

Fünfhundert ein und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als Reuter endlich jede Hoffnung aufgegeben hatte, Marien zu ändern, ward er von böſer Laune, endlich von Verzweiflung erfüllt, und ergab ſich, um ſich zu zerſtreuen, dem Trunke.

Ein Weinfaß nach dem andern wurde herbeigeſchafft, jedes folgende größer, als das vorhergehende. Eine Zahl von Mittrinkern fand ſich ein, und je lärmender das Gelag war, deſto wohler befand ſich Reuter. Marie ging ihren Vergnügen nach, und bekümmerte ſich weder um ihn, noch um ihr Kind.

Die übermäßigen Ausgaben richteten ihn bald zu Grunde, ein Grundſtück wurde nach dem andern verkauft und Geld aufgeborgt.

Endlich als Reuter keine Zinſen mehr zahlen konnte, brachen alle Gläubiger los; ſo wurde er von Haus und Hof verjagt, die noch vorhandenen Beſitzungen reichten nur hin, die Schulden zu bezahlen; er behielt gar Nichts.

Marie ſchwamm in Thränen, und verfolgte Reutern mit Vorwürfen; er gab dieſe eben ſo bitter zurück, und wälzte alle Schuld auf Marien, die ſein ganzes Unglück ihm bereitet habe. So entſtand unter ihnen der entſchiedenſte Haß.

Reuter war in den erſten Tagen wie vernichtet; nur der leichte Sinn, den ihm die Natur gegeben hatte, half ihm wieder empor. Es mußte ein Entſchluß gefaßt werden, denn ſelbſt das trockene Brod fehlte ihm; Almoſen annehmen wollte er nicht, Niemand von ſeinen Tafelfreunden unterſtützte ihn; deßhalb entſchloß er ſich, ſein altes Gewerbe, die Maurerei, wieder zur Hand zu nehmen.

Freilich wollte dieſe Arbeit ihm nicht mehr behagen. Doch würde er ſich wieder hinein gearbeitet, und dann vielleicht glücklicher gelebt haben, als im Reichthum; allein Marie hörte nicht auf, ihn mit Vorwürfen zu beſtürmen und ihre Lage zu verwünſchen. Er kam deßhalb faſt gar nicht mehr nach Hauſe, und verjubelte des Nachts in der Herberge, was er am Tage verdient hatte.

Freilich behagte ihm der Gerſtenſaft nicht ſo, wie das Rebenblut. Einſt, als er ſchon vor der Herberge ſtand, kehrte er wieder um, ging heim, bot Marien freundlich guten Abend, und zählte ihr ſeinen Gewinn hin; ſie aber warf ihm das Geld vor die Füße und nannte es Bettel- und Lumpengeld.

Außer ſich ſtürzte er fort hinaus in die Nacht; heimkehren mochte er nicht, in die Herberge auch nicht; da fiel ihm das graue Männchen in des Biſchofs Keller ein. Mit heißer Ungeduld und Sehnſucht erwartete er die Mitternachtſtunde; da klopfte er an die Kellerthüre, wie ihm geheißen war; er hatte dies doch richtig behalten, denn leiſe öffnete ſich die Thüre, er trat hinein.

„Kömmſt Du endlich?“ ſprach das graue Männchen mit beſonderer Freundlichkeit, „ich habe lange auf Dich gewartet!“

„So gieb mir zu trinken, dort oben muß ich verdurſten.“

„Hier iſt Vorrath, erſt geſtern ſind zehn Fuder vom beſten Gewächs friſch eingefüllt.“

Er fing an zu zapfen.

„Aber ſpute Dich! Wenn Mitternacht vorüber iſt, kann ich die Thüre nicht mehr öffnen.“

Reuter zechte nach Herzensluſt, mit jedem Humpen wuchs ſeine Begierde, und je mehr ſie wuchs, deſto weniger dachte er an die fliehende Zeit. Ueberfüllt und ſinnlos lag er am Boden, als Mitternacht vorüber und das graue Männchen verſchwunden war.

Fünfhundert zwei und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Zu Reuters Unglück hatte der Kellermeiſter daſſelbe Schickſal gehabt; er hatte den Abend den friſch angekommenen Wein versuchen wollen, und war bei dem Versuche in dem Keller liegen geblieben. Nach Mitternacht erwachte er und hörte seinen Gefährten ſchnarchen; da kam ihm ein Grauen an, denn er wußte, daß er allein im Keller geweſen ſey. Schnell raffte er ſich auf, ſchloß leiſe die Thüre auf und huſchte hinaus.

Im Freien verließ ihn die Furcht; er hielt es für möglich, daß es mit dem Schnarchen doch natürlich zugegangen ſeyn könne, und beſchloß, ſeine Maßregeln darnach zu nehmen.

Den Morgen in aller Frühe rief er Leute zuſammen und nahm ſie unter einem Vorwande mit in den Keller. Sie traten in den Keller und fanden Nichts. Der Kellermeiſter hieß ſeine Leute alle Winkel durchſuchen, er habe, ſagte er, geſtern ein Goldſtück verloren; vergebens.

Reuter war, nachdem er zur Beſinnung gekommen, auf das große Faß geſtiegen und hatte ſich niedergelegt, da gewahrte ihn Niemand.

Er würde unentdeckt geblieben ſeyn, wenn er nicht den unklugen Einfall gehabt hätte, indeß die Suchenden am andern Ende des Kellers waren, an der Vorderſeite des Faſſes zu entſpringen, um aus dem Keller zu entwiſchen. Der Sprung mißlang, er brach ein Bein.

Auf den Schrei des Schmerzes, den Reuter ausſtieß, ſprang der Kellermeiſter mit ſeinen Begleitern herbei. Daß es gerade Reuter war, minderte ſein Erſtaunen, denn er entſann ſich der alten Begebenheit.

Deſto mehr aber fühlte er Schadenfreude, denn er gehörte zu den abgewieſenen Werbern Mariens, und war ſpäter, als er ihr noch als Frau nachſtellte, von Reutern derb zurecht gewieſen worden. Zudem bedurfte er eines Sündenbockes, denn es fanden ſich gar beträchtliche Mängel im Keller, die er ſeinem Herrn dienſtfertig vorrechnete und Reutern in die Schuhe ſchob.

Reuter ward in's Gefängniß geführt, und geſtand ſchon im erſten Verhöre ſeine Verbindung mit dem grauen Männchen. Er ward hierauf der Zauberei halber zum Scheiterhaufen verdammt, doch ehe dieſe ſchreckliche Strafe an ihm vollzogen werden konnte, erbarmte ſich der Tod über ihn. Mit verzerrtem Geſicht fand ihn eines Morgens der Kerkermeiſter entſeelt im Gefängniß.

Fünfhundert drei und neunzigſte Nacht.

Als Franz heute zeitiger, als die Uebrigen, in den Saal trat, fand er Claudinen, die ihn erwartet hatte.

„Es iſt wohl Zeit, Ihnen endlich das Räthſel zu löſen, welches jene Erſcheinung noch immer für Sie iſt,“ redete ihn Claudine mit einiger Verlegenheit an, und als Franz ſich als aufmerkſamer Zuhörer neben ſie ſetzte, ſagte ſie: „Mein verſtorbener Vater war des Freiherrn von Runſitten naher Verwandter und der Liebling von deſſen Aeltern. Als Kind ſpielte er mit ihm, und als er erwachſen war, verging ſelten eine Woche, in welcher mein Vater nicht nach dem Schloſſe Runſitten geritten wäre.“

„Eine eigentliche Herzensfreundſchaft beſtand zwiſchen dem Freiherrn und meinem Vater nicht, dazu waren beide zu verſchieden; aber doch liebten ſie einander als nahe Verwandte und gingen gern mit einander um.“

„Da fügte es ein böſes Geſchick, daß mein Vater und der Freiherr in heftigen Streit geriethen; was die Urſache dieſes Streites war, ich weiß es nicht; nur ſo viel weiß ich, daß die Aeltern des Freiherrn meinem Vater Recht gaben und gegen ihren Sohn ſo erzürnt waren, daß ſie ihn enterben und meinen Vater in den Beſitz ihrer Güter ſetzen wollten.“

„Mein Vater verhinderte dies und unternahm eine Reiſe; nach Jahren erſt kehrte er zurück, mit meiner Mutter, die er im Auslande geheurathet hatte.“

„Zwei Jahre nachher iſt auch der Freiherr von Runſitten, deſſen Aeltern während dieſer Zeit geſtorben waren, wieder auf ſein Schloß gekommen, nachdem er mehrere Jahre lang ganz Europa durchſtreift hatte.“

„Seit dieſer Zeit fingen die beiden Streitenden an, einander zu haſſen und zu fliehen; niemals hat mein Vater Schloß Runſitten, nie der Oheim meines Vaters Haus betreten.“

„Dennoch ſprach er, wenn Jemand, welcher von dieſem Streite nichts wußte, den Freiherrn von Runſitten erwähnte, mit der höchſten Achtung von ihm; meine Mutter verließ dann gewöhnlich das Zimmer und weinte. Die, welche von der Feindſchaft beider Verwandten unterrichtet waren, nannten niemals des Freiherrn Namen in unſerm Hauſe."

„Meine Mutter ſtarb, wie ich acht Jahre alt war, an der Auszehrung; mein Vater verſchrieb eine Gouvernante für mich, und war ſeit der Mutter Tode noch finſtrer, als früher."

„Da kam ganz unerwartet eines Tages meine Tante, Frau von Runſitten mit Alma, mich zu ſehen, vorzüglich um die Gouvernante kennen zu lernen."

„Mein Vater empfing ſie ſehr ehrerbietig, und ſie kam von Zeit zu Zeit, ſich nach mir und meinen Fortſchritten liebevoll zu erkundigen."

„Ich bin jetzt überzeugt, daß der Oheim um die Beſuche der Tante gewußt, wenn er auch wohl niemals mit ihr darüber geſprochen hat."

„Mein Vater erlaubte mir in den letzten Monaten vor ſeinem Ende, auch die Tante einmal zu beſuchen; ich kam im Stillen hierher, und ſah ſie ohne des Freiherrn Wiſſen. Ich ſelbſt bin jene Erſcheinung, die Sie ſahen, ach! und im traurigſten Zuſtande, denn ich bin ſeit einigen Jahren zu Zeiten mondſüchtig. Dieſer krankhafte Zuſtand macht mich ſo unglücklich!" —

„Sehr mit Unrecht," fiel ihr Franz in die Rede, „dieſer Zuſtand iſt in meinen Augen ſo wunderbar, ja überrdiſch, daß Sie mir nach dieſem Geſtändniß noch intereſſanter geworden ſind.“

Claudine ſchlug ihre lieben Augen auf und ſah Franz freundlich an. „O fahren Sie in Ihren Mittheilungen fort,“ ſagte er, „Sie glauben nicht, wie ſehr mich Alles intereſſirt, was Sie betrifft, theure, theure Claudine!“

Sie erzählte: „Nach meines Vaters Tode ſchrieb der Freiherr ſelbſt an mich und lud mich zu ſich ein. Ich war ganz verwaiſet und nahm ſein gütiges Anerbieten um ſo dankbarer an, je mehr ich ſeine Gemahlin und Tochter liebte.“

Der eintretende Maler unterbrach das Geſpräch. Ihm folgten der Arzt und der Caplan, zuletzt kamen die Damen, der Freiherr und Eduard.

Marie ſpielte auf dem Fortepiano mit ſo hinreißender Anmuth, mit ſo tiefem Gefühl, daß Alle davon ergriffen waren.

Sie ſang auch einige einfache Lieder, und der Maler ſetzte ſich ganz ſtill in eine Ecke des Saales, um ganz ungeſtört ihrem Geſange zu lauſchen.

Erzählt wurde dieſen Abend nichts, doch mußte der Arzt verſprechen, in der nächſten Nacht etwas mitzutheilen.

Fünfhundert vier und neunzigſte Nacht.

In dieſer Nacht erzählte der Arzt:

Die feindlichen Brüder.

(Steiermärkiſches Mährchen.)

Mächtig herab von der Bergſpitze drohte vor vier Jahrhunderten die Feſte Reichenburg, in Unterſteier, am linken Ufer des Sauſtromes. Aber nicht minder anſehnlich blickte von unten hinauf ein anderes, knapp am Fuſſe gelegenes Schloß, gleiches Namens. Zum Unterſchiede wurde jenes nur Ober-, dieſes Unter-Reichenburg genannt. Oben auf dem Berge thronte, wie ein Adler in ſeinem Horſte, Niclas von Reichenburg, ein übermüthiger, unwirſcher Mann, dem nur ſeine ſanfte Gemahlin, Timutha Drachenburger, die ihm als Mitgift die Drachenburger Güter zubrachte, manchmal ein freundlicheres Geſicht abſchmeichelte. Unten am Strome hauſte deſſen Bruder Jörg, ein menſchenfeindlicher, empfindlicher Geſelle, wie eine lichtſcheue Nachteule, ein düſteres Hageſtolzen-Leben führend. Niclas ſtreifte gerne in den Gebirgen gegen St. Jacob oder gegen Kopreiniz umher, um das Wild des Waldes aufzuſtöbern, oder ritt auf ſeine Schlöſſer zu Drachenburg und Reichenſein, und hinüber zu ſeinem Thurm in Rann, während Jörg einſam umherwandelte am Ufer der Save, und mit düſtern Blicken die waldigen Anhöhen maß, an deren Fuße jenſeits im Krainerlande die Straße nach Gurkfeld dem Laufe des Stromes folgt, oder ſich die langen Tage damit verkürzte, Angel und Netze nach den Fiſchen des Fluſſes zu werfen, oder im klaren Breſtanza-Bächlein Forellen zu fangen. Was das Natürlichſte ſchien, nämlich: daß die Brüder im wechſelſeitigen Umgange Behagen und Erheiterung finden würden, fand gerade nicht ſtatt; denn ſie haßten ſich von dem Augenblicke an, als ſie ſich in die Erbſchaft ihres Vaters theilten. —

Mit Hohn ſah Niclas auf ſeinen Bruder, wie auf einen Vaſallen hinab, und rühmte ſich mehr als einmal mit beißendem Spotte: daß er die Fiſche auf ſeines Bruders Schüſſeln vom Fenſter aus zählen könne, was allzeit geſchäftige Ohrenbläſer dem Beſchimpften getreulich berichteten. Jörg, darüber gekränkt und entrüſtet, ſchwor, ſeinem Bruder ſolchen Spott noch einmal theuer büßen zu laſſen. Auch dieſer Schwur fand ſeine Herolde.

So wuchs der Haß der beiden Brüder gegen einander von Tag zu Tage. Auch ihren Unterthanen theilte ſich dieſe Spannung mit, und es kam nicht nur unter den Knechten der Schloßherren, ſondern auch unter dem Landvolk zu ernſtlichen Auftritten und blutigen Schlägereien.

Kein Inſaſſe oder Gaſt des Oberreichenburgers zog mehr ſicher und ungeneckt am untern Schloſſe vorüber; eben ſo wenig aber durfte ſich Jemand, der dieſem angehörte, ungeſtraft in den Gehölzen am Dousbka-Bach oder auf den Höhen des Logerberges blicken laſſen.

Was die ganze Nachbarſchaft gefürchtet hatte, geſchah endlich in der That. Die langgenährte Feindſchaft kam zum Ausbruche, und zwar auf traurigere Weiſe, als man gefürchtet hatte.

Es war am St Nicolai-Tage des Jahres 1434, wo neue Kränkungen beide Brüder ſo ſehr erbittert hatten, daß ſie ihre Rache nicht länger zu verſchieben entſchloſſen waren. Im obern Schloſſe ging es eben toll und voll her, weil Niclas das Feſt ſeines Schutzpatrons feierte. Wild glühten des Schloßherrn Augen, und Timutha, welche das Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln und das Spiel ſeiner Mienen wohl verſtand, ahnte mit Entſetzen ein Unglück. In der That ſprang Niclas, als ihm ſeine Gäſte ein lautes Lebehoch brachten, vom Wein erhitzt, in leidenſchaftlicher Haſt auf, ſtürzte einen weitbauchigen Humpen in einem Zuge auf den Tod ſeines Bruders hinunter, und ſchmetterte das Gefäß mit ſolcher Wuth auf den Boden, daß es in tauſend Splitter zerſprang.

Alles war erſchüttert, und Gemahlin und Freunde ſuchten ihn zu beruhigen; aber umſonſt, er war nicht mehr zu halten.

Wie vom Wahnſinn erfaßt, rannte er in ſeine Waffenkammer, nahm das längſte und ſicherſte Feuerrohr, das er beſaß, lud es in Eile, und zielte am Fenſter, welches vom Eckthurme auf das untere Schloß hinabſieht, genau ſo, daß er Jörg's Fenſter, aus welchem dieſer oft Abends neidiſch emporgrinſ'te, gerade auf's Korn bekam.

Denſelben Augenblick ſchien aber auch Jörg erlauert zu haben; denn eben ſo ſchnell fuhr er mit ſeinem Feuerrohr auf, und zielte nach oben. Zwei Schüſſe fielen gleichzeitig. Als des Niclas Leute in die Kammer traten, lag er tödtlich getroffen in ſeinem Blute am Boden. Auch Jörg war todt. Die Brüder hatten ſich wechſelſeitig erſchoſſen.

Da war denn große Trauer im Schloſſe, und das ganze Land nahm Theil an dem grauſen Begebniß. — Noch jetzt ſtehen die beiden Schlöſſer, aber nur das Obere behielt ſein Anſehen bei. Hart an das Schlafgemach des Schloßherrn ſtößt eine Capelle, welche in einer Niſche auf der Evangelienſeite des Altars die Schädel der feindlichen Brüder zum Gedächtniſſe bewahrt. Man ſagt, daß ſie hinter ihrem Gitter, ſo oft man ſie mit den Stirnen zuſammenſtellte, ſtets ein Poltern und Lärmen bei Nacht anrichteten, welches die Hausleute mit Grauen erfüllte, worauf man ſie dann des Morgens in entgegengeſetzten Ecken von einander abgewendet gefunden habe. Jetzt aber ſtehen ſie ſich Tag und Nacht mit den Stirnen gegenüber und ſtarren einander mit ihren leeren Augenhöhlen ſchaurig trüb an.

Vierhundert Jahre mögen wohl hingereicht haben, die feindlichen Brüder im Grabe zu verſöhnen.

Fünfhundert fünf und neunzigſte Nacht.

Die Reihe zu erzählen war dieſen Abend an dem Caplan, und er trug das folgende iriſche Mährchen vor:

Maurice Adair, der Piper.

In einer ſchönen, mondhellen Nacht war es, daß Maurice Adair, der Piper, ſeinem Dudelſack die einladendſten Töne entlockte, und die Jugend von Ireragh das Feſt ihres Heiligen luſtiger denn je mit Tanz und Frohſinn feierte. Maurice war ein junger, ſchöner, rüſtiger Burſche — aber blind. Der Aermſte hatte nie der Sonne Licht geſehen, und Tag und Nacht war ihm gleich. Seiner Phantaſie ſchwebten aber dennoch undeutliche Bilder von Schönheit und herzerhebenden Reizen vor, wenn ſein Ohr die ſüßen Stimmen der Mädchen vernahm, oder ſeine Hand einen weichen Schwanenhals fühlte, oder auch, gleich Blumenduft, ein roſiger Athem ſeine Wange berührte.

Maurice war verliebt, aber noch ohne Gegenſtand — und ſein Sehnen wußte ſich nur in Melodieen zu ergießen, die im einſamen Geſang oder in den Lauten ſeiner Bagpipe gar anmuthig ertönten.

Maurice's Muſik konnte aber noch weit mehr bewirken. Er hatte in ſeinem Inſtrumente einen Ton — „der wundervolle Ton“ genannt, und wie man glaubte, von einem Elfen erſt hineingebannt, — einen Ton, den, gleich Oberon's Horn, Niemand hören konnte, ohne ſogleich ſeine Tanzluſt zur unwiderſtehlichen Leidenſchaft anwachſen zu fühlen. Hier, auf der mondbeglänzten Wieſe, bedurften jedoch die aufgeweckten Bauerburſche keines fremden, unwiderſtehlichen Reizes. Hinlänglich war die Anregung ihrer eignen Luſt, und Maurice, unermüdlich aufſpielend, ergötzte ſich ſelbſt, in ſeinen lüſternen Gedanken, an dem, was die Andern in der Wirklichkeit, und deßhalb vielleicht weniger innig genoſſen. Doch fing auch er endlich an, ſich nach einiger Realität zu ſehnen, und da Muſikanten nicht nur verliebter, ſondern auch durſtiger Natur zu ſeyn pflegen, irländiſche Muſikanten aber beide Bedürfniſſe in doppeltem Maße empfinden, ſo verſäumte auch Maurice nicht, die angenehmen Bilder ſeiner Phantaſie gar fleißig mit heißem Whiskey-Punſch zu erfriſchen. Bald ſchien es ihm, als drehe ſein Kopf ſich noch ſchneller, als die wirbelnden Paare, ja ganz Iveragh ſchaukelte unter ſeinen Füßen.

„O, noch ein Glas, Kitty! und einen Kuß dazu!“ rief er ſtammelnd — aber Kitty, bange für des Tanzes Ende, wenn der Whiskey die Bagpipe des Pipers Händen entriſſe, verſagte ſtandhaft den Labetrank. Immer heftiger beſtand Maurice auf ſein Begehren — doch Kitty blieb unerbittlich. „Wer ſo viel trinkt, braucht nicht zu küſſen, und überdem mußt Du ſpielen,“ ſagte ſie, „damit wir tanzen, und kaum kannſt Du ja mehr die Finger rühren.“ „Ich nicht mehr die Finger rühren?“ ſchrie Maurice entrüſtet — „nun, ſo ſollſt Du — ſo ſollt Ihr alle tanzen, bis Ihr genug habt, und Euch mehr nach einem Tropfen Waſſer ſehnt, als ich jezt nach einem Glaſe geſegneten Whiskeypunſches mich ſehne.“ Im Zorne hierauf die Bagpipe an ſich drückend, erſchallte laut und ſchmetternd — der wunderbare Ton — und augenblicklich im wilden Getümmel wirbelte alt und jung durch einander. Aber ſieh! das ſchlafende Meer ſelbſt erwacht, und hervorkommen Krabben und Seekrebſe, eine zierliche Menuett auf dem glatten Sande beginnend. Die Meerſpinne tanzt vor mit ihren langen Beinen, und Codfiſch und Steinbutt, Schellfiſch und Sohlen balanciren auf ihren Schwänzen, und Seehunde und Auſtern verſuchen den neuſten Galoppwalzer. Staunend wurden dieſe ganz neuen Tänzer tanzend empfangen, unter denen ſich

Maurice fortwährend blaſend, und nichts von Allem gewahrend, ſchadenfroh mit herumdrehte. Doch da theilen ſich nochmals die Fluthen, und hervorſchwebt, im wollüſtig reizenden Tanz, die ſchönſte der Meerjungfrauen. Friſch, wie der junge Morgen, war ihr Antlitz, ihr langes, blondes Haar ſtrömte herab über den ſchneeweißen Buſen, gleich durchſichtigen Wellen. röther blühten die Lippen, als des Oceans feurigſten Corallen, blendender glänzten die Zähne, als ſeine koſtbarſten Perlen. Ihr ſilbernes Gewand aber ſchien gewebt aus dem Schaum der Wogen, mit unbekannten Seeblumen geſchmückt, reicher ſchimmernd in brennenden Farben, als die funkelndſten Edelſteine Indiens.

Alle ſahen ſtaunend die holde, wunderbare Erſcheinung, nur der arme Maurice ſah von alle dem nichts, und doch war er es, auf den allein die Seekönigin es abgeſehen hatte, denn wenig Augenblicke nur waren vergangen, als in der Verwirrung des Tanzes ihre Arme ihn ſanft umfingen, und eine melodiſche Stimme in ſüßen Tönen ihm zurief:

Mein Reich iſt das Meer,
Und prachtvoll mein Schloß! —
Komm, Maurice Adair,
Komm ſchwing Dich auf's Roß.
Das Seepferd, horch! ſchnaubet,
Und harret auf Dich,
Der das Herz mir geraubet,
Nun herrſcht [illegible] mich

So komm denn und eile
Geſchmückt iſt der Saal, —
Nicht langer mehr weile,
Und ſey mein Gemahl.

Maurice ſträubte ſich nicht, der holden Meerfey zu folgen, obgleich ſeine Mutter, die ebenfalls ſeit einer halben Stunde wie raſend umher ſpringen mußte, und ſchon beide Holzſchuhe verloren hatte — ihren letzten Athem anſtrengte, ihm kläglich nachzurufen: doch um Gottes und St. Peters Willen keinen Fiſch zu heirathen, — obgleich ſie als letztes Argument ſelbſt anführte, daß ſie ja künftig nicht einmal mehr Stockfiſch mit zerlaſſener Butter eſſen könne, ohne fürchten zu müſſen, vielleicht ihren eignen Enkel zu verſpeiſen — ſo war doch alles umſonſt, und als der wundervolle Ton verhallte, und alle Tänzer ermattet Luſt ſchöpften, hatte bereits eine hohe Welle, welche während der ganzen Zeit hinter ihnen geſtanden (wahrſcheinlich das Leibroß der Königin!) Beide verſchlungen, und nur ein leiſes „Lebewohl Mutter!“ das der Wind herübertrug, war der letzte Laut, den man je von Mauricen Adair, dem Piper, vernahm.

Hier ſchloß der Erzähler, das Mährchen hatte alle ſehr angeſprochen, und der Caplan wurde aufgefordert, in der folgenden Nacht ein ähnliches zum Beſten zu geben. Er ſagte zu.

Fünfhundert ſechs und neunzigſte Nacht.

An ſein Verſprechen erinnert erzählte heute der Caplan:

Das Mährchen von Holycroſs.

Johny Curtin war ein armer Schüler, einer dunkeln Sage nach, der Abkömmling eines in alter Zeit hohen und mächtigen Geſchlechts, deſſen Glanz indeß längſt verloſchen, deſſen Reichthümer verſchwunden, und deſſen Nachkommen, immer tiefer hinabſinkend, ſeit vielen Jahren ihres eignen Urſprungs ungewiß, genöthigt geweſen waren, das Handwerk „mit goldnem Boden" zu ergreifen, das zuletzt immer ſicher, wenn auch nicht reichlich nährt. Johny's Vater und Mutter aber hatte der Tod hingerafft, ehe er ſelbſt für ſich zu ſorgen im Stande war, und eine hülfloſe Waiſe, lebte er nur allein von der Großmuth ſeines Verwandten, eines Pächters in der Nähe der Ruinen von Holycroß, wo er jetzt eben auch die Schulferien zubrachte; denn Johny war fleißig und wißbegierig, und der Ohm gutmüthig genug, ihn bei der Arbeit oft zu entbehren, um ihm Zeit zu laſſen, auf der Schule zu erlernen, was dort zu erlernen war.

Johny kannte die Geſchichte ſeines Vaterlandes, wußte, wie die alte Größe faſt überall gebeugt worden, und die eigentlichen Fürſten des Bodens Fremdlingen weichen mußten, die, wie Pilze aufgeſchoſſen, den edleren Pflanzen die Nahrung entzogen, bis die unerbittliche Zeit endlich alles verwandelte, und die, deren Vorfahren Könige waren, zu nichts Beſſerem als Sclaven geſtempelt hatte. Er ſelbſt ſah ſich in vollem Maße für einen Solchen an, und die geringen Freuden, deren ſeine Lage fähig war, wurden nur zu oft durch ſelbſtpeinigende Gedanken dieſer Art getrübt.

In dieſer Stimmung waren die ſtolzen Ueberreſte verhallter Jahrhunderte, die Tipperary's Fluren, gleich einem großen Kirchhof bedeckten, das gewöhnliche Ziel ſeiner einſamen Wanderungen, und der Lieblingsaufenthalt des ſchwärmenden Jünglings. Manche Sommernacht brachte er in der verwitterten Cathedrale zu, die auf Caſſels Felſen in nackter Erhabenheit thront, durchirrte in der Mittagsſonne die ſumpfigen Wieſen, in die ſeit acht Jahrhunderten Athaſſils Abtei immer tiefer verſinkt, oder ruhte im Schatten des Raubſchloſſes von Golden, deſſen zehn Fuß dicke Mauern der Zeit noch trotzten, wie ſie ſo lange manchem Feinde getrotzt. Doch vor Allem theuer waren ihm die prächtigen, von Epheu eingehüllten, Ruinen des Kloſters von Holycroß, wo der Fremde noch jetzt das wunderbar erhaltene Grab des großen O'Bryan's, Königs von Limmerick, bewunderte, und wo auch, im beſcheidnen Winkel, Johny's Eltern ſchliefen. Vor ſeiner Phantaſie aber bevölkerte es ſich noch mit andern wunderbaren Geſtalten, unter denen die Geiſter ſeiner großen Vorfahren, die, wie er oft gehört, ihre Ruheſtätte hier gefunden, den erſten Rang einnehmen. Möglich, daß ſeine Vermuthung ihn nicht betrog. Denn der poetiſchen Sitte ſeines Volks gemäß, wird nicht der Platz um die ärmliche Capelle, in der die Bedrückten jetzt ihren kaum geduldeten Gottesdienſt feiern, gewählt, ſondern die erhabenen Ruinen ihrer alten Kirchen und Klöſter vertreten die Stelle zum Begräbniß für hoch und niedrig. Daher ſieht man hier den Boden noch überall von aufrechtſtehenden Grabſteinen wimmeln, untermiſcht mit Knochenhaufen und Schädeln, die, um den neuen Ankömmlingen Platz zu machen, ſorglos ausgeſchaufelt wurden. Hier, in einer Fenſterniſche ſitzend, verträumte Johny Stunden auf Stunden, bis die Sonne über den majeſtätiſchen Galtengebirge herabſank, deſſen dunkle Rieſen allein unverändert jedes Jahrhundert und jede Umwälzung überlebt hatten.

Der Erzähler brach hier ab, um in der folgenden Nacht ſein Mährchen fortzuſetzen.

Fünfhundert ſieben und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Eines Abends, wo er ſich mehr bewegt, als je gefühlt, ſehnſüchtig in die Vergangenheit und troſtlos in die Zukunft geblickt, und ihm endlich gedäucht, daß immer hörbarer die Geiſter der Abgeſchiedenen in ſeiner Nähe gerauſcht, verſank er, die Augen noch von wehmüthigen Thränen naß, in einen tiefen Schlummer. Wie lange er geſchlafen, wußte er nicht; ob er nachher geträumt oder wirklich geſehen, was ihm erſchienen, blieb ein nie mehr zu enthüllendes Räthſel. Genug, er glaubte mitten in der Nacht zu erwachen, und jeden Raum in der weiten Kirche bis in die entfernteſten Winkel, von einem überirdiſchen Lichte erleuchtet zu ſehen, das mit der Klarheit des Tages den Silberſchein des Mondes und den roſigen Schimmer der Abendröthe verband.

Vor ihm aber ſtand ein weibliches Weſen, in ein ſchlohweißes Gewand, wie in eine wallende Wolke gehüllt, und zwei Augen funkelten ihm aus ihrem Geſichte entgegen, gleich Sternen in einer Decembernacht. Eine Stimme, deren Ton Johny nie genügend beſchreiben konnte, deren Zaubermelodie aber jede Nerve zu ſtärken, jede Furcht zu beſchwichtigen, und frohen Muth, wie Feuer, in jede Lebensader zu ſtrömen ſchien, rief ihm freundlich zu: „Mein Sohn, weißt Du, wo Du biſt?“ „Wo ich bin?“ erwiederte Johny, ſich die Augen reibend, — „gewiß — in Holycroß.“ „Weißt Du auch, daß hier im grauen Alterthume Deine Väter herrſchten, und alles Land, was Deine Augen oft von jenem Thurme überblickten, einſt ihr Eigenthum war?“ — „Ha! ich ahnete es — o! warum konnten ſie es nicht beſſer bewahren, auf daß ihr Enkel nicht heute in Armuth und Sorge ſein Brod von fremder Gnade erbetteln müßte.“ — „Johny,“ fuhr die Stimme fort — „laß die Vergangenheit ruhen. Von Dir allein wird es abhängen, ſo groß zu werden, als unſere Vorältern waren, wenn Du Muth mit Klugheit verbindeſt. Dein Glücksſtern brachte Dich grade dieſe Nacht in die Mauern der Abtei, wo ich, die einſt hier gebot, jetzt alle hundert Jahr nur einmal noch erſcheinen darf. Wiſſe denn, daß ein unermeßlicher Schatz, unſerer Familie angehörig, hier vergraben liegt, der, wenn Du ihn erhebſt, Dich reicher als einen König machen wird. Doch, John Curtin! merke wohl auf, was ich Dir ſage, denn ich kam heute zu Deinem Heil, wenn Du es zu nützen verſtehſt; aber nie ſiehſt Du mich auf dieſer Welt wieder. — Du kennſt den Hügel über die Abtei, den geſegneten Fleck, wo der Splitter des heiligen Kreuzes bei der Abteiglocke ſüßen Klange herabfiel, und wo die gute Alte ihrem Sohn begegnete, als er von Jeruſalem zurückkam. Du kennſt den uralten Taxusbaum, der dort einſam ſteht, nahe am Wege, auf de Erhöhung von Erde und Steinen. Dort grabe ſech Fuß weit vom Baume, in der graden Linie des Abteithurmes, und grabe ſechs Fuß tief. Das Werk muſ in der todten Stunde der Nacht vollbracht, und — ſei deſſen wohl eingedenk! — kein Wort dabei geſprochen werden, oder wehe denen, die es unternehmen.“

Hier ſchien ein lichter Blitz durch die Kirche zu zucken, und ein heiſeres Lachen an ſein Ohr zu ſchlagen; Johny fuhr auf, wie aus einem Traume, aber tiefe Dunkelheit umfing ihn, und unüberwindliche Schlafſucht drückte ihm von Neuem die Augen zu.

Fünfhundert acht und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als er erwachte, war er nicht wenig erſtaunt, ſich auf ſeinem Strohlager bei Dyk Caſſidy, ſeinem Vetter zu finden, ohne alle Erinnerung, wie er zu Hauſe gekommen. Hatte er wirklich nur geträumt?

war alles blos ein Gaukelſpiel ſeiner erhitzten Fantaſie? es mußte wohl ſo ſeyn, denn der Wahrheit zu Ehren darf man es nicht verbergen, daß Johny, ehe er ſeiner Lieblings=Ruine zuwandelte, bei einem guten Kameraden den Mittag verbracht, und den Whiskey=Punſch nicht geſchont hatte, ja Bridget, die Hausmagd, behauptete ſogar, ſie habe, als Johny ſo ſpät zu Hauſe kam, ſogleich gemerkt, daß der Potheen=Geiſt mächtig in ihm ſey, und dieſer Geiſt iſt Manchen ſchon nachher in den ſeltſamſten Variationen und Formen wieder erſchienen, wenn er einmal mit ihm in Gemeinſchaft getreten. So ſprach Johny zu ſich ſelbſt, aber die kältere Vernunft mochte anführen, was ſie wollte, immer richteten ſich ſeine Schritte nach der Gegend der Abtei, und wenn er den einſamen Taxusbaum nur von fern erblickte, ſchlug ihm das Herz ſtärker, und Bilder künftiger Größe gaukelten vor ſeinem innern Auge immer bunter und glänzender umher. Der Dämon der Begehrlichkeit hatte Beſitz von ſeiner Seele genommen.

Er beſchloß endlich, ſeinen Verwandten, der ein bedächtiger und verſtändiger Mann war, zum Vertrauten zu machen, und ſeinem Ermeſſen die Sache anheim zu ſtellen. Wider Vermuthen nahm Dyk die Eröffnung weit gläubiger auf, als Johny gehofft, und Habſucht und Aberglauben, von denen auch der Alte nicht frei war, entſchieden beide ſchnell zur That. Man kam überein: daß der Verſuch ſo ſchleunig, als möglich gemacht werden, und der Schatz, ſobald er gehoben, treulich unter Beide vertheilt werden ſolle. Nach einem guten Abendeſſen, und mehr als einem Glaſe Bleſſed Whiskey zur Herzſtärkung, machten ſich Dyk und Johny auf den Weg.

„Morgen werde ich den Beſchluß dieſer Sage mittheilen,“ ſprach der Caplan, indem er ſich erhob.

Fünfhundert neun und neunzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Dyk und Johny mußten nahe unter den Mauern von Holycroß vorüber, und der Wind, der ſich ſtürmiſch zu erheben begann, ſchüttelte die Aeſte der alten Eſchen ſo ſchaurig, rauſchte ſo hohl und dumpf durch den dicht verſchlungenen Ephеu, und warf mit ſolcher Gewalt große Steine von den Mauern hinab in ihren Weg, daß Beiden immer übler zu Muthe ward. Indeß nahmen ſie ſich zuſammen, und ſchnell über die Brücke eilend, die hier über den Suir führt, richteten ſie ihre Schritte eiligſt nach dem angezeigten Baum. Sobald ſie ihn erreicht, verlor Dyk keinen Augenblick länger, warf ſeinen Rock ab, maß ſorgfältig die ſechs Fuß vom Erdhaufen nach dem Abteithurm, und begann auf's emſigſte zu graben. Johny folgte ſchweigend ſeinem Beiſpiel, und nachdem ſo unter manchem innerlichen Stoßgebet und Zeichen des heiligen Kreuzes eine Stunde verfloſſen ſeyn mochte, fühlte Dyk zuerſt ſeinen Spaten auf etwas Hartes ſtoßen. Die loſe Erde wegſchaufelnd, fanden ſie, daß ein platter, breiter Stein vor ihnen lag. Lange quälten ſie ſich vergebens, ihn von der Stelle zu bewegen, und nur nach unſäglicher Anſtrengung gelang es ihnen endlich, denſelben ein wenig zu lüften, und dann mit Hülfe eines eiſernen Hebels, den ſie vorſichtig mitgenommen, völlig umzuklappen. Sie wurden dadurch eine ſchmale Treppe gewahr, und ermuthigt durch die jetzt gewonnene Ueberzeugung, daß die Erſcheinung ſie nicht betrogen, zündeten ſie ihre Blendlaternen an, und ſtiegen voller Zuverſicht, wenn gleich nicht ohne einigen Schauer, Einer nach dem Andern, langſam hinab. Die Stufen führten in eine lange Gallerie, an deren Ende ein ſchweres, eiſernes Thor allem weitern Vordringen ein Ende zu machen ſchien. Näher kommend fanden ſie jedoch einen goldenen Schlüſſel darin ſtecken, der es auch mit Leichtigkeit aufſchloß. Sie ſchritten nun in dem ſich gleich darauf wendenden Gange kühn weiter, und bemerkten bald ein anderes Thor, über dem in Bruſthöhe ein durchſichtiges Gitter ihre Blicke auf ſich zog. Johny erhob die Laterne, um Dyk hindurch ſehen zu laſſen, doch kaum hatte dieſer einen Blick hineingeworfen, als er voller Freuden aufſchrie: „Hurah! bei Noonan's Geiſt! wir ſind gemachte Leute!“ —

Das letzte Wort ſchwebte noch auf ſeinen Lippen, als ein furchtbarer Donner krachend das Gewölbe zuſammenbrach — ein ſauſender Wirbelwind ſchlug die Laterne zu Boden, und Johny, flach auf ſein Antlitz ſtürzend, verlor in unnennbarem Graus Gedächtniß und Beſinnung. Als er wieder zu ſich kam, lag er unter dem einſamen Taxusbaum, und eine hohe blaue Flamme ſpielte, gleich einem rieſigen Irrlicht, auf dem Thurme der Abtei. Eine ſchwarze Figur ſchien luſtig darin zu tanzen, und ſtärker erſcholl, dicht neben ihm, daſſelbe heiſere Lachen, das er in der Ruine zu hören geglaubt. Wie er aber, vor Schrecken bleich, ſich nach ſeinem Vetter umſah, lag, von der Flamme grell erleuchtet, Dyk, mit umgedrehtem Halſe, neben ihm, die blau geſchwollenen Züge ſchauderhaft verzerrt, und die ſtarren Augen feſt auf Johny gerichtet.

Hier ſchloß der Caplan ſeine iriſche Sage, und Alle dankten ihm für die freundliche Mittheilung derſelben. „Wunderbar,“ ſprach der Freiherr, „wie die Sagen der verſchiedenen Völker in ihren Grundideen ſo ganz eins ſind. So gleicht z. B. der Piper auffallend dem Königselfenſtück, ja ſelbſt dem heitern Fiedelhänschen, und wie viel wiſſen nicht Deutſche, Italiener, Franzoſen, Ungarn, Dänen, Schweden, ja ſelbſt Ruſſen von verunglückten Schatzgräbern zu erzählen. Alle ſtimmten dem bei.

Sechshundertſte Nacht.

Dieſe Nacht erzählte Reiner:

Lenora.

Zu der Zeit, als König Artus Tafelrunde hielt, und ſeine theure Ehefrau, die Königin Ginevra, es allen Frauen ihrer Zeit an Galanterie vorthat, lebte am Hofe des Königs ein junger, mannhafter Ritter, welcher von allen Damen des Hofes als der ſchönſte und liebenswürdigſte gerühmt wurde, obgleich er im Gegenſatz zu den andern Rittern der Tafelrunde ſich wenig um die, ihn umkreiſenden, lockenden Schönheiten zu kümmern ſchien.

Die Damen klagten einander ihr Leid, daß all ihre Bemühungen, den Ritter Adolar durch ihre Liebenswürdigkeit zu kirren, fehl ſchlugen, und endlich klagten ſie es auch der Königin. — Frau Ginevra lächelte, und verſetzte: „Seyd ruhig, auch Ritter Adolar ſoll in unſern Netzen ſich fangen!“ und wirklich unterließ ſie nicht, von Stund' an in höchſt eigener Perſon alles zu verſuchen, was ihrer Meinung nach nur immer vermögend war, einen Jüngling zu verlocken. Aber wer nicht in's Netz ging, das war Ritter Adolar, und vor Aerger und Scham weinend, mußte die Frau Königin ihren Damen endlich bekennen, wie all ihre Künſte an dem jungen Starrkopf zunichte geworden wären.

Sie bemerkte gar wohl, wie die Damen bei dieſem Geſtändniß ſchadenfroh lächelten, und ſprach daher: „Ihr werdet aber wohl nicht ſo thöricht ſeyn und glauben, Ritter Adolar ſey wirklich, was er uns gegenüber ſcheint, gefühllos gegen weibliche Schönheit, führwahr, Ihr müßtet Euch alleſammt ſchlecht auf die Liebe und die Männer verſtehen, wenn Ihr ſo thöricht dächtet. — Seht ſein funkelndes Auge, ſeine glühende Wange, ſein ſinnendes, ſchmachtendes Weſen, wenn er ſich unbemerkt wähnt, und ſagt dann, ob ſo ein Jüngling ausſieht, der kalt und verſtockt gegen die Liebe iſt? — Ich ſag' Euch, er iſt es nicht — und ſeine Kälte gegen Euch und mich iſt nur die Folge ſeiner Liebe zu einer Andern.“ — Bei dieſen Worten ſchrieen alle Damen laut auf: „O Königin! welch' ein Licht! ja, ſo muß es ſeyn, ſo iſt es!“ — „Laßt uns,“ ſchloß die Königin, „laßt uns ſuchen zu erfahren, wer die Zauberin iſt, die uns zuvorkam, und dann auf Rache ſinnen.“

Lauter Beifall lohnte der Königin für dieſen Vorſchlag, und alle Damen ſchwuren eine nach der Andern in Frau Ginevra's Hand, nicht eher zu ruhen noch zu raſten, bevor ſie nicht erſpähet hätten, wer der Gegenſtand ſey, welchen Adolar liebe, und um deſſentwillen ſie alle auf unerhörte Weiſe der Reihe nach bekorbt worden waren.

Es währte auch nicht lange, ſo hatte die boshafte, ſchon etwas ältliche Frau des Seneſchall erfahren, daß Ritter Adolar niemanden anders liebe, als — ihre eigne Nichte Lenora.

Das erregte einen gewaltigen Tumult unter den Hofdamen. Denn Lenora, obgleich jung und reizend, konnte ihrer Anſicht nach unmöglich für die ſchönſte Dame am Hofe gelten, und nun vollends für ſchöner, als Frau Ginevra! — es war unerhört.

Auch gab es noch einen andern Grund, weßhalb ſchon längſt die Königin und ihre Damen der jungen Lenora nicht wohl wollten, und das war die Strenge, womit ſie auf Sitte hielt, und ferne blieb von dem leichtfertigen Treiben des Hofes, ſo, daß ſie nur bei außerordentlich feierlichen Gelegenheiten, und dann ſtets in Begleitung ihres Vaters, eines derben, rauhen Kriegers, daſelbſt erſchien.

Unter ſolchen Umſtänden hielten es weder Frau Ginevra noch ihre Damen für eine Sünde, der guten Lenora ihren Ritter abſpenſtig zu machen, und machten ſich auch kein Gewiſſen daraus, welcher Art die Mittel waren, die ſie anzuwenden gedachten, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Beſonders ſinnreich in boshaften

Vorſchlägen bewies ſich die Frau Seneſchallin, und wirklich war es eben ein Vorſchlag von ihr, der allgemein als der beſte anerkannt und angenommen wurde. — Wir werden ſehen, wie er gelang.

Sechshundert nud erſte Nacht.

(Fortſetzung.)

Frau Ginevra und ihre Damen ließen ſich von ihrem Plane nichts merken, bis zum Tage, wo der Hauptſchlag geſchehen ſollte, nämlich an einem jener großen Feſttage, wo Lenora mit ihrem Vater den Hof beſuchen mußte.

Als nun alle Ritter und Damen in der großen Halle der Königsburg verſammelt waren, und König Artus und Königin Ginevra ſie huldreich empfingen, da ſprach Letztere, als nun auch das Fräulein Lenora hereintrat, ihr die Hand zu küſſen, zornig: „Nicht alſo, Fräulein Lenora — wie mögt Ihr es wagen, Euch vor mir blicken zu laſſen, nachdem Ihr Euch unterfangen, zwei ehrenwerthe Ritter auf die abſcheulichſte Art durch Eure Buhlerkünſte zu täuſchen.“ Es läßt ſich denken, welch' eine große Bewegung dieſe Worte bei allen Anweſenden hervorbrachten, Lenora war einer Ohnmacht nahe, und ihr alter Vater ſchäumte vor Wuth — Ritter Adolar trat aber männlich vor, und ſprach: „Frau Königin, mit Vergunſt, hier handelt es ſich um die Ehre einer bis jetzt unbeſcholtenen Jungfrau — womit vermögt Ihr Eure harten Worte zu beglaubigen.“

Da lächelte Frau Ginevra ſpöttiſch und erwiederte: „Zärtlicher Ritter, der Ihr längſt dieſe Dame im ſtillen liebtet, und da wähntet: ſie meine es treu und redlich mit Euch — fern ſey es, daß mein königlicher Mund es ausſpreche, was alles mich beſtimmt, dieſem Fräulein fortan meinen Hof zu verbieten, wollt Ihr es aber erfahren, ſo reitet eiligſt, dem zwar ungeſchlachten, aber ehrenveſten Mohrenritter nach, der geſtern plötzlich unſer Hoflager verließ — der Heide traun, dürfte Euch die gewünſchte Auskunft nicht verweigern, wenn Ihr Euch anders nicht ſcheuet, ſie von ihm zu verlangen.“

Da entgegnete Ritter Adolar derb und kräftig: „Seyd verſichert, Frau Ginevra, daß ich nicht eher mein Haupt ruhig legen werde, bevor mir der verdammte Mohrenritter die lautere Wahrheit geſtanden, augenblicks beſteig ich mein edles Roß, und reit ihm nach und ginge der Weg durch die lichte flammende Hölle.“ Dann trat er zu Lenoren und ſprach: „Lenora, heute gedacht' ich bei Eurem Vater um Euch zu werben, und war ſicher, mich keiner unfreundlichen Antwort zu gewahren. Fühlt Ihr Euch ſchuldlos und rein, ſo ſehet Euch von dieſem Augenblick als mein ehlich

Gemahl an, das ich liebe und ehre, und gegen männiglich vertreten werde. — Wäre dem aber nicht ſo, ſo flieht, daß nie mein Auge Euch wieder erblicke.“ — Darauf beurlaubte er ſich bei dem König, umarmte Lenora's Vater, verließ den Saal, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt alſogleich davon, dem Mohrenritter nach. Lenora's Vater aber ſprach kein Wort, ſondern führte ſeine Tochter mit ſich davon, auf ſein altes Waldſchloß, da ſperrte er ſie in eine Kammer ein, wie eine Büßerin, bis ihre Ehre vor aller Welt wieder hell leuchten würde, und gab ihr zur Nahrung nichts, als Waſſer und Wurzeln, und nichts zu ihrem Zeitvertreib als ein Spinnrad und Flachs.

Ende des achten Bandes.

Inhaltsverzeichniß des achten Bandes.

Erſte Abtheilung.

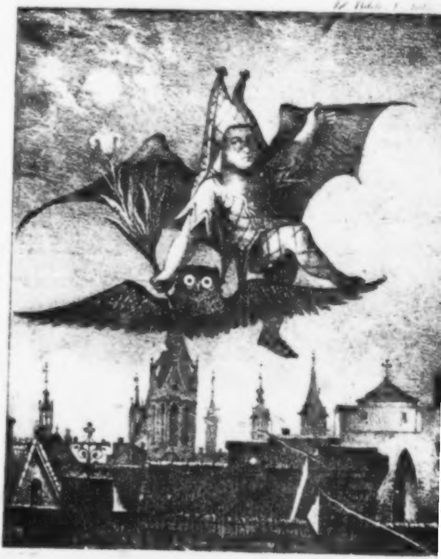
1) Die Entdeckung des Heilborns.
Die Entdeckung des Sprudels. } Erſteres in Salzbrunn in Schleſien, mündlich, auch zu finden in: Salzbrunn und ſeine Heilquellen, von Dr. A. Zemplin. Letzteres Volksſage, mündlich.)
2) Legende: vom teufliſchen Urſprunge der Familie Hora. (Spanien, ſiehe Maltens Weltkunde.)
3) Klechden: das Haſenherz. (Polen, frei nacherzählt.)
4) Meiſter Puck. (Nach einer mündlichen Mittheilung in Mecklenburg-Schwerin.)
5) St. Dominic und das Teufelchen. (Spaniſche Legende.)
6) Das verſchwundene Schloß. (Prätorius Weltbeſchreibung, Friedrich Kind in ſeinen Sagen und Mährchen, mündlich.)
7) Der getreue Eckart, nach der Volksſage.
8) Von der Prinzeſſin, die nicht lachen will. (Ammenmährchen.)
9) Wanda's Schatten. (Polniſche Legende.)
10) Rodemann. (Mündlich in Stralſund.)
11) Die Bettlerin von Locarno. (Nach H. v. Kleiſt.)
12) Das Pfefferkuchenhäuschen. (Ammenmährchen, mündlich).
13) Die weißen Pferde zu Cölln am Rhein. (Mündlich, daſelbſt.)
14) Graf Olev und ſein Roß. (Mündlich.)
15) Die Teufelsmauer am Harze (nach Bazeo.)

Zweite Abtheilung.

16) Der nächtliche Gang (aus dem Spaniſchen).
17) Der geſtiefelte Kater (Volksmährchen).
18) Das große Weinfaß zu Gröningen (nach Bazco).
19) Die feindlichen Brüder (Steyermark, aus der in Prag erſcheinenden Zeitſchrift „Oſt und Weſt.“ Red. v. Glaſer).
20) Maurice Adair (Irland, ſiehe die Briefe eines Verſtorbenen).
21) Das Mährchen von Holycroß (Irland, wie oben).
22) Lenora (ſpielt in Britanien, wo das Mährchen urſprünglich zu Hauſe iſt, weiß ich nicht anzugeben. Denſelben Stoff hat Benedictine Naubert als Volksmährchen bearbeitet, eben ſo ſchuf Gotter aus ihm ſeinen trefflichen Operntext: das Pfauenfeſt, wozu Zumſteg eine claſſiſche Muſik lieferte. Beide Bearbeitungen, ſowie eine mündliche Mittheilung, benutzte ich.

[illegible]

IV. Bdch. S. [illegible]



Meister Puck

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers

1.s Bändchen. 1. Abtheilung

Meissen
bei F. W. Goedsche

Leihbibliothek
von
C. A. Franke

1952.1440

Sechshundert und zweite Nacht.

(Fortſetzung.)

Es läßt ſich denken, daß die arme Lenora anfangs die traurigſten Tage verlebte, und unaufhörlich über den ihr widerfahrenen Schimpf weinte. Dann fürchtete ſie, daß ihr geliebter Adolar im Kampfe mit dem garſtigen Mohrenritter ſein Leben laſſen würde, oder daß er doch am Ende nicht recht an ihre Unſchuld glauben möge; häufiger rannen dann ihre Thränen, ſo daß ſie den Flachs, welchen ſie ſpann, damit netzte, und ſie betete zu Gott: daß er ſie doch lieber ſterben, als ein beſchimpftes Leben, ohne Liebe und Freude möge fortleben laſſen.

Aber o Wunder, als ſie ſo betete und ſpann, und mit ihren Thränen den Faden netzte, da tönte plötzlich eine liebliche Stimme dicht neben ihr und ſang:

„Spinne, Lenora, ſpinne!
Du ſpinnſt Dein Ehrenkleid,
Wie die Thräne rinnt,
Verrinnet auch Dein Leid.“

Und als ſie ſich umblickte, gewahrte ſie die ſchöne Elfengeſtalt Ariel's, des Burggeiſtes. — Da wuchs ihr der Muth, denn ſie wußte, daß wo Ariel ſich blikken ließe, alles Unglück bald ein Ende haben müſſe. Eifriger drehte ſie daher das Rädchen, und ſpann Tag für Tag, und Ariel erſchien ihr täglich, ſang ihr ſein Liedchen und verſchwand dann, ihr freundlich zulächelnd, in Roſenduft.

Frau Ginevra und ihre Hofdamen aber freuten ſich ihres gelungenen Streichs, und meinten wunder, was ſie der guten Lenora und ihrem Ritter für ein Unglück bereitet hätten. König Artus, der ſeine Frau Königin gar wohl kannte, und vor Kurzem erſt die angenehme Entdeckung gemacht hatte, daß Herr Lancelot vom See jetzt eben bei Frau Ginevren in mehr als ziemlicher Gunſt ſtand, ahnete die Wahrheit, bedauerte ſeinen treuen Adolar und die ſchöne tugendhafte Lenora von ganzem Herzen. Aber ein ſo tapferer Degen König Artus war, wo es Mann gegen Mann galt, ſo hielt er doch nicht für rathſam, ſeiner Frau kräftig gegenüber zu treten, ſondern brummte und ſummte nur ein ganz klein wenig vor ſich hin, nach Art geduldiger Ehemänner.

Mit deſto größerer Ungeduld ritt derweile der junge Adolar dem Mohrenritter nach, er war um ſo erpichter auf ihn, als er gar wohl bemerkt: daß der abſcheuliche ſchwarze Heidenkerl, wo er nur gekonnt, ſich an Lenora gedrängt, und mit ſeinen begehrlichen Blicken ſie faſt verſchlungen hatte,

Aber trotz aller Mühe und allem Suchen wollt' es ihm nicht gelingen, des Mohren habhaft zu werden.

Darüber ward er ſo unwirſch, daß er mit jedem Ritter, der ihn aufſtieß, an einander rannte, ihn aus dem Sattel hob und in den Sand warf, daß ihm alle Rippen knackten, und zum Valet zu Jedem die Worte ſprach: „Wenn Ihr Euch für dieſen Ritt in den Sand bei irgend wem bedanken wollt, ſo ſehet, wo Ihr mit dem Mohrenritter Mulley zuſammentrefft, und ſaget ihm, Adolar vom Berge habe ein groß Gelüſt: ihn zu thun, wie Euch."

Da zogen dann die Ritter ärgerlich von dannen, und ritten ebenfalls hinter den Mohren Mulley her; nicht wenige trafen ihn auch an dieſem und jenem Ort, verſuchten ihr Heil an ihm, und hieben ihm nicht ſelten das Fell wund, wobei ſie denn nicht unterließen, Adolar's Botſchaft an ihn auszurichten. — Die vielen derben Streiche, welche der arme Mohrenritter auf ſolche Weiſe erhielt, erboßten ihn endlich mächtig, und hatte erſt Adolar ihn geſucht, ſo machte nun er ſich auf, den Ritter Adolar zu ſuchen, um ihm mit Zinſen die empfangenen Capitale zurück zu geben.

Sechshundert und dritte Nacht.

(Fortſetzung.)

So ritten denn die beiden Ritter — der Chriſt und der Mohr eine gute Weile hinter einander her, und keiner konnte den andern erreichen.

Endlich trafen ſie ganz unvermuthet in einer einſamen, verlaſſenen Köhlerhütte, mitten in einem finſtern Walde zuſammen, wo hinein ſie ſich vor einem böſen Unwetter geflüchtet hatten. So wie ſie einander anſichtig wurden, zogen ſie ihre Schwerter, und ohne, daß einer nur ein Wort zuvor geredet hätte, fingen ſie ein grimmiges Gefecht an.

Allein ſo kunſtreich und gewaltig auch Jeder focht, ſo wollte es doch Keinem gelingen, dem Andern nur die leichteſte Schramme, geſchweige denn, gar eine tödtliche Wunde — wie Jeder beabſichtigte, beizubringen, und nachdem ſie zwei volle Stunden lang vergeblich ſich abgemüht hatten, mußten ſie gänzlich erſchöpft die erlahmten Arme mit Schwertern ſinken laſſen.

Waren aber nun die Arme müde, ſo fingen ſie endlich an zu reden, und der Mohr ſchalt, wie ein Rohrſperling auf Herrn Adolar, und fragte ihn: weshalb er denn alle Ritter ſeines Landes und Glaubens nach ihm (dem Mohren) ausgeſandt habe, mit dem Auftrag, ihn durchzubläuen.

Da entgegnete ihm Adolar: „Frecher Heide, fragſt Du noch, warum? Haſt Du nicht die Ehre meiner Dame durch Deine verdammten Liebeleien in's Gerede gebracht? haſt Du nicht der buhleriſchen Königin Ginevra geſagt, Lenora ſey Dir in Liebe zugethan, und ich ſey ihr Narr?“

„Ein Narr magſt Du ſeyn, ſtreitſüchtiger Chriſt!“ ſchrie der Mohr erboßt, „aber nimmer habe ich ſolches geredet zur Königin Ginevra. — Bin ich auch ein Mohr und Heide, wie Du ſagſt, bin ich doch auch ein Ritter, und iſt mir die Ehre jedes Weibes heilig, und willſt Du ſagen, Lenora ſey nicht tugendhaft, willſt Du zweifeln an ihrer Tugend, ſo liegt hier mein Handſchuh zum neuen Kampfe mit Dir! ſah mein Auge mit Wohlgefallen die Schönheit Deiner Braut, erfreute ſich mein Ritterherz an ihrer Tugend, ſo kann ſie das nur ehren! in Arihmans tiefſten Abgrund mit Jedem, der es anders ſagt.“

Staunend hatte Adolar die Rede des Mohrenritters angehört; als derſelbe ſchwieg, ſprang er raſch auf, nahte ſich dem Mohren, bot ihm die Hand und ſprach: „edler Ritter, vergeſſet und verzeiht, was vorgegangen, und ſeyd mein Freund!“ Darauf ſetzte er ſich neben den Mohren, und erzählte ihm alles, was ſich mit ihm und der ſchönen Lenora begeben hatte. —

Aufmerkſam hörte der Mohrenritter zu, und begriff nun gar wohl, weshalb Adolar ſo ingrimmig auf ihn habe ſeyn müſſen — er verzieh ihm alles, rühmte nochmals Lenora's Liebreiz und Tugend, und ſchloß einen feſten Freundſchaftsbund mit Adolar. Darauf gaben ſich auch beide Ritter das Wort, daß ſie die boshafte und ränkeſüchtige Königin Ginevra vor ihrem ganzen Hofe beſchämen wollten. „Sicher hat ſie auf Euren Tollkopf gerechnet," ſprach der Mohrenritter zu Adolar — „und hat vorausgeſetzt, Eure Hitze würde es zu keiner Erklärung kommen laſſen, und bei meinem Gotte: wären wir uns nicht wunderbarer Weiſe an Kräften und Geſchicklichkeit ſo völlig gleich, daß Keiner dem Andern etwas anhaben mag, es wäre nimmer zwiſchen uns zu einer Erklärung gekommen, und Einer von uns läge jetzt hier todt und kalt."

Das Unwetter hatte nachgelaſſen, und beide Ritter verließen friedlich neben einander hertrabend den Wald, und lenkten den Weg ein, welcher zum Hoflager des Königs Artus führte.

Doch bevor ſie an den Hof ſelbſt gingen, wandten ſie ſich nach dem alten Waldſchloſſe, wo die ſchöne Lenora und ihr Vater lebten. Jeder mag ſich die Freude des alten Ritters denken, als er den vollſten Beweis der Unſchuld ſeiner Tochter erhielt.

Er führte die Ritter ſogleich nach der Zelle, wo Lenora ſaß und ſpann, blühender, ſchöner, denn je. Beide Ritter knieten vor ihr nieder, huldigten ihr und forderten ſie auf, alſogleich mit ihnen und ihrem Vater nach König Artus Burg zu ziehen, um dort ihren Feinden im Glanze ihrer Rechtfertigung entgegen zu treten.

„Morgen bin ich bereit," ſprach Lenora, hold erröthend, und die Ritter fügten ſich.

In der Nacht aber erſchien der Elfe Ariel dem Mohrenritter und dem Ritter Adolar, und auf das Gebet dieſes Geiſtes änderten die Ritter ihren Plan, was Lenora wohl vorher gewußt, denn Ariel hatte es ihr geſagt. —

Sechshundert und vierte Nacht.

(Fortſetzung.)

Und wieder gab König Artus ein großes Feſt mit Turnier und Tanz. Ritter Adolar hatte ſich dabei eingefunden, und auf die Frage der Königin: „ob er den Mohrenritter erreicht, und was daraus geworden wäre, erwiederte er: „Ich habe ein Gelübde gethan: bevor eine gewiſſe Zeit nicht um, nichts von meiner letzten Fahrt zu erzählen." Da lachte die Königin ſpöttiſch und ſagte: „Sorget nur, edler Ritter, daß Ihr Euer Gelübde recht feſt haltet." Adolar neigte ſich und ſchwieg. Drauf begann das Feſt mit anmuthigen Spielen, und fahrende Sänger ließen ſich hören, mit Harfen, Zitterſpiel und Minnelieder. Unter ihnen war ein zarter, wunderholder Knabe, welchen noch Niemand zuvor an irgend einem Orte geſehn hatte, der ſang die ſchönſten Lieder, und ſpielte dazu ſo kunſtreich die kleine goldne Harfe, wie kein Anderer, ſo daß ſich die älteſten Spielleute darüber verwunderten, Frau Ginevra und ihre Damen aber liebkoſeten ungeſcheut den ſchönen Jungen vor den Augen aller Ritter. —

Da ſprach endlich der Jüngling mit ſchlauen Lächeln: „Ihr holden Damen, weil Ihr Euch ſo freundlich gegen mich bezeigt, ſo erlaubet mir, daß ich durch ein köſtliches Ehrengeſchenk mich dankbar beweiſe. Welche es erhalten ſoll — oder vielmehr: welche ein Recht hat, es zu erhalten, möget Ihr ſelber entſcheiden.“ Somit holte er aus dem Buſen eine goldene Kapſel hervor, und überreichte ſie knieend der Königin, indem er ſprach: „ich bitte Euch, Frau Ginevra, daß Ihr die Kapſel öffnet, die mein Geſchenk enthält, denn nur Euch kommt es zu, die Gabe der Würdigſten zu ertheilen.“

Die Königin öffnete das kleine goldene Behältniß, und wähnte nicht anders, als ein unſchätzbarer Edelſtein ſey darin verborgen, ſtatt deſſen aber quoll ein leinenes Gewebe daraus hervor, und es war ein Frauenmantel, wie alle mit Verwunderung ſahen, ein Frauenmantel mit langer, langer Schleppe, ganz einfach grau von Leinwand, aber wunderfein, und leicht geſponnen und gewoben, daß alle ſogleich darüber einig waren: nur eine Fee könne den Mantel verfertigt haben.

„Ihr irret,“ ſprach der junge Sänger, als die

Königin dieſes äußerte, „ein ſterblich Mädchen hat dieſen Mantel verfertigt, aber ſie iſt die tugendhafteſte ihres Geſchlechts; und nur einer tugendhaften Dame wird er willig ſich anſchmiegen.

Da lächelte Frau Ginevra wohlgefällig, denn ſie dachte, der junge Sänger wolle ihr einen großen Triumph vor ihrem ganzen Hof bereiten, und ſie ſprach: „wenn dem ſo iſt, wie Du ſagſt, lieblicher Sänger, ſo dürfte ich wohl, da ich doch die Erſte am Hofe bin, auch am erſten Anſpruch auf Dein Geſchenk machen."

„Der Verſuch ſteht Euch frei," entgegnete der Page.

König Artus aber flüſterte ſeiner Gemahlin zu: „Bedenkt Frau Ginevra, was Ihr unternehmt."

Als jedoch Frau Ginevra ihren Eheherrn nur mit einem zornigen Blick antwortete, und dazu ziemlich herriſch mit dem Fuß ſtampfte, ließ er ſie gewähren, und befahl dem Herold, daß er es laut verkünde, was im Werke ſey, und welche neue Tugendprobe gemacht werden ſollte.

Ritter und Damen bildeten einen großen Kreis, und Frau Ginevra trat ſtolz in die Mitte deſſelben, und ließ ſich den Mantel umbinden, aber o Jammer, kaum daß die dienſtthuende Kammerfrau zurücktrat, ſo fing der Mantel gräßlich an zu zappeln und empor zu ſchlagen, als würde er vom Sturmwinde gepeitſcht, obwohl ſich kein Lüftchen im Saale regte.

„Das dacht' ich wohl!" murmelte König Artus, die Königin aber, roth vor Scham und Aerger, that geſchwinde den Mantel wieder ab, und lief aus dem Saale in ein Nebenzimmer.

König Artus, als er bemerkte, daß ſämmtliche Hofdamen der Frau Ginevra folgen wollten, rief ihnen zu: „Halt, halt, ſchöne Damen, was der Einen recht war, iſt Euch Andern billig, mich gelüſtet doch, zu ſehen, wie viel tugendhafte Schönheiten ich an meinem Hofe habe, alſo machet der Reihe nach die Mantelprobe, — Frau Seneſchallin, Ihr habt den Vortritt!“

Die Damen bezeigten große Luſt, allerlei Einwendungen zu machen, aber ſämmtliche Ritter ſtimmten dem Könige bei, weil Mancher dachte, ſeine Frau oder ſeine Liebſte würde die Probe beſtehen, Andere aber ihren Damen eine Demüthigung eben ſo gerne gönnten, als der König ſeiner Frau.

So mußte denn die Frau Seneſchall den Mantel verſuchen, und es ging ihr nicht beſſer, wie der Königin. Alle Andern hatten mehr oder minder daſſelbe Schickſal, und bei Einigen ſtellte ſich der Mantel ſchon bei dem bloßen Verſuch, ihn umzubinden, ſo ungebehrdig, daß die armen Sünderinnen davon liefen, ehe noch die Probe vollſtändig gemacht werden konnte.

Weinend und ſcheltend klagten die Frauen und Fräulein der Königin ihr Unglück, und der König und die Ritter ärgerten ſich nicht minder, daß auch nicht eine tugendhafte Dame am Hofe gefunden worden war.

Sechshundert und fünfte Nacht.

(Schluß des Mährchens Lenora.)

Da trat der junge Sänger zu den weinenden Schönen, und ſprach: „nehmt es Euch nicht ſo ſehr zu Herzen, ihr holden Damen — ſtrenge Tugend zu üben iſt gar ſchwer, und mein Mantel iſt ein eigenſinniges Ding. — Auch hab' ich Euch ja ehrlich vorher geſagt, daß Ihr zuſehen ſolltet, ob Ihr die Probe beſtehen könntet. — Doch damit Eure Herren Ritter Euch nichts vorzuwerfen haben, ſo kommt wieder in den Saal, da will ich Vergeltung üben.“

Als das die Königin und die andern Damen hörten, da wurden ſie wieder heiter, liebkoſeten den hübſchen Sänger auf's Neue, und kehrten mit ihm in den Saal zurück.

Dort ſprach der junge Sänger: „Großer König, und Ihr, edle Ritter der Tafelrunde! da Eure Damen Euch muthig mit dem Beiſpiele voran gegangen ſind, ihre Tugend und Treue erproben zu laſſen, ſo werdet Ihr Euch ſicher nicht weigern, Euch einer ähnlichen Probe zu unterwerfen, — da, ſehet hier dieſes güldene Trinkhorn — laſſet es mit edlem Wein füllen, und trinket. Wer von Euch, ohne etwas von dem Weine zu verſchütten, das Horn bis auf die Nagelprobe zu leeren vermag, deſſen Treue gegen ſeine Dame iſt bewährt, wer das nicht kann — der ſchäme ſich und beſſere ſich.“

Da dachten die Ritter: „Hoho! ein Horn mit Wein zu leeren, ohne etwas zu verſchütten, ſoll uns trotz Zauberei und Untreue nicht ſchwer werden, und König Artus rief kecklich: „Her das Horn, und Wein herbei, Frau Ginevra ſelbſt mag mir den Trunk kredenzen.“

Und Frau Ginevra brachte ihrem Eheherrn das güldene Horn; aber König Artus hatte kaum einen Zug gethan, ſo fing er an zu zittern, umſonſt verſuchte er es, das Horn zu bewältigen, er konnte es nicht mehr zum Munde führen, ohne tüchtig zu verſchütten. „Da, verſucht Ihr es, Herr Seneſchall,“ ſprach er lachend. „Ha! bei mir wird es beſſer gehen,“ ſchmunzelte dieſer, ein alter geübter Zecher, aber ſchon wackelte das Horn in ſeiner Hand, wie toll hin und her, und eh' er ſich's verſah, entſchlüpfte es ihm, und aller Wein floß auf den Boden dahin. —

Allen übrigen Rittern ging es nicht beſſer, bis die Reihe an Adolar kam, der faßte das Horn mit feſter Hand, ſchwang es hoch, und mit dem Ruf: „Auf das Wohl der Dame meines Herzens!“ leerte er es in einem Zuge bis auf die Nagelprobe. Da war des Rühmens von Seiten der Damen, und des Verwunderns von Seiten der Ritter kein Ende, alle prieſen den treuen Adolar, und König Artus rief: „Aber wo iſt das Weib, das werth iſt, dieſem Phönix anzugehören?“

Da ging die Thür des Saales auf, und der Mohrenritter trat ein, Lenora an der Hand führend, gefolgt von ihrem Vater, und der Mohrenritter ſprach: „Hier iſt die Dame meines edlen Freundes Adolar, für deren Tugend ich mit männiglich zu ſtreiten bereit bin.“

Da rühmten alle Ritter die ſchöne Lenora, und König Artus am meiſten. Frau Ginevra aber ſprach: — „Würde das Fräulein aber auch wohl die Mantelprobe beſtehen?“ —

„Es kommt auf den Verſuch an,“ ſprach der junge Sänger, und hielt der erröthenden Lenora den Mantel hin. Lenora band ihn um, und ſiehe da, der Mantel ſchmiegte ſich feſt und innig an ihren ſchönen Körper bis zur Schleppe herab, die ruhig, wie ſie ging, in ſchönen breiten Falten hinter ihr her wallte. — Da brach der Jubelruf der verſammelten Ritter aus zu Lenora's Preis und Ruhm. König Artus aber befahl ſeiner Königin und ihren Damen, dem edlen Fräulein die bereitete Kränkung abzubitten, was dieſe denn auch, wiewohl mit ſchwerem Herzen und großer Scham thaten. Alsdann ſprach König Artus: — „Meine edlen Ritter! Liebespaare, wie Adolar und Lenora ſind ſelten, uns Andern bleibt nichts übrig, als uns zu ſchicken, ſo gut es geht, um des lieben Friedens willen, und weil ich ihr im Grunde nichts vorzuwerfen habe, weſſen ich nicht ſelber ſchuldig bin — verſöhne ich mich hiermit feierlichſt mit Frau Ginevra, und wer klug iſt, folge meinem Beiſpiel.“ Damit reichte er der Frau Königin die Hand, und alle Ritter thaten es ihm nach.

Der junge Sänger aber ſtand plötzlich da im leuchtenden Gewande als Ariel, und ſang zu ſeiner goldenen Harfe:

Unter Tauſenden war Einer —
Einer treuen Liebe werth,
Unter Tauſenden war Eine
Einer treuen Liebe werth.

Und alle Ritter und Frauen wiederholten, indem ſie Adolar und Lenora umringten:

Unter Tauſenden war Einer,
Unter Tauſenden war Eine
Einer treuen Liebe werth.

Dann ſchloſſen ſie alle: —

Unter Tauſenden iſt Keiner
Der ein treues Herz nicht ehrt! —
Unter Tauſenden iſt Keine,
Die ein treues Herz nicht ehrt.

Sechshundert und ſechſte Nacht.

Das Geſpräch kam heute auf die Langmuth Gottes, welche ſo viele Frevler äußerlich lange Zeit, ja oft während ihres ganzen Erdenlebens, ungeſtraft für ihre Sünden und Frevel läſſet.

„Oft kommen die Folgen der böſen Thaten der Aeltern erſt über die Kinder, und man wird irre an der göttlichen Gerechtigkeit, welche es zuläſſet, daß Unſchuldige leiden,“ ſagte Franz.

„Bei einem guten Bewußtſeyn tragen ſolche äußere Leiden ſich leicht, überdem muß jede Urſache ihre Wirkung, jede That ihre Folgen haben, und wir können an Gott niemals irre werden, wenn wir auf die weiſen Naturgeſetze blicken, die das ganze Weltall erhalten, alſo unverbeſſerlich ſind. Der Sturm, der die Eiche ſpaltet, muß auch das in ihrer Nähe liegende Blatt mit ſich fortführen, unbekümmert darum, ob es auf blumiger Wieſe, oder im Sumpfe niederfällt, und ſo iſt es auch mit den äußern Verhältniſſen der Menſchen, der Sohn des Verſchwenders wird vielleicht zum Bettler, das Kind des Wüſtlings ſiech und ſchwach. Nur was geiſtig am Menſchen iſt, iſt ſelbſtſtändig, wenn der Charakter des Menſchen den Geiſt auf der Höhe, das Herz rein zu erhalten weiß!“ ſagte der Caplan.

„Vor ungefähr zwanzig Jahren,“ hob der Freiherr an, „ſah ich einen Menſchen welcher an ſeinem Körper die Sünden ſeiner Vorältern trug,“ und auf die Bitte der Geſellſchaft erzählte er:

Der falſche Schwur.

In der Oberlauſitz lebte vor hundert Jahren ein Mann, den man im Verdachte verſchiedener feinen Betrügereien hatte. Beſonders, ſo ſagte man von ihm, ſollten ſeine Betrügereien im falſchen Meſſen der Garten und Feldfrüchte beſtehen, mit denen er Handel trieb. Auch ſeine anfänglich ehrliche Frau verleitete er zum Betruge, und ſie ward nach und nach immer geübter in dergleichen Künſten.

Einſt wurde es entdeckt, daß ſie das Geſpinnſt, mit dem ſie handelte, zu kurz weiſte; Perſonen, die welches von ihr gekauft hatten, wollten es ihr wieder zurück geben, ſie leugnete, daß dieſes kurz geweiſte Geſpinnſt von ihr ſey, und endlich kam es zu einem Streite, den die Gerichten enden ſollten.

Der Frau ward der körperliche Eid zuerkannt, und ſie ſchwur mit den Worten: „Gott ſtrafe mich und meine Nachkommen, bis in das dritte und vierte Glied am Körper, wenn ich falſch geweiſt habe, und das kurze Geſpinnſt mein iſt.“

Sie wurde frei geſprochen.

Nach Jahresfriſt klagte ſie über heftige Schmerzen in der rechten Hand, welche endlich von der Gicht ganz krumm gezogen wurde. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter, beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man in der ganzen Gegend des Eides, und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder verheiratheten ſich, bekamen Kinder, und wieder fehlte dieſen an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied.

Die Großmutter ſtarb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, welchen ebenfalls an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Einen Sohn dieſer Familie, den Urenkel der betrügeriſchen Frau, ſah ich ſelbſt. Er war über ſeine übelgeſtalteten und zu wenig fähigen Hände ſehr niedergeſchlagen. Seine größeſte Freude ward ihm durch einen Sohn, welcher ganz wohlgebildete Hände hatte.

Merkwürdig iſt aber doch dieſe ſichtbare Strafe des körperlichen Eides.

„Gewiß," ſagte der Arzt, „obgleich es anzunehmen iſt, daß die falſch ſchwörende Frau ſich an ihren eigenen krummen Fingern verſehen haben kann, und wie große Naſen, hervorſtechende Augen, eine beſtimmte Farbe der Haare, in manchen Familien bei jedem Familienmitgliede gefunden wird, können auch mißgeſtalte, oder ſchön geformte Hände allgemeines Familieneigenthum werden."

„Man kann Alles läugnen, Alles behaupten, wenn man ſonſt will," ſagte Franz, „aber man muß ſolche Sagen nicht zergliedern, nicht natürlich erklären wollen, wenn man nicht dem Leben alle Poeſie rauben will; dies rufe ich Ihnen wieder einmal zu," ſagte Franz zum Doktor.

„Bei Ihrer Erzählung, Herr von Runſitten, iſt mir eine ganz eigene Begebenheit eingefallen, die ich in meiner Kindheit hörte und morgen erzählen will," ſprach der Caplan.

Sechshundert und ſiebente Nacht.

Verſprochener Maßen begann heute der Caplan:

Der Kornwuchrer.

Vor dem dreißigjährigen Kriege wanderte ein armer Bäckergeſell, Namens Kurt, durch das Thor einer freien Reichſtadt, deren Deutſchland damals mehrere hatte.

Er meldete ſich im erſten Bäckerhauſe, bei dem er vorbei ging, um Arbeit, verſprach Treue und Fleiß, und fand ein Unterkommen.

Die erſten Tage gefiel es Kurt recht gut bei ſeinem Meiſter, aber bald ſah er, daß derſelbe ein harter, geiziger Mann war, der keinem Menſchen das Brot gönnte, ſeinen Arbeitern und Geſellen den Lohn nur mit Schelten und Toben hinzählte, und ſie früh und ſpät zur Arbeit trieb.

Kurt würde bei dieſem böſen Manne nicht lange geblieben ſeyn, wenn er nicht des Meiſters Töchterlein geſehen hätte, ein ſanftes, engelgutes Geſchöpf, ganz das Gegentheil ihres Vaters. Obgleich nun der arme Geſell gar wohl wußte, daß er ſein Auge nicht zu der ſchönen Magdalene, der einzigen Erbin des reichen Meiſters erheben durfte; ſo liebte er ſie doch ſo uneigennützig und innig, daß er das Schelten und den Geiz des Bäckers gelaſſen ertrug, um die liebe Helene nur zu ſehen.

Der Meiſter war ein armer Menſch geweſen, als er ſich in der Stadt niedergelaſſen hatte, und jetzt war er ein ſteinreicher Mann, geerbt hatte er nicht, auch nicht im Spiel gewonnen, deßhalb wunderte ſich die halbe Stadt über ſeinen Reichthum, und die andre Hälfte ſagte: kein Wunder, ſein Korn und ſein Mehl ſind theuer, und ſeine Brote klein, da muß es wohl ſo kommen. Er hatte neben ſeinem Handwerk auch noch einen Korn- und Mehlhandel, der ihm ungeheures Geld eintrug. Alle Vorräthe in der ganzen Gegend kaufte er zuſammen, das Korn war ſchon vor der Sichel ſein, und wenn es an Korn oder Mehl fehlte, was bei ſolchen Aufkäufen natürlich war, mußten die armen Bäcker das Korn mit hohen Preiſen von ihm kaufen, weshalb ſie auch kleine Brote backen mußten.

Unter das Schwarzbrot miſchte er Kleie, und bat ein alter armer Mann, oder ein hungriges Kind den reichen Mann um ein Stückchen Brot, ſo hetzte er ſogleich ſeinen Hund auf das bittende Kind, und vertrieb den alten Mann mit Schelten und Fluchen.

Wenn es eine Zeitlang zu viel oder zu wenig regnete, erhöhte er ſogleich die Kornpreiſe und verkleinerte die Brote, und mit Sehnſucht wünſchte er ſich alle Tage theure Zeit herbei.

Seine Tochter liebte er nicht, denn ſie koſtete ihm Geld und aß Brot, daß Magdalene ſich ganz einfach kleidete, und wie eine Magd arbeitete, brachte er gar nicht in Anſchlag. Seine alte Mutter, die er im Hauſe hatte, nannte er oft, daß ſie es hörte, eine unnütze Laſt, und gab ihr nur ſpärlich von dem Schwarzbrote. Das Mehl wog er dreimal, überzählte mehrmals des Tages Semmel und Brote, ſowie das dafür gelöſte Geld, und wehe Magdalenen, wenn ſie es ſich hatte einfallen laſſen: der Großmutter eine Semmel zuzuſtecken, oder einem Hungrigen eine Brotrinde zu reichen.

Eines Sonntags, als der Meiſter auf ein nahes Dorf gefahren war, um Korn zu kaufen, ſaßen die Großmutter, Madalene und Kurt in der großen Unterſtube am Ofen, froh, einmal einen ruhigen Tag zu haben.

„Ach, Magdalene,“ hob die Großmutter an, „ich wollte, Du heiratheteſt bald, und nähmſt mich mit Dir, Deinem Vater bin ich doch nur eine Laſt, und Du, Magdalene, lebſt auch nicht, wie eines reichen Mannes Kind, ſondern wie eine arme, geplagte Magd.“

Magdalene ſah Kurt bei dieſer Rede erblaſſen, ſie rröthete und antwortete freundlich: „laſſet das, gute Großmutter, ich denke an die Ehe noch nicht, daß der Vater aber in Euch keine Laſt ſieht, könnt Ihr glauben, ſeine Worte ſind nur rauh, ſein Herz weiß nichts davon!“

„Wohl auch nichts von dem Schwarzbrot, das er mir, ſeiner alten Mutter, hinwirft, wie einem Hunde, ſein Herz weiß wohl auch nichts davon, wenn er Dich ſchlägt, ſobald Du mir eine Suppe kochſt, oder eine Semmel giebſt, und iſt es nicht auch böſe von ihm, daß er den armen Kurt, der doch Tag und Nacht unverdroſſen für ihn arbeitet, wie noch kein Anderer vor ihm, das bischen Mittageſſen nicht gönnt?“

Magdalenen traten Thränen in die Augen, und Kurt ſagte: „ehrſame Frau Martha, Ihr ſeyd ſo gut und mitleidig, und Eure Enkelin hier iſt ein Engel ſelbſt, wie mag es denn kommen, daß Euer leiblicher Sohn und Jungfer Magdalenen's Vater ſo ein hartherziger Mann iſt“

„Ach,“ ſagte Frau Martha, „das will ich Euch ſchon einmal erzählen.“

Sechshundert und achte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht fuhr der Caplan fort:

Kurt merkte, daß Frau Martha in Magdalenens Gegenwart nichts Böſes von ihrem Vater ſagen wolle, und fragte nicht weiter, einige Wochen nachher aber fügte es ſich einmal, daß er mit der Großmutter allein war, da fing er wieder von dem Meiſter zu ſprechen an, und Frau Martha ſagte: „ach lieber Geſell, es quält mich eine gar böſe Ahnung, ſeit mein Sohn immer reicher und immer geiziger geworden iſt. Als ein armer Bäckergeſell, wie Du, wanderte er vor 20 Jahren in die Stadt ein, und bekam in dieſem Hauſe Arbeit. Der Meiſter der ihm Arbeit gab, hatte eine hübſche Tochter, faſt ſo hübſch wie Magdalene, er verliebte ſich in ſie, das Mädchen war ihm wieder gut, und mein Sohn ging flugs zum Meiſter und warb um ihre Hand.

Der Meiſter hörte den Geſellen ruhig an, und ſagte dann: „Martin, ich weiß es, Ihr ſeyd ein ehrlicher fleißiger Menſch, und meine Tochter hat Euch lieb, aber ſeht, mein Haus iſt verſchuldet, Ihr ſeyd arm, und zu viel Armuth iſt ein ſchlechter Freund in der Ehe. Darum hört meinen Rath, ſpart Euch etwas und fraget in zwei Jahren wieder nach. Jetzt aber geht Ihr mir fort in die Fremde, ich hebe Euch meine Tochter auf, hier nehmt meine Hand.“

„Und mein Sohn wanderte fort, und fing an zu ſparen, und wie er die erſten zwanzig Gulden erſpart hatte, überkam ihm ein ſolches Gelüſt nach Geld, daß er nur immerfort ſparte und nach Geld trachtete.“

„Er kehrte zu ſeinem vorigen Meiſter zurück, und verheirathete ſich bald mit deſſen Tochter. Nachdem er Meiſter geworden war, und ſein Schwiegervater ſich zur Ruhe geſetzt hatte, wurde mein Sohn immer ſparſamer und nachdenklicher, wie er wohl viel verdienen könne, ſein Glück mehrte ſich, wenn man Geld Glück nennen kann; ſo daß ſelbſt ſein Schwiegervater über die allzu ſchnelle Zunahme ſeines Reichthums den Kopf ſchüttelte. Der Schwiegervater ſtarb, bald nachher ſein Weib und zwei Söhne. Um eine Wärterin für ſeine damals noch kleine Tochter zu haben, nahm er mich zu ſich, wie er mich behandelt, und mit ſeiner Tochter, dem guten Kinde, umgeht, das ſeht Ihr, lieber Geſell.“

„Sein Reichthum nimmt noch immer zu, trotz des hölliſchen Wuchers, den er treibt, und ich fürchte, es nimmt einmal ein trauriges Ende mit ihm. Darum ſpare ich, und gebe keinen Heller für mich aus, obgleich ich wohl dann und wann ein Gläschen Wein bedürfte, und laſſe ſchon jetzt Meſſen für ſeine unſterbliche Seele leſen; denn ich habe ſchon zweimal gehört, mit Zittern und Zagen, daß mein Sohn vor ſich hin ſtierte und zu Jemand ſprach, und doch ſah ich nichts vor mir, als die leere Luft."

Der Meiſter unterbrach durch ſein Kommen dieſe Unterredung; er ſah ungewöhnlich freundlich aus, und ſagte zu ſeiner Mutter, ohne Kurt zu beachten: „ſchmükket das Haus, Mutter, ſiedet und bratet, traget auf, ſo viel die Tiſche halten, denn noch heute Abend feiere ich Magdalenen's Verlobung mit dem reichen Kornhändler Rathen."

Frau Marthe ſchüttelte den Kopf und ſprach: „mit dem Wuchrer und Leuteſchinder, mein Sohn, das will mir nicht gefallen, was ſagt denn Magdalene dazu?"

„Wird nicht gefragt, ſo wenig wie Ihr!" entgegnete barſch der Meiſter, und warf ungeſtüm die Thüre hinter ſich zu.

Mit zerbrochenem Herzen ſchlich Kurt hinter ihm zur Thüre hinaus und die Treppe hinab in die große Unterſtube. Da ſaß Magdalene und weinte, und Kurt fragte bebend: „Ihr traget noch kein Feierkleid, und erwartet doch den Bräutigam?" und ſie erwiederte: „Wünſchet mir lieber ein Sterbekleid, als ein Brautkleid, ſoll ich es tragen, wenn ich mit dem Kornhändler am Altare ſtehe!"

„Wirklich?" fragte er, ſie ſah ihn treuherzig an, ihre Blicke begegneten ſich, und die Herzen zugleich, unwillkührlich faßten ſie einander bei den Händen, und hatten ſich verſtanden für immer.

Da erſchien die Großmutter an der Thüre und ſah das Paar, leiſe zog ſie ſich zurück, ſie wollte ihnen den Augenblick nicht verkümmern, der vielleicht der letzte glückliche ihres Lebens war.

Da pochte es an die Thüre, die Liebenden flogen auseinander, der Freier trat ein, Magdalene erblaßte, denn ſchon hörte ſie den Vater die Stiege herabkommen. Ihr Auge wandte ſich, wie um Hülfe flehend, zu Kurt, der von ferne ſtand. Da hörten ſie einen ſchweren Fall, eilten hinaus und ſahen den Meiſter in der Hausflur am Boden liegen, roth und blau vom Schlage getroffen.

Hier brach der Erzähler ab, und fuhr die nächſte Nacht fort:

Sechshundert und neunte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Alle Bemühungen, den Meiſter zum Leben zu bringen, waren fruchtlos. Frau Martha war über ſeinen ſchnellen Tod ſehr beſtürzt, die gute Magdalene beweinte ihn kindlich, mit großem Gepränge wurde er begraben, aber dennoch ſagte das Volk: „Wehe, wehe dem reichen Manne, er iſt ſchnell geſtorben, ohne Beichte und Abſolution, mitten in ſeinen Sünden.“

Als die Leidtragenden von der Beerdigung wieder in das Haus zurück gekehrt waren, winkte Martha Kurt herbei und ſprach: „Lieber Geſell, was in Euerm Herzen vorgeht, iſt ſchon längſt kein Geheimniß mehr für mich, und mit dem Brautſtande Magdalenen's iſt es jetzt vorbei, aber wollt Ihr die Braut mit meinem Segen hinnehmen; ſo verdienet ſie erſt, ich will dafür Tag und Nacht Euch ſegnen.“

Kurt erklärte: daß er bereit ſey, Alles für ſeine Magdalene zu wagen und zu thun, und Frau Martha beſchwor ihn, ſich dieſe Nacht auf den Kirchhof zu begeben, und bis zur Morgendämmerung an des Verſtorbenen Grabe zu beten.

Kurt verſprach Magdalenen's Großmutter, dieſen Wunſch zu erfüllen.

Gegen zehn Uhr ging er in ſeinen Mantel gehüllt auf den Kirchhof, und ſetzte ſich am Grabe des Meiſters nieder. Es war friſcher Schnee darauf gefallen, die Sterne funkelten hell und klar, und der Mond verbreitete Tageshelle. Der Geſell bekreuzte ſich, kniete am Grabe nieder und betete mehrere Roſenkränze, und als er bis gegen Mitternacht gebetet hatte, ſtand er auf und kniete an dem Grabe eines jüngſt verſtorbenen Freundes nieder, welches ſich in einiger Entfernung von dem Grabe des Meiſters befand.

Da hörte er ein Geräuſch, blickte auf, und ſah einen langen, hinkenden, ſchwarzgekleideten Mann auf das Grab des Meiſters zukommen. Dem Geſellen ward ſo unheimlich zu Muthe, daß er ſich nicht rührte. Er ſah, wie der Mann haſtig die Erde von dem Grabe wegſchaufelte, den Sarg herauszog, öffnete und den Leichnam heraus riß. Dann zog der ſchwarze Mann ein Meſſer heraus, und fing an, mit deſſen Hülfe dem Leichname die Haut abzuziehen.

Der Todte aber fing an, ſich zu regen, ächzte und ſtöhnte gar jämmerlich, und winſelte: „Laſſe mich, ſchone mich."

Aber der Mann fuhr unerbittlich in ſeiner Arbeit fort, bis das letzte Stückchen Haut von dem Leichnam herunter war. Dann warf er ihn wieder in den Sarg, der ſich von ſelbſt ſchloß und ſenkte, und während ſich die Erde über das Grab wieder zuſammenhäufte, ſagte der ſchwarze Mann: „die Haut habe ich nun, und die Seele dazu." Darauf hinkte er wieder fort.

Am folgenden Morgen fanden Kirchgänger Kurt auf dem Grabe ſeines Freundes im Fieber. Er ward nach Hauſe gebracht, und genas endlich unter Magdalenen's und Frau Marthen's treuer Pflege. An ſeinem Verlobungstage beſchwor er Magdalenen, all ihr baares Geld den Armen zu geben, und ſie willigte ein. Jetzt erſt athmete er freier, mit Wenigem fing er an, er buk große Brote und begabte die Armen, und ward dennoch, wenn auch nicht zum reichen, doch zum wohlhabenden Manne. Seinen Söhnen erzählte er, was er geſehen hatte, und ſie gelobten feierlichſt, dem Beiſpiele ihres Vaters zu folgen.

Hier ſchloß der Caplan.

„Ich weiß nicht, was es iſt, das mich beim Anhören dieſer Sage ſo ergriff, da ich doch ſchon viele ſchauer- und ſchmerzerregende Sagen hörte,“ ſagte der Arzt, „auch gehöre ich doch keineswegs zu den Furchtſamen.“

„Etwas Schauerlicheres, als das anſehen zu müſſen, kann ich mir auch gar nicht denken,“ bemerkte Eduard, „mir graute beim Anhören, und daß hier der Teufel als gerechter Richter daſteht, erhöht das Grauenhafte des Vorganges.“

„Ja!“ ſagte der Herr von Runſitten, „es iſt keine paſſendere Strafe für einen ſolchen Wuchrer denkbar, und man ſollte dieſe Sage allgemein verbreiten, zum Nutz und Frommen aller Wuchrer, die den armen Leuten nicht nur die Haut abziehen, ſondern ſie auch bis auf den Knochen durchbohren!“

„Es giebt ein ſehr gutes Gedicht von Kind, der Kornwucherer,“ ſprach Franz. Er wurde noch gebeten, es vorzutragen.

Nach einigem Beſinnen erfüllte er den Wunſch ſeiner Freunde. Das Gedicht wurde mit vielem Intereſſe gehört, dann ging die Verſammlung auseinander.

Sechshundert und zehnte Nacht.

Heute erzählte der Maler:

Die wilde Jagd.

Der Rheingraf ſtieß in's Horn: „Halloh, huſſah, zu Roß! — zur Jagd!“ und bunt tummelten ſich ſeine Mannen und Diener auf dem Schloßhofe durcheinander, die Roſſe wieherten, die Meute heulte, und darein ſchallten die wilden Liedlein der Jäger. Einige Augenblicke noch weilte der Graf am offnen Fenſter, und ſchaute wohlgefällig auf das Treiben da unten. Dann verließ auch er die Halle, eilte hinab in den Hof, ſchwang ſich auf ſein Roß, gab das Zeichen, und hinaus ging es, durch das Thor, über die Brücke in's Freie — der Sturmwind jagt nicht ſchneller.

Als ſie nun über das Blachfeld dahin ſauſ'ten, geſellten ſich zum Rheingrafen unverſehens zwei Reiter von ganz verſchiedenem Ausſehen und Sitten. Der, welcher ihm zur Rechten ritt, trug ſich völlig weiß, ſein Geſicht war jugendlich und ſanft, das Roß, ſo er ritt, glänzte ſilberfarben. Der zur Linken dagegen trug ein reiches, grünes Jagdgewand, mit Purpurroth und Gold. Sein Geſicht war ſchwarzbraun von der Sonne verbrannt, wild blickten ſeine Augen, höhniſch lachte ſein Mund und ſein Roß war feuerfarben. Beide ritten rechts und links eine Zeitlang ſchweigend neben dem Grafen. Da tönten fernher die Glocken der Dörfer und Städte, denn es war Sonntag, und der lichte Reiter zur Rechten, als er ſahe, wie der Graf nicht einmal ein Ave Maria betete, ſprach mild-ernſt: „Fürwahr, Herr Rheingraf, ſchlecht ſtimmt Euer Jagdruf und das Geheul Eurer Rüden zu dem feierlichen Getön, das uns an dieſem geheiligten Morgen erklingt. Wollet Ihr guten Rath hören, ſo lenkt ſtill um und kehret heim in Euer Schloß — ſonſt, glaubt mir — Ihr erjagt heute nichts Gutes.“

Verwundert ſchaute der Graf den lichten Reiter an, da nahm der zur Linken raſch das Wort, und rief mit mächtiger Stimme: „Hoho, hoho! Glück auf zur Jagd! und Heil Euch, edler Rheingraf, der Ihr das edle Waidwerk ſchätzt und übet. Denn wahrlich: kein größeres Ergötzen giebt's auf dieſer Welt, als zu jagen in dem grünen Wald und Feld und Gründen.“ Dabei ſchlug er mit ſeiner Hand in die Hüfte, und ſchwang ſein Barett mit der langen rothen Feder hoch in die Luft.

„Hoho!“ ſprach der Rheingraf freundlich — „das lautet anders! — Ihr ſeyd mir ein wackrer Waidgeſell, ſeyd willkommen, und ergötzet Euch mit mir!“ darauf ſich zum Andern wendend, ſpottete er: „Was ſchiert mich Glockenklang, Orgelton und Pfaffengeplärr! — Ergötzt es Dich, ſo ſchier Dich hin, ob Dich meine Luſt verdrießet, iſt mir einerlei, ich werde ſie üben, weil ich will.“ Somit ſpornte er ſein Roß zum ſchnellern Lauf, und Jäger, Reiſige und Knechte jagten hinterdrein. Da ſprang mitten im Wege ein Hirſch auf. „Joho! hoho!“ rief der Graf, „die Meute los, und drauf und dran mit Huſſaſa und Hörnerklang!“ Wie er befahl, geſchah's, die entfeſſelte Meute flog dem Wilde nach, ihr nach der Troß der Jäger, den Grafen an der Spitze, und Hundegebell, Hörnerton, Peitſchenknall und „Huſſaſa!“ ſchallte toll durch einander.“

Nicht lange währte es, ſo ſtürzte bald hie bald da einer der Jägerſchaar mit dem Roſſe, und blieb leblos liegen. Beſorgt ſprengte der lichte Reiter an den Grafen heran, und bat: „Erbarmen, Graf, mit Euren Leuten, opfert nicht das Leben auch nur eines Knechts ferner Eurer wilden Luſt“ — aber raſch war auch der andere Reiter des Grafen zur Linken, und jauchzte: „Drauf, edler Rheingraf, drauf und dran, ſchaut, wie die Meute ſo herrlich Fährte hält, ha, welche Luſt, wenn das edle Gethier nach vergeblicher Flucht endlich ſtürzen und unter Eurer Fauſt verenden wird.

Und der Rheingraf lachte dem milden Warner an: „Biſt Du ein verkleidetes Dirnlein, daß Dir wehe wird beim edlen Jagen? — was ſchiert Dich meiner Knechte Leben, laß ſtürzen, was ſich nicht halten kann, und mag es Dich, Du Narr, jammern und grauſen, meine Luſt will ich büßen“ Und gellender ſtieß er in's Horn, und lauter ſchallte der Jagdruf, und wilder brauſ'te das Getümmmel über das Feld.

Sechshundert und elfte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Da traf der Zug auf eine Heerde Kühe, in deren Mitte ſich der geängſtete Hirſch zu verbergen ſuchte, und der Hirt eilte herbei, warf ſich auf die Knie und rief dem Grafen ſchon von Weitem zu: „Erbarmen, hoher Herr, Erbarmen! ſchont dieſe Heerde, und bedenkt, wie mancher armen Wittwe Kuh hir graſet.“ — Und beſorgt ſprengte der lichte Reiter zum Grafen und flehte: „Schonet, Herr Rheingraf, ſchonet die letzte Habe der Armuth;“ doch der linke Reiter reizte den Grafen: „drauf und dran, edler Waidmann, ſoll die köſtliche Beute uns entgehen?“ Und wüthend ſchrie der Graf den Hirten an: „Hund verfluchter! wie wagſt Du es, mich abzuhalten von fürſtlicher Luſt! was ſchiert mich die Kuh einer alten Hexe? wär' nur die älteſte Vettel gleich zur Stelle, ich wollt' Euch zuſammen an den Schweif des Bullen binden laſſen, und Euch hetzen, bis Ihr verendetet. Hollah! drauf und dran!“ ſomit trieb er ſein Roß über den Hirten hin, der blutend zu Boden ſank, und über den Armen ſprengte der Troß der Jäger, und ſie brachen ein in die Heerde, ſo daß ein Stück nach dem andern blutend zu Boden ſtürzte.

Aber der Hirſch entging noch diesmal dem Tode, mit letzter Kraft floh er dem Walde zu, in deſſen Mitte eine geweihte Capelle ſtand, vor deren Altar eben ein frommer Klausner im inbrünſtigen Gebete lag. Dahinein floh das arme Thier, und ſtürzte kraftlos neben dem erſchreckten Klausner nieder. — Dieſer erhob ſich, trat vor die Capelle und ſprach zum Rheingrafen, welcher ſo eben heranſprengte: — „Zurück, o Rheingraf! die geängſtete Creatur ächzet um Hülfe wider Dich, entweihe nicht das Heiligthum des Herrn. Kehre heim in Dein Schloß und ſuche Deinen Frevel zu ſühnen.“

Und ſorglich ſprengte der lichte Reiter herbei, und warnte mild den Grafen, aber der feuerfarbne grinſte höhniſch, und der Graf brüllte, indem er die Peitſche ſchwang: „Verdammter Kahlkopf — ſoll ich Dir thun wie ich dem Hirten gethan habe, hinweg da von der Schwelle, oder meines Roſſes Hufen ſollen Dir die Glazze zerſtampfen! Mag es Dich, Du Narr, und Gott verdrießen, meiner Luſt ſoll mir kein Teufel wehren! Hollah, drauf und dran!“ — er ſpornte ſein Roß — es ging nicht von der Stelle — er ſchaute rechts und links — die beiden Reiter waren verſchwunden — er ſchaute ſich um — verſchwunden war ſein Gefolge — er ſtieß in's Horn — kein Ton ließ ſich hören! Da erſtarrte das Blut in ſeinen Adern, und ſeine Haare ſträubten ſich empor. Plötzlich tönte eine Stimme, wie Donner Weltgerichts, es war die Stimme des Klausners, welcher alſo ſprach: „Du Scheuſal der Natur, frech gegen Gott und ſonder Erbarmen gegen ſeine Geſchöpfe, wo es galt, Deiner wilden Luſt zu fröhnen, ſey verflucht, und werde ſelber wie ein wildes Thier gehetzt, von nun an bis zum jüngſten Tage.

Darauf verſchwanden Klausner und Kapelle, ſchwefellichte Flammen ſtiegen empor um den Grafen, und aus ihnen hervor grinſten Teufelslarven. Eine ſchwarze Rieſenfauſt fuhr aus der Erde, packte den Grafen an der Kehle und drehte ihm das Angeſicht in den Nacken, darauf jagten ihn die Ungeheuer mit Huſſaho und Holla, und jagen ihn bis auf den jüngſten Tag, bei Tage tief durch die Höhlen der Erde, bei Nacht hoch durch die Luft, durch Wald, durch Moor und Fels.

Das iſt die wilde Jagd, die jeder Waidmann kennt, und wovon er zu erzählen weiß, wenn er ſonſt nicht ſchweigen muß, und mancher freventliche Jäger ſchon iſt nach ſeinem Tode dem böſen Rheingrafen zugeſellt worden, was aber ein ordentlicher frommer Jägersmann iſt, der fürchtet ſich vor der wilden Jagd nicht, ſo wenig, wie vor den ruchloſen Freiſchützen und Waidmannſtellern.

Sechshundert und zwölfte Nacht.

„Laſſen Sie uns die beiden grauſigen Sagen über die heitre gemüthliche vergeſſen, die uns Muſäus ſo ſchön erzählt,“ ſagte Alma, und las:

Stumme Liebe

Es war einmal ein reicher Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der ſich immer hohnlächelnd den Bart ſtrich, wenn vom reichen Manne im Evangelium gepredigt wurde, den er, im Vergleich mit ſich, nur für einen kleinen Krämer ſchätzte. Er hatte des Geldes ſo viel, daß er ſeinen Speiſeſaal mit harten Thalern pflaſtern ließ. In jenen frugalen Zeiten herrſchte dennoch, ſo gut als in den unſrigen, ein gewiſſer Luxus, nur mit dem Unterſchiede, daß er bei den Vätern mehr, als bei den Enkeln auf's ſolide geſtellt war. Ob ihm dieſe Hoffarth gleich von ſeinen Mitbürgern und Konſorten ſehr verarget, und für eine Prahlerei ausgedeutet wurde, ſo war's damit doch mehr auf kaufmänniſche Speculation, als Aufſchneiderei angeſehen. Der ſchlaue Bremer merkte wohl, daß die Neider und Tadler dieſer ſcheinbaren Eitelkeit nur den Ruf ſeines Reichthums ausbreiten und ſeinen Credit dadurch mehren würden. Er erreichte dieſe Abſicht vollkommen: das todte Kapital von alten Thalern, das ſo weislich im Speiſeſaal zur Schau ausgeſtellet war, brachte hundertfältige Zinſen durch die ſtillſchweigende Bürgſchaft, die es in allen Handelsgeſchäften für die Valuta leiſtete; aber endlich wurde es doch eine Klippe, woran die Wohlfahrt des Hauſes ſcheiterte.

Melchior von Bremen ſtarb auf einen jähen Trunk bei einem Quabbenſchmauſe, ohne daß er Zeit hatte, ſein Haus zu beſtellen, und hinterließ all ſein Hab und Gut einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben die Jahre erreicht hatte, die väterliche Erbſchaft geſetzmäßig anzutreten. Franz Melcherſon war ein herrlicher Junge, und hatte von der Natur die beſten Anlagen empfangen. Sein Körper war regelmäßig gebaut, dabei feſt und kernhaft, ſeine Gemüthsart heiter und jovialiſch, als wenn geräuchert Ochſenfleiſch und alter Franzwein auf ſeine Exiſtenz Einfluß gehabt hätten. Auf ſeinen Wangen blühte Geſundheit, und aus den braunen Augen ſchaute Behaglichkeit und froher Jugendſinn hervor. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Waſſer und ein magres Erdreich bedarf, um wohl zu gedeihen, in allzu fettem Boden aber geilen Ueberwuchs treibt, ohne Frucht und Genuß. Der väterliche Nachlaß war, wie es oft der Fall iſt, des Sohnes Verderben. Kaum hatte er das Vergnügen empfunden, Beſitzer eines großen Vermögens zu ſeyn, und damit nach Belieben ſchalten zu können, ſo ſuchte er ſich deſſen nicht anders, als einer drückenden Bürde zu entledigen, ſpielte den reichen Mann im Evangelium im Wortverſtande, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Kein Gaſtmahl am Hofe des Biſchofs kam dem ſeinigen gleich an Pracht und Ueberfluß, und ſo lange die Stadt Bremen ſteht, wird ſolch ein Ochſenfeſt nicht wieder erlebt, als er jährlich zu begehen pflegte: an jeden Bürger in der Stadt ſpendete er einen Krüſelbraten aus, und ein Krüglein ſpaniſchen Wein. Davor ließ die ganze Stadt den Sohn des Alten hoch leben*), und Franz war der Held des Tages.

Bei dieſem fortwährenden Taumel von Schwelgerei wurde an keine Bilanzrechnung gedacht, die ehemals das Vademekum der Handelsleute war, jetzt aber immer mehr außer Brauch kommt, daher das Jünglein der merkantiliſchen Waage ſich oft mit magnetiſcher Kraft zum Falliment neiget. Einige Jahre verliefen, ohne daß der verſchwenderiſche Gauch eine Abnahme ſeiner Renten ſpürte, denn bei des Vaters Hinſcheiden waren Kiſten und Kaſten voll. Die gefräßige Schaar der Tiſchfreunde, das luſtige Völklein der luſtigen Brüder, die Spieler, Lungerer und alle, die von dem verlornen Sohn Nutz und Gewinn hatten, ſahen ſich wohl vor, ihn zu einiger Beſonnenheit kommen zu laſſen; ſie riſſen ihn von einem Vergnügen zum andern fort, und erhielten ihn immer in Athem, damit nicht ein nüchterner Augenblick die Vernunft aufwecken, und ihren räuberiſchen Klauen die Beute entführen möchte.

Aber plötzlich verſiegte das Brünnlein des Wohllebens; die Tonnen Goldes aus dem väterlichen Nachlaß waren abgezapſt bis auf die Hefen. Franz kommandirte eines Tages eine große Zahlung, der Kaſſirer war außer Stand, die Ordre ſeines Herrn zu honoriren, und gab ſie mit Proteſt zurück. Das fuhr dem jungen Schlemmer mächtig vor die Stirn; doch fühlte er nur Verdruß und Unwillen über ſeinen widerſpenſtigen Diener, dem er allein, keineswegeß aber ſeiner eignen übeln Wirthſchaft die Unordnung in ſeinen Finanzen beimaß. Er gab ſich auch keine weitere Mühe, die Urſache davon zu ergründen, ſondern, nachdem er zu der gewöhnlichen Litanei des Unſinns ſeine Zuflucht genommen, und einige Dutzend Flüche abgedonnert hatte, ließ er an den achſelzuckenden Haushalter den lakoniſchen Befehl ergehen: „ſchafft Rath.“

---

*) Davon ſchreibt ſich, der Sage nach, die an einigen Orten noch gewöhnliche ſcherzhafte Geſundheit her: des Alten Sohn ſoll leben.

Die Geldmäkler, die Wucherer und Wechsler wurden nun in Thätigkeit geſetzt. Gegen hohe Zinſen floſſen im Kurzen wieder große Summen in die ledigen Kaſſen. Der Saal mit harten Thalern gepflaſtert galt damals in den Augen der Gläubiger mehr, als in unſern Tagen ein offener Creditbrief des amerikaniſchen Generalkongreſſes, oder aller dreizehn vereinigten Staaten. Das Palliativ leiſtete eine Zeitlang gute Dienſte, doch unter der Hand breitete ſich das Gerücht in der Stadt aus, das ſilberne Pflaſter im Speiſeſaale ſey in aller Stille aufgehoben, und mit einem ſteinernen vertauſcht worden. Die Sache wurde von Stund' an auf Verlangen der Darleiher gerichtlich unterſucht und in der That alſo befunden. Nun war nicht zu leugnen, daß ein Pflaſter von buntfarbigem Marmor, **à la mosaique**, ſich in einem Speiſeſaal ungleich beſſer ausnahm, als die verblichenen alten Thaler; allein die Gläubiger reſpektirten den feinen Geſchmack des Eigenthümers ſo wenig, daß ſie ohne Verzug ihre Zahlung forderten, und da dieſe Zahlung nicht erfolgte, wurde der Concursprozeß eröffnet, das väterliche Haus nebſt allen annexis, Vorrathshäuſern, Gärten, Feldgütern, auch allen Mobilien bei brennender Kerze verſteigert, und der Beſitzer, der ſich zur Nothwehr mit einigen rechtlichen Schikanen noch verbollwerkt hatte, judicialiter exmittirt.

Jetzt war es zu ſpät, über ſeine Unbeſonnenheit zu philoſophiren, da die vernünftigſten Betrachtungen nichts beſſern, und die heilſamſten Entſchließungen den Schaden nicht mehr heilen konnten. Nach der Denkungsart unſers verfeinerten Zeitalters hätte nun der Held mit Würde von der Bühne abtreten, ſeine Exiſtenz auf irgend eine Art vernichten, die große Reiſe in die weite Welt antreten, oder ſich entgurgeln müſſen, da er in ſeiner Vaterſtadt nicht mehr als ein Mann von Ehre leben konnte. Franz that indeſſen weder das eine noch das andere. Das qu'en dira-t-on *)? welches die galliſche Sittlichkeit als Zaum und Gebiß für Thorheit und Unbeſonnenheit erfunden hat, war dem zügelloſen Wicht bei ſeinem Wohlſtande nicht eingefallen, und ſein Gefühlsſinn war noch nicht fein genug, die Schande ſeiner muthwilligen Verſchwendung zu empfinden. Es

---

*) Was wird die Welt dazu ſagen!

war ihm, wie einem berauſchten Zecher zu Muthe, der eben aus dem Weintaumel wieder erwacht und ſich nicht zu beſinnen weiß, was mit ihm vorgegangen iſt. Er lebte nach der Weiſe verunglückter Verſchwender, ſchämte ſich nicht und grämte ſich nicht. Zum Glück hatte er noch einige Reliquien aus dem Familienſchmucke vom Schiffbruch geborgen, die ihn noch eine Zeitlang vor drückendem Mangel ſchützten.

Er bezog ein Quartier in einem abgelegenen Gäßchen, in welches die Sonne das ganze Jahr nicht ſchien, außer in den längſten Tagen, wenn ſie ein wenig über die hohen Dächer blickte. Hier fand er für ſeine jetzt ſehr eingeſchränkten Bedürfniſſe alles, was er brauchte: die frugale Küche des Wirths ſchützte ihn vor Hunger, der Ofen vor Kälte, das Dach vor dem Regen, die vier Wände vor dem Wind; nur gegen die peinliche Langeweile wußte er weder Rath noch Zuflucht. Das lockere Geſindel der Schmarotzer war mit dem Wohlſtande davon geflohen, und von ſeinen ehemaligen Freunden kannte ihn keiner mehr. Die Lektüre war damals noch kein Zeitbedürfniß, man verſtand ſich noch nicht auf die Kunſt, mit den hirnloſen Spielen der Phantaſie, die gewöhnlich in den ſeichteſten Köpfen der Nation ſpuken, die Zeit zu tödten. Es gab keine empfindſamen, pädagogiſchen, pſychologiſchen, komiſchen Volks- und Hexenromane; keine Robinſonaden, keine Familien- noch Kloſtergeſchichten, keine Plimplamplaskos, keine Kackerlaks, und die ganze fade Roſenthal'ſche Sippſchaft hatte ihren Hökenweibermund*) noch nicht aufgethan, die Geduld des ehrſamen Publikums mit ihren Armſeligkeiten zu ermüden. Aber doch tummelten ſich die Ritter ſchon wacker auf der Stechbahn herum, Dietrich von Bern, Hildebrand, der gehörnte Siegfried, der ſtarke Rennewart gingen auf die Drachen- und Lindwurmsjagd, und erlegten Rieſen und Zwerge von zwölf Mannsſtärke. Der ehrwürdige Theuerdank war das höchſte Ideal von deutſcher Art und Kunſt, und damals das neueſte Produkt des vaterländiſchen Witzes, doch nur für die ſchönen Geiſter, Dichter und Denker ſeines Jahrhunderts. Franz gehörte zu keiner von dieſen Klaſſen, daher wußte er ſich mit nichts zu beſchäftigen, als daß er ſeine Laute ſtimmte und zuweilen darauf klimperte, hiernächſt zur Abwechſelung aus dem Fenſter ſchaute und Wetterbeobachtungen anſtellte, aus welchen ſich gleichwohl ſo wenig ein Reſultat ergab, als aus der verlornen Mühe unſrer windſüchtigen Meteorologen. Sein Beobachtungsgeiſt bekam indeſſen bald eine andere Nahrung, wodurch der leere Raum in Kopf und Herzen auf einmal ausgefüllt wurde.

---

*) Wie iſt mir denn? redet Muſäus hier von den heutigen Literaten des Leipziger Roſenthales —? Fürwahr, wenn ich der Dey von Tunis wäre, ſchlüg' ich bei ſo zweideutigem Vorfall Lärm. (Anmerk. des Herausgebers.)

Sechshundert und dreizehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In dem engen Gäßchen, ſeinem Fenſter gerade gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die, auf Hoffnung beßrer Zeiten, ſich kümmerlich vom langen Faden nährte, den ſie, nebſt einer wunderſchönen Tochter, durch die Spindel gewann. Sie zogen denſelben tagtäglich ſo lang aus, daß ſie die ganze Stadt Bremen mit Wall und Graben und allen Vorſtädten leicht damit hätten umſpannen mögen. Die beiden Spinnerinnen waren eigentlich nicht für die Spindel geboren, ſie waren von gutem Herkommen, und lebten ehedem in behaglichem Wohlſtande. Der ſchönen Meta Vater hatte ein eignes Schiff auf der See, das er ſelbſt befrachtete und damit jährlich nach Antwerpen fuhr; aber ein ſchwerer Sturm begrub das Schiff mit Mann und Maus, und einer reichen Ladung in den Abgrund des Meeres, als Meta noch nicht ihre Kinderjahre zurückgelegt hatte. Die Mutter, eine verſtändige, geſetzte Frau, ertrug den Verluſt ihres Gatten und des ſämmtlichen Vermögens mit weiſer Standhaftigkeit, entſchlug ſich, aus edlem Stolze, bei ihrer Dürftigkeit aller Unterſtützungen des wohlthätigen Mitleids ihrer Freunde und Anverwandtſchaft, die ſie für ſchimpfliche Almoſen hielt, ſo lange ſie noch in ihrer eignen Thätigkeit Mittel zu finden glaubte, durch ihrer Hände Fleiß ſich zu ernähren. Sie überließ ihr großes Haus und all das köſtliche Geräthe darin den harten Gläubigern ihres verunglückten Mannes, bezog eine kleine Wohnung im engen Gäßchen, und ſpann vom frühen Morgen an, bis in die ſpäte Nacht, ob ihr dieſer Broterwerb gleich ſchwer einging, und ſie den Faden oft mit heißen Thränen netzte. Dennoch erreichte ſie durch dieſe Emſigkeit den Endzweck, von Niemand abzuhangen, und keinem Menſchen einige Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn. In der Folge hielt ſie die heranwachſende Tochter zu gleicher Beſchäftigung an, und lebte ſo genau, daß ſie von ihrem Erwerb noch einen Sparpfennig zurücklegte, den ſie anwendete, nebenher einen kleinen Flachshandel zu treiben.

Sie vermeinte jedoch keineswegs, in dieſem dürftigen Zuſtande ihr Leben zu beſchließen, vielmehr ſtärkte die wackere Frau ihren Muth mit günſtigen Ausſichten in die Zukunft, hoffte dereinſt wieder in eine behagliche Lage zu kommen, und in dem Herbſte des Lebens auch noch ihren Weiberſommer zu genießen. Dieſe Hoffnung gründete ſich nicht ſo ganz auf leere Träume der Phantaſie, ſondern auf eine planmäßige und vernünftige Erwartung. Sie ſah ihre Tochter wie eine Frühlingsroſe aufblühen, dabei war ſie tugendlich und ſittſam, und mit ſo ſchönen Anlagen des Geiſtes und Herzens begabt, daß die Mutter Freude und Troſt an ihr empfand, und ſich den Biſſen aus dem Munde abſparte, um nichts an einer anſtändigen Erziehung mangeln zu laſſen. Denn ſie glaubte, wenn ein Mädchen der Skizze gleich käme, welche Salomon, der weiſe Weiberfreund, von dem Ideal einer vollkommnen Gattin entworfen hat*), ſo könne es nicht fehlen, daß eine ſo köſtliche Perle zum Hausſchmuck eines rechtlichen Mannes werde aufgeſucht und darum gehandelt werden: denn Schönheit und Tugend mit einander vereinbart, galten zu Mutter Brigittens Zeiten gerade ſo viel in den Augen der Freier, als in unſern Tagen Sippſchaft und Vermögen. Zugleich gab es auch mehr Ehekompetenten: man hatte damals den Glauben, die Frau ſey der weſentlichſte, nicht, nach der verfeinerten ökonomiſchen Theorie, der entbehrlichſte Hausrath in der Wirthſchaft. Die ſchöne Meta blühete zwar nur wie eine köſtliche ſeltene Blume im Gewächshaus, nicht unter Gottes freiem Himmel; ſie lebte unter mütterlicher Aufſicht und Gewahrſam höchſt eingezogen und ſtill, ließ ſich auf keiner Promenade und in keiner Geſellſchaft blicken, kam im ganzen Jahre kaum einmal vor's Thor ihrer Vaterſtadt, und das ſchien den Grundſätzen einer geſunden Mutterpolitik gerade entgegen. Die alte Frau E** in Memel verſtands weiland anders, ſchickte die reiſende Sophie, wie klar am Tage liegt, eigentlich nur auf Heirathsſpekulation von Memel nach Sachſen, und erreichte ihre Abſicht vollkommen: wie viel Herzen ſteckte die wandernde Nymphe in Brand, wie viel Kompetenten warben um ſie! Wenn ſie als ein häusliches, ſittſames Mädchen daheim geblieben wäre, würde ſie in der Klauſur ihrer jungfräulichen Zelle vielleicht abgeblühet haben, ohne ſogar an dem Magiſter Kübbuz eine Eroberung zu machen. Andere Zeiten, andere Sitten. Töchter ſind bei uns ein Kapital, das in Umlauf muß geſetzt werden, wenn's rentiren ſoll; ehemals wurden ſie wie Spargeld unter Schloß und Riegel aufbewahrt; aber die Wechsler wußten doch, wo der Schatz verborgen lag und wie ihm beizukommen ſey. Mutter Brigitta ſteuerte ſich auf einen wohlhabenden Eidam, der ſie einſt wieder aus dem babyloniſchen Gefängniß im engen Gäßchen in das Land des Ueberfluſſes, wo Milch und Honig innen fleußt, zurückführen würde, und vertrauete feſt darauf, die Urne des Schickſals werde das Loos ihrer Tochter mit keiner Niete zuſammen paaren.

---

*) Sprüchwörter Salomon. 31. Kap. 11. Vers bis zu Ende.

Eines Tages, als Nachbar Franz zum Fenſter ausſchauete, um Wetterbeobachtungen anzuſtellen, erblickte er die reizende Meta, welche mit der Mutter aus der Kirche zurückkam, wo ſie täglich Meſſe zu hören nicht verfehlte. In ſeinem Glücke hatte der unſtete Wüſtling für das ſchöne Geſchlecht keine Augen gehabt, die feinern Gefühle ſchliefen noch in ſeiner Bruſt, und alle Sinnen waren von dem unaufhörlichen Rauſche des Wohllebens gleichſam umnebelt. Jetzt hatten ſich die ſtürmiſchen Wellen der Ausgelaſſenheit gelegt, und bei der großen Windſtille wirkte das kleinſte

Lüftchen auf die Spiegelfläche ſeiner Seele. Er wurde von dem Anblick der lieblichſten weiblichen Figur, die ihm jemals vorgeſchwebt hatte, bezaubert, gab von Stund' an das dürre, meteorologiſche Studium auf, und ſtellte nun ganz andere Beobachtungen an zu Beförderung der Menſchenkunde, die ihm weit unterhaltendere Beſchäftigung gaben. Er zog bei ſeinem Wirth bald Nachrichten von der angenehmen Nachbarſchaft ein, und erfuhr das größtentheils, was wir bereits ſchon wiſſen.

Jetzt fiel ihm der erſte reuige Gedanke über ſeine unbeſonnene Verſchwendung auf, es regte ſich ein geheimes Wohlwollen in ſeinem Herzen gegen die neue Bekanntſchaft, und er wünſchte nur um deßwillen ſein väterliches Erbgut wieder zurück, die liebenswürdige Meta damit auszuſteuern. Das Quartier im engen Gäßchen war ihm jetzt ſo lieb, daß er's nicht mit dem Schudding *) würde vertauſcht haben. Er kam den ganzen Tag nicht mehr vom Fenſter hinweg, um die Gelegenheit zu erlauern, das liebe Mädchen zu beäugeln, und wenn ſie ſich ſehen ließ, fühlte er mehr Entzücken in ſeiner Seele, als der Beobachter Horockes zu Liverpool empfand, da er zum Erſtenmal die Venus durch die Sonne wandern ſah.

Zum Unglück ſtellte die wachſame Mutter Gegenbeobachtungen an, und merkte bald, was der Lungerer

---

*) Eins der anſehnlichſten Gebäude in Bremen, worinne die Konvente der Kaufleute gehalten werden.

gegenüber im Schilde führte, und weil er als ein Wüſtling ohnehin bei ihr ſchlecht akkreditirt war, ſo entrüſtete ſie dieſes tägliche Angaffen ſo ſehr, daß ſie ihr Fenſter mit einer Schleierwolke verhüllte, und die Vorhänge dichte zuzog. Meta erhielt ſtrengen Befehl, ſich nicht mehr am Fenſter ſehen zu laſſen, und wenn die Mutter mit ihr in die Meſſe ging, hing ſie ihr ein Regentuch übers Geſichte, vermummte ſie wie eine Favoritin des Großherrn, und ſputete ſich, daß ſie mit ihr um die Ecke des Gäßleins herum kam, um dem Auflaurer aus den Augen zu gehen.

Franz ſtand eben nicht im Rufe, daß der Scharfſinn ſein vorzüglichſtes Talent ſey, aber die Liebe weckt alle Fähigkeiten der Seele auf. Er merkte, daß er durch ſein unbeſcheidenes Spähen ſich verrathen hatte, und zog ſich alsbald von ſeinem Fenſterpoſten zurück, mit dem Entſchluß, nicht wieder auszuſchauen, wenn auch das Venerabile vorbeigetragen würde. Dagegen ſann er auf einen Fund, ſeine Beobachtungen dennoch unbemerkt fortzuſetzen, und das gelang ſeiner Erfindſamkeit ohne große Mühe. Er heuerte den größten Spiegel, der aufzutreiben war, und hing dieſen in ſeiner Stube unter einer ſolchen Richtung auf, daß er durch denſelben alles, was in der Wohnung ſeiner Nachbarinnen vorging, deutlich bemerken konnte. Da man in vielen Tagen nichts mehr von dem Laurer wahrnahm, öffneten ſich allmählig die Gardinen wieder, und der große Spiegel empfing zuweilen die Geſtalt des herrlichen Mädchens, und gab ſie zur großen Augenweide ſeines Inhabers getreulich zurück. Je tiefer die Liebe in ſeinem Herzen Wurzel ſchlug, deſto mehr erweiterten ſich ſeine Wünſche. Jetzt kam es darauf an, der ſchönen Meta ſeine Leidenſchaft zu veroffenbaren und ihre gegenſeitige Geſinnung zu erforſchen. Der gewöhnliche und gangbarſte Weg, den Verliebte unter einer ſolchen Konſtellation ihrer Neigungen und Wünſche einzuſchlagen pflegen, war ihm in ſeiner gegenwärtigen Lage ganz unzugänglich. In jenem ſittſamen Zeitalter hielt es überhaupt ſchwer für verliebte Paladins, ſich bei den Töchtern vom Hauſe zu introduziren: Toiletten-Beſuche waren noch nicht Sitte, trauliche Zuſammenkünfte unter vier Augen waren mit dem Verluſte des guten Rufs von Seiten der weiblichen Theilhaberſchaft verpönt, Promenaden, Eſplanaden, Maſkeraden, Pickeniks, Goutes, Soupés und andere Erfindungen des neuern Witzes, die ſüße Minne zu begünſtigen, gab es noch nicht; nur die verſchwiegene Ehekammer geſtattete die Konkurrenz beider Geſchlechter zur Erörterung ihrer Herzensangelegenheiten. Demungeachtet gingen alle Dinge ihren Gang, ſo gut, wie bei uns. Gevatterſchaften, Hochzeitſchmäuſe, Leichenmahle waren, vornämlich in Reichsſtädten, privilegirte Vehikel, Liebſchaften anzuſpinnen, und Ehetraktaten zu betreiben. Darum ſagt das alte Sprichwort: Es wird keine Hochzeit vollbracht, es wird eine neue erdacht. Aber einen verarmten Schlemmer begehrte Niemand in ſeine geiſtliche Verwandtſchaft aufzunehmen, er wurde zu keinem Hochzeitmahl, zu keinem Leicheneſſen geladen. Der Schleifweg durch die Zofe, durch die Jungemagd, oder einen andern dienſtbaren Geiſt von Unterhändlerin zu negoziiren, war hier verſperrt; Mutter Brigitta hatte weder Magd noch Zofe, der Flachs- und Garnhandel ging allein durch ihre Hand, und ſie verließ die Tochter ſo wenig, als ihr Schatten.

Unter dieſen Umſtänden war es unmöglich, daß Nachbar Franz der geliebten Meta ſein Herz entweder mündlich oder ſchriftlich entdecken konnte. Er erfand aber bald ein Sprachidiom, das für die Darſtellung der Leidenſchaften ausdrücklich gemacht ſcheinet. Zwar gebühret ihm nicht die Ehre der erſten Erfindung, lange vor ihm hatten die empfindſamen Seladons in Welſchland und Spanien ſchmelzende Harmonieen bei ihren Serenaden die Sprache des Herzens unter dem Balkon ihrer Dame reden laſſen, und dieſes melodiſche Pathos ſoll in Liebesdeklarationen des Zwecks nicht leicht verfehlen, und nach dem Geſtändniß der Damen herzanfaſſender und hinreißender ſeyn, als weiland die Wohlredenheit des ehrwürdigen Vaters Chryſoſtomus, oder die Beredtſamkeit des ſchulgerechten Cicero und Demoſthenes. Aber davon hatte der ſchlichte Bremer nie ein Wort gehört, folglich war die Erfindung, ſeine Herzgefühle in muſikaliſche Akkorde überzutragen, und ſie der geliebten Meta vorzulauteniren, ganz die ſeinige.

In einer empfindſamen Stunde ergriff er ſein

Inſtrument, ließ es jedoch nicht, wie ſonſt, beim bloßen Stimmen bewenden, ſondern lockte rührende Melodieen aus den harmoniſchen Saiten hervor, und in minder als einem Monat ſchuf die Liebe den muſikaliſchen Stümper zum neuen Amphion um. Die erſten Verſuche ſchienen eben nicht bemerkt zu werden; aber bald wurde im engen Gäßchen alles Ohr, wenn der Virtuos einen Akkord anſchlug: die Mütter ſchwichtigten die Kinder, die Väter wehrten den lärmenden Knaben vor den Thüren, und er hatte das Vergnügen, durch den Spiegel zu bemerken, daß Meta mit ihrer alabaſternen Hand zuweilen das Fenſter öffnete, wenn er anfing zu präludiren. War's ihm gelungen, ſie herbeizuziehen, daß ſie ihm das Ohr lieh, ſo rauſchten ſeine Phantaſieen im frohen Allegro, oder hüpften in ſcherzenden Tanzmelodieen daher; hielt ſie aber der Umtrieb der Spindel, oder die geſchäftige Mutter ab, ſich ſehen zu laſſen, ſo wälzte ein ſchwerfälliges Andante ſich über den Steg der ſeufzenden Laute, welches in ſchmachtenden Modulationen ganz das Gefühl des Kummers ausdrückte, den Liebesqual in ſeine Seele goß.

Meta war keine ungelehrige Schülerin, und lernte bald dieſe ausdrucksvolle Sprache verſtehen. Sie machte verſchiedene Verſuche, zu prüfen, ob ſie ſich alles recht verdollmetſcht hätte, und fand, daß ſie nach ihrer Willkühr die Virtuoſenlaune des unſichtbaren Lautenſchlägers regieren konnte: denn die ſtillen, ſittſamen Mädchen haben, wie bekannt, einen ungleich ſchärfern Gefühlblick, als die raſchen, flatterhaften Dirnen, die mit ſchmetterlingsartigem Leichtſinn von einem Gegenſtande zum andern forteilen, und an keinen ihre Aufmerkſamkeit heften. Sie fand ihre weibliche Eitelkeit dadurch geſchmeichelt, und es behagte ihr, durch eine geheime Zaubermacht die nachbarliche Laute bald in den Ton der Freude, bald in den wimmernden Klageton ſtimmen zu können. Mutter Brigitta aber hatte mit dem Erwerb im Kleinen immer den Kopf ſo voll, daß ſie nicht darauf achtete, und die ſchlaue Tochter hütete ſich wohl, ihr die gemachte Entdeckung mitzutheilen, und dachte mehr darauf, eine Gelegenheit auszuſpähen, dieſe harmoniſchen Apoſtrophen an ihr Herz, aus einem gewiſſen Wohlwollen gegen den girrenden Nachbar, oder aus Eitelkeit, um ihren hermenevtiſchen Scharfſinn zu veroffenbaren, durch eine ſymboliſche Gegenrede zu erwiedern. Sie äußerte ein Verlangen, Blumentöpfe vor dem Fenſter zu haben, und dieſes unſchuldige Vergnügen ihr zu geſtatten, fand bei der Mutter keine Schwierigkeit, die nichts mehr von dem lauerſamen Nachbar fürchtete, nachdem ſie ihn nicht mehr vor Augen ſahe.

Sechshundert und vierzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nun hatte Meta einen Beruf, ihre Blumen zu warten, zu begießen, vor den Sturmwinden zu ſichern und anzubinden, auch ihr Wachsthum und Gedeihen zu beobachten. Mit unausſprechlichem Entzücken erklärte der glückliche Liebhaber dieſe Hieroglyphen ganz zu ſeinem Vortheil, und die beredte Laute ermangelte nicht, ſeine frohen Empfindungen in das horchſame Ohr der ſchönen Blumenfreundin über das enge Gäßchen hinüber zu moduliren. Das that in dem zarten jungfräulichen Herzen Wunder. Es fing an, ſie heimlich zu kränken, wenn Mutter Brigitta bei ihren weiſen Tiſchreden, wo ſie mit der Tochter zuweilen ein Stündchen zu koſen pflegte, den muſikaliſchen Nachbar in die Cenſur nahm, ihn einen Taugenichts und Lungerer ſchalt, oder mit dem verlornen Sohne verglich. Sie nahm immer ſeine Partei, wälzte die Schuld ſeines Verderbens auf die leidige Verführung, und legte ihm nichts zur Laſt, als daß er das goldne Sprüchlein nicht erwogen hätte: „Junges Blut, ſpar Dein Gut!“ Indeſſen vertheidigte ſie ihn mit ſchlauer Vorſicht, daß es ſchien, es ſey damit mehr auf die Unterhaltung des Geſprächs abgeſehen, als daß ſie an der Sache ſelbſt Antheil nähme.

Während daß Mutter Brigitta innerhalb ihrer vier Wände gegen den jungen Wildfang eiferte, hegte dieſer für ſie gleichwohl die beſten Geſinnungen, und machte die ernſthafteſte Spekulation, wie er nach Vermögen ihre dürftigen Umſtände verbeſſern, und die wenige Habe, die ihm noch übrig war, mit ihr theilen möchte, ſo daß es ihr doch gänzlich verborgen blieb, daß ein Theil ſeines Eigenthums in das ihrige übergegangen ſey. Eigentlich war's mit dieſer milden Spende freilich nicht auf die Mutter, ſondern auf die Tochter abgeſehen. Unter der Hand hatte er vernommen, daß der ſchönen Meta nach einem neuen Leibrock gelüſte, welchen zu kaufen die Mutter ihr abſchlug, unter dem Vorwand ſchwerer Zeiten. Er urtheilte aber ganz recht, daß ein Geſchenk oder ein Stück Zeug von unbekannter Hand wohl ſchwerlich dürfte angenommen werden, oder die Tochter ſich darein kleiden möchte, und daß er alles verderben würde, wofern er ſich als der Geber zu der Spende legitimiren wollte. Unverſehens führte der Zufall eine Gelegenheit herbei, dieſen guten Willen auf die ſchicklichſte Art zu verwirklichen.

Mutter Brigitta beklagte ſich gegen eine Nachbarin, der Flachs ſey nicht gerathen, und koſte mehr im Einkauf, als die Abnehmer dafür bezahlen wollten, daher ſey dieſer Nahrungszweig vor der Hand nichts anders, als ein dürrer Aſt. Horcher Franz ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er lief alsbald zum Goldſchmidt und vermäkelte die Ohrenſpangen ſeiner Mutter, kaufte einige Steine Flachs ein, und ließ ſie durch eine Unterhändlerin, die er gewann, ſeiner Nachbarin für einen geringen Preis anbieten. Der Handel wurde geſchloſſen, und wucherte ſo reichlich, daß die ſchöne Meta auf Allerheiligentag in einem neuen Leibrock prangte. Sie leuchtete in dieſem Prunk dem ſpähenden Nachbar dergeſtalt in die Augen, daß er an den heiligen eilftauſend Jungfrauen ſammt und ſonders würde vorbeigegangen ſeyn, wenn ihm vergönnt geweſen wäre, ſich ein Herzgeſpiel darunter zu ſuchen, um die reizende Meta zu wählen.

Doch eben, da er ſich über den guten Erfolg ſeiner unſchuldigen Liſt in der Seele freuete, wurde das Geheimniß verrathen. Mutter Brigitta wollte der Flachsſtrödlerin, die ihr ſo reichlichen Erwerb eingebracht hatte, zur Vergeltung auch eine Güte thun, und bewirthete ſie mit einem wohlgezuckerten Reisbrei *) und einem Quartierchen ſpaniſchen Sekt. Dieſe Näſcherei ſetzte nicht nur den zahnloſen Mund, ſondern auch die geſchwätzige Zunge der Alten in Bewegung; ſie verhieß,

---

*) Ehe der Kaffee bekannt war, pflegten Damen von Stande den weiblichen Beſuch mit Konfekt oder anderm Backwerk und ſüßem Weine zu bedienen; wirthſchaftliche Hausmütter ſubſtituirten dafür Reisbrei und ein Gläschen Landwein. Der erſtere ſtand als eine vorzügliche Leckerei in großem Credit, und wurde bei den Gaſtmahlen der Fürſten aufgetragen. Ohne Reisbrei wurde ſelbſt kein churfürſtlich Beilager vollzogen, wie die archivariſchen Urkunden aufbewahrter alter Küchenzettel beſagen.

den Flachshandel fortzuſetzen, wenn ihr Kommittent ſich ferner geneigt dazu finden ließe, wie ſie aus guten Gründen vermuthe. Ein Wort gab das andere; Mutter Evens Töchter forſchten mit der ihrem Geſchlechte gewöhnlichen Neugier ſo lange nach, bis ſie das morſche Siegel der weiblichen Verſchwiegenheit auflöſten. Meta erbleichte vor Schrecken über dieſe Entdeckung, die ſie entzückt haben würde, wenn nicht die Mutter Theilhaberin derſelben geweſen wäre. Aber ſie kannte ihre ſtrengen Begriffe von Sittlichkeit und Anſtand, und die machten ihr für den Verluſt des neuen Leibrocks bange. Die ernſte Frau gerieth nicht minder in Beſtürzung über dieſe Nachricht, und wünſchte ihrerſeits gleichfalls, daß ſie allein Kunde von der eigentlichen Beſchaffenheit ihres Flachshandels möchte erhalten haben; denn ſie fürchtete, die nachbarliche Großmuth möchte auf das Herz der Tochter einen Eindruck machen, der ihren ganzen Plan verrückte. Daher beſchloß ſie, den noch zarten Keim des Unkrautes auf friſcher That aus dem jungfräulichen Herzen zu vertilgen. Der Leibrock wurde, aller Bitten und Thränen der lieblichen Beſitzerin ungeachtet, vorerſt in Beſchlag genommen, und des folgenden Tages auf den Trödelmarkt geſchickt, das daraus gelöſte Geld mit dem übrigen auf's gewiſſenhafteſte berechneten Gewinn von dem Flachsnegoz zuſammengepackt, und als eine alte Schuld unter der Aufſchrift: „An Herrn Franz Melcherſon, ſeßhaft in Bremen, durch Beihülfe des Hamburger Boten zurück ſpedirt.“ Der Empfänger nahm auf guten Glauben das Päckchen Geld als einen unvermutheten Segen an, wünſchte, daß alle Schuldner ſeines Vaters in Abzahlung der alten Reſte ſo gewiſſenhaft ſeyn möchten, als dieſer biedere Unbekannte, und ahnete nichts von dem wahren Zuſammenhange der Sache; die ſchwatzhafte Mäklerin hütete ſich auch wohl, von ihrer Plauderei ihm trauliche Eröffnung zu thun, ſie begnügte ſich, ihm zu ſagen, Mutter Brigitta habe den Flachshandel aufgegeben.

Unterdeſſen belehrte ihn der Spiegel, daß gegenüber die Aſpekten in einer Nacht ſich gar ſehr verändert hatten. Die Blumentöpfe waren insgeſammt verſchwunden, und die Schleierwolken bedeckten wieder den freundlichen Horizont der gegenſeitigen Fenſter. Meta war ſelten ſichtbar, und wenn ſie ja einmal auf einen Augenblick zum Vorſchein kam, wie der Silbermond in einer ſtürmiſchen Nacht aus dem Gewölke, ſo erſchien ſie mit gar trübſeligem Geſicht, das Feuer ihrer Augen war erloſchen, und ihm bedünkte, ſie zerdrücke zuweilen ein perlendes Thränlein mit dem Finger. Das griff ihm gewaltſam an's Herz, und die Laute hallte ſchwermuthsvolle Mitempfindung in weichen lydiſchen Tönen. Er quälte ſich, und ſann, die Urſache des Trübſinns ſeiner Liebſchaft zu erforſchen, ohne mit ſeinem Dichten und Denken etwas zu enden. Nach Verlauf einiger Tage bemerkte er mit großer Beſtürzung, daß ſein liebſter Hausrath, der große Spiegel, ihm völlig unbrauchbar ſey. Er lagerte ſich an einem heitern Morgen in den gewöhnlichen Hinterhalt, und wurde gewahr, daß die Wolken gegenüber alle wie nächtliche Nebel verſchwunden waren, welches er anfangs einer großen Wäſche zuſchrieb; aber bald ſah er, daß inwendig im Zimmer alles öd und ledig war: die angenehme Nachbarſchaft war Abends zuvor in aller Stille abgezogen, und hatte das Quartier geändert.

Nun konnte er mit aller Muße und Bequemlichkeit wieder der freien Ausſicht genießen, ohne zu befürchten, irgend jemand durch ſein Ausſchauen läſtig zu fallen; allein für ihn war's ein peinlicher Verluſt, des wonnigen Anblicks ſeiner platoniſchen Liebſchaft entbehren zu müſſen. Stumm und fühllos ſtund er da, wie ehemals ſein Kunſtgenoß, der harmoniſche Orpheus, als der geliebte Schatten ſeiner Eurydide wieder zum Orkus hinabſchwand, und wenn ſchon zu ſeiner Zeit das Tollhäuslergefühl unſerer Kraftmänner, die im abgewichenen Jahrzehend toſeten, nun aber wie die Hummeln beim erſten Froſte verſchwunden ſind, zur Exiſtenz wäre gediehen geweſen, ſo würde dieſe Windſtille in einen plötzlichen Orkan übergegangen ſeyn. Das wenigſte, was er hätte thun können, wäre geweſen, ſich die Haare auszuraufen, auf der Erde ſich herumzuwälzen, oder den Kopf gegen die Wand zu rennen, Ofen und Fenſter einzuſchlagen, und wie ein Raſender ſich zu gebehrden. Alles das unterblieb aus dem ganz einleuchtenden Grunde, weil wahre Liebe nie Thoren macht, ſondern vielmehr das Univerſalmittel iſt, kranke Gemüther von Thorheit zu heilen, der Ausſchweifung ſanfte Feſſeln anzulegen, und jugendliche Unbeſonnenheit von dem Wege des Verderbens auf die Bahn der Vernunft zu leiten, denn der Wüſtling, welchen die Liebe nicht wieder zurechte bringt, iſt unwiederbringlich verloren. Sobald ſich ſein Geiſt wieder geſammelt hatte, ſtellte er über das unerwartete Phänomenon am nachbarlichen Horizont mancherlei lehrreiche Betrachtungen an. Er vermuthete allerdings, daß er der Hebel geweſen ſeyn möchte, der die Auswanderung der weiblichen Colonne bewirket habe, der Geldempfang, der eingeſtellte Flachshandel, und die darauf erfolgte Emigration dienten einander zu wechſelſeitigen Exponenten, ihm alles aufzuklären. Er merkte, daß Mutter Brigitta hinter ſeine Geheimniſſe gekommen ſey, und ſahe aus allen Umſtänden, daß er nicht ihr Held war, und dieſe Entdeckung munterte eben ſeine Hoffnung nicht ſehr auf. Die ſymboliſche Rückſprache der ſchönen Meta hingegen, welche ſie mittelſt der Blumentöpfe auf ſeine harmoniſchen Liebesanträge mit ihm genommen hatte, ihr Trübſinn und die Zähre, die er kurz vor der Auswanderung aus dem engen Gäßchen in ihren ſchönen Augen bemerkt hatte, belebten ſeine Hoffnung wieder, und erhielten ihn bei gutem Muthe. Sein erſtes Geſchäfte war, auf Kundſchaft auszugehen und in Erfahrung zu bringen, wo Mutter Brigitta ihre Reſidenz hin verlegt habe, um das geheime Einverſtändniß mit der zärtlichen Tochter auf irgend eine

Weiſe zu unterhalten. Es koſtete ihm wenig Mühe, ihren Aufenthalt zu erfahren, gleichwohl war er zu beſcheiden, ihr mit weſentlicher Wohnung zu folgen, und begnügte ſich nur, die Kirche auszuſpähen, wo ſie nun Meſſe hörten, um ſich das Vergnügen des Anblicks ſeiner Geliebten täglich einmal zu verſchaffen. Er verfehlte nie, ihr auf dem Heimwege zu begegnen, bald da, bald dort in einem Laden, oder in einer Hausthür, wo ſie vorübergehen mußte, ihr aufzupaſſen, und ſie freundlich zu grüßen, welches ſo viel galt, als ein Billet doux, und auch die nämliche Wirkung that.

Wäre Meta nicht allzu kloſtermäßig erzogen, und von der ſtrengen Mutter wie ein Schatz vor den Augen eines Geizigen bewacht worden, ſo hätte Nachbar Franz mit ſeiner verborgenen Werbung auf ihr Herz ohne Zweifel wenig Eindruck gemacht. Aber ſie war in dem kritiſchen Alter, wo Mutter Natur und Mutter Brigitta mit ihrer guten Lehre und Unterricht immer in Kolliſion kamen. Jene lehrte ſie durch geheimen Inſtinkt Empfindungen kennen, und pries ihr ſolche als die Panazee des Lebens an, für die ſie keinen Namen hatte; dieſe warnte ſie vor den Ueberraſchungen einer Leidenſchaft, die ſie nicht mit dem wahren Namen benennen wollte, die aber, ihrer Sage nach, für junge Mädchen ſchädlicher und verderblicher ſeyn ſollte, als Blattergift. Jene belebte im blühenden Lenz des Lebens nach Beſchaffenheit der Jahreszeit ihr Herz mit wohlthätiger Wärme; dieſe wollte, daß es immer ſo froſtig und kalt, als ein Eiskeller bleiben ſollte. Dieſes ganz entgegengeſetzte pädagogiſche Syſtem zweier guten Mütter gab dem lenkſamen Herzen der Tochter die Richtung eines Schiffs, das gegen den Wind geſteuert wird, und weder dem Winde, noch dem Ruder folgt, ſondern ganz natürlich eine dritte Direktion nimmt. Sie behielt die Sittſamkeit und Tugend bei, die ihr durch die Erziehung von Jugend an war eingeprägt worden, und ihr Herz war aller zärtlichen Empfindungen empfänglich. Weil nun Nachbar Franz der erſte Jüngling war, der dieſe ſchlafenden Gefühle aufgeweckt hatte, ſo empfand ſie ein gewiſſes Behagen an ihm, das ſie ſich kaum ſelbſt geſtand, das aber jedes minder unerfahrne Mädchen für Liebe würde erklärt haben. Darum ging ihr der Abſchied aus dem engen Gäßchen ſo nahe, darum zitterte ein Thränlein von ihren ſchönen Augen, darum dankte ſie dem lauerſamen Franz ſo freundlich, wenn er ſie auf dem Kirchwege grüßte, und wurde roth dabei bis an die Ohren. Beide Liebenden hatten zwar nie ein Wort mit einander geſprochen; aber er verſtand ſie, ſie verſtand ihn ſo vollkommen, daß ſie unter vier Augen ſich gegen einander nicht deutlicher würden haben erklären können, und beide Kontrahenten ſchwuren, jeder Theil für ſich im Herzen, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, dem andern den Bund der Treue.

Sechshundert und funfzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Jn dem Viertel, wo Mutter Brigitta eingemiethet hatte, gab's auch Nachbarſchaften, und unter dieſen auch Mädchenſpäher, denen die Wohlgeſtalt der reizenden Meta nicht verborgen bleiben konnte. Gerade ihrer Behauſung gegenüber wohnte ein wohlhabender Brauherr, den die Scherztreiber, weil er ſehr bei Mitteln war, nur den Hopfenkönig nannten. Er war ein junger, flinker Wittber, deſſen Trauerjahr eben zu Ende lief, und der nun, ohne die Geſetze des Wohlſtandes zu übertreten, berechtiget war, ſich nach einer anderweiten Gehülfin in der Wirthſchaft umzuſehen. Er hatte nach dem Hinſcheiden der ſeligen Frau mit ſeinem Schutzpatron, dem heiligen Chriſtoph, in aller Stille den Kontrakt gemacht, ihm eine Wachskerze zu opfern, ſo lang, als eine Hopfenſtange und ſo dick, als ein Schürbaum, wenn er es ihm mit der zweiten Wahl nach dem Wunſch ſeines Herzens würde gelingen laſſen. Kaum hatte er die ſchlanke Meta erblickt, ſo träumte ihm, der heilige Chriſtoph ſähe im zweiten Geſchoß des Hauſes *) am Fenſter des Schlafgemachs herein und

---

*) Sanct Chriſtoph erſcheinet ſeinen Schutzbefohlenen nie in einem einſamen Kämmerlein, wie die übrigen Heiligen, mit Him-

mahne ſeine Schuld ein. Das dünkte dem raſchen Wittber ein himmliſcher Beruf zu ſeyn, unverzüglich das Netz auszuwerfen. Am frühen Morgen berief er die Mäkler der Stadt, und gab ihnen Kommiſſion auf gebleicht Wachs, drauf putzte er ſich heraus, wie ein Rathsherr, ſein Heirathsgewerbe zu betreiben. Er hatte keine muſikaliſchen Talente, und in der geheimen Symbolik der Liebe war er ein roher Idiot; aber er hatte ein reiches Brauerbe, ein baares Kapital auf der Stadtkämmerei, ein Schiff auf der Weſer und einen Meierhof vor der Stadt. Unter dieſen Empfehlungen hätte er auch wohl ohne Beiſtand des heiligen Chriſtophels auf einen erwünſchten Erfolg ſeiner Werbung rechnen können, beſonders bei einer Braut ohne Heirathsgut.

Er ging, dem alten Herkommen gemäß, gerade vor die rechte Schmiede, und entdeckte der Mutter freundnachbarlich ſeine chriſtliche Abſicht auf ihre tugendliche und ehrſame Tochter. Keine Engelerſcheinung hätte die gute Frau mehr entzücken können, als dieſe frohe Botſchaft. Sie ſahe jetzt die Frucht ihres guten Plans und die Erfüllung ihrer Hoffnung reifen, aus der bisherigen Dürftigkeit zu ihrem erſten Wohlſtand zurück zu kehren, ſegnete den guten Gedanken, aus dem Winkelgäßchen weggezogen zu ſeyn, und in der erſten

---

melslicht umfloſſen: für ſeine giganteske Statur iſt jedes Zimmer zu niedrig, daher thut der heilige Enacksſohn alle Geſchäfte mit ſeinen Pfleglingen nur vor dem Fenſter ab.

Auswallung der Freude, da ſich tauſend heitere Ideen in ihrer Seele an einander reiheten, dachte ſie auch an den Nachbar Franz, der die Veranlaſſung dazu gegeben hatte. Ohngeachtet er eben nicht ihr Schooßjünger war, gelobte ſie ihm doch, als dem zufälligen Werkzeuge ihres aufgehenden Glückſterns, eine heimliche Freude mit irgend einer Spende zu machen, und dadurch zugleich Abtrag für den wohlgemeinten Flachshandel zu leiſten.

In dem mütterlichen Herzen waren die Heirathspräliminarien ſo gut, als unterzeichnet, doch erlaubte der Wohlſtand nicht, in einer ſo wichtigen Sache zu raſch zu Werke zu gehen, daher nahm ſie den Antrag ad referendum, um nebſt ihrer Tochter die Sache mit Gebet zu überlegen, und beſtimmte eine achttägige Friſt, nach deren Verlauf ſie den ehrſamen Brautwerber, wie ſie ſagte, mit genüglicher Antwort, zu kontentiren verhoffte, welches er ſich, als die gewöhnliche Prozedur, gar gern gefallen ließ, und ſich empfahl. Kaum hatte er den Rücken gewendet, ſo wurden Spindel und Weife, Schwingſtock und Hechel, ohne Rückſicht auf ihre treu geleiſteten Dienſte, und ſo unverſchuldet, als zuweilen die Pariſer Parlamentsherren, in's Elend verwieſen, und als unnütze Geräthſchaften in die Rumpelkammer geſtellt. Wie Meta aus der Meſſe zurückkam, erſtaunte ſie über die plötzliche Kataſtrophe in dem Wohnzimmer, es war alles aufgeputzt, wie an einem von den drei hohen Feſten im Jahr. Sie begriff nicht, wie die emſige Mutter an einem Werkeltage ihre thätige Hand ſo läſſig in den Schooß legen konnte; doch ehe ſie noch Zeit gewann, über dieſe Reform im Hauſe die freundlich lächelnde Mutter zu befragen, kam ihr dieſe ſchon mit Aufklärung des Räthſels entgegen. Die Suada ſaß auf ihren Lippen, und es ergoß ſich ein Strom von weiblicher Wohlredenheit aus ihrem Munde, das bevorſtehende Glück mit den lebhafteſten Farben abzuſchildern, die ihre Einbildungskraft nur immer auftreiben konnte. Sie erwartete von der keuſchen Meta das ſanfte Erröthen der jungfräulichen Verſchämtheit, welches das Noviziat in der Liebe ankündiget, und dann eine völlige Reſignation in den mütterlichen Willen. Denn bei Heirathspropoſitionen waren ehedem die Töchter in dem Fall unſerer Fürſtentöchter: ſie wurden nicht um ihre Neigung befragt, und hatten keine Stimme bei der Wahl ihres legalen Herzgeſpiels, als das Jawort vor dem Altar.

Allein Mutter Brigitta irrte ſich in dieſem Punkte gar ſehr. Die ſchöne Meta wurde bei dieſer unvermutheten Notifikation nicht roth, wie eine Roſe, ſondern blaß wie eine Leiche. Ein hyſteriſcher Schwindel umnebelte ihre Sinnen, und ſie ſank ohnmächtig in den mütterlichen Arm. Nachdem ihre Lebensgeiſter mit kaltem Waſſer wieder waren aufgefriſcht worden, und ſie ſich in etwas erholet hatte, floſſen ihre Augen von Thränen, als wenn ihr groß Unglück begegnet wäre. Daraus merkte die verſtändige Mutter bald ab, daß ihr das Heirathsgewerbe nicht zu Sinne ſey, worüber ſie ſich denn höchlich verwunderte, und weder Bitten noch Ermahnungen ſparte, die Gelegenheit, durch eine gute Heirath ihr Glück zu machen, nicht aus Eigenſinn und Widerſpenſtigkeit zu verſcherzen. Aber Meta war nicht zu überreden, daß ihr Glück von einer Heirath abhinge, wozu ihr Herz nicht ſeinen Aſſent gäbe. Die Debatten zwiſchen Mutter und Tochter dauerten verſchiedene Tage vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, der Termin zum Beſcheid rückte heran, die gigantiſche Wachskerze für den heiligen Chriſtoph, deren ſich der König Og von Baſan nicht würde geſchämet haben, wenn ſie als hochzeitliche Fackel bei ſeinem Beilager ihm vorgeleuchtet hätte, war auch bereits fertig, und gar herrlich mit lebendigen Blumen bemalt, wie ein buntes Licht, ob der Heilige ſich gleich ſo unthätig für ſeinen Klienten die ganze Zeit über bewieſen hatte, daß dieſem das Herz der ſchönen Meta verriegelt und verſchlöſſert blieb.

Indeſſen hatte ſie ſich die Augen ausgeweint, und die mütterliche Ueberredungskunſt hatte ſo gewaltſam gewirket, daß ſie, wie eine Blume von ſchwüler Sonnenhitze, zuſammen welkte, und ſichtbarlich abzehrte. Geheimer Kummer nagte an ihrem Herzen, ſie hatte ſich ein ſtrenges Faſten auferlegt, und ſeit drei Tagen keinen Mundbiſſen genoſſen, auch mit keinem Tropfen Waſſer ihre trocknen Lippen benetzt. Des Nachts kam ihr kein Schlaf in die Augen, und darüber wurde ſie zum Sterben krank, daß ſie die letzte Oelung begehrte. Da die zärtliche Mutter die Stütze ihrer Hoffnung wanken ſah, und bedachte, daß ſie Kapital und Zinſen auf einmal verlieren könnte, fand ſie nach genauer Ueberlegung, daß es rathſamer ſey, die letztern ſchwinden zu laſſen, als beide zu entbehren, und bequemte ſich nach der Tochter Willen mit freundlicher Nachgiebigkeit. Es koſtete ihr zwar große Ueberwindung und manchen ſchweren Kampf, eine ſo vortheilhafte Partie von der Hand zu weiſen; doch gab ſie ſich endlich, wie es die Ordnung des Hausregiments mit ſich bringt, ganz in den Willen ihres lieben Kindes, und machte der Kranken deshalb weiter keine Vorwürfe. Da auf den beſtimmten Tag der flinke Wittber ſich anmeldete, in dem guten Vertrauen, daß ſein himmliſcher Geſchäftsträger alles nach Wunſch zur Richtigkeit würde gebracht haben, erhielt er ganz gegen ſeine Erwartung abſchlägige Antwort, die jedoch mit ſo vielem Glimpf verſüßt war, daß ſie ihm einging, wie Wermuthwein mit Zucker. Er fand ſich indeſſen leicht in ſein Schickſal, und beunruhigte ſich ſo wenig darüber, als wenn ſich ein Malzhandel zerſchlagen hätte. Im Grunde war auch keine Urſache vorhanden, warum er ſich hätte kränken ſollen. Seine Vaterſtadt hat nie Mangel gehabt an liebenswürdigen Töchtern, die der Solomoniſchen Skizze gleichen, und ſich zu vollkommnen Gattinnen qualifiziren; überdieß verließ er ſich, ungeachtet der mißlungenen Ehewerbung mit feſtem Vertrauen auf ſeinen Schutzpatron, der ihn auch anderweit ſo gut bediente, daß er, ehe ein Monat verlief, mit großem Pomp die gelobte Kerze vor den Altar des Heiligen pflanzte.

Mutter Brigitta bequemte ſich nun, die exilirte Spinngeräthſchaft aus der Rumpelkammer zurück zu berufen, und wieder in Aktivität zu ſetzen. Alles ging wieder ſeinen gewöhnlichen Gang. Meta blühete bald von neuem auf, war thätig zur Arbeit und ging fleißig in die Meſſe, die Mutter hingegen konnte den heimlichen Gram über fehlgeſchlagne Hoffnung und die Vernichtung ihres Lieblingsplans nicht verbergen, ſie war mürriſch, mißmüthig und kleinlaut. Beſonders quälte ſie an dem Tage üble Laune, wo der Nachbar Hopfenkönig Hochzeit hielt. Als der Brautzug in die Kirche begann, und voraus von den Stadtpfeifern trommetet und ſchalmeiet wurde, wimmerte und erſeufzete ſie, wie in der Unglücksſtunde, da ihr die Hiobspoſt gebracht wurde, die wüthige See habe ihren Mann mit Schiff und Gut verſchlungen. Meta ſah das Brautgepränge mit großer Gleichmüthigkeit vorüberziehen; ſelbſt der herrliche Schmuck, die Edelgeſteine in der Myrtenkrone und die neun Reihen Zahlperlen um den Hals der Braut machten auf ihre Gemüthsruhe keinen Eindruck, welches zu verwundern war, da eine neue Pariſer Haube, oder ſonſt ein Meteor des modiſchen Flitterputzes doch ſo oft die Zufriedenheit und häusliche Glückſeligkeit eines ganzen Kirchſpiels ſtöret. Nur der herznagende Kummer ihrer Mutter beunruhigte ſie, und umnebelte den heitern Blick ihrer Augen. Sie war bemüht, durch tauſend Liebkoſungen und kleine Aufmerkſamkeiten ſich ihr anzuſchmeicheln; es gelang ihr auch damit in ſo weit, daß die gute Mutter doch wieder etwas geſprächiger wurde.

Auf den Abend, als der Brautreihen anhub, ſprach ſie: „Ach Kind! dieſen frohen Reihen könnteſt Du jetzt anführen. Welche Wonne! wenn Du die Mühe und Sorgen Deiner Mutter mit dieſer Freude belohnt hätteſt! Aber Du haſt Dein Glück verſchmäht, und nun erleb ich's nimmer, Dich zum Altar zu geleiten.“ „Liebe Mutter,“ ſprach Meta, „ich vertrau dem Himmel: wenn's droben angeſchrieben ſteht, daß ich zum Altar geführt werden ſoll, ſo werdet Ihr mir den Kranz wohl ſchmücken, denn wenn der rechte Freier kommt, wird mein Herz bald ja ſagen.“ — „Kind, um Mädchen ohne Heirathsgut iſt kein Drang, müſſen kaufen, wer mit ihnen kaufen will. Die jungen Geſellen ſind heut zu Tage gar kehriſch, freien, um glücklich zu werden, aber nicht, um glücklich zu machen. Zudem weiſſagt Dir Dein Planet nicht viel Gutes, Du biſt im April geboren. Laß ſehen, wie ſteht im Kalender geſchrieben? „Ein Mägdlein in dieſem Monat geboren, iſt holdſeligen, freundlichen Angeſichts und ſchlanken Leibes, aber veränderlichen Gemüths, hat Belieben zum Mannsvolk. Mag ihr Ehrenkränzlein wohl in Acht nehmen, und ſo ein lachender Freier kommt, mag ſie ihr Glück nicht verpaſſen.“ Das trifft zu auf's Haar! Der Freier iſt da geweſen und kommt nicht wieder. Du haſt ihn verpaßt." — „Ach, Mutter, was der Planet ſagt, laßt Euch nicht kümmern, mein Herz ſagt mir, daß ich den Mann, der mich zum ehelichen Gemahl begehrt, ehren und lieben ſoll. und wenn ich den nicht finde, oder der mich nicht ſucht, will ich mich nähren meiner Hände Arbeit bei heiterm Muthe, Euch beiſtehen und Euer pflegen dereinſt im Alter, als einer frommen Tochter ziemt. Kommt aber der Mann meines Herzens, ſo ſegnet meine Wahl, auf daß es Eurer Tochter wohl gehe auf Erden, und fraget nicht, ob er ſey vornehm, reich oder geehrt, ſondern ob er ſey gut und bieder, ob er liebe und geliebt werde." — „Ach Tochter, die Liebe hat gar eine dürftige Küche, und nährt nur kümmerlich bei Salz und Brot." — „Aber doch wohnt Eintracht und Zufriedenheit gern bei ihr, und würzet Salz und Brot mit fröhlichem Genuß des Lebens."

Die reichhaltige Materie von Salz und Brot wurde bis in die ſpäte Nacht erörtert, ſo lange ſich noch eine Geige auf dem Hochzeitgelag hören ließ, und die große Begnügſamkeit der beſcheidenen Meta, die bei Schönheit und Jugend doch nur auf ein ganz eingeſchränktes Glück Anſpruch zu machen ſchien, nachdem ſie eine ſehr vortheilhafte Partie ausgeſchlagen hatte, brachte die Mutter auf die Vermuthung, daß ſich der Plan zu einem ſolchen Salzhandel in ihrem jungfräulichen Herzen wohl ſchon möchte angeſponnen haben. Sie errieth auch leicht den Handelskompagnon im engen Gäßchen, von dem ſie nie geglaubt hatte, daß er der Baum ſeyn würde, der im Herzen der liebenswürdigen Meta wurzeln ſolle. Sie hatte ihn nie als einen wilden Ranken betrachtet, der ſich nach jedem nahgelegenen Stäudchen hinbreitet, um ſich daran hinauf zu ſtängeln. Dieſe Entdeckung machte ihr wenig Freude, ſie ließ ſich gleichwohl nicht merken, daß ſie ſolche gemacht habe. Nach ihrer ſtrengen Moral aber verglich ſie ein Mädchen, das vor der prieſterlichen Einſegnung Liebe im Herzen hatte einniſten laſſen, einem wurmſtichigen Apfel, der nur für's Auge tauge, nicht aber für den Genuß, und den man irgendwo auf einen Schrank ſtelle, ohne ſeiner weiter zu achten, denn der ſchädliche Wurm zehre am innern Mark, und ſey nicht heraus zu bringen. Sie verzagte nun ganz daran, in ihrer Vaterſtadt jemals wieder empor zu kommen, ergab ſich in ihr Geſchick und ertrug ſchweigend, was ſie meinte, das nicht mehr zu ändern ſtehe.

Sechshundert und ſechzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Unterdeſſen lief das Gerücht in der Stadt um, die ſtolze Meta habe dem reichen Hopfenkönig den

Korb gegeben, und erſcholl auch bis in's enge Gäßchen. Franz war außer ſich vor Freuden, als er dieſe Sage beſtätigen hörte, und die geheime Sorge, daß ein bemittelter Nebenbuhler ihn aus dem Herzen des lieben Mädchens verdrängen möchte, quälte ihn nicht mehr. Er war nun ſeiner Sache gewiß, und wußte ſich das Räthſel, welches der ganzen Stadt ein unauflösliches Problem blieb, ganz leicht zu erklären. Die Liebe hatte zwar aus dem Wüſtling einen Virtuoſen gebildet; doch dieſes Talent war für einen Brautwerber damals gerade die kleinſte Empfehlung, welches in jenen rohen Zeiten weder ſo geehrt noch genährt wurde, wie in unſerm üppigen Jahrhundert. Die ſchönen Künſte waren noch nicht Kinder des Ueberfluſſes, ſondern des Mangels und der Dürftigkeit. Man wußte von keinem reiſenden Virtuoſen, als den Prager Studenten, deren gellende Symphonien vor den Thüren der Reichen um einen Zehrpfennig ſollicitirten; die Aufopferung des lieben Mädchens war auch zu groß, um ſie mit einer Serenade zu vergelten. Jetzt wurde ihm das Gefühl ſeiner jugendlichen Unbeſonnenheit ein Stachel in der Seele. Manch herziges Monodrama fing er mit einem O und Ach an, das ſeinen Unſinn beſeufzete: „Ach Meta,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „warum hab' ich Dich nicht früher gekannt! Du wärſt mein Schutzengel geweſen und hätteſt mich vom Verderben errettet. Könnt' ich meine verlornen Jahre wieder zurückleben, und ſeyn, der ich war, ſo wäre mir jetzt die Welt Elyſium, und

Dir wollt' ich ſie zu einem Eden machen! Edles Mädchen, Du opferſt Dich einem Elenden, einem Bettler auf, der nichts im Beſitz hat, als ein Herz voll Liebe und Verzweiflung, daß er Dir kein Glück, wie Du es verdieneſt, anbieten kann.“ Unzähligemal ſchlug er ſich bei den Anwandlungen ſolcher empfindſamen Launen voll Unmuth vor die Stirn, mit dem reuevollen Ausruf: „O Unbeſonnener! o Thor! zu ſpät wirſt Du klug.“

Die Liebe ließ indeſſen ihre Schöpfung nicht unvollendet. Sie hatte bereits in ſeinem Gemüthe eine heilſame Gährung hervorgebracht, das Verlangen nämlich, Thätigkeit und Kräfte anzuwenden, ſich aus ſeinem gegenwärtigen Nichts hervor zu ſtreben, ſie reizte ihn nun zum Verſuch, dieſen guten Willen auszuführen. Unter mancherlei Spekulationen, die er gemacht hatte, ſeinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war die vernünftigſte, welche einen guten Erfolg zu verheißen ſchien, dieſe, daß er die Handelsbücher ſeines Vaters durchging, und die Kaduzitäten, die als Verluſt eingetragen waren, notirte, in der Abſicht, das Land zu durchziehen und eine Aehrenleſe anzuſtellen, um zu verſuchen, ob aus dieſen verlornen Halmen ſich noch ein Maaß Waizen ſammeln ließe. Dieſen Ertrag wollte er anlegen, einen kleinen Handel zu beginnen, welchen ſeine Einbildungskraft bald in alle Theilen der Welt ausbreitete. Es dünkte ihn, er ſähe ſchon Schiffe in der See, die mit ſeinem Eigenthum befrachtet wären. Er ging raſch dran, ſein Vorhaben auszuführen, machte das letzte goldne Neſtei aus der Erbſchaft, das Stundenei*) ſeines Vaters, zu Gelde und kaufte dafür einen Reitklepper, der ihn als einen Bremer Kaufmann in die weite Welt tragen ſollte.

Nur die Trennung von der ſchönen Meta ging ihm ſchwer ein. „Was wird ſie," ſprach er zu ſich, „von dieſer plötzlichen Verſchwindung denken, wenn ich ihr nicht mehr auf dem Kirchweg begegne? Wird ſie mich nicht für treulos halten und aus ihrem Herzen verbannen?" Dieſer Gedanke beunruhigte ihn außerordentlich, und er wußte lange keinen Rath, wie er ſie von ſeinem Vorhaben verſtändigen ſollte. Aber die erfindungsreiche Liebe gab ihm den glücklichen Einfall ein, von öffentlicher Kanzel ſeine Abweſenheit und deren Abſicht ihr kund machen zu laſſen. Er erkaufte deswegen in der Kirche, welche bisher das geheime Verſtändniß der Liebenden begünſtiget hatte, eine Vorbitte für einen jungen Reiſenden zu glücklicher Ausrichtung ſeiner Geſchäfte, dieſe ſollte ſo lange dauern, bis er den Groſchen für die Dankſagung erlegen würde.

Bei der letzten Begegnung hatte er ſich reiſefertig gekleidet, und ſtrich ganz nahe an ſeinem Liebchen vorbei, grüßte ſie bedeutſam, und mit minderer Vorſicht, als ſonſt, daß ſie darüber erröthete, und Mutter Brigitta zu mancherlei Randgloſſen Gelegenheit bekam, ihr

---

*) Die älteſten Taſchenuhren wurden von der Form, welche man ihnen zuerſt gab, Stundeneier genannt.

Mißfallen über die Zudringlichkeit des unbeſonnenen Laffen, der ihre Tochter noch in's Gerede bringen würde, zu erkennen zu geben, und letztere damit den lieben langen Tag eben nicht auf die angenehmſte Weiſe zu unterhalten. Von der Zeit an wurde Franz in Bremen nicht mehr geſehen, und von dem ſchönſten Augenpaar ſeiner Vaterſtadt vergeblich geſucht. Oft hörte Meta die Vorbitte verleſen, aber ſie achtete nicht darauf, denn ſie war äußerſt bekümmert, daß ſich ihr Geliebter verunſichtbart hatte. Dieſe Verſchwindung war ihr unerklärbar, und ſie wußte nicht, was ſie davon denken ſollte. Nach Verlauf einiger Monate, da die Zeit ihren geheimen Unmuth in etwas gemildert hatte, und ihr Gemüth ruhiger ſeine Abweſenheit ertrug, fiel ihr einsmals, als ihr eben die letzte Erſcheinung ihres Herzgeſpiels vorſchwebte, die Vorbitte ſonderbar auf. Sie reimte und errieth den Zuſammenhang der Sache und die Abſicht dieſer Notifikation. Ob nun gleich kirchliche Bitte, Gebet und Vorbitte eben nicht im Geruch großer Wirkſamkeit ſtehen, und für die andächtigen Seelen, die ſich darauf ſtützen, nur ein ſchwacher Stab ſind, indem das Feuer der Andacht in der chriſtlichen Gemeinde beim Schluß der Predigt zu verlöſchen pflegt: ſo fachte doch bei der frommen Meta das Vorleſen der Vorbitten ſolches erſt recht an, und ſie unterließ nie, den jungen Reiſenden ſeinem Schutzengel beſtens zu empfehlen.

Unter dieſer unſichtbaren Geleitſchaft und den guten Wünſchen ſeiner Geliebten, ſetzte Franz die Reiſe nach Brabant fort, um in Antwerpen einige beträchtliche Summen einzumahnen. Eine Reiſe von Bremen nach Antwerpen war zu der Zeit, wo es noch Wegelagerungen gab, und jeder Grundherr einen Reiſenden, der keinen Geleitsbrief gelöſet hatte, zu plündern und im Verließ ſeines Raubſchloſſes verſchmachten zu laſſen ſich berechtiget hielt, mit mehr Gefahren und Schwierigkeiten verknüpft, als jetziger Zeit von Bremen bis nach Kamſchatka: denn der Landfriede, den Kaiſer Maximilian hatte ausrufen laſſen, galt durch's Reich zwar als Geſetz, an vielen Orten aber noch nicht als Obſervanz. Dem ungeachtet aber gelang es dem einſamen Reiſigen, das Ziel ſeiner Wallfahrt zu erreichen, ohne daß ihm mehr, als ein einziges Abenteuer aufſtieß.

Tief in dem öden Weſtphalen ritt er an einem ſchwülen Tage bis in die ſinkende Nacht, ohne eine Herberge zu erreichen. Es thürmten ſich gegen Abend Gewitterwolken auf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Haut. Das fiel dem Zärtling, der von Jugend an aller erſinnlichen Bequemlichkeiten gewohnt war, ſehr beſchwerlich, und er befand ſich in großer Verlegenheit, wie er die Nacht in dieſem Zuſtande hinbringen ſollte. Zum Troſt erblickte er, nachdem das Ungewitter vorübergezogen war, ein Licht in der Ferne, und bald darauf langte er vor einer dürftigen Bauerhütte an, die ihm wenig Troſt gewährte. Das Haus glich mehr einem Viehſtalle, als einer Men=

ſchenwohnung, und der unfreundliche Wirth verſagte ihm Waſſer und Feuer, wie einem Geächteten, denn er war eben im Begriff, neben ſeine Stiere ſich auf die Streue zu wälzen, und zu träge, um des Fremdlings willen das Feuer auf dem Heerde wieder anzufachen. Franz intonirte aus Unmuth ein klägliches Miſerere, und verwünſchte die weſtphäliſchen Steppen mit kräftigen Flüchen; aber der Bauer ließ ſich das wenig anfechten, und blies mit großer Gelaſſenheit das Licht aus, ohne von dem Fremdling weiter Notiz zu nehmen, denn er war der Geſetze des Gaſtrechts ganz unkundig. Weil aber der Wandersmann vor der Thür nicht aufhörte, ihm mit ſeinen Wehklagen Ueberlaſt zu machen, ſuchte er mit guter Art ſeiner los zu werden, bequemte ſich zum Reden und ſprach: „Landsmann, ſo Ihr Euch wollt gütlich thun, und Euer wohl pflegen, ſo findet Ihr hier nicht, was Ihr ſuchet. Aber reitet dort linker Hand durch den Buſch, dahinter liegt die Burg des ehrenveſten Ritters Eberhard Bronkhorſt, der herbergt jeden Landfahrer, wie ein Hospitaliter die Pilger vom heiligen Grabe. Nur hat er einen Tollwurm im Kopf, der ihn bisweilen zwickt und plagt, daß er keinen Wandersmann ungerauft von ſich läßt. So Euch's nicht irret, ob er Euch das Wamms bläuet, wird's Euch bei ihm baß behagen.“

Für eine Suppe und einen Schoppen Wein die Rippen einer Baſtonade preis zu geben, iſt freilich nicht jedermanns Ding, obwohl die Schmarotzer und Tellerlecker ſich rupfen und zauſen laſſen, und von reichen Uebermüthlern willig allen Schabernack erdulden, wenn ihnen nur der Gaumen dafür gekitzelt wird. Franz bedachte ſich eine Weile, und war unſchlüſſig, was er thun ſollte; endlich entſchloß er ſich dennoch, das Abenteuer zu beſtehen. „Was liegt daran,“ ſprach er, „ob mir der Rücken hier auf einer elenden Streu geradebrecht wird, oder vom Ritter Bronkhorſt? Die Friktion vertreibt wohl gar das Fieber, das im Anzuge iſt und mich wacker ſchütteln wird, wofern ich die naſſen Kleider nicht trocknen kann.“ Er gab dem Gaul die Sporen und langte bald vor der Pforte eines Schloſſes von altgothiſcher Bauart an, klopfte ziemlich deutlich an das eiſerne Thor, und ein eben ſo vernehmliches „Wer da!“ ballete ihm von innen entgegen. Dem froſtigen Paſſagier kam das läſtige Paſſageceremoniell der Thorwächterinquiſition ſo ungelegen, als unſern Reiſenden, die mit Recht über Wächter- und Mauthamts-Deſpotismus bei Thoren und Schlagbäumen ſeufzen und fluchen. Gleichwohl mußte er ſich dem Herkommen unterwerfen und duldſam abwarten, ob der Menſchenfreund im Schloſſe bei Laune ſey, einen Gaſt zu prügeln, oder geruhen würde, ihm ein Nachtlager unter freiem Himmel anzuweiſen.

Sechshundert und ſiebzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Eigenthümer der alten Burg hatte von Jugend an als ein rüſtiger Kriegsmann im Heere des Kaiſers unter dem wackern Georg von Fronsberg gedienet, und ein Fähnlein Fußvolk gegen die Venediger angeführet, ſich nachher in Ruhe geſetzt und lebte auf ſeinen Gütern, wo er, um die Sünden der ehemaligen Feldzüge abzubüßen, viel gute Werke verrichtete, die Hungrigen ſpeiſte, die Durſtigen tränkte, die Pilger herbergte und die Beherbergten wieder aus dem Hauſe prügelte. Denn er war ein roher, wüſter Kriegsmann, der des martialiſchen Tons ſich nicht wieder entwöhnen konnte, ob er gleich ſeit vielen Jahren in ſtillem Frieden lebte. Der neue Ankömmling, der bereitwillig war, gegen gute Bewirthung ſich der Sitte des Hauſes zu unterwerfen, verzog nicht lange, ſo raſſelten von innen die Riegel und Schlöſſer am Thor, und die keuchenden Thürflügel thaten ſich auf, als wenn ſie durch den Jammerton, den ſie hören ließen, den eintretenden Fremdling warneten oder beſeufzeten. Dem bangen Reiſigen überlief's mit einem kalten Schauer nach dem andern den Rücken herab, als er durch das Thor eintritt; dem ungeachtet wurde er wohl empfangen. Einige Bediente eilten herbei, ihm aus dem Sattel zu helfen, erzeigten ſich geſchäftig, das Gepäck abzuſchnallen, den Rappen in den Stall zu ziehen, und den Reiter zu ihrem Herrn in ein wohl erleuchtetes Zimmer einzuführen.

Das kriegeriſche Anſehen des athletiſchen Mannes, — der ſeinem Gaſt entgegen kam und ihm ſo nachdrücklich die Hand ſchüttelte, daß er hätte laut aufſchreien mögen, auch ihn mit ſtentoriſcher Stimme willkommen hieß, als wenn der Fremdling taub geweſen wär, übrigens ein Mann in ſeinen beſten Jahren ſchien, voll Feuer und Thatkraft, — ſetzte den ſcheuen Wanderer in Furcht und Schrecken, alſo, daß er ſeine Zagheit nicht verbergen konnte, und am ganzen Leibe erbebte „Was iſt Euch, junger Geſell?“ frug der Ritter mit einer Donnerſtimme, „daß Ihr zittert, wie ein Espenlaub, und erbleichet, als wolle Euch eben der Tod ſchütteln?“ Franz ermannete ſich, und weil er bedachte, daß ſeine Schultern nun einmal die Zecke bezahlen müßten, ging ſeine Poltronerie in eine Art Dreiſtigkeit über. „Herr,“ antwortete er traulich, „Ihr ſeht, daß mich der Platzregen durchweicht hat, als ſey ich durch die Weſer geſchwommen. Schaffet, daß ich meine Kleider mit trockenen wechſeln kann, und laſſet zum Imbiß ein wohlgewürztes Biermus auftragen, das den Fieberſchauer vertreibe, der an meinen Nerven zuckt, ſo wird mir wohl um's Herz ſeyn.“ „Wohl!“ gegenredete der Ritter, „heiſcht, was Euch Noth thut, Ihr ſeyd hier zu Hauſe.“

Franz ließ ſich bedienen, wie ein Baſſa, und weil er nichts anders, als Padoggen zu erwarten hatte, ſo wollte er ſie auch verdienen; foppte und neckte daher die Diener, die um ihn geſchäftig waren, auf mancherlei Weiſe; es kommt, dachte er bei ſich, doch alles auf eine Rechnung. „Das Wamms," ſprach er, „iſt für einen Schmeerbauch, bringt mir eins, das genauer auf den Leib paßt; dieſer Pantoffel brennt wie Feuer auf dem Hühnerauge, ſchlagt ihn über den Leiſten; dieſe Krauſe iſt ſteif, wie ein Bret, und würgt mich, wie ein Strick, ſchafft eine herbei, die mir ſanfter thue, und durch keinen Stärkenbrei gezogen ſey."

Der Hausherr ließ über dieſe Bremiſche Freimüthigkeit ſo wenig einen Unwillen ſpüren, daß er vielmehr ſeine Diener antrieb, hurtig auszurichten, was ihnen befohlen war, und ſie Pinſel ſchalt, die keinen Fremden zu bedienen wüßten. Als der Tiſch bereitet war, ſetzten ſich Wirth und Gaſt, und ließen ſich beide das Biermus gut behagen. Bald darauf fragte jener: „Begehret Ihr auch etwas zur Nachkoſt?" dieſer erwiederte: „laßt auftragen, was Ihr habt, daß ich ſehe, ob Eure Küche wohl beſtellt ſey." Alsbald erſchien der Koch, und beſetzte den Tiſch mit einer herrlichen Mahlzeit, die kein Graf würde verſchmähet haben. Franz langte fleißig zu, und wartete nicht, bis er genöthiget wurde. Als er ſich geſättiget hatte, ſprach er „Eure Küche, ſeh' ich, iſt nicht übel beſtellt, wenn's um den Keller auch ſo ſtehet, ſo muß ich Eure Wirthſchaft faſt rühmen." Der Ritter winkte dem Kellner, dieſer füllte flugs den Willkommen mit dem gewöhnlichen Tiſchwein und kredenzte ihn ſeinem Herrn, der ihn auf die Geſundheit des Gaſtes rein ausleerte. Darauf that Franz dem Junker ehrlichen Beſcheid, welcher ſprach: „Lieber, was ſaget Ihr zu dieſem Weine?" „Ich ſage, daß er ſchlecht ſey," antwortete Franz, „wenn's vom beſten iſt, den Ihr auf dem Lager habt, und daß er gut ſey, wenn's Eure geringſte Nummer iſt." „Ihr ſeyd ein Schmecker," entgegnete der Ritter, „Kellner, zapf uns aus dem Mutterfaſſe." Der Schenke brachte einen Schoppen zum Koſtetrunk, und als ihn Franz verſucht hatte, ſprach er: „das iſt ächter Firnewein, dabei wollen wir bleiben."

Der Ritter befahl einen großen Henkelkrug zu bringen, und trank ſich mit ſeinem Gaſte heiter und froh, fing an, von ſeinen Kriegszügen zu reden, wie er gegen die Venediger zu Felde gelegen, die feindliche Wagenburg durchbrochen und die welſchen Schaaren wie die Schaafe abgewürgt habe. Bei dieſer Erzählung gerieth er in einen ſolchen kriegeriſchen Enthuſiasmus, daß er Flaſchen und Gläſer niederſäbelte, das Trenſchirmeſſer wie eine Lanze ſchwang, und ſeinem Tiſchgenoſſen dabei ſo nahe auf den Leib rückte, daß dieſem für Naſe und Ohren bange war.

Es wurde ſpät in die Nacht, gleichwohl kam dem Ritter kein Schlaf in die Augen, er ſchien recht in ſeinem Elemente zu ſeyn, wenn er auf den Kriegszug gegen die Venediger zu reden kam. Die Lebhaftigkeit der

Erzählung mehrte ſich mit jedem Becher, den er ausleerte, und Franz fürchtete, daß dieſes der Prolog zu der Haupt- und Staatsaktion ſeyn möchte, bei welcher er die intereſſanteſte Rolle ſpielen ſollte. Um zu erfahren, ob er innerhalb oder außerhalb des Schloſſes pernoktiren werde, begehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Nun meinte er, werde man ihm den Wein erſt einnöthigen, und wenn er nicht Beſcheid thät', ihn unter dem Scheine eines Weinzwiſtes nach der Sitte des Hauſes mit dem gewöhnlichen Viatikum fortſchicken. Gegen ſeine Erwartnng wurde ihm ohne Widerrede gewillfahrt, der Ritter riß augenblicklich den Faden ſeiner Erzählung ab, und ſprach: „Zeit hat Ehre, morgen mehr davon!“ „Verzeihet, Herr Ritter,“ antwortete Franz, „morgen, wenn die Sonne aufgehet, bin ich über Berg und Thal, ich ziehe einen fernen Weg, nach Brabant, und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heut, daß mein Abſchied morgen Eure Ruhe nicht ſtöre.“ „Thut, was Euch gefällt,“ beſchloß der Ritter; „aber ſcheiden ſollt Ihr nicht von hinnen, bis ich aus den Federn bin, daß ich Euch noch mit einem Biſſen Brot und einem Schluck Danziger zum Imbiß labe, dann bis an die Thür geleite und nach Gewohnheit des Hauſes verabſchiede.“

Franz bedurfte zu dieſen Worten keiner Auslegung. So gern er dem Hauspatron die letzte Höflichkeit der Geleitſchaft bis in die Hausthür entlaſſen hätte, ſo wenig ſchien dieſer geneigt, von dem eingeführten Ritual abzuweichen. Er befahl den Dienern, den Fremden auszukleiden und in's Gaſtbette zu legen, wo ſich Franz wohl ſeyn ließ, und auf elaſtiſchen Schwanenfedern einer köſtlichen Ruhe genoß, ſo daß er ſich, ehe ihn der Schlaf übermannte, ſelbſt geſtand, eine ſo herrliche Bewirthung ſey um eine mäßige Baſtonade nicht zu theuer erkauft. Bald umflatterten ſeine Phantaſie angenehme Träume. Er fand die reizende Meta in einem Roſengehege, wo ſie mit ihrer Mutter luſtwandelte und Blumen pflückte. Flugs verbarg er ſich hinter eine dichtbelaubte Hecke, um von der ſtrengen Domina nicht bemerkt zu werden. Wiederum verſetzte ihn die Einbildungskraft in das enge Gäßchen, wo er durch den Spiegel die ſchneeweiße Hand des lieben Mädchens mit ihren Blumen beſchäftigt ſah; bald ſaß er neben ihr im Graſe, wollte ihr ſeine heiße Liebe erklären, und der blöde Schäfer fand keine Worte dazu. Er würde bis an den hellen Mittag geträumet haben, wenn ihn nicht die ſonore Stimme des Ritters und das Geklirr ſeiner Sporen aufgeweckt hätte, der bei Anbruch des Tages ſchon in Küche und Keller Reviſion hielt, ein gutes Frühſtück zuzurichten befahl und jeden Diener auf den ihm zugetheilten Poſten ſtellte, um bei Handen zu ſeyn, wenn der Gaſt erwachen würde, ihn anzukleiden und zu bedienen.

Es koſtete dem glücklichen Träumer viel Ueberwindung, ſich von dem ſichern gaſtfreundlichen Bette zu ſcheiden, er wälzte ſich hin und her; doch die grelle

Stimme des geſtrengen Junkers engte ihm das Herz ein, und einmal mußte er in den ſauern Apfel beißen. Alſo erhob er ſich von den Federn, und ſogleich waren ein Dutzend Hände geſchäftig, ihn anzukleiden, Der Ritter führte ihn in's Speiſegemach zu einer kleinen, wohl zugeſchickten Tafel; aber da es jetzt zum Abdrücken kam, fühlte der Reiſende wenig Eßluſt. Der Hauswirth ermunterte ihn: „warum langt Ihr nicht zu? Genießt etwas für den böſen Nebel.“ „Herr Ritter,“ antwortete Franz, „mein Magen iſt noch zu voll von Eurem Abendmahl, aber meine Taſchen ſind leer, die mag ich wohl füllen für den künftigen Hunger.“ Er räumte nun wacker auf, und bepackte ſich mit dem Niedlichſten und Beſten, was transportabel war, daß alle Taſchen ſtrotzten. Wie er ſahe, daß ſein Gaul wohl geſtriegelt und aufgezäumt vorgeführet wurde, trank er ein Gläschen Danziger zum Valet, in der Meinung, das werde die Looſung ſeyn, daß ihn der Wirth beim Kragen faſſen und ſein Hausrecht werde fühlen laſſen.

Aber zu ſeiner Verwunderung ſchüttelte er ihm, wie beim Empfang, traulich die Hand, wünſchte ihm Glück auf die Reiſe und die Riegelthür wurde aufgethan. Er ſäumte nun nicht, den Rappen anzuſtechen, und zack, zack war er zum Thor hinaus, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde.

Jetzt fiel ihm ein ſchwerer Stein vom Herzen, da er ſich in völliger Freiheit befand, und ſahe, daß er ſo mit heiler Haut davon gekommen war. Er konnte nicht begreifen, warum ihm der Wirth die Rechnung kreditirt hatte, die ſeinem Bedünken nach hoch an die Kreide lief, und umfaßte nun den gaſtfreien Mann mit warmer Liebe, deſſen Fauſt und Kolbengerechten Arm er gefürchtet hatte, trug aber noch groß Verlangen, Grund oder Ungrund des ausgeſtreueten Gerüchtes an der Quelle ſelbſt zu erforſchen. Darum wendete er flugs den Gaul und trabte zurück. Der Ritter ſtand noch im Thor und gloſſirte mit ſeinen Dienern zu Beförderung der Pferdekunde, die ſein Lieblingsſtudium war, über Abkunft, Geſtalt und Bau des Rappen und ſeines harten Trabes, wähnte, der Fremdling vermiſſe etwas von ſeinem Reiſegepäck, und ſahe die Diener wegen ihrer vermeinten Unachtſamkeit ſcheel an. „Was gebricht Euch, junger Geſell,“ rief er dem Kommenden entgegen, „daß Ihr umkehret, da Ihr wolltet fürder ziehen?“ „Ach, noch ein Wort, ehrenveſter Ritter!“ antwortete der Reiſige. „Ein böſes Gerücht, das Euch Glimpf und Namen bricht, ſagt, daß Ihr jedes Fremdlings wohl pfleget, der bei Euch einſpricht, um ihn, wenn er wieder davon ſcheidet, Eure ſtarken Fäuſte fühlen zu laſſen. Dieſer Sage hab' ich vertrauet, und nichts geſparet, die Zeche Euch abzuverdienen: ich gedachte bei mir, der Junker wird mir nichts ſchenken, ſo will ich ihm auch nichts ſchenken. Nun laßt Ihr mich in Frieden ziehen, ſonder Strauß und Gefährde, das nimmt mich Wunder. Lieber, ſagt mir darum, iſt einiger Grund oder Schein an der Sache, oder ſoll ich das faule Geſchwätz Lügen ſtrafen?“ Der Ritter entgegnete: „Das Gerücht hat Euch keineswegs mit Lügen berichtet, es treibt ſich keine Rede im Volke um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darin. Vernehmt den eigentlichen Bericht, wie die Sache ſtehet: Ich herberge jeden Fremdling, der unter mein Dach eingehet, und theile meinen Mundbiſſen mit ihm um Gotteswillen. Nun bin ich ein ſchlichter deutſcher Mann, von alter Zucht und Sitte, rede wie mir's um's Herz iſt, und verlange, daß auch mein Gaſt herzig und zuverſichtlich ſey, mit mir genieße, was ich habe, und frei ſage, was er bedarf. Aber da giebt's einen Schlag Leute, die mir mit allerlei Faxen Verdruß thun, foppen und äffen mich mit Kniebeugen und Bücklingen, ſtellen all ihre Worte auf Schrauben, machen viel Redens ohne Sinn und Salz, vermeinen mit glatten Worten mir zu hofiren, gebehrden ſich bei der Mahlzeit, wie die Weiber beim Kindtaufſchmauſe. Sag' ich: langt zu! ſo erwiſchen ſie aus Reverenz ein Knöchlein von der Schüſſel, das ich meinem Hunde nicht böt'; ſprech ich: thut Beſcheid! ſo netzen ſie kaum die Lippen aus dem vollen Becher, als wenn ſie Gottes Gabe verſchmäheten, laſſen ſich zu jedem Dinge lange nöthigen, thät ſchier Noth, auch zum Stuhlgang. Wenn mir's nun das leidige Geſindel zu bunt und kraus macht, und ich nimmer weiß, wie ich mit meinem Gaſte daran bin, ſo werd' ich endlich wild und brauche mein Hausrecht, faſſe den Tropf beim Fell, balge ihn weidlich und werf ihn zur Thür hinaus. Das iſt bei mir ſo Sitt' und Brauch, und ſo halt' ich's mit jedem Gaſte, der mir Ueberlaſt macht. — Aber ein Mann von Eurem Schlag iſt mir ſtets willkommen: Ihr ſagtet rund deutſch heraus, was Euch zu Sinne war, wie's der Bremer Art iſt. Sprecht getroſt bei mir ein, wenn Euch der Weg wieder vorbei trägt. Damit Gott befohlen.

Alma legte das Buch hin und verſprach, morgen weiter zu leſen.

Sechshundert und achtzehnte Nacht.

Amtsgeſchäfte hielten heute den Caplan vom Schloſſe Runſitten fern, deßhalb ſetzte Alma ihre Vorleſung nicht weiter fort, und der Maler erzählte folgenden Schwank:

Die erfüllten Wünſche.

Unter den niedern Ständen lebt noch jetzt eine drollige Sage, die oft erzählt wird.

In einer freien Reichsſtadt ſaßen eines Tages ein Paar Eheleute beim Mittagsmahl, welches ziemlich kärglich, nur aus Salz und Kartoffeln beſtand.

„Ach!“ ſeufzte die Frau, „wie glücklich ſind die Reichen, alle ihre Wünſche können ſie befriedigen, wir Armen hingegen müſſen immer nur zuſehen, wenn die Andern genießen!“

Der Mann ſtimmte ihr bei, und die Leutchen beklagten ihr Geſchick auf die herzbrechendſte Weiſe.

Indem ſie noch ſo jammerten, öffnete ſich die Thüre, und eine ſchöne Fee trat ein, ſprechend: „wohlan, ich will Euch auch drei Wünſche erfüllen, ſie mögen beſtehen, in was ſie wollen!“

„Ach, gnädige Fee!“ riefen Beide, „das müſſen wir erſt ſehr wohl überlegen, drei Wünſche wollt Ihr uns erfüllen, ach, da ſind wir Zeitlebens glücklich, wenn wir klug ſind.“

Die Fee ſagte: „wohl, denket nach, und ſeyd verſichert, daß ich Wort halte!“

Hierauf verſchwand ſie. Die ehrlichen Leute rathſchlagten lange, was ſie ſich wünſchen wollten, da ſprach die Frau, eine Kartoffel zum Munde führend: „o wie glücklich werden wir ſeyn, nicht nur magre Kartoffeln eſſen, ſondern Braten und Wurſt, o wie ſehr wünſche ich ſchon jetzt eine Bratwurſt zum Speiſen.“

Da ſtand im Nu eine ſchöne Bratwurſt auf dem Tiſche, die Frau gedachte an die Fee und erblaßte, und der Mann rief ärgerlich: „über den dummen Wunſch! dafür wollte ich auch, daß Dir die Wurſt an der Naſe hinge.“

Und kaum hatte der Mann dieſe Worte geſprochen, ſo hing auch ſchon die Wurſt an der Frauen Naſe. Alle Bemühungen, ſie davon abzuziehen, waren vergebens, beide Leute mußten endlich den dritten Wunſch verſchwenden und die Wurſt von der Naſe wegwünſchen.

Der Wunſch ward erfüllt, und das Ehepaar blieb nun ſo arm wie zuvor.

Daß ſie ſich anfangs gehörige Vorwürfe ſelbſt und gegenſeitig machten, läßt ſich denken, aber eine gute Moral enthält der Schwank: Niemand verſchwende ſeine Zeit mit dem Streben, thörige Wünſche zu erfüllen.

Alle lachten darüber, und der Freiherr ſagte: „ja wohl gleichen wir Alle mehr oder minder dieſem Ehepaare, begeht Eins eine Thorheit, verſchlimmert ſie das Andre durch Zürnen und Luſt, das Andre zu beſtrafen. Ueberhaupt iſt das Glück wohl nicht blind, ſondern der Menſch, denn er iſt es, welcher es ſo oft überſieht, während es ihm zur Seite ſteht!“ —

Sechshundert und neunzehnte Nacht.

Der Caplan hatte Briefe aus England von einem ſeiner Jugendfreunde erhalten. Man ſprach viel über das Land und ſeine Bewohner, über welche Letztere im Allgemeinen, beſonders Reiner ſich tadelnd ausließ. Der Caplan beſtritt dies, und meinte, Reiner urtheile nicht ſowohl über das engliſche Volk, als vielmehr über den hohen und niedern Pöbel der Hauptſtadt. „In dem Volke," ſprach er, „findet ſich noch viel Treffliches beiſammen, und trotz ſeiner verſchrieenen materiellen Intereſſen iſt ſelbſt der Londner nicht ohne poetiſches Element."

„Geben Sie uns eine Sage aus London zu beſten," rief Reiner lebhaft.

„Herzlich gern," verſetzte der Caplan, und erzählte:

Der breite Stein in London.

Zur Zeit, als in England König Wilhelm Rufus regierte, lebte in London ein reicher Bürger, Namens Ailward, deſſen Haus zu den anſehnlichſten Gebäuden des Marktplatzes gehörte, auf welchem ein großer flacher Stein den Mittelpunkt bildete. Ailward lebte in einer Zeit, wo das Geld von allen Leuten ſehr geſucht wurde, um den erſten Kreuzzug mit Peter dem Eremiten nach dem heiligen Lande machen zu können. Vornehme wie Geringe verkauften ihre Beſitzthümer zur Ausführung ihres heiligen Zweckes, wobei nun ſolche, die von der Verlegenheit der Frommen Nutzen zogen, nicht allein vorſichtig zu Werke gingen, ſondern auch oft die fromme Thorheit des Verkäufers auf lächerliche Proben ſtellten. In vielen Fällen mußte noch die größte perſönliche Verpflichtung eingegangen werden, denn obſchon jedem Kreuzfahrer das Geſetz zu Gute kam, daß er drei Jahre lang, welche zu der Wallfahrt und dem Kriege vonnöthen ſchienen, keine Zinſen von ſeiner Schuld zahlen und vor keinem Gerichtshofe eher, als nach der Heimkehr belangt werden dürfte, ſo läßt ſich doch annehmen, daß unter den vielen Tauſenden, die den Zug zu machen geſonnen waren, auch gar Mancher aus der reinſten und edelſten Abſicht mitging, und lieber das größte Opfer brachte, um Geld zu erhalten, als auf Gewinn und Betrug der Gläubiger zu denken, welche überdies meiſt zu klug waren, den Schuldnern drei Jahre lang umſonſt nachzuſehen.

Einer der bravſten, redlichſten ſolcher Kreuzfahrer war wohl der junge Walther, Sohn eines alten, armen Bürgers, Namens Ethelwolfs in London. Er wohnte im Hauſe des reichen Ailward, und dieſer ſtreckte ihm zur Ausrüſtung zweihundert Schillinge unter der Bedingung vor, daß, ſo er zu Ende des Kreuzzuges nicht von Walther oder ſeinem Vater Ethelwolf bezahlt ſey, im Fall der Sohn zur Verfallzeit etwa nicht in England lebe, einen oder alle Beide in's Gefängniß werfen könne. „Zu dem Allen,“ lautete die Verſchreibung, „ſind viele und treue Männer wahrhaftige Zeugen, und die Schuldner wollen beide ihr Gut und ihr eigenes Selbſt verlieren und eingekerkert werden, falls beſagte Summe nicht bei Sonnenuntergang letzten Aprilis, wird ſeyn am St. Raymundstage, am breiten Steine auf dem Markte, wo es geborgt war, drei Jahre von jetzt an gerechnet, bezahlt ſeyn wird. So geſchehen im 9. Regierungsjahr unſeres Herrn, des Königs von England, 1096, und der Fluch der heiligen Jungfrau, gleich wie St. Peters, falle auf den, der dies abläugnet.“

Als Walther dieſe Verſchreibung ausgeſtellt hatte, ſchloß er ſich dem Zuge der aus England abfahrenden Kreuzzügler an, und theilte mit ihnen alle Schwierigkeiten, mit welchen ſie ſpäter im gelobten Lande zu kämpfen hatten, wo die ungaſtliche Aufnahme von Seiten der Eingebornen, ſelbſt Lebensmittel um Geld zu laſſen, ſich weigerte. Der Hunger griff um ſich und Blutvergießen erhob ſich, ehe ſie noch lange in Syrien waren, alſo daß das Chriſtenheer viel verlor, ehe noch der Krieg eigentlich begonnen hatte. Walther kämpfte unter der Schaar Gottfrieds von Lothringen vor den Mauern der heiligen Stadt, wo er eine ſchmerzliche Wunde erhielt, ſo daß er erſt nach langem Raſten in Paläſtina, von vielen Kämpfen und der Hitze entkräftet, nach England im Jahre 1100 zurückkehren konnte. Sein Geld war faſt gänzlich aufgegangen, und der Gedanke, daß ſein Vater wohl im Gefängniſſe ſeyn könne, ſtand mit allen Schrecken vor ihm.

In der That war auch ſolches düſtre Bild der Phantaſie ſchon lange verwirklicht, denn der geizige Ailward pflegte lieber einen Gerichtsfrohn vier Wochen früher zu dingen, als einen Schuldner einen Augenblick nur über die beſtimmte Stunde frei herumwandeln zu laſſen. Ethelwolfs häusliche Umſtände waren immer mehr heruntergegangen. Als nun die Zeit zu zahlen da war, ſah er ſich gänzlich außer Stande, und der verſchmitzte Glaubiger machte nun ſeine Verſchreibung geltend, den alten Bürgersmann in's Gefängniß werfen zu laſſen.

Das Schiff, welches Walther noch London führte, landete erſt, als die Nacht ihren braunen Schleier ſchon über die Stadt ausgebreitet hatte. Der Himmel verründete einen heftigen Sturm, und bald regnete es auch ehr ſtark. Indeß eilte Walther ſo ſchnell als möglich us dem Schiffe, voller Unruhe, nur in's Haus zu einem Vater zu kommen. Als er jedoch über den Markt ging, ſah er in der Düſterheit auf dem breiten Steine daſelbſt einen großen, langen Mann ſtehen, der m zu winken ſchien.

Der Caplan, der die Spannung ſeiner Zuhörer be-erkte, brach für diesmal ab, um in der folgenden Nacht iter zu erzählen.

Sechshundert und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der lange Mann auf dem breiten Steine hatte ein ſehr wildes, ja ſogar Furcht einflößendes Ausſehen. Sein ſchwarzbraunes Geſicht, das lange, fliegende Haar und die Kleidung eines Halbwilden ließ ihn für einen jener frommen Schwärmer halten, welche im Morgenlande häufig den Kreuzfahrern nachzogen. Sie beſtand aus einem kurzen Mantel mit einer Kapuze, ohne eine andere Körperbedeckung. Solche Leute waren nun für Walther nichts Seltenes geweſen, allein in London ſah man ſie doch nicht leicht, und ſo ging er zu der Geſtalt, nicht ohne ein gewiſſes Grauen, näher hin.

„Was willſt Du denn von mir, Freund?“ redete er den Fremden an — „wie kommſt Du in einer ſo ſtürmiſchen Nacht, gleich dieſer, hieher, da doch alle ehrbaren Leute ſchon im Bette ſind?“

„Hoho! ſind ſie ſchon im Bette?“ antwortete die Geſtalt mit höhniſchem Lachen — „deſto beſſer paſſen wir dann zueinander, denn Du haſt ſo wenig eine Heimath wie ich!“

„Mit nichten!“ — entgegnete Walther — „nur noch zwei Schritte, und ich bin im Schooße meiner Familie, nachdem ich vier Sommer lang im heiligen Lande geweſen war. Eben kam ich mit dem Schiffe, die heilige Taube genannt, an.“

„Das weiß ich recht gut!“ rief der Syrer wild und verächtlich. „Ich kam ja ſelbſt mit über das Meer aus dem Lande, das Du ſo heilig hältſt, und habe all das Morden und Blutvergießen und die Grauſamkeiten Eurer frommen Krieger geſehen; doch zur Sache. Vernimm, was jetzt Dich am nächſten angeht. Du wirſt die Wohnung Deines Vaters finſter und wüſte, ſeinen Heerd ohne Feuer finden, ihn ſelbſt triffſt Du im feuchten Kerker, und Du biſt ein vogelfreier Schuldner wegen des Geldes, das Du auf dieſem Steine hier geliehen haſt!“

Walther fragte beſtürzt, woher er dies wiſſe? und erhielt ſtatt eines Beſcheides einen derben Ruck bei der Hand, welches das Beſtreben des räthſelhaften Fremden verrieth, ihn nach dem Steine zu ſich hinzuziehen. Er entſchuldigte dies Verfahren mit den Worten: „Die Nacht iſt ſtürmiſch und finſter; der Stein aber ſchützt doch ein Bischen!“

Zum großen Erſtaunen des Kreuzfahrers bemerkte dieſer jetzt auch einen ziemlich großen Umkreis, der völlig trocken war, und wo man vom Sturme gar nichts fühlte.

„Was ſtarrſt Du ſo nach dieſem Fleck?“ rief der Fremde wild. „Höre, was ich Dir ſage. Ich will Dein Glück gründen, daß keine menſchliche Macht es erreichen kann! Kein Menſch erkennt Dich innerhalb Britanniens Seen. Du biſt verwandelt, daß die Mutter ſelbſt, welche Dich gebar, in Dir ihren Sohn nicht wieder ahnen würde. Eile darum zurück nach Paläſtina; ich will Dich mit Geld verſehen, und im Hafen liegt ein Schiff, das mit der Fluth der Mitternacht die Anker lichtet. Beſinne Dich nicht, denn ſonſt biſt Du verloren! Was denkſt Du an den alten Mann, Deinen Vater? Laß ihn noch einige Monden in dem dumpfen Kerker, dann klagt er nicht mehr. Doch höre! bevor Du abfährſt, würde der reiche Mann dort in jenem Hauſe nicht noch viel beſſer ſchlafen, wenn Dein geheiligtes Schwert zwei Zoll tief in ihn“ —

„Verſuche mich nicht, Entſetzlicher!“ — rief Walther unwillig und verweiſend aus — hätte nicht Kummer und Schrecken meinen Sinn gefeſſelt, nimmer würde ich Dir ſo lange und ſo geduldig zugehört haben!“

„Sieh doch nur zu, wo Du ſelber bleibſt, furchtſamer Thor!“ entgegnete der Syrer auf ihn zuſpringend und ihn zu Boden ſtürzend. „Bleib auf ewig in der Dunkelheit begraben!“

Der Kreuzfahrer ſank in Ohnmacht, und als er erwachte, lag er dem breiten Stein zur Seite; aber von einem betagten Mann unterſtützt, der gleich einem Geiſtlichen, nur reicher gekleidet ging. Auf einem loſen, weißen Gewande trug er ein rothes, vorn an der Bruſt eingeſticktes Kreuz, und ein ebenfalls weißer Mantel, weit genug, ſeine lange ſchlanke Geſtalt zu umfaſſen, fiel von ſeiner aus Kameelhaaren gefertigten Kapuze bis zu den Füßen herab. Die letztern waren mit Halbſtiefeln aus gleichem Stoffe angethan. Seine

Züge ſahen friſch und munter aus, obgleich ſie ſchon ein bedeutendes Alter verriethen, und Kopf und Stirn waren reichlich mit Silberhaaren bedeckt, das ſich nach Nazarener Art ſcheitelte. Von Schwäche zeigte er keine Spur, und daß er den ſchwachen Walther in ſeinen Armen hielt, ſchien ihm gar keine Laſt zu ſeyn.

Sechshundert ein und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Iſt der Verſucher hinweg?“ — fragte der Krieger, welchem jetzt die Beſinnung zurückkehrte — „wahrlich, ihm zu widerſtehen, koſtete mehr Kraft, als gegen tauſend Säbel der Ungläubigen zu kämpfen!“

„Wohl wahr, mein Sohn!“ ſprach der Alte in arabiſcher Sprache, mit welcher Walther während ſeines Aufenthalts im Morgenlande vollkommen vertraut geworden war. „Deine Verſuchung und Tugend waren gleich groß. Doch bleibe auch jetzt ſtandhaft, und entehre nicht das heilige Pfand, dem Dein Leben geweiht iſt.“

„Was?“ — rief jetzt Walther, ſich vollends emporrichtend und den neuen Fremden anſtaunend — „dieſe Stimme habe ich ja in Paläſtina gehört, dieſe ehrwürdige Geſtalt dort geſehen!“

„Allerdings, mein Sohn!“ entgegnete der Greis, — „das Leben aller Kreuzfahrer iſt mir theuer, und darum heilte ich Deine Wunde bei Aſcalon, und jetzt komme ich her, Dich zu retten, denn ich kenne Deine Lage, gleich dem, welcher vorhin zu Dir trat, doch meine Kunde kommt von Gott, und man nennt mich nur Joſeph, den Kreuzfahrer-Propheten.“

„Ach, mein Vater!“ — ſeufzte hier Walther — „wie ich ihn aus ſeiner Haft befreien ſoll, weiß ich nicht. Doch kannſt Du, heiliger Vater in die Zukunft ſchauen, ſo ſprich, ob eine Hoffnung da ſey, ihn aus der Gefangenſchaft zu führen!“

„Mein Sohn!“ — bekam er zur Antwort — „die Kunde des Höchſten wird uns nur, wenn er uns ſeinen Willen enthüllt, aber er giebt uns nicht Licht, ob unſere Wünſche ſcheitern oder erfüllt werden, damit wir nicht nachlaſſen im Gebet, noch im Kampfe. Doch iſt mir erlaubt, Dir zu ſagen, daß eine der größten Gefahren vorüber iſt.“

Sechshundert zwei und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Walther erinnerte: „Reichthum und künftiges Glück ward mir verſprochen.“

„Blos um den Preis von Leib und Seele!“ fiel der Prophet raſch ein. „Halte feſt im Glauben, denn ſonſt harrt Deiner ein Geſchick, peinlicher als Kerker und Schande auf Erden. Doch komm! die Nacht iſt weit vorgerückt. Weißt Du keinen freundlichen Wirth, der uns bis zum Morgen Speiſe und Obdach giebt?“

Walther verſetzte: „Wenn Wulfshedge nicht mehr lebt, kenn' ich keinen. Doch mich däuchtet, in ſeinem Hauſe werden wir Speiſe und Trank leichter finden, wie noch in ganz London.“

Wulfshedge war der bekannteſte Garkoch in jener Zeit. Vor ſeinem Hauſe hing auch nicht bloß ein hölzerner Teller, als Zeichen, daß hier warme Speiſe zu bekommen ſey, ſondern ein wandernder Künſtler hatte ihm eine große, flache, hölzerne Schüſſel gedrechſelt, und auf dieſe ſchnitzelte ein kunſtreicher Mönch: „Hier wohnt Wulfshedge, ein guter Garkoch und braver Bürgersmann.“ Weil aber damals das Leſen eine ſo ſeltene Kunſt, wie die des Schreibens war, ſo traute der geſchäftige Garkoch ſolcher Schrift nicht allein, ſondern rief mit lauter Stimme von Zeit zu Zeit die Vorübergehenden an, ihn zu beſuchen:

Immer herein! immer herein!
Alt und Jung, wer es mag ſeyn!
Es giebt gute Fiſche; es giebt guten Braten,
Zum Nachtiſch Waffeln, Wecken und Fladen,
Kein Menſch in der Stadt hat köſtlicher Bier,
Kein Menſch verkauft beſſer den Malvaſier!
Wer hungrig und durſtig, iſt eingeladen!

Jetzt, wo es Mitternacht vorbei war, ſah man in ſeiner großen Stube doch noch helles Licht ſchimmern. Vater Joſeph und Walther gingen daher nach ſeinem Hauſe.

Sechshundert drei und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Ew. Hochwürden wandeln ſpät herum!“ rief Wulfshedge und zog tief ſein Baretchen herab, als die Beiden in die Stube traten. Der Wirth bemerkte weiter: „Ich denke immer, das Eſſen läßt ſich in einer Stadt am wenigſten entbehren; denn wie ſagt das

Sprichwort: „Beſſer ſorgen für den Magen, als das Geld zum Doktor tragen!“

„Deo gratias!“ antwortete Vater Joſeph. „Ich für mein Theil trachte wenig nach Speiſe, doch mein junger Gefährte, der nach der langen Reiſe wohl eine Stärkung nöthig hat, und deſſen Kräfte mehr erſchöpft ſind, als die meinigen, würde gern Etwas zu ſich nehmen!“

„Gleich ſoll der Tiſch gedeckt werden!“ verſicherte der geſchwätzige Garkoch. — „Ich betheure Euch, daß in ganz London kein Gaſtwirth iſt, der an Emſigkeit und Sorgfalt für ſeine Kunden mir gleich kommt. Von Früh bis zur Nacht fehlt es hier an Nichts. Was wollt Ihr denn eſſen, geſtrenger Herr? Geſottenes oder Gebratenes oder Gebackenes? Fiſche? Schöpſenrippen, heiße Kalbsfüße? kalten Schweinskopf, Gänſefleiſch mit brauner Tunke?“

„O lieber Wirth!“ — rief Walther ängſtlich — „der Beutel eines armen Kriegsmannes kann nicht viel Leckerbißlein bezahlen. So tragt bloß auf, was Ihr wollt, aber daß es ſo wenig wie möglich koſte!“

Während unſere Gäſte bei dem geſchäftigen Wulfsbedge ſich an Speiſe und Trank erquickten, und die übrige Einwohnerſchaft von London im tiefſten Schlafe lag, war nur der geizige Ailward noch munter, obſchon aus keinem andern Grunde, als um in der Nähe des breiten Steins einige Erde wegzuſchaffen, und eine Art Grube zu öffnen, groß genug, einen Kaſten zu bergen, der ganz mit alten ſächſiſchen Münzen angefüllt war. So oft der Wucherer durch Betrug ein neues Stück gewonnen hatte, ſchlich er in der dunkeln Nacht aus ſeinem nahen Hauſe hieher, den Schatz zu mehren. Seine Laterne von Kupferblech mit kleinen kryſtallenen Scheiben ließ gerade ſo viel Licht heraus, als er zu ſeiner Arbeit nothwendig hatte. Wie er mit dieſer zu Ende war, und noch mit recht innigem Blicke ſeinen Kaſten betrachtet hatte, den er jetzt wieder mit der Erde bedeckte, richtete er ſich auf. Aber wie ſehr erſchrak er, als er auf dem breiten Steine eine Geſtalt ſah, ganz ſchwarzbraun im Geſichte und recht höhniſch lachend.

„In's Teufels Namen!“ ſchrie Ailward und ſprang zurück. „Wer biſt Du?“

„Dein Freund, weil Du mich ſo keck anredeſt!“ entgegnete der ſyriſche Seher, denn es war derſelbe, welcher vor Mitternacht mit Walther hier geſprochen hatte. „Wiſſe, daß ich von fern her gekommen bin, bloß um Dir zu ſagen, daß Dein alberner Schuldner Walther, Sohn des hieſigen Bürgers Ethelwolf, den Du in Haft ſetzen ließeſt, mit tauſend andern Narren aus dem Morgenlande wieder zurückgekommen iſt!“

Sechshundert vier und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sag.)

Haſtig fragte Ailward: „Hat er Geld mitgebracht? Die Schuld iſt nun ſchon ſeit einem Jahre über den Kreuzfahrertermin hinaus verfallen, und jetzt muß er ſich und den Vater auslöſen. Ach!“ fuhr er fort, und rieb ſich voller Freuden die Hände: „'s iſt ein ſchönes Sümmchen mit den Zinſen dazu!“

„Arm iſt er, wie eine Kirchenmaus, Meiſter Ailward!“ ließ ſich der Fremde vernehmen — „das weiß ich, denn ich habe vor einer Stunde mit ihm geſprochen. Du kannſt ihn nur auch in den Schuldthurm bringen; aber da mußt Du dazu thun und keine Zeit verlieren!“

Lächelnd entgegnete der Geizhals: „Tragt keine Sorge! Ich will mit dem Frohne da ſeyn, ehe noch der Tag anbricht. Das Schlimmſte bei der Geſchichte iſt nur, daß ich ihn hieher auf den breiten Stein bringen muß; hier muß ich ihm das Geld vor mehrern Zeugen abverlangen, ehe ich ihn einſtecken laſſen kann!“

„Was Zeugen betrifft, die will ich in Menge ſchaffen“ — beſchwichtigte der Fremde — „wenn Du dann ausgeheſt, ſo nimm den erſten beſten, der Dir begegnet, und Du ſollſt ſehen, daß ich Dich nicht vergeſſen habe.“

„Tauſend Dank!“ liſpelte Ailward, und fügte hinzu: „Ach es iſt blos, daß man ſo thut! Mit ſo einem armen Wichte macht man nicht viel Umſtände. So wie die Sonne heraufkommt, ſoll alles abgethan ſeyn! Aber wo iſt ſeine Herberge?“

„Bei Wulfshedge, dem Garkoch!“ lautete die Antwort.

Während Ailward in der Richtung zu des Garkochs Hauſe blickte, war der Fremde verſchwunden. Ueber dieſes plötzliche Unſichtbarwerden fühlte Ailward allerdings eine Art Schrecken, doch vergaß er nicht, ſich der Schergen zu verſichern, um Walther in der Frühe gefangen zu nehmen, obſchon Wulfshedge, dem ſich der Kreuzfahrer unter tauſend Klagen, daß er ſeine Schuld nicht zahlen könne, entdeckt hatte, ſich ſelbſt anbot, Bürgſchaft zu leiſten, wofern Ailward ihm nur längere Friſt ſetzen wollte. Als der Tag anbrach, war Vater Joſeph, deſſen Geſtalt und Rath von bedeutendem Nutzen hätte ſeyn können, nirgends zu finden, dagegen kam wieder in des Garkochs Haus der ſchwarzbraune Syrer und ſagte zu Walther, wie gar bald ſein Gläubiger kommen würde, und erbot ſich, ihm das Geld zu ſchaffen, wenn er nur die gemachten Bedingungen eingehen wolle. Allein es ſchien, als ob der Einfluß des heiligen Vaters Walther geſtärkt, und ihn in den Stand geſetzt hätte, den Verſucher recht kräftig abzuweiſen, gerade wie Ailward und der Gerichtshof bei Wulfshedge eintrafen.

Kaum war die Sonne aufgegangen — es war am Tage des heiligen Swithin, als der alte, große, breite Stein auf dem Markte von mehrern der nahewohnenden Bürger, von Walther, Wulfsbedge, dem ſchwarzen Syrer und Ailward umringt war. Der Letztere ſah ſich ängſtlich nach den verſprochenen Zeugen um. Indeß verſtrich ein Augenblick nach dem andern, bis endlich Ailward anfing die Verſchreibung zu leſen. Der Kreuzfahrer bekannte ſich auch ſchuldigermaßen dazu, erklärte aber, außer Stand zu ſeyn, ſie einzulöſen. Nun bat zwar der freundliche Garkoch um Verlängerung der Zahlungsfriſt, und erbot ſich, ſogleich 40 Schillinge auf Abſchlag zu bezahlen, mit Leib und Habe aber für das Uebrige als Bürge zu haften. Allein ſeine Gefälligkeit ward ungeſtüm zurückgewieſen. —

Hier konnte der Erzähler ſich nicht der Luſt erwehren, abermals ſeine Erzählung abzubrechen, um den luſtigen Reiner zu necken, deſſen großes Intereſſe an der abentheuerlichen Begebenheit ihm nicht entging; die Damen, welche ſeine Abſicht merkten, ſtellten ſich, als ob ſie Reiner ſehr bedauerten, doch auch dieſer merkte die Abſicht, und wehrte ſich wacker, wobei er an der liebenswürdigen Blinden einen treuen Verbündeten fand. Unter heitern Scherzen verfloß der Reſt des Abends. Erſt ſpät trennten ſich die Verſammelten.

Sechshundert fünf und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der Caplan ſetzte, aufgefordert von der Freifrau, ſeine Erzählung folgendermaßen fort:

Die Sonne war kaum völlig aus den Wolken hervorgetreten, als ein Mönch aus der unfern des breiten Steins gelegenen alten Kirche des heiligen Swithin kam, und um die Vergünſtigung bat, für den Kreuzfahrer Walther und deſſen Vater Ethelwolf 200 Schillinge bezahlen zu dürfen. Er that ſodann kund, wie er in der Kirche die Vigilien des heiligen Switbin geſungen habe. Da ſey ein alter Mann, aber von munterm, friſchem Anſehen, mit Silberbart und dergleichen Haupthaare, in reinen weißen Kleidern, worauf vorn ein rothes Kreuz geſtickt, zu ihm getreten und habe ihm ein Käſtlein mit den 200 Schillingen gegeben, aber auch befohlen, ſolche bei Sonnenaufgang am breiten Steine an den Aldermann Ailward zu bezahlen. „Solche Zahlung nun leiſtend" — ſchloß der Mönch, „und auf die Ehrfurcht bauend, die Ihr der Erſcheinung eines Heiligen ſchuldig ſeyd, verlange ich von Euch, die Verſchreibung herauszugeben und den alten Ethelwolf in Freiheit zu ſetzen. Auch wollte ich Euch noch daran erinnern, der Armen nicht zu vergeſſen, an unſere Kirche fleißig Almoſen zu geben, da Ihr ſo viele irdiſche Güter habt. Es wäre ja möglich, daß die Fürbitte der Heiligen Etwas vermöchte, Eure Härte gegen Euren armen Schuldner im Gottesbuche auszulöſchen!“

„Du alter Träumer!“ — zürnte Ailward — „das iſt ja kaum drei Viertheile deſſen, was ich bekomme; denn die Zahlungsfriſt iſt ja längſt verfloſſen. Nein! ich will die Schuld bis auf den letzten Heller bezahlt haben, oder Ethelwolf bekommt einen Genoſſen in ſein kühles Kämmerlein!“

„Nun Ihr guten Leute,“ erhob der Mönch ſeine Stimme — „jetzt habt Ihr's doch gehört, wie er die gerechte Summe nicht annehmen will, ſondern ſich unerlaubten Gewinnes ſchuldig machte, obſchon bei Moſes geſchrieben ſteht: Non foenereris fratri tuo. Du ſollſt von Deinem Bruder keinen Zins nehmen! — Weiche von böſen Wegen, ſonſt wirſt Du und Dein Reichthum zugleich zu Grunde gehen.“

„Bedenkt, Herr Aldermann“ — redete ihn auch Wulfsbedge zu — „daß Wucher einer der ärgſten Sünden iſt.“ —

„Ei ſo will ich doch eher meine ganze Schuld verlieren“ — ſchrie ihn unterbrechend Ailward — „und in den Block kommen, ehe ich einen Pfennig weniger nehme, als mir gebührt. Mit einem Worte, Bruder Mönch, wenn Dein Heiliger mir 250 Schillinge, 2 Pfennige und einen Heller zahlen will, ſo iſt hier die Verſchreibung und der Wicht ſoll frei ſeyn. Wenn nur erſt Deine Zeugen hergekommen wären, daß die Sache zu Ende gebracht würde.“

Wie er ſo ſprach, hörte man einen Chorgeſang erſchallen, und die Morgenſonne ſtrahlte auf einen glänzenden Zug von Prälaten, vornehmen Edeln, Biſchöfen, Aebten, die alle der Meſſe des heiligen Swithin in deſſen alter Kirche beiwohnen wollten. Mitten in dem prächtigen Zuge aber gewahrte man einen kleinen, obſchon kräftigen und wohlgebildeten Mann mit rothen Haaren und rothem Barte, und ein keckes, munteres Geſicht, ſein feuriges Auge hätte ihn als den Sohn Wilhelms des Normannen bezeichnet, ſelbſt wenn ſein Purpurmantel mit Gold geſtickt und der Reif mit Edelſteinen um ſeine Stirn gefehlt hätte. Mit leidenſchaftlicher Heftigkeit brach Wilhem Rufus, oder der Rothe, jetzt aus dem Zuge hervor, nach dem Gedränge auf dem breiten Stein zu ſchauen, und zu hören, warum man ſich hier verſammelt habe. Als er es nun vernommen, antwortete er raſch: „Du Sohn eines geringen Miſtkäfers, haſt Du das Recht, dem heiligen Manne hier ungehorſam zu ſeyn? Du hätteſt wohl beſſer gethan, Dein Geld ſchon vor einer Stunde zu nehmen.“ — „Verehrte, hochwürdige Herren!“ — wendete er ſich jetzt zu den Prälaten im Zuge — „ich rufe Euch auf, Zeuge meines Urtheilsſpruches zu ſeyn. Dieweil dieſer Schurke Wucher treibt, iſt ſeine ganze Schuld dem Geſetze, und ſein Leib dem Kerker verfallen. So gebe ich von dem Gelde ein Viertheil der Kirche, ein Viertheil dem jungen Kriegsmann, den ich in meine Leibwache aufnehme, die andere Hälfte aber ſpreche ich mir für meine Mühe zu, und nachdem wir ein ſo gutes Werk gethan, laßt uns nun in St. Swithin's Kirche gehen, die Meſſe zu hören!"

Vermuthlich war kein Beiſpiel von der bekannten Habſucht Wilhelm des Rothen mit ſolchem Beifall belohnt worden, wie dieſes. Ethelwolf wurde ſogleich erlöſt, und ſein Sohn ward in des Königs Leibwache aufgenommen. Ailward ſetzte, als er wieder frei war, vermuthlich ſeinen wucheriſchen Lebenswandel fort, aber den verborgenen Schatz am breiten Stein fand er nie wieder, und ſo ging die Prophezeihung des frommen Mönchs doppelt in Erfüllung, denn im Jahre 1136 brach in ſeinem Hauſe ein Feuer aus, das einen großen Theil der Stadt in Aſche legte. Wer der Vater Joſeph, ob es der heilige Swithin ſelbſt, oder Peter der Einſiedler geweſen ſey, iſt viel beſprochen worden. Alle aber meinten einſtimmig, daß der Syrer Niemand anders als der böſe Feind geweſen ſeyn könne.

Sechshundert ſechs und zwanzigſte Nacht.

Die Geſellſchaft war im Saale verſammelt, als der Maler mit einem Fremden eintrat, welcher ſich als einen Reiſenden darſtellte, und nun unaufhörlich von ſeinen Reiſen und den bekannten und berühmten Perſonen ſprach, die er auf ſeinen Wanderungen kennen gelernt hatte. Er war indiscret genug, eine Menge Anecdoten zu erzählen, die er in dieſer oder jener Familie erlebt hatte, und glaubte, damit die Geſellſchaft auf das Beſte zu unterhalten, zugleich verſicherte er: daß in ſeiner Reiſebeſchreibung, die er unter dem Titel: Reiſefrüchte, herauszugeben gedächte, die ergötzlichſten Geſchichten von Dieſem oder Jenem erzählt werden würden, und um ſein Buch pikant zu machen, ſei er geſonnen, alle Namen zu nennen.

„Ich bitte Sie, erzählen Sie eine Geſchichte,“ flüſterte die Freifrau dem Maler zu, „damit dieſer gute Mann nicht etwa auch Schloß Runſitten und ſeine Bewohner ſeiner Aufmerkſamkeit würdigt, und einige Seiten mit dem, was wir geſagt oder gethan haben, anfüllt.“

Der Maler verbeugte ſich, und als der Fremde einen Augenblick ſchwieg, benutzte der Maler den günſtigen Moment und erzählte:

Der Jungfernſprung auf dem Oybin.

Einer der ſchönſten und merkwürdigſten Berge, nicht nur für Deutſchland, ſondern für ganz Europa, iſt wohl der wunderbar geformte Granitfels Oybin, mit ſeinen dunklen Tannen und hellen Birken, ſeinem Kirchhofe auf der Höhe, reichen alten Grabmälern, ſeinen Ruinen vom Raubſchloſſe und dem Cöleſtiner Kloſter. Aber auch die Sage erzählt von ihm, daß vom Berge bis zur Stadt Zittau ſich früher ein breiter Gang unter der Erde hinwand, der jetzt verſchüttet iſt, daß noch zu Zeiten in Zittau in dem Hauſe, wo der Weg ſeinen Ausgang hatte, ein Mönch ſich zeigt, und daß auch oben auf dem Berge um Mitternacht oft ein Zug von Mönchen nach der Kirche wallt, und dort Gottesdienſt hält.

Gern verweilt der Fremde an dem Kaiſerſtuhl und bei dem Kaiſerbette, auf denen Karl IV. ruhte, als er das Raubſchloß zerſtört hatte, aber auch nicht mit geringerm Intereſſe an der Felſenſchlucht, der Jungfernſprung genannt. Zur Zeit des Fauſtrechtes, als das Raubſchloß auf dem Oybin im ſchönſten Flore ſtand, und täglich in ſeinen Mauern bankettirt wurde, fiel es den Rittern oft ein, nach Zittau zu reiſen, die reiſenden Bürger zu berauben und zu morden, und die Dirnen der Stadt zu muſtern. Ob die Ritter ſo glücklich waren, die Gunſt der Zittauer Schönen zu erringen, davon berichtet die Chronik nichts, aber wohl ſagt ſie, daß zu jener Zeit ſich mehrere Jungfrauen durch außerordentliche Schönheit ausgezeichnet hätten. Die anmuthigſte und liebenswürdigſte war Agnes, die Tochter eines Zittauer Bürgers; wenn ſie mit ihrem ſilbernen Häubchen, unter welchem das ſchöne braune Haar in reichen Locken hervorquoll, zur Kirche ging, ſchauten ihr alle Jünglinge nach, und mehr als Einer bewarb ſich in Züchten und Ehren um ihre Gunſt.

Auch Ritter Uwald vom Oybin hatte die Liebliche geſehen, wie ſie am Fenſter ſaß und eifrig die Spindel drehte, und wieder, wie ſie zur Kirche ging.

Eines Morgens, als ſie eben wieder nach dem Gotteshauſe ging, die Augen züchtig auf das Andachtsbuch in ihrer Hand gerichtet, trat Ritter Hugo ihr kecklich in den Weg, erklärte ihr mit kurzen Worten ſeine Liebe und flehte ſie um Gegenliebe an, aber mit einem Ton, der zu verkünden ſchien: daß Ritter Hugo eine abſchlägliche Antwort für unmöglich halte.

Agnes erſchrak über ſeine Anrede, und eilte, ohne ihm ein Wort zu entgegnen, raſch nach der Kirche.

Der Ritter war über dieſe Begegnung höchlich erſtaunt, aber Agnes erſchien ihm darum um ſo reizender, und er nahm ſich vor, Alles um ihren Beſitz zu thun und zu wagen.

Hier brach der Maler ab, weil die Glocke Zwölf ſchlug. Alle begaben ſich zur Ruhe, nachdem ſie von dem Fremden Abſchied genommen hatten, der mit dem erſten Morgenſtrahl ſeine Reiſe weiter fortſetzen wollte.

Sechshundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute erzählte der Maler weiter:

Alle Bemühungen des Ritters, die ſchöne Agnes wieder zu ſehen, waren vergebens, ſie war weder auf der Straße noch am Fenſter zu erblicken, und der Ritter konnte nicht einmal erfahren, ob die Jungfrau noch in der Stadt ſey oder nicht, denn Niemand wollte ſie geſehen haben.

Agnes hatte, als gehorſames, aufrichtiges Kind, dem Vater die Anrede des Ritters Uwald vertraut, dieſer, ein kluger Mann und mit den böſen Handlungen der Oybinritter bekannt, fürchtete das Schlimmſte und hielt von Stund' an ſeine Tochter wohl verborgen, um ſie den Nachſtellungen des Ritters zu entziehen.

„Bald,“ dachte der Vater, „vergißt der Ritter über dem Anblicke anderer Dirnen das Mädchen, und dann kann ſie es eher wieder wagen, ſich ſehen zu laſſen, dann,“ ſagte er weiter zu ſich ſelbſt, „verheirathe ich ſie mit einem braven Manne, der wird ſein Weib ſchon zu ſchützen wiſſen.“

Wochen und Monate verſtrichen, die ſchöne Agnes lugte nur durch das Fenſter, der Ritter ſpähte ihr noch immer nach, aber nur heimlich.

Endlich errieth er, warum die Jungfrau nicht mehr zu ſehen ſey, und beſchloß den Vater zu überliſten.

Er ließ ſich von Stund' an nicht mehr in Zittau ſehen und ausſprengen, er ſey nach Prag geritten, um ſich am Hoflager des Königs zu vergnügen.

Wie froh war die ſchöne Agnes über dieſe Kunde, wie ruhig ihr Vater. Sie verließ wieder ihr Verſteck und ſpann wieder fleißig am Fenſter.

Des Sonntags, als die Sonne freundlich auf die ſchönen Fluren ſchien, ging Agnes mit mehreren Freundinnen luſtwandeln. Die Jungfrauen gingen in das Feld, Kornblumen zu pflücken, und ſcherzten und koſeten mit einander. Die muntre Agnes, glücklich im Gefühle lang entbehrter Freiheit, hüpfte fröhlich voraus, doch wie angewurzelt vor Schreck blieb ſie einen Augenblick ſtehen, denn vor ihr ſtand Ritter Uwald vom Oybin, begleitet von drei Knappen, von denen Einer des Ritters Pferd führte.

Ohne auf ihr Geſchrei zu achten, ergriff ſie der Ritter beim Arme, ſchwang ſich mit ihr auf das Pferd und ſprengte mit ihr nach dem Raubſchloſſe.

Die Knappen folgten ihm, nachdem ſie den andern um Hülfe flehenden Jungfrauen noch zugerufen: „wenn Ihr nur etwas von dem Vorgange verrathet, koſtet es Euer Leben.“

Zitternd und weinend kamen die Mädchen zu ihren Aeltern zurück, endlich ſiegte die Mittheilungsluſt über den Trieb der Selbſterhaltung, und ſie entdeckten ihren Aeltern, was ſich mit Agnes begeben.

Dieſe waren natürlich ſehr erſchrocken, und Agneſen's Vater war untröſtlich über das Schickſal ſeiner Tochter.

Er bat und beſchwor ſeine Mitbürger, Alles zur Rettung ſeiner Tochter anzuwenden, und nach langen Berathungen entſchloß ſich eine mannhafte Zahl muthiger Männer, gut bewaffnet nach dem Oybin zu ziehen und Agnes vom Ritter zurück zu fordern, und ihm, falls er ſich weigere, Fehde zu bieten.

Agnes war auf dem Raubſchloſſe angelangt, wo ſie der Ritter höflich vom Pferde hob und ſie in das Prunkgemach führte. Hier verſicherte er ſie nochmals ſeiner Liebe und drang in ſie, ihm eine freundliche Antwort zu geben.

Agnes vergoß bittere Thränen, fiel vor ihm nieder und ſprach: „Ritter, Eure Hausfrau zu werden, bin ich zu gering, auch könnte mein Herz Euch nimmer lieben, aber ewig will ich es Euch danken und täglich für Euer Seelenheil beten, bringt Ihr mich zu meinem Vater zurück!“

Der Ritter hob ſie auf und erwiederte: „es iſt mir leid, ſchöne Dirne, Euch dieſen Wunſch abſchlagen zu müſſen, aber ich müßte Euch wenig lieben, wollte ich ihn erfüllen. Thränen ſind mir zuwider, darum will ich Euch jetzt nicht beſtürmen, Ihr ſollt Herrin dieſes Schloſſes ſeyn, Alles was des Menſchen Herz erfreuen kann, beſitzen, aber Euern Vater ſeht Ihr niemals wieder, ſo Ihr mir nicht Eure Gunſt ſchenkt.“

Hierauf verließ ſie der Ritter, betend ſank ſie auf ihre Knie.

Sechshundert acht und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als die Geſellſchaft ſich wieder beiſammen befand, fuhr Reiner in Erzählung ſeiner Sage fort:

Die ganze Nacht hindurch betete Agnes unabläſſig zu ihren Schutzheiligen, und mit dem Gebete ſtiegen Muth und Hoffnung in ihr Herz hernieder.

Gegen Morgen fing ſie an, ihr Zimmer zu unterſuchen, und entdeckte dabei eine verborgene Thüre, die ſich leicht öffnen ließ und ſie in einen Gang führte, von welchem aus ſie aus der Burg heraus auf den Fels Oybin gelangte.

Noch war alles ſtill in der Burg; behend ging ſie vorwärts bis an das Burgthor, aber das war wohl verſchloſſen und bewacht, und es blieb ihr nichts übrig, als umzukehren und in ihr Zimmer zurück zu ſchleichen, um das Mißtrauen des Ritters nicht rege zu machen. Schon hatte ſie den Felsgang nahe bei dem Schloſſe erreicht, als plötzlich Ritter Uwald vor ihr ſtand.

„Mißbraucht meine Güte nicht!“ rief er drohend, und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen.

Sie entfloh ihm, er folgte ihr nach. Agnes ſtand auf einer hervorſpringenden Felsſpitze und wollte auf den gegenüber ſtehenden Felſen flüchten, aber der Sprung mißlang und ſie ſank zwiſchen den beiden Felſen hinab in die Tiefe.

Beſtürzt wich der Ritter zurück und floh verzweifelnd in das Schloß, um bei ſeinen Genoſſen dieſen ſchrecklichen Auftritt zu vergeſſen.

Während Agnes in die Tiefe ſank, verließen ſie ihre Sinne, als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, fand ſie ſich auf einer Tanne, welche auf einem hervorragenden Felſen ſtand und mit ihrem Wipfel frei gen Himmel blickte. Agnes fühlte ſich erſchöpft und vom Schreck ergriffen, aber übrigens vollkommen wohl. Ihr Erſtes war: Gott für ihre wunderbare Rettung zu danken, dann ſah ſie ſich um, ob ſie wohl von dem Felſen aus hinab in das Thal klettern könne, und als ſie die Unmöglichkeit dieſes Wageſtückes einſah, rief ſie mit lauter Stimme in das Thal hinab um Hülfe.

Da ertönte Drommetenklang, näher und näher kam der Schall, er kam von ihrer Vaterſtadt, er kam von Zittau her.

Und lauter rief ſie um Hülfe, da ward ihr Ruf gehört; die Männer, welche zu ihrer Befreiung ausgezogen waren, kamen näher. Sie riefen ihr zu, ſich an der Tanne feſtzuhalten, und eilten, Leitern und Seile herbeizuholen.

Doch Einer der jungen Männer, Bernhard, erklimmte raſch und gewandt, nicht ohne Anſtrengung und Gefahr den Platz. Mit einer Stimme, die vor Angſt und Freude bebte, begrüßte Agnes ihn, und er umfaßte raſch die Jungfrau und trug ſie hinab in das Thal, wo er ſie in die Arme des glücklichen Vaters legte.

An Agneſen's Unſchuld zweifelte Niemand, daß ſie dem Ritter freiwillig gefolgt, glaubte Keiner. Im Triumphe ward ſie nach ihrer Vaterſtadt gebracht, und alle Zungen prieſen Gott für Agneſen's Rettung.

Agnes ward ſpäter Bernhard's Weib, die beiden Felſen aber, welche die Schlucht bilden, in die Agnes hinabſank, heißen bis auf den heutigen Tag: der Jungfernſprung, und kein Reiſender, der den Oybin beſchaut, vergißt dieſe Stelle aufzuſuchen.

Hier endete Reiner. Eduard ſagte: „es iſt Schade, daß unſer Fremde dieſe Sage nicht gehört hat, da er, wie er ſagte, auf Stoff reiſet, würde er aus dieſer Sage einen ganzen Roman herausſpinnen.“

„Jawohl, auf das Ausdehnen von Stoffen, die kurz am beſten erzählt werden, verſtehen ſich ſolche Menſchen noch am meiſten!“ erwiederte der Freiherr.

Sechshundert neun und zwanzigſte Nacht.

Heute ward Alma erinnert, den Beſchluß des Rothmantels vorzuleſen, ſie nahm auch ſogleich das Buch und las, was hier ohne Unterbrechung folgen ſoll.

Stumme Liebe.

(Fortſetzung.)

Franz trabte nun mit heiterm, frohen Muthe nach Antwerpen zu, und wünſchte allenthalben eine ſo gute Aufnahme zu finden, als bei Ritter Eberhard Bronkhorſt. Beim Einzug in die ehemalige Königin der flämiſchen Städte ſchwellte ein günſtiger Wind das Segel ſeiner Hoffnung auf. In allen Straßen begegneten ihm Reichthum und Ueberfluß, und es ſchien, als wenn Noth und Mangel aus der betriebſamen Stadt Landes verwieſen ſey Wahrſcheinlicher Weiſe, dacht' er bei ſich, iſt mancher von den alten Schuldnern meines Vaters wieder empor gekommen, und wird mir bereitwillig gute Zahlung leiſten, wenn ich ihm meine rechtmäßige Forderung dokumentire. Nachdem er ſich von der Ermüdung der Reiſe erholet hatte, zog er in dem Gaſthofe, wo er eingekehret war, vorläufige Nachricht von dem Zuſtande ſeiner Schuldleute ein. „Wie ſteht's mit Peter Martens?“ fragte er eines Tages ſeine Tiſchgenoſſenſchaft bei der Mahlzeit, „lebt er noch und macht er viel Geſchäfte?“ — „Peter Martens iſt ein ſolider Mann,“ antwortete einer aus der Geſellſchaft, „treibt Speditionshandel und zieht viel reinen Gewinn davon.“ „Iſt Fabian van Plürs noch in gutem Zuſtande?“ — „O! der weiß ſeines Reichthums kein Ende, ſitzt im Rathe und ſeine Wollmanufakturen geben reiche Ausbeute.“ — „Hat Jonathan Friſchkier guten Vertrieb mit ſeinem Gewerbe?“ — „Ei, der wär' jetzt ein Kapitalmann, wenn ſich Kaiſer Max nicht hätte von den Franzoſen die Braut weghaſchen laſſen *). Ihm war die Lieferung der Kanten zum Brautputz verdungen; aber der Kaiſer hat den Kauf, wie ihm die Braut den Handel aufgeſagt. Wenn Ihr ein Liebchen habt, das Ihr mit den Kanten bedenken wollt, ſo verläßt er ſie Euch um's halbe Geld.“ — „Iſt das Handelshaus op de Bütekant geſunken, oder hält ſich's noch?“ — „Dort hat's vor einigen Jahren im Ge-

---

*) Anna von Bretagne.

ſparre geknackt, aber die ſpaniſchen Karavellen*) haben eine neue Strebemauer dran geſetzt, daß es nun wohl halten wird.“

Franz erkundigte ſich nach mehrern Handelsleuten, an die er Forderungen hatte, erfuhr, daß die meiſten ſich in blühenden Umſtänden befanden, die zu ſeines Vaters Lebzeiten bonis cedirt hatten, und merkte daraus ab, daß ein verſtändiger Bankerott von jeher die Fundgrube zukünftigen Erwerbs geweſen ſey. Dieſe Nachrichten heiterten ſein Gemüth ſehr auf, er ſäumte nicht, ſeine Papiere in Ordnung zu bringen, und bei der Behörde die Schuldſcheine zu produziren. Aber es erging ihm mit den Antwerpern, wie ſeinen peregrinirenden Landsleuten mit den Krämern in den deutſchen Städten: ſie genießen allenthalben eine freundliche Aufnahme und werden an keinem Orte gern geſehen, wenn ſie kommen, Schulden einzutreiben. Einige wollten von den alten Sünden nichts wiſſen, und meinten, ſie wären aus der Konkursmaſſe mit fünf Prozent judicialiter rein abgethan. Es ſey des Gläubigers Schuld, daß er die Zahlung nicht acceptirt hätte; Andere wußten ſich keines Melchiors von Bremen zu entſinnen, ſchlugen ihre infallibeln Bücher auf. fanden keine Schuldpoſt für dieſen unbekannten Namen angemerkt; noch Andere brachten eine ſtarke Gegenberechnung zum Vorſchein, und es vergingen keine drei Tage, ſo ſaß Franz im Schuldthurm, um für den väterlichen Kredit zu haften, wo er nicht eher herauskommen ſollte, bis er den letzten Heller bezahlen würde.

---

*) So wurden die ſpaniſchen Schiffe ehemals genannt, die nach Amerika gingen.

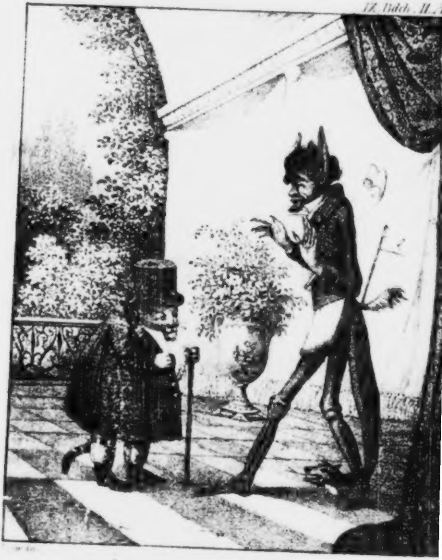
Das waren nicht die beſten Adſpekten für den jungen Mann, der Hoffnung und Vertrauen auf die Antwerper Beförderer ſeines Glücks geſetzt hatte, und nun die ſchöne Seifenblaſe verſchwinden ſah. Er befand ſich in ſeinem engen Gewahrſam in dem qualvollen Zuſtande einer Seele im Fegfeuer, nachdem ſein Schifflein auf den Strand gelaufen, und mitten im Hafen, wo er gegen die Stürme Sicherheit zu finden vermeinte, geſcheitert war, Jeder Gedanke an Meta war ihm ein Dorn im Herzen; es war kein Schatten von Möglichkeit mehr vorhanden, jemals aus dem Strudel, in welchen er verſunken war, wieder empor zu kommen, um ſeine Hand nach ihr auszuſtrecken; und geſetzt, er hätte den Kopf auch wieder über Waſſer gebracht, ſo war ſie ihrerſeits doch außer Stande, ihn auf's Trockne zu heben. Er fiel in eine ſtumme Verzweiflung, hegte keinen Wunſch, als den, zu ſterben, um mit einem Male der Marter abzukommen, und machte wirklich den Verſuch, ſich durch Hunger zu tödten. Aber das iſt eine Todesart, die nicht jedermann zu Gebote ſteht, wie dem abgezehrten Pomponius Attikus, dem ſeine Verdauungswerkzeuge den Dienſt bereits verſagt hatten: ein geſunder, rüſtiger Magen ergiebt ſich nicht ſo leicht in die Beſchlüſſe des Kopfs und des Herzens. Nachdem der Sterbensluſtige zwei Tage der Speiſe ſich enthalten hatte, bemächtigte ſich ein deſpotiſcher Heißhunger plötzlich der Herrſchaft über den Willen, und verrichtete alle Operationen, die ſonſt der Seele zukommen: er gebot der Hand, in die Schüſſel zu greifen, dem Munde, die Speiſe anzunehmen, den Kinnladen, ſich in Bewegung zu ſetzen, und er ſelbſt verrichtete die gewöhnliche Funktion der Verdauung ungeheißen.. Alſo ſcheiterte auch dieſer Entſchluß an einer harten Brotrinde, der im ſieben und zwanzigſten Jahre etwas heroiſches hat, das im ſieben und ſiebzigſten ganz daraus verſchwunden iſt.

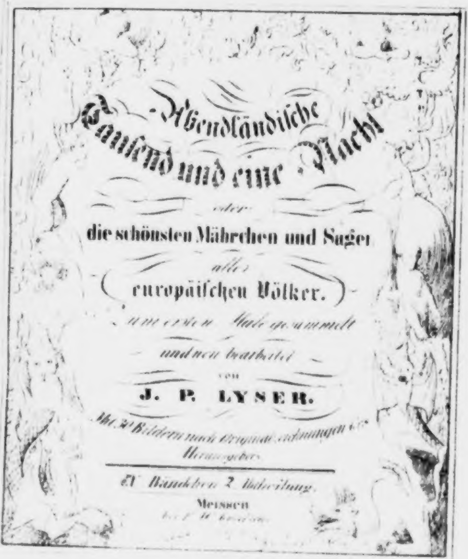
Im Grunde war's der hartherzigen Antwerper Meinung nicht, Geld von dem angeblichen Schuldner zu erpreſſen, ſondern nur keins an ihn zu bezahlen, da ſie ſeine Forderungen nicht als liquid anerkannten: Es ſey nun, daß die kirchliche Vorbitte in Bremen wirklich zu den Vorhöfen des Himmels gelanget war, oder daß die vermeintlichen Gläubiger nicht Luſt hatten, einen überläſtigen Koſtgänger auf Lebenszeit zu verpflegen: genug, nach Verlauf von drei Monaten wurde Franz ſeiner Gefangenſchaft unter dem Beding entlediget, innerhalb vier und zwanzig Stunden die Stadt zu räumen, und der Antwerper Grund und Boden nie wieder zu betreten. Zugleich empfing er fünf Gulden Reiſegeld aus den getreuen Händen der Juſtiz, die ſich ſeines Rappen's und Gepäcks bemächtiget, und den Ertrag des daraus gelöſten Geldes für Gerichts- und

Atzungskoſten gewiſſenhaft berechnet hatte. Mit ſchwermüthigem Herzen verließ er, mit dem Pilgerſtabe in der Hand, ganz demüthig die reiche Stadt, in die er vor einiger Zeit voll hochfliegender Hoffnung eingeritten war. Muthlos und unſchlüſſig, was er nun beginnen ſollte, oder vielmehr gedankenlos wankte er durch die Straßen zum nächſten Thor hinaus, ohne ſich darum zu bekümmern, wo der Weg hinführe, den der Zufall ihn hatte nehmen laſſen. Er grüßte keinen Wanderer und fragte nach keiner Herberge, bis ihn Ermüdung oder Hunger nöthigten, die Augen aufzuheben und ſich nach einer Kirchthurmſpitze, oder ſonſt einem Merkzeichen von Menſchenwohnung umzuſehen, wenn er von Menſchen Beiſtand bedurfte. Viele Tage war er ohne Zweck und Ziel in der Irre herumgeſchweift, und ein verborgener Inſtinkt hatte ihn unvermerkt vermöge ſeiner geſunden Füße geraden Weges nach ſeiner Heimath hinwärts geführet, als er gleichſam aus einem ſchweren Traum erwachte, und inne ward, auf welcher Straße er ſich befand.

Er ſtand augenblicklich ſtille, um zu überlegen, ob er weiter gehen, oder wieder umkehren ſollte. Schaam und Verwirrung bemächtigten ſich ſeiner Seele, wenn er bedachte, daß er als ein Bettler, mit dem Stempel der Verachtung gebranntmarkt, in ſeiner Vaterſtadt herumgehen und die Wohlthätigkeit ſeiner Mitbürger, denen er es ehedem an Reichthum und Wohlſtand allen zuvorgethan, nun in Anſpruch nehmen ſollte. Und wie konnte er der ſchönen Meta, ohne die Wahl ihres Herzens zu beſchämen, in dieſer Geſtalt unter die Augen treten? Er ließ ſeiner Einbildungskraft nicht Zeit, dieſes traurige Gemälde zu vollenden, ſondern nahm den Rückweg mit ſolcher Eile, als wenn er ſchon vor dem hohen Thore in Bremen ſtünd' und die Gaſſenbuben ſich verſammelten, ihn mit Hohn und Spott durch die Straßen zu begleiten. Sein Entſchluß war gefaßt, er wollte einen Seehafen in den Niederlanden zu erreichen ſuchen, Matroſendienſte auf einem ſpaniſchen Schiffe nehmen, nach der neuen Welt ſegeln und nicht eher nach ſeinem Vaterlande zurückkehren, bis er in dem geldreichen Peru die Reichthümer wieder erwerben würde, die er ſo unachtſam verſchleudert hatte, ehe er den Werth des Geldes kannte. Bei Anlegung dieſes neuen Plans kam die ſchöne Meta zwar ſo weit im Hintergrunde zu ſtehen, daß ſie auch dem ſchärfſten Seherauge nur als ein dämmernder Schatten in der Ferne vorſchwebte; doch begnügte ſich der wandernde Projektant damit, daß ſie nun wieder in den Plan ſeines Lebens eingewebt war, und machte große Schritte, als wenn er durch dieſe Eilfertigkeit ſie deſto eher zu erreichen vermeinet hätte.

Ende der erſten Abtheilung des neunten Bandes.





Abendländische Tauſend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

IV Bändchen 2. Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche.

Sechshundert und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Schon befand er ſich wieder an der niederländiſchen Gränze, und langte unfern von Rheinberg bei Sonnenuntergang in einem kleinen Flecken an, Rummelsburg genannt, welcher nachher im dreißigjährigen Kriege ganz zerſtört worden iſt. Eine Karavane Lyker Fuhrleute hatten bereits das Wirthshaus angefüllt, alſo, daß der Wirth keinen Platz hatte, ihn zu beherbergen und ihn auf's nächſte Dorf verwies, beſonders weil er wegen ſeiner jetzigen Landſtreicherphyſiognomie zu ihm eben nicht das beſte Vertrauen hegte, und ihn für einen Diebsſpion hielt, der auf das Lyker Fuhrmannsgut eine Abſicht habe. Er mußte ſich, der großen Ermüdung ungeachtet, zur weitern Wallfahrt rüſten, und ſein Reiſebündel wieder auf den Rücken nehmen.

Indem er beim Abzuge einige bittere Klagen und Verwünſchungen über die Hartherzigkeit des Wirthes zwiſchen den Zähnen hervormurmelte, ſchien dieſer mit dem Zuſtande des Fremdlings einiges Mitleid zu empfinden, und rief ihm aus der Thüre nach: „Hört doch, junger Geſell, was ich Euch ſagen mag; wenn Ihr hier zu raſten begehret, will ich Euch wohl unterbringen. Hier oben im Schloſſe ſind der ledigen Zimmer genug, wenn's Euch da nicht zu einſam iſt, es wird nicht bewohnt und ich habe die Schlüſſel dazu." Franz nahm den Vorſchlag mit Freuden an, rühmte ihn, als ein Werk der Barmherzigkeit, bat nur um Dach und Fach und um ein Abendbrot, ſey's gleich, in einem Schloſſe, oder in einer Bauernhütte. Der Wirth war aber ein heimlicher Schalk, dem's wurmte, daß der Fremdling einige halblaute Schmähungen gegen ihn ſich hatte entfallen laſſen, und wollte ſich dafür durch einen Plagegeiſt rächen, der in der alten Bergveſte hauſte, und die Einwohner ſeit langen Jahren daraus vertrieben hatte.

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem ſchroffen Felſen, gerade dem Gaſthof gegenüber, ſo daß es nur durch die Fahrſtraße und einen kleinen Forellenbach davon geſchieden wurde. Der angenehmen Lage halber wurde es noch immer im baulichen Stande erhalten, war auch mit allem Hausgeräthe wohl verſehen, und diente dem Eigenthümer zum Jagdſchloß, der oft darin den Tag über bankettirte; aber ſobald die Sterne am Himmel funkelten, mit ſeinem Hofgeſinde davon zog, um den Plackereien des Poltergeiſtes, der die Nacht über darin toſete, zu entweichen. denn am Tage ließ das Geſpenſt ſich nicht vermerken. So unangenehm für den Grundherrn das Gerede ſeines

Schloſſes mit dem nächtlichen Ungethüm war, ſo vortheilhaft war ihm der Spukgeiſt in Rückſicht der großen Sicherheit vor Dieben. Der Graf hätte keinen treuern und wachſamern Hüter des Schloſſes beſtellen können, als eben das Nachtgeſpenſt, das die verwegenſten Diebesbanden in Reſpekt hielt. Daher wußte er keinen ſichern Ort zu Aufbewahrung ſeiner Koſtbarkeiten, als dieſes alte Bergſchloß, in dem Flecken Rummelsburg bei Rheinberg gelegen.

Hinunter war der Sonnenſchein, die finſtre Nacht brach ſtark herein, als Franz mit einer Laterne in der Hand vor der Pfortenthüre des Schloſſes unter Geleitſchaft des Wirths anlangte, der in einem Korbe Lebensmittel trug, nebſt einer Flaſche Wein, die, wie er ſagte, nicht in Rechnung kommen ſollte. Auch hatte er ein Paar Leuchter und zwei Wachskerzen mitgenommen, denn im ganzen Schloſſe war weder Licht noch Leuchter, weil man nie länger des Abends, als bis zum Zwielichten daſelbſt verweilte. Unterwegs bemerkte Franz den kniſternden, ſchwerbeladenen Korb und die Wachslichter, deren er nicht zu bedürfen, und ſie doch bezahlen zu müſſen glaubte. Darum ſprach er: „wozu dieſer Ueberfluß und Unrath, als bei einem Gaſtmahl? Das Licht in der Leuchte iſt hinreichend, dabei zu ſehen, bis ich mich auf's Lager ſtrecke, und wenn ich erwache, wird die Sonne hoch herauf ſeyn, denn ich fühle große Ermüdung, und werde auf beiden Ohren ſchlafen.“ „Ich will Euch nicht verhalten,“ antwortete der Wirth,

„daß ſich ein Gerücht umtreibt, es gehe irre im Schloſſe, und wohne ein Spukgeiſt darin. Ihr dürft Euch das gleichwohl nicht anfechten laſſen, wir ſind, wie Ihr ſehet, nahe genug, daß Ihr uns errufen könnt, wenn Euch etwas Unnatürliches zuſtoßen ſollte; ich werde mit meinem Geſinde flugs bei der Hand ſeyn, Euch Beiſtand zu leiſten. Unten im Hauſe wird's die ganze Nacht nicht ruhig, und es bleibt immer jemand wach. Ich wohne nun ſeit dreißig Jahren hier im Orte, kann aber gleichwohl nicht ſagen, daß ich je was geſehen hätte. Wenn's ja zuweilen in der Nacht Gepolter giebt, ſo ſind's Katzen und Marder, die auf dem Kornboden raſaunen. Aus Vorſorge habe ich Euch mit Licht verſehen: die Nacht iſt doch keines Menſchen Freund, und die Kerzen ſind geweiht, deren Schimmer die Geſpenſter, wenn welche im Schloſſe vorhanden ſind, gewiß ſcheuen werden."

Der Wirth ſagte daran keine Unwahrheit, daß er nie von einem Geſpenſte im Schloſſe was innen worden ſey, denn bei Nacht hatte er ſich wohl in Acht genommen, jemals einen Fuß hinein zu ſetzen, und bei Tage ließ ſich der Geiſt nicht ſehen; auch jetzt wagte der Schalk ſich nicht über die Grenze. Nachdem er die Thür geöffnet hatte, reichte er dem Wanderer den Korb mit den Viktualien, wies ihn zurechte und wünſchte gute Nacht. Franz trat ohne Furcht und Scheu in das Vorhaus, vermeinte, die Spukgeſchichte ſey leeres Geſchwätz, oder eine mißverſtandene Traditiou irgend eines wirklichen Ereigniſſes, woraus die Phantaſie ein unnatürlich Abenteuer gebildet hätte. Er gedachte an die Sage von dem wackern Ritter Eberhard Bronkhorſt, vor deſſen ſchweren Arm ihm ſo bange war gemacht worden, und bei welchem er dennoch eine ſo gaſtfreie Aufnahme genoß. Darum hatte er ſich's aus ſeinen Reiſeerfahrungen zur Regel gemacht, von der gemeinen Sage gerade das Gegentheil zu glauben, und ließ das Körnlein Wahrheit, das nach der Meinung des weiſen Junkers darin verborgen liegen ſollte, ganz aus der Acht.

Nach Anweiſung des Wirths ſtieg er die ſteinerne Wendeltreppe hinauf und kam vor eine verſchloſſene Thür, die er mit dem Schlüſſel öffnete. Eine lange, düſtere Gallerie, wo ſein Fußtritt wiederhallete, führte ihn in einen großen Saal und aus dieſem eine Seitenthür in eine Reihe Gemächer, die mit allen Geräthſchaften zur Zierde und Bequemlichkeit reichlich verſehen waren. Er wählte ſich eins darunter zum Schlafgemach, das ihm am freundlichſten ſchien, wo er ein wohlgepolſtertes Ruhebette fand, aus deſſen Fenſtern er gerade unter ſich in den Gaſthof ſah, auch jedes laute Wort, das daſelbſt geredet wurde, vernehmen konnte. Er zündete die Wachskerzen an, beſchickte ſeine Tafel und ſpeiſte mit ſolcher Gemächlichkeit und Wohlgeſchmack, wie ein Nobile von Otaheity. Die gebauchte Flaſche ließ ihn dabei keinen Durſt leiden. So lange die Zähne in voller Arbeit waren, hatte er nicht Zeit, an die angebliche Spukerei im Schloſſe zu denken. Wenn ſich auch zuweilen etwas in der Ferne regte, und ihm die Furchtſamkeit zurief: „Horch auf! horch auf! jetzt kommt der Poltergeiſt,“ ſo antwortete die Herzhaftigkeit: „Poſſen! Es ſind Katzen und Marder, die ſich beißen und balgen.“ Aber in dem Dauungsviertelſtündchen nach der Mahlzeit, da der ſechſte Sinn, die Empfindung des Hungers und Durſtes, die Seele nicht mehr beſchäftigte, richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit unter den fünf übrigen allein auf das Gehör, und da flüſterte die Furcht ſchon immer drei bängliche Gedanken dem Horcher in's Ohr, ehe die Herzhaftigkeit einmal darauf antwortete.

Vor den erſten Anlauf ſchloß er die Thüre ab, ſchob den Nachtriegel vor und nahm ſeine Retirade auf den gemauerten Sitz des gewölbten Fenſters. Er öffnete ſolches, ſahe, um ſich in etwas zu zerſtreuen, an den geſternten Himmel, blickte in den genarbten Mond und zählte, wie oft ſich die Sterne putzten. Auf der Straße unter ihm ward's öde, und ungeachtet der ihm angerühmten nächtlichen Lebhaftigkeit im Gaſthofe wurden die Thüren verſchloſſen, die Lichter ausgethan und es ward ſo ſtill darin, als in einer Todtengruft. Dagegen ſtieß der Nachtwächter in's Horn und ließ ſein: „Hört Ihr Herren!“ über den ganzen Flecken erſchallen, intonirte auch, zur Beruhigung des bangen Aſtronomen, der ſeine Augen noch immer an den funkelnden Sternen weidete, ein gellendes Abendlied gerad unter dem Fenſter, alſo, daß Franz leicht mit ihm Unterredung hätte pflegen können, welches er um der Geſelligkeit willen auch gern gethan hätte, wenn er hätte vermuthen können, daß ihm der Wächter zur Rede ſtehen würde.

In einer volkreichen Stadt mitten unter einer zahlreichen Hausgenoſſenſchaft, wo des Getümmels ſo viel iſt, als in einem Bienenkorbe, mag's für den Denker eine angenehme Erholung ſeyn, über die Einſamkeit zu philoſophiren, ſie als die lieblichſte Geſpielin des menſchlichen Geiſtes zu geſtalten, ihr alle vortheilhafte Seiten abzugewinnen, und nach ihrem Genuſſe zu verlangen. Aber da, wo ſie einheimiſch iſt, auf der Inſel Juan Fernandez, wo ein einzelner dem Schiffbruch entronnener Eremit lange Jahre mit ihr verlebt, oder bei ſchauervoller Nacht in einem tiefen Walde, oder in einem unbewohnten, alten Schloſſe, wo öde Mauern und Gewölbe Grauſen erwecken und nichts Leben athmet, außer die traurige Eule in dem zerfallnen Thurme: da iſt ſie in Wahrheit nicht die angenehmſte Geſellſchafterin für den ſcheuen Anachoreten, der darin übernachtet, beſonders, wenn er ſich alle Augenblicke der Erſcheinung eines Poltergeiſtes gewärtigen muß.

Mitternacht heißt die Stunde, wo die Geiſterwelt Leben und Thätigkeit gewinnt, wenn die vergröberte, animaliſche Natur im tiefen Schlummer begraben liegt. Franz wünſchte um deßwillen lieber dieſe bedenkliche Stunde zu verſchlafen, als zu durchwachen, darum that er das Fenſter zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchſpähete Winkel und Ecken, um zu ſehen, ob alles geheuer ſey, ſchneuzte die Lichter, daß ſie heller brennten, und ſtreckte ſich flugs auf's Ruhebette, welches ſeinem ermüdeten Körper gar ſanfte that. Dennoch konnte er nicht ſo bald, als er wünſchte, in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er einer Wallung im Blute von der Hitze des Tages zuſchrieb, erhielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er unterließ nicht, dieſe Friſt zu benutzen, und einen ſo kräftigen Abendſegen zu beten, als er ſeit vielen Jahren nicht gebetet hatte. Dieſer that die gewöhnliche Wirkung, daß er ſanft dabei einſchlief.

Sechshundert ein und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nach Verlauf einer Stunde, ſeines Bedünkens nach, erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, welches bei einem unruhigen Blute eben nichts Ungewöhnliches iſt. Dadurch wurde er ganz munter, horchte, ob alles ruhig ſey, und hörte nichts, als die Glocke, die eben Zwölf ſchlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf dem ganzen Flecken mit lautem Geſange ankündigte. Franz lauſchte noch eine Weile, legte ſich auf's andre Ohr, und war eben im Begriff, wieder einzuſchlafen: da war's ihm, als knarre von ferne eine Thür, und gleich darauf ſchlug ſie mit dumpfem Getöſe zu. „O Wehe! Wehe!“ raunte die Furcht ihm in's Ohr, „das iſt fürwahr der Poltergeiſt!“ „Es iſt der Wind, und weiter nichts,“ tröſtete die Herzhaftigkeit. Doch bald kam's näher, immer näher, wie ein ſchwerer Mannstritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als raſſelte ein Delinquent mit ſchweren Ketten, oder als ging der Pförtner mit ſeinem Schlüſſelbund im Schloß umher. Das war kein Windesſpiel, die Herzhaftigkeit verſtummte, die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte, wie ein Schmiedehammer.

Jetzt war die Sache außerm Spaß. Wofern die Furcht die Herzhaftigkeit noch einmal hätte laſſen zum Worte kommen, ſo würde dieſe den Verzagten an den Subſidien-Traktat mit dem Wirthe erinnert und ihn angetrieben haben, die ſtipulirte Hülfe laut aus dem Fenſter zu reklamiren, aber dazu gebrach's an Entſchließung. Der ängſtlich Zagende nahm ſeine Zuflucht zur Matratze, der letzten Schutzwehr der Furchtſamen, und zog ſie dicht übern Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt in's Gras ſteckt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Draußen ging's Thür auf, Thür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kam's auch an's Schlafgemach. Es drehte raſch am Schloß, verſuchte viele Schlüſſel, bis es den rechten fand, doch hielt der Riegel noch die Thür feſt, bis ſie ein harter Schlag, gleich einem Donnerſchlag, eröffnete, daß Niet und Riegel ſprang. Da trat herein ein langer, hagerer Mann, mit einem ſchwarzen Bart, in alter Tracht und mit finſterm Angeſicht, die Augenbraunen ſenkten ſich zu tiefem Ernſte von der Stirn herab. Um ſeine linke Schulter hatte er einen Scharlachmantel, und auf dem Haupte trug er einen ſpitzen Hut. Er zog mit ſchwerem Tritt dreimal das Zimmer ſchweigend auf und ab, beſah die geweihten Kerzen und putzte ſie, damit ſie heller leuchteten. Drauf ließ er ſeinen Mantel fallen, ſchnürte einen Scheerſack auf, den er darunter barg, kramte ein Barbierzeug aus und ſtrich flugs ein blankes Scheermeſſer auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz ſchwitzte Judasſchweiß unter der Matratze, befahl ſich in den Schutz der heiligen Jungfrau und ſpekulirte ängſtlich, was das Manövre ſollte, wußte nicht, ob's damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeint ſey. Zu ſeiner Beruhigung goß das Geſpenſt aus einer ſilbernen Flaſche Waſſer in ein ſilbern Becken und ſchlug mit beinerner Hand die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurechte und winkte mit ernſter Miene dem angſtvollen Laurer aus ſeinem Hinterhalt hervor.

Gegen dieſen bedeutſamen Wink galt ſo wenig eine Einwendung, als gegen die ſtrengen Befehle des Großherrn, wenn er einem exilirten Vezier den Engel des Todes, den Capichi Baſchi mit der ſeidenen Schnur nachſchickt, ſeinen Kopf in Empfang zu nehmen. Das Vernünftigſte, was ſich in dieſem kritiſchen Falle thun läßt, iſt, der Nothwendigkeit nachzugeben, zum böſen Spiel gute Miene zu machen und ſich mit ſtoiſcher Gelaſſenheit die Kehle gemachſam zuſchnüren zu laſſen. Franz honorirte die empfangene Ordre, die Matratze begann ſich zu heben, er ſprang raſch vom Bette auf und nahm den ihm angewieſenen Platz auf dem Schemel ein.

Der ſpukende Barbier band ſeinem zitternden Bartkunden alsbald das Scheertüchlein vor, ergriff darauf Kamm und Scheere und beſchnitt ihm Haar und Bart. Dann ſeifete er ihn kunſtmäßig ein, zuerſt den Bart, hernach die Augenbraunen, zuletzt die Schläfe, Scheitel und das Hinterhaupt, und ſchor ihn von der Gurgel bis zum Nacken ſo glatt und kahl, wie einen Todtenkopf. Als er mit dieſer Operation zu Stande war, wuſch er ihm das Haupt, trocknete es ſäuberlich, machte ſeine Reverenz und ſchnürte den Scheerſack zu, hüllte ſich in den Scharlachmantel und ſchickte ſich zum Rückzuge an. Die geweihten Kerzen brannten vortrefflich helle bei der ganzen Verhandlung, und Franz ſahe vermöge ihres Schimmers im Spiegel, daß ihn der Scheerer in einen chineſiſchen Pagoden verwandelt hatte.

Er bedauerte herzlich den Verluſt der ſchönen, braunen Locken, gleichwohl ſchöpfte er nun wieder friſchen Athem, da er merkte, es ſey mit dieſem Opfer alles abgethan, und der Geiſt habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt ſich's auch in der That, der Rothmantel ging nach der Thür, ſtillſchweigend, wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und ſchien ganz das Widerſpiel ſeiner geſchwätzigen Profeſſionsverwandten. Kaum war er aber drei Schritte zurück, ſo ſtand er ſtille, ſahe ſich mit trauriger Geberde nach ſeinem wohlbedienten Kunden um, und ſtrich mit der flachen Hand über den ſchwarzen Bart. Eben das that er zum andern Mal und nochmals, als er eben zur Thür hinaus ſchreiten wollte. Franz gerieth dadurch auf die Vermuthung, daß das Geſpenſt etwas verlange, und durch eine ſchnelle Ideenverbindung rieth er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienſt von ihm erwarte, den es ihm vorher geleiſtet habe.

Da der Geiſt, ungeachtet ſeines trübſinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernſt aufgelegt ſchien, und ſeinen Gaſt geſchabernackt, nicht aber gemißhandelt hatte, ſo war bei dieſem jetzt faſt alle Furcht verſchwunden. Alſo wagte er den Verſuch und winkte dem Geiſte, ſich auf den Schemel zu ſetzen, welchen er eben verlaſſen hatte. Sogleich gehorchte das Geſpenſt, warf den rothen Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tiſch und ſetzte ſich auf den Stuhl in die Stellung eines Menſchen, der ſich will den Bart abnehmen laſſen.

Franz beobachtete ſorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geiſt zuvor mit ihm angenommen hatte, ſtutzte ihm den Bart mit der Scheere, ſchnitt ihm das Haar ab, ſeifete ihm den ganzen Kopf ein, und das Geſpenſt hielt ſtill, wie ein Haubenſtock. Der ungeſchickte Geſell wußte das Meſſer ſchlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, ſchor den Bart gerade gegen den Strich, wobei der Geiſt eben ſo ſeltſame Grimaſſen machte, wie der Affe des Erasmus, indem er das Bartputzen ſeines Herrn nachahmte. Dabei wurde dem unkundigen Pfuſcher doch nicht wohl zu Muthe, er dachte mehr als einmal an die ſinnreiche Sentenz: was Deines Amts nicht iſt, laß Deinen Vorwitz; indeſſen zog er ſich, ſo gut er konnte, aus der Affaire, und ſchor das Geſpenſt ſo kahl, als er ſelbſt war.

Bisher war die Scene zwiſchen dem Geiſte und dem Wanderer pantomimiſch abgehandelt worden, jetzt wurde die Handlung dramatiſch. „Fremdling,“ ſprach jener mit freundlicher Geberde, „habe Dank für den Dienſt, den Du mir geleiſtet haſt, durch Dich bin ich der langen Gefangenſchaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in dieſe Mauern eingekerkert hat, und zu welcher meine abgeſchiedene Seele ſo lange einer Uebelthat halber verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben, und thun würde, was ich bei meinen Lebzeiten andern that.“

„Wiſſe, daß hier früher ein frecher Uebermüthler wohnte, der ſein Geſpött mit Pfaffen und mit Laien trieb. Graf Hartmann, hieß ſein Name, war keines Menſchen Freund, erkannte kein Geſetz und keinen Oberherrn, übte eitel Muthwillen und Schälkelei, und ſchändete des Gaſtrechts Heiligkeit. Den Fremdling, der unter ſein Dach einging, den Dürſtigen, der ihn um eine milde Gabe bat, entließ er nie, ohne eine böſe Tücke ihm zu beweiſen. Ich war ſein Schloßbarbier, trieb Liebedienerei und that, was ihm gefiel. So manchen frommen Pilger, der vorüberging, lockt' ich mit Freundlichkeit in's Schloß, bereitete das Bad für ihn, und wenn er meinte, ſeiner wohl zu pflegen, ſchor ich ihn glatt und kahl, und wies mit Hohn und Spott ihn aus der Thür. Da ſchauete Graf Hartmann aus dem Fenſter, und ſahe mit Luſt, wie ſich die Otternzucht der Knaben aus dem Flecken verſammelt hatte, den Geſchändeten zu höhnen, und über ihn, wie über den Propheten einſt die freche Knabenrotte, Kahlkopf! Kahlkopf! ſchrie. Des freute ſich der Schadenfroh und lachte teufliſch darüber, daß er den Speckwanſt halten mußte und ihm die Augen übergingen.

Einſt kam ein heilger Mann aus fremden Landen, er trug, gleich einem Büßenden, ein ſchwarzes Kreuz auf ſeiner Schulter, und hatte ſich fünf Nägelmaal an Händen, Füßen und der Seite aus Andacht eingenarbt; auf ſeinem Haupte ſtand ein Kranz von Haaren, gleich der Dornenkrone. Er ſprach hier an, begehrte Waſſer, ſeine Füße zu waſchen, und einen Biſſen Brot. Flugs bracht' ich ihn in's Bad, um ihn nach meiner Weiſe zu bedienen, und reſpektirte nicht die heilige Glatze, ſchor ihm die Krone rein vom Haupte weg. Da ſprach der fromme Pilger einen ſchweren Bannfluch über mich: Verruchter! wiſſe, daß nach dem Tode der Himmel und die Hölle und des Fegfeuers eherne Pforte Deiner armen Seele verſchloſſen iſt. Sie ſoll als Plagegeiſt ſo lang in dieſen Mauern toſen, bis ungefordert, ungeheißen, ein Wanderer das Vergeltungsrecht an Dir verüben wird."

„Von Stund' an wurd' ich ſiech, das Mark in den Gebeinen vertrocknete und ich verging gleichwie ein Schatten. Mein Geiſt verließ den abgezehrten Leichnam und blieb an dieſen Ort gebannt, wie ihm vom heiligen Mann ward auferlegt. Vergebens harrt' ich der Erlöſung aus dieſen qualvollen Feſſeln, die mich noch an die Erde fetteten, denn Du ſollſt wiſſen, daß, wenn die Seele von dem Körper ſcheidet, ſie nach dem Ort der Ruh verlangt, und dieſe heiße Sehnſucht macht ihr die Jahre zu Aeonen, ſo lange ſie in einem fremden Elemente ſchmachtet. Zu eigner Qual ſetzte ich das traurige Geſchäfte fort, das ich bei Leibesleben trieb. Ach, bald verödete mein Toſen dieſes Haus! Nur ſparſam kam ein Pilger, hier zu übernachten. Ob ich gleich allen that, wie Dir, ſo wollte doch keiner mich verſtehen, und mir, wie Du, den Dienſt erweiſen, der meinen Geiſt aus dieſer Sclaverei befreite. Hinfort wird ſich kein Poltergeiſt in dieſem Schloſſe mehr regen, ich gehe nun zur lang gewünſchten Ruhe ein. Nun, junger Fremdling, nochmals meinen Dank, daß Du mich nun erlöſet haſt. Wär' ich der Hüter tief verborgner Schätze, ſie wären alle Dein; doch Reichthum war im Leben nie mein Loos, es liegt in dieſem Schloſſe auch kein Schatz vergraben. Hör' aber guten Rath. Verweile hier, bis Bart und Haupthaar Kinn und Glatze wieder decken, dann ziehe heim in Deine Vaterſtadt und harre auf der Weſerbrücke daſelbſt, zur Zeit, wenn Tag und Nacht im Herbſt ſich gleichen, auf einen Freund, der Dir begegnen wird, der wird Dir ſagen, was Du thun ſollſt, daß Dir's wohl ergeh auf Erden. — Wenn aus dem güldnen Horn des Ueberfluſſes Dir Segen und Gedeihen quillt, alsdann ſei meiner eingedenk, und laß, ſo oft der Jahrstag wiederkehrt, an welchem Du mich des Verwünſchungsfluchs entbandeſt, zu meiner Seelenruh mir jedesmal drei Meſſen leſen. — Nun fahre wohl, ich ſcheide jetzt von hinnen."

Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſt, nachdem er durch ſeine Geſchwätzigkeit ſeine ehemalige Exiſtenz als Hofbarbier im Schloſſe Rummelsburg ſattſam dokumentiret hatte, und ließ ſeinen Befreier voll Verwunderung über das ſeltſame Abenteuer. Er ſtand lange unbeweglich und war zweifelhaft, ob ſich die ganze Geſchichte wirklich begeben, oder ob ihm nur ein ſchwerer Traum getäuſchet habe; allein ſein kahlgeſchorner Kopf überzeugte ihn bald von der Wahrheit der

Begebenheit. Er legte ſich drauf zur Ruhe und ſchlief auf das überſtandene Schrecken bis in die Mittagsſtunde. Der betrügliche Wirth hatte ſchon vom frühen Morgen an gelauert, wenn der Wanderer mit der Glatze zum Vorſchein kommen würde, um ihn mit heimlichem Hohngelächter unter dem Anſchein der Verwunderung über das nächtliche Abenteuer zu empfangen. Da ihm dieſer aber zu lange zögerte und ſchon der Mittag herannahete, wurde ihm die Sache bedenklich, und er fing an zu fürchten, das Geſpenſt möchte etwas unſanft mit dem fremden Gaſte gefahren ſeyn, ihn erdroſſelt, oder in ſo übermäßige Furcht verſetzt haben, daß er vor Entſetzen geſtorben ſey, und ſeine muthwillige Rache ſo weit zu treiben, war gleichwohl ſeine Abſicht nicht. Er ſchellete dem Geſinde, lief mit Knecht und Magd in aller Eile auf die Burg, und kam vor das Zimmer, in welchem er des Abends Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekannten Schlüſſel an der Thür, aber dieſe war von innen verriegelt, denn nach der Verſchwindung des Geiſtes hatte Franz ſie verwahret. Er pochte mit ängſtlicher Heftigkeit an, daß die heiligen Siebenſchläfer von dem Getöſe würden aufgewacht ſeyn. Franz wurde munter, und meinte in der erſten Beſtürzung, der Geiſt ſtünd' wieder vor der Thür, und habe ihm einen nochmaligen Beſuch zugedacht. Da er aber des Wirths Stimme vernahm, der nichts mehr verlangte, als daß ſein Gaſt ein Zeichen des Lebens von ſich geben ſollte, raffte er ſich auf und öffnete das Gemach.

Mit ſcheinbarem Entſetzen ſprach der Wirth, indem er die Hände zuſammenſchlug: „Bei Gott und allen Heiligen! der Rothmantel iſt hier geweſen (unter dieſem Namen war das Geſpenſt den Einwohnern bekannt) und hat Euch zum Kahlkopf geſchoren, nun iſt's vor Augen, daß die alte Sage kein Mährchen iſt. Aber berichtet mich, wie ſahe der Poltergeiſt aus, was hat er geredet und wie hat er gethan?“ Franz, der den Frager vollkommen ausgemerket hatte, antwortete: „der Geiſt glich einem Mann in einem rothen Mantel; wie er gethan hat, iſt Euch nicht verborgen, und was er ſprach, das bin ich wohl eingedenk: Fremdling, ſprach er, trau keinem Wirthe, der den Schalk im Schilde führt, was Dir begegnen ſollte, war ihm wohl bewußt. Gehab Dich wohl, ich ziehe fort aus dieſem alten Aufenthalte, denn meine Zeit iſt aus. Hinfort wird hier kein Poltergeiſt mehr ſpuken, ich werde nun zum ſtillen Alp, will das den Gaſtwirth plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wofern er ſeine Schuld nicht büßt, Dir Dach und Fach und freie Zehrung giebt, bis um Dein Haupt ſich wieder braune Locken krümmen.“

Der Wirth erbebte bei dieſen Worten, ſchlug ein großes Kreuz vor ſich und gelobte bei der heiligen Jungfrau dem Abenteurer freie Zeche, ſo lang' er bei ihm verharren wollte, führte ihn in ſein Haus und bediente ihn auf's beſte. Es fehlte wenig, daß der Fremdling nicht in den Ruf eines Geiſterbanners kam, da ſich das Geſpenſt von nun an nicht mehr ſehen ließ.

Er übernachtete oft in der alten Burg, und ein Waghals aus dem Orte hatte den Muth, ihm Geſellſchaft zu leiſten, ohne daß er zum Kahlkopf geſchoren wurde. Da der Gutsherr erfuhr, daß der fürchterliche Rothmantel nicht mehr in Rummelsburg ſpuke, ward er darüber ſehr froh, und ertheilte Befehl, des Fremdlings wohl zu pflegen, der ihn ſeiner Meinung nach weggebannt habe.

Sechshundert zwei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Um die Zeit, als ſich der Wein färbte und der herannahende Herbſt die Aepfel auf den Bäumen röthete, kräuſelten ſich Franzens braune Locken wieder, und er ſchnürte ſein Reiſebündel, denn alle ſeine Sinnen und Gedanken waren auf die Weſerbrücke gerichtet, um den Freund aufzuſuchen, der ihm, nach der Verheißung des nächtlichen Barbiers, Anweiſung geben ſollte, wie er ſein Glück machen könnte. Indem er ſich vom Wirth verabſchiedete, zog dieſer ein Pferd mit Sattel und Zeug aus dem Stalle, womit der Gutsherr aus Dankbarkeit ihn beſchenkte, daß er ſein Schloß wieder wohnbar gemacht hatte; auch ließ er ihm einen nachhaltigen Zehrpfennig reichen, und ſo kam Franz flink und wohlgemuth in ſeiner Vaterſtadt wieder angeritten, wie er vor Jahresfriſt daraus gezogen war. Er ſuchte ſein altes Quartier im engen Gäßchen auf, hielt ſich aber gar ſtill und eingezogen, und forſchte nur unter der Hand, wie's mit der ſchönen Meta ſtünd', ob ſie noch lebe und unvermählt ſey. Auf dieſe Frage erhielt er eine befriedigende Antwort, und begnügte ſich vor der Hand daran: denn er wagte es nicht, ehe ſein Schickſal entſchieden wäre, ihr unter die Augen zu treten, oder ſeine Ankunft in Bremen ihr vermerken zu laſſen.

Mit heißer Sehnſucht erwartete er die Tag- und Nachtgleiche, ſeine Ungeduld machte ihm bis dahin jeden Tag zu einem Jahre. Endlich erſchien der lang gewünſchte Termin. Die Nacht vorher konnte er, vor Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, kein Auge zuthun; das Blut wallete und pochte in den Adern, wie im Schloſſe Rummelsburg, da er des Beſuchs von einem Poltergeiſte ſich verſah. Um den unbekannten Freund nicht zu verfehlen, ſtund er ſchon vor Tagesanbruch auf, und begab ſich in der erſten Morgendämmerung auf die Weſerbrücke, die noch leer und ledig von Paſſanten war. Er ging verſchiedene Mal einſam darauf hin und wieder mit einem Vorgefühl freudiger Ahnung, das den eigentlichen Genuß aller irdiſchen

Glückſeligkeit in ſich faßt. Denn nicht die erreichten Wünſche, ſondern die unbezweifelte Hoffnung, ſie zu erreichen, gewähret dem menſchlichen Geiſt das volle Maaß des höchſten und innigſten Vergnügens. Er machte eine Menge Entwürfe, wie er ſich im Beſitz ſeines zu erwartenden Glücks bei der geliebten Meta produziren wollte; ob es rathſamer ſey, ſich ihr in vollem Glanze zu zeigen, oder nur im erſten Schimmer des Morgenlichtes aus ſeiner bisherigen Dunkelheit hervorzugehen, und ſie nach und nach die glückliche Veränderung ſeiner Lage wahrnehmen zu laſſen. Die Neugierde that bei dieſer Gelegenheit tauſend Fragen an den Verſtand: wer mag der Freund ſeyn, der mir auf der Weſerbrücke begegnen ſoll? Ob's wohl einer meiner alten Bekannten iſt, bei denen ich ſeit meinem Verfall ganz vergeſſen bin? Wie wird er mir den Weg zum Glücke bahnen? Und wird dieſer Weg kurz oder lang, bequem oder mühſam ſeyn? Auf alles das wußte der Verſtand, ſeines Sinnens und Spekulirens ungeachtet, keine Antwort.

Nach Verlauf einer Stunde fing's an auf der Brücke lebhaft zu werden, es wurde darüber geritten, gefahren und gegangen, auch viel Kaufmannsgut hin und her gebracht. Die gewöhnliche Tagwache von Bettlern und preßhaften Perſonen beſetzte nach und nach dieſen zu ihrem Gewerbe wohlgelegenen Poſten, um die Wohlthätigkeit der Vorübergehenden in Kontribution zu ſetzen; an Armenanſtalten und Arbeitshäuſer hatte die weiſe Polizei damals noch nicht gedacht. Der erſte von der zerſetzten Kohorte, der dem jovialiſchen Spaziergänger, welchem frohe Hoffnung aus den Augen lachte, um eine milde Gabe anſprach, war ein verabſchiedeter Kriegsmann, der mit dem militäriſchen Ehrenzeichen eines hölzernen Stelzfußes verſehen war, das ihm, als er weiland für's Vaterland focht, zum Lohn ſeiner Tapferkeit verliehen wurde, mit der Gerechtſame, zu betteln, wo er wollte, und der nun als Phyſiognomiſt das Studium der Menſchenkunde auf der Weſerbrücke mit ſo gutem Erfolg trieb, daß er ſelten eine Fehlbitte um ein Almoſen that. Auch diesmal irrte ſich ſein Beſchauungsvermögen keinesweges, indem ihm Franz in der Freudigkeit ſeines Herzens einen blanken Engelgroſchen*) in den Hut warf.

Zur Zeit der erſten Morgenſtunde, wo nur der arbeitſame Handwerker thätig iſt, der vornehmere Städter aber noch der trägen Ruhe pfleget, erwartete er die Erſcheinung des verheißenen Freundes eigentlich nicht: er ſuchte ihn nicht in den niedrigſten Volksklaſſen, und nahm daher von den Paſſanten nur wenig Note. Um die Stunde der Gerichtszeit aber, als die Proceres von Bremen in ſtattlichen Amtskleidern zu Rath fuhren, und um die Börſenzeit war er ganz Aug und Ohr, ſpähete die Kommenden von ferne, und wenn ein rechtlicher Mann über die Brücke kam, gerieth ſein Blut in Bewegung, und er vermeinte an ihm den Schöpfer ſeines Glücks zu finden. Es verging indeſſen eine Stunde nach der andern, die Sonne rückte hoch herauf; bald machte die Mittagszeit einen Stillſtand in den Geſchäften, das Getümmel verlor ſich, und der erwartete Freund zögerte noch immer mit ſeiner Ankunft. Franz promenirte jetzt ganz allein die Brücke auf und nieder, hatte keine andere Geſellſchaft neben ſich, als die Bettler, die ſich ihre kalte Küche ſervirten, ohne den Platz zu verlaſſen. Er trug ebenfalls kein Bedenken, daſſelbe zu thun, und weil er nicht mit Lebensmitteln verſehen war, kaufte er einiges Obſt und nahm ſein Mittagsmahl ambulando ein.

---

*) Eine Münze, die im Erzgebirge ausgeprägt wurde, aber überall im deutſchen Reiche Cours hatte, an Werth ungefähr vier Groſchen.

Dem ganzen Club, der auf der Weſerbrücke tafelte, fiel dieſer junge Mann auf, der vom frühen Morgen an bis an den Mittag hier gelauert hatte, ohne mit jemand Unterredung zu pflegen, oder ein Geſchäft auszurichten. Sie hielten ihn für einen Müſſiggänger, und ungeachtet ſie alle ſeine Wohlthätigkeit erfahren hatten, entging er ihrem Spott doch nicht: ſie nannten ihn ſcherzweiſe den Brückenvogt. Der Phyſiognomiſt mit dem Stelzfuß aber bemerkte, daß ſeine Miene nicht mehr ſo heiter war, als in der Morgenſtunde; er ſchien einer Sache ernſtlich nachzudenken, hatte den Hut tief in's Geſicht gedrückt, ſeine Bewegung war langſam und bedächlich, er nagte lange Zeit an einem Apfelkröbſe, ohne daß er dieſes ſelbſt zu wiſſen ſchien. Aus dieſer Beobachtung meinte der Menſchenſpäher Vortheil zu ziehen, darum ſetzte er ſein natürliches und ſein hölzernes Bein in Bewegung, begab ſich an das andere Ende der Brücke und lauerte dem Denker auf, um unter dem Anſchein eines neuen Ankömmlings ihm nochmals um eine Beiſteuer anzugehen, und dieſer Fund gelang ihm auf's beſte. Der tiefſinnige Philoſoph richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf den Bettler, griff mechaniſch in die Taſche und warf ihm ein Sechsgrotſtück in den Hut, um ſeiner los zu werden.

Nach der Mittagszeit kamen wieder tauſend neue Geſichter zum Vorſchein, der Harrende war nun des Verzugs ſeines unbekannten Freundes müde, demungeachtet hielt die Hoffnung noch immer ſeine Aufmerkſamkeit geſpannt, er trat jedem Vorübergehenden unter die Augen, hoffte, daß ihn einer freundſchaftlich umarmen ſollte; aber alle gingen kaltſinnig ihres Weges, die mehrſten bemerkten ihn gar nicht, und Wenige erwiederten ſeinen Gruß mit einem kleinen Kopfnicken. Die Sonne neigte ſich bereits ihrem Untergange, die Schatten wurden länger, die Frequenz auf der Brücke nahm ab, und das Bettlerpicket zog nach und nach heim in ſeine Kaſernen auf der Mattenburg. Eine tiefe Schwermuth überfiel den Hoffnungsloſen, da er ſeine Erwartung getäuſcht, und die herrliche Ausſicht, die er des Morgens vor Augen hatte, am Abend nun verſchwinden ſah. Er gerieth in eine Art mißmuthiger

Verzweiflung, war nahe dabei, über Bord zu ſpringen und ſich von der Brücke herab in die Weſer zu ſtürzen. Aber der Gedanke an Meta hielt ihn zurück, und bewog ihn, dieſes Vorhaben ſo lange aufzuſchieben, bis er ſie noch einmal geſehen hätte; er beſchloß, den folgenden Tag ſie zu belauſchen, wenn ſie gehen würde, Meſſe zu hören, zum letzten Mal aus ihrem reizenden Anblick Wonne zu trinken und dann flugs die heiße Liebe in dem kalten Weſerſtrom auf ewig abzukühlen.

Indem er ſich anſchickte, die Brücke zu verlaſſen, begegnete ihm der verabſchiedete Lanzknecht mit dem Stelzfuße, der mancherlei Spekulationen zum Zeitvertreib gemacht hatte, was wohl des jungen Mannes Abſicht ſeyn möchte, daß er vom frühen Morgen bis zum Abend die Brücke bewacht hätte. Er hatte um ſeinetwillen länger als gewöhnlich verzogen, um ihn auszuharren. Weil er's ihm aber zu lange machte, reizte ihn die Neugierde, ſich an ihn ſelbſt zu wenden und ihn darum zu befragen. „Nichts vor ungut, lieber Herr,“ redete er ihn an, „vergönnt mir eine Frage.“ Franz, der eben nicht bei geſprächiger Laune war, und die Anſprache, die er von einem Freunde ſo ſehnlich erwartet hatte, nun aus dem Munde eines Krüppels vernahm, antwortete etwas mürriſch: „nun, was iſt's? alter Graubart, rede!“ „Wir zwei Beide,“ fuhr jener fort, „ſind heut die erſten hier auf dieſer Brücke geweſen und ſind nun auch die letzten. Was mich und andere meines Gelichters betrifft, uns führt der Beruf hierher, Almoſen einzuſammeln; aber Ihr ſeyd doch wahrlich nicht von unſerer Gilde, und habt gleichwohl hier den ganzen Tag gelauert. Lieber, ſagt mir, wenn's kein Geheimniß iſt, welche Urſach bringt Euch hieher, oder welcher Stein liegt Euch auf dem Herzen, den Ihr hier abwälzen wolltet?" „Was kann's frommen, Alter," ſprach Franz launiſch, „ob Du weißt, wo mich der Schuh drückt, oder welch Anliegen ich auf dem Herzen habe, Dich wird's wenig kümmern." — „Herr, ich will Euch wohl, darum, daß Ihr Eure Hand gegen mich aufgethan und mir zweimal Almoſen gegeben habt, das Euch Gott lohne! Aber Euer Angeſicht war am Abend nicht ſo heiter, wie am Morgen, und das frißt mir's Herz." — Dieſe gutmüthige Theilnehmung des alten Kriegsknechtes gefiel dem Miſanthropen, daß er nun das Geſpräch gern unterhielt. „Ei nun," antwortete er, „wenn Dir daran gelegen iſt, zu erfahren, warum ich mich hier die Langeweile habe plagen laſſen, ſo wiſſe, daß ich einen Freund ſuchte, der mich hieher beſchied und nun vergeblich auf ſich warten läßt." „Mit Verlaub," entgegnete der Stelzfuß, „daß ich frei reden mag, Euer Freund, ſey er auch, wer er ſey, iſt'n Schurke, daß er Euch ſo am Narrenſeile führt. Thät er *mir* das, ſo ſollt er wahrlich meine Krücken fühlen, wo er mir unter die Augen träte. War er verhindert, Wort zu halten, ſollt er es kund thun, und Euch nicht wie einen Knaben äffen." „Ich kann ihm," entſchuldigte Franz, „ſein

Ausbleiben gleichwohl nicht verargen, er hat mir nichts verſprochen; es war nur ein Traum, der mir verhieß, hier meinen Freund zu treffen.“ — Die Geſpenſtergeſchichte war ihm zu erzählen zu weitläuftig, darum hüllte er ſie in einen Traum. — „Das iſt ein Andres,“ ſprach der Alte, „wenn Ihr auf Träume baut, ſo wundert's mich nicht, daß Euch Eure Hoffnung betrügt. Mir hat in meinem Leben viel tolles Zeug geträumt, aber ich bin nie ein ſolcher Thor geweſen, darauf zu achten. Hätt' ich all die Schätze, die mir im Traume ſind beſchert worden, die Stadt Bremen wollt ich damit kaufen, wo ſie feil geboten würde. Aber ich habe nie an Träume geglaubt, auch weder Hand noch Fuß geregt, ihren Werth oder Unwerth zu prüfen ich wußte wohl, daß es vergebne Mühe damit ſey. Ha! ich muß Euch in's Geſichte lachen, daß Ihr um eines leeren Traumes willen einen ſchönen Lebenstag verſchleudert, den Ihr bei einem fröhlichen Gelag beſſer zugebracht hättet.“ — „Der Erfolg beweiſt, daß Du recht haſt, Alter, und daß Träume öfters trügen. Aber,“ vertheidigte ſich Franz, „ich träumte ſo lebhaft und umſtändlich vor länger als drei Monden, daß ich an eben dieſem Tage und an dieſem Orte einen Freund antreffen ſollte, der mir Dinge von großer Wichtigkeit zu ſagen habe, daß es wohl der Mühe lohnte, zu erfahren, ob der Traum zutreffen würde.“ — „O,“ verſetzte der Stelzfuß, „niemand träumt lebhafter, als ich! Einen Traum vergeß ich doch in meinem Leben nicht. Träumte mir, weiß nicht, vor wie viel Jahren, mein Schutzengel ſtünd an meinem Bette in Geſtalt eines Jünglings mit goldgelockten Haaren und zwei ſilberfarbenen Fittichen auf dem Rücken, und ſprach zu mir: Berthold, vernimm die Worte meiner Rede, das keines verloren gehe aus Deinem Herzen. Es iſt Dir ein Schatz beſchieden, den Du heben ſollſt, um Dir davon gütlich zu thun die übrige Zeit Deines Lebens. Morgen Abend, wenn die Sonne zum Untergange ſich neiget, nimm Schippe und Spaten auf Deine Schulter, gehe aus von der Mattenburg über die Tieber rechter Hand nach der Balkenbrücke, an dem Johanniskloſter hin bis zum großen Roland. Dann nimm Deinen Weg über den Domhof durch den Schüſſelkorb, daß Du gelangeſt außer der Stadt an einen Garten, der das Merkzeichen hat, daß eine Stiege von vier ſteinernen Stufen von der Straße hinunter zu deſſen Eingang führet. Harre hier abſeits im Verborgenen, bis die Mondsſichel Dir leuchtet, dann ſtämme Dich mit Mannskraft gegen die leicht verwahrte Thür, die Dir nur ſchwach widerſtehen wird. Tritt getroſt ein in den Garten und wende Dich nach dem Traubengeländer, das den Bogengang beſchattet, hinter demſelben linker Hand überragt ein hoher Apfelbaum das niedrige Gebüſch. Tritt an den Stamm dieſes Baums, das Angeſicht gerade gegen den Mond gekehrt, ſchaue drei Ellen breit vor Dich auf die Erde, ſo wirſt Du zwei Zimmtroſenſträuche erblicken, dort ſchlage ein und grabe drei Spannen tief, bis Du eine ſteinerne Platte findeſt, darunter liegt der Schatz begraben in einer eiſernen Truhe voll Gold und Geldeswerth. Ob ſie wohl ſchwer und unbehülflich iſt, ſo ſcheue doch die Arbeit nicht, ſie aus der Gruft zu heben, ſie wird Deiner Mühe wohl lohnen, wenn Du den Schlüſſel ſucheſt, der unter der Truhe verwahrt iſt.“

Vor Verwunderung ſtarrte und ſtaunte Franz den Träumer an über das, was er hörte, und würde ſeine Verwirrung nicht haben verbergen können, wo nicht die nächtliche Dämmerung ihm zu Statten gekommen wäre. Er erkannte aus allen gegebenen Merkzeichen ſeinen eignen vom Vater ererbten Garten, der des guten Mannes Steckenpferd bei ſeinem Leben geweſen war; um deßwillen aber dem Sohne nicht behagte, vermöge der Erfahrungsregel, daß ſelten Vater und Sohn in ebenderſelben Lieblingsneigung, wenn ſie kein Laſter iſt, ſympathiſiren, denn im letztern Fall fällt der Apfel, wie man ſpricht, ſelten weit vom Stamme. Vater Melchior hatte den Garten ganz in ſeinem eignen Geſchmacke angelegt, ſo bunt und ſeltſam, wie ſein Urenkelsſohn, der ſein Eliſium durch eine originelle Beſchreibung verewiget hat.*) Er hatte zwar keine gemalte Menagerie darin zur Schau ausgeſtellt; aber er unterhielt gleichwohl eine ſehr zahlreiche daſelbſt von ſpringenden Roſſen, geflügelten Löwen, Adlern, Greifen, Einhörnern und andern Wunderthieren, alleſammt von reinem Gold geprägt, die er aber vor jedermanns Augen ſorgfältig verhehlte und unter die Erde verbarg. Dieſes väterliche Tempe hatte der verſchwenderiſche Sohn zur Zeit ſeiner Wildfangsepoche um ein Spottgeld verſchleudert.

---

*) In Hirſchfeld's Gartenkalender vom Jahr 1783. auf der 126. u. f. S.

Jetzt wurde ihm der Stelzfuß auf einmal höchſt intereſſant, da er merkte, daß eben dieſer der Freund war, an den ihn das Nachtgeſpenſt im Schloſſe Rummelsburg adreſſirt hatte. Gern hätte er ihn umarmen und im erſten Entzücken Freund und Vater nennen mögen, doch hielt er ſich zurück und fand rathſamer, ſich gegen ihn über die mitgetheilte Nachricht nicht weiter auszulaſſen. Darum ſprach er: „Das laß ich mir einen umſtändlichen Traum ſeyn! Aber, Alter, was thateſt Du am Morgen beim Erwachen? Befolgteſt Du nicht, wozu der Schutzengel Dich anmahnte?“ „Ei, wie ſollt' ich,“ antwortete der Träumer, „vergebene Arbeit thun? Es war ja nichts, als ein leidiger Traum. Wenn mir mein Schutzengel erſcheinen wollte, ſo hab' ich der ſchlafloſen Nächte in meinem Leben gar viele gehabt, wo er mich wachend hätte finden können; aber er hat ſich wohl nie ſehr um mich bekümmert, ſonſt würde ich wohl nicht zu ſeiner Schande auf dieſem Stelzfuße hinken.“ Franz zog ſein letztes Silberſtück hervor, das er bei ſich trug: „Nimm,“ ſprach er, „alter Vater, dieſe Gabe noch von mir zu einem Schoppen Wein für den Abendtrunk, Dein Geſpräch hat meine üble Laune verſcheucht. Verabſäume nicht, Dich fleißig auf dieſer Brücke einzufinden, wir ſprechen, hoff' ich, uns hier wieder.“ Der lahme Greis hatte ſeit langer Zeit kein ſo reiches Allmoſen eingeerndtet, als an dieſem Tage, er ſegnete dafür ſeinen Wohlthäter, krückte ſich in ein Wirthshaus und that ſich eine Güte, Franz aber eilte, von neuer Hoffnung belebt, ſeiner Wohnung im engen Gäßchen zu.

Sechshundert drei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Am folgenden Tage ſetzte er alles in Bereitſchaft was zum Schatzgraben erforderlich iſt. Die außerweſentlichen Requiſiten, Beſchwörungsformeln, Zauberſegen, Zaubergürtel, hieroglyphiſche Charaktere und dergleichen mangelten ihm gänzlich; ſie ſind aber auch entbehrlich, wenn nur die drei Haupterforderniſſe nicht fehlen, Schippe, Spaten und vor allen Dingen der Schatz unter der Erde Das nöthige Arbeitszeug ſchaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle und verbarg es einſtweilen in einer Hecke; was aber den Schatz ſelbſt betraf, ſo hatte er den feſten Glauben, daß der Geiſt im Schloſſe und der Freund auf der Brücke an ihm nicht würden zu Lügnern werden. Mit ſehnlichem Verlangen erwartete er nun den Aufgang des Mondes, und als dieſer ſeine Silberhörner durch's Gebüſche ſtreckte, machte er ſich friſch an die Arbeit, beobachtete alles genau, was ihm der alte Invalid gelehret hatte, und hob den Schatz glücklich, ohne ein Abenteuer dabei zu beſtehen, ohne daß ihn ein ſchwarzer Hund erſchreckt oder ein blaues Flämmlein dazu geleuchtet hätte.

Vater Melchior, der aus weiſer Vorſicht dieſen Nothpfennig vergrub, hatte keineswegs die Abſicht, ſeinem Sohne dieſen beträchtlichen Theil der Erbſchaft zu entziehen; der Verſtoß lag nur darin, daß Freund Hein auf eine andere Manier den Erblaſſer aus der Welt geleitete, als dieſer vermuthet hatte. Er war gänzlich überzeugt, daß er, alt und lebensſatt, mit allen Formalitäten eines ordentlichen Krankenlagers das Zeitliche geſegnen würde, wie ihm in der Jugend war prophezeiet worden. Da wollte er nun, wenn er nach Kirchengebrauch die letzte Oelung empfangen hätte, ſeinen geliebten Sohn an's Sterbebette zu ſich rufen, nachdem er alle Umſtehenden zuvor entlaſſen hätte, ihm den väterlichen Segen ertheilen und zum Valet den im Garten vergrabenen Schatz nachweiſen. Es wäre auch alles in ſeiner Ordnung gegangen, wenn das Lebenslicht des guten Alten ausgelöſcht wäre, wie ein brennender Docht, dem es an Oel gebricht; da es aber der

Tod hinterliſtiger Weiſe auf einem Gaſtmahle ausputzte ſo nahm er, wider Willen, ſein Mammonsgeheimni mit in's Grab, und es waren beinahe eben ſo vie glückliche Konkurrenzen erforderlich, als wenn es durc die Hand der Gerechtigkeit an die Behörde wäre befördert worden.

Mit unermeßlicher Freude nahm er die unförmlichen ſpaniſchen Malten in Empfang, die der eiſern Kaſten, nebſt einer großen Anzahl anderer Sorten vo feinerm Gepräge getreulich verwahrt hatte. Nachdem de Taumel der erſten Wonnetrunkenheit etwas verrauch war, überlegte er, wie der Schatz unbemerkt und ſiche in's enge Gäßchen zu transportiren ſeyn möchte. Di Bürde war zu ſchwer, ſie ohne Gehilfen fortzubringen daher wachten mit dem Beſitze des Reichthums auch all damit verknüpften Sorgen auf. Der neue Crösus wußt ſich nicht anders zu rathen, als ſein Kapital einen hohlen Baume, der hinter'm Garten auf einer Wieſ ſtand, auf Treu und Glauben anzuvertrauen; den ausgeleerten Kaſten vergrub er wieder in das Roſengebüſc und ebnete den Platz ſo gut er konnte. In Zeit vo drei Tagen war der Schatz aus dem hohlen Baum wohlbehalten in's enge Gäßchen eingelootſet, und nun glaubte der Inhaber, mit Ehren ſein ſtrenges Incogni ablegen zu können. Er kleidete ſich auf's Beſte, lie die Vorbitte in der Kirche abſtellen, und begehrte dagegen eine chriſtliche Dankſagung für einen Reiſenden be der Wiederkehr in ſeine Vaterſtadt, nach glücklicher Aus richtung ſeiner Geſchäfte. Er verbarg ſich in der Kirche in einen Winkel, wo er unbemerkt die ſchöne Meta beobachten konnte, verwendete von ihr kein Auge und trank aus ihrem Anblick alles das Entzücken, deſſen Vorempfindung ihn von dem Hallorumſprunge von der Weſerbrücke zurückgehalten hatte. Wie's an die Dankſagung kam, blickte frohe Theilnehmung aus allen ihren Geſichtszügen, und die jungfräulichen Wangen glüheten vor Freude. Die gewöhnliche Begegnung auf dem Heimwege war ſo ſprechend, daß ſie auch dem dritten Mann, der darauf gemerkt hätte, verſtändlich geweſen wäre.

Franz erſchien nun wieder auf der Börſe, fing ein Gewerbe an, das in wenig Wochen ſchon in's Große ging, und da ſein Wohlſtand täglich mehr in die Augen fiel, urtheilte Freund Neidhard der Läſterzüngler, er müſſe bei Einkaſſirung der alten Schulden mehr Glück, als Verſtand gehabt haben. Er miethete ein großes Haus, dem Roland gegenüber, auf dem Markte, nahm Buchhalter und Handelsdiener an und trieb ſeine Geſchäfte unverdroſſen. Da handhabte das leidige Völklein der Schmarotzer wieder fleißig die Klingel an der Thür, kamen zu Hauf und erdrückten ihn ſchier mit Freundſchaftsverſicherungen und Glückwünſchen zu erneuertem Wohlergehen, vermeinten ihn wieder mit ihren räuberiſchen Klauen zu erfaſſen. Aber er war durch Erfahrung klug geworden, bezahlte ſie mit ihrer eignen Münze, ſpeiſte ihre falſche Freundlichkeit mit glatten Worten ab und ließ ſie mit leerem Magen abziehen, welches ſouveraine Mittel, das läſtige Geſchmeiß der Gutſchmecker und Schranzen zu vertreiben, die beabſichtigte Wirkung that, daß ſie wegblieben.

In Bremen war der neu emporſchwebende Franz das Mährchen des Tages; das Glück, ſo er auf eine unbegreifliche Art in der Fremde, wie man glaubte, gemacht hatte, war der Inhalt aller Geſpräche auf Ehrengelagen, vor den Gerichtsſchranken und auf der Börſe. Doch in dem Maaße, wie der Ruf von ſeinem Glück und Wohlſtand wuchs, nahm die Zufriedenheit und Gemüthsruhe der ſchönen Meta ab. Der Freund in petto war ihrer Meinung nach jetzt wohl dazu qualifizirt, ein lautes Wort zu ſprechen. Dem ungeachtet blieb ſeine Liebe noch immer ſtumm, und außer der Begegnung auf dem Kirchwege ließ er nichts von ſich hören. Selbſt dieſe Art von Aufwartung wurde ſparſamer, und dergleichen Aſpekten deuteten nicht auf warme, ſondern auf kalte Witterung in der Liebe. Die traurige Harpye Eiferſucht umflatterte zur Nachtzeit ihr Kämmerlein und girrete, wenn der goldne Schlaf ihr kaum die blauen Augen zugedrückt hatte, manche bange Ahndung der Erwachenden in's Ohr. „Laß die ſüße Hoffnung ſchwinden, einen Unbeſtändigen zu feſſeln, der als ein leichter Ball von jedem Winde umgetrieben wird. Er liebte dich und war dir treu, ſo lange ſein Glück dem deinigen die Waage hielt: nur gleich und gleich geſellet ſich. Jetzt hebt ein günſtigeres Loos den Wankelmüthigen weit über dich empor. Ach! nun verſchmähet er die reinſten Triebe im dürftigen Gewand, da Prunk und Pracht und Reichthum wieder um ihn brauſt, und buhlt, wer weiß um welche ſtolze Schöne, die ihn verſtieß, als er im Staube lag, und mit Syrenenruf nun wieder zu ſich lockt. Vielleicht hat ihn des Schmeichlers Stimme von dir abgewendet, der zu ihm mit verführeriſchen Worten ſprach: Dir blüht der Garten Gottes in deiner Vaterſtadt, Freund, du haſt jetzt die Wahl von allen Mädchen, drum wähle mit Verſtand, nicht mit den Augen nur. Es gibt der Mädchen viel und viel der Väter, die heimlich auf dich lauren; dir weigert keiner ſeine Lieblingstochter. Nimm Glück und Ehre mit der Schönſten, auch Sippſchaft und Vermögen hin. Die Rathsherrnwürde kann dir nicht entgehen, wo der Gefreundſchaft Stimme viel in der Stadt vermag."

Dieſe Eingebungen der Eiferſucht beunruhigten und quälten ihr Herz unabläſſig; ſie muſterte ihre ſchönen Zeitgenoſſinnen in Bremen durch und maß den großen Abſtand ſo vieler glänzenden Partieen gegen ſich und ihre Verhältniſſe, und da fiel das Reſultat nicht für ſie günſtig aus. Die erſte Nachricht von der Glücksveränderung ihres Geliebten hatte ſie im Geheim entzückt, nicht in der eigennützigen Abſicht, Theilhaberin eines großen Vermögens zu werden, ſondern um der guten Mutter Freude zu machen, die auf alles Erdenglück Verzicht gethan, nachdem die Heirath mit dem Nachbar Hopfenkönig ſich zerſchlagen hatte. Jetzt wünſchte Meta, der Himmel möchte die kirchliche Vorbitte nicht erhört und den Verrichtungen des Reiſenden keinen ſo glücklichen Erfolg verliehen, ſondern ihn vielmehr bei Salz und Brod erhalten haben, welches er gern mit ihr theilen würde.

Die ſchöne Hälfte der Menſchheit iſt ganz und gar nicht geſchickt, ein geheimes Anliegen zu verhehlen: Mutter Brigitta merkte bald den Trübſinn ihrer Tochter und errieth auch, ohne eben eines Scharfblicks dazu benöthiget zu ſeyn, deſſen Grund und Urſache vollkommen. Das Gerücht von dem wieder aufgegangenen Glücksſtern ihres ehemaligen Flachsſpediteurs, der jetzt als ein Muſter eines ordentlichen, verſtändigen und thätigen Handelsmannes geprieſen wurde, war ihr eben ſo wenig, als die Geſinnung der holden Meta gegen ihn verborgen, und ſie urtheilte, wenn es mit ſeiner Liebe auf Ernſt gemeint ſey, ſo wär's unnöthig, ſo lange zu zaudern, ohne ſich deutlich zu erklären. Doch zu Schonung ihrer Tochter erwähnte ſie nie etwas davon, bis dieſer endlich das Herz ſo voll war, daß ſie die gute Mutter zur Vertrauten ihres Kummers machte und ihr die wahre Urſache deſſelben offenbarte. Die kluge Frau erfuhr dadurch wenig mehr, als ſie bereits ſchon wußte. Aber dieſes freie Geſtändniß gab Gelegenheit, daß ſich Mutter und Tochter gegen einander über dieſe Herzensangelegenheit expektorirten, (oder, wie Campe lieber hört, ſich ausſchütteten). Jene machte dieſer hierüber keine Vorwürfe weiter; ſie glaubte, zu geſchehenen Dingen müſſe man das Beſte reden; ſie wendete vielmehr alle ihre Beredtſamkeit an, die Niedergeſchlagne zu tröſten und anzumahnen, fehlgeſchlagne Hoffnung mit ſtandhaftem Muthe zu ertragen.

In dieſer Abſicht buchſtabirte ſie ihr das ſehr vernunftige moraliſche A=B=Ab vor: „Kind, Du haſt A geſagt,“ ſprach ſie, „nun mußt Du auch B ſagen; Du haſt Dein Glück verſchmäht, da es Dich ſuchte, nun mußt Du Dich auch drein ergeben, wenn es Dir nicht wieder begegnet. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß die zuverſichtlichſte Hoffnung am erſten trügt. Darum folge meinem Beiſpiele, entſage der ſchönen Gleisnerin, ſo wird ſie Deine Zufriedenheit nicht ſtören. Rechne nicht auf eine Verbeſſerung Deines Schickſals, ſo wirſt Du Dich mit Deinem Zuſtande begnügen. Ehre die Spindel, die Dich nährt, was kümmern Dich Glück und Reichthum, wenn Du ihrer entrathen kannſt?“ Auf dieſe herzige Oration folgte eine rauſchende Symphonie der Schnappweife und des Spinnrades, um die durch das Geſpräch verlorne Zeit wieder beizubringen. Mutter Brigitta philoſophirte in der That aus dem Herzen heraus. Sie hatte den Plan ihres Lebens, nachdem ſich die Anlage zu Wiederherſtellung ihres ehemaligen Wohlſtandes verſchoben hatte, ſo vereinfacht, daß das Schickſal darin nichts mehr verwirren konnte; aber Meta war noch weit von dieſem philoſophiſchen Ruhepunkte entfernt. Daher wirkten dieſe Lehre, Vermahnung und Troſt ganz anders, als ſie gemeint waren: die gewiſſenhafte Tochter betrachtete ſich jetzt als die Zerſtörerin der ſüßen mütterlichen Hoffnung, und machte ſich tauſend Vorwürfe deswegen. Ob ſie gleich den mütterlichen Heirathsplan nie genehmigt und nur auf Salz und Brod in der zukünftigen Ehe gerechnet hatte: ſo waren doch ihre Küchenprojekte, nachdem ſie von der wieder aufblühenden Handlung und dem Reichthum ihres Herzgeſpiels Kundſchaft erhalten hatte, ſchon auf ſechs Schüſſeln geſtiegen, und es war für ſie ein entzückender Gedanke, durch ihre Wahl den Wunſch der guten Mutter dennoch zu realiſiren und ſie wieder in den ehemaligen Wohlſtand verſetzt zu ſehen. Dieſer ſchöne Traum verſchwand nun allgemach, da Franz nichts mehr von ſich hören ließ. Dazu kam noch eine Sage, die in der ganzen Stadt umlief, er laſſe ſein Haus zu ſeiner bevorſtehenden Vermählung mit einer reichen Antwerpnerin auf's herrlichſte ausſchmücken und die Braut ſey ſchon im Anzuge. Dieſe Hiobspoſt brachte das liebevolle Mädchen ganz aus der Faſſung; ſie ſprach von Stund an dem Abtrünnigen das Verbannungsurtheil aus ihrem Herzen, gelobte ſich, nicht mehr an ihn zu gedenken, und netzte dabei den ausgezognen Faden mit Thränen.

Sechshundert vier und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In einer der ſchwermuthsvollen Stunden, wo ſie dies Gelübde brach und wider Willen an den Treuloſen dachte, — denn ſie hatte eben einen angelegten Rocken abgeſponnen, und von der Mutter war ihr ehemals ein Sprüchlein gelehrt, zu Fleiß und Arbeit ſie zu ermuntern, das lautete:

Spinn, Töchterlein, ſpinn,
Der Freier ſitzt drinn!

An dieſes Sprüchlein dachte ſie, ſo oft ſie einen Rocken aufgeſponnen hatte, und dabei mußte ihr nothwendig der Wankelmüthige einfallen; — in einer ſolchen ſchwermuthsvollen Stunde pochte ein Finger gar zierlich an die Thür. Mutter Brigitta ſahe hinaus, da ſtand der Freier davor. — Und wer war's? — Wer anders, als Freund Franz aus dem engen Gäßchen. Er hatte ſich mit einem prächtigen Feierkleide herausgeputzt, und ſeine wohlgekämmten lichtbraunen Locken dufteten Wohlgeruch. Dieſer ſtattliche Aufzug animirte allerdings eine andere Abſicht, als ein Flachsnegoz. Mutter Brigitta erſchrak, ſie wollte reden, aber die Worte verſagten ihr. Meta erhob ſich beklommen vom Seſſel, glühte wie eine Purzurroſe, und ſchwieg. Franz aber war der Sprache mächtig, legte dem zärtlichen Adagio, das er ihr ehemals vorlautenirt hatte, nun einen ſchicklichen Text unter und erklärte ihr ſeine ſtumme Liebe mit deutlichen Worten. Hierauf that er um ſie bei der Mutter feierliche Anwerbung und legitimirte ſich dadurch, daß die Zubereitungen in ſeinem Hauſe zum Empfange einer Braut auf die reizvolle Meta wären gemeint geweſen.

Die umſtändliche Frau wollte, nachdem ſie ihre Gefühle wieder in's Gleichgewicht geſtellt hatte, den Antrag, nach Gewohnheit, in achttägige Ueberlegung ziehen, ob ihr gleich die Freudenthränen über die Wangen rollten, die auf kein Hinderniß ihrerſeits, ſondern vielmehr auf beifällige Antwort deuteten. Franz war aber ſo dringend in ſeinem Gewerbe, daß ſie zwiſchen dem mütterlichen Herkommen und dem Verlangen des Freiwerbers einen Mittelweg ſuchte, und die holde Meta bevollmächtigte, den Beſcheid in der Sache nach ihrem Gutbefinden zu ertheilen. In dem jungfräulichen Herzen hatte ſich, ſeit Franzens Eintritt in's Zimmer, eine merkliche Revolution ereignet. Seine Erſcheinung war der redendſte Beweis ſeiner Unſchuld, und da ſich während der Unterredung deutlich ergab, daß der ſcheinbare Kaltſinn nichts anders, als Eifer und Betriebſamkeit geweſen war, theils Handelsgeſchäfte in Gang zu bringen, theils das Nöthige zur bevorſtehenden Eheverbindung zu veranſtalten, ſo lag der geheimen Wiederausſöhnung kein Stein des Anſtoßes im Wege. Sie verſuhr mit dem Verbannten, wie Mutter Brigitta mit der außer Aktivität geſetzten Spinngeräthſchaft, oder der erſtgeborne Sohn der Kirche mit einem exilirten Parlament, berief ihn mit Ehren in ihr hochklopfendes Herz zurück und verlieh ihm darin alle vormalige Gerechtſame. Das entſcheidende bilitterariſche Wörtlein, das das Glück der Liebe beſtätigt, gleitete mit unausſprechlicher Anmuth von ihren ſanften Lippen, ſo daß der erhörte Liebhaber ſich nicht enthalten konnte, ſolches mit einem feurigen Kuſſe aufzufangen.

Das zärtliche Paar hatte nun Zeit und Gelegenheit, alle Hieroglyphen ihrer geheimnißvollen Liebe zu entziffern und zu paraphraſiren, welches die angenehmſte Unterhaltung gab, die jemals zwei Liebende mit einander gepflogen haben. Sie fanden, was ſich unſre Exegeten wünſchen ſollten, daß ſie den Grundtext immer richtig verſtanden und interpretirt hatten, ohne jemals den wahren Sinn ihrer wechſelſeitigen Unterhandlungen zu verfehlen. Es koſtete dem entzückten Bräutigam beinahe eben ſo viel Ueberwindung, ſich von der reizenden Braut zu ſcheiden, als an dem Tage, da er ſeinen Kreuzzug nach Antwerpen antrat. Er hatte aber noch einen nothwendigen Gang zu thun, den er in Perſon zu verrichten ſich nicht entbrechen wollte, daher ward's endlich Zeit, ſich zu beurlauben.

Dieſer Gang war auf die Weſerbrücke gerichtet zum Freund Stelzfuß, der ihm noch unvergeſſen war, ob er gleich lange verzogen hatte, demſelben Wort zu halten. So ſcharf der ſpähende Graukopf ſeit der Entrevüe mit dem freigebigen Pflaſtertreter alle Paſſanten auf's phyſiognomiſche Korn genommen hatte, ſo wenig konnte er ſeiner doch wieder anſichtig werden, ob er ihm gleich einen anderweiten Beſuch verheißen hatte. Seine Geſtalt war ihm indeſſen noch nicht aus dem Gedächtniß verſchwunden. Sobald er den ſchöngeputzten Mann von fern erblickte, kam er auf ihn zu und bewillkommte ihn freundlich. Franz erwiederte des Alten Gruß und ſprach: „Freund, kannſt Du mit mir wohl einen Gang in die Neuſtadt thun, um ein Gewerbe auszurichten? Deine Mühe ſoll nicht unvergolten bleiben.“ — „Warum das nicht?“ antwortete der Altvater, „ob ich gleich ein hölzern Bein habe, ſo kann ich doch damit ſo rüſtig ſchreiten, als der lahme Zwerg, der die Stadtflur umkrochen hat *): denn der hölzerne Fuß, ſollt ihr wiſſen, hat die Eigenſchaft, daß er niemals ermüdet. Aber verzieht noch kurze Zeit, bis das Grauröcklein vorüber iſt, das zwiſchen Tag und Nacht nicht verfehlt, über die Brücke zu wandeln.“ — „Was iſt's mit dem Grauröcklein?“ frug Franz, „laß mich wiſſen, welche Beſchaffenheit es damit habe?“ — „Das Grauröcklein

---

*) Laut einer alten Sage verhieß eine benachbarte Gräfin den Bremern ſcherzweiſe ſo viel Land zu ſchenken, als ein Krüppel, der ſie eben um ein Almoſen bat, in einem Tage würde umkriechen können. Man hielt ſie beim Wort, und der Krüppel kroch ſo gut, daß die Stadt die große Bürgerweide dadurch bekam.

bringt mir täglich einen Silbergroſchen um die Abendzeit, weiß nicht von wannen. Es frommet auch nicht, jedem Dinge viel nachzugrübeln, drum laß ich's bleiben. Fällt mir bisweilen ein, das Grauröcklein ſey gar der Teufel, der meine Seele mit dem Geld erkaufen wolle. Doch ſey er's, oder ſey er's nicht, was kümmert's mich? Ich bin den Kauf nicht eingegangen, ſo kann er auch nicht gelten." — „Ich denke wohl," ſprach Franz mit lachendem Munde, „dem Grauröcklein läuft der Schalk hinterdrein. Folge Du mir, der Silbergroſchen ſoll Dir drum nicht fehlen."

Der Stelzfuß machte ſich auf, hinkte ſeinem Geleitsmanne nach, und dieſer führte ihn Straß auf, Straß ab, in eine entlegne Gegend der Stadt, nahe am Walle, blieb vor einem kleinen neuerbauten Hauſe ſtehen und klopfte an die Thür. Da ſolche aufgethan wurde, ſprach er: „Freund, Du haſt mir einen heitern Abend im Leben gemacht, es iſt billig, daß ich Dir den Abend Deines Lebens auch heiter mache. Dieſes Haus mit allem Zubehör und dem Garten, worauf es ſtehet, iſt Dein Eigenthum, Küch und Keller iſt gefüllt. ein Aufwärter beſtellt, Dein zu pflegen, und den Silbergroſchen obendrein wirſt Du jeden Mittag unter Deinem Teller finden. Es ſoll Dir daneben unverhalten bleiben, daß das Grauröcklein mein Diener iſt, den ich ſandte, Dir täglich ein ehrliches Almoſen zu reichen, bis ich dieſe Wohnung für Dich zubereiten ließ. Willſt Du, ſo magſt Du mich für Deinen guten Engel halten, weil's Dein Schutzengel Dir nicht zu Danke gemacht hat.

Er führte den Alten darauf in ſeine Wohnung ein, wo der Tiſch bereitet und alles zu ſeiner Bequemlichkeit und Leibespflege angeordnet war. Der Graukopf war von ſeinem Glück ſo überraſcht, daß er's nicht faſſen konnte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen ſich alſo erbarmen ſollte, und es fehlte wenig, daß er nicht die ganze Begebenheit für Blendwerk hielt; Franz aber benahm ihm allen Zweifel. Ein Strom dankbarer Zähren floß von des Greiſes Angeſicht, und ſein Wohlthäter begnügte ſich daran, ohne abzuwarten, daß ſich dieſer von ſeiner Beſtürzung erholte, um ihm mit Worten zu danken, ſchwand nach dieſer ausgerichteten Engelsbotſchaft dem Altvater aus den Augen, wie die Engel pflegen, und überließ ihm, die Sache zu reimen, wie er konnte.

Am folgenden Morgen war's in der Wohnung der lieblichen Braut wie Jahrmarkt. Franz ſchickte Kaufleute, Juweliere, Putzmacherinnen, Spitzenhändler, Schneider, Schuſter und Nähterinnen zu ihr, theils allerlei Waaren, theils ihre guten Dienſte ihr anzubieten. Sie brachte den ganzen Tag damit zu, Stoffe, Spitzen und andere Erforderniſſe zum Brautſtaat auszuwählen und ſich das Maaß zu neuen Kleidungsſtücken nehmen zu laſſen. Ihr niedlicher Fuß, der ſchöngeſtaltete Arm und die ſchlanke Taille wurden ſo oft und ſo ſorgfältig ausgemeſſen, als wenn ein kunſtreicher Bildner das Modell zu einer Liebesgöttin von ihr hätte nehmen ſollen. Der Bräutigam ging indeſſen, das Aufgebot zu beſtellen, und ehe drei Wochen verliefen, führte er die Braut zum Altare, mit einer Feierlichkeit, die das glänzende Hochzeitsgepränge des reichen Hopfenkönigs verdunkelte. Mutter Brigitta genoß die Wonne, der tugendſamen Meta den Brautkranz aufzuſchmücken, erreichte den Wunſch vollkommen, ihren Weiberſommer bei gutem Wohlſtande zu verleben, und verdiente dieſe Zufriedenheit als eine Belohnung um einer lobenswürdigen Eigenſchaft willen, die ſie beſaß: ſie war die leidlichſte Schwiegermutter, die jemals iſt erfunden worden.

Sechshundert fünf und dreißigſte Nacht.

„Die Sage vom Rothmantel iſt, wie ſie hier erzählt wird, ſo gemüthlich, wie nur eine deutſche Volksſage ſeyn kann,“ ſagte der Caplan; „ſie erinnert mich an den Trompeter, der in Dresden ſein Weſen treiben ſoll.“

Niemand in der Geſellſchaft kannte dieſe Sage, und der Caplan erzählte:

Das Trompeterſchlöſschen zu Dresden.

Zu Anfange des dreißigjährigen Krieges ſtand in Dresden ein Gaſthaus, welches weit und breit berühmt war, denn der Wirth prellte keinen Menſchen, ſeine Frau war die bravſte Frau von der Welt, ſeine Tochter, Käthchen, das ſchönſte Mägdlein in der Stadt, und das Bier, welches er ausſchenkte, war ſo vortrefflich, daß es die Gäſte oft bis nach Mitternacht beiſammen erhielt. Ueber Krieg und Frieden ward geplaudert, Mutter Eliſabeth erzählte Mährchen, der Wirth Schnurren, und das ſchöne Käthchen ſchenkte fleißig dabei ein.

Als die Stammgäſte eines Abends wie gewöhnlich um den großen runden Tiſch ſaßen, und im Geſpräche eine Pauſe eingetreten war, ſagte Einer der Gäſte: „Es iſt doch ſchaurig, wenn man bedenkt, welch' ſchreckliches, ſchmachvolles Ende Mehrere von denen genommen haben, die ſonſt ſo fröhlich unter uns ſaßen, mit denen wir ſo viele vergnügte Stunden verlebten!“

„Ja wohl,“ nahm der Wirth das Wort, „ich hätte unter allen dieſen keinen einzigen Falſchmünzer geſucht und würde mich für ihre Ehrlichkeit mit Gut und Blut verbürgt haben.“

„Der Herr ſey ihren Seelen gnädig, und verleihe ihren Gebeinen, ſind ſie auch am Rabenſteine verſcharrt, eine ſanfte Ruheſtätte!“ ſprach die Wirthin und ſchlug ein Kreuz.

Das furchtſame Käthchen rückte näher an den Vater heran und flüſterte: „ſprecht doch nicht von den Geköpften, und noch dazu, wenn Mitternacht nicht mehr fern iſt, es iſt gar ſo grauſig, und mir ſchaudert, wenn ich nur daran denke.“

„Erzählt lieber ein Mährchen, oder ſonſt einen Schwank, Herr Wirth,“ rief ein Gaſt, welcher ſich bei dem hübſchen Käthchen beliebt machen wollte, dieſem zu, und ohne ſich lange bitten zu laſſen, begann der Wirth:

Die grosse Wiege.

Vor dreißig Jahren lebte in Liefland ein braver, hübſcher und reicher Mann, welchem die Luſt zum Freien ankam. Er wählte lange hin und her, Eine war ihm zu hübſch, die Andre zu häßlich, Eine zu jung, die andre zu alt, Eine zu dumm, die andre zu klug, kurz er konnte mit Wählen nicht fertig werden.

Endlich entſchloß er ſich, um Jungfer Kunigunden zu freien, und alle Welt wunderte ſich darüber und ſagte ihm das alte Sprichwort vor: nach der Wahl kommt die Qual! Denn Jungfer Kunigunde war zwar ſehr ſchön und auch arbeitſam, witzig und angenehm, aber bei alle dem ein Trotzköpfchen, ja wohl gar eine böſe Sieben!

So weit kam der Wirth in ſeiner Erzählung, als er plötzlich durch einen Lärm, den unſichtbare Hände machten, unterbrochen wurde. Die Gläſer wurden umgeworfen ſammt dem großen Bierkruge, die Gäſte wurden von unſichtbaren, aber ſehr derben Fäuſten mit Naſenſchnipschen und Ohrfeigen traktirt, und zuletzt hörten alle ganz deutlich Kettengeraſſel.

Blaß und ſtumm ſaßen ſelbſt die beherzteſten Gäſte wohl eine Stunde lang, bis der Spuk aufhörte. Sodann erhoben ſie ſich, verſprachen aber, den nächſten Abend wieder zu kommen und den Spuk näher zu unterſuchen.

Sechshundert ſechs und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht erzählte der Caplan weiter:

Wirklich fand ſich auch den folgenden Abend eine zahlreiche Verſammlung ein, denn die, welche den geſtrigen Spuk mit angehört hatten, hatten das Abenteuer weiter erzählt, und dadurch eine Menge Neugieriger in das Gaſthaus gelockt.

Der Wirth ſegnete den Spuk, welcher ihm eine reiche Aerndte verhieß, und Alle nahmen, dicht an einander gedrängt, in der beſten Laune an dem großen runden Tiſche Platz.

Der Wirth ward um Fortſetzung ſeiner Erzählung gebeten, und theilte mit, was ſich weiter begeben hatte.

Die grosse Wiege.

(Fortſetzung)

Der brave Hendrik, das war der Name des Liefländers, ließ ſich durch alles Abreden ſeiner Freunde nicht irre machen, er ſagte: „ich liebe Kunigunden nun einmal, und werde ſie ſchon zu ziehen wiſſen." Er kaufte ihr prachtvollen Brautſchmuck, in welchem ſie wie eine Königin umher ſtolzierte, und ſah ſie nur mit Vergnügen an, denn ſie war wunderſchön und bezeigte ſich auch ſehr liebreich gegen ihn, ſo daß er Alles, was man gegen ſeine Braut ſagte, für böſen Leumund hielt.

Er war deßhalb ganz glücklich, und ſagte mit großer Freudigkeit am Altare ſein „Ja!" Aber nach der Hochzeit änderte ſich Frau Kunigunde dergeſtalt, daß Herr Hendrik vermeinte, ein böſer Zauberer habe ſeine liebe Kunigunde ausgetauſcht und ihm eine böſe Sieben zur Ehewirthin gegeben.

Frau Kunigunde warf mit Töpfen und Pfannen, ſchimpfte und ſtampfte mit dem Fuße, wenn ihre Dienſtleute ihre Wünſche nicht erriethen, ſprach immerfort von ihren vielen Arbeiten und hatte doch ſtets die Hände in den zierlichen Taſchen ihrer Tändelſchürze. Herr Hendrik ſah ihrem Treiben ganz ruhig zu und fragte nur bisweilen lächelnd: „Ei Gundel, Gundel, wann wirſt Du denn Dein Toben, Werfen und Schelten einſtellen? Folge meinem Rathe und thue es bald!“

Aber ſie antwortete ihm gar nicht darauf, und ſtellte ſich nur noch ungeberdiger an. Putz und Tand begehrte ſie in Menge, und wenn Herr Hendrik ihr nicht Alles ſogleich ſchaffte, was ſie verlangte, ſo ſtellte ſie ſich krank, oder ſie weinte erbärmlich und ſprach: „ach, mein werther Eheherr liebet mich gar nicht, und ich bin ein unglückliches Weib, denn er thut nichts, was mich erfreuet.“ Hierauf ging der gute Herr Hendrik ſogleich und holte Alles, was ihr Herz wünſchte.

So hatte er einige Monate mit ihr gelebt, und von Tage zu Tage gehofft: daß Frau Kunigunde ſich ändern würde, aber ſie blieb, wie ſie war, ja ſie wurde eher noch launiſcher und auffahrender.

Als ſie nun eines Tages wieder ſo tobte und lärmte, ſprach ihr Ehewirth, ſie freundlich beim Kinn faſſend: „liebes Gundel, ſtellt Euer Schmähen und Toben ein, ich muß Euch ſonſt behandeln, wie ein ungezogenes Kind und in eine Wiege legen, da mögt Ihr liegen und Euch behandeln laſſen, wie ein kleines Kind, bis Ihr Euch vernünftig betraget, wie eine erwachſene Perſon!“

Da ſchlug Frau Kunigunde eine helle Lache auf, und ſagte: „Ihr wollt mich erziehen? Ihr Gauch, Ihr Tropf, Ihr Schaaf, Ihr? der Ihr Euch Alles von mir gefallen laſſet? Geht nur, geht und holt eine Wiege, wir wollen ſehen, wer von uns Beiden hinein kommt.“

Der Mann entfernte ſich, ohne ein Wort zu ſagen.

So weit hatte der Wirth erzählt, als wieder der Spuk begann: die Bierkrüge fielen vom Tiſche, alle Anweſenden, ſogar das ſchöne Käthchen, erhielten unſichtbare Püffe, und die Gäſte ergriffen alle eiligſt die Flucht.

Der Wirth und die Seinen waren über dieſen Spuk dießmal ſehr betreten, und ſannen bis gegen den Morgen nach, was ſie wohl zu thun hätten, um den Geiſt zu bannen, der in dem Hauſe umginge.

Hier brach der Caplan ab, weil Mitternacht nahe war, und verſprach, die nächſte Nacht mehr von dem Gaſthauſe und von Frau Kunigunden zu erzählen.

Sechshundert ſieben und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Wirth glaubte, den Spuk am beſten bannen zu können, wenn er einen Geiſtlichen kommen ließe, welcher den unſaubern Geiſt beſchwören könnte. Er ging deßhalb zu ſeinem Beichtvater, entdeckte dieſem den Vorgang und bat ihn: ſich in der nächſten Nacht bei ihm einzufinden, was derſelbe auch verſprach. Auch Militair meldete ſich an, und als der Abend hereingebrochen war, vermochte die große Gaſtſtube kaum die Menſchen zu faſſen, welche für einige Naſenſtüber und Püffe die Beſchwörung mit anſehen wollten.

Die Krüge wurden tapfer geleert, und der Wirth an die Fortſetzung ſeiner Geſchichte erinnert. Er erzählte weiter:

Die grosse Wiege.

(Schluß.)

Herr Hendrik hatte Wort gehalten, und wirklich eine Wiege beſtellt, in welcher Frau Kunigunde vollkommen Platz haben konnte. Er ließ ſie heimlich in ſein Haus ſchaffen und mit Betten, Windeln und einem ſchönen rothen Wiegenbande, ſo wie mit allen Kleidungsſtücken, wie ſie ein großes Kind braucht, verſehen.

Als nun eines Tages Frau Kunigunde wieder ſchrie und tobte, erfaßte Herr Hendrik ſie mit kräftigem Arme, windelte ſie trotz allen Sträubens, wie man ein kleines Kind zu windeln pflegt, ſo feſt, daß ſie Arme und Hände nicht rühren konnte, und legte ſie ungeachtet des Sträubens in die Wiege, deckte ein Deckbette auf ſie und verſchnürte es feſt mit Bande. Sodann ergriff er das roſenfarbene Wiegenband, wiegte ſie und ſang dazu:

Schlaf, Püppchen, ſchlaf,
Im Garten geht ein Schaaf,
Im Garten gehn zwei Zickelein,
Drum ſchlaf mein liebes Püppchen ein,
Denn Lämmchen
Denn Ziegen,
Sie ſchlafen alle fein.

Frau Kunigunde begleitete ſeinen Geſang mit allerlei Scheltworten, als wie: Tropf, Schlingel, Gauch, Ungeheuer, aber Herr Hendrik ſang weiter:

Eya, Eya, Popeya,
Wenn ich artig bin
Ohne Eigenſinn,
Thue, was ich ſoll,
O dann iſt mir wohl,
Dann liebt und lobt mich Jedermann,
Und ja auch mein Ehemann.
Eya, Eya, Popeya!

Da fing Frau Kunigunde über den Spott bitterlich zu weinen an, und konnte ſich vor Schluchzen nicht faſſen. Schnell ſprang Herr Hendrik auf und ſagte: „weine nicht, mein Püppchen, gleich kommt Dein Brei,“ und nun brachte er ihr einen ſüßen Milchbrei und wollte ſie füttern, wie ein kleines Kind, was ſie auch, da ſie großen Hunger hatte, geduldig geſchehen ließ. Die ganze Nacht ſaß Herr Hendrik bei der Wiege und wiegte und ſang, bis Frau Kunigunde einſchlief.

Den andern Tag war Sonntag, und als die Glocken ertönten, hatte Frau Kunigunde große Luſt, ſich zu putzen und in die Kirche zu gehen, deßhalb begehrte ſie mit großem Ungeſtüm: Herr Hendrik ſolle ſie aus der Wiege heraus nehmen, oder es ſolle ihn ſpäter gereuen. Da ſagte er ganz freundlich: „mein Kindlein bleibt in der Wiege, es könnte ihm ein Unfall begegnen, denn ich ſehe ſchon, es iſt noch nicht verſtändig, wie erwachſene Perſonen.“

Da ſchwieg Frau Kunigunde und ſagte den ganzen Tag über kein Wort, und Herr Hendrik wiegte ſie unverdroſſen fort. Als der Abend hereinbrach, richtete ſie ſich auf und ſagte ganz freundlich und mild: „ich habe über mein früheres Betragen nachgedacht, und ſehe jetzt ein, daß ich mich wie ein unartiges Kind geberdet habe, aber ſo wahr ich lebe, ich will von nun an nicht mehr Euer Aerger, ſondern Eure Freude ſeyn, und ich bitte, ſchenket mir Eure Liebe wieder und laſſet mich Eure liebe Hausfrau ſeyn.“ Die hellen Thränen ſtanden ihr bei dieſen Worten in den Augen, und der Ehemann ſagte hocherfreut: „Ei ſeht doch, meine liebe Ehewirthin ſpricht mit mir und das unartige kleine Kind iſt verſchwunden.“ Darauf löſete er ihr die Wickelſchnur ab und führte ſie in das Nebengemach, wo die Gürtelmagd mit ſchönen Prunkgewändern ihrer harrete und ſie ihr ſodann anlegte. Als dies geſchehen war, kam Herr Hendrik im Feſtgewande und führete ſeine ſchmucke Hausfrau auf das Rathhaus, wo großes Bankett war. In der großen Wiege aber ſchlief ſpäter das Zwillingspaar der ſanftmüthigen Kunigunde.

Alle lachten herzlich über dieſe Kur, und der Caplan ſetzte erſt in der folgenden Nacht ſeine Erzählung von dem Spuk fort.

Sechshundert acht und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Wirth hatte ſeine Erzählung kaum beendet, als die Glocke Zwölf ſchlug; ſchnell erhoben ſich die Soldaten und ſtellten ſich mit gezogenen Säbeln in Reih und Glied, den unſaubern Geiſt zu bekämpfen. Der Geiſtliche fing an zu beten und zu ſingen, in deutſcher und in lateiniſcher Sprache, und die beiden Frauenzimmer ſchlugen ein Kreuz um das andre. Aber der böſe Geiſt ſchien darauf wenig zu achten. Er warf wieder Alles im Zimmer herum, raſſelte mit Ketten, theilte Püffe aus und betrug ſich noch ſchadenfroher, als die Erſtenmale. Es ſchien, als habe er hundert Hände, ſo flogen die Ohrfeigen umher.

Der Geiſtliche vergaß darüber das Beten, die Soldaten das Hauen, Eins lief gegen das Andre, und in Zeit von einer Viertelſtunde befanden ſich nur noch der Wirth mit Familie und Dienſtleuten im Hauſe.

Den nächſten Abend fanden ſich nur wenig Gäſte ein, die ſich auch zeitig wieder entfernten. Der Spuk in der Gaſtſtube dauerte fort, kein Menſch wollte mehr die Mitternachtsſtunde dort erwarten, Niemand daſelbſt übernachten, und das ſonſt blühende Gaſthaus kam ganz in Verfall.

Was der Wirth auch immer that, den Spuk zu bannen, es half nichts, endlich zog er, um Ruhe zu haben, in ein kleines Haus gegenüber, und das große Haus ſtand leer. Des Wirthes Kaſſe ward kleiner, und die Bewerber um Käthchens Hand zogen ſich furchtſam zurück.

So waren zwei Jahre verſtrichen, als eines Tages ein Trompeter, welcher unter Wallenſtein diente, in das Gaſthaus kam, und daſelbſt um ein Nachtlager bat. Er war in ſeiner Heimath geweſen und wollte zu ſeinem Regimente ſtoßen, das zu der Zeit in Oberſchleſien ſtand. Neugier hatte einige frühere Beſucher des Gaſthauſes um den Trompeter verſammelt, welcher viel von ſeinen Heldenthaten ſprach, und manche Anecdote von ſeinem Feldherrn erzählte, den er bis zum Himmel erhob.

„Nun, wenn Ihr ſo muthig ſeyd, ſo getraut Ihr Euch vielleicht dieſe Nacht in dem großen Hauſe zu ſchlafen, in welchem ein unſauberer Geiſt ſeinen Spuk treibt,“ ſagte der Wirth zu ihm, „wahrlich, ich wollte dem, welcher den Unhold verbannte, eine gute Belohnung geben, zwanzig Goldgulden auf der Stelle.“

„In das Haus gehe ich mit Freuden, und will die ganze Nacht da ſchlafen,“ entgegnete keck der Geſell, „was aber den Lohn anbetrifft, Herr Wirth, faſt hätte ich Euch um etwas anderes anzuſprechen, als um Goldgülden!“ Er blickte bei dieſen Worten nach Käthchen hin, das hocherröthend das Gemach verließ. Kurz vor Mitternacht begab ſich der Trompeter, mit Licht und Waffen verſehen, die Trompete unvergeſſen, in das große Haus, in das Gemach über der Gaſtſtube. Der Wirth und die Seinen, welche ihn begleitet hatten, empfahlen ihn dem Schutze Gottes, und Käthchen flüſterte ihn noch beim Scheiden zu: „Gott behüte Euch hier, ich werde für Euch beten!“

Sechshundert neun und dreißigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als ſich der Trompeter allein befand, unterſuchte er erſt ſorgfältig das ganze Zimmer, nirgends fand er einen geheimen Ausgang, oder ſonſt eine Fallthüre. Hierauf verriegelte er die Thüre ſeines Gemaches und legte ſich in das für ihn bereitete Bette.

Alles um ihn her war und blieb ſtill, „dacht ich es doch," ſagte er zu ſich ſelbſt, „daß der ganze Spuk in Nichts, als in der Einbildung beſtehen würde; aber kaum hatte er dies geſagt, ſo ſchlug die Glocke Zwölf, mit Gepolter flog die Thüre auf, und herein tanzte ein Zug von angekleideten Knochengerippen, an der Spitze ein Knochenmann im rothen Mantel mit blankem Schwerte.

Der Trompeter ſtand von Grauſen erfüllt ſtille, und erinnerte ſich der hingerichteten Falſchmünzer und des Nachrichters, welcher kurz nach den vielen Hinrichtungen geſtorben war, und ein böſer Mann geweſen ſeyn ſollte.

Die Knochengerippe winkten ihm; er verſtand ſie nicht. Da begannen ſie einen Tanz und winkten ihm, und der Trompeter nahm ſeine Trompete und blies herzhaft einen luſtigen Tanz nach dem andern. Und die

Knochentänzer tanzten munter auf und ab, daß die fleiſchloſen Arme flogen, und wenn der Trompeter einen Augenblick mit Blaſen inne hielt, winkten ſie ihm wieder zu, damit er auf's Neue blieſe.

Endlich, als der Trompeter nicht länger zu blaſen vermochte, ſtellte er ſich an das Fenſter, riß es auf und blies aus Leibeskräften um Hülfe. Da ſchlug die Glocke Eins, der Spuk verſchwand und ward ſeitdem nicht wieder geſehen und gehört. Der Trompeter ging zu ſeinem Regimente zurück, diente noch zwei Jahre unter Wallenſtein, und kam dann mit einem lahmen Arme zurück, aber immer noch als ein hübſcher Mann, dem Käthchen gern die Hand gab. Das Gaſthaus war wieder beſucht, wie früher, und ward nach dem Trompeter, der in Stein gehauen unter dem Fenſter zu ſehen iſt, aus welchem er die Trompete blies, das Trompeterſchlößchen genannt, und heißet ſo bis auf den heutigen Tag.

Sechshundert und vierzigſte Nacht.

Heute erzählte Alma:

Die Lureley.

Vom Lureleyfels herab tönt oft eine wunderholde Frauenſtimme, deren ſüßer Geſang alle bezaubert, welche ihn vernehmen. Den jungen Schiffern aber wird dieſer Geſang nicht ſelten verderblich, indem ſie um ſeinetwillen vergeſſen, auf den Strudel zu achten, der am Fuße des Felſens gar tückiſch ſein Weſen treibt, und alles verſchlingt, was in ſein Bereich kommt. Darum wird denn auch die holde ſüße Stimme von Alt und Jung gefürchtet, und wunderſame Sagen gehen von der Jungfrau, der ſie angehört, im Munde des Volks.

Einige erzählen: Die Jungfrau Lureley ſey ein ſterblich Mädchen geweſen, und die Tochter eines edlen Ritters, deſſen Burg auf dem Felſen thronte, der jetzt noch nach dem Mädchen benannt wird. Ein junger, ſchöner Ritter warb um das junge, ſchöne Fräulein, und gewann ihre Liebe und das Jawort ihres Vaters. Der Vermählungstag war ſchon beſtimmt, und der Ritter fuhr noch einmal den Rhein hinauf nach ſeiner Burg, um dort ſelbſt alles zum Empfang ſeiner Braut bereiten zu laſſen. Aber der Ritter kehrte nicht wieder, denn er war falſch und treulos und jagte ſchon wieder einer andern Jungfrau nach.

Vergebens harrte Lureley, als der beſtimmte Tag ihrer Vermählung anbrach, vom frühen Morgen an des Geliebten. — Fort und fort blickte ſie vom hohen Söller ihres Cloſetts hinab Stromaufwärts. „Das mag mein Liebſter ſeyn!“ — rief ſie freudig, als ſie das erſte Schifflein erblickte, ſo mit dem Strom ſchwamm — aber ihr Liebſter war nicht unter den Schiffenden.

„Das wird mein Liebſter ſeyn!“ rief ſie um Mittag, als ſie wieder ein zierlich geſchmücktes Fahrzeug gewahrte, und raſcher ſchlug ihr Herz — aber ſie hatte ſich getäuſcht — ihr Ritter war nicht unter den Schiffenden.

„Das muß mein Liebſter ſeyn!“ rief ſie angſtvoll, als ſie gegen Sonnenuntergang den dritten Kahn gewahrte. Aber ihr Ritter war nicht unter den Schiffenden. Da erfaßte wilder Schmerz das Herz der Jungfrau, Verzweiflung verwirrte ihre Sinne, und als der Mond über die jenſeitigen Berge aufging, und ſie noch einen Kahn gewahrte, in welchen nur ein Mann ſaß, da rief ſie trotzig: „das ſoll mein Liebſter ſeyn!“ Aber auch diesmal war es nicht ihr Liebſter, ſondern nur ein armer Fiſcher, der bei nächtlicher Weile ſeine Netze auswerfen wollte.

Da riß die Lureley jammernd ſich ihren Brautkranz aus den goldigen Locken, warf ihn, ihren treuloſen

Liebſten verwünſchend, in die Fluth und ſtürzte ſich nach, alſo ihr Leben endend.

Der alte Vater ſtarb vor Jammer, und ein Unwetter zerſtörte die Burg, daß kein Stein mehr davon ſichtbar blieb, Lureley aber muß als Geiſt auf dem Felſen umgehen, und ihr Geſang verlockt das treuloſe Geſchlecht der Männer, bethört ihre Sinne, und läßt ſie dann zu Grunde gehen in dem Strudel, der entſtand, als Lureley ſich hinabſtürzte in das feuchte Grab.

So lautet die erſte Sage von der Lureley.

Sechshundert ein und vierzigſte Nacht.

(Schluß)

Nach einer andern heiterern Sage iſt Lureley eine Undine, und wie alle ihres Geſchlechtes, ein liebenswürdiges, launiſches Kind, das nur hin und wieder etwas zu leichtſinnig und unbedacht verfährt, wenn es ſcherzt, ſo daß daraus ohne ihre Abſicht allerlei Unheil entſteht, wie es denn einſtmals geſchehen, daß ein edler Junker, der einzige Sohn eines mächtigen Rheingrafen, als er auf dem Rheine fuhr, und das wunderbare Singen der Lureley hörte, davon ſo hingeriſſen wurde, daß er den Schiffern befahl, ſie ſollten ihn hinfahren nach dem Felſen. Umſonſt war alles Mühen der erſchrockenen Schiffer, ihn von dieſem Befehl abzubringen. Sie mußten endlich gehorchen und fuhren nach dem Felſen hin. Doch bevor ſie ihn noch ganz erreicht hatten, konnte der Junker den gewaltigen Zauber nicht mehr widerſtehen, er ſprang aus dem Kahn auf einen Vorſprung des Felſens, doch hier glitt ſein Fuß aus auf dem naſſen Steine, er ſtürzte in den Rhein und die Wellen begruben ihn. Jammernd brachten die Schiffer dem alten Rheingrafen die Nachricht, daß ſein Sohn durch die böſe Kunſt der Lureley-Hexe — als wofür ſie die Undine hielten — verlockt und ſein Grab in den Fluthen des Rheines gefunden habe. Der alte Rheingraf zerriß bei dieſer Kunde ſein Gewand und raufte ſich das Haar, dann aber verſammelte er ſeine Reiſigen, und befahl ihnen wüthend, den Lureleyfels zu umſtellen und die verruchte Hexe todt oder lebend zu fahen.

Die Reiſigen zogen aus und umſtellten den Fels, von deſſen höchſten Gipfel herab ſie das Lied der Lureley klingen hörten. Der Anführer der Reiſigen mit einigen ſeiner Gefährten ſchlichen hinauf, und wie ſie um eine Felsecke bogen, da ſahen ſie die Lureley da ſitzen, im waſſerblauen, durchſichtigen Gewande, reich geziert mit köſtlichem Geſchmeide, das im Abendſcheine funkelte und blitzte, mit goldenem Kamme kämmte ſie ihr goldiges Haar und ſang immerfort dazu:

Am Himmel glüht der Abendſchein,
Tief unten murmelt Vater Rhein
Geheimnißvolle Kunde.
    Auf luft'ger Höhe froh und frei
    Singt ihre Weiſe Lureley:
    „Lureley! — Lureley! —
    Es iſt die Weiheſtunde.“

„Du holder Schifferknabe Du,
Was horchſt Du meinem Liede zu
Und ſchauſt nur in die Höhe? —
    Ein Zauber webt in dieſer Nacht,
    Nimm vor Bethörung Dich in Acht,
    Lureley! — Lureley! —
    Sonſt weh Dir — Knabe! — wehe!

Als der Anführer der Reiſigen ſolches hörte, gab er ſeinen Leuten ein Zeichen, und alle brachen hinter dem Felſen hervor und ſtanden drohend vor der Jungfrau.

Lureley aber erſchrak nicht im geringſten, ſondern blieb ruhig ſitzen, und lächelnd die rauhen Männer anblickend, fragte ſie: „was wollt Ihr?“

„Dich wollen wir fangen, todt oder lebendig,“ entgegnete der Anführer, „denn Du biſt eine böſe Zauberin, haſt den edlen Sohn unſers edlen Rheingrafen ermordet.“ Da lachte die Lureley laut auf, erhob ſich raſch, trat an den jähen Rand des Felſens, klopfte in die kleinen weißen Hände und ſang hinab in den Rhein:

Vater! Deine Roſſe geſchwind
Sende, daß ſie tragen Dein Kind,
Lureley! Lureley!

Da brauſ'te es tief unten gewaltig, und zwei ungeheure weiße Schaumwellen, anzuſehen wie Roſſe, bäumten ſich empor, erhoben auf ihrem Rücken die reizende Undine, welche neckiſch lachte, und trugen ſie hinab in den Rhein.

Da merkten die ausgeſandten Männer, daß Lureley keine Hexe und Zauberin, ſondern eine Undine ſey, und als ſie zurückkehrten, um ihrem Herrn dieſe Mähr zu bringen, fanden ſie daheim zu ihrer größten Freude und Verwunderung den jungen Rheingrafen friſch und geſund. Es war ihm nichts Böſes widerfahren, als daß die neckiſche Waſſerfee ihn drei Tage lang hatte auf dem Grunde des Rheines liegen laſſen, um ſeine Liebesgluth ein wenig abzukühlen in dem kalten Waſſer.

Aber nicht alle jungen Burſche kamen ſo leichten Kaufs davon, wie der junge Rheingraf, und noch heutiges Tages geſchieht alljährlich mindeſtens an einem, was Heine ſingt:

Dem Schiffer im kleinen Schiffe
Erfaßt es mit tiefem Weh!
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur die Waſſerfee.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lureley gethan.

Sechshundert zwei und vierzigſte Nacht.

Das Geſpräch kam dieſen Abend auf ein Thema, das immer neu, unerſchöpflich, und wegen ſeines räthſelhaften Weſens immer anziehend iſt, auf die Liebe.

„Ich glaube doch,“ ſagte Frau von Runſitten, „daß keine Liebe dauernder, ſich gleich bleibender und zärtlicher iſt, als die Mutterliebe,“ und ihr Blick weilte bei dieſen Worten mit innigem Ausdrucke auf Alma.

„Gewiß!“ verſetzte der Caplan, „und ich glaube, daß der Geiſt der Mutter, auch wenn er ſchon im Himmel wohnt, das Kind zu Zeiten umſchwebt, und gern ſeinen himmliſchen Aufenthalt verläßt, um dem Lieblinge nahe zu ſeyn, denn ſonſt könnte kein fühlender Menſch nach dem Tode einer guten Mutter wieder heiter ſeyn, es muß ihm Troſt von ihr ſelbſt kommen.“

„Man hat in Deutſchland eine Sage,“ erzählte der Arzt, „welche die Liebe einer Mutter auf das Rührendſte ſchildert.“

Der Mutter Geiſt.

Es lebte, ich weiß nicht wo, vor Jahren ein Mann, welcher ein liebes Weib und ein holdes Kind beſaß. Alle Tugenden, welche die Gattin und Mutter zieren, waren in Frau Eliſabeth vereint, aber ſie genoß auch das ſeltne Glück, das beſte und ſchönſte Kind zu beſitzen.

Drei Jahre war der kleine Ludwig alt, als ihm ſeine Mutter ein Schweſterchen, eine kleine Margarethe ſchenkte, nach deren Geburt ſie ſtarb. Ihr Gatte, der ſie auf das zärtlichſte geliebt hatte, war ganz außer ſich vor Schmerz. Er ließ die Kinder nicht aus den Augen und trug die zärtlichſte Sorgfalt für ſie.

Um die Kinder gut zu verſorgen, verheirathete er ſich zum Zweitenmale mit einem armen Mädchen, deſſen Sanftmuth und Liebe zu Kindern ihm gerühmt worden war. Anfangs ſchien es auch, als wenn die zweite Mutter ihre Kinder recht liebte, aber bald zeigte es ſich, daß ſie ſich nur verſtellt hatte, denn ſie kümmerte ſich nur um die Kinder, um ſie zu ſtrafen, was ſie nur zu gern und jedesmal mit großer Strenge that.

Die armen Kinder weinten oft, das älteſte fürchtete ſich, es dem Vater zu ſagen, das jüngſte konnte noch nicht ſprechen.

Da ſprach das Aelteſte eines Tages, als die Stiefmutter es eben wieder ſo geſchlagen hatte: „ach

Du ſcharfe Mutter, wenn Du mich immer ſo ſchlagen willſt, werde ich es einmal meiner lieben Mutter ſagen, dann wird ſie gewiß vom Himmel herab kommen und Dich dafür beſtrafen.“

Da wurde die böſe Stiefmutter nur noch zorniger, und ſchlug unbarmherzig auf das Kind los. Das Kind weinte darüber ſo ſehr, daß es von Stund' an erkrankte. Der Vater war darüber ſehr betreten und beklagte das Kind, legte es ſelbſt in ſein Bettchen und trug der Stiefmutter auf, es auf das Beſte zu pflegen; ſodann rief er den Arzt, welcher die Krankheit bedenklich fand, und der Mutter gebot, dem Kinde alle Stunden die Nacht hindurch Arzenei einzuflößen.

Die Mutter aber kehrte ſich nicht daran, obgleich das Kind vor Schmerz wimmerte, ſie legte ſich ruhig in ihren Alkoven und ſchlief, während das kranke Kind wehklagte und das andre vor Hunger ſchrie. Da war es ihr um Mitternacht, als faſſe ſie eine kalte Hand, und eine ſanfte Stimme bäte: „verlaſſe meine Kinder nicht!“ und als ſie noch nicht aufſtand, faßte ſie noch einmal die kalte Hand, und eine ernſte Stimme ſprach: „thue Deine Pflicht an den Kindern, die Dir vertraut ſind.“

Da erwachte die Frau und richtete ſich im Bette auf, und ſah durch die Glasthüre des Alkovens in das Zimmer, und todtenblaß wurde ſie, als ſie eine weiße Geſtalt erblickte, welche dem kranken Kinde Arznei einflößte, und das jüngſte Kind wiegte.

Die Neugier beſiegte das Grauen der Frau, und zitternd ſtand ſie auf, die Geſtalt näher in's Auge zu faſſen, da erkannte ſie die rechte Mutter der Kinder, welche aus dem Grabe geſtiegen war, ihren Kindern beizuſtehen, und hörte, wie dieſe gebietend zu ihr ſprach: „Still, wecke mir die Kindlein nicht auf!“

Da kam Furcht und Zittern über die gewiſſenloſe Stiefmutter, und ſie kniete nieder und bat ſie um Verzeihung, verſprach, künftig die Kindlein beſſer zu pflegen, und hielt Wort.

Sechshundert drei und vierzigſte Nacht.

Als heute der Caplan in den Saal trat, ſprach er lächelnd: „wie feſt das Volk noch an gewiſſen Gebräuchen, Einbildungen und Aberglauben hängt, ich komme eben von einem Ehepaare aus dem Dorfe, welches ich in der tiefſten Betrübniß fand; ihr einziger Sohn krankt ſeit längerer Zeit, ohne daß man für die Krankheit einen Namen hat, und ſtatt nun einen natürlichen Grund für das Uebel zu ſuchen, bilden ſie ſich ein, ihr Sohn ſey behext, es habe es ihm Einer angethan. Sie bitten mich den böſen Zauber zu bannen, und ich bin nicht im Stande geweſen, die Leute dahin zu bringen, dieſen thörigen Aberglauben aufzugeben."

„Ja wohl," ſagte der Freiherr, „man kann nichts dagegen thun, an das Behexen von Menſchen und Vieh werden ſolche Leute Zeitlebens glauben, eben ſo, daß der Teufel über kleine Kinder beſondre Gewalt hat, obgleich der böſe Geiſt gewiß Niemandem ferner ſteht, wie den Kindern."

„Daß der Glaube an das Anthun, Behexen u. ſ. w., weit umher verbreitet iſt, und in dem Herzen der Menſchen Wurzel gefaßt hat, beweiſen die vielen Sagen, die man davon hat. Der *Italiener* glaubt an den böſen Blick, der *Ungar* an das Behexen, der *Böhme* an das Ueberſehen beim Eſſen, der *Deutſche* an das Kinderbeſehen, und faſt in allen Nationen des Morgen- und Abendlandes glaubt man an die Wirkung der Liebestränke," bemerkte Eduard.

„Mit den Liebestränken hat es auch eine eigene Bewandtniß," ſagte Franz, „ich ſelbſt z. B. kannte einen jungen Mann, welcher ein junges, übrigens ſehr liebenswürdiges Mädchen beinahe haßte, und ſpäter auf einmal die heftigſte Liebe für ſie empfand."

„Ich weiß noch eine andere Geſchichte davon," begann der Freiherr, „die ich vor Jahren in einer alten Chronik las, und die, da wenigſtens das Faktum wahr iſt, wirklich ein merkwürdiges Beiſpiel von der Veränderlichkeit des Menſchen abgiebt, wenn man anders an Zauberei nicht glauben will."

Die Nadel.

Vor einigen hundert Jahren lebte in Italien ein Graf Montageno, welcher Vater zweier Töchter war, die ſich durch ihre große Verſchiedenheit auszeichneten.

Blanka, die älteſte, war ein ſehr ſchönes Mädchen, hoch und ſchlank gewachſen, mit Zügen, die jedes Herz rühren mußten. Ihr Geiſt war eben ſo ſchön gebildet, wie ihr Körper, und ihr Herz das edelſte, ſanfteſte Herz von der Welt. Ihre jüngere Schweſter Guila war ein kleines zwerghaftes Geſchöpf, mit unangenehmen Zügen und einem nichts weniger als einnehmenden Betragen. Ohne Geiſt und Bildung war ſie keinesweges, aber da ſie ihre Anlagen nur benützte, um Andern zu ſchaden, ſo liebte ſie auch kein Menſch.

Die edelſten Jünglinge des Landes bewarben ſich um Blanka's Hand, während Guila von den Rittern und Edeln nur um ihres Vaters und um Blankas willen mit Aufmerkſamkeit behandelt wurde. Guila empfand das tief, und in ihrer Seele entſtand ein bitterer Haß gegen die ſchöne, allgemein geliebte Schweſter, den ſie aber künſtlich verbarg.

Blanka hatte ihr ſechzehntes, Guila ihr funfzehntes Jahr zurückgelegt, als ſich der Graf Cordoro, der ſchönſte Mann in ganz Sicilien, um Blanka bewarb. Seine Reichthümer, ſeine altadelige Geburt, und vor allen ſeine Tapferkeit und andere glänzende Vorzüge des

Geiſtes und der Perſon konnten ihn wohl anſpruchsvoll machen, aber der Graf war die Beſcheidenheit ſelbſt, und achtete es für ein unverdientes Glück, daß der Graf Montageno ſeine Bewerbungen nicht zurückwies und Blanka den Willen ihres Vaters freudig erfüllte.

Die Verlobung des jungen Paares wurde in aller Stille vollzogen, ſpäter ſollte ein glänzendes Feſt zu Ehren der Verlobten ſtatt finden, zu dem der Graf nur noch einige ſeiner Verwandten erwartete.

Sechshundert vier und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht fuhr der Freiherr fort:

Guila hatte der ſchönen Schweſter ſchon oft die reier beneidet, welche ſich um ſie drängten, doch keinen ehr, als den herrlichen Grafen Cordoro. Sein chönes Aeußere hatte einen tiefen Eindruck auf ſie her- ergebracht, und da ſie ihn nicht beſitzen konnte, gönnte e ihn auch der Schweſter nicht.

Lange ſann ſie hin und her, was ſie wohl zu thun habe, um das liebende Paar hinterliſtiger Weiſe auf ewig zu trennen. Endlich kam ihr ein Gedanke, den ſie feſt hielt, denn die Ausführung deſſelben ſchadete nicht nur ihrer Schweſter, ſondern nützte ſogar ihr ſelbſt.

Am äußerſten Ende des Fleckens, welcher zu dem Stammſchloſſe ihres Vaters gehörte, ſtand eine alte, verfallne Hütte, welche ſeit langen Zeiten von einer alten Frau bewohnt wurde, der man die Kenntniß von allerhand Zauberkünſten zuſchrieb.

Die älteſten Leute in der Gegend erinnerten ſich, dieſes alte Weib ſchon ſo geſehen zu haben, wie ſie jetzt ausſah, mit gekrümmtem Rücken, das gelbe Antlitz voller Runzeln, und ſchon ihr hohes Alter, ſo wie ihre ägyptiſche Abſtammung, gaben ihr einen großen Ruf.

Gräfin Guila beſchloß, die alte Sybille rufen zu laſſen; aber nach beſſerer Ueberlegung zog ſie es vor, die alte Hexe ſelbſt aufzuſuchen. In einen dunklen Mantel und in einen dichten Schleier gehüllt, ſchlich ſie mit Beginn der Nacht zu dem Weibe.

Nachdem ſie ihre Verlegenheit überwunden hatte, — denn bei aller Aermlichkeit des Anzuges hatte die alte, krummgebückte Sybille doch ein Paar ſtechende, ſchwarze, Reſpekt einflößende Augen, die Gräfin Guila imponirten, — entdeckte ſie ihr Alles, was in ihrem Innern vorging, und bat ſie um ihre Hülfe; auch vergaß ſie nicht, ihre Bitte mit einer reichen Börſe zu begleiten.

Die alte Frau hörte Guila ohne alle Verwundrung ganz ruhig an, endlich ſagte ſie ganz kalt: „Das Beſte wird ſeyn, wenn Ihr Euch entſchließt, es dem Grafen anzuthun, dann wird er ſich alsbald von Eurer Schweſter zu Euch wenden, Euch lieben bis an das Ende, und Ihr könnt glücklich ſeyn, ohne einen Mord zu begehen, höchſtens grämt ſich Eure Schweſter, und Liebesgram iſt Kleinigkeit.“

„Und was habe ich nöthig zu thun oder zu geben, wenn ich des Grafen Herz mir geneigt machen will?“ fragte Guila.

„Nichts, edle Gräfin, als die erſte Neumondsnacht zu mir zu kommen, und einige Tropfen Eures Herzblutes zu geben!“

„Das iſt leicht,“ entgegnete Guila, „ſeyd verſichert, Alte, daß ich nicht fehlen werde, und wird der Graf mein Gemahl, dann ſollt Ihr den reichſten Lohn empfahn.“

Die Gräfin hüllte ſich wieder in Schleier und Mantel und entfernte ſich.

Unbemerkt kam ſie im Schloſſe an, leiſe entkleidete ſie ſich und legte ſich zu Bette neben ihre ſchlummernde Kammerfrau. Sie ſelbſt vermochte nicht zu ſchlafen, Hoffnung, Freude, Ungeduld bewegten ihre Bruſt, ſtolz blickte ſie um ſich, in Gedanken ſchon die Gemahlin des reichen, ſchönen Grafen Cordoro.

Die erſte Nacht des Neumondes fiel gerade vor dem Tage, an welchem die öffentliche Verlobung ihrer Schweſter mit Cordoro ſtatt finden ſollte.

„Ha!“ rief ſie aus, „ſeine Verlobung wird Cordoro feiern, aber nicht mit Blanka, ſondern mit ſeiner angebeteten Guila.“

Sie bezeigte ſich von nun an äußerſt freundlich gegen Blanka, artig, aber zurückhaltend gegen den Grafen, und keine Seele im Schloſſe ahnete den Verrath, den ſie gegen Blanka im Schilde führte; ſogar der Graf, der ihr anfangs nicht wohl wollte, ſagte eines Tages — was ſie ohne ſein Wiſſen zufällig hörte — „Gräfin Guila bezeigt ſich jetzt ſo herzensgut, daß ſie verdiente, minder häßlich zu ſeyn!“

Guila lachte bei dieſen Worten höhniſch auf. „Bald,“ ſagte ſie, „werde ich es ſeyn, die Dir als die Schönſte der Erde erſcheint.“

Sechshundert fünf und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute erzählte der Freiherr weiter:

Die erſte Nacht im Neumonde brach herein, auf dem Schloſſe waren alle mit Vorbereitungen zu dem Feſte beſchäftiget, welches den morgenden Tag ſtattfinden ſollte; denn alle Verwandte des Grafen Montegano waren eingetroffen und noch viele benachbarte Edle, auch Freunde des Grafen Cordoro aus Sicilien.

Zur beſtimmten Stunde trat Guila in die Hütte der Zauberin, welche ſie ſchon erwartet hatte. Sie ließ ſich Guila's und des Grafen Taufnamen, ſo wie Beider Geburtsjahr, Tag und Stunde ſagen, dann hieß ſie Guila in einen Kreis treten und zog zwei Herzen aus Wachs geformt hervor. In das eine grub ſie des Grafen Taufnamen und Alter ein, dann forderte ſie Guila's glänzende, mit einem Brillant geſchmückte Nadel, und grub in das andere Herz Guila's Namen und Geburtsjahr, nebſt Tag und Stunde.

Alsdann ritzte ſie Guila leicht in den Arm und nahm einige Tropfen Blutes, welche ſie in das Wachsherz hineinfließen ließ, auf welchem des Grafen Name ſtand. Hierauf zündete ſie ein Feuer auf dem Herde an, und indem ſie die Wachsherzen zuſammen auf das Feuer legte, daß ſie mit einander zerfloſſen, ſagte ſie mit erhobener Stimme:

Bei'm Neumond, um die Mitternacht,
Wird ihm ein Opfer dargebracht.
Zwei Herzen waren ſie, Jedes allein,
Jetzt werden ſie ein Herz nur ſeyn!

Guila ſah den Flammen zu, wie ſie die Herzen verzehrten. Als ſie erloſchen waren, gab die Alte der Gräfin die Nadel zurück und ſprach: „Jetzt iſt der Zauder vollbracht, morgen um Mitternacht wird das Herz des Grafen ſich ändern und Euch in Liebe zugethan werden auf ewige Zeiten. Dieſe Nadel aber, mit der ich das Herz des Grafen verwundet, hebet wohl auf und traget allezeit bei Euch, hütet Euch aber, daß der Graf ſie jemals mit der Hand berühre, das rathe ich Euch!"

Guila nahm die Nadel, ſteckte ſie wieder in ihr Haar und ſprach, der Hexe abermals eine Börſe reichend: „Habt Dank und ſeyd verſichert, daß ich die Nadel ſtets bei mir tragen will und immer dafür ſorgen, daß des Grafen Hand nie die Nadel berühre."

Hierauf verließ die Gräfin die Hütte wieder, und kam eben ſo unbemerkt, wie das erſte Mal, nach dem Schloſſe.

Den andern Morgen verſammelten ſich die Gäſte um das Brautpaar im Ahnenſaale, wo ein köſtliches Frühſtück eingenommen wurde. Der Graf verwandte von Blanka kein Auge und war im Anſchauen der ſchönen Jungfrau ganz ſelig.

Nach dem Frühſtück wurde eine Luſtfahrt auf dem kleinen See im Parke gemacht, der Graf ſaß in der ſchönſten, mit Blumen geſchmückten Gondel neben ſeiner Blanka, zu deren Preiſe er Lieder ſang, die von allen Gäſten wiederholt wurden.

Blanka erröthete bei ſolchem Lobe, während Guila heimlich lächelte. Sie hatte ſich heute ganz einfach gekleidet, und ſchien gar keine Anſprüche auf die Aufmerkſamkeit der jungen Ritter zu machen.

Gegen Abend erſt, als es auf dem Waſſer zu kühl ward, begaben ſich die Gäſte in das Schloß in den Marmorſaal, wo ein auserleſenes Mahl ſie erwartete.

Oben an der Tafel ſaß der Graf mit Blanka, ihr zur Seite ſein Oheim, der Cardinal, ganz entzückt von der ſchönen Braut, neben dem Bräutigam eine alte, ſehr geehrte Edeldame der Umgegend, am Ende der Tafel ganz ſtill und unbemerkt hatte Guila Platz genommen.

Unter fröhlichem Geſchwätz verſtrichen die Stunden, ungeduldig blickte ſie unaufhörlich nach der Uhr, fragend: ob die erſehnte Stunde noch nicht ſchlagen würde. Da erhob der Graf Montegano ſich, ergriff das Glas und öffnete ſchon die Lippen, um den Grafen Cordoro und ſeine Blanka als Brautpaar zu erklären und ihnen ein Lebehoch darzubringen, da ſchlug die Glocke Zwölf.

In demſelben Augenblicke ſchlug wirklich die Glocke Zwölf, und der Freiherr ſtand auf, die Fortſetzung ſeiner Erzählung auf die nächſte Nacht anberaumend.

Sechshundert ſechs und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute erzählte Herr von Runſitten:

Während dem die Mitternachtsglocke auf Schloß Montageno ſchlug, veränderten ſich des Grafen Cordoro Mienen; er blickte ſtarr vor ſich hin, wie ein Geiſtesabweſender, und ſein ganzes Benehmen zeigte, daß er von der Rede des Grafen Montageno kein Wort gehört hatte.

Doch als der zwölfte Schlag verhallt war, und die Gäſte ihn und Blanka glückwünſchend umringten, ſprang er raſch auf, heftete ſeine funkelnden Augen auf Guila, und ſprach, ihr zu Füßen ſinkend: „Himmliſche, die ich ſo lange ſuchte und nirgends fand, Dir bin ich ergeben mit ewiger, unſäglicher Liebe; nur Deine Hand ſoll mich zum Altare leiten; auf meinen Knieen bitte ich Dich, und will nicht eher aufſtehen, bis Du mir ſagſt, daß Du mein ſeyn willſt!“

Erſtaunt traten die Gäſte zurück, Blanka ſank ohnmächtig in die Arme ihres Vaters, der Cardinal bemühte ſich, ſeinen Neffen von Guila fern zu halten, aber Cordoro blieb regungslos zu Guila's Füßen liegen, welche ſich ſehr beſtürzt ſtellte.

Endlich gelang es dem Cardinal, unter der Verſicherung, daß Guila die Seine werden ſolle, ſeinen Neffen zu entfernen. Alle hielten dieſes unerklärliche Verlangen des Grafen für eine Wirkung des Weines, nur Blanka war nicht zu beruhigen. Die Gäſte begaben ſich zeitig auf ihre Gemächer, und das glänzende Feſt endete ſehr traurig.

Am andern Morgen wiederholte Graf Cordoro ſeine Anwerbung um Guila auf das Feierlichſte; er wollte durchaus von Blanka nichts wiſſen, und was auch der Graf Montageno und der Cardinal thaten, ihn umzuſtimmen, er blieb feſt auf ſeinem Sinne.

Der Graf Montageno ſprach endlich: „Graf Cordoro, wenn ich Euch auch die Beſchimpfung verzeihe, die Ihr meiner älteſten Tochter zugefügt habt, und Euch das Wort zurückgebe, welches Ihr derſelben gabt, ſo werde ich doch niemals zugeben, daß meine jüngſte Tochter Eure Gemahlin werde, nachdem Ihr meiner ſanften Blanka das Herz gebrochen habt. Auch ſeyd Ihr ein ſo veränderlicher Menſch, daß auch Guila keine Minute auf Eure Treue bauen könnte.“

Statt über eine ſolche Rede aufgebracht zu ſeyn, bat der Graf Cordoro nur noch dringender um Guila's Hand, und ſchwur, ſie und ſich ſelbſt eher zu tödten, ehe er ihr entſagen würde.

Blanka hatte im Nebenzimmer Alles gehört, was geſprochen worden war. Würdevoll trat ſie ein, und indem ſie ihren Verlobungsring vom Finger ſtreifte und ihn dem Grafen darreichte, erklärte ſie: daß ſie feſt entſchloſſen ſey, in das Kloſter zu gehen und ſich die Vereinigung des Grafen mit Guila als die letzte Gunſt von ihrem Vater erbitte.

Der Graf Montageno, welcher fürchtete, daß nach der Beſchimpfung, welche Cordoro ſeiner Tochter angethan hatte, Blanka unvermählt bleiben würde, war mit dem Entſchluſſe ſeiner Tochter ſehr zufrieden, und weil er Guila als bösartig kannte, ſprach er, ſich zu dem Grafen wendend: „Ich bin ein alter Mann, der Euch nicht herausfordern kann für das Herzeleid, welches Ihr meiner Blanka zugefügt habt; aber Eurem Wunſche will ich nicht länger im Wege ſtehen, denn vielleicht findet Ihr in Erfüllung Eures liebſten Wunſches den Lohn, der Eurer Treuloſigkeit gebührt.“

Blanka entfernte ſich, Montageno ließ ſeine jüngſte Tochter rufen, und als dieſe in die Verbindung willigte, fügte er die Hände des Paares zuſammen und verlobte ſie.

Seine Blanka brachte er ſchon den nächſten Tag nach einem nahen Frauenkloſter.

Sechshundert ſieben und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Sobald der Graf Montageno wieder aus dem Kloſter zurückkam, und Cordoro von Guila's Gegenliebe feſt überzeugt war, verließ er das Schloß, um auf ſeinem Schloſſe alle Anſtalten zum glänzenden Empfange der von ihm ſo geliebten Guila zu treffen.

Gleich nachher ſollte die Vermählung vollzogen werden; aber der Graf erkrankte und zwar ſo heftig, daß ihn ſein Arzt für das ſichere Opfer des Todes erklärte.

Wochen und Monate vergingen, Blanka verweilte noch im Kloſter, der Graf Cordoro in ſeinem Krankenzimmer, Guila ungeduldig des Bräutigams harrend auf des Vaters Schloſſe. Mehrmals hatte ſie die Zauberin gebeten und beſchworen, ihren Bräutigam zu retten, aber jedesmal erwiederte dieſe achſelzuckend: „ſo weit reicht meine Macht nicht, Herr über Leben und Tod iſt nur ein Höherer.“

Endlich genas der Graf und eilte mit glühender Sehnſucht zu ſeiner Braut, die ihn mit erkünſtelter Schüchternheit empfing. Cordoro drang in Guila's Vater, die Vermählung zu beſchleunigen, und der Graf

Montageno beſtimmte den nächſten Sonntag zum Hochzeitstage.

Guila wollte glänzen, während Blanka in ſtillen Kloſtermauern noch immer den geliebten Ungetreuen beweinte. Sie drang in den Vater, einen großen Ball zu geben, und Montageno willigte ein, ſo unlieb ihm auch ſeit Blanka's Entfernung alles Feſtgepränge war.

In der ganzen Gegend wurde des Grafen ſeltſame Wahl beſprochen, und die Neugier verſammelte in den Sälen des Schloſſes, wie in den Hofräumen, vornehme Gäſte und zuſchauendes Volk in Menge.

Schon den Tag vor der Trauung herrſchte buntes Getümmel im Schloſſe, und die Damen ärgerten und wunderten ſich in's Geheim über die Prunkgewänder und den koſtbaren Schmuck, mit welchen der Graf Cordoro ſeine Braut verſchwenderiſch beſchenkt hatte, während die Männer es nicht begreifen konnten, wie ein Mann, wie Graf Cordoro, die unſchöne, hinterliſtige Guila der ſchönen, edlen Blanka hatte vorziehen können.

Den Abend vor dem Trauungstage fand der Ball ſtatt, und Guila ſchwebte in reichem Putze in Cordoro's Armen durch die Reihen, in ihren ſchwarzen Haarflechten blitzte die bekannte Nadel.

Der Graf Montageno hatte dem Volke das Zuſchauen erlaubt; es ſtand hinter Schranken an einer Seite des Saales, unter ihm das alte Weib, welche es durch ihre Künſte ſo weit gebracht hatte, daß der Graf Guila liebte.

Als Guila ſie erblickte, erfaßte ſie auf einmal ein Schauder, und ſich zum Grafen wendend, ſprach ſie ſchmeichelnd: „Ach mein Geliebter, ſorget doch dafür, daß jenes alte Weib dort weggewieſen werde; ihr Anblick iſt mir fürchterlich und bedeutet ſicher nichts Gutes.“

Cordoro gab den Befehl; die Alte wurde zum Weggehen genöthigt; aber ehe ſie den Saal verließ, öffnete ſie die Schranken, trat auf die Braut zu und ſagte höhniſch: „Sonſt ſuchtet Ihr mich, und meine kleine Hütte nahm Euch gaſtfrei auf; jetzt iſt in Euerm großen Schloſſe nicht Raum genug für ein armes, altes Weib, von welchem Dienſte anzunehmen die hochgeborne Gräfin Cordoro nicht zu ſtolz war. Ich gehe, werthe Braut, dankbares Gemüth, das mir reichen Lohn verſprach; aber eine Lehre gebe ich Euch noch umſonſt: bedenket, daß kein Menſch das Ende der Tage weiß, und vergeſſet niemals, daß Ihr am wenigſten es Eurer Schönheit und Güte zu danken habt, daß der Graf Eure Schweſter, die tauſendmal ſchöner iſt, um Euretwillen verſtieß.“

Damit hinkte die Alte zum Saale hinaus, Guila ſah ihr verſtimmt nach.

Sechshundert acht und vierzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Heute beſchloß der Graf ſeine Sage:

Die Worte der Alten hatten die Braut tief ergriffen, mehr als ſie es ſich ſelbſt geſtehen mochte. Eine unnennbare bange Ahnung ſchnürte ihr das Herz zu, und um dieſes ängſtliche Gefühl zu bekämpfen, tanzte ſie mit einer Haſt, die ſämmtlichen Gäſten auffiel.

Bei dieſem hitzigen Tanzen, das faſt einem Raſen glich, verlor Guila die Nadel, ohne es zu bemerken.

Ihr Bräutigam, welcher ſie nicht aus den Augen verlor, hatte es ſogleich geſehen und eilte, ſeiner Braut das Kleinod wiederzubringen. Doch kaum hatte er die Nadel in der Hand, als er ſie mit einem heftigen Schrei wegwarf, zu Guila hinſtürzte und ihr zurief, indem er ſie heftig bei'm Arme nahm und ſchüttelte: „Verruchte Hexe, Dich kenne ich, Du biſt es, die mich in einer Nacht gepeiniget hat, die mir das Herz durchbohrt hat. Jetzt kenne ich auch die Nadel. Bekenne, was haſt Du gethan, daß Du mich ſo weit gebracht haſt, daß ich den Engel, die holde Blanka, ſchmählich verſtieß, um Dich zum Altare zu führen?“

Alle Gäſte verſammelten ſich um den zürnenden

Grafen und um die erblaßte Guila. Der Graf Montageno beſaß noch ſo viel Geiſtesgegenwart, den Grafen und Guila mit ſich fortzuziehen in ein Nebenzimmer, wo ſie Alles bekannte.

Mit einem Herzen voll Reue, Schmerz und Liebe betrat Graf Cordoro am andern Tage, an der Seite des Grafen Montageno, das Kloſter, um Blanka's Vergebung zu erflehen und auf's Neue und mit erhöhter Liebe um ihre Hand zu bitten.

Der Vater ſprach ſelbſt für ihn, der noch immer in ihrem Herzen herrſchte. Der Zauber hatte auf ihn gewirkt, ſie hatte ihm nichts zu verzeihen und ſchloß ihn liebend in ihre Arme.

Guila mußte auf Befehl ihres Vaters den Schleier nehmen, Graf Cordoro ward Blanka's Gemahl, und niemals hat ſie es bereut, daß ſie den Schleier mit dem Trauringe vertauſchte. Cordoro trug ſofort ein Amulet, welches ihn gegen jeden böſen Zauber ſchützte.

Hier endete der Freiherr ſeine Erzählung, und Alma ſagte neckend: „Wenn ſolche Amulets wirklich die Treue der Ehemänner ſichern, ſo ſollte jede Braut in Zeiten darnach trachten, ein ſolches Amulet zu erhalten.“

„Das beſte Amulet iſt des Weibes Anmuth und Tugen,“ ſprach Eduard, Alma's Hand küſſend, „wo dieſe Vorzüge vereint ſind, kann kein böſer Zauber auf den Mann wirken.“

„Dieſe Geſchichte erinnert mich an viele ähnliche Begebenheiten, die ſich hier und da zugetragen haben," ſagte der Caplan, „beſonders aber an eine, die ich ſelbſt mit erlebt habe und nächſtens einmal mittheilen will."

Franz flüſterte Claudinen zu: „und ich bin feſt überzeugt, daß es einen natürlichen Zauber giebt, der uns bis an das Ende des Lebens in ſo ſüßen Banden hält, daß wir ihm ewige Dauer wünſchen."

Claudine erwiederte keine Sylbe, aber ſie entzog Franzen die Hand nicht, die er gefaßt hatte und mit Innigkeit an ſeine Lippen drückte.

Sechshundert neun und vierzigſte Nacht.

Mit einem Briefe von Küttner trat Eduard in den Saal; Alle ſetzten ſich im Kreiſe um ihn her; er las:

„Am Fuße der Tafelfichte, mein Theuerſter, habe ich jetzt mein Zelt aufgeſchlagen, in Flinsberg, einem freundlichen Badeorte, deſſen wohlthätiger Quell auch an mir ſchon ſeine Kraft bewährt hat. Einen Monat gedenke ich noch hier zu verweilen, dann aber will ich das Gebirge kennen lernen, den Kynaſt und die Koppe beſteigen, und bei der Gelegenheit eine Menge von Sagen ſammeln, an denen das an alten Burgen ſo reiche Schleſien nicht arm ſeyn kann. Zum Herbſte hoffe ich, mit verſchiedenen Arbeiten zu Ende gekommen zu ſeyn, und dann meine Reiſe nach Runſitten anzutreten, was ich ja niemals vergeſſen kann. Um auch mein Andenken wieder bei dieſen mir ſo theuern und geehrten Perſonen aufzufriſchen, ſende ich Ihnen eine Sage, oder richtiger ausgedrückt, eine Geſchichte mit, die man ſich hier allgemein erzählt, und die ich aus dem Munde des Jünglings ſelbſt habe, der das Abenteuer erlebt hat."

„Ich laſſe den jungen Menſchen, einen Bäckerlehrburſchen, ſelbſt ſprechen, ganz ſo einfach, wie er mit mir ſprach."

„Guter Herr," hob er an, „zwiſchen dem Städtchen Markliſſa und dem Dorfe Schwerta liegt ein Berg, der Zangenberg genannt, von dem ich früher gehört habe, daß eine Jungfrau in ihm wohnt. Bei dieſem Berge, an deſſen Fuße ein Bächlein läuft, über welches ein Steg führt, ging ich am erſten Weihnachtsfeiertage 1837, früh um Zwölf, ganz ruhig vorbei; da ſah ich ein Frauenzimmer mit einem ſchwarzen Schleppkleide und einer ſchwarzen Haube nach altdeutſchem Schnitte bekleidet, vor mir ſtehen. Durch den ſchwarzen Kreppſchleier ſtarrte ein todtenblaſſes, knöchernes Antlitz mich an, vor dem ich mich entſetzte. Als ich näher kam, winkte ſie mir, und als ich zögernd ſtehen blieb, rief ſie mir zu: „Komme näher, gehe mit mir, erlöſe mich, es ſoll Dein Glück ſeyn!"

Da ſagte ich erſchrocken: „geh' nur, geh, ich bin ein guter Junge, und Du biſt ein gutes Frauenzimmer!“ und raſch ging ich an ihr vorüber nach Hauſe, ſie aber verſchwand. Dies jedoch, mein guter Herr, können Sie mir glauben, daß ich um keinen Preis wieder bei dem Zangenberge vorbei gehe.

Nach nähern Erkundigungen erfuhr ich, daß der Jüngling weder phantaſiereich noch lügenhaft iſt, und daß er überall Wort für Wort erzählt hat, was ich von ihm erfuhr. Was ſagen Sie dazu, werther Freund?“

„Ein ſeltſames Abenteuer,“ unterbrach die Freifrau den Vorleſer, „und ich möchte wohl ſelbſt den jungen Menſchen ſprechen, oder was ich noch lieber wünſchte, ſo eine Erſcheinung haben.“

Der Freiherr lächelte und ſprach: „ja ich weiß es, ſelbſt die gebildetſten und vernünftigſten Frauen haben mehr den Hang übernatürliche Dinge zu ſehen, als wir Männer, die wir ſo gern alles Uebernatürliche abläugnen.“

Sechshundert und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Küttner's Mittheilung,“ ſagte heute Marie, „hat mich wie mit einem Zauberſchlage in meine Kindheit zurück verſetzt, in die große Kinderſtube, wo ich mit andern Kindern an der Seite der Frau Kloß ſaß und Mährchen und Sagen hörte."

„War Eins von uns unartig, ſo drohte ſie uns mit der Erſcheinung der Zangenjungfer, und alle ſchwarz oder weiß gekleideten Frauen, welche die andern Kinder auf freiem Felde ſahen und nich kannten, wurden von uns Kindern für die Zangenjungfer gehalten."

„Als ich eines Tages die Frau Kloß fragte: „aber wer iſt denn die Zangenjungfer?" erwiederte ſie: „mein Kind, was ich Dir jetzt erzählen werde, weiß ich von meinem ſeligen Großvater, welcher vor fünf und zwanzig Jahren die Zangenjungfer ſelbſt geſehen hat, im ſchwarzen Gewande mit einer altdeutſchen Haube und einem ſchwarzen Kreppſchleier. Auch ihm hat ſie gewinkt, aber er iſt ihr nicht gefolgt, denn er war ein frommer Mann, und mochte von dem böſen Weſen nichts wiſſen."

Vor undenklichen Zeiten iſt ein Graf aus Italien gekommen, mit einem hübſchen Töchterlein und zahlreicher Dienerſchaft, der hat in kurzer Zeit auf den Zangenberg ein ſchönes Schloß bauen laſſen, und daſelbſt herrlich und prächtig gelebt. Von der Pracht auf dem Zangenberger Schloſſe ſprach man weit und breit, und ſelten zog ein Reiſender dieſe Straße, ohne das Zangenberger Schloß beſucht zu haben.

Als das Fräulein herangewachſen war, zog ihre Schönheit manchen Ritter an, der ſich um ihre Hand bewarb, aber Jeder zog mit einem Körbchen heim und ward nicht mehr geſehen. Daß die Ritter, welche das Schloß beſucht hatten, nachher nicht wieder erblickt wurden, fiel endlich doch den Leuten in der Gegend auf, aber Keiner getraute ſich, näher zu unterſuchen, wo und auf welche Art die Reiſenden verſchwunden waren.

Die Wahrheit war: daß die Ritter von der Tochter des Grafen angelockt, und von dieſem heimlich ermordet und beraubt wurden,

Zwei Jahre hatte der Graf mit Wiſſen ſeiner Tochter alſo geſündiget, da fand man ihn eines Tages todt im Prunkgemache, roth und blau im Geſichte, das Antlitz auf den Rücken gedreht. Neben ihm lag ſeine Tochter ſtarr und ſteif.

Als nun den andern Tag Leute aus dem Thale kamen, die Leichen zu betrachten, war das Schloß verſchwunden, und weder von den Verſtorbenen noch von der Dienerſchaft eine Spur. Ein Mann, welcher in der Nacht bei dem Berge vorbeigegangen war, hatte einen ſtarken Knall gehört, und beim Scheine des Vollmondes das Schloß in den Berg verſinken ſehen.

Sechshundert ein und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Lange Zeit ſprach man in der Gegend von dem Zangenberger Grafen und dem verſunkenem Schloſſe, bis andere Gegenſtände dieſe Begebenheit aus dem Gedächtniß der Leute verdrängten. Die Alten ſtarben, die Jungen hatten das Schloß nicht geſehen, und nur hier und da ſagte Einer: „mein Großvater hat in ſeiner Jugend auf dem Zangenberge ein großes Schloß geſehen.“

Hundert Jahre mochten verſtrichen ſeyn, als ſich unweit des Berges eine ſchwarz gekleidete Jungfrau ſehen ließ, welche Mehreren winkte, ihr zu folgen, aber Keiner ging mit ihr, und die Jungfrau ließ ſich nicht mehr blicken; die Leute aber ſagten: die ſchwarzgekleidete Jungfrau mit dem blaſſen Todtenantlitz war Niemand anders, als die Zangenjungfer, welche erlöſet werden will.

Wieder hundert Jahre verſtrichen, da ging eines Tages ein Landmann beim Zangenberge vorüber, und als er zu dem Stege, der über den Bach führt, kam, ſah er eine altmodiſch gekleidete Jungfrau im weißen Gewande da ſtehen und Wäſche ſpülen.

Sie winkte ihm und als der Mann näher kam, ſagte ſie mit ſanfter Stimme: „folge mir, erlöſe mich!“ — Aber dem Manne kam ein Grauen an und er eilte ſchnell davon.

Von der Arbeit des Tages müde, ſchlief der Mann zeitig und feſt ein, da faßte ihn um Mitternacht eine kalte Hand, er erwachte und ſah die Zangenjungfrau vor ſich ſtehen, welche ihm winkte und flehend die Hände zu ihm aufhob.

Da ſchlug der Mann ein Kreuz und die Jungfrau verſchwand.

Den andern Tag ging er zu dem Geiſtlichen, und erzählte ihm, was er geſehen und gehört und bat um ſeinen Rath, und der Geiſtliche meinte: es ſey am Beſten, die Zangenjungfrau ganz zu vergeſſen, komme ſie aber noch einmal bittend zu ihm, ſo ſolle er ſie fragen, was ſie eigentlich begehre, und ſey es nichts Uebles, ſo ſolle er ihr Verlangen erfüllen.

Der Landmann fand den Rath ſeines Herrn Beichtvaters gut, und verſprach, ihn zu befolgen.

Hier brach Marie ab, die Fortſetzung auf morgen Nacht verſchiebend.

Sechshundert zwei und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Wirklich ſah ſchon den nächſten Tag der Mann die Jungfrau auf ſeinem Wege nach Markliſſa wieder, und als ſie ihm winkte und vor ihm ſtehen blieb, verweilte er auch, und fragte: „was begehrſt Du von mir und was kann ich für Dich thun?“

Sie erwiederte: „ich bin das Fräulein vom Zangenberge, und verwünſchet, hier in dem Innern des Berges ruhelos umher zu wandeln, bis mich ein Menſch, der keine böſe That begangen hat, erlöſet. Aller hundert Jahre darf ich auf Erden erſcheinen und gute Menſchen anflehen, mich zu erlöſen, aber nur ſieben Tage ſind mein, und wenn ich den ſiebenten Tag nicht erlöſet bin, muß ich wieder hundert Jahre im Innern des Berges ſchmachten.“

„Und was ſoll ich thun, um Dich zu erlöſen?“ fragte der Landmann.

„Du haſt nichts zu thun, als mir zu folgen,“ erwiederte die Jungfrau, „und alles unrecht erworbene Geld, was Du ſehen wirſt, wegzunehmen; die Hälfte davon verwende zu Meſſen für meine Seele, die andre Hälfte behalte Dir. Zweierlei aber beobachte wohl: Du darfſt, ſo wie Du Dich im Berge befindeſt, kein Wort ſprechen, und von dem Gelde, was Du wirſt liegen ſehen, darfſt Du auch nicht die kleinſte Münze liegen laſſen, willſt Du nicht Alles verlieren.“

Der Landmann erklärte, daß er bereit ſey, ihr zu folgen, und Alles für ihre Erlöſung zu thun.

Hierauf ging die Jungfrau von ihm gefolgt über den Steg, ſie ſchlug dreimal in die Hände, und der Mann folgte ihr durch einen hohen, dunklen, wohl eine Stunde langen Gang. Am Ausgange des Ganges ſah er eine große Rotunde, welche durch eine Ampel erhellt wurde.

Vor der Rotunde lagen zwei große ſchwarze Hunde, und in der Rotunde ſtand eine große Tafel, an welcher mehrere ſchwarz gekleidete Ritter ſaßen. Auf der Tafel lag ein großer Haufen von Gold- und Silbermünzen.

Die Jungfrau winkte dem Manne, welcher herzhaft auf die Tafel zuging, und ſo viel Geld wegnahm, als ſeine Taſchen und ſein Hut faſſen konnte.

Hierauf wandte er ſich um, ohne zu bemerken, daß er noch einige Goldſtücke hatte liegen laſſen. Mit ſchnellen Schritten verließ er die Rotunde und den Gang, und kaum befand er ſich im Freien, als ſich die Thüre hinter ihm mit einem Knalle ſchloß.

Als er ſeine Taſchen durchſuchte, fand er nichts, die Zargenjungfrau iſt ihm aber nicht wieder erſchienen, und es ward lange Zeit nichts von ihr geſehen und gehört.

„Heute nichts mehr davon," fugte Marie hinzu, „was ſich weiter mit ihr begeben, erzähle ich morgen Nacht; aber das kann ich verſichern, daß in jener Gegend noch eben ſo viele Leute an dieſes Abenteuer glauben, als Perſonen von dem Daſeyn des Rübezahls überzeugt ſind."

Sechshundert drei und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Marie erzählte heute:

Der Landmann, dem die Zangenjungfrau erſchienen war, hatte das Glück, ein ungewöhnlich hohes Alter zu erreichen. Hundert Jahre und darüber waren an ihm vorüber gezogen, ſie hatten wenig Spuren in ſein freundliches Antlitz geſchrieben. Noch war ſein Auge hell, ſein Ohr vernahm den leiſeſten Schall, und mit ſeltener Treue bewahrte ſein Gedächtniß die Begebenheiten ſeines Lebens auf. In der ganzen Gegend war er geehrt, und des Abends verſammelte ſich die Jugend des Dorfes Schwerta um ihn, ſeine Mährchen und Sagen, und andre Begebenheiten mit anzuhören, die er mit vieler Lebendigkeit vortrug. Obgleich er alt war, ſo ſchalt er doch nicht auf das frohe Treiben der Jugend, ſondern er liebte ſie, und war der geheime Vertraute aller Liebesabenteuer, welche die jungen Burſchen beſtanden, und wußte um alle verborgene Sehnſucht der hübſchen Dirnen.

Unter dem jungen Volke hatte er zwei Lieblinge, der eine war der zwanzigjährige Ignatz, ein hoch aufgeſchoſſener Jüngling, mit blitzenden, braunen Augen, und einem von holder Wehmuth beſchattetem Antlitze. Ignatz war der geſchickteſte Weber in der ganzen Gegend, zugleich aber auch der beſte Schütz, der gewandteſte Reiter, und ein Schwimmer und Kletterer, der ſeines Gleichen ſuchte.

Früher war Ignatz ein fröhlicher, glücklicher Menſch, ſeit einigen Monden aber ging er ſeufzend umher, und kein Scherz kam mehr über ſeine Lippen; das bekümmerte den Greis, und er lauerte auf eine Gelegenheit, ihn zu fragen, was ihn quälte.

Des alten Mannes zweiter Liebling war Veronika, die Tochter des reichſten Bauers in der Umgegend, deren ausgezeichnete Schönheit ſo oft beſprochen wurde, wie der Geiz und die Hoffarth ihres Vaters. Veronika war das ſanfteſte, holdeſte Mädchen, was der Greis in ſeinem Leben geſehen hatte, ſein ſeliges Weib ausgenommen, welches ſchon ſeit achtzig Jahren in der Erde ruhte, und noch täglich von ihm beweint wurde.

Der Alte hatte es längſt bemerkt, daß Ignatz und

Veronika einander liebten und ergeben waren für das ganze Leben; aber er, der ſein Herz jung erhalten hatte, bedachte nicht, daß Geiz und Eigennutz zwei gute fromme Menſchen für dies Leben trennen könnte.

„Ignatz, mein Sohn, was fehlt Dir,“ redete der Greis eines Abends den Jüngling an, „irgend ein Leid bedrückt Dein Herz, und kann ich Dir auch nicht helfen, ſo kann ich Dir doch rathen!“

„Ach, mein Vater!“ verſetzte Ignatz, „mir fehlt viel und wenig, nichts als Geld! Ich, der ich das Geld ſtets nur für ein nothwendiges Uebel anſah, muß jetzt zu Gott um Reichthum bitten, ſoll anders Veronika die Meine werden!“

„Steht es ſo mit Dir, mein junger Freund, dann kann ich Dir freilich nicht helfen,“ ſagte theilnehmend der Greis, „aber deßhalb laſſe den Muth nicht ſinken, nichts iſt leichter zu verlieren, als Geld, und wenn man es recht betrachtet, iſt es auch leicht zu gewinnen, ſelbſt auf die ehrlichſte Weiſe, man geht nur oft an ſeinem Glücke vorüber, wie z. B. ich, im Zangenberge.“

Ignatz hatte das Abenteuer, was dem Greiſe im Zangenberge begegnet war, ſchon vielmals von ihm erzählen hören, ohne beſonders darüber nachzudenken. Diesmal fielen des Greiſes Worte wie Zunder in ſein Innerſtes, und gedankenvoll entfernte er ſich unter einem leichten Vorwande.

Sechshundert vier und funfzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Tag und Nacht dachte von nun an Ignatz an den Zangenberg und an die verwünſchte Jungfrau, oft ſahen ihn die Leute ſinnend vor dem Berge ſtehen, und ihn ſeufzend weiter gehn. Bei ſeinen Arbeiten zeigte er ſich jetzt träumeriſch und träge, und Veronika drang vergebens in ihn, ihr zu entdecken, was in ihm vorgehe.

Da kam des Greiſes hundert und drei und zwanzigſter Geburtstag heran, Ignatz erinnerte ſich, daß derſelbe drei und zwanzig Jahre alt geweſen war, als ihm die Jungfrau erſchienen war.

Seitdem waren alſo hundert Jahre verſtrichen, und ſie mußte ſich wieder zeigen. Er klagte ſeinem Meiſter, daß er ſich nicht wohl befinde, und deßhalb eine Zeitlang ausſetzen wolle zu arbeiten, und der Meiſter, welcher dem fleißigen Burſchen gewogen war, war ſehr damit zufrieden, denn auch er hatte Ignatz ſchon wegen ſeines ſtillen, gedankenvollen Umherſchleichens für krank gehalten,

Kaum hatte Ignatz den Meiſter verlaſſen, als er zu dem Zangenberge eilte, und daſelbſt Stundenlang ſaß.

Nach dreien Tagen erblickte er wirklich eine ſchwarz gekleidete Jungfrau, ganz ſo von Geſtalt und Zügen, wie ſie ihm der Greis beſchrieben hatte. Sie winkte ihm, und er ging raſch auf ſie zu. Eben wollte ſie ſprechen, als ein Trupp Reiſender des Weges daher kam, ſie legte den Knochenfinger auf den Mund und verſchwand.

Dennoch war Ignatz ſehr froh, denn nun zweifelte er keinen Augenblick mehr daran, daß ſie ihm wieder erſcheinen würde. Eilends ging er zu ſeinem alten Freunde, und vertraute ihm, was er geſehen hatte.

„Sey nicht unbedacht!“ warnte der Greis, „ſuche ſie nicht zu eifrig und begieb Dich nicht in Gefahr; vor Allem aber gieb Dich nicht vorſchnell der Hoffnung auf Reichthum hin, Du könnteſt mit leeren Taſchen zurückkommen, wie ich.“

Ignatz aber war voll Hoffnung und Fröhlichkeit, umarmte den Greis, machte Freudenſprünge und pries ſich glücklich auf Lebenszeit.

Noch ſprachen ſie mit einander, als Veronika zur Hütte des Greiſes kam, um ihm, was ſie oft that, ein ihrem Munde abgedarbtes Labſal zu bringen.

Auch der Geliebten vertraute Ignatz ſein Vorhaben, welche ihm bänglich zuhörte und davon abzuhalten ſuchte. Doch er tröſtete ſie, ſprach ihr Muth ein, malte ihr die glücklichſte Zukunft vor, und ſtimmte durch ſeine Fröhlichkeit auch Veronika heiter.

Arm in Arm ging das hoffende Pärchen aus der Hütte des Alten nach dem Zangenberge zu. Unweit des Berges nahmen ſie Abſchied von einander, noch einmal ſchloß Ignatz ſeine Veronika in die Arme, dann bat er ſie zurückzugehen, denn ſchon zeigte ſich von ferne die Zangenjungfrau mit dem wehenden Schleier.

Veronika ſah ihn noch einmal nach und ging dann auf ihre Heimath zu.

Ignatz folgte der Zangenjungfrau hinein in den Berg und ward nicht mehr geſehen. Veronika, die mit Sehnſucht auf ihn geharrt hatte, ſtarb in wenig Tagen vor Gram. Auch der Greis ging zur Ruhe ein, und neben den hundertjährigen Mann ward das ſechzehnjährige Mädchen begraben.

Die Zangenjungfrau iſt ſeitdem nicht wieder erſchienen.

Sechshundert fünf und funfzigſte Nacht.

Vergebens hoffte Eduard noch immer auf Antwort von ſeinem Freunde, er beſchloß deßhalb, einen andern Weg einzuſchlagen, um ſein Ziel zu erreichen.

In ſtillen Nächten, wenn er ſeiner Alma gute Nacht geſagt und den Saal verlaſſen hatte, ſchrieb er die Geſchichte des Freiherrn unter anderm Namen auf, um ſie in ein weit verbreitetes Blatt zu ſenden.

Sie folgt hier ohne Unterbrechung, wie er ſie mehrere Nächte hintereinander ſchrieb.

Die Freunde.

Vorwort.

Dieſe Geſchichte iſt buchſtäblich wahr, nur die Namen der darin vorkommenden Perſonen ſind verwechſelt. Lebt vielleicht der Freiherr von Eugenheim noch, oder Einer ſeiner Nachkommen, und fallen dieſe Blätter in ſeine Hände, ſo bedenke er: daß ein braver, edeldenkender Mann ſeinen unſeligen Irrthum noch immer bitter bereut, und komme zu ihm, ihm Friede und Verſöhnung zu bringen.

Auf einem hohen, alterthümlichen Schloſſe ward Eduard, Freiherr von R—, geboren, der Abgott ſeiner Aeltern, der letzte Zweig der Hauptlinie eines alten berühmten Stammes. Mit der zärtlichſten Sorgfalt ward er von edlen, vortrefflichen, aber bis zur Ueberſpannung adelſtolzen Aeltern erzogen. Mit ihm zugleich ſein Vetter Robert, Freiherr von R—, und das Mündel ſeines Vaters, Graf Wolf. Eduard von R— liebte ſeinen Vetter nicht, vielleicht, weil ihre Charaktere zu verſchieden waren, aber er wollte ihm als Verwandten wohl! und ſtand mit ihm im beſten Vernehmen. Dagegen umfaßte er den ſchwärmeriſchen, tief empfindenden Grafen Wolf mit leidenſchaftlicher Freundſchaft, und ſeine warme Neigung ward eben ſo innig erwiedert.

Der alte Freiherr von R— war ein durchaus praktiſcher, aller Schwärmerei abholder Mann, ſeine Gemahlin theilte ſeine Anſichten aus blindem Gehorſam gegen ihren Herrn, wie ſie den Freiherrn nannte, Robert von R— war ein fröhlicher, kluger, proſaiſcher Menſch, und ſo neigte ſich Eduard einzig zu dem, von dem er ſich verſtanden ſah, zu dem Grafen Wolf.

Auch Wolf, ſo ſehr er ſeinen Vormund liebte, fühlte ſich in ſeinem Hauſe beengt, weil er von ſeinen liebſten Neigungen nicht ſprechen durfte, darum ward Eduard ſein Vertrauter, und ſo erſchloſſen ſie gegenſeitig einander ihre Herzen, und wurden Freunde bis in den Tod.

Der melancholiſchere Eduard würde für ſeinen Wolf tauſend Leben hingegeben, der heitere Wolf für ſeinen Eduard hundert Jahre gelebt haben. Sie konnten nicht ohne einander ſeyn, und wurden in der ganzen Gegend ſtets die Unzertrennlichen oder die Freunde genannt.

Brach irgendwo Feuer aus, ſo waren die Freunde die Erſten unter den Rettenden, war irgend ein Menſch verunglückt, ſo eilten die Unzertrennlichen herbei, ihm beizuſtehen, nie ſah man einen allein, immer gingen ſie zuſammen und trugen Kleider von gleicher Farbe und gleichem Schnitte.

Robert ſah dieſe Freundſchaft ohne Neid, weil er ſich einen ſolchen Freund nicht wünſchte, und die Aeltern Eduard's hatten innige Freude an Wolf's und Eduard's Freundſchaft, denn ſchon die Väter hatten einander geliebt bis zum Grabe.

Sechshundert ſechs und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der Lebensgeſchichte des Freiherrn.)

Die Jünglinge hatten ihr zwanzigſtes Jahr erreicht, Robert übernahm ſein väterliches Gut, Wolf und Eduard gingen von ihrem Hofmeiſter begleitet auf Reiſen.

Sie nahmen ihren Weg zuerſt nach Sachſen, wo ſie ſich längere Zeit aufzuhalten gedachten.

Wolfen feſſelte in Dresden verzüglich die Gemäldegallerie, er malte mit mehr als mittelmäßiger Fertigkeit, und hauchte allen ſeinen Gemälden ſeinen eigenen liebenswürdigen Geiſt ein. Ein kleines Bild, der Kopf eines jungen Mädchens, ſprach ihn ſo an, daß er anfing, ihn zu copiren. Wirklich lag in den Zügen dieſes Geſichtes ein eigener, rührender Reiz, und auch Eduard vermochte ſeine Augen nicht von dem ſüßen Bilde abzuwenden.

Täglich beſuchte er ſeinen Freund auf der Gallerie, und freute ſich, daß Wolfen die Copie ſo gelang, ja daß ſich das Bild unter ſeinem Pinſel noch verſchönte, denn auch dieſem Kopf gab Wolf noch den liebenswürdigen Hauch, welchen er über jedes ſeiner Gemälde verbreitete. Eines Tages, als die Freunde wieder auf der Gemäldegallerie waren, gewahrten ſie unweit von Wolfs Platze, eine neue Staffelei, ein Rahmen mit noch ganz unberührter Leinwand ſtand auf demſelben, auf dem Stuhle lag ein einfaches Frauentuch und ein Regenſchirm.

„Eine Dame wird hier malen, wie es ſcheint, ich bin doch auf die Nachbarſchaft begierig!“ ſagte Wolf leiſe zu Eduard, welcher ihm gleichgültig erwiederte: „ich glaube, mein Freund, daß dieſe Dame Dir weniger gefährlich ſeyn wird, als das liebenswürdige Bild es für Dich iſt, das ſchwerlich ein Gott beleben wird, wie es dem glücklichen Bildhauer geſchah.“

Wolf lächelte und malte eifrig weiter. Eduard ſtand bei ihm, auf die Lehne des Stuhles geſtützt, im Anſchauen des Bildes verſunken. Leichte Tritte wurden hörbar, die Staffelei neben Wolf wurde gerückt, ein ältlicher Mann brachte ein Gemälde und ſtellte es auf, die Freunde blickten nicht einmal nach der Stelle hin, wo der Maler oder die Malerin ſaß.

Sechshundert ſieben und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der Lebensgeſchichte des Freiherrn.)

Endlich ſahen Beide zu gleicher Zeit auf, ſie gewahrten kaum funfzehn Schritte von ſich eine Frau in einfacher, weißer Kleidung, welche den Kopf auf die Leinwand gebückt, eifrig malte. Ihre Geſtalt, die bis an den Hals und an die Fingerſpitzen verhüllt war, war eben ſo edel als zierlich, ihr Antlitz konnten die Freunde nicht ſehen, wohl aber ihre ſchönen, braunen Locken, welche unter dem feinen, weißen Häubchen hervorquollen, und die kleine, weiße Hand, welche den Pinſel gar eifrig führte. Die Freunde bereuten ihre frühere Unaufmerkſamkeit, weder der Eine noch der Andre verwandten mehr den Blick von ihr, und wünſchten ſehnlich die Stunde herbei, zu welcher die Gallerie geſchloſſen wurde.

Aber auch dann gelang es ihnen nicht, ihr Antlitz zu ſehen, ſie zögerte ſo lange mit dem Aufſtehen, daß Wolf und Eduard ſich anſtandshalber entfernen mußten.

Am nächſten Morgen ſtanden Wolf und Eduard ſchon vor der Thüre der Gallerie, als dieſe noch gar nicht geöffnet war. Wie ſehnlich harrten ſie auf die junge, unbekannte Malerin. Endlich erſchien ſie, lieblich in ſich geſchmiegt, hold erröthend. Die Freunde

grüßten ſie ehrerbietig, ſie dankte mit Grazie,
verlegen. Sodann ging ſie an ihre Arbeit und hob
Blick nicht empor.

Beide Freunde fanden zwiſchen der jungen Male
und Wolf's Kopfe die auffallendſte Aehnlichkeit, d
beſtand dieſe Aehnlichkeit mehr in dem Charakter,
in der Form des Geſichtes, auch war das Colorit g
verſchieden. Der Kopf hatte ein warmes, dunk
Colorit, die Malerin das zarteſte, was man ſich de
ken kann. Sie entfernte ſich diesmal zeitiger; Wolf
trachtete das von ihr angefangene Gemälde mit Ke
neraugen, Eduard nahm heimlich die Nelke zu ſi
die ſie auf ihrem Platze liegen laſſen. Eduard w
nicht ohne Talent zum Zeichnen und Malen, ja er b
ſaß mehr Leichtigkeit und Erfindungsgabe, als Wol
aber ſein regſamer Geiſt ließ ihn nicht lange bei mecha
niſchen Arbeiten verweilen, und um ein guter Zeichne
und Maler zu ſeyn, iſt neben Geiſt und Talent mecha
niſche Fertigkeit auch durchaus nöthig.

Jetzt auf einmal erwachte lebendiger, als je, di
Neigung zur Malerei in ihm. Mit großem Eife
ſpannte er Leinwand auf, machte er die nöthigen Vor
bereitungen, und bat um die Erlaubniß, ein Gemälde,
was ihn anzog und nicht zu den ſchwierigſten gehörte,
zu copiren. Er ſtellte ſeine Staffelei neben die Staf-
felei ſeines Freundes auf, und fing an mit Eifer und
Luſt an dem Gemälde zu arbeiten.

Lange dauerte freilich dieſer Fleiß nicht, denn ſobald die Malerin erſchien, weilten ſeine Augen mehr auf ihrer kleinen Hand, als auf ſeinem Gemälde, während Wolf, ſo ſehr er von ihr eingenommen war, mit Eifer fortarbeitete.

Sechshundert acht und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der Lebensgeſchichte des Ritters.)

Eduard ſprach gar nicht mit Wolf von der Malerin, und doch gedachte er ihrer immerfort. Sie war ihm ein ſo erhabenes Weſen, daß er es für Entheiligung gehalten haben würde, ſelbſt zu den beſten und edelſten Menſchen von ihr zu ſprechen. Dennoch wußte er ihren Namen und ihre Verhältniſſe zu erfahren, die ihn, den Anſichten ſeiner Aeltern nach, für dieſes Leben von ihr trennten.

Der Name der Malerin war Charitas Stille, ihr Vater war ein Mann von vielſeitiger Bildung, ihre Mutter eine eben ſo edle, als geiſtvolle Frau. Beide Aeltern ſtimmten in ihren Anſichten über Erziehung vollkommen überein, und waren ganz dazu geſchaffen, die herrlichen Anlagen ihrer Tochter zu entwickeln. Der

Vater unterrichtete ſie in Sprachen und in der Muſik, die Mutter in weiblichen Arbeiten und im Zeichnen, und da ſie zur Zeichnenkunſt beſondere Neigung und Anlage hatte, hielt der Vater ihr die beſten Lehrer, als der Unterricht der Mutter nicht mehr für Charitas ausreichte.

Unglücksfälle, eben ſo überraſchend als unverſchuldet, raubten ihrem Vater faſt ſein ganzes Vermögen, und Charitas fühlte die Verpflichtung, ihre Talente nun auch zum Gelderwerbe zu benutzen.

Sie gehörte zu den ächt weiblichen Geiſtern, welche wenig Fähigkeit zum Schaffen und Erfinden, aber die Gabe: Fremdes in ſich aufzunehmen, ſich anzueignen und zu pflegen, im hohen Grade beſitzen. Deßhalb hatten auch ihre Copieen das Verdienſt, dem Original auf das Treueſte zu gleichen, und ihre Ausführung war ſo fein und ſauber, daß ſie in kurzer Zeit einen Ruf hatte.

Mit ununterbrochenem Fleiße copierte ſie den Sommer über auf der Gallerie, während ſie im Winter Blumenſtücke und Stillleben malte.

Niemand kannte ſie perſönlich näher, ſo bekannt ſie auch als Malerin war. Nirgends ſah man ſie, als auf der Gallerie und in der Kirche. In ihrem ganzen Weſen lag eine ſtille Würde, welche die Männer fern hielt, ſo ſehr ſie auch von ihrer anmuthigen Erſcheinung angezogen wurden.

Auch Graf Wolf wagte es nicht, ſie anzureden, ſo gern er immer mit ihr über Kunſt geſprochen hätte, Eduard wagte es noch weniger.

Die Freunde begrüßten ſie jeden Morgen ehrerbietig, wenn ſie ging und kam, ſie dankte erröthend, keins ſprach ein Wort, und doch erfaßte Eduard die bängſte Beſorgniß, wenn Charitas eine Stunde ſpäter kam, und ſie blickte ſich verſtohlen um, wenn Eduard einen Tag fehlte.

Endlich wagte er es, jeden Morgen, ehe ſie kam, einen Strauß von ſeltenen Blumen auf ihre Staffelei zu legen. Das Erſtemal ſah ſie den Strauß verwundert an, aber ſie nahm ihn doch mit ſich, als ſie ging, und nach und nach begrüßte ſie jeden Morgen den Strauß mit leuchtenden Augen.

Auf die Blumenſprache ſchien Eduard ſich zu verſtehen, ſonſt hätte er ſchwerlich ſich ſo eifrig bemüht, in jeden Straus eine Roſe zu binden, und ſie war jedenfalls nicht unbewandert darin. Eines Morgens, als Eduard, wie gewöhnlich einen friſchen Straus auf Charitas Staffelei legen wollte, war die Staffelei verſchwunden, auf dem Stuhle, den ſie ſonſt einzunehmen pflegte, lag ein Straus von verwelkten Vergißmeinnicht. Eduard nahm ihn an ſich, es war der Abſchiedsgruß von Charitas.

Sechshundert neun und funfzigſte Nacht.

Dieſe Nacht erzählte Reiner:

Peter Pommering.

In der Stadt Flensburg, vier Meilen von Schleswig, lebte vor mehreren hundert Jahren ein gar böſer Mann, der hieß Peter Pommering und war der Sohn wenig geachteter Eltern. Er hatte aber einen liſtigen Kopf und war fleißig, wo es darauf ankam, für ſeinen Vortheil zu arbeiten; ſo lernte er denn Mancherlei und brachte es mit der Zeit bis zum erſten Bürgermeiſter von Flensburg, was damals nichts Geringes war; denn Flensburg iſt eine ſeine Stadt und treibt bedeutenden Handel und Schifffahrt.

Es läßt ſich aber denken, daß Peter Pommering ſeine hohe Würde nicht ohne mancherlei Praktiken und Kniffe erlanget, und die alten Chroniken der Stadt Flensburg wiſſen viel und mancherlei davon zu erzählen.

Wie dem aber auch ſey, ſo iſt es gewiß, daß, ſobald Peter Pommering Bürgermeiſter von Flensburg war, er ſich gar ungeberdig anſtellte und bald weit und breit für einen Erztyrannen galt. Seine erſte Handlung war, daß er einen neuen Gefängnißthurm baute, dicht bei dem Rathhauſe, auf dem Dingplatze, am Graben, und dabei ſchwur er, daß das Bild deßjenigen, welcher zuerſt in den Thurm kommen würde, zum ewigen Andenken an der Pforte deſſelben in Stein ausgehauen werden ſollte. Er glaubte, damit irgend einem Flensburger Stadtkinde einen großen Schimpf anzuthun; aber es kam anders. Denn kaum, daß Peter Pommering den Schwur gethan hatte, ſo brachten ſeine Häſcher drei alte Juden ein, welche auf verbotenem Schacher waren betroffen worden. Da mußte Peter Pommering, zu ſeinem großen Aerger, dieſe drei alten Mauſchel in den neuen Thurm ſperren und hernach in Stein über dem Thore deſſelben aushauen laſſen, wo die Geſichter noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen ſind. — Darüber wurde er ſo grimmig, daß er eine arme Magd, welche um eines geringen Fehles willen bald hernach eingebracht wurde, ohne Urtheil und Recht, lebendig hinter dem Graben verſcharren und ihr einen hölzernen Pfahl durch das Herz ſtoßen ließ, über welche unerhörte Grauſamkeit ganz Flensburg in Schrecken gerieth. Das war ihm denn eben recht, und er trieb es alle Tage ärger. Als er aber gegen Weihnachten des Jahres 1595 es den böſen Hamburger Bürgermeiſtern nachthat, und einen armen Straßenjungen, der ihm beim Ballſpiel aus Verſehen eine Fenſterſcheibe eingeworfen hatte, mit dem Schwerte hinrichten ließ: da rotteten ſich die Flensburger Bürger zuſammen und ſtürmten das Haus des böſen Bürgermeiſters, der, als er keine Rettung mehr ab ſich mit ſeiner goldenen Mantelſchnur erdroſſelte.

Die Flensburger berichteten ſogleich den Vorfall an den Statthalter nach Schleswig, und dieſer verordnete, daß Peter Pommering ohne Sarg, noch Sang, noch Klang, am Graben, neben dem von ihm grauſam hingerichteten Mägdlein ſolle verſcharrt werden. Das geſchah denn auch; aber Peter Pommering hatte keine Ruhe im Grabe, und bis auf den heutigen Tag geht er als ein boshaftes Geſpenſt im Graben umher. Viele, viele Leute haben ihn ſchon in der Dämmerung und um Mitternacht geſehen, bald als blaues Flämmchen über der Stelle, wo er verſcharrt liegt, bald als ſchwarzen, zottigen Pudel mit glühenden, tellergroßen Augen, bald im Leichenhemde mit der goldnen Mantelſchnur um den Hals, und alle Flensburger haben das Sprüchwort: „Es muß jedem Böſen ergehen, wie dem Peter Pommering.“

Sechshundert und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der Geſchichte des Freiherrn.)

Das Bild der holden Malerin begleitete Eduard überall; jeden Tag ging er auf die Gemäldegallerie, in der Hoffnung ſie zu ſehen. Vergebens, ſie erſchien nicht wieder, und das anmuthige Dresden hatte für ihn nun allen Reiz verloren.

Zu dieſer Zeit rief ein Brief der Freifrau ihren Sohn zurück; ſein Vater war ſchwer erkrankt und wünſchte ſeinen Sohn vor ſeinem Hinſcheiden noch einmal zu ſehen.

Graf Wolf, von inniger Theilnahme erfüllt, begleitete ihn. Sie fanden den alten Freiherrn wieder außer Gefahr, und die Freude des Kranken über die Ankunft des Sohnes trug viel zu ſeiner völligen, ſchnellen Geneſung bei.

Doch war in dem Weſen des ſonſt ſo heitern Freiherrn eine ſtille Schwermuth zurückgeblieben. Beinahe ſechzig Jahre hatte er gelebt, dreißig Jahre glücklich an der Seite ſeiner treuen Gattin, geehrt von ſeinen Unterthanen, kindlich geliebt von der Freude ſeines Lebens, von ſeinem Sohne. Immer hatte er ſo gelebt, daß er nicht Urſache hatte, den Tod zu fürchten, und doch graute ihm dafür, ſeit er ihm ſchon ſo nahe geſtanden hatte; denn er liebte die ſchöne Erde, fürchtete die Trennung von den Seinen und war mit dem Erdenleben vertraut, wie mit einem alten Bekannten, von dem man ungern ſcheidet.

Deshalb bat er ſeinen Sohn herzlich, bei ihm zu bleiben, ſeine Reiſen aufzuſchieben; der Wunſch, Enkel zu wiegen, ward lebendig in ihm, und täglich drang er in ſeinen Sohn, ihm bald eine ſchöne, gute Schwiegertochter zuzuführen.

Gewiß würde Eduard des Vaters Wunſch erfüllt und ſich unter den Töchtern des Landes umgeſchaut haben, wenn er nicht immer an Charitas gedacht hätte Die arme, bürgerliche Malerin konnte, nach den Grundſätzen ſeiner Aeltern, nie die Seine werden, und doch dachte er an das holde, ſtille Mädchen, mit welchem er nie ein Wort gewechſelt hatte, mit ſo inniger Liebe, daß er nur mit Widerwillen an ſeine Vermählung mit einer Andern denken konnte.

Er blieb bei ſeiner Weigerung, mußte es ſich aber doch gefallen laſſen, daß ſeine Mutter, unter mancherlei Vorwänden, bald dieſes, bald jenes junge Fräulein aus der Nachbarſchaft zu ſich auf das Schloß lud.

Wirklich war unter dieſen jungen Fräuleins ſo Manches, welches ihm hübſch, liebenswürdig, achtungswerth erſchien; aber dennoch vermochte ihn keines nur halb ſo zu intereſſiren, wie Charitas.

Die Aeltern ſchüttelten die Köpfe und drangen mit Fragen in ihren Sohn und auch in den Grafen Wolf; aber Eduard ſchwieg, und Wolf würde um keinen Preis das Geheimniß ſeines Freundes, welches er mehr ahnete, als wußte, verrathen haben.

So verſtrich ein Jahr; da fing die Freifrau an zu kränkeln; ihr Leiden erweckte zwar keine Beſorgniſſe für ihr Leben, aber der Arzt empfahl ihr ernſtlich Erheiterung und Schonung, und unterſagte ihr ſtrenge das gewohnte thätige Walten in der Wirthſchaft, was ſie ſehr ſchmerzte, denn ſie war eine ächte deutſche Hausfrau, überall ſelbſt mit thätig in Küche und Keller, in ter Milchkammer und im Garten, auch die Feldwirthſchaft leitete ſie.

Der alte Freiherr ſchrieb ſogleich an einen Freund, und bat dieſen, ihm ein junges Mädchen zuzuweiſen, welches ſeiner Gemahlin Geſellſchafterin ſeyn könne, aber auch die Führung einer Wirthſchaft verſtehe.

Bald darauf erſchien eine gezierte, überbildete Mamſell, die ſich nur acht Tage auf dem einſamen Schloſſe gefiel. Ein Heer von jungen und alten Mamſells und Fräuleins folgten. Der Einen mißfiel es, die Zweite wollte ſich nicht der Führung der Haushaltung unterziehen, die Dritte beſaß keine Bildung; kurz, die rechtſchaffenen, herzensguten, aber etwas pedantiſchen alten Herrſchaften fanden an Jeder etwas auszuſetzen und entließen Eine nach der Andern auf die großmüthigſte Weiſe.

Eines Tages beſuchte ein entfernter Verwandter des Freiherrn, der in Sachſen lebte, denſelben, und hörte die drollige Schilderung mit an, welche der Freiherr von den ſämmtlichen auf dem Schloſſe geweſenen Wirthſchaftsdamen entwarf.

Sechshundert ein und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der Lebensgeſchichte des Freiherrn.)

Als der alte Herr ſchwieg, nahm ſein Vetter das Wort und ſprach: „Da bin ich vielleicht eben zur rechten Zeit gekommen; bei meinen Töchtern lebt jetzt eine junge Waiſe aus der Gegend, welche ſich eine Stelle als Geſellſchafterin und Wirthſchafterin wünſcht. Ihre Talente ſchützen ſie eigentlich vor jeder Dienſtbarkeit; aber ihr Schmerz um ihre vor Kurzem verſtorbenen Aeltern iſt ſo groß und tief, daß ſie ſich eine andre Thätigkeit wünſcht, als ihre bisherige. Daß dies liebe Kind gern hieher kommen und ſich eben ſo ſehr wie Ihnen gefallen würde, glaube ich gewiß; aber eins gebe ich Ihnen zu bedenken: das Mädchen iſt nicht nur ſehr gebildet und hübſch, ſie hat ein gewiſſes Etwas in ihrem Aeußern und in ihrem Weſen, was mächtig anzieht, ſie unwiderſtehlich macht. Ich ſtehe nicht dafür, daß Vetter Eduard oder Graf Wolf, vielleicht auch Robert, das Mädchen in's Herz ſchließen."

„Wenn dies Ihre einz'ge Bedenklichkeit iſt, ſo ſchicken Sie das Wundermädchen nur zu uns, Vetter," erwiederte lächelnd der Freiherr. „Robert's übertriebenen Adelſtolz kenne ich; er ſchützt ihn vor der Thorheit, ein Mädchen unter ſeinem Stande zur Gattin zu wählen, und meinen Sohn und Wolfen habe ich erzogen, von dieſen beiden pfropft Keiner ein wildes Reis auf den alten Eichenſtamm.“

Der Vetter ſchüttelte den Kopf und ſprach: „ich habe gewarnt, und weil ich weiß, daß das Mädchen vernünftig iſt, ſo will ich es, wenn Sie es durchaus wünſchen, ſchicken. Wolf und Eduard ſind vielleicht ſchon heimlich verlobt; aber ich ſelbſt, wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, würde keinen Augenblick anſtehen, dem lieben Weſen meine Hand zu bieten, ohne zu fürchten, durch eine ſolche Verbindung meinen Stammbaum zu ſchänden.“

Eduard, welcher im Nebenzimmer ſaß, hörte dieſe Worte mit inniger Bewegung. Es freute ihn, daß doch Einer in ſeiner Familie ſeine Verbindung mit Charitas nicht mißbilligen würde; aber wie eine böſe Ahnung tönte ihm ſeines Vaters Antwort: „Was Sie hier ſagen, Vetter, halte ich für Scherz; aber eher wollte ich meinen Sohn kinderlos ſterben wiſſen und daß man ſein Wappen ihm nach in das Grab würfe, als ſeine Ehe mit einer unadeligen Jungfrau ſegnen.“

„Der Unterſchied der Stände kommt von Gott, ihn unbeachtet laſſen, heißt ſich wider Gottes Ordnung auflehnen,“ ſagte feierlich die Freifrau.

Vergebens machte der Vetter Einwürfe, die beiden alten, vorurtheilsvollen Menſchen blieben bei ihrer Anſicht, und der Vetter hörte auf, zu verſuchen, ſie zu bekämpfen.

In einigen Tagen reiſte er nach ſeiner Heimath zurück, und bald nachher kam ein Brief von ihm, in welchem er die Ankunft des jungen Mädchens meldete.

Sehr theilnamlos hörte Eduard an, was die Aeltern über die Erwartete ſprachen; aber an dem Tage, an welchem ſie eintreffen wollte, ward er doch neugierig. Er trat ſogar in das Zimmer, welches ſie bewohnen ſollte, es befand ſich über dem ſeinigen, und weil es ihm zu einfach und ſchmucklos erſchien, nahm er einige gute Gemälde und auch das, was er in Dresden copirt hatte, und hing ſie in dem Zimmer auf.

Es dunkelte ſchon, der Freiherr ſaß mit ſeiner Gemahlin beim Piquet, Robert, welcher eben zum Beſuch da war, las ein Buch über die Pferdezucht, Graf Wolf blätterte in einem Roman und Eduard ſchrieb mit einem Diamant in das Fenſterglas Charitas.

Da vernahm ſein feines Ohr das Rollen eines immer näher kommenden Wagens; er eilte hinab in die Flur, hinaus auf den Hof.

Zwei immer näher kommende Lichter verriethen den Wagen. Er hielt jetzt vor dem Schloſſe, Eduard öffnete die Wagenthüre und hob, noch ehe der Caſtellan herzutreten konnte, eine zarte, weibliche Geſtalt heraus. Ein dichter Schleier bedeckte ihr Antlitz, doch eine ſüße Stimme ſprach: „bin ich hier auf Schloß ***?“

An Eduard's Arme ſchwebte die ſchlanke Geſtalt die Treppe hinauf; ihr Arm zitterte, das fühlte er; im Vorzimmer legte ſie Hut und Schleier ab, und Eduard ſah in das hocherröthende, liebliche Antlitz der erſtaunten Charitas.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sechshundert zwei und ſechzigſte Nacht.

Der Arzt war wieder eingetroffen als Bräutigam der ſchönen Wienerin, welche er nach wenig Monden auf Schloß Runſitten als Gattin führen wollte.

Er nahm die Glückwünſche des Freiherrn und der Seinen mit wahrer Freudigkeit an und empfahl ſeine junge Braut wiederholt dem Wohlwollen des Freiherrn und ſeiner Gemahlin und der Freundſchaft der jungen Damen.

Eduard hatte den Freiherrn gebeten, den Tag ſeiner Verbindung mit Alma baldigſt zu beſtimmen, und dieſer entſchied: daß der Braut Geburtstag auch der Tag ihrer Vermählung ſeyn ſolle.

„In drei Wochen denn," flüſterte Eduard ihr zu, „in drei Wochen biſt Du mein für immer, und nichts ſcheide uns dann, als der Tod."

„Sie haben uns lange nichts erzählt, beſter Doktor," ſprach des Abends der Freiherr zu ihm, „daß es nicht mehr als billig iſt, wenn Sie uns heute Abend eine Sage erzählen.“

Nach einigem Nachſinnen erzählte der Arzt:

Der Greifenſtein in Schleſien.

Unweit der Tafelfichte, da, wo Rübezahls Gebiet von Böhmen aus beginnt, liegen auf einem hohen Baſaltkegel die Ruinen der alten, ſonſt ſo ſtolzen Burg **Greifenſtein**, der Wiege des reichsgräflich Schaffgottſch'ſchen Geſchlechtes. Sie wurde nach mehreren Geſchichtſchreibern im zwölften Jahrhundert erbaut, kam im Jahre 1400 an die Schaffgottſch, und ward leider 1798 gewaltſam zerſtört.

Furchtſame und mitunter auch bequeme Beamte, die nicht Luſt hatten, den Berg zu ſteigen, machten dem Grafen Johann Nepomuck Gotthard den Vorſchlag, die alte Burg niederzureißen und die Baumaterialien zur Erbauung eines neuen Amthauſes am Fuße des Berges zu benutzen. Der Graf, welcher ſich ſelten auf Greifenſtein aufhielt und die alte, feſte Burg für baufälliger hielt, als ſie war, gab ſeine Einwilligung zu einer Zerſtörung, die der Freund von Alterthümern noch beklagt.

Woher die Burg den Namen Greifenſtein führt, haben ſchon Mehrere gefragt. Einige Geſchichtſchreiber behaupten: weil die Herren der Burg zur Zeit des Fauſtrechtes ſich gut auf das Zugreifen verſtanden hätten, Andre, weil auf dem Felſen ein Greif geniſtet habe, und ſpäter von dem Erleger deſſelben eine Burg daſelbſt erbaut worden ſey. Wieder Andre, welche den Vogel Greif für ein fabelhaftes Thier halten, ſind der Meinung, daß die Burg Greifenſtein genannt worden ſey, weil die erſten Beſitzer derſelben ſich Herren von Greif genannt hätten.

So viel iſt gewiß, daß das alte Geſchlecht von Greif ſehr ausgebreitet iſt; in ſeinem Wappen führt es im rothen Schilde einen weißen Greif. Die von Greif, welche im Naſſauſchen eine Burg, auch Greifenſtein genannt, beſitzen, führen im gelben Schilde einen ſchwarzen Greif; auch findet man am rechten Donauufer, unweit Wien, eine Burg Greifenſtein, von welcher uns Caroline Pichler eine anmuthige Sage, der Sammetſchuh, erzählt hat.

Hieraus iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ein Herr von Greif der Erbauer des Greifenſteines war. Dennoch lauſchen wir gern der Sage, die uns von der Burg Greifenſtein Folgendes mittheilt:

Agneta und Gottſche.

Vor alten Zeiten beſuchte einſt Schleſiens mit Recht berühmter Herzog Heinrich I., auch der mit dem Barte genannt, mit ſeiner tugendhaften Gemahlin Hedwig und ſeinen Kindern, begleitet von zahlreichem Gefolge, die von ſeinem Vater Herzog Boleslaus erbaute Burg Lehnhaus.

Unter den Kindern des Herzogs, die Roſen gleich das Aelternpaar umblühten, zeichnete ſich des Herzogs älteſte Tochter, Prinzeſſin Agneta, durch Anmuth und Schönheit aus. Sie glich einer im Morgenglanze erblühten Lilie, und mancher Edle, mancher Page wünſchte, ſie möchte eines armen Ritters Tochter ſeyn und nicht das Kind des mächtigen Herzogs Heinrich.

Als der Herzog von den Beſchwerden ſeiner Reiſe einen Tag ausgeruht hatte, kamen ſeine Unterthanen aus der Umgegend, ihm ihre Wünſche vorzutragen; denn ſie wußten ſchon: der Herzog hörte ſie an und erfüllte ihre Bitten, wenn es ihm ſonſt möglich war.

Ende des neunten Bandes.

Inhaltsverzeichniß des neunten Bandes.

Erſte Abtheilung.

1) Der falſche Schwur (in der Oberlauſitz, mündlich).
2) Der Kornwucherer (nach Fr. Kind's Ballade).
3) Die wilde Jagd (nach Bürger's Ballade: „der wilde Jäger“).
4) Stumme Liebe (erſte Abtheilung, nach Muſäus).
5) Die erfüllten Wünſche (Spinnſtuben-Schwank, mündlich).
6) Der breite Stein zu London. (Volksſage, engliſche Romanzen. Mündlich.)
7) Der Jungfernſprung. (Mündlich in der Gegend von Zittau, auf dem Oybin, ſchon vielfach von verſchiedenen Dichtern erzählt.)
8) Stumme Liebe. (Zweite Abtheilung.)

Zweite Abtheilung.

9) Der Trompeter. (Mündlich in Dresden. Ballade von Th. Hell. J. P. Lyſer, Mährchen „Trompeter und Graumännchen“ in Saphir's Humoriſten. Die Epiſode: „die große Wiege“ mündlich in Liefland. Auch hat man ein ſehr gutes Gedicht, welches dieſen Stoff behandelt, in einer Gedichtſammlung von A. v. Weihrauch.)
10) Lureley. (Mündlich an Ort und Stelle, Rheiniſche Sagen von Schreiber desgleichen von Carl Geib.)

11) Der Mutter Geiſt. (Spinnſtubenmährchen, ſchon oft erzählt.)

12) Die Nadel (ähnliche Erzählungen vom Anthun und Entzauber findet man in faſt allen Ländern. Der vorliegende Stoff iſt vielfach von verſchiedenen Dichtern benutzt worden, hier: freie Bearbeitung von Caroline Leonhardt Lyſer.)

13) Die Zangenjungfrau. (Mündliche Ausſage eines noch lebenden Jünglings in Markliſſa; 2) einer uralten Frau am Fuße der Tafelfichte, nacherzählt von Caroline Leonhardt Lyſer.

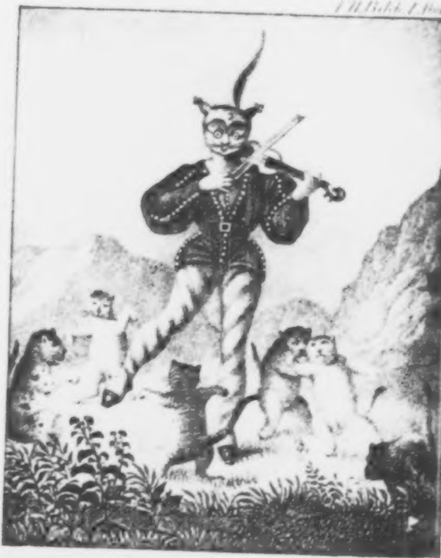
14) Die Freunde.

15) Peter Pommering. (Mündlich in Flensburg. 2) J. P. Lyſer: „Peter Pommering" im Sonderburger Wochenblatt, Jahrgang 1826, abgedruckt. Der Glaube an das Geſpenſt Peter Pommering iſt noch heutiges Tages in Flensburg unter der niedern Volksklaſſe allgemein, das Jahr ſeines Todes 1795 iſt hiſtoriſch richtig; doch ſtarb er nicht, wie dieſe Sage erzählt, als Selbſtmörder, ſondern aus Kummer über ſeine ſchimpfliche Amtsentſetzung. Das von ihm bewohnte palaſtähnliche Haus gehört jetzt der Familie des verſtorbenen Kaufmanns und Millionairs Andreas Chriſtianſen.

16) Der Greifenſtein in Schleſien, nach mündlichen Mittheilungen mit Benutzung der Geſchichte des Greifenſteins von Bergmann.

[illegible]

I. II. Bd. I. B



Das Katzenreich.

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 16 Bildern nach Originalzeichnungen des

Herausgebers.

VII Bändchen 2. Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche

18

Leihbibliothek
von
C.G. Fricke

1952.1440

Vierhundert zwei und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Nun hat ſich's einſtmals begeben, daß das Schneiderlein an einem ſchönen Sonntag Morgen mit ſeiner Frau Liebſten und ſeinen vierzehn allerliebſten Püppchen einen Spaziergang in's Freie unternahm, erſtens um friſche Luft einzunehmen, zweitens um ſich einige Bewegung zu machen, und drittens, um die ſchöne Natur zu bewundern und anzuſtaunen; denn das Schneiderlein war auch ein Poet und gehörte mit zur ehrſamen Geſellſchaft der zünftigen Meiſterſänger.

Als nun das Schneiderlein mit ſeiner Frau Liebſten und ſeinen vierzehn Kindlein alſo auf der Straßen wandelte im ſchönſten Sonntagsſtaat, da wurd' es ihm plötzlich gar flau und miſerabel um's Herz, und klagte es endlich ſolches ſeiner Frau Liebſten, als ſie grade vor der Apotheke ſtanden. Die Frau Liebſte aber ſprach: Friede, det kommt man daher, weil Du noch nüchtern ſeyn dubſt, weil Du dieſen Morgen noch niſcht nicht jenoſſen haſt; jehe man rinner, Friede, in die Apotheke, un jieße eenen ſanften Heinrich hinter die Binde, ſo wird Dich die Miſerablejetät ſchonſt verjeben."

Das Schneiderlein ließ ſich das nicht zweimal geſagt ſeyn, ſondern ſprang mit beiden Füßen zugleich in die Apotheke, warf ſeine paar Kreuzer hin, und begehrte mit freundlicher Stimme und anmuthiger Geberde ein Schnäppschen für den Magen.

Aber zum großen Unglück war eben der Proviſor nicht zugegen und auch ſonſt kein gelernter Apotheker, ſondern nur ein dummer Lehrjunge, und der vergriff ſich, und ergriff, ſtatt der Flaſche mit Magenſchnapps, eine Flaſche mit fixer Luft gefüllt, woraus er dem Schneiderlein ein tüchtiges Glas voll einſchenkte.

Das Schneiderlein nichts Arges ahnend, trank das Glas auf einen Zug aus, und wunderte ſich nur, daß es ihm gar ſo luſtig nach Nichts geſchmeckt hatte; aber plötzlich wurd' ihm gar curios! — ſo leicht — noch viel, vielmals leichter, als Schneiderleicht, juſt als ſollt' es fliegen, und dabei wurd' es erſchrecklich aufgebläht, daß ſein Bauch war wie eine große Trommel.

Plötzlich aber fing das Schneiderlein wirklich an zu fliegen, und flog zur Apotheke hinaus, hoch, hoch in die Luft, weit über Sachſenhauſen hinweg, bis nach Berlin. Da platzte es auseinander, hoch über der guten Stadt, und fiel nichts von ihm herunter, als der vergoldete Knopf von ſeinem ſpaniſchen Rohre. — Denket euch den Jammer ſeiner troſtloſen Wittwe und ſeiner unmündigen vierzehn Kindlein.

Die Berliner aber hatten das Schneiderlein in der Luft fliegen und zerplatzen ſehen, und brachten den gefundenen Stockknopf in die Verſammlung der deutſchen naturforſchenden Geſellſchaft. Und die Geſellſchaft unterſuchte alles genau, und ließ dann eine gelehrte Abhandlung drucken, darin ſtand zu leſen: „Der Stockknopf ſey kein Stockknopf geweſen, ſondern ein Meteorſtein, und das Schneiderlein ſey auch kein Schneiderlein geweſen, ſondern ein mißrathener Weltkörper.“ Und dies iſt die Geſchichte vom Schneiderlein zu Sachſenhauſen und ſeinem Stockknopf.

Der Schwank wurde ſehr belacht, obgleich ihn Keiner für eine wirkliche Volksſage wollte gelten laſſen.

„Ei,“ ſprach Reiner, „ich hab' ihn auch nur dem wunderlichen Callot-Hoffmann nacherzählt, der ihn in ſeinem Mährchen: „Meiſter Floh,“ jene Lücke anwies, welche durch Streichung der berüchtigten Epiſode entſtanden war, weshalb der Kammergerichtsrath Hoffmann beim Criminalgericht angeklagt werden ſollte, indem er in jener Epiſode einen an ſich allerdings lächerlichen Mißbrauch im Geſchäftsgange des Kammergerichts öffentlich Preis gab, was er aber nicht konnte, ohne ſeinen Dienſteid muthwillig zu brechen. — Doch bevor noch der Prozeß eingeleitet war, befiel ihn die Krankheit, welche ihn raſch dahinraffte, und der gütige Monarch befahl, den Prozeß fallen zu laſſen, um die letzten Tage des Sterbenden nicht zu verbittern.“

„Wir ſind Ihnen dankbar für Ihre Mittheilungen!“ verſetzte der Freiherr ſcherzend; „aber Schmuggelei wird hier nicht geduldet, und ſo geb' ich Ihnen als Strafe auf, uns morgen Nacht noch ein luſtiges Mährchen zu erzählen: aber wohl zu merken, nach einer wirklichen Volksſage."

„Es geſchehe alſo," ſprach Reiner, ſich gehorſam vor dem Freiherrn neigend.

Vierhundert drei und zwanzigſte Nacht.

Reiner erzählte:

Der Teufel zu Salamanca.

Vor etwa hundert und funfzig Jahren begab es ſich auf der hohen Schule zu Salamanca, daß der leibhafte Teufel, gleich wie ein ordentlicher Profeſſor, Collegia über ſchwarze Kunſt aus eignen Heften las, und großen Zulauf hatte; denn er lehrte gar brauchbare Dinge, als z. E. Wechſelſchreiben, wonach der liſtigſte und vorſichtigſte Jude jeden Wechſel auf Treu und Glauben annahm und zu den allerbilligſten und chriſtichſten Intereſſen baar zahlte, oder gut — ſelbſt beim theologiſchen Doctor-Examen zu beſtehen, hätte man auch drei Jahre lang alle Collegia geſchwänzt gehabt. Auch Liebesbriefe lehrte er ſchreiben, denen die ſprödeſte

Donna nicht widerſtand. Und wurde ſeinen Zuhörern dennoch das Capitel von der Magie hin und wieder zu trocken, ſo gab er fleißig luſtige Schnurren und Schwänke in den Kauf, ſo daß die Zahl ſeiner Zuhörer von Tag zu Tag ſtieg, um ſo mehr, als er ſeine Vorleſungen in einem großen Kellergewölbe hielt, in deſſen Hintergrunde etliche Fäſſer des auserleſenſten Sects lagen, bei denen ein aufmerkſamer ſchwarzer Famulus jederzeit bereit war, unentgeldlich den Herren Studioſen den Becher zu füllen, ſo oft ſie es verlangten.

Es läßt ſich denken, wie wohl dies den jungen Herren gefiel, und gewiß iſt es, daß Alle, wie ſie da waren, zum erſtenmale das Halbjahr mit Gram zu Ende gehen ſahen.

Das merkte der Schwarze gar wohl, und ſprach daher am letzten Tage des erſten Semeſters: „Meine Herren, ich bin erfreut, an Euch ſo eifrige und gelehrige Schüler zu haben, wie deren kein anderer Profeſſor, nicht nur zu Salamanca, ſondern in der ganzen Welt ſich dürfte rühmen können. Auch bin ich überzeugt, daß Ihr mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſet, und es mir zugebt, daß Euch meine Weisheit nicht nur für Eure Hefte ſchwarz auf weiß, ſondern auch in praxi höchſt erſprießlich geweſen iſt; oder wüßt' es einer von Euch anders zu ſagen?“

„Nein, nein!“ riefen alle Studenten laut und einſtimmig. „Nein, nein! Ihr ſeyd ein ſo wackrer Lehrer, als es irgend einen auf der Welt giebt, und Ihr ſollt fortfahren, uns Eure Weisheit mitzutheilen."

„Ihr rührt mich durch Eure Anhänglichkeit!" ſprach der Teufel, indem er ſüßlich dazu lächelte — „und gerne bin ich bereit, Euerm dringenden und für mich höchſt ſchmeichelhaften Wunſche nachzukommen, aber dann werde ich es auch ohne Furcht, daß Ihr es mißdeuten könntet, wagen dürfen, Euch um ein billiges Honorar für das verfloſſene Semeſter anzuſprechen, ich fordere nicht unbeſcheiden, ſondern verlange nur eine von Euern Seelen — hier ſind Würfel — würfelt unter einander, wen das Loos trifft, zuletzt dieſen Keller zu verlaſſen, den will ich und muß ich den Hals umdrehen, werfet alſo, der niedrigſte Wurf entſcheidet."

Vierhundert vier und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Es läßt ſich denken, wie unerwartet den jungen Herren dieſe Erklärung kam, das hatten ſie unter allen möglichen und unmöglichen Dingen am wenigſten erwartet, und einige Minuten ſtanden ſie ganz ſtumm und bleich vor Schrecken da. Nach und nach erholten ſie ſich jedoch, und nun fingen ſie entſetzlich an zu toben, und auf den kurz vorher noch hoch erhobenen Herrn Docenten zu ſchelten. Sie nannten ihn einen Betrüger, einen habſüchtigen Juden, einen abſcheulichen Knicker und Philiſter, und ſchwuren hoch und theuer: „Der Teufel ſolle den Teufel holen.“ Aber das half ihnen ganz und gar nichts, und je gröber ſie wurden, um ſo höflicher, aber auch beſtimmter erklärte der Teufel: „Was recht ſey, ſey billig, und der Letzte, der heute aus der Kellerthür gehen würde, ſey und bleibe ihm verfallen. Uebrigens wolle er – um ihnen das ſchwere Geſchäft des Würfelns zu erleichtern — ihnen noch einen extra guten Trunk gratis verabreichen laſſen,“ und kaum, daß er ſolches geſagt hatte, ſo ſtanden auch ſchon eine Menge blinkender Pokale voll des köſtlichſten Weines auf der runden Tafel inmitten des Gewölbes.

Die jungen Herren ſahen ein, daß hier nichts mehr zu thun ſey, als ſich dem Willen des Argen zu fügen und ins Teufels Namen zu werfen. Fluchend und trinkend machten ſie ſich an's Werk, und der Teufel ſtand daneben und ſah ſchadenfroh grinſend zu.

Endlich hatten ſie der Reihe nach herumgeworfen, und den niedrigſten Wurf hatte ein junger, hübſcher Edelmann geworfen, der ſomit dem Teufel verfallen war. Aber das Gräflein war ein durchtriebenes Bürſchlein, und dachte bei ſich: „noch hat mich der Böſe nicht in den Krallen, vielleicht hilft mir ein bischen Mutterwitz der Gefahr entgehen, ſomit faßte er guten Muth und wartete den günſtigen Augenblick ab. Der Teufel ſtand an der Kellerthür, und ließ die Studenten einzeln bei ſich vorbei aus dem Gewölbe gehen, als nun die Reihe an den jungen Grafen kam, ſtreckte er die Kralle aus und wollte ihn packen, der Graf aber ſprach: „Was wollt Ihr, Herr? das Loos traf meinen Hintermann hier,“ ſomit deutete er auf ſeinen Schatten, der hinter ihm an der von der Sonne beleuchteten Wand ſchwebte. Da ließ der Teufel das Gräflein fahren, und griff, vom Sonnenlicht geblendet, nach ſeinem Schatten. Das Gräflein aber ſprang behende aus dem Keller und lachte den dummen Teufel tüchtig aus.

Es erfand ſich aber ſpäter etwas gar Seltſames, und Alle, die es ſahen, erſchraken und ſtaunten darüber. Als nämlich der Graf im hellſten Sonnenſchein ſtand — warf er keinen Schatten mehr, der Teufel hatte ihn richtig geholt.

Vierhundert fünf und zwanzigſte Nacht.

Heute wurde Marie, die gewöhnlich nur eine eifrige Zuhörerin war, aufgefordert, eine Geſchichte zu erzählen, und nach einigem Nachſinnen ſprach ſie: „da ich nicht leſen kann, und bevor ich nach Schloß Runſitten kam, wenig

Sagen und Mährlein, ja überhaupt wenig erzählen hörte, ſo bin ich nur im Stande, eine ganz einfache Sage zu erzählen.“

Das Graumännlein.

Bei Wiegandsthal, unweit der Tafelfichte, ſteht auf einem Berge, der Heller genannt, eine Schenke, die man Hellerſchenke nennt. Manche behaupten, ſie werde ſo genannt, weil vor Jahren einmal eine fröhliche Geſellſchaft dort ſo viel verzehrt habe, daß der Wirth ihren letzten Heller bekommen habe, dem iſt nicht ſo, ſondern vor Zeiten ſtand auf derſelben Stelle ein ſtattliches Gebäude, das anfangs Güldenhaus, ſpäter aber Hellerſchenke genannt wurde.

Als noch auf dem Platze eine ärmliche Hütte ſtand, lebte in derſelben eine Wittwe, die viele Kinder, aber wenig Geld hatte. Bei allem Fleiße war es ihr oft nicht möglich, das tägliche Brot für ſo viele Menſchen, die ſie zu ernähren hatte, zu gewinnen.

Vergebens flehte ſie den Geiſt des Gebirges an, er ließ ſich weder ſehen noch hören.

Betrübt und ermüdet kam ſie einſt von einer weiten Wanderung, denn ſie pflegte Botſchaften zu übernehmen, zurück. Es dämmerte ſchon, und ihr Hüttchen war nicht mehr fern. Da gewahrte ſie, daß ein kleines, erdfarbnes Männlein dicht vor ihr auf dem Boden hinſchlich, ſichtbar ermattet. Endlich ſank es unter einem

Baume nieder und ächzte. Ohne Furcht, nur von Mitleid angetrieben, trat die Frau zu ihm hin und fragte gutmüthig: „armes, kleines Weſen, was fehlt Dir, kann ich Dir helfen?“

„Ach ja, liebe Frau, wenn Du mich in Deinen Korb nimmſt und bis über die Gränze von Rübezahl's Reich trägſt; kannſt Du dies nicht, ſo bin ich verloren.“ So müde die Frau auch war, ſo ſchlug ſie doch dem kleinen Graumännlein die Bitte nicht ab, nahm es in den Korb und ſchritt herzhaft zu. Als ſie auf der Gränze war, ſagte es: „Habe Dank, Frau, Du haſt mein Leben gerettet. Ich bin ein Gnom und habe Rübezahl beleidigt, welcher in der erſten Hitze ſchrecklich ſtraft, da er aber übrigens der beſte Geiſt von der Welt iſt, ſo wird er mich bald in ſein Reich zurückrufen und mir verzeihen!“

Hierauf nahm er Abſchied von der Frau, die müde nach Hauſe ſchlich.

Vierhundert ſechs und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als die Frau nach Hauſe kam, ſchrieen ihre Kinder über Hunger, und ſie legte ſich, ohne den Hunger der Kleinen ſtillen zu können, müde und ſorgenſchwer auf ihren Strohſack. Doch wie ward ihr, als ſie erwachte, und neben ſich einen blanken Gulden fand. Sie gedachte ſogleich des guten Graumännleins. Nun konnte ſie Brot für die Kinder kaufen, und noch Vorrath auf mehrere Tage. Den nächſten Morgen fand ſie wieder einen Gulden, und ſo Morgen für Morgen. Keiner Seele theilte ſie ihr Geheimniß mit. Ihre Wirthſchaft verbeſſerte ſich, und die Leute im Dorfe glaubten: Rübezahl habe ihr einen Schatz beſcheert. Sie hatte endlich ſo viel Gülden beiſammen, daß ſie ein ſchönes Haus bauen konnte, und weil ſie alle Arbeiter und die Materialien zu dem Hauſe mit blanken Gülden bezahlte, nannte man es das Güldenhaus.

An dem Tage aber, wo die Frau das erſte Erndtefeſt in dem neuen Hauſe beging, und vergnügt und fröhlich im Feſtkleide mit ihren geputzten Kindern um den Tiſch ſaß, erzählte ſie in ihrer Freude, wie ſie zu ihrem Reichthume gekommen ſey.

Als ſie am andern Morgen erwachte, fand ſie ſtatt des Güldens, welcher bisher jeden Tag neben ihr gelegen hatte, nur einen Heller. Sie dachte ganz richtig, daß ihre Plauderhaftigkeit die Urſache ſey, daß ſie ſtatt des Güldens nur einen Heller erhielt.

Nach ihrem Tode verarmten ihre Kinder, der älteſte Sohn errichtete eine Schenkwirthſchaft daſelbſt, man nannte ſein Haus die Hellerſchenke. Obgleich dies Haus niedergebrannt, und der Beſitzer der jetzigen, neuern Schenke nicht zu der Familie gehört, nennt man das Haus doch bis auf den heutigen Tag die Hellerſchenke.

Vierhundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

Eduard hatte den Brief, welchen er an ſeinen Freund geſchrieben hatte, uneröffnet vom Poſtamte zurück erhalten, weil der Freund in der Stadt, wohin er den Brief geſandt hatte, nicht aufzufinden geweſen war. Er konnte alſo vor der Hand auf keine Antwort, noch auf irgend einen Aufſchluß hoffen, und ſchrieb daher die Lebensgeſchichte des Freiherrn, mit Weglaſſung der Namen nieder, um ſie in einer geleſenen Zeitſchrift bekannt zu machen, und dann auf Antwort zu hoffen.

Der Freiherr hatte mit ſeiner Gemahlin über Alma's Zukunft geſprochen, er verſprach, Eduard auf ſeinen Gütern zu beſuchen, und dieſer mußte dagegen geloben, einen großen Theil des Jahres in Runſitten zu verleben.

Die Verlobung wurde feierlich begangen, die Vermählung ſollte im Mai ſtatt finden.

Als am Verlobungsabend Alma und Eduard hochbeglückt neben einander ſtanden, ſprach er: „wie haben ſich hier meine ſchönſten Wünſche erfüllt, hier in ländlicher Abgeſchiedenheit, verborgen in dem alten, finſtern Schloſſe fand ich meine Alma, wie der Taucher tief im Meere die köſtlichſte Perle in der unſcheinbaren Muſchel findet. Wie dank' ich dem Mährchen und der Sage, ſie machten mich hier willkommen, weil ſie ſelbſt die Willkommenen ſind, die ich mitbrachte, und ſie hielten mich feſt, bis ich Alma kannte, die dann allein mich hielt."

„Und der Verlobungsabend ſollte hingehen, ohne daß wir eine Sage hörten?" ſagte freundlich Alma. Da entgegnete Eduard: „er ſoll es nicht, ich will Dir heute die Sage, oder lieber die rührendſte Geſchichte beglückter, unendlicher, und ſo theuer erkaufter Liebe erzählen, und er begann:

Romeo und Julie.

Zur Zeit, als der Streit zwiſchen den Gibelinen und Welfen in der höchſten Blüthe ſtand, lebten in Verona zwei altadelige Familien, welche der wüthendſte Partheihaß beherrſchte. Obſchon die Grafen Capulet gezwungen waren, die Grafen Montagues wegen ihrer ritterlichen Tugenden zu achten, und obgleich ſie von ihnen wieder geachtet wurden, haßten ſie ſich doch gegenſeitig ſo ſehr, daß man nicht entſcheiden konnte, wer feſter im Haſſe ſey, ob die Capulets oder die Montagues. Wo ſie einander begegneten, brach der Haß hervor, die älteren Perſonen in beiden Familien kehrten ſich gegenſeitig den Rücken zu, oder wichen einander aus, wenn ſie ſich ſahen, die jüngern reizten einander und ſuchten Händel, und alle Bemühungen andrer Familien, ſelbſt die freundlichen Ermahnungen des Fürſten, welcher die Capulets und Montagues verſöhnen wollte, blieben fruchtlos.

Eines Tages, als eben wieder ein heftiger Streit zwiſchen den Dienern beider Häuſer auf offner Straße begonnen hatte, und einige jüngere Familienglieder, die dazu gekommen waren, auf einander hineingehen wollten, trat der Fürſt hinzu, ſehr zornig über dieſen neuen Zwiſt, und verſprach im ſtrengen Tone, bei ſeiner fürſtlichen Ehre, daß der Erſte, ein Montague oder Capulet, welcher Streit begönne, verbannt, und tödte er einen ſeiner Gegner, den Tod erleiden ſolle.

Die Capulets und Montagues hörten dies, und entfernten ſich ſtill und gehorſam.

Hier wurde der Erzähler unterbrochen und fuhr die folgende Nacht fort:

Vierhundert acht und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.

Montague hatte einen Sohn, Romeo, das Mu-
ter eines edlen, muthigen und fein erzogenen Jünglings,
er Stolz ſeines Alters, das Glück ſeiner Mutter, Ca-
ulet eine Tochter, die mit Recht die Krone der Vero-
eſiſchen Jungfrauen genannt wurde, die jeder Jüngling
ür eine ſchöne Heilige hielt, nur Romeo Montague
icht, weil er die Tochter des Capulet niemals geſehen
atte, die ſchöne Julie lebte ſehr eingezogen, und zu
eſten, denen die Capulets beiwohnten, kam kein
ontague.

Eines Nachts, als Romeo, begleitet von einigen
uſtigen Freunden, fröhlich durch die Straßen ſchwärmte,
erlarvt, denn es war zur Zeit des Carnevals, kam er
it ſeinen heiteren Gefährten bei einem Pallaſte vorbei,
us deſſen Fenſtern Tanzmuſik ſchallte. Es war der
allaſt des alten Capulet, und einige Diener des Hau-
es verkündeten, daß dieſe Nacht Ball bei Capulet ſey.

Schon wollte Romeo ſich von ſeinen Freunden
sreißen, welche in den Pallaſt traten, als er ſich plötz-
ch, von ſonderbarer Luſt angewandelt, entſchloß, in
en Pallaſt des Todfeindes ſeiner Familie zu treten.

Niemand kannte ihn, ungehindert miſchte er ſich unter die Gäſte und ſah dem Tanze zu. Doch wie ward ihm, als er jetzt eine Jungfrau erblickte, ſo überirdiſch ſchön, und doch ſo irdiſch reizend, wie er in ſeinen ſüßeſten Träumen noch kein Weib geſehen.

Er wollte ſie anreden und wagte es nicht, ſtarr, in ihrem Anſchauen verſunken, ſtand er da und regte ſich nicht. Er wußte nun, daß Sie es war, für die er leben und ſterben müſſe, er dachte an nichts mehr, als an Sie, es war ihm, als ſey er eben erſt geboren, und ſehe ſogleich das Schönſte der Erde, des ganzen Lebens.

„Und wahr iſt es ja" — fügte Eduard hinzu, „man darf nur recht lieben, und die Frage: warum lebe ich? iſt beantwortet.

Vierhundert neun und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Endlich überwand er ſeine Schüchternheit, und redete das holde Geſchöpf an, ſie blickte freundlich zu ihm auf, doch ſchnell ſenkte ſie die ſchwarzen Wimpern wieder, denn ſeine Erſcheinung ſchien ihr die Erſcheinung eines himmliſchen Weſens.

Seine ſüßen Worte, ſeine Betheuerungen, daß er ſie liebe, überzeugten ſie endlich von der Menſchlichkeit ſeines Weſens, aber im Nu hatte er auch ihr Herz gewonnen, es war ſein, ihm treu ergeben, treu ergeben auf ewig.

„So oft ich von Romeo und Julie hörte," ſchaltete der Erzähler ein, „ſind mir auch die Verſe eines neuern Poeten eingefallen:

Hat der Glutpfeil Dich getroffen,
Traf er Beide uns zugleich,
Ja, laß uns vereinet hoffen
Eines milden Gottes Reich!"

Als das Feſt ſich zum Ende neigte, entfernte ſich die ſchöne Julie, und Romeo blieb nur noch zurück, um nach ihrem Namen zu fragen.

Er vernahm ihn, Julie Capulet hieß ſeine Geliebte, einen Augenblick erſchreckte ihn der Klang dieſes Namens, und es war ihm zu Muthe: als müſſe das größeſte Unglück ihn treffen, ſobald er eine Capulet liebe, aber bald vergaß er es, daß ſie einen andern Namen als: Julie führte, und berauſchte ſich ganz in dem Glücke, an ſie zu denken.

Er ſchwärmte, in ſelige Träume verſunken, die ganze Nacht umher, er ſtieg in Capulets Garten, und ſeufzte: „Julie!"

Auch Julie dachte nur an ihn, ſie wußte es nun auch, daß er, den ſie liebte, den Namen Romeo Montague trug, aber ſie nannte ihn, Liebſter, ſie pries ſich glücklich, wenn er durch das ganze Leben den Namen: Treueſter! verdiente.

Sie vertraute ihre Liebe ihrer alten Amme, der ehrſamen, wohlerfahrenen Frau Laurentia, und dieſe erwiederte: „geſtehen muß ich es, der junge Graf Romeo iſt ein artiger, tapferer Jüngling, dem keine ritterliche Tugend mangelt. Vielleicht ſtiftet Eure Liebe Verſöhnung zwiſchen Euern Aeltern und den ſeinen, und ſobald ich ſicher bin, daß er Euch rechtſchaffen liebt, ſoll er es erfahren, daß ich Eure junge Liebe in Schutz nehme, wie es einer getreuen Amme geziemt.“

Sie forſchte heimlich nach dem jungen Romeo, von dem ſie immer mehr Gutes vernahm, und ſobald ſie es erfahren hatte, in welcher Kirche Romeo ſeine Andacht zu verrichten pflegte, ging ſie in die Kirche und erwartete Romeo, denn, ſo dachte ſie, liebt Romeo mein Fräulein, ſo hat er es längſt errathen und ausgekundſchaftet, daß ich Julien's Amme bin.

„Mehr will ich heute nicht verrathen,“ ſagte Eduard, „da zu meiner Verwunderung Marie und Claudine die Geſchichte von Romeo und Julien noch nicht kennen.“

Vierhundert und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Frau Laurentia hatte ſich nicht geirrt, Romeo hatte gar wohl erfahren, daß die alte, ehrbare Frau die Amme ſeiner geliebten Julie ſey, und ſogleich wendete er ſich an ſie, und bat ſie inſtändigſt, ihm beizuſtehen, und bei Julien für ihn zu ſprechen. Schmeichelworte und ein werthvoller Brillantring begleiteten ſeine Bitte, und die Amme verſprach gerührt, Alles für die Liebenden zu thun, was ſich mit Julien's Ehre vertrüge. Sobald ſie Julien wiederſah, erzählte ſie Wort für Wort von Romeo's Geſpräche, er ließ ſie beſchwören, ſich noch dieſen Tag bei einem frommen Mönche einzufinden, der in der ganzen Stadt geehrt und Romeo's, ſo wie auch Julien's Beichtvater war.

Der Pater war ein frommer, mitleidiger Menſch, welcher unter allen ſeinen Beichtkindern vorzugsweiſe Romeo'n und Julien liebte. Er fand ſie wie für einander geſchaffen, und willigte in ihre Bitten, ſie ehelich zu verbinden, nach kurzem Bedenken ein, denn er ſah, Romeo konnte nur mit Julien, Julie nur mit Romeo glücklich ſeyn, und zugleich ſtieg auch in ihm die Hoffnung auf, die Capulets und Montagues durch dieſes Bündniß zu verſöhnen.

Er vereinigte im Beiſeyn der Amme die Liebenden unter dem Bilde der Mutter Gottes, und entließ ſie dann, um für ſie in ſtiller Einſamkeit zu beten.

Romeo trennte ſich von Julien, welche von ihrer Amme begleitet nach Hauſe ging. Um Mitternacht ſollte Romeo unter ihrem Fenſter harren, bis Julie die Strickleiter, welche die Amme geſchafft hatte, für Romeo herabgelaſſen haben würde.

Welch' ein Schrecken erwartete Julien in ihrem Hauſe. Ihr Vater trat ihr voll Freude an der Hand eines edlen, jungen Grafen aus reichem, altem Geſchlecht entgegen, und theilte ihr hocherfreut mit, daß der Graf ſo eben um ihre Hand geworben habe. Julie wurde todtenblaß und erwiederte kein Wort, der Graf, der ihr Schweigen für Schüchternheit hielt, entfernte ſich, nachdem er ſich die Erlaubniß erbeten hatte, ſich morgen bei dem Fräulein Antwort holen zu dürfen.

Als ſich Julie allein mit ihren Aeltern ſah, fiel ſie ihrem Vater zu Füßen, und bat ihn auf das Beweglichſte, ſie nicht zu einer Verbindung mit dem Grafen zu zwingen.

Der Graf, ein Mann, den jeder Widerſpruch erbitterte, und der feſt an ſeinem gegebenen Worte hing, ward über Julien's Rede ſehr zornig, er ſchwur, ſie ſolle und müſſe des Grafen Gemahlin werden, oder er wolle ſie nicht mehr Tochter nennen. Julie wandte ſich an ihre Mutter, und flehte ſie an, ihr bei dem Vater das Wort zu reden; doch dieſe war ebenfalls ſehr für den Grafen eingenommen, und fürchtete, ihren Gemahl noch mehr zu erbittern, ſie wandte ſich von Julien ab, die mit kummervollem Herzen ſich zur Amme ſchlich, dieſer ihr Leid zu klagen. Die Amme tröſtete ſie auf das Beſte, und erklärte es für das Beſte, Romeo zu Rathe zu ziehen.

Hier brach der Erzähler ab.

„Wie iſt es aber möglich,“ wandte Alma ein, „daß Aeltern, welche ihr Kind lieben, es zu einer Verbindung zwingen wollen?“

„Wird nicht heut zu Tage noch Tochter und Sohn mit Scherz und Ernſt, Spott und Drohungen, Bitten und Vernunftgründen beſtürmt, um eine Ehe nach dem Sinne der Aeltern zu ſchließen?‘ entgegnete der Caplan, „und bedenken Sie, Gnädigſte, daß in jenen Zeiten die Töchter der Adeligen das Loos hatten, was noch jetzt die Fürſtentöchter haben, ſie wurden nicht gefragt, ob die Hand dem Herzen folgte.“

„Und dann iſt die Härte der Aeltern mehr ſcheinbar, als wirklich, wie die meiſte Härte, oder richtiger geſagt, Unleidlichkeit der Menſchen, mit welcher ſie uns zu irgend etwas zwingen wollen, weil es in ihren Augen ein Glück für uns iſt, ſollte es uns auch noch ſo ſehr zuwider ſeyn,“ äußerte der Arzt.

Vierhundert ein und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Der unglückliche Romeo!

Kaum vermählt mit ſeiner angebeteten Julie, wollte es ſein Unſtern, daß er einem Verwandten des Capulet begegnete, einem wilden, raufluſtigen Menſchen, der überall Händel ſuchte, und Niemand mehr haßte, als den jungen Romeo.

Er reizte ihn, nannte Romeo's Schweigen und endlich ſeine ſanften Antworten Feigheit, ſo daß Romeo'n nichts übrig blieb, als ihn mit dem Schwerte zu antworten oder ſich zu entfernen. Er gedachte an ſeine junge Gemahlin und ging; aber ein Verwandter und Freund Montagues war durch die Schmähreden des Andern auf das Höchſte erbittert, er forderte den Capulet, und nach einem kurzen Gefecht fiel der Freund Romeo's.

Jetzt kam Romeo zurück, zu ſpät, um ſeinen Freund in das Leben zurückrufen zu können, früh genug, um ihn zu rächen. Er drang, von Wuth gegen den Mörder ſeines Freundes erfüllt, auf ihn ein, und der Vetter Julien's ſank todt nieder.

Augenblicklich ſammelten ſich Menſchen auf dem Platz, das Geſchrei: Mord! Todte, Capulet, Montague!

erfüllte die Luft, die Capulets, die Montagues ſtürzten herbei, auch der Fürſt erſchien, die Erzählung der Begebenheit ſelbſt zu hören. Die Capulets ſchrieen um Rache, die Montagues flehten um Gnade, und der Fürſt, beachtend, daß Romeo auf das höchſte gereizt worden war, daß er den Tod ſeines Freundes zu rächen gehabt hatte, verwandelte die Todesſtrafe, die er dem erſten, welcher einen Capulet oder Montague tödten würde, zugeſagt hatte, für Romeo in Verbannung aus Verona.

Eilends entfernte er ſich, verzweiflungsvoll ſtürzte er zu ſeinem Vertrauten, dem Beichtiger, und beſchwor ihn um Rath und Hülfe.

Dieſer verbarg ihn bei ſich bis zur Nacht, und ließ Julien wiſſen, daß ſie ihren Gemahl zu erwarten habe. Dann bat er Romeo inſtändig, ſich zu faſſen, mit dem erſten Morgenſtrahl Verona zu verlaſſen und nach Mantua zu eilen. Dort ſollte er leben, bis der Fürſt ihm geſtatten würde, zurückzukehren, täglich ſollte er durch den Beichtiger Nachricht von Julien erhalten.

Dieſe Vorſtellungen und Verſprechungen beruhigten endlich Romeo einigermaßen, er blieb ruhig bei ſeinem treuen Freunde, bis die Nacht ihm verſtattete, heimlich in die Arme ſeiner Gemahlin zu eilen.

Julie empfing den Geliebten, betrübt über den Tod ihres Verwandten, betrübter über Romeo's Verbannung, und doch ſo liebend, ſo glücklich.

Sie vergaß die Werbung des Grafen, ſie dachte nur an ihre Liebe, denn ſie wußte ja nicht, wann ſie Romeo wieder ſehen würde?

Als der erſte lichte Streif am Himmel ſichtbar ward, trieb die beſorgte Julie ihren Geliebten zur Eile an, ſie gelobten einander täglich zu ſchreiben, Liebe und Treue ſchworen ſie einander nicht, weil ſie gar nicht an die Möglichkeit dachten, einander jemals untreu werden zu können.

Als Romeo ſich aus Julien's Armen losgeriſſen hatte, blickte er ſich noch einmal um.

„Julie!“ rief er aus, „ich fürchte, wir werden uns nicht wiederſehn.“

„O mein Romeo, ich fürchte es auch!“ und noch einmal ſanken ſie einander in die Arme, dann ſprang Romeo zum Fenſter hinab und entfernte ſich eilends.

Vierhundert zwei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Kaum war der Vetter des alten Capulet beerdigt, ſo erneuerte der Graf ſeine Werbung um Julien, und Capulet, welcher Eile liebte, und dem ohnehin die

Trauer ein großes Feſt verbot, beſtimmte den nächſten Tag zu Julien's Vermählung, und kündigte ihr dies an. Alles Flehen und Bitten Julien's fruchtete nichts bei dem Vater, und ihre Verbindung mit Romeo geſtehen, hieß nur: ihn der Rache ihres Vaters Preis zu geben. Sie ließ ſich alſo geduldig mit dem Grafen verloben, beſchwor die Amme zu ſchweigen und eilte dann, unter dem Vorwande zu beichten, zu dem Pater.

Dieſer rieth ihr, in Alles zu willigen, aber am Abend vor der Trauung den Schlaftrunk zu nehmen, den ihr der Mönch gab. Er wollte dafür ſorgen, daß Julie ſogleich den andern Abend beerdigt würde, und um Mitternacht mit Romeo kommen, ſie aus der Gruft zu befreien. Die Liebenden ſollten nach Mantua und von da weiter fliehen, bis ſie vor allen Nachforſchungen ſicher ſeyn könnten. Julie willigte in Alles, und der Mönch ſchrieb ſogleich an Romeo, was dieſer wiſſen mußte. Den Brief übergab er einem jungen Laienbruder, auf deſſen Pünktlichkeit, Eile und Verſchwiegenheit er ſich verlaſſen konnte.

Hierauf trennte ſich Julie von dem Beichtiger und begab ſich zu ihren Aeltern.

Als dieſe den nächſten Morgen Julien wecken wollten, um ſie als Braut zu ſchmücken, fanden ſie die Tochter todt.

Händeringend kamen ſie dem Grafen entgegen, welcher ſich über den Tod ſeiner Braut nicht tröſten wollte. Der fromme Mönch erſchien, er wußte Alle von der ſcheinbaren Leiche zu entfernen, und beſorgte eilends das Begräbniß.

Als er dies gethan hatte, begab er ſich eilends wieder nach ſeinem Kloſter, und fand in ſeiner Halle ſchon den Boten, den er an Romeo geſendet. Dieſer hatte Mantua gar nicht erreicht, in mehrern Orten zwiſchen Verona und Venedig war ein peſtartiges Fieber ausgebrochen, und der Laienbruder war deßhalb gar nicht weiter gelaſſen worden, und ſogleich umgekehrt.

Als der Pater dieſe Nachricht vernommen hatte, wurde er ſehr unruhig, und eine Angſt, wie er ſie in ſeinem Leben noch nicht empfunden hatte, belaſtete ſein Herz.

Romeo war nun ohne Nachricht, kam nicht nach Verona, wie ſollte er Julien tröſten? Wo ſie verbergen? Wie Romeo Kunde zukommen laſſen? Er wünſchte ſehnlichſt die Nacht herbei, um nur Julien befreien zu können.

Der Erzähler ſchwieg, und fuhr die folgende Nacht fort:

Vierhundert drei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Romeo hatte Kunde von Verona erhalten, die ſchrecklichſte. Sein treuer Diener war nach Verona geeilt, und auf einem flüchtigen Roſſe ſchneller zurückgekehrt, als der Mönch, der überhaupt den Diener nicht geſehen hatte, nur ahnen konnte. Man hatte Romeo's Diener, der eine volle Börſe ausſchüttete, den Eintritt nach Mantua nicht verwehrt, und dieſer brachte ſeinem Herrn die Nachricht, daß der alte Capulet ſeine Tochter zu einer Verbindung mit dem Grafen habe zwingen wollen, und daß Julie am Morgen des zur Trauung beſtimmten Tages todt in ihrem Bette gelegen habe.

Romeo war einige Augenblicke wie raſend, dann ſagte er entſchloſſen zu ſeinem Diener: „ſchaffe Pferde, damit wir noch vor Mitternacht Verona erreichen!“

Der Diener gehorchte, und Romeo eilte, ſich mit ſtarkem Gift zu verſehen, dann war er ſtill.

„Ich werde kommen, Julie!“ rief er aus, „ich folge Dir!“

Der Unglückliche glaubte, Julie ſey aus Schmerz über die Trennung von ihm geſtorben, oder ſie habe ſich ſelbſt den Tod gegeben, um der Verbindung mit dem Grafen zu entgehen. Stumm ſchwang er ſich auf ſein Pferd, und ritt ſo ſchnell, daß der Diener ihm kaum folgen könnte.

Es war ſchon tief in der Nacht, als er Verona erreichte. Haſtig ſprang er von dem Roſſe und gab es ſeinem Diener, ſo wie alles Geld, was er bei ſich trug.

Dann ging er auf den Gottesacker zur Gruft der Capulets.

Ein Stoß, und die Thüre des Grabgewölbes war offen, ſein erſter Blick fiel auf den Sarg, in welchem, ohne von dem Sargdeckel verhüllt zu ſeyn, Julie ſchlief. Romeo ſtürzte an ihrem Sarge nieder, und bedeckte die ſchöne Schlummernde mit Thränen und Küſſen. Als er ſie ſo ſchön ſah, ohne die entſtellenden Spuren des Todes, erfaßte ihn noch einmal der wüthendſte Schmerz, daß die Erde ſchon jetzt das Schönſte, ſein Liebſtes, ſein Alles verſchlingen ſollte; aber dann war er wieder ruhig und nahm das Gift, indem er unverwandt auf Julien blickte. So ſie anſchauend, liebend, ohne die Augen von ihr abwendend, ſaß er auf den Stufen, auf welchen Julien's Sarg ſtand.

„Und ich wüßte nichts Schöneres zu ſagen," fuhr Eduard fort, „um meine heutige Mittheilung zu beſchließen, als wenn ich mit Shakeſpeare ſage: Augen, blickt Euer Letztes, Arme, nehmt die letzte Umarmung."

Vierhundert vier und dreißigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Geſchichte.)

So ſaß Romeo, da flüſterte Julien's ſüße Stimme: „Romeo!" Und er, ſie hörend, glaubte, ſie riefe ihm dem Himmel zu, und blickte aufwärts, die Arme nach dem ſchönſten Sterne ausbreitend, der in das Grabgewölbe hereinſchimmerte. Da rief Julie nochmals: „Romeo!“ und er blickte ſich um und ſah Julien aufgerichtet im Sarge ſitzen.

„Julie, Du lebſt!“ rief er wonnetrunken, und ſtürzte hin zu ihr, zog ſie an ſein Herz und jubelte.

„Ja,“ entgegnete ſie, „ja, mein Romeo, ich lebe, unſer Beichtiger hat mich gerettet, doch Du weißt ja Alles, haſt ſeinen Brief erhalten, biſt hier, mich abzuholen!“

„Nein!“ ſprach Romeo, „ich habe keinen Brief erhalten,“ und Julie erzählte ihm Alles, was geſchehen war, und fügte hinzu: „doch nun, Romeo, laß uns fliehen, die Zeit drängt, wir müſſen Verona hinter uns haben, ehe der Morgen graut.“ Da erſtarrte Romeo, und trotzig rief er aus: „Julie, ich fliehe nicht mit, mein Platz iſt hier, ich bin zu früh ein Capulet geworden, ich werde bald neben meinen Feinden ganz ſtill ruhen. Julie, ich glaubte Dich todt, ich habe Gift!“

Er ſank zurück, das Gift wirkte, er lebte nur noch ſo lange, um noch einmal ſeinen Namen von Julien's Lippen zu hören.

Als er ſein Haupt neigte, nahm ſie Romeo's Dolch und drückte ihn in ihre Bruſt.

Als der Beichtiger kam, fand er Beide todt, den

Zuſammenhang errieth er aus der Ausſage des Dieners, welcher auch herbei kam.

Am Grabe ihrer Kinder verſöhnten ſich die Capulets und Montagues.

Noch jetzt zeigt man in Verona das Grab von Romeo und Julie,

Hier ſchwieg Eduard, nach einer Pauſe ſagte Alma: „o wie rührend iſt dieſe an ſich einfache Geſchichte. Wie grauſam ſpielt das Schickſal mit den Liebenden.“

„Und wie glücklich machte ſie ihr kurzer, aber himmliſch ſchöner Traum!“ ſagte der Maler.

„Ich wünſchte nur,“ bemerkte Eduard, „daß Du,“ meine Alma, dieſe herrliche Dichtung lebendig vor Dir ſäheſt, ich werde den Abend nie vergeſſen, an welchem ich Romeo und Julie von Künſtlern darſtellen ſah. Es war mir, als erlebte ich Alles wirklich, und obgleich mir die Dichtung ſchon damals faſt Wort für Wort bekannt war, ſo zitterte ich doch, als ich Romeo das Gift trinken ſah.“

„Im Shakeſpeare iſt der Schluß anders, als Sie hier erzählt haben,“ ſagte Willmann, „da iſt Romeo ſchon todt, als Julie erwacht.“

Eduard entgegnete: „ich bin hier der alten italieniſchen Geſchichte von Romeo und Julie gefolgt, und ich glaube, Romani hat wohl gethan, ihr bei ſeiner Operndichtung auch zu folgen, es wirkt noch tiefer, wenn Romeo ſeine unſelige Eile bereuen muß.“

Es giebt überhaupt nichts Tragiſcheres, als wenn der

Menſch in der Meinung, ſich Glück zu bereiten, eifrig ſein Unglück zubereitet, ja ſich oft ſogar darum bemüht!" äußerte der Freiherr.

„Unſterblich wird Shakeſpeare ſchon durch dieſes Drama bleiben," ſprach der Maler, „und Bellini unvergeſſen, wenn wir ſeine hinreißenden Melodieen zu dieſer Dichtung hören; aber wenn die Menſchen jeder ſpätern Zeit ſich noch der Dichtung freuen werden, ſo müſſen wir unſern Zeitgenoſſen Ludwig und Emil Devrient, den Shakeſpear'ſchen Merkutio und Romeo, ſo wie den Bellini'ſchen Romeo's: Wilhelmine Schröder-Devrient, Francilla Pixis und Maria Malibran auch die ihnen gebührende Anerkennung für ihre poetiſchen Darſtellungen zollen."

Vierhundert fünf und dreißigſte Nacht.

Die folgende Nacht erzählte die Freifrau folgendes Mährchen:

Die Wundergaben.

Vor alten Zeiten lebte ein König, welcher ein großes, ſchönes Reich, ein ſiegreiches Heer und eine vortreffliche, reizende Gemahlin beſaß. Als ſie ih einen Prinzen geboren hatte, glaubte er ſich am Zie ſeiner Wünſche. Aber wie nun der Menſch iſt, de immer und immer wünſcht, ſo war auch König Albus; er wünſchte ſich eine ſchöne Prinzeſſin: denn ſein Nachbar, ebenfalls ein mächtiger König, hatte einen junge Prinzen, dem wollte er mit der Zeit ſein Töchterlei verloben.

Wirklich gebar die Königin, bald nachdem der König dieſen Wunſch geäußert hatte, eine Prinzeſſin. Wie ſich nun der König mit ſeiner Gemahlin über die Wahl der Pathen beſprach, ſagte ſie: „Ich habe ſchon eine Pathin für unſer Kind, die Fee Roſalide. Ich ſah ſie vor einiger Zeit, als ich im Garten ſpazieren ging, auf einer Roſenwolke ſchweben, und bat ſie im voraus um die Ehre, und ſie hat es mir verſprochen, unſerm Kinde Pathe zu ſeyn.“

„Gut,“ erwiederte der König, „eine Fee zur Pathe zu haben, iſt für unſere Prinzeſſin gar nicht übel; übrigens aber iſt es auch eine Ehre für die Fee, denn unſre Prinzeſſin iſt die Tochter eines mächtigen Königs, und ohne königlichen Beiſtand vermögen ſehr oft ſogar die Feen nichts.“

Das Kind ſollte getauft werden. Die übrigen Pathen, des Königs Nachbar, König Hidiflor, und deſſen Gemahlin, die Königin Alemone, hatten ſich bereits eingefunden, aber die Fee war noch immer nicht da!

Da öffnete ſich endlich die Thüre, und herein kroch eine große, grüne Blattlaus, und näherte ſich dem Kindlein. Jetzt beſannen ſich der König und die Königin, daß die Fee Roſalide jeden Monat November in Geſtalt einer Blattlaus leben müſſe, und machten nun gute Miene zum böſen Spiel. Sie nöthigten die Fee, näher zu treten; aber heimlich ärgerten ſie ſich über das unangenehme Ausſehen der Fee und über die ſpöttiſchen Geſichter der Anweſenden, die ſich über dieſe Pathe luſtig machten.

Als die Ceremonie beendigt war, entfernte ſich die Fee wieder, ohne dem Kinde, wie es damals Sitte war, ein Geſchenk zu hinterlaſſen.

Schon wollten die Frauen der Königin ihre Bemerkung darüber machen, da entfiel zufälliger Weiſe der kleinen Roſalide das Häubchen, und ſtaunend traten Alle zurück, denn des Kindleins Haare glänzten wie feine Fäden vom hellſten Golde.

Sie ſahen nun wohl, daß die Fee ihr Pathchen reich beſchenkt hatte. Das Kind wurde groß und ſtark und ſchön; ihr Haar wuchs zuſehends, und die Haare, welche ihr ausfielen, waren wirklich von Gold und ſo ſchön, daß die Königin ſie in ihre Gewänder weben und der König ſie ſchmelzen ließ.

Das Kind ward als ein Wunder angeſtaunt, jeder König wünſchte ſie zur Gemahlin für ſeinen Sohn, und kaum konnte ſie das Wörtlein „Ja" ausſprechen, ſo mußte ſie ſich ſchon mit dem Sohne des Königs Pidifler verloben.

Natürlich war nun des Königs Wunſch, noch eine ſolche Tochter zu beſitzen, und er ward ihm auch erfüllt; die Königin ward wieder Mutter eines lieblichen Mädchens.

Hier brach die Freifrau ab, und erzählte die nächſte Nacht weiter:

Vierhundert ſechs und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Diesmal erzählte die Königin, daß ſie es für gut gefunden habe, die Fee Diamantina zu Gevatter zu bitten, als ſie dieſelbe geſehen habe, wie ſie das letzte Mal bei der Schacht vorübergegangen ſey.

Der König war ſehr zufrieden damit, veranſtaltete ein großes Tauffeſt, und er ſowohl, als ſeine Gemahlin, freuten ſich ſchon im voraus auf den Glanz, den die Fee Diamantina um ſich verbreiten würde.

Die Stunde ſchlug, die Pathen im ſchönſten Glanze waren verſammelt, da flogen die Thüren auf, und ſtatt der ſtrahlenden Fee Diamantina, hüpfte eine häßliche erratze herein, ſtellte ſich an den Tauftiſch, und huſchte herauf bis an das Bettchen des Kindleins.

Einige der Umſtehenden lachten, Andre ekelten ſich vor der häßlichen Ratze, und die Königin Huldine erklärte, ſie wolle mit dieſer Ratze durchaus nicht Pathe ſehen.

Der König Albus und ſeine Gemahlin, welche die in eine Ratze verwandelte Fee nicht beleidigen wollten, baten ſie flehentlich, ſich an das Aeußere ihrer Mitgevatter nicht zu kehren, und ſo ſchwieg endlich die Königin Huldine; aber das Tauffeſt war doch dadurch ganz geſtört.

Als ſich die Pathen entfernt hatten, wünſchten der König und ſeine Gemahlin das Kind zu ſehen, und ſie, ſo wiė die Wärterinnen deſſelben betrachteten es genau, in der Hoffnung, eine Wundergabe, wie bei ihrer älteſten Prinzeſſin Roſaliede zu finden; aber ſie hatten ſich geirrt, und das Kind war weder beſchenkt worden, noch ein Wunderkind, ſondern blos ein hübſches, dickes Mädchen.

Als es aber anfing zu ſprechen, o Wunder, da fiel ihr bei jedem Worte, was ſie ſprach, ein ſchöner Diamant aus dem Munde, und die Aeltern ſahen nun wohl, daß die Fee Diamantina das Pathengeſchenk nicht vergeſſen hatte. Sie ſammelten dem Kindlein einen reichen Schatz, und die kleine Diamantina feierte an ihrem dritten Geburtstage ihre Verlobung mit dem Kronprinzen des Königs von Waſſaraffi.

Der König Albus ward ſehr beneidet wegen ſeinen ſchönen, ſo reichbegabten Töchtern, und der König, der täglich ſtolzer ward, wünſchte ſich noch eine Prinzeſſin.

Vierhundert ſieben und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens).

Als nach Jahresfriſt die Königin wieder Mutter einer hübſchen Prinzeſſin geworden war, ſagte der König: „Liebe Gemahlin, diesmal, hoffe ich, haſt Du keine Fee zur Pathin gebeten; ich möchte nicht noch einmal einen ſolchen Aerger erleben, wie am vorigen Tauffeſte."

„Aber bedenke, wie reich die beiden Feen ihre Pathchen beſchenkt haben!" entgegnete die Königin.

„Wahr, liebe Gemahlin, es ſcheint ſo; aber es iſt doch auch möglich, daß ein höheres Weſen, als dieſe Feen, vielleicht der Feenkönig ſelbſt, unſre Kinder ſo beſchenkt hat. Bedenke, ich bin ein König, Du biſt eines Königs Tochter, alſo nimmt der Feenkönig Rückſicht auf uns."

„Ach," flüſterte die Königin kleinlaut, „ich habe ſchon die Schweſter der Feen Roſaliede und Diamantina, die Fee Libella, zur Pathin gebeten, als ich vor einiger Zeit am Ufer des Stromes wandelte; aber beruhige Dich, Libella iſt die ſchönſte ihrer Schweſtern, und wird nicht durch eine häßliche Verwandlung unſer Feſt ſtören.“

Der König runzelte die Stirn, aber er ſchwieg. Der Tauftag rückte heran, die Pathen umſtanden das Kindlein, da flogen die Thüren krachend auf, und ein unförmlicher Seefiſch wälzte ſich herein, und drängte ſich zwiſchen die Pathen.

„Jedesmal ein Thier zur Pathe! das iſt doch zu arg!“ rief beleidigt die Königin Hidiſlor, die diesmal wieder Pathe war, und lief zornig aus dem Saale.

Ihr Gemahl, der ſeine Gemahlin fürchtete, folgte ihrem Beiſpiele, und damit das Kind nur getauft werden konnte, befahl der König zornig und beſchämt, zwei Hofherren, Pathe zu ſtehen.

Als die Ceremonie vorüber war, verließ die Fee den Saal, und der König ſagte zu ſeiner Gemahlin: „Wenn die Fee Libella meine Tochter nicht reich beſchenkt, ſo wird es mich zeitlebens ärgern, daß Ew. Liebden ſie zu Gevatter gebeten haben.“

Die Fee hatte dies vielleicht gehört, und da ſie großmüthig war, ſo hatte ſie ihrem Pathchen eine wundervolle Gabe zugetheilt. So oft nämlich das kleine Prinzeßchen weinte, verwandelten ſich ihre Thränen in ſchöne Perlen, die vom Hofjuwelier für unbezahlbar erklärt wurden.

Nun waren König und Königin mit der Fee verſöhnt, und die kleine Prinzeſſin Libella ward ebenfalls mit einem Kronprinzen verlobt.

Der König und ſeine Gemahlin waren außerordentlich glücklich. Ihr Kronprinz zeichnete ſich vor allen Knaben ſeines Alters durch Muth und Schönheit aus, und ihre drei Prinzeſſinnen wurden allgemein die Prinzeſſinnen mit den Wundergaben genannt. Sie wurden vergöttert, jede ihrer kindiſchen Launen wurde erfüllt, und wenn ſie auch wirklich die ſchönſten und reichſten Prinzeſſinnen von der Welt waren, ſo konnte doch Niemand ſie für die wohlerzogenſten und gutartigſten erklären, wenn er nicht tüchtig ſchmeicheln wollte.

Die Königin ward noch einmal Mutter einer Tochter. Sie hatte die vierte Schweſter der Fee Roſaliede, die Fee Clara, zur Pathin bitten wollen, hatte es aber aus Furcht vor dem Gerede der Leute unterlaſſen, und hoffte, daß ihre kleine Tochter, die ſie Clara nannte, deßhalb nicht minder ſchön und begabt ſeyn würde. Aber da hatte ſie ſich geirrt; die kleine Clara war und blieb ein ganz gewöhnliches Kind, das, als man keine beſonderen Gaben an ihm entdeckte, gar nicht beachtet und der Amme ganz überlaſſen wurde. Sie erhielt nur die abgelegten Kleider, ihre Aeltern wollten ſie nicht ſehen, weil ſie ſich ihrer ſchämten, und ihre Schweſtern verſpotteten ſie.

Vierhundert acht und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

So würde die kleine Clara ein ganz unwiſſendes Geſchöpf geblieben ſeyn, wenn ſich nicht ein alter, weiſer Mann, welcher am Hofe des Königs lebte, ihrer auf das Beſte angenommen hätte. Er war grundgelehrt, dabei verſtändig, und liebte die Kinder ſehr. Da er wegen ſeines hohen Alters und weil er ein Freund des Königs Albus I., des Großvaters des jetzt lebenden Königs geweſen war, überall im Schloſſe Zutritt hatte, bemerkte er gar bald, daß Prinzeſſin Clara unfreundlich behandelt wurde und ohne allen Unterricht blieb. Er erbot ſich, ſie zu unterrichten, und der König geſtattete ihm dies, weil es ihm ziemlich gleichgültig war, ob ſich Jemand um Clara's Bildung kümmerte oder nicht.

Der weiſe Thulus fand eine fleißige, gelehrige Schülerin an dem Kinde, das ſich mit inniger Liebe an den Lehrer hängte, und von Jahr zu Jahr mehr Fortſchritte machte. Da aber ihre Aeltern nur ſelten und dann in ſo ſtrengem Tone mit Clara ſprachen, ſo war das Mädchen ganz verſchüchtert, und weder der König, noch die Königin ahneten, daß ihre jüngſte Tochter mehr Kenntniſſe und ſorgfältig ausgebildetere Talente beſaß, als die übrigen drei Töchter zuſammen.

Die älteſte Tochter Roſaliede, im Lande nicht anders, als Prinzeſſin Goldhaar genannt, hatte ihr neunzehntes Jahr angetreten, und ſollte ſich nun mit dem Kronprinzen des Königs Hidiflor vermählen. Aber die ſtolze Prinzeſſin liebte die Unabhängigkeit; dieſer Prinz ſchien ihr noch nicht vornehm und glänzend genug, und ſo erklärte ſie denn, ſie wolle ſich nicht eher, als an ihrem vierundzwanzigſten Geburtstage vermählen. Ihrem Beiſpiele folgten ihre Schweſtern Diamantina und Libella, und die Aeltern, ſo wie die drei Prinzen, mußten ſich in ihren Willen fügen.

Ein Jahr nach dem andern verſtrich; auch Prinzeſſin Clara war erwachſen, und einige Prinzen aus unbedeutenden Häuſern hatten ſich um ſie beworben, waren aber von ihrem Vater zurückgewieſen worden; denn der König pflegte oft zu ſagen: „Da ſich ein großer, ſchöner Prinz nicht um Clara bewerben wird, ein Geringer aber nicht mein Eidam werden darf, ſo ſoll ſie unvermählt bleiben,“ und die Königin ſetzte ſeufzend hinzu: „Ach, hätte ich doch dieſes häßliche Mädchen gar nicht geboren; ſie beſitzt keine Wundergabe, ſteht immer ganz blöde da, und ich wollte, ſie wäre fort von mir, damit ſie mein Auge nicht mehr ſähe.“

Clara, die ſich im Nebenzimmer befand, hörte dieſe liebloſen Worte ihrer Mutter, aber ihr Herz blieb ſanft, ſie weinte nur, ging hin zu ihren Aeltern, und ſprach mit ſanfter Stimme: „Meine theuren Aeltern, ich habe zufällig gehört, was Ihr über mich geſprochen habt; ich fühle es, daß Ihr mich nicht liebt, und ich weiß gar wohl, daß ich hinter meinen Schweſtern zurückſtehe. Da ich Euch nun nicht ſo lieb bin, und Ihr mich nicht gern am Hofe ſeht, ſo erlaubt, daß ich mich mit meiner alten Amme entferne und in ſtiller Verborgenheit lebe. Ihr könnt ja, fügte ſie wehmüthig hinzu, mich für todt ausgeben.“

Dieſe, ohne alle Verſtellung und Ziererei ausgeſprochenen Worte rührten die Königin doch, auch ihr Gemahl ſah Clara huldreich an, und zum erſten Male in ihrem Leben wurde ſie von ihren Aeltern umarmt.

Den andern Tag dachten ſchon Beide nicht mehr daran; doch die Prinzeſſin blieb am Hofe.

Vierhundert neun und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Wenige Wochen nach dieſem Vorfall verbreitete ſich im ganzen Lande die Nachricht, daß Azor, der junge, ſchöne, mächtige Kaiſer von Mithrilias den Hof des Königs Albus beſuchen würde.

Dies Gerücht beſtätigte ſich, er erſchien wirklich mit einem zahlreichen, über alle Möglichkeit glänzendem Gefolge.

Alles, was man von ſeiner Schönheit, Weisheit und Tapferkeit geſagt hatte, war nichts gegen die Schönheit, in welcher er ſich jetzt am Hofe des Königs Albus zeigte.

Die drei älteſten Prinzeſſinnen glaubten, daß der Kaiſer Azor einzig an den Hof ihres Vaters gekommen ſey, um ſich mit Einer von ihnen zu vermählen, und Jede glaubte von ſich, daß ſie dieſe Eine ſey.

Ihm zu gefallen, ſchmückten ſie ſich auf das Schönſte: Roſaliede ging in Goldſtoff gekleidet, Diamantine in ſchwarzem Sammet, der mit Diamanten überſät war, Libella im blaßblauen Atlaskleide, reich geſtickt mit köſtlichen Perlen.

Der Kaiſer zeigte ſich ſehr freundlich gegen die drei Prinzeſſinnen, aber bei alle dem auch ſehr zurückhaltend. „Natürlich,“ ſagte Jede zu ihrer Vertrauten, „der Kaiſer hält uns für verlobt; aber ehe ich mich mit dem Kronprinzen vermähle, deſſen ganzes Reich gegen das große Reich des Kaiſers nur wie ein Landgut iſt, eher will ich ſterben!“ Und jede der Vertrauten ſprach: „Recht, Prinzeſſin, das iſt klug und königlich geſprochen!“

Hierauf erklärte jede der Prinzeſſinnen dem Könige und der Königin, daß ſie ihr Wort, was ſie dem Kronprinzen gegeben habe, zurücknehmen wolle, und obgleich die Aeltern den Töchtern vorſtellten, daß es nicht ſo leicht ſey, einen Königsſohn zurückzuweiſen, ſo folgten ihnen die drei Prinzeſſinnen doch nicht. Drei Abſagebriefe wurden geſchrieben, und den drei Kronprinzen zugeſandt.

Wirklich hatte der Kaiſer Azor im Sinne, ſich mit einer von den Prinzeſſinnen zu vermählen; aber obgleich er alle drei ſehr ſchön fand, ſo ſprach doch für keine ſein Herz. Doch er wollte ſich auch nicht ganz von ſeinem Herzen hinreißen laſſen, und ſprach deßhalb mit dem weiſen Thulus über den Charakter dieſer Prinzeſſinnen.

Thulus zuckte die Achſeln und lächelte: „Es ſind drei ſchöne und reiche Prinzeſſinnen, die jederzeit ihren Launen folgen konnten,“ ſprach er. „Morgen Abend iſt großer Hofball, da werdet Ihr auch die vierte Prinzeſſin Clara ſehen, vielleicht gefällt ſie Euch. Aeußert nur gegen den König den Wunſch, daß Ihr Clara zu ſehen wünſchtet, dann darf ſie ſicher auf dem Balle erſcheinen.“

Der Kaiſer ſchwieg, denn er hatte von einer vierten Prinzeſſin noch gar nicht ſprechen hören; aber er erkundigte ſich nun überall nach ihr, und da Jeder, obwohl verſtohlen, ihre Herzensgüte rühmte, ſo bat er den König, ihm doch auch die Ehre zu verſchaffen, Prinzeſſin Clara auf dem Balle ſehen zu können.

Vierhundert und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Am Morgen des Tages, an welchem der Ball ſtatt finden ſollte, ſagte die Königin zu Clara: „Auch Du ſollſt heute auf dem Balle erſcheinen; gehe zu Deinen Schweſtern, und bitte ſie, daß ſie Dir von ihrem reichen Putze etwas zu Deinem Ballſchmucke geben.“

„Ach, gnädige Mutter, ich will meine Schweſtern nicht mit Bitten beläſtigen,“ entgegnete Clara; aber die Königin wiederholte den Befehl, und Clara ging ſchüchtern zu ihren Schweſtern, ſie freundlich um einigen Schmuck zu bitten.

Roſaliede ſah Claren ſpöttiſch an, und erwiederte: „Meine Vorräthe an Goldfaden ſind verbraucht, und Deinetwegen werde ich mir kein Haar ausreißen!“

Libella lächelte und ſprach: „Wegen Dir werde ich doch nicht Thränen vergießen ſollen? Kaufe Dir Glasperlen, ſie ſind gut für Dich!“ und Diamantine ſagte gar nichts, aus Furcht Diamanten zu verlieren.

Clara ging ſtill hinweg, und erſchien des Abends im einfachen, weißen Kleide, einzig mit Roſen geſchmückt, und doch ſah ſie ſo ſchön aus, wie keine Andre. Ihr glänzend ſchwarzes Haar, das in reichen Locken um ihren Nacken wallte, übertraf an Schönheit das goldne

Haar der ſtolzen Roſaliede. Ganz heimlich flüſterten die Umſtehenden: „wie ſchön iſt Clara!“ aber ſie wagten nicht, es laut zu ſagen, denn ſie wußten, daß der König und ſeine Gemahlin Clara nicht liebten.

Zuletzt, als ſchon alle Ballgäſte verſammelt waren, trat der Kaiſer ein, glänzend gekleidet. Sein blitzendes Auge überflog forſchend die Verſammlung und ruhte jetzt auf Clara.

Zu ihr eilte er, ohne zu wiſſen, daß ſie die Prinzeſſin Clara ſey, nach welcher zu fragen er ganz vergaß; von ihrer Seite wich er nicht, er war ſo in ihrem Anſchauen verloren, daß er die boshaften Blicke der andern Prinzeſſinnen nicht bemerkte.

Da trat ein Hofherr todtenblaß ein, und drei Herolde folgten ihm und erklärten im Namen der drei abgewieſenen Kronprinzen dem König Albus den Krieg.

Der König Albus erſchrak, ſeine Gemahlin nicht minder, und die drei Prinzeſſinnen ſahen einander ängſtlich an. Der Kaiſer aber blieb ruhig, und bat Clara um ihre Hand.

„O mein Kaiſer,“ entgegnete ſie hocherröthend, „wie könnte ich jetzt, wo mein Vater von allen Seiten mit Krieg bedroht iſt, glücklich werden wollen?“

„Wie, Ihr ſeyd Clara, die ſo ungerecht zurückgeſetzte Prinzeſſin?“

Clara bejahte es.

„Nun dann!“ rief der Kaiſer, „dann will ich Eure Hand auch verdienen. Ich werde mit meinem

Heere für Euern königlichen Vater ſtreiten, und Ihr ſollt mich als Sieger oder niemals wiederſehn!“

Nachdem er dies geſagt, eilte er fort ſich zu rüſten und die nöthigen Befehle zu geben.

Der König Albus rüſtete ſich auch. Er war außer ſich über das Betragen ſeiner Töchter; er bat ſie, zu verſuchen, die Prinzen zu verſöhnen; aber der Hochmuth ſeiner Töchter ließ es nicht zu, und die Heere der drei Prinzen zogen ein in das Reich des Königs Albus.

Vierhundert ein und vierzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens)

Der König Albus ſah, daß er mit all' ſeiner Macht nichts gegen die drei verbündeten Mächte ausrichten würde. Er war ein gutmüthiger König, der nicht umſonſt Blut vergießen wollte, und übergab ohne Schwertſtreich ſein Land den drei Feinden, die ſchon anfangen wollten, ſich untereinander um das Land zu bekriegen; da kam zur rechten Zeit der Kaiſer, ſchlug die drei Prinzen, eroberte das Land des Königs Albus, und gab es dieſem zurück.

König Albus war ganz glücklich darüber, und ſein Glück ſtieg auf das Höchſte, als der Kaiſer ihn um die Hand ſeiner Tochter Clara bat.

Nun war Clara der Liebling der Aeltern, und die drei andern Prinzeſſinnen ſchalten ihre Pathen, die Feen, daß ſie ihnen nicht beſſer beigeſtanden hatten.

Da öffneten ſich die Thüren, und die drei Feen, Roſaliede, Diamantine und Libella, traten in ihrem höchſten Schmucke herein, und ſagten zürnend: „Ihr Undankbaren, wir haben Euch reich begabt, und Ihr ſeyd übermüthig dafür geworden; Ihr habt drei Könige verſchmäht, Ihr werdet es bereuen. Von Euren reichen Gaben theilt Ihr ſogar Eurer Schweſter nichts mit; empfanget dafür Eure Strafe!“ Sie berührten die Prinzeſſinnen mit ihren Zauberſtäben und verſchwanden.

Welch ein Schreck für die Prinzeſſinnen: Roſaliedens goldnes Haar hatte ſich in ganz gewöhnliches Blond verwandelt. Als Diamantine ihre Verwunderung darüber ausſprach, fiel auch nicht der kleinſte Diamant aus ihrem Munde, und Libellens Thränen, die ſie vor Aerger vergoß, blieben ganz gewöhnliche Thränen.

Clara's Vermählung mit dem Kaiſer wurde auf das Glänzendſte vollzogen. Als die Ceremonie vollendet war, verbreitete ſich eine ungewöhnliche Helle in dem Saale, und in Morgenröthe und Aether gekleidet, ſchwebte die Fee Clara herein.

Mit ſanften Lächeln ſprach ſie zum König Albus: „Du haſt mich nicht zur Pathin Deines Kindes erwählt, aus Furcht eine Mißgeſtalt zu erblicken. Ich verzeihe es Dir; denn die wenigſten Menſchen wiſſen es: daß Fee Clara über alle die Verwandlungen erhaben iſt, welchen die Feen, die blos Reichthum beſitzen, unterworfen ſind. Ohne daß Du es wußteſt, habe ich Clara umſchwebt, und ſo bilden laſſen, daß ſie ihr jetziges Glück ſich ſelbſt verdankt.“

„Lebe wohl, Clara, ſey immer rein, und Du wirſt immer über dem Treiben des Lebens ſtehen!“

Die Fee verſchwand.

Der Kaiſer und Clara regierten lange und glücklich.

Hier ſchwieg die Erzählerin, die Zuhörer dankten ihr, und ſie verſetzte: „Ich habe dieſes Mährlein von meiner Gouvernante franzöſiſch erzählen hören, als ich noch ein Kind war, und die Beſchreibung von den Reichthümern der Prinzeſſinnen beſchäftigte Tag und Nacht meine Einbildungskraft.“

„Das Mährlein,“ nahm Eduard das Wort, „iſt ſehr bekannt; auch ich habe es als Kind gehört, wenn auch abweichend; überhaupt giebt es gewiſſe Mährchen, die faſt jede Nation hat, und jede behauptet, das Original zu beſitzen, und beſchuldigt Andre, die es erzählen, der Nachahmung.“

„Morgen iſt es an Alma, uns etwas mitzutheilen; ſie hat ſo lange geſchwiegen, und es iſt nicht mehr als billig, daß ſie uns auch wieder etwas mittheilt.“

„Gern,“ entgegnete Alma; „ich habe in dieſen Tagen eine Sage ſo wunderſchön von Tiek erzählt geleſen, daß es mir eine wahre Freude iſt, ſie Ihnen vorzuleſen, damit Sie mit mir das Schöne empfinden, was dieſe Dichtung für mich hat.“

Vierhundert zwei und vierzigſte Nacht.

Die nächſte Nacht zog Alma ein Buch hervor, und als ſich ihre Zuhörer um ſie gereiht hatten, las ſie:

Der Runenberg.

Ein junger Jäger ſaß im innerſten Gebirge nachdenkend bei einem Vogelherde, indem das Rauſchen der Gewäſſer und des Waldes in der Einſamkeit tönte. Er bedachte ſein Schickſal, wie er ſo jung ſey, und Vater und Mutter, die wohlbekannte Heimath und alle Befreundete ſeines Dorfes verlaſſen hatte, um eine fremde Umgebung zu ſuchen, um ſich aus dem Kreiſe der wiederkehrenden Gewöhnlichkeit zu entfernen, und er blickte mit einer Art von Verwunderung auf, daß er ſich nun in dieſem Thale in dieſer Beſchäftigung wieder fand. Große Wolken zogen durch den Himmel und verloren ſich hinter den Bergen, Vögel ſangen aus den Gebüſchen und ein Wiederſchall antwortete ihnen. Er ſtieg langſam den Berg hinunter und ſetzte ſich an dem Rande eines Baches nieder, der über vorragendes Geſtein ſchäumend murmelte. Er hörte auf die wechſelnde Melodie des Waſſers, und es ſchien, als wenn ihm die Wogen in unverſtändlichen Worten tauſend Dinge ſagten, die ihm ſo wichtig waren, und er mußte ſich innig betrüben, daß er ihre Reden nicht verſtehen konnte. Wieder ſah er dann umher, und ihm dünkte, er ſey froh und glücklich; ſo faßte er wieder neuen Muth, und ſang mit lauter Stimme einen Jägergeſang:

Froh und luſtig zwiſchen Steinen
Geht der Jüngling auf die Jagd,
Seine Beute muß erſcheinen
In den grün lebend'gen Hainen,
Sucht er auch bis in die Nacht.

Seine treuen Hunde bellen
Durch die ſchöne Einſamkeit,
Durch den Wald die Hörner gellen,
Daß die Herzen muthig ſchwellen:
O du ſchöne Jägerzeit!

Seine Heimath ſind die Klüfte,
Alle Bäume grüßen ihn,
Rauſchen ſtrenge Herbſteslüfte
Find't er Hirſch und Reh, die Schlüfte
Muß er jauchzend dann durchziehn.

Laß dem Landmann ſeine Mühen
Und dem Schiffer nur ſein Meer;
Keiner ſieht in Morgens Frühen
So Aurora's Augen glühen,
Hängt der Thau am Graſe ſchwer.

Als wer Jagd, Wild, Wälder kennet,
Und Diana lacht ihn an,
Einſt das ſchönſte Bild entbrennet,
Die er ſeine Liebſte nennet,
O beglückter Jägersmann!

Während dieſes Geſanges war die Sonne tiefer
unken, und breite Schatten fielen durch das enge
al. Eine kühlende Dämmerung ſchlich ſich über den
den weg, und nur noch die Wipfel der Bäume, wie
runden Bergſpitzen waren vom Schein des Abends
goldet. Chriſtian's Gemüth ward immer trübſeliger,
mochte nicht nach ſeinem Vogelherde zurückkehren,
dennoch mochte er nicht bleiben; es dünkte ihm ſo
am, und er ſehnte ſich nach Menſchen. Jetzt
nſchte er ſich die alten Bücher, die er ſonſt bei ſei-
Vater geſehen, und die er niemals leſen mögen,
oft ihn auch der Vater dazu angetrieben hatte; es
n ihm die Scenen ſeiner Kindheit ein, die Spiele
der Jugend des Dorfes, ſeine Bekanntſchaften un-
den Kindern, die Schule, die ihm ſo drückend ge-
n war, und er ſehnte ſich in alle dieſe Umgebungen
ck, ie er freiwillig verlaſſen hatte, um ſein Glück
nbekannten Gegenden, in Bergen, unter fremden

Menſchen, in einer neuen Beſchäftigung zu finden. Indem es finſter wurde, und der Bach lauter rauſchte, und das Geflügel der Nacht ſeine irre Wanderung mit umſchweifendem Fluge begann, ſaß er noch immer mißvergnügt und in ſich verſunken; er hätte weinen mögen, und er war durchaus unentſchloſſen, was er thun und vornehmen ſolle. Gedankenlos zog er eine hervorragende Wurzel aus der Erde, und plötzlich hörte er erſchreckend ein dumpfes Winſeln im Boden, das ſich unterirdiſch in klagenden Tönen fortzog und erſt in der Ferne wehmüthig verſcholl. Der Ton durchdrang ſein innerſtes Herz, er ergriff ihn, als wenn er unvermuthet die Wunde berührt habe, an der der ſterbende Leichnam der Natur in Schmerzen verſcheiden wolle. Er ſprang auf und wollte entfliehen, denn er hatte wohl ehemals von der ſeltſamen Alrunenwurzel gehört, die beim Ausreißen ſo herzdurchſchneidende Klagetöne von ſich gebe, daß der Menſch von ihrem Gewinſel wahnſinnig werden müſſe. Indem er fortgehen wollte, ſtand ein fremder Mann hinter ihm, welcher ihn freundlich anſah und fragte, wohin er wolle. Chriſtian hatte ſich Geſellſchaft gewünſcht, und doch erſchrak er von Neuem vor dieſer freundlichen Gegenwart. „Wohin ſo eilig?“ fragte der Fremde noch einmal. Der junge Jäger ſuchte ſich zu ſammeln, und erzählte, wie ihm plötzlich die Einſamkeit ſo ſchrecklich vorgekommen ſey, daß er ſich habe retten wollen, der Abend ſey ſo dunkel, die grünen Schatten des Waldes ſo traurig, der Bach ſpreche in lauter Klagen, die Wolken des Himmels zögen ſeine Sehnſucht jenſeit den Bergen hinüber. „Ihr ſeyd noch jung,“ ſagte der Fremde, „und könnt wohl die Strenge der Einſamkeit noch nicht ertragen, ich will Euch begleiten; denn Ihr findet doch kein Haus oder Dorf im Umkreiſe einer Meile, wir mögen unterwegs etwas ſprechen und uns erzählen, ſo verliert Ihr die trüben Gedanken; in einer Stunde kommt der Mond hinter den Bergen hervor, ſein Licht wird dann wohl auch Eure Seele lichter machen.“

Vierhundert drei und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Sie gingen fort, und der Fremde dünkte dem Jünglinge bald ein alter Bekannter zu ſeyn. „Wie ſeyd Ihr in dieſes Gebirge gekommen?“ fragte jener, „Ihr ſeyd hier, Eurer Sprache nach, nicht einheimiſch.“ — „Ach, darüber,“ ſagte der Jüngling, „ließe ſich viel ſagen, und doch iſt es wieder keiner Rede, keiner Erzählung werth; es hat mich, wie mit fremder Gewalt aus dem Kreiſe meiner Aeltern und Verwandten hinweggenommen, mein Geiſt war ſeiner ſelbſt nicht mächtig, wie ein Vogel, der in einem Netze gefangen iſt, und ſich vergeblich ſträubt, ſo verſtrickt war meine Seele in ſeltſamen Vorſtellungen und Wünſchen. Wir wohnten weit von hier in einer Ebene, in der man rund umher keinen Berg, kaum eine Anhöhe erblickte; wenige Bäume ſchmückten den grünen Plan, aber Wieſen, fruchtbare Kornfelder und Gärten zogen ſich hin, ſo weit das Auge reichen konnte, ein großer Fluß glänzte, wie ein mächtiger Geiſt an den Wieſen und Feldern vorbei. Mein Vater war Gärtner im Schloß, und hatte vor, mich ebenfalls zu ſeiner Beſchäftigung zu erziehen; er liebte die Pflanzen und Blumen über alles, und konnte ſich tagelang unermüdet mit ihrer Wartung und Pflege abgeben. Ja, er ging ſo weit, daß er behauptete, er könne faſt mit ihnen ſprechen; er lerne von ihrem Wachsthum und Gedeihen, ſo wie von der verſchiedenen Geſtalt und Farbe ihrer Blätter. Mir war die Gartenarbeit zuwider, um ſo mehr, als mein Vater mir zuredete, oder gar mit Drohungen mich zu zwingen verſuchte. Ich wollte Fiſcher werden, und machte den Verſuch, allein das Leben auf dem Waſſer ſtand mir auch nicht an; ich wurde dann zu einem Handelsmann in die Stadt gegeben, und kam auch von ihm bald in das väterliche Haus zurück. Auf einmal hörte ich meinen Vater von Gebirgen erzählen, die er in ſeiner Jugend bereiſet hatte, von den unterirdiſchen Bergwerken und ihren Arbeitern, von Jägern und ihrer Beſchäftigung, und plötzlich erwachte in mir der beſtimmteſte Trieb, das Gefühl, daß ich nun die für mich beſtimmte Lebensweiſe gefunden habe. Tag und Nacht ſann ich, und ſtellte mir hohe Berge, Klüfte, Tannenwälder vor, meine Einbildung erſchuf ſich ungeheure Felſen, ich hörte in Gedanken das Getöſe der Jagd, die Hörner und das Geſchrei der Hunde und des Wildes; alle meine Träume waren damit angefüllt, und darüber hatte ich nun weder Raſt noch Ruhe mehr. Die Ebene, das Schloß, der kleine beſchränkte Garten meines Vaters mit den geordneten Blumenbeeten, die enge Wohnung, der weite Himmel, der ſich ringsum ſo traurig ausdehnte, und keine Höhe, keinen erhabenen Berg umarmte, alles ward mir noch betrübter und verhaßter. Es ſchien mir, als wenn alle Menſchen um mich her in der bejammernswürdigſten Unwiſſenheit lebten, und daß alle eben ſo denken und empfinden würden, wie ich, wenn ihnen dieſes Gefühl ihres Elendes nur ein einziges Mal in ihrer Seele aufginge. So trieb ich mich um, bis ich an einem Morgen den Entſchluß faßte, das Haus meiner Aeltern auf immer zu verlaſſen. Ich hatte in meinem Buche Nachrichten vom nächſten großen Gebirge gefunden, Abbildungen einiger Gegenden, und darnach richtete ich meinen Weg ein. Es war im erſten Frühlinge, und ich fühlte mich durchaus froh und leicht. Ich eilte, um nur recht bald das Ebene zu verlaſſen, und an einem Abend ſah ich in der Ferne die dunkeln Umriſſe des Gebirges vor mir liegen. Ich konnte in der Herberge kaum ſchlafen, ſo ungeduldig war ich, die Gegend zu betreten, die ich für meine Heimath anſah; mit dem Früheſten war ich munter und wieder auf der Reiſe.“

Vierhundert vier und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Nachmittags befand ich mich ſchon unter den vielgeliebten Bergen, und wie ein Trunkener ging ich, ſtand dann eine Weile, ſchaute rückwärts und berauſchte mich in allen mir fremden und doch ſo wohlbekannten Gegenſtänden. Bald verlor ich die Ebene hinter mir aus dem Geſichte, die Waldſtröme rauſchten mir entgegen, Buchen und Eichen brauſten mit bewegtem Laube von ſteilen Abhängen herunter; mein Weg führte mich ſchwindlichten Abgründen vorüber, blaue Berge ſtanden groß und ehrwürdig im Hintergrunde. Eine neue Welt war mir aufgeſchloſſen, ich wurde nicht müde. So kam ich nach einigen Tagen, indem ich einen großen Theil des Gebirges durchſtreift hatte zu einem alten Förſter, der mich auf mein inſtändiges Bitten zu ſich nahm, um mich in der Kunſt der Jägerei zu unterrichten. Jetzt bin ich ſeit drei Monaten in ſeinen Dienſten. Ich nahm von der Gegend, in der ich meinen Aufenthalt hatte, wie von einem Königreiche Beſitz. Ich lernte jede Klippe, jede Schluft des Gebirges kennen, ich war in meiner Beſchäftigung, wenn wir am frühen Morgen nach dem Walde zogen, wenn wir Bäume im Forſte fällten, wenn ich mein Auge und meine Büchſe übte und die treuen Gefährten, die Hunde, zu ihren Geſchicklichkeiten abrichtete, überaus glücklich. Jetzt ſitze ich ſeit acht Tagen hier oben auf dem Vogelherde, im einſamſten Gebirge, und am Abend wurde mir heut ſo traurig zu Sinne, wie noch niemals in meinem Leben, ich kam mir ſo verloren, ſo ganz unglückſelig vor, und noch kann ich mich nicht von dieſer trüben Stimmung erholen."

Der fremde Mann hatte aufmerkſam zugehört, indem Beide durch einen dunkeln Gang des Waldes gewandert waren. Jetzt traten ſie in's Freie, und das Licht des Mondes, der oben mit ſeinen Hörnern über der Bergſpitze ſtand, begrüßte ſie freundlich. In unkenntlichen Formen und vielen geſonderten Maſſen, die der bleiche Schimmer wieder räthſelhaft vereinigte, lag das geſpaltene Gebirge vor ihnen, im Hintergrunde ein ſteiler Berg, auf welchem uralte verwitterte Ruinen ſchauerlich im weißen Lichte ſich zeigten. „Unſer Weg trennt ſich hier," ſagte der Fremde, „ich gehe in dieſe Tiefe hinunter, dort bei jenem alten Schacht iſt meine

Wohnung, die Erze ſind meine Nachbarn, die Berggewäſſer erzählen mir Wunderdinge in der Nacht, dahin kannſt Du mir doch nicht folgen. Aber ſiehe dort den Runenberg mit ſeinem ſchroffen Mauerwerke, wie ſchön und anlockend das alte Geſtein zu uns herblickt! Biſt Du niemals dorten geweſen?“ „Niemals,“ ſagte der junge Chriſtian; „ich hörte eimal meinen alten Förſter wunderſame Dinge von dieſem Berge erzählen, die ich, thöricht genug, wieder vergeſſen habe, aber ich erinnere mich, daß mir an jenem Abend grauenhaft zu Muthe war. Ich möchte wohl einmal die Höhe beſteigen, denn die Lichter ſind dort am ſchönſten, das Gras muß dorten recht grün ſeyn, die Welt umher recht ſeltſam, auch mag ſich's wohl treffen, daß man noch manch Wunder aus der alten Zeit da oben fände.“

„Es kann faſt nicht fehlen,“ ſagte jener, „wer nur zu ſuchen verſteht, weſſen Herz recht innerlich hingezogen wird, der findet uralte Freunde dort und Herrlichkeiten, alles, was er am eifrigſten wünſcht.“ — Mit dieſen Worten ſtieg der Fremde ſchnell hinunter, ohne ſeinem Gefährten Lebewohl zu ſagen. Bald war er im Dickicht des Gebüſches verſchwunden, und kurz nachher verhallte auch der Tritt ſeiner Füße. Der junge Jäger war nicht verwundert, er verdoppelte nur ſeine Schritte nach dem Runenberge zu; alles winkte ihm dorthin, die Sterne ſchienen dorthin zu leuchten, der Mond wies mit einer hellen Straße nach den Trümmern, lichte Wolken zogen hinauf, und aus der Tiefe redeten ihm Gewäſſer und rauſchende Wälder zu, und ſprachen ihm Muth ein. Seine Schritte waren wie beflügelt, ſein Herz klopfte, er fühlte eine ſo große Freudigkeit in ſeinem Innern, daß ſie zu einer Angſt empor wuchs. — Er kam in Gegenden, in denen er nie geweſen war, die Felſen wurden ſteiler, das Grün verlor ſich, die kahlen Wände riefen ihn wie mit zürnenden Stimmen an, und ein einſam klagender Wind jagte ihn vor ſich her. So eilte er ohne Stillſtand fort, und kam ſpät nach Mitternacht auf einen ſchmalen Fußſteig, der hart an einem Abgrunde hinlief. Er achtete nicht auf die Tiefe, die unter ihm gähnte und ihn zu verſchlingen drohte, ſo ſehr ſpornten ihn irre Vorſtellungen und unverſtändliche Wünſche. Jetzt zog ihn der gefährliche Weg neben eine hohe Mauer hin, die ſich in den Wolken zu verlieren ſchien; der Steig ward mit jedem Schritte ſchmaler, und der Jüngling mußte ſich an vorragenden Steinen feſthalten, um nicht hinunter zu ſtürzen. Endlich konnte er nicht weiter, der Pfad endigte unter einem Fenſter, er mußte ſtill ſtehen, und wußte jetzt nicht, ob er umkehren oder bleiben ſolle.

Vierhundert fünf und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Plötzlich ſah er ein Licht, das ſich hinter dem alten Gemäuer zu bewegen ſchien. Er ſah dem Scheine nach, und entdeckte, daß er in einen alten geräumigen Saal blicken konnte, der wunderlich verziert, von mancherlei Geſteinen und Kryſtallen, in vielfältigen Schimmern funkelte, die ſich geheimnißvoll von dem wandelnden Lichte durch einander bewegten, welches eine große weibliche Geſtalt trug, die ſinnend im Gemache auf und nieder ging. Sie ſchien nicht den Sterblichen anzugehören, ſo groß, ſo mächtig waren ihre Glieder, ſo ſtreng ihr Geſicht; aber doch dünkte dem entzückten Jünglinge, daß er noch niemals ſolche Schönheit geſehen oder geahnet habe. Er zitterte, und wünſchte doch heimlich, daß ſie zum Fenſter treten und ihn wahrnehmen möchte. Endlich ſtand ſie ſtill, ſetzte das Licht auf einen kryſtallenen Tiſch nieder, ſchaute in die Höhe und ſang mit durchdringlicher Stimme:

Wo die Alten weilen,
Daß ſie nicht erſcheinen?
Die Kryſtallen weinen,
Von demant'nen Säulen
Fließen Thränenquellen,

Töne klingen d'rein;
In den klaren, hellen,
Schön durchſicht'gen Wellen
Bildet ſich der Schein,
Der die Seelen ziehet,
Dem das Herz erglühet.
Kommt ihr Geiſter alle
Zu der gold'nen Halle,
Hebt aus tiefen Dunkeln
Häupter, welche funkeln!
Macht der Herzen und der Geiſter,
Die ſo durſtig ſind im Sehnen,
Mit den leuchtend ſchönen Thränen
Allgewaltig Euch zum Meiſter!

Als ſie geendigt hatte, fing ſie an, ſich zu entkleiden, und ihre Gewänder in einen koſtbaren Wandſchrank zu legen. Erſt nahm ſie einen goldenen Schleier vom Haupte, und ein langes ſchwarzes Haar floß in geringelter Fülle bis über die Hüften hinab; dann löſte ſie das Gewand des Buſens, und der Jüngling vergaß ſich und die Welt im Anſchauen der überirdiſchen Schönheit. Er wagte kaum zu athmen, als ſie nach und nach alle Hüllen löſte; nackt ſchritt ſie endlich im Saale auf und nieder, und ihre ſchweren, ſchwebenden Locken bildeten um ſie her ein dunkel wogendes Meer, aus dem wie Marmor die glänzenden Formen des reinen Leibes abwechſelnd hervorſtrahlten. Nach geraumer Zeit näherte ſie ſich einem andern goldenen Schranke, nahm eine Tafel heraus, die von vielen eingelegten Steinen, Rubinen, Diamanten und allen Juwelen glänzte, und betrachtete ſie lange prüfend. Die Tafel ſchien eine wunderliche, unverſtändliche Figur mit ihren unterſchiedlichen Farben und Linien zu bilden; zuweilen war, nachdem der Schimmer ihm entgegen ſpiegelte, der Jüngling ſchmerzhaft geblendet, dann wieder beſänftigten grüne und blau ſpielende Scheine ſein Auge; er aber ſtand, die Gegenſtände mit ſeinen Blicken verſchlingend und zugleich tief in ſich ſelbſt verſunken. In ſeinem Innern hatte ſich ein Abgrund von Geſtalten und Wohllaut, von Sehnſucht und Wolluſt aufgethan, Schaaren von beflügelten Tönen und wehmüthigen und freudigen Melodien zogen durch ſein Gemüth, das bis auf den Grund bewegt war; er ſah eine Welt von Schmerz und Hoffnung in ſich aufgeben, mächtige Wunderfelſen von Vertrauen und trotzender Zuverſicht, große Waſſerſtröme wie voll Wehmuth fließend. Er kannte ſich nicht wieder, und erſchrak, als die Schöne das Fenſter öffnete, ihm die magiſche ſteinerne Tafel reichte und die wenigen Worte ſprach: „Nimm dieſes zu meinem Angedenken.“ Er faßte die Tafel und fühlte die Figur, die unſichtbar ſogleich in ſein Inneres überging, und das Licht und die mächtige Schönheit und der ſeltſame Saal waren verſchwunden. Wie eine dunkle Nacht mit Wolken verhangen, fiel es in ſein Inneres hinein, er ſuchte nach ſeinen vorigen Gefühlen, nach jener Begeiſterung und unbegreiflichen Liebe, er beſchaute die koſtbare Tafel, in welcher ſich der unterſinkende Mond ſchwach und bläulich ſpiegelte.

Noch hielt er die Tafel feſt in ſeine Hände gepreßt, als der Morgen graute, und er erſchöpft, ſchwindelnd und halb ſchlafend die ſteile Höhe hinunter ſtürzte. —

Die Sonne ſchien dem betäubten Schläfer auf ſein Geſicht, der ſich erwachend auf einem anmuthigen Hügel wieder fand. Er ſah umher, und erblickte weit hinter ſich und kaum noch kennbar am äußerſten Horizont die Trümmer des Runenberges: er ſuchte nach jener Tafel und fand ſie nirgend. Erſtaunt und verwirrt wollte er ſich ſammeln und ſeine Erinnerungen anknüpfen; aber ſein Gedächtniß war wie mit einem wüſten Nebel angefüllt, in welchem ſich formloſe Geſtalten wild und unkenntlich durch einander bewegten. Sein ganzes voriges Leben lag wie in einer tiefen Ferne hinter ihm; das Seltſamſte und das Gewöhnliche war ſo in einander vermiſcht, daß er es unmöglich ſondern konnte. Nach langem Streite mit ſich ſelbſt glaubte er endlich, ein Traum oder ein plötzlicher Wahnſinn habe ihn in dieſer Nacht befallen, nur begriff er immer nicht, wie er ſich ſo weit in eine fremde, entlegene Gegend habe verirren können.

Vierhundert ſechs und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht las Alma ihren geſpannten Zuhörern weiter vor:

Noch faſt ſchlaftrunken ſtieg er den Hügel hinab, und gerieth auf einen gebahnten Weg, der ihn vom Gebirge hinunter in das flache Land führte. Alles war ihm fremd, er glaubte anfangs, er würde in ſeine Heimath gelangen, aber er ſah eine ganz verſchiedene Gegend, und vermuthete endlich, daß er ſich jenſeit der ſüdlichen Grenze des Gebirges befinden müſſe, welches er im Frühling von Norden her betreten hatte. Gegen Mittag ſtand er über einem Dorfe, aus deſſen Hütten ein friedlicher Rauch in die Höhe ſtieg, Kinder ſpielten auf einem grünen Platz feſttäglich geputzt und aus der kleinen Kirche erſcholl der Orgelklang und das Singen der Gemeinde. Alles ergriff ihn mit unbeſchreiblich ſüßer Wehmuth, alles rührte ihn ſo herzlich, daß er weinen mußte. Die engen Gärten, die kleinen Hütten mit ihren rauchenden Schornſteinen, die gerade abgetheilten Kornfelder erinnerten ihn an die Bedürftigkeit des armen Menſchengeſchlechts, an ſeine Abhängigkeit vom freundlichen Erdboden, deſſen Milde er ſich vertrauen muß; dabei erfüllte der Geſang und der Ton der Orgel ſein Herz mit einer nie gefühlten Frömmigkeit. Seine Empfindungen und Wünſche der Nacht erſchienen ihm ruchlos und frevelhaft, er wollte ſich wieder kindlich, bedürftig und demüthig an die Menſchen wie an ſeine Brüder anſchließen, und ſich von den gottloſen Gefühlen und Vorſätzen entfernen. Reizend und anlockend dünkte ihm die Ebene mit dem kleinen Fluß, der ſich in mannigfaltigen Krümmungen um Wieſen und Gärten ſchmiegte; mit Furcht gedachte er an ſeinen Aufenthalt in dem einſamen Gebirge und zwiſchen den wüſten Steinen. Er ſehnte ſich in dieſem friedlichen Dorfe wohnen zu dürfen, und trat mit dieſen Empfindungen in die menſchenerfüllte Kirche.

Der Geſang war eben beendigt und der Prieſter hatte ſeine Predigt begonnen von den Wohlthaten Gottes in der Ernte: wie ſeine Güte alles ſpeiſet und ſättiget, was lebt, wie wunderbar im Getraide für die Erhaltung des Menſchengeſchlechtes geſorgt ſey, wie die Liebe Gottes ſich unaufhörlich im Brote mittheile, und der andächtige Chriſt ſo ein unvergängliches Abendmahl gerührt feiern könne. Die Gemeinde war erbaut, des Jägers Blicke ruhten auf dem frommen Redner, und bemerkten dicht neben der Kanzel ein junges Mädchen, das vor allen Andern der Andacht und Aufmerkſamkeit hingegeben ſchien. Sie war ſchlank und blond, ihr blaues Auge glänzte von der durchdringendſten Sanftheit, ihr Antlitz war wie durchſichtig und in den zarteſten Farben blühend. Der fremde Jüngling hatte ſich und ſein Herz noch niemals ſo empfunden, ſo voll Liebe und ſo beruhigt, ſo den ſtillſten und erquickendſten Gefühlen hingegeben. Er beugte ſich weinend, als der Prieſter endlich den Segen ſprach, er fühlte ſich bei den heiligen Worten wie von einer unſichtbaren Gewalt durchdrungen, und das Schattenbild der Nacht in die tiefſte Entfernung, wie ein Geſpenſt, hinabgerückt. Er verließ die Kirche, verweilte unter einer großen Linde, und dankte Gott in einem inbrünſtigen Gebete, daß er ihn ohne ſein Verdienſt wieder aus den Netzen des böſen Geiſtes befreit habe.

Das Dorf feierte an dieſem Tage das Erntefeſt, und alle Menſchen waren fröhlich geſtimmt; die geputzten Kinder freuten ſich auf die Tänze und Kuchen, die jungen Burſche richteten auf dem Platze im Dorfe, der von jungen Bäumen umgeben war, alles zu ihrer herbſtlichen Feſtlichkeit ein, die Muſikanten ſaßen und probirten ihre Inſtrumente. Chriſtian ging noch einmal in das Feld hinaus, um ſein Gemüth zu ſammeln und ſeinen Betrachtungen nachzuhängen, dann kam er in das Dorf zurück, als ſich ſchon alles zur Fröhlichkeit und zur Begehung des Feſtes vereinigt hatte. Auch die blonde Eliſabeth war mit ihren Aeltern zugegen, und der Fremde miſchte ſich in den frohen Haufen. Eliſabeth tanzte, und er hatte unterdeß bald mit dem Vater ein Geſpräch angeſponnen, der ein Pachter war, und einer der reichſten Leute im Dorfe. Ihm ſchien die Jugend und das Geſpräch des fremden Gaſtes zu gefallen, und ſo wurden ſie in kurzer Zeit dahin einig, daß Chriſtian als Gärtner bei ihm einziehen ſolle. Dieſer konnte es unternehmen, denn er hoffte, daß ihm nun die Kenntniſſe und Beſchäftigungen zu ſtatten kommen würden, die er in ſeiner Heimath ſo ſehr verachtet hatte.

Jetzt begann ein neues Leben für ihn. Er zog bei dem Pachter ein und ward zu deſſen Familie gerechnet; mit ſeinem Stande veränderte er auch ſeine Tracht. Er war ſo gut, ſo dienſtfertig und immer freundlich, er ſtand ſeiner Arbeit ſo fleißig vor, daß ihm bald Alle im Hauſe, vorzüglich aber die Tochter, gewogen wurden. So oft er ſie am Sonntage zur Kirche gehen ſah, hielt er ihr einen ſchönen Blumenſtrauß in Bereitſchaft, für den ſie ihm mit erröthender Freundlichkeit dankte; er vermißte ſie, wenn er ſie an einem Tage nicht ſah, dann erzählte ſie ihm am Abende Mährchen und luſtige Geſchichten. Sie wurden ſich immer nothwendiger, und die Alten, welche es bemerkten, ſchienen nichts dagegen zu haben, denn Chriſtian war der fleißigſte und ſchönſte Burſche im Dorfe; ſie ſelbſt hatten vom erſten Augenblick einen Zug der Liebe und Freundſchaft zu ihm gefühlt. Nach einem halben Jahre war Eliſabeth ſeine Gattin. Es war wieder Frühling, die Schwalben und die Vögel des Geſanges kamen in das Land, der Garten ſtand in ſeinem ſchönſten Schmucke, die Hochzeit wurde mit aller Fröhlichkeit gefeiert. Braut und Bräutigam ſchienen trunken von ihrem Glücke. Am Abend ſpät, als ſie in die Kammer gingen, ſagte der junge Gatte zu ſeiner Geliebten: „Nein, nicht jenes Bild biſt Du, welches mich einſt im Traume entzückte, und das ich niemals ganz vergeſſen kann, aber doch bin ich glücklich in Deiner Nähe und ſelig in Deinen Armen.“

Wie vergnügt war die Familie, als ſie nach einem Jahre durch eine kleine Tochter vermehrt wurde, welche man Leonora nannte. Chriſtian wurde zwar zuweilen etwas ernſter, indem er das Kind betrachtete, aber doch kam ſeine jugendliche Heiterkeit immer wieder zurück. Er gedachte kaum noch ſeiner vorigen Lebensweiſe, denn er fühlte ſich ganz einheimiſch und befriedigt. Nach einigen Monaten fielen ihm aber ſeine Aeltern in die Gedanken, und wie ſehr ſich beſonders ſein Vater über ſein ruhiges Glück, über ſeinen Stand als Gärtner und Landmann freuen würde; es ängſtigte ihn, daß er Vater und Mutter ſeit ſo langer Zeit ganz hatte vergeſſen können, ſein einziges Kind erinnerte ihn, welche Freude die Kinder den Aeltern ſind, und ſo beſchloß er dann endlich, ſich auf die Reiſe zu machen, und ſeine Heimath wieder zu beſuchen.

Vierhundert ſieben und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Ungern verließ er ſeine Gattin; Alle wünſchten ihm Glück, und er machte ſich in der ſchönen Jahreszeit zu Fuß auf den Weg. Er fühlte ſchon nach wenigen Stunden, wie ihn das Scheiden peinige, zum erſten Male empfand er in ſeinem Leben die Schmerzen der Trennung; die fremden Gegenſtände erſchienen ihm faſt wild, ihm war, als ſey er in einer feindſeligen Einſamkeit verloren. Da kam ihm der Gedanke, daß ſeine Jugend vorüber ſey, daß er eine Heimath gefunden, zu der er gehöre, die in ſein Herz Wurzel geſchlagen habe; er war faſt im Begriff, den verlornen Leichtſinn der vorigen Jahre zu beklagen, und es war ihm äußerſt trübſelig zu Muthe, als er für die Nacht auf einem Dorfe in dem Wirthshauſe einkehren mußte. Er begriff nicht, warum er ſich von ſeiner freundlichen Gattin und den erworbenen Aeltern entfernt habe, und verdrießlich und murrend machte er ſich am Morgen auf den Weg, um ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Seine Angſt nahm zu, indem er ſich dem Gebirge näherte, die fernen Ruinen wurden ſchon ſichtbar, und traten nach und nach kenntlicher hervor, viele Bergſpitzen hoben ſich abgerundet aus dem blauen Nebel. Sein Schritt wurde zaghaft, er blieb oft ſtehen, und verwunderte ſich über ſeine Furcht, über die Schauer, die ihm mit jedem Schritte gedrängter nahe kamen. „Ich kenne dich, Wahnſinn, wohl,“ rief er aus, „und dein gefährliches Locken, aber ich will dir männlich widerſtehen! Eliſabeth iſt kein ſchnöder Traum, ich weiß, daß ſie jetzt an mich denkt, daß ſie auf mich wartet, und liebevoll die Stunden meiner Abweſenheit zählt. Sehe ich nicht ſchon Wälder, wie ſchwarze Haare vor mir? Schauen nicht aus dem Bache die blitzenden Augen nach mir her? Schreiten die großen Glieder nicht aus den Bergen auf mich zu?“ — Mit dieſen Worten wollte er ſich, um auszuruhen, unter einen Baum niederwerfen, als er im Schatten deſſelben einen alten Mann ſitzen ſah, der mit der größten Aufmerkſamkeit eine Blume betrachtete, ſie bald gegen die Sonne hielt, bald wieder mit ſeiner Hand beſchattete, ihre Blätter zählte, und überhaupt ſich bemühte, ſie ſeinem Gedächtniſſe genau einzuprägen. Als er näher ging, erſchien ihm die Geſtalt ſo bekannt, und bald blieb ihm kein Zweifel übrig, daß der Alte mit der Blume ſein Vater ſey. Er ſtürzte ihm mit dem Ausdruck der heftigſten Freude in die Arme; jener war vergnügt, aber nicht überraſcht, ihn ſo plötzlich wieder zu ſehen! „Kommſt Du mir ſchon entgegen, mein Sohn?“ ſagte der Alte, „ich wußte, daß ich Dich bald finden würde, aber ich glaubte nicht, daß mir ſchon am heutigen Tage die Freude wiedererfahren ſollte." — „Woher wußtet Ihr, Vater, daß Ihr mich antreffen würdet?" — „An dieſer Blume," ſprach der alte Gärtner; „ſeit ich lebe, habe ich mir gewünſcht, ſie einmal ſehen zu können, aber niemals iſt es mir ſo gut geworden, weil ſie ſehr ſelten iſt und nur in Gebirgen wächſt: ich machte mich auf, Dich zu ſuchen, weil Deine Mutter geſtorben iſt, und mir zu Hauſe die Einſamkeit zu drückend und trübſelig war. Ich wußte nicht, wohin ich meinen Weg richten ſollte, endlich wanderte ich durch das Gebirge, ſo traurig mir auch die Reiſe vorkam. Ich ſuchte bisher nach der Blume, konnte ſie aber nirgends entdecken, und nun finde ich ſie ganz unvermuthet hier, wo ſchon die ſchöne Ebene ſich ausſtreckt; daraus wußte ich, daß ich Dich bald finden mußte, und ſieh, wie die liebe Blume mir geweiſſagt hat!" Sie umarmten ſich wieder, und Chriſtian beweinte ſeine Mutter; der Alte aber faßte ſeine Hand und ſagte: „laß uns gehen, daß wir die Schatten des Gebirges bald aus den Augen verlieren, mir iſt immer noch weh ums Herz von den ſteilen, wilden Geſtalten, von dem gräßlichen Geklüft, von den ſchluchzenden Waſſerbächen; laß uns das gute, fromme, ebene Land beſuchen."

Sie wanderten zurück, und Chriſtian ward wieder froher. Er erzählte ſeinem Vater von ſeinem neuen Glücke, von ſeinem Kinde und ſeiner Heimath; ſein Geſpräch machte ihn ſelbſt wie trunken, und er fühlte im Reden erſt recht, wie nichts mehr zu ſeiner Zufriedenheit ermangle. So kamen ſie unter Erzählungen, traurigen und fröhlichen, in dem Dorfe an. Alle waren über die frühe Beendigung der Reiſe vergnügt, am meiſten Eliſabeth. Der alte Vater zog zu ihnen und gab ſein kleines Vermögen in ihre Wirthſchaft; ſie bildeten den zufriedenſten und einträchtigſten Kreis von Menſchen. Der Acker gedieh, der Viehſtand mehrte ſich, Chriſtian's Haus wurde in wenigen Jahren eins der anſehnlichſten im Orte; auch ſah er ſich bald als den Vater von mehreren Kindern.

Vierhundert acht und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Fünf Jahre waren auf dieſe Weiſe verfloſſen, als ein Fremder auf ſeiner Reiſe in ihrem Dorfe einkehrte, und in Chriſtian's Hauſe, weil es die anſehnlichſte Wohnung war, ſeinen Aufenthalt nahm. Er war ein freundlicher, geſprächiger Mann, der vieles von ſeinen Reiſen erzählte, der mit den Kindern ſpielte und ihnen Geſchenke machte, und dem in Kurzem Alle gewogen waren. Es gefiel ihm ſo wohl in der Gegend, daß er ſich einige Tage hier aufhalten wollte; aber auf den Tagen wurden Wochen und endlich Monate. Keiner wunderte ſich über die Verzögerung, denn Alle hatten ſich ſchon daran gewöhnt, ihn mit zur Familie zu zählen. Chriſtian ſaß nur oft nachdenklich, denn es kam ihm vor, als kenne er den Reiſenden ſchon von ehemals, und doch konnte er ſich keiner Gelegenheit erinnern, bei welcher er ihn geſehen haben möchte. Nach dreien Monaten nahm der Fremde endlich Abſchied und ſagte: „Ein wunderbares Schickſal und ſeltſame Erwartungen treiben mich in das nächſte Gebirge hinein, ein zaubervolles Bild, dem ich nicht widerſtehen kann, lockt mich; ich verlaſſe Euch jetzt, und ich weiß nicht, ob ich wieder zu Euch zurückkommen werde; ich habe eine Summe Geldes bei mir, die in Euren Händen ſicherer iſt, als in den meinigen, und deßhalb bitte ich Euch, ſie zu verwahren, komme ich in Jahresfriſt nicht zurück, ſo behaltet ſie, und nehmet ſie als einen Dank für Eure mir bewieſene Freundſchaft an.

So reiſte der Fremde ab, und Chriſtian nahm das Geld in Verwahrung. Er verſchloß es ſorgfältig, und ſah aus übertriebener Aengſtlichkeit zuweilen wieder nach, zählte es über, ob nichts daran fehle, und machte ſich viel damit zu thun. „Dieſe Summe könnte uns recht glücklich machen,“ ſagte er ein Mal zu ſeinem Vater, „wenn der Fremde nicht zurückkommen ſollte, für uns und unſre Kinder wäre auf immer geſorgt. „Laß das Geld,“ ſagte der Alte, „darinnen liegt das Glück nicht, uns hat bisher, Gott Lob! nichts gemangelt, und entſchlage Dich überhaupt dieſer Gedanken.“

Oft ſtand Chriſtian in der Nacht auf, um die Knechte zur Arbeit zu wecken, und ſelbſt nach allem zu ſehen; der Vater war beſorgt, daß er durch übertriebenen Fleiß ſeiner Jugend und Geſundheit ſchaden möchte: daher machte er ſich in einer Nacht auf, um ihn zu ermahnen, ſeine übertriebene Thätigkeit einzuſchränken, als er ihn zu ſeinem Erſtaunen bei einer kleinen Lampe am Tiſche ſitzend fand, indem er wieder mit der größten Emſigkeit die Goldſtücke zählte. „Mein Sohn,“ ſagte der Alte mit Schmerzen, „ſoll es dahin mit Dir kommen, iſt dieſes verfluchte Metall nur zu unſerm Unglück unter dieſes Dach gebracht? Beſinne Dich, mein Lieber, ſo muß Dir der böſe Feind Blut und Leben verzehren.“ — „Ja,“ ſagte Chriſtian, „ich verſtehe mich ſelber nicht mehr, weder bei Tage noch in der Nacht läßt es mir Ruhe; ſeht, wie es mich jetzt wieder anblickt, daß mir der rothe Glanz tief in mein Herz hinein geht! Horcht, wie es klingt, dies güldene Blut! das ruft mich, wenn ich ſchlafe, ich höre es, wenn Muſik tönt, wenn der Wind bläſt, wenn Leute auf der Gaſſe ſprechen; ſcheint die Sonne, ſo ſehe ich nur dieſe gelben Augen, wie es mir zublinzelt, und mir heimlich ein Liebeswort in's Ohr ſagen will. So muß ich mich wohl nächtlicher Weiſe aufmachen, um nur ſeinem Liebesdrang genug zu thun, und dann fühle ich es innerlich jauchzen und frohlocken, wenn ich es mit meinen Fingern berühre, es wird vor Freude immer röther und herrlicher; ſchaut nur ſelbſt die Gluth der Entzückung an!" — Der Greis nahm ſchaudernd und weinend den Sohn in ſeine Arme, betete und ſprach dann: „Chriſtel, Du mußt Dich wieder zum Wort Gottes wenden, Du mußt fleißiger und andächtiger in die Kirche gehen, ſonſt wirſt Du verſchmachten und im traurigſten Elende Dich verzehren."

Das Geld wurde wieder weggeſchloſſen, Chriſtian verſprach, ſich zu ändern und in ſich zu gehen, und der Alte ward beruhigt.

Vierhundert neun und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Schon war ein Jahr und mehr vergangen, und man hatte von dem Fremden noch nichts wieder in Erfahrung bringen können; der Alte gab nun endlich den Bitten ſeines Sohnes nach, und das zurückgelaſſene Geld wurde in Ländereien und auf andere Weiſe angelegt. Im Dorfe wurde bald von dem Reichthume des jungen Pachters geſprochen, und Chriſtian ſchien außerordentlich zufrieden und vergnügt, ſo daß der Vater ſich glücklich pries, ihn ſo wohl und heiter zu ſehen: alle Furcht war jetzt in ſeiner Seele verſchwunden. Wie ſehr mußte er daher erſtaunen, als ihn an einem Abend Eliſabeth bei Seite nahm und unter Thränen erzählte, wie ſie ihren Mann nicht mehr verſtehe, er ſpreche ſo irre, vorzüglich des Nachts, er träume ſchwer, gehe oft im Schlafe lange in der Stube herum, ohne es zu wiſſen, und erzähle wunderbare Dinge, vor denen ſie oft ſchaudern müſſe. Am ſchrecklichſten ſey ihr ſeine Luſtigkeit am Tage, denn ſein Lachen ſey ſo wild und frech, ſein Blick irre und fremd. Der Vater erſchrak, und die betrübte Gattin fuhr fort: „Immer ſpricht er von dem Fremden, und behauptet, daß er ihn ſchon ſonſt gekannt habe, denn dieſer fremde Mann ſey eigentlich ein wunderſchönes Weib; auch will er gar nicht mehr auf das Feld hinausgehen, oder im Garten arbeiten, denn er ſagt, er höre ein unterirdiſches fürchterliches Aechzen, ſo wie er nur eine Wurzel auszieht; er fährt zuſammen und ſcheint ſich vor allen Pflanzen und Kräutern wie vor Geſpenſtern zu entſetzen.“ — „Allgütiger Gott!“ rief der Vater aus, „iſt der fürchterliche Hunger in ihn ſchon ſo feſt hinein gewachſen, daß es dahin hat kommen können? So iſt ſein verzaubertes Herz nicht menſchlich mehr, ſondern von kaltem Metall; wer keine Blume mehr liebt, dem iſt alle Liebe und Gottesfurcht verloren.“

Am folgenden Tage ging der Vater mit dem Sohne ſpazieren, und ſagte ihm manches wieder, was er von

Eliſabeth gehört hatte; er ermahnte ihn zur Frömmigkeit, und daß er ſeinen Geiſt heiligen Betrachtungen widmen ſolle. Chriſtian ſagte: „Gern, Vater, auch iſt mir oft ganz wohl, und es gelingt mir alles gut; ich kann auf lange Zeit, auf Jahre, die wahre Geſtalt meines Innern vergeſſen und gleichſam ein fremdes Leben mit Leichtigkeit führen; dann geht aber plötzlich, wie ein neuer Mond, das regierende Geſtirn, welches ich ſelber bin, in meinem Herzen auf, und beſiegt die fremde Macht. Ich könnte ganz froh ſeyn, aber einmal, in einer ſeltſamen Nacht, iſt mir durch die Hand ein geheimnißvolles Zeichen tief in mein Gemüth hineingeprägt, oft ſchläft und ruht die magiſche Figur, ich meine, ſie iſt vergangen, aber dann quillt ſie, wie ein Gift plötzlich wieder hervor, und regt ſich in allen Linien. Dann kann ich ſie nur denken und fühlen, und Alles umher iſt verwandelt, oder vielmehr von dieſer Geſtaltung verſchlungen worden. Wie der Wahnſinnige beim Anblick des Waſſers ſich entſetzt, und das empfangene Gift noch giftiger in ihm wird, ſo geſchieht es mir bei allen eckigen Figuren, bei jeder Linie, bei jedem Strahl, alles will dann die inwohnende Geſtalt entbinden und zur Geburt befördern, und mein Geiſt und Körper fühlt die Angſt; wie ſie das Gemüth durch ein Gefühl von außen empfing, ſo will es ſie dann wieder quälend und ringend zum äußern Gefühl hinaus arbeiten, um ihrer los und ruhig zu werden.

„Ein unglückliches Geſtirn war es,“ ſprach der

Alte, „daß Dich von uns hinwegzog; Du warſt für ein ſtilles Leben geboren, Dein Sinn neigte ſich zur Ruhe und zu den Pflanzen, da führte Dich Deine Ungeduld hinweg in die Geſellſchaft der verwilderten Steine: die Felſen, die zerriſſenen Klippen mit ihren ſchroffen Geſtalten haben Dein Gemüth zerrüttet, und den verwüſtenden Hunger nach dem Metall in Dich gepflanzt. Immer hätteſt Du Dich vor dem Anblick des Gebirges hüten und bewahren müſſen, und ſo dachte ich Dich auch zu erziehen, aber es hat nicht ſeyn ſollen. Deine Demuth, Deine Ruhe, Dein kindlicher Sinn iſt von Trotz, Wildheit und Uebermuth verſchüttet.“

„Nein,“ ſagte der Sohn, „ich erinnere mich ganz deutlich, daß mir eine Pflanze zuerſt das Unglück der ganzen Erde bekannt gemacht hat; ſeitdem verſtehe ich erſt die Seufzer und Klagen, die allenthalben in der ganzen Natur vernehmbar ſind, wenn man nur darauf hören will. In den Pflanzen, Kräutern, Blumen und Bäumen regt und bewegt ſich ſchmerzhaft nur eine große Wunde, ſie ſind der Leichnam vormaliger herrlicher Steinwelten, ſie bieten unſerm Auge die ſchrecklichſte Verweſung dar. Jetzt verſtehe ich es wohl, daß es dies war, was mir jene Wurzel mit ihrem tief geholten Aechzen ſagen wollte, ſie vergaß ſich in ihrem Schmerze und verrieth mir Alles. Darum ſind alle grünen Gewächſe ſo erzürnt auf mich, und ſtehen mir nach dem Leben; ſie wollen jene geliebte Figur in meinem Herzen auslöſchen, und in jedem Frühlinge mit

Eigil ſchlug auf ſein Rennthier, ſo daß es fortrannte und einen der Schwarz-Alfen zur Erde ſtürzte; da hielten die Andern ihn in ſeiner Fahrt auf, und ſangen wiederum:

Unter der Erd' iſt
Die Finnenwelt und
Die Finnenfreude.
Sucht nicht draußen,
Was drin ſchon Ihr habt.
Verſchmäht nicht die kleinen
Schwarzen Elfen.
Wir zeigen den Weg Euch
Zu Eiſen und Gold,
Zu hübſchen Steinen.
Das Beſte iſt drinnen,
Und nie draußen.
Unter der Erde iſt
Die Finnenwelt und
Die Finnenfreuden!

Slagfidur ſchlug auf ſein Rennthier, ſo daß es fortrannte, und noch einer der Schwarz-Alfen zur Erde ſtürzte; da hielten die Andern ihn wiederum auf ſeiner Fahrt zurück, und ſangen wiederum:

Weil nun Eigil
Schlug das Rennthier,
Weil auch Slagfidur
Schlug das Rennthier, —
Folg' unſer Haß Euch!
Gute Zeit! Schlimme Zeit!

Trauerzeit, Sterbezeit. —
Weil uns Walund
Kalt verlaſſen:
Gute Zeit, böſe Zeit,
Trauerzeit, Freudezeit.
Er ſchlug das Thier nicht.
Fahrt wohl, Ihr Finnen!
Königsſöhne!

Dann ſah man ſie bei'm klaren Mondſcheine übe die weiße Ebne dem Berge zulaufen. Ihre Stimme hatte einen wunderbaren Klang; ſie lautete, wie wenn der Nachtwind durch den Schnee im Geſtrüpp pfeift, und wie das trockne Laub, das ſich losreißt, wenn ſich's ſo trifft, und in der Luft ſich begegnet, war ihr Tanz.

Vierhundert fünf und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Den drei Brüdern ward gar wunderſam zu Muthe ob dieſem Blendwerke; doch traueten ſie dem Goldklumpen und ihrer Mutter Weiſſagung mehr, als dem verwirrendem Geſange der Schwarz-Alfen, worin ſie außerihrer verzerrten Leichenmiene meine Seele gewinnen. Unerlaubt und tückiſch iſt es, wie ſie Dich, alter Mann, hintergangen haben, denn von Deiner Seele haben ſie gänzlich Beſitz genommen. Frage nur die Steine, Du wirſt erſtaunen, wenn Du ſie reden hörſt."

Der Vater ſah ihn lange an und konnte ihm nichts mehr antworten. Sie gingen ſchweigend zurück nach Hauſe, und der Alte mußte ſich jetzt ebenfalls vor der Luſtigkeit ſeines Sohnes entſetzen, denn ſie dünkte ihm ganz fremdartig und als wenn ein anderes Weſen aus ihm, wie aus einer Maſchine, unbeholfen und ungeſchickt, herausſpiele.

Vierhundert und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Das Erntefeſt ſollte wieder gefeiert werden, die Gemeine ging in die Kirche, und auch Eliſabeth zog ſich mit den Kindern an, um dem Gottesdienſte beizuwohnen; ihr Mann machte auch Anſtalten, ſie zu begleiten, aber noch vor der Kirchenthür kehrte er um und ging tiefſinnend vor das Dorf hinaus. Er ſetzte ſich auf die Anhöhe und ſah wieder die rauchenden Dächer unter ſich, er hörte den Geſang und Orgelton von der Kirche her, geputzte Kinder tanzten und ſpielten auf dem grünen Raſen. Wie habe ich mein Leben in einem Traume verloren! ſagte er zu ſich ſelbſt; Jahre ſind verfloſſen, daß ich von hier hinunter ſtieg, unter die Kinder hinein. Die damals hier ſpielten, ſind heute dort ernſthaft in der Kirche; ich trat auch in das Gebäude, aber heut' iſt Eliſabeth nicht mehr ein blühendes kindliches Mädchen, ihre Jugend iſt vorüber, ich kann nicht mit der Sehnſucht, wie damals, den Blick ihrer Augen aufſuchen; ſo habe ich muthwillig ein hohes, ewiges Glück aus der Acht gelaſſen, um ein vergängliches und zeitliches zu gewinnen.

Er ging ſehnſuchtsvoll nach dem benachbarten Walde und vertiefte ſich in ſeine dichteſten Schatten. Eine ſchauerliche Stille umgab ihn, keine Luft rührte ſich in den Blättern. Indem ſah er einen Mann von ferne auf ſich zukommen, den er für den Fremden erkannte. Er erſchrak, und ſein erſter Gedanke war, jener würde ſein Geld von ihm zurückfordern. Als die Geſtalt etwas näher kam, ſah er, wie ſehr er ſich geirrt hatte, denn die Umriſſe, welche er wahrzunehmen gewähnt, zerbrachen wie in ſich ſelber; ein altes Weib von der äußerſten Häßlichkeit kam auf ihn zu, ſie war in ſchmuzige Lumpen gekleidet, ein zerriſſenes Tuch hielt einige greiſe Haare zuſammen, ſie hinkte an einer Krücke. Mit fürchterlicher Stimme redete ſie Chriſtian an und fragte nach ihrem Namen und Stande; ſie antwortete ihr umſtändlich, und ſagte darauf: „aber wer biſt Du?"

– „Man nennt mich das Waldweib,“ ſagte jene, „und jedes Kind weiß von mir zu erzählen; haſt Du mich niemals gekannt?“ Mit den letzten Worten wandte ſie ſich um, und Chriſtian glaubte, zwiſchen den Bäumen den goldenen Schleier, den hohen Gang, den mächtigen Bau der Glieder wieder zu erkennen. Er wollte ihr nacheilen, aber ſeine Augen fanden ſie nicht mehr.

Indem zog etwas Glänzendes ſeine Blicke in das grüne Gras nieder. Er hob es auf, und ſah die magiſche Tafel mit den farbigen Edelgeſteinen, mit der ſeltſamen Figur wieder, die er vor ſo manchem Jahr verloren hatte. Die Geſtalt und die bunten Lichter drückten mit der plötzlichſten Gewalt auf alle ſeine Sinne. Er faßte ſie recht feſt an, um ſich zu überzeugen, daß er ſie wieder in ſeinen Händen halte, und eilte dann damit nach dem Dorfe zurück. Der Vater begegnete ihm. „Seht,“ rief er ihm zu, „das, wovon ich Euch ſo oft erzählt habe, was ich nur im Traume zu ſehen glaubte, iſt jetzt gewiß und wahrhaftig mein.“ Der Alte betrachtete die Tafel lange und ſagte: „mein Sohn, mir ſchaudert recht im Herzen, wenn ich die Lineamente dieſer Steine betrachte und ahnend den Sinn dieſer Wortfügung errathe; ſieh her, wie kalt ſie funkeln, welche grauſame Blicke ſie von ſich geben, blutdürſtig, wie das rothe Auge des Tigers. Wirf dieſe Schrift weg, die Dich kalt und grauſam macht, die Dein Herz verſteinern muß:

Sieh, die zarten Blüthen keimen,
Wie ſie aus ſich ſelbſt erwachen,
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe iſt im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das iſt ihre höchſte Wonne.

An den Küſſen zu verſchmachten,
Zu vergehn in Lieb' und Wehmuth;
Alſo ſteh'n, die eben lachten,
Bald verwelkt in ſtiller Demuth.

Das iſt ihre höchſte Freude,
Im Geliebten ſich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergeh'n in ſüßem Leide.

Dann ergießen ſie die Düfte,
Ihre Geiſter, mit Entzücken,
Es berauſchen ſich die Lüfte
Im balſamiſchen Erquicken.

Liebe kommt zum Menſchenherzen,
Regt die gold'nen Saitenſpiele,
Und die Seele ſpricht: ich fühle,
Was das Schönſte ſey, wonach ich ziele,
Wehmuth, Sehnſucht und der Liebe Schmerzen.

„Wunderbare, unermeßliche Schätze," antwortete der Sohn, „muß es noch in den Tiefen der Erde geben. Wer dieſe ergründen, heben und an ſich reißen könnte! Wer die Erde, ſo wie eine geliebte Braut, an ſich zu drücken vermöchte, daß ſie ihm in Angſt und Liebe gern ihr Koſtbarſtes gönnte! Das Waldweib hat mich gerufen, ich gehe, ſie zu ſuchen. Hier nebenan iſt ein alter verfallener Schacht, ſchon vor Jahrhunderten von einem Bergmanne aufgegraben; vielleicht, daß ich ſie dort finde!

Er eilte fort. Vergeblich ſtrebte der Alte, ihn zurückzuhalten, jener war ſeinen Blicken bald entſchwunden. Nach einigen Stunden, nach vieler Anſtrengung, gelangte der Vater an den alten Schacht; er ſah die Fußtapfen im Sande am Eingange eingedrückt, und kehrte weinend um, in der Ueberzeugung, daß ſein Sohn im Wahnſinne hineingegangen und in alte geſammelte Wäſſer und Untiefen verſunken ſey.

Vierhundert ein und funfzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Seitdem war er unaufhörlich betrübt und in Thränen. Das ganze Dorf trauerte um den jungen Pächter, Eliſabeth war untröſtlich, die Kinder jammerten laut.

Nach einem halben Jahre war der alte Vater geſtorben, Eliſabeths Aeltern folgten ihm bald nach, und ſie mußte die große Wirthſchaft allein verwalten. Die angehäuften Geſchäfte entfernten ſie etwas von ihrem Kummer, die Erziehung der Kinder, die Bewirthſchaftung des Gutes, ließen ihr für Sorge und Gram keine Zeit übrig. So entſchloß ſie ſich nach zwei Jahren zu einer neuen Heirath, ſie gab ihre Hand einem jungen heitern Manne, der ſie von Jugend auf geliebt hatte. Aber bald gewann alles im Hauſe eine andere Geſtalt. Das Vieh ſtarb, Knechte und Mägde waren untreu, Scheunen mit Früchten wurden vom Feuer verzehrt, Leute in der Stadt, bei welchen Summen ſtanden, entwichen mit dem Gelde. Bald ſah ſich der Wirth genöthigt, einige Aecker und Wieſen zu verkaufen; aber ein Mißwachs und theures Jahr brachten ihn nur in neue Verlegenheit. Es ſchien nicht anders, als wenn das ſo wunderbar erworbene Geld auf allen Wegen eine ſchleunige Flucht ſuchte; indeſſen mehrten ſich die Kinder, und Eliſabeth ſowohl als ihr Mann wurden in der Verzweiflung unachtſam und ſaumſelig; er ſuchte ſich zu zerſtreuen und trank häufigen und ſtarken Wein, der ihn verdrießlich und jähzornig machte, ſo daß oft Eliſabeth mit heißen Zähren ihr Elend beweinte. So wie ihr Glück wich, zogen ſich auch die Freunde im Dorfe von ihnen zurück, ſo daß ſie ſich nach einigen Jahren ganz verlaſſen ſahen und ſich nur mit Mühe von einer Woche zur andern hinüber friſteten.

Es waren ihnen nur wenige Schaafe und eine
übrig geblieben, welche Eliſabeth oft ſelber mit
Kindern hütete. So ſaß ſie einſt mit ihrer Arbeit
dem Anger, Leonore zu ihrer Seite und ein ſäu-
es Kind an der Bruſt, als ſie von ferne herauf
wunderbare Geſtalt kommen ſahen. Es war ein
in in einem ganz zerriſſenen Rocke, baarfüßig, ſein
cht ſchwarzbraun von der Sonne verbrannt, von
n langen, ſtruppigen Bart noch mehr entſtellt; er
keine Bedeckung auf dem Kopfe, hatte aber von
em Laube einen Kranz durch ſein Haar geflochten,
er ſein wildes Anſehen noch ſeltſamer und unbe-
licher machte. Auf dem Rücken trug er in einem
ſchnürten Sack eine ſchwere Ladung, im Gehen
e er ſich auf eine junge Fichte.

Als er näher kam, ſetzte er ſeine Laſt nieder und
ſchwer Athem. Er bot der Frau guten Tag, die
or ſeinem Anblick entſetzte, das Mädchen ſchmiegte
an ihre Mutter. Als er ein wenig geruht hatte,
er: „Nun komme ich von einer ſehr beſchwer-
Wanderſchaft aus dem rauheſten Gebirge auf Er-
aber ich habe dafür auch endlich die koſtbarſten
ge mitgebracht, die die Einbildung nur denken,
das Herz ſich wünſchen kann. Seht hier, und
nt!“ — Er öffnete hierauf ſeinen Sack und ſchüt-
n aus; dieſer war voller Kieſel, unter denen
Stücke Quarz nebſt andern Steinen lagen. —
iſt nur,“ fuhr er fort, „daß dieſe Juwelen noch

nicht polirt und geſchliffen ſind, darum fehlt es ihnen noch an Auge und Blick; das äußerliche Feuer mit ſeinem Glanze iſt noch zu ſehr in ihrem inwendigen Herzen begraben, aber man muß es nur herausſchlagen, daß ſie ſich fürchten, daß keine Verſtellung ihnen mehr nützt, ſo ſieht man wohl, weß Geiſtes Kind ſie ſind.“ — Er nahm mit dieſen Worten einen harten Stein und ſchlug ihn heftig gegen einen andern, ſo daß die rothen Funken herausſprangen. „Habt Ihr den Glanz geſehen?“ rief er aus; „ſo ſind ſie ganz Feuer und Licht, ſie erhellen das Dunkel mit ihrem Lachen, aber noch thun ſie es nicht freiwillig.“ — Er packte hierauf alles wieder ſorgfältig in ſeinen Sack, welchen er feſt zuſammenſchnürte. — „Ich kenne Dich recht gut,“ ſagte er dann wehmüthig. „Du biſt Eliſabeth.“ — Die Frau erſchrak. „Wie iſt Dir doch mein Name bekannt?“ fragte ſie mit ahnendem Zittern. — „Ach, lieber Gott!“ ſagte der Unglückſelige, „ich bin ja der Chriſtian, der einſt als Jäger zu Euch kam; kennſt Du mich denn nicht mehr?“

Sie wußte nicht, was ſie im Erſchrecken und tiefſten Mitleiden ſagen ſollte. Er fiel ihr um den Hals und küßte ſie. Eliſabeth rief aus: „O Gott! mein Mann kommt!“

„Sey ruhig,“ ſagte er, „ich bin Dir ſo gut wie geſtorben; dort im Walde wartet ſchon meine Schöne, die Gewaltige, auf mich, die mit dem goldenen Schleier geſchmückt iſt. Dieſes iſt mein liebſtes Kind Leonore.

Komm her, mein theures, liebes Herz, und gieb mir auch einen Kuß, nur einen einzigen, daß ich einmal wieder Deinen Mund auf meinen Lippen fühle, dann will ich Euch verlaſſen.“

Leonore weinte, ſie ſchmiegte ſich an ihre Mutter, die in Schluchzen und Thränen ſie halb zum Wandrer lenkte; halb zog ſie dieſer zu ſich, nahm ſie in die Arme und drückte ſie an ſeine Bruſt. — Dann ging er ſtill fort, und im Walde ſahen ſie ihn mit dem entſetzlichen Waldweibe ſprechen.

„Was iſt Euch?“ fragte der Mann, als er Mutter und Tochter blaß und in Thränen aufgelöſt fand. Keine wollte ihm Antwort geben.

Der Unglückliche ward aber ſeitdem nicht wieder geſehen.

Alma legte das Buch hin, Alle im Zimmer waren ſtill; endlich unterbrach der Maler das Schweigen durch eine begeiſterte Lobrede über Tieck.

Eduard ſtand auf und verließ das Zimmer. „Ich kann es nicht leiden,“ ſagte er zu dem Caplan, welcher ihm folgte, „wenn ich über etwas, das mich ſo eben erſt auf das Innigſte ergriffen hat, ſogleich eine Lobrede hören muß!“

Der Caplan lächelte und ſtimmte ihm bei.

Vierhundert zwei und funfzigſte Nacht.

Die folgende Nacht brachte der Maler ein Buch mit, und ſprach: „Hat Fräulein Alma uns in dieſen Nächten durch Mittheilungen einer Dichtung von Ludwig Tieck erfreut, ſo bitte ich um die Erlaubniß, heute eine Sage von Oehlenſchläger mittheilen zu dürfen.“

Alle geſtanden ſie ihm freudig zu, und der Maler las:

Vaulundur.

Finnmarken iſt ein Land, das ſehr hoch im Norden liegt. Es iſt ſehr kalt; denn nur im Sommer erhebt ſich die Sonne niedrig am Geſichtskreis am Himmel. Abend- und Morgenröthe begegnen ſich, und was den langen, warmen Tag weiter gen Süden beginnt und vollendet, und ihn gleichſam in rothe Goldborten einfaßt, ſchimmert dort ganz matt und traurig, daß nicht das Leben platt vergehe. Deßhalb hat denn auch aller Reichthum an Gewächſen und Kräutern jene Einöden verlaſſen; nur magres Nadelholz, den Verſteinerungen ſich nähernd, wächſt umher auf den nackten Gebirgen, die den größten Theil des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt ſind. Auch die Menſchen ſind hier nur klein und eingeſchrumpft, und das Rennthier iſt von Thieren faſt das einzige, was die todte Natur belebt. Die Hälfte des Jahres iſt die Sonne ganz und gar nicht ſichtbar, und nur einige ſeltſame Streifen im Norden leuchten da mit mattem Scheine, recht wie Metalladern in tiefen Klüften.

Denn was dem Lande auf der Oberfläche mangelt, wird vollkommen durch das erſetzt, ſo in den Tiefen der Berge ſich findet. Und iſt es, als wollte die äußere Natur den Reichthum der Berge andeuten, da ſie Gleichheit und Verwandtſchaft damit hat, wie die ſteinartigen Bäume und das metallgeſtreifte Nordlicht, deſſen neulich Meldung geſchehen.

Selbſt die Menſchen ſind von ſonderlicher Einſtimmung, da ſie dem Anſehen nach unanſehnlich ſind, aber ihre Glieder ſtark und feſt zuſammengedrückt, und ſie im Allgemeinen trefflichen Verſtand und großen Witz haben, ſo daß das Innre an Reichthum beſitzt, was dem Aeußern ganz und gar fehlt; gleich wie ihre Berge.

Ihr einziges Dichten und Trachten geht daher darauf, zu Tag zu fördern, was die harte Natur verſchleußt, zur Verwunderung der Menſchen, die weiter gen Süden wohnen, ſie ſind gute Bergleute und treffliche Schmiede. Und da ſie nun, all' ihr Leben hindurch, in ſeltſamer, ungeſtörter Vertraulichkeit und Vereinigung mit ihrer tiefen, verborgenen Natur leben, ſo offenbaren ſie denn auch ihrem Gemüthe gar wunderbare und ſeltſame Dinge, die Andern unbekannt ſind, weßhalb ſie denn Kunſt der Weiſſagung und ſonderliche Weisheit beſitzen.

Slagfidur, **Eigil** und **Vaulundur** waren Brüder finniſchen Stammes; ihr Vater war König, ſein Name hat ſich in der langen Zeit verloren und findet ſich nicht in den alten Sagen.

Dieſe Brüder waren weiſe, ſtark und tüchtig. Und wie es nun gewöhnlich geſchieht, daß die Menſchen, welche im Ueberfluſſe wachſen, denen nichts fehlt, und die aus Mangel nichts entbehren dürfen, gern beſſer gedeihen, als andre Menſchen, ſo waren auch dieſe Brüder groß und ſtark, und hatten mit den übrigen Finnen nichts gemein, als Klugheit, Witz und ungemeine Erfahrenheit Erz zu ſchmelzen, ſammt was dazu gehört, es zu finden, zu fördern und zu reinigen.

Vierhundert drei und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nun traf ſich's einmal, daß, als dieſe Brüder in den Bergen waren und Eiſen förderten, ſie plötzlich eine Goldmine fanden. Sie blieben darob gar froh und arbeiteten ſehr, das reine Erz gelöſt zu erhalten. Unter andern fanden ſie einen Goldklumpen, der ſich vor den übrigen an Feinheit und Trefflichkeit auszeichnete. In dieſem Goldklumpen ſaßen drei große Edelſteine von verſchiedener Farbe, einer roth, einer grün, einer blau, welche zuſammen ein ſeltſam Zeichen ausmachten. Dieſe trugen ſie zu Hauſe, und zeigten ſie ihrer Mutter, der Königin, die eine Wahrſagerin und ſehr klug war.

Kaum hatte die Königin den Goldklumpen erblickt und betrachtet, als ſie bitterlich zu weinen begann, und lange vor Kummer und Betrübniß nicht reden konnte. Als ſie nun endlich wieder zu ſich ſelbſt kam, und die Söhne fragten: was denn dies Zeichen zu bedeuten habe, und ob ſie für ſie oder ihren Stamm ein Unglück zu befürchten? Da ſagte die Mutter: „Ach, meine Söhne, Euch iſt ein großes Glück beſcheert!" Da nun die Söhne in ſie drangen und fragten, was ſie da weine und wehklage, wenn nichts Uebles ihrer warte, vielmehr alles Gute, ſo ſagte ſie: „Ach, meine lieben Kinder! vergebt mir meine Betrübniß und mein Weinen, denn es thut mir ſo bitterlich leid, daß Ihr Euch von mir trennen ſollt, da ich doch gedacht, daß nichts als der Tod uns trennen ſollte;" dann ſang ſie, ohne die Antwort der Söhne abzuwarten, folgendermaßen, nachdem ſie erſt noch einmal den Goldklumpen mit den rothen, grünen und blauen Edelſteinen gar aufmerkſam betrachtet:

Grün iſt Gras,
Blau der Himmel,
Roth die Roſen,
Golden die Wald.
Weiter fort
Winkt Euch die Verne,
Wo blaue Himmel,
Grüne Triſten,
Schön umwölbt,
Blüh'n de Frauen
Mit goldnen Locken,
Sollen Euch erwarmen
In Lilienarmen.

Da Slagfidur, Eigil und Vaulundur das hörten, wurden ſie von großer Freude ergriffen; denn oft waren ſie gegangen und hatten mit einander beſprochen, wie ſie Hausfrauen nach ihrem Sinn erhalten ſollten; denn die Weiber des Landes waren klein und unanſehnlich, und ihre Herzen waren hart von Verlangen zu den ſchönen Weibern befangen, die weiter gen Süd wohnten, und von denen ihre Mutter, ſo eine ſchwediſche Königstochter war, oft geredet. Sie hatten oft beſchloſſen, dahin zu ziehen, aber die Bitten ihrer Aeltern hatten ſie zurückgehalten. Es war daher hohe Zeit, daß dieſe glückliche Einladung eintraf, denn die drei jungen Helden verlangten ſehr, und es war gar traurig, ſie Nachts ſchlaflos über die kalten Schneeberge wandern zu ſehen, mit Reif in den Locken und Thränen auf den Wangen, worauf das bleiche Nordlicht ſich ſpiegelte.

Vierhundert vier und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage)

Da nun alſo die Mutter mit großer Weisheit dieſes ihr bevorſtehende Glück geoffenbaret, und die Aeltern ſahen, daß es ein Geſchick der Nornen ſey, die unter der Aſche Ygdraſil in Asgard ſitzen, und das Schickſal der Menſchen beſtimmen, ſo fügten ſie ſich in Geduld, wiewohl vorzüglich die Mutter bittre Zähren vergoß. Darauf kleideten ſich die Brüder in leichte Panzer, gürteten ſchwere Schwerter um ihre Lenden, und ſetzten Goldhelme auf ihre Häupter, die ſie von dem großen Goldklumpen geſchmiedet. Die drei Edelſteine, ſo ſich darinnen befunden, hatten ſie getheilt, und auf eine künſtliche, ſinnreiche Weiſe in den Helm geſetzt, welches ihnen ein ſonderliches Anſehen gab, und ihren natürlichen Anſtand erhöhte. Slagfidur hatte den grünen gewählt, Eigil den blauen, aber Vaulundur den rothen.

Dann ſpannten ſie ſchnell Rennthiere vor ihre Schlitten, und jagten davon. Und da war es denn ganz wunderſam, die drei Jünglinge zu ſchauen, flammend vom Feuer der Jugend und Verlangen in den ſtrahlenden Panzerplatten, ſingend und wie ein Sturm über den kalten, ſtillen Schnee eilend, zwiſchen den

Lüften, die, wie aus Neid, den weißen Reif auf ihre Helmbüſche ſchüttelten, während ſie an ihnen vorbei eilten.

Sie fuhren lange, bis zur klaren Mitternacht, da die Sterne am Himmel hervorkamen, wie aus Neugierde, um zu ſehen, wohin ſie ihren Lauf nehmen wollten. Da ſie nun über die Ebene den Berg vorbeifuhren, wo ſie zuvor Erz zu graben gepflegt, ſahen ſie im Mondſchein einen Haufen kleiner Männer, der wimmelnd aus dem Berge kam und ihnen über den Schnee entgegen lief, ſo leicht, daß gar keine Spur zu ſehen war. Sie hatten graue Wämſer an, die knapp anſchloſſen, rothe Mützen, rothe Augen und ſchwarze Zungen, mit denen ſie im Munde lallten. Es waren Alfen, die, als ſie dem Schlitten näher kamen, im Kreiſe drum zu tanzen und zu ſingen begannen:

Slagfid, Eigil,
Dazu Waulundur!
Königsſöhne,
Wollt uns verlaſſen?
Einheimiſche Finnen?
Geborne Bergleut?
Iſt nicht der Grünſtein
Beſſer als Gras!
Iſt nicht der Karfunkel
Beſſer als Roſen!
Iſt nicht der Blauleuchter
Beſſer als Luft!
Doch wollt Ihr entfliehen
Den Finnenbergen!

fort, und ich wandre nun ganz einſam umher, in einem fremden, unbekannten Lande. Soll ich wieder zurück zu Baulundur kehren? Oder ſoll ich mich in die Elb' ſtürzen, und ſolcher Weiſe in der Haſt meiner großen Bekümmerniß und Betrübniß ein Ende machen? — Nein, dachte er wieder, die Nornen haben nicht zum Unglück mich beſtimmt. Die Erde iſt grün, und ſicherer Verlaß iſt auf ſie, als auf's Meer und die Luft. Ich habe gute Hoffnung, mein Gemahl zu finden, und laſſe mich nicht abſchrecken.

Vierhundert und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Wie Slagfidur das ſagte, hob er ſeine Augen zum Himmel. Die Nacht war ſtockfinſter, nur ein einziger Stern ſchimmerte mit ungewöhnlich glänzendem Lichte. Es kam Slagfidur vor, als näherte er ſich mehr und mehr. Die Arme auf ſein Schwert geſtützt, erwartete er ſtarrenden Blickes den Ausfall dieſer Erſcheinung. Der Stern näherte ſich, und wie er nun näher kam, verlor er mehr und mehr ſeine runde Strahlengeſtalt. Die Umriſſe traten nach und nach deutlicher hervor.

Eine menſchliche Geſtalt begann ſich zu entwickeln, und endlich ſah Slagfidur, daß es ſeine liebe Hausfrau Svanhvide war, die glänzend und faſt durchſichtig über ſeinem Haupte ſchwebte. Er ſtreckte ſeine Arme in die Höhe, und konnte vor Freude nicht reden. Da ſang die Erſcheinung in wilden Tönen:

Scheu' das Gewäſſer!
Das Thal iſt beſſer,
Und kurz der Steg.
Zur Kluft gebunden,
Haſt doch gefunden
An freiem Weg.
Die Schickſalsketten
Zerreiße kühn;
Es wird Dich retten
Mit mir zu zieh'n.
„Der Herr vom Berge!
Der Herr vom Zwerge!“
Das war Dein Loos.
Selbſt willſt Du looſen
Und pflückſt Dir Roſen
In freiem Schoos,
Verwirfſt die Schwere
Und fleuchſt geſchwind.
O goldne Lehre
Dem Menſchenkind.

Mit Eiſenflügeln
Nach jenen Hügeln
Im Frühlingsduft.
Im Berg geboren,
Haſt ſelbſt erkohren —

dem keine ordentliche Auskunft finden kennten; ſo zogen ſie denn hurtig dem Süd zu.

Ihre Mutter hatte ihnen allerhand Speiſ' und Getränk mit auf die Reiſe gegeben. Sie ſchliefen, wenn ſie allzu ermüdet wurden, in ihren Schlitten, und bedeckten ſich mit Rennhäuten. Solcherweiſe kamen ſie nach verſchiedenen Tagreiſen nach Schweden, zu einem Orte, der Wolfsthal genannt wird, der vielen Wölfe wegen, die darin hauſen.

Da baueten ſie ſich einen Hof an einem See, wo viele und ſchöne Fiſche waren, und lebten ſo, ſo lange der Winter währte, von Fiſcherei und von der Jagd nach Wölfen und Bären, von deren Fell ſie Kleider und Bettdecken verfertigten.

Als nun der Lenz anbrach, wurden ſie ganz erſchreckt, die Sonne ſo hoch am Himmel zu ſehn, und als nun die ſchmucken, kleinen Blumen aus der lockern, lauen Erde hervorſproßten, wurden ſie gar froh, und merkten's wohl, daß die Weiſſagung bald in Erfüllung gehen werde, vorzüglich da der Himmel ſo durchſichtig und blau ward, wie der Edelſtein in Gold es geweſen, ja wohl noch mehr. Da ſie nun von Kindesbeinen an gewohnt geweſen, in dem Berge nach Metall zu arbeiten, und den alten Trieben nicht widerſtehen konnten, ſo gingen ſie eines Tags hin, in einem der Felſen, die das Wolfsthal umgaben, zu graben und zu ſuchen.

Wie ſie nun wohl erfahren waren, fanden ſie bald

Adern, trieben drob ihre Arbeit mit großer Luſt und Freude, da es hier nicht ſo kalt, als in Finnmarken war, wiewohl ſie zugleich erfuhren, daß die Metalladern, vorzüglich an Eiſen, nicht ſo reich waren, als dort. Da ſie nun nach wohlverrichteter Sache und ganz beladen zurückgehen wollten, da begegnete ihnen plötzlich eine gar merkwürdige und holde Erſcheinung, denn ſie ſchauten drei Jungfrauen, ſitzend am ſpiegelklaren Waſſer auf dem Felde; ſie ſpannen Flachs, und ihre Schwanenmäntel lagen zu ihrer Seite. Ihr Haar, welches feiner und gelber war, als der Flachs, den ſie ſpannen, war mit Seidenband hoch im Nacken aufgebunden, und flatterte in wogenden Locken herab über ihre vollen, weißen Schultern und Buſen. Uebrigens waren ſie ſchlank und ſchmal, mit großen blauen Augen, die ſie ſehr mildiglich auf die drei Brüder hefteten. Slagfidur, Eigil und Baulundur wurden drob von großer Liebe ergriffen, aber zugleich von übermäßiger Verwundrung; denn die drei Jungfrauen, von denen die eine mit grüner, die andre mit blauer, die dritte mit rother Kleidung angethan war, waren für ſie zu ſchauen wie die drei Edelſteine, und da nun das Feld überall voll gelber Blumen war, ſo kam es ihnen vor, als zeige die ganze Gegend, mit allem, was ſich darin befand, ihrem Auge ſich gleich dem oben erwähnten Goldklumpen, nur viel größer und ſchöner.

Hier hielt der Maler inne, und ſo ſehr man ihn auch at, noch weiter zu leſen, ſo gab er doch nicht nach, ſich mit der Sitte entſchuldigend, nicht zu viel in einer Nacht u erzählen.

Vierhundert ſechs und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die nächſte Nacht fuhr Reiner fort:

Da die drei Brüder nun nicht länger zweifelten, daß die Weiſſagung ihrer Mutter ja in Erfüllung gehen ſolle, ſo gingen ſie hin zu den drei Jungfrauen, ihnen ihre Begebenheiten kund zu thun und um ſie zu freien. Als ſie nun hinkamen und gerade vor ihren Augen ſtanden, und von ihrer großen Schönheit beſtrahlt wurden, da konnten ſie gar nichts reden. Da ſangen die Jungfrauen:

Edle Königsſöhne!
Slagfid, Egil, Valund!
Heil Euch, ſtarke Helden.
Svanhvid, Alrun, Alvild,
Sandten her die Nornen,
Freud und Luſt zu bringen,
Finnenkönigskinder!

Als die Brüder dies hörten, nahmen ſie die Jungfrauen in ihre Arme, und führten ſie hinein in ihren Hof, wo kurz darauf Hochzeit war, und ſie lebten darnach lange Zeit ungeſtört und zufrieden. Slagfidur erhielt Swanhride, Eigil Alrune, Vaulundur Alvilde. Aber nun begab ſich's eines Tages, als ſie ſolcher Weiſe neun Jahre zuſammen gelebt hatten, daß ihre Weiber ganz bleich und niedergeſchlagen zu ihnen eintraten und ſagten: „Liebſte Eheherrn! wir können nun nicht, wie wir es gern wollten, länger bei Euch bleiben. Wir ſind Valkyrien, und ſind beſtimmt, neun Jahre hindurch den Streitern in den Kampf zu folgen, wenn wir andre neun Jahre uns ergötzt an unſrer Eheherren Liebe. Wir vermögen es nicht, uns unſerm Schickſal zu widerſetzen, worüber eine höhere Macht räth, müſſen uns deßhalb in Geduld fügen, welches wir auch Euch zu thun rathen, wenn Ihr gut fahren wollt. Nach neun Jahren kommen wir zurück, und ſollt Ihr uns da willig finden, in allen Dingen nach Euerm Willen uns zu richten, wie ſich's für gute Hausfrauen ziemet."

Die drei Brüder erſchraken gar ſehr, und wurden betrübt ob dieſer Rede. Sie ſagten: „In neun Jahren iſt unſre beſte Jugend vorbei, da werden wir nicht viel Troſt an Euerm Umgange haben, ſo wenig wie Ihr an unſerm." Die Valkyrien antworteten: „Wir werden nie alt, und ſtarke Männer, wie Ihr, altern nicht ſo bald. Auf daß Euch nicht Zeit und Weile lang nährt, oder Ihr Euch zu ſehr grämet, während wir fort ſind, ſo ſind hier drei Schlüſſel, damit könnet Ihr die Berge öffnen und die köſtlichſten Metalle herausnehmen; ſo ermangelt Ihr nie des Erzes, davon zu ſchmieden, könnt alſo reich werden, hochanſehnliche Männer.“ Als ſie dieſe Worte geredet, legten ſie die Schlüſſel auf den Tiſch, küßten ihre Ehemänner und verſchwanden plötzlich.

Vierhundert ſieben und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die drei Brüder wurden ſehr betrübt über dieſe Begebenheit. Von der Zeit an war's öde und finſter im Wolfsthale. Sie gingen nur aus, Nahrung zu ſuchen; am Abend, wenn's finſter ward, ſetzten ſie ſich ſchweigend hin, jeder in ſeinen Winkel, und ſtarrten einander an bis Mitternacht, da ſie ſich in ihre kalten Betten legten, und ihrer lieben Hausfrauen gedachten.

Zuletzt beſchloſſen Slagfidur und Eigil, weit hinaus in die Welt zu ziehen, ihre Weiber aufzuſuchen Baulundur, der Jüngſte, rieth ihnen mit klüglichem und vernünftigem Worte ab davon, indem er ſagte: „Was hilft's, umher zu ziehen? Zu welchem Weltende wollt Ihr ziehen, ſie aufzuſuchen? Ohne Zweifel fliegen ſie unſichtbar durch die Luft. Ihr werdet umherirren und verſchmachten, und da nie des Glückes theilhaftig, Eure Weiber zu umarmen, welches wohl geſchehen könnte, ſo Ihr mit Geduld der neun Jahre Ausgang erwarten wolltet.“ Die Brüder beachteten nur wenig ſeine Rede, denn Liebe und Sehnſucht hatten ſie ganz eingenommen.

Da ſie nun alſo ihre Säckel mit Nahrung gefüllt, und in zwei Goldhörner alten Meth eingegoſſen hatten, ſo nahmen ſie Abſchied von ihrem Bruder und wanderten fort. Baulundur war ſehr betrübt in ſeinem Sinne, und Thränen rannen häufig von ſeinen Wangen. Denn es kam ihm vor, als wenn er nie mehr ſie ſehen ſollte. Er bat ſie noch ein Mal, Geduld zu haben, aber die Brüder antworteten ihm: „Wir vermögen nicht, uns gegen das große Begehr zu ſetzen, ſo uns nicht raſten läßt, weder Tag noch Nacht.“ Sie baten ihn nur, das Haus wohl zu bewachen, und über ihr Eigenthum nach eigenem klugen Bedünken zu ſchalten, bis ſie zurückgekommen.

Da nun Baulundur ſah, daß es gar nichts nütze, ſie von ihrem Vorſatze abzubringen, ſo wünſchte er ihnen, als guter Bruder, eine glückliche Reiſe, bat ſie auch, wenn ſie ſeine liebe Ehegemahl Alvilde treffen ſollten, ſie zu bewegen, nach Hauſe zurückzuziehen, da ihn innerlich nach ihr verlange, wiewohl ſein Verlangen nicht ſo thöricht ſey, daß es ihn verleiten ſollte, ihrem Gebote ſich zu widerſetzen; begleitete ſie darauf zu der andern Seite des Waldes, wo ſie ihm um den Hals fielen. Worauf Slagfidur, der Aelteſte, ſagte: „Wiewohl ich gute Hoffnung habe, mein Bruder, und ganz wohl glaube, daß ich Dich wiederſehen werde, ſo will ich doch hier ein Zeichen ſetzen, und die Götter bitten, ſolchem die Kraft zu vergönnen, daß es Dir zeigen möge, ob ich am Leben bin oder todt.“ Trat darauf eine tiefe Fußſpur in die Erde, und ſagte: ‚So lange dieſe Fußſpur deutlich und unverſehrt ſteht, da bin ich in keiner Gefahr; findeſt Du ſie dagegen gefüllt mit Waſſer, da bin ich ertrunken im Meer; findeſt Du ſie gefüllt mit Blut, da bin ich gefallen im Kampfe; findeſt Du ſie verſchüttet mit Mulm, da bedeutet es, daß ich in Krankheit verſtorben bin und unten in der Erde weile.“

Eigil, dem ſeines Bruders Thun wohlgefiel, that einige Schritte davon desgleichen; worauf ſie fortwanderten, nachdem ſie erſt Wanderſtäbe im dicken Wald ſich geſchnitten. Baulundur ſtarrte ihnen nach, ſo weit ſeine Augen reichen wollten; als ſie hinter dem Hügel verſchwunden, ging er zu Hauſe, in ſich gekehrt, mit langſamen Schritten.

Vierhundert acht und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Brüder verfolgten mittlerweile ihren Weg. Gegen Abend ſetzten ſie ſich beim Eingange eines Hains, an einer Elb', die ſich durch die Ebne ſchlängelte; hier gaben ſie ſich dabei zu eſſen, und tranken aus den großen Goldhörnern einander zu. Es war mitten im Sommer, der Abend war kühl und lau; das Laub im Walde, welches ſich über ihren Häuptern wölbte, verbreitete einen lieblichen und erquickenden Duft, und die Vögel, ſo auf den kleinen Zweigen umherſprangen, zwitſcherten nach Herzensluſt. Die Brüder ſpannten, zu größerer Bequemlichkeit, ihre Goldhelme mit den ſchönen Edelſteinen ab, und legten ſie zu ihrer Seite. Slagfidur ſchien's, als habe der Karfunkel nie einen ſo verwunderlichen Glanz von ſich gegeben, als nun; ſeine Strahlen floſſen mit dem Glanz des friſchen Graſes und des jungen Laubes auf's ſonderbarſte zuſammen, und es war ihm faſt unmöglich, zu unterſcheiden, ob es der Stein oder das Grün war, das einander den Glanz mittheilte. Eigil's Helm lag am Ufer der Elb', und der Blauglimmer, der darin ſaß, vereinigte eben ſo wunderlich ſeine Farbe mit den blauen Wellen, die im Fluſſe rollten, und mit dem hellen Himmel, der ſich über ihm wölbte. Als ſie nun die gute Mahlzeit genoſſen, legten ſie die Hörner an ihre Seite, mit den Spitzen in zwei Maulwurfshaufen, und gaben ſich dabei allerlei Scherz und Kurzweil zu erſinnen; denn der Meth und der ſchöne Abend hatte ſie aufgeräumt gemacht. Inzwiſchen ward es finſter, und der Mond, der im Geſichtskreiſe ſtand, grade vor ihnen, vermiſchte auf eine ſonderliche Weiſe ſeinen Schein mit dem Glanz, ſo von den großen Goldhörnern ſtrahlte. Als ſie daher am beſten ſaßen, ward Eigil plötzlich ganz ernſthaft und erſchrocken, und da Slagfidur ihn fragte, was ihm ankomme, ſagte er: „Es kommt mir ſo wunderlich vor, daß der Mond, gleich einem blutigen Büttel, mir gerade in's Geſicht grinſet.“ Slagfidur bat ihn, ſolche Gedanken fahren zu laſſen, aber Eigil ſagte: „Wo iſt der Blauglimmer auf meinem Helme?“ Slagfidur antwortete: „Er ſitzt noch da, aber das Dunkel der Nacht und der Schatten der Zweige hat ſeine Farbe verlöſcht.“ Eigil ſagte bedenklich: „Nicht allein ſeine, ſondern auch des Mordes und des Himmels Farben. Und ſo iſt's auch dem Steine in Deinem Helme ergangen; ſein grüner Glanz verſchwindet mit der Farbe des Graſes und der Bäume. Aber der Mond dort iſt Baulundur's rother Edelſtein, und der hat unſre überwunden und beide überlebt.“

Slagfidur wußte nicht, was er antworten ſollte; er ſagte: „Ich habe gute Hoffnung, die blühet ſo grün, wie der Stein in meinem Helm, und auch bei Nacht.“ Eigil antwortete: „Ich habe keine Hoffnung, und werde von ängſtlichem Verlangen weit, weit in die Welt getrieben. Deßhalb habe ich mich auf die Reiſe begeben, und deßhalb ſtarrt mein Blick ganze Stunden hinaus in den leeren, blauen Himmel, und deßhalb iſt der Stein in meinem Helme blau, deßhalb war Alrunens Kleid blau, und das matte, dunkle, verzehrende Verlangen iſt meine Valkyrie.“ Slagfidur ſchüttelte ſein Haupt, und reichte ihm das Methhorn, welches Eigil ſogleich nahm, und da er getrunken, erhielt er ſeine vorige Munterkeit wieder. Slagfidur trank nun auch, und tranken ſie ſich Beide einen halben Rauſch, worüber ſie alle beſtandenen Widerwärtigkeiten vergaßen, und nicht zu ruhen beſchloſſen, bevor ſie ihre Hausfrauen gefunden. Slagfidur ſagte: „Finde ich nicht meine Svanhride, ſo bin ich ein Mann des Unglücks. Das iſt der ſchönſte Schwan, ſo jemals die Luft durchſchwommen. Kein Schwan brüſtet ſich, wie ſie, mit ſolcher Jugendfülle und ſo zärtlich. Sie iſt das ſchönſte Weib, das die Sonne beſchienen und welches je ein Mann umarmt hat.“

Hier brach Reiner ab.

Vierhundert neun und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht las er weiter:

Eigil ſagte auf Slagfidur's Rede: „Du lügſt! Ein Weib weiß ich, ſie heißt Alrune; nicht umarmt Odin Frygga mit ſolcher Zärtlichkeit, wie Eigil ſie.“ Slagfidur ſagte: „Nie hab' ich noch gelogen, und der ſoll groß Jammer und Unglück erfahren, der mir ſolches nachſagt.“ Eigil antwortete: „Eigil zittert nicht mehr, als eine tief eingepflanzte Panierſtange, wiewohl er doch ſagt, daß Du lügſt.“ Als die Brüder ſolche Worte gewechſelt, zogen ſie ihre großen Schlachtſchwerter heraus, und hieben mit beiden Händen. Slagfidur ſpaltete zuletzt Eigil's Helm, ſo, daß der Stein borſt; worauf Eigil ſeine Beſinnung verlor und rücklings über in die Elb' ſtürzte. Selbiger Zeit änderte der Mond ſeine Feuerfarbe, und ward bleich, wie eine Leiche. Slagfidur ſtand lange in Gedanken, und ſtützte ſich auf ſein Schwert, während er hinab in die Elb' ſtarrte, wo ſein Bruder ertrunken. Da hörte er ein Raſſeln hinter ſich im Walde, und es kam ihm vor, als hörte er dieſe Worte ſingen in ſchwachen, heiſern Tönen:

Gute Zeit! böſe Zeit!
Thränenzeit, Sterbezeit.

Er gedachte ſogleich der Schwarz-Alfen, und wandte ſich hurtig um, — aber da war alles verſchwunden. Slagfidur war gar ſchlimm zu Muthe; er war nun ganz wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und überwog, wie ſein Bruder neulich an ſeiner Seite geſeſſen, vollkommen friſch und geſund, und was er geredet und wie er ihn nun verwundet habe und hinab in den Fluß geſtürzt, und ſolcherweiſe Urſache von ſeines Bruders Tode geweſen. „Gewißlich,“ ſagte er, „es war in dem, was Eigil ſagte, Etwas von dem unklaren, ungewiſſen, bodenloſen Verlangen, das nicht wußte, wohin es wollte, und das nicht Raſt noch Ruhe hatte, weder Tag noch Nacht, ſondern immer der Bewegung und Veränderung unterworfen war, recht wie's Waſſer, und ohne Ende oder Ziel, gleich dem weiten Himmelsraum. Beides iſt blau, und der Stein in Eigil's Helm war blau! Und nun liegt er ſelber mitten in der Elb'! Wahrlich, da iſt eine höchſt verwunderliche Verwandtſchaft zwiſchen Allem in der Natur, und weshalb ſollte des Menſchen Sinn, Geiſt und Schickſal davon ausgenommen ſeyn? — Es war auch Eigil's unbändiger Sinn, der ihn dazu brachte, einen der Schwarz-Alfen niederzuſtürzen; er verführte mich, desgleichen zu thun, und es iſt nicht gut, ſie zu Feinden zu haben.“ — Ach, dachte er dann wieder nach einer kleinen Weile: Ich habe nun mit eigner Hand meinen Bruder erſchlagen! Mein Ehegemahl iſt

Die hohe Luft!
Laß Wellen weichen,
Laß Wellen zieh'n!
Hoch ſollſt Du ſteigen
In Hoffnungsgrün.
Nicht meine Träume
Sind leere Schäume,
Ich bringe Dich
Zu Baumeswipfeln
Und Bergesgipfeln.
Verſtehſt Du mich? —
Da ſollſt Du trinken
Des Mondes Muth,
Und ſelig ſinken
In Wolkengluth.

„Und für heute kein Wort mehr!“ unterbrach ſich einer. — „Eine ganze Bilderwelt iſt mir bei dieſer Zau- nſage vor meinem Auge aufgeblüht, und es müßte ſchlimm m mich ſtehen, wenn ich Ihnen morgen nicht ein Blätt- en vorlegen könnte, bei deſſen Anblick es Ihnen vor den hren ſummte und klänge:

Da ſollſt Du trinken
Des Mondes Muth,
Und ſelig ſinken
In Wolkengluth.

Vierhundert ein und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Slagfidur fühlte ſich beſeelt vom gewaltigſten Muth und der feſteſten Hoffnung, ſo mit den Tönen dieſes Sanges gleichſam in ſein Herz einſtrömten. Die lichte, durchſichtige Geſtalt winkte ihm, er warf den Panzer und das Schwert auf den Boden, um deſto leichter ſeiner Geliebten zu folgen, deren Beſitz er nun nicht länger bezweifelte; wanderte darauf mit aller Macht in's Blinde hinauf auf's Gebirge. Verſchiedene Male ward ihm übel zu Sinne; es war ihm, als ziehe ihn Etwas in's Thal zurück. Einmal kehrte er ſich um, da kam's ihm vor, als ſtehe ſeiner Mutter Schatten in einem weißen Kleide vor ihm und ſinge:

Genieße Sohn Dein Leben:
Das Odin Dir gegeben,
Vergnugt im Stillen.
Mit Nornen ſtreite nimmer!
Nicht mit dem weiſen Mimmer,
Mit Odins Willen!
Sollt Wahnſinn Dich ermatten
Mit Zauberflöten!
Das Bös' iſt zwar ein Schatten,
Doch kann es tödten.

Slagfidur bedachte ſich. Da tanzte die luſtige Feuergeſtalt wieder in der Luft, und ſang abermals mit ſchallendem Ton und fieberartigen Bewegungen:

Wie biſt Du ſchüchtern!
Verſtand iſt nüchtern;
Er ſchweige ganz.
Ich will Dich führen
Durch Nebelthüren
In Purpurglanz.
Du haſt den Willen,
Und kannſt verzagen!
Ich will ſie ſtillen,
Der Sehnſucht Klagen. —
Glaubſt Du, o Blöder,
Daß nicht ein Jeder,
Wenn er es konnte,
Die Luſt begonnte!
Glaubſt Du, Corallen
Würden ſich ſtrecken
Mit rothen Zweigen! —
Oder Cryſtallen
Mit ſcharfen Ecken
Würden ſich zeigen!
Und Kalt' im Eiſe
Nach alter Weiſe!
Und Wärm' und Feuer!
Wie ungeheuer!
Nein, ſchön erhaben
Die edlen Gaben
Sich würden weiſen,
Und Freiheit preiſen. —
Der Baum, die Blätter,
Im Sonnenwetter,

Nur Pfauenfeder,
So herrlich Jeder,
Nur wollte tragen.
Der Sternenwagen,
Der nächtlich funkelt
Nicht mehr vom Sonnenlicht.
Blos verdunkelt,
Am hellen Morgen,
Nicht mehr verbergen,
Mit goldnem Rade,
Im Sonnenbade.
Dann ſollte walzen;
Metalle ſchmelzen!
Rubin aus Kluften
In Frühlingsdüften,
Stieg leicht im Mooſe,
Wie ſchönſte Roſe.
Dann ſollen Raben,
Sich Höhlen graben,
Und Bären heulen,
Wie große Eulen
In Baumeszweigen.
Dann tönt vom Himmel
Der Elfenreigen
So luſtig frei,
Weil aufgehoben
Die Sclaverei.

Da Svanhvide dieſes geſungen, flog ſie davon, und Slagfidur folgte ihr ſtarrenden Blickes. An etlichen Orten mußte er über Berg-Elben ſchwimmen, ihr zu folgen, und über große Gebirgsklippen klettern, dann über große Ritzen ſpringen, die gleichwie grauſe Draten ihren Rachen öffneten, ihn zu verſchlingen. Slag-dur merkte, daß, je höher er ſtieg, die lichte Geſtalt mehr und mehr ihren Glanz verlor. Ihre Geſichtszüge verzerrten ſich. Ihm ward bange, und er wollte wieder umkehren, aber das war zu ſpät! eine unwiderſtehliche Macht trieb ihn beſtändig höher, und endlich, da er auf die oberſte Gebirgsſpitze kam, ſah er beim Taggrauen, daß es ein Schwarz-Alfe war. Slagfidur taumelte auf der hohen Zinne. Eine unförmig große grüne Ebene lag vor ſeinen Augen, der Thau, ſo im matten Morgenroth blinkte, winkte ihm. Slagfidur fand ſich von dem tiefſten Sehnen ergriffen, ſich in den grünen weichen Schoos zu ſtürzen. Der Alf wandte ſich und ſagte: „Todeszeit.“ Und ſelbiger Zeit ſtürzte Slagfidur vom Felsgipfel herab in den Abgrund, wo ein Körper jämmerlich zerſchellt ward.

Vierhundert zwei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Baulundur ſtand am nächſten Tage zeitig auf und betrachtete die drei Schlüſſel, welche die Valkyrien ihm und ſeinen Brüdern gegeben. Der eine war von

Kupfer, der andre von Eiſen, der dritte von Gold. Er nahm den erſten, der ihm in die Hände fiel, welches der Kupferſchlüſſel war, ging ſo mit manchen wunderſamen Gedanken hinauf in's Gebirge. Als er nun lange gegangen längs einer Klippen-Elb, fand er endlich eine Stelle, wo das Gebirg ganz jählings eine nackte ſchräge Wand aus der Elb wandte. Dieſer Ort ſchien Baulundur paßlich zu ſeyn, denn er zog den Kupferſchlüſſel hervor und ſetzte ihn gegen die Wand. Kaum hatte er dies gethan, ſo ſprang das Gebirg auf und bildete auf die verwunderlichſte Weiſe eine grüne Grotte. Denn das ſchöne Kupfererz gab einen beſonderlichen grünen Schein von ſich in der Felswand, und rund umher fand er Edelſteine von verſchiedener Größe eingeſprengt, und einen ſelbiger Natur, wie der, ſo in ſeines Bruders Slagſidurs Helm ſaß. Oben drüber hingen große Cryſtalle von ſelbiger Farbe, aber von tauſend verſchiedenen Formen, gleichwie Eiszapfen, und machten an einigen Orten ganze Säulen aus, und zu alleroberſt, wo das Gebirg geborſten, ſchlug ſich das dicke Gebüſch ſo dicht zuſammen, daß ganz und gar nichts vom Himmel zu ſehen war. Baulundur hieb nun ein Stück Erz aus, ſo groß er es tragen konnte, und führte es darauf heraus. Kaum war er außen vorgekommen, als das Gebirg ſich ſchloß, und er konnte ſich nicht genugſam verwundern über die Hurtigkeit und Ruhe, womit es geſchah. Es war ihm nicht möglich, zu ſehen: wo der Eingang geweſen, und er würde alles zuſammen für einen Traum oder Blendwerk gehalten haben, hätte er nicht die ſchwere Bürde auf dem Rücken gehabt. Nun ging Baulundur zu Hauſe, und reinigte und läuterte das Erz von aller unnützen Schlacke und anderm Zuſatz, ſchmiedete darauf einen großen Kupferhelm, worin er drei der größten grünen Edelſteine ſetzte. Dieſe Arbeit währte verſchiedene Tage; aber da ſie verlaufen waren, nahm er den Schlüſſel, der von Eiſen war, und ging damit hin auf's Gebirge, und ſetzte ihn gegen eine Felswand, die ſogleich ſich öffnete, wie neulich. Aber nur auf eine andere Weiſe ergötzte dieſer Anblick ſeine Augen. Denn die Wände, wiewohl ſie voll von Eiſenerz waren, gaben einen ganz bläulichen Glanz von ſich vom Stahl, der ausſah, wie wenn er im Feuer angelaufen. Mitten in dieſen Stahlflüſſen ſaßen lauter blaue Edelſteine, gleich dem, ſo Eigil in ſeinem Helme hatte. Mitten in dieſe Kluft ſtürzte ſich eine Fels-Elb, die ihre Farbe von dem klaren, milden Himmel erhielt, der gleich einem angeſtrammten Kleide ſich über die geöffnete Kluft ſpannte, an deren Kanten Vergißmeinnicht und Veilchen wuchſen. Baulundur konnte ſich nicht genugſam über dieſen Anblick verwundern. Als er lange genug ſein Auge geſättigt, hieb er ein groß Stück Erz ab vom Fels, worin die größeſten Edelſteine ſaßen. Darauf hob er es auf ſeine Schulter und ging hinaus, worauf ſich der Fels ſogleich vor ihm ſchloß, wie er neulich gethan; von dieſem Eiſen ſchmiedete nun Baulundur ein Schwert, deſſen Griff er mit lauter blauen Edelſteinen beſetzte; und es war dieſes Schwert ſo geſchmeidig, daß er es rund um ſeinen Leib winden konnte, und ſo ſcharf, daß es Felsſtücke wie Thon ſpaltete.

Vierhundert drei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die folgende Nacht las Alma weiter:

Da er damit fertig war, nahm er den Goldſchlüſſel und ging wiederum in's Gebirge, und that, deſſen ſchon zweimal Meldung geſchah. Aber was er die beiden erſten Male geſehen, war gar nichts gegen das, was er nun ſah. Das Gebirg war nicht geſpalten von oben nach unten zu, wie bisher, ſondern ein gewölbter Bogengang, durch den er auf der andern Seite Meer und Himmel ſehen konnte, lag vor ſeinen Augen.

Der Eingang zu dieſer Bergwölbung war mit jungen Raſen bewachſen. Von den Wänden glänzte das rotheſte Gold, und dazwiſchen allerhand ander Metall. Die purpurnſten Rubinen waren zwiſchen allerhand Corallen und Cryſtallen an die Wände geſprengt, und durch die Ritzen im Fels ſchlangen ſich Weinranken mit reifen Trauben, die an Größe und Röthe mit den Rubinen im Berge wetteiferten. Aber das Herrlichſte war die Morgenſonne, die eben aus dem Meere ſtieg und Alles mit ihrem flammenden Glanze erleuchtete.

Baulundur hieb nun einen großen Goldklumpen heraus, aber es währte lange, ehe er den Fels verlaſſen konnte; denn er ward nicht müde, dieſe ſchöne Höhle zu beſchauen, und die ſüßen Trauben zu koſten. Endlich ging er doch, und der Fels ſchloß ſich hinter ihm. Nun ſchmiedete er einen goldnen Harniſch, den er mit rothen Edelſteinen zierte; darüber verging eine Weile. Da nun Baulundur fertig war, dachte er eines Morgens: „Wie es wohl meinen Brudern geht?“ erinnerte ſich bei der Gelegenheit des Zeichens, ſo ſie am Ausgange des Waldes auf jener Seite geſetzt; ging alſo dahin, wo ſie die Fußtapfen getreten. Als er nun hinkam, wo Eigil ſeine Spur geſetzt, da fand er den ganzen Platz mit Waſſer überſchwemmt, worin der Himmel ſich ſpiegelte. Der Ort dagegen, wo Slagfidur ſein Zeichen geſetzt, war nicht allein mit Mulm überdeckt, ſondern aus Mulm war ſchon ein Haufen junger, weicher Grashalme ausgeſprungen. In einem Birkenbaume zur Seite dieſer Stelle ſaß eine Droſſel, und ſo oft ein leiſer Wind ſich rührte, ſo daß das Waſſer und das junge Gras Wellen ſchlug, erhob ſie ihre Stimme und ſang gar ſeltſam und traurig. Daraus ſah Vaulundur deutlich, daß ſeine beiden Brüder erbärmlich umgekommen. Er ging alſo mit ſchwerem Herzen zurück zu ſeiner Hütte, und dachte auf dem Wege: „ich ſagte es ihnen wohl!“ Den ganzen Tag konnte er vor Betrübniß nicht eſſen.

Tags darauf ging er wieder in den Berg und holte mehr Gold, und fing endlich an, eine Werkſtätte einzurichten, um ſo der neun Jahre Ausgang zu erwarten. Er ſchmiedete nun allerhand köſtliche Kleinodien und Waffen, und ward in kurzer Zeit weit berühmt, ob ſeiner Kunſt und Reichthümer. Wenn er es überdrüſſig war, andere Arbeiten zu verfertigen, ſchmiedete er Goldringe, die er auf ein Baſtband zog, und unter dem Boden ausſpannte. So oft er einen Ring fertig hatte, gedachte er an ſein Ehegemahl, Alvilde, wie fein dieſe Ringe ihren zarten Fingern und runden, weißen Armen ſtehen würden, wenn ſie noch bei ihm wäre. Zuletzt hatte er ſiebenhundert Goldringe.

Um jene Zeit regierte in Schweden König Nidudr; er war klein, mager, bleich und hatte tief im Kopf liegende Augen. Er war überall bekannt ob ſeines neidiſchen und mißgünſtigen Sinnes. Es ging ihm nichts mehr zu Herzen, als wenn er hörte, daß einer ſeiner Nachbarn ſich durch ſchwere Unternehmungen auszeichnete. Er hatte drei herrliche Skalden mit eigner Hand getödtet, weil ſie ihm freimüthig geſagt: daß er ſchlechte Lieder dichte; denn da Nidudr aller Mannheit und Kraft beraubt war, und gar nichts von trefflichen Eigenſchaften beſaß, ſo war auch ſein Herz weibiſch und eitel, ſo daß er doch für einen ſtattlichen und verſtändigen Herrn gelten wollte.

Dieſer König hatte kaum Nachricht von Baulundur's großen Schätzen, als ihm das Blut in's Angeſicht ſtieg, worauf er ganz bleich ward, und an allen ſeinen Gliedern zitterte; denn er faßte ſogleich den Vorſatz, ihm alle ſeine Güter abzunehmen. Aber da er zugleich eine arge Memme war, ſo verurſachte die Furcht dafür ihm dieſen Schreck und dieſes Beben. Nachdem alſo das erſte Zittern ſich gelegt, rief er einen ſeiner vornehmſten Hofleute und ſagte: „ich habe in Erfahrung gebracht, daß ſich ein Mann, Baulundur genannt, in meinem Reiche aufhalten ſoll, der weit berühmt worden iſt ob ſeines großen Reichthumes. Er ſoll alle Andre darin übertreffen, Gold und Silber zu Waffen und köſtlichen Kleinodien auszuſchmieden. Da ich nun weiß, daß er als ein armer Bergfinn zu meinem Lande gekommen, ſo bin ich gewiß, daß er dieſer Schatz durch Räuberei, Zauberei, oder Finnenkünſt erlangt hat, und iſt deßhalb mein Wille, daß Du der ſtärkſten meiner Trabanten anſagſt, ſich in Eiſenpanze zu kleiden, auf daß wir in der Stille der Nacht zu Baulundur's Hof reiten können und uns ſeines Gute bemächtigen, und ihn auch ſelbſt greifen.“

Vierhundert vier und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Hofmann erwiederte: „daß Du, König Nidudr, einen Zaubrer oder Räuber greifen willſt, daran finde ich nichts auszuſetzen, nur das kommt mir ſeltſam vor, daß Du eine ganze Schaar gegen einen einzigen Mann aufbieteſt. Denn hat er keine übernatürlichen Kräfte, da kann wohl einer Deiner Mannen es mit ihm aufnehmen; aber iſt er durch Zauberei oder andre Kunſt rieſenſtark, da könnten wir nichts gegen ihn ausrichten, wenn Unſrer auch noch ſo viele wären.“

König Nidudr wußte nichts hierauf zu antworten, ward daher ſehr zornig, griff ſein Schwert mit beiden Händen und hieb auf des Hofmanns Stirn; aber da ſein Arm ſchwach war, und des Hofmanns Stirn hart, fiel das Schwert ohne ſonderliche Wirkung wieder zurück. Da König Nidudr ſah, daß das nichts helfen wollte, griff er eilig zu ſeinem Spieß, und durchbohrte des verwegenen Verſaks Eingeweide, der ſogleich todt zur Erde fiel.

Da dieſes geſchehen, rief der König ſeine Mannen, und erzählte, was er im Sinne habe, indem er zugleich auf den todten Hofmann wies, um ſie zu bedeuten, was ſie zu erwarten hätten, wenn ſie ſich ſeinem Willen widerſetzten.

Dies machte einen ſtarken Eindruck auf alle Mannen des Königs, worunter die meiſten feig und furchtſam waren, gerade wie er ſelbſt, und ſie gelobten, ihm beizuſtehen.

Da nun alſo die Sonne untergegangen, kleideten ſie ſich in Eiſen und gürteten ihre Roſſe, und ritten langſam zu Baulundur's Wohnung im Wolfsthale. König Nidudr war ſehr unruhig auf dem Wege, denn er fürchtete, der Mondſchein möchte die blitzenden Spieße ſeiner Mannen verrathen. So kamen ſie zu Baulundur's Hofe, der offen ſtand, worauf ſie ſich ſachte in's Haus ſchlichen, das leer war, und fanden Niemanden.

Da nun Niemand da war, und des Königs Augen ſogleich verblendet wurden von dem ſchönen Golde, befahl er einem ſeiner Leute, das Baſtband vom Boden hinwegzunehmen, worauf die ſiebenhundert Ringe gezogen waren. Dieſe betrachtete er freudig, ſteckte den ſchönſten an ſeinen Finger, und gebot ihnen, das Band wieder aufzuhängen und ſich in den Ecken zu verbergen, wo ſie Baulundur's Heimkunft erwarten ſollten.

Sie hatten nicht ſehr lange gewartet, als ſie einen Mann mit ſchweren Schritten durch den Hof kommen hörten. König Nidudr ſagte: „Nun höre ich Baulundur kommen. Da gehört Größe und Stärke dazu, ſolche Schritte zu treten. Nehmet Euch deßhalb wohl in Acht, daß ſich keiner übereile; und gebiete und befehle ich hiermit bei meiner königlichen Gewalt, daß Keiner ſich rühren ſoll, bevor ich ein Zeichen gebe, oder es ſoll ſein Leben koſten."

Vaulundur kam nun hinein in die Thüre mit einem Bären auf dem Rücken und einem Spieße in der Hand, von welchem das Blut noch rann. Er hatte den ganzen Tag gejagt, und kam nun um Mitternacht zu Hauſe, hungrig und müde, um ſeine Abendmahlzeit zu halten, denn er hatte den ganzen Tag kein Wild gefunden, weil er Alvilden's und ſeiner Brüder gedacht hatte. Nur den Bären hatte er getödtet.

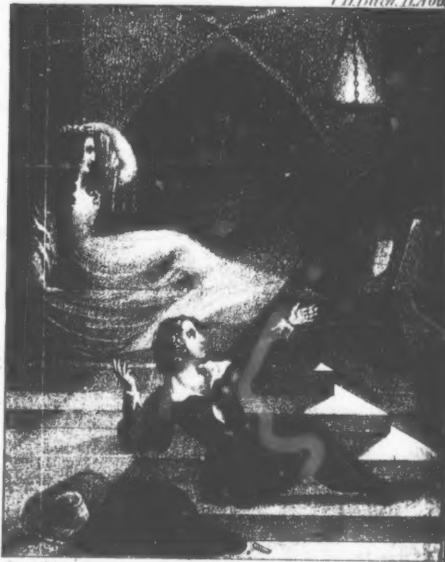
Da er nun das Fell vom Bären abgezogen und mitgebracht, puſtete er Kohlen auf dem Heerde an und legte dürres Reiſig und Zweige daran, ſo daß in kurzer Zeit eine große Flamme aufloderte. Dann nahm er ein Goldhorn, gefüllt mit des Bären Blut, und ſchüttete es auf's Feuer für Odin und Thor; als er dieſes gethan, nahm er einen Birkenkranz von ſeinem Helme, der mit blutrothen Fichtenbeeren durchflochten war, legte ihn auch auf das Feuer und opferte ihn Freya; worauf er hinging, die Schinken vom Bären abzuhauen, dieſelben auf ſeinen Spieß ſteckte und ſie briet, bis ſie genießbar waren. Da dies geſchehen, holte er eine Schale Meth, worauf er ſeine Mahlzeit hielt, und ſeiner Brüder Eigil's und Slagfidur's Angedenken trank, wie er alle Zeit that. Darauf ſpannte er das Bärenfell mit Holzpflöcken aus, daß es im Winde getrocknet werde.

Da dieſes geſchehen, ſtieg er auf, und zog das

Baſtband vom Boden, und zählte die Ringe. Da nun einer davon mangelte, und der beſte, ward Baulundur ganz verwundert; denn er wohnte abgelegen zwiſchen Bergen, und wären Räuber dageweſen, meinte er, hätten ſie wohl alle genommen. Iſt vielleicht meine Hausfrau Alvilde zurückgekommen, und giebt ſich durch Zeichen kund, damit mich die Freude nicht tödten möge? Mit dieſen Gedanken ſtreckte er ſich auf ſein Lager hin, aber da ſich nichts rührte, ſagte er: „Bis Freya mir wiederum ihr Freude bringendes Mädchen Heos zum Troſte ſendet, gebe ich mich in Deine Gewalt, weicharmiger Sioſa.“ Worauf er ſich auf die Bank hinſtreckte und ruhig einſchlief.

Ende der erſten Abtheilung des ſiebenten Bandes.

VII.Bdch. II.Abth



[illegible] inv. Lith. Anst. v. [illegible] in Mainz

Romeo und Julia.

Abendländiſche
Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

VII. Bändchen 2. Abtheilung.

Meissen
bei F. W. Goedsche

[illegible]

[illegible]

Vierhundert fünf und ſechzigſte Nacht.

Den nächſten Abend brachte Reiner eine Zeichnung mit, die er an dem Tage entworfen und flüchtig ausgeführt hatte.

Der Freiherr, Eduard und Frau von Runſitten erkannten ſogleich, was für eine Scene die Zeichnung vorſtellen ſolle. Alma und Claudine nicht, und Marie bat um eine genaue Erklärung, damit ſie doch auch das Bild ſehen könne mit ihrem geiſtigen Auge.

„Recht gern will ich Ihnen dieſe geben,“ ſagte der Maler, und Alma rief: „hübſch ausführlich, in Vorleſung der Baulundur-Sage will ich morgen fortfahren.“

Der Maler begann:

Eginhard und Emma.

Am Hofe Kaiſer Karls des Großen lebte ein junger Mann, welcher ſich durch Klugheit, Treue und Fleiß vorzüglich auszeichnete, aber auch nicht minder durch ſeine edle Geſtalt und ſein ſchönes Antlitz.

Der Kaiſer hatte ihn zu ſeinem Geheimſchreiber ernannt, und vertraute ihm unbedingt, doch, ob er ihn auch täglich viel um ſich ſahe, ſo entging es doch dem Scharfblick des Kaiſers, daß Eginhard dem Kaiſer wohl ergeben, doch noch hundertmal mehr ergeben des Kaiſers ſchönem Töchterlein Emma war.

Emma wußte, daß ihr Vater ſie früher oder ſpäter mit einem mächtigen Fürſten verloben würde, ſie hätte es früher für Schande gehalten, einen Unterthan ihres Vaters zu lieben, aber Eginhard's edles Weſen, ſeine außerordentliche Schönheit riſſen ſie dergeſtalt hin, daß ſie ſeinen Stand vergaß. Schon der Ton ſeiner Stimme drang zu ihrem Herzen, und ſchaute er ſie mit ſeinen großen blauen Augen ſo ſchwermüthig an, ſo erklärte ihr Herz ihn für den erſten aller Männer.

Damals war die Etikette noch nicht ſtrenge, die Tochter des Kaiſers wurde, wie jedes Edelfräulein, nur Fräulein titulirt, und keine Fürſtin ſchämte ſich damals, ſelbſt geſponnenen Flachs zu tragen, und mit nach der Küche zu ſehen. Dadurch erhielt nun Eginhard faſt täglich Gelegenheit, die ſchöne Emma zu ſehen und unbemerkt mit ihr zu ſprechen. Aufgemuntert durch ihre Freundlichkeit geſtand er ihr ſeine Gefühle, und Fräulein Emma leugnete nicht, daß ſie dieſelben erwiederte.

Anfangs beglückte es Beide vollkommen, zu wiſſen, daß ſie ſich gegenſeitig liebten, aber bald ſtrebten Beide nach feſterer, unauflöslicher Vereinigung, und entwarfen hundert träumeriſche Pläne, die zur Erfüllung ihres

Wunſches führen ſollten. Sie beſchloſſen zu fliehen, aber Kindesliebe hielt Emma, Dienſttreue Eginhard zurück, und ſo vertrauten denn Beide dem Himmel ihre Hoffnungen und Wünſche. Eines Nachts, als Alles in der kaiſerlichen Burg ſtill war, ſchlich Eginhard über einen engen, gewöhnlich wohl verſchloſſenen Hof, der in dieſer Nacht noch offen war, eine Hintertreppe hinauf nach Emma's Gemache.

Das Fräulein empfing den Geliebten mit Zärtlichkeit, und Beide verbrachten die halbe Nacht mit Ausmalung neuer Pläne für eine glückliche Zukunft.

Als Eginhard ſich von ſeiner Geliebten trennen wollte, bemerkten Beide zu ihrem Schrecken, daß ein hoher Schnee gefallen war, der den ganzen Hof bedeckte. In dem Theile der Burg, den Emma bewohnte, ſchliefen außer ihr nur noch ihre Ehrenfräuleins und Zofen, Eginhard's Fußtritt mußte am andern Morgen ihren Vater, der gewöhnlich früh aufſtand, und aus ſeinem Schlafgemache in den Hof ſchauen konnte, auffallen. Der Kaiſer hielt ſtreng auf Zucht und Sitte, und Emma fürchtete, daß Eginhard's Fußtritte Alles verrathen würden. Sie ſann nach, und nachdem ſie einen Plan erdacht hatte, beſchwor ſie ihren Sponſen, ihr nicht zu widerſprechen, ſondern ſich in ihren Willen zu fügen, was er bei ſeiner Ehre gelobte.

Hier hielt der Maler inne, und verſprach, den Beſchluß dieſer Geſchichte die nächſte Nacht vorzutragen.

Vierhundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Geſchichte.)

Dieſe Nacht fuhr Reiner fort:

Obgleich Emma ein zartes Fräulein war, gab die Liebe ihr doch Kraft; ſie nahm unten im Hofe ihren Geliebten auf den Rücken und trug ihn glücklich durch den Schnee bis zur entgegengeſetzten Thüre, die er geſchickt öffnete, und Emma ſchlich froh über das Gelingen ihres Plans wieder zurück in ihr Gemach.

Ohne es zu ahnen, hatte ſie einen Zeugen ihrer Handlung gehabt, ihren Vater. Von böſen Träumen gequält, erwachte der Kaiſer früher als gewöhnlich, und trat, um Luft zu ſchöpfen, auf den Balcon vor ſeinem Zimmer. Er ſah ſeine Tochter mit Eginhard, aber er ſchwieg, und zog ſich leiſe und unbemerkt zurück.

Den andern Tag verſammelte er ſeinen Staatsrath um ſich, und trug demſelben den Fall vor, forſchend auf Eginhard blickend, der ihm todtenbleich gegenüber ſaß.

„Der Schuldige verdient den Tod," riefen mit Ausnahme eines Einzigen die Räthe, ohne zu ahnen, daß Eginhard der Sponſe des Fräuleins ſey.

Nur ein alter Mann mit grauem Haar nahte ſich dem Kaiſer und ſprach mild: „dem Kaiſer dürfen wir, ſo er es befiehlt, rathen, dem Vater nicht, er darf keinen andern Rath hören, als die Stimme ſeines Herzens.“

Da reichte der Kaiſer dem Greiſe freundlich die Hand und ſagte: „wohl geſprochen, Alter, der Vater hat ſchon entſchieden.“

Und er hieß ſeine Tochter rufen, und ſprach zu ihr, als ſie vor ihm ſtand: „Emma, Emma, Du haſt Geheimniſſe vor Deinem Vater, aber ich habe ſie entdeckt, heute Nacht, als Du über den Schnee gingſt.“ Da fiel Emma zu des Kaiſers Füßen und flehte: „Gnade, Gnade für ihn!“ Und der Kaiſer wandte ſich zu Eginhard und ſprach: „ſchon längſt, treuer Geheimſchreiber, ſann ich nach, wie ich Deine Dienſte gebührend belohnen könne, jetzt habe ich eine Auskunft gefunden. Du biſt von nun an mein Kanzler und Eidam.“ Da ſtürzte auch Eginhard zu des Kaiſers Füßen, außer ſich vor Freude. Der Kaiſer lächelte und hielt ſein Wort, er vermählte ſeinem Kanzler ſeine Tochter.

„Dieſe allgemein bekannte Geſchichte, die man für eine Sage halten könnte, weil ſie ſo gegen die hergebrachte Sitte iſt, wenn nicht die Geſchichtſchreiber Karls des Großen davon ſprächen, hat mir immer unendlich gefallen,“ ſprach der Caplan.

„Was ſo leicht kein andrer Fürſt wagen dürfte, konnte Karl der Große, er bedurfte keiner glänzenden Familienverbindungen, um mit Recht der Große genannt zu werden," bemerkte Eduard.

„Wahr," ſagte Reiner, „Napoleon dachte anders, und grade zu der Zeit, als er ſeinen Glanz durch Familienverbindungen zu erhöhen ſtrebte, fing ſein Glückſtern an, ſich allmählig zum Untergange zu neigen."

„Ich begreife nur nicht, wie es einem zarten Weibe möglich iſt, einen ſo großen ſtarken Mann, wie Eginhard, nur einige Schritte weit zu tragen," äußerte Alma.

„Liebe oder Haß, wie überhaupt jede ſtarke Leidenſchaft, geben übermäßige Kräfte. Ja, die Furcht vor Gefahr macht oft den Schwächſten ſtark. Ich habe eine höchſt liebenswürdige, zarte Frau gekannt, die in Folge einer Krankheit in ein hitziges Fieber fiel, und im Fieber drei ſtarke Männer niederwarf, und einen hohen eiſernen Ofen umriß," ſprach der Arzt; „der Geiſt im Menſchen, vor allem das Temperament, iſt mächtiger, als man glauben will."

Vierhundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der Baulundur-Sage.)

„Ich habe," hob heute der Maler an, „die Wünſche der Damen erfüllt, ſie wiſſen nun, daß das Weib auf meinem Bilde, welches den Mann auf dem Rücken durch den Schnee trägt, Emma mit ihrem Eginhard iſt, erfüllen auch Sie, Fräulein Alma, nun unſre Bitte, und ſetzen Sie die Mittheilung der nationellen Baulundur-Sage fort.“

Die Uebrigen theilten des Malers Wünſche. Alma nahm das Buch und las:

Da nun König Nidudr merkte, daß Baulundur feſt genug ſchlafe, ſchlich er mit ſeinen Mannen hervor, und befahl ihnen, ihn in Eiſen und ſchwere Fußfeſſeln zu ſpannen, was ſie auch ſogleich thaten. Als Baulundur erwachte und ſich nicht regen konnte, war er übermäßig verwundert, daß er ſich von ſo vielen bewaffneten Männern umringt ſah. Er glaubte, daß es Räuber ſeyen, und rief: „kommt Ihr, meinen köſtlichen Goldſchmuck zu holen, da nehmt ihn, und laßt mich wieder los, ich verſpreche Euch, mich gar nicht unnöthiger Weiſe ſo Vielen, wie Ihr ſeyd, zu widerſetzen.“

König Nidudr antwortete: „große Verſprechungen und glatte Worte gab Locke in Irrthumheim, aber die Jetten überliſteten ihn doch zuletzt. Nicht bin ich ein Räuber oder Mörder, wofür Du mich vielleicht vermeſſentlich hältſt, ſondern Nidudr, Dein König und Herr.“ Baulundur antwortete: „große Ehre und Würdigkeit beweiſet Ihr meiner Hütte, mit ſo adeligem Gaſt, Herre mein. Aber warum ſchließt Ihr mich in Feſſeln und Eiſen gleich einem Miſſethäter?“

Nidudr erwiederte: „ich kenne Dich vollkommen wohl, Baulundur! Arm kamſt Du hieher von Finnmarke zu meinem Lande, und nun beſitzeſt Du beſſere Trinkgeſchirre und Kleinodien, als Nidudr in ſeinem Saale. Wie geht das zu?“

Baulundur ſagte: „bin ich vor Gericht der Räuberei und Plünderung bezüchtigt, ſo thut Ihr wohl, mich gebunden zum Thurm zu führen; aber bin ich das nicht, was mißhandelt Ihr mich da?“

Nidudr antwortete: „Reichthum kommt nicht von ſelbſt, haſt Du Dein Gut nicht geraubt, ſo biſt Du ein arger Zaubrer, auf den ich ein wachſames Auge haben muß.“

Baulundur ſagte: „Wäre ich ein Zaubrer, da wäre es mir ein Leichtes, hurtig dieſe Feſſeln zu brechen. Ich weiß nicht, daß ich vorſätzlich Jemandem etwas geraubt habe; iſt es aber ſo, Dir will ich es zehnfach erſtatten. Was übrigens der Götter Milde und beſondre Gaben angeht, da thut kein Menſch wohl, ſie zu mißgönnen; denn eben ſo wenig laſſen ſie ſich mittheilen, wie ſie ſich rauben laſſen. Iſt dafür mein Begehr, o König, daß Du mich los läſſeſt, und ich will meine Freiheit ſo theuer erkaufen, wie Du ſie ſchätzeſt.“

Nidudr wendete ſich und ſagte zu ſeinen Leuten: „ich will nicht länger ſeine argliſtigen und böſen Worte hören. Führt ihn fort!“ — Als der König dieſes geſagt, führten die Trabanten Baulundur weg, der ſich ruhig in ſein Schickſal fand, da er ſah, daß Widerſtand nichts nützte. Das Gold und die koſtbaren Steine führten ſie ebenfalls fort, welche König Nidudr vor ſeine Hausfrau, die Königin, zu bringen befahl; aber Baulundur ließ er hinab in einen Thurm werfen, wohl funfzehn Faden unter der Erde.

Vierhundert acht und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht las Alma weiter

Die Königin wurde faſt geblendet durch den Anblick des großen Reichthums und vom ſchönen Glanze der Edelſteine. Der König ſchenkte ihr manchen Schmuck und koſtbare Kleinodien, ſeiner Tochter Baudvilde gab er den erſten Ring, ſo er vom Baſtbande gezogen. Selbſt freute er ſich ſehr, Baulundurs herrliches Schwert zu beſitzen, deſſen Griff, nach [illegible] von Aſathors Streithammer Midlner gehämmert und mit den köſtlichſten [illegible] Edelſteinen beſetzt war, wie vorher berichtet worden. Als nun der König eines Tages die Königin, als ſie Abends auf ihrer [illegible] ſpielte, fragte, wie es ihr am beſten ſchiene, mit Baulundur zu verfahren, da er es nicht für gerathen hielt, ihn zu tödten, ſondern lieber ihn zu gebrauchen, allerhand köſtliche Sachen zu verfertigen, ſo ſang ſie ſolcher Weiſe ihre Antwort zur Harfe:

Sein Herz wird ſehnlich ſchwellen,
Wenn er das Schwert erkennt,
Und wenn er an Baudvild
Den Ring entdecket.
Schneidet ihm aber
Die ſtarken Sehnen
Und haltet nachher ihn
Auf Savarſted!

Dieſen Rath fand der König weislich. Sävarſted war ein Werder, der nahe vom Lande in einer Bucht lag, worauf von undenklichen Zeiten her ein alter rother Thurm ſtand, bewachſen mit Schwämmen und Moos. Zu dieſem Thurme führten des Königs Knechte Baulundur, nachdem ſie ihm vorher, nach der Königin Befehl, ſeine Sehnen durchſchnitten hatten.

Hier gaben ſie ihm nun ſein Schmiedegeräth und ſetzten zu ihm die Kiſten mit Gold, welche ſie in ſeiner Behauſung gefunden. Und mußte er nun ſolcher Weiſe vom Morgen bis Abend köſtliche Trinkgefäße, Helme und dergleichen für den König ſchmieden.

Niemand außer dem Könige ſelbſt durfte zu ihm hinüber auf die Inſel ſegeln, da Nidudr befürchtete, daß Andre ihm den Schatz entwenden möchten, wenn er ſie dahin ſendete. Hier ſaß nun Vaulundur etwa ein Jahr Zeit und arbeitete unverdroſſen; denn nur durch Arbeiten vergaß er den Mißmuth und Kummer, die ihn innerlich verzehrten.

König Nidudr hatte ihm befohlen, zu einer beſtimmten Zeit eine volle Rüſtung von purem Golde zu ſchmieden. Wie er nun eines Tages ſaß und am Schilde arbeitete, worin er verſchiedene von den Thaten der Ahnen ausgearbeitet, — auf einer Stelle ſaß nämlich Odin hoch auf Hlidſkialf, und ſah hinaus über alle Welt; auf einer andern Stelle trat Freya mit ihren Dyſen in Walhalla ein, zwiſchen den Einheriaren, die rings umher auf Eichenbänken ſaßen, und aus großen Goldhörnern tranken; an einer andern Stelle hatte er die künſtliche Thors Fiſcherei auf dem Meere eingegraben, welchergeſtalt er den Ymer=Rieſen erſchreckte, indem er den großen Wurm Jormungarder mit ſeinem Haken aufzog, — und er nun Freya vorſtellen wollte, in Folkvangur zwiſchen den Liebenden ſitzend, und er in Freya's Angeſicht genau ſeiner lieben Ehegattin Alvilde Angeſicht und Züge ausgedrückt: da brachen plötzlich Thränen aus ſeinen Augen hervor, ſo daß er nicht länger beim Arbeiten ſehen konnte, ſondern ſeinen Grabſtichel niederlegen mußte.

Da er wieder einigermaßen zu ſich ſelbſt gekommen, ſo daß Thränen nicht länger ſeine Stimme erſtickten, da rief er mit lauter Stimme: „Ach meine ſchöne, innerlich geliebte Hausfrau! ſoll ich, wenn nicht früher, ſo doch nach dem Tode, Dich in meine Arme ſchließen, bei Freya in Folkvangur? Wo biſt Du nun, meine Valkyrie? Ach, wenn Du mich in dieſem erbarmungswürdigen Zuſtande ſäheſt, würdeſt Du da mich noch lieben? Nein, nein, das würdeſt Du ſicher nicht. Denn aus einem ſtarken und wohlgeſtalteten Kämpfer bin ich zu einem elenden, verſtümmelten Knecht verwandelt. Hier ſitze ich, ſchwarz von Kohlen und Staub, die Augen roth von Rauch, die Arme ermattet von Arbeit, gefeſſelt an einen Stein. Meine Brüder ſind auf eine klägliche Weiſe umgekommen.“

Vierhundert neun und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Vaulundur fuhr in ſeiner Klage fort:

„Mit Kummer muß ich anſehen, daß der ſchändliche König Nidudr mit meinen Reichthümern prahlt, und die Frucht meines Schweißes erndtet. Nichts, außer Hoffnung auf Rache, hat bisher mein Leben gefriſtet; aber nach und nach wird mir auch dieſe Hoffnung benommen. So will ich denn meinem Leben auf das Schnellſte nun ein Ende machen.“ Wie er dieſe Worte geſprochen, griff er nach einem Schwerte, das er ſelbſt neulich geſchmiedet, und kehrte die Spitze davon gegen ſeine breite, rauhe Bruſt.

Da hörte er draußen vor den Eiſenſtangen ſeines Fenſters einen Vogel gar lieblich und wohlklingend ſingen. Der Sommerabend war ruhig und klar, und die Sonne, welche unterging, warf, wie zu einem Lebewohl ihren rothen Schein durch die Oeffnung und die dicke Mauer in das Gefängniß, zu Baulundur hinein. Es kam ihm die Luſt an, noch einmal vor ſeinem Tode die Natur zu betrachten; er richtete ſich daher auf, und ſtieg auf den Stein, an den er gefeſſelt war. Auf ſolche Weiſe erreichte er das Fenſter, von dem er eine freie Ausſicht hatte. Das Meer ging gerade bis zu ſeinem Gefangenthurm. Eine Erdzunge vom Lande konnte er ſehen, worauf ein Bauernhaus ſtand, wo der Hausvater mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern außen vor der Thüre ſaßen. Gerade gegenüber ging die Sonne im Meere unter, und in ihrem rothen, lieblichen Glanz tummelten und erwärmten ſich die kalten Wogen. Inzwiſchen ſang der Vogel beſtändig auf dem Thurme über dem Fenſter. Baulundur war gar wunderſam zu Muthe. Es war dieſe anmuthigliche und milde Gegend, die ihn gleichſam von dem farbloſen, kalten Finnmarken gelockt, und ſolcherweiſe Urſache zu ſeiner Brüder und zu ſeinem eigenen Untergange geweſen, weil er jenem Sehnen gefolgt.

Das Haupt auf die Arme geſenkt, lag er lange ſtumm und gedankenvoll im Fenſter und ſtarrte hin in die Meeresfläche. Er hatte manche verwirrte Gedanken. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war es, als hätte ſeine Seele eine lange, ſonderbare Reiſe gemacht, wovon ſie das Meiſte vergeſſen. Er ſtarrte wiederum hinaus auf's Meer. Die Wogen waren nicht länger roth, ſondern verſilbert, denn der Mond ſtand hoch am Himmel.

Weithin, wo das Meer am lichteſten war, ſah er etwas ſich tummeln; es ſchwamm näher und näher. Als es ganz nahe kam, ſah er, daß es eine Meerfrau war, bis zum Gürtel gleich einem ſchönen, jungen Weibe zu ſchauen. Ihre langen, ſchwarzen Haare waren mit grünem Schilf durchflochten, ihre Augen waren blau, wie das Meer, und ihre vollen Locken und Brüſte wogten freundlich, wie dieſes. In ihren weißen Händen hatte ſie ein Saitenſpiel, worauf ſie ſpielte. Es klang ſonderlich und miſchte ſich mit dem Schlag der Wellen, mit dem Mondſchein und dem Sang der Vögel.

Vierhundert und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Baulundur ſtand unbeweglich. Als ſie grade unter ſein Fenſter gekommen, hielt ſie ſtille, erhob die Stimme und ſang:

Der Mann, den die Sterne
Von Jugend geliebt,
Was kann ihn verderben?
Was macht ihn betrübt?
Der rothe Karfunkel,
Der ſtärket ihn nicht!
Nur mißlich und dunkel
Erſcheint ihm das Licht!

Ach, ſchön ſind die Farben,
Wenn freundlich ſie blüh'n,
Erquickend ſich breitet
Das liebliche Grün,
Und froh ſind die Götter,
Wenn, ſchwindend, der Thau
Läßt wieder den Himmel
Gewölbet und blau.

Doch — naht ſich die Wolke,
Dann trübt es ſich bald,
Im herrlichen Sommer
Nur grünet der Wald.
Die Luft und das Waſſer
Sind blau und ſind klar,
Ach — Schminke der Wangen
Geborgt nur ſie war!

470. Nacht.

Was nimmer geſtorben,
Was nimmer vergeht,
Iſt hellrothes Feuer:
In ſich es beſteht.
Es miſchet zur Wonne
In Allem ſich ein.
Es wacht in der Sonne
Und ſchläft in dem Stein.

Ach, feindliches Schickſal!
So Vieles verdirbt,
Giebt Hoffnung und Sehnſucht
Und neigt ſich und ſtirbt.
Die Kälte verſchlinget
Die herrlichſte Saat,
Wenn düſter der Eisgott
Auf Stürmen ſich naht!

Wen Odin erkoren
Zu trotzen der Macht,
Wird ſelten geboren
Und ſelten vollbracht.
Doch iſt es gelungen —
Dann wird er gedeih'n,
Das haben geſungen
Die Nornen in Reih'n.

Drum ſchläft auch im Steine
Dein himmliſcher Strahl —
Nicht winſ'le, nicht weine!
Bald endet die Qual.
Vertraue der Liebe;
Sie kehret zurück,
Zerreißt Dir die Ketten
Und krönet Dein Glück!

Da die Meerfrau dieſen Geſang geſungen, blickte ſie hinauf zu Vaulundur's Fenſter, und lächelte ihm mildiglich zu, worauf ſie dahin auf der Meeresfläche ſchwamm, wie ein Schwan, noch beſtändig in's Saitenſpiel greifend. Da ſie ein ziemliches langes Stück hinaus auf die Meereshöhe gekommen, tauchte ſie unter; worauf der Vogel vom Fenſter fortflog, und der Mond hinter den Wolken unterging. Vaulundur legte ſich darauf mit einem ruhigen Herzen zur Ruhe, ganz geſtärkt vom Sange der Meerfrau.

Eines Tages kam König Nidudr in Vaulundur's Gefängniß, und fand unter andern die drei Schlüſſel. Da nun der König in ihn drang, wozu ſie ſeyen, und Vaulundur nicht damit heraus wollte, ward der König zuletzt ſo erboſt, daß er eine Axt nahm, und damit drohte, Vaulundur's Haupt ſpalten zu wollen, wenn er ihm ſolches nicht ſagte.

Nun mußte er zum Bekenntniß ſchreiten, und ihre ſonderlichen und höchſt vortrefflichen Eigenſchaften ſagen. Hierüber ward nun der König gar froh, und nahm die Schlüſſel mit ſich, in der Abſicht, mit dem erſten zu unterſuchen, ob ſich's wirklich ſo verhalte.

Da er alſo heimgekommen, machte er ſogleich Anſtalten zur Reiſe in die Gebirge, und begab ſich in wenigen Tagen auf den Weg. Da er nun zu dem Orte gekommen, den ihm Vaulundur bezeichnet, theilte er ſeine Leute in drei Haufen, ſandte darauf zwei von dieſen zu einem abſeits gelegenen Orte, und beſchloß, ſo mit dem einen Haufen hinein in den Berg zu gehen, wenn anders der Kupferſchlüſſel ſeine Wirkung thun wollte. Zu dem Ende gab er ihm einen ſeiner dreiſteſten und vertrauteſten Männer, welchem er befahl, ihn gegen die Bergwand zu ſetzen.

Vierhundert ein und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Da nun dieſer dem Befehl nachgekommen, borſt zu ihrer großen Verwunderung das Gebirge von oben bis unten. Aber als nun der König ſeinen Männern befahl, hineinzugehen, da wäre es bald Allen übel ergangen. Denn der Boden, ſo mit grünen Kräutern bewachſen zu ſeyn ſchien, war nichts anders, als ein bodenloſer Sumpf, wohinein ſogleich verſchiedene ſeiner Männer ſtürzten, und zuerſt der, welcher den Schlüſſel in der Hand hatte.

Von denen, die in dem Sumpfe nicht erſtickt wurden, kamen Einige auf eine noch jämmerlichere Art um. Denn grüne Giftſchlangen, ſo unter dem Boden in Form von Cryſtallen hingen, tropften ihr Gift auf ſie herieder, welches ihre Eiſenharniſche auflöſte und in ihre Körper eindrang, ſo daß ſie plötzlich ihren Geiſt aufgeben mußten. Nur mit genauer Noth kam der König und einige ſeiner Männer mit dem Leben davon; denn ſie hatten ſich am weiteſten zurückgehalten. Als ſie herausgekommen, ſchloß der Berg ſich plötzlich. König Nidudr war über dieſe ſeltſame Begebenheit vor Schreck ſo ſchwach geworden, daß ſeine Männer ihn auf's Moos tragen mußten, unter einen großen Baum, wo er endlich zu ſich ſelbſt kam. Darauf ſagte er: „Es iſt gut, daß keiner von den zwei andern Haufen mit geweſen oder etwas vom Ausfalle weiß; denn obgleich ich nicht für alles Gold der Welt mein königliches Leben noch ein Mal durch dieſe Gaukler- und Zauberkünſte in Gefahr ſetzen wollte, ſo habe ich doch groß Begehr, zu wiſſen, wie es gehen wird, wenn man die andern zwei Schlüſſel gebraucht, ſo groß, daß ich es weder dämpfen will, noch kann.“

„Nimm Du deßhalb, mein guter Freund Großbär, da dieſe Schlüſſel, und gieb jedem Haufen ſeinen, und ſag' ihnen, es ſey mein Wille, daß ſie verfahren ſollen, gleichwie ich begonnen; aber mache es ſo, daß der eine Haufe nicht den Ausfall von dem Unternehmen des andern ſehe.“ Großbär ſagte: „Gieb mir nur den Schlüſſel, Herr König! Und ſoll ich wohl wiſſen, es auf's Beſte zu machen. Und wenn auch die Zaubrer noch ſo arg ihr Spiel treiben, ſo fürchte ich ſie doch nicht, und will ſelbſt mit ſeyn.“ Das dünkte dem König wohl. Darauf ging Großbär und kam zu den andern zwei Haufen, und ſagte ihnen des Königs Gebot, worauf der eine wiederum zurückblieb, aber der andre ging mit Großbär zum Berge. Da ſie nun dahin gekommen, gab Großbär den Eiſenſchlüſſel Einem aus der Menge, und bat ihn, denſelben gegen die Wand zu ſetzen; und da nun die Wand, wie gewöhnlich, geborſten, befahl er ihnen, hinein zu gehen. Aber kaum war die Hälfte von ihnen in die Höhle gegangen, als ein Bergſtrom, ſchäumend und mit großer Gewalt, gleich einer blauen, geiſernden Schlange, ſich daher ſtürzte, ſo daß die Meiſten ertranken, und auf ſolche Weiſe ihr Leben laſſen mußten. Nun ſagte Großbär, daß die, ſo übrig geblieben, deren nur gar wenig waren, ſich zum König begeben ſollten, und ihm ſagen, wie es zugegangen, und ſammt dort bleiben; aber er ſelbſt ging nun zum dritten Haufen, und wanderte mit ihm zur Klippe, und gab einem Mann den Schlüſſel, und befahl ihnen, dreiſtiglich vorzugehen; aber er ſelbſt hielt ſich zu den Hinterſten. Da nun der Berg geborſten, gebot er den Männern, hinein zu gehen, und ſo thaten ſie, und merkten nichts Uebles, ſondern die Wände waren überall mit Gold und rothen Edelſteinen reich beſprengt.

Als nun Großbär merkte, daß keine Gefahr dabei ſey, ſondern dagegen das viele Gold ſah, ſo ſeine Augen verblendete, vergaß er all' ſeine Furcht, und ging hinein in den Berg mit den Andern. Da fuhr plötzlich mit vielem Getös und Gekrach, in großen Buchten und krümmungen, eine blutrothe Flamme hervor, mit Rauch voran, recht wie ein ſprühender Drache, und erſtickte und verzehrte ſie Alle, außer einen einzigen Knecht, der nicht mit hineingehen durfte und der nun zum Könige zurückkam, und erzählte, was geſchehen war. Da König Nidudr dieſes gehört, befahl er ſogleich, ſein Pferd vorzuführen, ſammt ſeinen kleinen, übrig gebliebenen Häuflein, mit ihm zu Hauſe zu eilen über Hals und Kopf zum Königshof.

Vierhundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht las Alma, deren Zuhörer ſehr geſpannt waren, weiter vor:

Mittlerzeit hatte Baulundur ruhig und unverdroſſen in ſeiner Werkſtatt auf Sävarſted geſeſſen; und da der König ihm befohlen, bis er zurückkomme, ihm eine Rüſtung von purem Golde zu ſchmieden, ſo hatte er weder Tag noch Nacht geraſtet. Auf dieſe Weiſe hatte er denn nun einen Harniſch, Helm und Schild, und ein Paar Panzerhoſen zuwege gebracht, deßgleichen nicht geſehen war. Der König hatte auch manche mächtige und edelbürtige Männer zu ſeinem Hofe entbieten laſſen, auf den Tag, an welchem er zu Hauſe kam, in dem Gedanken, durch die große Beute reicher Schätze, die er ſich zu holen hoffte, alle Anweſenden in Erſtaunen zu ſetzen. Zu der Abſicht war auch die Goldrüſtung beſtimmt. Da nun der König zu Hauſe kam, begegneten ihm die Königin, ſeine Hausfrau, und Baudvilde, ſeine Tochter, erzählten ihm, daß der Saal voll vornehmer Gäſte ſey, fragten ihn zugleich gar begehrlich, wie die Sache abgelaufen, und ob er gute Beute gemacht. Zugleich ſagten ſie ihm, daß die Goldrüſtung fertig ſey und im Waffenhauſe liege, wo er ſie anlegen könne, bevor er hinein vor die Gäſte träte.

Der König war karg mit Worten, ſagte: ‚daß es gut ſey, daß ſie nur hineingehen ſollten, er wolle hinterdrein kommen; nachher ſollten ſie von Allem Nachricht erhalten.“ Darauf ging die Königin mit ihrer Tochter hinein in den Saal, und ſchenkte den Gäſten; aber der König ging in's Rüſthaus, legte die Rüſtung an, und ſetzte den Helm auf ſein Haupt, der ſo ſchwer war, daß er ihn kaum zu tragen vermochte. Darauf nahm er das gute und vortreffliche Schwert, ſo Baulundur vorhin verfertigt, wovon der Griff mit den blauen Edelſteinen beſetzt war, ging ſo in den Saal unter die Gäſte und ſetzte ſich auf den Thronſitz. Ueber dieſen Anblick wurden die Jarle und übrigen Kämpfer gar erſtaunt, und glaubten ſie faſt, Thor von Thruddanger zu ſchauen; aber da ſie den König näher anſahen, wurden ſie bald aus dieſem Irrthume gebracht. Denn ſein Antlitz, das ein wenig mager und bleich war, hatte mit dem weidlichen Streitgott nichts gemein, als die Einfaſſung.

Mittlerweile verwunderten ſie ſich über die reiche Pracht, ſo wie auch über den Schmuck und die Edelgeſteine, womit die Königin und ihre Tochter geputzt waren, welches vorzüglich die Letztere wohl kleidete, die ſehr ſchön war, aber hoffärtig und grauſam, wie die Mutter.

Da ſie nun Alle eine prächtige Mahlzeit gehalten, und die Methhörner luſtig einige Male herumgewandert waren, wurden ſie Alle munter, und baten den König, ihnen den Urheber dieſer koſtbaren und ſehr künſtlichen Pracht zu zeigen.

Hier brach Alma ab. „Ich finde dieſe Sage ſehr intereſſant,“ bemerkte Claudine; „ich habe noch nicht herausfinden können, wie Waulundur's Schickſal ſich noch geſtalten wird, obgleich ich den tiefen Sinn in dieſer Sage ahne. Ob meine Ahnung mich nicht getäuſcht hat, wird der Schluß beweiſen.“

„Auch mich ſpricht dieſe Sage ungemein an,“ ſagte der Arzt, „weil unſre deutſchen Dichter die Sitten des Nordens nicht ſo treu und vor Allem nicht ſo lebendig ſchildern können. Man merkt ihnen immer an, wenn ſie von fremden Ländern und Sitten ſprechen, daß ſie viel geleſen haben, und nicht von dem ſprechen, was ſie gleichſam mit der Muttermilch einſogen; darum ſollte jeder vorzüglich ſein Vaterland, deſſen Sitten und Charakter ſchildern, dann könnte er gewiß ſein, ſeine Landsleute und auch Ausländer zu belehren.“

Vierhundert drei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Alma fuhr fort:

Da bei dem Mahle König Nidudr viel getrunken, und ſo einen Theil ſeines gewöhnlichen Mißtrauens verloren hatte, und da ihm außerdem gelüſtete, auf's Baldigſte die Rache ausführen zu können, die er Baulundur zugedacht, wegen des mißglückten Unternehmens und der Niederlage, die er an ſeinen Männern erlitten: ſo überantwortete er den Schlüſſel zum Gefangenthurme einem Jarl, der Eyvied hieß, ſamt zwei andern Männern, und befahl ihnen, Baulundur herzubringen, die Warnung hinzufügend, wo ein Gran Gold mangle, wenn er das nächſte Mal hinkomme, da ſollte es ihm theuer zu ſtehen kommen. Gleicherweiſe befahl er ihnen, ſeinen Befehl auf's eiligſte auszurichten. Des Königs

Männer gingen alſo und ſetzten ſich in das Boot, und fuhren nach Sävarſted über. Auf dem Wege fiel der Eine von ihnen aus Trunkenheit in's Waſſer; die Andern ließen ihn liegen, um keine Zeit zu verlieren, und kamen ſo in Haſt zu dem Gefängniß, wo ſie Baulundur, wie gewöhnlich, mit Arbeiten beſchäftigt fanden. Sie nahmen ihn, und banden ihm die Hände, und legten ihn in das Boot, und führten ihn ſchnell zu des Königs Hof; da trugen ſie ihn hinein, ſchwarz von Kohlen und Staub, wie er war, und ſetzten ihn den Gäſten zur Schau. Worauf Eyvied Jarl hin vor den König trat und ſagte: „Sind wir nun ſolchem Deinem Willen nachgekommen, und wollen wir nun zurückeilen, um Guttorn aufzunehmen, der in die See fiel, aber den wir liegen ließen, bis wir unſer Gewerbe vollführt, um Dir nicht die Zeit lang zu machen, Herr König!"

Nidudr ſagte: „Laſſet ihn liegen! Iſt er jetzt nicht ertrunken, ſo ertrinkt er nie; aber für Eure Treue und Ergebenheit zu mir nehmt dieſe Gaben." Worauf er Jedem eine Goldkette um den Hals hängte. Die Gäſte verwunderten ſich ſehr über den gekrümmten Krüppel, der ſo manche künſtliche Sachen verfertigen konnte. Nidudr ſagte: „Dieſer Zwerg iſt einmal ein ſtattlicher König geweſen, ſtark und edelbürtig, aber ich habe ihn müde gemacht auf ſeine ganze Lebenszeit." Die Königin und ihre Tochter verhöhnten ihn noch mehr, und ſagten: „Uebel ſollten wohl die finniſchen Mädchen einen ſo gemächlichen Freier leiden, Baulundur! Und übel möchteſt Du im Kampfe beſtehen mit den übergeſchnittenen Knieſehnen.“ Baulundur ſaß ganz ſtill und ertrug ruhig alle dieſe Schmähungen, bis einer von des Königs Söhnen ein Bratenbein nahm und es ihm an den Kopf warf. Da ward Baulundur zornig, griff es wieder, und hieb damit auf König Nidudr, ſo daß die Feder, womit der König den Helm feſtgeſpannt, borſt, und dieſer ihm vom Haupte fiel.

Vierhundert vier und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Gäſte ſagten, daß dies eine weisliche That von einem Krüppel ſey, und baten den König, daß er ihn in Frieden zurück zu ſeinem Käficht führen laſſen ſolle. Aber nun erhob ſich der König, und ſagte: „Böſes hat er nun ſchon genugſam betrieben, und es iſt Zeit, daß er nun auch ſeine Strafe empfahe. Er erzählte ihnen darauf ſeine ganze Reiſe in's Gebirge, und all' die Zauberei, ſo ihm dort begegnet, ſamt ſeiner Männer üblem Schickſal. Da die Gäſte das hörten, ſagten ſie, daß es billiger ſey, daß ein ſolcher arger und ſchändlicher Zauberer ſeine gehörige Strafe erhalte. Worauf Nidudr ſagte: „Leicht könnte ich ihm das Leben rauben, aber klein würde dieſe Strafe ſeyn, da ein ſo elendiglicher Krüppel es für ein großes Glück anſehen müßte, zu ſterben. Da ich außerdem noch einen erklecklichen Vorrath von Gold habe, ſo will ich ihn leben laſſen, um ihn zu gebrauchen; aber daß er doch nicht ſagen ſoll, daß er ungeſtraft mir ſo großen Schaden und Schmach zugefügt, ſo führt ihn fort, meine Knechte, und ſtechet aus ſein eines Auge, denn er kann hinführo wohl bei einem Auge arbeiten.“

Alles, was nun auch Baulundur ſagte, ſeine Unſchuld zu bezeugen, half ihm durchaus nichts; ja Baudvilde, des Königs Tochter, war ſo erbittert, daß ſie ſich ſelbſt erbot, ſein Auge auszuſtechen, da ſie in der Heilkunſt geübt war und ſich wohl darauf verſtand, Wunden zu verbinden.

Baulundur ward nun abſeits geführt und feſtgebunden, daß er mit dem Kopfe ſich nicht bewegen konnte; worauf Baudvilde mit einem blanken Eiſen hervorkam, ihm ſein Auge auszuſtechen. Da nun Baulundur ſie kommen ſah, und merkte, was ſie im Sinne hatte, da erhob er ſeine Stimme und ſagte: „Arm und elend bin ich gewiß geworden, ſeit ich in König Nidudr's Gewalt kam; und wohl glaube ich, daß er es nicht dabei bewenden läßt. Denn einen größern Schurken, als ihn, findet man nicht auf dem ganzen Erdboden, wozu ihn auch die Natur gezeichnet hat, da ſie ihm das grauſame und ſchändliche Antlitz gab. Aber Du, o Maid! ſchände nicht Freya, ſo Dir ihre Schönheit lieh, indem Du der häßlichſten Hexe in Nilfheim in's Amt fällſt. Es ziemt ſich, daß Deine feine und gar weiße Hand eine Roſe umfaſſe, oder eine andre kleine Blume, die auf dem Felde wächſt, aber nicht den Mordſtahl zu führen, womit Du meinen Augen dräuſt. Ich betheure Dir's hoch bei allen Göttern, daß ich unſchuldig an Deines Vaters Widerwärtigkeiten von heute bin!"

Vierhundert fünf und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Obgleich nun wohl ſolche Worte den grimmigſten Bären im Walde gejammert und zum Mitleid gebracht haben müßten, vielmehr einen weiblichen Sinn: ſo hatten ſie doch ganz und gar keine Macht über die grauſame Königstochter, die, gleich einer giftigen Schlange, mit dräuendem Stachel ſich näherte, um ihm die ſchmerzliche und ſchmähliche Wunde beizubringen. Nachdem ſie alſo nun erſt einem Knechte befohlen, die Hand über ſein andres Auge zu halten, da ſie ſeinen ſcharfen, mit

Untergang dräuenden Blick nicht ertragen konnte: ſo ſtach ſie das Auge aus, und ließ es in einen kleinen Goldbecher fallen, welchen ſie hinein vor den König brachte, nachdem ſie erſt die Wunde mit heilenden Kräutern verbunden. Von dieſem Augenblicke an ſchwieg Vaulundur ſtille, und ſaß in tiefen Gedanken verſunken in ſich ſelbſt. Worauf die Knechte ihn wiederum nach Sávarſted führten.

Da nun Vaulundur wiederum ſaß, ſich ſelbſt und ſeiner Arbeit überlaſſen, mit einem Auge über der einen und einer blutigen Wunde über der andern Wange, da ſeufzte er und ſagte: „Zehn Mal ſchlimmer, als vorher, bin ich nun zugerichtet! Mehr und mehr verſtümmeln ſie mich, und mein Harm wird täglich der ohnmächtigen Erbitterung eines Weibes ähnlicher. Was die Meerfrau letzt von den Farben ſang, belebte meine niedergeſchlagene Seele mit einer dunklen Hoffnung, aber Nidudr's Nichtswürdigkeit und ſeiner Tochter Grauſamkeit haben ſie wieder ausgelöſcht, und iſt mein einziger Wunſch nur der, durch einen hurtigen und ſchleunigen Tod zu Odin in Wallhalla zu kommen, oder zum Wenigſten mit den erlöſten Knechten zu Thor in Thrudvanger. Aber zuerſt ihr drei tieferſtarrenden Jungfrauen! Du Urd! Und Du Barranda! Und Du Skuld! Rache! Rache über Nidudr und ſein ganzes Haus!"

Mag nun wohl dieſe alte Sage, deren ferne und halb hingeſtorbenen Töne ich, ſo gut es bei mir ſtand, in den Ohren meines Geiſtes geſammelt habe, und ausgefüllt mit dem, wovon eine innre Stimme mir ſagte, daß es von der Hand der Zeit ausgelöſcht ſey. — Mag nun dieſe für einen ſonderlichen Spiegel vom wunderſamen Spiele des Lebens mit ſich ſelbſt angeſehen werden, ſo daß, was den Keim zur Verderbniß in ſich trägt, wohl zu Grunde gehen muß: was dagegen in einem beſtändigen Frieden mit ſich ſelbſt lebt, und deſſen Feinde nur von außen geſetzt, das ſieget zuletzt, wenn es mit Geduld und Gelaſſenheit die Stunde der Noth aushielt.

Vierhundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Es traf ſich nämlich einmal, als Baulundur Nachts in dem gewöhnlichen trübſeligen Gedanken ſaß, da er nicht ſchlafen konnte, daß er von ſeinem Fenſter aus zwei rothe Lichter ferne auf dem See ſah, die ſich auf und nieder bewegten, ſeinem Thurme zu. Da er dies merkte, ſagte er: „Sicher iſt dieſes wiederum ein Blendwerk der Nacht, das kommt, um mit unverſtändlichem, ſeltſamen Geſang mich zu bewegen, das Leben zu behalten und ſo länger mein Unglück zu tragen. Während er ſolche Betrachtungen anſtellte, hörte er die Schlüſſel in der Gefängnißthüre raſſeln, und in der Vorſtube Einige zuſammen reden; an der Stimme hörte er es, daß es des Königs Söhne Gram und Skule waren. Skule ſagte zu Gram: „Erſt wollen wir den Schlüſſel zum Goldſchrank von ihm begehren, und wenn wir herausgenommen, was uns gut dünkt, da wollen wir ihn erſchlagen, auf daß er das nicht vor unſerm Vater verrathen möge, wenn er zu Hauſe kommt.“ Da Baulundur das hörte, griff er flugs eine große und ſcharfgeſchliffene Axt, die zu ſeiner Seite lag, und verbarg ſie hinter ſeinem Sitze. Darauf traten die Söhne des Königs in's Gefängniß ein, von denen der Aelteſte, Gram, auf Baulundur zuging, und ſagte: „Unſer Vater, König Nidudr, iſt auf einer Reiſe oben im Lande. Da nun ſeine große Gierigkeit nicht zuläßt, uns, ſeinen Ehekindern, zu geben, was uns zukommt, ſo ſind wir ſelbſt in der Nacht hergeſegelt, uns eines Theils vom Schatze zu bemächtigen, wozu Du uns den Schlüſſel geben ſollſt, und beſchwören Dich, daß Du uns nicht verrathen wolleſt, oder wir erſchlagen Dich.“ Baulundur ſagte: „Liebe Herren und Königsſöhne! Wohl hat Arbeit und Elend ſowohl meine Geiſteskräfte als Leibeskräfte faſt ganz niedergeriſſen, aber doch hat das Unglück mich noch nicht ſo wahnwitzig gemacht, daß ich mich gegen Euer billiges Begehr ſetzen ſollte, welches auch wohl außerdem mir wenig nützen würde. Weßhalb ich hier ſogleich Euch den Schlüſſel zur Kiſte reiche, und Euch den verlangten Eid leiſte, in der hohen Götter Namen, daß ich Euch nicht verrathen will.“

Worauf er ihnen den Schlüſſel reichte, und ſagte: „Oeffnet die Kiſte, ſo hier mir eben zur Seite ſteht, da werdet Ihr zur Genüge das Maaß für Eure Wünſche finden. Die Brüder nahmen nun den Schlüſſel, und öffneten die Kiſte, in welcher da viel Gold lag. Von dieſem Glanz wurden ſie gleich ſo verblendet und eingenommen, daß ſie, um den Schatz genauer zu betrachten, und ihre Augen daran zu ſättigen, Beide niederhuckten, mit den Köpfen ſich über den Rand der Kiſte bückend. Da Baulundur das ſah, griff er plötzlich ſeine Axt, hob ſie hoch auf, und ſchlug mit einem Hieb beide Häupter der Brüder ſo ab, daß ſie in die Kiſte niederfielen, aber die Leiber ſtürzten zurück auf den Boden in das ausſtrömende Blut. Darauf ſchloß Baulundur die Kiſte zu, und ſagte: „Sättigt nun Eure Augen!“ Worauf er ein tiefes Loch unter dem Lehmboden grub und die todten Körper hinein verſcharrte.

Vierhundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als ſich wie gewöhnlich die Geſellſchaft im Saale verſammelt hatte und das Geſpräch zu ſtocken begann, nahm Alma das Buch und las:

Da Vaulundur von den beiden Brüdern gehört hatte, daß König Nidudr auf einer Reiſe ſey, von welcher er ſobald nicht zu Hauſe komme, und daß alſo ſobald ihn Niemand ſtören werde, da dachte er: Wiewohl dieſe Schlangenbrut von Nilſheim mich ganz meiner Kraft und Stattlichkeit beraubt, und mich zu einem gichtbrüchigen Knechte gemacht, ja ſich vereinigt hat, mich mit böſen und ſchmählichen Worten zu verſpotten, um meine Schande zu vermehren, ſo will ich doch nun mitten in meiner Ohnmacht eine ſchreckliche Rache nehmen; hoffe auch, daß es nicht dabei bleibe, ſondern daß dies nur der erſte Beweis ſey, ſo die Nornen mir davon geben, daß ſie nicht ihre Ohren verſchloſſen vor meinen racherufenden Gebeten. Darauf öffnete er wiederum die Kiſte mit Gold, und nahm die Köpfe heraus, wovon er die Hirnſchalen abſägte und ſie in der Sonne trocknete, worauf er ſie in Gold einfaßte und ſie zu einem Paar köſtlicher und ſeltner Trinkgeſchirre machte.

Die Linſen in ihren Augen wußte er durch Zuſatz auf eine verwunderliche Art zu härten, worauf er gleicherweiſe ſie einfaßte, als ob ſie ein Paar der koſtbarſten Karfunkel geweſen, und ſetzte ſie in zwei Armbänder. Aber ihre Zähne feilte er rund, wie Perlen, und verfertigte ein Halsband davon.

Da nun König Nidudr von der Reiſe nach Hauſe kam, und Baulundur beſuchte, verehrte dieſer ihm die Trinkſchalen und ſagte, daß es ein Paar ſeltene Muſchelſchalen ſeyen, welche von der See unter ſein Fenſter auf den Werder getrieben, und die er mit großer Beſchwerlichkeit in ſein Gefängniß bekommen habe. Der Königin gab er die Armbänder mit den Augenſteinen, aber das Halsband mit den Zähnen gab er Baudvilde.

Hierüber wurden ſie alle drei gar froh, da ſie vermeinten, daß ſie in den Beſitz ſeltener Kleinodien gekommen.

Da nun Gram und Skule noch beſtändig wegblieben, und einige Fahrmänner eines Tages ihr Boot brachten, ſo ſie leer auf dem Meere umher treibend gefunden, ſo glaubte König Nidudr ſteif und feſt, daß ſie auf einer kleinen Seefahrt ertrunken, und ließ deßhalb ein großes Gaſtgebot anrichten, wozu er die vornehmſten Männer in ſeinem Reiche einlud, um ihr Leichenbier zu trinken. Zu dem Ende wurden die koſtbaren Schalen umgetragen; gleicherweiſe hatten die Königin und ihre Tochter Baudvilde ſich geſchmückt, die erſte mit den Armbändern, die andre mit dem Halsbande, und außerdem mit dem ſchönen Goldring, ſo ihr Vater ihr gegeben, und den er vormals vom Baſtbande genommen in Baulundurs Hof. Die Gäſte wurden wiederum ſehr verwundert über all die Herrlichkeit, ſo der König ſammt ſeiner Tochter aufzuweiſen hatten, und ward da weidlich getrunken bis tief in die Nacht.

Vierhundert acht und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Mir hat dieſe Nacht von einem Leichenmahle geträumt,“ ſagte Eduard, „das ſo ſchauderhaft und peinigend für mich war, daß ich Gott dankte, als ich endlich erwachte. Ich finde dieſe Art von Todtenfeier barbariſch, und wundre mich, daß noch jetzt in vielen Gegenden Leichenſchmäuſe gehalten werden, bei denen es oft ſehr luſtig zugeht.“

„Mir ſind ſchon die Condolenzviſiten zuwider,“ ſprach der Maler, „es iſt nichts Unangenehmeres, als wenn man ſich bedauern laſſen muß.“

„Zugegeben!“ meinte der Arzt, „aber der Schmerz ſtumpft ſich am erſten ab, je öfterer man über ſeine Urſachen ſpricht; Klagen erleichtern das Herz."

„Ich meines Theils," ſagte Reiner, „glaube feſt, daß dieſe Trauermahlzeiten zuerſt von den alten Deutſchen aufgebracht wurden, denn wo ſich Deutſche verſammeln, mußte und muß noch Speiſe und Trank ſtehen, jede andre Unterhaltung erhält ſie nicht lange beiſammen, wenn Speiſe und Trank fehlt.

Alma warf dem Maler einen finſtern Blick zu, denn ſie liebte ihr Vaterland, ohne ſeine Mängel zu ſehen, und der Freiherr rief lächelnd: „beruhige Dich, Alma, ſein Spott iſt nicht ſo ernſtlich gemeint, lies weiter."

Alma begann:

Um Mitternacht, da der Hahn krähte, ward die Freude plötzlich geſtört, denn König Nidvdr, der juſt eine der Schalen zum Munde führen wollte, fühlte ſich plötzlich von einem ganz ungewöhnlichen Kopfſchmerz befallen. Die Königin, die gar nicht müde werden konnte, den ſchönen Armſchmuck zu betrachten, fühlte plötzlich den gräßlichſten Schmerz in ihren Augen, zugleich mit großem Entſetzen. Denn bei den düſtern Lichtern, die man vergeſſen zu putzen, ſtrahlten die vermeintlichen Edelſteine ſo ſeltſam und verwunderlich, daß ſie es nicht aushalten konnte. Baudvilde, des Königs Tochter, die mit dem Halsbande ſaß, fühlte ſich auch auf einmal überwältigt von dem heftigſten Zahnſchmerz, ſo daß die Gäſte plötzlich aufbrechen mußten, und die königliche Sippſchaft ſich zu Bette legte, wo ſie doch keiner Linderung theilhaftig wurde, bevor der Tag anbrach.

Da es nun Tag ward, fehlte ihnen ganz und gar nichts; ſie glaubten alſo: daß es nur eine Wirkung von dem ungewöhnlichen Nachtwachen geweſen. Aber Baudvilde war den ganzen Tag über ungewöhnlich niedergeſchlagen, denn bei dem hurtigen Auskleiden am vorigen Abend hatte ſie vergeſſen, den Goldring von ihrem Arme zu nehmen. Bei den heftigſten Zahnſchmerzen hatte ſie den Arm gegen die Wand geſtoßen und einige Zierrathen am Ringe in Stücken zerbrochen. Da er nun überaus künſtlich gearbeitet, und von großem Werthe war, durfte ſie dies ihrem Vater nicht offenbaren, der ein hitziger und grauſamer Mann war; eben ſo wenig durfte ſie es der Mutter ſagen.

Vierhundert neun und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Da es nun gegen Abend hinkam, ging ſie hinaus in den Hain, ſo das Ufer umkränzte, von dem ſie hinüber zu Baulundurs Gefangenthurm ſehen konnte. „Ach!“ dachte ſie da, „wenn ich nur nicht dieſem Knechte ſo große Schmach zugefügt, da könnte er mir nun wohl helfen.“ Aber da Baudvilde im Uebrigen einen männlichen und unverzagten Sinn beſaß, ſo dachte ſie weiter: „ich will, wenn es finſter wird, das Boot löſen, ein Paar kleine Ruder nehmen, mich ſelbſt hinüber zu ſeinem Käfig rudern, und ihn zwingen, mir den Ring auszubeſſern.“

Sobald es nun dämmerte, ſetzte ſich die muthige Baudvilde in das Boot und ruderte unverzagt bis auf die Höhe.

Auf dem halben Wege erhob ſich ein alter Flußgott mit einem langen Bart von Tang und ſang:

Das Meer iſt falſch,
Doch falſcher noch
Des Gefangenen Herz.
Kaum wird er Dir
Den Schmuck verbeſſern,
Lieber verdirbt er
Ein größ'res Kleinod.

Baudvilde ſchlug den alten Nökke auf den Kopf und ſagte: „Geh unter alter Tang-Bart!“ Denn weder ſie noch ihre Aeltern glaubten an die Götter und deren Warnungen.

Nun öffnete ſie mit einem erliſteten Schlüſſel Baulundur's Thurm, der ſie kaum erblickte, als ihm ein Racheanſchlag durch den Kopf fuhr. Er redete deßhalb

udvilden ſehr freundlich zu, und verſprach ihren Wunſch
erfüllen. Baudvilde ſah Blut auf dem Blaſebalge,
d fragte, woher es komme; er antwortete: „von
ei jungen Seehunden, die ich gefangen, nachdem ſie
ch lange geneckt hatten.“ Hierauf klagte ſie über
urſt, er reichte ihr einen Bierkrug, worin er betäu=
nde Kräuter ausgepreßt. Dieſen trank ſie aus und
l ſogleich in einen feſten Schlaf. Da Baulundur
erkte, daß ſie feſt genug ſchlief, feilte er ſich die Ket=
n ab und that mit ihr nach Gelüſten, worauf er
gte: „Geh nun heim, und ſage Deinem Vater: Bau=
ndur habe ſich gerächt. Laß ihn wiſſen, daß die ſchö=
n Trinkſchalen aus den Schädeln ſeiner von mir er=
hlagenen Söhne ſind. Dich, ſein Lieblingskind, habe
h noch tiefer gekränkt, und kein König wird Luſt em=
inden, um Dich zu freien.“

Baudvilde lächelte grauſam und ſprach: „dieſe
Mauern ſprechen nicht, ich ſchweige, und Du ſollſt
ach ſchweigen. Heimliche Rache iſt keine, fahre alſo
ngerochen nach Niflheim.“ worauf ſie mit dem Spieße
ach Baulundur ſtach. Er aber wich dem Stoße aus,
riff Baudvilde, band ſie und warf ſie hinaus in das
oot. Drauf grub er auf eine große Goldplatte alle
ine Thaten ſammt ſeiner Rache, ſtellte ſie auf und er=
riff den Spieß, ſich hinein zu ſtürzen!

Vierhundert und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Da hörte er von fern einen ſüßen Geſang, und obgleich es Tag war, und der Himmel rein blau, ſah er von Oſten einen großen Stern, hell wie die Sonne. Auch ein großer Regenbogen zeigte ſich und ſenkte ſich hinab in das Meer. Und Wunder! die Blumenknospen auf der Erdzunge entfalteten ſich mehr und mehr, ſo wie der Stern näher kam. Süßer Duft wehte ihn an, und jetzt erkannte er in dem Sterne Freya's ſtrahlenden Goldwagen. Auf dem Wagen ſaß die hehre Aſynia ſelbſt, und ihr zur Seiten zwei Jungfrauen. Freya hatte ein großes blaues Gewand umgeſchlagen, das ſich in den Himmel verlor. Die andre Jungfrau trug ein grünes Blättergewand, aber die zur rechten Seite ein hellrothes. Baulundur's Herz ſchlug, er gedachte der drei Jungfrauen, ſo er und ſeine Brüder erblickt. Eine Schaar von lichten Alfen umſchwebte den Wagen. Einige ſpielten, Andre ſangen oder wehten Kühlung zu. Wilde Pantherkatzen zogen den Wagen. Jetzt ſchoſſen ein ſtattlicher alter Mann und eine Frau aus dem Boden des Meeres, umringt von ſchönen Meerfrauen. Der Mann war der Meergott, Aigir, das Weib ſeine Ehefrau, Rau, die jüngern ihre Töchter. Die ſonſt finſtre Rau ſah heute mild aus, und hatte das Netz nicht mit, in dem ſie die Leiber der ertrunkenen Männer hat. Die jungen, mit Schilf bekränzten Meerfrauen hatten einen Wallfiſch zwiſchen ſich, auf dem ſich Freya jetzt niederließ. So, begleitet von ſpielenden und ſingenden Alfen und Meerfrauen, kam ſie zu Baulundur's offner Gefängnißthür, welcher ſogleich die Rothgekleidete für ſeine liebe Hausfrau Alvilde erkannte. Freya ſelbſt führte ihn Alvilden zu und ſprach: „Dir iſt von der Meerfrau ſchon Glück geweiſſagt worden, Dein Sommer ſoll nun blühen. Hier haſt Du Deine Alvilde, ſo Odin in Hildſkialf auf meine Bitte Dir nun auf immer ſchenkt, bis Du Dich mit ihr auf zu Valaſkialf ſchwingſt, wo Du ſtrahlende Trinkhörner und Harniſche für Götter und Einherien ſchmieden ſollſt.“

Darauf winkte Freya dem Weibe im grünen Blätterkleide. Dieſes beſtrich Baulundur's Auge und Sehnen mit einer Wurzel, dann ſagte er: „nun befinde ich mich vollkommen wohl.“

Freya lächelte und ſprach: „wenn die Seele einen beſtimmten und wirklich lieben Gegenſtand hat, da kann Eyr heilen und Freya das Herz beglücken in ihrem Gebiet; aber ohne dies müßten ſie jede für ſich grauſe Walkyrien bleiben, wie Svanhride und Alrune, ſo ſich nicht damit genügen laſſen, bloß auf dem Wahlplatze zu tödten.“

Hierauf berührte die freundliche Jungfrau mit den halbgeſchloſſenen Augenliedern Baulundur, worauf er in einen milden Schlummer fiel.

Vierhundert ein und achtzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als Vaulundur erwachte, ſah er ſich in Alvilden's Armen, ihn hatte von ſeinen Brüdern geträumt. Alvilde ſprach: „der Schlaf hat meinen Eheherrn geſtärkt, gehe hin an Nidudr's Hof, unerkannt.“ Dies gefiel Vaulundur, er kleidete ſich in ſeinen Harniſch, nahm den Mantel über ſich und kam ſo ungehindert in des Königs Schlafkammer. Dieſer ſchlief. Da weckte ihn Vaulundur, ſprechend: „Vaulundur iſt fort!“

Nidudr ſagte: „nenne mir nicht dieſen Namen. Ich fürchte ihn mitten in ſeiner Elendigkeit, denn ſeit er mir die koſtbaren Schalen geſendet, bin ich von einem böſen Fieber befallen, das mich nicht verlaſſen will.“

Da erzählte nun Vaulundur Alles, was er gethan, riß ſeinen Mantel ab und ſchrie: „Und nun bin ich ſelbſt hergekommen, Schurke, Dir den Todesſtoß zu geben.“

Er hob ſein Schwert, aber Nidudr war ſchon todt vor Schreck, und fuhr ſolcher Geſtalt zu Hela.

Vaudvilde ſtürzte ſich in die See, die Königin ſelbſt nahm Gift.

Hierauf rief das Volk Vaulundur zum Könige aus über alle Landen König Nidudr's. Er regierte manche Jahre, und war ein eben ſo trefflicher Regent, als tüchtiger Kriegskämpfer und ſinnreicher Schmied. Er ſtarb in einem grauen Alter und liegt begraben unter einem Hügel mitten im Wolfsthale, wo ſein Hof geſtanden haben ſoll. In dem Hügel findet man noch bis auf ſelbigen Tag einen viereckten Bau von großen Kämpferſteinen. Auf dem Steine gegen Nord iſt da ein Mann ausgehauen mit gefeſſelten Beinen, der ein Schwert ſchmiedet.

Hier ward auch manche Jahre hindurch ein Opfer gehalten, und ward er nach ſeinem Tode für einen Gott angeſehen, da man glaubte, daß ſeine Ehefrau Alvilde, nach Freya's Zuſage, ſeine Seele in ihren Armen hinauf nach Wallhalla gehoben habe. Alle Schmiede, wenn ſie ſich eine ſchwere Arbeit vornahmen, riefen gewöhnlich erſt Vaulundur an, und zu Guſtav Adolf's Zeiten hatte man in der königlichen Rüſtkammer noch das von Vaulundur geſchmiedete Schwert mit den blauen Edelſteinen, ſo alle Zeit nach Kampf verlangte und ſich tüchtig darin hielt. Aber, nun iſt es weg.

Somit endet Vaulundur's Sage.

Vierhundert zwei und achtzigſte Nacht.

„Die Sage von Baulundur hat mich tief ergriffen," nahm der Maler das Wort, „es liegt unendlich viel darin, und wenn ich das Alles drucken laſſen wollte, was ich dabei denke, ſo würde mir die Cenſur viel ſtreichen!"

„Behüte," ſagte lächelnd Alma, „was denken Sie denn Alles dabei?"

„Ach!" rief der Maler, indem er aufſprang, „Sie wiſſen es ja ſelbſt, was ich bei dieſer Sage denken muß, und wiſſen Sie es nicht von ſelbſt, ſo bleibt Ihnen auch meine Mittheilung unverſtändlich; ſo viel aber iſt gewiß, daß ich, ſollte mich einſt das Unglück heimſuchen, an Baulundur denken will, an ſeine Prüfungszeit, und daß er Alvilden wieder fand." Er ſah auf die blinde Marie, tiefe Bewegung malte ſich in ſeinen Zügen, ſie zu verbergen, rief er ſchnell: „darf ich jetzt ein Mährlein erzählen? Ein ächt deutſches von gutem Eſſen, Prügeln und voll der innern Wahrheit, daß der Dummheit das Glück am holdeſten iſt."

„Laſſen Sie hören," bat der Freiherr, und Reiner begann:

Die drei Brüder und die drei Gaben.

Es lebte einmal in einem deutſchen Dörfchen ein

Bauer, Namens Hinz, welcher drei Söhne hatte, Kunz, Joſt und Gottfried genannt, tüchtige, ſtämmige Burſche mit rothen Wangen, und Händen, die den Dreſchflegel zu ſchwingen vermochten.

Kunz und Joſt waren des Vaters Lieblinge, weil ſie hübſche, kluge Jungen waren, die ſogar ihren Namen ſchreiben konnten, im Stall und auf dem Felde Beſcheid wußten, und im Winter hinter dem Weberſtuhle ſaßen.

Gottfried hingegen ward vom ganzen Dorfe und auch von ſeinem Vater nur der dumme Friede genannt, und Wahrheit iſt es, Gottfried konnte nicht leſen, noch weniger ſchreiben, er hieb ſich mit dem Dreſchflegel gewöhnlich auf den Fuß, und als er einſt aus der jungen Saat Treſpe und Unkraut herausreißen ſollte, ließ er dieß ſtehen und riß das Korn heraus. Den Weberſtuhl durfte er gar nicht mehr anrühren, denn er verwirrte alle Fäden, und was er nur anfaßte, pflegte ihm auch gewöhnlich aus der Hand zu fallen.

Uebrigens war Gottfried der beſte Burſche von der Welt, und weinte oft bitterlich: daß ihn die Natur mit ſo wenig Geiſtesgaben geſegnet habe.

Vierhundert drei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Eines Tages ſprach der Vater zu ſeinen Söhnen alſo: „Liebe Söhne, Ihr ſeyd nun alle drei große, volljährige Burſche, ich meine, Ihr ſolltet Euch nun ein wenig in der Welt umſehen, denn ſeht, hinter dem Berge wohnen auch Leute, und es iſt eine Schande, wenn ein junger Menſch immer hinter dem Ofen huckt. Verſucht alſo in der Fremde Euer Glück, und habt Ihr etwas vor Euch gebracht, ſo kehrt zu Euerm alten Vater zurück, der ſich von ganzem Herzen über Euer Glück freuen wird. Du" — fuhr der Vater zu Frieden gewendet fort, „Du wirſt freilich in der Welt wenig wagen, wenig verdienen und oft betrogen werden; aber vielleicht wirſt Du in der Fremde klug, und ich übergebe Dich der wohlthätigen Macht, von welcher ich immer gehört habe, daß ſie die Dummen in Schutz nimmt."

Kunz und Joſt erklärten ſich zur Reiſe bereit, die ſie ſchon den nächſten Morgen antreten wollten, und Friede ſagte: „ja, Vater, ich ziehe auch mit, es mag mir in der Fremde nun gehen, wie es will. Hier im Dorfe gefällt es mir ſo nicht mehr, denn wenn ich auch dumm bin, ſo ſchmerzt es mich doch, daß man mich immer den dummen Friede nennt, und beſonders, wenn es Nachbars Lieschen hört!"

Kunz und Joſt lachten heimlich, Beide waren dem hübſchen Lieschen gewogen, und wünſchten ſie ſich zur Frau; nun war es auch dem dummen Frieden eingefallen, ſich in ſie zu verlieben.

Ehe der Abend hereinbrach, ſchlich Kunz zum Nachbar, nahm Abſchied von ihm und bat dieſen, ihm ſein Lieschen ſo lange aufzuheben, bis er zurück käme.

„Oho,“ erwiederte dieſer, „ſo weit ſind wir noch lange nicht. Erſtens iſt Lieschen zum heirathen zu jung, zweitens weiß ſie noch gar nichts von Liebe, und drittens gebe ich ſie nur einem wohlhabenden Manne zur Frau.“

Kunz ſah betrübt vor ſich nieder, da trat Joſt herein, ebenfalls Abſchied vom Nachbar nehmend, und zugleich denſelben Spruch anbringend.

Er erhielt denſelben Beſcheid, und Beide wollten ſich ſchon entfernen, als Friede eintrat, und ſie von der Neugier feſtgehalten wurden.

Friede drehte den Hut hin und her, endlich rückte er mit der Sprache heraus, und der Vater des hübſchen Lieschens wollte vor Lachen ſterben, ſogar Kunz und Joſt, ſo ärgerlich ſie auch waren, konnten ſich des Lachens nicht enthalten.

„Was meinſt Du, Lieschen?“ fragte der Vater ſeine Tochter, die bis jetzt ſtumm da geſeſſen und emſig die Spindel gedreht hatte.

Lieschen lächelte und ſprach: „wenn ich aufrichtig reden ſoll und darf, ſo geſtehe ich: daß Kunz und Joſt mir beide nicht gefallen, ſie ſind recht gut und wacker, aber viel zu hitzig und durchtrieben, als daß ich Eines oder des Andern Frau werden möchte; Friede hingegen, der übrigens ein recht hübſcher Burſche iſt, hat ein treues, gutes Herz, iſt lenkſam, und wenn er in der Welt ein wenig geſcheuter würde, und ſo viel hätte oder lernte, daß er eine Frau ernähren könnte, ſo möcht' ich ihn ſchon zum Manne.

Vierhundert- vier und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Die folgende Nacht erzählte der Maler weiter:

Der Alte war über Lieschens Aeußerung nicht wenig verwundert, die älteſten Brüder ſahen einander verdutzt an, Friede machte einen Freudenſprung, der Vater aber ſprach: „Was Lieschen da ſagt, iſt wohl nicht ſo ernſthaft gemeint. Sie hat Frieden aus gutem Herzen wegen ſeines treuen Gemüthes gelobt, und Euch, Kunz und Joſt, wohl nur ein wenig necken wollen. Hört alſo meinen Ausſpruch: Derjenige von Euch, welcher binnen heute und einem Jahre am reichſten wiederkehrt, ſoll meine Tochter haben, es ſey nun Kunz, Joſt oder Friede; doch mache ich es zur Bedingung, daß das Geringſte, was Einer, der meine Tochter haben will, mitbringen muß, in tauſend Goldgülden beſtehe."

Hierauf entließ er die drei Freier.

Am andern Morgen in aller Frühe packten die drei Brüder ihr Ränzchen mit ihren Habſeligkeiten und traten vor den Vater, ſeinen Segen zu empfangen.

„Meine Söhne," ſagte der alte Mann, „wäre ich reich, ſo ſolltet Ihr auch einen reichen Zehrpfennig von mir erhalten; ſo bin ich arm und kann Jedem nur zwei Silbergulden geben, haltet Haus damit, und beſonders Du, Friede, Du wirſt Dir nicht leicht etwas verdienen."

Hierauf nahmen die drei Söhne von dem Vater Abſchied, und traten ihre Wanderſchaft an. Sie lebten ſparſam, verzehrten nur das Brot, was ſie von zu Hauſe mitgenommen hatten, und löſchten ihren Durſt mit den Beeren, die ſie in dem Buſche, den ſie durchſchritten, fanden.

Den andern Tag kamen ſie in eine Stadt, und beſchloſſen, daſelbſt Dienſte zu nehmen. Sie gingen in den größten Gaſthof des Ortes und boten dem Beſitzer deſſelben ihre Dienſte an.

„Ich kann Euch brauchen," ſprach dieſer, „mein Portier, mein Marqueur und mein Stiefelputzer ſind mir alle drei geſtern davongegangen, und ſo will ich den Kunz zum Portier, den Joſt zum Marqueur und den Friede zum Stiefelputzer annehmen."

Die Brüder waren damit zufrieden, und jeder trat ſeinen Dienſt ſogleich an.

Doch nur acht Tage dauerte dieſe Zufriedenheit, dann fing der Wirth zu ſchelten an. Fuhr ein Reiſewagen an ſeiner Thüre vorüber, ſo ſchob er dies auf den Portier, welcher die Reiſenden durch ſein finſtres Geſicht zurückgeſchreckt habe. Von dem Marqueur verlangte er Geld für Speiſen, welche er dieſem gar nicht für ſeine Gäſte gegeben hatte, und Frieden warf er täglich die Stiefel an den Kopf. Dies verdroß endlich alle drei, und als ihr Herr es ihnen eines Tages wieder zu bunt machte, nahmen ſie ihr Bündel und gingen davon, freilich ohne Lohn, einzig mit ihrem Zehrpfennige vom Vater.

Vierhundert fünf und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Am andern Tage kamen ſie in einen großen Wald, der nicht enden zu wollen ſchien, ſo daß alle drei ſchon anfingen verdrüßlich zu werden.

„Ich habe mir das Reiſen ſchöner vorgeſtellt,“ brummte Kunz.

„Ja wohl,“ fiel Joſt ein, „in der großen Stadt hatten wir nichts als Plage, und nimmt der Wald nicht bald ein Ende, ſo müſſen wir noch gar verhungern.“

„Wollen wir umkehren?“ fragte Friede, der eben mit Sehnſucht an ſein Liebchen dachte.

„Warum nicht gar!“ fuhren ihn die Brüder an, „Du kannſt es halten, wie Du willſt; wir kommen nicht eher zu Hauſe, als bis wir tauſend Goldgülden in der Taſche haben.“

Hierauf ſchritten ſie rüſtig weiter, und Hanns folgte ihnen nach.

Als ſie wieder eine lange Strecke gegangen waren, ſahen ſie ein wunderlich gekleidetes Weib unter einer hohen Tanne ſitzen, aber das Antlitz des Weibes war noch wunderlicher, als ſein Anzug; denn es war weder alt, noch jung, weder häßlich, noch ſchön, und jedem der Brüder kam es anders vor.

„Wollt Ihr Glück kaufen?“ rief ſie den drei Burſchen zu, die hierauf ſtehen blieben und ſich fragend anſahen.

„Oho!“ lachte das Weib, „ich habe gar ſchöne Gaben, und der Kauf wird Keinem von Euch gereuen; Jeder giebt mir ſo viel, als er an baarem Gelde bei ſich hat, und ich gebe Jedem eine Gabe dafür.“

„Meinetwegen!“ rief raſch entſchloſſen Kunz, und warf der Frau ſeine zwei Gulden hin. Schnell folgte

Joſt ſeinem Beiſpiele, während Friede langſam ſeine zwei Gulden herausſuchte, und — ſie dem Weibe in die Hand legend — brummte: „Nun, wenn es meine klugen Brüder wagen, ihr ganzes Geld für eine unbeſehene Sache zu geben, ſo will ich es auch thun.“

Die Frau, oder richtiger geſagt, die Waldhexe, langte jetzt ein kleines, ganz gewöhnlich ausſehendes Tiſchchen hervor, an dem zur Noth vier Perſonen ſitzen konnten, reichte es Kunz, und ſprach: „Sobald Dich hungert, ſo ſprich nur: Tiſchlein, deck' Dich, und bald wirſt Du die vortrefflichſten Speiſen auf dem Tiſche haben.“ Als ſie dies geſagt hatte, pfiff ſie, ein Eſel kam mit trägen Schritten auf ſie zu, und zu Joſt gewendet, ſprach ſie: „Hier, dieſer Eſel iſt Dein, ſo oft Du Geld bedarfſt, ſage: „Eſel, ſchlag' aus, und von ſeinen Hinterfüßen wird jederzeit Geld herabfallen.“

Frieden, der ganz erwartungsvoll daſtand, gab ſie einen grauleinenen Sack, und ſagte: „Dies iſt Dein Eigenthum, ſobald Du ſagſt: Knüttel aus dem Sack, wirſt Du Dein Wunder ſehen, und wenn Du dieſe Gabe nützeſt, ſo iſt ſie wahrlich nicht die ſchlechteſte.“

Hierauf verſchwand das Weib; Jeder nahm ſeine Gabe, und trat ſogleich den Rückweg an; denn neben der Freude über dieſe ſchönen Geſchenke, glaubte nun auch Jeder das hübſche Liebchen gewonnen zu haben.

Unterwegs fiel es den älteſten Brüdern ein, ihre Gaben zu probiren, und Tiſchlein wie Eſel beſtanden vortrefflich. Friede ließ ſein Geſchenk unbeſehen, er lächelte pfiffig, und dachte: Wartet nur, Ihr werdet noch Euer blaues Wunder ſehn.

Vierhundert ſechs und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als die Dämmerung hereinbrach, kamen ſie aus dem Walde und mit ſinkender Nacht in die Stadt, in welcher ſie früher gedient hatten.

Sie kehrten in dem Gaſthofe ihres vorigen Herren ein und beſtellten das ſtattlichſte Zimmer für ſich, worüber der Wirth ſich nicht wenig wunderte, aber ſchwieg, denn er dachte: im Nothfalle behalte ich den Eſel, ſtatt Zahlung. Die Brüder forderten keine Speiſe, und doch kam es ſpäter dem Kellner ſo vor, als dufte es in dem Gemache nach Braten und Fiſch. Der Wirth aber, welcher gern wiſſen wollte, was den drei Burſchen begegnet ſey, verſteckte ſich im Nebenzimmer, und hörte, wie ſie über ihr Abenteuer ſprachen, ſah auch, wie auf Kunzens Spruch: „Tiſchlein decke dich!“ die köſtlichſten Speiſen emporſtiegen, vernahm, wie Joſt ſagte: „morgen ſoll's heißen: Eſel ſchlag' aus, und unſer Nachtlager iſt zehnfach bezahlt!“ Hierauf legten ſich Kunz und Joſt zur Ruhe, Friede verzehrte, was ſeine Brüder übrig gelaſſen hatten, und entſchlief nun auch.

Der geizige, betrügeriſche Wirth eilte, ſobald Alles im Hauſe zur Ruhe war, in den Stall und verſuchte das Sprüchlein an dem Eſel, welcher alſobald ausſchlug, daß die Dukaten um ihn ſtobten.

Nun holte er aus einem Nebengebäude einen andern Eſel von derſelben Größe, band ihn an die Krippe, wo Joſt's Eſel geſtanden hatte, und führte den koſtbaren heimlich fort in einen abgelegenen Stall. Alsdann ſah er ſich im ganzen Hauſe nach einem, dem Zaubertiſchchen ganz ähnlichen Tiſchchen um, und als er das gefunden hatte, ſchlich er ſich leiſe in das Zimmer der drei Brüder und tauſchte die Tiſche um, vergnügt über die köſtlichen Speiſen, welche ihm nun winkten. Friedens leinenen Sack bemerkte er gar nicht.

Als ſich am andern Morgen die Brüder auf den Weg machen wollten, und Joſt nach der Zeche fragte, ſchenkte der Wirth ſie ihnen, mit der Bemerkung: daß er von ſeinen ehemaligen Dienern kein Geld nehmen wolle.

Hierauf verließen ſie die Stadt und wanderten nach der Heimath, die ſie auch noch vor der Dämmerung erreichten.

Sie eilten ſogleich zu ihrem Vater, der ſich über ihre ſchnelle Rückkehr nicht wenig wunderte. Ihm vertrauten ſie ihr gehabtes Abenteuer, und eilten nun zu ihrem Nachbar, dieſem ihre Gaben zu zeigen, und ihn auf's Neue um ſeine Tochter zu bitten, denn mehr als tauſend Goldgülden waren nun Joſt und Kunz reich, und Friede meinte, die Hexe würde ihn auch nicht ſchlechter bedacht haben, als ſeine Brüder.

Vierhundert ſieben und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Den Tiſch ſtolz vor ſich hertragend, den Eſel mit triumphirender Miene führend, traten die Brüder bei Lieschens Vater ein, der ſtaunend bald auf Joſt, bald auf Kunz und dann wieder auf Friede ſah, der ſeinen leinenen Sack auf der Schulter hatte.

„Seyd Ihr ſchon wieder da?“ fragte Nachbar Martin ein wenig ſpöttiſch, und iſt es Euch ſo leicht geworden, binnen wenig Tagen tauſend Goldgülden ehrlich zu gewinnen, oder ſeyd Ihr zu einem Schatze gekommen?“

„Oh!“ ſchrie Kunz, „ich bringe mehr, als dies; mir werdet Ihr Eure Tochter nun nicht verſagen. Seht hierher, ſobald ich zu dieſem Tiſchchen ſage: Tiſchlein, decke dich! ſo ſteigen Schüſſeln und Flaſchen mit köſtlichem Getränk und den beſten Speiſen auf.“

„Schweig mit Deinem armſeligen Tiſchchen!“ eiferte Joſt; „was haſt Du? Speiſe und Trank, weiter nichts! Ich habe mehr, als dies, die ganze Welt iſt mein, ich habe Gold ſo viel ich will. Sobald ich zu dieſem Eſel ſpreche: Eſel, ſchlag' aus! ſo fliegen die Dukaten und Louisd'ore um ihn her, und ich kann mir für mein Geld kaufen, wornach mein Herz gelüſtet!“

„Wenn aber Hungersnoth einbricht, ſo kannſt Du Dein Geld nicht eſſen. Meine Gabe iſt die nützlichſte!“ rief, ſchon ganz zornig geworden, Kunz.

„Geld regiert die Welt!“ brüllte Joſt, „ſprecht Nachbar, iſt's nicht ſo?“

Der Streit wurde heftig und immer heftiger, und wären Martin und der Vater der Streitenden nicht dazwiſchen getreten, die beiden Brüder hätten gegen einander die Hand erhoben.

Lieschen flüchtete in einen Winkel, Friede geſellte ſich zu ihr, ihr heimlich ſein und ſeiner Brüder Abenteuer erzählend.

„Ruhe! Ruhe!“ ſchrieen die Alten; „laßt uns vorher die guten Speiſen koſten, am Zaubertiſchchen Verſöhnung trinken, und dann die Dukaten und Louisd'ore ſehn.“

„Tiſchlein, deck' dich!“ ſchrie Kunz; aber das Tiſchlein blieb, wie es war, und keine Speiſe, noch ſonſt etwas zeigten ſich darauf.

„Esel, ſchlag' aus!“ ſchrie Joſt; aber der Esel ſah ihn dumm an und ſchrie: „Ya!“

Kunz fluchte auf den Zaubertiſch, und ſchrie ſich faſt heiſer; Joſt ſchlug auf ſeinen unſchuldigen Esel los, vergebens! Weder das Tiſchchen, noch der Esel thaten ihre Schuldigkeit, und Kunz und Joſt verwünſchten die Hexe, während Martin unmäßig lachte, der Vater ſeine Söhne ſchalt, und Röschen und Friede einander verwundert anſahen.

Vierhundert acht und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

„Ich ſehe ſchon,“ nahm jetzt Martin das Wort, „daß es mit Eurer Zauberei nicht weit her iſt, und höchſtens iſt Joſt zu loben, daß er für ſein Geld doch wenigſtens einen lebendigen Esel erhalten hat. Nun, Friede, habt Ihr nicht auch etwas mitgebracht?“ fuhr er ſpöttiſch fort; „laßt doch ſehen!“

„Gern,“ ſprach vergnügt der argloſe Friede, und ſeinen Sack von der Schulter nehmend, rief er: „Knüttel, aus dem Sack!“ und alsbald fuhr ein ſtarker Knüttel heraus, und tanzte ſo unbarmherzig auf den Rücken der Anweſenden herum, — Frieden ausgenommen, — daß ſie ſich ſchreiend unter Bänke und Tiſche verkrochen, und den abſcheulichen Knüttel verwünſchten.

Der gutmüthige Friede, der keinen Menſchen ſchlagen wollte, am wenigſten ſeinen alten Vater und ſein junges Lieschen, fing an zu weinen, bis es ihm zum Glück einfiel, zu ſagen: „Knüttel, in den Sack!“ und alsbald eilte der Knüttel gehorſam in den Sack hinein.

Friede bat jetzt die Geſchlagenen um Gotteswillen, ihm doch nicht zu zürnen, und verſicherte ſo treuherzig ſeine Unſchuld, daß ſie ihm endlich glaubten. Die Schmerzen und blauen Flecke mußten ſie freilich behalten, und das hübſche Lieschen konnte den nächſten Sonntag nicht auf dem Tanzplatze unter der Linde erſcheinen.

Nach langem Hin- und Herſinnen kamen Kunz und Joſt auf den Gedanken: daß der betrügeriſche Wirth ſie beſtohlen habe. Sie faßten ſogleich den Entſchluß, zu ihm zu gehen, und ihn zu zwingen, das ächte Tiſchchen und den bezauberten oder zauberiſchen Eſel wieder herauszugeben.

Friede, der jetzt nicht die freundlichſten Blicke von Lieschen erhielt, und auf die Wirkung ſeines Knüttels hoffte, erbot ſich, die Brüder zu begleiten, aber die Mißtrauiſchen hegten nun ſogar Argwohn gegen den eignen Bruder, und wieſen ſeine Begleitung trotzig ab.

Still gingen ſie aus dem Dorfe, während Friede ſich in der Gegend herumtrieb, und Dienſte bei einem Bauer ſuchte; denn er wußte es nicht, daß der Kaiſer von Kakomiru ihn reich bezahlt haben würde, hätte er ihm ſeinen Knüttel überlaſſen, um damit das Volk, mit dem er gegenwärtig Krieg führte, niederzuhalten, durchzuprügeln.

Vierhundert neun und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Ohne Abenteuer langten Kunz und Joſt bei dem Gaſtwirthe an, und verlangten ſogleich trotzig das Tiſchchen und den Eſel zurück; aber der Gaſtwirth gebot ihnen zornig, augenblicklich fortzugehen oder ſeiner Rache gewiß zu ſeyn.

Die Brüder gingen zu den Gerichten, und der reiche Gaſtwirth wurde vorgeladen und von Gerichtswegen nach dem Eſel und dem Tiſchchen befragt.

„Sie haben Beide, Einer das Tiſchchen, der Andre den Eſel erhalten,“ ſprach der Wirth. „Uebrigens wird es gar keine Tiſchchen, die ſich von ſelbſt decken, geben, ſo wenig wie Eſel, welche mit Goldſtücken um ſich werfen.“

Da man den reichen Gaſtwirth ſeit Jahren kannte, Kunz und Joſt aber unbekannte, arme Burſche waren, ſo urtheilte man: daß ſie entweder Hexenmeiſter oder Verrückte wären, die jedenfalls einige Wochen eingeſteckt werden müßten.

Ohne lange zu zögern, führte man die Brüder in's Gefängniß, wo ſie Zeit hatten, über ihr Abenteuer nachzudenken, und es zu bereuen, als arme Burſche einen reichen Mann erzürnt zu haben.

Während die Brüder in ihrem Gefängniß ſaßen, und der Vater ſie auf der Wanderſchaft glaubte, dachte der gutmüthige Friede immer an ſeine Brüder, und obgleich ſie ihn ſchnöde zurückgewieſen hatten, machte er ſich doch auf den Weg, ſie aufzuſuchen.

Mit ſeinem Knüttel, den er nicht aus den Augen ließ, trat er nach drei Tagen in den Ihnen ſchon bekannten Gaſthof, und fragte den Wirth nach ſeinen Brüdern. Dieſer verſicherte: ſie nicht geſehen zu haben, war übrigens ſehr freundlich gegen Friede, der ſogleich um Speiſe und Trank bat.

Aber wie ſtaunte er, als er Speiſen erhielt, die eben ſo ausſahen, dufteten und ſchmeckten, als die, welche er vom „Tiſchlein, decke dich," gegeſſen hatte. Er ſah ſich genauer im Hauſe um, und als er unbemerkt, weil Niemand es der Mühe werth fand, auf den dummen Friede zu achten, an einem Stalle vorbei kam, in welchem ein Eſel ganz allein ſtand, rief er ihm ſchnell zu: „Eſel, ſchlag' aus!" und die Louisd'ore und Goldſtücke flogen luſtig um ihn her.

Nun wußte Friede, woran er war, und ging ſogleich zu dem Gaſtwirthe.

Der Schlag der zwölften Stunde unterbrach den Erzähler, welcher die Fortſetzung ſeines Mährchens auf die kommende Nacht hinausſchob.

Vierhundert und neunzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Ohne viele Umſtände zu machen, verlangte Friede von dem Gaſtwirthe die Zurückgabe des Eſels und des Tiſchchens, und als dieſer zornig auffuhr, rief Friede ſchnell: „Knüttel, aus dem Sack!“ und luſtig tanzte der Knüttel auf dem Diebe herum. Einige Schläge hielt der Wirth aus; doch als es ihm zu arg wurde, erklärte er ſich bereit, das Verlangte zu geben, wenn Friede ſeinem unermüdlichen Knüttel Ruhe gebieten wolle.

Friede that es, ließ aber den Sack nicht aus den Händen, und der Wirth mußte ſich bequemen, den Eſel und das Tiſchchen herauszugeben. Sobald Friede Proben mit dieſen angeſtellt, und Eſel, ſo wie Tiſchchen ihre Kunſt bewährt hatten nahm er beides führte den mit dem Tiſchchen beladenen Eſel aus der Stadt, und trat den Rückweg an.

Unterwegs wurde er von Räubern angefallen, und würde weder ſeine Gaben, noch ſein Leben davon getragen haben, wenn ihm nicht ſein Knüttel treulich beigeſtanden hätte.

Mit ſeinen, ſich ſelbſt errungenen Zaubergaben kam er heim, und producirte das Tiſchchen, ſo wie den Eſel, vor ſeinem und Lieschens Vater mit dem beſten Erfolge. Jetzt, wo ihm, da ſeine Brüder, ungeachtet aller Aufrufungen, nicht heim kamen, die Gaben gehörten, legte Martin ſelbſt Lieschens Hand in die des glücklichen Friede.

Sie wurden getraut, Friede baute ſich ein großes Schloß und kaufte das ganze Dorf; aber er that auch den Armen Gutes, ließ manchen Hungrigen an ſeinem „Tiſchlein, deck' dich!“ ſatt eſſen, forderte nicht halb ſo viel Geld von dem Eſel, als mancher Geizhals oder Verſchwender gethan haben würde, und war jetzt, nach dem allgemeinen Urtheile, ein kluger Mann.

Nach Jahresfriſt erfuhr er den Aufenthalt ſeiner Brüder, und eilte mit dem Knüttel und mit Gelde reich verſehen, ſie zu befreien. Sein Geld wirkte ſo gut, daß er des Knüttels nicht bedurfte, und als er glücklich mit ſeinen Brüdern in der Heimath ankam, begabte er ſie reich, und Alle lebten lange glücklich und zufrieden.

Dieſes Mährchen hat mir vor einigen zwanzig Jahren meine Kinderfrau erzählt, und es gab ſonſt in Deutſchland keine Amme oder Kindermuhme, die dies Mährlein nicht kannte. Unter den jüngern Kinderwärterinnen findet man gar nicht mehr ſo gute und reich mit Stoff begabte Erzählerinnen; man hört jetzt von ihnen keine Mährchen mehr, und die Kinder fragen auch gar nicht mehr darnach.

Uebrigens iſt dieſe Geſchichte gar kein Mährchen: denn die Dummheit iſt immer glücklich, und Gold und Prügel regieren die Welt.

Vierhundert ein und neunzigſte Nacht.

Als heute das Geſpräch auf die verſchiedenen Sitten und Gebräuche der Völker kam, ſagte der Arzt: „Faſt jedes Dorf unterſcheidet ſich in etwas wieder von dem nächſten Dorfe. Unter allen Sitten iſt mir eine beſonders naiv und liebenswürdig vorgekommen. Ich fand ſie in einem böhmiſchen Dorfe, deſſen Namen ich nicht mehr weiß, vor dem Städtchen Weſſely. Dort fiel es mir auf, daß faſt vor jedem Hauſe, ja vor der ärmlichſten Hütte, ein oder mehrere Kränze von Ebereſchen hingen. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß jede Jungfrau des Dorfes einen ſolchen Kranz vor ihr Fenſter hängt, bis ſie Braut iſt; man darf alſo nur die Kränze zählen, ſo weiß man, wie viele Jungfrauen ohne Freier ſich in dem Dorfe befinden."

„Ich habe das auch dort bemerkt," ſagte Eduard, „und erinnere mich jetzt deſſen; aber ich habe nicht nach der Bedeutung der vielen Kränze an den Häuſern gefragt. Aber das habe ich dort erfahren, daß das kleine Städtchen Weſſely und das wenig Meilen davon entfernte Budweiß uralte Städte ſind. In Budweiß zeigen es ſchon die Arkaden um den Markt und die ſchöne, uralte Kirche, die unter Primislav dem Erſten, dem Gemahl der weiſen Libuſſa, erbaut iſt."

Auf einer Reiſe durch Böhmen, die Libuſſa mit ihrem Gemahl angetreten, erkrankte ſie in einem der wenigen Häuſer eines kleinen Weilers, und blieb mit ihren Frauen und einigem Gefolge daſelbſt, während Primislav auf ihre Bitten ſeine Reiſe fortſetzte.

Der König befand ſich nur wenige Meilen von dem Weiler, und hielt eben in einem neuerbautem Hauſe ſein Mittagsmahl, als Eilboten von ſeiner Gemahlin kamen, die ihm die frohe Nachricht brachten, daß Frau Libuſſa ihm einen Prinzen geboren habe.

Da rief der König vergnügt: „Budjewicz!" (zu deutſch: Budweiß), welches, wie die Sprache damals beſchaffen war, ſo viel, als: es werden Mehrere kommen, bedeutete, und befahl, die Häuſer dieſer Gegend Budweiß zu nennen, und daſelbſt eine Stadt dieſes Namens zu erbauen. Und als er zurück nach dem

Weiler kam, und ſeine Gemahlin, ſo wie den jungen Prinzen geſund antraf, befahl er ein großes Faß Bier herbei zu ſchaffen, hieß Alle auf der Königin und des Prinzen Wohl trinken und jubelte laut: „Weſſely!“ (zu deutſch: laſſet uns luſtig ſeyn!) deßhalb nannte man den Weiler Weſſely.

Vierhundert zwei und neunzigſte Nacht.

Als die Geſellſchaft wieder im Kreiſe um den Freiherrn verſammelt war, ſprach der Caplan: „es iſt mir immer intereſſant geweſen, den Urſprung einer Stadt zu erfahren, ihr Wahrzeichen zu betrachten und zu erforſchen, woher dieſer oder jener Name entſtanden iſt. Freilich erfährt man oft ſtatt der reinen Wahrheit nur die bunte Ausſchmückung der Sage, aber ſehr oft, ja faſt immer, iſt doch etwas Wahres an ſolchen Mittheilungen.“

„So ſagt man, das ſächſiſche Städtchen Oſchatz habe ſeinen Namen dem Ausrufe einer ſächſiſchen Fürſtin zu danken, welche unweit des damals erſt entſtehenden Städtchens ihren Gemahl nach langer Trennung erblickt, und deßhalb in der Freude ihres Herzens: O Schatz! gerufen habe.“

„Recht gemüthlich iſt mir immer die Art und Weiſe vorgekommen, wie man die Entſtehung des Harlequins erzählt," nahm die Freifrau das Wort. Sie wurde von Allen um Mittheilung dieſer Geſchichte gebeten, und begann:

Vor Jahren gab es einmal in Italien einen armen Knaben, der ſeine Aeltern durch den Tod verloren hatte, als ſie eben auf der Reiſe mit ihm waren. Erſchrocken ſah das arme Kind, wie ſich erſt der Vater, dann die Mutter auf die Straße hinlegten und ſtarben. Vergebens rief das Kind ſeine Aeltern, weinte und ſchrie, ſie hörten ihn nicht, regten ſich nicht und antworteten ihm nicht.

Der arme Junge, obgleich er erſt ſechs Jahr alt war, begriff doch, daß ſeine Aeltern todt wären, und nicht mehr mit ihm ſprechen, gehen und für ihn ſorgen könnten. Er weinte einige Zeit bitterlich um ſie, dann aber ſtand er auf und verließ ſie, wohlgemuth auf die nahen Häuſer zuſchreitend, denn er hatte bei vieler Herzensgüte doch auch viel Leichtſinn.

In dem Flecken, den er erreicht hatte, bettelte er ſich Brot, verzehrte es gemächlich und beſchloß jetzt, in die ſchöne Villa einzutreten, vor welcher zwei hübſche kleine Mädchen und ein muntrer Knabe ſpielten, und den Beſitzer der Villa um Brot und um ein neues Röckchen anzuſprechen, denn ſein Anzug beſtand nur aus Lumpen.

Leider vernahm er, daß die Beſitzerin der Villa nicht anweſend ſey, und wollte ſich ſchon wieder entfernen, als das älteſte der Mädchen ihm nachrief: daß er bleiben möge.

Der Knabe gehorchte.

Hier brach die Freifrau ab, und verſprach die Fortſetzung die nächſte Nacht.

Vierhundert drei und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Das freundliche Mädchen bedauerte: daß ſie nicht im Stande ſey den armen Knaben zu verſorgen; aber das Mittagsmahl theilte es mit ihm, und verſprach auch dafür zu ſorgen, daß er ein neues, reinliches Kleidchen bekäme. Sie hieß ihn eſſen und warten, und ging mit den andern Kindern in ihr Zimmer. Nach einer Weile kam ſie wieder zu dem Knaben, beladen mit allerhand Stückchen buntem Zeuge.

„Sieh!“ ſprach ſie freundlich, „von unſern Kleidern würde Dir nichts paſſen, darum haben wir zuſammengeſucht, was wir an übrig gebliebenen Stücken hatten, und wollen Dir nun ein Kleidchen daraus nähen. Die Kinder fingen zuerſt an die Stücken zuſammenzunähen, dann ſchnitt das älteſte Mädchen recht geſchickt ein Kleid zu, und nun nähten alle drei Kinder, denn auch der Bruder half mit, was ſie nur konnten.

Als das Kleid fertig war, zog es der arme Knabe über ſeine Lumpen, und freute ſich über ſein buntes Anſehen, denn das Kleid war aus Roth, Gelb, Blau, Weiß, Schwarz, Grün und Braun zuſammengeſetzt.

Sie fragten ihn hierauf um ſeinen Namen, den er nicht einmal ordentlich wußte, und ſagten ihm, er ſolle zum Andenken an die drei Geſchwiſter einen Namen annehmen, der aus ihren Namen zuſammengeſetzt ſey.

Hierauf gab jedes eine oder einige Sylben ſeines Namens: das älteſte Mädchen, die erſte, — ſie hieß Armida, — Ar, das zweite auch die erſte Sylbe ihres Namens, Le, — ſie hieß Leonide, — und der Knabe die letzten Sylben ſeines Namens: Pasquino, quino. Daraus entſtand nun Arlequino.

Indem die Kinder noch beiſammen ſtanden, zog eine wandernde Schauſpielertruppe vorbei, welche den buntgekleideten Knaben gewahrte, und, da er hinſprang, bei dem Director zu betteln, von demſelben mitgenommen wurde, weil dieſem das hübſche Geſicht und muntre Weſen des Knaben gefiel.

Er zog lange mit den Schauſpielern herum und ſpielte kleine Rollen. Da verbrannte eines Tages die ganze Garderobe der Geſellſchaft, und ſie mußten einige

Tage in ihren gewöhnlichen Kleidern auftreten, was ihrem Spiele Eintrag that. Nur Arlequino in ſeiner bunten Kleidung gefiel; durch den Beifall wurde er ermuthigt und machte die tollſten Späße, ſo daß er in kurzer Zeit der Liebling des Publikums ward. Durch ihn gewann dieſer heitre Charakter feſten Platz in allen Dichtungen, bis man endlich den Harlekin oder den teutſchen Hanswurſt, weil ſeine Späße ausarteten, zur Zeit der Neuberin wieder verbannte und feierlichſt verbrannte.

Mitternacht brach herein, Jeder ging zur Ruhe.

Vierhundert vier und neunzigſte Nacht.

Dieſen Abend erzählte Reiner eine uralte Sage, die ſchon unzähligemale und mitunter ſehr glücklich bearbeitet worden iſt:

Der Freiſchütz.

Der alte Förſter Bertram in Lindenhain hatte ſich's in den Kopf geſetzt, daß ſein Töchterchen nur einen

Jägersmann ihren Gatten nennen dürfe. „Erſt,“ ſagte er, „hätt’ ich Mühe, Angſt und Wege gehabt, daß der Herzog meinen Schwiegerſohn zum Probeſchuß laſſen will, wenn er nur ſonſt ein braver Waidmann iſt, und nun ſollt’ ich das Mädel verſchleudern? Nein, Mutter Anne,“ — beſchwichtigte er ſeine Hausehre, — „auf den Robert beſtehe ich eben nicht; wenn er Dir nicht gefällt, ſuche Dir einen andern flinken Jägerburſchen zum Eidam aus, dem ich meine Stelle bei Lebzeiten übergeben kann. Da wollen wir in Ruhe bei den Kindern unſere alten Tage verleben; aber mit dem Amtſchreiber bleibe mir vom Halſe.“ Als er ſich auf dieſe Art Luft gemacht hatte, wollte er ſeinen Entſchluß nicht einem wiederholten Angriffe ausſetzen, da er die Kraft der weiblichen Ueberredungskunſt kannte, darum nahm er die Flinte von der Wand und ging in den Wald.

Käthchen weinte, und wollte lieber ſterben, als von ihrem Wilhelm laſſen. Dieſer trat eben zur Thür herein, und über den Grund ihres Kummers ſie befragend, mußte er vernehmen, was die Urſache ſey, die ſeiner Herzensneigung hindernd bei dem Förſter in den Weg trete, weil Bertram gegen ſeine Perſon gar nichts einzuwenden hätte.

„Iſt es weiter nichts,“ ſagte Wilhelm beruhigt, „ſo ſey gutes Muthes, Liebchen. Nur meinem Pathen, dem Amtmann, zu Liebe habe ich die Jagdtaſche mit dem Schreibepulte vertauſchen müſſen, da ich doch früher ſchon bei meinem Oheim, dem Oberförſter Finſterbuſch, in der Jägerei Unterricht erhielt. Was hilft mir die verſprochene Amtmannsſtelle, ſoll ich mein Käthchen nicht als Frau Amtmännin heimführen? Iſt Dir der Förſter Wilhelm ſo lieb, wie der Amtmann, ſo tauſch' ich gleich, denn mir iſt das luſtige Jägerleben immer viel lieber, als das ſteife Weſen in der Stadt. Wart', Käthchen, ich gehe Deinem Vater gleich nach in den Wald. Gieb mir Flinte und Taſche, ich ſuch' ihn auf, ſtelle mich ihm mit einem Jägergruß vor, und biete ihm gleich meine Dienſte als Jägerburſche an."

„O, Du lieber, goldener Wilhelm!" rief Käthchen, und ein glänzender Sonnenregen der Freude zitterte in ihren Augen. Sogleich half ſie den neuen Jäger, ſo gut ſie konnte, aufputzen, und ſah ihm mit Hoffnung und Bangigkeit in den Wald nach.

Vierhundert fünf und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Am nächſten Abende wurde der Faden der Erzählung wieder angeknüpft, wie folgt:

Wilhelm ſchien dem Förſter von ſeinem Jägerberufe einige vortheilhafte Beweiſe abgelegt zu haben; denn Erſterer rief, als ſie nach Hauſe kamen, gar freudig aus: „Wer hätt' in dem Federhelden ſolch einen Schützen geſucht? Nun, morgen ſprech' ich ſelbſt mit dem Amtmann; das wäre doch Jammerſchade, wenn der nicht bei der edeln Jägerei bliebe. Aus dem wird ein anderer Kuno. Du weißt doch, wer der Kuno war?“

Wilhelm verneinte. Bertram wunderte ſich: „Hab' ich Dir das noch nicht erzählt? Sieh, das war mein Urältervater, der dieſe Förſterei zuerſt beſeſſen und erbaut hat. Erſt war er ein armer Reiterbube und diente bei dem Junker von Wippach. Der konnt' ihn wohl leiden, und nahm ihn überall mit ſich in Fehden und zu Turnieren und Jagden. Einmal war dieſer Junker von Wippach auch bei einer großen Jagd, die der Herzog hier hielt mit vielen Rittern und Edeln. Da jagten die Hunde einen Hirſch heran, auf dem ſaß ein Menſch, der kläglich die Hände rang und jämmerlich ſchrie; denn das war damals eine tyranniſche Weiſe unter den Jagdherren, daß ſie die armen Menſchen, oft wegen geringer Jagdfrevel, auf Hirſche ſchmiedeten, daß ſie elendiglich zerſtoßen und zerriſſen wurden, oder vor Hunger und Durſt umkommen mußten. Wie der Herzog deß anſichtig wurde, gerieth er ſehr in Zorn, ſtellte gleich das Jagen ein, und verhieß einen großen Lohn, wenn ſich Jemand getraute, den Hirſch zu treffen. Dabei aber drohte er mit Ungnade und Bann, wenn der Schütze den Menſchen verletzte; denn er wollte dieſen lebendig haben, damit er wüßte, wer ſich gegen ſein Verbot ſolcher grauſamen That erkühnt hätte. Da wollte ſich Niemand unter den Edeln finden, der den Schuß auf des Herrn Ungnade und Bann wagte. Endlich trat Kuno, mein Urältervater, vor, eben der, den Du dort auf dem Bilde gemalt ſiehſt, der ſprach zum Herzog: „Gnädigſter Herr! wollt Ihr mir's geſtatten, ſo wag' ich's mit Gott. Fehle ich, ſo mögt Ihr, ſo Euch beliebt, mein Leben darum zur Buße nehmen, denn Reichthum und Güter hab' ich nicht, aber mich jammert des armen Menſchen. Würde ich doch auch mein Leben daran ſetzen, wär' er unter Feinde oder Räuber gefallen.“ Das gefiel dem Herzog; er hieß dem Kuno ſein Glück verſuchen, wiederholte ihm auch die Verheißung. Da nahm Kuno ſeine Büchſe, ſpannte ſie in Gottes Namen, und befahl die Kugel den heiligen Engeln mit einem gläubigen, frommen Gebet. So ſchoß er wohlgemuth, ohne lange zu zielen, in den Wald, und in dem Augenblicke floh der Hirſch heraus, ſtürzte und endete; aber der Menſch war unverletzt, ohne daß ihm Hände und Geſicht etwas vom Geſträuch zerritzt waren. Der Herzog hielt Wort, und gab dem Kuno zum Lohn dieſe Förſterei für ſich und ſeine Nachkommen erblich. Aber: „vom Glück iſt der Neid nicht weit!“ Denn es waren Viele, die Kuno's Förſterei auch gern für ſich oder einen Vetter von der linken Seite gehabt hätten. Die beſchwatzten den Herzog, der Schuß wäre mit Teufelskünſten geſchehen, weil Kuno gar nicht gezielt, ſondern einen Freiſchuß, der allemal treffen müſſe, in's Blaue hinein gethan hätte. — Darum wurde beſchloſſen, daß von Kuno's Nachkommen jeder einen Probeſchuß thun müſſe, eh' er die Förſterei bekömmt. Den kann nun freilich der Landjägermeiſter, der die Probe abnimmt, ſchwer und leicht aufgeben. Ich mußte damals einem hölzernen Vogel, der an der Stange geſchaukelt wurde, den Ring aus dem Schnabel ſchießen. Nun bis jetzt hat noch Keiner im Meiſterſchuß gefehlt, und wer einmal als Eidam mein Nachfolger wird, muß erſt ein braver Jäger ſeyn."

Vierhundert ſechs und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Wilhelm hatte, zu Bertram's Freude, mit ſichtbarer Theilnahme der Erzählung zugehört. Jetzt faßte er lebhaft des Alten Hand, und verſprach, unter ſeiner Anleitung ein Jäger zu werden, deſſen ſich Urvater Kuno nicht ſchämen ſollte.

Noch nicht volle vierzehn Tage war Wilhelm als Jägerburſche in dem Förſterhauſe, als Vater Bertram, der ihn mit jedem Tage lieber gewann, die Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Käthchen förmlich ertheilte. Nur ſollte die Verlobung geheim gehalten werden bis zum Tage des Probeſchuſſes, wo der Förſter durch die Gegenwart des fürſtlichen Landjägermeiſters ſeinem Familienfeſte noch mehr Feierlichkeit zu geben hoffte. Der Bräutigam ſchwebte in Entzücken, und vergaß ſich und die ganze Welt in dem offenen Himmel ſeiner Liebe, ſo daß ihn Vater Bertram mehrmals neckte, wie er kein Ziel mehr treffe, ſeit er Käthchen ſich erzielt habe. Wirklich aber hatte Wilhelm von ſeinem ſtillen Verlobungstage an ein ganz eigenes Mißgeſchick auf der Jagd. Bald verſagte ihm das Gewehr, bald traf er ſtatt des Wildes einen Baumſtamm. Kam er nach Haus und leerte ſeine Jagdtaſche, ſo fanden ſich ſtatt der Rebhühner Dohlen und Krähen, und ſtatt des Haſen eine todte Katze. Der Förſter machte ihm endlich ernſthafte Vorwürfe wegen ſeiner Unachtſamkeit, und ſelbſt Käthchen fing an für den Probeſchuß bange zu werden.

Wilhelm verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit; allein je näher der Tag rückte, an welchem er ſein Probeſtück ablegen ſollte, deſto mehr verfolgte ihn das Unglück. Faſt jeder Schuß mißrieth."

„Ich bleibe dabei,“ ſagte der Jägerburſche Rudolf eines Abends, „es hat Jemand dem Wilhelm einen

Weidmann geſetzt; denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu.“

„Rede nicht ſo albern,“ verwies ihn der Förſter, „das iſt abergläubiſches Zeug.“

„Mit Gunſt, Vater Bertram,“ entgegnete Wilhelm etwas verdrießlich, „hier iſt mein Gewehr; den will ich ſehen, der mir etwas daran ausſetzen ſoll, und meine Wiſſenſchaft, — ich will mich nicht rühmen, aber jagdgerecht denk' ich zu ſeyn, ſo gut wie ein Andrer. Gleichwohl iſt's, als gingen meine Kugeln krumm, und als blies ſie der Wind mir vor dem Laufe weg. Sagt mir nur, was ich machen ſoll, ich will ja gern Alles thun.“

„Es iſt wunderlich,“ murmelte der Förſter, der nicht wußte, was er ſagen ſollte.

Da flüſterte Rudolf: „Glaube mir, Wilhelm, es iſt, wie ich geſagt habe. Geh' einmal Freitags, um Mitternacht, auf einen Kreuzweg, und mache mit dem Ladeſtock oder mit einem blutigen Degen einen Kreis um Dich, den ſegneſt Du dreimal, wie es der Prieſter macht, aber im Namen Samiel...“

„Schweig!“ zürnte der Förſter. „Weißt Du, was das für ein Name iſt? Das iſt einer von des Teufels Heerſchaaren. Gott bewahre Dich und jeden Chriſten davor!“

Wilhelm kreuzte ſich ebenfalls, und wollte nichts weiter davon hören, wiewohl Rudolf auf ſeiner Meinung blieb. Er putzte die ganze Nacht an ſeinem Gewehr, unterſuchte jede Schraube und jede Feder, und mit anbrechendem Morgen ging er aus, ſein Glück abermals zu verſuchen.

Aber alle Mühe war verloren, das Wild drängte ſich um ihn und ſchien ihn faſt zu necken. Unmuthig warf ſich der unglückliche Jäger unter einen Baum, ſein Schickſal verwünſchend. Da rauſchte es im Gebüſch, und ein alter Soldat mit einem Stelzfuße hinkte heraus.

Hier brach der Erzähler ab, um ſeine Geſchichte die nächſte Nacht weiter fortzuſetzen.

Vierhundert ſieben und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der alte Soldat fragte Wilhelm um die Urſache ſeines Trübſinns: „Haſt Du Liebespein? oder fehlt's im Beutel? oder hat Jemand Dir das Gewehr beſchrien? — Gieb mir eine Pfeife Tabak, wir wollen eins zuſammen plaudern.“

Wilhelm reichte verdrießlich das Gebetene, und der Stelzfuß warf ſich zu ihm in's Gras. Nach einigem Hin- und Herreden kam das Geſpräch auf die Jagerei, und Wilhelm erzählte ſein Unglück. Der Invalid ließ ſich das Gewehr zeigen. „Das iſt verzaubert,“ ſagte er, als er es kaum in die Hand genommen, „damit wirſt Du keinen rechten Schuß mehr thun, und iſt Dir der Weidmann recht nach der Kunſt geſtellt, ſo geht's Dir mit jedem Gewehr ſo, welches Du in die Hand nimmſt.“

Wilhelm erſchrak etwas, und wollte Einwendungen gegen den Hexenglauben des Fremden machen; allein dieſer erbot ſich zu einer Probe. „Uns Kriegsleuten,“ ſagte er, „iſt das nichts Seltenes, und ich wollte Dir bis auf den Abend und tief in die Nacht hinein Wunderdinge erzählen. Wie wollten die Scharfſchützen zurecht kommen, die ſich überall hinwagen, und ihren Mann aus dem Pulverdampf herausſchießen, wo ihn kein Menſch ſehen kann, wenn ſie nicht andere Künſte könnten, als zielen und losdrücken. Da, zum Exempel, haſt Du eine Kugel, mit der Du ſicher treffen ſollſt, weil ſie beſondre Tugend hat und allem Hexenwerk widerſteht. Verſuch einmal gleich; es wird Dir nicht fehlen.“

Wilhelm lud ſein Gewehr und ſah ſich nach einem Ziel um. Ein großer Raubvogel ſchwebte hoch über dem Walde, wie ein beweglicher Punkt.

„Schieß' den Stößer da oben!“ ſagte der Stelzfuß.

Wilhelm lachte, denn der Vogel ſchwebte hoch über Schußweite.

„Ei, ſo ſchieß', in Schellober's Namen!“ rief der Invalid.

Wilhelm ſchoß, obgleich er ſich nicht einbildete, das Ziel zu treffen. Aber, o Wunder! der ſchwarze Punkt ſenkte ſich, und ein großer Geier fiel blutend zu Boden.

„Das ſollte Dich nicht wundern,“ ſagte der Invalid zu dem vor Verwunderung ſprachloſen Jäger, „wenn Du ein rechter Weidmann wärſt. Solche Kugeln zu gießen, iſt noch lange kein Hauptſtück in der Kunſt, und will bloß etwas Geſchick und Herzhaftigkeit, weil es in der Nacht geſchehen muß. Ich will Dir's umſonſt lehren, wenn wir wieder zuſammenkommen. Heute muß ich weiter, denn es ſchlug eben ſieben. Verſuch' indeß noch ein Paar von meinen Kugeln. Du ſiehſt mir immer noch aus, wie halb ungläubig. Auf Wiederſehen!“

Der Stelzfuß gab bei dieſen Worten Wilhelmen eine Hand voll Kugeln, und hinkte weiter. Voll Verwunderung verſuchte Wilhelm eine zweite von ſeinen Kugeln, und traf wieder ein faſt unerreichbares Ziel. Er nahm die gewöhnliche Ladung, und fehlte das Leichteſte. Jetzt wollte er dem Invaliden nach, aber dieſer war im Walde nicht mehr zu finden, und Wilhelm mußte ſich mit dem verſprochenen Wiederſehen tröſten.

Vierhundert acht und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Im Förſterhauſe war große Freude, als Wilhelm wieder wie ſonſt mit einem Vorrath Wildpret ankam, und den Vater Bertram durch die That überzeugte, daß er noch der vorige brave Schütze ſey. Er ſollte nur die Urſache erzählen, warum ihn das Unglück bisher ſo wunderbar verfolgt habe, und was er gethan, um ſie zu heben? Allein er ſcheute ſich, ohne eines Grundes ſich bewußt zu ſeyn, von den unfehlbaren Kugeln zu ſprechen, und ſchob die Schuld auf einen Fehler am Gewehr, den er erſt in voriger Nacht beim Putzen deſſelben entdeckt haben wollte.

Da jubelte der Förſter: „Siehſt Du, Mutter Anna, wie ich's geſagt habe; der Weidmann hat im Laufe geſteckt, und Dein Kobold, der den Vater Kuno heute früh heruntergeworfen hat, ſteckt in dem verroſteten Nagel.“

„Was iſt das mit dem Kobold?“ fragte Wilhelm.

„Nichts,“ erwiederte der Alte. „Das Bild fiel heute morgen, als eben die Uhr ſieben ſchlug, von ſelbſt herunter, und da meinte denn Mutter Anna gleich, es ſpukte.“

Wilhelm ſchüttelte verwundert den Kopf, denn es fiel ihm ein, daß um dieſelbe Stunde der Stelzfuß von ihm geſchieden war. Er beſchloß, ſeine Kugeln bei Seite zu legen, und nur zu ſeinem Probeſchuß eine zu gebrauchen, um ſein Glück nicht durch die Bosheit eines Feindes zu verſcherzen. Allein der Förſter nöthigte ihn mit ſich auf die Jagd, und wollte er nicht abermals Mißtrauen gegen ſeine Geſchicklichkeit erregen und den Alten erzürnen, ſo mußte er ſchon einige von ſeinen Zauberkugeln daran wagen.

In wenig Tagen hatte ſich Wilhelm an ſeine Glückskugeln ſo gewöhnt, daß er in ihrem Gebrauch nichts Bedenkliches mehr ahnte. Er ging täglich durch den Wald, in der Hoffnung, dem Stelzfuß wieder zu begegnen, denn ſein Kugelvorrath hatte ſich bis auf zwei vermindert, und wollte er ſeinen Probeſchuß mit Sicherheit beſtehen, ſo war die äußerſte Sparſamkeit nöthig. Er ſchlug ſogar dem Förſter heute ſeine Begleitung auf die Jagd aus; denn morgen wurde der Landjägermeiſter erwartet, und es konnte möglich ſeyn, daß dieſer noch außer dem eigentlichen Probeſchuß einen Beweis ſeiner Geſchicklichkeit zu ſehen verlangte. Allein am Abend kam ſtatt des Jägermeiſters ein Bote, der eine ſtarke Wildpretlieferung für den Hof beſtellte, und die Ankunft ſeines Herrn auf acht Tage ſpäter anſagte.

Vierhundert neun und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Wilhelm glaubte zu Boden ſinken zu müſſen, und ſein Erſchrecken hätte Verdacht erregt, wären nicht alle geneigt geweſen, es der getäuſchten Hoffnung des Bräutigams zuzuſchreiben. Er mußte nun auf die Jagd, und wenigſtens Eine ſeiner Kugeln aufopfern. Von der andern ſchwur er, ſolle ihn nichts trennen, als der entſcheidende Schuß am Verlobungstage.

Der Vater ſchmälte, als Wilhelm mit einem einzigen Hirſch von der Jagd zurückkam, denn die verlangte Lieferung war beträchtlich. Er zürnte am andern Mittag noch mehr, als Rudolf mit reicher Beute und Wilhelm ganz leer nach Hauſe kam. Am Abende drohte er ihn fortzuſchicken, und die Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Käthchen zurück zu nehmen, wenn er nicht den folgenden Morgen wenigſtens noch zwei Rehböcke bringen würde. So ging Wilhelm verzweiflungsvoll in den Wald. Käthchen ſah er für ſich verloren, es blieb ihm nichts übrig, als die traurige Wahl, auf welche Art er ſein Glück zerſtören wollte.

Indem er, unfähig zu wählen, ſich in Betrachtung ſeines Schickſals verlor, zeigte ſich ihm ganz in der Nähe ein Rudel Rehe. Maſchinenmäßig griff er nach ſeiner letzten Kugel; ſie laſtete ihm centnerſchwer in der Hand. Schon wollte er ſie zurückfallen laſſen, entſchloſſen, den Schatz zu bewahren, es koſte, was es wolle. Da ſah er in der Ferne den Stelzfuß auf ſich zukommen. Freudig ließ er die Kugel in den Lauf rollen, drückte los und zwei Rehböcke ſanken zu Boden. Wilhelm ließ ſie ſtürzen und eilte nach dem Invaliden, aber dieſer mußte einen andern Weg eingeſchlagen haben, denn er war nicht zu finden.

Vater Bertram war mit Wilhelm zufrieden, aber dieſer ging den ganzen Tag in ſtiller Verzweiflung umher, und ſelbſt Käthchen's Liebkoſungen vermochten nicht, ihn aufzuheitern. Nachts warf er ſich vergebens auf ſein Lager, der Schlaf floh ſeine Augen. Der Stelzfuß, Käthchen, der fürſtliche Commiſſar, der den Probeſchuß verlangte, ſchwebten abwechſelnd ſeinen Augen vor, und eine fieberhafte Phantaſie verwirrte ihre Geſtalten zu furchtbaren Gruppen.

Fünfhundertſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

So verſtrich ihm die Nacht. Mit Tagesanbruch ging er in den Wald, und nicht ganz abſichtslos nach der Stelle, wo der Invalid ihm begegnet war. Allein der Stelzfuß war nicht zu finden. Niemand von allen, die er fragte, wollte einen Menſchen, wie er ihn beſchrieb, geſehen haben. Der folgende Tag verging unter eben ſo fruchtloſen Nachforſchungen.

„So ſey es denn!“ — beſchloß Wilhelm — „die Tage ſind mir zugezählt. In dieſer Nacht noch gehe ich auf den Kreuzweg im Walde. Dort iſt es einſam, Niemand ſieht meine nächtliche Arbeit, und den Kreis verlaſſe ich nicht, bis mein Werk vollendet iſt.“

Der Abend dämmerte, und Wilhelm hatte ſich mit Blei, Kugelform, Kohlen und allem Nöthigen verſehen, um nach dem Abendeſſen unvermerkt das Haus verlaſſen zu können. Er wollte ſich eben entfernen, und wünſchte dem alten Förſter eine ruhige Nacht, als dieſer ſeine Hand faßte. „Wilhelm,“ ſagte er, „mir iſt ſo ſonderbar zu Muthe, bleibe dieſe Nacht bei mir.“ Käthchen, die Wilhelm's Stelle vertreten wollte, wurde abgewieſen. „Ein andermal kannſt Du bleiben,“ ſprach der Vater, „heute iſt mir's, als wär' ich ruhiger, wenn ich den Wilhelm bei mir habe.“ — Nach Mitternacht ward Vater Bertram ruhig und ſchlief feſt, ſo daß er am Morgen ſelbſt über ſeine Angſt lächelte. Er wollte mit Wilhelm in den Wald, allein dieſer hoffte auf den unſichtbar gewordenen Unbekannten, und hielt den Förſter mit ſcheinbarer Beſorgniß um ſeine Geſundheit ab. Der Invalid zeigte ſich nicht, und Wilhelm beſchloß zum zweiten Male den Gang auf den Kreuzweg.

Als er am Abend von der Jagd zurückkam, ſprang ihm Käthchen freudig entgegen. „Du haſt lieben Beſuch bekommen, Wilhelm!“ rief ſie, „aber ich ſag' es nicht, Du mußt rathen!“ Wilhelm war nicht zum Rathen aufgelegt, noch weniger wünſchte er Beſuch, der Liebſte war ihm heute ein unwillkommener Störer. Aber ſchon öffnete ſich die Hausthür, ein ehrwürdiger Greis in Jägerkleidung breitete die Arme nach dem Jüngling aus. Vergeſſen war nun das nächtliche Vorhaben, aber als mitten im frohen Geſpräch die Mitternachtsſtunde ſchlug, wurde Wilhelm ſchauerlich an das Verſäumte erinnert.

Hier brach der Erzähler ab; in banger Erwartung, was Wilhelm beginnen würde, trennten ſich die Zuhörer.

Fünfhundert und erſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die heftige Bewegung im Innern ſeines Neffen — ſetzte Reiner die geſtern abgebrochene Geſchichte fort — entging ſelbſt dem Greis nicht; aber gutmüthig ſuchte er den Grund in Wilhelm's Ermüdung, und entſchuldigte ſich des langen Geſprächs wegen mit ſeiner Abreiſe, die er nicht länger, als bis morgen früh verſchieben könne. „Laß Dich das Stündchen heute nicht reuen“ — ſagte er beim Auseinandergehen zu Wilhelm — „Du ſchläfſt vielleicht nun um ſo ſanfter.“ Für Wilhelm hatten dieſe Worte tiefern Sinn. Er ahnte dunkel, daß die Ausführung ſeines Vorhabens die Ruhe von ihm ſcheuchen könnte.

Der dritte Abend kam. Was gethan werden ſollte, mußte heut' geſchehen, denn auf morgen war die Probe angeſetzt. Den ganzen Tag hatte Mutter Anne mit Käthchen im Hauſe herumgeſchäftert, um den vornehmen Gaſt anſtändig zu empfangen. Am Abend war Alles auf's beſte geſchmückt. Mutter Anne begrüßte den von der Jagd zurückgekehrten Wilhelm zum erſten Male als Sohn. In Käthchen's Augen glühte die zarte Sehnſucht einer liebeglühenden Braut. Der Tiſch war feſtlich mit Blumen geſchmückt, und mit lange geſparten Flaſchen von dem Vater beſetzt. „Heute iſt unſer Feſt,“ ſagte der Förſter, „morgen ſind wir nicht allein, d'rum laßt uns froh ſeyn, als wollten wir uns heute für das ganze Leben freuen.“ — Ein Gepraſſel und ein lauter Schrei von Käthchen unterbrach den Förſter. Kuno's Bild war wieder von der Wand gefallen, und die Ecke des Rahmens hatte Käthchen an der Stirn verwundet. Der Nagel ſchien zu locker in der Wand geſtanden zu haben, denn er fiel mit der Kalkbekleidung nach.

„Ich weiß auch nicht, warum das Bild nicht or=

deutlich aufgehängt wird“ — ſagte Bertram verdrießlich — „ſchon iſt es zum zweiten Male, daß es uns erſchreckt. Haſt Du Schmerz, Käthchen?“

„Es iſt unbedeutend“ — verſetzte ſie freundlich und wiſchte das Blut aus den Locken — „ich bin nur ſehr erſchrocken.“

Wilhelm war fürchterlich bewegt, als er Käthchens todtenbleiches Geſicht ſah. Sein Vorſatz, dieſe Nacht das zweideutige Werk zu beginnen, war heftig erſchüttert; aber der reichlich genoſſene Wein, den er, um ſeine innere Qual zu verbergen, ſchneller als gewöhnlich trank, erfüllte ihn mit einem wilden Muth, und er beſchloß neuerdings, das kühne Wagſtück zu unternehmen.

Die Glocke ſchlug jetzt Neun. Vergeblich ſann Wilhelm auf einen Vorwand, ſich zu entfernen, denn wie konnte der Bräutigam am Hochzeitvorabend die Braut verlaſſen? Zehn Uhr war nun auch vorüber. Der entſcheidende Augenblick nahte ſich. Ohne Abſchied ſchlich Wilhelm ſich von der Braut. Schon war er mit ſeinem Werkzeuge vor dem Hauſe, da kam die Mutter ihm nach. „Wohin, Wilhelm?“ fragte ſie ängſtlich. „Ich habe ein Wild angeſchoſſen, und es im Taumel vergeſſen,“ war die Antwort. Vergebens bat ſie, vergebens ſchmeichelte ihm Käthchen, die in ſeiner verſtörten Eile etwas ahnte, was ihr unerklärlich ſchien. Wilhelm drängte Beide zurück und eilte in den Wald.

Fünfhundert und zweite Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Mond war im Abnehmen und ſtieg dunkelroth am Horizont herauf. Graue Wolken flogen vorüber, und verdunkelten zuweilen die Gegend, die bald darauf ſich wieder vom Mondſtrahl aufhellte. Die Birken ſtanden wie Geſpenſter im Wald, und die Silberpappel ſchien wie eine weiße Schattengeſtalt Wilhelm zurück zu winken. Er ſchauderte, und die wunderähnliche Störung ſeines Vorhabens in den letztvergangenen Nächten, das bedeutende wiederholte Fallen des Bildes ſchien ihm ſeines weichenden Schutzgeiſtes letzte Abmahnung von einer böſen That zu ſeyn. Noch einmal ſchwankte er im Vorſatz. Schon wollte er umkehren, da war es, als flüſterte ihm eine Stimme zu: „Thor! haſt Du nicht ſchon den Zauber gebraucht? ſcheueſt Du nur die Mühe des Erwerbs?“ und er ſelbſt geſtand ſich, es ſey feig und kindiſch, auf halbem Wege umzukehren, thöricht, das Große aufzugeben, wenn man um Kleineres ſchon vielleicht ſein Heil gewagt hat.

Er ſchritt mit großen Schritten vorwärts, der Wind jagte die zerriſſenen Wolken wieder vor den Mond und Wilhelm trat in die dichte Finſterniß des Waldes.

Jetzt ſtand er auf dem Kreuzwege. Der Zauberkreis war gezogen, die Schädel und Todtenbeine rings umher gelegt. Der Mond hüllte ſich immer dichter in das Gewölk, und ließ die düſtern Kohlen, von abwechſelnden Windſtößen aufgeblaſen, allein die nächtliche That mit einem trüben Scheine beleuchten. In der Ferne ſchlug eine Thurmuhr das dritte Stundenviertel an; Wilhelm legte die Gießkelle auf die Kohlen und warf das Blei hinein, nebſt drei Kugeln, die ſchon früher einmal getroffen hatten; denn von dieſem Gebrauch der Freiſchützen erinnerte er ſich in ſeiner Lehrzeit gehört zu haben. Im Walde fing es nun an, ſich zu regen. Zuweilen flatterten Eulen, Fledermäuſe, und anderes Nachtgeflügel, vom Schein geblendet, auf. Sie fielen von ihren Zweigen und ſetzten ſich um den Zauberkreis, wo ſie dumpf krächzend mit den Todtenſchädeln unverſtändliche Geſpräche zu halten ſchienen. Ihre Zahl vermehrte ſich, und unter ihnen huſchten neblichte Geſtalten, wie Wolken, hin, bald thierähnlich, bald menſchlicher gebildet. Der Windſtoß ſpielte mit ihren trüben Dunſtkörpern, wie mit abendlichem Thaugewölk. Nur Eine ſtand ſchattenähnlich, aber unverändert unfern dem Kreiſe, und blickte ſtarr und wehmüthig auf Wilhelm. Zuweilen hob ſie die blaſſen Hände klagend empor und ſchien zu ſeufzen. Die Kohlen brannten düſtrer, wenn ſie die Hände erhob, aber eine graue Eule ſchwang die Flügel, und fachte die verlöſchenden an. Wilhelm wandte ſich ab, denn das Angeſicht ſeiner todten Mutter ſchien aus der düſtern Geſtalt mit klagender Wehmuth ihn anzublicken.

Da ſchlug die Glocke Eilf. —

„Und ſomit genug für heute," unterbrach ſich Reiner, „morgen mehr."

Fünfhundert und dritte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Am nächſten Abende ſetzte der Maler die geſtern abgebrochene Erzählung fort:

Die weiße Geſtalt verſchwand ſeufzend. Die Eulen und Nachtraben flatterten krächzend auf, die Schädel und Todtenbeine raſſelten unter ihren Flügeln. Wilhelm kniete an ſeinem Kohlenheerde, er goß, und mit dem letzten Glockenſchlage fiel die erſte Kugel aus der Form.

Plötzlich raſſelte es, wie Räder und Peitſchengeknall. Ein Wagen kam mit einem Sechsgeſpann und Vorreitern. „Was ſoll das hier auf der Straße?" rief der Vorderſte. „Platz da!" Wilhelm blickte auf, dem Hufſchlag der Pferde entſprangen Funken, und um die Wagenräder leuchtete es, wie phosphoriſcher Schein. Wilhelm ahnte ein Zauberwerk und blieb ruhig. „Hinan, hinan, hinüber, darüber, im tollen Lauf hinan, hinauf!" rief der Vorreiter zurück, und im Augenblick ſtürmte die ganze Schaar auf den Kreis los. Wilhelm ſtürzte zu Boden, als die Pferde hoch über ſeinem Kopf bäumten, aber die luſtige Reiterei ſauſte mit dem Wagen in die Luft, drehte ſich einigemal über den Zauberkreis und verſchwand in einem Sturm, der die Wipfel zerriß und die Zweige weit umher ſtreute.

Es verging einige Zeit, ehe Wilhelm ſich vom Schreck erholte. Er zwang ſeine zitternden Hände, feſt zu halten, und goß ungeſtört einige Kugeln. Da ſchlug die ferne ihm wohlbekannte Thurmglocke. Tröſtend, wie eine freundliche Stimme ſchallte ihm der Klang aus der Menſchenwelt in den furchtbaren abgeſonderten Kreis herüber, aber die Glocke ſchlug zweimal, dreimal. Er ſchauderte über den blitzſchnellen Verlauf der Zeit, denn noch war nicht der dritte Theil ſeiner Arbeit vollendet. — Sie ſchlug zum viertenmal. Wilhelm's Kraft war vernichtet, jedes Glied ſchien gelähmt und die Gießform entſank ſeiner bebenden Hand. Er horchte mit verzweifelnder Reſignation auf den Schlag der vollen Stunde; der Klang ſäumte, zögerte, blieb aus. Ein Spiel mit dem Schall der ernſten Mitternachtſtunde ſchien ſelbſt den furchtbaren Mächten der Tiefe zu gewagt. Voll froher Ahnung ergriff Wilhelm ſeine Uhr, ſie zeigte das zweite Viertel der Stunde.

Fünfhundert und vierte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Gefaßt gegen neue Täuſchung ging er muthig wieder an ſein Werk. Tiefe Stille war rings um ihn, nur die Eulen ſtießen zuweilen die Schädel gegen die Todtenknochen. Auf einmal kniſterten die Büſche. Der Ton war dem kundigen Jäger nicht fremd, er blickte hin, und wie er vermuthete, eine wilde Bache brach durch das Gebüſch und rannte auf den Kreis los. Wilhelm ahnte hier keine Täuſchung. Er ſprang auf, faßte das Gewehr, drückte los auf das wilde Thier, aber kein Funken ſprang aus dem Stein, er zog den Hirſchfänger, aber das borſtige Unthier fuhr, wie zuvor Wagen und Pferde, über ihn in die Luft und verſchwand.

Der geängſtete Wilhelm eilte, die verlorne Zeit einzubringen. Sechzig Kugeln waren gegoſſen, er blickte froh empor, die Wolken öffneten ſich und der Mond warf ſeine hellen Strahlen wieder auf die Gegend. Mit dem letzten Schlage Zwölf warf Wilhelm die Form mit der letzten Kugel aus der Hand. Die Eulen warfen flatternd Knochen und Schädel unter einander und flogen davon, die Kohlen verloſchen und Wilhelm ſank erſchöpft zu Boden.

Jetzt kam auf ſchwarzem Roß langſam ein Reiter heran. Er hielt vor dem zerſtörten Zauberkreiſe. „Du haſt Deine Probe gut beſtanden," ſprach er, „was begehrſt Du von mir?"

„Nichts" —, antwortete Wilhelm — „was ich brauche, habe ich mir ſelbſt bereitet."

„Mit meiner Hülfe" — fuhr der Fremde fort — „darum gehört mir mein Theil."

„Mit nichten" — rief Wilhelm — „ich habe Dich weder gedungen noch Dich gerufen."

Der Reiter lächelte höhniſch. „Du biſt kühner" — ſprach er — „als Deines Gleichen ſonſt zu ſeyn pflegt. Nimm die Kugeln, die Du bereitet haſt. Sechzig für Dich, drei für mich; jene treffen, dieſe äffen, auf Wiederſehen, dann wirſt Du's verſtehn."

„Ich will Dich nicht wiederſehen, verlaß mich!" rief Wilhelm.

„Warum wendeſt Du Dich von mir?" — fragte der Fremde mit furchtbarem Lächeln — „kennſt Du mich?"

„Nein!" — ſchrie Wilhelm ſchaudernd — „ich will Dich nicht kennen, ich weiß nichts von Dir! Wer Du ſeyn magſt, verlaß mich!"

Der ſchwarze Reiter wendete ſein Roß. „Dein aufſteigendes Haupthaar" — ſagte er mit dumpfem Ernſt — „geſteht, daß Du mich kennſt. Ich bin der, den mit Schauder im Geiſt Du ſträubend nennſt." Mit dieſen Worten verſchwand er, und die Bäume, unter welchen er gehalten hatte, ſenkten verdorrte Aeſte zu Boden.

Fünfhundert und fünfte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der fürſtliche Commiſſarius kam, und verlangte vor der ernſthaften Probe eine kleine Jagdparthie mit dem jungen Förſter zu machen. „Denn,“ ſagte er, „es iſt ganz gut, daß die alte Solennität beibehalten, aber die Kunſt des Jägers zeigt ſich draußen im Walde am beſten. Friſch auf, Herr Expectant, in den Wald!“

Wilhelm erblaßte und wollte Entſchuldigung vorbringen, und als dieſe bei dem Landjägermeiſter nichts fruchtete, bat er, ſeinen Probeſchuß wenigſtens zuvor thun zu dürfen. Der alte Förſter ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Wilhelm, Wilhelm!“ — ſagte er mit bebender Stimme — „hätte ich, als Du geſtern mit ſo verſtörter Miene in die Stube tratſt; in Deinem Antlitz doch nicht falſch geleſen?“

„Vater!“ — rief dieſer, und Verzweiflung erſtickte ſeine Stimme. Er entfernte ſich ſchnell, und in wenig Augenblicken war er zur Jagd fertig bei dem Vater, und folgte dem Jägermeiſter in den Wald.

Indeß war der Pfarrer glückwünſchend gekommen, um die Braut an den Kranz zu erinnern. Mutter Anna hatte ihn verſchloſſen, und in der Eile beſchädigte ſie aufſchließend das Schloß. Ein Kind wurde geſchwind zu einer Kranzhändlerin geſchickt, um einen andern Kranz für die Braut zu holen. „Laß Dir den ſchönſten geben," rief Anna dem Kinde nach, aber dieſes griff in der Unwiſſenheit nach dem glänzenden, und die mißverſtehende Verkäuferin gab ihr einen Todtenkranz für eine Braut, von Myrthe und Rosmarin mit Silber durchwunden. Mutter und Braut erkannten das Deutungsvolle des Zufalls; jede ſchauderte, und Beide ſuchten, ſich umarmend, ihr Grauen in ein Lächeln über den Mißgriff des Kindes umzuwandeln. Das Schloß wurde noch einmal verſucht, es öffnete ſich leicht, die Kränze wurden gewechſelt, und der Brautkranz in Käthchens Locken gewunden.

Die Jäger kamen zurück. Der Commiſſar war unerſchöpflich in Wilhelm's Lobe. „Es dünkt mich faſt lächerlich" — ſprach er — „nach ſolchen Proben noch einen Probeſchuß zu verlangen. Doch dem alten Recht zu Ehren, müſſen wir ſchon einmal etwas Unnöthiges thun, und ſo wollen wir denn die Sache ſo kurz als möglich abthun. Dort auf dem Pfeiler ſitzt eine Taube. Schießen Sie die herunter."

„Um Gottes willen" — ſchrie Käthchen herzueilend — „Wilhelm, ſchieße nicht darnach, denn mir träumte dieſe Nacht, ich war eine weiße Taube, und die Mutter band mir einen Ring um den Hals, da kamſt Du, und die Mutter ward voll Blut."

Wilhelm zog das ſchon angelegte Gewehr zurück, aber der Jägermeiſter lächelte. „Ei, ei" — ſagte er — „ſo furchtſam? Das ſchickt ſich nicht für ein Jägermädchen. Muth, Muth, Bräutchen! oder iſt das Täubchen vielleicht Ihr Favoritchen?“

„Nein“ — erwiederte ſie — „nein, mir iſt nur ſo bange.“

„Nun dann“ — rief der Commiſſar — „Courage, Herr Förſter, ſchießen Sie!“

Der Schuß fiel, und in demſelben Augenblicke ſtürzte Käthchen mit einem lauten Schrei zu Boden.

Das unglückliche Mädchen ward aufgehoben, aber ein Strom Blut quoll über ihr Geſicht, die Stirn war ihr zerſchmettert, eine Büchſenkugel lag in der Wunde.

„Was iſt?“ rief Wilhelm, als lautes Geſchrei hinter ihm ertönte. Beim Zurückblicken ſah er Käthchen todtenbleich in ihrem Blute. Neben ihr ſtand der Stelzfuß, und mit hölliſchem Hohnlachen grinſte er: „Sechzig treffen, drei äffen.“

Wilhelm riß wüthend ſeinen Hirſchfänger aus der Scheide und hieb nach dem Verhaßten. „Verfluchter“ — ſchrie er verzweifelnd — „ſo haſt Du mich getäuſcht?“ Mehr konnte er nicht ſprechen, denn er ſank beſinnungslos neben der blutigen Braut zu Boden.

Der Commiſſar und der Pfarrer ſuchten vergebens den verwaiſ'ten Eltern Troſt zuzuſprechen. Mutter Anna hatte kaum der bräutlichen Leiche den prophetiſchen Todtenkranz auf die Bruſt gelegt, als ſie den tiefen Schmerz in der letzten Thräne ausweinte. Der einſame Vater folgte ihr bald. Wilhelm beſchloß ſein Leben im Irrenhauſe.

Hier endete Reiner; alle waren von der Sage tief ergriffen.

„Sie haben," ſprach der Freiherr, „dieſe Sage am einfachſten erzählt, ſo wie ſie am meiſten ergreift; ich habe ſie ſchon oft bunt ausgeſchmückt erzählen hören, und immer hat mich die geringſte Ausſchmückung daran geſtört. Auch die Dichtung von Kind iſt dieſer Sage ſehr ähnlich, und deßhalb ſo muſikaliſch und volksthümlich. Aergerlich iſt es nur, daß die meiſten Sängerinnen aus dem raſchen, luſtigen Jägermädchen eine moderne Soubrette machen, und die Dekorationsmaler und Machiniſten das Schauerliche, was die Scene in der Wolfsſchlucht hat und haben muß, durch unnöthig angebrachten Firlefanz, als: Hexen, Schlangen, Gerippe und alte Weiber, in Lächerliches verwandeln."

Fünfhundert und ſechste Nacht.

Als der Maler Abends in den Saal trat, und noch Niemand als den Caplan vorfand, rief ihm dieſer zu: „wenn Sie nicht den ganzen Tag in der Gegend herumgeſchwärmt hätten, würden Sie einen lieben Freund haben ankommen ſehen." —

„So iſt Franz wieder da?" fragte der Maler freudig, worauf der Caplan erwiederte: „dieſen Morgen iſt er eingetroffen, zur Freude ſämmtlicher Schloßbewohner.“

„Und was für einen Eindruck machte auf ihn die Kunde von Alma's Verlobung mit dem Baron Eduard?“

„Eduard hatte ſeinen Freund ſchon davon benachrichtigt, deſſen Neigung wohl nicht ſo tief geweſen ſeyn muß, denn er ſieht recht fröhlich aus, und ſeine Blicke ruhten mit vielem Ausdrucke auf dem ſchönen Antlitze Claudinen's. Er hat ſich jetzt in den Garten verfügt mit dem Doktor, dem er die willkommenſte Kunde mitgebracht haben muß, denn der gute Willmann ſieht ganz fröhlich aus. Uebrigens wünſche ich nur, daß Franzens Neigung für Claudinen tiefer werden, oder nur gewöhnliches Wohlgefallen ſeyn möge, damit ihr Friede nicht geſtört werde.“

Die Thüren öffneten ſich, zur Seitenthüre traten der Freiherr mit den Damen, zur Mittelthüre Franz mit dem Arzte und Eduard ein, welcher ſich zu ihnen gefunden hatte.

Reiner und Franz begrüßten einander auf das Herzlichſte, und das Geſpräch flog heute auf leichten Schwingen hin und her, wie faſt immer, wenn ein lieber Freund ſich den Freunden wiedergeſchenkt hat.“

„Viele anmuthige Mährchen und Sagen habe ich verſäumt,“ ſagte Franz, „aber ich hoffe, mein würdiger Freund, der Caplan, theilt mir ſeine Sammlung mit, und ich hoffe, da Sie doch noch an der Sitte halten, jeden Abend etwas zu erzählen, noch viel Alterthümliches, Heitres und Ernſtes zu hören.“

„Wer von Reiſen kommt, ſollte füglich zuerſt etwas erzählen," ſagte die Freifrau, „und deßhalb hoffen wir, Sie werden nicht hinter andern Reiſenden zurückbleiben, und uns recht viel mittheilen."

Franz erwiederte lächelnd: „allerdings habe ich Stoff genug dazu, Wien ſelbſt und ſeine Umgebungen ſind reich an Sagen, von denen manche in meinem Reiſetagebuche aufgezeichnet ſteht, manche in meinem Gedächtniſſe geblieben iſt, heute jedoch entſchuldige mich Ihre Nachſicht, noch bin ich zu bewegt, zu unruhig, um ſo erzählen zu können, wie ich wohl möchte, und was ich heute ſchuldig bleibe, will ich nächſtens ſo gut, als ich es vermag, einbringen."

Später begann der Caplan nachfolgende zuerſt von Luther erzählte Begebenheit mitzutheilen:

Zu Dr. Luthern kam ein Dorfpfarrer von Süpz, hart bei Torgau wohnend, der klagte ihm, daß der Teufel des Nachts ein Poltern und Werfen, Stürmen und Schlagen, Rumpeln und Schmeißen in ſeinem Hauſe hätte, daß er ihm auch alle ſeine Töpfe und hölzernen Gefäße zerbräche, und er keinen Frieden vor ihm hätte, denn er würfe ihm die Töpfe und Schüſſeln am Kopfe hin, daß ſie auf Stücken ſpringen, lachete ſeiner noch dazu, daß er oftmals des Teufels Lachen hörete, er ſehe aber nichts. Dies Weſen und Spiel hätte der Teufel ein ganz Jahr lang im Hauſe getrieben, daß ſein Weib und Kind nicht mehr im Hauſe bleiben wollten, ſondern wollten ſtracks heraus ziehen.

Da ſprach Dr. M. Luther: „Lieber Bruder, ſey ſtark im Herrn, und ſey Deines Glaubens an Chriſtum gewiß, weiche dieſem Mörder, dem Teufel nicht, leide und dulde ſein äußerlich Spiel und Lärmen, auch den geringen zeitlichen Schaden, daß er Dir die Töpfe und hölzernen Schüſſeln an Deinen Kopf zerbricht, denn er kann Dir doch an Deiner Seele nichts thun. Darum laß den Teufel immerhin mit den Töpfen ſpielen, Du aber bete zu Gott mit Deinem Weibe und Kinderlein, und ſprich: „Trolle Dich, Satan, ich bin Herr in dieſem Hauſe, und nicht Du!“

Fünfhundert und ſiebente Nacht.

(Fortſetzung.)

Als ich — berichtet Dr. Luther — als ich Anno 1521 zu Wartburg, über Eiſenach, in Pathmo auf dem hohen Schloß mich aufhielte, da plagete mich der Teufel oft auch alſo, aber ich widerſtund ihm im Glauben und begegnete ihm mit dem Spruch: „Gott iſt mein Gott, der den Menſchen geſchaffen hat, und hat dem Menſchen alles unter ſeine Füße gethan: Haſt Du nun darüber was Macht, ſo verſuche es.“

Es war einſtmals ein Dr. der Arzenei, der ſahe in der Kirche zu, wie ein Kindlein getauft wurde, und hörete die Worte der Einſetzung der Taufe mit Fleiß ſprechen; daraus ſchöpfte er einen ſo ſtarken Glauben, daß er mit großer Freudigkeit ſchrie: „Wenn ich wüßte, daß ich mit dieſen Worten, gleichwie dies Kindlein getauft wäre, ſo wollte ich den Teufel nicht mehr fürchten. Als nun des Kindleins Gevattern und die Andern, ſo um die Taufe ſtunden, ſagten: daß er eben alſo auch getauft wäre, und man hätte dieſe Worte über ſeiner Taufe auch geſprochen; da gewann der Doktor noch einen größern Muth und Geiſt, daß er weder den Teufel noch ein Unglück fürchten wollte.

Nun trägt ſich's zu, daß der Teufel dieſem Doktor erſchienen in Geſtalt eines zottigen Bockes, mit langen Hörnern, und ließ ſich an der Wand alſo ſehn. Der Doktor merket, daß es der Teufel wäre, und faſſete ein Herz, erwiſchete den Bock bei den Hörnern und reißet ihn von der Wand, ſchlägt den Bock auf den Tiſch, behält die Hörner in der Hand und der Leib verſchwindet.

Fünfhundert und achte Nacht.

(Fortſetzung.)

Dieſes ſiehet nun ein Anderer, und gedenket: „Ei, hat dies der Doctor gethan, ich will's auch nachthun, bin ich doch ſowohl getauft, als er.“ Als ihm nun der Teufel in Geſtalt eines Bocks auch begegnete, da wollte er dies Mirakel auch nachthun, und fuhr dem Bocke aus Vermeſſenheit an die Hörner. Da drehete ihm der Teufel den Hals um und erwürgete ihn! Alſo gehet's einem, der da will ein Affe ſeyn, und aus Sicherheit und Vermeſſenheit die Exempel imitiren, ſo allein dem Glauben zuſtehen, und einer ſonſt nicht nachthun kann.

„Wie wahr!“ bemerkte der Freiherr, „und überhaupt, welch' eine geſunde, körnige Moral in dieſen rohen, abenteuerlichen Hiſtorien!“

Fünfhundert und neunte Nacht.

(Fortſetzung.)

Aufgefordert, noch Einiges von Luther mitzutheilen, fuhr der Caplan dieſe Nacht fort:

Anno 1546, als Dr. Luther zu Eisleben war, erzählte er die folgende Hiſtorie:

Als ich 1521 von Worms abreiſete, und bei Eiſenach gefangen ward, und auf dem Schloß Wartburg in Pathmo ſaß, da war ich ferne von Leuten in einer Stuben, und konnte Niemand zu mir kommen, denn zween Edelknaben, ſo mir des Tages zweimal Eſſen und Trinken brachten. Nun hatten ſie mir einen Sack mit Haſelnüſſen gekauft, die ich zu Zeiten aß, und hatte ich denſelbigen in einen Kaſten verſchloſſen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stuben aus, thät das Licht auch aus, und ging in die Kammer, legte mich in's Bette: da kommt mir's über die Haſelnüſſe, hebt an, und quizt eine nach der andern an die Balken, mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig entſchlief, da hebt's an der Treppen ein ſolch Gepolter an, als würfe man ein Schock Fäſſer die Treppen hinab: ſo ich doch wohl wußte, daß die Treppen mit Ketten und Eiſen wohl verwahrt, daß Niemand hinauf konnte; noch fielen ſo viel Faſſe hinunter. Ich ſtehe auf, gehe auf die Treppe, will ſehen, was da ſey; da war die Treppe zu. Da ſprach ich: Biſt du es, ſo ſey es, und befahl mich dem Herrn Jeſu Chriſto.

Fünfhundert und zehnte Nacht.

(Fortſetzung.)

Nun kam Hans von Berlibs Frau gen Eiſenach, und hatte gerochen, daß ich auf dem Schloß wäre. Hätte mich gerne geſehen, es konnte aber nicht ſeyn. Da brachten ſie mich in ein ander Gemach, und hatten dieſelbe Frau von Berlibs in meine Kammer gelegt. Da hat es die Nacht über ein ſolch Gerümpel in der Kammer gehabt, daß ſie gemeint hätte, es wären Tauſend Teufel darinnen.

Anno 1538 hat der Teufel zu Süſſen drei Knechte leiblich weggeführt, die ſich ihm ergeben hatten, und iſt auch zu gedenken, wie zween Edelleute aus des Kaiſers Maximilians Hofſtaat einander todtfeind geweſt, daß einer den andern zu erwürgen geſchworen hatte. Des Nachts einmal ward der eine Edelmann mit des andern Schwert durch den Teufel erſtochen, welches doch wieder in die Scheide geſteckt war und an's Bette oben gelehnet. Da das geſchah, und der Teufel den einen Edelmann ermordet hatte, lag der Andere in einem ſehr ſchweren Traum und Schlafe, und dünkte ihm nicht anders, als erſteche er ihn; item, ſein Pferd im Stalle wälzete ſich auf der Streu hin und her, ſtampfte und zitterte. Nun, frühe ward der im Bette todt funden. Viele hatten einen Argwohn und Verdacht, als hätte ihn jener erſtochen, weil ſie einander todtfeind waren, und dazu ſein Schwert blutig gefunden worden war, da er es doch nicht hatte gethan, ſondern der Teufel. Alſo ward derſelbe Edelmann um's Argwohns willen in's Gefängniß gelegt, und als der Thäter gehalten. Aber da er beweiſen konnte, mit ſtattlichen Zeugen, daß er die Nacht über aus ſeiner Herberge nicht kommen wäre, und es ſich ausfindig machte, daß der Teufel dieſen Mord begangen hätte, da ward dem Edelmann die Strafe gelindert. Und als er zum Tode verurtheilt worden, war dieß das Urtheil: „Wenn man ihn auf den Platz hinausführte vor das Gericht, ſollte man die Erde ſeines Schattens wegſtechen und (ihn) dagegen des Landes verweiſen.“ Das heißet man Mortem civilem, einen bürgerlichen Tod, weil er den Andern zu erwürgen Willens war geweſt.

Fünfhundert und elfte Nacht.

(Fortſetzung.)

Zu Mölburg, im Lande Thüringen, nicht weit von Erfurt, war ein Pfeifer, der ſich auf Hochzeiten als Spielmann gebrauchen ließ, der klagte dem Pfarrherrn daſelbſt, wie er vom Teufel täglich angefochten würde, und hätte ihm gedräuet, er wollte ihn wegführen, darum, daß er etwa in einer Geſellſchaft hatte getrunken aus einem Spechter und langen Glaſe, darein Wein und Pferdemiſt, aus Vorwitz, etliche junge Geſellen gethan hatten; das wäre ihm herzlich leid. Da tröſtete ihn der Pfarrherr, bat für ihn, rüſtete und unterrichtete ihn mit vielen Sprüchen aus der heiligen Schrift wider den Teufel, daraus Er nun ſo viel lernte, daß er an ſeiner Seelen Seeligkeit nicht zweifelte, und ſprach: Der Seelen wird der Teufel keinen Schaden thun, aber meinen Leib wird er wegführen, und das würde ihn Niemand können wehren; empfing darauf zu einem gewiſſen Pfande das heilige Sacrament des wahren Leibes und Blutes Chriſti.

„Nun,“ unterbrach Reiner lachend den Erzähler, „das heiß ich mir doch noch eine chriſtliche Vorbereitung zu einer ſolennen Höllenfahrt. Ob es Freund Luther wohl mit dieſen Hiſtorien ſo ganz ehrlich gemeint hat?

„Sicher!“ erwiederte der Caplan, „und wir ſehen daraus auf's neue, wie unendlich weit in der Hauptſache ein großer, kräftiger Geiſt ſeiner Zeit vorauszueilen vermag, ohne daß er deßhalb vermögend wäre, ſich von den gewöhnlichen aberwitzigen Vorurtheilen ſeines Jahrhunderts loszumachen. Luther war, was die Hauptſache betrifft, ein kühner, lichtvoller, gewaltiger Geiſt, aber trotz dem nicht minder in dem finſtern, graſſen Teufels- und Hexenaberglauben befangen, der in ſeiner furchtbarſten Ausartung eben mit

Luthers Auftreten in Deutſchland aufkam, und faſt zwei volle Jahrhunderte nachher noch in Deutſchland fortwüthete und namenloſes Elend über Tauſend und aber Tauſend arme, unſchuldige oder höchſtens doch nur bethörte Menſchen mit ſich brachte. — Doch morgen den Schluß meiner letzten Sage von Luther.

Fünfhundert und zwölfte Nacht.

(Schluß.)

Dieſe Nacht erzählte der Caplan weiter:

Der Teufel aber zeigete dem Pfeifer an, wenn er kommen und ihn holen wolle.

Da verordnete man ihm Wächter zu, die ihn verwahren ſollten in dem Gemach, da er war, die mit ihm beteten und laſen aus Gottes Wort; haußen aber waren Etliche mit ihrem Harniſch und Wehren beſtellt.

Das währete und verzog ſich etliche Tage, daß man ſeiner alſo wartete.

Auf den Sonnabend zu Mitternacht ſaßen die Wärter und Etliche bei ihm, mit Lichten. Da kam ein Sturmwind und blies alle Lichter aus, nahm ihn und führte ihn zur Stuben hinaus, die doch verſchloſſen war, durch ein klein enges Fenſterlein hinaus auf die Gaſſe. Da war ein ſehr groß Gepraſſel und Getümmel worden, gleich, als wenn viel geharniſchte Leute einander geſchlagen hätten. Kam alſo weg und ward verloren, daß Niemand wußte, wohin.

Des Morgens ſuchten ſie ihn hin und her, und funden ihn zuletzt liegend, kreuzweiſe mit ausgeſtreckten Armen, in einem Bächlein oder Wäſſerlein, das von Gleichen herunter nach Mölburg fleußt, todt und kohlſchwarz im Geſichte. Dieſe Hiſtorie iſt gewiß geſchehen, wie mir Herr Friedrich Mecum, Pfarrherr zu Gotha, angezeiget, und er es von Herrn Johann Becken, damals Pfarrherrn zu Mölburg, gehört hat.

Fünfhundert und dreizehnte Nacht.

Dieſe Nacht ſprach Franz: „Vergebens würde ich mich bemühen, Ihnen die Schätze, Schönheiten und Annehmlichkeiten Wiens ſo zu ſchildern, wie es in meiner Erinnerung ſteht. Heute will ich nur von einem Gemälde ſprechen, welches ich dort in dem Atelier eines jungen Malers ſah, und wohl nie vergeſſen werde. Ja er hat es mir verſprochen, mir daſſelbe ſpäter zu überlaſſen, wenn er ſich wird von ihm trennen können.“

„Denken Sie ſich eine öde Gegend, mit Schnee bedeckt, einzig vom Mondlicht beleuchtet, im Hintergrunde einen blätterloſen Baum, welcher ſeine kahlen Aeſte, wie um Schutz vor der Kälte flehend, ausſtreckt.“

„Im Vordergrunde kommt ein Reiter durch Nacht und Sturm einhergeſprengt, bis zu einer Stelle, an welcher ſein Pferd ſcheu wird Das Geſicht des Reiters, der ſeiner Tracht nach ein wohlhabender Kaufmann iſt, iſt edel und anziehend, männlich feſt. Der Gegenſtand, vor welchem ſein Pferd ſcheu wird, iſt ein Frauenkopf, der wie aus der Erde gewachſen iſt, und deſſen Augen mit unbeſchreiblichem Ausdrucke zum Himmel blicken. Das Antlitz dieſer Frau iſt das ſchönſte, es hat eine Schönheit, die ſich nicht beſchreiben läßt, aber die man empfindet, wie das Wehen der Abendluft, und ich wünſchte, ich hätte das Bild hier, um es Ihnen zeigen zu können.“

„Eine eigne Compoſition,“ bemerkte der Arzt. „Darf ich fragen, was der Maler ſich dabei gedacht hat?“

„Ich werde, wenn Sie es hören wollen, die Geſchichte, welche das Bild veranlaßte, erzählen,“ entgegnete Franz.

„O, erzählen Sie, erzählen Sie!“ riefen Alle, und Franz begann:

Dunka.

Unter der Regierung des Großfürſten Alexewitſch Michaelowitzſch, der, ſo viel ich weiß, der letzte Beherrſcher von Rußland war, welcher den Titel Großfürſt führte, lebte in Aſtrachan ein ziemlich wohlhabender Kaufmann, Namens Feodor, welcher ſich im Beſitz eines rechtlich erworbenen Eigenthumes und einer ſchönen, tugendhaften Gattin, Dunka, höchſt glücklich fühlte.

Obgleich nicht gebildeter, als die Ruſſen ihres Standes zu damaliger Zeit waren, zeichneten ſich beide Ehegatten durch natürliche Anlagen und beſonders durch eine ſo rührende Liebe und Treue aus, daß man ſie in ganz Aſtrachan deßhalb liebte und ehrte. Feodor erwarb, Dunka ſparte, und ihre Wohlthätigkeit, von Gott geſegnet, erhöhte die Freude, die ſie über ihr kleines Haus, ihre gefüllten Kiſten und Truhen hatten.

Eines Tages, als Dunka im Feſtgewande zu ihrem Gatten trat, vertraute ihr dieſer, daß er geſonnen ſey, eine weite Reiſe in Handelsgeſchäften zu machen, von welcher er ſich vielen Vortheil verſpreche.

Dunka traten die Thränen in die Augen, und mit ſanfter Stimme ſprach ſie: „Jetzt willſt Du mich verlaſſen, jetzt Feodor, wo Dich bald das Lächeln Deines Kindes begrüßen wird?“

„Ja, eben jetzt,“ erwiederte er; „ich werde eintreffen, ehe die ſchwere Stunde über Dich hereinbricht; und jetzt, wo es meine Pflicht iſt, für Dich und mein Kind zu ſorgen, will ich auch keinen Vortheil, der ſich mir zeigt, ungenützt vorbeigehen laſſen, und ſollte mir die Trennung von Dir auch noch ſo ſchwer fallen.“

Nachdem er dies geſagt, ſchwieg Dunka, ihn nicht durch Widerſpruch zu kränken, weil ſie ſeine gute Abſicht nicht verkannte. Sie beſorgte Alles, was er zu ſeiner Reiſe bedurfte, und ſtellte ſich muthiger, als ſie war. Wie er aber am Abſchiedsmorgen zu ihr trat, vermochte ſie vor Angſt nicht zu ſprechen, und fiel dem geliebten Manne ſtumm um den Hals. Er tröſtete ſie liebevoll, verhieß ihr, ſey es ihm möglich, ihr Kunde von ſich zu geben, verſprach ſobald als es ſeine Geſchäfte erlaubten heimzukehren, und ſchwang ſich auf ſein Pferd.

Fünfhundert und vierzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Schon zwei Stunden hatte Feodor ſeine Dunka verlaſſen, und noch immer ſtand dieſe ſtumm und regungslos auf derſelben Stelle, den Blick auf den Weg gerichtet, den ihr Feodor eingeſchlagen hatte. Ihre Angſt vermehrte ſich, ſie war nicht fähig ſich zu rühren, und würde zu Boden geſunken ſeyn, wenn nicht ihre Nachbarin Arinia eingetreten wäre, Frau Dunka zu beſuchen.

Sie leiſtete dem verlaſſenen Weibe allen möglichen Beiſtand, ſprach ihr liebreich zu, und ſchied endlich von ihr mit dem Verſprechen, bald wiederzukehren.

Ein Thränenſtrom erleichterte das Herz der Betrübten, ſie ſtand auf, hüllte ſich dicht in ihren Schleier, und ging nach der Kirche, um für ihren Feodor zu beten.

Einige Tage waren ihr dahingeſchlichen, ihre Sehnſucht nach Feodor wuchs, aber auch ihre Hoffnung, daß er geſund und glücklich heimkehren werde.

Da pochte es an die Thüre, und Herr Iwan, der reichſte Mann in ganz Aſtrachan, trat ein, die ſchöne Frau zu begrüßen. Er hatte ſie geliebt, ehe Dunka ſich mit Feodor verbunden hatte, aber Familienverhältniſſe hatten ihn verhindert ſich ihr zu nähern, er war ſchon Gatte und fürchtete Feodor. Jetzt war dieſer fern, ſein Weib krank; er benutzte die günſtige Gelegenheit, die ſich ihm darbot, der holden Dunka ſeine Leidenſchaft zu geſtehen.

Dunka wies ihn mit Würde und Unwillen zurück, und als er immer dringender ward und ihr Schätze und Freuden in Fülle bot, wies ſie ihm zornig die Thüre.

Iwan entfernte ſich ganz niedergeſchlagen, und ließ Dunka in der traurigſten Stimmung zurück. Mehr als jemals wünſchte ſie Feodor herbei, und beſeufzte ihre Verlaſſenheit.

Wochen waren hingeſchwunden, Feodor hatte keine Kunde von ſich geſandt, vergebens hoffte ſie auf ſeine Rückkehr.

Da pochte es eines Abends wieder an Dunka's Thüre, und auf ihren leiſen Ruf trat wieder Iwan herein, dieſsmal aber ſich fern haltend, ehrerbietig vor Dunka ſich neigend.

„Verzeiht, werthe Frau, daß ich es noch einmal wage, vor Euch zu erſcheinen,“ ſprach er ſanft. „Zürnet mir nicht, ich werde die Ehrerbietung nicht verletzen, die ich Eurer Tugend ſchuldig bin. Euer Ehemann iſt noch immer fern, Ihr ſteht allein, bedürft Ihr etwas, wendet Euch an mich, an mich, der Euch nicht verlaſſen hätte, wenn er ſo glücklich wäre, Euch ſein zu nennen. Aber ſagt, habt Ihr noch keine Kunde von Euerm Gatten?“

Dunka ſchüttelte ſchweigend das Haupt, Iwan ſeufzte und wollte ſich entfernen, aber Dunka hielt ihn auf, und beſchwor ihn, ihr Alles zu entdecken, was er von ihrem Gatten wiſſe.

Fünfhundert und funfzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Dieſe Nacht erzählte Franz weiter:

Nach vielem Weigern und Umſchweifen ließ Iwan die arme Dunka errathen: daß Feodor geſonnen ſey, nie wieder zurückzukehren; daß er Dunka verlaſſen habe, um dort, wo er jetzt weile, ſich mit einem reichen Mädchen zu verbinden, welches er ſchon früher gekannt habe.

Dunka äußerte, nach Beendigung ſeiner Mittheilung, lebhaften Unwillen und Mißtrauen in Iwan's Wahrheitsliebe; aber dieſer erwiederte: „Denkt von mir was Ihr wollt, werthe Frau; glaubt mir oder glaubt mir nicht; ich hielt es für meine Pflicht, Euch über Euern Gatten die Augen zu öffnen. Uebrigens ſeyd verſichert, daß ich es nimmermehr gewagt haben würde, Euch früher mit meiner Liebe bekannt zu machen, wenn ich nicht von Feodor's Untreue ſchon längſt feſt überzeugt wäre. Wartet es ab, ob Feodor zurückkehren wird oder nicht, und glaubt mir, daß ich nie aufhören werde, zu Eurem Schutze und Dienſte bereit zu ſeyn. Auch iſt meine Neigung zu Euch keine unlautere; ich bin feſt entſchloſſen, mich von meinem kinderloſen, kränklichen und älteren Weibe zu ſcheiden, und mein Anſehen und Vermögen wird ſchon dazu beitragen, mir die Erlaubniß zu einer zweiten Ehe zu verſchaffen. Verdammet mich alſo nicht, und denkt über das, was ich Euch ſagte, nach."

Er verbeugte ſich tief vor ihr und verließ ſie.

Was in Dunka's Seele vorging, läßt ſich nicht ſchildern. Ihr Herz, innig ihrem Feodor ergeben, konnte an ſeiner Liebe und Treue nicht zweifeln, und wieder war ſie zu unſchuldig und arglos, um Iwan, ja überhaupt einen Menſchen, ſo ſchändlicher Verläumdung fähig zu halten.

Verzweiflungsvoll rang ſie die Hände und kniete vor dem Bilde ihrer Schutzheiligen nieder. Da kam mit dem Gebete Troſt in ihr Herz, und muthig ging ſie wieder an ihre gewohnte Arbeit.

Die Zeit, zu welcher Feodor ſeine Rückkehr verheißen hatte, war vorüber; er kam nicht heim, ob auch Dunka täglich den Himmel um Feodor's Wiederkunft anflehte, und täglich ſich und ihr Gemach ſchmückte, den Geliebten zu empfangen.

Auch Iwan ließ ſich nicht blicken, er ſtörte ihre Einſamkeit nicht durch ſeinen Anblick, aber durch Dunka's Nachbarin erhielt er täglich Kunde von ihr.

Einſt, als Dunka wie gewöhnlich am Spinnrocken ſaß, trat eine Dienerin ein, und beſchied Dunka zu ihrer Gebieterin, der Gattin des reichen Iwan. Dunka, hoffend, vielleicht von ihr eine freudige Nachricht von ihrem Feodor zu erfahren, erklärte ſich bereit, augenblicklich zu Iwan's Hausfrau zu kommen; ſie ſchlug den Schleier um und folgte der Dienerin.

In Iwan's Pallaſtähnlichem Hauſe herrſchte ein Luxus, wie ihn die als arme Waiſe aufgewachſene Dunka nie erblickt. In den Vorgemächern befanden ſich eine Menge Leibeigene, alle zu der Hausfrau Dienſten bereit.

Die Dienerin führte Dunka durch mehrere prachtvolle Zimmer, und hieß ſie in dem letzten harren, bis die Gebieterin ſie zu ſich laſſen rufen werde.

Dunka gehorchte. Wie oft hatte ſie ſich reich gedünkt, wie ärmlich erſchien ihr jetzt ihr freundliches Häuschen; wie ſehr ſehnte ſie ſich nach ihrem Feodor, hier, wo man ſie, die Schüchterne, ſo geringſchätzig behandelte.

Endlich kam die Dienerin zurück, warf einen verächtlichen Blick auf Dunka, gebot ihr, zu ihrer Gebieterin zu gehen, und öffnete eine Thüre, auf welche ſie hindeutete.

Demüthig das ſchöne Haupt geſenkt, trat Dunka in das Prachtgemach.

Fünfhundert und ſechzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Auf einem reichgeſtickten Polſter ruhte in der glänzendſten Kleidung, geſchmückt mit Perlen und Edelſteinen, des reichen Iwan's Gattin, und muſterte mit finſtern Blicken Dunka, die an der Thüre ſtehen geblieben war.

Lange ſah die alternde, unſchöne Frau ſtarr auf das jugendliche Antlitz der holden Dunka; dann fragte ſie kalt: „Seyd Ihr Dunka, die Hausfrau des Handelsmannes Feodor Alexewitſch?“

„Ja, edle Frau!“ flüſterte dieſe.

Die geſchmückte Frau erhob ſich, trat raſch auf Dunka zu, und ſagte mit ſchneidender Stimme: „Euer Gewiſſen ſagt Euch wohl, warum ich Euch habe rufen laſſen. Ihr habt Euch unterfangen, die Augen zu meinem Gatten zu erheben, Ihr wollt ihn in Euer Netz locken, Ihr möchtet mich aus dem Hauſe vertreiben durch Eure Buhlerei, um meinen Platz daſelbſt einzunehmen. Unverſchämte, wagt es nicht wieder, ein Wort mit meinem Gatten zu wechſeln!“

Dunka vermochte vor Beſtürzung nichts zu erwiedern; aber im Gefühl ihrer Unſchuld erhob ſie ihr Angeſicht und blickte mit ihren ſchönen ſchwarzen Augen vorwurfsvoll die Grauſame an. Aber dieſe wurde durch den Anblick von Dunka's Schönheit ſo ergrimmt, d ſie ihr einen Schlag in das Geſicht gab und mit Ve wünſchungen zur Thüre hinaus ſtieß.

Betäubt kam die unſchuldige Dunka nach Hau Fieberfroſt ſchüttelte ſie, ſie verriegelte die Hausthü beſtieg ihr Lager und befahl ihre Seele dem Herrn.

Iwan hatte von der Mißhandlung, welche Dun erlitten, keine Ahnung; er wußte nicht einmal, daß ſe Weib ſeine Neigung zu Dunka und ſeinen Vorſatz, ſi von ihr zu trennen, ſchon kenne. In der Hoffnun Dunka's Liebe noch zu gewinnen, that er, wie er glaubt unbeobachtet, die nöthigen Schritte zur Scheidung v ſeinem Weibe, und wandte Alles an, auch das Une laubteſte, um Feodor von Dunka noch fern zu halten

Iwan war kein böſer Menſch, aber leidenſchaf lich; ſeine Liebe zu Dunka beherrſchte ihn ganz, u um ſie zu gewinnen, ſcheute er weder Opfer, noch Ve brechen. Feodor mußte für Dunka ſterben, ſie muß Iwan's Gattin werden.

Die reiche Gattin Iwan's hatte Dunka früher n geſehn, ihre Eiferſucht war durch Zwiſchenträger e weckt worden, habſüchtige Dienerinnen ſchürten d Flamme in der Bruſt der Mißtrauiſchen, und Dunka' Schönheit verſetzte die unſchöne Frau in Wuth. S liebte ihren Gatten glühend, darum haßte ſie Dun furchtbar; ihre Seele lechzte nach Rache, Rache wa ihr ſehnlichſter Wunſch.

Sie war noch nicht klar in ſich, wie ſie ſich auf das Empfindlichſte an Dunka rächen ſolle, aber ſie ſchwur ſich zu, die Unſchuldige zu verderben.

Fünfhundert und ſiebzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.

Noch lag Dunka fieberkrank und verlaſſen auf ihrem Lager, als verworrenes Geſchrei und Lärmen vor ihrem Hauſe in ihr Ohr drang. Mühſam richtete ſie ſich auf, hörte ihren und Feodor's Namen, und ſammelte alle ihre Kräfte, um ſich anzukleiden, und zu ſehen, was geſchehen ſey. Kaum war ſie mit ihrem Anzuge fertig, als an ihre Thüre geklopft wurde. Sie öffnete, Gerichten traten ein, Volk drängte ſich nach. Dunka, in Todesangſt, hielt ſich zitternd an die Wand.

Ein Hausgenoſſe Dunka's nämlich hatte ein Loch in den Boden des gemeinſchaftlichen Hofes graben wollen, um daſelbſt ein Käſtchen mit Gold und Schmuck zu verbergen, weil er eine Reiſe im Sinne hatte. Er hatte noch nicht tief gegraben, als er einen ſchon halb verweſten und ganz unkenntlichen männlichen Leichnam fand. Der erſchreckene Mann machte ſogleich Anzeige, und die Gerichten begaben ſich auf den Schauplatz dieſer Begebenheit. Während man hin und her ſann, wer der Leichnam ſey, und durch weſſen Hand dieſe grauſame That verübt worden, kam eilends die Gattin des reichen Iwan, welche von dieſem Vorfall gehört hatte, herbei, und rief mit lauter Stimme: „ich weiß es, wer dieſe That begangen hat, und wie dieſer verweſte Körper, als er lebte, genannt wurde.“

Der Oberrichter wurde todtenbleich und wollte ſprechen, aber die Klägerin fuhr fort: „Vor ſechs Monden kam Feodor, der Handelsmann, zu mir, verkündete mir, daß er eine Reiſe in Geſchäften zu machen gedenke, und erbat ſich von mir Beſtellungen auf Prunkſachen. Als ich ihn fragte, wie es ihm möglich ſey, ſein junges Weib zu verlaſſen, entgegnete er: „O hätte ich das Weib nie geſehen! Dunka iſt eine Schlange, die mir nach dem Leben trachtet, weil ihr Sinn nach einem Reichern ſteht.“ Hierauf ging er ſeufzend fort. Am andern Morgen, in aller Frühe, ſandte ich heim zu ihm, weil ich vergeſſen hatte, noch einen Stoff bei ihm zu beſtellen, und ließ ihn bitten, zu mir zu kommen. Da war aber das Haus verſchloſſen geweſen, auf vieles Pochen endlich verwirrt und ganz zerſtört Dunka gekommen und hatte geſagt: ihr Gatte ſey ſchon fort, und doch hatte er mir verſichert, daß er ſo früh nicht reiſen wolle. Die Dienerin aber, welche ich ſandte, muß von dem, was ſie geſehen hatte, ſehr erſchrocken ſeyn, denn ſie erkrankte denſelben Tag und verſchied des Abends. Aus Allem geht hervor, daß Dunka ſelbſt ihren Gatten erwürgt und im Hofe verſcharrt hat.“

Dunka war von dieſer ungeheuern Beſchuldigung ſo tief ergriffen, daß ſie bewußtlos zu Boden ſank.

Die Richter ſahen einander an, der Oberrichter aber ſprach mit zitternder Stimme: „Es will mich bedünken, als habe die ehrenwerthe Frau die Wahrheit richtig getroffen; Feodor wird noch immer vergebens zurückerwartet, und wer anders im Hauſe ſollte einen Todten verſcharrt haben? Es iſt von Niemand bewohnt, als von dem Manne, welcher uns Anzeige gemacht hat, von ſeiner alten, gebrechlichen Mutter und ſeinen zwei kleinen Kindern. Doch wollen wir nicht vorſchnell urtheilen und erſt Dunka's Bekenntniß abwarten.“

Als Dunka wieder bei ſich war, wurde ihr die Ausſage von Iwan's Gattin wiederholt und die nöthigen Fragen ihr vorgelegt.

Dunka erwiederte auf alle Fragen nichts, als: „ich bin unſchuldig an ſolcher That.“ Schon wollten die Richter ſie freiſprechen, da beſtand der Oberrichter darauf, daß man ſie foltere, um das Geſtändniß von ihr zu erlangen.

Als Dunka die Marterwerkzeuge ſah und ſich entblößen ſollte vor den rohen Männern, als ſie des Kindleins unter ihrem Herzen gedachte und was dieſes leiden würde, da ſprach ſie: „ja, ich habe Feodor, meinen

Gatten, gemordet!“ und ließ ſich geduldig in den Kerker führen.

Fünfhundert und achtzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Iwan wußte von dem ganzen Vorgange nichts; er war auf einige Tage verreiſet. Als er nun heim kam, begegnete ihm ein großer Trauerzug; er ritt heran, und ſah Gerichtsperſonen, Volk und, von Schergen umgeben, Dunka, die in der dürftigſten Kleidung vorwärts wankte. Er folgte dem Zuge hinaus auf einen öden Platz, wo ein Loch in die Erde gegraben war. In dieſes Loch mußte Dunka ſteigen, und Iwan ſah mit Schauder, wie die Schergen ſo viel Erde auf Dunka warfen, daß nur ihr Haupt aus der Erde herausſah, und ſie ſich nicht rühren konnte.

Er vernahm, weſſen man ſie beſchuldige, und eilte ſogleich zum Oberrichter, kräftig für ſie zu ſprechen; doch dieſer ſagte mit ſtrengem Tone: „die Schuldige hat ſelbſt freiwillig bekannt. Hütet Euch, ſchon geht die Rede, daß Ihr Euch um ihretwillen von Eurem Weibe habt trennen wollen; hütet Euch, daß man Euch nicht der Mitwiſſenſchaft beſchuldige.“

Da trat Iwan ſchweigend zurück; aber in ſeinem Innern tobte wilder Sturm. Er eilte nach Hauſe, ließ ſich ſein raſcheſtes Pferd geben, und ſprengte fort, Niemand wußte wohin.

Der Oberrichter gebot nun allen Anweſenden bei Todesſtrafe dieſen Platz zu verlaſſen und ihn nicht wieder zu betreten. Alle entfernten ſich mit Verwünſchungen und auch mit mitleidigen Thränen von Dunka, welche allein ohne Hülfe und Labung auf dem öden Platze bleiben mußte.

Der langſame, qualvolle Hungertod ſtand ihr bevor, der bitterſte. Wie gern hätte ſie noch einmal ihre Hände zum Gebet gefaltet, wie gern ſterbend ihr Haupt niedergelegt, wenn auch nur auf einen Stein, aber ſie vermochte Beides nicht.

Sie gedachte ihres Feodor, ſie fühlte ihr Kindlein unter ihrem Herzen, ſie weinte nicht!

Goldenes Licht goß der Vollmond herab, er leuchtete auf ihr ſchönes, thränenbleiches Antlitz.

Da vernahm ſie Fußtritte, die näher kamen, ſie ſah einen Jüngling auf ſich zukommen, der ſeiner Tracht nach ein Leibeigner war, und rief mit matter Stimme: „Fliehe, Unglücklicher, betrittſt Du dieſe Stelle, ſo iſt Dein Leben verfallen.“

Der Jüngling aber kam näher, und ſprach mit ſanfter Stimme: „Banget nicht um mich, milde, unſchuldige Frau, mir droht keine Gefahr; ſchon iſt es Nacht, und Niemand weilet hier. Oft habe ich geſehen, wie Ihr Euch mild und menſchlich gegen die armen Leibeigenen bezeigtet, und habe Euch beobachtet, öftrer, als Ihr glaubt; in ſolchen Augenblicken hätte ich gern mein Leben hingegeben, hätte es Euch gefrommt; jetzt komme ich, Euch zu tröſten, Euch zu laben.“

Hierauf zog er einen weißen Schleier hervor und hüllte ihr Haupt in ihn ein, dann hob er ihn wieder und bot ihr aus einem Becher edlen Wein, und als ſie ſich gelabet hatte und der Schleier wieder herabſank, ſprach der Jüngling: „Hoffet, Gott iſt groß!“

Hierauf entfernte er ſich eilig, und wohlthätiger Schlummer ſchloß die Augen der Dulderin.

Ende des ſiebenten Bandes.

Inhaltsverzeichniß des ſiebenten Bandes.

Erſte Abtheilung.

1) **Der Teufel zu Salamanca.** (Spaniſche Mähr
und Lieder, Theatrum curiosum. Theodor Körner hat
ſelben Gegenſtand zu einem Schwank in Knittelverſen ben
Der verlorne Schatten iſt hier, wie im Peter Schlehmil
im Spiegelbilde von Hoffmann, analog mit dem Schatten
Grafen, wovon ſchon in dieſem Werke erzählt wurde,
daß hier der Teufel in höchſteigner Perſon figurirt.)

2) **Das Graumännlein.**

3) **Romeo und Julie.** (Veroneſiſch; die Originalſage
allbekannt.)

4) **Die Wundergaben.** (Ammenmährchen; mündlich.)

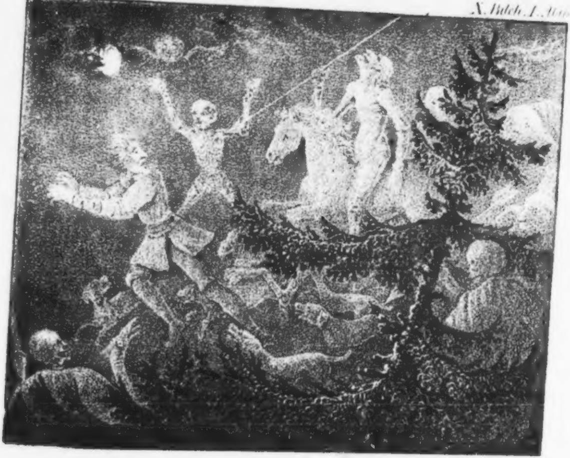
5) **Die Runenburg**, von L. Tieck.

6) **Baulunders-Sage**, von A. Oelenſchläger. (Die bei
Sagen von Tieck und meinem Landsmann Oelenſchläger h
ich zur intereſſanten Vergleichung zuſammengeſtellt. Es v
ſteht ſich von ſelbſt, daß ich mir in beiden Dichtungen k
Wort zu verändern erlaubte.)

Zweite Abtheilung.

7) Eginhard und Emma. (Geſchichte Karls des Großen, Beſchreibung der Karlsburg zu Aachen; mündlich daſelbſt.)
8) Die drei Brüder und die drei Gaben. (Spinnſtubenmährchen; mündlich.)
9) Urſprung der Namen der böhmiſchen Städte: Budweiß und Weſſely. (Mündlich in den genannten Orten.)
10) Die Entſtehung des Harlequins. (Italieniſches Mährchen; mündlich.)
11) Der Freiſchütz. (Urſprünglich böhmiſch. Hier nach Apel's Bearbeitung, doch gekürzt.)
12) Geſchichten von Luther. (Luther's Tiſchreden.)
13) Dunka. (Aus Meyerberg's Reiſen, mit Benutzung der Bearbeitung von Fr. Kind.)

X. Bdch. 1. Abb.



Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

V. Bändchen 1. Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche.

Leihbibliothek
von
C. G. Fricke

[illegible]

195[illegible] 1140

Sechshundert drei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Unter den Bittſtellern beſand ſich auch ein alter Schafhirt, Wolfgang genannt, welcher auf die liebreiche Anrede des Herzogs erwiederte: „Ach, geſtrenger Herr Herzog, unſre ganze Gegend wird jetzt gar ſehr von einem böſen Greiſe geplagt, welcher uns Hirten die Lämmer raubt und dem Landmanne die Ochſen vor dem Pfluge. Das Ungethüm brütet Junge aus, und ſind dieſe erſt erwachſen, ſo ſind ſogar große Menſchen nicht, noch weniger Kinder, vor ihnen ſicher. Nehmt Euch unſrer an, gnädigſter Herr, und befehlt, daß bewaffnete Mannſchaft ausziehe, den Greif zu tödten und ſein Neſt zu zerſtören.“

Der Herzog verſprach dem Hirten Hülfe, nachdem er von dem Hirten noch erfragt hatte: daß der Greif wahrſcheinlich auf der Mahleiche unter dem Kahlenberge horſte.

Während dem war Gottſche, der Sohn des alten Hirten, um die Burg herumgeſtiegen, neugierig die ſchönen Ritter betrachtend, welche ſich um den Herzog verſammelt hatten und zu denen er auch gern gehört hätte.

Wer den zweiundzwanzigjährigen Gottſche ſah, konnte ihn auch leicht für einen verkleideten Ritter halten; ſo edel waren ſeine Züge, ſeine Geſtalt, ſo ungezwungen und ritterlich ſein Anſtand. Er gehörte zu den Erſcheinungen, die überall Bewunderung erregen müſſen, weil die Natur nur ſelten ein Menſchenkind mit ſo vollendeter Schönheit ſchmückt; ja die ſtolzeſte Kaiſerstochter, der ein Herzog zu gering zum Gemahl dünkte, würde ſich nicht gedemüthigt gefühlt haben, des herrlichen Gottſche Gemahlin zu werden.

In tiefe Gedanken verloren, wollte er ſich eben auf einem Felſenabhange niederlaſſen, als er wenig Schritte von ſich eine ſchöne, glänzend geſchmückte Jungfrau ſchlummern ſah.

Ganz in das Anſchauen dieſer Holden verſunken, bemerkte er, daß eine giftige Natter mit Blitzesſchnelligkeit über das Moos auf die Jungfrau zuſprang. Doch ſchneller noch ſprang der Jüngling auf und tödtete die Schlange mit ſeinem Hirtenſtabe. Da erwachte die Schlummernde, erblickte die Natter, ſah ihn mit ihren ſchönen braunen Augen dankbar an und wollte ihm einige Worte des Dankes ſagen.

Da rief eine Stimme aus dem Gebüſch: „Prinzeſſin Agneta!“ Die Prinzeſſin ſprang auf; Gottſche, erſchrocken über den hohen Stand der Dame, entfloh den Berg hinab, und ſinnend ging Agneta hinein in die Burg.

Agneta hatte ihre wunderbare Rettung ihren Hofdamen kaum erzählt, als ſie von ihnen begleitet zurück nach der Stelle eilte, wo noch die Natter lag. Aber der Jüngling war verſchwunden, und alle Mühe, ihn aufzufinden, war vergebens.

Im ganzen Gaue war die Ritterſchaft auf Befehl des Herzogs in Bewegung, den gefürchteten Greif zu erlegen; doch dieſer ſchien ſich auf Zauberei zu verſtehen, denn er holte ein Lamm nach dem andern von der Herde weg und war dann ſpurlos verſchwunden. Der Herzog beſchloß deßhalb die Neuburg zu beziehen, von wo aus er den Kampf um den Greif näher beobachten konnte.

Er zog mit ſeiner Familie und ſeinem Gefolge, unter dem Jubel des Volkes, nach Neuhaus. Alle Hirten, mit Bändern und Blumen geſchmückt, hatten ſich verſammelt, ihm, den ſie ſo ehrten, zuzujauchzen, nur Gottſche nicht. Der Herzog und die Herzogin, ſo wie alle die Seinen, freuten ſich des treuen Volkes, nur Prinzeſſin Agneta nicht. Ihr Blick ſchweifte neugierig unter der Menge umher; doch als ſie den nicht fand, den ſie ſuchte, ſah ſie traurig vor ſich nieder, und helle Thränen ſchimmerten in ihren Augen.

Sechshundert vier und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr der Doktor fort:

Indeß irrte Gottſche in den verborgenſten, wildeſten Schluchten umher, er wollte Agneta nicht wiederſehen, ſie, die er ja ewig hoffnungslos lieben mußte. Erſt um Mitternacht kam er heim und warf ſich traurig auf ſein Lager.

Die ganze Nacht dachte er an Agneta. „Soll ich ſie nicht beſitzen,“ rief er ſchmerzlich aus, „ſo will ich wenigſtens darnach trachten, mir einen Namen zu erwerben, den ſie einſt mit Ehren nennen hört!“ Hierauf erhob er ſich, ſchwor ſich zu, dem Hirtenleben auf immer zu entſagen, und nicht zu raſten noch zu ruhen, bis er den Greif erlegt habe.

Am andern Morgen verließ er wieder ſeines Vaters Hütte und ging unwillkürlich auf die Burg Neuhaus zu. Da kam ein Herold auf einem ſchmucken Schimmel des Weges geritten und trommetete luſtig im Morgenſtrahl, und mehrere Ritter ritten neben dem Herolde. Da ward Gottſche neugierig, und weil ihm Alles wichtig war, was die Ritterſchaft anging, ſo näherte er ſich dem Herolde und fragte beſcheidentlich, ob er wohl wiſſen dürfe, was er verkünde.

Der Herold ſah ihn lächelnd an und erwiederte: „Ei, mein junger Geſell, damit die Leute des Herzogs Befehl vernehmen, ziehe ich ja aus und verkünde Jedem ungefragt, was der Herzog durch mich bekannt macht.“

Hell ſchmetterte ſeine Trommete, und als er ein luſtiges Stücklein geblaſen, rief er mit lauter Stimme:

„Der Herzog Heinrich I. vermeldet allen Chriſten hier zu Lande ſeinen Gruß. Weil männiglich bekannt iſt, daß im Gaue der Neuburg ein ungeheurer Greif die Heerden beraubt, ſogar dem Leben der Hirten droht und ſo den ganzen Gau verwüſten kann, wenn dies ſchreckliche Raubthier nicht erlegt wird, ſo beut der gnädige Fürſt dem tapfern Manne, welcher dieſes Ungethüm erlegt, die Hand ſeiner älteſten Tochter, der Prinzeſſin Agneta, zur Belohnung dar.“

Hocherröthend, vor Furcht und Hoffnung zitternd, hatte Gottſche dieſe Kunde angehört; unwillkürlich erhob er ſeinen Arm, als wolle er ausziehen zum Kampfe. Der Herold aber lachte und die Ritter mit ihm, und im Davonſprengen riefen ſie ihm zu: „Bildet Euch ja nicht ein, den Preis zu erringen, den Greif zu erlegen, Ritter Schaaf Gottſche.“

Sechshundert fünf und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage)

Gottſche ließ die Spötter ziehen und ging immer tiefer in den Wald, nach der Gegend zu, wo der Greif horſten ſollte, und erkletterte den höchſten Baum, den Forſt zu erſpähen. Da ſah er auf einem Baſaltfelſen einen Baum, von dem der Greif eben wegflog, und als er ſich die Stelle gemerkt hatte, ging er heim, um nachzudenken, wie er wohl den Greif am beſten erlegen könne.

In ihrem Zimmer ſaß die Prinzeſſin Agneta und weinte bittre Thränen über ihr Schickſal. Da trat Frau Hedwig ein und befragte ihre Tochter liebreich um die Urſache ihres Kummers.

Da ſeufzte Agneta und ſprach: „Ach, meine Mutter, Ihr ſeyd ſo glücklich geweſen, mit freiem Herzen mit meinem Herrn Vater vor den Altar zu treten; ich aber muß vielleicht die Gemahlin eines Mannes werden, den ich nimmer lieben kann, und der kein andres Verdienſt hat, als den Greif erlegt zu haben, welcher am Ende bald von ſelbſt ſtirbt!“

Die Herzogin tröſtete Agneta liebreich und ſprach: „Meine Tochter, der Mann, welcher den Greif erlegt, iſt auch ein tapferer Mann, und an der Seite eines ſolchen iſt kein Weib unglücklich.“

Agneta aber weinte bitterlich und ſprach: „Ach, Frau Mutter, mein Herz iſt nicht mehr mein!“ Und ſie vertraute ihr, wie ſehr ſie ihren Reiter liebe, und gelobte, der heiligen Agneta ein köſtliches Gewand zu ſticken und der Mutter Gottes zwölf ſtarke Kerzen, wenn ihr Geliebter den Greif erlege.

Die Mutter aber ſchien nicht Gleiches von des Hirten Tapferkeit zu denken. Sie ſtellte ihr daher mit mütterlichem Ernſte das Betrügliche ihrer Hoffnungen vor, und ſprach wohl eine Stunde über den von Gott eingeſetzten Unterſchied der Stände; auf welche Rede Agneta nur immer die Antwort hatte: „Piaſtus, der erſte Ahne meines Herrn Vaters, war ja auch nur ein gewöhnlicher Landmann.“

Hier brach für heute der Doktor in ſeiner Erzählung ab und verſprach die Fortſetzung auf morgen Nacht.

Sechshundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr Willmann in ſeiner Erzählung fort:

Die Ritter hatten bis jetzt weder den Horſt des Greiſes entdeckt, noch weniger ihn getödtet. Furcht und Unvorſichtigkeit waren die Urſachen; denn obgleich Jeder gern der ſchönen Agneta Gemahl zu werden wünſchte, ſo hatte doch Keiner Luſt, das Leben für ſie zu wagen.

Der alte Schäfer Wolfgang, Gottſches Vater, ſchüttelte den Kopf zu den Träumereien und Wanderungen ſeines Sohnes; er bat ihn väterlich, ſeine Streifereien einzuſtellen. Und als Gottſche ihm zärtlich widerſprach, ſagte der alte Mann warnend: „Gottſche, Gottſche, träume nicht Dinge, welche niemals erfüllt werden können!“

Den Tag nachher, um Mittag, wo der Greif nach neuem Raube durch die Gaue jagte, wanderte Gottſche mit ſeiner Streitart wieder nach ſeinem Horſt. Mit vieler Mühe brach er ſich Bahn durch die dichte Waldung, welche er kaum durchdringen konnte. Waldbäche brauſeten, der Sturm pfiff durch die Tannen; doch ihm bangte nicht; er zog ſeine Schalmei hervor und blies ein fröhliches Lied.

Muthig beſtieg Gottſche den Berg, und als er die Mahleiche erblickte mit dem Greifenhorſt, kniete er nieder und betete. Da krächzte der Greif herab mit zornigen, flammenden Augen und wetzte die krummen Schnäbel.

Gottſche ließ ſich nicht irren; er ſteckte auf hohe Stangen dürres Reiſig, zündete es an und hob die Stangen auf zu dem Neſte. Bald fing dieſes Feuer und ſelbſt die Eiche gerieth in Brand. Gerufen vom Angſtgeſchrei der Brut, flog die alte Greifin herbei und ſchlug mit ihren Fittichen in die Flamme, um ſie zu löſchen, aber ſie fachte das Feuer dadurch nur noch mehr an.

Der Dampf hatte bereits die Jungen erſtickt, und die Mutter hatte ſich die Schwungfedern verſengt. Nicht mehr fähig ſich in der Luft zu halten, taumelte ſie kreiſchend zur Erde, wo Gottſche ſie mit ſeiner Streitaxt tödtete. Dieſer band nun den Greif an Stricke und zog ihn mit ſich fort.

Das Volk ſammelte ſich um ihn und führte ihn jubelnd im Triumphe zur Burg Neuhaus, zum Herzog.

Der Herzog betrachtete ſtaunend den Jüngling, welcher ſich eben ſo klug als tapfer bewieſen hatte, und nachdem er einige Worte mit ihm gewechſelt hatte, befahl er einem ſeiner Edlen, ſeine Gemahlin und die Tochter zu rufen.

Einige Ritter näherten ſich dem Herzoge und wollten Einwendungen machen, weil Gottſche nur niedern Standes ſey, aber der Herzog ſprach: „ich gab mein fürſtlich Wort, dem Erleger des Greifes meine Tochter zur Gemahlin zu geben, und werde es halten.“ Jetzt trat die Prinzeſſin todtenbleich an der Hand ihrer Mutter in den Saal. Alle waren traurig, ſogar der Herzog, daß ſeine Tochter einem Manne ſo niedern Standes angehören ſollte, doch er bezwang ſich und ſprach: „meine Tochter, ich bitte Dich, ob auch der Mann, welcher den Greif erlegte, kein Ritter, noch ſonſt von adeliger Geburt iſt, Deines Vaters Wort zu löſen!“

Und nun ergriff er Gottſche's Hand und führte ihn ſeiner Tochter zu. Als ſie ihn erblickte, färbte das Roth der Freude ihre Wangen, und leiſe ſprach ſie: „o mein Vater, wie gern danke ich alſo dem Manne, welcher mein Leben rettete, indem er die Natter erſchlug.“

Da ſegnete der Herzog ſeine Kinder gerührt, und aller Augen weilten freudig auf dem ſchönen Paare, einige neidiſche Ritter ausgenommen.

„Damit Ihr aber meine Tochter nicht in eine Hütte zu führen braucht, ſo gern ſie Euch vielleicht auch dahin folgte,“ nahm jetzt der Herzog das Wort, „ſchenke ich Euch, mein tapfrer Gottſche, ſo viel Land, als Ihr an einem Tage mit Euern Schaafen umtreiben könnt, auf dem Felſen aber, wo der Greif horſtete, ſoll von morgen an eine ſtattliche, feſtliche Burg für Euch und

Euer Gemahl erbauet werden, die Euch erb und eigen bleibe bis auf ſpäte Zeiten, und nach dem Greif, den Stifter Eures Glückes, der Greifenſtein genannt werde."

Dieſer Tag ward als Verlobungstag feſtlich begangen, den andern Morgen zog Gottſche aus mit ſeinen Schaafen und umtrieb den Fleck Erde, der jetzt, mit freundlichen Städtchen und ſchönen Dörfern bebauet, die Herrſchaft Greifenſtein bildet.

Hierauf beſtättigte der Herzog die Schenkung, und nun wurde nachgedacht, welchen Familiennamen ſein künftiger Eidam führen ſolle.

Da jubelte die Menge im Burghofe, es lebe Schaaf-Gottſche, der Prinzeſſin Agneta Bräutigam, und der Herzog, welcher es vernahm, ſagte: „nun denn, ſo heiße der neue Edle: von Schaafgottſch."

Sechshundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Den andern Tag ſchlug der Herzog in Gegenwart vieler Ritter und Edlen den Gottſche zum Ritter, weil er muthig den Greif getödtet hatte, zum Wappen gab er ihm ein weißes, wolliges Schaaf mit goldenem Halsbande und daran hangenden Glöckchen unter einem grünen Baume, in einem triandirten Herzſchilde.

Hierauf bat Gottſche um die Erlaubniß, ſich auch anderwärts noch den Ritterſchlag zu verdienen, was der Herzog ſehr gern bewilligte.

Bewegt nahm Gottſche von der weinenden Agneta Abſchied, und zog, begleitet von dem Segen des herzoglichen Paares, an den Hof Kaiſer Philipp's. Ein alter, bewährter Waffenmeiſter ward ihm vom Herzoge mitgegeben, und in kurzer Zeit kam der Schüler dem Meiſter in allen Gattungen von Waffenübungen gleich.

Als Philipp gegen den unruhigen Otto IV. auszog, folgte Gottſche ſeinen Fahnen und zeichnete ſich dabei ſo aus, daß der Kaiſer ihm jeden Lohn verſprach, ja ſelbſt die Hand ſeiner Tochter, wenn Schaafgottſch ſie begehre.

Da fiel der Ritter Schaafgottſch dem Kaiſer zu Füßen, dankte für ſo viel Huld und Gnade, und vertraute, daß er ſchon der Verlobte der ſchönen Prinzeſſin Agneta ſey.

„Nun ſo ſegne Gott Euer Eheband!“ erwiederte hierauf der Kaiſer, und lud ihn ein, nur noch dem Turniere beizuwohnen, welches den nächſten Tag ſtattfinden ſollte. Schaafgottſch nahm dieſe Einladung dankbar an, und ward auch in dieſem Turniere Sieger. Hierauf ſchlug ihn der Kaiſer im Angeſicht des ganzen Hofes, vieler Fürſten, Grafen und Herren zum Ritter.

und ſchenkte ihm ein köſtliches Sammtgewand, violett mit Gold geſtickt, und eine ſchwere goldne Kette.

Den andern Tag verließ Ritter Schaafgottſch mit ſeinem Waffenmeiſter den kaiſerlichen Hof, und ritt der Heimath zu.

Die Kunde, daß Ritter Schaafgottſch heimkomme, hatte ſich verbreitet, und feſtlich geſchmückt zogen ihm die Hirten entgegen, ſeinen alten Vater an der Spitze.

Da kam ein hoher, geſchmückter Ritter auf ſtolzem Roſſe daher geſprengt, mit noch einem Ritter und zwei Knappen. Niemand kannte ihn, aber Gottſche erkannte ſeinen Vater, ſchwang ſich gewandt vom Roſſe und fiel ſeinem Vater um den Hals.

In des Ritters Abweſenheit war durch die Hülfe vieler Bauleute die Burg Greifenſtein fertig geworden, und ſchaute ſtolz vom Felſen hinab in das Thal. In wenig Wochen war ſie auch inwendig ausgeſchmückt, und in ihr ward das Vermählungsfeſt der Prinzeſſin Agneta und des Ritter von Schaafgottſch begangen.

Er lebte lange mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, und regierte, geſegnet von ſeinen Unterthanen, glücklich und im Frieden. Seine Nachkommen zeichneten ſich theils im Felde, theils im Rathe rühmlich aus, auch hat das Geſchlecht der Schaafgottſche mehrere hohe Geiſtliche gehabt.

Faſt alle waren glücklich, bis auf den unglücklichen Ullrich, Freiherrn von Schaafgottſch, welcher den 25. Juli 1635 zu Regensburg fälſchlich des Hochverraths angeklagt, auf Befehl Kaiſer Ferdinand II. enthauptet wurde.

Einige Jahre ſtand der Greifenſtein unter kaiſerlicher Adminiſtration, kam aber dann wieder an die Familie Schaafgottſch (die 1708 vom Kaiſer Joſeph in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde) in deren Beſitz er auch blieb.

Hier endete Willmann ſeine Mittheilungen über die Burg Greifenſtein. Der Caplan ſagte: „mir iſt noch eine Sage von dieſer Burg bekannt, auf welche ich mich aber nicht mehr deutlich genug beſinne, um ſie gut erzählen zu können.“

„Es giebt deren mehrere,“ ſagte Marie, „doch iſt die Sage von der Ahnfrau die bekannteſte, und noch jetzt in der Gegend des Greifenſteins im Munde des Volkes. Alte Leute wollen die Ahnfrau geſehen haben, und man ſagt, die Furcht vor der Ahnfrau habe die Beamten hinab in das Thal getrieben. So viel iſt übrigens gewiß, daß irgend ein übernatürliches Weſen zu Zeiten dort hauſen mußte, denn ich weiß es von meiner Mutter, daß die ungläubigſten Menſchen, die nur eine Nacht in dem Zimmer (früher das blaue genannt) übernachtet hatten, um keinen Preis wieder betreten wollten.“

„Du machſt mich in Wahrheit begierig, die Sage von der Ahnfrau zu hören,“ ſprach Frau von Runſitten; „und ich bitte Dich, ſie uns morgen Nacht mitzutheilen.“

Marie verſprach es.

Sechshundert acht und ſechzigſte Nacht.

Da Unpäßlichkeit heute Marien in ihrem Zimmer hielt, erzählte Reiner:

Zwei Sagen aus Stralſund.

In der Stadt Stralſund befindet ſich in der Nicolaikirche an der weißen Wand der Orgel gegenüber ein großer, großer Blutfleck, und ſo oft die Wand auch ſchon übertüncht worden iſt, der Blutfleck iſt immer wieder zum Vorſchein gekommen. Es hat damit aber folgende Bewandtniß: Zur Zeit, als der berühmte kaiſerliche Generaliſſimus Albrecht von Waldſtein, Herzog zu Friedland, auch der Wallenſteiner genannt, lange vergeblich vor Stralſund gelegen hatte, und endlich unverrichteter Sache abziehen mußte, obwohl er ſich gerühmt, er müſſe die Stadt Stralſund gewinnen, und wenn ſie mit Ketten am Himmel feſt hinge. — Zu dieſer Zeit lag viele ſchwediſche Mannſchaft in der Stadt, ſchöne Burſche und tapfer, aber auch oft verwogen und wüſt, wie ſie denn nur unter ihres frommen Königs Augen ſich ſittig und chriſtlich betrugen, ſonſt aber unter allen Kriegsvölkern oft die allerſchlimmſten waren.

Als nun der Wallenſteiner mit ſeinem drohenden

Heere, wie beſagt, unverrichteter Sache abgezogen war, da dankten die frommen, von ihrer Angſt erlöſeten Stralſunder, dem Herrn ihren Gott, was ſie konnten und wußten, und der General, welcher die Stadt vertheidigt hatte, befahl, daß in allen Kirchen ein feierliches Te Deum geſungen und eine Dankpredigt gehalten werden ſollte. Das geſchah denn auch, und in der Nicolaikirche mußten die Burſche der ſchwediſchen Beſatzung hineinmarſchiren, um das Te Deum und die Predigt mit anzuhören.

Einige von dieſen Burſchen, und darunter auch einer aus Schwediſch-Pommern — als wovon Stralſund die Hauptſtadt war, waren commandirt, bei dem Te Deum die Bälge der großen Orgel zu treten, und thaten ſolches auch gar ſchön, ſo lange das Te Deum währte; als aber dieſes zu Ende war, und die Predigt anhub, ſo wurde den Schweden gar bald die Zeit lang, und ſie beredeten den dummen Pommer, daß er ſich mit ihnen hinſetze, und um Geld mit ihnen knöchle.

Sie hatten aber falſche Würfel, und damit betrogen ſie den Pommer während der Predigt um all ſein Geld, daß ihm die Augen übergingen, und er ganz wüthend ſich verfluchte und ſchrie: „So wull ick doch, datt de höllichte Düwel my biem Schopp nähm, un mit my durch de Wand rennte.“

O Grauſen! da ſtand plötzlich der Teufel dicht hinter ihm, ergriff ihn bei den Haaren, und indem er grinste: „Ick do die, as Du wulld un ſegſt!“ fuhr er mit ihm durch die Wand, ſo daß nichts mehr von ihm geſehen ward, als der große Blutfleck, welcher noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen iſt. Zitternd und bebend hatten die falſchen Spieler alles mit angeſehen; und als von unten herauf Leute herbei eilten, erzählten ſie alles und bekannten ihre doppelte Sünde.

Damit die gute Stadt Stralſund aber nun nicht Gottes Zorn über ſolche große Sünde treffen möchte, ſo ließ der Commandant noch an ſelbigem Abend die falſchen Spieler vor der Kirche aufhängen, ihnen zur gerechten Strafe und andern zum abſcheulichen Exempel, wie die Chronik beſaget.

Auch iſt auf dem Kirchhofe dieſer Kirche ein Grab, wovon eine ſchauerliche Sage erzählt: daß es das Grab eines böſen Sohnes ſey, der bei ſeinen Lebenszeiten ſeinen alten Vater mit der geballten Fauſt gedroht hatte.

Als nun der böſe Sohn geſtorben und begraben war, da wuchs ihm die geballte Knochenfauſt aus dem Grabe hervor, und ſo oft man ſie wieder eingrub, ſo hatte ſie doch keine Ruhe im Grabe, ſondern wuchs immer wieder hervor. —

Da wurde endlich der Scharfrichter geholt, der hieb mit dem Richtſchwerte feierlich die Hand dicht über dem Grabe ab, wie wenn er einen armen Sünder hinrichtete, verbrannte ſie zu Aſche und vergrub dieſe auf dem Hochgerichte — erſt nach dieſer Strafe hörte der gräuliche Spuk auf.

„Die Sage von einer Hand, die aus dem Grabe wächſt, iſt ſehr verbreitet.“ bemerkte Eduard, „ich hörte oft Mütter ihren ungezogenen Kindern mit den Worten drohen: „ſey folgſam, ſonſt wächſt Dir die Hand aus dem Grabe,“ und ich glaube, wenn dieſe Sage zur Wahrheit würde, hätte keine Zeit ſo viel ausgeartete Kinder gehabt, als es in jedem Jahre gab und geben wird.“

Sechshundert neun und ſechzigſte Nacht.

Heute hätte ſich Marie im Saale eingefunden, und erzählte die Sage von der

Ahnfrau des Greifenſteins.

Kurz vor wichtigen, die Beſitzer der Burg Greifenſtein betreffenden Ereigniſſen, ließ ſich auf dem Greifenſtein die weiße Ahnfrau ſehen, welche nur denen Furcht einflößte, die ſie zum Erſtenmale ſahen. Man ſah ſie am Tage, öfterer aber noch in den Abendſtunden und des Nachts, beſonders von der Burgkapelle, mit einem blendenden, hellblauen Lichtglanze, und einem dumpfen, unterirdiſchen Donner aufſteigen.

Sie trug ein weiß ſeidenes Gewand, einen Silbergürtel mit glänzendem Schloſſe und einen weißen mit Silberflittern geſtickten Schleier. Ihr Antlitz war jugendlich, ſehr zart und ſchön, glänzend ſchwarzes Haar umwallte ihren Nacken, und aus ihren Zügen ſprach die rührendſte Güte.

Sie pflegte gewöhnlich ruhig und ſtill in den verſchiedenen Abtheilungen der Burg umher zu wandeln, zuweilen rang ſie wie in tiefſter Betrübniß die Hände, zuweilen ſchritt ſie feierlich näher, und man mußte ihr ſchon von Weitem ausweichen, um jedem Unfalle vorzubeugen.

Alle Burgbewohner waren an die Erſcheinung der weißen Ahnfrau ſo gewöhnt, daß Keiner vor ihr erſchrak. Nur durfte Niemand bei ihrem Anblick Furcht äußern, noch Geſchrei erheben oder vor ihr fliehen, noch weniger aber ſie necken oder wohl gar ihrer ſpotten, wofür der Verwegene gewöhnlich beſtraft wurde. Sie litt durchaus kein Unrecht, erlaubte ſich Einer etwas gegen einen Burgbewohner, ſo ward er dafür von der Ahnfrau gezüchtiget, dagegen war ſie auch oft freundlich und dienſtfertig, und der Schutz der Kinder.

Bei bevorſtehenden, wichtigen Ereigniſſen zeigte ſie ſich vorzüglich ſehr unruhig, war in allen Gängen der Burg, in und vor der Kapelle, auf der Burgmauer und überall ſichtbar, und man konnte dann mit Gewißheit darauf rechnen, daß von der nächſten Zukunft trübe Vorfälle zu erwarten ſtänden. Nach allen ihren Erſcheinungen verſchwand ſie gewöhnlich in die ſogenannte blaue Kammer, in der man von außen in den nächtlichen Stunden faſt immer ein hellblaues Licht bemerkte.

Mehrmals hatten ſich die Beſitzer des Greifenſteines mit Männern von großer Gelehrſamkeit über die Erſcheinung der Ahnfrau berathen, aber keiner konnte einen Aufſchluß geben. Alle kamen darin überein, man müſſe ihr Erſcheinen ruhig dulden, bis ſich eine außerordentliche Begebenheit ereignen würde, die dem Geiſte Ruhe verſchaffte.

Wie die Ahnfrau denjenigen beiſtand, die furchtlos und freundlich gegen ſie waren, davon gab ſie täglich Beweiſe: aber auch davon, daß ſie die beſtrafte, welche ihrer ſpotteten.

Ein neuer Koch, der auf dem Greifenſtein angekommen war, bereitete in der obern Küche die Speiſen zu einem Taufſchmauſe. Da hörte er ſagen: die Ahnfrau gehe vor der Burgkapelle auf und ab; voll Neugier lief der Koch hin, ſie zu ſehen. Als er zurück kam, fand er dicken Rauch in der Küche, die Speiſen waren theils angebrannt, theils übergelaufen, und der Koch war außer ſich, denn es war keine Zeit mehr da, den Schaden zu verbeſſern. In ſeiner Angſt rief er die Ahnfrau um Beiſtand an, ſogleich zündete ein blauer Blitz das erloſchene Feuer auf dem Heerde wieder an, der Rauch verſchwand, die leeren Töpfe füllten ſich wieder, und die angebrannten Speiſen verwandelten ſich in ſo köſtliche Leckerbiſſen, daß der Koch allgemeines Lob einärndtete.

Einſtmals kam der ſtattliche fahrende Ritter Hugo von Waldau in Abweſenheit des Burgherrn auf den Greifenſtein. Er wurde vom Kaſtellan auf das Beſte empfangen, und der Gaſt ſagte ſcherzend: er ſey gekommen, ſich der ſchönen Ahnfrau vorzuſtellen, und falls er ihr gefalle, ſie mit auf ſeine Burg zu nehmen.

Der Kaſtellan warnte den Spötter, aber dieſer ſcherzte fort und lud ſie lachend ein, mit ihm zu Abend zu ſpeiſen.

Hierauf wurde der Tiſch gedeckt und ein Knappe trug köſtlichen Wein, wohlſchmeckendes Wildpret, Weißbrot und ſchöne Früchte auf den Tiſch. Aber der Wein verwandelte ſich, ſobald der Ritter den Becher zum Munde führen wollte, in ſchlammiges Waſſer, und Brot und Braten zu Stein, die Früchte aber ſchmeckten ſo faul, daß der Ritter zornig aufſprang und ſogleich das Schloß verließ.

Ein andermal kam ein Mönch auf die Burg, ſtellte ſich ſehr heilig und wünſchte in dem blauen Zimmer zu ſchlafen, um die Ahnfrau zu fragen, auf welche Weiſe ſie zu erlöſen ſey. Aber ſeine Abſicht war, ſich über ſie luſtig zu machen. Die Ahnfrau erſchien ihm auch wirklich, aber die böſen Worte, welche er ihr zurufen wollte, erſtarben auf ſeinen Lippen, und er blieb ſtumm bis an ſein Ende.

Sechshundert und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr Marie fort:

So ſtreng die Ahnfrau ihr Richteramt auch zuweilen verwaltete, eben ſo gütig und freundlich war ſie wieder gegen rechtſchaffene Perſonen. Beſonders zeigte ſie ſich jederzeit ſchützend gegen die Burgbeſitzer und deren Familie. Unter allen Burgfrauen — deren der Greifenſtein viel tugendhafte und liebenswerthe beſaß — ſoll ſie beſonders der Magdalena Schaffgottſch, geborne von Zedlitz, am gewogenſten geweſen ſeyn, die ſich ſo ſehr an ſie gewöhnt hatte, daß ſie die Ahnfrau nur ungern vermißte. Vorzüglich bewachte die Ahnfrau ſie, wenn ſie im Wochenbette lag; da ging ſie faſt den ganzen Tag vor ihrem Zimmer auf und ab, und des Nachts ſaß ſie an ihrem Bette. Ward das Kind unruhig, hob ſie es aus der Wiege, gab es der Mutter an die Bruſt und legte es ſpäter wieder zur Ruhe.

Hanns Ulrich von Schaffgottſch machte überall bekannt: daß derjenige, welcher ſich entſchließen könne, in der blauen Kammer zu übernachten und die Ahnfrau zu fragen, wie ſie erlöſet werden könne, ein ſorgenfreies Leben erhalten ſolle.

Dieſe Belohnung bewog Manchen, ſich um dieſelbe zu bewerben, doch Keiner erreichte den Zweck, den Meiſten verging vor Furcht die Sprache.

Niemand mochte die blaue Kammer mehr betreten, und ſie wurde feſt verſchloſſen. Die Ahnfrau erſchien jedoch fort und fort und ſtiftete manches Gute.

Eine beſondere Liebe und Aufmerkſamkeit hatte ſie Hanns Ulrich II. von Schaafgottſch geweiht. Schon in frühester Jugend beſchützte ſie ihn unſichtbar, und zeigte ihm ſeine nachherige Gemahlin, die Prinzeſſin Barbara Agnes von Liegnitz, als Braut im Traume.

Als er in den Krieg ziehen wollte, erſchien ihm die Ahnfrau mehrmals warnend. Doch Ulrich achtete nicht darauf und zog mit einer bedeutenden Anzahl von Kriegern dem Kaiſer zu Hülfe. Die Ahnfrau ging nun traurig umher und warnte durch beredte Mienen; jedoch Ulrich, beſeelt vom kriegeriſchen Geiſte und nicht klar über die wortloſe Warnung, ſetzte ſeine Anſtalten fort und wollte nun in den nächſten Tagen mit ſeinem Häuflein abziehen. Da erſchien ihm in der letzten Nacht die Ahnfrau im Traume und zeigte ihm ſein ganzes Schickſal und ſeine Hinrichtung zu Regensburg.

Jedoch Ulrich blieb bei ſeinem Vorhaben und ging zum Heere des Kaiſers ab.

Von dieſem Tage an war die Ahnfrau ſtets traurig und ſehr unruhig. Was ſie im Traume verkündet hatte, traf ein, und von dieſer Stunde an erſchien ſie in ſchwarzer Trauerkleidung. In dieſer Tracht ging ſie umher, bis Chriſtoph Leopold von Schaafgottſch mit ſeiner

Gemahlin den Greifenſtein bezog, dem ſie einſt die Stelle bezeichnete, auf welcher er ſeinen Trauring verloren hatte, wo er auch ſpäter, auf der Ahnfrau Geheiß, eine der Andacht geweihte Kapelle erbaute.

In den unruhigen Kriegszeiten, wo mordluſtige Völker auf dem Greifenſtein hauſeten, ließ ſich die Ahnfrau nicht ſehen. Sobald ſie aber die Burg verlaſſen hatten, war die Ahnfrau wieder da und verhinderte manches Unrecht.

Vor ihr war kein Schreibtiſch, keine Kanzlei verſchloſſen; ſie ſah in die Herzen der Beamten und wirkte viel Gutes.

Eines Abends, als eben ein furchtbares Gewitter ſich entlud, bat ein frommer Pilger um ein Nachtlager auf dem Greifenſtein. Es ward ihm gern gewährt, und der Burgherr ließ ihm einen reichlichen Abendimbiß auftragen.

Das Geſpräch kam auch auf die Ahnfrau, und der Pilger ließ ſich alles, was ſich zugetragen hatte, ausführlich erzählen und ihre Erſcheinung beſchreiben. Alsdann ſagte er: „wenn der Burgherr es geſtattete, ſo wollte ich wohl eine Nacht in dem blauen Zimmer zubringen und verſuchen, ob ich wohl das Glück hätte, der Ahnfrau wenigſtens einen Theil ihrer Ruhe zu verſchaffen. Da mein Vorhaben nur auf frommen Grundſätzen beruht, keine Neugier, noch Vorwitz die Urſache iſt, ſo fürchte ich nicht, daß mir etwas Uebles an Leib oder Seele widerfahren wird.

Kaum hatte der Burgherr dies vernommen, als er freudig ſeine Erlaubniß zu der Ausführung ſeines Vorhabens gab. Er führte den Pilger ſelbſt in die Kammer, und ließ ihm drei geweihte Kerzen, ſo wie auch das Kruzifix aus der Kapelle hinſetzen.

Hierauf verließ er den Pilger, ihm vom Herzen einen guten Erfolg wünſchend, worauf der Pilger hinter ihm die Thüre ſchloß.

Der fromme Mann legte ſich ruhig nieder; das Gewitter hatte ausgetobt, und ohne Furcht erwartete er die Mitternachtſtunde und das Erſcheinen der Ahnfrau.

Hier unterbrach Marie für heute ihre Erzählung und verſprach dieſelbe die kommende Nacht zu beſchließen.

Sechshundert ein und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als die Mitternachtsſtunde erſchien, erhob ſich ein ſchrecklicher Sturmwind; ein blauer Blitz erhellte das Gemach, in welches die Ahnfrau hereinſchwebte. Freundlich ernſt ſchaute ſie den Pilger an, welcher ſie mit den Worten begrüßte: „alle gute Geiſter loben Gott, den

Herrn! und biſt Du ein guter Geiſt, ſo ſage an, wie kann Dir Ruhe verſchafft werden, oder was begehrſt Du ſonſt?“

„Ein guter Geiſt bin ich!“ erwiederte die Ahnfrau mild. „Wohl Dir und mir, daß Du endlich den Muth gehabt haſt, mich anzureden. Schon ſeit Jahrhunderten ſehne ich mich nach Ruhe im Grabe, nach dem Augenblicke meiner Erlöſung, welcher nun nicht mehr fern ſeyn wird.“

„Warum wandelſt Du ſchon ſo lange auf der Burg umher?“ fragte der Pilger.

Die Ahnfrau antwortete: „Wenn Du, wie ich glaube, ein wahrhaft frommer Mann biſt, der mich ohne Eigennutz und ohne Vorwitz anredet, ſo höre: ich bin die Tochter eines der erſten Beſitzer des Greifenſteines, deſſen Name ungenannt bleibe. Wider den Willen meines Vaters vermählte ich mich heimlich mit einem jungen Rittersmann. Als der Vater mein Bündniß erfuhr, ließ er mich in den Kerker werfen, meinen Gatten aber lockte er mit Liſt auf die Burg und ließ ihn hinrichten, mich aber verurtheilte er zum Hungertode. Ein gutmüthiger Mann, der Burgwart, nahm ſich meiner an; er brachte mir heimlich Trank und Speiſe. Ich ward Mutter eines Knaben, den ich mit Innigkeit liebte. Da blieb eines Tages der Burgwart aus; mit Sehnſucht harrte ich ſeiner; der zweite, der dritte Tag verging, der Burgwart kam nicht. Wüthender Hunger zerfraß meine Eingeweide, mein Kind jammerte, vom

Hunger gequält. Da — erſchrick nicht, frommer Pilger, bemitleide mich — da erwürgte ich mein Kind mit eigner Hand, auf daß es nicht noch mehr leiden ſollte, und als ich es gethan, zerſchmetterte ich mein Haupt an der Thüre des Burgverließes.“

„Zur Strafe dieſer Sünden bin ich verurtheilt, umherzuwandern, bis die Burg Greifenſtein zerſtört wird; alsdann wird Gott mich zu ſich aufnehmen unter die Schaar der Seligen.“

„Ich war verurtheilt, ſtumm zu ſeyn bis auf die Stunde, wo mich ein wahrhaft frommer Mann über mein Schickſal befragen würde.“

„Mein und meines Kindes Leichnam liegen noch unverweſet in dem Burgverließe, welches, weil es das tiefſte von allen iſt, ſeit Jahrhunderten keines Menſchen Fuß betrat. Sorge dafür, daß unſre Körper in geweihter Erde begraben werden.“

Sie lächelte dem Pilger freundlich zu und verſchwand.

Am andern Morgen kam der Burgherr, und war hoch erfreut, den Pilger geſund und froh zu finden.

Dieſer theilte ihm mit, was ihm die Ahnfrau vertraut hatte, und ſogleich begab ſich der Burgherr mit mehreren Knappen, welche Fackeln trugen, in das Burgverließ, wo ſie auch wirklich die Körper ganz friſch und kenntlich fanden. Sie wurden in geweihter Erde begraben und der Burgherr ließ ein Jahr lang Seelenmeſſen für ſeine unglückliche Ahnfrau leſen.

Von nun an war die Ahnfrau nur noch vor der Kapelle während des Gottesdienſtes zu ſehen.

Als ſpäter die Burg zerſtört wurde, ſah man die Ahnfrau zum letzten Male. Sie hatte noch dem letzten Gottesdienſt in der Kapelle beigewohnt, und den andern Tag ſchwebte ſie über den Ruinen, noch einmal freundlich auf das Thal blickend, hinauf in die Wolken.

„Ja, dies iſt die Sage, wie ich ſie einſt gehört habe,“ ſprach der Caplan, „und ich freue mich, daß Sie, liebes Fräulein, ſie in meinem Gedächtniſſe wieder aufgefriſcht haben.“

„Es freut mich,“ ſagte freundlich Marie, Sagen, die wir in der Kindheit hörten und vergaßen, haben für uns dann einen eigenen Reiz, wenn wir ſie wieder hören.“

„Wie Alles, was uns in der Kindheit erfreute,“ ſagte Eduard, „und Alles, was uns in ſpätern Jahren an unſere erſte Liebe mahnt.“

Sechshundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

Später als gewöhnlich kam heute der Caplan zur Geſellſchaft. Er war bei einer Kranken geweſen, welche das

Abendmahl genommen hatte, in der Ueberzeugung, bald zu ſterben, weil ſie es hatte um Mitternacht dreimal an ihr Bette klopfen hören und weil ihre Mutter zwei Tage vor ihrem Tode daſſelbe Pochen gehört hatte.

Die Todesfanfare.

In Frankreich findet man noch hier und da Glauben an die ſogenannte Todesfanfare, welche ſich im ſechzehnten und zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts hören ließ, wenn der Tod eines Mitglieds aus der königlichen Familie nahe war, ſprach Franz.

Gewöhnlich hörte man die Fanfare auf der Jagd; ſie hatte einen eigenen ſchauerlichen Klang, ſo daß ſie Jeden, welcher ſie hörte, auch wenn er ihren Ton nicht auf ſich beziehen konnte, mit Wehmuth und Schauder erfüllte.

Langſam und klagend tönte die Fanfare über die Flur und durch die Wipfel der Bäume. Als Franz II. ſtarb, wollten ſie verſchiedene Hofleute zum erſtenmale gehört haben, da der König das letzte Mal auf der Jagd war. Man beachtete damals die Fanfare nicht. Als ſie aber wieder tönte, und bald nachher Karl IX. ſtarb, wurde man aufmerkſam. Sie erſchallte von nun an, ſo oft der Tod ſich Einem der Valois näherte, und Jeder, der zu dieſer Familie gehörte, erzitterte vor ihrem Tone.

Als die ſchöne Gabriele, Heinrich IV. Geliebte eines Tages mit dem Könige auf der Jagd war, und ſich länger als gewöhnlich mit ihm im Walde verweilte, erſchollen die langgezogenen Töne der Fanfare.

Gabriele fuhr zuſammen, die hellen Thränen rannen über ihre Wangen, und indem ihr der Zügel entglitt, und ſie ihr Pferd hingehen ließ, wohin es wollte, ſagte ſie: „mein Heinrich, habt Ihr den ſchaurigen Ton gehört, der mir in das Innerſte drang? Ach, er verkündet meinen Tod, und daß ich eher ſterbe, als Ihr, iſt mein einziger Troſt dabei!“

Vergebens verſuchte Heinrich, ſie zu tröſten; ſie rief immer fort: „glaubt mir, es bedeutet meinen Tod; ich werde wie Alle, welche die Fanfare rief, in drei Tagen ſterben. Und“ — fügte ſie bewegt hinzu, indem ſie den König vertrauensvoll anſah, „wenn ich auch nicht zu der Familie der Valois und Bourbons gehöre, ſo bin ich Euch doch von Herzen ſo innig ergeben, als wäre ich Eure Gemahlin, und Ihr achtet mich nicht minder, weil ich es nicht bin!“

Traurig ritt Gabriele in die Stadt, der König bot alles Mögliche auf, um ſie zu zerſtreuen, ein Feſt folgte dem andern, Gabriele nahm keinen Theil daran. Sie hörte nicht auf zu weinen, und ſagte nur manchmal in ſich gekehrt und zuſammenſchauernd: „in drei Tagen, in drei Tagen werde ich kalt und ſtarr ſeyn!“

Am Morgen des dritten Tages klagte Gabriele über heftige Schmerzen im Leibe, und gegen Abend verſchied ſie unter fürchterlichen Zuckungen.

Man ſagt, Gabriele ſey an Gift geſtorben. Wie dem nun aber auch ſey, die Fanfare hatte getönt.

Jahre vergingen, Heinrich IV. gedachte noch immer mit inniger Zärtlichkeit an die ſchöne Gabriele.

Da trat eines Tages ſein treuer Page Varambon herein und ſagte dem Könige, daß die Fanfare wieder gehört worden ſey. Dringend bat er den König, ſich unter drei Tagen nicht aus dem Louvre zu begeben, und als der König lächelte, fiel ihm der Page zu Füßen, und flehte den König inbrünſtig an, ſeinen Worten Gehör zu ſchenken.

„Nun denn,“ ſagte König Heinrich gutmüthig, „ſo will ich Deinen Wunſch erfüllen, und weder ausgehen, noch auf die Jagd reiten; gegen eine Spazierfahrt aber wende nichts ein, da kann mir nichts geſchehn.“

Seufzend beſtellte der Page auf Befehl des Königs den Wagen. Heinrich ſtieg ein, nachdem er dem Pagen noch einmal gnädig zugenickt hatte.

Eine halbe Stunde ſpäter traf den beſten der Könige Ravalliac's mörderiſcher Dolch.

Die Fanfare hatte wieder wahr geſprochen.

Sie tönte, ehe Ludwig XIII. und Anna von Oeſterreich ſtarben; ſie tönte, was im Volke zu mancherlei Vermuthungen Anlaß gab, zwei Tage vor dem Tode des Mannes mit der eiſernen Maske, deſſen Ende aller Vorſicht zum Trotze nicht verborgen blieb.

Sie ward auch noch vor dem Tode Ludwig XIV. und der Frau von Maintenon gehört, dann nicht wieder.

Franz ſchwieg.

„Sie erinnern mich hier an die eiſerne Maske," ſprach Willmann; „ich kann Ihnen vielleicht einigen Aufſchluß darüber geben, und will, ſobald es mir möglich iſt, unter meinen Papieren die Briefe hervorſuchen, welche über dieſe Maske an einen hochgeſtellten Mann geſchrieben worden ſind."

„Damit würden Sie uns ſehr verbinden," ſagte der Freiherr; „denn wie alles Räthſelhafte hat die Herkunft und Lebensgeſchichte der eiſernen Maske ſo ſehr ſchon Tauſende intereſſirt und wird noch Tauſende intereſſiren, bis ſie nach Jahrhunderten für Fabel gehalten wird."

Sechshundert drei und ſiebzigſte Nacht.

Heute erzählte Eduard:

Die Locken.

Unweit Warſchau lebte auf ſeiner großen, ſchönen Herrſchaft der Woiwode Graf Kaſimierz, einer der reichſten Edelleute Polens. Nicht minder glücklich war er in ſeinem Familienkreiſe: ſeine Gemahlin, die Gräfin Olga, war noch als angehende Matrone höchſt liebenswürdig und ſeine Kinder Stanislaus und Faniska konnte er mit Recht ſeinen Stolz nennen.

Stanislaus war ein ſchöner, hoch aufgeſchoſſener Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, in ſeinem Antlitze waren die ſanften, ſchönen Züge der Mutter mit den edlen männlichen Zügen des Vaters auf das Angenehmſte verſchmolzen, aus ſeinen blauen Augen ſprach Schwärmerei, auf der hohen Stirne thronte Muth, und zugleich Meiſter in allen ritterlichen Uebungen, wie Meiſter auf der Laute, vermochte keine Frau ihn ohne Theilnahme zu ſehen, ja manche Jungfrau bat wohl in der Stille ihre Schutzheilige, ihr den ſchönen Grafen Stanislaus zum Gemahl zu beſcheren, ja ſogar Maria Leszinsca, die Tochter des Königs Stanislaus Leszinsky, die nachherige Königin von Frankreich, ſoll den ſchönen Jüngling heimlich geliebt und mit bittern Thränen von ihrer erſten Liebe Abſchied genommen haben.

Des Bruders Ebenbild war die ſiebzehnjährige Gräfin Faniska, nur daß ſie ſanfter, ächt weiblich war. Sie war unter ihren reizenden Landsmänninnen die Schönſte und ward von den jungen Edelleuten der Umgegend nicht anders als die Schönſte der Schönen genannt. Die edelſten Jünglinge, die angeſehenſten, würdigſten Männer ſtrebten, ſich Faniska's Beifall zu erwerben, die alle ihr dargebrachten Huldigungen mit liebenswürdiger Beſcheidenheit aufnahm.

Zu jener Zeit war das Reiſen noch etwas Seltenes, deßhalb waren auch die Wege ſehr ſchlecht, ſelbſt die Hauptſtraße oft unfahrbar und die Gaſthöfe in kleinen Städten und auf dem Lande boten, wie Ihnen bekannt, wenig Bequemlichkeiten dar. Für die Beſchwerden, welche die Reiſenden erdulden mußten, wurden ſie freilich auch wieder in etwas entſchädigt durch die Ehrfurcht, mit welcher weit gereiſte Perſonen ſelbſt von gebildeten Perſonen betrachtet wurden, und durch die Aufmerkſamkeit, mit welcher man auf ihre Erzählungen lauſchte.

Eines Abends, als der Woiwode mit ſeiner Familie bei'm Nachteſſen ſaß, meldete der Kammerdiener, daß dicht vor dem Schloſſe ein großer, ſchwerbepackter Reiſewagen zerbrochen ſey und daß die Dame in dem Wagen geweint habe.

Der Woiwode gab ſogleich Befehl, den Fremden beizuſtehen und ſie in das Schloß einzuladen.

Die liebenswürdige Gräfin beſprach ſogleich einige Anordnungen zur Bequemlichkeit der Gäſte, und der Woiwode ſtand von der Tafel auf, um begleitet von Stanislaus den Fremden entgegen zu gehen.

Sechshundert vier und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr Eduard in ſeiner Erzählung fort:

Die Fremden traten, von dem Woiwoden und Stanislaus geführt, in den Speiſeſaal; es waren augenſcheinlich Bruder und Schweſter, denn die Familienähnlichkeit war unverkennbar.

Beide waren hoch und ſchön geſtaltet. blond, blauäugig. ſchön, aber in ihren ſchönen, büſtenähnlichen Geſichtern lag etwas Schauriges, Dämoniſches. Mit der Artigkeit feiner Weltleute nahmen ſie den gaſtfreien Empfang des Woiwoden auf, verſicherten, nicht lange beſchwerlich zu fallen, und erzählten nun von ihren Reiſen ſo anziehend, daß die Mitternachtſtunde herankam, ehe jedes in das ihm von der Frau vom Hauſe beſtimmte Gemach ging.

Sie ſprachen ſehr geläufig franzöſiſch, aber mit engliſchem Accent, und der Fremde hatte ſich ſeinem Wirthe als Lord Haſterfield, ſeine Schweſter als die verwittwete Gräfin Bleſſington vorgeſtellt.

Den andern Tag war der Wagen noch nicht wieder hergeſtellt, und ſie mußten noch die Gaſtfreundſchaft des Woiwoden in Anſpruch nehmen, welche ihnen von ihm und den Seinen ſehr gern gewährt wurde, denn Lord Haſterfield und ſeine Schweſter Emilia waren wirklich beide höchſt liebenswürdig und gebildet. Sie hatten beide Italien, Frankreich, Deutſchland und ihr Vaterland durchreiſet, alles Merkwürdige in Augenſchein genommen, überall die ſchönſten, berühmteſten und vornehmſten Perſonen geſehen, und der Woiwode, ein Freund ſolcher Unterhaltung, war ganz entzückt über das Geſchwiſterpaar.

Weniger war es ſeine Gemahlin; ja ſie geſtand oft, daß ſie vom Herzen wünſchte, die Gäſte, welche etwas Unheimliches für ſie hatten, möchten ſich bald wieder entfernen.

Der Woiwode liebte die Muſik ſehr, ſein Sohn blies die Flöte mit Gefühl und Fertigkeit, Gräfin Emilie war Meiſterin auf der Harfe, Faniska hatte eine ſchöne, vortrefflich ausgebildete Sopranſtimme, Lord Haſterfield ſang einen Tenor, wie man ihn ſelten, und in der Regel am wenigſten in England findet.

Der Lord hatte kaum von der Neigung der Geſchwiſter zur Muſik ſprechen hören, als er vorſchlug, Muſik zu machen. Noten wurden ausgepackt, man beſprach ſich, und nach einer flüchtigen Probe gaben dieſe vier Dilettanten dem Woiwoden ein Conzert, wie man es oft von den berühmteſten Künſtlern nicht beſſer hört, und der alte Graf war ganz entzückt von ſeinen Gäſten.

Den vierten Tag war der Wagen wieder hergeſtellt, die Reiſenden ſprachen von ihrer Abreiſe, und ihre Dienerſchaft packte auf ihren Befehl Alles ein. Der Woiwode bat ſie dringend, länger zu verweilen, ſie aber lehnten ſeine Einladung auf das Artigſte ab.

„Den Heiligen ſey Dank!“ flüſterte die Gräfin Olga ihrem Gemahle zu, als der Reiſewagen vorfuhr, „es iſt mir, als zögen böſe Geiſter aus unſerm Schloſſe, und wenn ich ſie anſah, ſprach eine Stimme in meinem Innern: ſie werden dir deine Kinder rauben!“

„Sey nicht ſo abergläubiſch und ahnungsvoll, meine Olga,“ ſprach lächelnd der Woiwode. Da traten die Reiſenden ein,, Abſchied zu nehmen.

Schon ſaßen ſie im Wagen und winkten ihren gütigen Wirthen zum Abſchiede freundlich zu, da erhob ſich im Nu ein furchtbarer Sturm, die Pferde gingen durch, Gräfin Emilie, welche ſich durch einen kühnen Sprung retten wollte, blieb bewußtlos und blutend am Boden liegen, und in wenig Minuten befand ſich Lord Haſterfield wieder in dem Zimmer, welches er bewohnt hatte, und ſeine Schweſter lag im Bette, an welchem theilnehmend und geſchäftig Gräfin Faniska und der Arzt des Woiwoden verweilten.

Sechshundert fünf und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Was Gräfin Olga gefürchtet hatte, erfüllte ſich: ihr Sohn Stanislaus hatte eine tiefe leidenſchaftliche Neigung für die kranke Gräfin gefaßt, der Lord Haſterfield in Faniska's Herzen die Empfindungen der erſten Liebe geweckt.

Als verſtändige Frau ſprach die Gräfin mit ihren Kindern nicht über Empfindungen, die ſie ſich ſelbſt noch nicht geſtanden hatten, ſie verhinderte nur das zeugenloſe Beiſammenſeyn beider Paare, und betrug ſich gegen den Lord und ſeine Schweſter artig, wie früher, aber noch gemeſſener, zurückhaltender.

Da trat eines Tages Stanislaus vor ſeine Aeltern und bat ſie, ihm ihren Segen zu ſeiner Verbindung mit der Gräfin Emilie zu geben. Gräfin Olga erblaßte, ſein Vater aber ſtellte ihm ganz freundlich vor: daß er, ſo liebenswürdig er auch die Gräfin finde, doch niemals in die Verbindung ſeines Sohnes mit einer Proteſtantin willigen werde.

Vergebens beſtürmte Stanislaus ſeine Aeltern mit Bitten und mit Betheuerungen ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu Emilien, vergebens ſtellte er dem Vater vor, daß er ohne Emilien zeitlebens unglücklich ſeyn würde.

Der Woiwode beharrte auf ſeinem Ausſpruche und drohete ſeinem Sohne mit Enterbung und Fluch, wenn er ſich ſeinem Willen nicht füge.

Einige Stunden ſpäter ließ der Lord den Woiwoden um geheimes Gehör bitten, welches ihm dieſer auch ſogleich bewilligte.

Er erſchien in Hoftracht, mit verſchiedenen hohen Orden geſchmückt, mit Dokumenten und einem Stammbaume.

Nachdem er den Woiwoden mit ſeinen Familienverhältniſſen, Gütern und ſeinem Stammbaume ausführlich bekannt gemacht hatte, bat er denſelben in den ehrerbietigſten Ausdrücken um die Hand ſeiner Tochter.

Der Woiwode erwiederte ihm artig: daß ihm des Lords Bewerbung um Faniska's Hand zwar ſehr ehrenvoll ſey, daß er ſie ihm aber nicht geben könne, weil er ſich feſt gelobt habe, keinen Proteſtanten Eidam zu nennen.

Der Lord drang nochmals mit Bitten in den Grafen, und als dieſer bei ſeinem erſten Ausſpruche blieb, entfernte er ſich ſchwermüthig.

In dem Gemache ſeiner Schweſter fand er Faniska, und Emilie entfernte ſich unter einem Vorwande.

Hier ſank der Lord auf ſeine Knie, entdeckte Faniska ſeine Empfindungen und beſchwor ſie um Gegenliebe. Seiner feurigen Beredtſamkeit gelang es, Faniska den Schwur ewiger, unwandelbarer Liebe zu entlocken. Sie verſprach ihm, noch einmal vereint mit ihm in den

Vater mit Bitten zu dringen, und, bleibe er dann noch unerbittlich, heimlich mit ihm ihre Aeltern zu verlaſſen.

Aehnliches beſprachen im Nebenzimmer Stanislaus und Emilie. Zuletzt ſchenkte Stanislaus ſeiner Geliebten eine ſeiner ſchönſten Locken, und Faniska reichte ſelbſt dem Lord die Scheere hin, damit er ſich ihre ſchönſte Stirnlocke abſchneide und ſie auf dem Herzen trage.

Noch einmal baten Stanislaus und Emilie, der Lord und Faniska, den Woiwoden und ſeine Gemahlin um ihre Einwilligung zu ihrer Vermählung, doch die Aeltern verſagten ſie, ja der Graf gab, wenn auch fein, doch nicht undeutlich zu verſtehen, daß ihm die Entfernung des Geſchwiſterpaares unter ſolchen Verhältniſſen ſehr wünſchenswerth ſeyn würde.

Da verlor das Antlitz des Lords alle Lebensfarbe, und mit hohler Stimme, wie ein Abgeſchiedener, der als Geſpenſt wiederkehrt, ſprach er zu dem Woiwoden: „Ihre Tochter hat ſich mir durch Wort und Schwur zu eigen gegeben, und bleibt mein, auch nach meinem Tode.“ Und zu gleicher Zeit ward das Aeußere der Gräfin Emilie ſo leichenhaft, daß die Gräfin Olga laut aufſchrie und eilends das Zimmer verließ; der Woiwode folgte ihr und auch ſeine Kinder, die von Grauſen erfüllt alle Liebe zu dem ſchaurigen Paare verloren hatten.

Als eine Stunde ſpäter der Kammerdiener des Lords in ſein Zimmer trat, fand er ſeinen Gebieter neben ſeiner Schweſter lang ausgeſtreckt todt auf dem

Zimmerteppich liegen, und ging, es dem Woiwoden anzuſagen.

Der Woiwode machte deßhalb die nöthigen Anzeigen und ſandte den von den Todten hinterlaſſenen Schmuck, ſo wie die Dokumente zurück nach England an die Behörde, durch ſeinen erprobteſten Diener.

Als er dieſen abgeſandt hatte, ließ er die Geſchwiſter ihrem Range gemäß in ſeiner Familiengruft beiſetzen.

Sechshundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Stanislaus und Faniska waren, zur Verwunderung der Aeltern, über den Tod zweier, früher von ihnen ſo leidenſchaftlich geliebten Menſchen gar nicht betrübt, ja es war beiden, als wenn ſie von einer ſchweren Laſt befreit worden wären.

Sie ſprachen nicht gern von dem Lord und von Emilien, und ſchauderten zu Zeiten in ſich hinein, als wenn ſie Geſpenſter ſähen. Die Kammerfrau Emiliens verließ das Schloß, der alte Kammerdiener des Lords, ein Katholik, wurde von dem Woiwoden in Dienſte genommen.

Eines Tages bat James, dies war ſein Name, den Woiwoden auf das Inſtändigſte, Seelenmeſſen für ſeine verſtorbene Herrſchaft leſen zu laſſen, wenn es auch Proteſtanten geweſen wären.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ ſetzte er hinzu, „aber mir grauſet, wenn ich an meinen Herrn gedenke, und noch bei ſeinen Lebzeiten meinte ich oft, in ihm ſchon ein Geſpenſt zu ſehen, das wieder zurück auf die Erde gekommen ſey, nachdem es lange im Grabe geruht habe.“

Der Woiwode ſchwieg, aber er erfüllte die Bitte des alten Kammerdieners nicht, weil er es für Sünde hielt, Proteſtanten Seelenmeſſen leſen zu laſſen.

Zu dieſer Zeit bewarb ſich ein edler, liebenswürdiger polniſcher Graf um Faniska's Hand. Ihre Aeltern wünſchten dieſe Verbindung, und Faniska befolgte den Willen der Aeltern mit Freudigkeit, ſie ſehnte ſich hinweg aus dem väterlichen Schloſſe, wo ſie ſo oft an den verſtorbenen Lord erinnert wurde.

Die Verlobung des jungen Paares ward feſtlich begangen, doch als ſie den Ring an den Finger ſteckte, ſchauderte ſie zuſammen. Von Stund an ward Faniska bleich und immer bleicher, ihre Kräfte nahmen ab, ſie wurde zuſehends ſchwächer und glich faſt einem Skelett. Weder der Schloßarzt, noch andre berühmte Aerzte, die aus der Ferne herbeigeholt wurden, konnten Namen und

Urſache der Krankheit finden. Alle Mittel, welche ſie ihr gaben, blieben fruchtlos, und mit Schmerzen ſahen ihre Aeltern, ihr Verlobter und Stanislaus den nahen, frühen Tod ihrer geliebten Faniska.

Da fing auch Stanislaus an, auf dieſelbe Weiſe zu kränkeln, er ward zuſehends bläſſer und hinfälliger und vermochte endlich nicht mehr das Bette zu verlaſſen.

Eines Tages, als der Woiwode in ſtillen Schmerz verſunken neben ſeiner Gemahlin ſaß, meldete der Kammerdiener eine alte, arme Frau, welche dringend um Gehör flehte. Die Gräfin ließ ſie ſogleich vor ſich, und die alte Frau ſprach, nachdem ſie dem gräflichen Paare den Saum ihrer Gewänder geküßt hatte: „Verzeiht, edle Herrſchaft, wenn eine Eurer ärmſten Unterthanen es wagt, Euch rathen zu wollen; aber oft irren die gelehrteſten Aerzte, wo eine arme, alte Frau ein einfaches, heilſames Mittel weiß. Die Gräfin Faniska und der gnädige junge Herr Graf Stanislaus haben mir oft Wohlthaten erzeigt, und ſich nicht geſcheut, meine armſelige Hütte zu betreten. Mit tiefer Betrübniß habe ich von ihrer Krankheit gehört, und da ſie für alle Aerzte ein Räthſel iſt, meine ich faſt, daß Zauberei mit im Spiele iſt!“

Der Graf und ſeine Gemahlin wurden aufmerkſam, und die Frau fuhr fort: „Ich erinnre mich noch gar wohl jener ſchönen, geſpenſtigen Reiſenden, die ſich einige Wochen hier aufhielten und ſtarben. Oft ſchon hat man wahrgenommen, daß es höchſt ſchädlich iſt, wenn einem Todten ein Kleidungsſtück von einer lebenden Perſon mit in den Sarg gegeben wird, und ich rathe Euch, meine gnädigſte Herrſchaft, auf das Dringendſte, ſogleich die Leichname des Lords und ſeiner Schweſter durchſuchen zu laſſen, und findet ſich etwas von des Grafen Stanislaus oder der Gräfin Faniska Kleidungsſtücken, daſſelbe ſogleich wegzunehmen und zu verbrennen."

Der Graf gab ſogleich Befehl, die Särge zu öffnen; doch man fand nichts; alles, was die Leichname trugen, war Wäſche und Kleidung, die ihnen eigen zugehört hatte; Ringe oder Schmuck trugen ſie gar nicht, und ſchon wollte der Graf die Särge ſchließen laſſen, als das alte Weib hinzutrat, dem Leichnam des Lords den Mund aufbrach und eine ſchöne, rabenſchwarze Locke herauszog, welche der Farbe nach vom Haupte der Gräfin Faniska ſeyn mußte. Auch in Emiliens Munde fand ſich eine ſchöne braune Locke, welche ſpäter Graf Stanislaus für die ſeine erkannte.

Die Locken wurden verbrannt, und alsbald fingen die Kranken an ſich zu erholen; in vier Wochen waren ſie völlig geneſen. Faniska ward die glückliche Gemahlin ihres Verlobten, Stanislaus vermählte ſich mit einem ſchönen, frommen Fräulein; die alte Frau und ihre Kinder wurden von den Dankbaren reich beſchenkt.

Sechshundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

„Jede Provinz,“ ſagte heute der Caplan, „iſt ſtolz auf ſeinen Reichthum von Sagen. Die Rheinländer wiſſen faſt von jeder Burg am Rhein etwas zu erzählen, die Schleſier vom Rübezahl, die Thüringer vom Harze und den Brockenhexen, die Böhmen haben ihre Libuſſa und andere anmuthige und ſchauerliche Sagen, die Schotten und Irländer haben faſt auf jeden Tag im Jahre eine Sage oder ein Mährchen, die Lauſitzer aber kennen von ihren Sagen faſt keine, als die Sage vom Jungfernſprunge auf dem Oybin, obgleich namhafte Gelehrte, wie z. B. Peſchek, mehrere von der Vergeſſenheit gerettet haben. Es kommt wohl daher, weil ſie ſich für das Fremde mehr intereſſiren, und ihre eigenen Gelehrten und Schriftſteller, ſo lange ſie noch leben, immer minder anerkennen, als auswärtige. Ich kenne mehrere recht treuherzige Sagen der Lauſitz, die wegen ihrer Naivität und Einfachheit des Aufbewahrens wohl werth ſind.“

Auf die Bitte der Uebrigen erzählte der Caplan:

Der Feensmännelberg bei Oſtritz in der Oberlauſitz.

Vor alten Zeiten lebte in der Oberlauſitz ein kleines, geiſterartiges Völkchen, Feensmännel genannt. Sie wohnten tief unter der Erde im Feensmännelberge, dicht am Ufer der Neiße; ſie waren klein, braun von Farbe und ſehr beweglich, bald hier, bald da, übrigens ſehr gutmüthig und allen Guten hold und dienſtbar. Beſonders waren ſie fleißigen Spinnerinnen hold und mehrten ihr Garn.

Eines Abends ſaßen acht fleißige Spinnerinnen beim Rocken, unter ihnen eine Braut, und alle acht ſpannen fleißig. Da trat auch der Bräutigam mit andern jungen Burſchen in die Stube und der Braut Mutter, die ehrſame Frau Roſine.

Die Spindeln drehten ſich, mancher Schwank ward erzählt, manch luſtiges Liedlein geſungen. Da ſprach die Braut, indem ſie nach der Weiſe langte, um ihr Geſpinnſt zu weiſen: „ach, wenn ſich doch eins von den guten Feensmänneln auch meiner erbarmte und mir recht viel Garn beſcherte, und ſie fing an zu weiſen und das Geſpinnſt nahm kein Ende, ſie weiſte viele Stunden und hatte endlich einen ganzen Vorrath von ſchönem, feinem Geſpinnſte vor ſich.

Unter den jungen Burſchen befand ſich ein Braunſchweiger, welcher erſt vor Kurzem in die Gegend gekommen war und von den Feensmänneln nichts wußte. Er war ein Träumer und leichtgläubiger Menſch, dazu ein Sonntagskind, weßhalb er immer in dem Wahne lebte, bald einmal einen Geiſt zu ſehen, oder einen großen Schatz zu heben.

Aufmerkſam hatte er der weiſenden Jungfrau zu geſehen und fragte dann, was es mit den Feensmänneln für eine Bewandtniß habe.

„Ei, die Feensmännel ſind kleine, gutmüthige Geiſter, die im Feensmännelberge wohnen,“ ſagte Frau Roſine, „ſie geben den fleißigen Spinnerinnen, wie Ihr eben geſehen, überreich Garn auf die Spindel und Weiſe, und auch gegen den, welcher Geld von ihnen begehrt, ſind ſie keinesweges karg.“

„Ja wohl,“ rief Anne, eine hübſche, muthwillige Dirne mit einem allerliebſten Stumpfnäschen: „wollt Ihr reich werden, ſo geht nur in der Chriſtnacht zum Feensmännelberge, da öffnet ſich der Berg in dem Augenblicke, in welchem der Pfarrer zu Oſtritz in der Chriſtmeſſe vor dem Altar ſteht und die Hoſtien in Jeſu wahren Leib verwandelt. Geht alſo nur dahin, und kommt Ihr mit einem Hut voll gemünzten Goldes wieder, ſo mögt Ihr immerhin um mich freien.“

„Spottet nur, ſchöne Dirne!“ verſetzte lächelnd der Burſche, „was Ihr hier von dem Schatze ſagt, kann ſich erfüllen, und wenn ich dann komme, um Euch zu werben, ſo ſeyd verſichert, daß ich mich mit keinem Korbe abſpeiſen laſſe.“

Alle lachten, Anne am lauteſten, auch Ulrich, der junge Burſche, aber ihm ging es nicht recht vom Herzen, denn er dachte ſchon daran, wie er es anfangen wolle, in den Berg zu kommen, und ſeufzte darüber, daß die Bäume noch nicht einmal in voller Blüthe ſtanden, er alſo noch lange auf die Chriſtnacht zu warten habe.

Sechshundert acht und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Endlich wehte der Wind über die Stoppelfelder, der hübſchen Braut Hochzeitfeſt war vorüber, die Martinsgänſe waren verzehrt, und das Mehl zu den Chriſtſtollen, in jener Gegend Chriſtbrote genannt, wurde herbeigeholt.

Die Chriſtnacht brach herein, und ſtill und heimlich ging Ulrich durch den tiefen Schnee nach dem Feensmännelberge. Er hatte noch nicht lange gewartet, als der Berg ſich öffnete, und muthig ſchritt der neugierige Ulrich durch die Thüre des Berges hinein in ſein Inneres.

In der Mitte des Berges ſtand ein großer, runder Tiſch, um welchen an ſechzig Feensmännel in erdfarbenen Kleidern ſaßen. Jedes hatte ein Häufchen Geld vor ſich, und auf der Mitte des Tiſches lag ein großer Haufen Gold.

Ulrich wollte eben eine Bitte an die Feensmännel wagen, da gewahrte ihn eines derſelben und rief ihm zu:

„Greif ein' Griff,
Streich ein' Strich
Und packe Dich!“

Ulrich ließ ſich dies nicht zweimal geſagt ſeyn, er that, was ihm das Männel geheißen hatte, und lief dann eilig aus dem Berge.

Als er am andern Morgen ſeinen Schatz beſah, fand er lauter blanke Randdukaten, die hinreichend zum Ankaufe eines Bauerngütchens waren.

Er heirathete die hübſche Anne, und ſeine Kindeskinder noch ſegneten die Feensmännel.

Eine andre Sage hat die Lauſitz noch, welche mir immer ſehr wohlgefallen hat.

Der Schalkſtein.

Im Walde, unweit der Häuſer, die jetzt den Namen Neujohnsdorf haben, ſteht ein kegelförmiger Fels, der Schalkſtein. In dieſem Berge liegt ein ungeheurer Schatz verborgen, deſſen Stelle Niemand weiß. Aber in der Johannisnacht erblüht dort oben eine Blume, und wer ſo glücklich ſeyn wird, ſie zu ſehen, dem iſt der Schatz beſtimmt. Man erzählt davon: Vor einer Reihe von Jahren kam ein reicher, ſchöner, gelehrter, aber bei allen Vorzügen und Glücksgütern mit ſich ſelbſt unzufriedener Mann in die Lauſitz. Er hatte ſchon die ſchönſten Gegenden Europa's geſehen, und wollte nun auch die blühende, an romantiſchen Gegenden ſo reiche Provinz Lauſitz kennen lernen. Es lag ſogar in ſeinem Plane, ſich, wenn es ihm da gefalle, daſelbſt anzukaufen. Er durchſtreifte ſie, aber ſein gewöhnlicher Mißmuth verließ ihn nicht, und ſchon wollte er dieſe Provinz wieder verlaſſen, da hörte er von der Blume ſprechen, und weil er das Abenteuerliche liebte, nahm er ſich vor, in der Johannisnacht den Schalkſtein zu beſteigen und auf das Erblühen der Blume zu harren.

Tief im Thale, in der ſchlechteſten Hütte, lebten drei Menſchen, die beinahe ſo unzufrieden waren, wie der reiche Mann, nur daß ſie mehr Urſache dazu hatten.

Der Bewohner derſelben war früher ein angeſehener Kaufherr geweſen; aber Krieg, Raubritter, welche ihm ganze Frachtwagen voll Waaren geraubt hatten, und falſche Spekulationen, koſteten ihm ſein ganzes Vermögen. Niemand verlor bei ihm, und er behielt nichts übrig, als eine kleine Summe, von welcher er ſich eine Hütte und ein Stückchen Acker kaufte, welches er mit ſeinem Weibe und ſeiner Tochter Roswitha bearbeitete. Er wollte nicht mehr als armer Mann in der Stadt leben, wo er es ſo vielen ſeiner Jugendfreunde an Pracht und Wohlleben hatte zuvorthun können, und beſchloß, ſeine Tage in ſtiller Einſamkeit zu beſchließen.

Der Caplan unterbrach ſeine Erzählung mit dem Verſprechen, ſie morgen fortzuſetzen.

Der Arzt ſagte: „von den Feensmänneln habe ich ſchon gehört; die drolligen Geſellen konnten das Geläute der Glocken nicht hören, und zogen fort, als Glocken in die Gegend kamen. Sie verſprachen, nach Abſchaffung der Glocken wieder zu kommen, und verhießen auch dann beſſere Zeiten.

Sechshundert neun und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr der Caplan fort:

Die ſchöne Roswitha wünſchte ſich bisweilen wohl auch wieder in das ſchöne Haus in ihrer Vaterſtadt, in dem ſie geboren war, zurück; aber, nach Art der Jugend, war ſie heiter und nur dann bekümmert, wenn ſie ihren Vater ſeufzen hörte und ihre Mutter weinen ſah.

Sie bearbeitete den Acker und ſpann gar fleißig; aber dennoch gewann ſie damit nicht ſo viel, um ihrem Vater einen Trunk Wein holen zu können, den der ſchwache Mann ſo ſehr bedurfte, ſich ſo oft wünſchte.

Da hörte auch ſie von dem Schatze im Schalkſtein ſprechen und von der Blume, die in der Johannisnacht auf der Stelle erblühen ſollte, wo der Schatz läge, und, von Kindesliebe getrieben, machte ſie ſich in der Johannisnacht auf und ging, ohne ſich umzuſehen, mit eilenden Schritten den Schalköſtein hinauf. Dort bückte ſie ſich zu allen Blumen nieder, doch keine war ihr unbekannt, und nirgends ſah ſie die Blume, welche nach der Beſchreibung, die ſie davon gehört hatte, zart und roſig blühen ſollte.

Ermüdet ſetzte ſie ſich unter einem Baume nieder und ſchlief in wenig Minuten unter dem Schutze Gottes.

Auch der unzufriedene Reiche hatte, als die Nacht hereinbrach, den Schalköſtein beſtiegen und alle Blumen gemuſtert, die im Strahle des Mondes ihm entgegenleuchteten.

Da waren Ringelblumen, blaue Glocken, Butterblumen, Johannisblumen und Gänſeblümchen; aber die wunderbare Blume gewahrte er nirgends, und ſchon wollte er verdrießlich wieder in das Thal hinabſteigen, da ſah er etwas Weißes durch das Grün der Blätter ſchimmern, und als er näher kam, gewahrte er die ſchlummernde Jungfrau und ſah ihr holdes, vom Mond beſtrahltes Antlitz im Mooſe ruhen, wie eine Blumenknoſpe.

Leiſe ſetzte er ſich zu ihren Häupten und hörte, wie ſie im Schlafe flüſterte:

Thu ich Abends ſchlafen gehn,
Vierzehn Engel mich umſtehn.
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei zu meiner linken Hand,
Zwei zu meiner rechten Hand.
Zweie, die mich decken,
Zweie, die mich wecken.
Zwei, die mich führen in's Himmelreich
Und machen mich den Engeln gleich!

Und ehrerbietig blieb der Herr bei ihr ſitzen, die ganze Nacht, ihren Schlaf zu bewachen.

Als am Morgen die Sonne hinter den Bergen aufging, röthete ſich der Schlummernden Antlitz, und ſie öffnete ihre Augen, wie eine Blume den Kelch. Da ſie den fremden Mann gewahrte, erſchrak ſie; doch er redete ihr liebreich zu, und ſie ſagte mit holder Schüchternheit: „Denket, werther Herr, wegen meines Hierſeyns nichts Uebles von mir, ich habe arme, alte Aeltern und bin hierher gekommen, um die wunderbare Blume blühen zu ſehen, die den Schatz verkündet.“

Da ſprach der reiche Mann tiefbewegt: „Auch ich bin hierher gekommen, die ſchöne Blume blühen zu ſehen, die glücklich machen ſoll, und je länger ich hier vor Euch ſtehe und in Euer Antlitz ſehe, deſto klarer wird es mir, daß Ihr die Blume ſeyd, die mir beſchieden iſt als Schatz.“

Roswitha erröthete, aber er ſprach, indem er ihre Hand faßte, gar eindringlich: „Meine liebe, werthe

Jungfrau, wir fanden uns in heiliger Nacht hier oben auf dem Berge, dem Himmel ſo nahe, uns hat der Himmel zuſammengeführt. Ich liebe Euch, ja ich fühl's: ich werde Euch zugethan ſeyn bis an das Ende aller Tage; ſchaut mir in's Angeſicht und ſagt, ob Ihr mich wohl lieben könnet und die Meine ſeyn?"

Roswitha reichte ihm verſchämt die Hand, und ſie gingen zuſammen in's Thal zu ihren Aeltern.

Der reiche Mann ward Roswitha's Mann und ihre Aeltern wurden wieder glückliche Menſchen.

Der Schatz aber liegt noch im Schalkſteine bis auf den heutigen Tag.

Sechshundert und achtzigſte Nacht.

Als heute der Maler dem Kaſtellan begegnete, ſagte er, ihn bei Seite ziehend: „Beſter Alter, iſt es Ihnen möglich, ſo kommen Sie jetzt einmal mit mir; ſie müſſen mir etwas erklären."

„Herzlich gern ſtehe ich Ihnen zu Dienſten," ſprach der Kaſtellan, „ich folge Ihnen ſogleich." Der Maler führte den Kaſtellan über einige Koridors in ein abgelegenes Gemach, deſſen Moderduft verrieth, daß es lange nicht ge[illegible] worden ſey, und ſprach, auf zwei Portraits deutend: „Da habe ich zwei alte, aber von einem Meiſter gemalte

Portraits geſehen, ſind es Familienportraits? Faſt möcht' ich es glauben, denn dieſes Portrait hier hat außerordentliche Aehnlichkeit mit des Freiherrn Antlitze."

„Mein Gott, lieber Herr!" ſagte der Kaſtellan verlegen, „wie ſind Sie denn in das abgelegene Gemach gekommen, was allen Menſchen verſchloſſen iſt?"

Der Gefragte erwiederte: „Fräulein Alma war vorhin hier in der Nähe, mit einem großen Schlüſſelbünde, um Leinwand aus einem Schranke zu holen. Da ſagte ſie, auf dies Zimmer deutend: in dieſes Zimmer bin ich ſeit meiner früheſten Kindheit nicht gekommen; ich folgte einmal dem Kaſtellan hierher, und fürchtete mich nachher vor den vielen Gemälden, die ich hier ſah."

„Gemälde?' rief ich, ſie lächelte. „Vielleicht paßt dieſer alte, verroſtete Schlüſſel," ſagte ſie und reichte mir ihn; ich probierte, der Schlüſſel paßte, und ich kam hinein. Dieſe Portraits ſind köſtlich gemalt, voll Charakter und Farbenfriſche. Hier dieſer dem Freiherrn ſo ähnliche Kopf, wie ernſt, wie ausdrucksvoll iſt das Geſicht, und hier das friſche Jünglingsantlitz, dem Leichtſinn und Gutmüthigkeit aus den Augen ſieht, ich wollte, ich hätte es gemalt. Aber dieſe Portraits müſſen in den Ahnenſaal, wohin ſie augenſcheinlich hingehören; ich glaube, der Freiherr hat nicht einmal bemerkt, wie viel ſie werth ſind, und will ſogleich damit hin zu ihm." —

„Um Gotteswillen nicht," fiel ihm der Kaſtellan in's Wort, „das könnte den Freiherrn, an deſſen volle Geneſung ich überhaupt noch nicht glaube, auf's Neue niederſchlagen; er iſt noch düſter genug. Uebrigens bitte ich Sie, daß Sie, ſo lange Sie auf dem Schloſſe ſind, dieſes Zimmer nicht erwähnen, auch dem Fräulein Alma ſagen, ſie ſolle in ihrer Unſchuld ja nicht von dieſem Zimmer plaudern.“

„Sie machen mich in Wahrheit ganz begierig, zu erfahren, was es mit den beiden Portraits für eine Bewandtniß hat,“ ſagte Reiner.

Indem kam Eduard an dem Zimmer vorbei, hörte ſprechen und trat hinein.

Auch er betrachtete mit vieler Theilnahme und mit der Freude des Kunſtkenners die beiden ſchönen Portraits, und zog dann noch zwei beſtaubte Gemälde aus einem Winkel hervor.

Der Maler wiſchte den Staub von denſelben und ſah zwei herrliche Frauenbilder.

Eine der Frauen war altdeutſch gekleidet, im Reifrock, das blonde Haar gepudert und hoch auftoupirt, doch wurde ſelbſt durch dieſe ungrazieuſe, ja faſt lächerliche Tracht, ihr mildes, edles Antlitz, dem ein ſanftes blaues Augenpaar einen rührenden Charakter gab, nicht entſtellt.

Die andere Frau war in einem himmelblauen, idealiſchen Gewande gemalt. Ihr ſchönes ſchwarzes Haar floß frei auf die ſchneeweißen Schultern, aus ihren ſchwarzen Augen blitzten Geiſt und Leben und der Mund wölbte ſich wie zum Kuſſe

„Und dieſe herrlichen Frauenköpfe, welche die Zierde jeder Gemäldegallerie, wie der Schmuck des Ahnenſaales ſeyn würden, ſollen hier ungeſehen im Staube liegen?“ rief zürnend der Maler; wenigſtens dieſe Bilder müſſen gerettet werden!"

„Ach Gott, dieſe Frauen ſind an allem Unglücke Schuld!" ſeufzte der Kaſtellan. „Wären ſie nicht geweſen, wäre Manches ungeſchehen geblieben, und der Freiherr wäre vielleicht nicht der Letzte ſeines Stammes."

Jetzt war auch Eduard aufmerkſam geworden, und drang in den Kaſtellan, ihm etwas Näheres über die Perſonen mitzutheilen, welche dieſe Portraits vorſtellten.

Der Kaſtellan machte Einwendungen; doch als Eduard ſtärker in ihn drang, ſprach er: „Wenn Sie befehlen; freilich — da Sie der Eidam des Freiherrn werden; — nur weiß ich nicht —" hierbei blickte er verlegen auf den Maler.

„Dieſer Herr iſt ein aufrichtiger, treuer Freund des Hauſes Runſitten," ſagte Eduard, „und es iſt beſſer, er erfährt vielleicht eine Schuld der Ahnen von meiner Alma Vater, als daß er den Freiherrn ſelbſt für ſchuldig halte."

„Nun denn," antwortete der Kaſtellan, „ſo will ich Ihnen berichten, was ich weiß. Morgen, nach dem Nachteſſen, will ich auf Ihr Zimmer kommen, gnädiger Herr, und Ihnen alles mittheilen. Sie werden es nicht verrathen."

Sechshundert ein und achtzigſte Nacht.

Heute erzählte der alte Kaſtellan, als er mit den beiden Herren allein war:

Der aſtrologiſche Thurm.

Bald nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges lebte auf ſeinem alten Stammſchloſſe, hart am Geſtade der Oſtſee, Conrad, Freiherr von Runſitten.

Er war ein ernſter, finſterer Herr, der die Menſchen floh, und ſelbſt ſeine beiden Söhne, Rudolph und Franz Hubert, ſeit ihrer Kindheit nicht geſehen hatte. Beide Jünglinge lebten getrennt von dem Vater, getrennt von einander, unter der Aufſicht zweier alter, grämlicher Hofmeiſter. Rudolph in Deutſchland, Franz in Italien, ſo daß Graf Conrad, da ſeine Gattin ſchon ſeit mehreren Jahren verſtorben war, einſam nur mit weniger Dienerſchaft auf Runſitten hauſete.

Aber ſelbſt von ſeiner Dienerſchaft erblickte ihn faſt nie Einer, außer Daniel, der Kaſtellan des Schloſſes, ein Greis von 60 Jahren, faſt eben ſo finſter und einſylbig, als der Freiherr ſelber. Dieſer allein wußte auch nur um den Grund, weswegen der Freiherr getrennt lebte von ſeinen Söhnen, und weshalb er dieſe ſelbſt getrennt hielt ſeit dem Tode der Freifrau. Conrad nämlich war den geheimen Wiſſenſchaften und beſonders der Aſtrologie ergeben, und wollte in den Sternen geleſen haben: daß, wofern ſeine Söhne noch bei ſeinen Lebzeiten auf Rumſitten zuſammen weilen würden, daraus unter ihnen Todtfeindſchaft entſtehen und ſolche das Erlöſchen ſeines Stammes herbeiführen müſſe.

Dem wollte er vorbeugen, und ſo durften ſeine Söhne auch ſelbſt dann noch nicht, als ſie zu Männern gereift, der Aufſicht ihrer Hofmeiſter entwachſen waren, der väterlichen Burg, ja nur der Gegend ihrer Heimath ſich nahen. Rudolph mußte in Deutſchland, Franz in Italien bleiben, und der alte Freiherr beſtand um ſo ſtrenger auf Erfüllung dieſes Befehls, als bei einem kurzen Zuſammenſeyn der beiden Brüder ſogleich Zwieſpalt und eine gegenſeitige dauernde Erbitterung entſtanden war.

Immer düſterer ward dadurch die Stimmung des alten Freiherrn, zumal auch die Sterne, welche er jetzt häufiger, denn je um Rath befragte, ihm nur drohende und beſorgliche Antworten gaben. Er ſann und grübelte, wie er es anfangen möge, das feindliche Geſchick, welches über ſeinem Stamm waltete, zu beſiegen, daß mindeſtens nach ſeinem Tode die Gefahr glücklich vorübergeführt werde. Er ſchloß ſich in ſeinen aſtrologiſchen Thurm ein, zu dem ein nur ihm und dem alten Daniel bekannter Eingang im Innern des Schloſſes führte.

Hier experimentirte, berechnete und grübelte er

Mondenlang, bis er endlich das rechte Mittel gefunden zu haben glaubte. Er verließ den aſtrologiſchen Thurm, verſchloß ſich mit dem alten Daniel in ſein Cabinet, und am andern Tage ſah man früh Morgens einige Notarien, ſo wie die Gerichtsbehörden des Dorfes nach dem Schloſſe ziehen, welches ſie erſt ſpät in der Nacht wieder verließen. Niemand erfuhr, was ſie dort geſollt, noch getrieben hatten; denn durch einen heiligen Eid hatten ſich alle dem alten Freiherrn verpflichten müſſen, nie ein Wort von dem, was er ihnen geſagt, noch wozu ſie ihm behülflich geweſen, zu verrathen.

Seit dieſer Zeit lebte Conrad, Freiherr von Runſitten, wo möglich noch zurückgezogener, als ſonſt. Er verließ oft ſeinen aſtrologiſchen Thurm mehrere Monden nicht, und ließ ſelbſt den alten Daniel nicht mehr zu ſich eintreten. Durch einen Schieber in der Thurmthüre empfing er dann von dieſem, ſeinem einzigen Vertrauten, ſeine Nahrung und ſonſtigen Bedürfniſſe, ohne ein Wort mit ihm zu wechſeln, und unter dem Schloßgeſinde ging die geheime Rede, der alte Herr arbeite jetzt mit aller Macht daran, den Stein der Weiſen und die Lebenstinktur zu finden.

„Wenn ihn nur der böſe Feind nicht bethört!“ murmelten die Diener unter einander, als ſie die kummervolle Miene gewahrten, mit der der alte Daniel im Schloſſe umherſchlich. „Gewiß hat der Herr diesmal ein großes Wagniß unternommen.“

Sie wurden in dieſer Meinung beſtärkt, als Daniel, der einſtmals ihrer Rede lauſchte, ihnen zornig gebot, zu ſchweigen und ſich nicht um Dinge zu kümmern, welche allein der Herr zu vertreten habe.

Es war zu Anfang November, als der alte Freiherr ganz unerwartet den aſtrologiſchen Thurm verließ, und zwar mit gänzlich verändertem Weſen. Sein Angeſicht war freundlich, ſein ſonſt erloſchnes Auge glänzte m jugendlichen Feuer, ſeine Haltung war ſtolz und räftig. — „Bald iſt das große Werk vollbracht,“ rief r mit tönender Stimme dem alten Daniel zu, — „und ein iſt der Sieg.“ —

Sodann rief er ſeinen Kammerdiener, welcher ſeit ielen Jahren ſeinen Dienſt nicht hatte verſehen dürfen, nd ließ ſich von dieſem kleiden in ſeine köſtlichſten Feſt- ewänder. Sodann packte er ſelbſt alles, was an Ju- elen und ſonſtigen Kleinodien im Familienſchatz vor- anden, zuſammen, und ließ es durch Daniel in den ſtrologiſchen Thurm ſchaffen.

Abends, um die neunte Stunde, begab er ſich ſelbſt ieder hinauf, und verriegelte hinter ſich alle Thüren. evor er den Daniel entließ, befahl er ihm noch: am ndern Morgen früh ſeiner in ſeinem Cabinette zu har- n, wo er dann ihm wichtige Befehle ertheilen wolle.

Hier brach der Erzähler ab, da es ſchon Mitternacht lug.

Sechshundert zwei und achtzigste Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der alte Daniel ging hinab in die Geſindeſtube, um den Leuten zu ſagen, daß ſie ſich zur Ruhe begeben ſollten, wie er immer zu thun pflegte, wenn er wußte, daß der alte Freiherr irgend etwas Wichtiges in dem aſtrologiſchen Thurme verhatte. — Eben wollten die Leute dieſem Befehle nachkommen, als ein fürchterlicher Knall geſchah und das ganze Schloß in ſeinen Grundfeſten zu erbeben ſchien. Alle ſtanden ſchreckensbleich und zitternd da, und wagten es eine Zeit lang nicht, ſich zu regen, bis endlich Daniel wie raſend emporfahrend ausrief: „Mir hat es geahndet! Es iſt um ihn geſchehen!“ und ſomit aus dem Gemache ſtürzte. Alle eilten ihm nach die Treppe hinauf, durch die Gallerie, bis zu jener kleinen Pforte von Eiſenblech, welche den Eingang zu dem aſtrologiſchen Thurm verſchloß. — Die Pforte war von innen verſchloſſen und verriegelt; in Todesangſt rief Daniel nach Brechſtangen, ſie wurden gebracht, und die Pforte wurde geſprengt.

Da zeigte es ſich denn, daß das Innere des Thurmes in ſich ſelber zuſammengeſtürzt ſey. Ein dicker Qualm ſtieg auf aus der Tiefe, wo ein ſchwacher falber Schein ſo eben erloſch. Kein Zweifel, daß irgend ein mißlungnes alchymiſtiſches Experiment das Unglück veranlaßt hatte, obwohl die Dienerſchaft, den alten Kaſtellan ausgenommen, etwas ganz anderes dachten, und auch im Dorfe gar grauſige Sagen über das plötzliche, unheimliche Ende des alten Freiherrn umliefen.

Es war unmöglich, den Schutt ſogleich aus dem engen, tiefen Thurme herausſchaffen zu laſſen, und ſo den Leichnam des alten Freiherrn zu Tage zu fördern. Auch wollte der alte Daniel ſolches durchaus nicht zugeben, bevor nicht die Söhne auf Runſitten zugegen ſeyen, da der Freiherr den ganzen Familienſchatz, in ſo weit derſelbe aus Juwelen und ſonſtigen Kleinodien beſtand, mit ſich in den Thurm genommen habe.

„Die Söhne ſelber mögen nach dem Schatze und nach des Vaters Gebeinen graben,“ ſprach er, „wenn ſie's nicht für angemeſſener halten, beide ruhen zu laſſen.“

Den Söhnen wurde nunmehr von Gerichtswegen der Tod des Vaters angezeigt, und Beide aufgefordert, ſich unverzüglich auf Schloß Runſitten einzufinden, um des Vaters letzten Willen, wie ſolcher in einem vorgefundenen Teſtament enthalten ſey, zu vernehmen.

Der jüngere Bruder, Franz Hubert von Runſitten, traf zuerſt ein, nur von einem Reitknechte begleitet. Es war ein ſchöner, feuriger, junger Mann, der ſogleich den alten Kaſtellan für ſich einzunehmen wußte, da er ſich gütig, offen und vertrauungsvoll bewies.

Franz, der noch nichts Näheres von dem Tode ſeines Vaters wußte, erſchrak nicht wenig, als er von Daniel alle Umſtände, welche denſelben begleitet hatten, erfuhr, ſo wie auch den muthmaßlichen Inhalt des Teſtaments, wonach der alte Freiherr ein Majorat geſtiftet habe, dem zu Folge ſeinem älteſten Sohne alle liegenden Güter gehören, und der Jüngere nur drei Viertheile des baaren Geldes, ſo wie den Schmuck ſeiner Mutter erhalten ſollte.

„Ich bin ein Bettler, wenn Du wahr redeſt,“ rief Franz verzweifelnd, „unglücklich für mein ganzes Leben! Wiſſe, ich liebe die Tochter eines edlen deutſchen Hauſes, mit der ich in Italien bekannt wurde, und ihre Angehörigen legten unſerer Liebe kein Hinderniß in den Weg, da ſie feſt überzeugt ſind — wovon auch ich bis jetzt überzeugt war — daß mein ſey die Hälfte der Herrſchaft Runſitten. Aber jetzt — werden ſie dem Bettler die reiche Erbin geben? Und was bin ich, als ein Bettler, wenn das fluchwürdige Teſtament vollzogen wird? — Du ſelbſt ſagſt es: mein Vater habe viele Tauſende verſchwendet in den vergeblichen Experimenten, die Goldtinktur und den Stein der Weiſen zu finden, und was der Familienſchatz enthielt, liegt begraben mit ihm unter den Trümmern des unheimlichen Thurms und iſt vielleicht eine Beute böſer Geiſter. — Was bleibt mir alſo? — —“

Umſonſt ſuchte Daniel ihn zu beruhigen und ihn zu tröſten, indem er ihm ſagte: wie ſein Bruder Rudolph gewiß nicht ſo hartherzig ſeyn werde, auf ſtrengen Vollzug des Teſtaments zu beſtehen. —

„Meinſt Du," entgegnete Franz mit grimmigem Lachen; „das weiß ich beſſer, Alter, ſeit ich weiß, daß mein Bruder ſchon ſeit Jahren heimlich vermählt iſt mit einem blutarmen Fräulein, daß er ſchon Vater eines Knaben, und daß er — weil unſer Alter nichts von ſeiner Verbindung wußte und nichts wiſſen durfte — tief verſchuldet iſt. Denn wovon ſollt' er Weib und Kind erhalten in ſeiner Abhängigkeit; wie wenig uns der Alte gab, weißt Du. — Auch will ich nichts geſchenkt von dieſem Rudolph, der mir bei unſerer erſten und einzigen Zuſammenkunft ſeit unſerer Kindheit ſchon zeigte, was ich dereinſt an ihm für einen geſtrengen Sittenrichter haben würde."

So redete Franz und klagte er, daß es den alten Daniel faſt erbarmte, und er beſchloß, dem Freiherrn Rudolph, ſobald derſelbe eintreffen würde, den eigentlichen Willen ſeines verſtorbenen Vaters zu eröffnen.

Dieſer war kein anderer geweſen, als durch das unglückliche Experiment, welches ihm den Tod brachte — (auf deſſen glückliches Gelingen der alte Freiherr aber mit Gewißheit gerechnet hatte) — ſeinen Söhnen ein bedeutendes baares Vermögen zu gewinnen, ſo, daß ihnen nicht nur alles wieder erſetzt worden wäre, was der alte, für geheime Wiſſenſchaften eingenommene Mann in alchymiſtiſchen Verſuchen verſchwendet hatte, ſondern daß auch namentlich Franz in Beſitz eines Vermögens gekommen wäre, was gereicht haben würde, fern von dem Stammſchloſſe Runſitten eine gleich große, reiche Herrſchaft zu erſtehen. So wollte der alte Freiherr jedem Unheile vorbeugen, das ſeine Sterne ihm geweiſſagt hatten.

Mitternacht ſchlug, und der Kaſtellan brach abermals ab, um in der folgenden Nacht ſeine Erzählung fortzuſetzen.

Sechshundert drei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nach einigen Tagen langte Rudolph auf Schloß Runſitten an. Eine hohe, edle Geſtalt, aber ernſt und ſtrenge, wie ſein Vater, dem er auch in der Geſichtsbildung glich.

Mit ihm zugleich kamen die Notarien, und bald nach ſeiner Ankunft wurden ſämmtliche Behörden der Herrſchaft Runſitten eingeladen, auf dem Schloſſe an einem beſtimmten Tage zu erſcheinen, um bei der feierlichen Eröffnung des Teſtaments gegenwärtig zu ſeyn.

Bis zu dieſem Tage wohnten beide Brüder zuſammen im Schloſſe, aber keiner ſprach ein Wort mit dem andern.

Der alte Daniel hatte ſich dem Freiherrn Rudolph nähern wollen, ihn zu begrüßen und für Franz ſeine brüderliche Liebe in Anſpruch zu nehmen; aber ſtolz und finſter hatte Rudolph die Begrüßung des alten Mannes angehört, kein freundliches Wort hatte er erwidert; — wohl aber vernahm Daniel, daß Rudolph halblaut ſeinem Kammerdiener zuraunte: „Das iſt der alte Heuchler, der meinen Vater in ſeiner abergläubiſchen Thorheit beſtärkte.“ Gekränkt war darauf der Greis zurückgetreten, weil er ſich's bewußt war, dieſen Vorwurf nicht verdient zu haben.

Der zur Eröffnung des Teſtaments beſtimmte Tag erſchien. Im Ahnenſaale des Schloſſes Runſitten, in Gegenwart aller Behörden und einer Menge Unterthanen der Herrſchaft, wurde durch einen königlichen Kommiſſair die wichtige Handlung feierlich vollzogen.

Das Teſtament — unumſtößlich durch die königliche Sanction — beſagte: daß Rudolph, älteſter Sohn des letztverſtorbenen Freiherrn Conrad von Runſitten, vom heutigen Tage an, als Majoratsherr der ganzen Herrſchaft Runſitten angeſehen werden und alle Vorrechte eines Majoratsherrn genießen ſolle.

Nebſt allen unbeweglichen Gütern der Herrſchaft Runſitten ſolle ihm noch der vierte Theil des ſich baar vorfindenden Vermögens, ſo wie die Hälfte des Familienſchatzes zufallen.

Drei Viertheile des baaren Vermögens dagegen ſollte der jüngere Sohn, Franz Hubert, Freiherr von Runſitten, erben, nebſt der Hälfte des Familienſchatzes. Damit ſolle er ſogleich nach erfolgter Theilung Schloß Runſitten verlaſſen und ſich im Auslande ankaufen, und unter keiner Bedingung nach dem Stammſchloſſe zurückkehren, ſo lange ſein älterer Bruder lebe. Nur in dem Falle, daß Rudolph ohne männliche Erben ſtürbe, ſolle die Rückkehr Franzen, als ſodannigem rechtmäßigen Stammhalter und Majoratsherrn des Hauſes Runſitten, freiſtehen.

Erfreut hatte Rudolph den Inhalt des Teſtaments angehört; ſtumm und bleich ſtand Franz da.

Rudolph empfing die Huldigung der Unterthanen und aus den Händen des alten Daniel die Schlüſſel der Burg.

„So wollen wir denn zur Theilung ſchreiten,“ ſprach er freundlich zu dem Kommiſſair und den Notarien, und faßte Franzens Hand, ihn traulich führend. Franz lächelte bitter, denn er wußte wohl, welche falſche Hoffnung jetzt ſeinen Bruder ſo heiter ſtimme.

Es war dem ſo, und erbleichend ſtarrte Rudolph die geringe baare Verlaſſenſchaft an, wovon er ſeinem Bruder drei Viertheile abgeben ſollte.

In dieſem Moment gewahrte er den alten Daniel, und auf ihn zuſtürzend und ihn hart faſſend, rief er heftig: „Du weißt um alles, Du warſt meines Vaters

Vertrauter. Geſtehe, wohin hat er ſein Vermögen verborgen, wohin kam der Familienſchatz?“ —

Der alte Kaſtellan, erſchreckt durch ſolche harte, beſchimpfende Rede, ſank vor dem jungen Freiherrn auf die Knie und rief: „O Herr, wie verfahret Ihr mit Euerm Knecht!“ —

„Des Teufels Knecht!“ rief wüthend Rudolph — „nicht der meine!“ und mit dem Fuß den alten Mann heftig vor die Bruſt ſtoßend, ſchrie er: „Bekenne, räudiger Hund! wo ſind meines Vaters Gelder und Juwelen?“ —

Von der Gewalt des Stoßes war der alte Daniel beſinnungslos zu Boden geſtürzt und wand ſich jetzt ächzend, indem das Blut ihm aus Mund und Naſe floß.

Entſetzt ſprang Franz ihm zu Hülfe, half ihm wieder auf und ließ ihn durch einige Diener in ſein Gemach bringen, während Rudolph fort und fort tobte und tauſend Verwünſchungen über den Alten ausrief.

Es gab einen heftigen Auftritt zwiſchen den beiden Brüdern; denn Franz machte dem ältern Vorwürfe über ſeine Grauſamkeit gegen einen alten, treuen Diener ihres Vaters, und Rudolph ſcheute ſich nicht, ſeinem Bruder merken zu laſſen, er halte ihn eines Einverſtändniſſes mit dem alten Heuchler für ſchuldig.

Franz griff bei dieſem Worte nach dem Schwerte; doch alſobald die Hand wieder ſinken laſſend, ſprach er mit Verachtung: „Daß Du mich einer ſolchen Niedrigkeit für fähig hältſt, zeigt für die Niedrigkeit Deiner

Geſinnung, und in dieſer Geſinnung trägſt Du Deine Strafe. Ich könnte darauf beſtehen, daß dies ungerechte Teſtament eines vom Aberglauben bethörten Vaters umgeſtoßen würde, und Du müßteſt die Herrſchaft mit mir theilen; aber der letzte Wille des unglücklichen Vaters iſt mir heilig. Gieb mir, was er mir zugeſprochen, und ich ſcheide in Frieden von Dir." Mit dieſen Worten verließ Franz ſeinen Bruder und ging hinab zu Daniel.

Sechshundert vier und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſen Abend ſetzte der Kaſtellan ſeine Erzählung fort:

Franz ging, wie geſagt, hinab zu dem alten Daniel, welcher, vom Fieberfroſt geſchüttelt, im Bette lag. Er ſetzte ſich mitleidig neben das Lager des Alten, und ſprach, als er deſſen große Gemüthsbewegung erblickte: „Gieb Dich nur zufrieden, armer Daniel, Du ziehſt morgen mit mir; denn da mein Bruder ſeinen Kammerdiener zum Kaſtellan gemacht hat, ſo dürfte Dir ſchwerlich das Gnadenbrod hier ſchmecken. Nun ein

Bauernhaus und ein Stück Feld werd' ich mir wohl kaufen können für mein freiherrlich Erbtheil. Meinem Glücke hab' ich geſagt: fahr' hin! — Da will ich denn hacken und graben und was ich habe mit Dir theilen bis an Dein Ende.“ —

Da richtete Daniel ſich auf, und ſprach, den Junker mit feurigen Blicken anſehend: „Ihr ſolltet Herr auf Runſitten ſeyn! ſo Gott! Ihr ſollt und müßt es ſeyn!“ —

„Schweig, alter Menſch!“ ſprach unmuthig Franz, indem er aufſtand; und unruhig im Gemache hin und hergehend, murmelte er: „Ja, ich muß, ich will fort! — zur Hölle mit ſolchen Gedanken! — Noch dieſe Nacht will ich fort!“

„Nein, Ihr müßt bleiben, Herr“ rief Daniel mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Kraft. — „Noch habt Ihr ja nicht all Euer Erbe erhalten! — Meint Ihr denn, Euer Bruder werde nicht nachgraben laſſen nach dem Schatze, der drunten im Thurme ruht, wo die Gebeine ſeines und Eures Vaters modern? — Die Hälfte von dem Schatze gehört Euch, und leicht dürften die Kleinodien eine Herrſchaft aufwiegen, wenn auch keine ſolche, als das alte, ſtolze Runſitten.“

Zweifelnd und mit ſich kämpfend blickte Franz den Alten an. Dieſer fragte nach einer Pauſe, matt auf ſein Lager zurückſinkend und die Augen halb ſchließend: „Wußtet Ihr ſchon früher um das Geheimniß Eures Bruders? — daß er heimlich vermählt ſey, mein' ich.“ —

„Freilich wußt' ich's," verſetzte Franz, „ſein Kammerdiener verrieth es mir. Ich gebot dem Schurken zu ſchweigen, und ſchwieg ſelbſt; denn kannt' ich nicht die Macht der Liebe? — Auch ſag' ich's frei heraus, es reut mich nicht, daß ich ſchwieg; denn wahrlich durch einen Verrath hätt' ich mein Glück nicht erkaufen mögen."

„Euer Bruder gleicht Euerm Vater," ſprach Daniel wieder, „doch nur was die äußere Bildung betrifft; denn ſo finſter und menſchenfeindlich der ſeelige Herr war, den alten Diener ſeines Vaters würde er nicht mit Füßen getreten, nicht einen räudigen Hund geſcholten haben. — Gott Gnade Euerm Bruder, daß er nicht eben ſo endet, als der alte Herr! —

„Amen!" ſprach kräftig Franz, und verließ bald darauf den alten Diener, nachdem er ihm zuvor ſein Wort gegeben hatte, nicht eher das Schloß zu verlaſſen, bevor er ſein volles, ihm gehöriges Erbtheil empfangen habe.

Er ging in ſein Zimmer, ordnete ſeine Papiere und ſchrieb verſchiedene Briefe. Endlich legte er ſich zur Ruhe.

Bald darnach, als Franz den alten Daniel verlaſſen hatte, trat der nunmehrige Freiherr von Runſitten in das Gemach des alten Dieners. Ernſt und finſter näherte er ſich dem Bette, und ſprach, indem er ſich bemühte, den ſtrengen Ton ſeiner Stimme möglichſt zu mildern: „Wenn ich zu hart mit Dir verfuhr, Alter, ſo haſt Du Dir das ſelber zuzuſchreiben. Ich weiß, Du warſt der einzige Vertraute meines Vaters; ich weiß, Dir iſt's bekannt, wohin er ſein baares Vermögen und den Familienſchatz verborgen hat. Mir, dem rechtmäßigen Erben und Herrn von Runſitten hätteſt Du alles dies ſogleich bei meinem Eintritt entdecken ſollen und nicht meinem jüngern Bruder, Du ungetreuer Knecht. Doch ich will Dir verzeihen, wenn Du jetzt mir alles getreu und wahr erzählſt, und Du magſt ſodann bis an Deinen Tod das reichliche Gnadenbrod in dieſem Schloſſe verzehren. Doch hoffe nicht, mich zu hintergehen — die Folter würde Dir ſonſt das Geſtändniß entreißen, und wie einen Hund würde ich Dich über die Schwelle meines Schloſſes peitſchen laſſen."

Da ſchaute Daniel den Freiherrn mit ſeltſamen Blicken an und ſprach: „Was Ihr mit mir beginnen wollet, ſteht bei Euch. — Was mich betrifft, ſo weiß ich, daß keine Folter mir ein Geſtändniß entreißen würde, das ich nicht freiwillig Euch zu machen geſonnen wäre. — Vernehmet und beherziget wohl, was ich Euch ſage; es iſt, bei dem allwiſſenden Gott, der Eure und meine Tage gezählt hat, alles, was ich zu ſagen weiß."

„Ob Euer Vater noch irgendwo baares Geld verborgen hat, iſt mir durchaus unbekannt — ich möcht' es kaum glauben — denn große Summen koſteten ihm ſeine Experimente, den Stein der Weiſen und die Goldtinktur aufzufinden. Doch erwähnte er allerdings einmal, wie er einen heiligen theuern Eid gethan, das — wie Ihr wißt, große Vermögen Eurer Frau Mutter nimmer anzugreifen. Wo aber hierüber Auskunft zu erlangen, iſt mir unbekannt, vielleicht daß in ſeinen Papieren ſich darüber Aufſchlüſſe finden. Was ſich aber in dem Familienſchatz an Juwelen und ſonſtigen Kleinodien befand, mußte ich auf ſeinen Befehl in den aſtrologiſchen Thurm ſchaffen, bevor er zum letzten Male ihn betrat. In dieſem zuſammengeſtürtzten Thurm, deſſen äußere Mauern wunderbarer Weiſe ohne die mindeſte Verletzung ſtehen blieben, ruht neben Euerm Vater der Schatz. Das iſt alles, was ich zu ſagen weiß.

Rudolph ſtand einige Minuten da — dann verließ er ohne ein Wort zu reden das Gemach.

Sechshundert fünf und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Rudolph — ſo erzählte der alte Kaſtellan in dieſer Nacht — Rudolph ging in das geheime Studierzimmer ſeines Vaters und ſah nochmals alle Papiere, von denen er irgend muthmaßte, daß ſie ihm Aufſchluß geden könnten, durch. Allein umſonſt, er fand nichts, gar nichts. Ein geheimes Schubfach fehlte, und ihm kam der Gedanke, daß eben dies die geſuchten Papiere enthalten haben möge. Wie, wenn der Vater ſie, gleich den Juwelen und andern Kleinodien mit ſich in den aſtrologiſchen Thurm genommen hätte. Dieſe Muthmaßung wurde ihm immer mehr und mehr zur Gewißheit und ſein Entſchluß ſtand feſt: „Schon Morgen laſſe ich den Thurm abtragen!“ rief er, und warf ſich in großer Aufregung angekleidet auf ſein Lager. Aber kein Schlaf kam in ſeine Augen. „Wie, wenn eben mein Bruder dieſe Nacht benutzte,“ dachte er, „Daniel wird ihn alles verrathen haben!“ Er ſprang wieder auf, eine ſeltſame Unruhe erfaßte ihn und trieb ihn von hinnen dem verhängnißvollen Ort zu, er ergriff das Licht, den Schlüſſelbund und eilte in die Gallerie.

Da ſtand er jetzt vor der Eiſenpforte, welche zu dem Grabe ſeines Vaters und dem Platze führte. Mit bebender Hand ſchloß er die Thüre auf: Ein kalter Grabeshauch wehte ihn an aus der Tiefe, er ſchauderte. Da ſchlug die Schloßuhr Mitternacht, und unwillkührlich die Hände zum Gebet faltend, ſank er vor der offnen Pforte auf die Knie.

Plötzlich hörte er hinter ſich ein Geräuſch wie von leiſen Fußtritten; er ſchaute ſich um, und hinter ihm ſtand im ſchlotternden Nachtgewande der alte Kaſtellan, die bleichen Züge des Geſichts grauſig verzerrt, und die funkelnden Augen feſt auf ihn gerichtet.

Der Freiherr wollte aufſpringen, die Glieder verſagten ihm den Dienſt, und ſo in knieender Stellung ſtammelte er erſchreckt: „Daniel! — Daniel — was machſt Du in ſo ſpäter Zeit vor dieſer Thür.“ —

Da lachte Daniel, daß es furchtbar durch die Gallerie gellte: „Hinab mit Dir zur Hölle räudiger Hund!“ und ſchleuderte mit einem gewaltigen Fußſtoß den Freiherrn hinab in die Tiefe.

Ein ſchwerer Seufzer tönte bei dieſen Worten des Erzählers durch das Gemach, eben ſchlug es Mitternacht. Der Kaſtellan erbleichte und flüſterte: „Heute kein Wort mehr!“

Sechhundert ſechs und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute erzählte der Caſtellan weiter.

Am andern Morgen fand man vor der geöffneten Pforte den Leuchter des Freiherrn Rudolph in dem Schloß der Pforte, ſein Schlüſſelbund — nichts ſchien gewiſſer, als daß er den Thurm habe unterſuchen wollen, und ſchwindelnd in die Tiefe geſtürzt ſey.

Franz hatte eine Unterredung mit Daniel — er hatte keine Ahnung von dem Morde ſeines Bruders, und ſo ward es dem Mörder leicht ihn zu bereden, der Wittwe ſeines Bruders zu ſchreiben, daß — da ihre Verheirathung mit dem Freiherrn Rudolph von Runſitten ohne Wiſſen des Vaters noch ſonſt eines Gliedes der Familie vollzogen worden, Ihr Sohn keine Anſprüche auf die Erbſchaft habe, daß er Franz ihr aber ſo wie auch ihrem Sohne ein bedeutendes Jahrgeld ausſetzen wolle, wenn ſie unverzüglich ſchriftlich erkläre, daß Sie an die Erbſchaft von Runſitten keine ferneren Anſprüche mache, noch je machen werde. Die unglückliche Wittwe, welche durchaus keine Mittel beſaß, einen koſtſpieligen Prozeß zu führen, ſo wie auch nicht Kenntniß genug, um zu wiſſen, ob ſie es wagen dürfe, gegen vielvermögende ferne Verwandte ihre Rechte geltend zu machen, bewilligte alles und ſandte die verlangte Erklärung, worauf ſie richtig alljährlich die ihr und ihrem Sohne bewilligte Summe erhielt.

Franz war nun wirklicher Herr von Runſitten. Er ließ ſogleich den aſtrologiſchen Thurm abbrechen und die Leiche ſeines Vaters und ſeines Bruders mit fürſtlicher Pracht beſtatten; denn nicht nur der Familienſchatz, ſondern auch das ganze Vermögen ſeiner Mutter, ſo wie beträchtliche Summen in Verſchreibungen hatten ſich bei Aufräumung des Schuttes gefunden. Aber der Ort, wo ſein Vater und ſein Bruder auf ſo plötzliche gewaltſame Art geendet, erfüllte ihn mit

Grauen; er übergab dem alten Daniel die Verwaltung der Herrſchaft und zog mit ſeinen Schätzen nach Deutſchland, wo er ſich mit ſeiner Geliebten vermählte, und zu hohen Ehren gelangte.

Dreißig Jahre waren vergangen, als Franz Hubert, Freiherr von Runſitten, nachdem er mehrere Jahre im Wittwerſtande verlebt, kinderlos verſtarb. In ſeinem hinterlaſſenen Teſtamente hatte er den Sohn ſeines Bruders als rechtmäßigen Erben anerkannt und zugleich die Nachweiſung gegeben, wo derſelbe mit ſeiner noch lebenden Mutter aufzuſuchen ſey.

Der nunmehrige junge Freiherr von Runſitten, wie ſein Vater Rudolph geheißen, langte bald darauf auf der Stammburg an und gewann ſich ſogleich aller Herzen durch ſeine Milde und Freundlichkeit; ſeine würdige Mutter aber, ſo wie ſeine junge Gattin, Alma geheißen, wurden vollends von allen Unterthanen als gute Engel geprieſen und verehrt. Dem neuen Schloßherrn entgegen wankte der alte 90jährige Verwalter Daniel ihm die Schlüſſel zu überreichen, ſo wie alle Rechnungsbücher. Rudolph empfing den Alten mit kindlicher Ehrfurcht; dieſer aber ſtarrte ihn an, lange, lange Zeit und ſeufzte dann tief — „wie ähnlich ſeht Ihr Eurem Vater, und auch wieder nicht ähnlich, denn Ihr ſeyd ſo milde. — Und ſollt ich nicht milde ſeyn gegen Euch, ehrwürdiger Greis, fragte gütig Rudolph. — Der Alte ſeufzte. abermals und bat dann, daß es ihm vergönnt ſeyn möge, ſich zu entfernen, da er ſich zu angegriffen fühle. Gern gewährte ihn Rudolph ſein Geſuch, und erkundigte ſich dann, ob ſonſt noch Einer von den Schloßleuten, welche zur Zeit ſeines Vaters gedient, am Leben ſey. Nur ein alter Jäger trat vor, welcher den Vater des jetzigen Herrn noch gekannt hatte, Rudolph nahm ihn ſogleich in ſeine beſondern Dienſte, und forderte ihn auf, ihm das Schloß zu zeigen. Als ſie in die Gallerie kamen, fielen Rudolphs Blicke auf die vermauerte Thür; fragend ſah er den alten Jäger an, dieſer ſenkte ſchweigend das Haupt, und Rudolph verſtand ihn — er trat der Pforte näher und ſchauderte, denn er bemerkte mehrere längs der Mauer hinablaufende Streifen, welche nichts anders ſeyn konnten als Blutſpuren. „Was iſt das? fragte er betroffen.“ der Jäger trat näher — und fuhr ebenfalls zurück, indem er ausrief: Gott behüte und bewahre uns! Das kann nirgends anders herkommen, als von dem Geiſte, der hier umgeht. — „Wie? ein Geiſt ginge hier um, fragte Rudolph. Freilich! ſeit dem Todestag Ihres in Gott ruhenden Herrn Vaters, verſetzte der Jäger, und erzählte, wie ſeit der Abreiſe des letzten Herrn von Runſitten dieſe Gallerie ſorgfältig von dem alten Daniel ſey verſchloſſen gehalten worden, um dem Gerede, daß es hier umgehe, unter den Unterthanen ein Ende zu machen. — „Aber was half das? ſchloß der Jäger. — Können wirs nicht in der Geſindeſtube, welche ſich hier unter der Gallerie befindet, deutlich jede Nacht hören, wie es in der Gallerie auf und ab ſchleicht, ächzt und ſtöhnt und an die Mauer kratzt."

Rudolph ſchwieg einige Minuten, dann ſprach er:

„Höre, alter Kurt, wenn Du Muth haſt, in Gottes Namen mir beizuſtehen, das Geheimniß zu erforſchen, ſo ſchweige gegen Jedermann, und finde dieſen Abend wohlbewehrt mit Hirſchfänger und geladenen Piſtolen in meinem Zimmer ein.

Stolz über ſolches Vertrauen verſprach der alte Jäger feierlichſt zu ſchweigen und ſich zur beſtimmten Stunde einzuſtellen. Mit Sehnſucht erwartete der Freiherr den Augenblick, er wähnte nicht anders, als daß er den Geiſt ſeines unglücklichen Vaters ſehen würde und beſtimmt ſey, ihn zu erlöſen.

Der Abend kam, nach dem Abendeſſen zog ſich der Freiherr, Geſchäfte vorſchützend in ſein Cabinet zurück, wo der alte Jäger ſeiner ſchon harrte. Beide warteten bis alles ſtille im Schloſſe war, dann ſchlichen ſie leiſe die Treppe hinauf nach der Gallerie. Dort angelangt, zündeten ſie an dem Lichte der Blendlaterne die mitgenommenen Wachskerzen an und verfügten ſich dann in das an die Gallerie ſtoßende Cabinet des alten Freiherrn, wo ſie ſich auf dem Sopha niederließen, geſpannt lauſchend. Die Thüre des Cabinets ſtand offen.

Da ſchlug es Mitternacht — und hell ſchien der Mond durch die Bogenfenſter der Gallerie, aufmerkſamer lauſchten der Freiherr und der Jäger, und nicht lange währte es, ſo vernahmen ſie ein Geräuſch draußen vor der Thür der Gallerie. — Die Thüre öffnete ſich, und herein trat — kein Geiſt, ſondern der alte Daniel.

Er hatte ganz das Anſehen eines Nachtwandlers, und kein Zweifel war es, daß er ein ſolcher ſey, denn er bemerkte nicht den Lichtſchimmer, welcher aus dem Cabinete drang, bemerkte nicht die Lauſchenden, welche ihm nahten.

Tief ſeufzend, wankte er gerade auf die vermauerte Pforte zu und davor niederkauernd, ſprach er eintönig und abgebrochen: „Rudolph! — Dein Sohn iſt angelangt und hat ſein rechtmäßig Erbe in Beſitz genommen. Rudolph, hörſt du den alten Daniel, der dieſe Kunde bringt? gieb Antwort, Rudolph! —“ er lauſchte einige Augenblicke, das Ohr an die Mauer gedrückt. — „Er kann mir nicht antworten! begann er endlich klagend,“ — warum haben ſie die Pforte vermauert, daß der alte Daniel nicht hinabkam zu ihm? — Oh! oh! oh! und ſomit fing er an mit den Händen an die Mauer zu kratzen, bis das Blut zwiſchen den Nägeln hervorquoll, und dabei ſtöhnte und ächzte er auf ſchauerliche Weiſe.

Voll Mitleid und Grauſen ſprang der junge Freiherr herzu und rief laut: „Daniel: Daniel! was machſt Du noch ſo ſpät an dieſem Ort.“

Da ſtieß der Nachtwandler einen lauten Schrei aus, ſtürzte vorn über mit dem Kopf an die

Mauer und fiel ſodann vom Schlage getroffen todt zu Boden.

Unter Daniels Papieren fand man ein ſchriftliches Bekenntniß ſeiner Unthat, ſeiner Reue, und ſomit den Aufſchluß der ſchauerlichen Begebenheit. Sein Geiſt aber ſoll noch allnächtlich hier vergeblich um Erlöſung ſeufzen.

So endete der Kaſtellan ſeine Erzählung.

Sechshundert ſieben und achtzigſte Nacht.

Sie erzählten jüngſt von einer Ahnfrau, ſagte heute der Doktor zu Marien, mir iſt dabei eine Begebenheit eingefallen, die einer meiner Univerſitätsfreunde mir erzählt hat.

Der graue Ritter.

Während Wolfs Aufenthalt zu L.... machte er die Bekanntſchaft eines jungen Mannes aus angeſehener Familie, deſſen Weſen ihn ſo anzog, daß er bald ſein Freund wurde. Oefters ſchon war es ihm aufgefallen, daß er plötzlich in der heiterſten Geſellſchaft, wo er vorher noch ſelbſt heiter geweſen war, aufſprang und forteilte.

Oft wurde er darüber geneckt, und ſelbſt Wolf hatte geglaubt, daß er eine heimliche Liebſchaft habe, bis ihn durch folgenden Vorfall Licht ward.

Bei Gelegenheit des Durchmarſches, der aus Frankreich zurückkehrenden Truppen, durch L . . ., nahm Wolf mit ſeinem Freunde und mehreren fremden Offizieren, in einem Garten ein fröhliches Mahl ein. Der häufig genoſſene feurige Wein, hatte Wolfs Freund, der ſchon von Natur aufbrauſend und heftig war, noch mehr aufgereizt, und plötzlich gerieth er mit einem der Offiziere in Streit. Die Zwiſtigkeit endete mit einer Ausforderung.

Den Tag vor dem beſtimmten Piſtolen-Duell war Wolfs Freund in ſichtlicher Angſt, die gegen Abend dergeſtalt zunahm: daß Wolf ſeinen ſonſt ſo muthigen Freund ganz verkannte.

Mit mehreren Bekannten blieb Wolf bei ihm und verſuchte auf alle mögliche Art ihn zu erheitern. Doch vergebens, er blieb ſtumm und in ſich gekehrt, und als die Thurmuhr elf ſchlug, ſprang er auf und rief haſtig: „Freunde, jetzt bitte ich, laſſet mich allein!“ ſtaunend und unruhig gingen ſie.

Als Wolf den nächſten Morgen kam, um als Secundant ſeinen Freund abzuholen, fand er ihn in der heiterſten Stimmung. Er ſcherzte und verſicherte mehrmals, daß ihm das ganze Duell nur noch wie ein Spiel vorkomme. Wolf begriff ſeinen Freund nicht. Der junge Edelmann nahm ſeine Piſtolen und erwartete ſeinen Gegner auf dem Kampfplatze. Mit dem größten Gleichmuthe ſtellte er ſich und erwartete die Kugle ſeines Gegners. Dieſe ſtreifte nur ſeinen Hut, Wolfs Freund ſchoß in die Luft.

Der Gegner durch dieſe Gleichgültigkeit beleidigt, zielte ſcharf, und fehlte, obſchon ein guter Schütze, wieder. Sechs Kugeln zu wechſeln war feſtgeſetzt; das Duell war geendigt. Wolf ſagte meinem Freunde: „ich wußte es wohl, meine Zeit war noch nicht gekommen.“

Sechshundert acht und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht fuhr der Arzt fort:

Wolf war ſehr begierig auf das, was er erfahren ſollte, ſein Freund begann: Schon ſeit uralter Zeit exiſtirt in unſrer Familie die Sage von der Erſcheinung eines unſerer Vorfahren in grauer Rüſtung, ſobald ſich etwas Wichtiges, unſre Familie betreffend, ereignen ſoll. Lange hielt ich dieſe Sage für ein albernes Mährchen; aber ich wurde, traurig genug davon überzeugt, daß es nicht bloßes Geſchwätz ſey.

„Mein Vater hielt ſich Geſchäfte halber in B . . . . auf. Zwar wußte ich ihn an einen Augenübel leidend, aber ich hatte nicht die geringſte Ahnung, daß er mir ſobald entriſſen werden ſollte. Ich befand mich auf unſerm Gute, und lag eines Tages gegen Abend auf dem Sopha recht behaglich hingeſtreckt, meine müden Glieder ausruhend und über die Geſchäfte des Tages nachdenkend. Gerade war ich mit dem Aufbau eines neuen Hauſes beſchäftigt, und freute mich über mehrere bequeme Einrichtungen, die ich erdacht; da ſehe ich zufällig auf, und plötzlich vor mir die graue Geſtalt mit aufgeſchlagenem Viſir, ganz ſo, wie ſie mir ſtets beſchrieben worden.“

„Du kannſt denken, daß ich nicht wenig erſchrocken war, doch bald ſammle ich mich, und ermuthigt durch die Idee, es könne ein übel angebrachter Scherz ſeyn, um meine Herzhaftigkeit auf die Probe zu ſtellen, ſpringe ich auf, will das neckende Weſen bei der Bruſt faſſen und entlarven — doch, wie beſchreibe ich mein Entſetzen, als ich nur leere Luft greife und wieder den grauen Ritter in der Thüre ſtehen und mir winken ſehe!

Selbſt weiß ich nicht, wie mir geſchehen, wie ich gefolgt; ich fand mich erſt in der Kirche bei dem Familienbegräbniſſe wieder, die Geſtalt vor mir, nach dem jetzt offenſtehenden Eingange des Gewölbes zeigend, wo drei Lilien blühten.

Feierlich ſchritt nun der Ahnherr auf dieſe zu, zertrat die mittelſte der Lilien und verſchwand dumpf ſeufzend im Gewölbe.

Die Mitternacht verkündende Glocke unterbrach den Arzt in ſeiner Erzählung.

Sechshundert neun und achtzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Willmann fuhr heute in ſeiner Sage fort:

Bald nachher erhielt Wolfs Freund die Nachricht, daß ſein Vater in derſelben Stunde, in welcher er die Erſcheinung gehabt hatte, geſtorben ſey. Nur der ältere Bruder und er waren von dem männlichen Theile des Geſchlechts noch übrig.

„Du wirſt Dir nun leicht,“ fuhr er nach einer Pauſe düſtern Nachſinnens zu Wolf gewendet fort, „mein oft trübes Weſen, das ſonſt meinem Charakter fremd iſt, und mein geſtriges und heutiges Benehmen erklären können.“

„Ich bin überzeugt, der graue Ritter erſcheint mir noch einmal und ruft dann mich von hier ab. Nicht die Furcht vor dem Tode iſt es, die ſich meiner bemeiſtert; aber der Gedanke an das Erſcheinen des geſpenſtigen Weſens erfaßt mich oft mit unnennbarem Grauen.“

Mehrere Jahre nach dieſem Vorfall waren verfloſſen. Beide hatten die Univerſitäten verlaſſen und Wolfs Freund lebte auf ſeinem Gute in der Nähe von B...

Bei Wolfs Geſchäftsreiſe, die ihn durch B... führte, gedachte Wolf einen Umweg zu machen und ſeinen Freund auf ſeinem Familienmajorate zu beſuchen. Endlich ſah er M... vor ſich liegen. Vor dem Dorfe läßt Wolf den Wagen halten, ſchleicht ſich in das Schloß, öffnet leiſe die Thüre von ſeines Freundes Wohnzimmer und findet nur die Leiche ſeines Freundes. Sehr plötzlich war er geſtorben. Gegen Abend war er munter und wohl von der Jagd zurückgekehrt, und am andern Morgen fanden ihn ſeine Leute todt.

Folgende wenige Zeilen an Wolf fand er auf des Verſtorbenen Schreibtiſche:

„Lebe wohl, Freund! Der Ahnherr ruft mich, er trug die letzte Lilie zerknickt in ſeiner Hand. So ſoll denn mein Name ganz verlöſchen. Doch ich folge getroſt ſeiner Mahnung. Der Herr mache Alles wohl.“

„Lebe glücklich!“ W. von Retzow.

„Es iſt möglich, daß der Freund Ihres Freundes wirklich eine ſolche Viſion gehabt hat,“ ſagte der Maler; „aber für eine wirkliche Erſcheinung halte ich den grauen Ritter nicht.“

Der Arzt lächelte und der Freiherr ſagte: „In meiner Familie ſoll, der Sage nach, früher auch ein alter Ahnherr Leid und Freude verkündet haben; ich habe ihn aber, Gott ſey Dank, niemals erblickt, und bin auch ſehr froh darüber, ja ich halte es für möglich, daß der geſunde Herr von Retzow nicht damals geſtorben wäre, wenn er minder an die Erſcheinung geglaubt und das Ganze nur für ein Gebilde ſeiner Phantaſie gehalten hätte. Gäbe es wirklich ſolche Erſcheinungen, ſo müßten ſie allgemeiner ſeyn, und ich ſehe nicht ein, warum nur einzelne Familien durch die Erſcheinung von Ahnherren und Ahnfrauen auf Dieſes oder Jenes vorbereitet werden ſollten.“

„Mir ſind ſolche Erſcheinungen vorzüglich deßhalb zuwider,“ bemerkte Eduard, „weil ſie gar nichts nützen, und die, denen ſie ſichtbar werden, nur ängſten. Was nützt es mir, Dinge voraus zu wiſſen, die ich nicht ändern kann, und Gefahren zu kennen, denen ich deßhalb doch nicht entgehe? Was nützt es mir, meinen Tod einen Tag voraus zu wiſſen? In dieſem einen Tage kann ich nicht nachholen, noch gut machen, was ich vielleicht ſiebzig Jahre verſäumte oder übel that.“

„Manches doch wohl,“ wandte die Freifrau ein, „aber in der Hauptſache ſtimme ich auch mit Ihnen zuſammen, und finde ſolche geſpenſtige Erſcheinungen, gelind ausgedrückt, ſehr überflüßig.“

Sechshundert und neunzigſte Nacht.

In drei Tagen ſollten Eduard und Alma durch Prieſters Hand verbunden, das Feſt ganz einfach und ſtill gefeiert werden, nach dem Wunſche der Aeltern und des Paares.

Nichts ſtörte deßhalb den gewöhnlichen Lauf der Tage, nirgends wurde etwas von dem unruhigen Treiben der Frau vom Hauſe und der Dienerſchaft ſichtbar, was man in vielen Familien findet, und was dem Feſte für das Brautpaar und deſſen nächſte Verwandte oft alle Würde und die Freude raubt, die ein Feſt bereiten ſoll.

Ein ſtilles Hochzeitsfeſt iſt das Schönſte; ein neu verbundenes Paar hat an dieſem Tage ſo viel über ſeine Pflichten nachzudenken, daß es ihm nur ſtörend ſeyn muß, wenn es viel Complimente zu machen und Gäſte zu unterhalten hat.

Als ruhig, wie immer, die Schloßbewohner im Saale ſaßen, erzählte die Braut:

Die ſieben Raben.

Vor alten Zeiten lebte einmal auf hohem Schloſſe ein reicher Graf mit ſeiner Gemahlin und ſeinem einzigen Sohne, einem ſchönen vierjährigen Knaben, Albrecht genannt.

In dem Schloſſe befand ſich auch ein Kaſtellan mit ſeinem Weibe, der hatte ſieben Söhne: Hanns, Kunz, Wolf, Kurt, Heinz, Friedbert und Luithold.

Die Gräfin aber war eine ſtolze Frau und mochte die Kinder des Kaſtellans gar nicht ſehen, noch weniger durften ſie ſich unterſtehen, mit ihrem Junker zu ſpielen. Sie trug ſich nie anders, als in purpurrothem Sammet, reich mit Gold und Juwelen geſtickt, und auf dem ſchwarzgelockten Haupte trug ſie die Grafenkrone von bunten, blitzenden Edelſteinen.

Da kam theure Zeit in das Land, und die armen Leute hatten wenig zu eſſen, oft kaum einige Kartoffeln und das liebe Brod. Die Gräfin aber aß Tag für Tag Kuchen und Zuckernüſſe, köſtliches Obſt und Geflügel und trank edlen Wein; denn ſie hatte ſo viel Gold, daß ſie Alles, was in der Gegend erzeugt wurde, aufkaufen konnte.

Als eines Tages die Frau Kaſtellanin zur reichen Frau Gräfin kam, ſie um ein wenig Brod für ihre hungernden Kinder zu bitten, da lachte dieſe und ſagte: „Gott behüte mich, daß ich wider Gottes Willen thun ſollte! Für euch arme Leute iſt Weißbrod, wie ich es eſſe, nicht gewachſen; auch brauche ich das Brod ſelbſt, denn meine Schuhe drücken mich. Gehe aber in die Küche zum Koch und laſſe Dir ein halbes Pfund Waizenteig geben, daraus forme mir ein Paar Schuhe, die werden weich ſeyn, die will ich anziehen; aber merke wohl, ich wiege die Schuhe, und fehlt nur ein Quentlein daran, ſo ſollſt Du ſehen, daß ich Dich mit Deinen ſieben Würmern aus dem Schloſſe jagen laſſe.“

Betrübt ſchlich ſich die arme Kaſtellanin aus den glänzenden Zimmern in die Küche und forderte den Teig, den der Koch ihr zuwog, und ſah, wie das Feuer luſtig unter den Pfannen flackerte, in welchen Braten, Fiſche und Backwerk luſtig ſchmorten. Als ſie in ihr Haus kam, ſetzte ſie den Teig in einer Schüſſel in den leeren Ofen, und ging hinab in das Dorf, um für ihr letztes Geld einige Kartoffeln zu kaufen.

Sechshundert ein und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als die Frau nach einer halben Stunde heim kam, und den Teig aus der Röhre nehmen wollte, um die Schuhe daraus zu formen, und ſie der Gräfin zu bringen, war die Schüſſel leer.

Die Frau, an die Worte der ſtrengen Gebieterin denkend, erſchrak zum Tode und fing an zu weinen und zu ſchreien. Da kamen ihre ſieben Knaben herbei, und der jüngſte, ein allerliebſter zweijähriger Bube, ſagte treuherzig: „Lieb Mütterlein, den Waizenteig haben wir gegeſſen, uns hungerte gar zu ſehr.“

Da rief die Mutter zornig aus: „Ihr Unglückskinder! was ſoll aus Euch und uns Allen nun werden? O wenn Ihr ſtehlt, wie die Raben, ſo ſolltet Ihr auch zu Raben werden!“

Und kaum hatte die Frau dieſe Worte geſagt, ſo verwandelten ſich die ſieben Knaben in ſieben Raben und flogen zu dem offenen Fenſter hinaus.

Da ſchrie die Frau laut auf und fing an zu beten, aber die Knaben kamen nicht wieder, und die Kaſtellanin ging auf das Schloß zur Gräfin und wollte ihr erzählen, was ſich zugetragen. Und als ſie in das Vorgemach kam, war es leer; ſie trat in das Zimmer, da lag die ſtolze Gräfin im Purpur todt und ſtarr, und die Kaſtellanin ging wieder fort. Als ſie ihren Mann ſah, fing ſie auf's Neue zu weinen an, und erzählte ihm, was ſich zugetragen hatte. Da ſagte er: „Tröſte Dich, Frau! bei uns hätten die lieben Knaben vielleicht verhungern müſſen, jetzt werden ſie ſchon Nahrung finden; laß uns nur fromm ſeyn und beten, da wird die Zeit ihrer Verwandlung ſchon kommen.“

Als die Träger die Frau Gräfin nach der Ahnengruft trugen, fanden ſie den Sarg ganz leicht, und als des Nachts ſich der Leichenpfleger in die Gruft ſchlich, um den Leichnam der Gräfin ſeines Schmuckes zu berauben, fand er einen leeren Sarg. Natürlich ſchwieg er, und ſo erfuhr kein Menſch in der ganzen Gegend etwas davon, und am wenigſten der Graf und ſein Sohn.

Sechshundert zwei und neunzigſte Nacht.

Als der Abend herein dämmerte, wurden die Kerzen in der Schloßkapelle entzündet; im bräutlichen Schmucke ſtanden Alma und Eduard im Ahnenſaale. Der Freiherr war bewegt, auch mit, weil Alma heute den Namen Runſitten ablegte. „Wie bald,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „wird der letzte Runſitten ſterben, und von dem alten, berühmten Geſchlechte, deſſen Söhne ſich im Felde und im Rathe auszeichneten, bleibt nichts übrig, als das alte Schloß, welches ſchon ſehr baufällig wird, und die Ahnenbilder, welche ein Kunſtkenner vielleicht dann einmal ſammelt, weil ſie von berühmten Meiſtern ſind.“

Jetzt traten zwölf Landmädchen in Feſtkleidern von der Herrſchaft des Freiherrn ein. Sie brachten der Braut Blumen und feines Geſpinnſt, auch einen zierlichen Kranz von Myrthe, die ſie aus der Stadt hatten kommen laſſen. Mit rührender Herzlichkeit wünſchten ſie der Braut Glück, und baten ſie, dieſen Kranz an ihrem Ehrentage zu tragen, zum

Beweiſe, daß ſie auch als Frau von Seckendorf ihnen gewogen bleiben wolle.

Freundlich dankend nahm Alma den Kranz und befeſtigte ihn auf ihren Locken, dann entfernten ſich die Mädchen, nachdem die Braut ſie reich beſchenkt hatte.

Jetzt begab ſich das Brautpaar in die Capelle, wo der Caplan in ſeiner Amtstracht ſie erwartete, der Freiherr mit ſeiner Gemahlin folgte, Eduard führte Claudinen, der Maler Marien, der Arzt ging mit dem Kaſtellan.

Als die Ceremonie beendet war, begaben ſich alle in den Ahnenſaal zurück.

In dem untern Saale wurden die jungen Mädchen, die Dienerſchaft und ein großer Theil der Unterthanen feſtlich bewirthet.

Unter fröhlichen Geſprächen kam die Mitternacht heran, dann trennte ſich die Geſellſchaft.

Der Freiherr ging noch lange im Ahnenſaale auf und ab, dann zog er den grünen Vorhang von einem Portrait weg und ſprach: „Wo Du auch jetzt weilen magſt, abgeſchiedener Geiſt meines theuerſten Freundes, Du zürneſt mir nicht mehr. Ich weiß es, Du haſt mir vergeben!“

Dann begab ſich der Freiherr zur Ruhe.

Sechshundert drei und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Lange noch grämte ſich die Kaſtellanin um ihre
ben Söhne. Als ſie aber Mutter eines Töchterleins
urde, ward ſie wieder fröhlich und liebte das Kind
on ganzem Herzen. Die ſchöne Armgart wurde es
nannt von Alt und Jung in der ganzen Gegend;
nn ſelten hatte man ein ſo liebliches Kind geſehen,
nd die ſchöne Armgart hieß es noch, als es bereits
völf Jahr alt war. Da ſtarben Armgart's Aeltern;
r Graf ging mit ſeinem Sohne auf Reiſen, und
rmgart blieb ganz allein in der Kaſtellanwohnung.

Sie beweinte ihre Aeltern ſchmerzlich, und ſeufzte
ſt, wenn ſie ſo allein in dem Zimmer bei ihrer Spin-
l ſaß.

Eines Tages ſaß ſie am Fenſter, ſah zum Himmel,
nd als ſie den goldnen Mond erblickte, rief ſie aus:
Ach du lieber Mond, ob meine Aeltern wohl auf dir
ohnen, und ob du wohl wiſſen magſt, wo meine
rüder ſind? Ach wenn ich nur wenigſtens einen von
en ſieben Brüdern um mich hätte!“

Da kam ein ſchwarzer Punkt vom Himmel herab,
nd als Armgart ſchärfer hinblickte, erkannte ſie einen

Raben, der flog an das Fenſter, pickte mit dem Schnabel an das Glas, und ſprach:

„Thu' auf, thu' auf, lieb Schweſterlein,
Ich bin Wolf, Dein verwünſchtes Bruderlein!“

Da öffnete Armgart ſonder Furcht das Fenſter, und antwortete:

„Ach Wolf, mein verwünſchtes Brüderlein,
Fleuch in mein einſames Kämmerlein!“

Und nun fragte ſie den Bruder Raben freundlich nach ſeinem Befinden, und ob ſie nichts zu ſeiner Erlöſung thun könne.

Der Rabe verſetzte hierauf: „Ach, herzliebſtes Schweſterlein, Alles zu meiner und unſrer ſechs Brüder Erlöſung kannſt Du thun, ſo Du Geduld und Ausdauer haſt. Wiſſe, ich befinde mich ſeit vierzehn Jahren in dem gläſernen Berge, in welchem auch die Gräfin liegt, welche die übereilte Rede meiner Mutter veranlaßte.“

„Wo iſt der gläſerne Berg, wie ſieht er aus?“ fragte Armgart.

„Der gläſerne Berg iſt weit von hier, und nur ein unſchuldiges Sonntagskind kann ihn finden; er iſt hoch und funkelt köſtlich im Sonnenlicht; inwendig iſt ein großer Saal, in welchem jedes Geräth von Glas iſt; hundert Kerzen funkeln auf hohen, gläſernen Leuchtern, und Alles in dem Saale iſt prächtig. In dieſem Berge befinden wir uns mit Andern, die wir nicht nennen dürfen, und erſt dann können wir auf Erlöſung hoffen, wenn Du uns Deinen Beiſtand verſprichſt."

„Sage mir nur, was ich zu thun habe!" rief Armgart ſchnell, „ich bin zu Allem bereit."

„So höre mir zu," ſagte der Rabe, und ſetzte ſich neben ſeine ſchöne Schweſter nieder.

Hier brach die Erzählerin ab und fuhr die nächſte Nacht fort zu erzählen.

Sechshundert vier und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

„Willſt Du uns erlöſen," begann Wolf, „ſo mußt Du geloben, von Stund an kein Wort mehr zu ſprechen und mußt Dein Gelübde halten. Ferner mußt Du für jeden Deiner Brüder ein Gewand von Sammet oder Seide ſelbſt nähen; aber das Gewand darf nur von einer Farbe ſeyn, jedes anders, und jedes von einer Farbe des Regenbogens, geformt, wie die Ritter ihre Gewänder tragen. Zu jedem Gewande brauchſt Du ein

Jahr Zeit, und haſt Du alle genäht, ſo legeſt Du ſie in dies Zimmer, und Du wirſt uns als ſtattliche, junge Männer ſehen."

Armgart gelobte mit Hand und Mund Schweigen, und der Bruder Rabe flog davon.

Sobald ſie allein war, ging ſie, aus dem Vorrathe ihrer Mutter Zeug zu holen; aber ſie fand nichts von Sammet und Seiden, und darauf ging ſie in das Schloß. Da fiel ihr ein, daß der Graf, ehe er verreiſet war, ihr geſagt hatte: „Was meine Gemahlin an Sammet und Seiden hinterlaſſen hat, iſt Dein, Du holdes Kind!" Und ſie öffnete mit dem Schlüſſel, den ſonſt ihr Vater geführt hatte, die Thüren des Putzzimmers, und fand in einem Schranke Sammet und Seiden von allen Farben des Regenbogens, und nahm ſieben Stück mit ſich, und fing an zu nähen, und redete und antwortete nur durch Zeichen; ſo daß Jeder in der Umgegend ſprach: „O Weh, o Leid, die ſchöne Armgart iſt ſtumm geworden!" Armgart aber lächelte und ſprach kein Wort, und nähete an den Kleidern fort und fort, und als ſie vier Jahre genäht hatte, war ſie ein liebliches Mägdlein von ſechzehn Jahren geworden, und hatte vier ſchöne Gewänder fertig bekommen, ein grünes, ein rothes, ein blaues und ein gelbes.

„Wer das Mährchen zuerſt erzählt hat," ſagte die Freifrau, als die Erzählerin ſchwieg, „hat ſich wohl über die angebliche Schwatzhaftigkeit der Frauen luſtig machen wollen, wenn er den Raben zweifeln läßt, daß Armgart ihn erlöſen würde, da ſie doch gar kein Wageſtück zu beſtehen hat, und nur ſieben Jahre ſchweigen ſoll."

„Ich finde dieſe Aufgabe ſehr ſchwer," meinte der Maler, „und ich will lieber das größte Wageſtück beſtehen, als ſieben Jahre kein Wort reden. Im Ganzen mag es wohl mehr ſchwatzhafte Frauen, als Männer geben; aber gewiß auch eben ſo wenig Männer, als Frauen, welche ſich anheiſchig machen, ſieben Jahre zu ſchweigen, und Wort halten. Und ſoll ein junges, ſchönes Mädchen nicht einmal ſagen dürfen, wenn ſie den Geliebten ſieht: ich liebe dich? — Ich geſtehe, ich bin begierig, ob Armgart Wort halten wird, oder ob die guten Brüder auf irgend eine andre Art erlöſet werden."

Sechshundert fünf und neunzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Eines Tages, als Armgart im Schloßgarten unter einem blühenden Apfelbaume ſaß, trat ein ſchöner, hochgeſtalteter, junger Mann zu ihr, und ſprach, als ſie ihm entfliehen wollte: „Verweile, meine liebe Armgart, denn kein Fremdling ſteht vor Dir, ſondern Dein ehemaliger Spielgefährte, der jetzige Herr dieſes Schloſſes und aller dazu gehörigen Beſitzungen.“

Armgart hob die ſchönen Augen zu ihm auf und blickte ihn erröthend, aber mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit an.

Da ſagte der Graf, vom Anblicke der holdſeligen Jungfrau tief ergriffen: „Die Leute ſagten mir, Du ſeyeſt ſtumm geworden, aber ich fühl' es im tiefſten Herzen, Dein Blick iſt beredter, wie jede Sprache.“ Und nun ſetzte er ſich zu ihr und erzählte ihr von ſeinen Abenteuern, vom Tode ſeines Vaters und daß er geſonnen ſey, ſich von nun an auf ſeinen Gütern niederzulaſſen.

Die ſchöne Armgart hörte ihm aufmerkſam und ſchweigend zu, dabei nähte ſie fleißig an dem violetten Gewande für ihren fünften Bruder.

Täglich ſah von nun an der Graf die holde Jungfrau und immer feſter ſchloß er ſie in ſein Herz

Seine Unterthanen lagen ihn an, ſich zu vermählen, und er ritt auch in der Gegend umher auf die Brautſchau und kehrte in allen Schlöſſern ein, wo Fräuleins waren; aber ſelbſt die Schönſte ſchien ihm nicht des Vergleiches mit der holden Armgart werth, und als ſie das fünfte Gewand für ihren Bruder beendet hatte, warb der Graf feierlich um Armgarts Hand.

Armgart war auf das Freudigſte überraſcht, denn ſie liebte den Grafen, und würde gern ſein Weib geworden ſeyn, und wäre er auch der Geringſte ſeiner Diener geweſen. Deßhalb gab ſie ihm freudig ihre Hand; aber ſie nickte nur mit dem Haupte dazu, und ſprach kein Wort. Tag und Nacht nähte ſie an dem Gewande, und ſelbſt in den Flitterwochen hörte ſie nicht auf, die Nadel zu bewegen. Mehrmals bat ſie der Graf, ihrem Fleiße Gränzen zu ſetzen; aber dann ſah ſie ihn ſo lieb und bittend an, daß er ihr gern den Willen ließ.

Glücklich verſtrichen dem Paare die Monde; Armgart nähte ſchon an dem ſiebenten Gewande, und noch immer liebte ſie ihr Gemahl mit der erſten Zärtlichkeit, ja noch mehr, denn er hoffte in einigen Monden einen Erben in ſeine Arme zu ſchließen.

Eines Tages war er, wie oft geſchah, auf die Jagd geritten; Armgart ging in das Gemach, welches ſie als Jungfrau bewohnt hatte, und legte die ſechs fertigen Gewänder hin; am ſiebenten nähte ſie und mit beſonderer Freudigkeit, denn ſie hoffte, in einer Stunde damit fertig zu ſeyn. Da kam ein ſchwarzer Rabe geflogen, pickte an das Fenſter und ſprach:

„Ich bin Wolf, Dein verwünſchtes Brüderlein,
Thu' auf, thu' auf, lieb Schweſterlein!“

Armgart öffnete ſchnell das Fenſter und der Rabe flog ſogleich herein: „Dank, lieb Schweſterlein, für das ſchöne blaue Kleid, und Dank, noch größern Dank für Dein Schweigen!“ Dabei zog er das ſchöne blaue Kleid an, und im Nu verwandelte ſich der ſchwarze Rabe in einen ſtattlichen jungen Mann, der ſeine ſchöne Schweſter in den Arm nahm und herzte und küßte.

In demſelben Augenblicke ſprang die Thüre auf und der Graf trat herein. Als er ſeine Gemahlin in eines Mannes Arm ſah, erfaßte er ſein Schwert, und indem er es aus der Scheide zog, ſchrie er zornig: „Ertappe ich Dich, elendes Weib, deſſen Unſchuld nur Maſke war!“

Blitzſchnell fiel ihm Wolf in den Arm und rief: „Ihr ſeyd im Irrthume, ich bin Wolf, Eurer Gemahlin Bruder, der durch ſie aus ſeiner Rabengeſtalt erlöſet iſt.“

Der Graf war ganz erſtaunt, und Wolf erzählte ihm, was Armgart für die Brüder gethan hatte.

Sie lächelte den Gemahl freundlich an, als er ſie demüthig um Verzeihung bat, und nähte eifrig fort, und als ſie das letzte Gewand vollendet hinlegte, kamen ſechs Raben geflogen, und freudig öffnete Armgart das Fenſter.

Einer nach dem Andern flog hinein und verwandelte ſich, nachdem er das Kleid angelegt hatte, in einen ſtattlichen jungen Mann.

Der Graf und Armgarts Brüder waren ſehr glücklich über dieſe Verwandlung; doch Niemand war zufriedener, als Armgart, die jetzt mit Lobſprüchen überhäuft wurde. Ihr Gemahl war ſehr erfreut, daß die ſchöne Frau ihm auch nun mit dem Munde ſagen konnte, wie ſehr ſie ihn liebte.

Indem die Glücklichen beiſammen waren, öffnete ſich die Thüre und die Gräfin, des Grafen Mutter trat ein. Armgart hatte zugleich mit ihren Brüdern auch ſie erlöſet, die in todtenähnlicher Erſtarrung gelegen hatte, zur Strafe für ihren Hochmuth und ihre Härte.

Sie lebte noch lange bei ihren Kindern und Enkeln und freute ſich über Armgarts wachſendes Glück.

Sechshundert ſechs und neunzigſte Nacht.

Das Mährchen von der ſchweigenden Armgart, welche ihre Brüder durch ein ſo großes Opfer erlöſete, erinnert mich an eine Sage, nahm der Maler das Wort, „in welcher ein junges Mädchen einen kürzern, aber nicht minder ſchweren Kampf zu beſtehen hat."

Er erzählte hierauf:

Der junge Tamlan.

Vor Zeiten ſagten die Väter und Mütter zu ihren jungen Töchtern: ihr Mädchen ſeyd klug und hütet

Euch nach Carterhaugh zu gehen, der junge Tamlan iſt da, ihr wißt: wer den jungen Tamlan ſah, der ließ ihm einen goldnen Ring, ſeinen grünen Mantel und wohl gar auch das Herz und Lieb und Gunſt. Drum geht nicht ihr Mädchen, denn Ihr wiſſet ja, wenn auch Ring und Mantel wieder zu haben ſind, ein krankes Herz wird nicht wieder heil.

Und die Mädchen ſchwiegen und ſagten dann: nimmermehr gehen wir nach Carterhaugh, und den jungen Tamlan wollen wir nicht ſehen.

Die ſchönſte Jungfrau, die reizende Janet aber ſprach: Was kümmert mich der junge Tamlan, ich gehe nach wie vor nach Carterhaugh und ſehe ihn nicht einmal an.

Drauf ſchürzte ſie ſich ihr grünes Kleid und flocht ſich ihre goldnen Haare zierlich auf, und als ſie nach Carterhaugh kam, ging ſie an den Quell und ſah ſeinen Zelter ſtehen, aber den jungen Tamlan ſah ſie nicht. Sie brach eine rothe Roſe ab und noch zwei, und als ſie die Roſen betrachtete, ſtand plötzlich ein Mann vor ihr und ſprach zornig: „was pflückſt Du hier Roſen ab und kommſt nach Carterhaugh, ohne es mir vorher zu ſagen?“

Sie erwiederte unerſchrocken: Carterhaugh iſt mein, mein Vater ſchenkte es mir; ich komme nach Carterhaugh, und gehe wieder heim, ohne Dich zu fragen.

Da nahm er ſie bei der weißen Hand und führte ſie unter eine Linde und ſprach freundlichſt mit ihr, und Niemand hat erfahren, was er ihr ſagte.

Als ſie wieder in ihres Vaters Schloß kam, ſah Janet ſehr bleich aus und weinte Tag und Nacht, und Jeder meinte, ſie trage heimlich Leid. Sie ſchmückte ſich nicht mehr, noch flocht ſie ihr goldnes Haar auf, alles war ihr zuwider, und ſie, ſonſt die Fröhlichſte unter ihren Geſpielinnen, ging jetzt geſenkten Hauptes einher.

Da ſprach ein alter Ritter zu ihr: ach ſchöne Janet, ich fürchte Du haſt geheimen Liebesbund, und Janet weinete und ſprach: „was kümmerts Dich?“

Zu ihr ſprach des andern Tags ihr Vater: „ach liebes Kind, ich fürchte daß Du Mutter biſt, vertraue mir, wer iſt Dein Liebſter?“

Darauf ſprach Janet: „o Vater mein, iſt es wie Ihr ſagt, ſo muß ich die Schmach dulden, denn unter allen Rittern im Lande giebt keiner meinem Kinde den Namen. O, Vater mein, mein Kind wird ein Wunderkind, denn ſein Vater iſt kein irdiſcher Mann, doch würde er auch ein ſchöner Ritter, ſtatt daß er ein grauer Elfe iſt; ich gäbe doch meinen Treugeliebten nicht für den ſchönſten Rittersmann.“

Drauf ſchmücket ſie ſich wieder ſchön, als der Mond ſcheint und ſchleichet ſich nach Carterhaugh, den ſchönen Tamlan zu ſprechen. Doch ſie ſah nur ſeinen Zelter ſtehen, den Tamlan nicht, und ſie pflücket ein

Roſenpaar, da fährt Tamlan auf und ſpricht: laß das Pflücken ſeyn!“

Drauf ſpricht Janet zu ihm: ſag' mir die Wahrheit, Tamlan, biſt Du ein Chriſt? O Tamlan, ich glaube Du biſt es nicht, und auch kein irdiſcher Menſch.

Da ſprach Tamlan: „die reine Wahrheit ſage ich Dir, meine Janet, glaube mir, mich brachte eines Ritters Frau zur Welt und ſäugte mich wie Deine Mutter Dich.

Dunbar, Graf March iſt Dein Vater, und der meine iſt Rudolph, Graf Murray, wir liebten uns ſchon als zarte Kinder, was Du vielleicht vergeſſen haſt.

Als ich acht Jahre alt war, ließ mich der Oheim zu Pferde ſteigen, mit ihm zu reiten und die Jagdluſt zu genießen. Da kam ein ſcharfer Wind aus Norden und mich befiel ein Todesſchlaf, der mich vom Roſſe warf. Als ich erwachte, befand ich mich unter Elfen, die Königin zog mir Leib und Glieder aus und machte mich zum kleinen Elfen. Im Elfenlande trifft mich weder Krankheit noch Pein, aus meinem Leibe ſchlüpfe ich, als wäre er ein Kleid, und nehme ihn wieder ein, ſobald ich will. Ich wohne in Luft oder Erde, wie mir's gefällt, und bin bald groß, bald klein, und eine Nußſchaale iſt für mich oft, was Dir die hohe Halle iſt. Ich ſchlummre in Roſenknospen und wiege mich auf dem klaren Strome, ich hüpfe auf dem Sonnenſtrahle und ſcherze im Winde. O mein Janet, im Elfenlande iſt es ſchön, und zeitlebens möcht' ich da ſeyn, und lebte ich tauſend Jahr, müßt' ich nicht alle ſieben Jahre mit den andern Elfen zur Hölle ziehen, wo Eins aus dem Elfenreiche als Zoll genommen wird. Da ich ſo ſchmuck und ſchön bin, fürchte ich, ſie nehmen mich!"

Janet weinte ſehr und Tamlan fuhr fort: „morgen iſt der heil'ge Tag, der heil'ge Abend iſt heute, und willſt Du mich der Hölle abgewinnen, haſt Du nicht lange Zeit."

„Sage, was ich thun ſoll," rief unerſchrocken und flehend Janet, ich bin zu Allem bereit."

Hier unterbrach ſich der Maler in ſeiner Erzählung, weil Mitternacht nahe war.

Sechshundert ſieben und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Tamlan ſprach zu Janet: „Heute iſt der heilige Abend, in welchem die Elfen ausziehen, und das Mädchen, welches ſich den Treuliebſten gewinnen will, warte am Kreuz auf ihn."

„Tamlan, wie erkenn' ich Dich? Wie find' ich Dich unter den Andern? Du biſt verwandelt und ſiehſt aus wie die übrigen Elfen, von denen ich niemals Einen ſah?“

Hierauf antwortete Tamlan: „Zu den Erſten, die vorüber ziehen, ſage nichts, laſſe ſie gehen; zu den Zweiten ſage wieder nichts, und ſiehe ſcharf; doch unter den Dritten da bin ich, da werd' ich vor Dir ſtehen! Zuerſt laſſe den Schwarzen vorbei, ſodann den Braunen, aber das weiße Roß ergreiſe und ziehe den Mann herab, denn auf dem weißen Roſſe reite ich, der Stadt zunächſt; weil ich ein chriſtlicher Ritter bin, hat man mir das weiße Roß gegeben. Die rechte Hand iſt vom Handſchuh bedeckt, die linke Hand iſt frei; dies iſt für Dich Zeichen genug, mehr kann ich Dir nicht Zeichen geben. Drauf werde ich in Deinem Arme verwandelt werden in eine Natter, dann in eine Schlange; doch willſt Du mich wirklich erlangen, ſo halte mich feſt und laſſe mich nicht. Dann werd' ich in Deinem Arme zum Molche werden, zum brennenden Reißig und zum glühenden Eiſen; dann halte mich feſt und laſſe mich nicht, ich thue Dir kein Leid. Haſt Du mich ſo, tauche mich in ein Faß voll Milch und dann in's Waſſer, halte mich feſt und laſſe mich nicht, denn ich bin Deines Kindes Vater. Sie werden in Aal und Kröte mich wandeln, laſſe mich nicht; ſie werden mich wandeln in Taube und Schwan, und zuletzt wirf Deinen grünen Mantel über mich, denn da bin ich ein mutternackter Mann.“

Die ſchöne Janet ſchied von Tamlan; um Mitternacht kehrte ſie wieder; die Nacht war rabenſchwarz und unheimlich ihr Pfad; doch Janet in ihrem grünen Mantel ging zum Kreuze hin. Der Sturmwind braußte, am Himmel leuchtete kein Stern, doch Janet trat doch zum Kreuze, den Liebſten zu erwarten. Und zwiſchen Zwölf und Eins kam ein ſtarker Wind aus Norden, und Janet vernahm ein ſeltſames Getön, deß ſie ſich freute. Die Pfeifen klangen hell, der Schierling tönte vor und Sumpfrohr erſcholl an ihr Ohr. Die ſchöne Janet ſtand feſten Muthes am Kreuz; immer lauter ward der Klang, als die Elfen auf ihren Roſſen ſich nahten. Ein Irrlicht beleuchtete den Zug, und ſie erblickte die Elfen.

Erſt ſchritt ein ſchwarzes Roß vorbei, ſodann ein braunes; doch ſchön Janet ergreift das weiße Roß und zieht den Mann herab und läßt die Zügel fallen, und geiſterhaft ertönt es in dem Zuge: „Er ward gewonnen unter Allen!“

Sie hält ihn feſt in ihren Armen, als Kröte, Eidechſe, Aal und glühendes Eiſen; ſie läßt ihn nicht, um ihrem Kinde den Vater zu gewinnen.

Zuletzt wirft ſie den Mantel über ihn und er wird ein mutternackter Mann.

Da flüſterte die Elfenkönigin aus dem grünen Buſche: „Sie hat ſich einen ſchmucken Mann gewonnen, den ſchönſten von meiner Kompagnie! Doch hätte ich

Alles vorausgewußt, ich hätte der Hölle ſiebenmal gezollt, ehe ich Dich hätte mir nehmen laſſen.“

„Dieſe ſo eigenthümliche Sage hat für mich unendlich viel Rührendes,“ ſagte Eduard. „Ich glaube faſt, irgend ein Mädchen in dieſer Gegend, das fur den Geliebten Alles duldete, opferte, wagte, iſt die Heldin dieſer Begebenheit, welche durch Tradition zur bunten Sage wurde.“

Der Maler verſetzte: „das Lied vom jungen Tamlan iſt bis auf unſre Zeiten noch im Etrjk Forſt und gewiß uralt. Der Geſchichte vom jungen Tamlan wird in den Klagen von Schottland gedacht, und die Weiſe, in welcher ſie geſungen ward, ſoll von einem beſondern Tanze begleitet worden ſeyn. Ich bedaure, das Gedicht nicht auswendig zu wiſſen, welches Henriette Schubart gegeben hat; es hat den Titel: Jung Tamlan und iſt voll liebenswürdiger Naivität und ganz einfach.“

„Ich kenne es,“ ſprach der Caplan. „Ueber Carterhaugh bemerke ich noch, daß es eine Ebene iſt, bei der Vereinigung des Etrik mit dem Yarrow in Selkirſhire. Landleute wollen noch in dem Erdboden Spuren des Elfentanzes bemerken; auch ſollten daſelbſt die Gefäße geſtanden haben, welche zn Tamlans Entzauberung von Janet gebraucht wurden, and unweit davon das Kreuz, bei welchem die ſchöne Janet den Geliebten erwartet hat.“

Sechshundert acht und neunzigſte Nacht.

Heute nahm lächelnd der Doktor das Wort: „Es iſt wohl Zeit, daß endlich auch einmal etwas zum Ruhme der Männer geſagt wird, nachdem wir mehrere Nächte den Fleiß und die Verſchwiegenheit, wie den Muth und die Treue der Frauen haben preiſen hören, und ich bitte um die Erlaubniß, die Sage vom

Regensburger Kampfe zwiſchen Hanns Dollinger und Krako

erzählen zu dürfen. Hierauf begann er:

Zwiſchen den Jahren 929 und 930 waren Ungariſche Geſandte zu Regensburg, mit denen man wegen eines Friedens oder Waffenſtillſtandes unterhandelte. Mit ihnen als Kriegsgefangener oder zur Geſandtſchaft gehörig, befand ſich zugleich ein hunniſcher Obriſt Namens Krako daſelbſt, ein Mann, deſſen Größe auf zehn Werkſchuhe angegeben, und der als ein äußerſt verwegener und immer ſiegreicher Renner und Stecher geſchildert wird. Vierzig Ritter, ſagte das Gerücht, hatte er bereits mit ſeinem gewaltigen Arm erlegt; denn er war ein Zauberer und ſtand mit dem Teufel im Bunde.

Dieſer trat hervor und ſprach: „wo iſt ein Ritter an des Kaiſers Hof, der es wagt, mit mir eine Lanze zu brechen, um Leib und Seele, um Gut und um Ehre und daß dem Teufel des Gefällten Seele werde.“

Zu der Frechheit des Ruchloſen, um Leib und Seele mit ihm zu kämpfen, fügte ſich noch das Furchtbare ſeiner wilden Geſtalt und ſeines mit dem Bilde eines fliegenden Teufels verſehenen Schildes von blankem Stahle, ſein drittehalb Ellen langes und eine gute Mannshand breites Schwert, ſein zwanzig Pfund ſchwerer, aus Metall gegoſſener Helm, ſein Harniſch aus Elephantenhaut, dick mit eiſernen Schuppen benagelt.

Alle Ritter verſtummten; kein Arm erhob ſich gegen ihn. Der ſtolze Krako verdoppelte nun den Schimpf ſeiner Herausforderung dadurch, daß er ſich erbot, den Kampf mit drei Rittern zugleich aufzunehmen.

Nun lag aber damals wegen Verbrechens beleidigter Landeshoheit, ein Bürger zu Regensburg, Hanns Dollinger, im Verhaft. Die Mähre von dem Hunnen war ihm kaum zu Ohren gekommen, als er ſchon entſchloſſen war, den Kampf mit dem Prahler zu beſtehen. Er ließ ſofort an den Kaiſer gelangen: wenn er Gnade erhalten könnte, ſo wollte er gern ſein Leben daran wagen und den Kampf mit dem Heiden allein beginnen. Es war darum zu thun, den Uebermuth des Verwegnen zu ſtrafen, die ſündhafte Bedingung der

Herausforderung ſelbſt zu züchtigen, die Ehre des deutſchen Namens gegen alle Fremde zu retten. Kaiſer, Ritterſchaft und alle Einwohner Regensburgs blickten daher auf den Dollinger, als auf einen Mann, der nicht eine einzelne, ſondern aller Sache, und zwar die allerangelegenſte, die Sache der Ehre, zu erkämpfen, übernommen hatte. Dollinger wurde vom Kaiſer nicht allein begnadigt, und ſogleich zu ſeiner Erholung aus dem Gefängniß entlaſſen, ſondern auch mit einer tüchtigen Kampfrüſtung und einem muthigen Pferde verſehen. Der Kampftag wurde anberaumt. Unſre tapfern Altvordern waren fromme Männer Jeden guten Ausgang irgend einer Unternehmung erwarteten ſie vom Himmel, für jede glückliche Lenkung ihres Schickſals flehten ſie Gott um ſeinen Segen an. So auch der wackre Dollinger. Zu Niedermünſter, am Grabe des heiligen Ehrhard war es, wo er ſich betend zum gefährlichen Kampfe ſtärkte und das heilige Abendmahl empfing.

Sechshundert neun und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Dollinger fühlte nun Kraft genug, das Schwerſte zu wagen; nur eins ſchien ihm bedenkliche Sorge zu erregen, daß er es nicht mit einem bloßen Menſchen, ſondern mit einem von hölliſchen Geiſtern unterſtützten Zauberer aufnehmen ſollte.

Ein Prieſter von Niedermünſter, dem Dollinger ſeine Beſorgniſſe mittheilte, gab ihm den Rath, ein Kreuz auf dem Kampfplatze aufſtellen zu laſſen. „Auf dieſen Fall,“ ſetzte der fromme Mann hinzu, „würden die böſen Geiſter, welche dem Zaubrer hülfreich zur Seite ſtänden, keine Gewalt haben, ſondern ſich zurückzuziehen genöthigt ſehen.“

Der Tag kam; der ganze Platz — von jener Zeit an die Heide genannt — war mit Zuſchauern erfüllt, die Häuſer beſetzt. Der Zug rückte heran; der Kaiſer von ſeinem Hofgeſinde und ſeinen Rittern umgeben. Die Schranken öffneten ſich. Krako tummelte ſich auf ſeinem Streitroſſe und ſchreckte durch ſeine furchtbare Rüſtung, durch ſeine prahleriſchen Drohungen die Menge. Dollinger erſcheint, hinter ihm ſein Schildknecht; das Zeichen wird gegeben, die Kämpfer ſprengen mit eingelegten Lanzen auf einander ein. Ein plötzlicher Schreder Zuſchauer verkündet Dollingers Fall. Der Heide hatte ihn mit der Lanze aus dem Sattel geſchoben und zur Erde geworfen, ohne ihn jedoch zu beſchädigen. Alles Volk zagte, nur Dollinger nicht; er raffte ſich auf, ſetzte ſich wieder in den Sattel, rannte und — ward zum zweitenmale, jedoch wieder unverletzt, auf die Erde geſtreckt.

Drei Feinde, wähnte Dollinger, ſeyen ihm bisher gegenüber geſtanden. Nun erſt gedachte er der Lehre des Prieſters von Niedermünſter wegen des Kreuzes. Schnell reitet er zum Kaiſer, trägt ſein Begehren vor, und das heilige Kreuz wird auf dem Platze aufgeſtellt. Sie rennen zum drittenmale gegen einander, und es bewährt ſich, was auf höhere Kraft gerichtetes Vertrauen vermag. Die mit dem Krako reitenden böſen Geiſter waren nun den Augen des Dollinger unſichtbar geworden; der Heide ſtand ihm allein gegenüber. Indem Dollinger jetzt mit aller Mannskraft den Stoß führte, drang die Lanze dem Hunnen durch den Helm und in das Ohr, daß er ſammt dem Pferde zu Boden ſtürzte. Krako, ſich zu erhalten, ſtützte ſich mit der linken Hand in den Sattel, ſchlug den rechten Fuß um den Hals des Pferdes, um es von dem Falle zu erheben. Vergebens! Dollinger hat ihn zu hart getroffen, und der Tod warf den Frevler mit großem Frohlocken der Zuſchauer zu Boden.

Der Sieger nahm hierauf Krako's Pferd, zog dem entſeelten Kämpfer die Rüſtung aus und übergab ſie

Wiltrudis, der damaligen Abatiſſin zu Niedermünſter, um ſie zum Andenken dieſer Begebenheit in der Kirche daſelbſt bei des heiligen Ehrhard Grab aufhängen zu laſſen.

Hier blieb die Rüſtung bis auf das Jahr 1524, oder wie Andre wollen, bis 1542, in welchem ſie von der Abatiſſin Barbara von Aham Kaiſer Karl V. auf Verlangen ausgeliefert ward. Hanns Dollinger erhielt zum Dank für ſeinen Sieg den Ritterſchlag und wurde von dem Kaiſer, ſammt ſeiner Nachkommenſchaft, mit beſondern Freiheiten begabt. Dem Rathhauſe gegenüber war ſeine Wohnung, an welcher er ſeinen ſiegreichen Kampf künſtlich in Stein hauen ließ, wovon aber jetzt nichts mehr ſichtbar iſt.

„Kennen Sie auch,“ nahm Franz das Wort, als der Arzt ſeine Erzählung beendet hatte, „die Sage von dem Kampfe zwiſchen Lamberger und Pegam?“

Als die Geſellſchaft es verneinte, begann er:

Der Kampf zwiſchen Lamberger und Pegam.

Der Kaiſer ſprach zu Wien, daß er ſich einbilde, ſein Reich ſey das ſchönſte der Welt. Da ſprengte Ritter Pegam herbei und ſagte ſtolz: „Ihr irret, Kaiſer, und was ich weiter ſpreche, nimmt ſelbſt Eure Majeſtät nicht aus: Euer Reich iſt wohl groß und ſchön, doch habt Ihr keinen Junker, welcher mit mir eine Lanze bräche."

Da antwortete der Kaiſer: „Wohl hab' ich einen Junker im Krainerland, Chriſtoph Lamberg iſt ſein Name, und ich wünſchte, daß er mit Dir kämpfte."

„Ich bin's zufrieden!" verſetzte Pegam, und ein Page ritt fort, dem Lamberg Kunde von Pegam's Wort und dem Wunſche des Kaiſers zu bringen.

Hier brach Franz ab, denn es war um Mitternacht.

Siebenhundertſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Die nächſte Nacht erzählte Franz weiter:

Der Chriſtoph Lamberg hörte dieſe Botſchaft freudenvoll, aber ſeine alte Mutter ſprach: „Dein Roß, mein Sohn, ſteht lange im Stall, und iſt weder Kampf, noch Sonnenlicht gewohnt. Bedenke, was Du thun willſt. Bedenk' auch wohl, daß in Pegam's Bunde zwei Teufel ſtehen; doch kannſt Du beide überwältigen. Betrachte die äußern Köpfe wohl, und ſiehe zu, daß Du glücklich den Mittlern triffſt!"

Drauf rüſtet ſich Chriſtoph Lamberger leicht und hängt ſein Schwert um die Hüfte, ſchwingt ſich auf ſein Roß und giebt ſeinem Mütterlein die Hand.

„Lebt wohl, lieb Mütterlein!“ ruft er ihr zu und ſprengt davon.

Als Pegam, der eben bei'm Gelage ſaß, Lamberger's Einzug vernahm, entſank der Löffel ſeiner Hand, und er ſprach zum Lamberger: „Sey nicht ſo eilig, mein Freund, behalte Deinen Kopf noch, oder willſt Du ihn ſchon heute verlieren?“

Da erwiederte Chriſtoph Lamberg: „Aufſchub iſt meine Sache nicht, denn geſtern war ich noch in Krain!“ und als Ritter Pegam nochmals fragte: „auf welchem Orte ſie kämpfen wollen?“ ſpricht der Lamberg: „auf offenem Felde, damit Alle ſehen, daß wir für unſre Ehre kämpfen!“

Drauf kämpfen ſie; ſie rennen an einander an, daß Jedem der Helm auf dem Kopfe wankt; doch hält ſich Jeder feſt im Sattel, und der Pegam ruft ſpöttiſch dem Lamberg zu: „Mich hat noch Keiner in den Sand geſtreckt; Dein Roß wird bald um Dich wiehern und auf freiem Felde umher laufen, ſeinen Reiter ſuchend.“

Darauf antwortet Chriſtoph ihm: „Mein Tod kümmert mich wenig, aber Dein junges Weib, das bald Wittib ſeyn wird, dauert mich!“

Und wieder rennen ſie an einander an, daß helles Blut aus Chriſtophs Leibe ſpritzt; doch Pegam ſtreckt ihn nicht in den Sand, und als ſie zum drittenmale an einander rennen, zielt Chriſtoph immer auf den mittelſten Kopf und ſpießte ihn mit der Lanze auf.

Da fiel der Ritter Pegam um und die andern Köpfe verſchwanden; alles Volk jubelte laut, und der Kaiſer trat zu Chriſtoph Lamberger hin und ſprach: „Mein wackrer Junker, was wünſcheſt Du zum Lohn für Deine That?“

Der Lamberger erwiederte hierauf: „Drei Burgen habe ich als Lehn in Krain, gieb ſie mir zu eigen.“

Der Kaiſer gab ihm die Burgen, ſie erbten fort auf Kinder und Kindeskinder, und ſind jetzt noch im Beſitz einer Linie des Lamberger, nämlich der Grafen Lamberg zum Stein, bei Katzenſtein.

„So wenig auch ſolche Kämpfe der Menſchheit nützen,“ ſprach der Freiherr, „ſo ſind ſie doch ſchön als Beweiſe von Muth, Geiſtesgegenwart und Körperkraft, und die Zeit iſt keine ſchlimme und erbärmliche, in welcher ſolche Kämpfe ſtattfinden und mit Theilnahme betrachtet werden.“

„Gewiß nicht,“ ſagte Eduard, „und unſer Zeitalter iſt hinreichend charakteriſirt, wenn von ihm geſagt wird: Turniere und Kämpfe finden nicht mehr ſtatt, nur hier und da ſchlägt ſich ein Einzelner, weil ihm ein andrer, oft ganz unbedeutender, dummer Menſch albern nannte oder ſchief anſah, und Jedem iſt es gleichgültig, wenn man ſeine Nation des Mangels an Muth beſchuldigt.“

„Auch an Kunſt und Literatur wird jetzt weniger Theil genommen, wie zur Zeit Schiller's, Göthe's, Schröder's, und ausgezeichnete Sängerinnen und Schauſpielerinnen danken den Beifall, mit welchem ſie überſchüttet werden, nur der ſchönen Geſtalt, nicht ihrer künſtleriſchen Ausbildung; wie ſich zum Theil der große Ruf der Madame Dudevant auf die Sonderbarkeiten des George Sand begründet," fügte der Caplan hinzu.

„Auch die Zeit ritterlicher Minne iſt dahin; nur ſelten findet man noch einen Mann, welcher ſeine Geliebte oder Gattin wahrhaft ehrt und liebt," ſprach ſeufzend die Freifrau.

Eduard ſagte lächelnd zu Alma: „Ich bilde mir ein, eine Ausnahme zu ſeyn!" Franz warf Claudinen einen vielſagenden Blick zu, und der Maler küßte verſtohlen Mariens Hand.

Siebenhundert und erſte Nacht.

„Sie ſprachen geſtern von den ſchönen Zeiten ritterlicher Minne," ſagte dieſen Abend der Caplan; „da iſt mir die Geſchichte eines Liebespaares beigefallen, das zur Zeit der Liebeshöfe einander gar innig ergeben war. So innig, wie Ritter Bayard der Dame Blanca und wie Petrarca ſeiner Laura. Meine Erzählung iſt aus einem altfranzöſiſchen Gedichte entlehnt, welches, ſo viel ich mich entſinne, den Titel:

Herr Triſtrem

hat.

„O, theilen Sie uns dieſe Geſchichte mit," riefen die Damen, und der Caplan begann:

Herr Triſtrem und Frau Yſolt.

Als Herr Triſtrem die ſchöne Yſolt ſah, bedauerte er, daß er nicht König Mark war und die liebreizende Yſolt ſeine Braut, und ſie mochte ähnlich denken, denn ſie ſah verſtohlen den Triſtrem freundlicher an, als ihren Bräutigam und nachherigem Gemahl, den König Mark, dem ſie nur gezwungen ihre Hand gab.

Verſchiedene wichtige Angelegenheiten nöthigten Herrn Triſtrem, das Land zu verlaſſen und nach Frankreich zurückzukehren, allwo ſeine Hausfrau lebte, die wenig von ihm geliebt wurde; denn er hatte ſie auch nur auf Befehl ſeines verſtorbenen Vaters geehliget, und ſie war an Schönheit nicht einmal der Schatten der ſchönen Frau Königin Yſolt.

Nicht lange war Herr Triſtrem von ſeiner Dame entfernt, als er anfing, ſich ſehr zu grämen; er klagte heimlich dem Monde ſein Leid und ward vor Sehnſucht ganz bleich und kummervoll. Weil er nun nicht mehr ohne Yſolt zu leben vermochte, nahm er ſich vor, heimlich Gattin und Vaterland zu verlaſſen und die liebliche Yſolt wieder zu ſehen, um in ihrem Anſchauen wieder aufzuleben.

Verkleidet eilte er zum nächſten Hafen, und fand glücklich ein Schiff, welches eben nach England abſegeln wollte. Der Schiffshauptmann nahm ihn auf, und vom günſtigen Winde begleitet, kam er am zweiten Tage im Hafen von Tintangel an.

Das Schloß Tintangel, an der Seeküſte von Cornwall gelegen, der Aufenthalt des Königs Mark und der Königin Yſolt, war wegen ſeiner Feſtigkeit und Pracht weit und breit berühmt; ſeine großen, viereckigen Thürme ſollte ein Rieſe erbaut haben; das Schloßthor war ſo feſt verwahrt, daß zwei Wachen hinreichend waren, es zu vertheidigen. Dicht unter dem Schloſſe war ein ſchöner Garten, große und ſchöne Wieſen, Gehölze voll Wild, Flüſſe voll Fiſche und Felswände, welche der See beſpülte. Kurz, Schloß und Gegend waren ſo merkwürdig und ſchön, daß es Tintangel, d. h. Feenſchloß, genannt wurde.

Verſchiedene Reiſende erzählten, daß es zweimal des Jahres verſchwände, einmal zu Weihnachten, das andremal im Sommer; ſo daß es Niemand gefunden haben würde, hätte man ſich nicht nach dem Sternbilde richten können, welches grade über dem Hauptthurme des Schloſſes ſtand.

Kaum war Triſtrem gelandet, ſo fragte er nach dem Könige Mark und ſeiner Hofhaltung. O, die iſt glänzend, lautete die Antwort; er hat erſt dieſe Tage ein großes Feſt gegeben, ſeiner Königin zu Ehren, die er übrigens ſehr eingezogen hält.

„Bei dem Feſte wird die Königin fröhlich geweſen ſeyn," ſagte Triſtrem ſeufzend.

„Ach, das iſt ſie nicht; ſie iſt immer traurig, als drücke ſie geheimes Leid."

Des ward Triſtrem froh; er bildete ſich ſogleich ein, die Königin gedenke ſein mit Betrübniß, und in Gedanken ſagte er: „und ließe mich auch der König tödten, ich ſterbe freudig, wenn ich ſie nur noch einmal geſehen habe.“

Er dachte nach, auf welche Weiſe er ſich am beſten und unbemerkteſten der Frau Yſolt nahen könne, und hatte endlich einen guten Plan.

Zufällig ſah er, als er mit ſeinem Plane fertig war, einen Fiſcher, deſſen Kleidung ihm zu ſeinem Vorhaben ſehr paſſend dünkte.

Sie beſtand in einem groben Kittel von Fries gemacht, mit einer Kappe und einem Paare weiter, zerriſſener Beinkleider.

Triſtrem rief den Fiſcher herbei und ſagte lachend: „Freund, wir wollen unſre Kleider tauſchen; meine ſind ſchöner, aber Eure machen mir Spaß.“

Der Fiſcher, welcher natürlich Triſtrems Gewänder beſſer fand, gab die ſeinen fröhlich dafür hin.

Triſtrem nahm ſeine Scheere, ein Geſchenk der Frau Yſolt, und ſchnitt ſich damit ſeine Haare rund herum ab, und that ein Kreuz auf den Scheitel, um dadurch einen wirklichen Narren zu gleichen. Die Gabe, ſeine Stimme zu verſtellen, beſaß er im hohen Grade, und aus ihm wohlbekannten Kräutern bereitete er eine ſchwarze Farbe, mit welcher er ſeine Haut bräunte. Er hatte ſich ſo vollkommen verändert, daß ſelbſt ſein vertrauteſter Freund in ihm nicht Herrn Triſtrem geahnet haben würde. Aus einer Hecke riß er einen Pfahl, welchen er, gleich wie andre Narren, auf ſeiner Schulter trug, und ſo ging er voller Sicherheit auf das Schloß des Königs Mark zu.

„Erlauben Sie mir, heute meine Erzählung zu unterbrechen und die weitre Mittheilung auf morgen zu verſparen,“ ſagte der Caplan und entfernte ſich.

Siebenhundert und zweite Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage)

Kaum ſah der Pförtner den ganz unkenntlichen Triſtrem auf das Schloß zukommen, als er ihm ſpöttiſch zurief: „Komm, Narr, beeile Dich, wo haſt Du Dich ſo lange herumgetrieben?“

„Ich war,“ entgegnete dieſer, „bei der Hochzeit des Abtes Munt, meines werthen Freundes. Er hat ſich mit einer Aebtiſſin vermählt, einem großen, langen Weibsbilde, und alle Aebte weit und breit ſind dazu eingeladen. Ich könnte eigentlich da luſtig ſeyn, hüpfen und tanzen im Schatten; ich wollte auch wohl bleiben, aber ich mußte weg, da ich gedungen bin, dem Könige bei Tiſche aufzuwarten.“

Der Pförtner ſprach hierauf: „Komm herein, Sohn Urgan des Ungeſchliffenen; Du biſt wahrlich ſo närriſch und tölpelhaft, wie Dein Vater!“

Triſtrem ging durch das Pförtchen, und alle Ritter und Edelknaben auf dem Hofe riefen lachend: „Haha, ein Narr, ein Narr! hahaha, welch' komiſche Geſtalt!“ und griffen ihn an von allen Seiten mit Steinen und Stecken.

Triſtrem erſchrak darüber weiter nicht, er ließ ſich einige Hiebe gefallen und gab ſie mit Zinſen zurück, und ſo kam er endlich in den Eingang der Halle, in welche er, ſeinen Zaunpfahl ſchulternd, gravitätiſch hineintrat.

König Mark, welcher zufällig eben bei Tafel ſaß, erblickte ſogleich den neuen Beſuch und rief aus: „ein drolliger Diener meines Haushaltes, bringt ihn ſogleich zu mir!“

Der König lachte ſehr über die Gravität ſeines Hofnarren und ſprach zu ihm: „Willkommen, Freund, woher kommſt Du und was willſt Du hier?“

„Das ſollt Ihr Alles erfahren,“ verſetzte Triſtrem. „Meine Mutter war ein Wallfiſch, und war, als ſie lebte, wie eine Seejungfer unter dem Waſſer. Ich bin von einer Tigerin geſäugt, und meine Schweſter iſt weit ſchöner, als ich. Ich will ſie Euch geben, wenn Ihr meiner Schweſter die Zimmer der Frau Yſolt, die ich ſo zärtlich liebe, nicht verweigert.“

Der König lachte ungeheuer über dieſe Späße, und antwortete: „Was ſagſt Du, Du Wunder der Welt?“

„Ich ſage, König Mark, daß ich Euch meine Schweſter für Yſolt gebe, in die ich heftig verliebt bin;

laßt uns tauſchen! Eine ſo große Schönheit, wie meine Schweſter, iſt wohl werth, von Euch geliebt zu ſeyn! Die Yſolt iſt ja ſchon lange Eure Gemahlin!"

Der König lachte auf's Neue, und ſprach: „Gott ſey Dir gnädig, wenn ich Dir meine Königin gäbe! Aber erzähle mir doch, was Du mit ihr thun würdeſt, und wohin Du Deine Braut führen wollteſt."

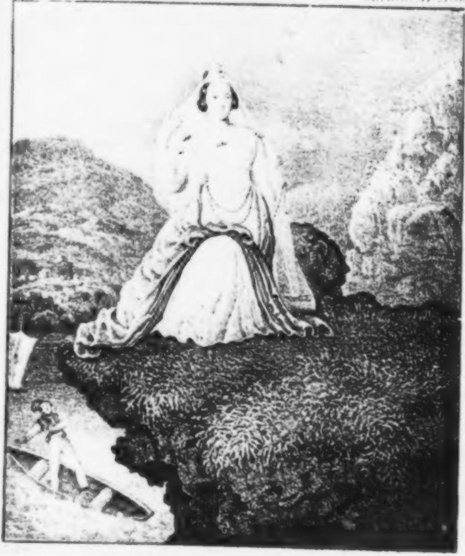
„Hinauf, mein König," erwiederte Triſtrem, „hinauf in die Luft! ich habe dort oben ein Schloß von Glas gemacht; es ſteht auf einer Wolke und iſt ſo künſtlich, daß der ſtärkſte Wind es nicht erſchüttern kann. Meine Halle iſt von Glas, voll von Sonnenſtrahlen; und dabei habe ich ein Badgemach zuſammengeſetzt aus Kryſtallen und Bernſtein."

Der König war noch mehr erfreut, und alle Hofleute verſicherten, ſie hätten noch niemals einen ſo witzigen Narren gehört. „König," ſprach Triſtrem weiter, „ich liebe Euer Gemahl ſehr, und Ihr müßt es mir geben, da Ihr ſeht, wie niedergeſchlagen es iſt. Ich bin Tremtris, der ſie ſchon früher liebte und ewig lieben wird!"

Die Königin erröthete, als ſie dieſen wohlbekannten Namen hörte, und rief: „Narr, lüge nicht, Du biſt nicht Tremtris!"

Triſtrem, welcher ſeine Geliebte ſehr aufmerkſam beobachtet hatte, ſah freudig an ihrem Erröthen und Unwillen, daß ſie ihn noch immer liebte, und faſt ward es ihm ſchwer, in ſeiner Maske zu bleiben.

Ende der erſten Abtheilung des zehnten Bandes.



Lureley.

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

X^r Bändchen 2 Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche.

Siebenhundert und dritte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute erzählte der Caplan weiter:

Triſtrem fuhr in ſeiner Rede fort: „Königin Yſolt, ich bin Tremtris, gewiß erinnert Ihr Euch noch, wie ſchwer ich von Morhout verwundet ward, als ich Streit mit ihm hatte wegen einer Schatzung, die Ihr von dieſem Lande fordertet. Ich war Sieger, aber meine Wunde war gefährlich, weil er ein vergiftetes Schwert hatte. Er hatte mich an der Hüfte verletzt; das Gift war ſo ſtark, daß mein ganzes Blut entzündet wurde, ich litt unbeſchreibliche Pein, die kein Arzt mildern konnte. Um mich von meinen Qualen zu befreien und einen andern Arzt zu fragen, ſchiffte ich mich ein, da trieb ein jäher Sturm mich an die Küſte von Irland Ich mußte leider in der Gegend landen, wo mir die meiſte Gefahr drohte, weil ich Morhout getödtet hatte. Er war Euer Ohm, Königin Yſolt! Ich hatte Alles zu fürchten, aber ich war verwundet, elend! Einzig von meiner Harfe begleitet, die lange mein Troſt geweſen war, landete ich. Bald hörtet Ihr von meiner Kunſtfertigkeit auf der Harfe ſprechen, und ich ward nach Hofe berufen. Die Königin, Eure Mutter, heilte meine Wunden, der Himmel ſegne ſie dafür! Zur Vergeltung lehrte ich Euch die ſüßen Lieder zur Harfe, brittiſche Lieder! O, Ihr müßt Euch an dieſe Zeit erinnern. Der Name, den ich in Irland annahm, war Tremtris, ſprecht, bin ich nicht der Nämliche, den Ihr dort ſaht?"

„Wahrlich nicht!" rief Yſolt. Er war die Schönheit und Anmuth ſelbſt, Ihr, der Ihr ſeinen Namen annehmt, ſeyd ungeſchliffen und grob, widerwärtig! Packet Euch auf der Stelle und richtet Eure Geſpräche nicht mehr an mich. Eure Späße ſind mir eben ſo unerträglich, als Euer Anblick."

Triſtrem, welcher ſich plötzlich herum drehte, und ſeinen Zaunpfahl gegen alle Richtungen ſchwenkte, trieb alle Hofleute vor ſich her und zur andern Seite der Halle hinaus, immer ſchreiend: „Narren, Narren, hinaus zum Saale, laſſet Yſolt, die Frau Königin, und mich, uns einer heimlichen Unterredung erfreuen!"

Der König wollte ſich vor Lachen ausſchütten über dieſen neuen Witz, Yſolt wurde roth und ſchwieg.

König Mark ergötzte ſich an der Beſtürzung der Königin, und rief ihr zu: „Narr, Narr, ſprich aufrichtig, iſt nicht Königin Yſolt Deine Geliebte?"

„Natürlich!" rief Triſtrem lachend, die Königin aber wurde ganz zornig darüber und ſagte hitzig: „wahrlich, einen frechern Lügner ſah ich noch nie, ich bitte Euch, Herr König, laſſet den Narren hinaus ſchaffen, damit er mich nicht noch mehr quäle."

Doch Triſtrem lachte nur zu ihrer Entrüſtung und ſprach: „Erinnert Ihr Euch nicht, Königin Yſolt, daß der König wünſchte, mich nach Euch zu ſenden, weil er ſchon damals insgeheim mit Euch verlobt war (was er auch dann that), und daß ich nach Irland in der Kleidung eines Handelsmannes zurückkehrte? Nöthig war dieſe Verkleidung, denn der König, der jetzt Euer Gemahl iſt, war Euern Landsleuten nicht gewogen, und ich war ihnen wegen Morhout verhaßt. Doch ich war zu jener Zeit ſonder Furcht; ein treuer Ritter; ſo groß war mein Vertrauen in meine Geſchicklichkeit und Kraft, daß ich Niemand fürchtete, von Schottland bis Rom!"

„Eine liebliche Geſchichte!" rief Yſolt, „Ihr ein Ritter?! Lächerlich ſeyd Ihr, aber auch heftig und unüberlegt ich bitte Euch, geht, und Gott geleite Euch!"

Triſtrem lachte auf's Neue und fuhr fort: „Frau Königin, gedenket Ihr nicht mehr des Drachens, des großen, entſetzlichen Drachens, der Euern Hof mit Beſtürzung erfüllte? Ich tödtete ihn, ich hieb ihm ſein Haupt ab, ich war es, der ihm ſeine zweigeſpaltene Zunge ausriß, ich verbarg ſie in meinem Stiefel, und die Folge davon war: daß ich eine vergiftete Wunde in meinen Fuß bekam, ſchon glaubte ich zu ſterben. Unfähig, Euern Hof zu erreichen, ſank ich auf dem Wege bewußtlos nieder. Dort fand Eure Mutter mich, Ihr kamt hinzu, und durch Eure vereinigte Sorge kam ich wieder zu mir. Erinnert Ihr Euch nicht mehr des Verbandes, den Ihr mir umlegtet, und des Augenblickes, in welchem Ihr mich tödten wolltet?“

„Wißt Ihr nicht mehr, daß Ihr mein Schwert zoget, es zu beſehen, und die Spitze abgebrochen fandet, daß Ihr nun glaubtet, ich ſey der Urheber von Morhout's Tode? Erinnert Ihr Euch nicht mehr, daß Ihr die Truhe öffnetet, in der ſeit Eures Oheims Tode die Spitze aufbewahrt wurde, die vollkommen zu meinem Schwerte paßte?“

„Wie muthig nahmt Ihr Euch vor, mich mit meinem eigenen Schwerte zu erſtechen, da ich krank und verwundet war. So iſt der Zorn der Frauen!“

„Eure Mutter kam zu uns, weil ſie Euern Lärm vernommen hatte, und wir verſöhnten uns. Ihr vergabt mir, und ich verdiente Eure Verzeihung, indem ich Euch gegen die Gewaltthätigkeit eines Mannes beſchützte, den Ihr haßtet. Iſt dies nicht wahr? Vertheidigte ich Euch nicht ſo?“

Yſolt rief ganz außer ſich: „es iſt nicht wahr, es iſt alles nur eine Lüge, bloß der Traum eines Trunkenboldes!“

Da faßte ſie Triſtrem ſcharf in's Auge, und fuhr in ſeiner narrenhaften Weiſe fort: „Eines Trunkenboldes Traum, Yſolt? Doch ja, ich bin trunken, und von einem Tranke, von welchem ich niemals geneſen werde. Gedenket Ihr nicht mehr, wie Euer Vater und Eure Mutter Euch mir übergaben; wie ich mich mit Euch einſchiffte, beauftragt, Euch dem Könige zuzuführen? Eines Tages, als alle Lüfte ſchwiegen, und die Sonne heiß brannte, hattet Ihr Durſt. Gedenket Ihr deſſen nicht mehr, Tochter des Königs von Irland? Wir tranken Beide aus einem Becher. Seitdem bin ich immer trunken geweſen, und habe eine furchtbare Trunkenheit darin gefunden."

Siebenhundert und vierte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als Yſolt dieſe Worte hörte, verhüllte ſie plötzlich ihr Geſicht und wollte ſich entfernen, aber der König, den dieſer Auftritt beluſtigte, ergriff ſie bei ihrem Kleide, und, ſie zu ihrem Sitze zurückführend, ſprach er: „habe Nachſicht mit ihm, Yſolt, meine Theure, und laß uns das Geſchwätz des Narren zu Ende hören."

Darauf ſich zu Triſtrem wendend, ſagte er: „Narr, was iſt Dein Beruf?"

„Ich habe Königen und Grafen gedient!"

„Verſtehſt Du Dich auf Hunde und Falken?“ fuhr der König fort.

„Ja, König Mark, wenn ich im Walde beſchließe zu jagen, kann ich mit meinen Locken die Kraniche an mich ziehen, die über den Wolken fliegen. Mit meinen Hunden kann ich Schwäne und weiße Gänſe jagen und eine Unzahl ſchöner Trappen.“

Mark und ſein ganzer Hof belachten wieder des Narren Rede.

„Sage mir,“ ſprach der König, „wie jagt Ihr an den Ufern der Ströme?“

„O,“ verſetzte Triſtrem, „ich fange Alles, was ich finde, mit meinem großen Falken nehme ich die Wölfe und großen Bären aus den Wäldern; mit meinem Geierfalken fange ich wilde Schweine; mit meinem kleinen Falken nehme ich Rehe und Rehböcke, und mit meinem Finkenfalken Füchſe; mit meinem Sperber und Habicht, Haſen und Bieber.“

„Sobald ich heimkehre, beluſtige ich mich, mit meinem Zaunpfahl zu fechten, und Wenige ſind klug und ſtark genug, um meinen Hieben zu entgehen. Ich weiß, wie ich meine Schläge mit großer Pünktlichkeit unter Herren, Ritter und Edelknaben austheilen muß. Außerdem ſpiele ich noch ſehr gut die Harfe und Rotte und kann nach Noten ſingen. Ich weiß ſehr wohl, wie man eine Königin mit Liebe bezaubern kann; in dieſer Kunſt erreicht mich kein Liebender. Ich weiß Späne von Holz zu ſchneiden, und indem ich ſie in den Fluß werfe, durch dieſe Zeichen meiner Gebieterin meine Wünſche mitzutheilen. Ich bin kein ſchlechter Sänger, und Ihr ſollt nur ſehn, was für einen Ton ich auf ſo einem einfachen Zaunpfahl hervorbringen kann.“ Bei dieſen Worten begann er ſeine Waffe zu ſchwingen, ausrufend: „packt Euch, Schurken! Wie drängt Ihr den König zu! ſcheert Euch ſogleich heim! Habt Ihr nicht genug gegeſſen, warum ſteht Ihr noch hier?“

Der König, welcher die Schläge nicht fühlte, die ſeine Hofleute bekamen, war ſo erfreut über den Narren, daß er mit Unwillen und weit ſpäter, als gewöhnlich, ſeinem Stallmeiſter den Befehl gab, die Roſſe zu ſatteln, damit er, wie ſeine Gewohnheit war, in den Wald auf die Jagd ritte. Indem ſein Gefolge ſich beeilte, den König zu begleiten, ſprach Yſolt zu ihm: „habt Nachſicht mit mir, Herr, ich bin ſehr krank; mein Kopf ſchmerzt mich, erlaubt mir, heute von der Jagd zurück zu bleiben und in mein Zimmer zu gehen.“

Als der König ihr dies verſtattet hatte, zog ſie ſich in ihr Gemach zurück, und gab ſich ganz dem Schmerze hin. Sich auf ihr Lager werfend, rief ſie aus: „o, daß ich nie geboren wäre! Brengwain, meine liebe Dienerin Brengwain! Das böſe Geſtirn, das bei meiner Geburt herrſchte, verfolgt mich noch immer. Der heutige Tag hat ein neues Unglück auf mich geladen. Ein Narr, dafür halte ich ihn wegen ſeinem geſchorenen Kopfe, oder richtiger, ein Betrüger, als Narr verſtellt, iſt an den Hof gekommen, mich zu quälen. Er weiß jeden, ſelbſt den geheimſten Umſtand meines Lebens genau. Wer hat ihm alles entdeckt, wer konnte es? Er weiß Vorfälle, welche nur Dir, mir ſelbſt und Triſtrem bekannt waren. Es iſt unmöglich, er muß ein Zauberer ſeyn, um ſo beſtimmte und genaue Kenntniß zu haben."

Brengwain antwortete: „ich halte ihn keineswegs für einen Zauberer, ſondern ich bin überzeugt, daß dieſer vermeintliche Narr kein andrer, als Triſtrem ſelbſt iſt."

„Nimmermehr!" rief Yſolt eifrig, „dieſer Mann iſt abſcheulich und entſtellt, Triſtrem iſt ſo ſchön! O Triſtrem iſt die Zierde der Ritterſchaft, und ſein Muth und ſeine Schönheit ſind nicht weniger zu bewundern, als ſeine Beredtſamkeit und ſein Witz. Der Narr, den Gott ſtrafe, iſt ſein Gegentheil, verwünſcht ſey der Ort, aus dem er kam. Verdammt das Schiff, welches ihn trug. O daß die See ihn verſchlungen hätte, ehe er hier an das Ufer gekommen wäre, mich zu verfolgen."

„O ſchweigt, Frau Königin!" ſprach Brengwain, „Ihr ſchwört ja, gleich einem Räuber!"

Die Königin ſagte: „meine liebe Brengwain, Du würdeſt mich nicht tadeln, wenn Du ihn gehört hätteſt, nie wurden ſolche kränkende Wahrheiten ausgeſprochen!"

„Beim heiligen Johann," rief Brengwain, „ich glaube gewiß, daß er, wenn nicht Euer Liebhaber, doch ſicher ein Bote von Triſtrem iſt!"

„Ach! ich weiß nicht wer, noch was er iſt, aber ich bitte Dich, geh und ſieh ihn ſelbſt, und ſuche ihn auszuforſchen," ſprach weinend Frau Yſolt.

Siebenhundert und fünfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die gehorſame Brengwain führte ſogleich ihre Befehle aus, und ſtieg in die Halle hinab, wo ſie Triſtrem allein fand. Die übrige Geſellſchaft hatte ſich gleich nach der Entfernung des Königs fortbegeben.

Brengwain betrachtete ihn zurückhaltend und ängſtlich; aber Triſtrem legte ſogleich ſeinen Stock weg, als er ſie ſah, und ſprach: „Brengwain, ſchöne, großmüthige Brengwain, im Namen aller Heiligen, nimm Dich meiner an und hilf mir."

„Dir helfen?" erwiederte Brengwain, „wie kann ich Dir helfen?"

„Ach ich bin Triſtrem, der in Schmerzen und Pein lebt: ich bin Triſtrem, der unendlich Elend erträgt aus Liebe zu Yſolt!"

„Triſtrem biſt Du gewiß nicht, oder meine Augen täuſchen mich!" rief Brengwain.

„Gewiß, Brengwain, ich bin der wirkliche Triſtrem. Erinnerſt Du Dich nicht, wie wir damals von Irland ſegelten? Du warſt damals meinem Schutze anvertraut, Du ſowohl, als Yſolt, die jetzt ſchwört, mich nicht zu kennen. Die Königin hielt Dich in ihrer rechten Hand, und übergab Dich mir, um Dich nicht weniger beſorgt, als um ihre Tochter Yſolt.“

„Du mußt Dich darauf beſinnen, ſchöne Brengwain. Zu derſelben Zeit gab ſie Dir ein kleines Fläſchchen, und trug Dir auf, es höchſt ſorgfältig zu bewahren, wenn Du Dich ferner ihrer Gunſt erfreuen wollteſt. Als wir auf die hohe See kamen, ward es brennend heiß, ſo heiß, daß ich, obſchon leicht gekleidet, vor Schwäche und Durſt beinahe umſank. Ich forderte zu trinken, ein Diener, der zu meinen Füßen ſaß, ſtand auf, einen Trank für mich zu beſorgen, und fand die Flaſche, welche er in einen ſilbernen Napf leerte.

Ich trank und reichte das Getrank dann der Yſolt, die ebenfalls ſehr dürſtete. Wir tranken, wir Beide tranken, und verdanken dieſem Getränke alle Leiden unſers Lebens. Erinnerſt Du Dich deſſen nicht, ſchöne Brengwain?“

„Nicht ein Wort weiß ich davon!“ verſetzte Brengwain.

„O Brengwain, ſeit dieſem Tage habe ich nie aufgehört, Yſolt zu lieben; aber keinen Menſchen habe ich meine Leidenſchaft ahnen laſſen,“

„Du haſt uns geſehen, unſre Betheuerungen gehört, Du haſt uns verſprochen, unſerer Liebe behülflich zu ſeyn. Was ich Dir erzählte, iſt uns Dreien bekannt, nur uns allein."

Brengwain kehrte ſich bei dieſen Worten ſchweigend um, und eilte zu ihrer Gebieterin; Triſtrem folgte ihr, ſie beſchwörend, ihm zu helfen, und ſo trafen ſie in dem Gemache der Königin zuſammen ein. Brengwain trat lächelnd ein,, aber die Königin erblaßte beim Anblick des unangenehmen Beſuches, und beklagte ſich über plötzliches Unwohlſeyn. Ihr Gefolge verläßt das Gemach. Triſtrem läuft heftig auf ſeine Herrin zu, und verſucht, ſie zu umarmen; ſie ſchaudert voll Abneigung zuſammen, und ſtutzt vor ihm zurück. Triſtrem, ſich beluſtigend an ihrer Verwirrung, ergreift ſogleich ſeine angenommene Verſtellung wieder, und ſich nahe an die Thüre ſtellend fährt er fort, mit veränderter Stimme:

„Ach, nimmer erwartete ich, ſchöne Yſolt! ſolch einen Empfang von Dir und von der liebenswürdigen Brengwain, ich habe viel zu lange gelebt, daß ich ein Gegenſtand des Schreckens und Abſcheus für die werde, welche ich ſo liebe."

„Ach Yſolt, ach meine Geliebte, wahre Liebe hat ein weit treueres Gedächtniß. Ach, Deine Liebe iſt hin!"

Siebenhundert und ſechſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Freund,“ erwiederte Yſolt hierauf, „Eure Reden ſetzen mich in Erſtaunen, ich ſehe und höre Euch, aber meine Augen finden nicht die geringſte Aehnlichkeit zwiſchen Euch und Triſtrem.“

Triſtrem antwortete: „Yſolt, Geliebte meines Herzens, ich bin wahrlich Triſtrem. Erinnerſt Du Dich nicht des Seneſchalls, der uns dem Könige verrieth? Er war mein Waffenbruder; wir waren von demſelben Alter und bewohnten daſſelbe Gemach. In einer Nacht, als ich aufſtand, um unter Dein Fenſter zu gehen, folgte er mir. Unglücklicher Weiſe hatte es geſchneit, und die Spuren meiner Füße verriethen mich. Er folgte meinen Schritten im Geheimen; er ſah mich unter Deinem Fenſter ſtehen, hörte mich mit Dir ſprechen, und am nächſten Tage verklagte er mich beim Könige. Er war, deß bin ich gewiß, der Erſte, welcher die Eiferſucht Deines Gemahls weckte. Drauf kann ich Dich nur an den verrätheriſchen Zwerg erinnern, unſern boshafteſten Feind, den Du ſo heftig und ſo gerecht haßteſt. Er warn vom Könige Mark zum Aufſpürer Deiner Handlungen beſtellt, und ihm war ein ſolcher Auftrag willkommen, er bewachte Dich Tag und Nacht. Einſtmals überliſteten wir ihn jedoch, denn was iſt der unerſchöpflichen Erfindungskraft der Liebe nicht möglich. Der Zwerg hatte ein merkwürdiges Kunſtſtück angewendet, um unſre geheimen Beſuche zu entdecken, aber ich ſprang, wenn ich in Dein Zimmer trat, ſogleich auf einen Stuhl, und berührte den Fußboden nicht."

„König Mark verfehlte nicht, dieſe unglückliche Uebereinſtimmung zu bemerken, und verbannte mich darum von ſeinem Hofe. Erinnerſt Du Dich nicht, Geliebte, eines Geſchenkes, das ich Dir einmal machte? Eines kleinen Hundes von ungewöhnlicher Schönheit, Deines Lieblings Eru. Erinnerſt Du Dich nicht eines frühern und wichtigern Vorfalles Deines Lebens, als mein kühner Nebenbuhler, der berühmte Harfner, an Deines Gemahls Hof kam, und ihn durch ſein Spiel ſo entzückte, daß er Dir von ihm Unterricht geben ließ? Er unterſtand ſich einſt, Dir ſeine Liebe zu erklären, doch ich belauſchte dieſe Unterredung und entfernte den Ueberläſtigen."

„Königin, Du mußt Dich erinnern, daß, als ich bei dem Könige in Ungnade war, und mich ängſtlich bemühte, mich Dir zu nähern, ich in den Baumgarten trat, wo wir uns ſonſt oft geſprochen hatten, und unter einem Dornbuſche ſitzend, ſchnitt ich Holzſpänchen, welches unſer wohlbekanntes Zeichen war."

„Ein Bächlein floß unter Deinem Fenſter vorbei, ich warf die Spänlein in's Waſſer, bei deren Erblicken Du wußteſt, daß ich des Abends zu Dir kommen würde. Einem meiner Freunde glückte es, mich zu ſehen, und er ging ſogleich, dem Könige Mark unter Geheimniß zu verrathen. Der König kam des Abends in den Garten, und verbarg ſich ſelbſt unter den Dornenbuſch; ich kam bald nachher, ohne des Königs Gegenwart zu ahnen, aber ich gewahrte ſeinen Schatten und errieth Alles. Ich ſah Dich kommen, und fürchtete, Dein Eifer würde Dich verrathen, aber der Himmel beſchützte uns. Auch Du gewahrteſt den zweiten Schatten und gingſt zurück. Ich rief Dir laut nach, Dich um Deine Vermittlung bittend, um mich wieder mit dem Könige zu verſöhnen, deſſen Gnade ich verloren hatte, oder mir die Zahlung meines Soldes zu verſchaffen, mit der Erlaubniß, das Königreich zu verlaſſen. Durch dieſen glücklichen Zufall wurden wir gerettet, und ich ward mit Deinem Gatten wieder ausgeſöhnt. Yſolt! erinnerſt Du Dich des Gottes-Urtheils, das Du meinetwegen unternahmſt? Als Du aus dem Bote ſtiegſt, hielt ich Dich ſanft in meinen Armen. Ich war vollkommen verſtellt, wie Du es mir befohlen hatteſt, und mein Geſicht gefärbt. Du geboteſt mir, daß ich Dich, in meinem Arme haltend, fallen laſſen ſollte; ich that es höchſt behutſam: Du öffnetſt Deine Arme gegen mich, ich hielt Dich in meinen Armen. Das ganze Volk war Zeuge eines ſo unzweifelhaften Zufalls, durch den Du von Deinem Eide entbunden warſt, und von dem Gottesurtheil, welchem Du vor dem Hofe Dich zu unterwerfen verſprochen hatteſt."

Siebenhundert und ſiebente Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Die Königin hörte geſpannt auf ihn, merkte jedes Wort, blickte nach ihm, ſeufzte, aber war unvermögend zu antworten. Was ſollte ſie denken? nicht ein Zug in ſeinem Geſichte, nicht ein Ton in ſeiner Stimme ſchien Triſtrem zu gleichen. Dennoch war Alles, was er ſagte, richtig und wahr. Triſtrem, der jede Veränderung in ihren Mienen bemerkte, fuhr ſo fort:

„Frau Königin! Deine Stimmung war ehemals ganz anders! Du liebteſt mich frank und frei; jetzt biſt Du voll Verſchmähung und Zurückhaltung. Iſt dies Verſtellung? Ich habe, ſchöne Frau, den Tag geſehen, wo Du nicht nur Liebe fühlteſt, ſondern auch ſo kühn warſt, ſie zu geſtehen. Als Mark uns Beide vom Hofe verbannte, gabſt Du mir bereitwillig Deine Hand. Wir verließen zuſammen den Hof und fanden uns im Walde. Was für einen reizenden Aufenthalt hatten wir da. Es war eine Höhle, welche die Natur im Felſen gebildet; ihr Eingang war ſchmal und kaum zu finden; aber innerhalb war ſie geräumig, gewölbt und farbig, wie durch Kunſt gemalt. Dieſe gewölbte Höhle war der Schauplatz unſerer Vergnügungen während der Zeit unſerer Verbannung. Mein Hund, mein Liebling, Hodain, bewachte uns ſtill. Mit meinem Hunde und mei=

nem Falken waren wir um Unterhaltung nicht verlegen. Frau, Du erinnerſt Dich, wie wir ſpäter entdeckt wurden. Der König ſelbſt fand unſern Zufluchtsort aus, mit Hülfe ſeines Zwerges, ſeines beſtändigen Führers. Aber das Auge des Himmels wachte über uns. Der König fand uns ſchlafend, aber mein gezogenes Schwert lag zwiſchen uns, und dies entfernte alle Eiferſucht. Er zog ſeinen Handſchuh aus und legte ihn leiſe auf Dein Geſicht, bemerkend, daß Deine liebliche Farbe ganz gebräunt war durch die Sonne. Seine ganze Zärtlichkeit kehrte zurück und er rief uns wieder an ſeinen Hof. Yſolt, Du mußt Dich deſſen erinnern. Ich gab Dir meinen Lieblingshund Hodain; wo iſt er, rufe ihn mir!“

„Ich habe ihn noch,“ erwiederte Yſolt, „und Ihr ſollt ihn ſogleich ſehen.“ Brengwain eilte, den Hund zu holen und kehrte ſogleich mit ihm zurück.

Hodain ſah und erkannte ſogleich ſeinen Herrn; nie drückte ein Thier ſo ſehr ſeine Freude aus. Er heulte, er ſprang auf ihn zu, er rieb ſeinen Kopf an ihm, er kratzte mit den Vorderfüßen an dem Boden, und drückte ſeine Liebe mit einer Wärme aus, die alle Zuſchauer rühren mußte. Yſolts Erſtaunen verdoppelte ſich; der wilde, grimmige Hodain, dem nur ſie und Brengwain ſeit der Abreiſe ſeines Herren ſich nahen durften, hatte ſeine Natur plötzlich verwandelt, bei einer Stimme, die ihren Ohren gänzlich ungewohnt war. Sie erröthete und wurde immer verwirrter. Triſtrem, der die Schmeicheleien des Hodain erwiederte, ſagte zu ihr: „Yſolt, er, den ich einſt fütterte und liebkoſte, hat ſeinen Herrn nicht vergeſſen, und Du vergißt die lange Liebe und die erprobte Beſtändigkeit Deines Geliebten!“

„Oft wird gar große Treu' bei Hunden,
Bei Frauen großer Wandel funden.“

Yſolt veränderte die Farbe und ſchauderte voll Abſcheu und Aengſtlichkeit zuſammen. Er fuhr fort: „Frau! einſt warſt Du treu und ſtandhaft! Erinnerſt Du Dich noch der Zeit, da wir zuſammen im Baumgarten waren und Dein Gemahl aus Wuth über unſer Beiſammenſeyn Dich tödten laſſen wollte? Ich erfuhr ſeinen Plan und benachrichtigte Dich zur rechten Zeit von der Gefahr. Bei dieſer Gelegenheit reichteſt Du mir dieſen Ring, er war von Golde, ſchön bunt geſchmückt. Ich empfing ihn mit Entzücken und entfernte mich.“

„In Wahrheit!“ rief Yſolt, „dies war das Zeichen meiner Treue zu Triſtrem! Ihr habt den Ring alſo? wenn dies, ſo zeigt ihn mir.“

Triſtrem, den Ring hervorziehend, reichte ihn ihr hin. Sie unterſuchte ihn mit Aufmerkſamkeit, ſchlug die Hände zuſammen und rief mit einer Fluth von Thränen aus: „Nun! nun habe ich ihn verloren! Wenn Triſtrem noch am Leben wäre, könnte niemand anders dieſen Ring beſitzen. Oh! er iſt geſtorben! er iſt todt! Unglückliche, die ich bin, Alle meine Hoffnungen des Troſtes ſind mit ihm geſtorben!“

Triſtrem war nicht undurchdringlich für die Thränen der geliebten Herrin. Ueberfüllt von Liebe und Bewundrung, rief er mit ſeiner natürlichen Stimme aus: „Frau Königin! von nun an kann ich an Deiner Beſtändigkeit nicht zweifeln, ſie iſt gleich Deiner Schönheit unverändert!“

Yſolt, bei den erſten Tönen ſeiner unverſtellten Stimme, ſtürzte ſich in ſeine Arme und küßte ſein Geſicht, ſeine Augen. Triſtrem, der Brengwain gebeten hatte, ihm ein wenig Waſſer zu bringen, wuſch die Farbe hinweg, welche ſo gänzlich ſein Aeußeres verwandelt hatte, während Yſolt, unfähig zu ſprechen, oder ihre Umarmung zu löſen, ſchweigend die Wiederbelebung ſeiner Geſichtszüge erwartete. Ihre Freude war ausnehmend. Sie will ſich nimmer wieder von ihm trennen. Er ſoll das beſte Schloß in ihres Gemahls Beſitzungen haben; Triſtrem indeſſen wünſcht ſich nur die Königin, welche er mehr liebte, als ſein Leben.

„Weiteres weiß ich von Herrn Triſtrem nichts mitzutheilen,“ fuhr der Caplan fort; „die Schlußzeilen des Gedichtes getraue ich mir nicht ſo zierlich zu überſetzen, als ſie lauten; ich ſage ſie deßhalb, wie ich ſie noch im Gedächtniß habe, in der Urſprache:

Ysolt entre les bras le tin
Tele joie en adde sun ami

K'ele adetant de juste li,
K'ele ne sait cument mès partir
Dit, k'il aorat bel ostel,
E bau lit, ben fait et bel;
Tristran autre chose ne quiert
Hors la Reine. Ysolt bele ere!
Tristran en est jouis et ler:
Mult set ben ki il herbiger.

Siebenhundert und achte Nacht.

„Recht treu und ergeben mag Herr Triſtrem ſeiner Dame geweſen ſeyn, wie ſie ihm hold und treu; aber ſchön handelte das Pärchen keineswegs an dem Könige Mark, deſſen Schafsgeduld ich bewundre,“ ſagte Franz.

„Wohl wahr! Doch was kümmert dies uns, wie König Mark behandelt wurde und mit ſich ſpielen ließ,“ bemerkte der Freiherr; „intereſſant iſt die Geſchichte immer, als Bild damaliger Zeit und als Erzeugniß der alten Literatur.“

„Als ſolches gab ich es auch nur,“ ſprach der Caplan, „unbekümmert, ob uns die Sitten der Perſonen gefallen können, wollte ich ſie nur ſchildern. Betrogene Ehemänner giebt es übrigens zu jeder Zeit, es fehlt auch jetzt nicht daran, wohl aber an ſo beſtändigen und ſinnreichen Liebhabern; denn ehe ſich ein Mann um ſeine Geliebte ſo viel

Mühe giebt, wählt er ſich eine Andre, und die Dame iſt damit auch ganz wohl zufrieden."

Die Männer lachten, Franz ſagte: „Einen Beweis männlicher Schlauheit und Treue gaben Sie, werther Freund, uns in der Geſchichte vom Herrn Triſtrem. Erlauben Sie mir, jetzt auch einen Beweis von dem Muthe und der Tollkühnheit eines Mannes zu geben."

Er erzählte:

Kaiſer Maximilian I. auf der Martinswand.

Als Kaiſer Max I., deſſen Andenken wir Deutſchen noch ſegnen, eines Tages in den Tyroler Bergen jagte, verfolgte er auf das eifrigſte eine Gemſe. Schon hatte er ſie erreicht, als ſie ſich durch einen kühnen Sprung auf einen hohen, allein ſtehenden Felſen rettete. Der Kaiſer kletterte ihr nach und erreichte ſie glücklich. Doch als er hinab wollte, wie ward ihm da zu Muthe? Ueber ihm nichts als der Himmel, neben ihm Felſen, die aber alle durch breite, tiefe Schluchten von dem Felſen, auf welchem er ſtand, ſo getrennt waren, daß es ganz unmöglich für ihn ward, auf einen derſelben zu klettern. Wie er auch ſpähte und ſich umſchaute, nirgends konnte er einen Pfad entdecken, auf dem er hätte gefahrlos hinabklettern können.

Vergebens ſtieß er kräftig in ſein ſilbernes Jagdhorn, Niemand hörte ihn. Drückend heiß brannte die Sonne auf ſeinen Scheitel und er verſchmachtete faſt vor Durſt. Der Abendſtern ſtand am Himmel, und noch vernahm er weder eines Menſchen Stimme, noch ſah er einen Weg.

Vor Unruhe konnte er die halbe Nacht nicht ſchlafen; endlich verſank er in einen ſanften Schlummer. Da träumte ihm, der heilige Martin erſcheine ihm, ſprechend: „Morgen, wenn der Mond aufgeht, werde ich Dich retten!"

Von neuer Hoffnung erfüllt, erwachte er, aber noch immer hörte er Niemand, zeigte ſich kein Rettungsweg. Er hatte nur die Wahl, entweder hinab zu klettern, auf die Gefahr hin, in den Abgrund hinab zu ſtürzen, oder zu verhungern.

Endlich, als er ſchon mehrere Stunden den ärgſten Sonnenbrand ausgeſtanden hatte, vernahm er aus der Entfernung Hörnerklang. Er ſtieß mit letzter Kraft in ſein ſilbernes Jagdhorn, und bald nachher erſchienen die Seinen, welche ihn ſeit beinahe zwei Tagen voll Angſt geſucht hatten und jetzt dem Rufe des Hornes gefolgt waren.

Siebenhundert und neunte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Des Kaiſers Diener, welche ihrem Herrn alle auf das Innigſte ergeben waren, wie er es verdiente, klagten laut, als ſie ihren verehrten Fürſten erblickten, rettungslos verloren, wie es ſchien. Keiner getraute ſich zu dem Platze hinauf zu klettern, auf welchem der Kaiſer ſtand. Es würde ihm nichts geholfen haben; denn wenn auch Einer auf den Felſen hinauf gekommen wäre, hinab hätte ja doch Keiner gekonnt.

Der Kaiſer ſelbſt rief ſeinen Dienern zu, ſich wegen ihm in keine Gefahr zu ſtürzen, weil es ihm ja doch nichts helfen könne.

Als der Abend hereinbrach und der fürchterlichſte Hunger den Kaiſer quälte, gab er ſich verloren.

Standhaft erwartete er ſeinen Tod, und rief ſchon einem Prieſter zu, ihm das Sakrament zu zeigen; da fiel ſein Auge auf den Mond, und dieſer Anblick, der ihn an ſeinen Traum erinnerte, erfüllte ihn mit neuer Zuverſicht auf Gott und den Heiligen.

In demſelben Augenblicke erſchien ein Tyroler Gemsjäger; mit erſtaunenswürdiger Gewandheit erkletterte er den Felſen und bat den Kaiſer, ſich ihm anzuvertrauen.

Feſt den Kaiſer bei der Hand haltend, klimmte er, ihn immer kräftig unterſtützend, wieder hinab.

Als der Kaiſer ſich mitten unter den Seinen befand, fiel er auf ſeine Knie und betete inbrünſtig, Gott für ſeine Rettung dankend, und alles Volk um ihn her kniete mit ihm und lobte Gott. Kaum hatte der Gerettete ſein Gebet beendet, als er ſich nach ſeinem Retter umſah. Er war ſpurlos verſchwunden, und alle Bemühungen, ihn wieder aufzufinden, blieben vergebens.

Dadurch kamen die Leute und ſelbſt der Kaiſer auf den Gedanken, daß nicht ein gewöhnlicher Gemsjäger, ſondern ein Engel, den Kaiſer gerettet habe. Maximilian erinnerte ſich ſeines Traumes und hielt von nun an den heiligen Martin für ſeinen Retter.

Die Felswand ward zum Andenken an dieſe Begebenheit die Martinswand genannt und heißet noch ſo bis auf den heutigen Tag.

Der Kaiſer ließ zum Gedächtniß am Fuße dieſes ſchrecklichen Felſens in einer Höhle die Kreuzigung Chriſti abbilden und daſelbſt einen Calvariberg errichten, wohin in der Folge fleißig gewallfahrtet wurde.

„An die Erſcheinung des Heiligen kann ich nicht recht glauben,“ ſagte der Caplan; „wahrſcheinlich ließ der Gemsjäger ſich nicht wieder ſehen, weil er den Neid der Großen nicht erregen wollte, vielleicht ließ man ihn auch nicht vor, oder es war dem Manne peinlich, ſich dem Kaiſer als ſeinen Retter vorzuſtellen.“

„Von **Wallenſtein** erzählt man eine ähnliche Geſchichte," ſagte der Arzt, „er ſoll als Jüngling von funfzehn Jahren drei Stockwerk hoch hinab gefallen ſeyn. Im Fallen ſah er die heilige Jungfrau von einer Glorie umgeben ſchützend ihm zur Seite ſtehen. Von Stund' an entſchloß er ſich, die proteſtantiſche Religion mit der katholiſchen zu vertauſchen, und führte ſeinen Entſchluß aus."

„Daß der Kaiſer ſo hoch kletterte, in ſeiner Jagdluſt die Gefahr vergeſſend, halte ich noch nicht für einen ſo großen Beweis von Muth, aber ſeine nachherige Ruhe und Standhaftigkeit, als er ſeinen Tod vor Augen ſah, ſcheint mir ſchön," bemerkte Alma."

„Man hat mehr Beweiſe ſeines Muthes als dieſen," antwortete Franz, „und ich will Ihnen morgen einige davon mittheilen."

Siebenhundert und zehnte Nacht.

Dieſe Nacht erzählte Franz von

Kaiſer Maximilian I.

Vor ſeiner Vermählung mit Maria von Burgund, der Tochter Karl des Kühnen, beſuchte der Kaiſer einſt ſeinen Schwager zu München, und ſah bei dieſer Gelegenheit vor der alten Burg einen zahmen Löwen in einem Gitter eingeſchloſſen, und befahl den Wärter, ihm aufzuſchließen. Der Mann weigerte ſich. Vergebens. Der Kaiſer wurde immer dringender. Der Wärter ſtellt ihm die Gefahr, welche ihm bei dem Löwen erwartete, vor; da ſprach der Kaiſer zu ihm gebietend: „ſchließ auf, Alter, ein deutſcher Fürſt fürchtet den Löwen nicht!“

Hierauf trat er vor den Löwen, ſtreichelte ihn, ſprach lange mit ihm, und kehrte unverſehrt wieder aus dem Löwenzwinger.“

Ein anderes Mal ſetzte er ſich auf einen Thurmknopf, und kletterte wohlbehalten herunter. Einſtmals kam er in eine Höhle, in welcher ſich eine Bärin mit ihren Jungen befand. Er tritt vor ſie hin, bewaffnet mit einem Spieß, ſchreckt das Thier auf, und indem es aufrecht ſtehend auf ihn losgeht, ſtößt er ihn den Spieß in den Leib und tödtet es ohne Jemands Hülfe. In Brabant verfolgte er unter andern einen großen Hauer, ſtürzte darüber von einer Höhe herab, glücklicher Weiſe ohne Schaden, raffte ſich auf und gab dem Thiere dennoch einen Fang.

Er war erſtaunlich hurtig in Allem, ein Sprung nach einem gewiſſen Ziele zu Fuß oder zu Pferde, war ihm etwas Leichtes.

Seine erſte Gemahlin, Marie von Burgund, liebte er ſehr, nach ihrem Tode war er ganz ſchwermüthig.

und ſein innigſter Wunſch war, ſie nur noch einmal zu ſehen.

Es fand ſich endlich ein Mann, welcher dem Kaiſer erklärte: daß er bereit ſey, ihm ſeine Gemahlin erſcheinen zu laſſen, wenn er es wünſche. Der Kaiſer nahm dieſen Vorſchlag an, und begab ſich zu dem Ende in ein dunkles Gemach, welches der Magier eigens zu der Beſchwörung eingerichtet hatte.

Hierauf ließ er den Kaiſer in einen Kreis treten, und bald darauf erſchien ihm, ganz ähnlich ſeine Gemahlin, ihn anlächelnd, wie im Leben. Da überkam dem Kaiſer ein Grauen, und er wandte ſich ab, nachher aber ſprach er: „ach, was ich jetzt geſehen habe, begehre ich nimmer wieder zu ſchauen.“

„Sein Enkel, Maximilian II., hatte viele der guten Eigenſchaften ſeines Großvaters,“ ſagte Willmann, „unter dieſen auch ſeine Neigung zu Wiſſenſchaft und Kunſt und ſeinen Muth.“

„O erzählen Sie von ihm,“ baten die Damen, und der Arzt erzählte:

Maximilian II. zu Granada.

Gleich ſeinem Großvater liebte Maximilian II. die Jagd außerordentlich; während ſeines Aufenthaltes in Spanien jagte er einſt in der Gegend von Granada. In ſeinem Eifer hatte er ſich ganz von ſeinem Gefolge entfernt, und kam erſt in der Dämmerung hungrig und ermüdet zu einer von Vielen bewohnten Hütte.

Er klopfte an und bat um ein Nachtlager, welches ihm auch bereitwillig zugeſtanden ward.

Man hatte ihm ein Kämmerlein angewieſen, und müde und ſorglos wollte er eben einſchlafen, als es leiſe an ſeine Thüre pochte. Maximilian öffnete, und herein trat ein wunderſchönes Mädchen, die Mitbewohnerin dieſer Hütte.

„Seht Euch vor, Sennor!“ flüſterte ſie ihm zu, „man will Euch morden, Gott ſchütze Euch, verrathet mich nicht, wenn Ihr meinen Tod nicht wollt.“ Nach dieſen Worten entfernte ſie ſich leiſe. Maximilian verriegelte ſogleich die Thüre und griff nach Schwert und Bürſchbüchſe. Kaum hatte er ſich in Vertheidigungszuſtand geſetzt, ſo regte ſich etwas an der Thüre, ſie ward gewaltſam erbrochen, und die Böſewichte drangen mit Dolchen auf ihn ein. Ein Schuß ſtreckte den Erſten zur Erde, ein tüchtiger Hieb den Zweiten. Maximilian focht ritterlich, verwundete den Dritten und Vierten, und jagte die Uebrigen in die Flucht.

Bald darauf kamen benachbarte Schäfer, welche der Ueberreſt jenes Geſindels durch verſtellte Thränen für ſich einzunehmen gewußt hatte. Man band Maximilian und war bereits mit ihm auf dem Wege nach dem nächſten Walde, als ihm Leute von ſeinem Jagdgefolge begegneten, die ihm zu ſeiner Freiheit verhalfen, indem ſie ſeinen Führern ihren Irrthum benahmen. Er verzieh den Schäfern, oder richtiger geſagt, er billigte es, was ſie ihm gethan, weil ſie keine andre Abſicht gehabt hatten, als ihre Pflicht zu erfüllen.

Das ſchöne Mädchen, dem er ſeine Rettung dankte, zog er, um ſie zu belohnen, an ſeinen Hof. Er empfand bald mehr als Dankbarkeit für ſie, und man ſagt, die ſchöne habe ſeine Neigung getheilt.

„Dieſes Abenteuer,“ ſprach Eduard, „hat Friedrich Kind zu einem kleinen, allerliebſten Schauſpiel benutzt. Es ward beſonders in Wien gern geſehen, und auch in Dresden mit Beifall gegeben, nur läßt Kind dem Kaiſer großmüthig auf die geliebte Hirtin verzichten, welche er mit ihrem Geliebten, einen Hirten, vereint; die Geſchichte ſagt nichts von dem Hirten.“

„Kreutzer hat dieſe Dichtung zu einer Oper benutzt, in welche er ſeine ſchönſte Muſik niedergelegt hat, denn der Text iſt, Kreutzers ſchönem Talente ganz angemeſſen, reich an lyriſchen Schönheiten, da der Bearbeiter der Oper, Braun von Braunthal, Kind's ſchöne Verſe faſt ganz beibehalten hat.“

Mitternacht kam heran und die Geſellſchaft trennte ſich.

Siebenhundert und elfte Nacht.

Als heute die Fräuleins gebeten wurden, etwas zu erzählen, ſprach Marie: „ich erinnere mich eines artigen Lauſitzer Mährchens, welches ich in meiner Kindheit gehört, und an deſſen Wahrheit ich lange geglaubt habe. Ich will verſuchen, es ſo gut ich mich deſſen noch entſinne, zu erzählen. Hierauf begann ſie:

Die fleissigen Spinnerinnen.

Vor Zeiten lebte ein jung Magdelein, welches von ſeiner Mutter zu allem Guten, beſonders aber zum Fleiße angehalten ward. Sie war ſehr ſchön und putzte ſich gern, und hatte wenig Luſt zum arbeiten, ſie hielt alle Arbeit für großes Leid, welches ſie gern von ſich gethan hätte. Alle Werkeltage gab ihr die Mutter einen großen Korb voll Flachs, den ſie ſpinnen mußte, nun hatte ſie einſtmals kaum die Hälfte des Flachſes aufgeſponnen, und ward deßhalb von ihrer Mutter hart beſtraft. Sie ſetzte ſich deßhalb in den Garten und weinte bittere Thränen.

Da ritt ein fremder Ritter an dem Garten vorüber, der ſahe ſie unter der Linde ſitzen und fragte ſie: „Warum weinſt Du ſo, mein ſchönes Kind?“ —

Da ſagte das Mädchen zu ihm: „O liebſter Herr Ritter, Ihr denket Euch gewiß nicht, wie ungerecht ich jetzt beſtraft worden bin, und warum ich ſo leiden muß. Meine Mutter hat mich geſchlagen, weil ich zu viel geſponnen habe, denn der ſchöne, theure Flachs reut ſie. Ach, Herr Ritter, muß man da nicht weinen und ſeufzen, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte!"

Als der fremde Ritter dies vernahm, tröſtete er das ſchöne Mägdlein und ritt nach Hauſe. Das Bild des ſchönen Mädchens ſchwebte ihm überall vor, und er dachte, daß ein ſo fleißiges Mädchen das Muſter einer guten Hausfrau ſeyn würde; daß es beim Spinnrocken das Putzen und allerlei weibliche Eitelkeit vergeſſen würde, und er nahm ſich vor, um die fleißige Jungfrau zu freien.

Schon des andern Tages ging er wieder in den Garten, und ſuchte durch allerlei freundliche Worte das Herz des Mädchens zu gewinnen, bis es ihm verſprach, ſeine Haushälterin zu werden, denkend: daß es von nun an nicht mehr ſo würde ſpinnen müſſen.

Doch wie wurde ſie getäuſcht, denn ſobald ſie im Hauſe ihres neuen Gebieters angekommen war, ſahe ſie zu ihrem größeſten Schrecken, daß das Ziel, welches ihr der Ritter beſtimmt hatte, noch viel größer war, wie das, was ſie von ihrer Mutter täglich bekommen hatte. Ihre Verlegenheit wurde noch größer, als der reiche Ritter ihr verſprach: ſie, wenn ſie ein ganzes Jahr hindurch die aufgegebenen Arbeiten allemal zur geſetzten Zeit vollendet haben würde, zum Traualtar zu führen. Sie war viel zu ungeübt und träge, um das große Ziel fertig zu ſpinnen, und doch wünſchte ſie ſo ſehr, die Gemahlin des reichen, ſtattlichen Ritters zu werden,

Betrübt darüber ging ſie zu ihrer Frau Pathe, klagte ihr ihren Kummer, und befragte ſie: was ſie jetzt thun ſolle, um das ihr gebotene Glück ſich nicht zu verſcherzen. Dieſe, welche von ganzem Herzen wünſchte, daß ihr liebes Pathchen eine reiche, vornehme Frau werden möchte, rieth ihr: ſie ſolle nur drei alte Mütterchen, deren Namen ſie ihr nannte, zu gewinnen ſuchen, daß ſie die Arbeit, die ihr der Ritter aufgegeben hätte, und die ſo groß wäre, daß drei Perſonen daran genug hätten, allemal für das Mägdlein vollbringen und ihr zu beſtimmten Zeit heimlich zuſtellen möchten.

Dieſer Vorſchlag wurde auf das Beſte ausgeführt, und ſomit der ſtrenge, der ſich doch ſehr klug dünkte, mit ſehenden Augen getäuſcht. Die drei unſichtbaren Gehülfinnen aber hatten ſich's als eine Belohnung ihres Fleißes für die Jungfrau ausbedungen: daß ſie nach wohlbeſtandener Probe bei der gehofften Vermählungsfeier als förmliche Gäſte feierlich zur Tafel eingeladen würden.

Da nun der Ritter feſt glaubte, daß es Niemand anders, als einzig und allein ſeine auserwählte Braut ſey, welche die auferlegten Arbeiten jedesmal ſo pünktlich verrichtet habe, und daß wohl kein ſterbliches Frauenzimmer das ſchöne Mägdlein an Fleiß und Geſchick übertreffen könne, ſo verlobte er ſich nach abgelaufener Probezeit feierlich mit ihr, und beſtimmte den von ihr erſehnten Trauungstag.

„Morgen mehr," mit dieſen Worten unterbrach Marie ſich in ihrer Erzählung.

Siebenhundert und zwölfte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Heute fuhr Marie fort:

Das Hochzeitfeſt rückte näher, und die Braut gedachte an die, den alten Mütterchen verſprochene Belohnung. So unbedeutend nun dieſe Belohnung auch war, ſo ſchwer wurde es ihr dennoch, ihre drei Gehülfinnen einzuladen, weil ſie ſich durch ihre Häßlichkeit ſo ſehr auszeichneten, daß ſie dachte: ihr Herr Bräutigam würde dieſe Gäſte gar nicht wohl aufnehmen.

Die Erſtere war mit kleinen grünen Augen begabt, die immerfort trieften, die Zweite hatte einen Mund, in welchem vier Paar bequem eine Quadrille tanzen konnten und die Dritte war ſo ungeſchickt, breit und dick, daß ſich einige Paare bequem hinter ihr verſtecken konnten. Dennoch wußte es die Braut durch ihre Schlauheit ſoweit zu bringen: daß die drei Schönheiten zur Hochzeit eingeladen wurden.

Wie nun der Hochzeitstag erſchien, kamen Gäſte aus allen Gegenden herbeigeritten und herbeigefahren, der Bräutigam war ſehr vergnügt, und ſtand der Sitte nach bereit, die Gäſte zu empfangen. Er verwunderte ſich höchlich, als er die erſte der ſchönen Damen mit den triefenden Augen aus dem Wagen hob, und ſagte lächelnd:

„Ei, woher denn das böſe Spiel mit den Augen, meine Liebe?“

„Ach werthеſter Herr Bräutigam, es entſtellet leider etwas meine Schönheit,“ entgegnete die Gefragte, „aber es iſt nichts anderes Schuld daran, als mein außerordentliches, fleißiges und feines Spinnen, wodurch alle Unreinigkeiten des Flachſes mir in die Augen gefahren ſind, und mir ſo ſchlimme Augen gemacht haben. Ach, edler Herr Bräutigam, bewahret doch ja Eure ſchöne Jungfer Braut vor dem übermäßigen Spinnen, damit ſie nicht auch ſo ſchlimme Augen bekommt, wie ich.“

Solche Worte ſchrieb ſich der Bräutigam hinter das Ohr, und dachte bei ſich: „Ei bewahre mich doch Gott vor einem Ehegeſpons, dem ich nicht einmal gern in die Augen ſchauen könnte,“

Jetzt kam die zweite liebreizende Dame, über deren großen Mund der Bräutigam dergeſtalt erſchrak, daß er ſich nicht enthalten konnte zu ſagen: „Ei Beſte, woher der Unfall mit dem etwas geräumigen Munde?“

Sie erwiederte: „Ach, edler Herr Ritter, freilich entſtellt dies einigermaßen mein ſchönes Antlitz, aber es iſt nichts andres daran Urſache, als mein allzufleißiges Spinnen, ich zog immer den Faden durch den Mund, um ihn zu netzen, und damit habe ich ihn mir etwas ſehr erweitert, behütet ja Eure ſchöne Jungfer Braut vor dem vielen Spinnen, damit ſie ihr kleines Mündchen behält.“

Dieſe Rede merkte ſich der Bräutigam ebenfalls, und ſprach zu ſich: „der Himmel ſchütze mich vor einem Ehegeſpons, welches mich verſchlingen könnte, wenn es mit mir redete.“

Zuletzt kam die dritte holde Dame, als der Bräutigam ſie mühſam aus dem Wogen hob, wollte ſeine Verwunderung über ihre unförmliche Geſtalt gar kein Ende nehmen, und er fragte ſogleich:

„Ei meine Theure, woher kommt Ihr zu der außerordentlich dicken Geſtalt?“

Sie ſagte: „Freilich werther Herr Bräutigam, entſtellt dies einigermaßen meine Schönheit, aber das kommt einzig und allein von meinem überaus fleißigen Spinnen, wobei ich immer auf einem Flecken ſtill geſeſſen habe, wodurch mein Körper dieſen anſehnlichen Umfang erhalten hat. Laſſet es ja nicht zu, daß Eure ſchöne Jungfer Braut zu fleißig ſpinne, es wäre jammerſchade um ihre ſchlanke Geſtalt.“

Auch dieſe Worte nahm ſich der Bräutigam zu Herzen und dachte: „Nimmermehr möcht' ich ſo eine ungeſtaltete Hausfrau haben, die im Hauſe umher ginge, wie ein großer Mehlſack.“

Und deßhalb hütete ſich der Ritter, ſeinem jungen Weiblein viel Arbeit aufzugeben, er warnte ſie ſogar vor dem allzufleißigen Spinnen, und verbot es ihr ſehr ernſtlich, wodurch ſie ſich nun zeitlebens ſehr glücklich fühlte.

Siebenhundert und dreizehnte Nacht.

Als heute Claudine aufgefordert wurde, ein Mährchen zu erzählen, begann ſie von

Der ungezogenen Prinzessin von Castilien

zu erzählen.

Es war einmal ein König von Caſtilien, dem war von zehn Kindern nur ein einziges geblieben, eine funfzehnjährige Prinzeſſin: Iſabelle.

Prinzeſſin Iſabella war wirklich ein Wunder von Schönheit und Verſtand; aber weil ſie der Liebling des Vaters war, ſo war ſie auch ſo unartig und eigenwillig, daß kein Menſch mit ihr auskommen konnte.

Ihre Hofdamen und Dienerinnen quälte ſie ſtündlich mit ihren Launen, und kein Menſch mochte gern um ſie ſeyn, denn wenn ſie auch von Natur großmüthig und edel war, ſo that ſie doch oft in der Hitze, was ſie nachher bitter bereute. Weil ſie die Tochter eines mächtigen Königs war, ſo meinte ſie, ſie könne ſich alles erlauben, und durch die Nachſicht ihres Vaters kühner gemacht, wagte ſie es endlich, ſich ſogar in Reichsangelegenheiten zu miſchen.

Viele Ritter und Prinzen liebten ſie insgeheim, und die ſchönſten und mächtigſten Prinzen warben um ihre Hand. Sie wieß jeden mit Hohn zurück, denn ſie dünkte ſich viel zu erhaben, um irgend einen Mann als Herrn über ſich erkennen zu wollen.

Der König bat ſie, ſich endlich für einen ihrer Werber zu entſcheiden, aber ſie erklärte feſt: daß weder Bitten noch Drohungen ſie dazu bewegen würden, ihre Freiheit aufzuopfern.

Zu dieſer Zeit kam der König Rodrigo von Navarra an den caſtiliſchen Hof, um die Prinzeſſin zu ſehen, von deren Schönheit und Launen er ſo viel gehört hatte.

Er wollte ſie, ohne von ihr erkannt zu werden, ſehen, und verkleidete ſich deßhalb als Pilger. In dieſer, ihn ganz unkenntlich machender Tracht, hielt er ſich einige Tage am Hofe des Königs auf.

Er hatte wohl Gelegenheit, die Launenhaftigkeit und den Eigenwillen der Prinzeſſin zu bemerken, aber ihre Schönheit bezauberte ihn ſo ſehr, daß ihre Launen ihm nur wie kleine Flecken in der Sonne erſchienen.

Kaum war er wieder an ſeinem Hofe angelangt, ſo ſandte er einige ſeiner Großen an den König von Caſtilien ab, und ließ bei ihm um die Hand der Prinzeſſin von Caſtilien werben.

Der König von Navarra war Herr eines blühenden Landes, als Fürſt und Menſch geachtet, der Ruf ſprach viel von ſeinem Muthe und ſeiner Schönheit, und der König von Caſtilien hätte ihn mit Freuden ſeinen Eidam genannt. Er ſprach dies auch gegen Don Rodrigo's Geſandte aus, und eilte zu Iſabellen ihr Kunde von der Werbung des Königs von Navarra zu bringen. Die Prinzeſſin hörte den Vater gleichgültig an, und ſprach dann lachend: „wie kommt Ihr mir vor, mein Vater, vermählen ſoll ich mich, und mit dem Könige von Navarra? — Gott behüte mich dafür, von dieſem Prinzen laſſe ich mir nichts befehlen, mein Gemahl muß ein ganz andrer ſeyn, ein Fürſt, der mehr Land beſitzt, als er ſich merken kann, oder ein Mann von ſo großer Schönheit, wie ich ihn mir träume und auf Erden noch keinen ſah.“ Vergebens bat und beſchwor ſie der Vater, ſich ſeinem Wunſche zu fügen, er ſtellte ihr vor, daß nach ſeinem Tode ſein Land an einen Verwandten falle, und ſie ganz ſchutzlos daſtehen würde. Prinzeſſin Iſabella beachtete des Vaters Rede nicht, und als ihr Vater eindringlicher zu ihr ſprach, vergaß ſie ſich ſo weit, ihm zu ſagen: „ich will von einer Verbindung nichts hören, entferne Dich ſogleich!“

Da erwachte auch der gerechte Zorn des Königs, zu ſpät ſahe er ein, was er für Fehler bei Iſabellens Erziehung begangen habe. Sogleich rief er ſeine Diener herbei, und ließ die Prinzeſſin ungeachtet ihres Sträubens in einen finſtern Kerker werfen.

Hier brachte ſie mehrere Stunden einſam zu, endlich erſchien ein alter Diener, welcher ihr Waſſer und Brot brachte. Sie fragte ihn ängſtlich: was der König über ſie beſchloſſen habe, und der Mann erwiederte: „Es thut mir weh, Prinzeſſin, Euch zu ſagen, daß ſchon jetzt Alles zu Eurer Hinrichtung bereitet wird.“

„Wie!“ rief die Prinzeſſin erſchrocken aus, „der König könnte mich, ſein einziges Kind, tödten laſſen wollen?“

„Prinzeſſin,“ erwiederte der Greis, „der König hat unendlich viel Geduld mit Euch gehabt, mehr als Euch gut war. Jetzt iſt aber ſeine Langmuth zu Ende, er ſagt, wenn er Euch am Leben laſſe, ſo würdet Ihr es noch wagen, ihm ſelbſt das Leben zu nehmen, wenn er einmal Euren thörigten Wünſchen nicht nachgeben wolle.“

Hierauf verließ ſie der Greis.

Die Prinzeſſin weinte laut, als ſie ſich allein ſah, ſie hielt ihr Betragen für tadellos, und ihres Vaters Urtheil für eben ſo ungerecht, als grauſam. Mit Schmerz gedachte ſie an ihren nahen Tod, ſie war noch ſo jung, ſo ſchön, niemals hatte Kummer ihr Leben getrübt, und ſchon ſollte ſie die Erde verlaſſen, auf welcher ſie ſich noch ſo viel glückliche Tage verſprach.

Da öffnete ſich die Thüre ihres Kerkers, und einer von denen, welcher ihre Launen am meiſten hatte empfinden müſſen, trat ein.

Beſchämt, den ſo oft Beleidigten jetzt zu erblicken, ſchlug ſie die Augen nieder und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Hier unterbrach Claudine ihre Erzählung, weil die Freifrau aufſtand, ſich zur Ruhe zu begeben.

Siebenhundert und vierzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Claudine erzählte weiter:

„Erlaubt mir zu verweilen," ſprach der Page, „ich habe Euch Wichtiges zu verkünden. Der Morgen graut, in drei Stunden ſollt Ihr abgeholt werden, um Euer ſchönes Haupt auf den Block zu legen, ich bemitleide Euch innig, wollt Ihr Euch mir vertrauen, ſo will ich Euch retten.“

Iſabella horchte auf, „ſprecht nur, ſprecht,“ rief ſie haſtig, „was ſoll ich thun, um dem ſchaudervollen Tode zu entgehen?“

Der Page fuhr leiſe flüſternd fort: „der Kerkermeiſter iſt durch Gold gewonnen, er entläßt Euch, hier iſt ein Mantel, in dieſen hüllt Ihr Euch ein, und an meiner Hand entflieht Ihr aus dem Schloſſe. Im Garten des Schloſſes erwarten uns Pferde, welche uns bis an die nahe Grenze tragen; habt Ihr nur Navarra erreicht, ſeyd Ihr geborgen. Dort legt Ihr die Kleider an, die ich in dieſem Bündel bei mir trage, und dort wird der Himmel ſchon weiter für Euch ſorgen.“

Die Prinzeſſin willigte in den Vorſchlag ein, tauſendmal dankte ſie, während ſie den Mantel umwarf, ihren Retter, und verließ an ſeiner Hand den Kerker. Im Schloßgarten fanden ſie die Roſſe bereit, ſie ſchwangen ſich auf und ritten, noch vom Schleier der Dämmerung geſchützt, eilends die Straße nach Navarra. Die Prinzeſſin gönnte ſich unterwegs nicht einmal Zeit, einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen, erſt als ſie ſich auf Navarreſiſchen Grund und Boden befand, war ſie einigermaßen ruhig.

Daſelbſt gab der Page ihr die Kleider und entfernte ſich ehrerbietigſt. Die Prinzeſſin eilte hinter ein Gebüſch, wo ſie die Kleider anlegte, welche keine beſſern waren, als wie ſie die Dienſtmädchen in der Gegend zu tragen pflegten. Ihre prächtigen Kleider wickelte ſie zuſammen und warf ſie in einen Graben, dann ſteckte ſie die Geldbörſe zu ſich, welche ſie bei den geringen Kleidern gefunden hatte, und ging zu der Stelle, wo ſie den Pagen verlaſſen hatte.

Wie groß war jetzt ihr Schrecken, als ſie weder den Pagen noch die Roſſe ſah, ſie rief ihn laut und ängſtlich beim Namen, keine Stimme antwortete ihr.

Der Hunger trieb ſie endlich an, ſich nach einer menſchlichen Wohnung umzuſehen, ſie ging vorwärts und gewahrte in einiger Entfernung eine Mühle. Darauf ging ſie zu und pochte an die Thüre. Die Müllerin öffnete ihr und fragte nach ihrem Begehr. Iſabella ſagte: ſie komme aus Caſtilien und habe ihre Verwandten in Navarra aufſuchen wollen. Unterwegs habe ſie vernommen, daß dieſe geſtorben wären, und deßhalb wolle ſie wieder heimkehren nach Caſtilien, weil ſie aber müde und hungrig ſey, bitte ſie die Müllerin um ein Obdach.

Die Müllerin ſah Iſabellen ſcharf an, und ſagte mit ſtrengem Tone: „von einem jungen, hübſchen Jüngferchen, was ſo allein, wie Ihr, in der Welt herumſtreicht, denkt man ſelten viel Gutes, und fahrende Frauen nehme ich nicht bei mir auf; wollt Ihr aber bei mir dienen, ſo will ich einen Verſuch mit Euch machen, obſchon Eure Hände verrathen, daß ſie noch nicht viel gearbeitet haben. Mit Freuden nahm Iſabella dieſen Zufluchtsort an, der ihr wenigſtens auf einige Tage Schutz und Nahrung bot.

Sie gab ſich viele Mühe, die Arbeiten, welche die Müllerin von ihr verlangte, zu deren Zufriedenheit zu vollbringen, und nach und nach gelang es ihr. Einige Wochen mochte ſie bei ihr zugebracht haben, als die Sehnſucht nach andern Umgebungen ſo lebendig in ihr wurde, daß ſie ſich vornahm, die Mühle zu verlaſſen. Die Müllerin mochte Iſabellens Vorhaben merken, aber ſie ſagte nichts. Des Nachmittags aber kam ein Trupp caſtiliſcher Soldaten in die Mühle, vor welchen Iſabella ſich ängſtlich verſteckte.

Sie hörte den Anführer ſagen: daß ſie geſandt wären in die Gegend, die entflohene Prinzeſſin Iſabella zu erſpähen, welche ſich nach Navarra geflüchtet haben ſolle.

Die Müllerin betheuerte, kein, der Prinzeſſin ähnliches Weſen geſehen zu haben, und die Soldaten verließen die Mühle.

Einige Stunden nachher ſtieg eine reiche Dame vor der Mühle ab, um einige Erfriſchungen einzunehmen. Sie ſah Iſabellen, welche ihr ſehr wohl gefiel, und fragte, ob ſie wohl mit ihr gehen und ihr als Zofe dienen wolle.

Iſabella, welche ſich bei der Dame beſſere Tage verſprach, willigte ein, und die Müllerin ließ die unbrauchbare Magd freudig ziehen. Die Dame ſtieg wieder in ihre ſchwerfällige Karoſſe, Iſabella mußte auf dem Rückſitze Platz nehmen, den Hund ihrer Dame zu halten.

Gegen Mitternacht hielt die Karoſſe vor einer ſtattlichen Villa, unfern der Reſidenz des Königs von Navarra.

Siebenhundert und funfzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Der groben Arbeiten war Prinzeſſin Iſabella nun überhoben; ſie hatte nichts zu thun, als die Garderobe ihrer Gebieterin zu beſorgen und ſie täglich anzukleiden. Aber ſchon nach wenigen Tagen ſehnte Iſabella ſich in die Mühle zurück; denn die Launen der Dame waren unerträglicher, als es das Schelten und Tadeln der Müllerin geweſen war.

Den Tadel der Müllerin hatte Iſabella verdient, den der Dame nicht; denn die Prinzeſſin beſaß viel zu viel feinen Geſchmack, um nicht auch die eigenſinnigſte Modenärrin mit ihrer Art ſie anzukleiden zufrieden zu ſtellen.

Mit tiefer Reue empfand ſie jetzt, wie ſehr ihre Zofen früher von ihr gequält worden waren, als ſie noch eine große Prinzeſſin war, und feierlich gelobte ſie ſich, daß ſie nie mehr ihre Macht mißbrauchen wolle, wenn ſie wieder im Schloſſe ihres Vaters leben würde.

Doch nur zu bald wurde dieſe Hoffnung in ihr wieder ertödtet; denn ſie hörte eines Tages von ihrer Gebieterin, daß der König von Caſtilien noch immer höchſt aufgebracht auf ſeine Tochter ſey, und einen Preis für den ausgeſetzt habe, welcher ihm die Tochter lebendig oder todt ausliefere.

Iſabella zitterte, als ſie dies hörte; ſie hatte Mühe, ſich nicht zu verrathen, und verließ mit ſchwankenden Schritten das Gemach.

Einige Wochen hatte ſich die Prinzeſſin bei der Dame befunden, als die Tochter derſelben aus dem Kloſter, wo ſie erzogen worden war, in das Haus ihrer Mutter zurückkam.

Die junge Fenizia war ein ziemlich hübſches Mädchen, und eben ſo eitel und herriſch, als ihre Mutter. Hatten Iſabellen die Launen und Befehle der alten Dame gekränkt, ſo ſchmerzten ſie die Gebote des jungen Fräuleins nur noch mehr. Sie war oft außer ſich, wenn ſie ihren Anzug drei-, viermal ändern mußte, ehe er den Beifall des Fräuleins fand.

„In dieſen Tagen wird der junge Don Gomez de Silva mich beſuchen,“ ſprach einſt die Dame zu Iſabellen; „ſein Vater und mein verſtorbener Gemahl haben ihn als einen zehnjährigen Knaben mit meiner damals vierjährigen Fenizia verlobt, und er kommt jetzt, ſeine Braut zu ſehen und den Hochzeitstag mit mir zu verabreden. Betrage Dich artig, ſo wird Dir ein gutes Geſchenk nicht entgehen und Du kannſt Dich vielleicht mit ſeinem Stallmeiſter vermählen."

Iſabella war über dieſe letzten Worte ſo empört, daß ſie hochroth vor Zorn ausrief: „eher will ich ſterben, als mich mit ſo einem geringen Menſchen verbinden."

Die Dame lächelte: „Sprichſt Du doch faſt ſo, wie die ſtolze, unausſtehliche Prinzeſſin Iſabella von Caſtilien, welche ſogar ihrem Vater die Thüre wieß und ſich für eine Göttin hielt!" ſagte ſie. Iſabella ſchwieg zu dieſen Worten, aber ſie nahm ſich vor, ſobald als möglich das Haus dieſer ihr unerträglichen Frau zu verlaſſen.

Den andern Tag mußte ſie ihre Dame und das Fräulein auf das Beſte ſchmücken; dann wurde ihr geſagt, daß Don Gomez de Silva jeden Augenblick eintreffen könne, und daß ſie bereit ſeyn ſolle, den Bräutigam zu bedienen.

Zornig entfernte ſich die Prinzeſſin und ſetzte ſich weinend in ihr Kämmerchen. Nach einer halben Stunde rief ihre Dame ſie und gebot ihr, dem Ritter einen Becher Wein zu bringen.

Dunkle Gluth überſtrömte ihre Wangen. Einen Mann ſollte ſie bedienen, ſie, die Könige, die vor ihr gekniet hatten, verſchmäht hatte?

Doch den Zorn ihrer Gebieterin fürchtend, füllte ſie einen ſilbernen Pokal mit Wein und trug ihr, finſter niederblickend, aber mit ſtolzer Haltung in das Gemach, ihn dem Don Gomez de Silva reichend.

Er nahm ihr, ohne ſie zu betrachten, den Becher ab, nur einige Worte des Dankes zu ihr ſprechend. Da hob, von dem Tone ſeiner Stimme ergriffen, Iſabella die Augen auf, und den Don Gomez einen Augenblick anſchauend, ſtand ſie bebend da, indem helle Thränen über ihre Wangen rannen.

Siebenhundert und ſechzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Seit dieſem Augenblicke war die ſtolze Iſabella ſehr verändert, ſie empfand eine nie gekannte Seligkeit, ein nie gekanntes Weh.

Wenn ſie die wohltönende Stimme des Don Gomez hörte, war ſie wunderbar bewegt, und wenn ſie den hohen, vollendet ſchönen Mann ſah, war es ihr, als könne ſie zu ihm nicht anders, als: „mein König!“ ſagen.

Sein Anſtand, ſeine Bewegungen waren königlich, und was er ſagte, unterſchied ſich ſo ſehr von dem, was die Männer geſprochen hatten, welche früher der ſchönen Iſabella huldigten.

Daß dieſer Mann verlobt war, erfüllte ſie mit einer Art von Bitterkeit, welche ſie noch nie an ſich gekannt hatte; daß er mit der geiſtloſen, launenhaften Fenizia verlobt war, that ihr weh; denn einen Mann, wie Don Gomez, konnte Fenizia nimmer beglücken.

„Warum gab es unter allen Bewerbern um meine Hand nicht einen Mann, wie ihn?“ fragte ſie ſich oft, „dann wäre ich jetzt eine glückliche Gattin, wäre des Vaters geliebte Tochter geblieben — oder,“ ſagte ſie ſpäter zu ſich, „wenn es nicht ſolch einen Fürſten giebt, warum bin ich nicht lieber ein einfaches Fräulein? An ſeiner Hand würde ich mich nicht nach dem Purpur ſehnen.“

Don Gomez ahnte vielleicht, was in Iſabellens Herzen vorging. Er bezeigte ihr jetzt außerordentliche Aufmerkſamkeit und ſchien in ihrer Gegenwart Fräulein Fenizia kaum zu bemerken.

Endlich geſtand ihr Don Gomez, daß er ſie auf das Innigſte liebe, daß er ſich mit Donna Fenizia und ihrer Mutter verſtändigt habe, und bat die Prinzeſſin um ihre Hand.

Iſabella ſchwankte einen Augenblick; ſie gedachte weniger an ihren Stand, als an ihren Vater, den ſie noch zu verſöhnen hoffte; aber nur einen Augenblick ſann ſie nach, dann ſiegte die Liebe und ſie reichte ihm ihre Hand.

In aller Stille ward Iſabella in der Kapelle der

Dame eingeſegnet, dann folgte ſie ihrem jungen Gemahl auf ſein Schloß.

Das Schloß des Don Gomez lag im Walde verſteckt und war weder innerlich, noch äußerlich ſchön; es ward noch von der Mutter des Don Gomez, der Donna Ines, bewohnt und von der nicht eben zahlreichen und glänzenden Dienerſchaft des Don Gomez.

Dieſer hatte ſeiner jungen Gemahlin gar nicht verhehlt, daß er eher arm, als reich zu nennen ſey, und Donna Iſabella hatte ihn dennoch für reich gehalten, weil ſie unter Armuth nicht eine ſo große Armuth verſtand, als ihr Gemahl meinte.

Wie ſtaunte Iſabella, als ſie in das alte Schloß ihres Gemahls trat und die Zimmer ſo öde und verfallen fand; wie verwundert fiel ihr Blick auf das verblichene Gewand ihrer Schwiegermutter; aber dennoch gefiel es ihr, denn hier ſollte ſie ja mit ihrem Gomez leben.

Die Küche war ſchlecht beſtellt, wenn Gomez nicht ein Stück Wildpret aus dem Walde mitbrachte, und an Vergnügungen und Feſte war in dem alten Schloſſe nicht zu denken; aber Iſabella begehrte nichts, als immer von ihrem Gomez geliebt zu werden.

Sie wußte bald dies, bald jenes anders zu ſtellen und herauszuputzen; ſie ſchmückte ſich mit friſchen Blumen, und war ſo anmuthig und liebenswürdig, daß Gomez ſie täglich mehr liebte. Nur wenn ſie ihres Vaters gedachte, trübten ſich ihre Mienen, nur dann mißfiel es ihr in dem Schloſſe, wenn Donna Ines äußerte: daß ſie eine Verbindung ihres Sohnes mit Fenizia ſehr gewünſcht hätte, und wenn ſie es nicht zu billigen ſchien, daß Don Gomez eine Waiſe von unbekannter Herkunft zur Gemahlin erwählt habe; aber verrathen wollte Iſabella ihren Stand nicht, und ſo trug ſie denn ſchweigend die Anſpielungen ihrer Schwiegermutter, und ſtrebte durch Sanftmuth und Aufmerkſamkeit die Liebe der Donna Ines zu gewinnen.

Siebenhundert und ſiebzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens)

Don Gomez de Silva war oft in Geſchäften auswärts, und während ſeiner Abweſenheit lernte Donna Iſabella ſticken und weben, auch unterſtützte ſie ſeine Mutter in der Führung des Haushaltes.

Arbeiten, die ſie ſonſt für unmöglich gehalten hatte, vollbrachte ſie jetzt leicht, weil ſie ihren Gemahl liebte.

Oft ſprach dieſer von dem Könige von Navarra, der ihrem Gemahle ſo gewogen war, oft hörte ſie von Andern die Schönheit und Würde des Königs preiſen, welcher ihr zum Gemahl beſtimmt geweſen war.

Sie wünſchte den Mann, den ſie, ohne ihn zu kennen, verſchmäht hatte, zu ſehen, und äußerte dieſen Wunſch einſt gegen ihren Gemahl, welcher dazu lächelte.

Den andern Tag, als Iſabella mit Donna Ines ſtickend in dem Kloſet ſaß, ertönte Hörnerklang und Hufſchall, ein Reiter in reicher Kleidung, von zahlreichem Gefolge umgeben, näherte ſich dem alten Schloſſe, ritt jetzt in den Hof.

„Himmel, der König kommt!" rief Donna Ines und verſchwand. Ehe noch Iſabella Zeit hatte, ſich zu entfernen, wurde die Thüre geöffnet und der König ſtand vor der Prinzeſſin.

Er bat um die Erlaubniß, einige Augenblicke im Schloſſe des Don Gomez de Silva ausruhen zu dürfen, und ſagte der Donna Iſabella viel Verbindliches über ihr Aeußres.

Iſabella erröthete; ſie war erſtaunt, den Mann, deſſen Gattin ſie um keinen Preis hatte werden wollen, ſo ſchön und männlich zu finden; ja er glich ihrem geliebten Gomez in Zügen und Stimme ſo ſehr, daß ſie fühlte: ſie würde den König von Navarra geliebt haben, wenn ſie ihn eher, als Don Gomez geſehn hätte, wenn ſie ihres Gemahls Güte und ſeinen Geiſt nicht hätte kennen lernen.

Er erzählte Iſabellen von den glänzenden Hoffeſten, und lud ſie ein, ſeinen Hof zu beſuchen, deſſen Zierde ſie ſeyn würde.

Iſabella erwiederte dem Könige, daß ſie ihre Einſamkeit liebe und für das Geräuſch des Hofes nicht paſſe. Der König lächelte fein; ehe er ging, ſprach er wehmüthig zu ihr: „Ach, ſchöne Frau, Euer Anblick hat mich erfreut und auch mit Schmerz erfüllt, denn Ihr gleichet ganz der entſchwundenen und wie ich ſicher weiß, nun verſtorbenen Prinzeſſin Iſabella von Caſtilien, die ich unendlich liebte und ewig in meinem Herzen tragen werde.“

Iſabella war über dieſe Worte zu Thränen gerührt, und antwortete dem Könige nur mit einer ſtummen Verbeugung. Als ſie aber den König fortreiten ſah, rief ſie ſchmerzlich bewegt: „O, mein Vater, wie ſehr habe ich Deine Güte verkannt, und wie glücklich könnte ich als Königin von Navarra ſeyn, während ich mich, ſo innig auch Gomez liebe, doch immer wieder nach meinen ehemaligen Verhältniſſen zurückſehne.“

Einige Tage nach dem Beſuche des Königs luſtwandelte Iſabella in einem kleinen, zum Schloſſe ihres Gemahls gehörigen Luſtwäldchen.

Da ſtand plötzlich, wie durch Zauberei, der Page vor ihr, welcher ſie aus dem Kerker befreit hatte.

„Vergebt, erhabene Frau,“ redete er ſie an, „daß ich Euch auf Eurer Flucht ſo früh verließ; aber mein Leben war in Gefahr, ich durfte am Hofe nicht vermißt werden. Ungeachtet meiner Vorſicht iſt es aber doch dem Könige zu Ohren gekommen, daß ich Euch zur Flucht behülflich war, und der König hat deßhalb vorgeſtern mich rufen laſſen.“

„Wie, mein Vater? Was ſagte er, o ſprich!“ bat Iſabella.

Der Page erwiederte: „Wir könnten vielleicht belauſcht werden, und was ich Euch zu ſagen habe, muß ein Geheimniß bleiben.“

„Wir ſind vollkommen ſicher hier,“ betheuerte Iſabella, und der Page begann:

Was er der Prinzeſſin mittheilte, verrathe ich morgen, fügte Claudine lächelnd hinzu:

Siebenhundert und achtzehnte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Heute fuhr Claudine fort:

„Prinzeſſin, ſo wißt denn, daß der König, ſtatt mir zu zürnen, mir dankte, daß ich Euch vor ſeinem Jähzorne gerettet hatte. Er wollte durchaus wiſſen, wo Ihr lebtet und in welchen Verhältniſſen, und als ich ihm Kunde davon gegeben hatte, denn ich hatte Alles erfahren, was Euch begegnet war, ſprach er: „Ich bin jeden Augenblick bereit, ſie wieder als Tochter aufzunehmen, doch muß ſie ihren Gemahl verlaſſen und ihre Ehe für null und nichtig erklären laſſen. Der König von Navarra hat ſie viel zu ſehr geliebt, als daß er ſie vergeſſen haben könnte. Sobald ſie einwilliget, ſich mit ihm zu verbinden, werde ich ſie ſegnen und mehr lieben, als jemals.“

Als der König dies geſagt hatte, befahl er mir, zu Euch zu eilen und Euch ſeine Wünſche zu verkünden. Morgen um dieſelbe Stunde werde ich wieder hier ſeyn, um Eure Antwort zu vernehmen.

Nach dieſen Worten entfernte ſich der Page mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

Im Innerſten ergriffen und irre an ſich ſelbſt, begab ſich Iſabella in das Schloß zurück, welches ihr heute noch einmal ſo finſter erſchien, als ſeit einiger Zeit.

Donna Ines machte heute wieder einige Anmerkungen über die dunkle Herkunſt ihrer Schwiegertochter, und Don Gomez betrachtete ſeine Gemahlin von Zeit zu Zeit forſchend und wehmüthig.

Als beide Gatten ſich allein befanden, fragte Iſabella ihren Gemahl: „Was würdeſt Du empfinden, wenn ich nicht mehr bei Dir wäre?“

Don Gomez antwortete hierauf: „Wenn Du getrennt von mir glücklicher lebſt, als vereint mit mir, ſo trenne Dich von mir; ich werde Dich nicht haſſen, ſondern ſegnen, aber immer betrauern, wie eine geliebte Todte.“

Mit tiefer Rührung vernahm Iſabella die großmüthige Aeußerung ihres Gemahls. Dann reichte ſie ihm die Hand und entfernte ſich. Den andern Tag aber ſprach ſie zu dem Pagen: „Sage meinem königlichen Vater, daß mich ſeine wiederkehrende Huld unendlich beglücke; aber daß ich für keine Krone der Welt meinen Gemahl verlaſſen würde, den ich über Alles ehre und liebe.“

Nach einigen Wochen gab der König von Navarra ein großes Feſt. Alle Edle ſeines Landes waren zu dieſem Feſte eingeladen, und unter dieſen auch Don Gomez de Silva und ſeine Gemahlin. Die Prinzeſſin wollte durchaus dem Feſte nicht beiwohnen, aus Furcht, dort von irgend Jemandem erkannt zu werden; aber ihr Gemahl drang ſo lange mit Bitten in ſie, bis ſie einwilligte, ihn und Donna Ines zu begleiten.

Als ſie ihr einfaches Kleid anlegte, ſprach Don Gomez: „Selbſt im ſchmuckloſen Gewande wirſt Du durch Schönheit und Würde alle andern Frauen überſtrahlen.“

„Iſabella erwiederte: „Mein Schmuck beſteht darin, die Gemahlin des beſten und tapferſten Mannes zu ſeyn!“

Als Don Gomez mit ſeiner Gemahlin und Mutter in das königliche Schloß traten, führte ein Page ſie ſogleich in den Thronſaal, wo ſie die Großen des Reiches verſammelt fanden.

Don Gomez führte ſeine Damen zu den übrigen Edelfrauen und entfernte ſich. Alsdann trat der König unter den Thronhimmel und verkündete, daß er geſonnen ſey, ſich in dieſem Augenblicke mit einer der anweſenden Frauen zu verloben. Hierauf ging der König auf Iſabella zu und bat um ihre Hand.

Iſabella blickte den König ſcharf an und ſprach: „Mein König, es iſt Euch nicht unbekannt, daß ich die Gemahlin des Don Gomez de Silva bin; wäre ich es aber auch nicht, ſo würde ich doch nicht die Gattin eines Mannes werden, welcher unköniglich eines Andern Weib begehrt.“

„So wißt, daß ich des Königs Bruder bin und nur für den König werbe,“ entgegnete dieſer. „Hier ſeht den König!“ Und vor Iſabellen ſtand Don Gomez, der wahrhafte König von Navarra.

Iſabella's Entzücken läßt ſich nicht ſchildern; ſie erfuhr, daß Alles, was ihr in der letzten Zeit geſchehen war, vom Vater zu ihrer Beſſerung vorbereitet worden, und dankte jetzt für eine Strafe, die ſie nur beglückt hatte.

Sie theilte des Königs Thron und reiſete mit ihm nach Caſtilien, den Segen des Vaters zu empfangen.

„Ein artiges Mährchen,“ ſprach die Freifrau, „wenn auch unwahrſcheinlicher, als das bunteſte Zaubermährchen; denn kein König handelt wohl ſo, und keine Prinzeſſin findet ſich ſo in ihr Schickſal, noch glaubt ſie ſo feſt an die Komödie, welche mit ihr geſpielt wird.“

„Die innre Wahrheit iſt doch da, daß Unglück uns oft beſſert, und daß man erſt Unglück und Entbehrungen kennen gelernt haben muß, um ſich ſeines Lebens recht zu freuen und ſich ſelbſt kennen zu lernen," entgegnete der Caplan.

Siebenhundert und neunzehnte Nacht.

Heute kam das Geſpräch auf die Erdmännchen, und der Arzt ſagte: „Die alten heidniſchen Preußen glaubten feſt daran, und ich glaube, ſelbſt der alte Kaſtellan hat noch Glauben an die Erdmännchen."

Er wurde gerufen und vom Freiherrn darum befragt. „Gnädiger Herr," antwortete er, „meine liebe ſelige Mutter glaubte feſt daran, und ich will das Daſeyn der Erdmännchen weder beſchwören, noch abläugnen. Was ich von ihnen weiß, theile ich gern mit. Sie wohnen unter dem Hollunder; dies Holz halten ſie hoch und laſſen nur ungern etwas davon abbrechen; wer es aber ausrotten wollte, würde ſie ſehr erzürnen; ſolchem ſchaden die Erdmännchen auch nach Kräften, und wehe dem Menſchen, welcher wieder auf die Stelle kommt, wo er einen Hollunderbaum beſchädigt hat."

„Uebrigens wohnen die Erdmännchen nicht nur unter dem Hollunder, ſondern auch in Kellern und Gemächern, und wo ſie wohnen, iſt es ſtets ſo rein und zierlich, als wäre eben erſt gefegt."

„Die alten Preußen brachten ihnen Opfer dahin, wo ſie wohnen, beſonders unter die Hollunderſträuche.“

„Sie trugen nämlich Bier, Brot und Fleiſch hin, wo ſie glaubten, daß Erdmännchen wohnten, ſetzten es auf ein Tiſchlein, und baten nun die Erdmännlein, daß ſie ihnen helfen und Getreide in die Scheunen ſetzen ſollten.“

„Auch in die Scheunen trugen die alten Preußen ihr Opfer, und ſchloſſen die Scheunen zu; des Morgens ſahen ſie dann nach, ob viel von den Speiſen verzehrt war.“

„War viel davon genoſſen, freuten ſie ſich, und gaben wohl Acht, von welcher Speiſe ſie am meiſten gegeſſen hatten, damit ſie dieſe Speiſe ihnen wieder hinſetzen könnten.“

„Ja, ja,“ ſchaltete der Caplan ein, „ſo ſagt man: die alten Preußen glaubten, ihr Gott wohne unter der Erde und heiße Purskaitos; er ſollte andre Untergeiſter haben, welche den Adel ſeines Reiches machten; ſie wurden Markopolen genannt. Dieſe hatten wieder geringere dienſtbare unter ſich, welche Parſtucken genannt wurden, und dieſe Parſtucken waren es, welche auf Befehl der Markopolen, ſobald Purskaitos es erlaubt hatte, den Menſchen dienten.“

„So iſt es, Herr Caplan,“ ſprach der Kaſtellan, „man erzählt ſich von den Erdmännchen noch Allerlei.“

„Einſtmals beſuchte ein Bauer ſeinen Freund und ſah, daß deſſen elfjähriger Sohn, übrigens ein hübſcher, ſchmucker Burſche, eine lahme Hand hatte. Als er ihn fragte, wovon dies komme, ſagte ihm der Bauer, daß die Erdmännchen dies dem Buben zugefügt hätten, weil das Söhnlein ſich mehrere Hollunderzweige abgebrochen hätte.“

„Ach," fuhr der Caplan nach einer Pauſe fort, „ich könnte von den Erdmännchen noch viel erzählen, doch muß ich mich erſt darauf beſinnen, denn alle dieſe Geſchichten hörte ich in meiner Jugend und mit den Jahren nimmt auch das Gedächtniß ab."

„So beſinne Dich, Alter, und erzähle uns morgen Abend, was Du weißt," ſprach freundlich der Freiherr.

Siebenhundert und zwanzigſte Nacht.

Heute erzählte der Kaſtellan noch eine

Sage von den Erdmännchen.

Vor alten Zeiten, ich glaube im Jahre fünfzehnhundert und einige ſiebzig, lebte auf dem Allenſtein ein alter ehrlicher Mann, Namens Schellendorf, von Geburt ein Schleſier, der freite als er Wittwer und nicht mehr jung war, ein ältliches, reiches Weib von Adel.

Eines Abends ſaß die Frau, während die Mägde das Vieh beſchickten, ganz allein in ihrem Gemache im Finſtern, und weil ſie müde war, ſtreckte ſie ſich auf ein Ruhebette hin.

Sie hatte noch nicht lange gelegen und befand ſich bei völlig wachem Zuſtande, als die Thüre aufging.

Sie ſchaute nach der Thüre hin und ſah einen Zug von kleinen Männchen mit ſpitzigen Hüten, davon jedes ein langes blaubrennendes Licht in der Hand hatte. Jedes führte eine kleine Frau mit ſich, zierlich geſchmückt, ganz ehrbarlich im Zimmer umher und begann mit der Frau zu tanzen.

Die Frau ſah von ihrem Lager dem ſonderbaren Tanze zu, da ſprach eins der Männlein zu ihr: „Frau, ſchließe das Fenſter!“

Die Frau aber, nun aus Furcht oder Müdigkeit, that es nicht und ſah dem Tanze immer wieder mit unverwandten Blicken zu. Da ſprach das Männlein zum zweiten Male: „Frau, ſchließe das Fenſter!“ aber die Frau rührte ſich immer noch nicht, und ſah die Männlein noch ſchärfer an. Da ſprach das Männlein zum dritten Male: „Frau, ſchließe das Fenſter!“ und die Frau blieb ruhig.

Und das Männlein trat zu ihr und blies ihr die Augen aus, davon ward das alte arme Weiblein von Stund an blind.

„Da ſind doch die Erdmännchen der Lauſitzer, Zwerge oder Querxe genannt, gutmüthiger,“ ſagte der Arzt, „dabei höchſt drollige Geſellen.“

Die Anweſenden baten ihn, mitzutheilen, was er von den Querxen wiſſe.

„Morgen,“ antwortete er, „für heute möchte es zu ſpät werden.“

Siebenhundert ein und zwanzigſte Nacht.

Heute begann der Arzt zu erzählen von den Querren:

Die Querre, kleine zwerghafte Weſen mit übernatürlichen Kräften begabt, ſollen aus einem Quell, Querrborn genannt, welcher ſich auf dem breiten Berge bei Berzdorf befindet, hervorquellen.

Den Bewohnern der Dörfer Berzdorf Großſchönau, Warmsdorf und Stohnsdorf, (am Fuße des Prudelberges in Schleſien) gelegen, ſollen ſie oft die Mahlzeit auf unſichtbare Weiſe tüchtig geſchmälert haben. Beſonders nahmen ſie gern Brote weg, bis man endlich ein Mittel fand, ſich vor den kleinen Brotdieben zu ſichern. Man merkte: daß ſie den Kümmel nicht vertragen konnten, und fing an, Kümmel in das Brot zu backen, welches ſie bewog, es von nun an unangerührt zu laſſen. Bisweilen aber beſchenkten ſie die Leute, und bewieſen ſich ſehr freundlich.

Einſtmals kamen ganze Schaaren von Querren aus dem Querrloche, und hüpften luſtig umher zwiſchen den Sträuchern des breiten Berges.

Da hörten ſie zufällig, daß in dieſen Tagen eine große Bauernhochzeit ſeyn ſolle, und nahmen ſich vor, derſelben auch beizuwohnen, und ſich einmal auf andrer Leute Koſten einen recht luſtigen Tag zu machen.

Ueberall ruften ſie einander zu und erinnerten einander noch ausdrücklich, die Nebelkäppchen ja mit ſich zu nehmen.

Dies vernahm ein andrer Berzdorfer Bauer, welcher am Fuße des Berges auf dem Felde arbeitete, und halb im Scherz, halb im Ernſte rief er den Querren zu, ihm auch eine Nebelkappe zu bringen.

Die Querre ließen ſich bereitwillig finden, brachten ihm wirklich eine mit, und erlaubten ihm, in ihrer Geſellſchaft mit zur Hochzeit zu gehen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung: bei Tiſche ja von den Speiſen nichts zu ſich zu ſtecken, oder ſonſt von den Ueberreſten etwas mit ſich zu nehmen, wenn er ſich nicht ihren Zorn zuziehen wolle. Uebrigens möge er eſſen und trinken ſo viel er wolle.

Unterdeß hatten ſich die Querre alle verſammelt, und der Zug ging nun, in Begleitung jenes Bauers auf Berzdorf zu. Als ſie ſich dem Dorfe näherten, warf jedes Querrlein, ſo auch der Landmann, die Nebelkappe über, und unſichtbar traten ſie nun in das Hochzeithaus.

Obſchon nun Niemand die unſichtbaren Gäſte zum hochzeitlichen Tiſche nöthigte, ſo nahmen ſie deßhalb doch Platz. Zwiſchen jeden Hochzeitgaſt ſetzte ſich ein Querr, und jeder ſchmauſte tüchtig nach Herzensluſt. Daß es ſich der unſichtbare Bauer gut ſchmecken ließ, kann Jeder glauben. Er aß und trank, ſo viel er nur vermochte, aber es waren ſo viel gute Speiſen da, daß der Bauer wünſchte: ſeine Frau und ſeine Kinder, welche jetzt vielleicht bei trockenem Brote ſaßen, möchten auch etwas von dem Ueberfluſſe genießen.

Kurz er ließ die Warnung der Querre (vielleicht auch, weil er wünſchte, ſeine Frau von ſeiner Unſichtbarkeit zu überzeugen) unberückſichtiget, und ſteckte von den Ueberreſten etwas ein.

Doch in demſelben Augenblicke, als er dieſes that, verſchwand auch die deckende Nebelkappe der Zwerge, und er ſaß vor aller Gäſte Augen da.

Dieſe, beſonders aber ſeine Nachbarn, ſtaunten nicht wenig, ſo plötzlich einen ungeladenen Gaſt, der eben kein hochzeitliches Kleid trug, zwiſchen ſich ſitzen zu ſehen.

Frage folgte auf Frage, und der unerwartete Gaſt wußte vor Schaam und Beſtürzung nicht, was er erwiedern ſollte.

Endlich, um ſich bei den Hochzeitältern zu entſchuldigen, hielt er es für das Beſte, den ganzen Hergang der Sache zu erzählen. Er that es freilich mit einer gewiſſen Schüchternheit, aus Furcht vor den Querren, die er beleidigt hatte, und es war ihm nun gar nicht unlieb, daß er — kurz vorher ſelbſt noch unſichtbar, zwiſchen zwei leibhaften Gäſten, und nicht neben zwei unſichtbaren Querren ſaß.

Die Gäſte erſchraken nicht wenig über ihre unſichtbare und unverhoffte Nachbarſchaft, von der ſie jetzt hörten, und Manchen, beſonders den Frauen, wurde ganz ängſtlich zu Muthe.

Nun erſt konnten ſie ſich erklären, was ſie ſchon früher mit Staunen bemerkt hatten, nämlich: wohin die Speiſen in den Schüſſeln verſchwunden waren, die doch erſt angefüllt worden waren.

Froh, durch den neuen Gaſt darüber nun Aufklärung erhalten zu haben, behielt man dieſen da, und bat ſich nun auch ſeine Gegenwart für den andern Hochzeittag aus. Dieſe Einladung nahm dieſer mit Freuden an, und erſchien nun am andern Tage eben ſo geputzt, wie die übrigen Gäſte.

Doch auch die Querre waren jedenfalls am andern Tage auch wieder unſichtbar zugegen, denn auch diesmal bemerkte man, und ganz deutlich ein ſichtliches Abnehmen und Verſchwinden der Speiſen aus den ſtets voll aufgetragenen Schüſſeln.

Siebenhundert zwei und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Noch muß ich es den Querren zum Ruhme nachſagen, fügte heute der Arzt hinzu, daß die Querren nicht immer ſo begehrlich waren, wie auf jener Hochzeit. Bei Taufgaſtmälern und in Wochenſtuben betrugen ſie ſich ſehr artig, und hielten, wenn auch nur für die Wöchnerin ſichtbar, ihr eigenes Mahl, entweder unter dem Ofen, oder unter dem Bette der Wöchnerin, wo man ſie, um dieſe keiner Gefahr auszuſetzen, gern ungeſtört in Ruhe ließ. Bisweilen waren ſie auch höflich, und brachten der Wöchnerin etwas von ihren Eßwaaren, z. B. einen Zwieback, zum Geſchenk.

Eine Wöchnerin, die noch das Bette hütete, und eben allein in der Stube war, hörte plötzlich ein ungewöhnliches Geräuſch in ihrem Gemache, ſie ſah nach der Gegend, wo es herzukommen ſchien, und erblickte zu ihrem Erſtaunen, daß unweit des Ofens unten an der Wand plötzlich eine unbedeutende Oeffnung ſichtbar wurde, aus welchem ein kleines graues Männchen hervorkam, das ſich ihr mit vielen Complimenten nahte.

Es redete ſie höflich an und bittet ſie um die Erlaubniß, daß in ihrem Gemache eine ganze Geſellſchaft ein Gaſtmahl in ihrer Stube halten möge, und ſpricht für die Erlaubniß im Namen Aller erkenntlich zu ſeyn.

Die Wöchnerin ertheilt die Erlaubniß, und das Männchen empfiehlt ſich mit vielen Begrüßungen.

Bald darauf kommt eine ganze kleine Geſellſchaft durch die Oeffnung, kleine Männchen bringen Tiſche, Stühle, Körbe mit Speiſen und Trank, zuletzt kommt ein Chor von Muſikanten.

Die Geſellſchaft vertheilt ſich an den kleinen Tiſchen und nimmt höchſt vergnügt ihr Mahl ein, wozu die Muſikanten gar herrliche Muſik machen Eben wollen die kleinen Leutchen einen Tanz beginnen, als plötzlich ein neues Querrlein in's Zimmer geſtürzt kommt, die Hände über dem Kopfe zuſammen ſchlägt und voll Betrübniß ausruft:

„O große Noth, o große Noth,
Die alte Mutter Pump iſt todt."

Wie ein Donnerſchlag tönten dieſe Worte den kleinen Gäſten in die Ohren, ſo ſchnell als möglich werden die Sachen hinweg geräumt, und jedes ergreift die Flucht.

Die ganze Stube war nun wieder leer, nur das kleine Weſen, welches allem Anſcheine nach Ceremonienmeiſter der Querre war, befand ſich noch im Zimmer. Es kam auf die Wöchnerin zu, erzählte, daß der plötzliche Tod der Stammmutter ſie alle in große Betrübniß verſetzt habe, und daß ſie nun ſehr unglücklich werden könnten. Es bedankte ſich höflich für die ertheilte Erlaubniß des Zutrittes, und ſchenkte der Wöchnerin im Namen der Geſellſchaft aus Dankbarkeit: einen goldenen Ring, einen ſilbernen Becher und ein Waizenbrödchen.

„Dieſe drei Dinge," ſagte das Männchen, „ſeyen von großer Wichtigkeit, denn ſo lange dieſe in der Familie blieben, würde ſie immer größer und angeſehener werden. Der Ring aber ſolle allemal dem älteſten Sohne verbleiben, und von deſſen Gemahlin getragen werden."

Der Wöchnerin war es, als ſey ſie aus einem

Traume erwacht, nur die drei Geſchenke überzeugten ſie, daß ſie gewacht hatte.

Der ganzen Familie ward dieſer Vorfall mitgetheilt und Rath gehalten, wie man die Geſchenke am beſten ſicher aufbewahren könne.

Es ward ein ſteinerner Thurm erbauet, in welchem der Becher und das Waizenbrotchen eingemauert wurden. Den Ring aber trug die Gemahlin des älteſten Sohnes immerfort an der Hand.

Nach ihrem Tode erbte er von Glied zu Glied, und das Geſchlecht ward immer blühender und angeſehener. Leider aber war eine Beſitzerin des Ringes ſo unvorſichtig, ihn zu verlieren, und alles Nachſuchen blieb vergebens.

Troſtlos brach die Familie in Wehklagen aus, und fürchtete den Zorn der Querre. Ein Ungewitter zog ſich zuſammen, und ſpaltete mit einem furchtbaren Blitze von oben bis unten den Thurm, in welcher die Heiligthümer aufbewahrt wurden, und die im Schutte verſchwanden.

Die Verheißung des Querres traf ein, denn der Wohlſtand der Familie verminderte ſich von nun an ſichtlich.

Die Querre trieben ihr Weſen, bis auf den Dörfern die Glocken eingeführt wurden. Ihr Klang war ihren zarten Ohren zuwider, und ſie verließen die Gegend. Die, welche auf dem breiten Berge gelebt hatten, preßten einen Bauer, welcher ſie in einigen Wagen nach Böhmen fortfahren mußte. Sie belohnten den

Bauer ſehr reichlich, ſo daß er dadurch zum reichen Manne wurde, und ſein Vermögen blieb in ſeiner Familie.

Beim Abſchiede ſagten die Querre: „wir werden wiederkommen, wenn die Glocken abgeſchafft ſind, und:

Wenn Sachſenland,
Wieder kommt an's Böhmerland!“

Ein Ausſpruch, der ſich ſchwerlich erfüllen wird.

„Es erinnert dieſe Sage an die: von den drei Brotchen in der Familie von Bomſen,“ ſagte die Freifrau.

„Es iſt möglich, daß ſich da etwas Aehnliches zugetragen hat,“ antwortete ihr Gemahl, „und man ſieht daraus, wie verbreitet der Glaube an die Zwerglein war.“

Siebenhundert drei und zwanzigſte Nacht.

Heute erzählte der Maler:

Die Braut.

Vor hundert Jahren lebte in Rom ein junger Cavalier Namens Antonio Sforza, von dem die Sage ging, daß er mehr als billig den Schönen huldige. Dabei beſtritt aber Niemand: daß Antonio, was ſowohl die Anmuth ſeiner äußerlichen Erſcheinung, als auch die Ritterlichkeit ſeines Benehmens betraf, für eine Zierde unter den Jünglingen Roms gelten konnte.

Er hatte vor Kurzem ſein 25. Jahr erreicht, und kaum waren drei Monate verfloſſen, daß er ſeinen Vater begraben hatte, und Herr bedeutender Güter, ſo wie eines großen Vermögens geworden war.

Dem letzten Willen ſeines Vaters nach ſollte er ſich mit der Tochter eines Jugendfreundes deſſelben vermählen, und er hatte ſolches — da in ſeinem Herzen noch keine ernſtere Neigung herrſchte, dem Sterbenden gern verſprochen. Doch ſo wie der Vater die Augen geſchloſſen hatte und beſtattet war, fand ſich der junge Antonio auf eine nichts weniger als angenehme Art durch das, ſeinem Vater gegebene Verſprechen gebunden, und er ſann ernſtlich darauf, wie er einem Bündniſſe entgehen möge, das — wie er vorausſetzte, ihn um jeden frohen und freien Lebensgenuß bringen würde. —

Er hatte ſeine Verlobte, die junge Bianca Floradini nur ein einziges Mal erblickt, und zwar vor drei Jahren, wo Bianca erſt dreizehn Jahre zählte, mithin noch ein halbes Kind war, der Eindruck; welchen dieſe blonde, zierliche, ſchüchterne Lombardin auf ihn gemacht, auf ihn, der das Ideal der Schönheit in den ſtolzen üppigen Römerinnen verwirklicht ſah, konnte durchaus kein günſtiger genannt werden. Nachdem er einige Zeit mit ſich ſelber gekämpft, ob er ſein Wort brechen ſolle oder nicht, ſiegte in ihm die Luſt zur Ungebundenheit. Er ſtand nicht an, dem alten Grafen Floradini zu ſchreiben: wie es ſeiner Neigung durchaus zuwider ſey, ein eheliches Bündniß einzugehen, und daß er bei aller Liebe und Achtung für ſein Haus doch gezwungen ſey, der ſchönen Blanca ihr Wort zurück zu geben. Damit hielt er die Sache für abgethan, und kümmerte ſich nicht weiter um die Folgen.

Dieſe aber waren ſehr traurig, denn die junge Blanca hatte den ſchönen, kühnen Antonio, ſo wie ſie ihn erblickt, heftig geliebt, ſein Bild hatte von dieſem Augenblick in ihrer Seele gelebt, ſie hatte ſich glücklich geprieſen vor allen Mädchen, und jetzt verwarf er ſie, der Heißgeliebte. Ihr Herz brach, ſie verfiel in ein hitziges Fieber, umſonſt waren alle Bemühungen der Aerzte, ſie zu retten, umſonſt alle Ermahnungen und Tröſtungen der Diener der Kirche. — „Er iſt mein Verlobter!“ rief Blanca im Todeskampfe ringend. „Er iſt mein Geliebter, ohne ihn kein Leben, keine Ruh' im Grabe, keine Seligkeit! — Mein muß er ſeyn!“ — So ſtarb ſie.

Jammernd ſtanden die Aeltern an der Bahre ihres geliebten, einzigen Kindes. Der alte Graf ſchrieb an Antonio, er verfluchte ihn als den Mörder ſeines Kindes und rief des Himmels Rache über ſein Haupt herab. Wenige Monden ſpäter ruhte auch er nebſt ſeinem Weibe neben Blanca in der ſtillen, kühlen Gruft ſeines Stammſchloſſes unfern von Verona.

Siebenhundert vier und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Antonio Sforza erfuhr in Rom von all dieſen Dingen nichts weiter, als daß die junge Blanca und ihre Aeltern kurz nach einander geſtorben wären. Er beachtete die Nachricht nur inſofern, daß er den alten ehrenwerthen Grafen und ſeine Tochter betrauerte, wie er jeden andern ehrenwerthen Mann, jedes andere junge, hübſche Mädchen betrauert haben würde, ohne deßhalb im mindeſten ſich in ſeinem luſtigen Leben ſtören zu laſſen.

Zu Letzterem fand er übrigens auch im geringſten keine Veranlaſſung weiter, das Glück lachte ihm viele Jahre hindurch, bei den Frauen, bei Spiel und Kampf, und ſo ward er ein Mann und behielt den Frohſinn, die Luſt, ja den kecken Uebermuth des Jünglings.

Da geſchah es, daß er durch die Gunſt ſeines Oheims, eines hohen Geiſtlichen, zu dem ehrenvollen Poſten eines päbſtlichen Botſchafters nach Verona erwählt wurde, um mit den Edelſten von der Regierung eine ſehr wichtige Angelegenheit zu beſprechen. Er fand alldort die ehrenvollſte Aufnahme, und gar bald hatte er ſeinen Auftrag ſo wohl ausgerichtet, daß er hoffen durfte, man werde in Rom ihm deßhalb alles Lob ertheilen.

Um ſo mehr hielt er ſich aber nun berechtigt, die Zeit, welche er noch in Verona zuzubringen gedachte, auf alle Weiſe zu ſeinem Vergnügen zu benutzen. Da aber nun für ihn ein Vergnügen ohne ſchöne Frauen und Mädchen nicht denkbar war, ſo ſäumte er nicht, wie früher in Rom, ſo jetzt in Verona, ſich mit Eifer zu bemühen, ſchöne Frauen und Mädchen zu bethören.

Als er eines Tages nach beendigtem Gottesdienſt vor dem Portal der Kirche, welche am meiſten von den Damen Verona's beſucht wurde, ſtand, und die Heraustretenden muſterte, bemerkte er eine Dame von ſo außerordentlicher Schönheit, wie er eine ſolche nie vorher geſehen zu haben glaubte. Die Dame ſtieg in eine Kutſche, und fuhr ſo raſch davon, daß es ihm unmöglich war, den Wagen zu verfolgen. Umſonſt erkundigte er ſich, wer die ſchöne Dame in ſchwarzer Kleidung geweſen ſey. Niemand wußte ihm Auskunft zu geben, und er mußte für dieſen Tag ſeine Ungeduld und Neugierde wohl oder übel zu mäßigen ſuchen.

„Was auch meinen Zuhörern für dieſe Nacht empfohlen ſey.“ ſchloß heute der Maler.

Siebenhundert fünf und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Drei Tage wartete wohl vorbereitet, aber vergeblich, Don Antonio an der bewußten Kirchthüre auf das Erſcheinen ſeiner unbekannten Schönen. Verſchwunden war ſeine Luſt nach andern Abenteuern, eine Sehnſucht, ſo innig und ſchmerzlich, wie er ſie noch nie gefühlt, erfüllte ſein Herz, und ſo ſehr er ſich weigerte, er mußte es ſich doch geſtehen, daß er jetzt und zum erſten Male wirklich liebe.

Am vierten Tage endlich ſah er ſeine Dame wieder aus der Kirche treten, in den Wagen ſteigen und davon fahren, raſch ſchwang er ſich auf das Roß, welches ſein harrender Diener bereit hielt, und ſprengte dem Wagen nach.

Der Wagen fuhr aus der Stadt und mit Windeseile über die Ebene auf der Landſtraße dahin, Don Antonio, ſo gut ſein Renner war, hatte Mühe zu folgen. So ging es etwa zwei Stunden lang, da bog plötzlich der Wagen von der Hauptſtraße ab, lenkte in einen Seitenweg ein, und nach wenigen Minuten gewahrte Antonio dicht vor ſich ein alterthümliches, ſehr prächtiges Schloß. Der Kutſcher knallte mit der Peitſche, alsbald öffnete ſich das große Thor des Schloßhofes, der Wagen rollte hinein und die Pforte fiel mit großem Krachen wieder zu, eben als Antonio davor anlangte.

Etwas betroffen hielt er einige Augenblicke, und überlegte — was ſonſt nicht ſeine Sache war — was er thun ſolle — dann ſeinem Ungeſtüm nachgebend, pochte er an die Pforte. Lange mußte er harren, bis er von innen nahende Tritte vernahm. Endlich öffnete ſich neben dem Hauptthor ein kleines Pförtchen, und ein finſterer Greis fragte den ungeduldigen Ritter, was er begehre.

„Wer iſt die junge Dame,“ fragte Antonio, „welche vor Kurzem hier einfuhr?“

„Meine Herrſchaft.“

„Wie iſt ihr Name?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie? — Du wüßteſt den Namen Deiner Herrſchaft nicht?“

„Sie kaufte vor Kurzem dieſes Schloß — wir, ihre Diener, nennen ſie nur die Herrin.“

„Iſt ſie vermählt?“

„Ich weiß nicht.“

— „Wittwe vielleicht?“

„Ich weiß nicht.“

„Oder noch Jungfrau?“

„Ich weiß nicht! ich weiß nicht! ich weiß nicht!“

„Alter Murrkopf! ſo melde mich bei ihr an, ich muß ſie ſprechen.“

„Meine Herrin empfängt keine Beſuche.“

„Ich nehme das Gaſtrecht in Anſpruch.“

Der Alte ſchwieg einige Augenblicke wie unſchlüſſig, endlich ſprach er mit ſchlecht verhehltem Unmuth: „Wie meld' ich Euch?“ Antonio nannte ſeinen Namen, der Alte brummte: „So harret,“ ſchlug das Thor wieder zu und entfernte ſich.

Eine gute Weile mußte in der That Antonio auf die Zurückkunft des Alten harren, doch kühlte dies ſeinen Eifer nicht ab, im Gegentheil ſtieg ſeine Begierde, der ſchönen Unbekannten ſich nahen zu dürfen, mit jeder Minute.

Endlich hörte er den Kaſtellan wieder herbei kommen. Abermals öffnete ſich das Seitenpförtchen, und mit den Worten: „Die Herrin erwartet Euch,“ lud der Alte den Don Antonio ein, ihm zu folgen.

Antonio trat in den Schloßhof — in das Schloß, und ſtaunte eben ſowohl über die fürſtliche Pracht, welche er überall erblickte, als über die tiefe Stille, welche in den Sälen und Gängen herrſchte — er äußerte ſein Befremden gegen den Alten, und erhielt zur Antwort: „Die Herrin liebt die Stille, die Dienerſchaft hauſet in einem abgelegenen Theile des Schloſſes, dies Hauptgebäude bewohnen außer der Herrin nur noch ihre Kammerfrau und ich.“

Jetzt ſtanden ſie vor einer angelehnten Thüre.

„Hier tretet ein!“ ſprach der alte Kaſtellan und entfernte ſich. Antonio trat durch die Thür in ein Gemach, das als eigentliches Vorzimmer zu dienen ſchien.

und fand allda eine Matrone, welche er, nach dem, was er von dem Kaſtellan erfahren hatte, für die Kammerfrau der unbekannten Dame hielt. Die erſten Worte, welche die Matrone ſprach, überzeugten ihn, daß er ſich nicht geirrt habe. Sie ging durch eine Seitenthür in das Schlafgemach der Herrin, und nach wenigen Secunden erſchien dieſe ſelbſt.

Wie bebte Antonio's Herz, als er die Holde erblickte, als er den Ton ihrer ſüßen Stimme vernahm.

Die Dame hieß ihn ernſt und milde als ihren Gaſt willkommen, und ſagte ihm, daß ſein Name ihr nicht mehr unbekannt ſey.

Antonio's kühner Muth war dahin, er wagte es kaum, die Frage zu ſtammeln: „Mit welchem Namen nenn' ich Dich, lieblichſte der Frauen?“

„Mein Name iſt Anuziata,“ verſetzte ernſt die Schöne, „den Namen meiner Aeltern zu nennen, verbietet mir ein feierliches Gelübde. — Ich — bin eine Waiſe.“ So ſüß, ſo hold der Ton war, womit die Dame dieſe Worte ſprach, ſo lag doch in ihm etwas ſo ſeltſam-geheimnißvolles, daß Don Antonio eines leichten Schauers ſich nicht erwehren konnte. Doch vor dem unendlichen Liebreiz der Dame entfloh bald jede Bedenklichkeit. — Ueberwältigt, hingeriſſen von einer bis dahin nie gekannten Empfindung, ſtürzte plötzlich Antonio der Schönen zu Füßen und rief: „Wer Du auch biſt! ich liebe Dich! — was ſoll ich ſagen, wenn Du fragſt: warum? ich weiß nur das eine: — ich muß Dich lieben, nicht nur um Deiner Schöne willen, nicht, weil ich glaube: daß Du ſo gut als ſchön biſt — ich weiß nur das Eine: daß ich Dich lieben muß.“

Die Dame blickte den ſtürmiſchen Liebhaber ernſthaft an, und verſetzte nach einer Weile: „Ich bin eine Waiſe, fremd, unbekannt, namenlos.“

„Sey mein Weib, himmliſches Weſen,“ flehte Antonio, „nie will ich Dich fragen, woher Du ſtammſt, ewig Dich lieben, anbeten mit unverbrüchlicher Treue.“

„Alſo dennoch — dennoch mein?“ rief die Dame in ſeltſamer Bewegung, dann ſich zum Ritter wendend ſprach ſie entſchloſſen: „So wiſſet Antonio: daß auch ich Euch liebe, lange ſchon' aber bedenkt wohl, was Ihr thut. — Wenn Ihr Euch mir verlobt, ſo iſt dieſes Band unzerreißbar, und Untreue wird Euch — ſo Ihr Euch deren ſchuldig macht, in namenloſes Verderben ſtürzen. — Gebet zurück nach Verona, jetzt gleich, und nach neun Tagen — wenn Ihr dann meiner noch gedenkt, und noch wie heute fühlt, kommt wieder her, um mein Jawort zu empfangen.“ Somit entfernte ſich die Dame raſch, und feſt überzeugt, daß ſeine Liebe nicht wanken könne, verließ Antonio gehorſam das Schloß und kehrte zurück nach Verona.

Die neun Tage verfloſſen, Antonio's Liebe war nicht erkaltet, vielmehr hatte ſie noch an Stärke und Glut zugenommen, und feſt entſchloſſen, alles daran zu ſetzen, die Geliebte ſich zu gewinnen, eilte er am Morgen des zehnten Tages dem Schloſſe zu.

Die Dame empfing ihn mit ſichtbarer Freude, doch blieb ihr Benehmen immer ſehr ernſt und gemeſſen. Sie fragte den Don Antonio nochmals, ob er auch ſeines Herzens gewiß ſey, und nimmer den Schwur der Treue brechen werde. Antonio betheuerte dies mit allen Verſicherungen, wie ſie einem Liebhaber nur immer zu Gebote ſtehen, und beſchwor ſeine Schöne, ihm ihr Jawort nicht länger vor zu enthalten, und den Tag zu beſtimmen, wo der Segen des Prieſters ſie für immer mit ihm vereinigen möge.

„Wohlan denn,“ ſprach die Dame feierlich, „ich will die Eure ſeyn, doch nur unter einer Bedingung.“ Antonio bat ſie, ihm dieſe zu ſagen, und die Dame fuhr fort: „Ihr reiſet ſogleich, nachdem wir uns verlobt haben, nach Rom, beſtellet Euer Haus und verweilet daſelbſt, ohne mir zu ſchreiben, bis die drei Monate verfloſſen ſind, wo Ihr mich heim führet.“ Vergebens klagte Antonio über die Härte dieſer Bedingung, und berief ſich auf ſeine grenzenloſe Liebe; „Eure Liebe und Treue will ich prüfen,“ verſetzte die Dame — Ihr habt Euern freien Willen.“ — Antonio gab endlich, wiewohl mit großem Widerſtreben nach, feierlich ſchwuren ſich darauf Beide einander ewige Liebe und Treue, und wechſelten vor dem Betpulte der Dame die Ringe. Als dies geſchehen, mußte Antonio ſich entfernen, ohne, all ſeines Flehens ungeachtet, nur einen Kuß von der ſtrengen Schönen erhalten zu haben.

Siebenhundert ſechs und zwanzigſte Nacht.

Als, wie gewöhnlich, die Familie des Freiherrn im Saale verſammelt war, fehlte der Maler noch. Die blinde Marie vermißte ihn zuerſt, und fragte zögernd, hocherröthend nach ihm.

Auch der Freiherr und ſeine Gemahlin wunderten ſich über ſein Außenbleiben, der Arzt aber ſagte lächelnd: „ſeyn Sie unbeſorgt um den heitern Schwärmer, es iſt ihm nichts Uebles widerfahren. Heute Nachmittag ging er mit dem Schiffscapitain, der hier angelegt hat, bis zur Bai. Der Maler und der Capitain ſchienen ſich gegenſeitig zu gefallen, und ich glaube, Reiner ſitzt jetzt wohlgemuth mit dem Capitain auf dem Schiffe und plaudert.“

„Das iſt möglich,“ ſprach der Freiherr, und Alma ſagte ſchmollend, „es iſt aber doch nicht fein von ihm, daß er ſo lange ausbleibt, er weiß, wie ängſtlich die Mutter iſt, wenn die Nacht hereinbricht und ein Hausgenoſſe noch fehlt.“

„Und die Fortſetzung ſeiner Sage, die Braut, iſt er uns auch noch ſchuldig,“ fügte Claudine hinzu.

Das Mahl ward eingenommen, Reiner erſchien nicht, und Franz, welcher aufgefordert worden war, eine Sage zu erzählen, begann:

Libussa.

Unter den berühmten Frauen der Vorzeit nimmt Libuſſa, Böhmens Herzogin, einen bedeutenden Rang ein, denn ſie war eben ſo ausgezeichnet als Regentin, wie als Prophetin, ſie verſtand Magie und konnte in den Sternen leſen, ihre Schönheit war bewundernswürdig, und ward durch Sanftmuth und ächt weibliche Würde noch erhöht.

Sie war die jüngſte der drei Töchter des weiſen Richters Krokus, welcher eine lange Reihe von Jahren glücklich über das Böhmerland geherrſcht hatte. Wegen ihrer Tugend und Weisheit erwählte das Volk ſie zu ſeiner Fürſtin, und ihre weiſen und ſanftmüthigen Schweſtern erkannten ſie willig als Regentin an, und verehrten ihre hohen Gaben.

Libuſſa nahm eine Anzahl der ſchönſten und edelſten Jungfrauen des Landes als ihre Ehrendamen zu ſich, unterrichtete ſie und hielt ſie zum Fleiße an. Sie bezog das von ihrem Vater Krekus erbaute Schloß Pſary, ließ es befeſtigen und nannte es hierauf Libin.

Durch ſtrenge Gerechtigkeit erwarb ſich Libuſſa das Vertrauen, durch Güte und Wohlthätigkeit die Liebe ihrer Unterthanen. Das Volk, welches ſich unter ihrer Regierung glücklich fühlte, dachte mit Bangen daran: daß auch Libuſſa ſterblich ſey, und weil es die Zukunft im Auge hatte, ſandte es die Aelteſten des Volkes zur Herzogin, und ließ ſie anflehen, ſich einen Gemahl zu wählen

Libuſſa hatte dieſen Wunſch ihrer Unterthanen voraus gewußt, und weil ſie einſah: daß ſie ſich, um Frieden im Lande zu erhalten und ihre Macht zu befeſtigen, vermählen müſſe, ſprach ſie zu den Abgeſandten: „ich will Euren Wunſch erfüllen, laſſet mir drei Tage Zeit, mich mit meinem Geiſte zu berathen.“

Als nach drei Tagen ſich das Volk um ihr Schloß verſammelte, und die Aelteſten zu ihr in den Saal traten, um zu vernehmen, wen ſie ſich zum Gemahl gewählt, ſprach die Herzogin mit Hoheit: „ich weiß es nun, wen die Götter mir zum Gemahl beſchieden haben. Es iſt ein junger Ackersmann, Namens Primislaus, dem die Götter gleich mir die Gabe der Weiſſagung verliehen haben.“ Hierauf ließ ſie ihr weißes Leibroß in den Schloßhof führen, trat mit den Aelteſten auf den Söller und ſprach: „Gehet mit meinem Roſſe vom Libin weg, und laſſet ihn den Weg einſchlagen, den es will. Folget ſeinen Tritten, bis ihr einen Ackersmann findet, deſſen Mahlzeit auf einem eiſernen Tiſche ſteht. Sobald Ihr ihn ſehet, begrüßet ihn als Euern Fürſten, bekleidet ihn mit dem herzoglichen Gewande und mit dieſen Schuhen hier, und führet ihn auf den Libin. Dieſer Primislaus iſt der Euch beſtimmte Fürſt, und ſein Geſchlecht wird volle ſechs hundert Jahre über Böhmen herrſchen.“

Hierauf verneigten ſich die Geſandten vor Libuſſa, und gingen hinab in den Hof, dort banden ſie das Roß los, öffneten das Hofthor, ließen das Roß hinlauſen, wohin es Luſt hatte, und folgten genau ſeinen Schritten.

Hier unterbrach Franz ſeine Erzählung, mit dem Verſprechen, ſie, käme der Maler nicht zurück, morgen fortzuſetzen.

Siebenhundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

Wieder verſammelte der Abend die Bewohner des Schloſſes im Saale, noch immer fehlte Reiner, und Frau von Runſitten ſprach halb ärgerlich, halb traurig: „iſt es nicht wirklich gewiſſenlos und undankbar von Reiner, uns ſo zu ängſten? Er konnte es doch, wie er ſonſt that, vorher ſagen, daß er ſich auf einige Tage entfernen wolle.“

„Du biſt jetzt ſehr erzürnt auf ihn, und nicht mit Unrecht,“ ſagte lächelnd der Freiherr zu ſeiner Gemahlin, „und immerhin magſt Du ihn ausſchelten, wenn er glücklich wieder da ſeyn wird, aber in der Abſicht, uns zu ängſten ging er ja nicht aus, irgend ein Zufall hält ihn wo feſt, das glaube ich gewiß.“

„Wenn nur kein Unglück!“ — flüſterte Marie.

„Ein Unglück?“ rief der Caplan, „das denk' ich nicht, beraubt kann er nicht werden, weil er ſelten oder nie Geld bei ſich hat, nnd immer nur ſehr wenig, ſeine Mappe lockt keinen Räuber, unſre Gegend iſt zudem ſicher, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe: daß unſer Maler in einer Hütte zeichnen ſitzt, und mit gefüllter Mappe wieder kommt."

„Das Schiff, was geſtern hier angelegt hatte, iſt unter Segel gegangen," ſagte Claudine.

„Ei, mit dem Schiffe iſt er gewiß nicht fort gegangen," ſprach der Freiherr, „ohne Lebewohl, was wollte er auch in Schweden. Warten wir alſo immerhin noch einige Tage in Geduld auf ihn, und ſchelten ihn dann tüchtig aus." „Und ein Künſtler, der ſeine angefangenen Bilder verließe — die Fresken ſind ja noch nicht fertig!" — fügte der Arzt hinzu,

Als man noch viel über den Maler geſprochen hatte, wurde Franz an ſeine Sage erinnert und begann:

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Ueber Berg und Thal ging das Roß, endlich blieb es bei einem Acker ſtehen, an deſſen Rande ein junger Mann ſaß. Er hielt eben ſein Mittagsmahl, und hatte Brot und Käſe auf der Pflugſchaar liegen. Sogleich blieben auch die Geſandten ſtehen und fragten ihn um ſeinen Namen, und als er ſich Primislaus nannte, neigten ſie ſich ehrerbietig vor ihm, und begrüßten ihn nach Libuſſa's Gebot als ihren Herzog.

Primislaus ſchien nicht ſehr über dieſe Kunde verwundert, er ſchwieg nur einige Augenblicke nachdenklich, und als ihn die Geſandten zum Zweitenmale anredeten, antwortete er: „es geſchehe, wie ſie geſagt!“

Hierauf nahm Primislaus den Ochſen das Joch ab, welche ungewöhnlich ſchnell davon liefen, und in einem Berge verſchwanden. Jetzt lud der neue Fürſt die Abgeſandten ein, an ſeinem Mahle Theil zu nehmen; ſie ſetzten ſich neben ihn auf den Acker und aßen von dem eiſernen Tiſche. Und Primislaus nahm die Ruthe, welche er in der Hand gehalten hatte, und ſteckte ſie in die Erde, und alsbald wuchs eine Haſelſtaude auf, welche drei friſche grüne Zweige trieb. Zwei davon verdorreten bald, aber einer grünete empor und trug Früchte.

Die Abgeſandten verwunderten ſich nicht wenig darüber, und Primislaus ſprach: „Eilet, der Herzogin anzukündigen, daß ich den Willen der Götter befolge. Eins nur bekümmert mich, nämlich daß Ihr gekommen ſeyd, bevor ich den Acker umpflüget habe, denn daraus ſehe ich: daß in Zukunft zu Zeiten Hungersnoth im Lande ſeyn wird.“

Nun legte Primislaus das herzogliche Gewand und die Schuhe an, welche ihm Libuſſa geſandt hatte, und beſtieg das weiße Roß, um auf den Libin zu ziehen, ſich mit Libuſſa zu vermählen. Aber ſeine Schuhe von Baſt und ſeine Speiſe nahm er in einem Säcklein mit ſich, und als die Abgeſandten fragten: „warum, o Herr, nehmt Ihr ſo geringe Dinge, die einem Fürſten nicht ziemen, mit Euch?“ erwiederte er: „damit ich mich immer meiner Abkunft erinnere und ſein demüthig bleibe.“

Weiter fragten die Geſandten: „ſage uns, Herzog, was bedeutet die Haſelſtaude, die ſo ſchnell wuchs, grünte und Früchte trug?“ Und der Herzog ſprach: „dies bedeutet, daß Libuſſa mir drei Söhne gebären wird, wovon zwei frühzeitig ſterben werden, der dritte aber wird lange leben, und ſich einer zahlreichen Nachkommenſchaft erfreuen. Hättet Ihr mich nicht im Ackern geſtört, würde mein Stamm nimmer ein Ende nehmen, aber ſo wird er nur ſechs Jahrhunderte beſtehen.“ Und als die Geſandten ihn fragten, warum er ſeine Mahlzeit auf einer Pflugſchaar und nicht auf der Erde eingenommen hätte, entgegnete Primislaus: „das geſchah, um Euch anzudeuten, daß einige meiner Nachkommen Euch mit eiſerner Ruthe züchtigen werden.

Siebenhundert acht und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr Franz in ſeiner Erzählung fort:

Als der Herzog Primislaus und ſeine Geſandten ſich dem Libin nahten, erſcholl Jubel und Muſik von dem Schloſſe herab und aus dem Thale.

Libuſſa an der Spitze ihrer Frauen und Fräuleins, geführt von ihren Schweſtern Kaſcha und Tetka, kam im feſtlichen Schmucke den Erwählten entgegen, welcher ganz erſtaunt über die hohe Schönheit ſeiner Braut, ſich vor ihr auf ein Knie niederließ.

Libuſſa hob ihn liebreich auf, denn auch Primiſlaus gefiel ihr wohl, und ſie bereute es nicht, den Eingebungen ihres Geiſtes gefolgt zu ſeyn.

Ihre Vermählung mit Primiſlaus ward mit großer Pracht vollzogen. Der Herzog gab weiſe Geſetze, und wußte ſich durch Würde und Gerechtigkeit ſein Anſehn zu erhalten. Es wurden reiche Gold- und Silberbergwerke entdeckt, Primiſlaus ließ den Ackerbau fleißig betreiben und ſo ward das Land ein geſegnetes.

Zwei Jahre hatte Primiſlaus beglückt und beglückend an Libuſſa's Seite geherrſcht, als der Geiſt ihr ſagte: ſie ſolle eine Stadt erbauen an dem ſchönſten Strome des Landes, eine Stadt, welche noch nach Jahrhunderten berühmt und herrlich daſtehen würde.

Primiſlaus, dem ſie dieſes Geſicht mittheilte, gab gern ſeine Einwilligung zu der Ausführung dieſes Planes. Es wurden ſogleich Arbeiter in die von Libuſſa bezeichnete Gegend geſandt, welche ſogleich den Bau der Stadt begannen. Als die Herzogin gefragt wurde, wie die Stadt heißen ſolle, ſagte ſie zu zweien ihrer Diener: „Gehet an das Ufer der Moldau, und fraget den Arbeiter, den Ihr rechts finden werdet, was er arbeite, darnach ſoll die Stadt heißen."

Sogleich befolgten die Diener der Herzogin Befehl, und ſahen wirklich einen Mann am rechten Ufer der Moldau, welcher einen Stamm fällte, und als ſie ihn fragten, was er mache, entgegnete er: „eine Schwelle, das heißet auf böhmiſch: Prah, — bedeutete nach damaliger Sprachweiſe, den obern Theil der Thüre, — und die Herzogin, als ſie dies vernahm, nannte die Stadt Prag, und ſagte: „dieſe Stadt wird dereinſt große Ehre haben, gekrönte Häupter werden da elbſt wohnen, und von dem Hauptpallaſte der Stadt aus weit und breit hin Geſetze ertheilen."

Primislaus nahm nun ſeine Pflugſchaar und umpflügte ein großes Stück Land, ſprechend: „ſo groß ſoll die Stadt ſeyn, welche jetzt erbauet wird."

Libuſſa gebar zwei Prinzen, welche früh ſtarben, der dritte Sohn aber, ein wohlgebildeter, lebhafter Prinz, gedieh und wuchs zur Freude ſeiner Aeltern.

Als der Prinz ſechs Jahr alt, und Libuſſa vierzehn Jahre mit Primislaus vermählt war, ſtarb ſie ſanft und ſelig. Sie hatte ihren Todestag richtig voraus gewußt, auf das Rührendſte von ihrem Gemahle und ihrem Sohne Abſchied genommen, und alle, die im Leben ihr gedienet hatten, reich beſchenkt.

Primislaus und ſein Sohn wollten ſich über Libuſſa's Tod gar nicht zufrieden geben, im ganzen Lande beklagte man ihren Tod, und niemals iſt wohl eine

Fürſtin tiefer und aufrichtiger betrauert worden, als Libuſſa, Böhmens erſte Herzogin, die Gründerin von Prag.

Unter den Jungfrauen, welche Libuſſen gedienet hatten, zeichnete ſich beſonders Wlaſta durch Schönheit, Geiſt und Muth aus. Sie war von Libuſſa ſehr geliebt worden, und ſtand bei den übrigen Jungfrauen und bei dem Volke, welches ſie für eine Seherin hielt, im großen Anſehen.

Libuſſa war fein und ſchlank gebaut, ihr Auge mild himmelblau, ihr Haar goldgelb, und ihre Hoheit ging von ihrer unbeſchreiblichen Milde und Sanftmuth aus, ſie ſah aus, wie ein verklärtes Weſen. Wlaſta hingegen ſah aus, wie die ſchönſte Amazone, die man ſich nur denken kann. Sie war faſt übergroß, ihr Wuchs kräftig und voll, ihr Auge ſchwarz und blitzend, und frei um den Nacken wallte ihr nächtliches Haar. Als nun Wlaſta hörte, wie Libuſſa betrauert wurde, ſah, wie Niemand auf ſie achtete, beſchloß ſie, den Libin zu verlaſſen, und fragte die Jungfrauen, welche von ihnen ihr folgen und in Freiheit leben, und welche hinfort, wie bisher, als Dienerinnen auf dem Libin bleiben wollten.

„Wir wollen keinem Manne dienen!“ riefen alle, eine davon aber, die ſchlaue Stratka, ſprach: „wir wollen nur einer Herzogin dienen. Da ſich Primislaus aber früher oder ſpäter mit einer fremden, unbedeutenden Magd vermählen könnte, der wir nicht dienen möchten, ſo iſt es beſſer, wir ſchlagen ihm vor: Wlaſta zur Gemahlin zu wählen, ihr wollen wir gern gehorchen.“ Und Wlaſta ſenkte das ſchöne Haupt und ſchwieg, aber ſie verhinderte es nicht, daß ſechs Jungfrauen, Stratka an der Spitze, zu Primislaus gingen, ihm Wlaſta's Hand anzutragen.

Wlaſta liebte ſeit Jahren Primislaus, und hatte heimlich Libuſſa beneidet, aber ſie hatte ſie auch geliebt, jetzt aber war die Herzogin todt, Kaſcha und Tetka waren nicht mehr, warum ſollte ſie nicht der Hoffnung Raum geben, ſich mit dem geliebten Primislaus zu vermählen und Böhmens Herzogin zu werden?

Siebenhundert neun und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Ungeduldig erwartete Wlaſta die Rückkehr der Jungfrauen. Sie erſchienen mit niedergeſchlagenen Mienen, und brachten der ſtolzen Jungfrau die Antwort: Primislaus wolle ſich jetzt noch nicht wieder vermählen, und würde ſich ſeine Gemahlin ſchon ſelbſt erkieſen!

Da wurde Wlaſta dunkelroth vor Zorn und Schaam, und rief: „ſolchen Uebermuth ſollen wir ertragen? Primislaus hat in mir alle Frauen und Jungfrauen des Landes beleidigt, kommt und laſſet uns Rache nehmen.“

Die Jungfrauen waren bereit, der Wlaſta zu gehorchen, hierauf bewaffneten ſie ſich, beſtiegen ihre Roſſe, verließen den Libin und fingen an, die Männer zu morden, zu berauben und ihre Wohnungen einzuäſchern.

Als Primislaus dieſen Frevel vernahm, ſandte er Diener zu Wlaſta aus, und ließ ihr ernſthaft befehlen, ſich ruhig zu verhalten, oder gerechte Strafe zu fürchten. Aber Wlaſta ſpottete des Herzogs und zog mit ihren Mägden auf einen Berg, dem Libin gegenüber. Mit ſchwerem Golde gewann ſie Arbeiter, ſie und die Mägde legten ſelbſt mit Hand an, und erbauten eine Burg, welche ſie Diwin, auf deutſch: Mägdeburg, nannten. Die Männer aber, welche ihnen bei dem Baue geholfen hatten, tödteten ſie hinterliſtig. Nun befeſtigten ſie die Burg, erhoben Wlaſta zu ihrer Herzogin, und lebten nach Art der Männer ganz frei, jagend oder mit Waffenübungen beſchäftiget. Sie ritten im Lande umher, tödteten und beraubten Männer, wo ſie nur welchen begegneten, und ihr Uebermuth wuchs von Tage zu Tage.

Wlaſta weiſſagte, kochte Gift und Heiltränke, und ſprach: „nimmer wollen wir uns von Männern befehlen laſſen, ich vermag mehr, als alle drei Töchter des

Krokus, folget mir nach, und Ihr werdet alle glücklich ſeyn.“

Solche Rede gefiel den Jungfrauen. Wurde eine Gattin vom Gatten, eine Tochter vom Vater geſcholten, ſo entflohen ſie dieſen und eilten auf den Diwin, wo ſie von Wlaſta freudig aufgenommen und ſogleich in Führung der Waffen unterwieſen wurden.

Vergebens waren Primislaus ſtrenge Gebote an die Jungfrauen ergangen, vergebens zog endlich ein wohlgerüſtetes Heer gegen den Diwin. Die Mägde ſandten einen Regen von Pfeilen und Steinen auf die Streiter herab, ſo daß der größeſte Theil fiel, der kleinere aber, um dem ſichern Tode zu entgehen, die Flucht ergriff. Dadurch wurden die Mägde noch ſtolzer und kecker, und fingen an, das Land zu verwüſten und den Saamen des Unfriedens zwiſchen Eheleute auszuſtreuen.

Es kam endlich ſo weit, daß die Ehefrauen ihre Männer, für untreu haltend, heimlich mordeten, und ſich auf den Divin begaben. Wlaſta lebte daſelbſt herrlich und in Freuden mit ihnen, und belohnte die Tapferſten unter ihnen reich.

Sie gab Geſetze und ließ ſie ſogar den Männern zum Trotze im Lande bekannt machen:

Wenn ein Knäblein geboren würde, ſo ſolle man ihm den Daumen an der rechten Hand abhauen, damit keins in Zukunft ein Schwert ziehen könne, ferner ſolle man ihnen das rechte Auge ausſtechen, damit keins zielen oder hinter dem Schilde hervorſchauen könne.

Wenn eine Tochter geboren würde, ſo ſollte ihre rechte Bruſt mit einem Eiſen niedergebrannt werden, damit ſie nicht dadurch am Spannen des Bogens verhindert werde.

Es ſolle kein Mann nach Reiterſitte zu Pferde ſitzen, und keine Waffen führen, alle Männer, vornehm und gering ſollten den Acker bebauen und das Vieh beſchicken, die Weiber aber ſollten regieren und Krieg führen.

Jede Jungfrau ſollte ſich den Gatten ſelbſt wählen!

„Ach wie widrig ſind dieſe Frauen,“ unterbrach Alma den Erzähler, „ich kann mir nichts Häßlicheres, Unnatürlicheres denken.“

„Die Männer jener Zeit müſſen keine Helden geweſen ſeyn, daß ſie ſich ſo von den Weibern unterdrücken ließen!“ ſagte ſpöttiſch Claudine.

„Ich bin ſehr geneigt, das ganze Daſeyn dieſer Mägde zu beſtreiten,“ ſagte die Freifrau.

„Eben weil dieſe Geſchichte ſo unnatürlich iſt, glaube ich nicht, daß Jemand auf den Einfall gekommen iſt, eine ſolche Geſchichte zu erfinden,“ bemerkte der Freiherr, „etwas Wahres muß daran geweſen ſeyn.“

„Primislaus hat nun gar kein Intereſſe für mich, weil er Männer von den Weibern würgen läßt, ohne ihnen entgegen zu ziehen, mich intereſſirt nur noch Wlaſta, in welcher doch Muth und Geiſt wohnt,“ ſagte Alma.

„Ich muß den Primislaus entſchuldigen,“ ſprach Franz, „er hielt wohl anfangs die von den Mägden verübten Gräuelthaten für Mährchen, und hielt es ſeiner unwürdig, mit Weibern zu kämpfen.“

Siebenhundert und dreißigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Heute erzählte Franz weiter:

Endlich war dem Primislaus das Morden und Rauben der Mägde doch zu arg, er ſah ein, daß mit Gewalt allein die Mägde nicht zu bezwingen wären, und nahm ſeine Zuflucht zur Liſt. Er ſandte einige wohlgerüſtete, bewaffnete Männer zu Wlaſta, und ließ ihr ſagen, er ſey ſeit Libuſſen's Tode lebensmüde und krank, und wolle den Libin verlaſſen, und ſich ganz von der Regierung zurückziehen, ſie ſey die Würdigſte zu herrſchen, und ſolle auf den Libin kommen, die Regierung und ſeinen Sohn Nemiszlav zu übernehmen.

Wlaſta war darüber ſehr erfreut, aber ſie kam doch nicht ſelbſt, ſondern ſandte drei ihrer ſchönſten und klügſten Jungfrauen an den Herzog, um zu hören, ob Alles ſich ſo verhalte, wie die Geſandten des Primislaus ihr geſagt. Kaum hatten die drei Mägde den Libin erreicht, ſo wurden ſie getödtet.

Als Wlaſta ihrer lange vergebens geharrt hatte, und ihren Tod vernahm, war ſie außer ſich vor Zorn. Sie gelobte dem Primislaus glühende Rache, und zog an der Spitze ihres Heeres gerüſtet nach dem Libin.

Doch am Fuße des Libins kam den Mägden ein wohlgeordnetes, ſtarkes Heer entgegen. Ein mörderiſcher Kampf begann, Wlaſta und ihre Schaar ward getödtet. Die Männer zogen den todten Mägden die Rüſtungen aus, und beraubten ſie ihres Schmuckes.

Den Ring der Wlaſta brachte man dem Primislaus, der ihn nachdenkend an ſeinen Finger ſteckte.

Primislaus Nachfolger war ſein Sohn Nemiszlav, und ſein und Libuſſen's Stamm grünete ſechs Jahrhunderte hindurch.

„Kennen Sie,“ fragte der Arzt, als Franz ſchwieg, „Egon Ebert's ſchönes Gedicht, Wlaſta?“ Franz verneinte es, „o leſen Sie es,“ ſprach Willmann, „es iſt eine herrliche Dichtung, voll Poeſie, Kraft und Romantik, und ſelbſt in die dunkelſten Stellen fällt verſöhnend ein Strahl der Liebe.“

Siebenhundert ein und dreißigſte Nacht.

Noch immer war Reiner nicht zurückgekehrt, der Freiherr hatte nach allen Richtungen Boten ausgeſandt, Jeder kehrte zurück, ohne ihn ſelbſt oder nur eine Spur von ihm gefunden zu haben.

Auch an Küttner wurde geſchrieben, denn die Beſorgniß ſeiner Freunde ſtieg immer höher.

„Daß Reinern ein äußerliches Unglück begegnet iſt, glaube ich nicht," ſprach der Arzt zu dem Freiherrn, ſeiner Gemahlin und Alma, „aber ſo heiter er auch ſchien, ſein Herz mag krank ſeyn."

Alle drei ſahen ihn erſtaunt an, und Willmann fuhr fort: „ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Reiner heimlich Marien liebt, und zwar mit ganzer Seele, daß ſie innig an ihm hängt, iſt gewiß. Nun iſt es vielleicht möglich, daß er, Marien's Neigung ahnend, um ihr Herz nicht noch tiefer zu verwunden, entflohen iſt, denn wird er ſich an die Blinde binden wollen? Vielleicht drückt ihm auch ein andres Weh, denn kann er, der arme, noch wenig bekannte Künſtler, Marien die Hand bieten? Ihrer Nichte?"

„Reiner hätte aufrichtiger gegen uns ſeyn können," ſagte die Freifrau, ihr Gemahl ſetzte mit gepreßter Stimme hinzu: „ach lieber Willmann, über Standesvorurtheile war ich immer erhaben!"

Man beſchloß, noch einige Tage ſtill zu harren, und dann in allen geleſenen Zeitungen Reiner zur Rückkehr nach dem Schloſſe Runſitten aufzufordern.

Marie, die von dem Geſpräche nichts ahnete, war traurig und ſtill, aber ſie klagte nicht, daß ſie die Stimme nicht mehr hörte, welche zugleich ihr Licht war.

Man tröſtete ſich mit Reiner's Wiederkehr, und ſprach in ihrer Gegenwart viel davon, obgleich man ſelbſt nicht gewiß daran glaubte, aber Marie ſollte jetzt nicht weinen, denn Willmann hatte ihre Augen unterſucht, und gefunden, daß eine Operation nicht unmöglich ſey.

Der Caplan erzählte in den nächſten Nächten eine Sage die ohne Unterbrechung folgt.

Siebenhundert zwei und dreißigſte Nacht.

Die drei Höllengaben.

(Polniſche Sage.)

Der Staroſt Vincenz Czernowolsky wurde in einem Convict der Jeſuiten erzogen, denn er war zum geiſtlichen Stande beſtimmt, als ſein älteſter Bruder kinderlos ſtarb, und er unerwartet aus der klöſterlichen Stille, worin er ſeine Jugend verlebt hatte, in das Geräuſch der großen Welt trat, gerade in den Jahren, worin der Jüngling zum Manne übergeht. In der Fülle der Geſundheit, mit einem höchſt vortheilhaften Aeußern, und als Erbe großer Güter, wurde er überall freundlich aufgenommen, jeder ſeiner Wünſche von den Aeltern, deren einzige Hoffnung er war, erfüllt, und jede Mutter wünſchte, daß der junge, ſchöne und reiche Mann ſich um ihre Tochter bewerbe. Nur eine auffallende Blödigkeit, Folge der einſamen, klöſterlichen Erziehung, wurde dem jungen Mann als Fehler angerechnet. Die Aeltern ermahnten ihn nicht ſelten, ſolche abzulegen, und manche Dame, um dem blöden Schäfer die erſten Schritte zu erleichtern, erlaubte ſich kleine Neckereien und ein zuvorkommendes Benehmen, wodurch auch die urſprüngliche Schüchternheit bald verſcheucht, und er zum Taumel der Sinnlichkeit ſtufenweiſe geleitet wurde. Die Eindrücke der frühern Erziehung, die Vorwürfe des Gewiſſens erwachten; es wurden noch zuweilen gute Entſchlüſſe gefaßt, dieſen aber fehlte Feſtigkeit, und der Umgang mit jungen Männern von ähnlichem Alter im Getümmel der großen Welt, zum Theil von franzöſiſchen Lehrern erzogen, lehrte ihn bald nur ſeinen Genüſſen leben.

Die armen getäuſchten Aeltern freuten ſich bald über den guten Ton, worin ihr Sohn mit jedem Tage zunahm, und eine Reiſe nach Paris ſollte ſeine Bildung vollenden. Der Zufall bot hierzu die Gelegenheit, denn eine glänzende Geſandtſchaft, beſtimmt, für Polens König Wladislaus um die Hand der ſchönen Louiſe Gonzaga zu werben, begab ſich damals nach Frankreich's Hauptſtadt. Jünglinge aus den erſten Familien ſchloſſen ſich an die Geſandtſchaft an, unter ihnen auch Vincenz. Zwei Jahre verlebte er in Paris; gleich im erſten ſtarb ſein Vater, und Alles, was der ſparſame Alte an baarem Gelde geſammelt hatte, wurde von der Mutter dem Sohne zugeſandt und bald verſchwelgt. Anſehnliche Summen folgten, gegen Schuldverſchreibungen aufgenommen, und als die Mutter endlich erklärte, daß ihr Credit erſchöpft wäre, kehrte er mißmuthig und verſtimmt auf die verſchuldeten Güter zurück. Die Einſamkeit des Landlebens verbitterte noch die Zudringlichkeit der Gläubiger. Manches frohe Gelag ſollte Vincenzens Unmuth verſcheuchen, aber es fehlten ſchon die Mittel zur Fortſetzung dieſer Lebensweiſe, und darum ſollte eine reiche Heirath hier aushelfen. Allein bedächtliche Aeltern ſcheuten ſich, ihre Töchter dem auch als Verſchwender bekannten Wollüſtling zu geben, und Reiſen nach Warſchau, um dort durch glänzenden Aufwand zu täuſchen, und hiedurch den vorgeſetzten Zweck zu erreichen, erſchöpften noch die letzten Quellen, und beförderten ſo das Ende der bereits kränklichen Mutter, die in ihren letzten Tagen in der Religion Troſt geſucht hatte.

Der Staroſt war jetzt ſich ſelbſt überlaſſen. Eine trübe Zukunft lag vor ihm. Als Zerſtreuungsmittel wählte er nun die Jagd, die ihn früher nicht anzuziehen vermochte, jetzt aber von ihm leidenſchaftlich betrieben wurde. Ein großer Forſt gehörte zu ſeinen Gütern, und einſt, als er in dieſem einen Hirſch lebhaft verfolgte, trennte er ſich hierdurch von den übrigen Jägern. Es war Herbſt. Regengüſſe ſtürzten bald vom trüben Himmel herab, und hinderten ihn um ſo mehr, den Weg nach Hauſe zu finden. Völlig durchnäßt gerieth er immer tiefer in den Wald, ſtieß bald die heftigſten Flüche aus, und wünſchte nur irgend einen Ausweg zu finden. So irrte er umher bis gegen Mitternacht, und plötzlich glaubte er am Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyn, da er von fern ein Feuer bemerkte. Er ſpornte ſein ermüdetes Roß durch das Dickicht, es ward immer heller; da hörte er drei Stöße in ein Horn und ſah ſich bald von einigen zerlumpten Kerlen, wovon jeder ein Gewehr oder eine Keule trug, umgeben, und bei dem Licht, welches die Flamme des großen Feuers verbreitete, ſah er, daß es Zigeuner waren.

Siebenhundert drei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Daß eine ſtarke Bande in jenen Gegenden umherzog, war dem Staroſten bekannt. Sich hier mit Gewalt zu widerſetzen, ſchien ihm unzweckmäßig. Er glaubte den Weg der Ueberredung verſuchen zu müſſen; nannte ſeinen Namen, ſagte, wie er in dieſe Gegend gekommen wäre, daß er weder Koſtbarkeiten noch eine gefüllte Börſe bei ſich habe, verſprach aber eine reichliche Belohnung demjenigen zu ertheilen, der ihn aus dem Walde bringen wollte. Die Zigeuner unterredeten ſich nun in ihrer Sprache, und nöthigten ihn, abzuſteigen, und ſich an ihr Feuer zu ſetzen. Um dieſes hatten ſich Männer, Weiber und Kinder gelagert, manche darunter bereiteten ihre Speiſen. Sie ſetzten auch ihm ein großes Stück gebratenes Fleiſch vor; da er Hunger fühlte, ließ er es ſich ſchmecken, und erneuerte hierauf ſeinen Antrag.

„Zulebebbe, die Großmutter!‘ riefen jetzt die Zigeuner, und ſtanden ehrerbietig auf, um einem gräßlichen, alten Weibe Platz zu machen, die auf den Staroſten zuging. Obgleich ſchon die Laſt der Jahre den Rücken krümmte, ſo war ſie dennoch von ſeltener Größe. Der hagere mit Lumpen bedeckte Körper glich einem

Gerippe, die grauen Haare, die wild umher hingen, erhöhten das Gelbe der Haut. Das kleine feurige Auge ſchien mit den Runzeln des Geſichts im Widerſpruch zu ſtehen, und ein freundliches Grinſen vermehrte noch den Ausdruck der Geſichtszüge. „Nicht allein aus dem Walde ſollen Dich meine Kinder bringen,“ ſagte ſie, ſondern auch die Zukunft will ich Dir enthüllen, Glück und Unglück will ich Dir aus Deiner Hand verkünden, will Dich wichtige Geheimniſſe lehren.“ — Seine Hand ergreifend, ſagte ſie: „Du wirſt zum Landboten gewählt werden, Reiſegeld wirſt Du erhalten; ey, wie viele Liebchen, und eine Gemahlin, wunderſchön und reich, Glück, viel Glück, aber — was iſt unſer Lohn?“

„Fordert!“ rief der Staroſt, der auf die Prophezeihung nicht achtete, ſondern nur davon zu kommen wünſchte. Iſt's in meinen Kräften, ſo ſollt Ihr es gewährt erhalten.“

„Nun dann!“ antwortete die Alte, „Du läßt uns hier in Deinen Wäldern ungeſtört hauſen, nimmſt hier meinen Enkel Gurreck, der Dich auch nach Hauſe geleiten ſoll, einen trefflichen Schützen, zu Deinem Jäger an; läſſeſt, wenn Deine Nachbarn Beſchwerde über uns führen, und unſere Auslieferung fordern, uns durch ihn davon Nachricht geben. Wenn Du dieſes zu thun uns durch einen Eid nach unſerer Sitte und nach unſerer Sprache gelobt haſt, kannſt Du, ſobald es Dir gefällt, ſicher nach Hauſe gehen, und wir wollen Dir noch überdem mit unſern geheimen Künſten, die nicht ſo geringe ſind, als Du glauben magſt, dankbar zu Dienſten ſeyn.“

Der Staroſt freute ſich, ſo wohlfeil abzukommen, und ging alles gerne ein. Da trat Gurreck hervor, ein ſtarker, nerviger Jüngling, der blos durch die etwas gelbe Farbe und ein tückiſches Lächeln widerwärtig auffiel „Wann kann ich abziehen?“ fragte der Staroſt. „Sobald Du den Eid geleiſtet haſt,“ antwortete die Alte. Und da er ſich augenblicklich hierzu bereit erklärte, winkte ſie dem Haufen. Dieſer begann ein wildtönendes Lied, und ſo oft die Sänger ſchwiegen, ſtieß man in Hörner, die einen heulenden Ton von ſich gaben. Die Alte ſtieg auf einen hohen Stein; um dieſen legte man vier Feuerbrände nach allen vier Gegenden des Himmels. Zwei Zigeuner griffen den Staroſten unter den Arm und knieeten vor dem Steine nieder Sie ſagten ihm Worte vor in einer unbekannten Sprache, wovon er weiter nichts, als den Namen Chriſtus und Maria verſtand, die er langſam nachſprechen mußte. Die Alte lachte wild auf, nachdem er geendet hatte, und dieſes ſchallende Gelächter wurde von allen Anweſenden wiederholt. Den Staroſten überfiel ein heimliches Grauen; doch als Gurreck auf einem ſtattlichen Roſſe herbeikam, und ſich ihm zum Führer anbot, verſchwand alle Furcht. Die Alte langte nun aus ihrem Kober ein wohlverſiegeltes Pergament. „Hütet Euch, dies zu erbrechen,“ ſagte ſie, es würde Euch ein großes Unglück zuſtoßen. Es iſt darin weiter nichts, als eine Abſchrift des Eides, den Ihr geleiſtet habt. Hebet das Pergament wohl auf.“ Dies verſprach der Staroſt zu thun, ſteckte es bei ſich, nahm von den Zigeunern Aſchied und jagte davon.

Bei ſeiner Rückkehr fand er die Seinen bereits ſehr beſorgt, und er erzählte ihnen nun, wie dieſer junge Zigeuner, den er dafür in ſeine Dienſte zu nehmen verſprochen habe, ihm im Innern des Waldes begegnet wäre, und ihn glücklich nach Hauſe geleitet hätte. Niemand war damit unzufrieden, beſonders, da Gurreck immer fröhlich und guter Dinge war, täglich neue Poſſen riß, und dadurch bald der Liebling des ganzen Hofgeſindes wurde. Nur Vater Protaſius, der Hofcaplan, ſchüttelte bedenklich den Kopf, weil Gurreck nie in die Kirche ging, und auf die Frage: ob er ein Chriſt und getauft wäre, geantwortet hatte, daß er Beides nicht wiſſe. Und da ihn der Mönch nun beten und das Zeichen des Kreuzes lehren wollte, konnte er Beides gar nicht faſſen, betrug ſich dabei vielmehr ſo tölpiſch, daß ſelbſt dem ehrwürdigen Manne zuweilen das Lachen darüber ankam, bis er ihn endlich mit den Worten, daß er die Perlen nicht vor die Säue werfen wolle, unwillig von ſich jagte.

Indeß hatte der Kammerdiener das verſiegelte Pergament in der Taſche des Kleides gefunden, und brachte es ſeinem Herrn, der ſolches, ohne viel darauf zu achten, in ſeinem Schrank verſchloß. Daß jetzt ein Reichstag ſeyn ſollte, davon hatte man bisher nichts gehört; als aber nach wenig Tagen ein Circularſchreiben erſchien, welches den Adel zur Wahl der Landboten zuſammen berief, da erinnerte er ſich, was ihm die alte Großmutter geweiſſagt hatte. Zum Landboten gewählt zu werden, hatte er vorher nie gewünſcht, jetzt aber wich der Gedanke daran gar nicht mehr von ihm. Er lud die Nachbarn zu ſich ein, um ſich ihre Stimmen zu erbitten; allein er fand im Ganzen bei ihnen ſo wenig Neigung dazu, daß er ſich des bitterſten Aergers darüber nicht erwehren konnte.

Voll Unmuth ritt er auf die Jagd, horchte nicht auf alle die luſtigen Lieder, die der hinter ihm reitende Gurreck pfiff und ſang. Dieſer erdreiſtete ſich endlich zu fragen, was ihm fehle, und warum er ſo betrübt ſey. „Was geht's Dich an," antwortete der Staroſt, „Du kannſt mir doch nicht helfen." „Wenn ich es nicht kann," erwiederte Gurreck, „ſo kann es doch vielleicht meine liebe Großmutter." Die übrigen Anweſenden lachten, weil ſie dieſe Antwort für einen ſeiner Schwänke hielten. Aber dem Staroſten fiel dieſe Antwort ſchwer auf's Herz, und nachdem er alle Jäger bei Seite geſchickt hatte, fragte er, ob Gurreck wohl glaube, daß die Großmutter helfen könnte. Und als Gurreck ſolches bejahte, gebot er ihm, die Großmutter in ſein Schloß zu rufen. Da meinte Gurreck: der Vater Protaſius und das ganze Hofgeſinde würden darüber große Augen machen, und ob es daher nicht beſſer wäre, gegen Mitternacht, wenn Alles ſchliefe, weil alsdann der Herr mit ihm unbemerkt dahin reiten könne, die Großmutter auf die Landſtraße zu beſcheiden. Dieſer war damit zufrieden. Gurreck ſprengte nun in's Dickicht, kehrte nach ein Paar Stunden zurück und ſagte dem Herrn insgeheim, daß Alles wohl beſtellt ſey. Dieſer ſchämte ſich zuweilen vor ſich ſelbſt, wie er von einem alten Weibe ſo viel Hülfe hoffen wolle; allein wenn Stolz und Hoffnung erwachten, beſonders, wenn Gurreck in der Nähe war, fühlte er ſich wie von einem geheimen Zauber zu der Alten hingezogen, und als er noch einen Beſuch aus der Nachbarſchaft, und durch dieſen die Nachricht erhielt, daß der Kaſtellan Lipkowsky mit dem er in einen Prozeß verwickelt war, die Stelle des Landboten erhalten würde, ſo ſchien ihm die beſtimmte Zeit nicht ſchnell genug herbei zu eilen.

Daher, als Jedermann ſchlief, ſchlich er ſich aus ſeinem Schloſſe. Gurreck mit den Pferden ſtand bereit, ſie eilten nach dem Walde. Da ſahen ſie von fern ein Feuer, und Gurreck, der darauf deutete, ſagte nun ſeinem Herrn: dieſes wäre das verabredete Zeichen, daß Zulebebbe ihrer ſchon am Kreuzwege harre. Sie fanden die Alte dort neben dem Feuer ſitzen.

Siebenhundert vier und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Ich weiß ſchon,“ ſagte die Alte zu dem Staroſten, „was Ihr wollt, und ich kann ungleich mehr Euch gewähren. Sagt mir drei Wünſche, und wenn Ihr die Bedingungen, die ich Euch vorſchlagen werde, eingehen wollt, ſo ſollen ſie Euch gewährt werden.“

„Nun,“ ſagte der Staroſt, „vermagſt Du ſo viel, ſo ſchaffe mir Ehre und Anſehen, Geld ſo viel ich bedarf, und die Gunſtbezeugungen einer Jeden, die mir gefällt.“

„Kleinigkeiten,“ antwortete Zulebebbe, „Alles ſollt Ihr haben, nur müßt Ihr auch wieder drei Wünſche gewähren, die in Eurer Macht ſtehen.“

„Und welche Wünſche?“ fragte der Staroſt.

„Ich weiß nicht,“ antwortete die Alte, „was die Geiſter von Euch fordern werden.“

„Geiſter?“ wiederholte der Staroſt, dem dabei zu ſchaudern begann.

Die Alte fragte: „Glaubt Ihr denn, ein altes Zigeunerweib könne Wunder thun. Drei mächtige Könige der Geiſter will ich Euch rufen; jeder giebt Euch eine Gabe, und Ihr gebt Jedem ein Gegengeſchenk.“

„Aber wenn ſie meine Seele forderten?“ fragte der Staroſt.

„Nun drei Dinge könnt Ihr ausnehmen“ — beſchwichtigte Zulebebbe — „ſo daß ſie der Geiſt nicht fordern darf. Bloß wenn Ihr eine von den geforderten Gaben verweigert, dann kann der Geiſt, dem ſie gebührt, eine von den drei ausgenommenen Sachen, welche er will, an die Stelle ſetzen. Ich will Euch nicht drängen, nehmt Euch drei Tage Zeit, Ihr findet mich alsdann um Mitternacht an der nämlichen Stelle, kommt Ihr nicht, ſo hat unſer Geſchäft ein Ende.“

Die Alte ſtand auf und gieng nach dem Walde, der Staroſt rief ihr nach, ſie hörte nicht und verſchwand bald hinter den Bäumen. Der Staroſt aber ritt ſchweigend und nicht ohne banges Herzklopfen nach Hauſe. Er warf ſich die Nacht hindurch ſchlaflos auf ſeinem Lager umher, und als er nach einem kurzen Morgenſchlummer wieder erwachte, ſchien es, als hätte ihn ein böſer Traum geängſtigt, bis er wieder Alles lebhaft in ſein Gedächtniß zurückrief und ſich von der Wahrheit des Vorgefallenen überzeugte.

Anfänglich wollte er die Sache dem Vater Protaſius entdecken; aber da er davon keinen Gebrauch zu machen beſchloß, ſo ſchien es ihm bald unnöthig, um ſo mehr, da er über das Zuratheziehen der Mönche ſo häufig geſpottet hatte. Am zweiten Tage fiel es ihm ein, daß er ja ſeine Seele und ſeinen Leib ausnehmen könne, und daß alsdann die drei Gaben nicht verweilich wären. Am dritten Tage gedachte er noch, daß er ja auch das Leben und Blut jedes ſeiner Nebenmenſchen ausnehmen könne. Daher ſchien ihm an der ganzen Sache nicht viel Bedenkliches zu ſeyn. Am nämlichen Tage erhielt er noch zwei Briefe, worin ihn ſeine Gläubiger zu verklagen drohten, die er aber jetzt zu bezahlen nicht im Stande war. Doch hatte er noch keinen Entſchluß gefaßt; als aber Gurreck, der während dieſer drei Tage nicht vor ihm erſchienen war, am Abende des dritten Tages insgeheim anfragte, ob er gegen Mitternacht ſatteln ſollte? bejahte er die Frage. Späterhin wollte er den Befehl zurücknehmen, doch Gurreck hatte die Pferde ſchon aus dem Stalle gezogen. Er warf eiligſt den Pelz um und eilte mit Gurreck nach dem beſtimmten Orte. Sie ſahen das Feuer, fanden die Alte wieder dabei ſitzen. Sie befahl dem Gurreck, daß er mit den Pferden bei Seite gehen, der Staroſt hingegen neben ihr in den Kreis treten ſollte, den ſie nun mit einem Stäbchen in der Erde zog. Er wollte ſprechen, ſie winkte ihm zu ſchweigen, zog ein ſchwarzes Buch unter ihren Kleidern hervor und las murmelnd. Da heulte der Sturmwind durch den Wald, daß die Eichen erkrachten, dunkle Wolken verhüllten den Mond, am ganzen Himmel war kein Stern mehr ſichtbar und von fern ſchallte ein Poſaunenton, dem Donner ähnlich. „Kabdiel!" rief nun die Alte, „erſcheine!"

Eine Rieſengeſtalt in einer ſchwarzen Rüſtung, reichlich mit Gold verziert, kam aus dem benachbarten

Walde auf einem Rappen herbeigetrabt; er trug a
Arme einen ſchwarzen Schild, darauf ſtanden drei gold
Todtenköpfe. In der Rechten hatte er eine große Lanz
Dieſe gegen den Kreis ausſtreckend, ſprach er mit eine
Donnerſtimme: „Vincenz, was willſt Du?“

„Ehre und Anſehen!“ ſagte der Staroſt zitternd.

„Gewährt!“ erwiederte der Geiſt, „wenn Du mi
auch eine Gabe giebſt. Drei Dinge magſt Du dab
ausnehmen.“

Von der Alten aufgereizt, antwortete der Staroſt
„Ich nehme aus meinen Leib, meine Seele, meine
Nächſten Leben und Blut.“

„Gewährt!“ rief der Geiſt; aber wenn Du di
Gabe, welche ich fordere, mir nicht giebſt, ſo mag ic
von dem Ausgenommenen wählen, was mir belieb
Antworte!“ rief die Donnerſtimme.

Der Unglückliche ſtammelte ein Ja.

Ein kleines Buch warf der Geiſt in den Kreis
„Schlage auf!“ rief Kabdiel, „ſo oft Dir nach Ehr
und Anſehen gelüſtet, wird es Dir zeigen, wie Du
dazu gelangſt.“

Er wandte ſich und jagte davon. Auf's Neue wiederholte die Alte die Worte der Beſchwörung und rief
den Namen Mammon! Die Erde erzitterte, es öffnete
ſich vor dem Kreiſe eine Kluft und ein Greis ſtieg aus
derſelben. Er hatte eine Krone von Gold und Edelſteinen auf dem Haupte, und war mit einem königlichen
Mantel bekleidet. Frage und Antwort waren den vori-

gen gleich, außer daß der Verſtockte jetzt nur Geld forderte.

Einen Ring zog der Geiſt von ſeinem Finger und warf ihn in den Kreis. „So lange Du dieſen,“ ſprach er, „am Finger trägſt, wird Dir jeder Alles, was er beſitzt, anvertrauen. Kannſt Du Dir aber durch ſolche Anleihen nicht helfen, ſo klopfe zur Mitternachtsſtunde mit dem Ringe drei Mal auf den Tiſch und fordere, was Du bedarfſt; doch thue dieſes ſelten, denn Anleihen werden Dir immer helfen.“

Zum dritten Male erfolgte die Beſchwörung, und der Name Asmodi wurde gerufen. Ein Jüngling ſchwebte, halb in eine Wolke gehüllt, zur Erde nieder. Fragen und Antworten wurden wiederholt; Gegenliebe forderte der Staroſt; ein kleines Fläſchchen warf Asmodi in den Kreis. „Wer neun Tropfen daraus genießt,“ ſprach er, „wird von der glühendſten Leidenſchaft zu Dir entbrannt. Doch nicht mehr als neun Tropfen, ſonſt ſtehe ich für nichts.“

Er verſchwand.

„Nimm die drei Gaben,“ ſagte Zulebebbe, „Deine Wünſche ſind erfüllt.“

„Und was ſoll ich dagegen thun?“ fragte er zitternd.

„Zu ſeiner Zeit wird man es Dir ſagen,“ antwortete die Alte.

Siebenhundert fünf und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In ſeinem Schloſſe angelangt, ſchlug der Staroſt ſogleich das erhaltne Buch auf und erblickte darin eine Rede, mit der Weiſung, dieſelbe vor der Landbotenwahl in einer Verſammlung der Wähler zu halten.

Die Rede war auch vortrefflich. Mit Rührung wurden die Anweſenden ermahnt, ihre Stimmen einem Manne zu geben, der das Vaterland kenne, ſeine Noth beherzige, Trägheit nebſt jeder ſchonenden Rückſicht verachte, und ſich ſelbſt für das allgemeine Wohl aufzuopfern bereit wäre. Es folgte nun deine Dankſagung, worin der Gewählte alles Dieſes zu erfüllen gelobte, und der Staroſt hielt nun dieſe Rede; Alles wurde entzückt. Greiſe, die ihn vorher als einen ausſchweifenden jungen Mann gering geſchätzt hatten, drückten ihm mit Thränen die Hand. Es erſcholl ein allgemeiner Zuruf, daß man keinen würdigern Landboten als ihn erwählen könne, und die Dankſagung, die er nun hielt, erhöhte noch den allgemeinen Beifall. Mit hoher Selbſtzufriedenheit kehrte er nach Hauſe zurück, wo ihm der hocherfreute Gurreck ſeinen Glückwunſch abſtattete. „Die Wahl," ſagte der Staroſt, „iſt gelungen, aber woher nun das Geld zur Reiſe und zum erforderlichen Auf-

and?“ — „Wohnt nicht,“ antwortete Gurreck, auf
n Ring deutend, den der Staroſt bereits am Finger
ug, „der reiche Jude Gerſon im nächſten Städtchen?“

Gerſon war geſchätzt von allen Religionspartheien,
nn er gab den Zehnten ſeines Erwerbs den Dürftigen,
ne nach ihrem Glauben zu fragen, und kein Armer
tte unbefriedigt jemals die Schwelle ſeines Hauſes
rlaſſen. Längſt war er Wittwer, auch ſeine Kinder
hten ſchon im Grabe, nur Schewa, ſeine Enkelin,
hrte ſein Hauswesen, ſie war ſeine Stütze und Freude.
m ihrer reichen Mitgabe willen hatten ſich die Erſten
res Volks um ihre Hand beworben, aber dieſe hatte jeden
ntrag von ſich gewieſen und erklärt, daß ſie, ſo lange
r Großvater lebe, ſich nimmer von ihm trennen werde.

Gerſon forſchte eben in der Weisheit des Talmuds,
s der Staroſt unerwartet in ſein Zimmer trat. Eiligſt
rang er hinter dem Tiſche hervor, um die Knie des
nädigen Herrn zu umfaſſen, der eine Anleihe von
00 Ducaten forderte. Ohne Bedenken bewilligte der
ude jene Summe, mit der dargebotenen Handſchrift
rlieb nehmend. Die Blicke des Staroſten ruhten in-
ß auf der ſchönen Schewa, welche ſich darum bald
s dem Zimmer entfernte, aber das Bild des aufblü-
nden Mädchens erloſch dadurch nicht in der Seele
s Wollüſtlings. Um Schewa zu beſitzen, ward auf
ne Entführung geſonnen. Man wußte, daß ſie täglich
n Begräbnißplatz zu einer gewiſſen Stunde betrat, um
i den Gräbern ihrer Eltern zu beten, worauf ſie mit

ihren Geſpielinnen einen Spaziergang in's nahe Wäldchen zu machen pflegte. Hier lagen des Staroſten Leute auf der Lauer, ſie ſprangen mit gezogenen Säbeln hervor, die Mädchen ſchrieen und liefen. Man ließ die Uebrigen laufen, nur Schewa wurde ergriffen, um nach einem abgelegenen Gute des Staroſten gebracht zu werden, wo Alles ſchon zu ihrem Empfange bereitet war.

Schewa wollte weder eſſen noch trinken, und rief unaufhörlich nach ihrem Großvater. Der Staroſt erſchien. Er verſprach ihr, ſie zu dem Greiſe zurückzuführen und ihr Dank war gränzenlos. Aber er erlaubte ſich einige Liebkoſungen, und ſie ahnte nun, in weſſen Händen ſie war. Zwei Tage ſtieß ihr Kummer jede Nahrung von ſich. Sie zitterte und war einer Ohnmacht nahe. „Nimm,“ ſagte der Staroſt, „etwas Wein zu Deiner Erquickung. Er eilte nach dem Weine, öffnete Asmodi's Fläſchchen, aber ſeine Heftigkeit machte, daß er die ſchnell herauslaufenden Tropfen nicht zählte. Die Unglückliche genoß und ſchnell äußerten ſich die Folgen des hölliſchen Tranks. Mit glühender Lippe wurden die Küſſe von ihr erwiedert. Feſt umſchlang ſie den Staroſten, dieſer hielt ſich am Ziel ſeiner Wünſche, als ſie mit einem gräßlichen Schrei von ſeinem Schooße ſprang. Sie ſprach verwirrt, ihr Auge rollte wild, und in wenigen Augenblicken äußerte ſich die höchſte Raſerei. Vergeblich ſuchte der Staroſt ſo viel Hülfe, als die gegenwärtige Lage möglich machte; aber ſelbſt Gurreck, in den Wald geſandt, brachte von Zulebebbe die Antwort, daß Alles vergeblich wäre, und nach drei Tagen war

Schewa nicht mehr. Der nämliche Diener, der ſie entführt hatte, erhielt den Auftrag, ſie zu verſcharren. Er glaubte mit weniger Mühe abzukommen, entkleidete gefühllos den Leichnam und warf ihn in den benachbarten Fluß.

Den alten Gerſon hatte die Nachricht von der Entführung ſeiner Enkelin in die größte Betrübniß geſetzt. Umſonſt bot er Alles auf, um Nachricht von ihr zu erhalten. Da kamen am ſechſten Tage einige Fiſcher mit der Nachricht, daß ſie einen Leichnam im Fluſſe gefunden hätten, der nach ihrer Beſchreibung Gerſons vermißte Enkelin war. Der unglückliche Greis überzeugte ſich durch den Anblick von der Gewißheit. Sein Jammer war unausſprechlich. Doch tröſtete er ſich mit dem Glauben an Gott, ließ den Leichnam zur Erde beſtatten und auf den Grabſtein die Worte aus dem Hiob ſetzen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſey gelobt“

Siebenhundert ſechs und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Bei der Abreiſe zum Reichstage wurde Schewa und ihr Schickſal von dem Staroſten bald vergeſſen. Die Reiſe war glücklich, außer daß an einem Abende ein Rad brach. Ein Edelhof zeigte ſich in der Ferne, und Gurreck ſprengte hin, um für ſeinen Herrn ein Nachtlager zu erbitten. Der Beſitzer des Edelhofes und ſeine Familie empfingen freundlich den vornehmen Gaſt, und ungeachtet des einfachen Kleides und des beinahe klöſterlichen Weſens zog Fräulein Veronika bald die Augen des Wollüſtlings an ſich. Die Mutter erzählte, ſie habe ihre Tochter durch ein Gelübde dem Kloſter geweiht, und in wenigen Wochen wäre ihre Aufnahme in das Kloſter der Karmeliterinnen beſtimmt.

Der Staroſt konnte nicht ſchlafen. Veronika ſchwebte vor ſeiner Phantaſie. Doch als er nach Asmodi's Geſchenk griff, war es, als hielte ihn Schewa's Schatten zurück. Aber bald ſchien dies ihn nur behutſamer zu machen, neun Tropfen ließ er vorſichtig in ein Gläschen fallen, mit dem Entſchluß, ſie bei der erſten Gelegenheit anzuwenden.

Am folgenden Tage lud Drebinsky ſeinen Gaſt ein, da ohnehin die Ergänzung des Rades Zeit erfordere, einen Ruhetag zu machen, und bald fanden ſich auch die Gäſte ein, die man zur Geſellſchaft des Staroſten ſchnell eingeladen hatte. Unter dieſen war der Bruder Drebinsky's mit ſeinem Sohne Ignaz und ſeiner Tochter Franziska. Dieſe hatte der Vater wegen eines ärgerlichen Liebeshandels vor Kurzem aus Warſchau zurücknehmen müſſen. Sie freute ſich, wieder einmal in große Geſellſchaft zu kommen, und bot Alles auf, um den Staroſten zu feſſeln, der ſie mit ausgezeichneter Höflichkeit behandelte, um hierdurch ſeine Abſicht auf

Veronika um ſo mehr zu verheimlichen. Er hatte bemerkt, daß dieſes fromme Mädchen ſtatt ungariſchen Wein, womit ſich die ganze Familie gütlich that, nur Waſſer genoß, welches außer ihr Niemand trank. Da er nun am Abende, als die Geſellſchaft laut und fröhlich war, ein Glas Waſſer auf dem Fenſter ſtehen ſah, goß er unvermerkt die neun Tropfen hinein. Aber als die Geſellſchaft ſchon auseinander ging, ſtand noch das volle Glas da.

Unwillig ging der Staroſt in ſein Schlafzimmer, denn er glaubte ſeinen Zweck verfehlt zu haben; bald aber fühlte er ſich durch die feurigſten Küſſe geweckt. Der Wollüſtling freute ſich des gelungenen Plans, und bemerkte erſt gegen den Morgen, daß er Franziska in ſeinen Armen hielt, die, ehe ſie zu Bette ging, ein Glas Waſſer zu trinken gewohnt, das, welches ſie auf dem Fenſter gefunden, ausgeleert hatte. Kaum konnte er ſie bewegen, ihn zu verlaſſen; ſie verſicherte, auch ihm nach Warſchau nachzukommen.

Zu Warſchau, wo der Staroſt vor jeder Sitzung der Landboten aus ſeinem Buche Raths erholte, that er ſelbſt nichts, hintertrieb aber manchen guten Vorſchlag durch Rednerkünſte, und erwarb ſich dadurch den Haß der Beſſergeſinnten. Daher ſagte er, ſein Buch in die Hand nehmend, einſt unwillig: „Das Geſchwätz allein wird mir nicht Ehre und Anſehen bringen.“ Zu ſeinem Erſtaunen fand er nun die Worte: „Bewirb Dich um die Hand der ſchönen, reichen, durch ihre Familie mächtigen Gräfin Radinska.“

Kaum hatte er zu dieſer von Anbetern umringten jungen Wittwe ſeinen Blick emporzurichten gewagt. Jetzt bot ſich auch die Gelegenheit auf einem Balle, und indem er ihr Erfriſchungen darbot, machte er von Asmodi's Geſchenke Gebrauch, ward beglückter Liebhaber, und auf ſeine Bitte ward wegen der Nähe der Faſtenzeit die Hochzeit beſchleunigt. Eine Maskerade machte den Anfang der Luſtbarkeiten. Ein Harlequin war beſtändig in der Nähe des Staroſten, und bat ihn, in ein benachbartes Cabinet zu treten. Er folgte. Der Harlequin verriegelte die Thür, entlarvte ſich, es war Franziska. „Ungetreuer!“ rief ſie, „mich, die ich durch Dich Mutter wurde, haſt Du verlaſſen!“ Er befand ſich in einer ſchrecklichen Lage; denn die heftige Leidenſchaft ſeiner Gemahlin äußerte ſich durch weitgehende Eiferſucht. Er bot Franziska ſeine Börſe an. „Deine Liebe fordere ich,“ rief ſie, „und nicht Dein Geld!“ Durch Bitten wurde ſie, doch nicht eher, als nach Verabredung geheimer Zuſammenkünfte, beruhigt, und zerſtreut eilte der Staroſt in den Tanzſaal zurück.

Am folgenden Morgen erhielt er den Beſuch eines Advocaten. Der Schlaukopf hatte, ſobald er die Verlobung des Staroſten wußte, ſeine häufigen Schuldſcheine für geringe Preiſe angekauft, und forderte jetzt auf einmal eine beträchtliche Summe. Unwillig blickte er auf die Größe ſeiner Schulden. Sie durch neue Anleihen zu bezahlen, ſchien ihm eine bloße Friſt; von ſeiner Gemahlin die Mittel zu fordern, dagegen ſträubte ſich ſein Stolz. Unwillig gebrauchte er den Ring. Mammon erſchien. „Bezahle meine Schulden!“ ſagte der Staroſt. „Bezahle ſie ſelbſt!“ rief der Geiſt, warf ein großes Pack auf den Tiſch. „Hier ſind Karten und Würfel, ſpiele mit dieſen und Du wirſt große Summen gewinnen.“ Der Staroſt folgte dem Rathe, und konnte noch vor dem Ende des Carnevals ſeine Gläubiger befriedigen.

Einſt hielt er Bank und bemerkte unter den Spielern einen jungen Mann, deſſen Züge ihm bekannt ſchienen. Es war Ignaz, der zur Aufſuchung Franziska's nach Warſchau geſchickt worden. „Habe ich Credit?“ fragte der Jüngling, nachdem er Alles verloren hatte. Der Staroſt bejahte es. Immer höher ſpielte Ignaz und verlor eine beträchtliche Summe. „Beſuchen Sie mich morgen,“ ſagte der Staroſt, denn er hatte die Abſicht, ihm ſodann zu erklären, daß er ihm die Schuld erlaſſe. Der ſtolze Ignaz betrachtete dies als ein Mahnen und dies vollendete ſeine Verzweiflung. Ein Piſtolenſchuß befreite ihn am andern Morgen von einem Leben, das ihm jetzt nur eine Bürde ſeyn konnte, denn er hatte, was ſeine armen Eltern nur aufbringen konnten, auf die Karte geſetzt, und ihre Vorwürfe hätte er nimmermehr zu ertragen vermocht.

Franziska wurde mit ihrer Zudringlichkeit und glühenden Leidenſchaft dem Staroſten täglich mehr zuwider. Dieſes äußerte er gegen Gurreck. Dieſer bemerkte: „Gram und Wuth haben ihre Reize zerſtört, das Leben iſt ihr nur eine Laſt, wer es ihr nähme, hieße ihr Wohlthäter.“ Der Staroſt fragte, wie ſolch Vorhaben ausführbar wäre? „O,“ antwortete Gurreck, „ihre Wirihn iſt ein feiles Weib, 100 Ducaten müſſen ihr zum Ankauf eines Giftes gegeben werden, 100 andere, ſobald die Sterbeglocke über Franziska ertönt." Der Staroſt ging an ſeinen Schrank und reichte die 200 Ducaten. „Nein," ſagte der Diener, „ein ſolcher Antrag muß durch keinen Unterhändler ausgeführt werden, denn dieſer könnte ſolchen vielleicht verrathen; allein wenn ſo ein vornehmer Herr ſelbſt unterhandelt, weiſt ihn kein geiziges Weib zurück. Der Staroſt befolgte den Rath, und Franziska lebte nicht mehr.

Das einzige gute Gefühl, welches noch in ſeiner Seele erwachte, war Liebe für ſeine Kinder, ein Zwillingspaar, womit ihn ſeine Gemahlin im erſten Jahre ſeiner Ehe beſchenkte. Dieſe, rauſchenden Vergnügungen ergeben, nahm ſelbſt auf die Kinder nicht Acht; allein als der kleine Vincenz und Marie, ſeine Schweſter, den Vaternamen lallten, als ſie ihm mit kindiſcher Unſchuld ſchmeichelten, ward es ihm ſo wohl um's Herz; und als der alte Protaſius die Kinder beten lehrte, war es ihm, als ob er auch beten wollte, aber das Angſtgefühl ſeiner Sünden verhinderte ihn daran.

Unaufhörlich marterte den Staroſten der Gedanke, was wohl endlich noch die drei Geiſter von ihm fordern würden? Jede Mitternachtsſtunde erfüllte ihn daher mit Schrecken. Seine beiden Kinder hatten jetzt ihr drittes Jahr erreicht, glänzend feierte er ihren Geburtstag. Eben hatte er einen Tanz beendet und ging an den Schenktiſch; die Hand zitterte, die er nach einer Erfriſchung ausſtreckte; denn eben ſchlug die Geiſterſtunde, und er wäre beinah ohnmächtig hingeſunken, als ihm ein Unbekannter mit eiskalter Hand an die ſeine faßte. „Ich wünſche Sie insgeheim zu ſprechen,“ ſagte dieſer, und zog ihn mit ſich fort nach einem der entlegenſten Zimmer. Der Unbekannte nahm jetzt ſeine wahre Geſtalt an: „Ich komme, mein Gegengeſchenk zu fordern, Deine beiden Kinder!“ donnerte er den Staroſten an. Dieſer ermannte ſich und ſagte: „Leben und Blut des Nächſten habe ich ausgenommen.“ — „Will ich ſie denn tödten“ — hohnlachte die Geſtalt — „nein! ſie ſollen leben. Du bringſt ſie binnen drei Tagen um Mitternacht auf den Scheideweg; wo nicht, ſo gehörſt Du mir. Deine Kinder überlieferſt Du den Zigeunern, die ſollen ihre Erziehung vollenden, Deinen Sohn nicht etwa zum großen kühnen Raubmörder, ſondern blos zu einem gemeinen Diebe, und Deine Tochter zu einer gewöhnlichen Metze erziehen.“

Mit teufliſchem Gelächter verſchwand Asmodi. Am andern Morgen offenbarte der Staroſt mit verweinten Augen ſeinem vertrauten Diener das Abenteuer der geſtrigen Nacht. „Gurreck“ — ſagte er — „wenn Du die Kinder auf den Kreuzweg bringen könnteſt!“ — „Ich kann es nicht über's Herz bringen,“ antwortete der Diener, „und hat ſie der Geiſt nicht von Euch gefordert? Die Pferde aber will ich bereit halten.“

Jede Minute erhöhte die Höllenqual des Staroſten, denn Gurreck, der Zigeuner, wollte ſich nicht zu einem Verbrechen gebrauchen laſſen, zu deſſen Ausführung er, der Vater, bereit ſtand. Schon ſchlug es eilf Uhr. Mit einer Larve vor dem Geſicht ſchlich er auf den Zehen in das Schlafzimmer ſeiner Kinder. Dieſe ſchliefen ſo ſanft, die Wärterin ſchnarchte. Er hob die Kinder aus dem Lager. Vor dem Schloſſe ſtand der vermummte Gurreck mit den Pferden. Die Kinder weinten erbärmlich, aber ſchwiegen, als der unnatürliche Vater bei längerer Weigerung ſie zu ermorden drohte. Er wickelte ſie vor ſich in ſeinen Mantel, ſetzte ſich auf's Pferd, und ſo ging es nach dem Kreuzwege, wo ſchon wieder ein Feuer leuchtete Neben dieſem ſaß Zulebebbe, und an ihrer Seite ſtand Asmodi. Der Staroſt wickelte die zitternden Kinder aus dem Mantel und ſetzte ſie auf die Erde.

„Du haſt Wort gehalten," grinſte Asmodi; „aber ein Pfaffe hat Deinen Kindern Heiligthümer umgehängt, löſe dieſe ab." —

„Ich habe ſie Euch bloß zu liefern verſprochen" — entſchuldigte ſich der Staroſt.

„Und Du mußt auch dabei jedes Hinderniß aus dem Wege räumen," erwiederte Asmodi, „ſo weit es in Deiner Kraft ſteht."

Er löſte jetzt auch die Bänder auf, welche Protaſius aus gläubiger Hoffnung jedem Kinde mit einem Agnus Dei umgehangt hatte. Als aber die armen Kinder das gräßliche alte Weib auf ſich losſchreiten ſahen, da falteten ſie die kleinen unſchuldigen Händchen und beteten jenen Stoßſeufzer, wodurch ſie Protaſius vor dem Schlafengehen ihrem heiligen Schutzengel ſich zu empfehlen gelehrt hatte. Da ertönte eine Stimme vom Himmel:

„Hinweg, Ihr Verfluchten! denn Engel Gottes ſchützen die Unſchuld.“ Da entflohen Zulebebbe und Asmodi mit großem Geheul, und der Staroſt ſank betäubt auf den Boden. Als er ſich erholte, ſtand er allein mit den beiden Kindern am Kreuzwege; gern wäre er gleich mit ihnen zurückgekehrt; aber er fürchtete Asmodi's Drohung. Daher ſtand er zaudernd; doch als der Hahn zu krähen begann, rief er laut: „ich habe meine Zuſage erfüllt!“ Er wickelte die Kinder wieder in ſeinen Mantel und kehrte mit ihnen zurück, ſetzte ſie an die Thüre ihres Schlafzimmers, hieß ſie hineingehen und lief eilend davon. Die Kinder aber weckten ihre Wärterin und erzählten ihr die Begebenheit; ſie aber glaubte, es wäre ein böſer Traum. Nur Protaſius, der die beiden Agnus Dei vermißte, fand die Sache bedenklich, obgleich er ſie nicht zu erklären wußte. Doch hing er ihnen nicht bloß neue Heiligthümer um, ſondern that, was in ſeinen Kräften ſtand, um ſie in der Furcht des Herrn zu erziehen.

Siebenhundert ſieben und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Mit leichterm Herzen trat der Staroſt jetzt in ſein Zimmer. Asmodi ſtand vor ihm. „Was willſt Du?“ rief Jener, „ich habe ja meine Zuſage erfüllt.“

„Nichts weiter,“ antwortete Asmodi, „als Dir ſagen, daß wir quitt ſind. Deine Kinder ſind gerettet, Du aber freue Dich nicht, denn der feſte Vorſatz zu einer böſen That gilt vor dem Richter dort oben der ausgeführten That gleich.“ Der Geiſt verſchwand; der Gedanke, daß die beiden andern Geiſter noch weit härtere Dinge fordern könnten, quälte den Staroſt unaufhörlich. Bei jedem Geräuſch fuhr er ängſtlich zuſammen, bei der höchſten Befriedigung von Sinnlichkeit hatte er keinen frohen Augenblick.

So verging ein Jahr, als der Staroſt auf den Rath der Aerzte eine Zerſtreuungsreiſe nach Warſchau machte. Er ſaß am Spieltiſche und blickte mit Wohlgefallen auf den vor ihm liegenden Geldhaufen. Da ſtellte ſich ein Fremder hin und gewann in wenigen Augenblicken ihm alles Geld ab. Dieſer erſtaunte. „Darf ich mir Ihren Namen ausbitten?“ ſagte er zu dem Fremden.

„Iſt Ihnen“ — erwiederte Jener — „ein alter Freund, von dem Sie dieſen Ring zum Andenken an Ihrem Finger tragen, ſo fremd geworden?“ Ueber den Staroſten kamen die Schrecken der Hölle. Er ahnte, was ihm auch wirklich bevorſtand, den Beſuch in der Mitternachtsſtunde. Mammon erſchien und ſprach:

„Ich komme, von Dir eine Kleinigkeit zu fordern, Deinen Pächter Wiernizky. Zwar hat er Dir ſeine Pachtgelder pünktlich bezahlt, aber keine Quittungen von Dir erhalten. Da er keine Zeugen der geleiſteten Zahlungen hat, ſo fordere jetzt den ſeit fünf Jahren rückſtändigen Pacht, leugne ihren Empfang und wirf ihn in's Gefängniß.“

„Aber" — wendete der Staroſt ein — „die Gerichte werden ſich des Unſchuldigen annehmen."

„Beſtich!" — rief der Höllengeiſt — „ſchwöre, wenn es nothwendig wird, einen falſchen Eid."

Pünktlich gehorchte der Staroſt. Vergeblich umfaßten die Frau und Kinder des unglücklichen Pachters ſeine Knie, vergeblich verwandte ſich Protaſius für den Unglücklichen, und vermochte, von deſſen Rechtſchaffenheit überzeugt, ſich die Härte des Staroſten nicht zu erklären. Er wandte ſich nun an deſſen Gemahlin. Gerührt durch ſeine Vorſtellungen, gab ſie das Geld her, welches Wiernizky angeblich ſchuldig war; doch unter der Bedingung, daß ſolches ihrem Gatten verſchwiegen bleibe. Dieſem brachte nun Protaſius das Geld, erhielt deſſen Quittung, und der Verhaftete hierdurch die Freiheit.

„Wohl mir" — ſagte der Staroſt, als er allein war — „ich habe ein Verbrechen weniger begangen und dennoch meine Zuſage erfüllt." Da tönte hölliſches Gelächter, und Mammon's ihm wohlbekannte Stimme rief: „Tröſte Dich nicht, ein feſter Vorſatz zum Böſen iſt ſo ſtrafbar, als die bloß vom Schickſal behinderte That."

So ſehr ihm ſein Gewiſſen dieſen Vorwurf erneute, ward ihm dennoch wohl bei dem Gedanken, bereits die Forderung von zwei Geiſtern befriedigt zu haben. Einſt hörte er, daß ein polniſcher Geſandter nach Paris gehen ſollte. Er wünſchte dieſe Stelle, ſchlug ſein Buch auf und fand darin die Weiſung: „Laß folgende Briefe an Deine Freunde und Gönner abgehen." Er ſchrieb, da ſchlug die Uhr, er zählte zwölf Schläge, und wollte den

Seſſel vom Schreibtiſche zurückſchieben, er vermochte es nicht. Er blickte umher, den Grund zu entdecken, und ſprang ängſtlich auf; denn hinter ſeinem Stuhle ſtand Kabdiel. „Erſchrickſt Du ſo vor einem alten Bekannten?“ fragte der Geiſt. „Ich komme bloß, von Dir eine kleine Gefälligkeit zu fordern. Ueber drei Tage iſt das Frohnleichnamsfeſt, ſchon macht man die Anſtalten zur Schmückung der Kirche. Stecke den Hochaltar bis dahin in Brand, damit die geweihten Hoſtien ein Raub der Flamme werden. Hier iſt Schwefel, Zunder und ein Feuerzeug. Bei dem erſten Schlage des Stahls giebt es herrliche Funken; ich will Dir die Mühe erleichtern.“

„Soll ich am Heiligſten freveln?“ rief der Staroſt. „Gehorch!“ befahl der Geiſt und verſchwand, Schwefel und Feuerzeug aber waren zurückgeblieben.

Zwei Tage quälte er ſich, ob er dieſes Vorhaben ausführen ſollte; aber ein Zweifel an Gottes Barmherzigkeit und die Furcht vor dem Höllengeiſte ließen ihn in der Nacht des dritten Tages nach dem Feuerzeuge greifen. Er trat in die Kapelle und riß das Ciborium auf, um den Schwefel hineinzuwerfen. „Wehe!“ ſchallte es jetzt durch die Kirche, und der Schwefel erloſch. „Ha!“ ſagte er bei ſich, „der Vorſatz iſt ja ſo gut, wie die That.“ Darum wollte er abermals Feuer anſchlagen, da zerbrach der Stahl, der Stein und Schwefel entfielen ſeiner Hand. Er floh aus der Kirche, wohin er die Thüre offen ließ, in ſein Schlafzimmer. Da hörte er die Annäherung einiger Menſchen. Ein Offizier von den Reitern des Tribunals trat in's Zimmer. „Ihr ſeyd mein Gefangener," ſagte er. „Ich" — rief der Staroſt — „bin ein Polniſcher von Adel, und ein Solcher wird nicht eher gefangen genommen, bis er nach dem Geſetze überwieſen iſt." — „Ihr ſeyd überwieſen," ſagte der Offizier und überreichte dem Staroſten eine Schrift.

Die Wanduhr in dem Nebenzimmer mahnte durch den eilften Schlag die Verſammelten an das Zurruhegehen.

Ende des zehnten Bandes.

Inhaltsverzeichniß des zehnten Bandes.

Erſte Abtheilung.

1) Der Spieler zu St. Nicolai, Die aus dem Grabe ragende Hand. (Zwei Sagen aus Stralſund, nach mündlichen Mittheilungen.)
2) Die Ahnfrau des Greifenſteins. (Mündlich und mit Benutzung Bergemann's.)
3) Die Todesfanfare. (Aus den Schilderungen des Pariſer Hoflebens von Franz II. bis auf Ludwig XIV. Die Sage Nr.
4) (Mündlich, und ſchon oft erzählt, in verſchiedene Länder verlegt.)
5) Der Feenmännelberg bei Oſtritz in der Oberlauſitz, und
6) Der Schalkſtein. (Mündlich in der Oberlauſitz, auch von Peſcheck erwähnt im Lauſitzer Magozin 1836. Hier frei bearbeitet von Caroline Leonhardt-Lyſer.)
7) Daniel. (Nach E. T. A. Hoffmann.)
8) Der graue Ritter. (In Einzelnheiten abweichend, in der Hauptſache jedoch immer zuſammenſtimmend: mündlich.

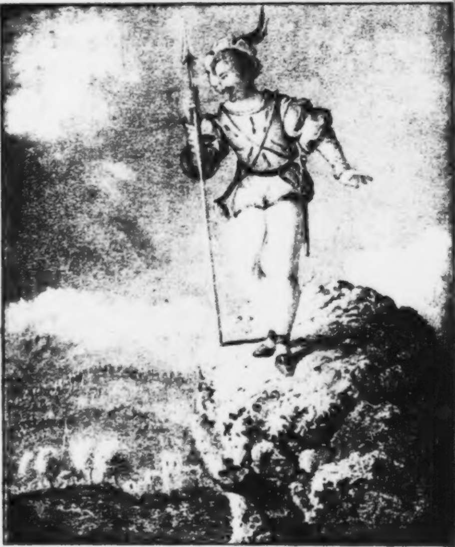
Hier nach einer Mittheilung im Freimüthigen, Jahrgang 182[illegible], gekürzt.)
9) Die ſieben Raben. (Deutſches Volksmährchen. Hier erzählt von Caroline Leonhardt-Lyſer.)

Zweite Abtheilung.

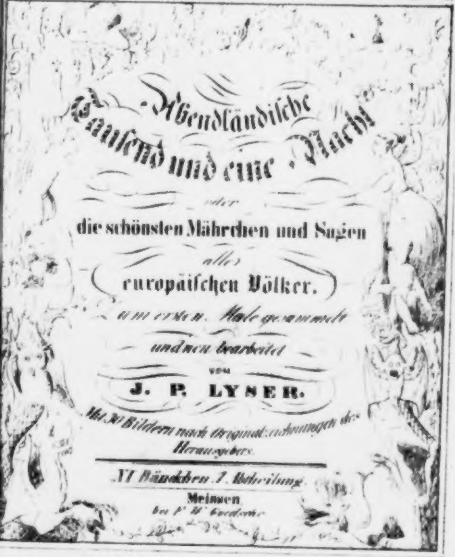
10) Der junge Tamlane. (Altſchottiſche Sage, mit Benutzung der Ballade von Henriette Schubart, aus Büſching's Jahrbüchern.)
11) Vom Regensburger Kampfe. (Ebendaſelbſt. Auch altes Volkslied.)
12) Der Kampf zwiſchen Lamberger und Pegam. (Büſching.)
13) Herr Triſtrem und Frau Yſolt. (Altfranzöſiſches Gedicht.)
14) Kaiſer Maximilian I. auf der Martinswand.
15) Sagen von Max I.
16) Maximilian II. zu Granada.
(Mündlich, Volkslieder, ſo wie aus den Charakteriſtiken der deutſchen Kaiſer, von Leuchs.)
17) Die fleißige Spinnerin. (Nach Th. Peſcheck.)
18) Von der ungezogenen Prinzeſſin von Caſtilien. (Altes Mährchen, mündlich und in Volsbüchern, Erzählungen meiner Mutter Gans. Es iſt daſſelbe Mährchen, welches Raupach unter dem Namen „die Schule des Lebens“ dramatiſch bearbeitete.)
19) Von den Erdmännchen,
20) Von den Querren.
(Mündlich in der Lauſitz, mit Benutzung der Mittheilungen Peſcheck's, im Büſching.)
21) Die Braut. (Dieſe grauſige Erzählung las ich ſchon 1828 in einem Taſchenbuche; doch weiß ich weder das Taſchenbuch, noch den Namen des Verfaſſers, noch auch nur anzugeben, welchen Titel dort die Erzählung führt. Der Gang der Geſchichte iſt beibehalten, doch bedeutend gekürzt.)
22) Libuſſa.
23) Die drei Höllengaben. (Polniſch, nach Baczko.)

[illegible] thek [illegible]

XI Bdch. I Abth.



Kaiser Max auf der Martinswand.



Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

XI Bändchen 1. Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche

Leihbibliothek
von
C. G. Fricke

Öffentl. Wissenschaftl.
Bibliothek
Berlin

1952.1440

Siebenhundert acht und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Das Papier war nicht vom Staroſten ausgeſtellt, ſondern von der Juſtizbehörde. Es enthielt eine Anklage der Vergiftung Franziska's. Dies Verbrechen war von der Alten angezeigt worden, welche ſich zu jenem Morde von dem Staroſten dingen ließ, aber durch ihr Gewiſſen getrieben hatte ſie ſich als Mörderin angegeben. Der Apotheker, der ihr das Gift verkauft hatte, geſtand auch dieſes ein. Der Arzt, den Franziska vor ihrem Tode rufen ließ, fand ſie bereits ſprachlos, ſchloß aber aus allen Umſtänden auf Vergiftung. Die Alte gab dieſes zu, äußerte aber, daß wahrſcheinlich Franziska durch eine unglückliche Leidenſchaft beſtimmt, ſich ſelbſt vergiftet habe, die Liebe zum Leben hätte ſie nun, aber zu ſpät, die Hülfe des Arztes zu ſuchen beſtimmt. Die Sterbende konnte dieſes nicht widerlegen, ihren Körper aber hatte damals der Arzt geöffnet, und die Beweiſe der Vergiftung gefunden. Jetzt, da die Alte dies auch anzeigte, hatte er, von den Richtern zum Zeugniß aufgefordert, die Vergiftung beſtätigt. „Dennoch,“ rief der Staroſt, „iſt alles erlogen,“ befahl anzuſpannen, aber Niemand zu wecken, ſondern bloß ſeiner Gemahlin zu ſagen, er müſſe ſchnell verreiſen und werde in Kurzem ſchreiben. Jetzt ging die Reiſe nach Warſchau, wo der Staroſt als ein überwieſener Verbrecher in's Gefängniß abgeliefert wurde.

Der Staroſt bemerkte noch am nämlichen Morgen, daß er ſeinen Schlüſſel am Schreibtiſche vergeſſen habe, und befahl ſeinem getreuen Gurreck, der ihn nach Warſchau begleitet hatte, zurück zu jagen, ihm den Schlüſſel nebſt Buch und Fläſchchen, den Geſchenken der Geiſter, zu bringen und insgeheim zuzuſtecken. Gurreck kehrte zurück. Unter dem Vorwande, ſeinen Herrn zu entkleiden, begab er ſich in's Zimmer des Staroſten, vor deſſen Thüre eine Schildwache geſtellt war. Den Schlüſſel gab ihm Gurreck; „Buch und Fläſchchen,“ ſagte er, „habe ich nicht gefunden, wohl aber fiel mir, als ich darnach ſuchte, dieſes in die Hand.“ Es war das verſiegelte Pergament, welches Zulebebbe dem Staroſten nach geleiſtetem Eide überreicht hatte. — „Vielleicht,“ ſagte er, „finde ich hier Rettung,“ und riß das Siegel auf. Aber jedes ſeiner Haare ſträubte ſich, ſeine Glieder erbebten, als er nun las: „Lateiniſche Ueberſetzung des in chaldäiſcher Sprache an Beelzebub und Zulebebbe geleiſteten Huldigungseides.“ Denn er ſah nun, wie er unter den gotteslästerlichſten Ausdrücken ſeinem Heiland und allen Heiligen entſagt, und ſich zu einem Sclaven Beelzebubs hingegeben hatte. Mit jedem Augenblick ſtieg ſeine Verzweiflung. Da trat unerwartet Protaſius in's Gefängniß, der auf Bitte der Staroſtin ihrem Gemahle gefolgt war, um den Grund der Verhaftung auszumitteln und ihr von Allem Nachricht zu geben, denn ſie hatte von Gurreck, als dieſer wegen des Buches und Fläſchchens zurückgeſandt war, das Schickſal ihres Mannes erfahren, war aber vor Schrecken erkrankt, und Protaſius hatte bei dem Vorſatze, wo möglich noch die Seele des unglücklichen Mannes zu retten, den Auftrag um ſo williger übernommen. Er ſah die zerſtörte Geſtalt; hörte die wilden Ausbrüche des Verzweifelten, ermahnte ihn, ſich zu Gott zu wenden, deſſen Barmherzigkeit unermeßlich wäre, Alles zu bekennen, und zum Beweiſe der Reue ſich willig der Strafe des irdiſchen Richters zu unterwerfen. Der Anblick und die Worte des ehrwürdigen Greiſes ſchienen das Felſenherz zu erweichen. Er erzählte ſeine ganze Geſchichte, Protaſius ermahnte ihn, jeder neuen Verſuchung zu widerſtehen, an Gott zu denken, dieſem ſeine Seele zu empfehlen, und verſprach, am folgenden Morgen wieder zu kommen.

Siebenhundert neun und dreißigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der Staroſt ſchien beruhigt, aber gegen Mitternacht trat Gurreck in's Gefängniß. „Herr!“ rief er aus, „ich habe ſchreckliche Dinge gehört; man will Euch mit glühenden Zangen zwicken, und nachher als einen Zauberer verbrennen. Eilt, Euch zu retten, hier iſt eine Feile und ein Strick.“ Er zog Beides unter ſeinen Kleidern hervor. Zerfeilt die Gitterſtäbe am Fenſter und laßt Euch an dieſem Strick hinab. Ich eile, zwei geſattelte Roſſe an den Thurm zu bringen, Alles iſt zur Flucht bereit, eilt!“

Der Staroſt wollte noch Manches fragen, aber Gurreck verließ eilends den Kerker. Es wollte manches Bedenken über ſeine Erſcheinung und Entfernung bei dem Staroſten erwachen, allein Gurreck hatte ihm ja immer treu gedient. Die Feile und der Strick lagen da, und der Gedanke an die ihm bevorſtehenden Martern erhöhte die Liebe zum Leben. Da griff er nach der Feile. Schnell waren die eiſernen Stäbe zerbrochen, er befeſtigte das Seil, und ſah durch das kleine Fenſter beim Mondlicht, daß unten ein Mann mit zwei Pferden hielt. „Das iſt mein getreuer Gurreck,“ ſagte er, und ließ ſich hinab. Aber nun bemerkte er, daß der

Strick zu kurz war, und unten am Thurm ein ſpitziges Pfahlwerk ſtand. „Hilf, lieber Gurreck!“ rief der Staroſt. „Ruf die Fürſten der Hölle um Beiſtand!“ antwortete dieſer.

Die Uhr ſchlug Zwölf; der Staroſt erſchrak, ließ das Seil fahren und ſpießte ſich auf das Pfahlwerk. Laut lachte Gurreck, ſeine ganze Geſtalt ſchwärzte ſich. An ſeine Schultern wuchſen Fledermausflügel. „Wir ſehen uns bald wieder!“ rief er, und flog nun ganz als Teufel geſtaltet davon. Das Wimmern des Aufgeſpießten lockte die Wache herbei. Man zog ihn von den Pfählen und rief einen Arzt, der die Wunden ſofort für tödtlich erklärte. Auch Protaſius, der dem Kerkermeiſter, ſobald etwas Wichtiges vorfiele, ihn zu rufen geboten hatte, eilte herbei. Ihm erzählte der Staroſt noch die letzte Begebenheit, achtete auf kein Zureden, verfluchte ſich und ſein Schickſal, und — ſtarb unter den gräßlichſten Verzuckungen.

Die unglückliche Wittwe, der Alles ſo mild als möglich vorgetragen wurde, ging in ein Kloſter und brachte den Ueberreſt ihres Lebens unter Bußübungen hin. Die Erziehung der Kinder wurde dem alten Protaſius übertragen; er bezog mit ihnen die väterliche Wohnung. Aber auf dem Flügel des Schloſſes, welchen der Staroſt bewohnt hatte, vermochte Niemand zu hauſen; denn zur Nachtzeit ging es dort umher, bald mit Winſeln und Aechzen, bald mit Geheul und Zetergeſchrei. Daher verfiel in Kurzem das ganze Gebäude, und wer noch jetzt bei den Trümmern vorübergeht, ſchlägt das Zeichen des Kreuzes, und vermeidet die Stätte, ſobald es dunkel wird, obwohl man, um dem Unweſen der böſen Geiſter Einhalt zu thun, ein Kreuz errichtet hat, an deſſen Fuße die Kinder des Staroſten in ihren ſpätern Jahren nebſt ihren Nachkommen für die Seele des Unglücklichen, wenigſtens für die Milderung ſeiner Qualen oft beteten. An dem Kreuzwege aber erbauten ſie eine Kapelle, und noch in ſpäter Zeit las dort ein Prieſter an dem Jahrestage, an welchem man die Kinder den hölliſchen Geiſtern hatte überliefern wollen, gemäß ihrer Stiftung, eine heilige Meſſe, um Gott dafür zu danken, daß er voll Güte und Barmherzigkeit, der Unſchuld, die ihm vertraut, ſeine heiligen Engel zum Schutze ſendet.

Hier endete der Erzähler. Der Freiherr bemerkte: „Ein wüſtes Nachtſtück, und mitunter entſetzlich roh, doch nicht ohne einzelne geniale Züge. Auffallend war es mir, hier jenes Teufelselixir wieder zu finden, welches in dem famöſen Roman des Herrn A. v. Schaden, „der deutſche Don Juan,“ eine ſo große Rolle ſpielt; auch daß der Staroſt anfänglich für den geiſtlichen Stand beſtimmt war, fiel mir auf.“

„Ich hoffe,“ ſprach Franz, „daß in einigen unſerer Nächte die ächten Elixire des Teufels auch noch zur Sprache kommen werden.

„Ja, wenn Reiner da wäre,“ murmelte der Freiherr.

Siebenhundert und vierzigſte Nacht.

Die Geſchichte vom Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein.

Eine Edelfrau hatte drei Töchter, die hießen Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein, denn die Aelteſte hatte drei Augen, die Andere zwei Augen und die Jüngſte nur ein Auge. Das eine bei der Jüngſten und das dritte bei der Aelteſten ſtand aber mitten auf der Stirne.

Darum nun, daß die Mittelſte nur zwei Augen hatte, und nicht um ein Haar anders geſtaltet war, als andere Menſchen, ward ſie gehaßt von Mutter und Schweſtern, und ſowohl in Kleidung als Eſſen und Trinken zurückgeſetzt, alſo, daß ſie ſehr oft traurig und trauernd herumging, und die Einſamkeit ihre einzige Freundin war.

So ſaß ſie auch einſt verlaſſen auf dem Feldraine und hütete die Ziege, die ihr von der Mutter anvertraut war, konnte aber nicht aufhören zu weinen, weil ſie bei der Mahlzeit abermals faſt leer ausgegangen war. Siehe, da trat eine Fee zu ihr, und fragte ſie liebreich, was ſie ſo weine?

Drob war Zweiäuglein froh, daß ſich doch Jemand ihrer annahm in ihrer Noth und Trübſal, und ſie erzählte der Fee nun, wie ſie zu Hauſe nur täglich geplagt werde von ihrer Mutter und den beiden Schweſtern, und bei Tiſche mehr vom Zuſehen ſatt werden müſſe, denn vom Zulangen.

Da gab ihr die Fee einen guten Rath, wie ſie durch Hülfe ihrer Ziege Speiſe und Trank gewinnen könne, ſo wie ſie nur wünſche; denn ſo oft ſie nur ſagen werde:

Zicklein meck!
Tiſchlein deck!

werde das ſauber gedeckteſte und mit den ſchmackhafteſten Speiſen und Getränken auf's beſte verſehene Tiſchlein vor ihr und zu ihrem Dienſte ſtehen. Hätte ſie nun ihrem Hunger ein Genüge gethan, und wolle des Tiſchleins wieder entübriget ſeyn, ſo dürfte ſie nur ſagen:

Zicklein meck!
Tiſchlein weg!

und alles würde vor ihren Augen wieder verſchwunden ſeyn.

Für ſolchen guten Rath dankte Zweiäuglein der Fee auf's beſte, die aber verſchwand wieder vor ihren Augen.

Alsbald nun verſuchte Zweiäuglein die Wahrheit jener Verheißung, und ſiehe da, kaum hatte ſie zu ihrer Ziege die Worte geſagt:

Zicklein meck!
Tiſchlein deck!

ſo ſtand das ſauber gedeckteſte Tiſchlein zu ihren Füßen, und duftete ihr mit den einladendſten Speiſen und Getränken gar lieblich und gewürzig entgegen. Zweiäuglein aber harrte nun weiter auf kein Nöthigen, ſondern langte friſch und wohlgemuth zu, was ihr eben beliebte, und war fröhlich und guter Dinge. Als ſie aber ihrer Eßluſt ein Genüge gethan, ſprach ſie die ihr gelehrten Worte:

Zicklein meck!
Tiſchlein weg!

und alsbald war das Tiſchlein ſammt alle dem, was noch darauf war, und wovon noch gar wohl ein recht Hungriger ſich hätte ſättigen können, wieder verſchwunden.

Deß war nun Zweiäuglein nicht wenig froh, daß ihr nun ein Mittel an die Hand gegeben war, wie ſie trotz der neidiſchen Mißgunſt, mit der ſowohl Mutter als Schweſtern ihr begegneten, ſich täglich Speiſe und Trank hinlänglich verſchaffen und nunmehr ohne Sorgen darum leben könne. Sie machte ſich daher mit der ſpärlichen und geringen Koſt, die man ihr zu Hauſe nach gewöhnlicher Art zukommen ließ, wenig zu ſchaffen, und ließ ſelbige nicht ſelten ganz und gar ſtehen, worüber die Ihrigen, die doch nicht wußten, von was ſie ſich ſonſt ernähre, ſich nicht wenig verwunderten.

Gar bald aber kamen dieſe auf die Vermuthung, daß Zweiäuglein, die doch ſonſt auch die ſchlechte Koſt nicht verſchmäht hatte, ein Mittel ausfindig gemacht haben müſſe, wodurch ſie ſich, wenn ſie vom Hauſe entfernt und mit der Ziege auf der Weide ſey, ihren Unterhalt erwerbe.

Um nun hierbei hinter die Wahrheit zu kommen, mußte das nächſte Mal, als Zweiäuglein wieder mit der Ziege auf die Weide ging, Einäuglein mitgehen, um dem Mittel, deſſen ſich Zweiäuglein zu ihrer Sättigung bediene, auf die Spur zu kommen. Zweiäuglein aber merkte gar bald, was man gegen ſie im Schilde führe, und nahm ſich vor, ihre Nachſteller, der angewandten Vorſicht ungeachtet, zu täuſchen. Sie wußte es durch allerhand Liebkoſungen ſo weit zu bringen, daß Einäuglein ſich auf den Feldrain in das weiche Gras zu ihr ſetzte; nun aber ſuchte ſie ſie einzuſchläfern, indem ſie ihr allerlei langweilige Mährchen erzählte, und ihr, da ſie nun bald einſchlafen wollte, immer vorſang:

Einäuglein wachſt Du?
Einäuglein ſchläfſt Du?

Und hiermit gelang es ihr, Einäuglein in einen feſten Schlummer zu ſingen, was ſie von Herzen freuete, denn ungeſcheuet ſprach ſie nun das goldne Sprüchlein:

Zicklein meck!
Tiſchlein deck!

aß und trank und war guter Dinge; und als ſie deſſen genug hatte, ſprach ſie wieder:

Zicklein meck!
Tiſchlein weg!

und Tiſchlein und Speiſen waren alsbald wieder verſchwunden, alſo, daß Einäuglein, die unterdeſſen ruhig fortgeſchlafen, nicht das geringſte davon inne worden war. Nunmehr aber, da es Eſſenszeit und Zeit zum Nachhauſegeben war, weckte Zweiäuglein ihre Schweſter Einäuglein und ermahnte ſie zur Heimkehr.

Siebenhundert ein und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Geſchichte.)

Heute erzählte Claudine weiter:

Ob nun wohl auch heute die Mahlzeit von Zweiäuglein faſt mit dem Rücken angeſehen wurde, ſo wußte Einäuglein dennoch der Mutter den Grund davon keinesweges anzugeben.

Nachdem nun die Mutter ſolchergeſtalt immer noch nicht dahinter gekommen war, wie wohl Zweiäuglein auf andere Weiſe ſich zu ernähren wiſſen möge, ſo gab ſie Zweiäuglein am andern Tage ihre älteſte Schweſter Dreiäuglein mit auf die Weide, vermeinend, daß dieſe, was Einäuglein mit ihrem einen Auge nicht zu gewahren im Stande geweſen ſeyn möchte, mit ihren drei Augen doch wohl in Obacht nehmen würde. Aber auch dieſe ſuchte Zweiäuglein auf die nämliche Art, wie ſie bereits geſtern bei Einäuglein gethan, einzuſchläfern. Allein da ſie anſtatt

Dreiäuglein wachſt Du?
Dreiäuglein ſchläfſt Du?

ihr vorzuſingen, aus Unbedachtſamkeit

Dreiäuglein wachſt Du?
Zweiäuglein ſchläfſt Du?

ſang, ſo war das dritte Auge Dreiäugleins, ohne daß Zweiäuglein es bemerkte, immerfort wachend geblieben, ob ſie es gleich wie ſchlafend immer zugeblinzt hatte.

Dreiäuglein hatte mit ihrem dritten Auge gar wohl in Obacht genommen, was Zweiäuglein mittlerweilen mit der Ziege vorgenommen, und hatte es gar wohl mit angehöret, wie ſie durch das Sprüchlein

Zicklein meck!
Tiſchlein deck!

ſich ein gar herrliches Mahl bereitet, und wieder durch das Sprüchlein

Zicklein meck!
Tiſchlein weg!

ſolches vor aller Augen verborgen hatte, und froh wegen ſolcher Entdeckung, berichtete nun Dreiäuglein bei ihrer Nachhauſekunft ſolches alles haarklein der Mutter.

Dieſe aber war hierüber ſo zornig, daß ſie ſogleich den Untergang jener Ziege beſchloß, und ſie auch wirklich alsbald ſchlachtete. Hierdurch nun ward das gute Zweiäuglein in die äußerſte Betrübniß verſetzt, weil ſie nun des Mittels wieder beraubt war, ſich für allen Mangel und Kummer ſchadlos zu halten.

Trauernd ſetzte ſie ſich einſam auf den gewohnten Feldrain und weinte bitterlich. Siehe, da ſtand plötzlich jene Fee wieder vor ihr, die ihr ſchon einmal aus der Noth geholfen, und fragte ſie mit leutſeliger Stimme, was ihr immer noch fehle. Da klagte ihr Zweiäuglein ihr neues Herzeleid, und fragte ſie treuherzig: ob ihr nun noch was für ihr Wohl zu thun übrig ſey? — Die Fee aber hatte auch diesmal guten Rath für ſie, und ſagte: ſie ſolle ſich nur die Eingeweide von der geſchlachteten Ziege geben laſſen, dieſe aber an der Hausthüre vergraben, daraus würde unfehlbar ihr künftiges Glück erwachſen.

Ob nun wohl dieſe Zuſage dem guten Zweiäuglein ſehr wunderſam vorkommen mußte, ſo beſchloß ſie doch, dem Rathe jener Fee, zu der ſie einmal ein unbegrenztes Zutrauen gefaßt hatte, zu folgen, vermeinend, daß es doch alles gewißlich zu ihrem Beſten dienen werde. Sie begab ſich daher alsbald nach Hauſe, und bat nun die Mutter flehentlich, daß, wenn man ihr auch ſonſt an der geſchlachteten Ziege keinen Antheil zu laſſen gemeinet ſey, man ihr doch wenigſtens das Eingeweide zukommen laſſen ſolle; und wirklich fand auch die Mutter, nichts Arges dabei vermeinend, kein Bedenken, ſondern erfüllte ihr Begehren.

Zweiäuglein nun vergrub bei Sonnenuntergang in aller Stille das vielverheißende Geſchenk, hoffend und harrend, wann? wie? und was für Glück ihr daraus erwachſen könne. Und ſiehe da! kaum war am nächſten Morgen die Mutter nebſt ihren drei Töchtern vom Schlaf erwacht, ſo erblickten ſie vor den Fenſtern einen wunderſchönen Baum, mit ſilbernen Blättern und goldenen Früchten hoch am Hauſe empor gewachſen; und Zweiäuglein gewahrte zu ihrer nicht geringen Freude, wie der wunderſchöne Baum eben da aus der Erde emporgeſproſſen war, wo ſie geſtern den wunderbaren Samen der Erde anvertraut hatte.

Nun aber ſtieg gar bald das Verlangen in einer jeden von ihnen auf, ſich der ſchönen Früchte und Blätter jenes Baumes theilhaftig zu machen. Allein nur vergebens gaben ſich ſowohl die Mutter, als Einäuglein und Dreiäuglein Mühe, den Wunderbaum zu erſteigen, oder etwas davon ſich abzupflücken; denn ob ſie gleich mit leichter Mühe bald hinauf waren, ſo entwich, gleichwie es dem Tantalus in jener heidniſchen Fabel erging, doch allemal jede Frucht und jeder Zweig ihren Händen, wenn ſie darnach faſſen wollten; und rücklings fielen ſie dann nur noch ſchneller hinunter, als ſie hinaufgeſtiegen waren.

Siebenhundert zwei und vierzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Einzig und allein Zweiäuglein, der jener Baum zum Eigenthum angehörte, war ſo glücklich, ſich davon abpflücken zu können, ſo viel ſie nur wollte; denn nur ihr war es vergönnt, ungefährdet hinauf und hinunterſteigen zu können. Darum ward ſie denn auch von ihren Schweſtern nicht wenig beneidet und verfolgt, und daher kam es denn auch, daß, da eben, als ſie Alle um jenen Baum verſammelt ſtanden, ein fremder, junger, ſchöner Herr herangeritten kam, Zweiäuglein ſammt

ihren goldenen Früchten unter ein großes, leer
verſteckt wurde, denn die übrigen glaubten, d
ſchöne, fremde Ritter ſie ſelbſt ganz aus der A
ſen möchte, wenn Zweiäuglein, die obendrein
als ſie war, ihnen mit den Wunderfrüchten zu
ſtünde, woran ſie denn auch wohl nicht unrech
mochten.

Kaum war nun der ſchöne, fremde Ritte
gekommen, ſo hatte er auch ſchon den wunde
Baum in's Auge gefaßt, und begehrte von den
leins, daß ſie ihm doch einen Zweig geben möch
dem ſo glänzenden und ſchönen Baume.

Solches nun war den beiden Mägdlein
wünſcht, und ſie ſtrengten nun eine nach der
nochmals ihre Kräfte auf das ſchärfſte an,
ſchönen Baume eine Frucht abzugewinnen, die
Fremden verehren könnten; keiner aber mochte
ſo wenig wie bisher, gelingen; und eben ſo e
der Mutter, die ſo gern ihren lieben Töchtern
ſem Baume zu einem Manne verholfen hätte.

Da verwunderte ſich der ſchöne, fremde H
wenig, wie Jemand Herr des Baumes, nicht a
zugleich Herr von deſſen Früchten und Blätt
könne, und meinte, es müſſe do[illegible] nothwendig w
ſonſt Jemand im Hauſe ſeyn, dem dieſer B
höre, und der Macht über denſelben habe, und
auch zum öftern, ob ſich dieſes nicht alſo v
Doch ſowohl Mutter als Kinder leugneten es

und beharrten darauf, daß außer ihnen niemand hier ſey, und der Baum niemand Anderm angehöre, als ihnen.

Ueber ſolche Reden aber ärgerte ſich Zweiäuglein, die das alles unter dem Faſſe ruhig hatte mit anhören müſſen, nicht wenig, und um den Fremden von der Unwahrheit derſelben zu überzeugen, ſchob ſie einige der goldenen Früchte unter dem Faſſe hervor zu ſeinen Füßen. Kaum hatte der Fremde dies zu ſeiner nicht geringen Verwunderung gewahrt, ſo drang er nun auch darauf, daß diejenige, welche hier nothwendig unter dem Faſſe verborgen ſeyn müſſe, und die durch den Beſitz der ſchönen, goldenen Früchte dargethan habe, daß ſie Macht über jenen Baum habe, hervorgelaſſen werden möge.

Nun aber konnten Mutter und Geſchwiſter nicht länger abwehren, Zweiäuglein kam getroſt unter dem Faſſe hervor, verhoffend, daß der Fremde ſie gegen alle und jede Feindſeligkeiten der Ihrigen beſchützen würde. Sie ſagte es demnach frei heraus, daß der wunderreiche Baum mit den ſchönen Früchten niemand Anderm angehöre, denn allein ihr, ſtieg zum Beweis deſſen behend und ungehindert hinauf, brach den allerſchönſten Zweig mit den glänzendſten Früchten davon ab, und verehrte ſolche gar beſcheidentlich dem ſchönen fremden Herrn.

Dieſer nun, nicht wenig erfreut darüber, ſeines Wunſches theilhaftig geworden zu ſeyn, fragte Zweiäuglein freundlichſt, wie er ſie wohl für ſolche Gefälligkeit belohnen könne? Sie aber bat ihn flehentlich, daß er ſich ihrer möge annehmen, und ſie erlöſen aus dem mütterlichen Hauſe, wo man ihr ſo lieblos begegne. Dies verſprach der Fremde, — die Mutter und Schweſtern aber mochten es gar gerne und gar ungerne mit anſehen, wie der ſchöne, junge Ritter Zweiäuglein zu ſich auf ſein Rößlein nahm, und munter mit ihr davon trabte. Denn ſo ſehr es ſie auch ergötzte, des ihnen verhaßten Zweiäugleins nuumehr entübriget zu ſeyn, eben ſo ſehr beneideten ſie daſſelbe dennoch um die guten Tage die ihm nun bei dem ſchönen, fremdne Herrn, mit dem eine jede von ihnen gar gern bis an's Ende de Welt geritten wäre, zu Theil werden würden.

Zu ihrem Troſte war ihnen jedoch der wunderreiche Baum mit ſeinen ſchönen Früchten geblieben, der ihnen, wenn auch nicht ſeine Früchte, doch aber großen Ruhm gewähren konnte. Wie ſehr aber trauerten ſie, als der ſchöne Baum ſammt ſeinen Früchten am nächſten Morgen vor ihren Augen verſchwunden war; doch wie ſehr freuete ſich Zweiäuglein in ihrem ſchön ausgezierten hochadlichen Kämmerlein, als eben jener Baum ſammt ſeinen ſchönen Früchten am nächſten Morgen vor ihrem Fenſter prangte, denn ihr, der er einzig und allein angehörte, war er nachgefolgt.

Ob ſolcher ſchönen Mitgift ſchätzte nun der junge Ritter Zweiäuglein noch einmal ſo hoch, verhielt ſie überaus gut im Eſſen und Trinken, gab ihr die allerſchönſten Kleider und ließ ſie unterweiſen in allen Künſten ihres Geſchlechts, und reichte ihr endlich aus übergroßer Liebe am Traualtar ſeine Hand.

Als Gemahlin dieſes ſchönen Ritters lebte Zweiäuglein nur noch glücklicher, und es machte ihr nichts größere Freude, als von dem, was ihr ſo reichlich zugetheilt war, mittheilen zu können, denen, die nichts hatten.

Schon lange Jahre waren ihr ſo vergangen, als auch einſtmals zwei Frauen ihre bekannte Güte und Leutſeligkeit anſprachen, weil ſie vor Armuth verderben zu müſſen erachteten. Zweiäuglein, die nunmehr reiche Edelfrau, erkannte alsbald in ihnen ihre beiden Schweſtern, beſchloß aber bei ſich, Böſes mit Gutem zu vergelten, und überhäufte daher die beiden Frauen, die es nicht ahneten, wer ihnen ſolches zu Liebe thät, mit Wohlthaten und Geſchenken, und behielt und verpflegte ſie bei ſich auf Zeitlebens. Jene aber, als ſie endlich dahinter kamen, und das gute Herz ſich ihnen offenbarte, bereueten es ſehr, ſie in ihrer Jugend, da ſie noch bei und unter ihnen war, ſo gedrückt zu haben, und baten ihr alles ab, was ſie ihr ohne Schuld und Urſache ehedem angethan hatten.

Das einfache Mährchen hatte viel Beifall gefunden, und Claudine verſprach: nächſtens einige ähnliche Sagen zu erzählen. Als Alma aufgefordert wurde, etwas mitzutheilen, ſagte ſie: „morgen Nacht.“ Sie hielt Wort.

Siebenhundert drei und vierzigſte Nacht.

Die Wunder des Strombergs.

Zwiſchen Löbau und Weiſſenberg, in einer ſehr anmuthigen Gegend, liegt der ſogenannte Stromberg, ganz mit Kirſchbaumgängen bepflanzt, gewährt er jetzt eine liebliche Anſicht, und nicht minder bietet ſeine freundliche Höhe eine überaus ſchöne Umſicht nach der ganzen umliegenden Gegend, die in den neuern Zeiten durch die Wurſchner Schlacht ſo ſchrecklich verwüſtet wurde.

Obſchon die Größe und Höhe des Strombergs in Vergleich mit den benachbarten Bergen, nämlich dem Sohlander Rothſteine und dem Löbauer Berge nur unbedeutend iſt: ſo hat er gleichwohl noch mehr Stoff zu Volksſagen und Mährchen gegeben, als jene beiden.

Auch in ihm war, wie in ſo vielen Bergen, der alten Sage nach ein großmächtiger Schatz verborgen; nur Wenigen aber iſt es gelungen, den Hütern deſſelben, die auf mannigfache Weiſe ſich offenbarten, etwas davon abzugewinnen. Die Begebniſſe, die man hiervon zu erzählen weiß, ſind folgende:

Ein armer Knabe hütete einſt auf dem Stromberge Kühe; als er nun dabei müſſig da und dort herumſchlenderte, ſiehe, da lag plötzlich zu ſeinen Füßen das ſchönſte Goldſtück. Er bückte ſich, um es aufzuheben, aber indem er dies that, blitzte ihm ſchon wieder ein anderes in die Augen; ſchnell langte er auch nach dieſem, doch ſchon wieder ein neues glänzte darneben aus dem Graſe hervor. So ging es immer fort, und ſchon hatte der Knabe 10 der ſchönſten Goldſtücke in ſeine Mütze zuſammen geleſen, als ihm auch noch ein 11. vor den Augen ſpiegelte. Auch dieſes wollte er ſich zueignen; doch dies war ſchon zu viel verlangt; eben als er darnach ſich niederbückte, erhielt er von unſichtbarer Hand einen derben Backenſtreich. Aber mit dieſem waren auch ſeine erſten bereits geſammelten 10 Goldſtücke im Nu wieder verſchwunden, und er blieb, alles Suchens ungeachtet, ſo arm, als er immer geweſen war.

„Ferner erzählt man vom Stromberge,“ fuhr Alma fort:

Eine Frau, die am Fuße des Strombergs, wo einige Häuſer ſtehen, wohnte, gewahrte einſtmals, und zwar des Sonntags, unter dem Gottesdienſte, daß an einem Orte jenes Berges Funken aus der Erde hervorſprüheten, und blaue Flämmchen empor loderten. Alsbald erinnerte ſie ſich an die alte Regel, daß man, wenn man ſo glücklich ſey, dies Zeichen wahrzunehmen, augenblicklich irgend etwas von Metall in jene Flämmchen werfen müſſe, um den darunter befindlichen Schatz, deſſen Anzeige ſie wären, feſt zu bannen, und vor dem Weiterrücken zu bewahren. Unverzüglich warf ſie daher, da ſie eben nichts anderes bei ſich hatte, ihr Taſchenmeſſer auf jene vorbedeutungsvolle Stelle, lief ſodann eiligſt in ihre Wohnung zurück, um ſich die nöthigen Werkzeuge zum Graben herbei zu holen, und ſchritt nun, mit dieſen verſehen, rüſtig an's Werk.

Der ganze Platz, wo ſie die runden Flämmchen hatte ſpielen ſehen, ward nun emſig von ihr durchwühlt und durchgraben, und ſiehe da — ihre Hoffnung hatte ſie wirklich nicht ganz getäuſcht; denn ſie fand, wenn auch nicht pure Mard'ore und Kremnitzer, doch wenigſtens eine bedeutende Anzahl uralter Groſchen. Sie war damit zufrieden, und behielt daher ihren Schatz.

Siebenhundert vier und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Ich weiß auch Einiges von den Wundern des Berges mitzutheilen," ſagte Eduard, und begann:

Eine andere, ebenfalls in jener Gegend wohnende Frau, der die vorige aus lauter Freude über ihr gehabtes Glück den ganzen Vorfall von Anfang bis zu Ende und mit allen Nebenumſtänden erzählt hatte, nahm nun auch die Gelegenheit wahr, als einſt während des Sonntagsgottesdienſtes wieder bunte Flämmchen aus der Erde hervorſpielten, beobachtete dabei alle erforderlichen Umſtände, und war ſo glücklich, bei angeſtelltem Nachgraben eine große Menge alter harter Thaler zu finden.

Gierig, die ihr jetzt ſo günſtige Gelegenheit recht zu ihrem Vortheil zu benutzen, rafft ſie ſo viel als möglich von jenem Gelde in ihre Schürze, und eilt damit nach ihrer Behauſung. Mit Emſigkeit zählt ſie hier ihren Schatz auf allen Tiſchen und Bänken auf, nur begierig, zu erfahren, wie viel ihr das ſonſt ſo neidiſche Glück, dem ſie nun einmal die gute Stunde abgelauſcht hatte, beſcheert haben würd.

Doch eben, als ſie im beſten Zählen iſt, däucht es ihr plötzlich, als ob ſie Feuerlärm höre, das ganze Dörfchen ſcheint in Flammen aufzugehn, daß die Lohe ihr glühendroth an's Fenſter ſchlägt; in der größten Beſtürzung eilt ſie plötzlich hinaus, die Gefahr zu unterſuchen; aber o Wunder! alles iſt draußen ſtill und in der größten Ruhe, als ſie zum Hauſe hinaustritt, und nicht die geringſten Spuren einer Feuersbrunſt kann ſie bemerken. Staunend kehrt ſie jetzt wieder um, ihren Schatz vollends durchzuzählen, noch mehr aber ſtaunt ſie nun, als auch dieſer jetzt zu nichts hingeſchwunden und auch nicht eine Spur davon mehr in der ganzen Stube zu bemerken iſt.

Nach einer kleinen Pauſe fuhr Eduard, den man aufgefordert hatte, mehr zu erzählen fort;

Der Schatz auf dem Stromberge, von deſſen wirklichem Daſeyn die vorhergehenden Begebenheiten dem Volksglauben unwiderſprechliche und unumſtößliche Beweiſe ſind, blieb aber nicht immer auf dieſem Berge. Die ihn bewachenden Geiſter hielten es einſt, vielleicht, weil man demſelben allmählig zu ſehr auf die Spur gekommen war, für nöthig, ihn auf den felſigten Rothſtein bei Sobland zu bringen.

Man erzählt ſich davon folgende Geſchichte:

Ein Paar Bauern aus dortiger Gegend ackerten einſt am Fuße des Stromberges. Plötzlich kam ein kleines, graues Männchen, ſie wußten ſelbſt nicht recht woher, auf ſie zu, und verlangte, daß ſie ihm ſogleich ein Geſpann von 6 rothen Ochſen verſchaffen ſollten, weil die Braupfanne mit dem großen Schatze des Stromberges von dieſem auf den benachbarten Rothſtein gebracht werden ſolle. In nicht geringer Angſt vor dem Berggeiſte gaben ſie ihm unverzüglich jeder die an ihren Pflug geſpannten Ochſen, die zum Glück lauter rothe waren, und holten eiligſt aus dem nahen Dorfe noch ein anderes Paar rother Ochſen hinzu, um den Wunſch des Geiſtes zu erfüllen.

Dieſer fragte ſie hierauf, ob ſie die Wegführung des großen Schatzes ſehen oder hören wollten, und gab ihnen nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie eines von beiden ſich erwählen müßten. Die beiden Bauern, die ſich eben nicht viel Gutes hiervon verſprachen, dieſes Anerbieten aber gänzlich auszuſchlagen ſich nicht getrauten, wählten das, wobei ſie am wenigſten Gefahr laufen zu können glaubten, und wollten ſich gern mit dem bloßen Hören begnügen.

Aber Zittern und Beben ergriff ſie, als ſie nun die Erde unter ſich dröhnen und den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahin brauſen hörten.

Siebenhundert fünf und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Man hat noch eine Sage vom Stromberge,“ begann heute Eduard:

Zu gewiſſen Zeiten war auch auf dieſem wunderreichen Berge ein Schloß zu ſehen, und deutlich beobachtete man dann aus der Ferne, wie die Bewohner daſelbſt ihr Weſen trieben. Niemand aber wagte es ſo leicht, perſönlich einen Beſuch dort abzuſtatten, und das Weſentliche jenes Schloſſes näher zu unterſuchen. Im Gegentheil warnte man einander eher mit bedenklicher Miene davor, um ſich nicht größeren Gefahren auszuſetzen, als man vielleicht zu überſtehen im Stande ſeyn möchte.

Dennoch aber geſchah es einſt, daß ein Bürger aus der jenem Berge benachbarten Stadt Löbau, ohne daß er ſelbſt davon wußte, jenes Schloß und ſeine Bewohner näher kennen lernte. Die Geſchichte, die man ſich davon zu erzählen weiß, iſt folgende:

Vor langer, langer Zeit war einſt ein Schuhmacher aus Löbau in dem etwa zwei Meilen davon entfernten Städtchen Weiſſenberg zu Markte geweſen, wohin ihn ſein Weg beim Stromberge vorbeiführte. Als er ſpät Abends wieder nach Hauſe kehrte, verirrte er ſich im Dunkeln in der Gegend jenes Berges. Lange ſchon ohne Weg und Steg im Finſtern herumirrend, gewahrte er endlich auf der Höhe jenes Berges den Schimmer eines Lichtes.

Ohne irgend etwas Unheimliches zu ahnen, ging er darauf zu, ſtaunte aber nicht wenig, als er bei mehrer Annäherung ein ſchönes, großes und erleuchtetes Schloß gewahrte, das ihm nicht im geringſten bekannt war. Denn daß es das berüchtigte Strombergsſchloß ſeyn könne, ahnete er entweder nicht, oder er kannte auch die Sage davon gar nicht einmal. Froh, ſich endlich aus ſeiner Verlegenheit helfen zu können, ſuchte er den Eingang, um dort ſich eine Laterne zu borgen, mit deren Hülfe er ſeine Reiſe beſſer und bequemer zu beendigen dachte.

Ohne weitere Schwierigkeiten gelangte er in das Zimmer des Schloſſes, welches erleuchtet war, und fand darin zwei Herren. Einer ſaß an einem Tiſche und ſchrieb eifrig, was ihm ein Anderer, der mit verſchlungenen Armen in der Stube auf- und abging, in die Feder zu ſagen ſchien. Letzterer redete den Schuhmacher in einem rauhen Tone an, und fragte ihn mit kurzen Worten, was er wolle.

Dieſer erzählte nun ſeine Geſchichte und trug ihm ſein Anliegen vor, erhielt aber für jetzt blos die Antwort von ihm, daß er ſich es vor der Hand gefallen laſſen müſſe, 3 Tage und 3 Nächte bei ihnen zu bleiben, und daß es ihm nachgelaſſen ſeyn ſolle, ſich ſelbſt die Arbeit zu erwählen, die er bei ihnen während dieſer Zeit verrichten wolle.

Der Schuhmacher aber, der ſo wenig zu dem einen als zu dem andern Luſt bezeigte, konnte ſich zu keiner beſtimmten Arbeit entſchließen; es ward ihm daher von jenen beiden Herren auferlegt, während ſeines Aufenthaltes auf dem Berge Steine zu karren. So beſchwerlich ihm auch dieſes Geſchäft ſeyn mochte, ſo wagte er, aus Furcht einer möglichen gefährlichen Ahndung, es dennoch nicht, ſich deſſen zu weigern.

Endlich, am Abend des dritten Tages, entließen ihn jene beiden Herren ſeiner Arbeit wieder, gaben ihm nach ſeinem Wunſche eine Laterne, und erlaubten ihm, nun nach Hauſe zu gehn. Doch der Schuhmacher, der wo möglich gern einen Erſatz für die dreitägige Verſäumniß in ſeiner Arbeit gehabt hätte, war hiermit nun noch nicht zufrieden, ſondern er wagte es ſogar, ſich einen Lohn für die ganzen 3 Tage lang treulich geleiſtete Arbeit auszubitten. Auf vieles Zureden und Bitten endlich empfing er nicht mehr und nicht weniger als — einen Silberdreier, und zwar mit der Bedeutung, daß er dadurch, ob es gleich nur ein Geldſtück von ſehr geringem Werthe ſey, dennoch ſehr glücklich ſeyn werde, indem, ſo lange er dieſes beſitzen würde, es ihm nie an Gelde mangeln werde.

Hiermit zufrieden, verwahrte der Schuhmacher dieſen Dreier ſorgfältig, beurlaubte ſich dann von den beiden Herren und trat ſeinen Weg nach Hauſe an. Spät erſt in der Nacht kam er heim, und fand die Thüre ſeines Hauſes ſchon verriegelt und verſchloſſen; er klopfte daher mit aller Macht an, und rufte und ſchrie, damit ſeine Frau ihn hören und ſobald als möglich einlaſſen möge. Endlich aus dem Schlafe erweckt, erſchien dieſe, prallte aber mit einem lauten Schrei des Entſetzens zurück, als ſie in dem Ankommenden ihren Mann erkannte, den ſie ſchon längſt für todt gehalten hatte. Denn anſtatt, daß er blos 3 Tage abweſend geweſen zu ſeyn glaubte, war er nicht weniger, als ein ganzes Jahr abweſend geweſen, und in ſeiner Heimath hatte man ſich überredet, er müſſe verunglückt ſeyn, da er von dem damaligen Weiſſenberger Markte nicht zurückgekehrt war.

Da er ſeinen Gedanken nach gar nicht lange abweſend geblieben, ſo war er mit der alten Ordnung der Dinge bald wieder vertraut, nur mit dem Unterſchiede, daß er nun, ſeitdem der heilbringende Dreier vom Stromberge in ſeinem Beutel wohnte und dieſen niemals leer werden ließ, ſich ſelbſt nicht in jene Ordnung wieder hineinfügen wollte, und anſtatt wie ſonſt fleißig zu arbeiten, jetzt nur dem Müſſiggange und Trunke ſich ergab, weil er augenſcheinlich bemerkte, daß er jenes nun nicht mehr nöthig habe, dieſes ihm aber vergnügtere Tage gewähre.

Doch dies, wozu ihm jener heilbringende Dreier verleitete, nämlich der Trunk, war im Gegentheil auch wieder die Urſache, daß er ſich eines ſolchen unerſetzlichen Schatzes verluſtig machte. Denn als er einſt in einem ſtarken Rauſche ſeinen vollen Beutel hervorſuchte und ſeine Zeche bezahlen wollte, gab er aus Unachtſamkeit jenen glückbringenden Dreier aus, und ward dadurch, da er ſich nun einmal an ein müſſiges Leben gewöhnt hatte, zum Bettler.

So enthält dieſe Geſchichte auch noch eine gute Lehre für diejenigen, die ihrer bedürfen.

Siebenhundert ſechs und vierzigſte Nacht.

„In vielen Ländern, beſonders aber in Böhmen und Schleſien iſt der Glaube an das Beſehen und Verwechſeln der Kinder noch ſtark,“ ſprach heute der Freiherr, „eine Wöchnerin bleibt, bevor das Kind nicht neun Tage alt iſt *), um keinen Preis allein, ſie fürchtet, ſie könne ſchlafen, und ein böſer Geiſt ihr ſtatt ihres Kindes einen häßlichen Balg in die Wiege legen, ihr Kind aber dem Böſen opfern.“

„Es fällt mir eben eine Geſchichte ein, welche meine Kinderfrau mir einſt erzählte, und an die ſie wie an das Evangelium glaubte.“

Das Wechſelkind.

Ein alter, frommer Pilger kam an einem ſtürmiſchen Winterabende in ein böhmiſches Dorf. Er hatte keinen Heller in der Taſche, und keine andere Ausſicht, als ſich Abendimbiß und Nachtlager zu erbitten.

Am Anfange des Dorfes begrüßte ihn ein kleiner, in brennendes Braun gekleideter Mann, deſſen blaſſes, ſpöttiſch verzogenes Geſicht den frommen Pilger zurückſtieß. Mit heiſerer Stimme fragte der kleine Mann den Pilger, wohin er wolle, und ſchloß ſich auf deſſen Antwort: er ſuche ein Nachtlager, an den frommen

---

*) Nach Andern: bevor das Kind nicht getauft iſt.
Anmerk. des Herausgebers.

Mann an. Dieſem ward immer unheimlicher zu Muthe, er ſchlug ein Kreuz, worüber der Kleine lachte, und jetzt kamen beide zu einem hell erleuchteten Hauſe.

Sie klopften an die Thüre, und alsbald öffnete der Hausherr ſelbſt.

„Viel Glück der Frau Wöchnerin und dem kleinen Kinde,“ ſagte freundlich grinſend das Männchen. „Nun ich bin ein fröhlicher Geſell, und denke Euch morgen am Tauffeſt Eure Aufnahme durch manchen fröhlichen Schwank zu vergelten.“

Der Hausvater erwiederte hierauf freundlich: „nun wenn Ihr ein luſtiger Geſell ſeyd, ſo gehet nur in mein Haus hinein,“ zu dem Pilger aber ſprach er: „nehmt's nicht für ungut, frommer Pilger, wenn ich Euch nicht aufnehme, aber mein Haus hat nur für einen Gaſt Raum, und da nimmt man doch lieber einen luſtigen Burſchen auf, als einen alten grämlichen Mann, der von nichts zu reden weiß, als von dem heiligen Grabe.“

Der Wirth ging hierauf mit dem Männchen in das Haus, der fromme Pilger entfernte ſich ſeufzend.

Er ſah ſich weiter im Dorfe um, und als er wieder ein Haus, woraus Licht ſchimmerte, ſah, pochte er an, und es ward ihm aufgethan.

Ein junger, freundlicher Mann begrüßte den Pilger auf das ehrerbietigſte, und ſprach zu ihm: „tretet ein, frommer Mann. Euer Beſuch iſt mir theuer und werth. Mein Häuschen iſt klein, und ich kann Euch nur ein ſchmales Kämmerchen anweiſen, aber ich denke, Ihr nehmt es nicht übel auf, wenn die Hausfrau das beſte Gemach behält, ſie iſt ſeit geſtern Mutter eines Knaben, und noch ſehr ſchwach.“ Der Pilger dankte ſeinem gutmüthigen Wirthe vielmals, nahm dankbar an, was ihm der Kindvater zum Abendimbiß brachte, und ſchlief, nachdem er für Mutter und Kind gebetet hatte, ſanft ein.

Den andern Morgen in aller Frühe ſtand der Pilger auf, ſeine Wirthsleute ſchliefen noch; um ſie nicht zu ſtören, ſchlich er ſich leiſe zum Häuschen hinaus.

Ein Viertelſtündchen mochte der fromme Mann gegangen ſeyn, als er in ein Wäldchen kam. Herrliche Erdbeeren lockten zum Pflücken, der Pilger ſtreckte ſich in das Gras und pflückte ſich den Hut voll ſchöner Beeren.

Indem er ſo da ſaß, kam, ohne ihn zu bemerken, ein kleines hexenartiges Weiblein an ihm vorbei. Sie ſchien auf jemand zu warten, und wirklich erſchien bald nachher das Männchen, welches geſtern ein Stück Weges mit dem Pilger gegangen war.

„Eine Wöchnerin und ihr Kindchen habe ich aufgeſpürt und wohne daſelbſt,“ raunte das Männchen dem Weiblein zu. „Es iſt noch eine Wöchnerin in dem Dorfe, in dem kleinen, weißen Häuschen, dicht am Steige, dahin gehe Du.“

Das Weiblein bejahte es, und Jedes ging des Weges.

Da befiel den frommen Pilger eine große Angſt; er fürchtete für das Leben und die Wohlfahrt ſeines gaſtfreien Wirthes, und kehrte auf der Stelle um, zu ſeinem Gaſtfreunde zurückkehrend.

Siebenhundert ſieben und vierzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Heute Nacht fuhr der Freiherr fort:

Des Pilgers Wirth hatte große Freude, als er den ehrwürdigen Mann wieder ſah. Er führte ihn ſogleich zu ſeinem Weibe, und der Pilger ſegnete die Wöchnerin und das Kind, und blieb den ganzen Tag an der Wiege des Kindleins ſitzen, das gegen Abend getauft werden ſollte.

Des Nachmittags trat ein kleines Weiblein herein und bat demüthig um die Gunſt, ſich ein wenig am warmen Ofen erwärmen zu dürfen, was ihm die Leute auch geſtatteten.

Der Pilger erkannte das Weiblein auch ſogleich für das, welches er am frühen Morgen im Walde erblickt hatte, und als es ſich der Wiege nähern wollte, das Kindlein zu beſehen, machte der Pilger das Zeichen des Kreuzes über das Kind, worauf das Weiblein zurückwich.

Nach zwei Stunden ward das Kind getauft, der Pilger ward Pathe, und als es der Wöchnerin nach der Taufe gebracht wurde, freute ſie ſich über das wohlgebildete Kind.

Hierauf entfernte ſich der Pilger, an des Häuschens Thüre aber ſtand das Weiblein und ſah ihn grimmig an.

Da erinnerte ſich der Greis des kleinen Männchens und daß es vielleicht im andern Taufhauſe Unheil ſtiften könne, und obgleich ſchnöde abgewieſen, ging er doch zu dem Hauſe.

Die Thüre ſtand offen, fröhlicher Geſang ſchallte aus dem Hauſe, es duftete nach Braten und Kaffee, und unbemerkt trat der Pilger in das große Gemach, in welchem ſich die Wöchnerin befand.

Der Kindtaufvater ſaß mit den Gäſten um den runden Tiſch, aß und trank und jubelte, und die Pathen harrten auf den Pfarrer, an der Wiege aber ſaß ſpöttiſch lächelnd das Männchen und wiegte das Kind.

Als es den Pilger anſichtig wurde, ſtand es auf und verließ das Zimmer, aber hohnlachend, mit hämiſchem Blick auf den Pilger.

Als nun der Prediger eintrat und die Großmutter zur Wiege hinging, um das Kind herauszunehmen, ſchrie ſie laut auf, denn ſtatt des wohlgeſtalteten, geſunden Kindes lag ein unförmlicher Wechſelbalg darin, mit ſtieren, gläſernen Augen, großem Kopfe und ungeſtalteten Füßen und Händen.

Die Wöchnerin war ohnmächtig geworden und der Kindtaufvater gedachte ſogleich an das kleine Männchen. Man eilte ihm nach, doch Niemand ſah es mehr.

Die Verwechſelung war nun einmal geſchehen und das Kind blieb zeitlebens ein Wechſelbalg.

„In manchen Gegenden," ſprach der Caplan, „wird ſtrenge darauf gehalten, daß es niemals vergeſſen wird „Gott helf" zu ſagen, wenn das Kind nieſet Auch giebt es Leute, die aus Furcht, das Kind möchte ihnen verwechſelt werden, die Taufe ſehr beſchleunigen."

„Ich bin weder abergläubig, noch denke ich mir Gott als einen zornigen Gebieter, der ein unſchuldiges Kind verwerfen könnte, weil es nicht getauft iſt," ſagte die Freifrau, „aber ich war viel ruhiger, glaubte Alma ſichrer zu haben, als ſie getauft war."

„Viele," bemerkte Eduard, „glauben auch an Leute, welche durch Beſehen der Kinder, dieſe krank machen, und' ein andres krankes Kind, das ſie ſich dabei denken, geſund."

„Ja wohl," ſagte Willmann, „und was ich auch bei ſolchen Leuten als Arzt dagegen geſagt habe, es hat niemals etwas gefruchtet."

Siebenhundert acht und vierzigſte Nacht.

Marie war krank, wenn ſie es auch zu verbergen ſtrebte; ſie konnte ſich kaum aufrecht erhalten, und die Damen, nebſt dem Arzte und dem Caplan, brachten den Abend bei ihr zu.

Der Caplan erzählte:

Die eiſerne Krone.

Legende.

Den vielen Bemühungen der römiſch-griechiſchen Kaiſerin (Mutter Konſtantins des Großen), Helena der Heiligen, gelang es auf ihrer frommen Pilgerfahrt im Jahre 334 zu Jeruſalem die Stelle, wo das Kreuz des Heilandes aufgepflanzt war, das heilige Grab und mehrere Reliquien, worunter zwei, durch Chriſti Blut geheiligte Nägel, zu entdecken.

Beide Nägel ſandte ſie ihrem regierenden Sohne nach Konſtantinopel. Der eine ſollte als Reifchen in einem goldenen, reich mit Edelſteinen beſetzten, Diadem als die koſtbarſte Krone (die ſogenannte eiſerne Krone) ſeine Stirne ſchmücken, der andre wurde 395 vom Kaiſer Theodos dem heiligen Ambroſius, Erzbiſchofe von Mailand, vermacht, und von dieſem der

Domkirche übergeben, wo er noch hoch über dem Hauptaltare aufbewahrt wird.

An dem Hofe des Kaiſers Konſtantin Tiberius lebte der heilige Gregorius als päbſtlicher Legat. Dieſer Kaiſer ſtarb im Jahre 582 und der heilige Gregorius wurde nach Rom zurückberufen. Er brachte aus Konſtantinopel die eiſerne Krone mit ſich. Von 584 an regierte dort Autari oder Othar, welcher die fromme baieriſche Prinzeſſin Theodolina ehelichte, aber ſchon 590 kinderlos ſtarb.

Theodoline folgte dem Wunſche der vornehmſten Lombarden und wählte ſich ſchon ein Vierteljahr darauf den Herzog Agilulf von Turin zu ihrem zweiten Gatten.

Der heilige Gregorius ſaß ſchon damals auf dem päbſtlichen Stuhle. Er hieß Gregor I. und ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften halber auch der Große. Theodolindens Frömmigkeit zog den heiligen Vater in hohem Grade an, und vermittelſt des hochwürdigen Paters Secundus, der bei der Königin ſehr viel galt, ließ er es ihr nie an weiſem, väterlichem Rathe fehlen.

Dieſe tugendhafte Königin bewog ihren Gemahl, vom Arianismus zur römiſchen Kirche überzutreten. Im Jahre 602 gebar ſie zu Monza einen Prinzen, welcher von dem hochwürdigen Secundus nach römiſchem Ritus Adaloald getauft wurde.

Dadurch ward ihr der Aufenthalt in der bei Mailand ſo nahen Brianza zum irdiſchen Paradieſe, und ſie ließ da ein königliches Schloß und die Johannes dem Täufer geweihte Domkirche bauen, und bereicherte dieſe mit Einkünften und koſtbaren Kleinodien.

Kaum hatte Gregor der Große jene Taufe vernommen, ſo langten aus Rom für Theodolinden des heiligen Vaters feurigſte Glückwünſche, Segnungen und Geſchenke an, worunter die eiſerne Krone das Koſtbarſte war.

Viele behaupten, Pabſt Gregor der Große habe die eiſerne Krone ſchon im Jahre 590 zur Krönung Agilulfs nach Monza geſchickt, die förmliche Schenkung derſelben an Theodolinde ſey erſt zu Ende des Jahres 603 oder Anfang 604 erfolgt, auf daß mit ſelber ihr Sohn und deſſen Nachfolger als Könige von Italien gekrönt würden. Die fromme Königin vertraute die Aufbewahrung der eiſernen Krone und anderer Heiligthümer und Pretioſen auf ewige Zeiten dem Dome zu Monza an.

Theodolinda ward 615 abermals Wittwe. Sie regierte nun zum Frieden und Glücke Italiens als Vormünderin und Mitregentin ihres Sohnes Adaloald, gab ihre Tochter Gundberg dem damaligen Herzoge von Turin zur Frau, ſtiftete viele Kirchen und beſchloß im Jahre 625 ihr heiliges Leben.

Eine viel ſpäter aus Marmor gemeißelte Arche neben der Sakriſtei in der Domkirche zu Monza ſchließt ihre Gebeine in ſich.

Die arianiſchen Vornehmen und Biſchöfe der Longobardie enthoben nach Theodolindens Tode den römiſchgläubigen Adaloald des Thrones und ſetzten ſeinen Schwager Arinvald darauf. Von Arinvald bis zu Karl dem Großen ging die eiſerne Krone noch auf zwanzig, und nach Karl dem Großen bis (Napoleon mit begriffen) wieder auf vierzig Fürſten über.

Hier brach der Caplan ab, denn es war ſpät und der Arzt erinnerte daran, daß Marie Ruhe bedürfe.

Siebenhundert neun und vierzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Legende.)

Kaum trat dieſen Abend der Caplan zu Marien in das Gemach, ſo fragte ſie, die ihn ſchon am Gange erkannt hatte, ob er ihr nichts weiter von der eiſernen Krone mitzutheilen wiſſe.

„Noch Einiges,“ erwiederte er. „Ich muß geſtehen, daß mich dieſe Geſchichte der eiſernen Krone ſehr intereſſirt, und es iſt mir nicht lieb, daß ſich die Aechtheit dieſer Krone bezweifeln läßt; denn ſelten erhält ſich Jahrhunderte hindurch, zumal in Kriegsſtürmen, ein ſo werthvolles Kleinod in den Händen der rechtmäßigen Beſitzer; es wird nachgemacht, ausgetauſcht. Dennoch aber habe ich gute Gründe, zu glauben, daß die Krone, welche nächſtens wieder einen Kaiſer ſchmücken wird*), noch dieſelbe iſt, welche der Pabſt der Königin gab; denn die Prieſter bewachten das Kleinod und gaben es nicht in profane Hände."

In ſeiner Mittheilung fuhr der Caplan fort:

Nachdem die franzöſiſche Regierung beſchloſſen hatte, in ihrer Hauptſtadt das einzige Central-Muſeum für Europa zu errichten, beraubte ſie alle unterjochte und befreundete Staaten ihrer hiſtoriſchen und Kunſtſchätze. Sogenannte Savants hatten zu dieſem Zwecke auch die Schatzkammer in Monza durchforſcht. Ihnen folgten im Januar 1797 von der franzöſiſchen Regierung beauftragte und von Berthier mit drohender Gewalt verſehene Commiſſaire, welchen vom Monzaer Dome die Schätze ausgeliefert werden mußten. Nur die eiſerne Krone gelang es den geplünderten Bewohnern zu retten. Dieſe Rettung koſtete ſie große Summen und anderartige Opfer.

Ein bloßes Modell davon wurde dem übrigens wahren Schatze beigelegt und nach Paris gebracht. Manches Koſtbare kam hiervon ſchon auf dem Wege dahin abhanden, und noch mehr wurde, wie man in Pariſer Zeitungen las, dort ſelbſt aus dem Cabinet des Antiques und aus der Bibliothèque Nationale geſtohlen.

---

*) Ferdinand I., Kaiſer von Oeſtreich, war, als dieſe Sage erzählt wurde, noch nicht gekrönt.

Napoleon ſetzte ſich dieſe eiſerne Krone zu Mailand am 23. Mai 1805 ſelbſt auf, wurde zum Könige von Italien ausgerufen, ſtiftete den Orden der eiſernen Krone, erſtattete aber Italien keineswegs ſeine Schätze zurück.

Nachdem das öſterreichiſche Heer mit Siegeslorbeer geſchmückt am 28. April 1814 zu Mailand ſeinen Einzug gehalten, und Napoleon vom franzöſiſchen und königlich-italieniſchen Throne herabgeſtiegen war, nahm Franz I., Kaiſer von Oeſterreich, ſeine Staaten in Italien, als lombardiſch-venetianiſches Königreich (1815) in Beſitz, beſtätigte den Orden der eiſernen Krone, erhob ihn zu einem kaiſerlich-öſterreichiſchen Hausorden, ließ den Kirchen, Bibliotheken, Gallerien, Muſeen und Cabinetten ihr geraubtes Eigenthum aus Paris wieder zuſtellen, und ſo erhielt auch Monza alles wieder, was von ſeinem, achtzehn Jahre früher ihm mit Gewalt entwendeten Schatze in Paris noch zu finden war. Der verewigte Kaiſer Franz I. erlaubte der Stadt Monza, in Bezug auf ihren Beſitz der eiſernen Krone, ihr Wappen mit dem Titel: Sedes Italiae Regni Modoetiae magni est, zu zieren.

Dieſe Krone wird in der dortigen Domkirche, von den übrigen Schätzen abgeſondert, als ein Heiligthum aufbewahrt.

Siebenhundert und funfzigste Nacht.

Dieſe Nacht erzählte der Freiherr folgende Sage:

Die weiſse Frau auf dem Schloſſe zu Neuhaus.

(Seitenſtück zur weißen Frau auf Greifenſtein.)

Auf dem Schloſſe Neuhaus lebte zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts ein alter, reicher Baron, dermalen der alleinige Beſitzer der Roſenberg'ſchen Güter, in welche ſich nach ſeinem Tode eine Menge von Enkeln und Urenkeln, Vetter und Schwäger theilen ſollten. Es war ſeit zwanzig Jahren, ſo lange er Wittwer war, Herkommens bei ihm, daß allemal um die Oſterzeit ſich alle Neuhauſe und Roſenberge mit ihren Kindern auf ſeinem Schloſſe verſammelten, um daſelbſt drei fröhliche Wochen zu verleben, und hierauf wohl beſchenkt von dannen zu ziehen; denn der alte Herr liebte die ganze Sippſchaft wie ſeine eigenen Kinder. Die alte Burg war auch weit genug, ſie zu faſſen, und Baron Mathias reich genug, ſie zu bewirthen und zu begaben. Es war ein munterer Herr, der noch in den achtzigen die Freude liebte, und ſie gern an ſeinen Kindern ſah; und jedes fröhliche Familienfeſt wurde daher auf die Oſterzeit verſpart, um zu Schloß Neuhaus unter den Augen des gemeinſchaftlichen Vaters gefeiert zu werden.

Binnen dieſer Zeit geborne Kinder wurden bei dem großen Familienbeſuch dem guten Greis zuerſt vorgeſtellt. Manche Verlobung, manches Hochzeitfeſt wurde da gefeiert; denn unter den jungen Vettern und Muhmen gab es immer Liebesbündniſſe, und viele derſelben ſchrieben ſich eben von dem Oſterbeſuch her, da oft Jünglinge und Mädchen ſich zu ſehen bekamen, die einander ſonſt nirgends unter ſo günſtigen Umſtänden getroffen haben würden. Der alte Herr ſah es ungemein gern, wenn die jungen Zweige ſeines Stammes ſich wieder mit einander verflochten, doch war er auch kein Feind anderweitiger Verbindungen. Trug ein Männlein oder Fräulein ſeines Hauſes Neigung zu einem würdigen Gegenſtande außer den Gränzen der Familie, ſo war der fremde Einkömmling herzlich willkommen; er brauchte weder große Güter zu haben, noch hatte er eine allzuſtrenge Ahnenprobe auszuſtehen. Oft wurde von dem Gerichte der ſtrengern Väter und Mütter an ihn appellirt; ein Schritt, der nie ohne gute Folgen war.

Ein junges Fräulein, Namens Bertha von Neuhaus, befand ſich dieſesmal in einem ſolchen Falle. Sie war dem Baron nur im dritten Grade verwandt, aber ihm wohl ſo lieb, als ſeine leiblichen Enkel und Urenkel. Nicht ſowohl perſönliche Eigenſchaften gaben der blonden Bertha dieſen Vorzug, ungeachtet ſie ein recht gutes, ſchönes Mädchen war, ſondern ein ganz kleiner Umſtand, zu dem ſie eigentlich nichts beigetragen, wofür ſie nur ihrem Glück zu danken hatte.

Ihre Mutter hatte vor ſiebzehn Jahren den klugen Einfall gehabt, ihr Wochenbette gerade um die Oſterzeit, in den Tagen des Familienbeſuchs, zu Schloß Neuhaus aufzuſchlagen. Ein ſolches Feſt war in den Mauern des alten Schloſſes ſeit der Geburt von des Barons eigenen Kindern nicht erhört worden. Nichts war mit ſeiner Freude und Geſchäftigkeit zu vergleichen. Er verſetzte ſich im Geiſte in ſeine beſſern Jahre zurück, wollte, da er des Kindleins Vater nicht war, wenigſtens ſein Pathe werden, und ſchwur, wenn es ein Knabe wäre, es den Kindern ſeiner Söhne gleich zu erziehen. Leider war es nur ein Fräulein, und der vortheilhafte Schwur ging verloren, doch war auch ſie ihm lieb und werth, das zeigte ſchon der Name, den er ihr gab; eine Benennung, die in dieſer Familie von Alters her eine ſonderbare heilige Deutung gehabt hatte.

Dieſe kleine Bertha, des Baron Mathias Pathe und Liebling, war jetzt, wie geſagt, ſiebzehn Jahre und wollte ſich verheirathen. Ihre Wahl fiel auf einen neuen Edelmann, der ſich ſeinen Adel erſt in dem kürzlich geendigtem Religionskriege erkämpft hatte, und der eben ſo wenig Reichthümer, als Ahnen nachzuweiſen vermochte. Der junge Krieger, der ſeine Gewählte innig liebte, beſaß nichts, als ein kleines Gut an der böhmiſchen Gränze, das ihn allenfalls fähig machte, ſeine Bertha ſtandesmäßig zu unterhalten, wenn ſie ihre Wünſche ſo einſchränkte, wie er die ſeinigen, und fortfuhr, Wirthlichkeit und Stille zu lieben.

„Sie mögen ſich heirathen, in Gottes Namen!“ ſagte der alte Herr, als ihm die Sache von den zweifelnden Eltern zur Entſcheidung vorgelegt wurde; „ſie mögen ſich heirathen, und künftige Oſtern iſt die Hochzeit auf meiner Burg.“

Dieſe erwünſchten Oſtern waren erſchienen, Fräulein Bertha und ihr Bräutigam hielten ihren Einzug auf dem Schloſſe; der Vermählungstag ward auf übermorgen angeſetzt; aber die erſte Nacht, da der junge Held hier zur Ruhe ging, ward er von einer Krankheit befallen, die ſeinem Leben ein ſchnelles Ende machte. An eben dem Tage, der zur Krönung ſeines Glückes angeſetzt war, ſchloß er ſeine Augen auf ewig, und Bertha weinte verzweifelnd an ſeiner Bahre. Sie verlor mit ihm Alles. Die Liebe ihrer Verwandten hatte ſie durch ihre ſtandeswidrige Wahl verſcherzt, und es war wenig Hoffnung übrig, daß ſie dieſelbe, obgleich der unglückliche Gegenſtand des Zwiſtes nun nicht mehr war, wieder erlangen würde. Machte man ihr doch ſchon ihre Thränen um den Verblichenen zur Sünde, und höhnte ſie, daß ſie ſich als Braut in den Wittwenſchleier hüllte.

Baron Mathias hatte Mitleid mit der Unglücklichen; er ſah, wie elend ſie in der Zukunft im Kreis ihrer Verwandten ſeyn würde, und beſchloß, ſie bei ſich zu behalten. „Ich werde alt,“ ſagte er, „Gäſte ſieht mein Schloß nicht immer, und brauche ich gleich keine Haushälterin, da mein Hausweſen gar wohl verſorgt wird, ſo brauche ich doch eine gute Geſellſchafterin, die mir die Zeit mit Geſprächen kürze, den Wein in meinen Becher ſchenke, mich in Krankheit pflege, und geht es mit mir zum Tode, um mich weine. Bertha wird ſich zu dem allen recht wohl ſchicken, und ſo ſie will, bleibt ſie mir."

Bertha begann alſo ihren einförmigen Lebenslauf, den ſie größtentheils auf ihrem Zimmer führte, außer des Mittags und Abends, wenn ſie an der Tafel des guten Barons präſidirte, und mit Hintanſetzung ihres eigenen Kummers, ſtrebte, durch gute Laune ſeinen Wein zu würzen. Um die Wirthſchaft hatte ſie ſich nicht zu bekümmern, denn dieſe war, wie der Baron ſelbſt ſagte, gar wohl verſorgt; ſie kannte kaum die Hälfte ſeines Schloßgeſindes, das ſehr zahlreich war, und ſeine Beſucher vollends gar nicht.

Es geſchah zuweilen, daß der muntere Greis, der in den Achtzigen erſt zu merken begann, daß er alt werde, große Geſellſchaft bei ſich ſah. Er und ſeine Tafel waren ſehr beliebt bei dem benachbarten Adel, auch machte der Stand und das Anſehen, das er im Königreich behauptete, daß er oft Beſuch aus Prag erhielt, und oft fürſtliche Perſonen bei ihm einſprachen. Dann aber hatte die ſittſame Bertha Vergunſt, auf ihren Zimmern zu bleiben, wo der Spinnrocken und die Sticknadel, die wenigen Bücher, die damals ein Fräulein zu leſen pflegte, und ihre Laute ihr die Stunde genug vertrieben.

Bertha war eine Meiſterin auf dieſem Inſtrument; ſie nützte es oft, den böſen Geiſt zu vertreiben, wenn er in den Schmerzen des Podagra über den Baron kam, und eben ſo oft brauchte ſie's zu gleichem Endzweck, wenn ihr in der Einſamkeit der Gram zu mächtig ward, und das Bild des verlornen Geliebten zu lebhaft vor ihrer Seele emporſtieg.

Eines Abends, als beim Baron wieder große Geſellſchaft war, und Bertha auf ihrem einſamen Zimmer wechſelsweiſe weinte und auf der Laute ſpielte, klopfte es leiſe an die Thür; ſie ſtand auf, zu öffnen; eine feine, ältliche Frau ſtand draußen, die ſie mit ihrer gewohnten Freundlichkeit hereinnöthigte. Sie ſah ſie heute nicht zum erſten Male; oft bei ihren einſamen Spaziergängen durch den Schloßgarten oder wenn ſie in den weiten Gallerien der Burg umherging, war ſie der Matrone begegnet, und hatte ſie wegen des reinlichen, weißen Anzugs und des großen Bundes Schlüſſel an der Seite für die Oberaufſeherin der wohlbeſtellten Wirthſchaft des Barons gehalten. Eine gegenſeitige höfliche Verbeugung erfolgte dann allemal, aber geſprochen hatte man ſich noch nie.

Die Wanduhr im benachbarten Zimmer mahnte jetzt die Zuhörer mit vielem Geräuſche an die Zeit des Schlafengehens.

Siebenhundert ein und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

„Das iſt ein böſes, unbarmherziges Wetter,“ ſprach der Caplan, als am andern Abend die Bewohner des Schloſſes wieder in dem Saale ſich zuſammenfanden. „Gott beſchütze die armen Reiſenden, welche in dieſer Nacht auf dem ſtürmiſchen Meere ſchiffen.“

„Selten nur,“ bemerkte der Freiherr, indem er an ein Fenſter trat und mit ernſten Blicken hinausſchaute in die Nacht — „ſelten nur hab' ich eine ſo durchaus ſchwarze, ſternloſe Nacht geſehen, wie dieſe. Caplan,“ rief er, raſch ſich umwendend und ſich in ſeinen Lehnſeſſel am Tiſche werfend, „Caplan! — Ihre Sage!“ — er bedeckte die Augen mit der Hand. — Der Caplan erzählte:

Die Matrone hatte in ihrem Geſicht für Bertha etwas Gefälliges. Die Züge des Alters und einer ſanften Schwermuth hatten die Reſte ehemaliger Schönheit nicht ganz verwiſchen können; ihre Kleidung war äußerſt ſimpel und wie geſagt ganz weiß, aber der Schnitt derſelben und die Art, womit ſie getragen wurde, zeigte doch, wenn auch beides ein wenig altmodiſch war, nicht von gemeinem Stande. Auch ließ es ſich denken, daß ein Mann, wie der Baron, keine geringe Frau zur

Haushofmeiſterin würde gewählt haben, und dieß mußte nach Bertha's Vorſtellung die Unbekannte ſeyn, die jetzt an ihrer Thüre ſtand und von ihr hereingenöthigt wurde.

Die Fremde weigerte ſich ein wenig, bis Bertha ihre Hand ergriff und ſie über die Schwelle zog. „O keine Umſtände“ — rief ſie — „keine Umſtände, liebe Frau — wie nennt Ihr Euch?“

„Bertha!“ lautete die Antwort.

„Liebe Frau Bertha, alſo“ — bemerkte die Fragerin — „Eure Hände ſind kalt. Hat mein Spiel Euch herbeigezogen, ſo müßt Ihr es nicht vor der Thüre, ſondern in meinem Zimmer hören.“

„Wer klopft, begehrt Einlaß!“ verſetzte die Unbekannte lächelnd.

„Alſo ein zugedachter Beſuch!“ — rief Bertha aus — „Ihr ſeyd mir willkommen! ich hoffe, Euch öfter zu ſehen; ich bin gern einſam, aber die Geſellſchaft einer guten Matrone, wie Ihr, wird mir immer erwünſcht ſeyn.“

Die Unbekannte lächelte, ſtellte ſich hinter einen Stuhl, und deutete auf die Laute, welche das Fräulein von neuem ergriff und zu ſpielen begann; aber das Stück war noch nicht halb beendigt, ſo bewegte ſich die Beſucherin nach der Thür, machte gegen ihre junge Namensſchweſter eine verbindliche Bewegung mit der Hand und verließ das Zimmer.

Dergleichen abgebrochene Beſuche bekam das Fräulein ſehr fleißig, aber zu ihrem größten Kummer wurde

4 *

wenig, oft auch gar nichts dabei geſprochen, und die Laute, welche die Matrone gern zu hören ſchien, ob ſie gleich ſelten ein ganzes Stück auswartete, mußte immer die Hauptrolle ſpielen. Die junge Bertha ſprach gern, und hätte wohl der vermeintlichen Wirthſchafterin ihres Verwandten etwas mehr Redſeligkeit gewünſcht. Doch das geſchäftige Klirren mit den Schlüſſeln, das allemal ihre Ankunft verkündigte, und wenn ſie ſchied, allemal noch lange hinter ihr hörbar war, machte das Fräulein glauben, ſie habe zu viel zu thun, um die Geſchwätzige zu machen. Auch war es ja vielleicht möglich, daß der alte Herr, der auch ſeine Eigenheiten hatte, das Verkehr ſeiner Leute mit ſeiner Verwandtin nicht gern ſah, und daß dieſe Beſuche nur heimlich abgeſtohlen wurden, eine Urſache, warum Bertha nie ein Wort von denſelben gegen ihn oder jemand Andern erwähnte.

Die Matrone ward dem Fräulein nach und nach ſo lieb, daß ſie ſie oft mit ihrer Laute herbeizulocken ſuchte, und mißmuthig ward, wenn ſie, wie oft geſchah, nicht erſchien; kam ſie aber und ſtellte ſich hinter den Stuhl an der Wand — ſie ſetzte ſich nie — ſo unterbrach die junge Bertha ihr Spiel oft, um die oder jene Frage an ſie zu thun, welche meiſtens bloß durch Mienenſpiel beantwortet wurden, zum Beiſpiel:

„Es iſt doch artig, Frau Bertha, daß ich mit Euch Einen Namen führe."

Eine Bewegung mit der Hand erfolgte, als wollte ſie ſagen, die Aehnlichkeit iſt nach meinem Geſchmack.

„Eure Geſchäfte ſind groß, Ihr ſeht mich ſo ſelten.“

Als Bejahung der Sache galt ein leiſes Klirren mit den Schlüſſeln.

„Es läßt faſt, als ſollten Eure Beſuche eine Heimlichkeit ſeyn?“

Der auf den Mund gelegte Zeigefinger bejahte dieſe Vermuthung.

„Ihr habt eine ſo ſchwermuthsvolle Miene, Eure Farbe iſt ſo blaß, Ihr ſeyd wohl nicht glücklich?“

Ein tiefer Seufzer war die Antwort.

Einsmals fragte das Fräulein mehr, als ſie bisher noch gethan hatte. „Liebe Frau Bertha,“ ſagte ſie, „Ihr habt einen ſo edeln Anſtand, Ihr könnt unmöglich eine gemeine Perſon ſeyn.“

„Ich bin eine geborne von Roſenberg!“ verſetzte die Unbekannte.

„O dieß ahnte mein Herz!“ — ſchrie Bertha feurig — „erlaubt, daß ich meine Verwandtin umarme!“

Die Matrone trat zurück.

„O Ihr zürnet über mich!“ — klagte das Fräulein — „Ihr entzieht Euch meiner Vertraulichkeit, die ich nun, da ich Euch kenne, Euch ſo gern ganz ſchenken möchte! Wie viel habe ich Euch doch zu fragen, da ich weiß, daß Ihr zu unſerer Familie gehört! Die Geſchichte der Roſenberg's ſoll ſo ſeltſam ſeyn, wie viel könnte ich durch Euch erfahren!“

Frau Bertha zog ſich hier nach der Thür und winkte dem Fräulein, ihr zu folgen. Der Weg ging durch eine Menge ſchallender Gallerien in einen Flügel des Schloſſes, welcher der jungen Bertha ganz unbekannt war. Sie ſtanden an einer großen doppelten Flügelthür. Die Matrone ſuchte in dem Bund an ihrer Seite nach dem Schlüſſel, der hier öffnen ſollte. Er war gefunden. Schon drehte er ſich dreimal im Schloß, da ſchlug es zwölf Uhr, die Kerze in der Hand des Fräuleins verloſch, und es war rund um dicke Finſterniß.

Jetzt blickte der Erzähler nach ſeiner Taſchenuhr, die ihn hier zu unterbrechen befahl, denn er erhob ſich vom Sitze und griff, ſeinen Zuhörern ſich verneigend, nach ſeinem Lichte.

Siebenhundert zwei und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Legende.)

Am nächſten Abende hatte der Caplan, gleichſam als wollte er das Verſäumniß vom vorigen Tage wieder einbringen, früher als um die gewöhnliche Stunde ſich in dem Saale eingefunden; demungeachtet war ſchon ſein Auditorium hier verſammelt. Der Caplan begann:

Fräulein Bertha hatte auch jetzt noch keine Ahnung, wer ihre einſylbige Geſellſchafterin eigentlich wäre. „Welcher verdrießliche Zufall!" rief ſie, „was ſollen wir nun beginnen? Eure Hand, Frau von Roſenberg! ohne Zweifel ſeyd Ihr hier beſſer bekannt, als ich." — Aber es ſtreckte ſich keine leitende Hand nach Bertha's Arm aus, und das entfernte Klirren der Schlüſſel ſagte ihr, daß ſich die Matrone entfernt habe.

Bertha war nicht ohne Unwillen gegen ihre Verwandtin, doch enthielt ſie ſich lauter Aeußerung deſſelben. „Unhöflich," ſagte ſie bei ſich ſelbſt, indem ſie im Dunkeln nach dem Rückweg tappte, „unhöflich iſt es doch wirklich, mich im Finſtern zu verlaſſen, doch vielleicht iſt ſie nach Licht gegangen. Frau Bertha! Frau Bertha! ſoll ich hier Eurer warten?"

Nichts antwortete, als der Wiederhall! Das Fräulein harrte ein wenig, ließ noch einigemal den Namen der Matrone ertönen, ward dann ungeduldig, und half ſich, weil ſie ein kleiner Schauer überfiel, am Ende ſo gut als ſie vermochte, auf ihr Zimmer zurück. Es ſchlug Eins, als ſie es endlich erreichte, die zurückgelaſſene Kerze war im Verlöſchen, ſie warf eilig ihre Kleider von ſich und ging zu Bette.

„Und was ſie nur mit dem Spaziergange haben wollte?" fragte ſie ſich, als das Pochen ihres Herzens ein wenig nachließ. „Doch halt! ich fragte nach der Geſchichte unſeres Hauſes, ich habe viel von einer Bibliothek, von einem Archiv im ſüdlichen Flügel des

Schloſſes gehört; ohne Zweifel hat ſie auch dazu den Schlüſſel, und wenn der fatale Zufall mit dem verloſchenen Lichte nicht geweſen wäre, könnte ich mich jetzt in voller Befriedigung meiner Neugier befinden. — Nun, was heute nicht glückte, geſchieht nächſtens. Wenn ſie wiederkommt, werde ich meine Bitte erneuern, und ihr nichts von meinem Unwillen merken laſſen, damit ich ſie nicht erzürne.“

Bertha ſchlief ein und verträumte eine ganze Nacht unter Bildern von alten Manuſcripten und Vorſtellungen von ſeltſamen Geſchichten, davon ſie eine beſondere Freundin war. Des andern Tages harrte ſie bis zur Abendſtunde, wo die Matrone gewöhnlich zu erſcheinen pflegte, ſie nahm die Laute, ſang, pſalmodirte auf das künſtlichſte, kein leiſes Klopfen wurde gehört, kein Beſuch ließ ſich ſehen.

Am andern und am dritten Tage und in ſechs darauf folgenden ward jeder Winkel des Gartens, jeder Theil des Schloſſes durchſtrichen, wo ihr ſonſt die Roſenbergiſche Matrone begegnet war. Niemand ließ ſich ſehen, und ſie würde gedacht haben, der Baron hätte ſeinem Hausweſen eine andere Aufſeherin gegeben, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß dergleichen Aenderungen hier nie gemacht wurden, und daß Herr und Diener auf Schloß Neuhaus ſich nie anders als durch den Tod trennten.

Auf einmal kam ihr der Gedanke, die Matrone könne wohl krank ſeyn; und wie gern hätte ſie gefragt, wenn ſie nur gewußt hätte, ob ſie die Bekanntſchaft mit einer Perſon dürfte merken laſſen, deren Beſuche, ſie mochte ſie beherzigen, wie ſie wollte, ſo viel Geheimnißvolles hatten. Sie begnügte ſich am Ende mit der allgemeinen Frage, ob Jemand auf der Burg krank ſey, und fühlte ſich durch die Antwort: „Nein!“ befriedigt.

Ein anderer Wunſch beunruhigte ſie jetzt doppelt ſo ſehr, die Begierde nach dem Innerſten jenes Saals, an deſſen Thüre ſie die Matrone vor neun Tagen geführt hatte. „Sie kommt nicht,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „ihr angefangenes Werk auszuführen, und ich ſehe nicht, was mich abhält, die Befriedigung meines Verlangens vom Baron zu erbitten.“

„Mein Oheim“ — ſagte ſie Tags darauf zu ihm, als nach der Mahlzeit ihn der Wein fröhlich machte — „ſolltet Ihr wohl glauben, daß Eure Bertha manchmal lange Weile hat? All mein Flachs iſt verſponnen, meine Tapetenarbeit geendigt, alle meine Bücher zum zehnten Mal hindurch geleſen, wäre mir denn nicht einmal der Zutritt zu dem Roſenberg'ſchen Archiv geſtattet?“

Der Baron lachte ihres Begehrens. „Schade“ ſpottete er — „daß Du kein Knabe biſt! ein Mönch iſt an Dir verdorben, weil Du ſo gern im Staube von alten Manuſcripten wühlſt. Hier iſt der Schlüſſel, warum ſollte ich Dir die Freude verſagen, das Haus zu kennen, aus dem Du entſproſſen biſt? Du wirſt

Alles in einiger Verwirrung finden, weil ich das letzte Mal, als ich dort nach einigen Familiennachrichten ſuchte, durch einen kleinen Schreck aufgejagt wurde. Könnteſt Du den Geiſt der Ordnung, der Dir eigen iſt, in meine Pergamente übertragen, ſo würde ich Dir danken; doch thue mir den Gefallen, und arbeite nie in der Mittagsſtunde! Du weißt, daß ich meine Mahlzeit nicht gerne verſchieben laſſe; auch nicht des Nachts, es iſt wegen Feuersgefahr! Die übrigen Stunden ſind ſicher, thue in denſelben, was Dir gefällt."

Bertha verſtand nicht die Hälfte von dem, was ihr Oheim ſagte, auch war es eben ſeine Abſicht nicht, daß ſie ihn ganz verſtehen ſollte, ſonſt würde er deutlicher geſprochen haben. Sie nahm den Schlüſſel, küßte die Hand des Greiſes und hüpfte davon.

„Sachte, ſachte, Bertha!" — rief er ihr nach — „Du wirſt Dich nicht zu recht finden, der Bücherſaal iſt in einer Gegend des Schloſſes, da Du noch gar nicht geweſen biſt. Nimm einen von den Leuten mit Dir, und noch dies habe ich Dir zu bemerken, gehe nicht in das ſüdliche Nebenkabinet, welches zu dem Thurme führt, wenn ich nicht ſelbſt dabei bin, ich will ſchon einmal Gelegenheit nehmen, Dich bei Deinen gelehrten Arbeiten zu beſuchen."

Bertha, die ſtehen geblieben war, antwortete mit noch einer Verbeugung und verſchwand. Von den Leuten nahm ſie Niemand mit ſich, ſie konnte ſich ſchon allein an dem Orte zurecht finden, den ſie nicht, wie ihr Oheim meinte, heute zum Erſtenmale betrat. Ein wenig wunderte ſie ſich, als ſie die äußerſten Thürme zu den Sälen und Gallerien, durch die man gehen mußte, und die in jener Nacht alle offen waren, verſchloſſen fand. Doch der Schlüſſel eröffnete jedes Schloß, und jetzt ſtand ſie vor der doppelten Flügelthür, wo vor neun Tagen beim zwölften Glockenſchall die Kerze verloſch, die Roſenbergiſche Matrone ihr von Händen kam, und ihre Neugier getäuſcht ward.

Sie ſchloß auf; ein großer Saal öffnete ſich ihr, viel zu geräumig für die kleine Anzahl Bücher, die an den Wänden aufgeſtellt waren, und ihm den Namen der Librarey gaben, ein Ausdruck jener Zeiten, um eine Bücherſammlung zu bezeichnen. Doch einige hundert Bände waren in jenen Tagen ſchon eine große Sammlung für einen Edelmann. Mancher Abt würde damit zufrieden geweſen ſeyn.

Die neugierige Bertha warf jetzt ihre Augen nicht auf dieſe Vehikel der Weisheit und Thorheit ihres Jahrhunderts, ſondern eilte nach dem großen Tiſch von Ebenholz mit gedrehten Säulen, der in der Mitte ſtand, und auf welchem ſie, wie ihr der Baron geſagt hatte, alles aufgethürmt finden ſollte, was zur Familienkunde gehörte, und was ſie, dem Willen des Greiſes gemäß, fein ordentlich wieder in's vergoldete Wandſchränkchen legen ſollte, deſſen beide Thüren offen ſtanden, und aus welchem es genommen war.

„Der Oheim muß ſehr eilig geweſen ſeyn, als er dieſes Zimmer zuletzt verließ," ſagte Bertha, indem ſie einen großen ſilbernen Leuchter von der Erde aufhob, über den ſie bald gefallen wäre. „Welche Unordnung, welcher Staub!" — ſprach ſie vor ſich hin — „hier ſcheint in Jahren Niemand geweſen zu ſeyn! Und die Haushälterin hatte doch den Schlüſſel, und er ging ihr ſo leicht in dem Schloſſe herum, da ich es vor Roſt kaum zu öffnen vermochte!"

Bertha begann in den Pergamenten zu wühlen, eine endloſe Arbeit, die ihr ſehr wenig Vergnügen gewährte, denn ſie ſtieß anfänglich auf nichts, als alte Stammbäume, Schenkungsbriefe, Verträge, Contracte, und eine Menge andre Dinge, die zwar ſichere Belege von dem Reichthum und dem Adel ihres Hauſes waren, ſie aber nicht ſonderlich intereſſirten. Nahrung für ihre Neugier ſuchte ſie; ſchon auf der Amme Schooß hatte ſie ſo viel von den ſonderbaren Geſchichten der alten Herren von Roſenberg gehört, daß ſie gern hier mehr erfahren hätte. Sie ſah ſich getäuſcht, und hätte vielleicht das ihr übertragene Amt als Roſenbergiſche Archivarin augenblicklich aufgegeben, wenn ſie ſich nicht des vor ihrem Oheim, der ohnehin ihres Einfalls ſpottete, geſchämt hätte. Sie faßte endlich den Entſchluß, alles Stück vor Stück zu muſtern und zu ordnen, und ging rüſtig an's Werk. Sieben Tage dauerte die Arbeit, denn ſie fand zu wenig von dem, was ſie ſuchte, als daß ſie hätte emſig ſeyn ſollen. Für den achten Tag war es aufbehalten, ihr beſſere Genüge zu leiſten.

Sie hatte den ganzen Vormittag gearbeitet, um endlich der verdrießlichen Arbeit quitt zu werden. Das goldene Wandſchränkchen füllte ſich mit wohlgeordneten Urkunden, der Tiſch ward leer, da ſtieß ſie auf einige dicht beſchriebene Blätter, die nichts minderes enthielten, als jene berufene Mähre, die der heutigen Welt vor einigen Jahrzehenden unter dem Namen einer Geſchichte der Grafen von Roſenberg iſt an's Licht geſtellt worden. Sie erzählten umſtändlich die Abenteuer eines alten Familienſchloſſes im Böhmerwalde, und feſſelten die aufgeregte Phantaſie des Fräuleins ſo ſehr, daß ſie zum Erſtenmale vergaß, daß es Mittag war, und man bei der Tafel auf ſie wartete.

Es ſchlug Zwölf, die Thür, durch welche ſie hereingekommen war, ging auf, die emſige Geſchichtforſcherin ſah in die Höhe, die Roſenbergiſche Haushälterin, welche eben eingetreten war, ſtrich eilig durch den Saal bei ihr vorbei nach dem ſüdlichen Kabinet.

„O Frau Bertha!" — ſchrie das Fräulein, indem es aufſprang, auf ſie zuzugehen — „ſehe ich endlich Euch wieder?"

Die Matrone ließ ſie nicht ausreden. „Es hat Zwölf geſchlagen!" ſagte ſie, auf die Thüre deutend.

Siebenhundert drei und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Es war ſo etwas Gebietendes in dem Winke der Matrone, daß die junge Bertha augenblicklich gehorchte. Sie machte eine Verbeugung, und ging in dem nämlichen Augenblicke zur äußern Thür hinaus, da die Frau Baſe durch die innere Thüre verſchwand. Ein Zugwind pfiff ihr nach, welcher ihr die Thür aus den Händen riß, und ſie krachend zuſchloß.

Etwas beſtürzt, ohne ſich ſelbſt die Urſache davon angeben zu können, langte ſie im Tafelzimmer an. Der Baron, welcher bereits hinter ſeinem Stuhl ſtand und den dampfenden Schüſſeln entgegen ſah, drohte mit aufgehobenem Finger und ſagte, ſie habe lange auf ſich warten laſſen. „Iſt Dir Niemand von den Leuten begegnet?“ — fuhr er fort — „ich hatte bereits nach Dir geſchickt.“

„Ich ſah Niemand als die Haushälterin, mein Oheim!“ berichtete Bertha.

Schnell fragte der Baron: „Die Haushälterin? was meinſt Du?“

Bertha verſetzte: „Die anſehnliche, ehrbare Frau mit den Schlüſſeln, ſie ſoll, glaub' ich, eine von Roſenberg ſeyn.“

Der Baron ward bleich und klirrte mit dem Löffel auf dem Teller.

„Eine ſo nahe Baſe!“ — fuhr das Fräulein fort — „und nichts weiter als Ausgeberin! Es bekümmerte mich heute ordentlich, an die Tafel zu gehen, wo ihr ſo wohl eine Stelle als mir gebührte.“

„Bertha“ — ermahnte der Greis — „man muß von Dingen nicht urtheilen, die man nicht verſteht.“

Das Fräulein ſchwieg und erröthete. — Auch der Baron ſprach die ganze Mahlzeit über kein Wort, er war ſtill und nachdenkend. Als man ſich erhub, forderte er von Bertha den Schlüſſel zur Bibliothek zurück.

„Nur noch einige Tage, mein Oheim,“ bat ſie, „und ich hoffe ganz fertig zu ſeyn!“

„Mädchen! Mädchen!“ erwiederte er, „Du wirſt das Ding noch ſo lange treiben, bis Dir etwas begegnet, das ich Dir nicht gönnen würde! Hüte Dich insbeſondere vor der Nacht! Du kannſt Dir ja, was Deine Neugier ſo lebhaft reizt, auf Dein Zimmer nehmen.“

Bertha gehorchte. Sie nahm die furchtbare Geſchichte von dem abenteuerlichen Schloſſe mit ſich in den Garten, und las den ganzen Nachmittag bis zur Abendmahlzeit, die ſie dieſesmal, weil Gäſte vorhanden waren, auf ihrem Zimmer hielt. Als auch der Reſt geendigt war, machte ſie ſich auf, das Manuſcript wieder an Ort und Stelle zu bringen,

Es war zur Zeit der ſchönſten und längſten Tage, das Licht in ihrer Hand war ihr bei der hellen Dämmerung faſt unnöthig, dennoch ließ ſie es brennen, ſetzte es auf den großen Tiſch in der Bibliothek, und nützte es, als ſie unter dem Hin- und Herwerfen der übrigen Papiere noch etwas fand, das ſie aufmerkſam machte, die beiden großen Wachskerzen, deren eine ſie beim erſten Eintritt in dieſen Saal auf dem Boden gefunden hatte, anzuzünden und ſich bei der zunehmenden Finſterniß helleres Licht zu machen.

Das, was ſie jetzt vor ſich hatte, feſſelte ihre Aufmerkſamkeit ganz. Es war eine Pergamentrolle, auf deſſen braungelbem Grunde die Buchſtaben nicht überall mehr lesbar waren, an vielen Stellen hatte Feuchtigkeit alles geſchwärzt und verwittert. Jetzt zog der Erzähler ein kleines Buch aus der Rocktaſche, das die Geſchichte der Roſenberg enthalten mochte, und nachdem er blätternd darin die geſuchte Stelle aufgefunden, begann er daraus vorzuleſen. Die Schrift enthielt in böhmiſcher und lateiniſcher Sprache Folgendes:

„Im Jahre des Heils unſeres Herrn, als man zählte 1520 zur Zeit Wladislaws aus Polen, Königs in Böhaimb, am Tage St. Philippi Jakobi, hat Geſcheck, Herr zu Roſenberg, die Kapelle unter dieſem Thurm, worin zwölf ſeiner Voraltern, nebſt andern Gerippen ihre Urſtätt erhalten haben, vermauern, jenen aber zu Ehren und Gedächtniß dieſen Thurm darüber aufführen und vollenden laſſen. Sie, welche dort ruhen, ſind" — Hier folgten die Namen der Begrabenen, deren lesbare Reihe Przibislawa von Roſenberg, die Braut des

Odolenus von Chiſch, im Jahre 1157, beſchloß. Darauf fuhr der Bericht fort: „Dies iſt geſchehen aus Urſache einer großen Furcht unter dem Volke. Denn als im Jahre 1157 Herr Markwart von Roſenberg auf ſeinem Zuge mit Herzog Wladislaw von Böhmen, zur Feier der Vermählung Kaiſer Friedrichs Barbaroſſa von Hohenſtaufen, mit Fräulein Beatrix, Tochter des Herzogs von Burgund, nach Würzburg gezogen war, iſt er daſelbſt am Tage Johannis des Täufers, in dem Herrn entſchlafen, dieweil, daheim, allhier, auch ſein Ehrgemahl Frau Perchta verſtorben iſt.“

Siebenhundert vier und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Da man nun den Leichnam zu ſeiner Ruheſtätte, in die Gruft dieſer Kapelle beigeſetzt zu werden, anhergeführt, und die Thüren der Kapelle weit geöffnet ſtanden, ſah man Frau Perchta daraus in ihrem Sterbekleide hervor- und dem Leichenzug entgegen gehen, gleich, als wolle ſie ihren Herrn bewillkommen und empfangen. — Die Geleiter des Zuges ſind — vor großem Schrecken

— — — Auf dieſe Lücke folgte eine beträchtliche, durchaus vermiſchte Stelle, und erſt am Schluſſe wurde wieder Folgendes lesbar:

— — Der Kirchner nicht mehr in der Nacht, in der Frühe, ja bei Tage zu läuten getraute; auch Niemand aus der Gemeinde mehr in der Nähe des Einganges zur Kapelle, wegen großer Furcht, während des Gottesdienſtes ſtehen wollen — — — — — Herr Geſcheck, die Schickſale ſeiner Ahnfrau fleißig abzubilden befohlen. Das Bild iſt am heutigen Tage aufgeſtellt, in einem koſtbaren Schrein, vor dem zugemauerten Eingang. Friede in Gott und ewige Ruhe allen Todten. Amen!“

Der Caplan legte das benützte Buch, auf einige Minuten wieder das Amt eines Vorleſers mit jenem des Erzählers vertauſchend, neben ſich und fuhr in ſeiner Rede fort: Fräulein Bertha hatte neben jenem Pergament noch eine größere, wohlerhaltene Schriftrolle gefunden. Die Alterthümlichkeit auch dieſes Fundes hinderte ſie nicht, aus demſelben ſich Befriedigung ihrer Neugier zu verſchaffen. Erſt hatte ſie ſtehend geleſen, mit dem Entſchluſſe, ſich gleich nach Endigung jener erſten Handſchrift zu entfernen. Jetzt eine Rolle von weit größerem Umfange in Händen haltend, machte ſie ſich es bequem, ſetzte ſich in den großen Armſtuhl, ſchnäuzte die ſämmtlichen Kerzen und begann — jetzt hatte der Erzähler das bei Seite gelegte Buch wieder zur Hand genommen — Folgendes vor ſich hinzuleſen:

„Ich heiße Perchta, eine Tochter Proſtibors, auf dem Schloſſe meines Vaters bin ich geboren, habe dort gelebt bis in mein ſechszehntes Jahr. Damals kam Herr Markwart von Roſenberg zu uns, er war vier und zwanzig Jahr alt, freundlich und ſchön. Mir geſchah das Liebſte, als ich vernahm, ich ſollte von dannen ziehen, mit ihm nach ſeinem Schloſſe, dort mit ihm zu wohnen und zu walten in Liebe und Frieden mein Lebelang, wie meine Mutter daheim. Es freuten ſich mit mir und zogen mit mir Viele aus der Jugend unſerer Dienſtleute, mir beizuſtehen in Allem, was ich Noth fände und thäte. Man hatte mir ein purpurfarbenes Kleid angelegt, mein gelbes Haar geringelt und eine güldene Kette darauf geſetzt, als einer Jungfrau und eines Herrn Verlobte und Kind.“

„Vor der Kirche neben Herrn Markwart's Schloß hielt unſer Zug. Sie war neu geſtiftet und prachtvoll, mit künſtlichem Schnitzwerk geziert. Man hob mich vom Zelter, an Herrn Markwart's Hand trat ich ein, hin vor den Altar; wie ſah jener ſo ſchön aus in ſeiner leuchtenden Rüſtung, wie freute ich mich ſein und meines Schickſals vor Gott und Menſchen, und that vom Herzen das Gelübde, ihm anzugehören mit Treue ewiglich. Da verehrte er mir einen goldenen Fingerreif, worin ein purpurfarbener Stein eingelegt war; ſein Vater hatte ihn heim gebracht vom Grabe des Erlöſers, wohin er zog mit Kreuz und Segen des Pabſtes Honorius, der Erſten Einer. Inwendig des Ringes las man das Jahr, den Tag, und Herrn Markwart's Namen. Das waren liebe Worte.“

„Als ich meines erſten Töchterleins geneſen war, fügte ſich's, daß Mainhard, Biſchof von Prag, auf einer Wallfahrt zum heiligen Grabe bei uns einſprach, und willigte, es mit der Taufe zu verſehen. Dabei erſchienen, meinem Herrn zu Ehren, viele edle Herren und Ritter und Fräulein und Frauen. Auch meine Aeltern kamen und meine Brüder und Schweſtern, die ſich verwunderten, daß ich Häublein und Schleier trüge, und Burgfrau und Mutter wäre.“

„Ich gebar nach einander drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, ſüße Geſchwiſter, immer neue Freude, mir und dem Vater. Der Raum im Schloſſe wurde enger und enger. Ich hatte viel zu ſchaffen und zu walten vom Morgen bis zur Nacht. Berieth mich aber in Allem Herr Markwart ſo feſt und getreu.“

„Als Herzog Sobieslaus geſtorben war zu Hoſtin-Hradek, auf ſeinem neuen Schloſſe, zog Herr Markwart gen Prag, dort Rath zu halten mit den andern Herren wegen des Nachfolgers im Reich. Als er fort war, und es an die Zeit kam, da ich wußte, nun zöge er durch Land, das ich nimmermehr geſehen, da verlor ich alle Gedanken, konnte nicht mehr erwägen, was Noth wäre für den Tag; meine Kinder, meine Leute waren mir nicht dieſelben, wurde ganz ſiech und matt. Wie wohl that mir die Kunde, daß Wladislaw der Andere zum Herzog erkoren ſey, und mein Herr zurückkäme.

Da lachten Grund und Boden wieder, als ihr Herr darauf ſtand; da nahm Alles ſein altes Angeſicht an.“

Siebenhundert fünf und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Caplan zog am nächſten Abende ſein Buch wieder aus der Taſche, um die geſtern abgebrochene Vorleſung fortzuſetzen, wie folgt:

„Im folgenden Jahre habe ich mein letztes Kind geboren. Ich habe keines nach dieſem, keines der vorigen ſo lieb als dieſes gehabt. Wir nannten das Mägdlein Przibislawa. Es war ein Kind, wie aus einer beſſern Zeit, war immer ernſt und lächelte doch immer, hatte ein holdſeliges Weſen. Ihre Geſchwiſter wurden groß und veränderten ſich; ich kannte ihr Kinderangeſicht in deren keinem mehr wieder; ſie wurde höher und ſchöner und blieb ſich gleich. Wenn ich ſie als Jungfrau walten ſah im Schloß und Garten, war mir, als ſäh' ich ſie noch, wie ſie als Kind zu mir hinaufgelangt — und gelächelt.“

„Unſre älteſte Tochter erwählte ein heiliges Leben zu vollbringen, fern von der Welt, im Kloſter. Wir führten ſie gen Prag, nach dem Kloſter zu St. Georg, anzutreten ihr Noviziat, und ſchieden von ihr in dem heiligen Frieden der dämmrigen Hallen. Ich weinte über ſie vor Freude und Schmerz. Bald darauf wurde ihre Schweſter verlobt, erkor auch unſer Sohn ein edles Fräulein ſich zum Gemahl. Wir wollten gern, daß ſie frühe glücklich wären, wie wir. Da richteten wir ein Schloß ein zum Empfang der neuen Tochter, für ſie, daſelbſt zu hauſen mit dem Sohne, da erhandelten wir Geſchmeide und Hausrath, und ich erlas Geſinde, das mitzöge mit meinem Töchterlein, und belahrte es für ſie. Das waren läſtige Sorgen! mir war, als pflanze ich mein Leben, zum zweitenmal zu grünen in einem neuen Grund.“

„Przibislawa erwählte Herr Odolenus von Chiſch. Er war ihres Vaters Wille, ihr eigener Wunſch, herrlich und ohne Tadel. So jung erkoren ſchon die Beſten vom Adel zum Austräger ihn, bei Fehde und Streit. Sein Sinn war hell und gerecht. Sein Ausſehen ſtattlich, ſein Auge feurig, ernſt und hoch ſeine Stirn, ſelten und kurz die Rede ſeines Mundes, aus vollen jugendlich ſchwellenden Lippen. Schier war er allzu geſtreng für mein zartes Kind.

„Dem Hauſe brachten Enkel faſt zu derſelben Zeit, indem die Hochzeit Przibislawas herankam, und unſere älteſte Tochter ihr heiliges Gelübde wollte weihen, Tochter und Schnur. Da begehrten die Geſchwiſter, alle zuſammen zu treffen in der väterlichen Burg. Der Raum war beſchickt, eng für ſo viele liebe Gäſte. Und als nun dahergezogen die Vermählten mit den Neugebornen, ihnen folgend die Dienſtleute, als wir ſie empfingen in dem Vorhof, die jungen Mütter mir ihre Kinder entgegen trugen, die mir Herrn Markwarts, die mir meiner Kinder Züge zeigten; als ich ſie hoch hielt in meinen Armen zum blauen Himmel, ringsum ſich's drängte, grüßte, rief; jedweder ſich der Seinen, unſrer und der Unſern freute, als ich von den Aeltern der Kleinen, in Lebensfreude blühenden Geſichter, ſchaute auf mein älteſtes Kind, in deſſen Zügen der Ernſt heiliger Betrachtung ſchon begonnen die Spuren tiefer Ruhe einzugraben, die ſeine Begleiter auf Erden ſind, wo die Freude der Jugend der himmliſchen Freudigkeit wich; auf das frohe Gewühl um uns, das mir Alles angehörte; in Herrn Markwarts edles Angeſicht ſchaute wie in einen Spiegel, der mir eine lange Reihe ſeliger Tage zeigte, voll deſſelben immer neuen wachſenden Glückes, da hatte ich meiner Wonne weder Maaß noch Ziel! freute mich mit den jungen Müttern ſchweſterlich, freute mich mit ihnen mütterlich, freute mich unausſprechlich der Zukunft.“

„Hand in Hand ſaßen wir verſammelt um den Steintiſch im Schatten und Duft der Linden des Zwingers, weit umſchauend in die ſonnenumfluthete Landſchaft. In der Ferne wirbelte Staub auf vom Wege, wälzte ſich herwärts; eine Rüſtung blinkte, Farben wehten durchhin, Herzog Wladislaw's Farben. Des Herzogs Herold war es, der Herrn Markwart entbot, mit Söhnen und Eidam gen Prag binnen zwei Tagen, von dort zu ziehen mit dem Herzog gen Würzburg, zur Hochzeit Kaiſer Friedrichs von Staufen mit Fräulein Beatrix von Burgund. Die Herren ſchauten einander an, fragend, zögernd; Herr Markwart gab zuſagenden Beſcheid dem Herold. In jenem Augenblick war meines Glückes Ende. Es wollte mir nimmermehr hell werden zu Sinn, wie mir auch zuſprechen mochten und mich vertröſten auf die Rückkehr, mein Gemahl, die Eidame, meine Kinder. Iſt der Freude ihr Tag anberaumt und wird ihr entzogen, nimmt ſie keinen andern ſtatt ſeiner mehr an."

„Am dritten Tage, Przibislawa's Verlobungstag ſollte es ſeyn, als die Roſſe vorgeführt waren, die Kinder von einander und von den Enkeln und Geſchwiſtern Abſchied nahmen; mein Herr, ſchon aufgeſeſſen, mir die Hand vom Roſſe reichte, meine Hand faßte und hielt, zu ſprechen nicht wagte, vor Schaam der Thränen; mir in's Angeſicht ſehen wollte, das ich nicht zu erheben vermochte, ich ihn darauf anblickte, er mir lächelte, tröſtlich und trübe; Herr Odolenus indem raſch entſchloſſen, der erſte, durch das Fallgitter ſprengte, Herr Markwart nun auch ſein Roß langſam umwandte, meine Hand drückte, losließ; indem ich ihn anſah zum

Letztenmale, da brach mir das Herz — o hätte ich ihn nimmermehr wieder auf Erden geſehen!“

„In den weiten und leeren Gemächern war es öd' und ſtill; mir ward angſt darinnen. Meine Kinder gehörten nur halb mir an, ſeit mein Herr ſie nicht mehr mit mir erblickte. Die Trennung laſtete ſchwer auf meiner Bruſt, das Herz ſchlug matt und ſtockte unter der Laſt; mein Gang war ſchwer, mein Haupt wüſt, nichts in mir lebendig, als heißes Verlangen, den Tag der Rückkehr, die Zukunft zu erleben, wo mein Glück fortwährte, immer reicher und reicher. Aber mehr und mehr ſchwand hierzu mir die Hoffnung. Ich ſtrengte meine Bruſt an, rüſtig zu athmen, meinen Gang, raſch zu ſchreiten, aber immer mehr wich meine Kraft. Ich ſah den Tag der Rückkehr entgegen, wie einer Erlöſung; ich hoffte bis dahin zu beſtehen.“

„Eitles Hoffen! Wenige Tage waren übrig bis zu ihm, da erwachte ich auf meinem Lager, ohne Kraft mich zu bewegen, und in mir pochte fort und fort wie ein dunkler Spruch: „Du ſiehſt die Entfernten nicht wieder!“ und erfüllte mich mit unendlicher Angſt. Da traten meine Frauen ein, und erſchraken bei meinem Anblick, und eilten hinweg und rieſen meine Töchter herbei. Dieſe kamen und knieeten neben meinem Lager; nur mein heiliges Kind beherrſchte ihre Thränen. Ich weinte mit den andern, ich weinte heißer als ſie, ich konnte nicht ſterben! Ich ließ die Enkel holen, die Dienſtleute kommen, alle ſich dicht um mein Lager ſchlieſten; ich klammerte mich an das Leben, ſie hielten mich alle daran!“

„Und der Schloßcaplan trat ein, ſegnete mich und ermahnte: meine Stunde könne erſchienen ſeyn, zu ſcheiden von der Erde nach Gottes Gebot. Wenden ſollte ich meine Gedanken zu ihm, der auch dies, ſo es mich träfe, zum Heile mir und gnadenvoll geordnet.“

„Ich hörte ſeine Rede nicht aus, ich hieß ihn ſchweigen, und nicht Gnade nennen, wenn ich fortgeriſſen würde in Fülle des Lebens von ſo vielen Lieben, ohne den letzten Abſchied von dem theuern Gefährten meiner Tage, von meinen Kindern allen. — Da warf meine älteſte Tochter ſich wieder neben mein Bett, faltete ihre Hände gegen mich und redete inbrünſtiglich vom beſchränkten Auge der Sterblichen. Wie ich auch dieſes Schickſal bald ſegnen würde, und mit Lächeln glückſeliger als je auf ihren Vater, auf ſie und ihre Geſchwiſter, auf dieſe Stunde ſchauen, wenn ich beherzt von Gemahl und Kindern die Seele wendete zu Gott, und nichts dächte, nichts hoffte als ihn.“

„Ich hörte nur den ſüßen Ton ihrer Stimme, ich fühlte nur die Freude ihrer Heiligkeit. Ich rief: bete, daß ich lebe! Ich ſpürte mich ermatten innerlich mehr und mehr, im Kampfe gegen das Hinſcheiden, mit unſäglicher Angſt.“

„Da reichte der Prieſter mir das Bild des Erlöſers auf der Hoſtie dar, den Kelch ſeines Blutes und Todes, von dem auch er gefleht, daß er möge vorübergeben, und betete, er wolle mir helfen, das Leben beſiegen, und offenbaren meinem Geiſt das Entzücken der Seligen im Anſchauen Gottes.“

„Sein Gebet erfüllte mich mit Wuth. Ich ſchleuderte die Hoſtie und den Kelch von mir, ich gebot ihm zu ſchweigen; ich entſagte im Herzen aller Seligkeit, außer der, wiederzuſchauen meinen Herrn, bei meinen Kindern und Enkeln, meinen Getreuen zu bleiben, in den Räumen, die ich durchwaltet in Zufriedenheit Jahre lang, auf der ſchönen Erde zu ſeyn; meine Gedanken wandten ſich ab mit Abſcheu von allem Andern.“

„Immer ſchwächer wurde die Kraft meines Athems. Ich ſtrengte mich an ſie aufrecht zu halten mit Gewalt. Der Prieſter betete laut für mich um Ergebung. Ich verfluchte ſein Gebet; mir war, als zöge es mir den Tod herbei. Ich gebot ihn ſich zu entfernen, ich betete mit der äußerſten Anſtrengung nur um Leben, Leben, Leben!“

Der Vorleſer blickte nach der Uhr, und hob ſich, das Buch in die Taſche ſteckend, von ſeinem Sitze.

Siebenhundert ſechs und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Caplan begann den geſtern abgeriſſenen Faden der Geſchichte wieder wie folgt anzuknüpfen:

„Das Gebet um Leben war mein äußerſter Gedanke. Und ein tiefer Schlaf rieſelte nieder, unwiderſtehlich über mein Bewußtſeyn. Langer Friede der Ruh', nicht zu athmen und doch zu ſeyn; ohne Bewegung fortzuſchießen, wie auf Flügeln des Lichts, nicht zu denken, und doch in Urſprung, Werden und Wirkung Alles zu ſchauen mit unendlicher Klarheit der Betrachtung, voll hoher Ruh', wie eines geoffenbarten Gedankens der Gottheit, gegenwärtig und bewußt, ſie nicht mehr durch langſame, einzelne, auf einander folgende Erfahrungen der Sinne mit Schmerz, Luſt und Angſt, ſtückweiſe erkennend, verlangte ich nicht nach jener hingeſchiedenen beklommenen Gegenwart.“

„Nun hob eine Geſtalt ſich mir entgegen, menſchlicher Bildung, doch viel höher als dieſe, von unendlicher Klarheit leuchtend, Körper und Antlitz, von einer Klarheit, gegen deren Helle das Sonnenlicht düſter, gegen deren Milde das Mondlicht nur ein unreiner Schatten war. Sie hielt die Augen auf mich geheftet, voll durchdringenden Ernſt des Gerichts. Sie ſprach nicht, ich wußte ihren Willen. Du flehteſt um Leben — erging er gegen mich, mit dem Gebet der Erhörung — ſo lebe frei vom Tode, bis“ —

„Hier zerfloß mein Todestraum in Schlummer des Lebens. Ich vernahm den Schluß des Spruchs nicht mehr. Die Erſcheinung wurde trüber und trüber vor mir. Der Zug des Athems bewegte wieder meine Bruſt, und hob und ſenkte die Laſt des irdiſchen Daſeyns. Ich hörte dumpfe Klänge der Erde, einzelne wieder und wieder; mich umfloſſen trübe, feuchte Schatten, ein röthlicher Funke flimmerte oberhalb.“

Fräulein Bertha — bemerkte der Caplan jetzt, das Buch auf einige Minuten neben ſich hin legend — fühlte bei dieſer Stelle einen kleinen Schauer. Es giebt Augenblicke, wo uns nach langer Unwiſſenheit die Wahrheit auf einmal mit vollem Lichte in die Seele ſtrahlt; der gegenwärtige war einer von dieſen. Sie zweifelte nicht im Geringſten mehr, daß diejenige, deren Lebensgeſchichte ſie eben las, nicht mehr dem Irdiſchen angehörte, als ſie dieſe ihre Empfindungen niedergeſchrieben, und da ſie aus dem Geſchlechte der Roſenberge war, wer konnte ſie dennoch anders ſeyn, als jene räthſelhafte, geheimnißvolle Matrone, von welcher Niemand unter dem Hausgeſinde etwas wiſſen wollte, und welche den Baron kürzlich auf des Fräuleins Verwunderung, daß jene Dame als eine geborne von Roſenberg nicht auch zur Tafel gezogen werde, zu der ihr erſt jetzt klar gewordenen Aeußerung veranlaßte, man müſſe von Dingen nicht urtheilen, die man nicht verſteht. Bertha hatte von Kindheit auf, ihrem abergläubiſchen Zeitalter zum Trotz, nicht viel von Mährchen gehört, daher ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit der Ideenwelt, daher ihre gänzliche Furchtloſigkeit bei Ereigniſſen, die ſie ſchon erlebt hatte, und die einer andern, als ihr, einiges Nachdenken hätten erregen müſſen. Aber die jetzt in ihr aufſteigende Muthmaßung, daß jene Perchta mit jener geheimnißvoll thuenden Matrone Bertha von Roſenberg wohl Eine und dieſelbe Perſon ſeyn möchte, daß dieſe alſo nicht mehr den Lebenden angehören könne, ja ſogar zu den ruchloſen, verdammten Geiſtern zu zählen wäre, dieſe Betrachtungen bewirkten in ihr ein Zittern, das ſich von Secunde zu Secunde vermehrte. Jeden Augenblick beſorgte ſie, daß die nun furchtbare Geſtalt ihr erſcheinen werde; dennoch war Neugier Beſiegerin der Angſt, denn ſie hatte noch den Muth, in ihrer ſeltſamen Lectüre fortzufahren.

Der Caplan griff jetzt wieder nach ſeinem Buche und las weiter:

„Ich ſchlug die Augen auf; ich erkannte die Ampel in unſerer Familiengruft über mir leuchtend; ich lag mit Leichengewanden angethan im Sarge; der Sterbeglockengeläut ſchwoll oben im Thurme für mich. Ich lebte wieder. Schwer drückte mich das Leben im Nachgefühl des kaum ergangenen Daſeyns; aber der erſte Herzſchlag, ein Gedanke an meinen Gemahl, meine Kinder, an alles das Meine, und raſch und voll Wonne richtete ich mich auf, und verlangte nur aus dem Gewölbe der Kirche bei ihnen zu ſeyn.“

„Des Grabgewölbes Pforte, die Flügelthore der Kirche ſtanden weit aufgethan; ein ungekannter Zug führte mich hindurch, ich ſtand im Freien. Still ſchwamm die Weite in des Mondnebels Flut; das Grabgeläut ſcholl fort und fort; ein dunkler Zug von Fackeln umgeben, nahete langſam. Ein Schauder in meinem Innern, was dies bedeute? ein Verlangen, zu ſehen, wer auf der Bahre lag, und ich ſtand neben derſelben. Die Träger ließen ſie haſtig nieder und entflohen; die Begleiter warfen die Windlichter von ſich und entflohen, wie ſie, mit Geberden des Entſetzens. Der Zug war bei meinem Anblick ſchnell zerſtreut; ich ſtand allein neben der Bahre. Ich riß das Tuch hinweg, das ſie bedeckte, und im Schein des Mondes, der am Boden verglühenden Fackeln, erblickte ich meinen Herrn, ſah ihn vor mir todt, ich die Neubelebte!“

Siebenhundert ſieben und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Caplan fuhr in den Vorleſungen aus ſeinem, die Lebensgeſchichte der Matrone von Roſenberg enthaltenden Buche wie folgt fort:

„Die Morgenſonne ſtand über der Erde; der Thau tropfte vom Himmel auf die Kräuter, die ſich ihm aufthaten mit Duft; die Lerchen ſchlugen einander den Gruß des erwachten Daſeyns entgegen, jedes Lebendige begegnete den Seinigen; ich hatte noch Kinder und Enkel, mein erſter Gedanke war mein Kind Przibislawa, Und in dem Augenblick ſtand ich in ihrem Gemach; zu den Füßen ihres Lagers, auf dem ſie ruhte; angekleidet entſchlummert über ihren Schmerz, ihre gefaltenen Hände vor der Bruſt erhoben, mit derſelben Geberde, womit ſie als Kind über ein kindiſches Herzeleid entſchlummert lag. Doch ihr Antlitz glühte nicht wie ſonſt, es war bleich, voll Weh, daß es mir durch die Seele ſchnitt; auf ihren Backen waren Spuren von Thränen. Ich ſah ſie lange an, ohne ſie zu erwecken, wollte ſie nicht aus ihrer Ruhe ſtören, bis ich den ſchmerzvollen Ausdruck ihres Geſichtes nicht mehr ertrug, und ihren lieben Namen unwillkürlich ausgerufen hatte, Sie ſchrie:

Mutter! mit geſchloſſenen Augen, und neue Thränen ſtürzten hervor. Sie richtete ſich auf, ſaß eine Weile, mich ſtarr anſehend, erwachte völlig; ich breitete meine Arme aus, ſie zu umſchließen; aber mit einem Schrei des Entſetzens ſprang ſie auf vom Lager, und ſtürzte aus dem Zimmer, den Gang entlang mit Angſtgeſchrei.

Meine Gedanken folgten ihr; ich ſehnte mich ſie zu beruhigen, und der vorige unbekannte Zug hatte mich in den Gang verſetzt, riß mich ihr nach; ich ſtand dicht bei ihr, ich ſchloß ſie in meine Arme; da ſtürzte ſie vor mir nieder, leblos auf den Boden. Einige Pförtlein gingen auf, meine Kinder traten hervor, meine getreuen Leute; aber auch ſie wandten ſich ab von meinem Anblick; keines kam Przibislawa zu Hülfe. Ich rief vergebens. Ich wünſchte mir bei meiner älteſten Tochter zu ſeyn und ihr zu ſagen, ich ſey fern, ſie ſollten mich nicht erblicken. Kaum wallte das Verlangen auf in meiner Bruſt, ſo ſtand ich neben ihr in der Mitte ihrer Geſchwiſter, im Familienſaal. Ich ſah die Theuern meines Herzens alle an der gewohnten Stätte, in Trauerkleidern um ihren Vater und mich. Aber keines flog an meine Bruſt; alle ſtarrten mich bleich an, mit Schauder; mein älteſtes Kind ſchlug das Kreuz über ſie und über ſich. Mich entſetzte ihr Schrecken, mir brach mein Herz vor Jammer; ich wünſchte mich weit hinweg in das entlegenſte Gemach des einſamſten Thurms, und der Gedanke hatte mich dorthin verſetzt Seit Herrn Markwart's Vater hatte Niemand in dem Zimmer gehauſt. Ich lebte; doch die irdiſchen Bande waren gelöſt; kein ſeliger Geiſt und keine Sterbliche. Ich enthielt mich mit Gewalt des Verlangens nach meinen Kindern, das mich in ihre Mitte trug. Angehören konnte ich ihnen und ſie mir nicht mehr; die Zeit unſerer Vereinigung war vorüber, das Grauen des Todes war zwiſchen uns getreten für immerdar. Ich liebte ſie doch mit lebendigem Herzen. Wer hat ein Gericht erfahren wie ich? Die Rechnung der Vorſehung war noch nicht geſchloſſen."

„Und um Mitternacht, als Alles ringsum ſchwieg, die alten Sterne mit einander leuchtend am tiefen dunklen Himmel ſtanden, da wuchs mein Verlangen unbeſieglich, zu erfahren, wie Przibislawa geſchähe, nur an der Pforte ihres Gemaches zu lauſchen, zu hören, ob ſie ruhig ſchliefe, nur ihren Athemzug zu hören. Und der bekannte Zug hatte mich gefaßt und dorthin verſetzt Ich hörte Aechzen, Flüſtern in ihrer Kammer, ich hörte plötzlich ihre Stimme aufſchreien; ihre Stimme war es und auch nicht Ihre Stimme; ſie klang abgebrochen wild und hohl."

„Mich faßte Entſetzen; ich war nicht Herr mehr des Verlangens ſie zu ſehen, und die unglückſelige neue Kraft meiner Natur hatte es erfüllt; ich ſtand wieder in der Mitte meiner Kinder vor Przibislawa's Bett. Sie ſaß aufgerichtet, entſtellt; ſie erblickte mich, ſie ſchlug die Hände mit Angſtgeſchrei vor die Augen, ſie ſtürzte zurück auf das Polſter, ſie lag ſtarr mit gebrochenen Augen. Ich wünſchte mich ſchnell von hinnen, und war im vorigen Gemach des Thurms. Eine Viertelſtunde ſtummer Angſt ging über mich dahin; und plötzlich ſchlugen die Sterbeglocken an, ſchlugen wieder an und wieder mit demſelben dumpfen Klang. Sie war todt. Mein ſüßes Kind Przibislawa! Ich, die Mutter, hatte ſie getödtet!“

Siebenhundert acht und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Caplan knüpfte den in voriger Nacht abgeriſſenen Faden der Erzählung wie folgt wieder an:

„Kein Verlangen nach meinen Kindern regte ſich in mir. Wohin meine Seele ſich hob, dahin trug mich kein Zug. Und jeden Mittag, wenn die Sonne hoch am Himmel ſtand, und jeden Abend, wenn ſie in Dämmerung verſank, ſcholl wieder das Grabgeläute und weckte mich aus ſchwerer, ſtarrer Betäubung; und am dritten Abend klang es fort, wieder und wieder aufſchwellend wie Fluthen über mich; nun wurde mein Kind zu Grabe getragen.“

„Als nun die Mitternacht gekommen und es verſtummt war, da wünſcht' ich ſehr in der Kapelle zu ſeyn in dem Gewölbe, dem ich kaum entſtiegen; und ſah mich darin, und ſah ſie ruhen neben einander, Gemahl und Kind, und leer meinen Sarg neben beiden, in dem ich ſchlummern ſollte, nach Gottes Gebot, weil in der Seligkeit ſich licht und hehr, wie jene dort erblickte Geſtalt, mein Gemahl mir entgegen gehoben hätte mit Gruß des Willkommens, und nachher unſre Kinder eines nach dem andern, bis ſich das alte Erdenglück vollſtändig und verklärt im Himmel wiederholte, unendlich wachſend durch der Zeiten Lauf. Solch gnadenvolles Loos hatt' ich verſtoßen!“

„Ich ſetzte mich wieder zu den Särgen. Ich ſchaute mit unerſchöpflicher Luſt die theuern Züge meines Herrn, die ſüßen meines Kindes in dem ſtillen ſeligen Todesſchlaf. Ich ſann dem Willen Gottes nach; das Herz zermalmt und erhoben. Ich begehrte nicht von hinnen, mich reizte kein Hunger, mich brannte kein Durſt, ich unterlag keinem Erdenbedürfniß.“

„Doch mehr und mehr verfielen die geliebten Bilder. Immer tiefer ſanken die Augen in den Höhlen hinab, die Wangen ein; und eines Morgens, als ein Sonnenſtrahl ſchräg einfallend durch des Gewölbes enges Fenſter ſie mir wieder zeigte, da ſchwebte ein bläuliches Wölkchen über ihre Lippen und breitete wie ein Schleier ſich ſanft aus über ihr Geſicht. Ich ſank auf meine Knie. Ich folgte dem Winke der Natur, nun von ihnen zu ſcheiden, und nicht zu belauſchen das, was ſie verhüllt; verſetzte mich zurück in des Thurmes Gemach, das ich erkor zum Aufenthalte mir, bis der Spruch des Gerichts über mich würde vollendet ſeyn.“

„Aber das Mutterherz raſtet nimmermehr, allmählig nach Monden regte ſich wieder in mir ein Verlangen nach meinen lebenden Kindern. Zu dem abgelegenen Thurm, worin ich hauſte, drang kein Laut aus des Schloſſes bewohntem Revier, der mir Kunde von ihnen gegeben hätte. Das Verlangen wuchs und wuchs, und einſt, ſpät in der tiefen Stille einer mondhellen Nacht, wagte ich mein Zimmer zu verlaſſen, ſie nur einmal mit unerwiedertem Anblick, im Schlummer zu betrachten und zu ſegnen. Mit klopfendem Herzen, mit Freudenthränen, mich ihnen zu nahen, ſchlich ich die wohlbekannten Gänge entlang, die zu den Familienſälen und Kammern führten. Die Fenſter der Gänge malten im Mondſchein ſich hell auf dem Boden, kein Geräuſch kam mir entgegen. Das erſte Zimmer that ſich mir auf, wo ich gehauſet in Fülle der Freude und Geſelligkeit; es war ſtumm und leer. Ich ſtand in dem zweiten, in dem dritten, dem vierten; aus keinem Bett ein Athemzug des Schlummers, nirgendher ein lebendiger Laut. Truhen und Schreine ſtanden offen, halb ausgeleert, halb angefüllt, wie ich ſelbſt in ihnen die Habe geordnet, das Geräth ſtand und lag in Verwirrung umher. Ich durchwandelte das ganze Revier, überall dieſelbe Oede und Zerſtörung, nur aus dem Fenſterchen der

Kammer des Thorwarts kam der Schein einer Lampe. Das Grauſen vor mir hat meine Kinder und die Meinen verjagt, den Sitz ihrer Jugend, meines Glücks verödet. Mein Verlangen ſie zu ſehen, mein Hoffen erſtarb in Schmerz; ich gelobte ihnen im Herzen, ſie nicht mehr mit Schrecken zu verfolgen; ich ſammelte und ordnete ihre zerſtreute Habe, ich ſperrte Schreine und Truhen, und waltete bis der helle Tag ſchien an den alten Stätten."

„Jahre vergingen. Und einſt, als mein Verlangen mich wieder dorthin verſetzte, da fand ich ſie nicht leer, das Weib des Thorwärters ſtand darin. Sie war mit mir in das Schloß gekommen, unſäglich war meine Luſt, eines der Meinen zu erblicken. Doch ſie erbleichte; ſie ſtarrte, und ich ſah den Augenblick nahen, wo auch ſie mich entſetzt würde fliehen, wie alle Lebendigen. Aber ſie floh nicht, ſie blieb ſtehen, gefaßt, mit geſenktem Blick, verneigte ſich ſtill, und ſchien meines Begehrens gewärtig. Wie erquickte die Gemeinſchaft eines Lebendigen mein Herz. Ich nickte ihr dankbarlich und hob mich hinweg, ſie nicht lange im Bangen zu erhalten.

„Seit ein lebendiger Menſch meinen Anblick ertragen, zog es mich wieder mächtig zu meinen Kindern hin. Ich wehrte dem Verlangen nicht mehr, das mich verſetzte, wohin meine Gedanken begehrten auf Erden, und ſtand vor dem Lager meiner Tochter. Sie war hager und bleich; aus ihren Zügen waren Jugend und Schönheit gewichen; doch ſie ſchlummerte ſüß im warmen

Kleide, auf hartem Lager, mit himmliſcher Zufriedenheit einem vorzeitigen Tode entgegen. Ich weidete mich an ihrem Anblick, mit langen Zügen. Mir näher, als ihr, reichten die Entſchlafenen vom Himmel die Hand, ſie zu ſegnen, denen ſie näher, als ich, entgegenzog, indeß ich, ſelig zugleich und verdammt, eine Angehörige des Himmels, eine Verbannte daraus, auf Erden bleiben mußte.“

„Nun ſtand ich im Schloſſe, in der Schlafkammer meines älteſten Sohnes. Er ruhte zur Rechten ſeiner abgelegten Rüſtung mit ehrenfeſten Zügen, die Linke gefalten, wie zum Gebet, in die Rechte ſeines Weibes, deren Züge ernſter waren und milder, als ſeit ich ſie geſehen. Ich begehrte in die Kammer des Enkels. Drei Betten ſtanden darinnen; er ruhte in dem größten, mit offener Stirn, keck ausgeſtreckt im Schlaf, im zweiten ein Mägdlein, ſo gleich meinem heiligen Kind, als ſähe ich ſie wieder in der Wiege, ſo ſelig, als trüge jeder Athemzug die Seele zurück in den kaum verlaſſenen Himmel. Das Kind im dritten war unlängſt geboren; mir doch ſchon nach den kaum ſich geſtaltenden Zügen vertraut!“

„Der Schwung des Verlangens verſetzt darauf mich in das Schloß meiner vermählten Tochter. Ihr Eheherr war fern, ſie ſchlummerte allein, neben ſich ihren Sohn, den erſten, einzigen. Im ſchon anbrechenden Morgenſchein betrachtete ich beide. Ruhig und gerade ſchlief der Knabe, die kleine Fauſt geballt auf der

Bruſt, das offene Antlitz gen Himmel. Ich ſchaute ih an mit unausſprechlicher Luſt. Er regte ſich, er ſchlu die Augen auf, weit und blau, wie Przibislawa's Augen; er rief, und die Angſt, ſeine Mutter zu erſchrecken hatte mich in den Thurm verſetzt."

„Mir konnte das Herz vor Wonne ſchlagen. S lange gehörte ich der Erde noch an, als dieſe Züge noc auf Erden waren. Nächtlich verſetzte ich mich zu ihnen Aber ich ſah ſie nur im Schlaf, wie lebloſe Bilder vo ſich ſelbſt. Wie verlangte ich ihre Blicke zu ſehen; ihr Bewegungen, ihre Stimme zu hören. Den Wachenden zu erſcheinen, habe ich nimmermehr gewagt."

„Die Enkel wuchſen heran und würden jugendlich meiner Kinder Antlitz alterte und erbleichte; ihre Zeit ich ſah es, kam, von der Erde zu ſcheiden, mit Angſ rückte ich den Stunden entgegen. Eines Nachts, al ich die Zelle meiner älteſten Tochter betrat, fand ich ſi leer. Mein Herz wallte auf voll Schmerz, ob ſie wohl ſchon im Grabe ruhte? Und ich ſtand in der Kirche des Kloſters, und mir zu Füßen lag ein Grabſtein, der meines Hauſes Wappen und ihren Namen trug. Ich ſah ſie auf Erden, ich ſah ſie im Himmel nicht wieder!"

„Nicht lange, da ſchlief auch die Schnur im Wittwenbett allein; dann war die Schlafkammer der Tochter und des Eidams leer; endlich hatte auch jene die Erde verlaſſen. Den Schmerz des Todes aller meiner Kinder habe ich erfahren."

Siebenhundert neun und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Jahrelang hielt ich mich ſtill in den Mauern unſers Schloſſes, in Hallen und Kammern, den Zeugen meiner Tage, die einſam und ſchweigend dauerten, wie ich. Von allen, die jugendlich mit mir gelebt, war nur das Weib des Thorwarts noch übrig. Je näher dem Grabe, je weniger ſcheute ſie mich; ſie betrachtete mich oft mit Bedauern. Ich empfing auch ihren letzten Blick; an ihrer Stelle waltete ihr Sohn, und von dem Geſchlechte meiner Zeit lebte Niemand mehr, außer mir.“

„Nach langen Jahren, als einſt die Morgenſonne meinen Thurm beſtrahlte, erſcholl ein Geräuſch von fern her aus des Schloſſes Bau, Roſſegewieher, Hundegebell, Stimmenſchall, wie es vor langen Jahren darin gehallt, wie von vielen lebendigen Bewohnern. O Rückkehr der Zeit in dem gegenwärtigen Laut! Wie ſchlug mir mein nimmer zu raſten verdammtes Herz dabei wieder aus eigener Wallung, wie ſchwellte es die Liebe zu meinen Kindern, ihre Nähe!“

„Verlangen und Scheu, mitten in jenes rege Gewimmel zu treten, verſetzte mich in Nebenkammern; in Hallen des Dienſtgeſindes. Koſtbaren Waffenſchmuck, Kleinodien und Frauengewande erblickte ich ausgebreitet,

Becher, Schalen und Krüge aufgeſtellt. Ein kunſtreic
Panzerhemd, das einſt mein Herr getragen, war un
den Rüſtungen; unter den Kleinodien ein Braut
ſchmeide, das mich ſelbſt zur Stätte an feſtlichen Ta
geſchmückt, das meine Mutter beſeſſen, das ich mei
längſt verſchiedenen Tochter zur Hochzeitsgabe verel
Ich nahm aus den Schreinen im Thurme eine Sch
aus Onyx geſchnitten, eine Armſpange von fein
Golde, den Bruſtharniſch von blankem Stahl, wor
Herrn Markwart's Schildzeichen kunſtvoll eingelegt w
in Silber getrieben, der zu dem Panzerhemd geh
Ich legte ihn dazu, die Spange zu dem Brautgeſchme
ſtellte unter den Bechern die Schale, den Enkeln z
Gruße des Willkommens."

„Und als das Geläute zur Meſſe erſcholl,
harrte ich am Fenſter des Ganges, der zu mein
Thurm führt, und ſah meine Nachkommen, die ü
den Hof zur Kirche gingen. Ein Mann, weit über
frühere Mannsalter hinaus, ſchritt voran, mit mei
Gemahls ruhigem, aufgerichtetem Gang; ſein A
zeigte mir Przibislawa's Auge; er war der Sohn m
ner Tochter; ihn hatte ich als Knabe wie oft im Schl
mer betrachtet. In den ältern Paaren, die folgten,
kannte ich nach und nach auch die übrigen Enkel w
der; Männer und Frauen, ihnen zur Seite, blieben
unbekannt. Junge Fräulein, Ritter und Edelknechte f
ten paarweiſe; ich erblickte in ihren Geſichtern die Z
von jenen mit den Zügen der Meinen vermiſcht;

waren ihre Männer und Frauen und Kinder, ſie gehörten mir alle an. O unſterbliches, immer reicheres Glück der Mutterliebe!"

„Was man beging, war ein Hochzeitsfeſt. Mein ganzes Haus war verſammelt. Ich ſah meine Urenkel vor dem Altar, wo ich mit dem Herrn Markwart geſtanden, Gottes Weihe zu empfangen, zu gleichem Glück, als ich erlebt, im Angeſicht ihrer Eltern, ihrer Geſchwiſter, ihrer Angehörigen und edler Zeugen, wie ich; ringsum den unveränderten, ungealterten Bau, deſſen Gewölbe ſich über mich ründete, wie damals, deſſen Grund längſt bedeckte, was damals geblüht und was in ſpätern Tagen erblüht war. Und meine Augen fielen auf einen Seitenaltar, da lagen meine Gaben, der Kirche geweiht. Die Enkel hatten ſie von ſich gethan, ſie kannten mich nicht, ſie fragten nicht nach mir, ſie hatten kein Gefühl für mich, als Grauſen. Ich konnte den Lebenden keine Freude mehr machen."

„Das neuvermählte Paar blieb im Schloſſe zurück. Ich ſah es nur von fern, freute mich ſeiner Nähe dennoch; trug Sorge und Leid mit ihm, freute mich ſeines Gedeihens, ſeiner Kinder, die wieder auf andere Weiſe lebendig die Züge meiner Geliebten mir vergegenwärtigten, liebte ſie in jedem derſelben gleich und auf andere Weiſe. Inniger und inniger wurde mir, was im Schloſſe ihnen angehörte, vertraut; ſie mußten meine Fürwaltung ſpüren; ich hoffte, ſie ſollten daran allmählig mich erkennen, nach mir forſchen, vom Grauſen vor meiner Erſcheinung befreit, ſich mir nahen. Ich fühlte ihres Herzens Schlag an meiner Bruſt, er hätte die raſtloſe Lebensunruh des meinen geſtillt, und mich auf ſanften Schwingen der Freude verſetzt in Seligkeit zu meinem Gemahl, zu ſo vielen Geſchiedenen unſeres Blutes.“

„Der nie vernommene Hall von Tritten ſcholl in meinen Thurm, er nahete meinem Gemach; ich erhob die Seele voll Dank und Wonne ſchon leichter unter des Körpers Laſt. Der Pfortenring klirrte, der roſtige Riegel kreiſchte rückwärts, das Pförtlein that ſich auf, mein Urenkel trat in mein Gemach. Er ſah mich, ſchauderte, bebte, erblaßte, entfloh; krachend hinter ihm ſchloß ſich die Thür; ſie hat ſich ſeitdem nicht wieder auf den Angeln geregt.“

Siebenhundert und ſechzigſte Nacht.

Als Eduard heute mit außerordentlich fröhlicher Miene in den Salon trat, ſahen ihn Alle fragend an, er ſäumte auch keinen Augenblick länger, die Wißbegierde ſeiner Freunde zu befriedigen, und ſagte: „unſer Maler hat mir geſchrieben, er iſt ganz wider ſeinen Willen vom Schloſſe Kunſitten entfernt worden.“

„Wider ſeinen Willen?“ fragten Alle, die Blinde war bei dieſen Worten hocherröthet.

„Es iſt ihm doch kein Unglück begegnet?“ fragte mütterlich beſorgt die Freifrau.

„Gott behüte!“ unſer Maler hat ſich mit dem Schiffscapitain in die Kajüte begeben, und dort mit ihm geſchwatzt. Auf die Frage des Capitains, ob er Luſt habe, mit unter Segel zu gehen, ſagt er Ja, und der Capitain, dies für Ernſt nehmend, ſchifft ihn, ohne daß Reiner es merkt, mit ſich fort. Erſt als ſie ſchon eine Stunde von Runſitten entfernt ſind, ſieht Reiner, der indeß geſchlummert hatte, daß er ſich auf der See befindet. Die Bitten des Capitains und ſeine Verſprechungen, ihn baldigſt wieder nach dem Schloſſe zu bringen, halten Reiner feſt, der mit ihm nach Schweden geſegelt iſt und nächſtens zurück zu kommen denkt.“

„Ein toller Streich, ohne Equipage und Geld nach Schweden zu ſegeln,“ ſagte Willmann.

Eduard ſchien etwas ſagen zu wollen, aber er unterdrückte ſeine Bewegung.

Als ſpäter der Arzt ſich auf ſein Zimmer begeben wollte, trat der Caplan zu ihm und ſagte: „auch ich habe einen Brief von dem Maler erhalten, den ich Ihnen mittheilen will. Auf ſeinem Zimmer las er dem Arzte vor.

„Halten Sie mich nicht für einen unklugen Thoren, der ohne Dank und Lebewohl vom Schloſſe Runſitten geſchieden iſt, denken Sie auch nicht, daß ich abgeſegelt bin, um durch meine Entfernung ein ſchönes Herz für mich zu gewinnen, einzig der Wunſch, einem dunklen Geheimniß auf die Spur zu kommen, hat mich zu dieſer Reiſe bewogen."

„Sie wiſſen, werther Freund, welchen innigen Antheil ich an dem Freiherrn und ſeiner Familie nehme, Sie wiſſen, wie ſehr ich die traurige Gemüthsſtimmung des Freiherrn beklage, wie lebhaft ich wünſche, ihn wieder heiter und froh zu ſehn. Ich ahne, was ihn quält, ich bilde mir ein, daß er noch das Recht hat zu hoffen, ich trachte ſchon lange nach einer Perſon, die einigen Einfluß auf des Freiherrn Schickſal haben könnte."

„Jetzt hoffe ich Aufſchluß über ſein Geheimniß, ja ich hoffe die Perſon zu finden. Der Schiffscapitain fragte mich dringend, faſt indiscret nach dem Freiherrn und ſeiner Familie, er geſtand mir endlich, daß in Schweden ihm ein Freund lebe, der, ſeit Jahren ſchwermüthig, ihm aufgetragen habe, nach dem Schloſſe Runſitten und ſeinen Bewohnern ſich zu erkundigen, nach einem Verwandten des Freiherrn, Claudinen's Vater, der Mutter Claudinen's, nach einem Fräulein Charitas; den Freiherrn ſelbſt hält er für todt ſeit langen Jahren, denn er weiß weder etwas von Alma noch von ſeiner Vermählung mit Alma's Mutter."

„Es wird meinen Freund glücklich machen, zu hören, das der Freiherr lebt!" ſagte der Capitain. Nun entſchloß ich mich raſch, geradezu zu dieſem Freunde zu ſegeln und ihn ſelbſt zu ſehen."

„Ich befinde mich ſeit geſtern in Stockholm, der Freund des Freiherrn, Graf Rheinfels iſt eben verreiſet, und wird heute Abend zurück erwartet. Morgen gedenke ich mich ihm vorzuſtellen. An Eduard habe ich auch geſchrieben, und Scheinurſachen für den Freiherrn und ſeine Familie beigefügt.“

„Leben Sie wohl, Theuerſter, ich hoffe, ſie recht bald wieder zu ſehen, wenn Wind und Wetter günſtig ſind.“

„Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft und ſuchen Sie mich bei Marien wegen meiner ſchnellen Abreiſe zu entſchuldigen, ſie iſt ſo daran gewöhnt, daß ich ihr kleine Aufmerkſamkeiten erzeige, und Blinde ſind leicht empfindlich.“

Der Caplan legte den Brief hin, „Gott gebe,“ ſagte der Arzt, „daß Reiner dem Freiherrn Glück bringt. Dann wäre unſer Leben hier zu ſchön, nur meine Gertrut fehlt mir noch!“

Siebenhundert ein und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr der Caplan in ſeiner Erzählung von der weißen Frau fort:

„Von nun an verließ ich den Thurm nicht mehr. Still über mich dahin rollen ließ ich die Zeit, von Todten und Lebendigen geſchieden. Und abermals drang das Getöſe des Lebens verſtärkt aus dem Schloſſe zu meinem Revier, ungleichförmig, unruhevoll von Waffenlärm durchhallt. Sturmgelaut Antwort hallend, von Veſte zu Veſte, von Dorf zu Dorf; Trommelſchlag dröhnte über das Land, Schaaren von Gewappneten zogen über die Ebene im Schloſſe herauf; die Sorge brachte mich den Menſchen wieder nahe. Meine Enkel waren längſt von hinnen geſchieden; ſo Mann als Weib, und jenſeits vereint, mit meinem Gemahl, meinen Kindern. Von den Urenkeln lebte im hohen Alter nur noch des Schloſſes Herr.“

„Ein wildes, unchriſtliches Volk aus Nordoſten, in zahlloſen Schaaren, ſtrömte daher wider die Länder der Chriſtenheit, vertilgte die Bewohner, trieb ihre Heerden hinweg, raubte ihre Haabe, zerſtörte Dörfer und Städte, und hinter ihm blieb Oede. So hatte es ſich fortgewälzt von Volk zu Volk, unaufgehalten von Bergketten und Flüſſen, von Menſchengewalt, bis zu den Gränzen des heiligen römiſchen Reiches. Die chriſtlichen Ritter, die tapferſten und vom edelſten Blut thaten ſich zuſammen an die Gränze zu ziehen, dem gräulichen Volke entgegen zu ſtehen, und in Gottes Namen dort ſeinen unbändigen Strom zu hemmen.“

„Der Jammer des lebenden, zagenden Geſchlechts; meiner Nachkommen Angſt und Gefahr, mein eigenes Gericht, ſo ich lebte, ſie alle grauſam vertilgt zu ſehen, umgeſtürzt die Mauern unſeres Schloſſes, die mich bargen in Abgeſchiedenheit vor der Lebendigen Grauen;

die Veſten vom Himmelsrand verſchwunden, den Anblick der geliebten Gegend unkennbar in Oede verkehrt, ausgeſtorben, verjagt mein Volk, ſeine Sprache vergeſſen, verhallt, und verdammt zu irren heimathlos unter unchriſtlichen Horden, ich, welcher der Schoos der Erde und der Himmel verſchloſſen; das riß mich wieder in der lebendigen Kreis, mit unwiderſtehlichem Verlangen ſie zu ſchauen; das vertilgte die Furcht, ſie durch meinen Anblick zu entſetzen.“

„Meines Hauſes Frauen und Töchter beteten um Rettung, und zagten in ihren Schlöſſern daheim. Das Verlangen, auch bei meinen Heldenſöhnen zu ſeyn, trug mich in ein weites Feld an der Gränze. Ich ſaß auf einem Stein, am Rain eines Ackers im Morgenthau, dicht vor einer dreifach getheilten Heerſchaar, hinter mir die Thürme der Stadt und lauter Ebene. Der Schatten der Heerhaufen vor ſie hingeſtreckt deckte ihre Vorderreihen und mich; geröthet blickten die Helme der Krieger in den hinterſten Reihen von den Strahlen der Morgenſonne. Die Führer waren vorgetreten mit Rittern und Edelknechten. Sie ſtanden im Kreiſe mit unbehelmten Häuptern vor den Schaaren verſammelt, wie zu einer vorbereitenden Feier. Ich ſah unter den Rittern meinen Urenkel, den Herrn des Schloſſes, mit weißem Haar, und unter den Jünglingen, ihn zunächſt Herrn Markwart, meines Gemahls Bild, noch einmal jugendlich auf Erden, ſein Weſen, ſein Angeſicht, wie ich ihn zuerſt bei meinen Aeltern geſehen. Der

Jüngling hielt die Hand erhoben, gegen die Führer ausgeſtreckt, der ein Banner entrollte, es ſchwenkte, ihn reichte und rief: „Ich breite Euer Banner aus, Gott mache Eure Ehre daraus.“

„Mit freudiger Miene empfing es Jener, hielt es hoch im Morgenſtrahl, und trug es zu den letzten der Heerhaufen. Flattern in der Luft ſah ich wieder Herrn Markwart's Farben und Zeichen. Zwei andere Jünglinge folgten dem Banner, ein wenig hinter ihm ſchreitend. Ich ſah meiner vermählten Tochter Züge, die Züge meines Sohnes wieder. Ihre Pferde wurden den Jünglingen zugeführt, ſie ſchüttelten einander die Hände und ſaßen auf; der neue Bannerherr gab das Banner einem ſeiner Ritter; man brachte ihre Helme daher; ſie ſetzten ſie auf, ſie reihten ſich in den vorderſten Zug, behielten den Helmſturz geöffnet, ich konnte noch ihr Angeſicht ſehen, und über ſie wehte hoch das Banner unſeres Hauſes.“

„Da hallte ein wüſtes Getöſe mir im Rücken. Ich ſchaute hinter mich, und aus der Tiefe des fernſten Geſichtskreiſes herauf ſtürmte dunkel ein wildes ausgebreitetes Gewimmel; die Helmgitter vor mir fielen, und entzogen mir den glückſeligen Anblick der Meinen. Die Heereshaufen bewegten ſich, ſchloſſen ſich dichter, und ſteckten die Speere vor. Das Getöſe mir im Rücken wuchs wilder und vielſtimmiger an: ich ſchaute noch einmal hinter mich; ganz nahe heran ſchon ſtürmten ordnungslos, truppenweiſe die Tartaren, mit hölliſchem Geſchrei, mit aufgelegten Pfeilen, von viehiſchem, gräuelvollem Anſehen. Mein Herz verzagte. Die chriſtlichen Heerhaufen ſtanden regungslos. Ich ſah auf meine Kinder, auf unſer Banner, und befand mich in tiefer Stille in den Mauern meines Thurms, in dem einſamen Kerker meines Leibes und Gemachs, der Kunde von den Meinen, ihrem Anblick entzogen.“

„Starkes, angſtvolles Verlangen, den Hergang des Kampfes zu wiſſen, trieb mich nach dem Schlachtfelde; ſtarkes Grauen und Zagen, ihn zu ſchauen, zu hören, hielten mich davon zurück. Die Sonne ſtand über meinem Thurm, und wandelte darüber hinweg und ſank. Lange Schatten zogen über die röthlich glühende Erde. Die Schlacht mußte geſchlagen ſeyn; ich begehrte nur von fern die Heerhaufen zu ſchauen, bei denen meine Nachkommen gefochten, und mir vorüber, herwärts auf freiem Feld, zog eine einzige dünne fliehende Schaar entſtellter, beſtäubter, blutbeſpritzter Männer, auf geiferbedeckten Roſſen. Wenige zerfetzte Banner weheten über ſie; meines Hauſes Banner war nicht mehr darunter. Ich unterſchied Feldzeichen und Rüſtungen genau; ich konnte meine Kinder nicht entdecken.“

„Langſam dahin gingen die Stunden der Nacht Und als das Tageslicht ſtill heraufziehend die Gegenſtände ſichtbar machte, da ſtand ich am Schlachtfelde. Zerwühlt lag die weite Ebene vor mir, daß kein Kraut am Boden mehr lebte, ſchweigend und leer, kein Vogel flatterte drüber hinweg. Von fern ſah ich Leichen von

Männern und Roſſen zerſtreut; hie und dorther klang grauenvoll ein Aechzen durch die Stille. Mich ſchreckte nicht mehr der furchtbare Anblick der Leichen; ich begehrte, ſo ſie hier lägen, bei meinen Sprößlingen zu ſeyn. Und mit Entſetzen und Schmerz fühlte ich von dem wohlbekannten Zuge mich gefaßt, und mitten auf das Schlachtfeld getragen, wo die Erde zerwühlter war, wo die Todten dichter lagen. Ich ſchloß die Augen vor Grauſen und Weh; und ein mattes Aechzen vom Boden herauf drang in mein Ohr, von einer geliebten, wohlbekannten Stimme. Ich ſchaute auf, und dicht vor mir im Grunde lag mein Urenkelſohn, mit geſchloſſenem Viſir, dahingeſtreckt auf ſeinem Banner. Er hielt mit der ſterbenden Hand die Hand ſeines jüngern Verwandten, der neben ihm todt lag mit geöffnetem Viſir; mit unbehelmtem Haupt, auf ſeinem Schenkel, erblaßt, ruhte der jüngſte. Ich warf mich nieder zu ihm, faßte ſeine Hand, löſte ihm Helmſturz und Halsſchienen; da quoll mir ſchwarz entgegen vom Halſe ſeines Blutes Strom. Er ſchlug die Augen auf, drückte meine Hand und war verſchieden. Ich ſchaute über ihn hin, und ſah auch meinen Urenkel, den Herrn des Schloſſes, wie zur Hülfe herbeigeeilt im Kampf, ohnfern von ihm erſchlagen — alle Söhne meines Stammes waren in Schmerzen vertilgt. Mein unverwüſtliches Leben ertrug den Jammer!“

„Die Wehklage aus dem Schloſſe drang bis zu dem Gemache meines Thurmes. Noch einmal hörte ich das Sterbegeläute über meinem Haupte dumpf, unabläſſig ertönen. Eine lange Reihe von Särgen ſchloß in unſerer Familiengruft ſchon dem Sarge abwärts ſich an, in welchem mir zu ruhen beſtimmt war. Die Bewohner flohen aus der Gegend umher; dumpfe Stille trat im Schloſſe ein, Oede und Schweigen breitete ſich aus über das Land, keine Glocke rief zur Andacht, zur Ruh, keine Zeit war mehr Menſchen verkündet. Ich ſah entgegen den Flammen, aufſchlagend von den nordöſtlichen Burgen, mir den Ruin auch unſerer Veſte verkündend, das Gelände überſtrömt von dem gräuelvollen, unchriſtlichen Volk. Das Schreckbarſte ſollte mich nicht treffen. Die Burgen dauerten am Himmelsrand, die Landſchaft füllte ſich allmählig wieder mit den alten Bewohnern, mit Heerden und Geräuſch der Lebendigen an; das Schloß blieb leer und verlaſſen."

„Ich ſuchte nicht mehr die Lebendigen auf. Das Geſchlecht, ſo mit mir dieſe Tage des Entſetzens geſehen, ging vorüber; ich ſah ein anderes, und noch eins und ein drittes erblühen und vergehen. Was damals mich erſchrak, trat allmählig ein, die Umgegend wurde verwandelt. Nur theilweiſe noch dauerten die Burgen und Kirchen meiner Zeit. Wenige Eichen auf den Bergen, die ihre Wurzeln tief in den Felſenkern geſchlagen, ſogen Dauer aus ihm und trotzten der Zeit. Ich lebte mit ihnen, mit der Erde, mit den Geſtirnen, die immer wieder da waren, wie ich. Ihre unzählig oft erblickten Wege am Himmel lernte ich kennen, das Verhalten der Erde zu ihrer Wiederkehr darauf, die Natur des Wolkenzuges; und wie Einer, der oft das Jahr geſehen, weiß, wenn der Baum Augen gewinnt, er werde grünen, die Zeit ſeiner Blätter kennt, und an dem ſich falbenden Laube entnimmt, nun falle es ab, ſo lernte ich an den vielen mir vorübergegangenen Menſchengeſchlechtern, die Dauer der Blüthe, die Zeit des Hinwelkens des Einzelnen, vorausſehen.“

Siebenhundert zwei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Caplan machte an dieſem Abende zum Letztenmale den bisherigen Gebrauch von ſeinem Buche, indem er ſich anſchickte, den Schluß aus den Denkwürdigkeiten der geſpenſtiſchen Matrone von Roſenberg ſeinem Zuhörerkreiſe zum Beſten zu geben:

„Das Schloß blieb über ein Jahrhundert unbewohnt; dann ſchien auch ihm der Umſturz von denen zu drohen, deren Stammhaus es war. Mauern wurden eingeriſſen, Hallen und Kammern, in denen ich gelebt, lagen zerſtört; nur meinen Thurm berührte kein Hammerſchlag. Das Eingeriſſene ſtieg nun aus dem Schutte empor. Weiter wölbten ſich Gemächer und Hallen. In dem Saal, in welchem ich mit Herrn Markwart, zu unſerer Zeit viel Gäſte bewirthet, waren unſere Bildniſſe, die Bildniſſe meiner Kinder und Enkel aufgeſtellt, all der geliebten Hingeſchiedenen der vorigen Tage, und eine Reihe von Bildniſſen Nachgeborner, die ich nicht kannte, deren Anblick viel Mal mein Herz mit der alten immer neuen Luſt erfüllte; mein Blut verleugnete ſeinen Urſprung in keinem Angeſicht ganz.“

„Bei ihrer Betrachtung lebte ungeſtüm in mir das Verlangen wieder auf, ſie im Leben zu ſehen, und zog mich zu ihnen hin. Weit verbreitet in vielen Geſchlechtern ſah ich meinen Stamm. Ich kannte die Namen der Länder, die Städte und Schlöſſer nicht, in denen ſie lebten, ihre Namen nicht mehr. Dann und wann rief wohl ein Wappenſchild mir bekannte Geſchlechter zurück. Ihre Tracht war mir fremd, ihr Geräth, ihre Sprache ſogar war nicht mehr die Sprache meiner Tage. Sie gedachten der meinem friſchen Schmerz kaum Verlornen, als Namen alten Gedächtniſſes. Mein eigenes Schickſal war ihnen eine zweifelhafte Sage uralter Zeit; aber ihre Züge waren dieſelben, der Klang der Stimme derſelbe, die Geberde hin und wieder, die ich einſt ſo lebendig geliebt.“

„Zu dem erneuten Bau kehrten Bewohner zurück, Vater und Sohn. Als nach ihrer Ankunft ich zum erſten Male die Kirche betrat, gewahrte ich Herrn Markwart's Bruſtharniſch, die güldene Spange, die Schaale, meine Gaben, nicht mehr auf dem Altar. Eine Hoffnung, daß die Meinigen ſie zu ſich genommen, und mir wieder ſich näherten, verſetzte mich zu ihnen; keinem meiner Nachkommen habe ich mich jemals ſo nahe gefühlt. Aber der Eingang zu unſerer Familiengruft wurde jetzt vermauert; in einem Schrein davor errichtete man ein Gemälde, worauf ein Theil meines Schickſals abgebildet war. Zur Erklärung deſſelben habe ich das Obige verfaßt, und in getreue Hände niedergelegt; ob eines meiner Kinder, das mich kannte, ſonach das Grauen überwände vor der Gerichteten, freiwillig zu mir käme, mich ans Herz ſchlöſſe und mir gäbe den ſeligen Freudentod, der meine Seele von des Leibes Laſt befreit, und mich vereint mit meinem Herrn und meinen Kindern, denn dieſe Bedingung war es, unter welcher allein mir möglich werden ſollte, einzugehen zur ewigen Ruhe.“

Später hinzugeſetzt — merkte der Vorleſer an — ſchien folgender Schluß der Handſchrift:

„Eine neue Umwandlung und wieder eine, in immer ſchnellerer Folge hat die Gegend meines Schloſſes erlebt. Die Zeit rückt der Verweilenden zuſammen. Mein Thurm dauert, und was darinnen iſt mit mir. Wenn mir ein neuer Sprößling geboren wird, wenn einer ſich vermählt, wenn Jemands Stunde kommt, von der Erde zu ſcheiden, dann trägt der Schwung des Verlangens mich zu den Vorübergehenden hin, mich des mir Geſchenkten zu freuen, Gaben zu ſpenden, zum Abſchied die theuren Züge zu ſchauen, die ich auf Erden ſo nicht wieder ſehe, die ich im Himmel nicht erblicke. Das weiß ich, ſoll mir Erlöſung ſeyn, von meinen Kindern wird ſie kommen; das weiß ich, iſt mir der Tod beſtimmt, den Freudentod werde ich ſterben."

Fräulein Bertha — erinnerte der Caplan, das Buch wieder nach der Rocktaſche führend — war unter dem Leſen der Handſchrift oft von Thränen überwältigt worden. Sie trocknete die feuchten Augen und richtete ſich auf, die bereits zu Stümpchen gewordenen Lichter heller brennen zu machen. Da ſtand ihr gegenüber die Roſenbergiſche Matrone mit in einander geſchlagenen Armen und ſtarr auf ſie geheftetem Blick, und als die Erſcheinung mit einer hohlen, unarticulirten Geiſterſtimme ihr zurief: „Bertha, kennſt Du mich nun?" da mußten alle Zweifel ſchwinden, ſie ſah auf einmal hell, wogegen ſie ſo lange blind geweſen war. Das ſchreckenvollſte Gefühl, das ſich denken läßt, überwältigte ſie, ſie ſank empfindungslos vor dem Bilde der weißen Frau zu Boden.

Die Sonne ging am öſtlichen Himmel herauf und verſcheuchte die Nebel der Nacht. Auch der Mittag kam heran, und das Fräulein ward im Schloſſe noch immer nicht geſehen. Der Baron wurde unruhig, denn er liebte Bertha, wie ſie es verdiente. Man ſagte ihm, man habe bereits alles nach ihr durchſucht, um ihn durch die Nachricht von ihrem Verluſt nicht zu zeitig zu ſchrecken. Was ſollte man denken? Flucht oder Entführung konnte hier nicht in Betrachtung kommen. Wer ſollte die eingezogene Bertha, die faſt Niemand kannte, entführen? Und warum hätte ſie aus den Armen ihres Vaters fliehen ſollen?

Haſtig fragte der alte Herr, ob man in der Librarey geweſen wäre? — Wie konnte man? Der heilig bewahrte Schlüſſel zu dieſem Orte war in ſeinen Händen, auch wagte ſich Niemand von dem Schloßgeſinde, dem bekannt war, daß die weiße Frau dort am häufigſten ihren Aus- und Eingang zu haben pflegte, gern in dieſe Gegend.

Dem Baron ſtellte es ſich plötzlich als ſchreckenvolle Möglichkeit vor, das Fräulein könne ſich des Verbots ungeachtet dort verſpätigt haben, es könne ihr dort irgend etwas zugeſtoßen ſeyn, das hier ſchon Mehrern den Tod gebracht hatte. Daß ſie das Schloßgeſpenſt geſehen habe, ohne es zu kennen, das konnte er ſchon aus ihren geſtrigen Reden muthmaßen, und welche Folgen waren davon zu erwarten geweſen? Mehrere, die hier der ätheriſchen Dame unverſehens begegneten, und aus Unwiſſenheit oder Muthwillen das Geringſte gegen ſie verſahen, hatten bereits ihre Rache empfunden. Herr Peter von Weck, Bertha's verblichener Bräutigam, ſollte, das wußte das ganze Schloß, obgleich Niemand ihr davon ſagte, von einem Anblick der weißen Frau den Tod gehabt haben. Konnte ſeiner Hinterlaſſenen nicht ein Gleiches begegnet ſeyn?

Der alte Herr rang die Hände und weinte wie ein Kind ob dem muthmaßlichen Schickſal ſeiner liebenswürdigen Nichte. Sich Gewißheit zu verſchaffen, oder der Verunglückten vielleicht noch Hülfe zu leiſten, brauchte man nur ſich an den verdächtigen Ort zu verfügen; aber wie viel Ueberwindung gehörte hierzu! Das Schloßgeſinde ſchauderte vor dem bloßen Gedanken zurück, und fürwahr, der Herr fühlte eben ſo wenig Luſt, den Ort noch einmal zu ſehen, wohin er vor einigen Jahren, weil er in ſeinem ganzen Leben das Schloßgeſpenſt noch nicht geſehen hatte, ſich muthig verfügte, und wo ihn der unvermuthete Anblick deſſelben mit einer Eile zurückſcheuchte, davon Bertha noch die Spuren geſehen hatte.

Liebe zu dem guten Fräulein überwand aber jede Bedenklichkeit. Der Schloßcaplan mit dem Kreuz trat vor, ihm folgte der Baron, und nach ihm ging die ganze Dienerſchaft mit allerlei Wehr und Waffen auf beſorglichen Angriff verſehen. Man fand Bertha mehr einer Todten als einer Ohnmächtigen ähnlich auf dem Boden hingeſtreckt. Ohne irgend ein Lebenszeichen von ſich zu geben, ward ſie auf ihr Zimmer gebracht, und es war ziemlich ſpät am Tage, als die Kunſt der Aerzte es dahin gebracht hatte, dem Baron einige Hoffnung für die Geſundheit des Fräuleins einflößen zu können. Sie kam zwar wirklich zu ſich, aber zu matt, um die mindeſte Bewegung machen zu können. Dieſer Schwäche folgten Anfälle von Phantaſien, in welchen ſie mehr von der ſeltſamen Lectüre in der vergangenen Nacht ausredete, als ſich vielleicht mit der hergebrachten Sitte der Geiſterſeher vertrug, doch was man in der Hitze thut, wird einem nicht angerechnet.

Der Oheim ſaß an ihrem Bette und bewachte jeden Anſchein von Beſſerung mit der zärtlichſten Aengſtlichkeit, aber auch dann, als ſie ſchon völlig gerettet hieß, hütete er ſich noch, kühne Fragen an ſie zu thun, oder ähnliche, die er von ihr gewärtig war, zu begünſtigen.

In der erſten Nacht, da Bertha die Rechte einer Wiedergeneſenen, unbewacht zu ſchlafen, genoß, hatte ſie ein Geſicht, davon die neben ihr ſchlummernde Zofe, deren Geſellſchaft ſie für jetzt nöthig hielt, nichts vernahm, und das ſie erſt nach vielen Jahren ihren Freunden mittheilte. Die Roſenbergiſche Matrone ſtand vor ihr, ganz ſo wie ſie ſie geſehen hatte, als ſie ſie noch für eine Sterbliche hielt. „Bertha,“ ſagte ſie, „ich habe Dich geſchreckt, das wollte ich nicht. Wie war's möglich, daß Du bereits ſo vertraut mit mir, dergeſtalt durch meine völlige Kenntniß erſchüttert wurdeſt? Doch Du biſt eine Sterbliche, und ich verzeihe Dir, Du wirſt mich wachend nie wieder ſehen; ich liebe Dich zu ſehr, als daß ich durch meinen Anblick Dein Leben in Gefahr ſetzen wollte; aber um Dich zu ſeyn, und für Dich zu wachen, werde ich nie aufhören. Vielleicht haſt Du einſt durch mich Dein Liebſtes verloren; ich bin Dir Vergütung ſchuldig, und Du ſollſt ſie haben!

Zähle fünfzehn Tage vom Oſterfeſte an, und Du wirſt den zu ſehen bekommen, der Dir den Verluſt Deines Bräutigams erſetzen ſoll.

Bertha erwachte und fühlte ſich merklich geſtärkt, beſonders durch das Verſprechen der weißen Frau, ihr nie wieder wachend zu erſcheinen. Der bloße Gedanke, ein übermenſchliches Weſen, mit welchem ſie ſich ſo gemein gemacht hatte, als ob es ihres Gleichen wäre, wieder zu ſehen, hatte ihr bisher ein Grauen verurſacht und ihre Geneſung verzögert, ſie ſah ſich als eine unglückſelige Perſon an, die ſich unter ihren Zeitgenoſſen bald durch den Namen einer Träumerin auszeichnen würde. Jetzt war ſie durch das Ehrenwort der geſpenſtigen Dame geſichert, ſie konnte ruhig in die Zukunft blicken, riß ſich mit Gewalt von der Erinnerung an die Vergangenheit los, und genas zuſehends. Mit Entzücken ſchloß ſie ihr Oheim wieder friſch und blühend in die Arme, machte mit doppelter Munterkeit die gewöhnlichen Anſtalten zu dem alten öſterlichen Familienfeſte, und Bertha ihrer Seits rüſtete ſich auch, die ihr bei demſelben übertragene Ehrenrolle mit Anſtand zu ſpielen.

Die Geſchichte von dem Abenteuer des Fräuleins hatte ſich, obgleich Wenige die rechte Beſchaffenheit deſſelben vollkommen wußten, doch weit ausgebreitet, und die junge Perſon, welche die Hauptrolle in derſelben ſpielte, war ein allgemeiner Gegenſtand der Neugier und Bewunderung geworden. Es gab einige Neſenbergiſche Vettern, welche die ſchöne Muhme noch gar nicht kannten. Zu dieſen gehörte der Prinz von Brandenburg, der, ſo wie mehrere Fürſten, dem Hauſe des Barons verwandt war. Nebſt drei andern Rittern, die ſein Gefolge bildeten, traf er an dem von der weißen Frau im Traumgeſichte ihrer Günſtlingin bezeichneten Tage auf der Burg ein.

Das Fräulein nahm dies als Loſung an, ſich wieder auf ihr Zimmer zurückzuziehen, und der Einſamkeit zu pflegen, die ſie ſo ungeſtört, wie immer, bei ſolchen Gelegenheiten zu genießen hoffte. — Hätte ſie dem, was ihr die weiße Frau bei der letzten Erſcheinung ſagte, mehr Aufmerkſamkeit geliehen, hätte ſie nachgerechnet, daß es gerade der fünfzehnte Tag nach Oſtern war, als die fremden Herren auf der Burg einritten, ſo würde ſie vielleicht gemuthmaßt haben, daß ſie dieſes Mal wohl auch mit zur Geſellſchaft gehören mußte, wenn ſie heute den ſehen ſollte, der beſtimmt war, ihr die Stelle ihres verblichenen Bräutigams zu erſetzen.

Bertha beweinte ihren erſten Geliebten noch zu redlich, um einen ſolchen Erſatz nur zu wünſchen, auch ſchien ſie dieſen Theil ihres Traumgeſichts ganz vergeſſen zu haben, wie ſie denn überhaupt gern ihre Gedanken von allem losriß, was Beziehung auf die geſpenſtiſche Matrone hatte.

Sie machte dieſesmal ihre Toilette ſo nachläßig als möglich, und ſetzte ſich an ihren Spinnrocken, den ſie bis zur Mittagszeit ohne Ruhe umtrieb, als die

Dirne, die ihr zu Tiſche diente, hereintrat, und indem ie die Tafel bereitete, viel zu erzählen wußte von dem ieben, jungen, ſchönen Prinzen und den drei wackern Rittern, die ihn begleiteten.

Bertha antwortete hierauf wenig, und wollte ſich eben von ihrer Arbeit zu Tiſche ſetzen, als ſie den podagriſchen Schritt des Barons auf der Gallerie hörte, md ihn bald darauf hereintreten ſah.

„Heilige Maria! mein Oheim!“ ſchrie Bertha, ndem ſie ihm entgegen trat, „was kann Euch bewegen, etzt Eure Gäſte zu verlaſſen?“

„Die höchſte Nothwendigkeit, mein Kind!“ — autete die Antwort — „Du mußt Dich entſchließen, unten bei der Tafel zu erſcheinen; ich wollte Dir es elbſt ankündigen; denn mir, denke ich, wirſt Du doch eine abſchlägige Antwort geben!“

„Aber Himmel, mein Anzug!“ rief Bertha, indem ſie in den Spiegel ſah „Dieſes weiße häusliche Gewand! dieſe ungeflochtenen Locken!“

„Ließ ſich das nicht in der Eile ändern?“ fragte er Greis betreten.

„Unmöglich, mein Oheim!“ verſicherte das Fräuein. „Dies brauchte wenigſtens eine Viertelſtunde Zeit, ndeſſen erkaltet das erſte Gericht!“

„Nun ſo komm wie Du biſt!“ ſtürmte der Alte uf ſie ein. „Du findeſt lauter Familie; der Prinz von Brandenburg iſt unſer Verwandter, und ſeine Begleiter, rei Herren von Roſenberg, ſind auch unſre Vettern.“

„Aber, mein Gott! welch eine Forderung?“ rief Bertha verwundert aus.

„Sie baten ſo ſehr um Vergunſt, ihre Muhme zu ſehen“ — entſchuldigte ſich der Baron — ich konnte unmöglich Nein ſagen.“

Glühend vor Schaam über die vernachläßigte Toilette, und unausſprechlich liebenswürdig in ihrer Verlegenheit, trat Bertha an der Seite ihres Oheims in das Tafelzimmer. Man bewillkommnete ſich nach damaliger Sitte, man ſetzte ſich zur Tafel, Bertha war Wirthin; ſie ſprach nicht viel, aber das Wenige gut. Ihr Auge war überall, daß nichts zum Wohlſeyn der Gäſte vernachläßigt wurde, und ſie bemerkte bei dieſer Beſchäftigung nicht, daß dieſe Gäſte, beſonders der Eine keine Augen hatten, als für ſie.

Siebenhundert drei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nach aufgehobener Tafel, ward ein Spaziergang in den Schloßgarten vorgeſchlagen. Bertha mußte bei der Geſellſchaft bleiben, und einer der vier Vettern war immer an ihrer Seite, daher ſich unter dem Schloßgeſinde, dem das etwas Ungewohntes war, die Sage erhub: der Brautkranz ſchwebe über dem Haupte des Fräuleins, und einer der vier Ritter werde ſie ſicher heimführen. Welcher? das war eine große Frage; doch weil Jedermann der guten Bertha die höchſte Ehre gönnte, ſo fiel die Stimme einhellig auf den Prinzen.

Bertha's Herzensthür hatte an dem Andenken des verſtorbenen Geliebten einen Hüter, der nicht ſo leicht zu beſtechen war; ſie verſchloß ſich um ſo feſter, je heftiger man ſie beſtürmte; denn die Höflinge, welche das Fräulein jetzt umgaben, wußten die Kunſt der Minne auf gar feine Art zu treiben.

Der Abend kam heran, und das Fräulein war froh, daß die Gäſte, von denen ſie ſich ſolcher Ueberlaſt nicht verſehen hatte, ihren Abſchied nahmen, und ſie ſich in ihr Kämmerlein zurückziehen konnte. Doch hatte ſie, ehe dieſes geſchehen durfte, noch einen Verweis auszuhalten, wegen ihrer Hartherzigkeit, in welcher, anſpielend auf ihren verblichenen Bräutigam, bewieſen wurde, daß man die Todten vergeſſen und auf das Glück der Lebendigen denken müſſe.

Wer von den vier Vettern, der Prinz oder einer ſeiner Ritter den Baron dergeſtalt in ſeinen Vortheil gezogen hatte, wußte damals noch Niemand, als die dabei intereſſirten Perſonen. Es war aber nicht der blonde fünfzehnjährige Fürſtenſohn, bei welchem jugendlicher Leichtſinn noch überwiegend war, ſondern der ältere Herr von Roſenberg, ein ſtattlicher Ritter, der die Welt geſehen und ſich viel Ehre und Ruhm erworben hatte. Der Prinz hätte ſich zu der ernſten, ſtillen Bertha geſchickt, wie ein Trinklied zur hohen Meſſe. Auch dachte er gar nicht an ſie. Er hatte den Beſuch bei ſeinem alten Vetter nur ſeinem Freunde, Herrn Heinrich von Roſenberg, zu Liebe veranſtaltet, welcher zu denen gehörte, die nach der Bekanntſchaft mit der in Ruf gekommenen Geiſterſeherin ſich ſehnten, theils auch, weil ihn, den Prinzen, der Traumgott unaufhörlich nach Schloß Neuhaus verſetzte, und ihm aus der Hand ſeiner Muhme Bertha bald Kränze, bald Ringe nehmen ließ. Er fand das Fräulein liebenswürdig, aber wie er dazu kam, ſie jede Nacht im Traume zu ſehen, das konnte er nicht begreifen; wachend dachte er wenig an ſie, als wenn Herr von Roſenberg ihn etwa von dem ſchläfrigen Fortgang ſeiner Liebe unterhielt. Dieſe Klagen hörte er überdies ungern, denn er hatte den zarten Minnetrieb noch nicht erfahren.

„Ritter," ſagte er eines Tages, „zur Linderung Eurer Qual wollte ich Euch wohl meine Träume gönnen, ſie malen mir jede Nacht Eure Bertha ſo freundlich, als ich wünſchen wollte, daß ſie Euch erſchien."

„Ach, mein Prinz," antwortete Herr Heinrich, „daß nur nicht etwa meine Gefühle in Eure Bruſt übergehen! Welch einen gefährlichen Mitbuhler würde ich an Euch haben!"

Der übermüthige Jüngling beantwortete dies mit Lachen, und eilte zu ſeinen Pferden, die nebſt der Jagd das Einzige waren, was er mit Leidenſchaft und Beſtändigkeit liebte. Das Anregen zur Reiſe nach Neuhaus, um die ſchöne Bertha zu ſehen, ward immer deutlicher. Voll Unmuth riß ſich der gequälte Jüngling einſt um Mitternacht aus ſolchen Träumen empor, und eilte an's Fenſter. Da ſah er ganz deutlich die weiße Frau, wie ſie ihm oft beſchrieben worden war, ſein Leibroß aus dem Stalle in den mondbeglänzten Hof leiten, bis ſie in einer Ecke verſchwand, da dann das zaum- und zügelloſe Thier mit unerhörtem Toben den Rückweg nach dem Stalle nahm.

Der Prinz weckte ſeine Leute, ſie fanden den Stall verſchloſſen, aber das Pferd ſehr unruhig. Die Klügſten unter ihnen ſchüttelten den Kopf und meinten, die Sache ſey nicht auf die leichte Achſel zu nehmen, es ſey hier gewiß ein Unglück im Anzuge. Die Erſcheinung der weißen Frau habe nie etwas Gutes bedeutet, und es werde dem Prinzen zu rathen ſeyn, am morgenden Tage nicht auszugehen, noch weniger das Roß zu beſteigen, das bei dem nächtlichen Abenteuer irgend etwas von dem Gifte könnte bekommen haben, das ein böſer Geiſt ſchon oft den Roſſen unter den Hafer geſprützt, und dadurch das Verderben ihrer Herren bewirkt hätte.

Das Schrecken des Prinzen über den Anblick des Schloßgeſpenſtes war noch zu neu, als daß er wider das, was ſeine Diener ſagten, etwas hätte einwenden ſollen; er legte ſich mit dem Entſchluſſe, ihrem Rathe Folge zu leiſten, wieder zu Bette, wo ihn bald der Schlaf überfiel, ein feſter, traumleerer Schlaf, der alle Schreckbilder verwiſchte, die ſich ſeiner Seele eingeprägt hatten. Sie dünkten ihm, als er erwachte, nur ein Nachtgeſicht zu ſeyn, und er erhub ſich nach Gewohnheit, um auszureiten. Man ſtellte ihm vor, was er dieſe Nacht ſelbſt geſehen und ſtillſchweigend eingeſtanden hatte. Umſonſt, er beſtand auf ſeinem Sinne. Er beſtieg das Roß, das ſich vor wenig Stunden an der Hand der weißen Frau gebäumt hatte, und das nun geduldig wie ein Lamm daſtand; aber ſobald es die Schloßbrücke hinter ſich hatte, nicht mehr zu zähmen war, und mit verhängtem Zügel einen Weg nahm, dahin der Prinz gar nicht gedachte.

„Es iſt der Weg nach Schloß Neuhaus,“ ſagte der muthwillige Reiter, als ſein Gefährte, Herr Heinrich von Roſenberg, ihm endlich behülflich war, das unbändige Thier etwas zu zügeln. „Es iſt der Weg zu Deiner Bertha; ſetze Dich auf, mein Freund, die weiße Frau hat dieſem Roſſe in der Nacht ein Wort in's Ohr geſagt, das ſeinen Reuter in wenig Minuten nach dem Orte bringen wird, wo ich nichts zu thun habe.“

Der Herr von Roſenberg antwortete hierauf nichts, ſondern rieth dem jungen Uebermüthigen, für heute lieber den Rückweg nach Hauſe zu nehmen, da ja ohnedem das Wetter weder Jagd, noch Spazierritt begünſtige.

Die Warnung fand taube Ohren. Der Herr von Roſenberg verlor bei dem Raſen des Roſſes den unglücklichen Jüngling, ſo ſchnell er ihm auch folgte, bald aus den Augen. Mit Gefahr, ſelbſt zu ſtürzen, ſtieß er ſein eigenes Roß unaufhörlich an, um dem unſinnigen Fluge ſo nahe als möglich zu bleiben. Auf Augenblicke ſah er den Prinzen in der Ferne wieder, der immer im nächſten wieder am Horizonte verſchwand.

Die Burg war jetzt nahe, Roſenberg ſah den Prinzen nicht mehr. Eine Viertelſtunde vor ihm war er bereits bügellos in den Schloßhof gekommen. Der Zügel war nicht mehr in ſeinen Händen, er hielt ſich nur noch an der Mähne feſt. Man ſah ſeine Gefahr und eilte ihm zu Hülfe, aber zu ſpät! Ehe man ſich ihm nur zu nähern vermochte, hatte ihn ſchon das Unglücksroß, das bald darauf zu Boden fiel und den letzten Hauch ausathmete, abgeworfen. Der Unfall geſchah dicht an der großen Stiege. Man hob den armen Jüngling auf, der, ſo erſchüttert er auch war, doch noch begehrte, hinaufgeleitet zu werden. Es war Unmöglichkeit; ein Strom von Blut ſtürzte aus ſeinem Munde. Roſenberg kam zu dieſem kläglichen Schauſpiele. Er faßte ſeinen fürſtlichen Freund in ſeine Arme, der ſich ſchwächlich an ihn lehnte und ihn verſicherte, es habe nichts zu bedeuten, und werde bald vorübergehen. „Leite mich nur hinauf," ſetzte er lallend hinzu, „denn ich werde nicht ſterben." — Er ſtarb demungeachtet noch an demſelben Tage in den Armen einer verzweifelnden Familie, die den jungen Tollkopf liebte, wie er war, und mit ihm alles verloren zu haben glaubte.

Dies war die traurige Geſchichte, die man, ob ſie gleich blos die Folge jugendlicher Unbeſonnenheit war, auf die Rechnung der Roſenbergiſchen Matrone ſchrieb, weil der Verſtorbene dem Herrn von Roſenberg ſeine Träume, die ihn nach Neuhaus riefen, mitgetheilt hatte, und man daraus ſchließen wollte, die weiße Frau habe die Verbindung des Prinzen mit Bertha, ihrer Günſtlingin, zu Stande bringen wollen, aber des Jünglings Kälte gegen das Fräulein habe ihm den Haß und die Verfolgung des Schloßgeiſts zugezogen. Wir aber, welche die geſpenſtiſche Dame lieber nach ihren eigenen, ſchriftlich von ihr hinterlaſſenen Zeugniſſen, die ich Ihnen bereits mitgetheilt habe, beurtheilen wollen, erklären, daß ſie ſolcher Tücke unfähig ſey, und wenden uns wieder zu ihrer Favoritin, dem Fräulein von Neuhaus, welches auf dem Schloſſe des Barons das gewohnte ſtille Leben fortſetzte, ohne ſich durch etwas beunruhigen zu laſſen, als durch die dauernden Liebesverfolgungen des Herrn von Roſenberg, der ſich durch den Mund des Oheims an ſie wandte, um ſie von der endloſen Trauer um ihren ehemaligen Verlobten zu einer neuen Verbindung zu überreden.

Die Wanduhr im anſtoßenden Zimmer mahnte den Erzähler, die Zweifel ſeiner Zuhörer, ob Bertha dem an Jahren ungleich ältern Freier ihre Hand reichen werde, bis morgen rege zu erhalten.

Siebenhundert vier und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage)

Der Caplan bemerkte am folgenden Abend:

Daß Bertha ihren frühern Bräutigam wohl bis an's Ende ihres Lebens beweint haben würde, hätte man ihr die Freiheit dazu gönnen wollen, und hätte ſich nicht das Schickſal eingemiſcht, ihrem Herzen anfänglich Mitleid, und bald nachher eine noch zärtlichere Empfindung aufgenöthigt, die ſo gern aus inniger Theilnahme an des Andern Kummer erwächſt.

Der Prinz war todt, und wurde als ein vornehmer Verwandter, nach Sitte und Herkommen, von dem Roſenberg'ſchen Hauſe betrauert; aber es ließ ſich an, als ſollte man bald noch eine Trauer bekommen. Herr Heinrich von Roſenberg hatte in den beiden forcirten Märſchen, die er wenige Stunden hinter einander ſeinem fürſtlichen Freunde zu Liebe unternahm, ſeine eigene Geſundheit wenig in Acht genommen. Die Ritter konnten damals ſchon weniger ausſtehen, als die Helden früherer Jahrhunderte, und Roſenberg lag ſehr gefährlich an den Folgen tödtlicher Erhitzung. Fräulein Bertha erhielt die Nachricht von ſeiner Krankheit, aber die Urſachen derſelben erfuhr ſie erſt ſpäter; und weil ſie beſorgte, falls Herr von Roſenberg ſtürbe, ſie ſeinen Tod auf ihrem Gewiſſen haben würde, ſo that ſie das Gelübde, wofern der Ritter geneſen würde, nicht ferner die Grauſame zu ſpielen, ſondern zu dem, was er wünſchte, und der Oheim befahl, ja zu ſagen. Sie hatte dieſes Gelübde ſo laut gethan, daß man ſie beim Worte halten konnte, und es war um die Zeit des öſterlichen Familienbeſuches, da Herr Heinrich von Roſenberg, völlig wieder hergeſtellt, eintraf, ihre Hand aus der Hand des Barons zu empfangen.

Das fehlte noch, ſie der alten Einwohnerin dieſer Mauern, der weißen Frau, lieb und theuer zu machen! Auf Schloß Neuhaus war ſie geboren, hier hatte ſie den deutungsvollen Namen Bertha empfangen, hier hatte ſie den größten Verluſt eines zärtlichen Mädchens, nämlich den Verluſt ihres Bräutigams erlitten, das wichtigſte Jahr ihres jungfräulichen Lebens verlebt, nun ſollte ſie auch hier ein Bündniß treffen, das — es mochte nun mit dem Prinzen Bewandtniſſe gehabt haben, welche es wollte — doch wenigſtens jetzt mit dem vollſten Beifall ihrer geiſtigen Patronin beehrt ward. Sie gab ſichtliche Zeichen ihres Wohlgefallens von ſich. Es iſt bekannt, daß dieſes gute, hauswirthſchaftliche Geſpenſt ſeine Geſchäftigkeit nicht blos bei bevorſtehenden Trauerfällen zeigt, um etwa die Leichentücher aus den verſchloſſenen Truhen zu holen, oder die Lichter beim Sarge im Voraus zu ordnen, ſondern auch, iſt in den ihm verwandten Häuſern Hochzeit oder Kindtaufe vor der Thür, ſo giebt es denſelben Lärm mit Schlöſſern und Schlüſſeln. Wie die geſpenſtiſche Matrone immer zu thun pflegt, wenn Hochzeit in der Familie iſt, ſo auch hier; nur machte ſie das Ding zu arg, daß man faſt keinen Schritt auf Treppen oder Sälen thun konnte, ohne Furcht, ihr zu begegnen. Nur der jungen Braut begegnete ſie nie. Das war die Folge ihres gethanen Verſprechens, dem ſie, als eine wahre alte Edeldame, treu blieb.

Es gab Perſonen, welche dem Fräulein riethen, ihr gutwillig zu gehorchen, aus folgender Urſache: Außer den bekannten goldenen und ſilbernen Pocalen, Schüſſeln und Kannen des Schloſſes ſah man auch oft, daß ſie ſich mit Gefäßen von ungeheurer Größe und ſeltener Koſtbarkeit trug, die Niemand zuvor geſehen, und deren einige ſogar mit alten Thalern bis oben an gefüllt waren. Man urtheilte, dies könnten Hochzeitgeſchenke für die Braut ſeyn, wenn ſie nur gleich bei der Hand wäre, ſie von ihrer Patronin zu empfangen; aber Bertha hätte nicht aller Welt Gut um den Preis genommen, ihre ehemalige Geſellſchafterin nur noch einmal zu ſehen. Auch war ihr Bräutigam, der ſo wenig als ſie einen Hang zum Geiz hatte, ſehr wider ein ſolches Wagniß um ſchnöden Gewinſtes willen. Indeſſen ſchreibt ſich von dieſen Zeiten noch die Sage von einem großen Schatze her, der zu Schloß Neuhaus dem glücklichen Finder aufbehalten wird, und deſſen Hüterin die weiße Frau iſt. Wer ſie in der Abend- und Morgendämmerung auf den verfallenen Thürmen der alten Burg wie ein wachſendes Geſpenſt hervorkommen ſieht, und Muth genug hat, hineinzugehen, und ihr auf den morſchen

Treppen nachzuſteigen, der wird mit einigen möglichen Bedingungen die Schätze heben, die damals vielleicht der geliebten Bertha zugedacht waren. Sie erhielt nichts davon, weil ſie nicht ſo viel Herz beſaß, es aus der Hand der geſpenſtiſchen Matrone zu nehmen; nicht einmal ein Pathengeſchenk bekam ſie, als ſie auf Schloß Neuhaus, wo ſie mit ihrem Gemahl, dem alten Baron zu Liebe, ein ganzes Jahr hauſte, ihr erſtes Herrlein gebar. War dies aber der geiſtigen Matrone zu verdenken? Nach des Schickſals Schluß ſollte ihr nur Erlöſung werden, wenn eines von ihren Abkömmlingen Muth genug beſäße, ſich ihr zu nähern, ja ſogar ſie zu berühren, mit ihren Armen zu umſchließen. Von ihrem Schützling Bertha war ſie dieſen Liebesdienſt zu hoffen am meiſten berechtigt geweſen.

Siebenhundert fünf und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Sehr geſchäftig war die weiße Frau in der Wochenſtube, wenn die Kindbetterin ſchlief. Den kleinen Peter von Roſenberg — ſo nannte ihn Bertha nach ihrem erſten Geliebten — ſah man mehrmal auf ihren Armen; auch wußte ſie das Recht der Verwandtſchaft an das Kind ſehr nachdrücklich zu vertheidigen, als ihr einſt die Wärterin daſſelbe kühnlich entreißen wollte, und ſie durch den Spruch: Alle guten Geiſter loben Gott, den Meiſter! zu bannen ſtrebte. „Alſo, Du unwürdige Dirne“ — jammerte das Geſpenſt — „Du verbannſt mich von dieſem Kinde? Wiſſe“ — ſetzte ſie hinzu — „daß es aus meinem Stamme, und durch deſſen nach einander erzeugten Kindeskindern aus meinem Geblüt herkommt. Deshalb ſollteſt Du mir alle Deiner gnädigen Frau gebührenden Ehren erweiſen, denn nicht ich bin die Fremde, wohl aber Du, die erſt ſeit geſtern einen Fuß in dies Schloß geſetzt hat. Doch nun muß ich gehen. Weh Dir, ſo Du dieſes Kind nicht ſorgſam warteſt. Wofern Du aber achtſam biſt, ſoll es zu Deinem Vortheil ſeyn, und wenn das Kind einſt erwachſen iſt, ſage ihm, wie ich ihn geliebt, und wie ich aus dieſem Theile der Wand ſtets zu ihm zu kommen pflegte, wohin ich jetzt wieder zurückkehre.“

Nach dieſen Worten verſchwand ſie in der Wand, und ward ſeitdem nicht wieder auf den Roſenbergiſchen Schlöſſern geſehen. Peter Wock, als er herangewachſen, und ſolches von ſeiner Amme erfuhr, ſann lange nach, warum die weiße Frau aus jener Wand zu ihm zu kommen pflegte. Endlich ließ er nachgraben, und fand, wie ich ſchon im Eingang meiner Erzählung erwähnt hatte, einen großen Schatz daſelbſt.

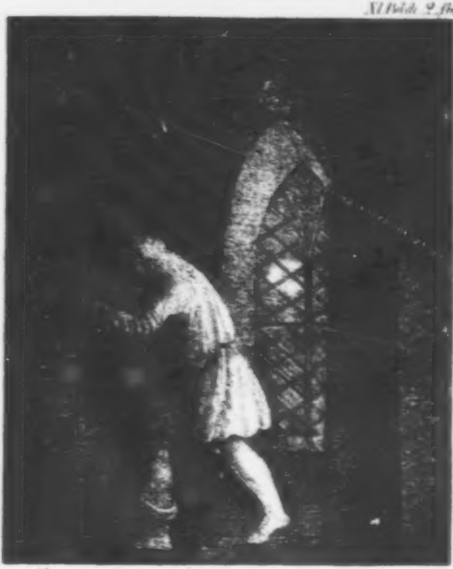
Nachdem nun die weiße Frau auf ſolche Weiſe durch eine ſchlechte Dirne von ihren letzten Nachkommen in Böhmen vertrieben worden, wandte ſie ſich dem Hauſe Brandenburg zu, welches mit den Roſenbergs durch Bande des Blutes ſeit Jahrhunderten verſchwägert war; denn der Churfürſt Joachim II. wußte auf unbegreifliche Weiſe alle Sterbefälle in ſeiner Familie vorher, weil er damals ſchon die Erſcheinung der weißen Frau zu deuten wußte. Erſt im Jahre 1598, bei dem Tode des darauf folgenden Churfürſten Johann Georg, fing man allgemein an, die weiße Frau als Todesbotin zu betrachten; denn ſie wiederholte auch ihr Erſcheinen vor dem Tode des Churfürſten Johann Sigismund. Im Jahre 1667 ſah man die Geſtalt im Schlafzimmer der Churfürſtin auf einem Seſſel, als ob ſie ſchriebe; als die Fürſtin ſelbſt gekommen, habe ſich das Geſpenſt verneigt und ſey bald darauf verſchwunden. Kurz darauf ſtarb die Churfürſtin Luiſe Henriette. Ein Jahr vorher, ehe der große Churfürſt ſtarb, wollte ſie der Hofprediger Brunſenius geſehen haben, als er Sonntags zur Predigt auf's Schloß ging; er hatte ſich Tag und Stunde genau gemerkt, und gerade an demſelben Tage des darauf folgenden Jahrs ſey der Churfürſt mit Tode abgegangen. Friedrich I. rief eines Tages: „Ich habe die weiße Frau geſehen, ich muß ſterben!“ und bald nachher erfolgte ſein Tod. Vor dem Tode Friedrichs des Großen erſchien ſie ebenfalls. In der Nacht des 17. Auguſt 1786 ſaß der Militärwundarzt Cosmar, welcher Aſſiſtent des Regimentsarztes Engel und oft um den König war, auf ſeinem Zimmer und ſchrieb ſeine Zweifel über die Wirklichkeit von den Erſcheinungen der weißen Frau an ſeine Geliebte Caroline nieder. Die Wohnung, welche ihm zum Aufenthalte diente, galt ſeit Jahren für den Lieblings-Schauplatz der weißen Frau. Das Zimmer mit ſeiner finſtern Ausſicht in den engen Hofraum und auf den öden Thurm und das verfallene Gemäuer, die alten verwitterten Tapeten und vermoderten Fenſtervorhänge ſchienen ganz zu einem Aufenthalte von Geiſtern geeignet zu ſeyn. Unter den Gemächern befanden ſich alte Keller, Gänge und Gewölbe, verfallene morſche Treppen in alterthümlichen Geſchmack.

Einige Secunden blieb es ſtill, dann hörte der Schreiber etwas an der Thüre rauſchen und zu Boden ſinken. Er öffnete die Thür, und ſah eine weiße Frauengeſtalt vor ſich liegen. Es war — ſeine Caroline.

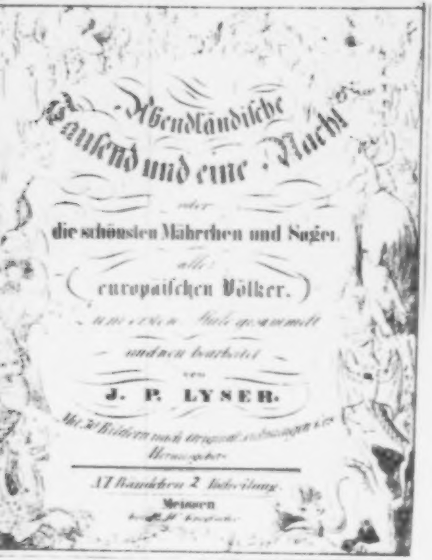
Als die Dame in ſeine Stube getreten war, geſtand ſie, daß ſie ſeine Schrift über die weiße Frau an vorigen Abend geleſen und ihn habe auf die Probe ſtellen wollen. Ein Badekleid und Schleier gab ihr das Anſehen der weißen Dame. Zwar habe ſie ein entſetzliches Grauen empfunden, als ſie ſich ſelbſt im Spiegel geſehen, dennoch habe ſie ihre Wanderung begonnen, und alle Wachen wären entſetzt vor ihr zurückgewichen. Da ſey ihr im langen Gange eine weiße Geſtalt entgegengekommen, habe den Schleier gelüftet und ſie mit Grabesblick angeſchaut. Was weiter geſchehen, wußte ſie nicht. — Wenige Stunden darauf ward dem Kronprinzen der Tod des Königs angekündigt. Caroline ſtarb Morgens um 5 Uhr am 18. Auguſt 1786.

Ende der erſten Abtheilung des elften Bandes.

XI Bild. 2. Bd



Daniel.



Abendländische Tausend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäischen Völker.

zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Original-Zeichnungen des Herausgebers.

XI Bändchen 2 Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche.

1952.1440

Siebenhundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

„Es liegt doch etwas Eigenthümliches in den Sagen von einer weißen Frau als Todesbotin“ — bemerkte Eduard — „als ich im Jahre 1836 Italien bereiſete, erzählte man mir, daß in der Landſchaft Inſubrin drei vornehme Geſchlechter lebten, nämlich das Torelliſche, Püſche und Gonzagiſche Haus, in welchen Familien, ſo oft Jemand mit Tode abgehe, jedesmal etliche Tage vorher in dem Zimmer, wo die Leiche liegen ſoll, eine Frau ganz ſchneeweiß gekleidet erſcheine. Man glaubt daſelbſt, daß eine aus dieſem Hauſe des Ehebruchs beſchuldigt, und deßhalb in weißer Leinwand eingewickelt, vom hohen Schloß geſtürzt worden ſey.“

„Eine Verwandte von der Matrone zu Roſenberg würde in der Italienerin wohl nicht zu vermuthen ſeyn,“ lächelte der Freiherr, „weil, wenn ich nicht irre, die weißen Frauen, wie die weißen Katzen in jedem Klima anzutreffen ſeyen, denn neulich las ich in der Zeitſchrift, das Ausland *), folgendes Ereigniß, woraus zu erſehen, daß dieſe Geſpenſterſorte auch jenſeits des Continents zu haben iſt. Ich erzähle es, wie es ſich in meinem Gedächtniſſe erhalten hat. Eine Lady Fanſchawe hatte die Lady Honor O'Brien, die jüngſte Tochter des Grafen von Thanood mit einem dreitägigen Beſuche erfreut gehabt. Erſtere berichtet nun, wie ſie in der erſten Nacht einen großen Schreck gehabt, weil in dem Zimmer, wohin ſie geführt worden war, ſie ungefähr um drei Uhr durch eine Stimme erweckt worden ſey, und als ſie den Vorhang hinwegzog, wollte ſie beim Mondſchein eine Frau in der Fenſtervertiefung bemerkt haben, weiß gekleidet, und von bleichem, geiſterhaftem Anſehen. Sie ſah zum Fenſter hinaus, und ſagte laut mit einem Tone, wie die Lady ihn nie gehört: „Ein Pferd, ein Pferd, ein Pferd!“ worauf die Geſtalt mit einem Seufzer, der eher dem Winde als menſchlichem Athem glich, verſchwunden war. Die Dame war über die Erſcheinung dermaßen erſchreckt, daß ihr das Haar zu Berge ſtand, und ihr Nachtzeug herabfiel. Sie ſchüttelte ihren Gemahl, welcher während der Zeit geſchlafen hatte, aber ſehr verwundert war, ſeine Frau in ſolcher Angſt zu finden, noch mehr aber, als ſie ihm die Urſache ihrer Aufregung erzählte und das offene Fenſter zeigte. Keines von Beiden ſchlief mehr dieſe Nacht; gegen 5 Uhr kam die Dame des Hauſes und

---

*) Jahrg. 1829. Nr. 314.

ſagte, ſie ſey die ganze Nacht nicht im Bette geweſen, weil einer ihrer Vettern aus dem Hauſe O'Brien, deſſen Vorfahren das Schloß beſeſſen hätten, gewünſcht habe, daß ſie auf dem Zimmer bleibe, um zwei Uhr ſey derſelbe geſtorben. Sie ſetzte hinzu: „Ich wünſche, daß Ihr nicht beunruhigt worden ſeyn möget, denn es iſt in dieſem Hauſe gewöhnlich, daß wenn Jemand aus der Familie auf dem Sterbebette liegt, die Geſtalt einer Frau jede Nacht am Fenſter erſcheint, bis er todt iſt. Dieſe Frau war vor alten Zeiten durch den Herrn des Schloſſes guter Hoffnung geworden; er aber ermordete ſie in ſeinem Garten, und warf ſie in den Fluß, der unter dem Fenſter hinfließt. Ich dachte nicht daran, als ich Euch hierher quartierte, es iſt das beſte Zimmer im Hauſe.“ — Ihre Gäſte aber erwiederten wenig auf den Beweis ihrer Güte, ſondern entſchloſſen ſich, baldmöglichſt abzureiſen.

„Schwer iſt zu ermitteln, in welchem Lande ſich zuerſt der Glaube an eine weiße Frau als Todesbotin gebildet habe“ — nahm der Caplan wieder das Wort — „ſo viel iſt jedoch gewiß, daß das Gerücht, welches man ſich in Berlin von dem dortigen Schloßgeſpenſt erzählt, als ſey die Wandlerin ehedem eine Gräfin Orlamünde geweſen, welche nach dem Tode ihres Gemahls Otto I. ihre Augen auf Albrecht den Schönen, Burggraf von Nürnberg geworfen habe, und weil dieſer ihre Hand unter dem Vorwand abgelehnt, daß ſie ſchon zwei Kinder aus der frühern Ehe hätte, ſie den ſchlafenden Kleinen den Tod gegeben, und darum ſie zur Strafe der ewigen Ruhe beraubt worden ſey, iſt grundfalſch, eben weil die Berliner geſpenſtiſche Matrone, wie Sie bereits wiſſen, jene Roſenberg'ſche Dame war, was durch Familienarchive bezeugt wird. Denn ein Gelehrter jener Zeit wurde abſichtlich nach Böhmen geſchickt, um ſich von dem wirklichen Vorhandenſeyn des Geſpenſtes auf ſeinem Urſitze zu überzeugen. Die weiße Frau ließ auch nicht auf ſich warten, denn kaum war der Geiſterſeher in einem Flecken angelangt, wo die Roſenbergs ein Schloß hatten, als er ſchon auf dem Markte, nnd zwar bei hellem Mittag, an dem Fenſter eines alten verfallenen Thurmes ſie erblickte. Sie war, wie jener Magier, nach dem Zeugniſſe des Johannes Riſt, in ſeinem „geheimen Schatzkämmerlein" erzählt, weiß gekleidet, mit zurückgeſchlagenem Wittwenſchleier, daß man ihr mildes Antlitz gar wohl zu erkennen im Stande war. Der Magier erkundigte ſich dann bei den Umſtehenden, ob dies auch wirklich die berühmte weiße Frau ſey, von der man ſich ſo viel erzählte. Alle beſtätigten dies, und fügten zur Beglaubigung hinzu, was ſie wußten. Als ſie aber während ihres Redens ſtets mit Fingern auf die Erſcheinung deuteten, ward dieſe allmählig bläſſer, bis ſie endlich verſchwand. Der Magier unterſuchte hierauf den Thurm, aber alle Treppen, Gänge und Geſchöſſe waren zerfallen. Berengar, alſo nennt Johannes Riſt den Gelehrten, der Magie wohl kundigen Reiſenden, ließ ſich hierauf das Schloß zeigen, und betrachtete die Familienbilder gar aufmerkſam. Eines derſelben, eine edle Matrone in Wittwenkleidern, feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit gar ſehr, denn es glich auf ein Haar jener weißen Geſtalt im Thurmfenſter. Er ließ es daher abnehmen und reinigen, und fand die Inſchrift darauf; „Perchta, Gräfin von Roſenberg.“ Auch die Schloßbewohner, welche die weiße Frau bereits hinlänglich kannten, fanden ihre Aehnlichkeit mit dem Bilde höchſt überraſchend. Der Magier aber behauptete, ſie ſey ihm nur deßhalb im Thurmfenſter erſchienen, um ihn auf ihren Urſprung hinzuleiten. Daß ſie bald Perchta, bald Bertha geheißen worden, iſt in jener unorthographiſchen Zeit nicht auffallend, — ſchloß der Caplan ſeine Beweisführungen — ſprach man doch auch den Namen Robert bald Rupert, bald Ruprecht aus, und Albert wird ja noch heutzutage Albrecht genannt.“

Hier endete der Caplan ſeine Mittheilungen über die weiße Frau zu Neuhaus.

Siebenhundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

Heute erzählte Alma:

Schloss und Waldwieſe.

(Ein Mährchen.)

Tief im Tannenwalde lag vor langen, langen Jahren eine kleine, reinliche Hütte, einem armen Manne, zugehörig, welcher ſich nebſt die Seinen durch allerlei Handarbeiten, als wie Holzfällen, Körbeflechten und dergleichen ehrlich ernährte. — Sein Weib, Martha, beſorgte den kleinen Haushalt, ließ ihre Kuh und zwei muntere Ziegen auf der Waldwieſe graſen, und ſuchte Beeren, Tannzapfen und Waldblumen, um ſie theils in ihrer Wirthſchaft zu brauchen, theils zu verkaufen. Von den Blumen band ſie zierliche Kränze, und trug ſie mit den ſchönſten Erdbeeren auf das zwei Stunden entfernte Schloß, welches der Fürſt des Landes mit ſeiner Familie und ſeinem Hofſtaate zu dieſer Zeit bewohnte. Ihr Mann Nikolaus galt für durchaus ehrlich, und war wegen ſeiner Munterkeit in der ganzen Umgegend gern geſehen: er wurde bisweilen, wenn ein des Weges kundiger und ehrlicher Bote gebraucht wurde. auf das Schloß beſchieden und verſchickt, und dieſe Ausflüge gaben den Stoff zu ſeinen Abendunterhaltungen mit ſeiner Margarethe.

Hatte Margarethe während der Abweſenheit des guten Mannes gezagt und gebetet, war ſie mehrmals vergeblich nach allen Richtungen des Waldes gegangen, den Namen Nikolaus rufend; ſo fand ſie ſich dann auch durch ſeine Rückkehr und die vielen Geſchichten und Beſchreibungen deſſen, was er geſehen, reichlich für die gehabte Angſt entſchädigt. So lebten Beide in Frieden und Einigkeit fort, Margarethe kannte nichts als den nächſten Weiler, in dem ſie geboren war, und das Schloß, und ihr Mann, der ſchon oft wohl acht Meilen in der Runde geweſen, galt bei ihr für einen gereiſten Mann.

Eines Abends, als die beiden Eheleute in der kleinen Hütte ſaßen, er mit Korbflechten, ſie mit Spinnen beſchäftigt, klopfte es an die Thüre, und auf Nikolaus freundliches „Herein!“ das er jedem Anklopfenden zurief, denn er wußte, bei ihm war wenig zu holen, und ſeinen Knotenſtock verſtand er zu ſchwingen — trat ein Mann in einfacher aber paſſender Tracht herein, dem ein junges Frauenbild folgte.

„Guten Abend, gute Leute! Wolltet Ihr uns wohl eine Nacht beherbergen?“ ſagte der Mann freundlich zu Nikolaus, und nahm auf deſſen herzliche Einladung am Kamin Platz.

Frau Margarethe bereitete das Mahl, und heftete von Zeit zu Zeit gutmüthig forſchende Blicke auf das junge Frauenbild, welches ihr in ſeiner bunten, flatternden Kleidung gar wohl gefiel. Weiche, blonde Locken fielen auf ihre Schultern, das blaue Auge ſchaute bald unſtät, bald träumeriſch umher, um ihren Mund ſchwebte ein feines Lächeln, und haſtig griff ſie nach einigen heißen Erdäpfeln, um der Frau beim Schälen Hülfe zu leiſten.

Während dem betrachtete Nikolaus den Fremdling, deſſen Antlitz weder jung noch alt zu nennen war; ſeine Augen verkündeten Feuer und Scherz, die Stirne Nachdenken, der Mund milde Wehmuth; die Kleidung des Mannes war wie ſein Antlitz fein, und je länger Nikolaus den ganzen Mann beobachtete, deſto mehr Anziehendes fand er an ihm.

„Wahrlich, Freund,“ rief die Fremde ihrem Begleiter zu, „ich finde das Leben im Walde recht angenehm, faſt zuträglicher, wie in Städten und Schlöſſern, und dieſe Abgeſchiedenheit, das Dunkel um mich her, durch nichts erhellt, als durch das flämmernde Lämpchen aus der Hütte, ſagte mir zu und nöthigte mich zum Verweilen; Freund, bleiben wir hier!“

Der Angeredete lächelte und ſprach: „Wo, Du Unſtäte, fändeſt Du lange Ruhe? Biſt Du nicht bald im Schloſſe; bald in der Hütte, im Tanzſaale und im grünen Hain? Ich meines Theils weile oft und gern bei ſo harmloſen Leuten, und während Du da und dort herumſchweifſt, und jeden Raum zu enge findeſt, bin ich am liebſten heimiſch in der Tiefe des Herzens, bis mir die Luſt ankommt, verkörpert umher zu wandeln."

Die guten Wirthsleute ſahen einander an und lächelten über die ihnen unverſtändliche Rede; Frau Margarethe nöthigte zum Mahle, Nikolaus ſprach das Tiſchgebet, und alle Vier ſaßen vergnügt an dem einfachen Tiſche und ſchmauſeten die Kartoffeln mit beſſerem Appetit, als mancher Reiche ſeine Paſteten.

„Höre," ſagte die Fremde nach der Mahlzeit zu ihrem Gefährten, „ich habe allerhand Wunderliches im Sinne, und Du ſollſt ſehen, daß ich, obgleich nur ein Weib, diesmal einen Streich ſpiele, der loſer ſeyn ſoll, als Dein letzter, wenn nicht — ach, Du weißt, ich denke Alles ſo ſchön, und ſchaffe es dann nicht ſo."

„Hui," ſagte der Mann, „ich will Dir Deine Macht nicht ſtreitig machen, ſo lange Du es nicht wagſt, mir nachzuahmen, aber was Du langſam ausſpinnſt, ſchlage ich mit einem Worte nieder, wenn es mir nicht gefällt, und alle Deine ſchwärmeriſchen Pläne will ich zur vernünftigen Wirklichkeit geſtalten, Dir zum Aerger."

Die Jungfrau lachte und der Fremde auch, und ſprach noch: „Siehſt Du, über das, was Dich doch verdrießet, lachſt Du, es iſt doch höchſt komiſch, ſolch einen Zorn an Andern wahrzunehmen!"

Als endlich Frau Margarethe vor Müdigkeit nicht mehr die Augen auf zu erhalten vermochte, zündete ſie einen langen Kienſpan an, und erſuchte die Fremde, ſich mit ihr in das anſtoßende Behältniß zur Ruhe zu begeben. Mit hellem Auge und freundlichem Lächeln folgte ſie der Frau, während ihr Begleiter ſich gutmüthig neben Nikolaus auf der Streu, die dieſer bereitet hatte, niederließ.

Siebenhundert acht und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als am andern Morgen in der Dämmerung Margarethe das Frühſtück beſorgte, ſtand ihr der Fremde traulich bei, ſpaltete Holz und ſchürte das Feuer an. Nikolaus aber ſchickte ſich an, wieder hinaus in den Wald zu gehen an ſeine Arbeit. Die gute Frau erſtaunte nicht wenig, als ſie die Fremde nicht mehr fand, die ſie zum Frühſtück rufen wollte; nur ein buntes Band hatte ſie zurückgelaſſen, das Margarethe traurig den Männern zeigte.

„Seyd unbeſorgt um das flüchtige Weſen,“ ſagte gutmüthig der Fremde, „wer weiß es, wo ſie jetzt umherſchweift; ich treffe ſchon wieder mit ihr zuſammen, und ſie kehrt auch wohl wieder einmal bei Euch ein. Nun aber lebt wohl, lieben Leute, ich danke Euch von ganzem Herzen und werde Euch nie vergeſſen.“

„Wir Eurer auch nicht, beſonders meine Margarethe nicht, welche ſelten einen Fremden ſieht.“ —

„Und das Frauenbild kann ich gar nicht vergeſſen,“ unterbrach ihn die Frau.

„Aber,“ fiel ihr wieder der Mann in's Wort, „ſollen wir nicht wenigſtens in Gedanken, und wenn wir von Euch reden, Euch nennen können?“

„Meine Begleiterin iſt meine Freundin Fantaſie, die ſonſt ein mächtiges Reich beſaß, und jetzt flüchtig lebt; ich? — Gute Leute, mich nennen ſo Viele bald Diener, bald Herr, und jagen mir nach, daß ich mich nicht einmal gern bei dem Namen nenne, der zum Schilde mancher Albernheit dienen und ſie adeln ſoll; doch Euch kann ich ihn nennen. Ihr mißbraucht ihn gewiß nicht, Euch iſt er nur Name — mein Vater war der Scherz, meine Mutter das Leid, und ich bin ihr Sohn, Humor genannt.“

Hierauf ſchüttelte Humor den beiden Eheleuten treuherzig die Hand und ſagte zur Frau: „Und Euch beſchere der Himmel in dem Kindlein, das er Euch zugedacht, ein recht wohlgebildetes und heiteres; führt mich und meine Begleiterin eben der Weg vorbei, ſo wollen wir Gevatter ſtehen.“

Einen harten Thaler fand der Wirth auf Humors Platze, ſichtlich für ihn beſtimmt, auch ſchob er das blanke Metall behaglich in die Taſche, die Frau ſchlang das bunte Band um ihr ſchwarzes Haar und ſetzte ſich, als der Mann nach dem Walde gegangen war, zum Rocken.

Der Wind brauſte durch die Wipfel der Bäume und heftiger Regen ſchlug an die kleinen Fenſter der Hütte, in welcher Frau Margarethe ſchlummerte, neben ihr in einem Körbchen lag ein munteres, neugebornes Mägdlein, und ſaugte an ſeinen roſenfarbenen Fingerchen halb ſchlafend. Die alte Wärterin, welche Nikolaus für ſein Weib auf einige Tage aus dem Weiler geholt hatte, nickte gleichfalls am Kamine, und der Mann war nach dem Schloſſe gegangen, denn ſo ungern er ſein Weib jetzt verließ, ſo mußte er doch dem Gebote des Hofkoches nachzukommen Folge leiſten, denn es leuchtete ihm ein, daß er jetzt mehr verdienen müſſe als früher.

Die Wöchnerin bewegte ſich unruhig, lebhafte Träume ſchienen ihr Lager zu umſchweben, mehrmals ſtreckte ſie die Hand nach dem Körbchen aus, in welchem das Kind ſchlummerte, ſie ſchien mit jemand zu ringen, der es ihr vielleicht zu entreißen dachte, endlich ſchrie ſie laut auf: „Mein Kind!“

Die Wärterin erwachte zugleich mit der Wöchnerin bei dieſem Schrei.

„Mein Kind, mein Kind, es hat es mir jemand geholt, und ein Wechſelkind, ja einen abſcheulichen Wechſelbalg in das Körbchen gelegt!“ ſtöhnte die Frau.

Ein Kreuz ſchlagend trat die Wärterin ſcheu zum Körbchen, doch bald verwandelte ſich ihre ängſtliche

Miene in eine freudige, denn ſtatt des gefürchteten Wechſelbalges ſchlummerte wie früher ein allerliebſtes Mädchen in dem Körbchen. — Als ob es jetzt anders ausſähe, wie vorhin, kam es der Wärterin auch vor, aber ſie beſtritt dieſe Bemerkungen der Mutter kräftig, behauptete auch gegen den zurückkehrenden Vater, das Kind habe ſchon früher blaue Augen und ein kleines Mal an der rechten Wange gehabt, und hätte es wirklich ein böſer Geiſt verwechſeln wollen, ſo würde er nicht ein ſo hübſches Kind, ſondern ſicherlich ein recht abſcheuliches Ungethüm an des Kindes Platz gelegt haben.

Endlich beruhigten ſich die Aeltern, das Kind wurde getauft und nach der Mutter Margarethe genannt. Es hatte Glück in das Haus gebracht, denn an ſeinem Geburtstage war die Fürſtin von einem Töchterlein entbunden worden, und hatte, als ſie Margarethens Niederkunft erfuhr, da ſie ihr gnädig war, dem Kinde und der Wöchnerin ein Geſchenk machen laſſen. Nun ſetzte Nikolaus die Hütte beſſer in den Stand, kaufte noch eine Kuh, einen großen Hund, welcher unterwieſen wurde, das Kind, welches eine Wiege erhielt, zu wiegen, und ſo lebten denn die Waldbewohner glücklich, ſich an dem Gedeihen des Kindes erfreuend.

Siebenhundert neun und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Mehrere Jahre waren Nikolaus und ſeinem Weibe dahingeſchwunden, Gretchen blieb ihr einziges Kind und wurde von den Aeltern über Alles geliebt; ſie war auch ſo blond und fein, wie eine kleine Prinzeſſin, und Jeder, welcher das Kind ſah, wunderte ſich über deſſen Grazie und Anſtand, und ward nicht müde, es zu loben. Die Mutter freute ſich darüber, aber ſie ſeufzte auch oft, denn Gretchen bezeigte zu keiner Handarbeit Luſt, und war, obgleich herzensgut, doch eigenwillig und verſchloſſener, als Kinder zu ſeyn pflegen. Stundenlang ſetzte ſie ſich auf die Waldwieſe, und die Mutter belauſchte oft ihre wunderlichen Selbſtgeſpräche, die Hausthiere waren dieſem nach Gretchen's Dienerſchaft, und die Bienchen, die in Sonnenſtrahlen umherſchwärmten, ihre Geſellſchafterinnen. — Sie ſchmückte ſich mit Blumen, ging ſtolz auf und nieder, oder ſtieg auf den Vorſprung eines Felſens, den ſie Ihren nannte, und gab von da aus den Bäumen und Waldvögeln Befehle.

Immer mußte die Mutter oder der Vater ihr von der Pracht des Schloſſes, von dem ſchönen Garten erzählen, von den herrlichen Sälen, welche die Aeltern bei großen Feſten geſehen, wenn ſie des Abends mit Gretchen vor der Hütte ſaßen.

Eines Tages bat ſie die Mutter inſtändigſt, ſie mit auf das Schloß zu nehmen, bis dieſe einwilligte. Mit freudeſtrahlendem Blicke betrachtete Gretchen das Schloß, ſobald ſie es von fern erblickte, jubelnd betrat ſie den ſchönen Garten und mit Wohlgefallen die breite Treppe, welche zu dem Gemache des Küchenmeiſters führte, der freundlich der wohlbekannten Frau Margarethe die köſtlich duftenden Erdbeeren abnahm, und ihr dafür die Zahlung einhändigte. — Neugierig blieb Gretchen vor der Küche ſtehen, in welcher der Koch und ein Dutzend Gehülfen geſchäftig umhergingen; einen ſehnſüchtigen Blick warf ſie im Vorbeigehen in ein halb geöffnetes Prunkzimmer, und bat die Mutter, nur noch einmal mit ihr den herrlichen, an köſtlichen Blumen reichen Schloßgarten zu beſuchen.

Eben ging die kleine Prinzeſſin Adelgunde im Garten ſpatzieren an der Seite ihrer Hofmeiſterin, ohne eine Geſpielin ihres Alters. Sobald ſie das kleine Mädchen ſah, ſprang ſie auf ſie zu und reichte ihr das Händchen. Frau Margarethe bückte ſich tief vor der muntern, braunäugigen Prinzeſſin, die ſie lieber an ihr Herz gedrückt und recht abgeküßt hätte, während Gretchen ohne alle Scheu ſich mit der kleinen Prinzeſſin unterredete. Auch ſie hatte keine Geſpielin und war ganz glücklich, einem Kinde ihres Alters von ihrer Hütte, ihrer ſchönen Wieſe und den bunten Käferlein erzählen zu können.

Die Hofmeiſterin wollte die Prinzeſſin, die man wegen ihrer dunklen Färbung und ihres munteren Weſens eher für ein Bauermädchen, als für ein Fürſtenkind halten konnte, entfernen; aber der Fürſt, welcher von einem Fenſter des Schloſſes den beiden Kindern zuſah, winkte ihr, ſie nicht zu ſtören.

„Ach, wie ſchön mag es bei Dir im Walde ſeyn, in der kleinen Hütte, wo Du nach Gefallen ſpielen kannſt, auf der Wieſe bei den luſtigen Thieren; Du biſt recht glücklich, ich muß immer im Schloſſe bleiben, in den Zimmern, die ich ſchon tauſendmal geſehen habe, und muß mit Puppen ſpielen, die ſich nicht von ſelbſt bewegen können, noch ſo lieblich ſingen, wie Deine Waldvöglein.“

„Und ich,“ ſprach eifrig Gretchen, „ich möchte in einem ſolchen Schloſſe wohnen, ſo ſchöne Kleider von Seide tragen und mich ſo bedienen laſſen — ich habe nur eine Hütte, ein wollenes Kleidchen, und auf meinen Ruf kommt nur unſer braungefleckter Hund.“

Endlich nahm Frau Margarethe ihr Töchterlein bei der Hand und dankte noch tauſendmal der Prinzeſſin für den ſchönen Blumenſtrauß, den dieſe aus ihrem Gürtel genommen und der Frau gegeben hatte.

Gretchen aber plauderte unaufhörlich von dem Schloſſe, von der Prinzeſſin, und ſaß von nun an länger als früher auf der Waldwieſe.

Siebenhundert und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Heute ſetzte Alma ihre Erzählung fort:

Wieder waren einige Jahre vergangen; Gretchen war ein hübſches, ſchlankes Mädchen geworden, die Mutter wurde nicht mehr die ſchöne, ſondern die gute Margarethe genannt, und der Vater flocht keine Körbe mehr, noch ſpaltete er Holz. An der Stelle, wo ſonſt die Hütte geſtanden, ſtand jetzt ein ſtattliches Häuschen mit einem Hirſchgeweih, und in dem Wohngemache ſah es jetzt gar freundlich aus, auch hatten ſie noch ein ſchöneres.

Nikolaus hatte vor zwei Jahren dem Fürſten auf der Jagd das Leben gerettet, und weil bald nachher der alte Förſter des Waldes ſtarb, ernannte der Fürſt ſeinen Retter zu deſſen Nachfolger. Da dieſer das Plätzchen, wo die Hütte ſtand, ſo ſehr liebte, ließ er ihn auf demſelben ein Häuschen bauen, die Umgebungen blieben dieſelben, und Gretchen hatte ihre Waldwieſe noch ſo nahe wie ſonſt.

Ein hübſcher, junger Burſche meldete ſich bei Nikolaus, ihm als Jägerburſche zu dienen, und wurde wegen ſeines freundlichen, ehrlichen Geſichts ſogleich angenommen. Die Alten liebten ihn bald wie einen Sohn, nur Gretchen war ein wenig ſtolz gegen ihn, und verlangte bald dieſe, bald jene Dienſtleiſtung von ihm.

Eines Abends ſaßen alle vier Bewohner des Häuschens im warmen Stübchen, da pochte es an die Thüre und Nikolaus hieß Anton, den Jägerburſchen, nachſehen, wer käme, und den Fremden, ſähe er unverdächtig aus, einlaſſen.

Bald öffnete Anton wieder die Thüre des Gemaches und mit ihm zugleich trat ein wohlgekleideter Mann ein, den die Wirthsleute ſogleich als ihren alten Bekannten, Humor, begrüßten.

„Ei ſeht, kaum trau ich meinen Augen," rief lächelnd Humor, „wie ſtattlich iſt Alles gegen ſonſt, und hier ſteht wohl das ſchmucke Töchterlein, welches ich Euch vor vierzehn Jahren prophezeihte und wünſchte?"

„Ja wohl," ſagte Margarethe, „ſie iſt unſer einziges Kind, unſere größte Sorge und Freude."

„Eure Sorge iſt es, die Freude immer zu behalten," erwiederte der Gaſt, „ja, ich glaub' es Euch. Alles was man als Geliebenes betrachten muß, beglückt am meiſten, und ſomit könnte man auch die Neigung mancher Leute, ſich mit Geborgtem zu umgeben, entſchuldigen, billigen."

Frau Margarethe war um eine Antwort verlegen, Gretchen aber ſagte: „Es giebt doch wohl Güter, die ſo erhaben ſind, daß wir ſie unſer nennen, und doch deßhalb deſto mehr lieben, die Tugend iſt eines von ihnen."

„Ei ſeht doch, Ihr wißt zu ſprechen," ſagte Humor, und die Mutter verſetzte: „Wir haben ſie, damit ihr Gottes Wort nicht fremd bleiben ſollte, einige Zeit zu den frommen Nonnen in das nächſte Kloſter gegeben, da hat ſie denn gegen meinen Willen auch Leſen, Schreiben und Singen, Hochreden gelernt und allerlei feine Arbeiten, die recht ſchön ſind, obgleich die Geſchicklichkeit darin einer Förſterstochter und zukünftigen Förſtersfrau von wenig Nutzen iſt."

„Ach," fuhr ſie bekümmert fort, als Gretchen nach der Küche gegangen, und Nikolaus und Anton auf einen Augenblick in den Stall, um nach einem kranken Thiere zu ſehen, — „ach, das Mädchen macht mir vielen Kummer, es iſt unſer einziges Kind und wir können etwas auf Gretchen wenden, und wir thun es auch, wir haben ſie in Allem unterrichten laſſen, was nur ein Mädchen zu wiſſen braucht, ſie hat Kleider, wie kein Förſtermädchen, und doch iſt ſie mit Allem dem nicht zufrieden. Sie ſagt nichts, aber es freut ſie auch nichts, träumeriſch geht ſie umher, immer ſpricht ſie von dem Glücke der Reichen und Vornehmen, und von dem Schloſſe, auf welchem ſie nur ein einziges Mal im Leben war. Sie iſt nicht ſtolz, aber ganz verſchloſſen, und bei aller Höflichkeit thut ſie doch ſtets ſo vornehm gegen den wackern Anton, daß ich mich in der Seele ärgere, denn wir haben ihn ihr zum Manne beſtimmt."

„Dieſelbe Klage, wenn auch die entgegengeſetzte, hat die Fürſtin," ſagte Humor. „Ich war jüngſt auf dem Schloſſe, da beklagen ſich Alle über die Prinzeſſin Adelgunde, daß ſie aller Etikette abhold iſt, am liebſten ohne Begleitung in der Gegend umherſchweifte, und, wenn es ihr geſtattet würde, wohl gar in den Wald ginge. Sie hat zu allen einer Prinzeſſin gebührenden Beſchäftigungen keine Luſt, und beneidet Eure Tochter um ihr Loos, dabei iſt ſie ſehr hübſch, das iſt wahr, aber gar nicht wie ein Fürſtenkind, ſondern friſch, braun, wie ein Jägermädchen."

„Ach, eine holdſelige Prinzeſſin," antwortete Frau Margarethe, „aber ſagt mir doch, wo iſt denn Eure Begleiterin hingekommen, und was iſt aus ihr geworden?"

„Sie iſt dieſelbe noch," lächelte Humor, „ſie wird es bleiben; wir treffen uns oft und gerathen nicht ſelten in ernſthaften, ſcherzenden Streit, können uns aber doch nie ganz miſſen, und ich ſie noch weniger, als ſie mich."

Anton und Nikolaus kamen zurück, und Humor betrachtete den Erſteren mit vielem Wohlgefallen; Gretchen trug das Mahl auf, nahm aber an dem Geſpräche wenig Theil, und beantwortete jede Anrede Humors mit einem gewiſſen Stolze, den träumeriſche Leute gegen heitere oft für erlaubt und für einen Beweis von Geiſt halten.

„Da ſeht Ihr, wie das Mädchen iſt," flüſterte Margarethe dem Gaſte zu, und der Vater ſagte ernſthaft: „Gretchen, überlaß Dich nicht thörichten Träumen, und preiſe Dich glücklich, daß Du, in der Hütte geboren, jetzt im hübſchen Hauſe leben kannſt.“

„Nun wer weiß, was der Jungfrau noch Großes beſchieden iſt,“ ſagte Humor, ohne ſich an die verdrießlichen Mienen der Aeltern zu kehren, und fügte lachend hinzu: „Vergeßt nur nie in keiner Lage des Lebens Euern Aufenthalt im Walde.“

„Nie! O wie könnt' ich das!“ ſagte Margarethchen gerührt, und hielt den Aeltern beide Hände hin, nur von Anton wendete ſie ſich ab

Als ſie ſpät ihr Schlafgemach betrat, überdachte ſie noch einmal Humors Worte, und wünſchte ſich lebhafter als je in das ſchöne Schloß, in die Lage der Prinzeſſin. Sie weinte und ſeufzte, bis Müdigkeit ihre Augen ſchloß, ihr letzter Gedanke war, morgen Humor zu fragen, wie ſie es wohl anfange, um einſt eine angeſehene Dame zu werden.

Siebenhundert ein und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als Alma eintrat, wurde ſie ſogleich an die Fortſetzung ihres Mährchens erinnert, und heiter begann ſie:

Die Sonne ſtand hoch am Himmel, als Gretchen erwachte, doch wie erſtaunte ſie, als ſie ſich auf ſeidenen Kiſſen fand, im prächtigen Himmelbette. Eine Zofe zog die Gardinen zurück und wünſchte ihr einen guten Morgen. Gretchen wollte fragen, doch beſtürzt ſchwieg ſie, als ſie von dem Mädchen Prinzeſſin genannt ward. Sie wurde in ſchöne Gewänder gekleidet, und nachdem ſie mit der Oberhofmeiſterin das Frühſtück eingenommen, zur Fürſtin geführt, um ihr die Hand zu küſſen. Mehrmals ſchon wollte ſie ſagen, ich bin ja Gretchen, des Förſters Tochter, aber immer ſchwieg ſie, aus Furcht, dann aus dem ſchönen Schloſſe vertrieben zu werden. Sie begriff nicht, warum man ſie für die Prinzeſſin hielt, aber ſie bewegte ſich vergnügt und mit Anſtand in der ihr ungewohnten Sphäre.

Mit Staunen ſahen die Lehrer, daß die Prinzeſſin, denn auch dieſe erkannten Gretchen nicht, dieſen Tag ungemein aufmerkſam und lehrbegierig war, und der Hof freute ſich, daß es der Prinzeſſin zum Erſtenmale in ihrem Leben im Schloſſe über alle Maßen wohlgefiel.

Vergnügt legte ſie ſich Abends wieder in das ſchöne, von ſeidenen Gardinen umhangene Bette, und ſchlief erſt ſpät in der Nacht ein, denn lange hielt das Ungewohnte, was ſie erblickt, was ihr geſchehen, von ihrem Auge den Schlummer fern.

Als Gretchen am andern Morgen ſich fröhlich und munter umſchaute, ſah ſie ſich in ihrer freundlichen, kleinen Kammer, ihre gewöhnlichen Kleider lagen auf dem

Stuhle vor ihrem Bette, und die Mutter rief ſie hinab in das Wohngemach.

„Alſo nur geträumt hab' ich," ſprach ſie langſam und traurig. — „Das Schloß, die ſchönen Gewänder, meine Diener ſind verſchwunden, und ich bin keine Prinzeſſin, nur Gretchen, des Förſters Tochter!"

„Warum biſt Du denn heute ſo betrübt, da Du geſtern ſo luſtig warſt?" fragte ſie die Mutter, und Gretchen rief ſtaunend: „Luſtig? war ich denn nicht, wie immer? Ihr ſagtet ja noch zu Herrn Humor, daß ich immer mißmuthig ſey!"

„Das war vorgeſtern!"

„Aber iſt denn Herr Humor nicht geſtern hier geweſen, oder hätte ich einen ganzen Tag geſchlafen? Es iſt mir, als hätte ich lange geträumt, und von meiner geſtrigen Heiterkeit weiß ich kein Wort!"

„Gott weiß, was Dir wieder im Kopfe ſteckt," murmelte verdrießlich die Mutter, und gab der Tochter eine Arbeit, welche von dieſer unluſtig begonnen ward, und die Mutter bemerkte: „Geſtern hatteſt Du, obwohl Du wenig Uebung zeigteſt, doch Luſt, Du haſt den halben Tag auf der Waldwieſe geſeſſen, das Vieh im Auge gehabt und ein Vogelnetz geſtrickt, und heute biſt Du wieder ganz zerſtreut."

Je mehr die Mutter von dem geſtrigen Tage ſprach, deſto mehr wunderte ſich Gretchen; ſie ſagte aber kein Wort von ihrer Anweſenheit im Schloſſe, die ſie für einen Traum hielt, aber ſehnſüchtig gedachte ſie der herrlichen Stunden, und wünſchte nur noch einmal im Leben ſo zu träumen, und ihr Wunſch ward erfüllt. Den ſiebenten Tag nach jenem glücklichen erwachte Gretchen in dem ſchönen, wohlbekannten Zimmer, und war den ganzen Tag die glücklichſte Prinzeſſin; als ſie ſich des Abends zur Ruhe begab, nahm ſie ſich vor, nicht zu ſchlafen, denn ſie meinte, dadurch den Zauber, der ſicherlich im Spiele war, zu bannen und Prinzeſſin zu bleiben.

Wie aber die Glocke zwölf ſchlug, wurde ſie ganz matt und müde, die Flötenuhr ſpielte, und es kam ihr vor, als ſähe ſie den Kopf des Humors, nur ſchöner und idealer, mit Flügeln verſehn, ihrem Lager nahen, einen Mohnzweig gegen ſie neigen und dann verſchwinden, die Lampe erloſch, ſie ſchlief ein.

Dießmal war ſie weniger erſtaunt, als ſie ſich bei ihrem Erwachen wieder in dem Gemache im Förſterhauſe ſah. Sie glaubte mit Gewißheit hoffen zu können, daß ſie den ſiebenten Tag wieder in das Schloß verſetzt werden würde, und war deßhalb nicht ſo mißmuthig, als ſie gewöhnlich zu ſeyn pflegte.

Wirklich befand ſie ſich durch Wirkung einer geheimnißvollen Macht allemal den ſiebenten Tag im Schloſſe, und lebte dort herrlich und in Freuden, dabei lernte ſie fleißig Alles, was ſich für eine Prinzeſſin ziemte, nur wunderte ſie ſich, wenn ſie oft von ihren Frauen gefragt wurde, warum ſie immer ſo traurig und nur den ſiebenten Tag heiter ſey. Sie ſtaunte auch, daß

Frau Margarethe und Nikolaus oft von Dingen, die am ſiebenten Tage geſchehen ſeyn ſollten, mit ihr ſprachen, von denen ſie kein Wort wußte. Manches ward ihr nach und nach erklärlich, aber ſie ſchwieg, wußte ſie doch, daß ſie ſich der geheimnißvollen Macht, welche auf ihr Leben wirkte, ganz überlaſſen mußte, und eben weil ſie keine Wahl hatte, empfand ſie auch nicht die Qualen, welche jeder wichtigen Entſcheidung, die man zu thun hat, vorangehen.

Der Frühling war allmählig verſchwunden, manchen Empfindungen gleich, deren Abſterben man nicht bemerkt, weil immer neue Eindrücke ſich der Seele bemächtigen; auch der Sommer neigte ſich zu Ende, und alle Anmuth und Kraft eines ſchönen Herbſtes breitete ſich über die Fluren aus. Das Haidekraut blühte, Brombeeren und Preißelbeeren reiften, und Margarethe und ihr Mann ſahen mit ſtiller Freude, daß Gretchen den wackern, jugendlich ſchönen Anton lieb gewann; denn war ſie auch die ganze Woche ſtill und zurückhaltend gegen ihn, wenn der Sonntag kam, ſchmückte ſie ſich flocht grüne Zweige in ihr Haar und ging mit Anton hinaus in den Wald. Auf der ſtillen, duftigen Waldwieſe ſaßen ſie oft ſtundenlang, ſahen den farbigen Käfern zu, welche ſich im Sonnenſtrahle vergnügten, und ſangen mit jugendlich vollen Stimmen Zweigeſänge, welche der Wanderer, der ſie nicht erblickte, für Grüße der Waldgeiſter hielt.

Eines Tages kam Anton mit der Nachricht vom

Schloſſe, daß der Fürſt des Landes einen hohen Preis ausgeſetzt habe für denjenigen, dem es gelänge, ein Mittel gegen die Krankheit der Prinzeſſin ausfindig zu machen. „Die Aerzte,“ ſchloß Anton ſeine Rede, „wiſſen nicht, was ſie von der Krankheit der Prinzeſſin halten ſollen; ſie verſchmäht Speiſe und Trank, weint und ſeufzt, zeigt keine Theilnahme an dem Unterrichte, den ſie empfängt, wünſcht ſich fort über die Berge wandern zu können, und kommt der ſiebente Tag, ſo iſt ſie fröhlich und glücklich, wie man ſie früher nie geſehen hat, bald wie Du, Gretchen,“ fügte Anton hinzu, und wollte die Hand der Erblaſſenden faſſen, welche ſie ihm heftig entzog. Ein Schauder überfiel ſie, und kaum vermochte ſie ſich auf den Füßen zu halten, als Anton noch weiter erzählte: „Man erwartet jetzt die Ankunft eines fremden Prinzen, welcher um die Hand der Prinzeſſin werben will, und hofft, daß die glänzenden Feſte, mit denen man ſeine Ankunft feiern wird, vielleicht auch die Liebenswürdigkeit des Prinzen ſelbſt, die betrübte Fürſtentochter erheitern werden.“

Leiſe ſchlich Gretchen in ihre Kammer und weinte, ſie ahnete, die Ankunft des Prinzen ſey auch für ſie nicht ohne Bedeutung, und bangte vor dem Zauber, vor dem Wechſel, den jetzt vielleicht ihr Geſchick haben würde.

„Nur ein fröhliches Ende,“ ſprach Eduard, „die Geſchichte beginnt ſo harmlos und heiter, daß mich ein trübes Ende ſtören würde.“

Siebenhundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Prinz Alindor, einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Prinzen ſeiner Zeit, war auf dem Schloſſe des Fürſten angekommen. In der ganzen Gegend ſprach man von ſeiner Großmuth, ſeinem ritterlichen Weſen, und von dem Glücke, welches Prinzeſſin Adelgunde an ſeiner Seite finden müſſe, wenn ſie endlich den Bitten und Wünſchen der Aeltern zufolge dem Prinzen ihre Hand reiche. Zur großen Verwunderung Aller blieb ſie aber kalt bei den Bewerbungen Alindor's, der Prinz verlor alle Hoffnung, ſie jemals die Seine nennen zu dürfen, und ging ſtill und traurig umher, denn er liebte die ſchöne Prinzeſſin, und es hatte Tage gegeben, an welchen ſie ihn nicht mit Gleichgültigkeit zu behandeln ſchien. Heimlich geſtand er ſich, daß Prinzeſſin Adelgunde ihm nicht immer ſo liebreizend erſcheine, als bisweilen, aber die Erinnerung an einzelne Tage, wo ſie ihm ſo unausſprechlich liebenswürdig erſchienen war, verließ ihn nicht, und umſtrahlte ihn auch in der Zeit, wo er, wenn er mit kalter Ruhe um ſich ſchaute., eine Andere in ihr fand.

Die Schwermuth der Prinzeſſin ſchwand nicht; vergebens erſchöpften die berühmteſten Aerzte ihre Kunſt, umſonſt bat ſie ihre fürſtliche Mutter, ihr doch zu vertrauen. Einſt hatte eine Zofe erlauſcht, daß die Prinzeſſin in ſtiller Nacht das Fenſter ihres Gemaches geöffnet, und ſehnſüchtig hinausblickend geſungen hatte:

„Wenn ich nur ein Vöglein wär',
Immer weiter wollt' ich fliegen
Ueber Berge, über's Meer,
Wenn mich meine Schwingen trügen.“

„Wenn ich nur ein Vöglein wär',
Frei und froh im grünen Haine,
Bienen ſummten um mich her,
Freuten ſich im Sonnenſcheine.

„Wenn ich nur ein Vöglein wär',
Aus dem Schloſſe zög' ich balde,
Sänge — nicht von Sorgen ſchwer —
Auf der grünen Wieſ' im Walde.“

„Waldwieſ', ſchöne Waldwieſ' Du,
Könnt' ich immer zu Dir kommen;
Ach des Herzens ſüße Ruh'
Haſt Du ewig mir genommen!“

Alsbald ward der Inhalt dieſes Liedes im ganzen Schloſſe bekannt, und Jedermann zerbrach ſich den Kopf und wollte wiſſen, was die Prinzeſſin mit der Waldwieſe meine; ſie war noch niemals von ihrer Oberhofmeiſterin oder einer Hofdame, die eben bei ihr war, allein gelaſſen worden, ſelbſt des Nachts weilten Zofen in ihrem Vorzimmer, und der ganze Hofſtaat wußte, daß die Prinzeſſin nichts als das Schloß und deſſen nächſte Umgebungen kannte.

Der Fürſt, welcher ſeine Tochter ſehr liebte, ſchlug ihr vor, in Begleitung ihrer Baſe eine Reiſe zu machen, und Prinz Alindor bat die Prinzeſſin, die Reſidenz ſeiner Aeltern zu beſuchen; aber hartnäckig beſtand ſie darauf, im Schloſſe zu bleiben, und den andern Tag, wieder den ſiebenten, war ſie fröhlich und wohlgemuth, ja, als den Tag nachher ihre Heiterkeit wieder verſchwunden und ſie auf's Neue an die Reiſe erinnert worden war, ſagte ſie heftig: „Laßt mich hier, wenn ich nicht ſterben ſoll, ich kann ja nirgends ſo ſchön träumen.“

Prinz Alindor, welcher dies hörte, ſchwieg; er ſchien überhaupt ſich nicht mehr ſo eifrig wie früher um die Prinzeſſin zu bewerben, ja, wer ihn genau beobachtete, wenn er mit der Prinzeſſin ſprach, mußte auf den Gedanken kommen, der Prinz liebe die Prinzeſſin nur wegen einer gewiſſen Aehnlichkeit mit einer geliebten Perſon, die ſich zu manchen Zeiten beſonders hervorhebe.

Eines Tages ſaß Gretchen ihrer Gewohnheit nach auf der Waldwieſe und flocht einen Kranz. Während ſie mit lieblicher Stimme ein Liedchen ſang: da vernahm ſie ein leiſes Rauſchen in den Zweigen, ſie blickte auf, und vor ihr ſtand ein junger, ſchöner Mann in Jägertracht. Als er das reizende Jägerkind ſah, blieb er eine halbe Minute regungslos ſtehen, und ſagte dann freundlich zu ihr: „Welch herrlicher Anblick! Hier, wo ich nur die Fortſetzung des Waldes erwartete, überraſcht mich dieſe duftende, von Felſen und Bäumen umgrenzte Wieſe, und eine Blume, wie man ſie ſelten in den köſtlichſten Gärten findet. O, hier abgeſchieden von der Welt und ihren Kleinlichkeiten dann und wann einen Tag zuzubringen, welch ein Genuß!

Das Mädchen erröthete und ſprach: „Wohl iſt es ſtill und herrlich hier, dieſe Wieſe iſt an ſich eine ſchöne Dichtung, man mag ſie mit einem Gemälde, einer Muſik, einem hohen Dome, einem herrlichen Liede vergleichen!“

Erſtaunt ſah der Jäger auf die Sprecherin: „Wie, Du kennſt Dichtungen, Du? — doch,“ fügte er hinzu, — „Du biſt vielleicht die Nymphe des Haines, welche mir in Geſtalt eines Landmädchens erſcheint, und mir ſo,“ dies ſprach er mit tiefer Bewegung, „die Ruhe für immer rauben wird!“

„Ich bin weder eine Nymphe, noch fürcht' ich, Eure Ruhe zu ſtören,“ ſagte beſcheiden Gretchen, „ich bin des Jägers Tochter, deſſen Haus dicht hinter der Waldwieſe liegt, und wenn ich etwas beſſer ſpreche, als ein gewöhnliches Landmädchen, ſo kommt es von meinen Träumen her, welche mich, Lehrern gleich, unterwieſen.“

„O, entfliehe mir nicht!“ bat der Jäger, und faßte ſchüchtern ihre Hand, die ſie ihm ſanft entzog, ohne ſich zu entfernen, und nun begannen Beide, wenn auch nicht ohne Befangenheit, doch eifrig mit einander zu ſprechen.

Erſt nach einer Stunde ſchied der Fremdling, oft beſuchte er wieder das ſtille Plätzchen, oft fand er Gretchen, und jeden Tag ward ſie ihm theurer; immer ſchwerer fiel Beiden die Trennung, und Gretchen ahnete gar wohl, ach, mit bekümmerten Herzen, warum der Jäger ſie ſo früh verlaſſen mußte. Sie weinte ſeitdem noch öfter, wie ſonſt, und behandelte den ehrlichen Anton noch härter; die Mutter betrübte ſich darüber, und der Vater ſagte oft verdrießlich: „das Mädchen hängt den Kopf, wie die blondlockige Fremde, welche vor Jahren bei uns übernachtete und ihre Pathe ſeyn wollte; von dem Herrn Pathen Humor, den ich im Geiſte zum Gevatter gebeten habe, hat ſie nicht eine Regung in ihrem Gemüthe.

Siebenhundert drei und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

„Heute wirſt Du das Ende erfahren," ſagte Alma zu ihrem Gatten; „ob Du mit mir zufrieden ſeyn wirſt, weiß ich freilich nicht, denn das Schickſal der in dem Mährchen vorkommenden Perſonen ſtand nicht in meiner Hand.“ Sie begann:

Wieder waren einige Wochen vergangen, Prinz Alindor hatte ſeine Bewerbungen um die Hand der Prinzeſſin zu deren großer Freude nicht erneuert, es aber dennoch immer verſchoben, abzureiſen, ſo oft er auch ſchon davon geſprochen. Endlich konnte er unter dieſen Verhältniſſen ſich nicht noch länger am Hofe des Fürſten aufhalten. Der Tag ſeiner Abreiſe wurde beſtimmt, und der Fürſt veranſtaltete ihm zu Ehren noch ein großes, glänzendes Jagdfeſt, da der Prinz ein leidenſchaftlicher Jäger war, welcher oft den Wald durchſtreift hatte und ihn beſſer kannte, als der Fürſt und ſeine Kammerherren.

Die Prinzeſſin Adelgunde wohnte der Jagd bei, ſie ſah im grünen Jagdkleide, in dem von wallenden Federn geſchmückten Hute herrlich aus, und eine freudige Befangenheit verlieh ihr noch einen Reiz mehr. Unter luſtigem Hörnerklang zog der fröhliche Trupp durch den Wald, und bald erſchallten von allen Seiten die Schüſſe der muntern Jäger, die ſich bemühten, vor den Augen der Prinzeſſin Ehre einzulegen. Aber der Prinz, welcher der König des Feſtes ſeyn ſollte, war verſchwunden, einige Jäger wollten ihn zuletzt unfern der Waldwieſe bemerkt haben. Auch Prinzeſſin Adelgunde ward vermißt, und die beſorgte Fürſtin, welche fürchtete, ihre Tochter ſey keine geſchickte Reiterin, ſandte nach allen Richtungen des Waldes Boten aus, die Prinzeſſin zu ſuchen. Auch Nikolaus, der Förſter, und Anton, welche ſich unter dem Jagdgefolge befanden, erhielten den Befehl, die Prinzeſſin mit zu ſuchen. Indem ſich die Beorderten anſchickten, das Gebot der Fürſtin zu erfüllen, kam aus dem Dickicht das Pferd der Prinzeſſin im vollen Laufe geraſet, und kaum erhielt ſich noch die Halbohnmächtige im Sattel.

Ein Ruf des Schreckens ertönte, beherzt fiel Anton dem Pferde in den Zügel und brachte es zum Stehen; man hob die Fürſtentochter herab, und Nikolaus ſchlug vor, ſie einſtweilen, damit ſie ein wenig ruhe, in ſein Häuschen zu bringen. Die Fürſtin gab dies zu, und der Zug bewegte ſich nach dem Forſthauſe, Anton eilte voraus, der Förſterin und Gretchen das Kommen der Prinzeſſin zu melden; auch der Prinz kam herbei und ſchloß ſich theilnehmend an.

Man brachte die Prinzeſſin in das Haus, in Gretchens Gemach, und legte ſie auf ein Ruhebette, Alle entfernten ſich, nur Gretchen, welche bald bleich, bald roth wurde und den Prinzen traurig anſah, blieb zu ihrer Bedienung bei ihr.

Als die Prinzeſſin aus ihrer Ohnmacht erwachte, ſtieß ſie einen Schrei aus und ſprach bewegt: „Hier bin ich wieder in dem bekannten Gemache, ach, und wie ich ſehe geſchmückt in ſeidenen Kleidern. Ach, was hab' ich geträumt!“ Gretchen näherte ſich furchtſam, und auf die Frage der Prinzeſſin ſagte ſie: „Ach, gnädige Fürſtin, Ihr Anblick erſchreckt mich, ſo ſchön er auch iſt, denn ſo wie Ihr hier vor mir ſteht, ſeh' ich mich nun ſchon ſeit langer Zeit allemal den ſiebenten Tag im Traume.“

„Und ich mich wie Du, an demſelben Tage, in Deiner Tracht, mit Deinen Zügen, auf der Waldwieſe, mit“ — ſie zögerte und fügte ſchwermüthig hinzu — „mit einem jungen Manne, der wohl nur in meinen Träumen lebt!“

Viel ſprachen Fürſtenkind und Jägerstochter zuſammen, Beide weinten heftig und verſprachen einander, ihre gegenſeitigen Mittheilungen Niemand zu vertrauen.

Als die Prinzeſſin Adelgunde ihren Retter zu ſehen verlangte, und Anton vor ihr ſtand, verwirrt erröthend, brach ſie in lautes Weinen aus. Der Fürſt mit den Seinen kehrte nach dem Schloſſe zurück, und Anton und Gretchen ſahen traurig den Fortziehenden nach.

An einem ſtürmiſchen Abend ſchritt ein Wandrer durch den Wald, und je heftiger der Sturm die Eichen ſchüttelte und der Donner rollte, deſto lauter ſang er ſein Lied, fröhlich dazwiſchen rufend: „die Begleitung zu meinem Liede ſey wie ſie wolle, es klingt doch, ſind Wort, Melodie und Bruſt mir rein.“ Da hörte er leiſen Klageton, unter einem Baume ſaß ein ſchönes, blaſſes Frauenbild, in welchem der Wandrer ſeine Freundin Fantaſie erkannte. „Ach, welch ein Unwetter, lieber Humor!“ rief ſie aus: „kaum kann ich mehr weiter!“

„Nun, komm nur, ich will Dich führen,“ ſagte Humor, „Du biſt eine Dame, da muß man galant ſeyn, obſchon Du das Wetter verdient haſt!“

„Ich? Womit denn?“ fragte Fantaſie ganz unſchuldig.

„Wüßteſt Du es, wärſt Du noch ſtrafbarer. — Du erinnerſt Dich doch unſers Zuſammentreffens auf dem Schloſſe des Fürſten, und des Abends in der Hütte bei dem damals armen Nikolaus?“

„Wie ſollt' ich nicht?“

„Nun, und was haſt Du ſeitdem begonnen? Du haſt, um Dich zu unterhalten, die Prinzeſſin in die Hütte, das Förſterkind in das Schloß gezaubert, Dich in dem Gedanken ergötzt, zur Zeit, wo es Dir belieben würde, die Kinder den Aeltern zurückzugeben und eine recht rührende Scene zu veranlaſſen, oder wollteſt Du, gottlos genug, es abwarten, bis die arme Prinzeſſin im Walde und das Jägermädchen im Schloſſe vor Sehnſucht geſtorben wären?“

„Bewahre! O wie ſchlecht denkſt Du von mir, die Kinder wollt' ich nächſtens zurückgeben.“ —

„So, und wird ſich die als Prinzeſſin Erzogene im Walde, die als Jägerkind Erzogene im Schloſſe ihres Vaters gefallen?“

„Warum nicht?“

„Ei! Meinſt Du, der Einfluß, den Gewohnheit und Erziehung auf uns üben, ſey ſo unbedeutend? Und wenn nun das Jägermädchen den Prinzen und Adelgunde den Jäger lieben?“

„Dann bleiben Beide, wo ſie ſind.“ —

„Und wenn ſie doch erfahren“ —

„Die Macht der Liebe“ —

„Zeigt ſich anders. Prinzeſſin kann nicht Jägerfrau, Jägerskind nicht Fürſtin ſeyn!“

„Die Natur!“

„Pflanzt das Veilchen in das Gras, weiſet der Aloe den Platz im Treibhauſe an, und jedes iſt eben an ſeinem Platze nur ſchön, glücklich, nützlich!“

„Die allgemeinen Menſchenrechte“ —

„Beſtehen darin, daß Jeder nicht verhindert werde, ſeine Eigenthümlichkeit nach Kräften zu entwickeln, zu vervollkommnen. Der Dichter iſt der Schöpfer ſchöner Gebilde und der Gärtner pflanzt ſchöne Blumen. Fantaſie, Fantaſie, ich glaube, Du biſt Schuld, daß jetzt ſo wenige mit ihrer Stellung zufrieden ſind; die Zerriſſenen“ —

„Sind intereſſant!“

„Und unglücklich, oft unnütz, unheilbar. Sich zerreißen iſt übrigens leichter, als hübſch harmoniſch bleiben. Nun, ſey nur gut, ich habe Dich verbeſſert. Ich habe zu meiner Ergötzlichkeit die Prinzeſſin durch Zauberei mit den Verhältniſſen ihres Standes, und Gretchen mit dem Forſthauſe bekannt gemacht. Dieſe hat im Schloſſe, Jene auf der Waldwieſe ihr Paradies gefunden, weil ſie dahin gehören! Du wünſcheſt vielleicht

Wiederſehen, Kinderzurückgeben — gute Fantaſie, es iſt beſſer, beide Jungfrauen vergeſſen, was ihnen nicht anpaſſend iſt. — Heimlich, ohne daß es irgend ein Menſch erfährt, ja, ohne ihr eigenes Wiſſen, will ich durch Zauber Beide wieder vertauſchen!“

„Und ich? Willſt Du mich auf immer von der Erde verbannen?“

„Gute Fantaſie, werde nicht ſo oft den Dichtern untreu, dann haſt Du Beſchäftigung genug und ſchadeſt andern ehrlichen Leuten nicht!“

Die Fantaſie hielt die Ohren zu und flog davon; Humor ſah ihr ernſthaft heiter nach.

Als den nächſten Tag Adelgunde erwachte, ſah ſie ſich im Forſthauſe — Gretchen befand ſich im Schloſſe. Es fiel dieſer nicht ein, daß ſie jemals wo anders geweſen ſey; ihre Gedanken waren bei dem Prinzen, und als dieſer, auf's neue hingeriſſen von der Schönheit der Prinzeſſin, um ſie warb, gab ſie ihm das Jawort, zur Freude ihrer Aeltern und des Volkes.

Adelgunde, jetzt Gretchen genannt, durfte auf ihrer Waldwieſe bleiben, und blieb gern, denn Anton hielt ſie feſt, ſie wurde ſeine Frau. Daß die Prinzeſſin jetzt blond und Gretchen braun war, Beide ihren Aeltern glichen, fiel vermöge des Zaubers Niemanden auf.

Beide Paare lebten glücklich, zur Freude Humors, zur Betrübniß Fantaſiens, welche meinte, es ſey doch beſſer aus Liebesſchmerz zu ſterben.

Siebenhundert vier und ſiebzigſte Nacht.

Heute trat Eduard mit einem Pakete in den Saal. Er brachte den Freiherrn einen Brief von Reiner, der noch immer in Schweden auf ein nach der Gegend von Runſitten ſegelndes Schiff wartete. Auch den Beſchluß der von ihm begonnenen Sage „die Braut“ ſandte er, zierlich auf Velinpapier geſchrieben, wahrſcheinlich, um dadurch Marien zu unterhalten.

Erſt las der Freiherr ſeinen Brief vor, dann nahm Claudine das Manuſcript und las:

Die Braut.

(Schluß.)

Einige Zeit hatte Antonio Sforza wieder in Rom gelebt, als ein Vetter mit ſeiner jungen Gattin aus Aricia dort eintraf, um die heiligen Feſte in Rom zu begehen.

Antonio ſah kaum die reizende ſechzehnjährige Giacyntha, als er auch ſchon ſeine Schwüre und ſeine erſte Braut rein vergaß und in heftigſter Liebe für die junge Frau entbrannte. Es ward dem geübten Liebesjäger nicht allzuſchwer, die unerfahrene, feurige Giacyntha in ſeine Netze zu verſtricken, zumal der Gatte

Giacyntha's durchaus nicht hübſch, auch nicht mehr jung und von ernſtem, kaltem Naturell war.

So gingen die Faſten vorüber, die Vergnügungen nahmen auf's Neue ihren Anfang, und nun hoffte Antonio zuverſichtlich, daß es ihm gelingen würde, Giacyntha's letzten Widerſtand zu bekämpfen und ihre höchſte Gunſt zu gewinnen. Er ſah jede Gelegenheit ab, und benutzte ſie ſchlau, wo er ihr unbemerkt einige Worte zuflüſtern konnte, und brachte ſie endlich wirklich ſo weit, daß ſie ihm bei einem Feſte, welches ihr Gemahl veranſtaltete, eine heimliche Zuſammenkunft auf ihrem Zimmer zuſagte. Wer triumphirte jetzt mehr, als der treuloſe Antonio, treulos gegen ſeine Braut, gegen ſeinen argloſen Vetter und deſſen unerfahrenes, leichtſinniges Weib.

Der Tag des Feſtes erſchien, reizend geſchmückt, blühend und voll Frohſinn erſchien Giacyntha in der Verſammlung; manch heimliches Wort flüſterte Antonio ihr zu und gab ſie ihm zurück. — Der Abend kam. Hundert Kerzen flimmerten in dem reich geſchmückten Saale, und lauter, allgemeiner, ungebundener ward die Freude. — Da ſchlug die Stunde, welche die junge Frau dem Verſucher zur Zuſammenkunft beſtimmt hatte. Er nahte ſich ihr, ſein Blick mahnte ſie, der ihrige verhieß. Nach einer kleinen Weile wollte ſie unbemerkt aus dem Saale ſich entfernen, doch an der Thüre ſtürzte ſie mit einem lauten Schrei zu Boden. — Alles ſprang ihr zu Hülſe, Antonio zuerſt, aber ſo wie ſie ihn erblickte, ſtieß ſie ihn mit Abſcheu von ſich, und rief: „Fort — fort, Entſetzlicher, Du gehörſt ihr, die mich tödtet! — O helft mir, entfernt ſie!“ — Voll Schreckens trat Antonio zurück. — „Sie redet irre!“ riefen Mehrere aus der Geſellſchaft, , man hole einen Arzt.“ Doch Giacyntha betheuerte jammernd: „Nein, nein, ich rede nicht irre, — entfernt ſie! ſie tödtet mich mit ihren ſtarren, kalten Blicken; ſeht, o ſeht, wie ſie jetzt mir droht! Helft mir! rettet mich!

Der Arzt kam, und hörte mit Erſtaunen, was die Kranke redete. — Von einer fürchterlichen Ahnung durchzuckt, zog Antonio ihn bei Seite und beſchwor ihn bei allen Heiligen, die Kranke zu befragen, wie die Erſcheinung ausſähe, welche ſie ſo ängſte. Der Arzt that es, Antonio lauſchte auf die Antwort, Giacyntha ſtöhnte: „Es iſt eine junge Dame in ſchwarzer Kleidung, ſchön, aber todtenbleich, und ihre Augen brennen wie glühende Pfeile in meinem Herzen.

„Beſchreibt mir die Geſtalt der Dame noch näher, Donna,“ ſprach der Arzt. — Giacyntha, krampfhaft ſich windend, that es. — Antonio erſtarrte, die Erſcheinung glich vollkommen ſeiner verrathenen Braut Anunziate.

„Jetzt — jetzt kommt ſie auf mich zu,“ ſchrie plötzlich Giacyntha — „Weh, ſie faßt mich — Hülfe!“ — Mit dieſen Worten ſank die Unglückliche auf dem Lager zurück und verſchied. Raſend ſtürzte Antonio aus dem Saale, aus dem Hauſe ſeiner Wohnung zu. — Hier ſchrie er ſeine Leute wach, gab ſeine Befehle, und ſtürmte bald darauf, begleitet von Wenigen, fort aus Rom.

Ohne Aufenthalt ging die Reiſe, bis Verona erreicht war — es war an einem frühen Morgen, und ohne Verzug ſprengte Antonio allein nach dem Schloſſe. — Vergebens pochte er an die Hauptpforte, ſie ward nicht aufgethan. „Vermaledeite Zauberin!“ kreiſchte er, „meiner Rache ſollſt Du nicht entgehen!“ und einigen kräftigen Fußſtößen wich die kleinere Pforte. Er ſtutzte, als er in den Schloßhof trat, denn alles ſchien ihm öde und verwildert; er eilte in das Schloß — auch dort war alles in einem Zuſtande, als ſey das Gebäude ſeit vielen Jahren nicht bewohnt worden — die nämliche Pracht, wie ſonſt, aber verblichen, erblindet. — Jetzt ſtand er vor dem Vorſaal, er trat ein, und ſtand — in einer Kapelle. — Er trat in das Zimmer ſeiner Braut — es war ein Grabgewölbe mit vielen Särgen; entſetzt taumelte er zurück, eilte durch die Kapelle, durch die Gänge die Treppen hinab, über den Schloßhof in's Freie — dort ſank er erſchöpft nieder, kalter Angſtſchweiß ſtand auf ſeiner Stirne.

Da regte ſich was neben ihm, er blickte auf, es war ein alter Schäfer, der eben ſeine Heerde austrieb und befremdet den feinen Herrn betrachtete, der im Graſe hingeſunken vor dem Schloßthore lag.

„Wem gehört dieſes Schloß?“ ſtammelte Antonio, „wer bewohnt es?“

Der alte Schäfer ſchlug ein Kreuz und antwortete:

„Das Schloß gehörte vormals der Familie Floradini. Seit dem Tode des letzten Herrn, welcher kurz nach ſeiner Tochter, der ſchönen Blanca ſtarb, ſteht das Schloß unbewohnt, weil die Sage geht, es ſey nicht geheuer drin. Hütet Euch vor unzeitiger Neugier, edler Herr, ſie könnte Euch ſchlimm bekommen.“ Damit trieb der Alte ſeine Heerde weiter, Antonio aber von Grauſen erfaßt, ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte zurück nach Verona.

Dicht vor der Stadt begegnete ihm ein Leichenzug, er hielt ſein Pferd an, und ſah mit Erſtaunen auf der Decke des Sarges ſein Wappen. „Wen begrabt Ihr da?“ rief er dem voranſchreitenden Prieſter zu.

Und dumpf tönte die Antwort: „Den Grafen Antonio Sforza.“

Ohnmächtig ſtürzte Antonio vom Pferde. Als er wieder zu ſich kam, lag er in einer Zelle des Kloſters der barmherzigen Brüder, ein ehrwürdiger Prieſter ſaß neben ſeinem Lager. Ihm beichtete Antonio die grauenhafte Begebenheit und ihren Zuſammenhang, und ſtarb am Abend deſſelben Tages als reuiger Sünder.

Siebenhundert fünf und ſiebzigſte Nacht.

Heute erzählte der Freiherr:

Der Hahnſchrei.

(Schleſiſche Sage.)

Als die Grafen und Ritter Schleſiens nach Paläſtina zogen wider die Ungläubigen zu kämpfen, ſchloß ſich auch der Ritter von Hornburg dem Zuge an. Seit kurzer Zeit war er mit einem ſchönen, tugendhaften Weibe vermählt, welches er mit ſchwerem Herzen verließ; aber er hielt es für ſchimpflich, daheim zu bleiben, während die andern Ritter zur Ehre Gottes ſtritten.

Glücklich langte er in Paläſtina an und that ſich durch Muth und Tapferkeit hervor, bis er bei einem Gefechte von den Sarazenen gefangen wurde. Sie ſchleppten ihn mit ſich fort, und keiner ſeiner Freunde und Söldner wußte, was aus dem Ritter von Hornburg geworden war. Als ein Monat nach dem andern verſtrich, und noch immer keine Kunde von ihm kam, hielt man ihn für todt, und ein Ritter, welcher nach der Heimath zurückzog, brachte die Nachricht von des Ritters Tode ſeiner Gemahlin.

Frau Eliſabeth vergoß heiße Thränen um den geliebten Gemahl, ſie lebte ganz eingezogen und ließ täglich Meſſen für die Seele des, wie ſie glaubte, abgeſchiedenen Eheherrn leſen.

Als das Trauerjahr um war, warben viele ſtattliche Ritter um die Hand der ſchönen Wittwe und um ihr reiches Erbe; ſie aber, welche den Gatten wahrhaft im Herzen trug, wieß alle Freier ab.

Endlich bot ihr einer der reichſten und mächtigſten Ritter die Hand, und bot ihr, im Fall ſie ihn verſchmähe, Fehde.

Eliſabeth zitterte, ſie konnte es nicht über ſich gewinnen, das Leben ihrer unſchuldigen Diener und Unterthanen auf das Spiel zu ſetzen, und gab dem Ritter das Jawort.

Während ſie mit bekümmerten Herzen Anſtalten zu ihrer Vermählungsfeier machte, ſchmachtete der Ritter von Hornburg noch immer gefeſſelt im Kerker.

Da träumte er eines Nachts, er kehre heim auf ſein Schloß, und wie er in das Zimmer ſeiner Gemahlin träte, ſähe er ſie im Brautſchmucke als ſeine Wittwe einem andern Ritter die Hand reichen.

Als der Ritter erwachte, ſtand ihm der Angſtſchweiß auf der Stirne und er ſehnte ſich mächtig nach der Heimath; er ſchauderte bei dem Gedanken, daß ſein Traum Wahrheit werden könne.

„Und hülfe der Teufel mir, ich wäre bereit, ihm zu folgen,“ und alsbald ſtand der Teufel vor ihm und ſprach: „Dein Begehren ſoll erfüllt werden, unter einer Bedingung.“

„Nenne ſie!“

„Ich entführe Dich aus Deinem Kerker im Nu durch die Lüfte, und morgen früh ſiehſt Du in Deiner Burg; doch das merke Dir, ſchläfſt Du unterwegs ein und biſt Du mit dem Morgengrauen nicht erwacht, dann biſt Du mir verfallen; erwachſt Du, magſt Du frei ausgehen.“

Der Ritter war dies zufrieden; mit leichter Hand öffnete der Teufel die Thüren ſeines Kerkers und führte ihn unſichtbar mit ſich fort in's Freie, wo ſich Beide auf ein ſchwarzes Roß ſchwangen, das ſie durch die Lüfte über Berg und Thal führte.

Die Luft war ſchwül, und um Mitternacht ſchlief der Ritter auf dem ſchwarzen Roſſe ein. Es ſchlug Eins, Zwei, Drei, der Ritter ſchlief immer noch. Schon ſchwebte er (auf dem Roſſe, hoch in der Luft) unfern der Hornburg, da krähte der Hahn, der Ritter erwachte von dieſem Tone, ſchlug ein Kreuz und ſank hinab, dicht vor ſeiner Burg, etwas unſanft in einen Haufen Heu. Der Teufel war verſchwunden, der Ritter gerettet.

Jetzt warf der Ritter, in der Hütte des frommen Klausners, dem er in der Kürze ſo viel von ſeinem Schickſale mittheilte, als er für gut fand, ein Pilgergewand über und begab ſich auf die Burg.

Dort vernahm er, daß ſeine Gemahlin ſich heute vermählen würde, und ſah die Anſtalten zur Hochzeit. Er ſah aber auch die finſtern Geſichter ſeiner Vaſallen, und hörte, daß Frau Eliſabeth dem Ritter nur gezwungen die Hand reiche.

Er erbat ſich Gehör von ihr, um ihr Kunde von ihrem Gemahle zu bringen, und ſogleich ließ ihn Frau Eliſabeth eintreten.

Sie weinte, als ihr der Ritter von ſeinem Tode erzählte, und jubelte dann laut, als er ihr ſagte, daß er noch lebe.

Da warf der Ritter ſeine Pilgerkutte ab und ſchloß hocherfreut ſeine theure Gemahlin in ſeine Arme.

Der böſe Ritter mußte abziehen, der Ritter von der Hornburg feierte noch einmal ſeine Vermählung, und nahm ſpäter, zum Andenken an den Hahn, der ihn gerettet, einen Hahn in ſein Wappen auf.

Siebenhundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

Heute erzählte Claudine:

Das Zauberſchloſs.

(Ein Mährchen.)

Es war einmal ein ſchönes Fräulein, Namens Ludmilla, welches drei Brüder hatte, edel und ſchön, wie die Schweſter, und voll Muth und Geſchicklichkeit in allen ritterlichen Künſten.

Dieſes ſchöne Fräulein wünſchte ſich einen ſingenden Baum, ein ſpielendes Waſſer und einen redenden Vogel, und ſprach ſo oft und jedesmal ſo beweglich von den drei Wünſchen, daß der älteſte Bruder Bodo ſagte: „Wüßt' ich nur einen ſingenden Baum, ein ſpielendes Waſſer, einen redenden Vogel aufzufinden, ich wollte alles Drei's Dir bringen, herzliebſte Schweſter, und ſollt' ich mein Blut darum vergießen.“

„Ich auch, ich auch!“ riefen die beiden jüngern Brüder, Gotthardt und Hugo, aus.

Eines Tages, als Ludmilla wieder ihre Wünſche äußerte und die Brüder betrübt waren, ſie nicht erfüllen zu können, ſagte ſie: „Was meint Ihr, lieben Brüder, ſollte der fromme Klausner Thomas nicht einen Rath wiſſen? Ihr könnet mir glauben, meine Wünſche ſind nicht aus Uebermuth entſtanden und nicht ſchnöder Eigenſinn hat ſie feſtgehalten, ſondern ein höheres Weſen hat ſie mir zugeflüſtert, denn Tag und Nacht denke und träume ich davon; es muß irgend etwas zu bedeuten haben, daß ich nichts anderes denken kann.“

„Wohl, ich will mit dem Einſiedler ſprechen!“ rief Bodo aus, und machte ſich ſogleich auf nach der Mooshütte deſſelben.

Der Einſiedler hörte ihn aufmerkſam an, und ſagte ſodann, indem er ihm einen großen Knäul Garn gab: „Wirf, ſobald Du aus dem Walde kommſt, von der kleinen Anhöhe herab den Knäul, und folge ihm immerdar, Schritt vor Schritt; Du wirſt zuletzt in einen wunderſchönen Garten kommen, da wird der Knäul liegen bleiben. In dieſem Garten befindet ſich ein prachtvolles Schloß, welches verzaubert iſt, vor dem Schloſſe ſtehen zwei Löwen, die ſtichſt Du nieder, und dann ſteigſt Du die Stufen hinauf in das Schloß, da wirſt Du finden, was Du ſucheſt. Hüte Dich aber wohl, Dich umzuſehen, Du wirſt ſonſt ſehr unglücklich werden.“

Bodo dankte dem Klausner für ſeinen Rath und für den Knäul, und ging zu Hauſe.

Dort erzählte er ſeinen Brüdern, was ihm der Einſiedler geſagt, und daß er geſonnen ſey, nach dem Zauberſchloſſe zu gehen. Der Schweſter gab er eine friſche Roſe und ſagte: „Hüte ſie gut und ſtelle ſie in den Schatten; ich denke zurück zu ſeyn, ehe ſie verblüht iſt; ſollte ſie aber nach drei Tagen verwelkt ſeyn, ſo betraure mich als einen Todten.“ Hierauf nahm er Abſchied und ging wohlbewaffnet von dannen.

Als er auf die Anhöhe kam, warf er den Knäul von ſich und folgte ihm Schritt vor Schritt. Nach einer Stunde ſah er ſich in einem ſchönen, nie geſehenen Garten, der Knäul blieb ruhig liegen, und Boda ſah das Zauberſchloß, zu welchem zwei und zwanzig Stufen führten, und unten die beiden Löwen.

Raſch trat er den Löwen näher, die ſich brüllend erhoben; ohne ſich lange zu bedenken, hieb er ihnen die Köpfe ab. Als er dies gethan, trat er auf die erſte Stufe und wollte in das Schloß gehen, da rief eine klagende Frauenſtimme hinter ihm: „Zu Hülfe! Hülfe! Erbarmen!“

Schnell drehte Bodo ſich um, und im Nu war er in eine Stufe verwandelt.

„Der arme Ritter!“ klagte Marie.

„Ich weiß nicht, ob ich ihn bedauern ſoll, denn den Eigenwillen ſeiner Schweſter zu befriedigen, war wirklich eine Thorheit; ein Ritter muß ſein Leben für etwas Beſſeres aufſparen!“ ſprach die Freifrau.

Aber ein Ritter ſucht nun einmal Abenteuer auf, bekämpft Drachen und Lindwürmer, und auch Ludmilla wird

Dir noch beſſer, als eine bloß eigenwillige Thörin erſcheinen!“ ſagte lächelnd Claudine, „höre morgen weiter.“

Siebenhundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Heute fuhr Claudine fort:

Mit Sehnſucht hatten Ludmilla und ihre Brüder auf Bodo's Rückkehr geharrt. Vergebens. Und als das Fräulein am dritten Morgen ihre Roſe betrachtete, war ſie ganz verblichen und wie todt.

Da fing ſie an laut zu weinen, und theilte ihren Brüdern mit, was ihr Bodo bei'm Abſchiede geſagt hatte, und wollte ſich gar nicht zufrieden geben.

Die Brüder hörten ihr ſchweigend und traurig zu. Endlich ſprach Gotthardt: „Bruder Bodo iſt geſund und tapfer, ein Zufall nur wird ihn aufhalten; damit Du ſiehſt, Schweſter, daß Du Dich vergebens ſorgteſt, will ich mich noch heute aufmachen und den Bruder zurückbringen.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, verließ Gotthardt das Zimmer und eilte zu dem Klausner, ihm Bodo's Außenbleiben mittheilend.

„Ich fürchte, Dein Bruder hat ſich umgeſehen,“

ſagte dieſer, gab ihm hierauf einen Knäul, und bat ihn dringend, ſich im Zaubergarten nicht umzuſehen.

Gotthardt gelobte es und eilte nach der Anhöhe. Dort warf er den Knäul hinab, und folgte ihm bis zu dem Garten; er ſah das Zauberſchloß, die großen Löwen, und erlegte ſie muthig. Drauf ſchickte er ſich an, in das Schloß zu gehen, da hallte lieblicher, wunderbarer Geſang dicht hinter ihm aus den Zweigen.

„Der ſingende Baum!“ rief er aus, wandte ſich um und war ſogleich in eine Stufe verwandelt.

„Ich habe vergeſſen, zu erzählen,“ ſchaltete Claudine hier ein, „daß Gotthardt Ludmillen kurz vor ſeinem Scheiden eine ſchöne Lilie geſchenkt hatte. Sie verlor die Blätter, und Ludmilla ſeufzte: „Ach, nun iſt auch Gotthardt todt, und ich Unglückſelige bin die Urſache ſeines Todes!“

Hugo tröſtete die Schweſter und ſprach: „Hoffe, liebe Ludmilla, nur der Zufall hält ſie auf. Laſſe mich ausziehen, ſie zu ſuchen, ich bringe ſie gewiß zurück!“

Vergebens beſchwor Ludmilla den Bruder, ſie nicht zu verlaſſen und des letzten Bruders zu berauben; Hugo beſtand auf ſeinem Sinne und rüſtete ſich zur Reiſe.

Ehe er ſchied, reichte er Ludmillen eine ſchöne Nelke, ſprechend: „Du ſiehſt mich wieder, ehe die Nelke zerfallen iſt, oder ich will nicht das Leben haben.“ Hierauf begab er ſich zu dem Klausner, welcher auch ihm einen Knäul reichte, und ihn noch dringender warnte vor dem Umblicken in dem Garten.

„Dieſes Gebot iſt leicht zu befolgen,“ ſcherzte der junge Ritter und entfernte ſich mit Dankſagungen von dem Klausner und ſtand in kurzer Zeit in dem Garten.

Herzhaft ſchritt er auf die Löwen zu, ſtach ſie nieder und ſtand ſchon unter dem Portale des Schloſſes, da riefen die Stimmen ſeiner Brüder hinter ihm: „Ach Hugo, Hugo rette mich!“

Er blickte ſich um, und ward im Nu zur Stufe.

Das arme Fräulein aber ſah am dritten Tage die Nelke auseinander fallen.

Sie beweinte ihre treuen Brüder, bereute bitter: ſie, ihrer thörigten Wünſche halber, in den Tod getrieben zu haben, und legte Trauer um ſie an. Sie verſchloß ſich in ihr Gemach und ſprach mit keinem Menſchen mehr.

Hier hielt Claudine inne.

„Und iſt Deine Erzählung ſchon zu Ende?“ fragte die Freifrau.

„Gott behüte, liebe Tante,“ verſetzte Claudine, „ich erzähle ein altes, ehrliches Mährlein und keine von den neuen Novellen, die mit einer intereſſanten, glänzenden Expoſition beginnen, und dann ſchnell ſchließen, ohne uns einen angenehmen Eindruck zurückzulaſſen.“

„Es iſt wahr,“ ſagte der Caplan, „die neuen Erzählungen und Novellen feſſeln anfänglich ſehr, und endlich findet man entweder keine Tendenz oder keine ausgeführte, ja die Charaktere verſchwinden endlich in Nichts, und ſo iſt es auch mit den jetzigen Menſchen; lauter Wunderkinder, und keine ausgezeichneten, thatkräftigen, erwachſenen Menſchen. In den erſten Jahren wird ſchon ſehr viel geleiſtet und ſpäter nichts"

„Leider wahr!" ſagte der Freiherr und ſeufzte.

Siebenhundert acht und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Als Fräulein Ludmilla eine Zeit lang geweint hatte, fuhr heute Claudine fort, fiel es ihr ein, daß ſie doch etwas Beſſeres thun könnte, als klagen. Sie hoffte, ihre Brüder wiederzuſehen, vielleicht ſie aus einer Gefahr befreien zu können.

Deßhalb eilte ſie zu dem Klausner, und bat dieſen um Rath in ihrer Betrübniß.

„Habt nur Muth und Geduld, Fräulein!" tröſtete er, „damit kann man Großes vollbringen. Nehmt den Knäul, werft ihn von Euch und folget ihm, aber, ich beſchwöre Euch, ſchaut Euch nicht um in dem Garten, und geht herzhaft an den Löwen vorbei, ſie werden Euch kein Leid thun."

Ludmilla küßte dem weiſen Manne die Hand und nahm den Knäul, und als ſie an den Garten kam, zog ſie Baumwolle aus der Taſche und ſtopfte ſie ſich in die Ohren.

Nun ſchritt ſie muthig auf das Schloß zu; hinter ihr ſchrie es: Hülfe, Schweſter Ludmilla! aber ſie blickte ſich nicht um. Herzhaft trat ſie in das Schloß hinein, und die Löwen rührten ſich nicht.

In dem Schloſſe war Alles prachtvoll, ſo daß Ludmilla auf das Höchſte erſtaunte. In ihrem Leben hatte ſie nicht ſo viel Gold und Silber, ſo prächtige Spiegel, ſo ſchöne Kriſtalle geſehen; aber Alles war beſtaubt und nichts rührte ſich. Im letzten Zimmer ſtand ein Bauer mit einem Vogel, der mit deutlicher Stimme ſprach: „Sey mir gegrüßt, ſchönes Fräulein.“

Ludmilla nahm den Vogel aus dem Bauer und küßte ihn, und im Nu verwandelte er ſich in ein ſchönes, junges Mädchen.

„Habe Dank, daß Du mich erlöſet haſt!“ ſprach das Mädchen; „wiſſe, ich bin die Tochter des Königs Ramiro, von dem Du gewiß ſchon gehört haſt, und von einer böſen Fee ſo lange verwandelt, bis Jemand, um einen ſingenden Baum, ein ſpielendes Waſſer, einen redenden Vogel zu holen, in das Schloß kommen würde, ohne ſich umzublicken, was er auch hören möchte.“

„Mein Vater iſt in einen Löwen, die Mutter in eine Löwin verwandelt, meine Schweſter Clariſſa in einen ſingenden Baum, meine Schweſter Libella in ein ſpielendes Waſſer, mein Bruder Almanſor in die erſte

Stufe vor dem Schloſſe, und unſer Hofſtaat, nebſt Allen, die hier in den Garten kamen und ſich umblickten, ſind in Stufen verwandelt; doch nun ſind ſie Alle mit mir durch Deinen Muth und Deine Klugheit erlöſet und werden Dir danken."

Hierauf nahm die Prinzeſſin Almida die erſtaunte Ludmilla bei der Hand und führte ſie in den Garten, wo ſchon der König und die Königin, nebſt dem Prinzen und den Prinzeſſinnen ihr entgegenkamen.

Ludmilla antwortete nur flüchtig, ſie eilte ſogleich auf ihre Brüder zu, die ſich unter den Entzauberten befanden.

Die Brüder prieſen ihre Schweſter, und waren nun ſehr erfreut, den Zug nach den Garten unternommen zu haben, weil ſie dadurch die Veranlaſſung zur Erlöſung vieler Menſchen gegeben hatten.

Der Prinz Almanſor vermählte ſich ſpäter mit Ludmillen und ihre Brüder mit den drei ſchönen Prinzeſſinnen. Almanſor beſtieg, als ſein Vater alt war, den Thron, und alle drei Paare lebten höchſt glücklich und zufrieden, womit denn mein Mährlein zu Ende.

„Neu iſt das Mährchen nicht, wenn auch für uns neu," ſagte der Caplan, „es iſt ganz voll Zauberei und ſo unmotivirt, wie die alten Mährchen, wo man, wenn keine moraliſche Tendenz zum Grunde liegt, doch eine Menge von Begebenheiten und Zaubereien mit erlebt."

„Es hat uns doch unterhalten," ſprach der Freiherr, und Claudine erwiederte hierauf lächelnd: „Nun dann bin ich vollkommen zufrieden.“

Siebenhundert neun und ſiebzigſte Nacht.

Als Franz heute aufgefordert wurde, etwas zu erzählen, theilte er folgende Sage mit:

Die Entſtehung des Sees von Killarney.

O'Donnohue war der mächtigſte Chieftain eines Clan's, der hier, wo jetzt der See ſeine Wellen rollt, eine große und reiche Stadt bewohnte. Alles war dort im Ueberfluß — nur Waſſer fehlte — und die Sage ging, daß ſelbſt der einzige kleine Brunnen, den die Stadt beſaß, nur das Geſchenk eines mächtigen Zauberers ſey, der ihn einſt, auf Bitten einer ſchönen Jungfrau, hervorgerufen, aber dabei ſtreng gewarnt: daß man nie vergeſſen möge, ihn jeden Abend mit einem großen ſilbernen Deckel zu ſchließen, den er zu dieſem Ende zurückgelaſſen. Die ſeltſame Form und Verzierungen ſchienen die wunderbare Sage zu beſtätigen; — auch wurde der uralte Gebrauch nie vernachläßigt.

O'Donnohue aber, ein mächtiger und unerſchrockner Krieger, machte ſich über dies Mährchen luſtig, und eines Tages, als er beim wilden Gelage vom viel genoſſenen Weine mehr als gewöhnlich erhitzt war, befahl er zum Schrecken aller Anweſenden, den ſilbernen Brunnendeckel in ſein Haus zu bringen, wo er, wie er ſpottend meinte, eine vortreffliche Badewanne für ihn abgeben ſolle. Vergebens blieben alle Vorſtellungen. — O'Donnohue war gewohnt, ſich Gehorſam zu verſchaffen, und als mit Wehklagen die geängſteten Diener endlich das Gefäß herbeiſchleppten, rief er lachend: „Seyd unbeſorgt, die Kühle der Nacht wird dem Waſſer gar gut bekommen, und morgen werdet ihr Alle es friſcher finden!"

Aber die, welche dem ſilbernen Deckel zunächſt ſtanden, wandten ſich mit Grauſen davon, denn es deuchte ihnen, als bewegten ſich die verworrenen Charaktere darauf, wie ein Knäul in einander ſich verſchlingender Würmer, und ein ſchauerlicher Laut ſchien klagend draus hervorzutönen, wie einſt aus dem Koloß zu Theben. Voll Sorge legten ſich Alle zur Ruhe, nur Einer entfloh in das nahe Gebirge.

Als nun der Morgen anbrach, und dieſer Mann hinab in das Thal blickte — da rieb er ſich vergebens die Augen, und glaubte noch zu träumen. —

Stadt und Land waren verſchwunden, die reichen Fluren nicht mehr vorhanden, und der kleine Brunnen, aus der Erde Klüften ſchwellend fort und fort, hatte einen unabſehbaren See geboren. — Geſchehen war, was O'Donnohue prophezeiht: Kühler war in einer Nacht für Alle das Waſſer geworden, und das letzte Bad hatte ihm die neue Wanne bereitet.

Nur bei ganz hellem, klarem Wetter haben, wie die Fiſcher behaupten, Manche noch jetzt auf des Sees tiefſtem Grunde Paläſte und Thürme wie durch Glas ſchimmern geſehen; aber Viele ſchon erblickten, wenn ein Sturm dem Ausbruche nahe war, O'Donnohue's rieſige Geſtalt auf weißem, ſchnaubendem Roſſe auf den Wogen reitend, oder in geſpenſtiger Gondel mit der Schnelle des Falken über die Waſſer gleiten.

„Lange hat mich eine Sage nicht ſo angeſprochen wie dieſe, ich ſinde ſie ſehr poetiſch," bemerkte Eduard.

„Die Natur wird durch ſolche Sagen für uns beſeelt und das Waſſer redet zu uns," ſagte Alma.

Siebenhundert und achtzigſte Nacht.

Als heute der Caplan aufgefordert wurde, etwas zu erzählen, ſprach er: „Eine der herzinnigſten deutſchen Sagen iſt für mich die Sage vom Grafen von Gleichen, und da wir uns gegenſeitig ſchon ſo viele hübſche Sagen und

Mährchen erzählt haben, ſo meine ich, dieſe dürfte auch nicht fehlen."

„Ei, ſo theilen Sie uns dieſe Sage mit," ſagte freundlich die Freifrau, und der Caplan begann:

Der Graf von Gleichen.

Zu Zeiten des Pabſtes Gregors IX. ließ Kaiſer Friedrich von Schwaben, auf das Gebot des heiligen Vaters, einen Kreuzzug anbefehlen, dem alle Fürſten, Grafen und Ritter mit ihren Vaſallen und Knappen ſich anſchließen ſollten.

Unter den Fürſten, welche der Fahne des Kreuzes folgten, war Ludwig, Landgraf von Thüringen, einer der Erſten; er lockte durch ſein Beiſpiel viele Ritter und Grafen zum Zuge in das gelobte Land, und unter dieſen auch den Grafen Ernſt von Gleichen.

Der Graf von Gleichen folgte ſeinem Lehnsherrn wohl nur ungern, denn er war erſt ſeit einigen Jahren mit einer ſchönen, tugendhaften Gemahlin vermählt und Vater eines lieben Pärchens; aber er konnte dem Gebote der Ehre nicht widerſtreben.

Mit mühſam verhehltem Schmerze riß er ſich aus den Armen ſeiner jammernden Gemahlin, der Gräfin Ottilie, küßte noch einmal ſeine holden Kinder, befahl die Seinen dem Schutze des Höchſten und ſchwang ſich auf ſein Leibroß.

Die Gräfin ſchaute noch lange mit Augen voll

Thränen dem Gemahle nach, der an der Spitze ſeines Häufleins von dannen zog, dann ging ſie in die Kapelle zu beten.

Der Graf ſtieß mit ſeinem Häuflein zu dem Heere des Landgrafen und ſetzte an ſeiner Seite den Zug fort. Beide edle Herren ſprachen oft von ihren Gemahlinnen und mochten ſich heimlich wohl wieder in ihre Burgen ſehnen.

Unterwegs befiel den Landgrafen ein böſes Fieber; er ſtarb zu früh für ſein Land, ſeine Gemahlin.

Der Graf von Gleichen ließ den Leichnam ſeines Herrn einbalſamiren und ſandte ihn der frommen Landgräfin, welche unter dem Namen Eliſabeth die Heilige der Nachwelt bekannt iſt.

Nun wurde der Graf von Gleichen der Führer des kleinen Heeres und langte glücklich im Lager bei Ptolemais an.

Siebenhundert ein und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Graf von Gleichen mochte ſich wohl den Feldzug nicht ſo gefährlich vorgeſtellt haben, als er wirklich war; denn er begegnete hier Feinden, gegen welche ſich ſelbſt der Tapferſte nicht wehren kann.

Das ungewohnte Klima machte die fremden Streiter krank, bösartige Fieber, endlich die Peſt brachen in dem Lager der Chriſten aus und ſtreckten manchen tapfern Streiter nieder. Die Türken waren an Zahl den Chriſten überlegen und blieben geſund, und ſo ſchmolz das kleine Heer der Chriſten immer mehr ein.

Eines Tages, als der Graf ſich mit ſeinem Knappen auf der Jagd befand, ſprengte eine Schaar Ungläubiger auf ihn zu und umzingelte ihn. Der Graf zog ſein Schwert und focht tapfer für ſeine Freiheit; aber obgleich er und ſein Knappe mehrere Türken verwundeten, ſo waren doch der Feinde zu viele, als daß der Ritter hätte ſeine Freiheit erkämpfen können.

Die Türken ſchenkten den Beſiegten das Leben, ſie führten ſie mit ſich fort, zogen ihnen Sklavenkleider an, und verkauften ſie an einen Paſcha, der ſie dem Sultan überſandte.

Der Sultan ließ den Grafen ſogleich vor ſich führen, und fragte ihn über das Lager und die Anzahl der chriſtlichen Streiter aus, und da dieſer ihm keine Antwort gab, ließ er ihn in ein Gefängniß werfen, in dem er ſein Leben vertrauern ſollte.

Sein Knappe Kurt wurde als Diener benützt.

Während nun der arme Graf von Mond zu Mond vergebens auf ſeine Freiheit hoffte, erhielt die Gräfin

Ottilia die Kunde, daß ihr Gemahl ſpurlos verſchwunden und ſicher todt ſey.

Die arme Gräfin war über dieſe Nachricht ganz betrübt, ſie legte ſchwarze Trauerkleider an, betete und faſtete und konnte ſich ſelbſt über ihre Kindlein nicht mehr recht freuen.

Bisweilen hoffte ſie, ihr Gemahl ſey noch am Leben, denn es war ihr zu ſchmerzlich, ſich ihren geliebten Gemahl todt zu denken; dieſe Gedanken gaben ihr Muth zum Leben, und um nähere Kunde von ihm zu erhalten, ſandte ſie einen treuen Diener nach Paläſtina aus, der nach ihrem Herrn forſchen ſollte.

Doch der Diener kam nicht zurück, obgleich ein Monat nach dem andern hinſchwand, und die Gräfin fing nun an, wirklich zu glauben, daß ſie Wittwe ſey, und wurde auch von Jedermann als Wittwe betrachtet. Mehrere ſtattliche Ritter warben um ſie, aber Frau Ottilie entgegnete: „Und wenn mein Eheherr auch in Wahrheit ein Todter wäre, ſo würde ich mich doch nie wieder vermählen, denn ich habe ihn allzuſehr geliebt!“

Sie ließ die Zugbrücke aufziehen, kein Ritter ſprach mehr auf der Burg ein, und Frau Ottilia lebte nur für die Erziehung ihrer Kinder, die lieblich emporblühten.

Jahre waren hingeſchwunden, der Knappe Kurt diente noch als Sklave des Sultans, und hatte ein ziemlich erträgliches Leben; ſein Herr ſchmachtete noch bei Waſſer und Brot in dem Gefängniſſe.

Eines Tages hörte Kurt, daß der Sultan ſich einen Gärtner wünſche, und ſchnell kam ihm ein guter Gedanke; er ſagte dem Aufſeher der Sclaven: daß der gefangene Chriſt ein wohlerfahrner Gärtner ſey. Der Aufſeher hinterbrachte dies andern, höhern Beamten, und ſo erfuhr es der Sultan. Sogleich gab dieſer den Befehl, den Chriſten frei zu laſſen und als Gärtner anzuſtellen.

Hier unterbrach ſich der Caplan, denn Mitternacht war nahe, und er wollte heute nichts mehr von den fernern Schickſalen des Grafen verrathen.

Siebenhundert zwei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Wie erſtaunte der Graf von Gleichen, als er wieder friſche Luft athmete, nicht mehr die ſchweren Ketten fühlte; wie freute er ſich der kleinen Freiheit, die er nun genoß, wenn er auch wieder fürchtete, als Gärtner wenig Ruhm zu ärndten; denn die guten Deutſchen verſtanden damals ſelbſt noch ſehr wenig von der Gartenkunſt.

Doch ſein treuer Kurt, der etwas von der Gärtnerei verſtand, kam ſeinem Herrn hier zu Hülfe, indem er ihm heimlich zuflüſterte, er möge ſich ihn als Gartengehülfen erwählen. Der Graf verſtand den Wink und ließ ſeinen Knappen zum Untergärtner ernennen. Nun pflanzten, ſäten und jäteten die beiden Gärtner nach Kräften, und die Sonne, mit ihnen im Bunde, ſegnete ihren Fleiß, alles blühte und grünte luſtig empor, der Sultan war mit dem neuen Gärtner zufrieden, und ließ ihm wiederholt Verſicherungen ſeiner Gnade geben, aber an die Freiheit durfte er nicht denken, hundert Sklavenaugen bewachten ſtündlich den Gärtner und ſeinen Gehülfen.

Des Abends, wenn die Sonne nicht mehr ſo heftig brannte, kam die Prinzeſſin Melechſala mit ihren Frauen in den Garten, ſich darin zu ergehen. Die Verſchönerungen des Gartens fielen ihr angenehm und ſie fragte nach dem geſchickten Gärtner.

„Es iſt ein Chriſt, ein Franke, gnädigſte Prinzeſſin," ſagte die eine Dame der Prinzeſſin, und lenkte den Schritt in eine Seitenallee, weil ſie in einiger Entfernung den Gärtner geſehen hatte, der den Garten noch nicht verlaſſen hatte.

So dicht nun auch der Schleier war, welchen die Prinzeſſin trug, ſo war er doch immer noch nicht dicht genug, um ihren Augen den Gärtner zu verbergen, deſſen edle Geſtalt, deſſen vornehmer Anſtand ihr auffiel.

Als ſie ſich des Abends allein mit ihrer Amme befand, die eine Chriſtin war, fragte ſie dieſe, ob ſie nichts von dem Gärtner wiſſe, und die Amme verſprach ihrer Prinzeſſin baldige Kunde.

Den andern Tag ſchlich ſie ſich ſo lange in dem Garten herum, bis es ihr gelang, mit Kurt ein Geſpräch anzuknüpfen. Sie vernahm von dieſem, den ſie ſich als Chriſtin zu erkennen gab, Stand und Namen ſeines Herrn, und hinterbrachte ihrer Gebieterin Alles, was Kurt ihr mitgetheilt hatte. Durch die Nachricht, daß der Gärtner kein gemeiner Soldat, ſondern ein deutſcher Ritter ſey, wurde der Antheil, den Prinzeſſin Melechſala ſchon an dem Ritter nahm, merklich erhöht. Sie luſtwandelte jetzt öfterer, als ſonſt zu geſchehen pflegte, in dem Garten umher, und weil ſie die Blumen ſehr liebte, und als Blumenfreundin bekannt war, hatte der Sultan nichts dagegen, daß ſeine Tochter, welcher er überhaupt vielen Willen ließ, den Gärtner zu ſich rufen ließ, um mit ihm über die Blumen, welche ſie in den Garten gepflanzt zu haben wünſchte, zu ſprechen.

Als ſie nun den Grafen von Gleichen näher ſah, ſeine ſchönen, regelmäßigen Züge erblickte, ſeine ſanfte, tiefe Stimme hörte, vergaß ſie faſt ganz, daß der Sclave des Sultans vor ihr ſtehe, daß ſie die Prinzeſſin Melechſala ſey.

Der Graf von Gleichen war ebenfalls ganz betroffen über die hohe üppige Schönheit der Prinzeſſin, die, obgleich ganz verſchieden im Aeußern von ſeiner blonden, blauäugigen Gemahlin, ihr doch an Schönheit nichts nachgab. Ein ſehr lebhaftes Geſpräch entſpann ſich zwiſchen Beiden, bei denen die Amme die Dollmetſcherin war, und als der Graf endlich entlaſſen wurde, glaubte er im Traume eine Göttin erblickt zu haben.

Von dem Tage an ließ ſich die Prinzeſſin von der Amme in der deutſchen Sprache unterrichten, der Gärtner lernte jetzt mit mehr Luſt und Eifer türkiſch und nach einem Monate bedurften der Graf und die Prinzeſſin ſchon der Dollmetſcherin nicht mehr, um ſich mit einander unterreden zu können.

Die Prinzeſſin liebte den Grafen leidenſchaftlich, und er war eitel und fein genug, um zu errathen, was in ihrem Herzen vorging.

Siebenhundert drei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Graf von Gleichen liebte ſeine Gemahlin, er empfand die innigſte Zärtlichkeit für ſeine Kinder, aber wer könnte ihn verdammen, wenn ihn Melechſala's leidenſchaftliche, innige Liebe innig rührte?

Beinahe ſieben Jahre war er nun von der Heimath fern, er hatte nichts von ſeiner Gemahlin vernommen, ſie nichts von ihm. Sie mußte ihn für todt halten, hatte ſich vielleicht ſchon wieder vermählt, und wen ſollte die Liebe einer jungen, ſchönen Prinzeſſin kalt laſſen, zumal in der Fremde?

Die Liebe der Prinzeſſin ſprach ſich mit jedem Tage inniger aus; und als ſie eines Tages bedeutſame Blumen aus des Grafen Hand empfing; geſtand ſie ihm ihre Neigung und verſprach ihm ihre Hand, wenn er ein Gläubiger werden wolle.

Der Graf war darüber ſehr erſtaunt, und nach einer Pauſe ſagte er: „Prinzeſſin, ich erkenne die hohe Gunſt und Gnade, der Du mich würdigſt, aber ich kann Dein Gemahl nicht werden. Um keinen Preis der Welt würde ich meinen Glauben verläugnen, und wärſt Du auch, holdſeligſte der Frauen, eine Chriſtin, ſo könnte ich Dir doch meine Hand nicht bieten, denn ſie gehört ſchon einem andern Weibe an.“

Die Prinzeſſin verhüllte ihr Angeſicht und entfernte ſich, den Grafen in tiefer Bewegung zurücklaſſend.

In ihrem einſamen Gemache vergoß ſie heiße Thränen über den geliebten Mann, den ſie nicht beſitzen ſollte. Ihre Leidenſchaft wurde durch dieſen Widerſtand immer mächtiger, und ſie beſchloß, Alles zu wagen, Alles aufzugeben, um nur die Liebe des Grafen zu gewinnen und ſeine Gemahlin zu werden. Graf Ernſt von Gleichen war ebenfalls in ſehr unruhiger Stimmung; er liebte ſeine Gemahlin, aber er liebte auch die Prinzeiſin; von der Erſtern war er vielleicht für das ganze Leben getrennt, vielleicht war ſie ſchon wieder vermählt, oder todt; an Melechſala's Seite erwartete ihn Liebe und Glück. Einige Tage verſtrichen, der Graf ſah die Prinzeſſin nicht, vergebens blickte er nach dem Palaſte, ſpähte er im Garten umher.

„Sie zürnt mir!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, und das Verlangen, ſie wieder zu ſehn, wurde von Tage zu Tage immer heftiger in ihm.

Endlich trat ſie wieder in den Garten, nur von ihrer Amme begleitet, welche ſich auf ihren Wink entfernte. Sie ging auf den Grafen zu und ſprach mit ſanfter Stimme: „meine Liebe zu Dir iſt groß und unwandelbar, ſie ſteht ſo feſt in meiner Bruſt, als ein Stern am Himmel. Durch meine Amme bin ich mit dem Glauben der Chriſten bekannt geworden, und weil ich ohne Dich auch in Mahomets Paradieſe nicht glücklich ſeyn würde, bin ich bereit, Deinen Glauben anzunehmen, und mit Dir, meiner Amme und Deinem Diener nach Deinem Vaterlande zu entfliehen. Hat Dein Weib Dich wirklich geliebt, ſo wird ſie nicht mehr am Leben ſeyn; lebt ſie aber noch, ſo ſoll ſie unſer Bündniß nicht ſtören, wie ich das Deine mit ihr ehren werde.“

„Ich bin nicht unglücklich, wenn ich denke: daß Du ſie liebſt, hat doch mein Vater der Frauen ſo viele.

h: will Deine Gemahlin wie meine Schweſter, ihre
nder wie meine Kinder lieben, und nichts ſoll unſern
ieden ſtören!“

Gerührt von ſolcher Liebe konnte der Graf nicht
derſtehen, er verſprach: mit ihr zu fliehen, ſie auf
n Schloß zu führen und der Gräfin Ottilia die Entſchei-
ng ſeines Geſchickes zu überlaſſen.

Die Prinzeſſin, welche gar nicht begreifen konnte,
s Ottilia Einwendungen machen könne, war ſehr mit
m Verſprechen des Grafen zufrieden, und wollte es
ernehmen, Alles zu ihrer Flucht vorzubereiten. Als
Graf ſeinem Knappen dieſen Entſchluß mittheilte,
elten dieſer doch auf, was die Gräfin Ottilia ſagen
rde, kümmerte ihn wenig, er dachte nur an die Rück-
r in ſein Vaterland.

Berlin

Siebenhundert vier und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Mit Hülfe der ſchlauen Amme gelang es dem Paare,
gleitet von dem Knappen und der Amme, zu entflie-
n. Ein Schiffsherr, der nach Europa ſegelte, nahm

für vieles Gold die vier Türken auf, welche auf dem Schiffe ihre Kleider wechſelten.

Melechſala hatte alle ihre Juwelen mitgenommen, und war dadurch unermeßlich reich. In Venedig landeten ſie, und von da aus ſandte der Graf ſeinen Knappen nach Thüringen zu ſeiner Gemahlin mit einem Briefe, in welchem er ihr alle ſeine Schickſale ſchilderte, und um Aufnahme für die Türkin bat, auch verſchwieg er nicht, was er der Prinzeſſin Melechſala gelobt hatte.

Als der Knappe mit dem Briefe über die Zugbrücke des Schloſſes ritt, in welchem Frau Ottilia wohnte, ſtand dieſe am Fenſter. Kaum erblickte ſie den Diener ihres Herrn, ſo eilte ſie ihm entgegen, ihn mit einer Fluth von Fragen überſchüttend. Der Knappe überreichte ihr ſeines Herrn Brief, und als ſie erfuhr: daß ihr Gemahl noch lebe und glücklich in Venedig ſey, drückte ſie das Schreiben mit heißen Freudenthränen an ihre Lippen, und ging in ihr Gemach, den Brief zu leſen. Was ſie dachte und empfand, als ſie Melechſala's Namen, von ihrer Neigung zu dem Grafen Gleichen und von ſeinem ihr gegebenen Verſprechen las, kann nur eine Frau ſchildern. Endlich nach langem Gebete legte ſich der Sturm in ihrem Herzen, ſie bedachte, daß ſie ohne Melechſala's Liebe ihren Gatten nie wieder erblickt haben würde, daß die Prinzeſſin eine Türkin, alſo nicht eiferſüchtig wie eine Chriſtin ſey, und daß endlich wohl nur Dankbarkeit in dem Herzen des Grafen für Melechſala ſpreche, Ottilia ſeine Gemahlin, die

Mutter ſeiner Kinder, doch immer das erſte Anrecht, den erſten Platz in ſeinem Herzen haben müſſe und werde.

Sie ſchrieb ſogleich an ihren Eheherrn, und lud ihn auf das Freundlichſte ein, in ihre Arme zu eilen und die Prinzeſſin mitzubringen.

Der Graf war über dieſe Kunde ſehr erfreut und tief gerührt von Ottilia's Edelmuthe. Er theilte ſogleich der Prinzeſſin dieſe Nachricht mit, welche ſie ihren türkiſchen Anſichten nach nur natürlich fand.

Jetzt wandte ſich der Graf ſchriftlich mit der Bitte, ſich mit Melechſala vermählen zu dürfen, an den Pabſt, und meldete ihm auch, daß des Sultans Tochter bereits eine Bekennerin des chriſtlichen Glaubens geworden ſey, und in der heiligen Taufe den Namen Angelika erhalten habe.

Der Pabſt, ſo ſagt man, verweigerte anfangs ſeine Dispenſation, endlich aber gab er ſie doch, um den Grafen von Gleichen dafür zu belohnen, daß er eine türkiſche Prinzeſſin zur allein ſelig machenden Kirche bekehrt hatte.

Nun verließ der Graf, mit dem päbſtlichen Dispens verſehen, in Begleitung der Prinzeſſin und den beiden Dienenden, Italien, und kam wohlbehalten in Deutſchland an.

Als er ſeine Burgen von fern erblickte, pochte ſein Herz vor Freude und Furcht, denn wenn er auch hoch beglückt war, daß er ſeine Gemahlin und ſeine

Kinder bald wieder ſehen ſollte, ſo fürchtete er doch, daß Ottilia's holdes Antlitz ſich beim Anblicke ſeiner Braut verfinſtern würde.

Damit ſie Angelika nicht ſogleich ſehen ſollte, beſchloß er voraus zu reiten, doch kaum hatte er dies gedacht, als er einen Zug erblickte, der ſich gegen ihn bewegte. Es war Frau Ottilia in feſtlicher Kleidung mit ſeinen Kindern, die ſchon hoch aufgeſchoſſen waren; in einiger Entfernung folgte ihr ihre Dienerſchaft.

Als der Graf ſie nahe vor ſich ſahe, noch immer ſchön und ſo engelmild, ſchloß er ſie feſt in ſeine Arme, küßte hundertmal die Kinder, die Erinnerung an die Zeit ſeiner erſten Liebe regte ſich mächtig in ihm, und er vergaß ganz, daß Angelika ihn begleitete.

„Und nun will ich heute auch keine Sylbe weiter verrathen,“ ſagte der Caplan.

Alle Bitten, die Claudine und Marie an ihn verſchwendeten, blieben unerhört, obgleich er ſonſt Marien jeden Wunſch zu erfüllen pflegte.

Siebenhundert fünf und achtzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der Graf hatte in ſeinem Freudentaumel nicht an Angelika gedacht, nicht alſo die ſanfte Gräfin Ottilia. Sie ging auf ſie zu, begrüßte ſie freundlich, dankte ihr dafür, daß ſie ihrem Gemahl die Freiheit gegeben habe, und führte ſie in ihre Burg.

Daſelbſt waren ſchon mehrere Zimmer für Angelika auf das Schönſte eingerichtet und die Dienerſchaft angewieſen, ihr wie der Gräfin zu gehorchen.

In dem Schlafzimmer ſtand eine dreiſchläfrige grüne Bettſponde, mit einer rundgewölbten, mit Engelsköpfen verzierten Decke.

Dieſer Beweis von Gefälligkeit, den ihm hierdurch ſeine Gemahlin gab, rührte ihn innigſt; er pries ſie laut als ein Muſter ihres Geſchlechtes, und gewiß errang ſie in dieſem Augenblicke den vollſtändigſten Sieg über Angelika.

Nun wurden alle Anſtalten zur glänzenden Vermählungsfeier getroffen. Ritter aus allen Himmelsgegenden kamen herbei, um dem ſeltenen Feſte beizuwohnen. Der Erzbiſchof von Erfurt vollzog die Trauung.

Angelika war fürſtlich geſchmückt, ſie funkelte von Juwelen, und alle Ritter bewunderten ihre Schönheit und prieſen den Grafen glücklich, daß eine ſo reizende Prinzeſſin aus Liebe zu ihm ihren Glauben geändert, ihr Vaterland verlaſſen hatte. Mehr aber noch prieſen ſie Ottilia's unvergleichliche Güte und rühmten die Klugheit und Würde, mit welcher ſie ſich bei dieſer Vermählungsfeier benahm.

Niemals hörte man ſpäter von Uneinigkeit unter dem Kleeblatt, Gräfin Ottilia blieb mild und freundlich gegen Angelika, und dieſe, welche nie Mutter ward, liebte die Kinder Ottiliens mütterlich und ſie ſelbſt wie eine Schweſter.

Angelika hatte ihrem Gemahl ihren reichen Juwelenſchmuck geſchenkt und dafür von ihm Ehrenſtein als Morgengabe erhalten.

Die Prinzeſſin hatte am Hochzeitstage eine goldene Krone getragen, wie ſie königliche Prinzeſſinnen zu tragen pflegen, ſie wurde auch wegen ihrer Geburt in der Gegend die Königin genannt.

Zuerſt ſtarb Angelika, nachdem ſie eine Reihe von Jahren glücklich an der Seite ihres Gemahls verlebt hatte; ihr folgte ein Jahr ſpäter Ottilia, welche der Graf nur einige Monate überlebte.

Wie im Leben, ſo ſchlummerten ſie auch im Tode bei einander; ſie ruhen alle drei in einem Grabe vor dem Gleichiſchen Altare in der St. Peterskirche zu Erfurt, auf dem Berge, wo auch ihr Grabmahl noch zu finden iſt. Ein Stein, auf welchem der Graf mit ſeinen Gemahlinnen abgebildet iſt, bedeckt das Grab.

Zur Rechten Ottilia mit einem Spiegel in der Hand, zum Sinnbilde ihrer ruhmwürdigen Klugheit, zur Linken die Türkin mit einer Königskrone geziert, und in der Mitte der Graf, ſich auf ſein Wappenſchild, den gekrönten Leoparden, lehnend.

Die berühmte dreiſchläfrige Sponde iſt noch im alten Schloſſe, in der ſogenannten Junkerkammer, als Reliquie aufbewahrt, das Thal aber, in welchem der Graf und Ottilia ſich wiederſahen, heißet bis auf den heutigen Tag das Freudenthal.

„Dieſe Sage iſt doch wohl ſehr unverbürgt,“ ſagte Alma.

„Keinesweges, meine gnädige Frau,“ erwiederte der Caplan; die Bettſponde habe ich in meiner Jugend ſelbſt geſehn; in dem päbſtlichen Archiv muß ſich auch noch etwas über dieſen ſeltenen Vorfall aufgezeichnet finden. In dem ganzen Thüringer Lande glaubt man daran, und der beſte Bürge iſt der Grabſtein.“

„Wer würde auch ein ſolches Mährchen erfinden,“ ſprach ironiſch Franz, „kein Menſch könnte auf den Gedanken kommen, von einer Frau eine ſolche Aufopferung zu erzählen, wenn Gräfin Ottilia nicht wirklich ſo großmüthig geweſen wäre.“

Die Frauen ſchalten ihn ſo lange aus, bis er lachend die Flucht ergriff.

Siebenhundert ſechs und achtzigſte Nacht.

Heute erzählte Eduard:

Die Prinzeſſin von Grenada.

Es lebte einmal ein König zu Grenada, deſſen Frau Königin gebar ein Töchterlein und ſtarb.

Darüber ward der gute König ſo betrübt, daß er ſich hinlegte und nach dreien Tagen ebenfalls ſtarb, ſo daß nun die kleine Prinzeſſin eine vater- und mutterloſe Waiſe war. Es wäre dem armen Kinde gewiß nicht zum Beſten ergangen, denn einige gute Freunde und Nachbaren des verſtorbenen Königs hatten große Luſt, um doch wenigſtens ein Andenken an ihren verſtorbenen Freund und Nachbaren zu haben, ſich in deſſen Land und Leute, Geld und Koſtbarkeiten zu theilen, wobei es vielleicht geſchehen wäre, daß ſie ſich unter einander ein Bischen erzürnt und einen kleinen Krieg — nur ſo von ſieben bis dreißig Jahren in dem verwaiſten Reiche angefangen hätten. Zum Glück für das Reich und die kleine Prinzeſſin trat die Fee Roſala dazwiſchen und ſagte zu den Freunden und Nachbaren: „Nichts da, ihr Herren! das Königreich Grenada bleibt ungetheilt und ich werde es verwalten, bis die Prinzeſſin ſo alt iſt, daß ſie ſelber die Regierung übernehmen kann.“ Damit mußten ſich die guten Freunde und Nachbaren zufrieden geben, ſo ungern ſie es auch thaten, denn die Fee Roſala war eine gar reſolute Dame und verſtand durchaus keinen Spas, wenn Einer es wagte, ihren Anordnungen und Geboten zuwider zu handeln

Als nun ſomit alle Beſorgniſſe wegen einer Theilung des Reichs und eines möglichen Krieges beſeitigt waren, ſo ſuchte die Frau Fee unter ihren Hofdamen eine aus, welche ſie zur Ober-Kinderwärterin bei der kleinen Prinzeſſin ernannte, und ihr überließ ſie die erſte Erziehung des Kindes, bis es laufen und reden konnte, dann übernahm ſie dies Geſchäft in eigner allerhöchſter Perſon.

Die kleine Lolo, dieſen Namen hatte die Prinzeſſin in der Taufe erhalten, gedieh ſichtlich; von Tage zu Tage wurde ſie größer und ſchöner, und zeigte in allem, was ſie that und ſprach, einen eben ſo großen als feinen Verſtand, ſo wie eine alles bezaubernde Anmuth.

Aber auch einige Fehler zeigten ſich ſchon frühe an ihr, und ſo viele Mühe ſich immerhin Fee Roſala gab, der jungen Prinzeſſin ihren Eigenſinn, ihren Hochmuth und ihre allzugroße Eitelkeit abzugewöhnen, es wollte ihr nicht gelingen, und da die gute Fee, wie alle zärtliche Pflegemütter, nicht gerne Strenge bei ihrem Lieblinge anwandte, ſo wurde Prinzeſſin Lolo allerdings ein wunderſchönes, geiſtvolles und verſtändiges, aber auch ein eben ſo launiſches, ſtolzes und kokettes Mädchen, mit dem die nachſichtige Pflegemutter, als es fünfzehn Jahre zählte, trotz ihrer Feenkunſt kaum mehr auskommen konnte, und als Prinzeſſin Lolo ſechzehn Jahre alt war, trieb ſie es einmal gar ſo arg, daß Fee Roſala die Geduld verlor und ihr frei heraus ſagte, wie ſie es müde ſey, ſich ferner von einem ſo eingebildeten Mädchen ihre Güte und Liebe mit Undank lohnen zu laſſen. „Ich verlaſſe Deinen Hof,“ ſchloß ſie ihre Strafpredigt, „und kehre zurück in mein Feenſchloß. Damit Du jedoch ſiehſt, daß ich Dir noch wohl will, ſo laſſe ich Dir drei werthvolle Gaben zurück; aber ſiehe wohl zu, daß Du ſie ſo benutzeſt, daß ſich nicht einmal ihre Macht wider Dich ſelber kehrt und Dir ſo Verderben bereitet wird.. — Hier, dieſes elfenbeinerne Horn wird, ſobald Du nur einen Ton darauf angiebſt, ein gewaltiges Heer aus der Erde hervorzaubern, dem alle Heere der Welt nicht zu widerſtehen vermöchten; doch, merke wohl, nur zu Deiner Vertheidigung, nicht zu Eroberungen, vermagſt Du dieſes Heer wider einen Feind zu führen. — Hier, dieſer Zaubergürtel wird Dich, ſobald Du ihn um Dich ſchlingſt, an jeden beliebigen Ort verſetzen, und ſchwingſt Du dieſen Zauberſtab, bereitet ſich Dir augenblicklich jedes Feſt ſo glänzend Du es wünſcheſt, auch gebietet er über Reichthümer, welche im Innern der Erde herrenlos ruhen — und ſomit lebe wohl!“

Sprach’s und verſchwand. Prinzeſſin Lolo weinte gewaltig und wollte ſich mehrere Tage gar nicht zufrieden geben; nicht, weil ſie die Fee ſo ſehr liebte, ſondern aus Eigenſinn und Laune. Da ſie aber merkte, daß die Fee auf ihren Trotz nichts mehr gab und nicht wieder zurückkehrte, ſo wurde ſie plötzlich ganz heiter, ſchwang ihren Zauberſtab und zauberte ſich ein herrliches Feſt, wobei es ungeheuer prächtig zuging.

Siebenhundert ſieben und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Feſt auf Feſt folgte dem erſten, und jedes folgende übertraf das vorhergegangene an Pracht. Eine Menge Könige von nah und fern lud Prinzeſſin Lolo zu dieſen Herrlichkeiten als Gäſte ein, und bald hatten ſich ein Paar Dutzend Königinnen die Schwindſucht an den Hals geärgert, weil ſie es der jungen Königin von Grenada auf keine Weiſe im Putz und Reichthum gleich zu thun vermochten, von der Jugend und Schönheit ganz zu ſchweigen.

Einige von dieſen Königinnen, als ſie wieder in ihre Reiche zurückkamen, ließen auch ihren Männern weder Tag noch Nacht Ruhe, bis die Könige voll Verzweiflung ſich entſchloſſen, um des häuslichen Friedens willen, einen Krieg gegen die junge Königin von Grenada anzufangen. Alle traten zuſammen, ſchloſſen eine Allianz und ſandten ihre Heere wider Grenada, um das Königreich zu vernichten und die junge Königin gefangen zu nehmen.

Das bekam ihnen aber ſehr ſchlecht; denn Königin Lolo ſtieß in ihr Zauberhorn, und alsbald wuchs vor ihren Augen ein mächtiges Heer aus der Erde empor, welches die alliirten Heere ſo total ſchlug, daß alle Könige, als ſie die Nachricht erhielten, mit ihren bekrönten Häuptern wider die Wände ihrer Thronſäle rannten, und jeder ſeiner Königin verzweifelnd zurief: „Gieb mir meine Legionen wieder!“

Königin Lolo hätte nun gern ihr Müthchen an ihren gedemüthigten Feinden in noch größerm Maaße, als ſchon geſchehen war, gekühlt und ſie in ihren eignen Reſidenzen belagert, damit ſie dem Mächtigſten gegenüber ſich hätte rühmen können: in ſeiner Hofburg zitterte der König — aber kaum, daß ſie ſolches ihrem Feldmarſchall zu verſtehen gab, ſo verſchwand er vor ihren Augen in die Erde, und mit ihm ihr ganzes Heer. Sie erfuhr aber zu ihrem Troſte durch die Abgeſandten aller Könige, welche ſie beſiegt hatte, daß beſagte Herren alle wirklich in ihren Hofburgen merklich zu zittern geruhten und demüthigſt um Frieden flehten.

Königin Lolo, da ſie nicht anders konnte, bewilligte den Frieden unter der Bedingung, daß die Anſtifterinnen des Krieges, nämlich ſämmtliche Königinnen, ſich vor ihr demüthigen mußten. Das geſchah denn auch, und ein großes Friedensfeſt wurde in Grenada veranſtaltet.

Sämmtliche Allerhöchſte Perſonen verfügten ſich in den Tempel, wo ſie geruhten, dem Höchſten ihren Dank für den glücklich zu Stande gebrachten Frieden darzubringen. Dann ſchwang Königin Lolo ihren Zauberſtab und zauberte ſo prächtige, unerhörte Feſte, wie noch nie vorher welche ſtattgefunden hatten.

Doch auch dieſe Feſte nahmen ein Ende, und die Wahrheit zu ſagen, ſo war die Prinzeſſin ihrer herzlich überdrüßig und ſehnte ſich nach etwas Neuem. Als daher ihre Gäſte Grenada nach und nach wieder verlaſſen hatten, fiel es ihr ein, ſich ein Bischen in der Welt umzuſehen. Sie übergab daher ihrem Kanzler einſtweilen die Regierung, erließ in der Geſchwindigkeit noch allerlei nützliche und unnützliche Verordnungen, welche — wie das in der Ordnung — nicht befolgt wurden, nahm dann ihr Horn in die eine, ihren Stab in die andere Hand, hing den Zaubergürtel um, und wünſchte ſich — —

„Nun, wohin?“ fragte Alma, als der Erzähler ſtockte.

„Das werd' ich morgen Nacht erzählen,“ verſetzte dieſer, „ſo wie, was ſich ferner mit der hübſchen, launiſchen Prinzeſſin begab.“

„Ich halte dafür,“ ſprach die Freifrau lächelnd, „daß Lolo, wie ſo manche übermüthige Prinzeſſin, einer Schule entgegen geht, in der ſie ihre Fehler ablegen wird.“

„Hübſch iſt es,“ bemerkte der Caplan, „daß der jungen Königin, trotz ihrer Zaubergaben, die Hände dergeſtalt gebunden ſind, daß ſie bei aller Macht und bei aller Luſt ſie nicht zum Böſen benützen kann. Der Zauberſtab ſchafft nur Vergnügen und Reichthum, mit dem Reiſegürtel iſt nicht zugleich die Gabe ſich unſichtbar zu machen verbunden, und das Zauberhorn ruft nur ein Vertheidigungsheer herbei.“

Siebenhundert acht und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Erzähler ſetzte in dieſer Nacht ſeine Mittheilung fort, wie folgt:

Prinzeſſin Lolo alſo wünſchte ſich an den Hof von Paris, und kaum, daß ſie den Wunſch ausgeſprochen hatte, ſo befand ſie ſich auch ſchon dort. Mit Hülfe ihres Zauberſtabes hatte ſie alsbald ein glänzendes Gefolge um ſich verſammelt und große Schätze ſich herbeigeſchafft, ſo daß ſie ihres hohen Standes gemäß vor dem König von Frankreich erſcheinen konnte.

Die ganze große Stadt gerieth in Bewegung über die ſelbſt in Paris unerhörte Pracht, welche die junge Königin umgab, und der König — es war Ludwig der Heilige, ſo wenig er ſonſt auf irdiſchen Glanz geben mochte, konnte doch, trotz ſeiner Heiligkeit, dem Zauber Lolo's nicht widerſtehen, empfing ſie als ſeine liebe Baſe „unbekannter Weiſ'" oder von Ungefähr auf das Freundlichſte, und ließ es geſchehen, daß Lolo den frommen Pariſer Damen durch ihre Koketterie ein großes Aergerniß gab und viele würdige Ritter in ihre Netze fing.

Der Himmel weiß, was am Ende noch für Unheil in dem frommen Paris entſtanden wäre, wenn nicht zum Glück Lolo bald ihres Aufenthalts daſelbſt überdrüßig geworden wäre. — Eines Morgens hing ſie alſo wieder ihren Zaubergürtel um, nahm ihren Zauberſtab in die eine, ihr Horn in die andere Hand, und wünſchte ſich, eins, zwei, drei! an den Hof von Madrid.

Kaum daß ſie ſolches gewünſcht, ſo befand ſie ſich auch ſchon dort, ſchwang ihren Zauberſtab und erſchien wo möglich mit noch größerer Pracht, als zu Paris, bei Hofe.

Auch hier empfing der König ſie mit größter Freundlichkeit, und da er noch unvermählt war — das heißt, da er eben zum dritten Male Wittwer geworden war und noch keine neue Wahl getroffen hatte, ſo ſchien er gar nicht übel Luſt zu verſpüren, die ſchöne Fürſtin von Grenada und ihre großen Reichthümer zu heirathen.

Leider ward aus dieſem Plane nichts, denn die Väter der heiligen Inquiſition hatten gar bald gewittert, daß es mit der ſchönen, reichen Königin von Grenada eine eigne Bewandniß haben müſſe, und nicht lange währte es, ſo ſetzten ſie dem Monarchen tüchtig zu, und verlangten ohne weiteres, daß er ihnen die fremde Königin nebſt allen ihren Schätzen überliefere, um ſie vor ihr geiſtliches Gericht zu ſtellen, ſie zu verurtheilen und zur Ehre Gottes als eine Ketzerin und Hexe zu verbrennen; ihre Reichthümer ſollten aber dem heiligen Gerichte anheim fallen, für gehabte Mühe und Unkoſten.

Der König hätte nicht übel Luſt gehabt, der heiligen Inquiſition diesmal nachdrückliche Vorſtellungen zu machen; aber dawider hatten die heiligen Männer ſchon im voraus ein treeffliches Mittel in Anwendung gebracht, indem ſie den abergläubiſchen Pöbel aufgereizt hatten. — Der König konnte alſo nichts, als ſich in den Willen der geiſtlichen Herren fügen, und gab ſeufzend den Befehl, die junge Königin, ſeinen Gaſt, nebſt allen ihren Schätzen gefangen zu nehmen und der heiligen Inquiſition auszuliefern.

Aber Lolo erfuhr dieß zu rechter Zeit durch einen ihrer dienſtbaren Geiſter-Pagen, und als die Wachen des Königs und die Diener des heiligen Gerichts kamen, ſich ihrer zu bemächtigen, da ſtieß ſie in ihr Horn, und augenblicklich bedrohte ein furchtbares Heer die Stadt Madrid und das heilige Gericht, wofern der jungen Königin Lolo nur die allermindeſte Beleidigung widerführe oder ihr gar auf irgend eine Weiſe Gewalt geſchähe. — Man denke ſich den Schrecken und die ohnmächtige Wuth der heiligen Inquiſition; der König freute ſich im Geheim, und es war ihm ſchon recht, daß Lolo noch einige Monate in Madrid, bewacht und beſchützt von ihrem Heere, in Freude und Herrlichkeit verbrachte, ſodann im Triumph ganz Spanien durchzog. Endlich entließ ſie lachend ihr großes Heer, hing ihren Zaubergürtel um, nahm ihren Stab in die eine, ihr Horn in die andere Hand, und wünſchte ſich, eins, zwei, drei! an den Hof von Neapolis.

Dort in Neapolis gefiel es ihr bei weitem am beſten. Die luſtigen Neapolitaner fragten nicht, woher ſie ihre großen Schätze und ihre Macht habe, die unerhörteſten Feſte im Nu hervor zu zaubern; ſie ließen ſich die reichen Geſchenke, welche Lolo in beſter Laune ihnen ſpendete, trefflich behagen, ergötzten ſich an den Feſten, und ſchrieen eh viva! wo die junge, ſchöne, fremde Königin ſich blicken ließ, und nicht lange währte es, ſo drang der Ruhm der ſchönen, jungen, reichen Fürſtin von Grenada durch alle Lande.

Siebenhundert neun und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nachdem ſich nun Lolo auch in Neapolis geraume Zeit ergötzt hatte, fiel es ihr ein, von nun an ſich an ihrem eignen Hofe den Hof machen zu laſſen. Sie packte daher Horn und Stab zuſammen, that den Gürtel um, wünſchte — und eins, zwei, drei! befand ſie ſich wieder in Grenada. Ihr treues Volk empfing ſie, nach Vorſchrift, mit unausſprechlicher Freude. Eine zahlloſe Menſchenmenge hatte ſich vor dem Schloſſe verſammelt, die Bürgerſchaft ſandte Deputirte auf's Schloß, welche huldvoll empfangen wurden, der erſte Bürgermeiſter begrüßte die geliebte Herrſcherin mit einer feierlichen Anrede, welche in huldvollen Ausdrücken von der Fürſtin erwiedert wurde. Mittags war große Tafel, wozu die erſten Beamten des Reichs, die Deputirten der Bürgerſchaft, ſo wie der Bürgermeiſter geladen waren, ein Fackelzug von den Studirenden dargebracht, eine glänzende Illumination, ſo wie ein tauſendſtimmiges Lebehoch unter den Fenſtern des Schlafgemachs der Herrſcherin, von kräftigen Stimmen gebrüllt, beſchloſſen die erhebende Feier des Tages.

Lolo war jetzt achtzehn Jahre alt, und was ſie erwartet hatte, geſchah: Bald wimmelte es am Hofe von

Grenada von jungen und alten Prinzen, Grafen, Baronen und Krautjunkern, welche alle ihr Heil verſuchten, um das Herz der jungen, reichen, ſchönen Königin zu gewinnen. Es wollte ſolches aber nicht Einem unter Allen glücken, und mancher liebenswürdige Prinz, mancher edle Graf, mancher ſtattliche Baron und unzählige gemüthliche Krautjunker härmten ſich im bittern Liebesleid dergeſtalt ab, daß es einem Stein in der Erde hätte erbarmen mögen:

Lolo gebehrdete ſich aber noch härter und gefühlloſer bei ſolchen Gelegenheiten, als der härteſte Marmelſtein, ſie freute ſich ihrer Siege und verſpottete ſtolz die Beſiegten, und wollte ja ihr Hof einmal leer werden von verzweifelnden Anbetern — huſch den Gürtel um, und zwei Worte trugen ſie an alle Höfe der Welt, wo ſie alle hohen Häupter dermaßen verrückte, daß gar bald die vornehmſten Liebhaber in großen Schaaren nach Grenada ſtrömten, wo es ihnen um nichts beſſer ging, als ihren Vorgängern..

Fee Roſala gerieth darüber in den größten Unmuth, und beſchloß, die junge Königin auf die empfindlichſte Art zu beſtrafen, vorher wollte ſie's aber doch noch einmal in Güte verſuchen,. und lenkte es ſo, daß der junge Prinz von Samarkant an den Hof von Grenada kam. Der junge Prinz Alamor war der ſchönſte junge Mann, den man ſich denken konnte, dabei von den angenehmſten, feinſten Sitten, und ganz dazu geſchaffen, einer ſchönen jungen Fürſtin zu gefallen.

Ueberdies war die Fee Roſala ſeine Pathe, und hatte nicht unterlaſſen, ihm als Pathengeſchenk einige Gaben mitzutheilen, wodurch er vor den Prinzen gewöhnlichen Schlages ungefähr eben ſo viel voraus hatte, als Lolo vor den gewöhnlichen Prinzeſſinnen, nur mit dem Unterſchiede, daß bei Prinz Atamor alles zum Guten, bei Prinzeſſin Lolo dagegen, wie wir geſehen haben, alles zum Schlimmen ausgeſchlagen war.

Die Fee meinte aber, dieſes ſolle ſich ausgleichen, denn ſie glaubte nichts gewiſſer, als daß Lolo ſich in den ſchönen Prinzen verlieben müſſe, weil ſie denn doch ein Mädchen ſey, und einmal doch jedem Mädchen ſeine Stunde ſchlüge. Wer ſich aber nicht verliebte, das war Lolo, und wer ſich ſogleich auf den erſten Blick zum Raſendwerden verliebte, das war Atamor, und wirklich vergaß er, wie jeder ächte Verliebte, von Stund' an alle ſeine Philoſophie und natürliche Klugheit, und gebehrdete ſich ſo närriſch, wie nur je ein verliebter Prinz.

Lolo fand das ſehr unterhaltend, und da ſie nicht blind war für das ſchöne Aeußere Atamor's, ſo ſchmeichelte es ihrer Eitelkeit gewaltig, daß ein ſo ſchöner, geiſtreicher Prinz ſich vergeblich um ſie härmte. — Es half nichts, daß alle ihre Hofdamen ihr Mitleid rege zu machen ſuchten, indem ſie ihr vorſtellten, wie grauſam es ſey, nachdem ſie ſchon ſo viele, liebenswürdige junge Männer durch ihre Koketterie um's Leben gebracht habe, nun auch noch den ſchönſten, vollkommenſten Prinzen auf ähnliche Weiſe zu Grunde zu richten. Lolo lachte und verſetzte: „O, Ihr mitleidigen Seelen, ſeht Ihr nicht, wie viele tauſend Frauen und Mädchen täglich von den treuloſen Männern betrogen und gequält werden? danken ſolltet Ihr mir's, daß ich an den Männern unſer Geſchlecht räche! und ich will's.“

Siebenhundert und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Und dabei blieb es! und Lolo quälte und marterte den armen Atamor ſo lange und ſo unbarmherzig, bis er das letzte Reſtchen ſeines Muthes verlor, und im höchſten Unmuth und in der tiefſten Verzweiflung dem falſchen Hofe und der noch dreimal falſchern Lolo Ade ſagte.

Er floh davon und wie ein Wahnſinniger lange, lange Zeit in Wäldern und Einöden umher. Dort brüllte er mit den wilden Thieren um die Wette, rannte mit dem Kopf wider die Felſen und Baumſtämme; und aß, wie der König Nebucadnezar nichts, als Salat und Wurzeln.

Endlich ließ ſeine Raſerei ein wenig nach, und er kam wieder ſo weit zur Vernunft, daß er beſchloß: die

Wildniß zu verlaſſen, und wieder unter Menſchen zu gehen, wo es beſſere Koſt gäbe. An den Hof wollte er aber nicht wieder, ſondern wie er ſagte unter ſchuldloſe Menſchen in der reinen unverfälſchten Natur, und ſo ging er in das nächſte Dorf, und fragte nach dem reichſten Bauern, und dieſen bot er ſeine Dienſte als Knecht an.

Obgleich nun der Prinz im Innerſten zerriſſen und im Aeußern (nämlich in der Kleidung) ſehr zerlumpt erſchien, ſo war er doch noch immer ein ſchöner, junger Mann, der dem Bauern und noch mehr deſſen Frau über die Maßen wohl gefiel, und der Bauer nahm ihn alſogleich in ſeine Dienſte. Da aber Prinz Atamor die allerfeinſte Erziehung genoſſen hatte, und weder Pflügen noch Säen, weder Eggen noch Mähen, weder Binden noch Dreſchen konnte, ſo übertrug ihm der Bauer die Aufſicht über ſeine Schweine, und der unglückliche Prinz war ſo verſenkt in ſeinen Gram, daß er dieſes mühſame Amt ohne Widerrede übernahm, und mit Treue und Gewiſſenhaftigkeit es verwaltete. Der Schmerz der Fee Roſala, als ſie ihren Pathen in ſolcher Erniedrigung erblickte, läßt ſich beſſer denken, als beſchreiben. Sie erſchien dem unglücklichen Prinzen zu wiederholten Malen im Traum, und mahnte ihn ernſtlich, ſeine unwürdige Beſchäftigung aufzugeben und zurück zu kehren nach Samarkand, wo ſein Vater und das ganze Volk in Trauer über ſein Verſchwinden verſenkt wären. Aber alles umſonſt! der Prinz achtete nicht der Traumgeſichte und blieb in ſeiner traurigen Stimmung unter den ihn umgebenden Schweinen.

„Alſo auch meinen Pathen muß ich mit Gewalt zur Vernunft bringen,“ rief die Fee ſchmerzlich, und ihr Entſchluß war gefaßt.

An einem ſchönen Maimorgen trieb Prinz Atamor ſeine grunzenden Zöglinge in den nahen Wald, dort ließ er ſie nach Herzensluſt ſich an den herabgefallenen Eicheln laben, welche den Boden bedeckten, während er ſelber unter einen Baum hingeſtreckt mit ſchmelzender, zitternder Stimme ſang:

Ich klage Dir,
O Echo hier
Der Liebe Mißgeſchick ꝛc.

Während er ſo ſang, richtete er ſeine thränenſchweren Blicke bald zum Himmel, bald ſtarr vor ſich hin. Da gewahrte er plötzlich zu ſeiner großen Verwunderung ſich gegenüber einen Feigenbaum, mitten im Eichenwalde einen Feigenbaum! und zwar voll der ſchönſten, größeſten Feigen, welche er in ſeinem Leben geſehen hatte. — Er brach ſeinen rührenden Geſang ab — erhob ſich, ſchlug mit ſeinem Stecken etliche Feigen von dem Baume und verzehrte ſie mit großem Appetit. Aber kaum, daß er ſolches vollführt, ſo wollte es ihm bedünken: als recke und dehne ſich ſeine Naſe höchſt ungebührlich. Erſchrocken faßte er mit beiden Händen darnach, und fühlte — o Jammer, daß er anſtatt ſeiner ſchönen griechiſchen Naſe einen abſcheulich großen Schweine-Rüſſel im Geſichte trage. Das hieß das Maaß ſeines Elends bis zum Ueberlaufen anfüllen, und ihm lief die Galle über! Wüthend rannte er zu einem nahen, ſchäumenden Waldſtrom, und ſtürzte ſich über Kopf hinein.

Aber Fee Roſola verhütete, daß er ertrank, ſondern ließ den Ohnmächtigen durch einige Waſſergeiſter in ihren Feenpalaſt tragen.

Als der Prinz aus ſeiner Ohnmacht erwachte, erblickte er die Fee, welche ihm einen Spiegel vorhielt; zu ſeiner unausſprechlichen Freude ſah er, daß der abſcheuliche Schweinerüſſel aus ſeinem Geſichte verſchwunden ſey. — „Dank den Göttern!“ rief er, „ich bin wieder ein Prinz und kein Schwein!“ Die Fee lächelte und ſprach: „Dein Unfall, Prinz, ſollte nur dazu dienen, Dir den Weg zu Deinem Glücke zu zeigen!“ — Darauf nahm ſie ihn mit ſich in ihr Cabinet, unterredete ſich lange mit ihm, und nach einigen Stunden verließ Prinz Atamor in der Verkeidung eines Bauern fröhlich und wohlgemuth das Feenſchloß, um nach Grenada zu eilen.

Siebenhundert ein und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht beſchloß der Erzähler ſeine Sage wie folgt:

In dem königlichen Palaſte zu Grenada war große Trauer, Jammer und Wehklagen, ein alter Bauer hatte vor mehreren Tagen der Königin wunderſchöne Feigen zum Verkauf angeboten, die Königin hatte ſie gekauft und mit dreien ihrer Hofdamen davon gegeſſen, worauf allen Vieren plötzlich ſtatt der zierlichen Näschen große Schweinerüſſel im Geſichte gewachſen waren.

Umſonſt waren Aerzte, Zauberer, Quackſalber und Barbiere zu Rathe gezogen worden, Keiner von Allen vermochte zu helfen, verzweifelnd verſchloß ſich endlich die Königin mit ihren drei Unglücksgefährtinnen in ihre innerſten Gemächer, und wollte Niemanden mehr ſehen.

Weinend ſtand ſie jetzt vor ihrem Spiegel, ſchwang ihren Stab und gebot dem Zauber zu ſchwinden — umſonſt, er blieb. „O daß mein Auge erblindete!“ rief ſie — wie der Baſilik erſchrickt, wenn er im Spiegel ſeine ſcheusliche Geſtalt gewahrt, ſo erſchrecke auch ich vor mir ſelber, ſo oft ich mich anſehe. — O Tod, komm und befreie mich von dieſer Qual.“ — Jetzt kamen die drei Hofdamen in's Zimmer und jammerten ebenfalls über ihre verlorene Schönheit, wobei ſie der

Königin vorwarfen, daß ſie durch ihren Hochmuth und ihre Grauſamkeit gegen die Männer dieſes Strafgericht über ſie herbeigeführt habe. — Lolo gebot ihnen zornig. zu ſchweigen, aber die Damen, die ihr höchſtes Gut unwiderbringlich verloren glaubten, ſchrieen und jammerten nur um ſo ärger.

Da pochte es an der Thüre, ſchnell verſchleierten ſich alle Viere, denn ſie glaubten, der Kanzler werde eintreten, aber ſtatt des Kanzlers trat ein altes wunderliches Männchen in's Zimmer, und fragte, ob ſie nicht Luſt hätten, ihm einige nützliche und ſeltne Dinge abzukaufen. „Nein!“ lautete die kurze verdrießliche Antwort. Das Männlein aber ließ ſich nicht irren, ſondern rühmte ſeine Waaren trotz einem hauſirenden Ebräer. „Hab' ich doch ſchönen Schmuck,“ ſprach er, „kann mer ihn doch gar nicht ſchöner ſehen! Ohrbaumeln wider Zahnreißen, ſympathetiſche Mittel wider und für die Liebe! Brillen und Hörmaſchinen, womit mer ſieht durch dicke Mauern, und hört tauſend Meilen weit, und hier ein Schönheitswaſſer, womit mer kann vertreiben alle Gebrechen und Fehler, natürliche und angeherte, als mer ſich damit thut waſchen.“ —

„O, wo — wo iſt das Waſſer!“ riefen die vier Damen aus einem Munde, und ſchlugen die Schleier zurück. „Gottswunder!“ rief der Jude — „ſeyn das Rüſſelche. Nu do iſt's Waſſer — werd' ich doch Jeder geben ein Vertel. — Nu friſch gewaſchen!“

Und die Damen wuſchen ſich, was ſie konnten, und ſiehe da, bei den Hofdamen ſchlug die Cur an, ihre Rüſſel verſchwanden und ſie wurden ſchöner, denn vorher. Voll Freude liefen ſie vor den Spiegel, und Eine drängte jubelnd die Andere fort, aber ſo viel Lolo rieb und wuſch — ihr Rüſſel wollte nicht verſchwinden. — „Ha, was iſt das!“ — rief ſie entſetzt, — „warum hilft das Mittel nicht bei mir?“

„Nein,“ verſetzte der Jude bedenklich. — „Was ſells, Ihr müßt doch haben einen Zauber in Euerer Gewalt, daß mein Mittel nicht hilft! Habt Ihr etwa á Stöckliche, á Gürtelche, oder ſonſt eppes“ —

„Ja! ja!“ rief die Prinzeß, eilte zu einem Schrank, nahm Gürtel, Zauberſtab und Horn heraus, und warf ſie haſtig zu Boden. — „Hier liegen meine Zauberſtöcke, her das Waſſer!“

Der Jude raffte ſchnell die Zauberſtöcke auf und ſtand nun als Prinz Atamor da. — „Mit nichten grauſame Lolo!“ ſprach er lachend. „Mir gehören jetzt Zauberſtab, Horn und Gürtel, und Du — behältſt Deinen Schweinerüſſel!“ Somit entſchwand er.

Ein ganzes Jahr noch mußte Lolo ihre Strafe erdulden. Als ſie endlich ihre Eitelkeit, ihre Launen und ihr Unrecht gege nAtamor tauſendmal unter vielen Thränen verwünſcht hatte, führte an ihrem 19. Geburtstage die verſöhnte Fee den Prinzen wieder zu ihr. Jetzt reichte Atamor der armen Lolo das Wunderwaſſer — ſie wuſch ſich, der Rüſſel ſchwand — Lolo wurde noch zehnmal ſchöner und liebenswürdiger, denn vorher, und reichte nun mit Freuden dem Prinzen ihre Hand.

Viele Jahre lebte das Paar glücklich mit einander, und nie zeigte Lolo mehr die mindeſte Spur von Hochmuth, Eigenſinn und unerlaubter Gefallſucht.

Siebenhundert zwei und neunzigſte Nacht.

Als heute die Freifrau gebeten wurde, etwas zu erzählen, ſagte ſie: „kann ich mich doch jetzt auf kein Mährlein, noch auf eine Sage beſinnen, die meinen Freunden unbekannt wäre, es müßte denn die Sage von der Springwurzel ſeyn.“

„Mir iſt ſie unbekannt,“ riefen die Anweſenden faſt gleichzeitig, und die Freifrau begann:

Die Springwurzel.

(Harzſage.)

Im Harze ſoll, der Sage nach, ein ungeheurer Schatz verborgen ſeyn, welcher von einem Geiſte gehütet wird. Zu den ſchönen Geiſtern gehört übrigens der Harzgeiſt nicht, denn man beſchreibt ihn als einen großen Mann mit zottigen Haaren, einem langen, bis über die Bruſt reichenden Barte, um den Kopf ſoll er einen Kranz, um die Lenden einen Schurz von Eichenlaub, und in der Hand einen ausgewurzelten Tannenbaum tragen.

Von dieſem Schatze erzählt man folgende Geſchichte.

Drei junge Burſche wanderten ſelband über Berg und Thal, ſich in der Welt umzuſehen und ihr Glück zu verſuchen.

Benno, der älteſte, war fröhlich und heiter, er ſcherzte und lachte gern, und wer ihn anſah, wurde ſchon heiter, denn aus ſeinen braunen Augen blitzte der Frohſinn, und ſeinen friſchen, mit blendenden Zähnen geſchmückten Mund umſchwebte ſtets ein angenehmes Lächeln.

Fridolin, der zweite, war nicht weniger hübſch, aber hochſtrebend und hochmüthig, nichts war ihm gut genug. Alles wollte er beſſer haben, und doch war er ſo arm wie eine Kirchenmaus.

Rudolph, der dritte, war ein ausgezeichnet ſchöner, junger Mann, wer ihn ſah, mußte glauben, ein König habe ſich in ein einfaches Gewand gehüllt, ſo edel war ſein Anſtand, ſo ſchön ſeine Sprache. Er war etwas ſchwermüthig und ſprach nicht viel, weßhalb er von ſeinen Begleitern bisweilen tüchtig geneckt wurde.

„Wenn ich Geld hätte, das heißt, ungeheuer viel,“ ſagte jetzt Benno, „dann wäre ich glücklich, dann hielte ich den ganzen Tag offene Tafel, jeder fröhliche, treuherzige Zecher wäre willkommen, und die reizendſten Mädchen müßten mir den Becher kredenzen."

„Wenn ich reich wäre," äußerte Fridolin, „ſo würde ich mir einen Palaſt erbauen, nach Rang und Ehrenſtellen trachten, und eine Jungfrau aus vornehmem Geſchlechte zum Altare führen."

„Ich weiß nicht, ob das Geld mich heitrer machen würde, ja ich bezweifle es faſt," ſprach Rudolph, „aber ich würde es nicht verſchmähen, denn es wäre immer möglich, daß ich es noch bedürfte."

„Du Thor, das Geld nicht zu ſchätzen!" lachten die Andern; „habe es nur erſt, ſo wirſt Du es bald lieb gewinnen."

Unter ſolchen und andern Geſprächen kamen ſie eines Abends nach Goslar, wo ſie zu übernachten beſchloſſen.

In dem Wirthshauſe, wo ſie eingekehrt waren hatte ſich eine luſtige Geſellſchaft von Männern verſammelt, welche einander Schwänke und Mährlein erzählten, und dabei fleißig dem Bierkruge zuſprachen.

Siebenhundert drei und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr Frau von Runſitten in ihrer Sage fort: Die drei Wandrer ſetzten ſich zuſammen an einen Tiſch, nahmen aber an dem Geſpräche der Uebrigen gar freundlichen Antheil.

„Es iſt, wie ich Euch ſagte!“ ſchrie jetzt ein dicker Mann mit einer Baßſtimme, „der Brauer Maltau dankt ſeinen Reichthum einzig dem Geiſte, welcher den Schatz, der im Gebirge verborgen iſt, hütet. Er hat ihn mit Hülfe einer Springwurzel gehoben, und iſt nun glücklich bis an ſein Ende!“

„Wenn wir nur den Ort wüßten, wo der Schatz liegt,“ ſagten Einige. „Wenn wir nur eine Springwurzel hätten,“ riefen Andere.

„Ja, da ſitzt der Knoten!“ ſprach der dicke Mann, „übrigens ſagt man, der Geiſt erſcheine nur Perſonen, welche in der Walpurgisnacht geboren ſeyen, und eine Springwurzel aufzufinden, gehört unter die Glücksfälle.“

„Wenn man nur durch Hebung des Schatzes nicht der Seligkeit verluſtig geht,“ ſagte ein bedächtiger Mann.

„Behüte Gott!“ entgegnete der Dicke, „der Geiſt des Gebirges, der Hüter des Schatzes, gehört nicht den unſaubern an.“

Es wurde noch viel über dieſen Gegenſtand geſprochen, ehe die Verſammlung aus einander ging; die drei Wanderer waren ganz eifrige Zuhörer geweſen.

„Wißt Ihr etwas, Brüder!“ rief am andern Morgen Benno, „wir wollen darnach trachten, den Schatz zu heben. Ich bin in der Walpurgisnacht geboren.“

„Ich auch, auch ich!“ betheuerten Fridolin und Rudolph.

„Nun denn, ſo laßt uns nach einer Springwurzel, welche alle Schlöſſer öffnet, ſuchen, haben wir nur dieſe, ſo wollen wir den Hüter des Schatzes anrufen, und er iſt gewiß ſo gut, uns zu erſcheinen. Da wir nun getreue Brüder und ſo lange zuſammen gewandert ſind, wollen wir uns immer nach Kräften beiſtehen. Jeder gehe von nun an ſeines Weges und ſehe, daß er die Wurzel erhält, und wer ſie hat, laſſe dem Andern auch den Nutzen davon. Uebers Jahr wollen wir uns wieder hier in Goslar treffen, in den Brockenwald gehen und den Geiſt anrufen, wenn nur wenigſtens Einer von uns ſo glücklich war, die Springwurzel zu finden.“

„Seyd Ihr das zufrieden?!“

„Ja, wir ſind damit einverſtanden!“ ſagten Fridolin und Rudolph, und alle Drei gaben ſich die Hand darauf, in einem Jahre ſich wieder in Goslar in demſelben Gaſthofe zu treffen, und einander Alles mitzutheilen, was ihnen in der Zeit begegnet ſey.

Siebenhundert vier und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die drei Burſchen trennten ſich, jeder ging nach einer andern Himmelsgegend zu.

Benno wandte ſich nach Böhmen, weil er viel von der Geſchicklichkeit und Erfahrung der böhmiſchen Jäger gehört hatte. Von einem alten Weidmanne hoffte er zu erfahren, wie die Springwurzel zu erhalten ſey, „und dann, dann,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „bin ich glücklich!“

Fridolin ging nach Sachſen, denn in Sachſen, meinte er, müßte er am erſten erfahren, wie die Springwurzel zu entdecken ſey, weil daſelbſt lauter feine und kluge Leute lebten.

Rudolph zog ſinnig jeder ſchönen Gegend nach, kletterte auf den Bergen umher und ſchlummerte am blumigen Ufer des Baches.

Erſt als der Schnee fiel und ſeine Baarſchaft ganz zuſammen geſchmolzen war, fiel es ihm ein, ſich um ein Obdach umzuſehen. Er kaufte ſich für ſein letztes Geld wieder eine Laute, die alte Laute war ihm geſtohlen worden, und ſtatt wie ſonſt ſüße Lieder zu holden Weiſen zu ſeiner eigenen Luſt zu ſingen, zog er jetzt auf die Burgen und Schlöſſer und in die Häuſer reicher Bürger, und ſang bei ihren fröhlichen Feſten. Jeder hörte den ſittigen, beſcheidenen Sänger gern, manch ſchönes Auge verweilte lange und ſchmachtend auf Rudolph's edlem Antlitze, ohne daß der Sänger es nur bemerkte.

Eines Tages, als er an einer ſtolzen Burg vorbeiziehen wollte, redete ihn ein Knappe an und lud ihn ein, auf die Burg zu kommen, weil ſein Herr, der Graf von Eberſtein, ein glänzendes Feſt feiere. Der Sänger folgte der Einladung und trat mit ſeiner Laute in den reich geſchmückten Saal, wo viele edle Ritter und ſchöne Frauen verſammelt waren. Der Graf von Eberſtein gewahrte kaum den Sänger, als er heiter auf ihn zukam und ihn begrüßte.

„Singt nur, ſingt edler Sänger, ein frohes Lied, und meine Nichte ſelbſt ſoll Euch den ſilbernen Pokal, gefüllt mit edlem Weine, reichen, und Ihr ſollt den Pokal behalten zum Andenken an mich.“

Siebenhundert fünf und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als Rudolph ſein Lied geendet hatte, durchlief Beifallsmurmeln den Saal, der Schloßherr winkte.

d ſeine Nichte trat auf den Jüngling zu, ſetzte den
ldenen Becher mit dem edelſten Weine gefüllt an die
ſenlippen und reichte ihm denſelben dar. Er faßte
n Becher und leerte ihn, aber als er aufblickte, meinte
die ſchöne Armgard habe ihm einen Liebestrank ge=
ben, ſo tiefe und glühende Liebe für die Herrliche
r ſchnell in ſeinem Herzen erglüht.

Unter einem Vorwande verließ er den Saal und
gab ſich in den Burggarten, dort lagerte er ſich in
s duftende Gras und blickte aufwärts zu den Sternen.
n andern Morgen wollte er weiter ziehen, denn er
ßte es ja, daß er, der arme Minneſänger, obſchon
von edler Geburt war, nicht zu der Nichte und Er=
des reichen Grafen ſein Auge erheben durfte, deß=
b wollte er ſie lieber fliehen, um der Gefahr zu ent=
en, welche ihre ſchönen Augen für ihn hatten.
r verabſchieden wollte er ſich bei dem Schloßherrn,
d für ſeine Gaſtfreundſchaft danken.

Der Graf ließ den jungen Sänger eintreten und
te ihn freundlich an, der ſchüchtern nicht aufzublicken
e nach dem Fräulein, welches in der Fenſterniſche
und fleißig die Spindel drehte.

„Ihr wollt mich verlaſſen, junger Sänger," re=
der Graf ihn an, „habt Ihr nicht wichtige Ge=
ſte, ſo verweilet noch einige Tage hier, und feiert
h Euern Geſang die Verlobung meiner Nichte mit
Grafen Stein."

Rudolph erblich, das Fräulein aber verließ, die weinenden Augen mit den Händen bedeckend, das Gemach, der Graf aber rief lachend hinter ihr her: „Ziererei, Mädchenthränen dauern nicht lange, und ein reicher Freier ſollte jeder jungen Dirne willkommen ſeyn.“

Hierauf nahm er Rudolph das Wort zu bleiben ab und entließ ihn.

Rudolph's Liebe für Armgard wuchs, ſeitdem er wußte, daß ſie dem Grafen ungern die Hand reichen würde, er ſuchte die Bekanntſchaft ihrer Amme Elsbeth, und vernahm, daß der Graf Stein ein ältlicher, roher Mann ſey, der nichts liebe als Jagd und Wein, dabei aber unermeßlich reich.

„Aber wie kann ein Mann, wie des Fräuleins Oheim, der ſo freundlich und wohlwollend ausſieht, das Fräulein zu einer Verbindung zwingen?“ fragte ſeufzend Rudolph.

„Der Herr Graf iſt ſelbſt dazu gezwungen!“ ſeufzte die Amme, „es iſt nicht Alles Gold, was glänzt, und der Graf Stein hat Armgart's Oheim bedeutende Summen vorgeſtreckt, da muß die Hand der ſchönen Nichte bezahlen.“

Rudolph erſchrak, und doch zog Hoffnung in ſeine Bruſt ein, Geld ließ ſich ja erwerben, und hier hieß es: der Reichſte führt die Braut heim. Er dachte an den Schatz, den er heben könne, wenn er nur wüßte wie, daß es ihm gar nicht fehlen könne, weil er ein Sonntagskind ſey, und ſeine Phantaſie malte ihm au einmal tauſend Möglichkeiten vor, durch welche er zu Armgard's Beſitz zu gelangen hoffte.

Er blieb deßhalb in der Burg, jede Gelegenheit, die ſchöne Jungfrau zu ſehen, eifrig benützend.

Armgard erfuhr von der Amme getreulich wieder, was der junge Minneſänger von ihr geſagt hatte, ſie blickte ihn von nun an immer hold erröthend und freundlich an, und als der Jüngling ſie eines Abends im Zwinger bei einem blühenden Roſenſtrauche traf, hörte ſie ſeine Seufzer, Bitten und Schwüre entzückt an, ließ ihm ihre Hand, welche er feurig an ſeine Lippen zog, und gelobte ihm endlich ewige Liebe und Treue.

„Nur das Bewußtſeyn, von Euch geliebt zu werden, wollt' ich haben!“ rief der Glückliche entzückt aus, „jetzt will ich keine Stunde länger ſäumen, Euch auch zu verdienen!“

Hierauf eröffnete er dem Fräulein, daß er nicht ohne Hoffnung auf Reichthum ſey, und jetzt ausziehen wolle, entweder den Schatz zu heben, oder ſich nie mehr ſehen zu laſſen; er bat ſie, ein Jahr zu harren, und ſey er in einem Jahre nicht zurück, ihn als Todten zu betrauern.

Das Fräulein jammerte und beſchwor den Geliebten, nicht ſein Leben auf das Spiel zu ſetzen, dann gelobte ſie ihm: eher Alles zu erdulden, als dem Grafen von Stein die Hand zu reichen, und ſo ſchieden ſie.

Siebenhundert ſechs und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Ungeſäumt begab ſich Rudolph in den Brockenwald zurück und rief in drei Nächten den Geiſt des Waldes, den Hüter des Schatzes an, ihm doch den Reichthum, den er bedürfe, zu ſpenden; immer vergebens, der Geiſt ließ ſich nicht blicken, und Rudolph verlor allen Glauben an das Daſeyn des Schatzes und ſeines Hüters.

Betrübt verließ er den Wald, und nahm ſich vor, ſein Glück auf andere Weiſe zu ſuchen. Er hörte, daß der franzöſiſche König Karl VII. die edlen Sänger ſchätze und reich belohne, und wanderte mit ſeiner Laute an den Hof des Königs von Frankreich.

Dort ward er auf das Beſte aufgenommen, und ärndtete viel Lob aus dem Munde des Königs, viel freundliche Blicke aus den Augen holder Frauen, aber Gold und Silber nur wenig, denn der gute König Karl war ſelbſt ſehr ſchlecht mit Gelde verſorgt. Deßhalb verließ Rudolph den Hof wieder und zog nach Deutſchland zurück, um Kunde von Armgard einzuziehen, denn er war ſchon eine geraume Zeit entfernt geweſen.

Da fiel es ihm plötzlich ein, daß es beinahe ein Jahr her ſey, daß er mit ſeinen ehemaligen Reiſegefährten in Goslar übernachtet und dieſen verſprochen habe, nach Jahresfriſt mit ihnen wieder daſelbſt zuſammen zu treffen, und ſogleich ſchlug er den Weg nach Goslar ein.

Wie er wieder durch den Brockenwald kam, ward er verdrießlich; es war eben der letzte Mai, die Sonne brannte heiß und er ſetzte ſich unter einen Baum, auf welchem ein Specht niſtete. Um ſich zu erheitern, zog er das ſchöne, rothe Tuch heraus, welches ihm Fräulein Armgard beim Abſchiede geſchenkt hatte, breitete es unter den Baum und legte ſich in das Gras.

Da kam die Mutter der jungen Spechte geflogen, ſie trug eine Wurzel im Schnabel, und als ſie das Tuch ſah, glaubte ſie, es ſey Feuer, und ließ die Wurzel aus dem Schnabel fallen, raſch empor fliegend.

Rudolph hatte dem Allen ganz ruhig zugeſehn, er hatte jetzt Luſt weiter zu gehen, ſtand auf, nahm das Tuch und ſteckte es ein, und die Wurzel auch, und ſchritt nun rüſtig vorwärts. Es kam ihm vor, als ob Jemand hinter ihm riefe: „Hollah, halt, halt!“ Aber Rudolph war nicht in der Laune, Jemandem Rede zu ſtehen, und lief deßhalb nur noch ſchneller, bis die Stimme im Dickicht verhallte.

Abends langte er in Goslar an, und fand ſeine beiden ehemaligen Gefährten, Benno und Fridolin, ſchon ſeiner harrend. Sie begrüßten ihn freundlich und forderten ihn auf, zu erzählen, was ihm in dieſem Jahre begegnet ſey, und ob er Hoffnung habe, den Schatz zu heben.

Rudolph erſuchte ſeine Gefährten, zuerſt ihm mitzutheilen, was ihnen in der Zeit, in welcher ſie ſich nicht geſehen, geſchehen. Benno ließ ſich nicht lange bitten, „ich wanderte aus, wie Ihr wißt, um zu erfahren, wie ich zu einer Springwurzel käme, aber kein Menſch konnte und wollte mir es ſagen. Doch war das Glück mir auf andre Weiſe hold, ich erbte den ganzen Nachlaß eines reichen Vetters, den ich in meinem Leben nicht ſah. Der Weg zu Ehrenſtellen iſt mir nun gebahnt, in kurzer Zeit bin ich der erſte Rathsherr in meiner Vaterſtadt, und die Tochter des Bürgermeiſters, ein ſchönes und reiches Mädchen, iſt meine Braut.“

„Da brauchſt Du ja gar nichts von dem Schatze,“ lachte Fridolin, worauf jener erwiederte: „o doch, Geld kann man nie genug haben, und ich habe große Pläne im Kopfe.“

„Pläne hatte ich auch, wenn auch nur ſolche, die mich beglückten,“ ließ Fridolin ſich vernehmen. „Ich wollte in der Welt umher wandern, und blieb an einem ſchönen Augenpaar hangen, das einem wunderſchönen Mägdlein, der Tochter eines böhmiſchen Jägers zugehörte. Ich gewann mir bald des Mädchens Liebe, und auch deſſen Vater war mir hold, er unterrichtete mich in der edlen Jägerei, und von ihm erfuhr ich auch, wie die Springwurzel zu bekommen ſey. Weil ich nun nicht ſo ganz arm vor die ſchöne Liebeth hintreten möchte, um ſie zu freien, und um Euch Wort zu halten, wanderte ich im Mai, zur Zeit, wo der Specht zu Neſte trägt, in den Brockenwald, und lauerte und lauerte auf einen Specht, und bei dem Lauern kam oft die Nacht heran; aber ich ließ mir die Mühe nicht verdrießen, denn im Vertrauen, der Hüter des Schatzes war mir erſchienen und hatte mir geſagt, auf welcher Stelle der Schatz zu finden ſey.“

„Eines Tages finde ich endlich glücklich ein Spechtneſt, verſtopfe es mit einem Zapfen und warte, bis die Mutter Spechtin mit der Springwurzel zurückkommen wird, das Neſt zu öffnen. Ich breite ein rothes Tuch unter dem Baume aus und verberge mich.“

„Leider war ich müde und entſchlief. Als ich erwachte, ſah ich einen jungen Geſellen etwas Rothes zuſammenpacken und eilig davon gehen; ich rief ihm nach, aber der Menſch lief fürchterlich und ich holte ihn nicht ein. Als ich zurückkehrte zu dem Baume, fand ich mein Tuch noch, was er gar nicht bemerkt haben mochte, aber die Springwurzel fehlte. Da lief ich zornig fort und hierher, wo ich Euch, meine lieben Brüder, zu finden hoffte.“

Siebenhundert ſieben und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Jetzt brach Benno in ein unmäßiges Gelächter aus, welches Fridolin ſehr übel aufnahm, aber er lachte noch heller auf, als Rudolph die Springwurzel hervorzog und das rothe Tuch, und ihm ſagte, daß er, ohne ihren Werth zu kennen, die Wurzel mitgenommen habe.

Da ſah Benno gar grämlich drein und ſprach: „Es ſcheint, als wäret Ihr Beide allein zum Reichthume beſtimmt und ich ſollte leer ausgehen.“

Da ſprach Fridolin lachend: „Weil Du, mein Lieber, ſchon reich genug, noch immer nach Reichthume ſtrebſt, und weil, wie es ſcheint, der Schatzhüter ſein Gold nur denen giebt, die es ſich blos wünſchen, um etwas Höheres damit zu erlangen; Dir aber iſt Gold das Höchſte. Doch ſey nur ruhig, haben wir nur erſt den Schatz, ſo ſollſt Du nicht leer ausgehen.“

Als die Nacht hereinbrach, machten ſich die drei Jünglinge auf, den Schatz zu heben, und Keiner redete ein Wort. Fridolin fand bald die Stelle, welche ihm der Geiſt im Traume gezeigt hatte; er ging voraus, ſeine Gefährten folgten ihm in eine große Höhle, welche am Ende eine eiſerne Thüre hatte. Rudolph zog ſeine Springwurzel heraus, die Thüre öffnete ſich und ſie traten in ein Gewölbe, wo goldne und ſilberne Münzen in großen Haufen aufgeſchichtet da lagen. Jeder füllte ſich die Taſchen mit Goldmünzen, ja Rudolph zog noch einen großen Sack heraus, den er ſich füllte und ſpäter nur mühſam an das Tageslicht brachte. Er blieb, weil er nur Schritt vor Schritt mit der ſchweren Laſt gehen konnte, im Walde zurück, als ſeine beiden Gefährten ſchon längſt wieder in Goslar waren. Dort kaufte ſich Jeder ein Roß, beſtieg es wohlgemuth und ſagte dem Andern Lebewohl.

Fridolin kam glücklich bei ſeinem Liebchen an, ſchüttete das Gold als Brautgeſchenk in ihre Schürze, und lebte, ſo viel bekannt iſt, lange glücklich und zufrieden, Gaſtfreundſchaft übend und fröhlich unter den Seinen.

Rudolph gelangte endlich auch nach ſeiner Heimath, heirathete ein reiches Mädchen, und häufte Schätze auf Schätze, ohne das Leben zu genießen.

Bernhard konnte ſich die Freude nicht verſagen, in der Kleidung eines Pilgers die ſchöne Armgart heimzuſuchen. Er fand ſie im Burgzwinger gar trübſelig bei dem Roſenſtrauche ſtehen, wo er ihr Liebe geſchworen hatte.

Sie weinte und wollte ſich nicht zufrieden geben, da trat er zu ihr und ſprach: „Warum ſo traurig, ſchönes Fräulein?“

„Ach, frommer Vater!“ ſeufzte ſie, „der Mann, den ich liebte und welcher mir Liebe ſchwur, iſt in die

Welt gezogen, ſein Glück zu ſuchen. Er iſt nun ſchon ein Jahr fort und hat mir keine Kunde von ſich zukommen laſſen; da muß ich glauben, daß er mir untreu geworden iſt, und weil der Oheim ſo in mich dringt, werde ich am Ende doch wohl dem Grafen Stein meine Hand geben müſſen, obſchon dies mein Tod ſeyn wird.“

Da konnte ſich Bernhard nicht länger verſtellen, er riß ſeinen Pilgerhut und falſchen Bart ab und ſtürzte zu Armgards Füßen, die ſich vor Freude gar nicht kannte.

Hierauf begab er ſich zu ihrem Oheim und zahlte ihm dreimal mehr hin, als er dem Grafen Stein ſchuldete. Bedung ſich aber dafür Armgards Hand aus, welche ihm der Oheim nicht verweigerte.

Der Rheingraf mußte mit dem Körbchen mit Dukaten gefüllt zufrieden ſeyn, und war auch klug genug, ſich ſeinen Unmuth nicht merken zu laſſen.

Als nach einigen Jahren Armgards Oheim wieder in großer Geldnoth war, und Bernhards Schatz nicht ausreichte, verſchaffte er ſich ſelbſt eine Springwurzel und zog in den Schwarzwald. Wie damals öffnete ſich die Thüre und er füllte ſich die Taſchen mit Golde; als er aber fortging, ſchlug die Thüre hinter ihm ſo heftig zu, daß er wohl merkte, der Geiſt würde einen dritten Beſuch nicht gut heißen, den er auch unterließ.

Siebenhundert acht und neunzigſte Nacht.

In dieſer Nacht erzählte der Caplan:

Klechden: Die Flucht.

Eine ſchöne, bezauberte Prinzeſſin wohnte auf einem Bergſchloſſe unter der Aufſicht einer Zauberin.

Dieſe bewachte ſie wie ihren Augapfel, und der junge Prinz, welcher mit der Prinzeſſin verlobt war, irrte vergebens um das Bergſchloß, zu den hohen Fenſtern hinaufblickend, hinter welchen ſeine verlobte Braut in Trauer und Sehnſucht ſchmachtete.

Oftmals vergoß er bittere Thränen, bis eine Wahrſagerin ſich ſeiner erbarmte, und ihm verſprach: die bezauberte Prinzeſſin zu befreien.

In Geſtalt einer Taube ließ ſie ſich auf das Fenſtergitter ihres Gemachs nieder, und ſprach zu der Prinzeſſin: „Hier nimm dieſen Kamm, dieſe Bürſte, dieſen Apfel, dieſes Betttuch. Flieh aus dem Schloſſe, und ſollte Dich die Zauberin verfolgen, wirf zuerſt den Kamm und dann die Bürſte hinter Dich. Sollte ſie dann noch von der Verfolgung nicht abſtehen, ſo wirf den Apfel von Dir und zuletzt das Betttuch, und unbeſchädigt wirſt Du in das Schloß Deines Vaters gelangen.“

Die ſchöne Königstochter dankte verbindlich der Taube, und als die Zauberin am Dienſtage nach dem nächſten Neumond einen Spaten beſtieg, und eine Zauberformel murmelnd dem Kahlenberge *) zuflog, machte ſie ſich mit Tagesanbruch aus dem Schloſſe. — Sie lief, was ihre Kräfte vermochten, und als ſie ſich umſah, erblickte ſie mit Schrecken, wie ihre Feindin, die Zauberin, auf einem großen rothen Hahne reitend, ſie in Kurzem einzuholen drohte.

Da warf ſie den Kamm hinter ſich, und dieſer dehnte ſich meilenweit in die Länge und Breite zu einem großen Strome aus. Die aufgehende Sonne ſpiegelte ſich in dem himmelklaren Waſſer. Haufenweiſe plätſcherten darin wilde Gänſe und Enten, und Schwalben netzten im ſchnellen Fluge ihr ſchwarzes Gefieder in dem Gewäſſer. Die Zauberin, aufgehalten in ihrer Verfolgung durch die ſtarke Strömung des Fluſſes, ſchäumte vor Wuth, als ſie ſah, wie die Prinzeſſin am andern Ufer raſchen Schrittes ihre Flucht fortſetzte. Nichtsdeſtoweniger trieb ſie ihren Hahn in's Waſſer, ſchwamm über den Strom und erreichte beinahe ſchon ihren Flüchtling.

Die Prinzeſſin erblaßte vor Schrecken und warf

---

*) Was den Deutſchen der Blocksberg, iſt den weſtlichen Slaven die Lysa-hora, deutſch: Kahlenberg.

die Bürſte von ſich. Mit Staunen ſah ſie, wie jede Borſte ſich zu einem ſtarken Stamm umwandelte. Ein ungeheurer Wald wuchs im Nu empor, dunkel, dicht und undurchdringlich. Haufenweiſe heulten darin Wölfe und brummten Bären, und die Zauberin, in ihrer Verfolgung aufgehalten, brachte einen ganzen Tag zu, um durch das Dickicht und die Hohlwege durchzukommen.

Aber auch die Prinzeſſin war ermattet und konnte nicht mehr ſo ſchnellen Fußes fliehen, wie im Anfange. Die Zauberin, ſich aus dem Walde herauswindend, mußte ſie daher in Kurzem einholen. Die arme Prinzeſſin, welche kaum auf ihren Füßen ſtehen konnte, nahm ihre Zuflucht zu dem Apfel, blickte hinter ſich, und ſah mit Staunen, wie derſelbe zu einem hohen, dichtbewachſenen Berge ward. Vor Wuth ſchäumte die Zauberin, klomm mit Mühe den Berg hinan, und nach einem Tage voll Mühſal erreichte ſie den Gipfel, von wo ſie die Prinzeſſin erblickte, wie ſie matten Schrittes ihrer Heimath zufloh.

Siebenhundert neun und neunzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Hurtig treibt ſie ihren Hahn, fliegt herab vom Gipfel des Berges, und ſchon will ſie die Unglückliche beim Saume ihres Kleides faſſen, als dieſe das Betttuch von ſich wirft, welches ſich in einen weiten See ausdehnt. Sturmbewegt wirft das Meer thurmhohe Wogen. Die Zauberin, welche ſo viele Hinderniſſe das ermüdet hatten, nimmt ſich von Weitem auf ihrem großen Hahne aus, wie ein Schneeballen, umſpritzt vom weißen Schaume der rauſchenden Wogen.

Die Prinzeſſin erreichte glücklich das Schloß ihres Vaters, wo ſie ihr Verlobter ſchon ſehnſuchtsvoll erwartete. Der alte König veranſtaltete vor Freuden ein glänzendes Feſt. Der ganze Palaſt war erleuchtet, und die todtmüde Zauberin, ſitzend auf dem verreckten Hahne, und hin- und hergeworfen von der wogenden See, blickte auf das helle Schloß, hörte die luſtige Muſik und das frohe Jauchzen der Gäſte. Unter ſchrecklichen Flüchen endete ſie in großen Schmerzen.

Und ſogleich verſchwand das Meer, den Leichnam der böſen Zauberin auf den nahen Feldern hinterlaſſend. Die Krähen und Raben flohen das Aas. Vergebens wollte man den Körper beerdigen, die Erde warf ihn immer wieder auf die Oberfläche. Endlich, in einer ſtürmiſchen Nacht, trug die Windsbraut die ekelhaften Ueberbleibſel auf den Hof deſſelben Schloſſes, wo die Prinzeſſin viele Jahre unter der Aufſicht der Hexe zugebracht hatte.

„Das Mährchen,“ ſprach der Freiherr, als der Caplan ſchwieg — „das Mährchen verleugnet ſeine Abkunft nicht; es trägt ganz den abenteuerlichen, ſchauerlichen und rauhen Charakter in ſich, der die meiſten ſlaviſchen Mährchen und Sagen auszeichnet.“

„Ich habe ein ähnliches Mährchen in des Dr. Amerling's böhmiſcher Sammlung, betitelt Kwĕtomluwa, das iſt: Blumenſprache, geleſen,“ bemerkte Eduard.

„Und mir,“ parodirte Alma ihren Gatten, „iſt daſſelbe Mährchen ſchon ſeit vielen Jahren aus J. Lyſers Buch der Mährchen für Kinder gebildeter Stände bekannt, wo es ſich mit einigen Abweichungen und länger ausgeſponnen unter dem Titel: der Mohr im Walde findet. Ein garſtiger Mohr nämlich hält dort die Prinzeſſin gefangen und endet wie hier die Hexe, wenn ich nicht irre.“

Man ſprach viel über die Aehnlichkeit unter den Sagen der verſchiedenſten Völker Bei Einigen, meinte Eduard, laſſe ſich der Grund der Uebereinſtimmung ſchlechterdings nicht nachweiſen, indem oft der Urſprung ſich gleichender Sagen zweier verſchiedenen, weit von einander entlegenen Völker bei Beiden in das graue Alterthum, wo Mythos und Geſchichte zuſammenträfen, ſich verlöre. „Wen muß es nicht befremden,“ ſchloß er, „wenn er in China und Grönland Ein, und dem Weſentlichen nach, Daſſelbe Mährchen als Urſage findet, welches allen Abendländern unter dem Namen Aſchenputtel, Aeſcherling, Aſchenbrödel und Cendrillon bekannt iſt? Eben ſo verbreitet ſich die Grundidee des Fortunatus, der Griſeldis, des geizigen Kaufmanns mit ſeinen Pantoffeln u. A. m. -- Die Morgenländer kennen die Geſchichte der „treuen Liebenden“ (Romeo und Julia), mit heiterm Ausgange, unter dem Namen: Abdahlah und Balſora, und uns Abendländern iſt wieder ſeit undenklichen Zeiten das reizende Mährchen: Aladin oder die Wunderlampe, aus Tauſend und eine Nacht, als Urſage unter dem Namen: die Höhle Xa-Xa bekannt.“

Achthundertſte Nacht.

Alma machte heute ihrem Gatten ſcherzend den Vorwurf, daß er, ſeit er das Glück habe ihr Eheherr zu ſeyn, nicht ſonderlich mehr bemüht ſey, durch den Vortrag artiger Mährchen und Sagen ſich beliebt zu machen. Alle lachten. Eduard aber ſprach: „Du thuſt mir Unrecht, Alma, und um Deinen Vorwurf Lügen zu ſtrafen, will ich ſogleich eine Sage erzählen.“

Somit begann er:

Das Banner des Geächteten.

(Norwegiſche Sage.)

Zur Zeit als Sanct Olaw die Schlacht geſchlagen, worin der alte Held Jarl Hakon die erträumte Krone zuſammt dem Leben verlor, waren noch mit nichten alle Empörer bezwungen, und noch mancher edle Held hing ſtarr und feſt an dem alten Heidenglauben, und trotzte jetzt dem gütigern König Olaw, wie er früher dem Tyrannen Hakon getrotzt hatte. Lange Zeit verſuchte der König mit Milde die ſtörrigen Helden zu gewinnen, daß ſie ihm huldigten, und abließen von dem finſtern, blutigen Heidenthum; aber vergebens, und ſo war er denn endlich wieder genöthigt zum Schwerte zu greifen und mit Gewalt ſich Gehorſam zu verſchaffen.

Der Segen des Himmels ruhte auch diesmal ſichtlich auf König Olaw's Haupt, und er beſiegte, trotz ihrer heldenmüthigen Gegenwehr, alle ſeine noch übrigen Feinde.

Unter dieſen war auch ein mächtiger Herzog, Namens Elgiel, der ſich von Allen am hartnäckigſten bewieſen hatte, der hieb ſich durch und brach ſich Bahn mit ſeinem Schwertträger und ſeinem Bannerträger, als König Olaw ſeine Burg zerſtörte, und alle ſeine Mannen ſchlug mit der Schärfe des Schwertes.

Als aber nun der König den Herzog Elgiel nicht unter den Erſchlagenen fand, da merkte er wohl, wie derſelbe als ein gewaltiger Held das Freie gewonnen habe, und ächtete ihn, daß ihn Jeder todt oder lebend greifen durfte, der ihn finden würde.

Es hatten aber damals die alten Götter Thor und Odin noch ſo viele Anhänger in Norwegen, daß Held Elgiel ungefährdet den größten Theil des Landes durchziehen konnte, und wo er einkehrte in einer Bauernhütte oder in einem Edelhofe, da ward ihm der Gaſttrunk aus dem großen güldenen Methhorn gereicht und er erhielt den Ehrenplatz am Heerde und das weichſte Fell, um darauf zu ruhen.

Aber der Kummer nagte an dem Herzen des alten Helden, denn wo er hinkam, da mußte er ſehen, wie die alten, mächtigen, heimiſchen Götter immer mehr und mehr verdrängt wurden, um des fremden Gottes willen, den das Volk gekreuzigt, und ſeine Wunden wollten nicht heilen, ſo daß er, als er einſt mit ſeinem Bannerträger und ſeinem Schwertträger über eine öde Haide floh, umfiel und todt liegen blieb.

Der Bannerträger und der Schwertträger begruben ihn auf der Stelle, dann ſchwuren ſie den Bluteid *), daß Keiner von Beiden je das Grab Elgiels verrathen wolle, und dann flohen Beide, der Bannerträger rechts, und der Schwertträger links.

Was aus dem Letzteren geworden, berichtet die Sage nicht; der Bannerträger aber gewahrte, als der

---

*) Anmerk. Siehe die Note zur Sage von Hamlet.

Tag anbrach, daß er das Banner Elgiels nicht mehr habe, und erinnerte ſich, daß er es bei dem Grabe des Helden habe liegen laſſen; raſch eilte er daher zurück, um es mit ſich zu nehmen, fand es aber nicht mehr, ſo ſehr er ſuchte, und mußte endlich wieder traurig von dem Grabe ſcheiden. Vorher ſchwur er aber noch bei Thors Hammer, ſo er Den träfe, der das Banner gefunden habe, wolle er ihn tödten, damit Elgiels Grab durch den Finder des Banners nicht verrathen werde.

Achthundert und erſte Nacht.

(Fortſetzung und Schluß der vorigen Sage.)

Mehrere Monden war Griep, der Bannerträger, über Berge und Haiden, durch Wälder und Felder gezogen, da erreichte er eines Tages einen Meierhof, und ging zu dem Bauer, der auch ein alter Held war, und bot ihm ſeine Dienſte an.

Der Alte betrachtete ſich den ſtattlichen Knappen, und er gefiel ihm wohl. So wurde denn Griep der freie Knecht Abel Tolle's, des Bauern und Helden, und befand ſich gar wohl bei ihm.

Abel Tolle hatte von ſeinem verſtorbenen Weibe eine Tochter, die hieß Gurl und war ſo ſchön, daß man ſie für die Göttin Frigga ſelber hätte halten mögen, und als Griep ihre blauen Augen ſchaute, war es ihm, als dufteten Veilchen. Ihre Haut war wie der Schnee auf den Bergen, ihre Wangen ſanft geröthet, wie die wilden Roſen, ihr Mund wie zwei ſchwellende Erdbeeren und ihr Haar wie aus Sonnengold geſponnen. — Wenn ſie ſprach, ſo klang es wie der Geſang des Schwanes, der über das Meer dahinzieht, ihre Geſtalt war ſchlank und hoch und ihr Anſtand der einer Königin. Dabei war ſie mild und leutſelig, und das Geſinde betete ſie an. Griep aber liebte ſie, und es währte nicht lange, ſo liebte ſie ihn wieder.

Als Abel Tolle von dieſer Liebe erfuhr, runzelte er die Stirne, denn er hatte die ſchöne Gurl bei ſich ſelbſt dem Sohne ſeines Blutbruders beſtimmt, weil ſeine eignen Söhne in den Schlachten Hakon Jarls um's Leben gekommen waren, und er wartete nur darauf, daß der junge Hein-Schlagdur um ſeine Tochter werben ſolle. — Da er aber nun ſah, wie ſehr Griep und Gurl einander liebten, und noch Niemandem ein Wort von ſeinem geheimen Wunſch verrathen hatte, auch Hein-Schlagdur nicht zu werben kam, ſo gab er endlich ſeine Einwilligung, daß ſein Knecht Griep die ſchöne Gurl freite.

Bei der Hochzeit ging es luſtig her, und dem Brautvater Abel Tolle gefiel das junge ſtattliche Paar ſelber ſo wohl, daß er der Luſtigſte unter Allen wurde und ein Methhorn nach dem andern leerte.

Als nun aber Mitternacht nahe war, entführte Griep ſein junges Weib in die Brautkammer; aber Entſetzen erfaßte ihn, als er das Brautbett erblickte, denn darüber hing das Banner Herzog Elgiels, welches er auf dem Grabe des Helden zurückgelaſſen hatte.

„Woher iſt das Banner?“ fragte er erbleichend ſein Weib, und Gurl verſetzte: „Es iſt Held Elgiels Banner; ich fand es, als ich einſtmals bei Tages Anbruch mit meinem Vater über die nahe Haide zog, auf einem Grabhügel und verbarg es. Du biſt der Erſte, der darum weiß, und Dir zu Ehren hab' ich ſelber unſer Brautbett damit geſchmückt.“

Da weinte Griep und küßte ſein junges Weib, und ſprach: „Die Götter ſind grauſam und kennen kein Erbarmen. Mit dem Banner Elgiels wähnteſt Du unſer Brautbett zu ſchmücken. Es wird Dein Leichentuch ſeyn!“ Darauf ergriff er eine Axt, erſchlug die ſchöne Gurl, bedeckte ſie mit dem Banner, und ſprach: „Nun, Thor, ich hielt Dir Wort; ſieh', ob's ſo recht iſt!“ Dann ging er hin und holte den alten Abel Tolle herbei, zeigte ihm den blutigen Leichnam der Tochter, reichte ihm die Axt und ſprach: „Mit dieſer Axt erſchlug ich mein Weib, Deine Tochter Gurl.“

Da nahm Abel Tolle die Axt, erſchlug ſeinen Eidam und ſtarb bald darauf vor Gram über den Tod ſeiner Tochter und ihres Gatten.

„Eine entſetzliche Sage,“ rief Alma erſchüttert, „und doch wohl zu graß für unſern harmloſen Cirkel.“

„Ich werde meinen Fehler morgen verbeſſern,“ verſetzte Franz, „und, wenn es mir geſtattet iſt, eine recht harmloſe, gemüthliche Sage erzählen.“

Man geſtattete dies gern, und in der folgenden Nacht erzählte Franz:

Ende des elften Bandes.

Inhaltsverzeichniß des elften Bandes.

Erſte Abtheilung.

1) Das Mährchen vom Einäuglein, Zweläuglein und Dreiäuglein. (Nach Peſcheck. Dieſe Lauſitzer Sage iſt eine der vielen Varianten des Mährchens von Aſchenbrödel, und hier des intereſſanten Vergleichs halber mitgetheilt, der hohe eigenthümliche Werth dieſer Bearbeitung bedarf übrigens keiner Vertretung.)
2) Die Wunder des Stromberges. (Peſcheck in Büſching's Annalen.)
3) Das Wechſelkind. (Mündlich.)
4) Die eiſerne Krone. (Neugriechiſch, auch in der Lombardei mündlich, hier nach einer Mittheilung aus Saphir's Zeitſchrift, der Humoriſt.)
5) Die weiße Frau zu Neuhaus. (Aus den verſchiedenſten Quellen, ſo wie aus mündlichen Mittheilungen zuſammengeſtellt.)

Zweite Abtheilung.

6) Schloß und Waldwieſe. (Von Caroline Leonhardt-Lyſer.)
7) Die Braut. (Beſchluß.)
8) Der Hahnenſchrei. (Hier nach einer ſchleſiſchen Sage, ähnlich in vielen Ländern verbreitet.)
9) Das Zauberſchloß. (Ammenmährchen, mündlich.)

10) Die Entſtehung des Sees von Killerney. (Schottiſch.)

11) Der Graf von Gleichen. (Thüringiſch nach Muſäus und mündlichen Mittheilungen.)

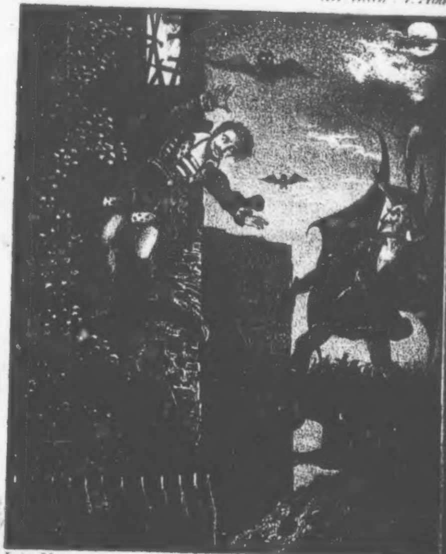
12) Die Prinzeſſin von Grenada (nicht Granada! Urſprünglich altſpaniſches Puppenſpiel, wohl zuerſt nach dem arabiſchen Mährchen „die Prinzeſſin mit der langen Naſe“ bearbeitet, für deutſche Puppenſpieler übertrug es zuerſt der bekannte Mechanikus Geißelbrecht, welcher es auch zuerſt in Deutſchland in der urſprünglichen Geſtalt unter dem Titel: die Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel aufführte. Bei ihm ſah ich in Hamburg die ſpaniſche Handſchrift, ſo wie ich von dieſem, weit über ſeinen Stand gebildeten Mann, der durch ein Zuſammentreffen der ſeltſamſten Verhältniſſe als herumziehender Marionettenſpieler ſtarb, die Mittheilungen über die erſten dramatiſchen Bearbeitungen des Don Juan erhielt. Woher die auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Mährchen, dem Kaiduckknappen und der Epiſode im Fortunat ſtammt, dürfte intereſſant nachzuweiſen ſeyn, doch hier nicht am Orte.)

13) Die Springwurzel. (Harzſage. Mündlich.)

14) Klechden: Die Flucht. (Magyariſch.)

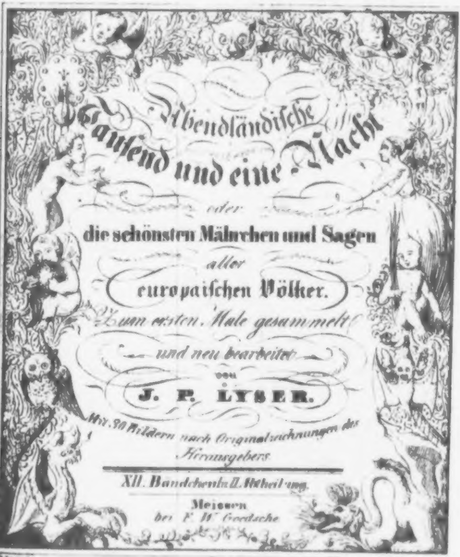
15) Das Banner des Geächteten. (Norwegiſche Sage in Liedern und mündlich.)

Öffentl. Wissensch. Bibliothek Berlin



Loyer del.

Der wilde Graf



Abendländische Tausend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

XII. Bändchen II. Abtheilung.

Meissen
bei F. W. Goedsche

P. Lyser del.

~~Leihbibliothek
von
C. G. Fricke~~

Öffent. [illegible]
Bibliothek
B[illegible]

1952.1440

Achthundert und zweite Nacht.

Prinzeſſin Baumwolle und Röschen Sorglich.

Ich weiß nicht, wie lange es her iſt, aber es iſt ſchon vor länger als hundert Jahren paſſirt, da lebte einmal ein König, das war ein gewaltig reicher Herr! Er wohnte in einem ſchönen Palaſt, ganz von Marmor, und die Fenſter waren von Spiegelglas, und die Zimmer waren von unten bis oben mit koſtbaren Tapeten bekleidet. Aber am allerſchönſten war doch ſeine Kutſche, nämlich von lauter Gold, und die Räder mit funkelnden Edelſteinen verziert, ſo daß einem die Augen weh thaten von dem Glanze, und wenn der König mit ſeiner Frau Königin darin ſpazieren fuhr, dann wurden immer acht weiße Pferde vorgeſpannt, und zwei Kutſcher ſaßen auf dem Kutſchbock, und ſechs Bedienten ſtanden hinten auf, immer Einer hinter dem Andern.

Der König und ſeine Frau Liebſte hatten keinen Prinzen, der dereinſt das Reich erben konnte, ſondern nur eine kleine Prinzeſſin. Beide Aeltern waren darüber ſehr betrübt und grämten ſich, und der König ſagte oft zur Königin: „Ich verſichere Dir, mein Schatz, zehn Thaler wollte ich ſchuldig ſeyn, wenn der Himmel uns ein Prinzchen beſcheerte.“

Da aber alles Grämen und Wünſchen nichts half, und durchaus kein Prinzchen ankommen wollte, ſo mußten ſich der König und ſeine Frau Liebſte endlich zufrieden geben. Das thaten ſie denn auch, zumal die kleine Prinzeſſin ein ganz allerliebſtes kleines Mädchen war, mit blauen Augen und ein paar Bäckchen, ſo roth wie zwei Roſenblättchen, und wenn die Frau Königin ihr ihr Sonntagskleidchen angezogen hatte, ſo ſah ſie ſo ſauber aus, wie ein Weihnachtspüppchen.

So hübſch nun aber die kleine Prinzeſſin war, was das Anſehn betraf, ſo konnte ſie doch für einen kleinen Thunichtgut gelten, und je älter ſie wurde, um ſo mehr zeigte es ſich, daß ſie im Grunde ein boshaftes und eigenſinniges Ding war, mit dem ihre Wärterinnen ihre liebe Noth hatten, und die gewiß die Ruthe bekommen hätte, wenn ſie nur keine Prinzeſſin geweſen wäre.

Vor allen Dingen wollte ſie nichts lernen, ſondern nur immer ſpielen, und ihr liebſtes Spiel war: daß ſie ein Körbchen mit der allerfeinſten Baumwole nahm, damit an's offne Fenſter lief, die Baumwolle zerzupfte und die Flocken hinauswarf, daß der Wind ſie davon führte, und da ſie nun das Spiel den ganzen Tag trieb, ſo kann ſich Jeder denken, was für eine Menge ſchöne

Baumwolle ſie vertrödelte, und was das dumme Spiel ihrem Vater, dem König, für ſchweres Geld koſtete. — Wenn man aber der Prinzeſſin das ſagte, ſo lachte ſie und ſprach recht ſchnippiſch:

„Geld her, Geld hin!
Geld hin, Geld her!
Mein Vater iſt König. —
Ein König hat mehr
Als arme Leut'! —
Ich thu', was mich freut."

Und dann ließ ſie ſich einen neuen Korb mit Baumwolle bringen, noch eins ſo groß, wie gewöhnlich, und zupfte und ließ fliegen, was da fliegen wollte und konnte. Manchmal warf ſie ſogar den Korb nach, und kehrte ſich nicht daran, wenn ihre Frau Mutter vor Betrübniß weinte. Der König brummte oft recht ärgerlich, und ſchüttelte den Kopf ſo ſtark, daß der Kammerdiener mit beiden Händen ſeine Krone halten mußte, damit ſie ihm nicht vom Haupte fiele — aber wie geſagt, es half alles nichts, die Prinzeſſin war und blieb eine Erzverſchwenderin, und weil ſie beſonders mit der ſchönen Baumwolle ſo unbarmherzig umging, ſo nannte das Volk ſie allgemein „Prinzeſſin Baumwolle," oder auf plattdeutſch: „Prinzeſchen Boomwull," nämlich aus Spott, ihr eigentlicher Name war — ich weiß nicht mehr, wie? —

Dicht bei der Stadt, wo der König und die Prinzeſſin lebten, befand ſich auch ein großer Wald; gewiß hundert Meilen lang und wohl funfzig breit, und die Bäume ſtanden ſo dicht bei einander und waren ſo hoch, daß die Sonnenſtrahlen gar nicht hinein dringen konnten, mithin es immer ganz dämmerig und ſchaurig im Walde war. Das Volk ſagte auch, daß es wilde Thiere im Walde gäbe, das war aber nicht an dem, ſondern es lebte nur eine alte Frau mit ihrer Tochter darin.

Achthundert und dritte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage).

Die Alte war eine Wittwe, was ihr ſeliger Mann geweſen iſt, weiß ich nicht; ſie aber war ſehr arm, weil ſie kein Geld hatte; und weil ſie ſo arm war, und die Armenſteuer in der Stadt nicht bezahlen konnte, ſo mußte ſie mit ihrer Tochter in den Wald ziehen. Dort bauten ſich Beide eine Hütte, und lebten recht kümmerlich drinnen, denn ſie hatten nichts weiter zu eſſen, als Wurzeln und Kräuter, und zum Getränk nichts anders, als klares Quellwaſſer.

Die Tochter der alten Wittwe hieß Röschen, und war an demſelben Tage geboren, an welchem Prinzeſſin Baumwolle geboren war — der Geburtstag und das hübſche Ausſehen war aber auch alles, was Röschen mit der Prinzeſſin gemein hatte, denn ſo träge die Prinzeſſin war, ſo fleißig war Röschen, wenn die Prinzeſſin alles, was ihr unter Händen kam, verſchleuderte, ſo bückte ſich Röschen nach jeder Kleinigkeit, und bewahrte alles ſorgfältig, was ihr des Aufbewahrens nur irgend werth ſchien. Darüber freute ſich denn ihre alte Mutter gar ſehr, denn ſie meinte: ein ordentliches Mädchen ſey noch zehnmal ſo ſchön, als das ſchönſte unordentliche! Die Waldvöglein aber hatten Röschen ſehr lieb, und gaben ihr den Namen „Röschen Sorglich,“ denn die Vögelchen ſind ſelber ſorgliche Thierchen, und verſtehen ebenfalls alles zu benutzen, wenn ſie ihre Neſter bauen. Eine Nachtigall war beſonders eine gute Freundin von Röschen, denn Röschen hatte einſtmals einen abſcheulichen ſchwarzen Kater von ihrem Neſte verjagt, der Kater nämlich hatte die jungen Nachtigallen freſſen wollen, als Frau Nachtigall und ihr Mann nach Futter ausgeflogen waren. —

Eines Tages nun ſah Röschen, wie ihre Freundin eine Menge der allerfeinſten Baumwolle in's Neſtchen trug, um es damit auszutapezieren, und nicht lange darnach kam auch das Männchen angeflogen, und trug gleichfalls eine Menge Baumwolle herbei, ſo fein und weiß, wie friſch gefallener Schnee.

Da erſchrak Röschen, und ſprach zur Nachtigall: „Hör' einmal, liebe Freundin! ich will nicht hoffen, daß Ihr — Du und Dein Männchen, auf ſchlechtem Wege ſeyd und die ſchöne Baumwolle geſtohlen habt! — aber wie ſeyd Ihr dazu gekommen?“

Da erzählte ihr die Nachtigall: die Baumwolle ſey ein Geſchenk vom Gevatter Sperling in der Stadt, der ſelbige im Fluge aufſchnappe, ſo oft Prinzeſſin Baumwolle am Fenſter ihr loſes Spiel triebe.

Röschen ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, und rief einmal übers andere: — „ach! die ſchöne — die ſchöne Baumwolle! wenn meine Mutter und ich die hätten, ſo könnten wir ſie ſpinnen, und uns wäre geholfen.“

Da ſprach das Nachtigallmännchen: „Wenn's weiter nichts iſt! das will ich ſchon machen, der Gevatter Sperling nämlich hat mich gebeten, ich ſolle ſeinem jüngſten Sohn, Spätzchen, der große Luſt habe, ein Sänger zu werden, in die Lehre nehmen. — Nun wird zwar der Junge nichts lernen, denn ein Spatz bleibt all ſein Lebtage ein Spatz! aber ich will doch die Mühe nicht ſcheuen, wenn der Alte mir verſpricht: ſtatt des Lehrgeldes Dir alle Baumwolle zuzubringen.“

„Ach Ihr lieben, lieben Freunde!“ rief Röschen jubelnd, und eilte nach Hauſe, der Mutter alles zu erzählen. — Nachtigallmännchen dagegen flog zum Gevatter Sperling und brachte den Handel in Richtigkeit, worüber das junge Spätzchen ſich ſehr freute, und ſo ſtolz that, als ob er ſchon Cantor wäre.

Achthundert und vierte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Am andern Morgen kamen wohl an die hundert Sperlinge aus der Stadt in den Wald geflogen, und jeder hatte ein Flöckchen Baumwolle im Schnabel; die legten ſie alle ſäuberlich vor Röschen's Hüttenthüre, erhuben ein großes Freudengeſchrei, daß Röschen es hörte, und flogen dann auf und davon, der Stadt zu. Als nun Röschen und ihre Mutter aus der Hütte traten, ſahen ſie, was die guten Sperlinge ihnen gebracht hatten! es war ein ganzer Haufen, ſoviel, daß Beide wohl drei Tage davon ſpinnen konnten.

Mutter und Tochter freuten ſich ſehr darüber; ſammelten ſorgfältig jedes Flöckchen und trugen es in die Hütte.

Nun war aber guter Rath theuer, denn als Beide an's Spinnen gehen wollten, fand es ſich: daß ſie keine Spinnräder hatten; das Einzige, was die Mutter früher gehabt, war ihr, wie alles Ihrige, gepfändet worden.

Röschen war ſehr betrübt darüber, und ging ſeufzend durch den Wald, da flog ein alter Rabe herbei, und ſprach: „was weinſt Du Röschen, und was ſeufzeſt Du ſo traurig? jung Mädel muß luſtig ſeyn! luſtig! luſtig!“ Dabei tanzte der Rabe von einem Bein auf das andere, und ſchlug mit den Flügeln.

„Ja! es hat ſich was mit der Luſtigkeit, wenn man keine Spinnräder hat!“ entgegnete Röschen, und klagte dem Raben ihr Leid.

„Wenn's weiter nichts iſt?“ ſchnarrte Meiſter Rabe — „ein paar Spinnräder will ich Dir ſchon verſchaffen, Röschen, wenn Du mir nämlich verſprichſt, fleißig aufzumerken, wenn ich Dir was vorſingen werde!“ — Und Röschen antwortete: „Dein Geſang klingt zwar ſehr ſchlecht, Herr Rabe! aber topp! bringe mir nur die Spinnräder, dann magſt Du ſingen, ſo viel Du willſt, ich will Dir zuhören.“

Da flog der Rabe freudig davon, durch den Wald in das Gebirge.

In dem Gebirge, jenſeits des Waldes, hauſeten künſtliche Zwerge, welche allerlei ſchöne Sachen fertigten, und auch Spinnräder für ihre Weibchen, und was die Zwergenweibchen ſpinnen, das iſt ſo fein, ſo fein, daß ſelbſt wirkliche Spinnen es nicht feiner machen können.

Zu dieſen Zwergen nun ging der Rabe, und bat ie um zwei Spinnräder, für Röschen und ihre Mutter; — und da die Zwerglein mit dem Raben gut Freund aren, ſo gaben ſie ihm, was er verlangte, und ſagten uch: daß die Gaben, ſo lange Röschen und ihre Mutr fleißig und fromm bleiben würden, ihnen nichts als lück bereiten ſollten.

Freund Rabe bedankte ſich ſchönſtens, nahm in jede laue eins der Spinnräder und flog zurück nach dem alde, wo er Röschen die Geſchenke übergab, und ihr auch erzählte: was die Zwerglein ihm geſagt hätten, und Röschen verſprach, daß ſie immer fromm und fleißig bleiben wollte.

Nun ging's an's Arbeiten! Röschen und ihre Mutter ſpannen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, und was ſie ſpannen, war ſo fein und ſchön, als hätten die Zwergen-Weibchen es geſponnen, die Sperlinge brachten alle Morgen neue Baumwolle herbei und nach ein paar Jahren war Röschens Mutter ſchon eine reiche Frau. Sie blieb aber im Walde und in ihrer Hütte wohnen, denn ſie hatte ſich daran gewöhnt, und Röschen wollte auch nicht in die Stadt — aber Wurzeln und Kräuter aßen ſie nicht mehr, ſondern alles, was man ſich nur für ſein Geld wünſchen kann, und ihr Hüttchen putzten ſie ſo niedlich aus, daß es einem Luſthäuschen glich.

Achthundert und fünfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Mehrere Jahre waren ſo vergangen, und Röschen mochte wohl an die fünfzehn Jahre zählen, da blieben eines Tages die Sperlinge mit der Baumwolle aus, ſtatt ihrer aber kam ein Vogel in den Wald geflogen, wie Röschen noch in ihrem Leben keinen geſehen hatte. Er mochte wohl ſo groß ſeyn, wie der Gevatter Rabe; war aber ganz weiß gekleidet, der dicke, krumme Schnabel war ſchwarz und auf dem Kopf trug er einen ſchönen, gelben Federbuſch, welchen er nach Gefallen in die Höhe richten und niederlegen konnte — er redete mehrere Vögel an, und ſchien ſehr ängſtlich, aber die Vögel verſtanden ihn nicht, da er eine fremde Sprache redete. Endlich kam der alte Rabe, welcher früher in der Stadt bei einem vornehmen Herrn lange Zeit gedient hatte, und der verſtand ſogleich, was der fremde wunderliche Vogel für eine Sprache redete, nämlich franzöſiſch, und ſagte zu den andern Vögeln, daß er Herr von Cacadu hieße, aus Amerika gebürtig und der Liebling der Prinzeſſin Baumwolle ſey. —

Als Herr von Cacadu den Namen der Prinzeſſin hörte, verhüllte er ſein Geſicht mit den Flügeln, und ächzte auf franzöſiſch: „Unglückliche Prinzeſſin!“ dann erzählte er dem Raben ſehr weitläuftig: wie ein benachbarter junger König um Prinzeſſin Baumwolle angehalten habe, nämlich: daß er ſie heirathen dürfe! die Prinzeſſin aber habe ihm einen Korb gegeben, was ſo viel bedeute: als daß ſie ihn nicht zum Manne wolle. Darüber ſey der junge König vor Aerger ganz kirſchbraun im Geſichte geworden, habe Land und Leute aufgeboten und einen grimmigen Krieg angefangen! das Ende vom Liede ſey endlich geweſen: daß der alte König in der letzten Schlacht geblieben, die Frau Königin vor Schreck und Gram geſtorben und Prinzeſſin Baumwolle davon gelaufen, Niemand wiſſe, wohin? — Er ſelber — Herr von Cacadu nämlich, — ſey aus einem Fenſter des brennenden Schloſſes geflogen, habe endlich dieſen Wald erreicht, und frage jetzt den Herrn Vetter Raben: ob er ihm hier im Walde nicht irgend eine Familie von gutem, alten Adel nachweiſen könne, zu der er ſich dann begeben wolle; denn er ſey an ein gutes Leben gewöhnt, und ſpeiſe vorzüglich gern Zuckerbrod. Eine alt-adeliche Familie wußte der Meiſter Rabe nun freilich im Walde nicht aufzufinden; doch meinte er: was das Zuckerbrod beträfe, ſo könne das der Herr von Cacadu bei Röschen und ihrer Mutter wohl eben ſo gut, wie im Schloſſe der Prinzeſſin Baumwolle finden, und Röschen ſelbſt gäbe der Prinzeſſin an Schönheit nichts nach.

Beide flogen darauf zu Röschen und ihrer Mutter, Meiſter Rabe führte das Wort, und da Mutter und Tochter ſahen, was für ein angenehmer, wohlgebildeter Vogel der Cacadu war, und wie artig er ſich betrug, beſonders beim Eſſen! ſo waren ſie gerne bereit, ihn in ihren Schutz und ihre Pflege zu nehmen, der Cacadu verſprach dagegen tief gerührt: ſich alle Mühe zu geben, die deutſche Sprache zu lernen, damit er ſich mit ſeinen Wohlthäterinnen unterhalten könne, ferner: daß er nicht davon fliegen wolle, und damit letzteres um ſo weniger geſchähe, bat er Röschen: ſie möge ihm ein Kettchen an den linken Fuß befeſtigen, und das andere Ende an ſeinen Sitzſtock binden, denn beſonders nach der Mauſerzeit ſpüre er oft einen ſeltſamen, ganz unwiderſtehlichen Trieb, ohne weiteres nach Amerika zu fliegen.

Röſchen that, was er verlangte, und ließ es ihm nicht an Zuckerbrod fehlen; kraute ihm auch fleißig den Kopf, was er ſehr gern hatte, und es währte nicht lange, da konnte Herr von Cacadu ſchon ſo viel deutſch, daß er ſelber ſeinen Freundinnen ſeine Geſchichte erzählen konnte; das that er denn auch, und lehrte dem hübſchen Röſchen zugleich den Vers, welchen die Prinzeſſin immer geſprochen hatte, wenn ſie die ſchöne Baumwolle fliegen ließ.

So lebten nun dieſe guten Menſchen — nämlich Röſchen, ihre Mutter und der artige Vogel Cacadu lange Zeit recht vergnügt; Meiſter Rabe kam oft zum Beſuch und Frau Nachtigall wohnte dicht bei der Hütte mit ihrem Männchen und ihren Jungen im Buſch. Da wurde eines Tages an die Thüre geklopft, und als Röſchen aufmachte, um zu ſehen, wer da ſey, erblickte ſie ein junges Mädchen, ſehr hübſch, aber ganz in ſchlechte Lumpen gekleidet, blaß und abgezehrt, und das Mädchen weinte ſehr, während es demüthig um ein Stückchen trocknes Brod und einen Trunk Waſſer bat; denn ſie ſey heute ſchon 24 Stunden weit gegangen, und habe noch nichts gegeſſen. Das jammerte dem guten Röſchen, und ſie nahm das arme Mädchen mit ſich in die Hütte und führte ſie zu ihrer Mutter, dann lief ſie in die Küche und brachte ſchnell das Beſte, was vorhanden war, herbei, das arme Mädchen damit zu laben.

Das Mädchen ließ ſich es trefflich ſchmecken, und man konnt' es ihr anſehen, wie lange ſie nichts ordentliches mußte gegeſſen haben. Als ſie aber ſatt war, da fragte Röschens Mutter: wer ſie denn eigentlich ſey, wer ihre Aeltern wären, woher ſie käme, wohin ſie gedächte, und noch viel Anderes mehr.

Das junge Mädchen ſeufzte tief und ſchickte ſich eben an, zu antworten: da begann plötzlich der Cacadu im Kämmerchen neben bei zu ſingen:

„Geld her! Geld hin!
Geld hin! Geld her!
Mein Vater iſt König. —
Ein König hat mehr
Als arme Leut'!
Ich thu', was mich freut.“

Das fremde Mädchen wurde blaß, wie die Wand, und fragte: — „o Himmel! wer ſingt da ſo?“

Da ſagte Röschen: „Das iſt der Herr von Cacadu, der ehemalige Leibpapagey der Prinzeſſin Baumwolle.“ —

„Wie kommt denn der hierher?“ fragte weiter das junge Mädchen, und Röschen und ihre Mutter erzählten ihr Alles.

Du fiel das junge Mädchen in Ohnmacht, und als ſie wieder zu ſich kam, weinte ſie bitterlich und ſagte: — „Ach Gott! nun ſehe ich recht, was für eine ſchlechte, leichtſinnige Perſon ich war, und daß die Strafe nie ausbleibt. — Wiſſet! ich ſelber bin die garſtige Prinzeſſin Baumwolle, die ohne Heimath und Geld umherirrt, verfolgt von ihren Feinden,“ und damit weinte ſie immer heftiger, — Röschen und ihre Mutter gaben ſich alle Mühe, ſie zu tröſten, aber es wollte nichts verſchlagen, die Prinzeſſin weinte und weinte, bis ihr das Herz brach, und ſie todt vom Stuhle ſank, während Herr von Cacadu immerfort ſchnarrte:

„Geld her, Geld hin!
Geld hin, Geld her!
Mein Vater iſt König. —
Ein König hat mehr
Als arme Leut'!
Ich thu', was mich freut.“

Achthundert und ſechste Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als am andern Morgen Röschen und ihre Mutter weinend ein Grab gruben und es mit Blumen ausſchmückten, um die unglückliche Prinzeſſin Baumwolle hinein zu legen, da kam ein wunderſchöner Herr auf milchweißem Pferde durch den Wald geritten, und hinter ihm ein großes, glänzendes Gefolge. — Es war aber der neue König, der den alten König verjagt hatte. — Als der nun Röschen und ihre Mutter erblickte, und neben ihnen Prinzeſſin Baumwolle auf dem Raſen, ſprang er vom Pferde und fragte: „Was macht Ihr da, und wer iſt die Todte?“

Da mußten Röschen und ihre Mutter wieder alles haarklein erzählen, und ſie thaten es auch. Als ſie geendet hatten, hob der König ſeine Augen zum Himmel und ſprach: „Unglückliche Baumwolle!“ dann befahl er ſeinem Gefolge, die Prinzeſſin mit allen Ehrenbezeugungen, ſo ihr gebührten, zu begraben, und dabei zu weinen — was das Gefolge denn auch ſogleich that. Dann ſprach der König zu Röschen: „Ich wollte die ſelige Prinzeſſin heirathen — ſie wollte mich aber nicht, und iſt darüber in Kreuz und Elend gerathen, und endlich ſogar geſtorben. Ich habe Dich gefunden, wie Du ihr die letzte Ehre erzeigt haſt, und da Du fromm und fleißig und ſchön biſt, ſo ſeh' ich darin ein Zeichen des Himmels, und will Dich zu meiner Frau Königin machen; willſt Du, ſo ſchlage ein, dann iſt alles richtig.“

Natürlich ſchlug Röschen eine ſo gute Parthie nicht aus! vielmehr ſchlug ſie ein, ſagte „Ja!“ und zog ſogleich mit dem König in die Stadt, wo ſie noch am ſelbigen Tag getraut wurden, und viele Jahre glücklich mit einander lebten.

Und dies iſt das Mährchen von der Prinzeſſin Baumwolle und Röschen Sorglich.

Achthundert und ſiebente Nacht.

Heute trug Franz noch das nachfolgende Mährchen vor:

Des Herrn von Crack wunderbare Reiſe in den Mond.

In der Gascogne lebte vor vielen Jahren ein alter Edelmann, der wurde der edle Herr von Crack genannt, und er rühmte ſich (um das hohe Alter ſeines Adels zu beweiſen), daß er in gerader Linie von den erſten Menſchen, welche je auf Erden gelebt, nämlich von Adam und deſſen erſter Frau, Lilith, abſtamme, „die übrigen Menſchen,“ pflegte er zu ſagen, „ſtammen alle nur aus der zweiten Ehe Adams, mit einer gewiſſen Eva, und folglich iſt meine Abkunft die allerälteſte, welche ſich denken läßt.“

Das gaben denn alle Landsleute des edlen Herrn von Crack recht gerne zu, und bedauerten nur, daß ein ſo alter trefflicher Edelmann durch die Länge der Zeit und allerlei ungünſtige Umſtände, wie man zu ſagen pflegt, ſehr herunter gekommen ſey — denn um die Wahrheit ohne Umſchweife zu geſtehen, der edle Herr von Crack war blutarm, und hatte bei weitem mehr Schulden, als Ziegel auf dem Dache ſeines uralten, verfallenen Stammſchloſſes.

Dieſes Schloß war überhaupt ſo baufällig, daß außer Herrn von Crack kein Menſch es zu betreten wagte, aus Furcht: das alte Uebel möge ihm über den Kopf zuſammen brechen. Herr von Crack jedoch trotzte heldenkühn dieſer Gefahr, „denn,“ ſagte er, „es wäre ja eine ewige Schande, wenn ein alter Edelmann, wie ich, in einem gewöhnlichen Hauſe, ja wohl gar in einem Bauerhauſe — und wenn auch noch ſo bequem, wohnen ſollte. Dieu! ich bleibe in meinem adeligen Logement, und erſchlüge es einbrechend mich noch in dieſer Nacht; parbleu! ich bin ja nicht nur der Herr von Crack, ich habe ja noch ganz andere Erinnerungen, als die an meine glorwürdigen in Gott ruhenden Ahnen.“

Und wenn er ſo geſprochen hatte, ſo ſtopfte er ſich eine Pfeiſe Taback, ſchlug Feuer an und rauchte ganz erſchrecklich, und dabei zog er das Portrait einer jungen, ſchönen Dame aus dem Buſen und küßte es, während er immer ſtärker rauchte mit vieler Inbrunſt, und ſeufzte: „ventre saint gries!“ ſo daß ſich alle Leute, welche es mit anſahen, ſehr verwunderten.

Achthundert und achte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Der Herr von Crack war aber, wenn auch ſehr ſtolz, doch auch ſehr leutſelig, und im geringſten nicht ungehalten, wenn Jemand ihn befragte, wer denn die junge, ſchöne Dame ſey, deren Bildniß er mit ſo vieler Zärtlichkeit betrachte und küſſe. Im Gegentheil gab er dann immer ſogleich die gewünſchte Auskunft, und erzählte ſeine außerordentliche Geſchichte.

„Es iſt vorerſt zu ſagen,“ ſprach er, „daß ich nicht nur der allerälteſte Edelmann bin, von wegen meiner directen Abſtammung von Adam und Lilith, ſondern ich bin auch unter einem curioſen Sterne geboren, und zwar an einem Sonntage, wodurch meine Conſtellation und meine Stellage in der Welt eine ganz unerhörte, wunderbare und abenteuerliche wurde, ſchon in der frühſten Kindheit erlebte ich die ſeltſamſten Geſchichten, und verübte die unglaublichſten Thaten, welche, wenn ich ſie erzählen wollte, kein Menſch mir glauben würde, obgleich ſie nicht nur Wort für Wort, ſondern was noch mehr iſt, buchſtäblich wahr ſind. Es mag genügen, wenn ich der höchſt wunderſamen Begebenheit gedenke, wie ich als zweijähriges Knäblein aus Unvorſichtigkeit in einen tiefen Brunnen fiel, und ſicherlich ertrunken wäre, da eben kein Menſch in der Nähe war, mich heraus zu ziehen. Nur meine eigne Geiſtesgegenwart, ſowie die erſtaunliche Kraft meines rechten Arms, retteten mich, denn mich beim Schopf ergreifend, riß ich mich empor, und ſchleuderte mich mit ſolcher Gewalt aus dem Brunnen, daß ich eine gute Strecke davon auf eine grasreiche Wieſe niederfiel, wo ich außer einigem Schmerz in Folge des harten Niederſitzens durchaus keine Unannehmlichkeit weiter verſpürte. In größere Gefahr gerieth ich allerdings, als ich einige Jahre älter ein wildes Roß beſtieg, das Roß ging mit mir durch, vergebens war mein Mühen, es zu zügeln! es rannte mit mir einem jähen Abgrunde zu, voll Verzweiflung drehte ich mich im Sattel um, und ergriff das Pferd beim Schweif, es zurück zu halten, allein der Schweif riß, weil ich all zu haſtig gezogen hatte, aus, das Pferd ſtürzte vorwärts in den Abgrund, und ich flog rückwärts eine gute Strecke weit an einen Baumſtamm, wo ich beſinnungslos eine halbe Stunde liegen blieb, indem ich hart mit dem Kopf an den Baumſtamm aufgeſchlagen war, als ich wieder zu Beſinnung kam, ſah ich ſogleich das Gefährliche meiner Lage ein, und daß auf der Stelle eine Trepanation nöthig ſey. Ich trepanirte mich alſo ſelber mit einem Holzbohrer, welchen ich mir in der nächſten Hütte borgte, ließ mich ſodann verbinden und legte mich zu Bette, am andern Morgen war ich friſch und geſund, und konnte wohlbehalten in das Schloß meiner Aeltern zurückkehren." —

„Oft war ich allerdings noch höchſt kindiſch und unbeſonnen, ſo z. B. gerieth ich einmal auf den tollen Einfall, mir ſelber ein Loch in die Stirne zu beißen. Ich führte den Vorſatz auch richtig aus, indem ich auf einen Stuhl ſtieg, um beſſer hinauf reichen zu können. Doch genug von den Abenteuern meiner Kindheit, und hinüber zu meinen merkwürdigen Jünglings-Jahren."

„Ich war achtzehn Jahre alt, als meine Aeltern ſtarben, und ich ſomit der ſouveraine Beſitzer des alten Stammſchloſſes der Barone von Crack wurde. Ich war, wie ſich das von ſelbſt verſteht! — der liebenswürdigſte junge Cavalier in Gaskonien, voll Leben, Witz, Feuer und Anmuth, und alle Damen — ventre saint gris! waren wie hin, ſo wie ſie mich nur erblickten, ſo daß ich die Auswahl hatte unter Baroneſſen und Comteſſen, Ducheſſen und Prinzeſſinnen. Aber mich rührten nicht die ſchmachtenden Blicke der Schönſten, nicht ihre Seufzer und lauten Klagen; denn, parbleu! — ich war ein ſtolzer Junge, und die Rechte hatte ich noch nicht gefunden."

„Da geſchah es einſtmals — was übrigens Nacht für Nacht geſchah — daß ich in meinem Bette lag und — ſchlief. Was aber nicht alle Nächte geſchah, geſchah in dieſer; ich träumte, und im Traume erſchien mir ein wunderholdes Frauenbild, in das ich mich ohne weiteres ſterblich verliebte, und als ich erwachte, war und blieb ich verliebt, und hatte von Stund' an weder Ruh bei Tag und Nacht. Es trieb mich gewaltig, das Urbild meines Traumbildes zu finden, denn daß ein ſolches exiſtiren müſſe, war bei mir eine ausgemachte Sache, aber wo? — da lag der Haſe im Pfeffer! — Ich durchforſchte ganz Gaskognien, ſo wie ſämmtliche übrigen Welttheile! Ich fragte, ſuchte, beſchrieb — umſonſt! meine Schöne fand ich nicht — mort de ma vie! ich war nahe daran, meinen Verſtand zu verlieren, und überlegte ſchon: ob es nicht am beſten ſey, einige Paare

Piſtolen zu laden, und mir ein Dutzend Kugeln durch den Kopf zu jagen."

„Verſchiedene Gründe veranlaßten mich indeß, dieſen blutigen Vorſatz für diesmal noch nicht zur Ausführung zu bringen, und ich blieb alſo am Leben, doch ward meine Stimmung immer tragiſcher und verzweiflungsvoller, und ich wurde vor Kummer, und weil ich jede Nahrung verſchmähte, ſo mager und durchſichtig, daß, wenn ich im hellſten Sonnenſtein ſtand, ich keinen Schatten mehr warf."

„Zu dieſer Zeit lernte ich einen weiſen Mann kennen, ein ordentliches Mitglied der Sarbone zu Paris, welcher außerdem, daß er höchſt merkwürdige Univerſalpillen für alle möglichen, vergangene, gegenwärtige und zukünftige Krankheiten fabricirte, ſich vortrefflich auf Zauberei und Wahrſagerkunſt verſtand. Er hatte die Ehre, mich kennen zu lernen, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ihm im höchſten Grade intereſſant erſchien. Er befragte mich nach meinem Leiden, und ich klagte es ihm unter Seufzen und Stöhnen, ſo daß er von tiefſter Rührung erfaßt bittere Thränen des tiefſten Mitleids vergoß. Dann aber ſprach er: „Faſſen Sie Muth, hochverehrter Herr Baron von Crack! noch iſt nicht alles verloren. Ich will Ihnen das Horoscop ſtellen. Sacre bleu! da müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht bald herauskriegten, wo die Dame lebt, durch deren Anblick ſie dermaßen charmirt ſind, wie weder Alexander noch Hipocrates, weder Tamerlan noch Abelaird, weder Mahomed noch Telemach, noch jemals ein Crack zuvor es war.“

Achthundert und neunte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Franz ſetzte in dieſer Nacht ſeine Mittheilung fort:

„Nach einigen Tagen hatte der weiſe Myſtifax mein Horoscop geſtellt, und brachte mir die Nachricht: daß die holde Dame, welche mich im Traume ſo ſehr für ſich eingenommen, in der That exiſtire, und mich wieder liebe, daß ſie aber nicht in Gascognien, oder ſonſt irgendwo auf unſerer Erde reſidire, ſondern auf dem Monde. Ich war ſo entzückt über die Kunde, daß meine Geliebte lebe und mich wieder liebe, daß ich dem weiſen Myſtifax jauchzend um den Hals fiel, und ihn faſt erdroſſelt hätte. Als ich aber nach dem erſten Freudenrauſch daran dachte, daß meine Geliebte nicht hier auf Erden, ſondern im Monde lebe, ſo wurde ich wieder traurig, und fragte meinen Doctor der Sarbone: Aber wie komme ich auf den Mond hinauf? — „Nichts leichter als das,“ verſetzte der weiſe Myſtifax, und theilte mir ſogleich ſeinen Plan mit, eine ſchöne Reiſegelegenheit für mich zu erfinden. Sein Plan leuchtete mir ein, fand meinen vollſten Beifall und wir ſäumten nicht, uns über die Ausführung her zu machen. Wir ſchifften uns in dem nächſten beſten Hafen ein, und ſteuerten dem Weltmeere zu. Myſtifar hatte mir einen ungeheuern Haarbeutel von Bockshäuten verfertigt; auf dem Weltmeere angekommen, füllte er dieſen Haarbeutel mit Meerwaſſer, und bewahrte ihn ſo, daß er jeden Augenblick, wo er nöthig ſeyn würde, zur Hand lag.“

„Der erſehnte Augenblick erſchien bald. — In einer, mondhellen Nacht erſchien plötzlich eine gewaltige Waſſerhoſe mitten auf dem Meere, und kam gerade auf unſer Schiff zu. Die Schiffsmannſchaft gerieth darüber in großen Schrecken, ich aber ſprach allen Troſt zu, ließ mir von Myſtifar den mit Seewaſſer gefüllten Haarbeutel anſchnallen, und ſtürzte mich, als die Waſſerhoſe dem Schiffe nahe genug war, muthig mitten hinein.“

Ventre saint gries! in meinem Leben werde ich dieſe Reiſe nicht vergeſſen, die Waſſerhoſe erfaßte mich und wirbelte mich mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit einige Meilen hoch in die Luft. Dann ſank ſie wieder als Platzregen zur Erde — ich aber wurde von der Atractionskraft des Mondes — der bekanntlich das Meerwaſſer anzieht, beim Haarbeutel in die Höhe gezogen, bis ich plötzlich, eh' ich mir's verſah, mit einem tüchtigen Ruck zu Boden fiel. — Ich lag auf einer duftenden Mondwieſe.“

Achthundert und zehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

„Der weiſe Myſtifax hatte mir eine Menge wichtige Aufſchlüſſe über die Mondangelegenheiten gegeben, und mir geſagt: wie ich mich verhalten ſollte, um das Ziel meiner Wünſche glücklich zu erreichen. Ich folgte ſeinem Rathe und verhielt mich vorerſt paſſiv, indem ich ruhig im Graſe liegen blieb, mir mein Pfeifchen ſtopfte und tapfer dampfte, wozu ich die Melodie einer Sarabande trällerte.“

„Ein Getön vieler muſikaliſcher Inſtrumente erweckte mich aus den anmuthigen Träumereien, in die ich während des Rauchens und Trällerns nach und nach verſunken war; ich blickte auf, und gewahrte eine glänzende Cavalcade: Viele hundert reichgekleidete Herren, auf Löwen, Königstigern, Leoparden und Kamelen reitend, nahten dem Platze, wo ich ruhte, und erhoben, als ſie mich gewahrten, ein großes Freudengeſchrei. — Ich erhob mich, und alsbald warf ſich der Vornehmſte von ihnen von ſeinem Löwenroß herab, und hielt in franzöſiſcher Sprache eine demüthige Anrede an mich, worin er mich als einen Längſterwarteten, Erſehnten, Retter, Befreier u. ſ. w. begrüßte, ſich ſelber als Dollmetſcher des Mondes mir vorſtellte. Schließlich lud er mich ein, die Hauptſtadt Macomirum durch meine Gegenwart zu beglücken, und ſagte mir, daß dort die Großen des Reichs meiner harrten, um mir ihre Huldigung darzubringen, denn von nun an würde ich — Mondkaiſer ſeyn. Ich war durch meinen Freund Myſtifax ſchon gehörig vorbereitet worden, verlor daher keineswegs die Faſſung, wie wohl mancher Andre an meiner Stelle, ſondern nickte gnädig und ſprach: Ventre saint gries! Sodann ſtieg ich in eine Sänfte, welche aus einem einzigen großen Diamanten gearbeitet war, und ließ mich nach der im türkiſch-byzantiſch-griechiſchen Geſchmack erbauten Haupt- und Reſidenzſtadt Macomirum tragen, wo ich von einer zahlloſen Menſchenmenge mit unermeßlichem Jubel begrüßt wurde, und in dem kaiſerlichen Reſidenzſchloſſe abzuſteigen geruhte."

„Hier wurden mir die ſchönſten Kleider angelegt — sacre bleu! wie das flimmerte von Gold, Diamanten und Perlen, Sammet und Seide! es iſt keine Lüge, wenn ich ſage, daß man für einen Edelſtein aus meiner Krone ganz Frankreich (Paris und Gaskognien mit inbegriffen!) hätte kaufen können. — Und eine Pfeife hatt' ich und einen Taback! — Ventre saint gries! — davon hat man hier auf Erden gar keinen Begriff, und wäre mir dort einer unſerer Tabacksmonopoliſten begegnet, ich hätte ihn sans façon aufhängen laſſen."

„Nachdem ich angekleidet war, und eine Pfeife Taback geraucht hatte, geruhte ich mich zu erheben, um der Prinzeſſin Niriſchanonblandinamorabilidiclu meinen Beſuch abzuſtatten. — Helas! wie ward mir, als ich ſie erblickte, die holde, freundliche Geſtalt, welche bis dato mir nur im Traume erſchienen war: Jetzt ſtand ſie vor mir, beſtimmt die Meine zu werden — ich ſah ihr bräutliches Erröthen, hörte ihrer Stimme ſanftes Flöten und fühlte das leiſe Zittern ihrer kleinen, weißen Hand, als ich ſelbe ergriff und an meine glühenden Lippen drückte. Dann frühſtückten wir zuſammen, und meine reizende Prinzeſſin gab mir allerlei wunderbare Aufſchlüſſe über allerlei wunderbare Dinge, worüber ich bis dato noch nicht recht im Klaren geweſen war. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo wurde ich dadurch nicht viel aufgeklärter, denn ich war zu ſehr in den Anblick meiner reizenden Niriſchanonblandinamorabilidictu verſunken, und viel zu ſehr hingeriſſen von der Melodie ihrer Sprache, um eigentlich darauf zu merken, was ſie eigentlich ſprach. parbleu! ich hätte Denjenigen ſehen mögen, der es an meiner Stelle beſſer gemacht hätte. — Indeß verſtand ich doch ſo viel, daß ein böſer Vetter oder ſonſt ein weitläuftiger Verwandter meiner ſchönen Braut, ihr den Thron ihres Vaters ſtreitig machen wolle, und mit einem großen Heere vor der Stadt liege, um ſelbe zu belagern, ich ließ mir die Lage des Thores beſchreiben – es war dem, durch welchen ich meinen Einzug gehalten, gerade gegenüber — und nahm meine Maßregeln. — Als es Abend wurde, ſchlich ich, einfach gekleidet und wohl bewaffnet, aus dem Palaſt, ließ mir leiſe von dem wachthabenden Officier das belagerte Thor öffnen und ſchlüpfte hinaus. Man wird ſagen: es ſey eine Tollkühnheit geweſen, mich ſo allein in das feindliche Heer zu wagen; aber ſo dumm war ich nicht, um mich hinein zu wagen, ſondern ich umging das Heer, umzingelte es und nahm es gefangen. So führte ich es, als der Tag anbrach, im Triumph in die Stadt! Den Jubel der Bewohner derſelben mag man ſich denken.

Achthundert und elfte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

„Meine ſchöne Prinzeſſin“ — fuhr der Herr von Crack in ſeiner Erzählung fort, indem er ſtärker ſeine Pfeiſe dampfen ließ, und mit Rührung das Bildniß ſeiner Schönen betrachtete — „Meine ſchöne Prinzeſſin empfing mich ſo liebreich, wie nur je eine ſchöne Prinzeſſin einen heldenmüthigen Prinzen empfangen hat, und ventre saint gries, ich war ja Kaiſer. — Daß ich es kurz ſage, wir verlobten uns und vierzehn Tage nachher vermählten wir uns. — Ich gehe nämlich immer gerne raſch zu Werke!“ —

„So regierte ich denn nun unter dem Namen Kaiſer Crack I. den Mond als Univerſalmonarch höchſt glorreich, und ich habe, ohne Ruhm zu melden, von vielen glaubwürdigen Perſonen ſpäter auf Erden erfahren, daß der Mond nie heller, fleckenloſer und zuverläſſiger geſchienen habe, als während der Zeit meines Kaiſerreichs.“

„Ein Jahr verlebte ich ſo in Plaiſir und Freuden, wie Gott in Frankreich, da bemerkte ich, daß meine theure Kaiſerin ſehr niedergeſchlagen wurde, und vernahm zu meinem größten Entſetzen, wie es ein altes Geſetz im Monde ſey: daß, wenn der erwählte Mondkaiſer (welcher, ſo oft ein Mondkaiſer ohne männliche Nachkommenſchaft geſtorben, von der Erde auf dieſe oder jene Weiſe heraufkomme) im Verlauf des erſten Jahres nach ſeiner Vermählung mit einer kaiſerlichen Mondprinzeſſin, keinen legitimen Thronerben erziele, er entthront und einem wilden Bären vorgeworfen würde, welcher ihn allemal richtig mit Haut und Haar auffräße. Ich gerieth im erſten Augenblick über dieſe Botſchaft ſo ſehr außer Faſſung, daß ich völlig den Kopf verlor. Meine Gemahlin aber tröſtete mich, indem ſie ſprach: „Sey ruhig, mein theurer Collin, Du ſollſt nicht ſterben, denn nun und nimmer würd' ich es überleben, daß ein ungeſchlachter Bär ſich an Dir vergriffe; Du mußt fliehen, zurück zur Erde. Gern folgt' ich Dir, aber wir Mondmenſchen vertragen die drückende Erdenluft nicht, und es würde mein Tod ſeyn, wollt' ich Dir folgen. Ich bleibe daher zurück, ſo ſchwer mir die Trennung wird, und erwarte den Gatten, dem es gelingt, die Bedingung zu erfüllen, wodurch allein es möglich wird, länger als ein Jahr hier auf dem Monde zu herrſchen.“

„Ich wurde ſehr traurig und hätte gern Einwendungen verſucht, aber morbleu! der verdammte Bär, der mich freſſen ſollte — kurz und gut, ich entſchloß mich zur Flucht, und merkte auf alles, was meine Gattin mir ſagte. — Mitternacht ſchlug — es war die Stunde unſerer Trennung — meine Angebetete ſchenkte mir ihr Portrait, ein Pfund Mond-Kanaſter und dieſes Pfeifchen; dann führte ſie mich ſelbſt an die Gartenthüre, gab mir noch einen Kuß, und hieß mich laufen, was ich könne, denn ſchon mit Tagesanbruch ſolle mich der Bär — ich hörte nichts weiter, ſondern lief, was ich konnte.“

„Es war eine ſchöne, milde Mainacht, die Erde ſchien hell, und ich dachte, indem ich zu ihr hinüber blickte, ventre saint gris, wenn ich nur ſchon wieder dort wäre. Dumme Einrichtung auf dem Monde. War es denn meine Schuld, daß mir nicht ſchon nach Jahr und Tag ein kleiner Prinz geboren wurde? Rom iſt nicht in einem Tage erbaut! Dummes Geſetz, ſage ich!“

„So ſprach ich, ſtopfte meine Pfeife, und lief, was ich laufen konnte, bis ich auf der Spitze eines kalten Mondvulkanes ſtand. Hier zündete ich meine Pfeife an, und ſchaute mich, gemüthlich dampfend, noch einmal um; dann kletterte ich in den Krater hinab, band mich, vermittelſt mitgenommener Stricke, an einen tüchtigen Mondſtein, und erwartete rauchend die Dinge, ſo da kommen ſollten."

„Es währte nicht lange, ſo kollerte es unter mir, und bald darauf geſchah eine furchtbare Exploſion. Der Vulkan warf einige Dutzend Mondſteine aus, darunter auch den, auf welchem ich gebunden lag. Und ich flog mit dieſem, und flog und flog, bis ich wieder auf der Erde, in Gascognien, grade vor meinem Stammſchloſſe anlangte. Ich hatte durchaus keinen Schaden genommen, und meine Reiſe war ſo ſchnell gegangen, daß die Pfeife, welche ich auf dem Monde anzündete, noch luſtig fortdampfte, als ich vor meinem Stammſchloſſe anlangte."

„Seit dieſer Zeit ſind einige dreißig Jahre verfloſſen. Ich habe unterdeſſen noch ſehr viel große und wunderbare Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, im Frieden, wie im Kriege beſtanden, und ganz unglaubliche Thaten vollbracht; aber meine Reiſe in den Mond bleibt für mich doch immer das Merkwürdigſte, denn — ventre saint gris! Mondkaiſer, Gatte der ſchönſten Prinzeſſin — ein Bär, der mich freſſen wollte, und meine Flucht auf einem Mondſtein aus dem Mond zur Erde! Parbleu! darüber geht doch nichts!" —

So ſchloß der Herr von Crack ſeine Erzählung, und dampfte ſtärker, und küßte das Portrait ſeiner ehemaligen Gattin, der kaiſerlichen Mondprinzeſſin Niriſchanonblandinamorabilidictu.

Achthundert und zwölfte Nacht.

Die Zuhörer hatten mitunter recht herzlich über die Geſchichte des Herrn von Crack gelacht; nur warfen ſie dem Erzähler vor, daß das Ganze mehr burlesk und witzig, als phantaſiereich und mährchenhaft gehalten ſey, ſo wie, daß er am Ende ſeinem Muthwillen zu ſehr habe den Zügel ſchießen laſſen, mindeſtens den Damen gegenüber. Franz entſchuldigte ſich damit, daß er ſich ſtreng an die in Gascognien allbekannten Abenteuer und Reiſen des berühmten Herrn von Crack gehalten habe.

„Ich kenne dieſe Abenteuer,“ ſprach der Freiherr, „ſie ſind dem Franzoſen das, was in Deutſchland der bekannte Herr von Münchhauſen und dem Britten Gülivier, un Nordländern aber Holbergs Nicolaus Klimm iſt. Unter alle den Hiergenannten möchte ich dem ehrlichen Klimm de Vorzug geben, deſſen Lügen von einer unterirdiſchen Wel ſo bedeutſam ungezwungen erſcheinen, daß nicht wenige ſpeculative Gelehrte ſich alles Ernſtes auf ihn berufen haben, wenn es ihnen darum zu thun war, den Beweis zu führen: „daß die Erde im Innern noch eine bewohnte Erde berge.“

„Ich bitte,“ ſprach die Freifrau, „daß für heute die gelehrten und kritiſchen Nachweiſungen nicht weiter fortgeſetzt werden, ſondern daß es unſerm Doctor gefallen möge, uns ein Mährchen oder eine Sage mitzutheilen. Er hat uns ſchon lange nichts dergleichen zum Beſten gegeben.“

Der Arzt neigte ſich und verſetzte: „Ich habe, während Baron Franz die Abenteuer des Herrn von Crack erzählte, wieder einmal gefunden, wie das eigentliche Weſen des Mährchens unter allen Völkern des Abendlandes zumeiſt den Deutſchen eigenthümlich und in das innerſte Leben dieſes Volks übergegangen iſt. — Wenn ich demungeachtet heute eine kleine römiſche Novellette erzähle, welche das Mittel zwiſchen Mährchen, Sage und Erzählung hält, ſo geſchieht dies der Abwechslung wegen, und ich hoffe, man wird mir die Freiheit, welche ich mir damit nehme, nicht zum Vorwurf machen.“

„Keineswegs,“ rief Alma lachend, „erzählen Sie nur,“ und Franz erzählte:

Die Träume.

(Römiſch.)

Der berühmten Eroberung und Plünderung Roms im XVI. Jahrhundert folgte mancherlei Elend nach. Unter der Zahl deſſelben war die große Hungersnoth, welche ſich einſtellte, gewiß eines der fürchterlichſten Uebel. Es koſtete der Stadt vielleicht ſo viele Bewohner, als die Wuth der Soldaten und die Seuchen ihr geraubt hatten.

In einem Hauſe war der Vorrath auch bis auf einen einzigen Kuchen aufgezehrt. Ein Philoſoph, ein Aſtrolog und ein Soldat waren die Bewohner deſſelben.

Alle hatten gleich viel Theil an dem Kuchen; aber auch jeder mehr Hunger, als ein Drittheil deſſelben zu ſtillen vermochte.

Jeden drängte das Bedürfniß, ſeinen Antheil daran zu fordern. Die Unterhaltung über den Kuchen machte jetzt ihre wichtigſte Angelegenheit aus. Sein Schickſal zu entſcheiden, zerbrachen ſich zwei tiefgelehrte Männer und ein Krieger, der auch das Seinige gelernt zu haben behauptete, weidlich den Kopf. Sie wurden wenigſtens endlich über den Hauptartikel einig: daß der Kuchen, um drei Männer zu ſättigen, viel zu klein ſey; daß es beſſer wäre, wenn ſtatt drei, höchſtens nur zwei Hungers ſtürben, damit ſie doch jemand hätten, der für ihre Beerdigung ſorgte, und daß demzufolge Einer allein den Kuchen aufzehren ſolle.

Aber wer der Glückliche ſeyn ſollte? das war eine Frage, die weit ſchwerer zu entſcheiden war.

Der Philoſoph behauptete, daß ihm vorzugsweiſe die Ehre gebühre, lebendig zu bleiben. „Meine Wiſſenſchaft" — ſagte er — „berechtigt mich dazu, weil ſie den entſcheidenden Vorzug vor Euer Beider Handwerk behauptet. Sie iſt die Wiſſenſchaft, welche die ganze Natur umfaßt, und in ihrem ungeheuren Reiche eben ſo gut die Kuchen, als die Beſtimmung der Menſchen enthält,"

„Wenn die Wiſſenſchaft" — unterbrach ihn der Aſtrolog — „den Vorzug giebt, ſo kann gewiß Niemand gegründeteren Anſpruch darauf machen, als ich!

Kaum erhebt ſich die Philoſophie ja über die Erde hinaus, wo ihr Wiſſen ja ohnedies noch mangelhaft und beſchränkt iſt. Aber die Aſtrologie ſteigt über dieſen Erdkreis empor, ſchwingt ſich in den Himmel und durchfliegt ſeinen unendlichen Raum mit ſicherm Flügel. Darum dreht ſie ſich auf den ewig unveränderlichen Punkten herum, die ſie ſich nahe rückt, und lacht des Treibens da unten, wo alles wechſelt und nichts beſtändig iſt."

„Solchen Ruhm" — fuhr der Soldat fort — „kann ich freilich nicht für mein Handwerk anführen. Allein darum hab' ich mich auch nicht bekümmert, und habe den Degen ſtatt der Bücher ergriffen, die Euch doch nichts helfen, wenn wir Soldaten nicht Ruhe und Frieden auf der Erde erzwingen. Wir geben dem Geſetz Kraft und Nachdruck; wir erhalten die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft; wir ſetzen die Menſchheit in den Stand, daß ein großer Theil derſelben ſeine, im Grund doch unnütze Neugierde befriedigen kann. Und wenn es gewiß iſt, daß Ihr es uns allein zu verdanken habt, wenn Ihr Eure Betrachtungen ruhig anſtellen könnt, wie nicht zu zweifeln iſt, ſo gehört unſtreitig mir der Vorzug vor Euch."

So bündig auch die Rede des Soldaten war, ſo hatte er die Andern doch nicht überzeugt. Wer den Kuchen eſſen dürfe, darüber wären ſie gewiß nie einig geworden, wenn der Soldat nicht durch einen luſtigen Einfall die ganze Sache geendet hätte.

„Schon" — fing er wieder an — „werden die Sterne am Himmel ſichtbar, und doch iſt der Kuchen noch nicht gar gebacken. Folgt daher meinem Rathe! Setzen wir ihn an's Feuer, und legen wir uns dann nieder, um eins zu ſchlafen, bis er gar iſt. Der alsdann, dem der Himmel den ſchönſten Traum geſchickt, ſoll das Recht haben, den Kuchen zu verzehren. Für mich iſt das freilich ein großes Wageſtück, mit zwei ſo gelehrten Herren in die Wette träumen zu wollen."

„Was das ein närriſcher Einfall iſt!" riefen die Beiden zu gleicher Zeit aus. Da indeß jeder ſich die beſte Einbildungskraft zutraute, den ſchönſten Traum zu erfinden, ſo gingen ſie den Vorſchlag ein, und jeder entfernte ſich in ſein eignes Zimmer, um zu träumen, nachdem ſie vorher den Kuchen über das Feuer geſetzt hatten.

„Wir wollen ſie denn ruhig ſchlafen laſſen, unterbrach ſich der Erzähler, und morgen Nacht hören, was ſie geträumt haben."

Achthundert und dreizehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Arzt ſetzte ſeine Erzählung fort:

Nach einigen Stunden erhoben ſich alle Drei zu gleicher Zeit. Keiner hatte geſchlafen, aber jeder ſah den andern mit einem triumphirenden Blick an, welcher deutlich ſagte: ich habe am ſchönſten geträumt.

Der Soldat, der immer den erſten Stoß thun mußte, wenn die Sachen vorwärts gehen ſollten, forderte auch gleich ſeine Mitträumer auf, die Geſichter, ſo ſie gehabt hätten, zu erzählen.

„Den ſchönſten Traum,“ fing der Philoſoph mit aller Zuverſicht an, „habe ich gehabt, und will ihn darum auch zuerſt erzählen. Denn ich ſah den Schöpfer der Natur aus dem Chaos die ganze herrliche Reihe lebender und lebloſer Weſen hervorrufen, und jeglicher Geſtalt lebendigen Odem, Willen, Inſtinct und Beſtimmung einhauchen. Wie ein Gemälde ſtand die ganze reiche Schöpfung da, ohne Bewegung; da durchdrang ſie der Hauch des Unendlichen, und die zahlloſe Menge belebte ſich, und jegliches fing die Verrichtung an, welche ihm beſtimmt war. Der Menſch ergriff ſogleich das Scepter der Herrſchaft über die Mitgeſchöpfe. Ich ſah, wie der Menſch ſich zur Menſchheit, ſeine anfängliche kurze Einſicht zum Wiſſen erhöhte, und ſtieg an der Hand der Muſe die Geſchichte hinauf, die Leiter, an der die Menſchenbegebenheiten befeſtigt ſind, bis zum ewig unwandelbaren Thron des unendlichen Schickſals. Hier ſaß er auf einem Throne, den ein Planetenuniverſum trug. Es ward mir vergönnt, den Schleier aufzuheben — ich ſah! — und erwachte. Iſt es möglich, ſchöner und erhabener zu träumen?“

„Der Traum wäre ſchön,“ verſetzte der Aſtrolog, „wenn er nicht auf Träume gebaut wäre. Der meine iſt, wie Ihr bald hören werdet, von ganz anderer Art, und es fehlt mir nichts, als daß ich dieſe beſchwerliche Hülle von mir abſchüttelte, um das immer zu ſehen, was mich im Traum ſo glücklich gemacht hat. Ich erhob mich über den drückenden Dunſtkreis dieſer Erde, ſchwang mich in das ungeheure Meer der Unendlichkeit, und landete, ohne ermüdet zu ſeyn, an zahlloſen Welten. So ſehr waren die Bedingungen des Raumes und der Zeit vor mir niedergefallen, daß ich den Maßſtab von einer Sonne zur andern anlegte, den Zirkel im Mittelpunkt des Alls anſetzte, und das Unermeßliche meſſen konnte. Planeten legte ich auf meine Waage, an dem Lichtſtrahl befeſtigte ich meinen Maßſtab, in die Tiefe der Weltkörper warf ich mein Senkblei. So kam ich endlich der Urkraft nahe, welche die unendlichen Laſten ſchwebend erhält, und mein Traum endete ſich damit, daß ich von einer unſichtbaren Macht vor die ungeheure Tafel geführt wurde, wo in ewigem Diamantenſchimmer die Naturgeſetze geſchrieben waren. Von dieſem höchſten der Standpunkte herab ſah ich, welch ein Dingchen dieſe Erde, wie eitel unſer Treiben auf derſelben, und wie unbedeutend eine Wiſſenſchaft, wie die Philoſophie iſt, deren Unterſuchungen von dieſem Erdſchollen ausgehen und wieder darauf zurückkommen. Aber bald wurden die Buchſtaben zu Sonnen, es war Gott ſelbſt, meine Augen wurden geblendet — ich erwachte. — Was ſagt ihr nun dazu? Heißt das nicht ein erhabenerer, ſoliderer Traum?"

Ein herzliches, heiteres Lachen unterbrach hier den Arzt. Alle fanden dieſen Aufwand von wirklicher Erhabenheit, wahrer und falſcher Philoſophie, Pathos und Bombaſt — um eines Kuchens willen, höchſt drollig.

„Ich finde," bemerkte der Freiherr, „hier jene ſchalkhafte, harmloſe Ironie wieder, welche mich bei Tiek immer ſo wohlthuend, erheiternd anregt. Man ſieht es, er hat die alten italieniſchen Meiſter nicht nur geleſen, ſondern auch ſtudirt und verſtanden. Viele ſeiner Novellen glänzen zumeiſt durch ſolche Züge, da ihr Stoff an ſich oft der allereinfachſte und unbedeutendſte iſt, der ſich erſinnen läßt."

Achthundert und vierzehnte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Dieſe Nacht beſchloß der Arzt ſeine römiſche Novelle:

Mit lautem Lachen erwiderte der Soldat: „Kaum habe ich den Muth, meinen Traum zu erzählen, der ſich um kein Härchen über die Erde und um kein Jahrhundert in die Geſchichte hinauf erhoben hat. Ja, wenn ich ſo träumen könnte wie Ihr, meine Herren, ſo würde ich immer ſchlafen, und nicht nur den Kuchen, um den wir uns ſtreiten, ſondern auch aller Könige Gaſtmähler und die ganze Erde als ein unbedeutendes Ding verachten. So glücklich bin ich nicht! und Ihr müßt Euch daher begnügen, einen Traum zu hören, wie ihn ungefähr ein hungriger Soldat träumen kann.“

„Mir träumte nämlich, daß die Feinde in mein Vaterland eingefallen wären. Ich ergriff meine Waffen und geſellte mich zu einem Haufen tapferer Krieger. Durch meinen Muth und meine Einſicht ward ich bald Anführer, und es gelang mir, die Feinde völlig zu ſchlagen.“

„Siegesſtolz kehrte ich mit meinen Truppen nach Hauſe zurück. Eine Schaar edler Jungfrauen kam mir entgegen. An ihrer Spitze ſtand des Königs Tochter, und ſetzte mir einen friſchen Lorbeerkranz auf's Haupt.“

„Von der ganzen bewundernden Menge auf den Schultern getragen, kehrte ich nach der Stadt, wo mich der König empfing, und mich ſogleich zu ſeinem Thronfolger und Eidam erklärte."

„Da ſetzte ich mich denn an eine wohlbeſetzte Tafel, ließ mir's herrlich ſchmecken, und wie ich eben zu Bette gehen wollte — wachte ich auf. — Ihr ſeht, daß mein Traum auch ſehr viel Schönes hat, allein ſo erhaben, wie die Eurigen, iſt er freilich nicht. Ich mache deswegen auch gar keinen Anſpruch an den Kuchen, und überlaſſe es Euch, Euch über denſelben zu vereinigen."

Nun entſtand ein neuer Streit zwiſchen den beiden Gelehrten, welchem von ihnen der Kuchen zukäme, indem keiner ſo beſcheiden war, wie der Soldat, zurückzutreten. Nach langem Hin- und Herreden wurden ſie endlich einig, ihn zwiſchen ſich zu vertheilen, und machten ſich daher auf, ihn vom Feuer zu holen.

„Der Kuchen iſt nicht da!" ſchrie der Philoſoph, der vorausgelaufen war.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" antwortete der Aſtrolog. — „Den muß der Soldat aufgefreſſen haben."

Dieſer ward herbeigerufen; allein er verſicherte, daß er nichts von der Sache wiſſe. Als ob ihm auf einmal ein neues Licht aufgegangen wäre, fing er an: „Wie, während Ihr Euch auf den Flügeln der Phantaſie in die überirdiſchen Räume, wo man nicht ißt, noch trinkt, erhoben habt, könnte nicht auch ich mich wirklich dahin begeben haben, wo mein Traum vorging? — Und wirklich fällt mir jetzt ein, daß ich an der Königstafel einen Kuchen begehrt habe, der grade wie der unſrige ausſah. Das muß wohl derſelbe geweſen ſeyn. Ihr ſeht, jeglicher von uns hat nach ſeiner Art geträumt. Ihr habt im Schlafe Vergnügungen des Geiſtes, und ich die des Körpers genoſſen; und das geſchah eben darum, weil ich das Unglück habe, nicht ſo gelehrt zu ſeyn, als Ihr es ſeyd."

Sehr grämlich verzogen der Philoſoph und der Aſtrolog freilich ihre Geſichter bei dieſer Erklärung. Aber ſie waren Beide zu ſchwach, eine Rache an dem Soldaten zu nehmen, welche doch ihren Hunger nicht geſtillt hätte.

Hier endete der Arzt, und lauter Beifall lohnte ihn für ſeinen Schwank, der Alle in die heiterſte Stimmung verſetzt hatte.

„Wäre unſer luſtiger Reiner noch zugegen," ſprach der Freiherr, „ſo wäre morgen Nacht an ihm die Reihe, ein Mährchen zum Beſten zu geben. Laſſet uns looſen, wer morgen ſeine Stelle erſetzen ſoll; wen das Loos trifft, der ſey gehalten, ſo viel wie möglich in Reiners Weiſe zu erzählen."

Der Vorſchlag wurde angenommen, und das Loos traf Marien, welche erröthete.

Achthundert und funfzehnte Nacht.

Der Abend dämmerte, Marie ſaß allein in ihrem Cabinet, die Harfe im Arm, leiſe phantaſirend. Endlich fiel ſie in die Melodie eines Liedes, und ſang, indem ſie ſich auf der Harfe begleitete:

Meinſt Du, ich müßt' im Sehnen
Nach Dir vor Schmerz vergeh'n,
Und unter heißen Thränen
Nach meinem Grabe ſeh'n?
Wähnſt Du mein Herz zerriſſen,
Weil Du mir nicht mehr nah'? —
Ich kann Dich Jahre miſſen,
Seit ich Dich Tage ſah.

Ich habe Dich gefunden,
Und in Dir all mein Glück!
Ich ſchau' noch jenen Stunden
Zu aller Zeit zurück.
Brauch' ich es noch zu wiſſen,
Ob Du biſt hier, ob da? —
Ich kann Dich Jahre miſſen,
Seit ich Dich Tage ſah.

Beſtimmt zu ew'gem Sehnen
Und Suchen wär' mein Herz,
Hätt' ich Dich nicht gefunden! —
Was brächte jetzt mir Schmerz?

Ich kenne Dich! — begrüßen
Wir uns auch nicht mehr nah. —
Ich kann Dich Jahre miſſen,
Seit ich Dich Tage ſah.

Aus jenen Tagen weih' ich
Mir Mond- und Sonnenſchein!
Seit jenen Tagen leb' ich —
Vereint mit Dir — allein!
Im Glück, in Kümmerniſſen,
Biſt Du für mich ja da! —
Ich kann Dich Jahre miſſen,
Seit ich Dich Tage ſah.

Noch eine Weile präludirte Marie auf der Harfe fort, dann ſchloß ſie das Spiel mit einigen vollen Accorden. Indem traten Alma und Claudine in's Gemach, um ſie in den Saal hinab zu führen, wo die übrigen Bewohner des Schloſſes ſchon freundlich ſchwatzend verſammelt waren.

Der Freiherr ſchien dieſen Abend beſonders bei guter Laune, und Marie mußte ſich neben ihn und ſeine Gattin ſetzen.

Nach einer Weile erinnerte er Marien, daß ſie dieſen Abend durch das Loos verbunden ſey, an Reiners Statt und in ſeiner Weiſe ein Mährchen zu erzählen, und forderte ſie neckend auf, die Aufgabe zu löſen. Und von plötzlicher, ihr ſelbſt unerklärlicher Heiterkeit erfaßt, begann Marie mit anmuthiger Laune ganz in Reiners Ton und Art zu reden, ſo daß es faſt parodiſtiſch klang:

Die einzöpfige Jungfrau
oder:
Die Stiftung des Schloſſes Henneberg und des Wappens.

Im blühenden Welſchland lebte im elften Jahrhundert ein wackrer und reicher Ritter. Er war Graf und hieß Pepo. Seine Schönheit ſowohl als ſeine glänzenden Rittertugenden waren es, die nach dem Tode ſeiner Gemahlin in einer ſteinreichen welſchen Gräfin eine heftige Leidenſchaft anfachten, und ihr ohnehin feuriges Herz noch mehr in Flammen ſetzten. Ihr ſchien Pepo eben nicht abhold zu ſeyn, doch lebte wohl noch zu friſch das Bild der Entriſſenen in ſeinem Herzen, als daß ein anderes Bild jenes ſo früh heraus hatte verdrängen können. Unaufhörlich von der liebenden Gräfin verfolgt, und ſo in ſeinem gerechten Gram ungern geſtört, ward der Entſchluß in ihm reif, Welſchland mit zweien Söhnen zu verlaſſen, und im deutſchen Land irgendwo ſich anzuſiedeln. Die Güter waren bald verkauft, und ſchon hatte er mit ſeinen Reichthümern einen großen Theil des deutſchen Landes durchzogen. Kein Plätzchen mußte ihm des Anbauens werth und für ihn paſſend geſchienen haben; denn grade dann erſt war er mit ſich im Reinen, als er in die Gegend kam, in der die jetzige Ruine Henneberg in ältere Zeiten zurückweiſet.

Eben lächelte er vergnügt über den Berg, den er gefunden, und nun ſchon im Geiſt mit einer ſtattlichen Burg prangen ließ, da flogen drei Hennen vor ihm auf, und ſogleich gab er auch den im Geiſt gebildeten und bald wirklich entſtehenden Schloſſe den Namen Henneberg. —

Während Pepo baute, und rings herum Land über Land an ſich kaufte, auch wohl erkämpfte, ſtritten in der Bruſt der welſchen Gräfin Schmerz und Liebe mit einander. Schmerz und Liebe gewannen einen ſolchen Sieg über ſie, daß ſie ſich aufmachen und mit ihren Reichthümern nach dem deutſchen Lande reiſen mußte, um zu ſuchen, bis ſie ihn fände, und durch ſolche Beweiſe ihrer Zärtlichkeit beglückte Minne erränge.

Lange reiſete ſie vergeblich, endlich kam ſie ihm auf die Spur. Schon befand ſie ſich in des Geliebten Lande, ſchon zog ſie mit ihren Maulthieren am Ufer der Schleuſe hin, juſt wo die Schleuſe ſich mit der Werra vereinigt, ſchon bildete dies Bild neue entzückende Träume in ihrem Herzen als ringsum trauriger Klang von Sterbegeläut ihr dumpf in's Ohr tönte. Traurige Ahnungen ſtiegen in ihr auf, ihre Thränen floſſen unwillkührlich, jeder Schlag durchſchnitt ihr Herz, und — als ſie nun endlich einen vorüberziehenden Landmann um den Grund ſolchen Läutens ausfragte, und er ihr antwortete: „Graf Pepo von Henneberg iſt todt!“ — da war ſie ihrer nicht mehr mächtig! Sie zerſchlug ſich die Bruſt, zerraufte ſich die Haare, und im wilden bis zum Wahnſinn geſteigerten Schmerz riß ſie einen ihrer langen Zöpfe aus und warf ihn in die Schleuſe.

Ruhiger endlich geworden, beſchloß ſie, im Lande des Geliebten zu ſterben, und ihre Reichthümer zum Wohle ſeiner hinterlaſſenen Landeskinder zu verwenden. Von ihren wohlthätigen Spenden zeugen noch Mauern, Thürme und Brücken *). Um im Tode ſie noch zu ehren, ſchmückte Gottwald, Pepo's zweiter Sohn und Nachfolger, ſein Wappen mit einem neuen Helmzeichen, einer gekrönten Jungfrau mit einem ungewöhnlich ſtarken und langen Harzopf. „Jungfer mit einem Zopfe" heißt noch jetzt der Helmſchmuck des — am Gebäude des ehemaligen von Gottwald geſtifteten Prämonſtratenſer Mönchs- und Nonnenkloſters Veßra an der Schleuſe — und an den Thürmen und Brücken befindlichen Wappens, unter den Anwohnern.

Marie erhielt Beifall für den Vortrag der Sage; „nur haſt Du vergeſſen, uns den Namen der treuen welſchen Gräfin zu nennen," bemerkte die Freifrau. Der Freiherr jedoch nahm Marien in Schutz, indem er ſeine Gattin belehrte, wie in keiner ihm bekannten Chronik der Name dieſer Wohlthäterin der Landſchaft Henneberg aufzufinden ſey, und daß ſelbſt Büſching, der dieſelbe Sage nach einer mündlichen Mittheilung des Dr. Hohnbaum in ſeinen wö-

---

*) Mauern und Thürme von Themar, ſo wie eine Brücke über die Werra und Haſel bei Themar und Einhauſen.

chentlichen „Nachrichten für Freunde der Geſchichte, Kunſt und Gelehrtheit des Mittelalters.“ 50. Stück, Jahrgang 1816, erzähle, keinen Namen anführe.

Achthundert und ſechzehnte Nacht.

In dieſer Nacht trug der Caplan folgende Sagen vor:

Die Wunderquelle.

In der Grafſchaft Eberſtein quoll in alter Zeit ein Geſundbrunnen, der Wunderquell genannt, der wegen ſeiner heilbringenden Kräfte damals in großem Rufe geſtanden haben ſoll. Zufällig traf ſich's, daß ſich an derſelben Stelle zwei Grafen, der eine von Eberſtein, der andere von Naſſau, zum Zweikampf zuſammen fanden, in welchem der erſtere durch den letzteren das Leben verlor. Mit dem Aufhören dieſer Lebensquelle verſiegte auch der Wunderquell, und wurde ſeit dieſer Zeit nicht wieder geſehen. Erſt mit dem Abſterben des Naſſau-Uſingiſchen Stammes werde er wieder erſcheinen, ſo ging die Sage. Und ſiehe, was geſchieht? Mit dem Tode des jetzt verſtorbenen Herzogs ſpringt das Brünnlein wieder, und nahe und ferne wallfahrtet

Jung und Alt herzu, um daraus Leben und Geſundheit zu trinken.

Schweizer Volksſage.

Auf dem Feldberge im Breisgau wohnt ein Feldgeiſt, der zu mitternächtlicher Stunde auf einem ſilbernen Amboß ſeine goldene Senſe dengelt (hämmert) und deßwegen insgemein der Dengel-Geiſt genannt wird. Am Fuße des Feldberges liegt die Todtenau, und wer den Geiſt ſieht, wie er die Senſe dengelt, der muß bald darauf ſterben,

Die Elixire des Teufels und St. Antonius von Padua.

In einem — jetzt nicht mehr exiſtirenden — Kapuziner-Kloſter zu Bamberg wurde unter andern Reliquien auch eine verſiegelte Flaſche gezeigt, von ſeltſamer, eigenthümlicher Form, und wie es ſchien, voll des köſtlichſten Weines, welche der heilige Antonius von Padua von dem leidigen Satan in höchſt eigener Perſon erhalten haben ſollte. Die Legende erzählt davon Folgendes.

Der heilige Antonius zu Padua ſaß einſt in tiefſter [illegible]ung verſenkt in einer wilden Felseinöde, da erſchien ihm der Satan in der allerſeltſamſten, abenteuerlichſten Geſtalt. Er trug einen rothen, zerriſſenen Mantel, darunter einen zerriſſenen Rock und zerriſſene Modeſten, auf dem Kopfe ſchwankte die berüchtigte rothe Hahnenfeder, und ſeine Naſe war gleich wie ein langes Feuerrohr. Am allertollſten aber nahm ſich es aus, daß er um den Leib einen Gürtel gebunden hatte, daran baumelten eine Menge Flaſchen, verſchieden in Form und Größe, und aus allen Löchern ſeines Mantels und ſeiner Kleidung ſchauten dergleichen Flaſchen hervor.

Der heilige Mann Antonius, welcher ſchon tauſend und aber tauſend Verſuchungen glücklich überſtanden hatte, und keine neue mehr fürchtete, ſchaute den Satan, der um ihn herumſchlich, wie die Katze um den heißen Brei, ernſthaft an, und fragte ihn: wohin er gehe, und was er vorhabe?

Da mußte denn der Teufel, kraft der Macht St. Antons, dieſem beichten, und ſprach alſo: „Ich will die Welt durchziehen und den Anfang machen mit Deutſchland, wo viel fromme Seelen leben, welche ich zu gewinnen trachte. Was meinen wunderlichen Aufzug betrifft, ſo halt' ich dafür, daß mich alle Deutſchen für ihren Landsmann achten werden, wenn ich wie ein Lumpenhund einher gehe, meine Naſe hab' ich zum Feuerrohr gewandelt, um damit auf die unſchuldigen Seelen immerfort zu zielen, und da ich weiß, was für allezeit durſtige Kehlen die Deutſchen haben, ſo will ich ſie mit dieſen Flaſchen kirren, mit dieſen Flaſchen voll des allerbeſten und älteſten Weines. — Betrachte ſie nur, heiliger Mann, wie klar, wie hell, wie goldig, roſig, glühend, purpurfarbig! — und unverfälſcht, ſo wahr ich der Teufel bin! aber feurig, feurig, und wo er wärmt, und Blut und Adern durchdringt, und Hirn und Nerven, da geht die Saat üppig auf, die Saat, welche ich ſchon im Paradieſe ſäete. — Beliebts ein Gläschen von dieſem klaren Wein? — er wird Dir die Sinne umnebeln, daß Du wähnſt, klar zu ſehen, und Gott und Chriſtus, Himmel und Hölle, Tugend und Laſter für reine Fabel hältſt — hier dieſer gold'ge Wein macht entweder zum Geizhals, der ängſtlich ſeine Schätze bewacht und bei vollen Truhen darbt, oder: zum eitlen, prachtliebenden, raſenden Verſchwender, je nachdem Deine Anlagen ſind. Trink ein Gläschen von dem roſigen, und zehntauſend kleine verliebte Teufel werden Dir in den Leib fahren, und noch ärger in Dir herum rumoren, als damals, wo Du noch jung warſt, und ein loſer Sünder — oder willſt Du von dem purpurfarbigen koſten? Hochmuth, Kriegesluſt, unmäßige Ruhmbegierde ſind die Keime ſo er erweckt.“

St. Antonius widerſtand jeglicher Verlockung, und ſtrafte den Satan mit ſchweigender Verachtung, und der Satan hinkte davon, ließ aber, wie er ſagte, zum Andenken, eine Extraflaſche dem Heiligen zurück, wohinein von allen ſieben Todſünden im Weine genugſam gemiſcht worden, um einem armen Menſchenſohn, der davon koſten würde, Verderben zu bereiten. St. Antonius bewahrte, ſo lange er lebte, die Flaſche ſorgfältig. Nach ſeinem Tode kam ſie durch einen ſeiner Jünger nach Bamberg in das dortige Kapuzinerkloſter. Hier ſoll nach vielen Jahren einſtmals ein junger Mönch davon gekoſtet haben, und alsbald in die furchtbarſte Raſerei verfallen ſeyn, in welchem Zuſtande er aus dem Kloſter entflohen und unerhörte Gräuelthaten begangen, bis er endlich durch einen heiligen Mann wieder zur Vernunft gebracht, in's Kloſter zurück gekehrt, allda in harter Buße und Zerknirſchung ſein Leben beſchloſſen.

Achthundert und ſiebzehnte Nacht.

Claudine wurde dieſe Nacht aufgefordert, ein Mährchen zu erzählen. Sie entſchuldigte ſich: daß ihr eben nichts beifallen wolle, als ein Kindermährchen.

„Erzähl' es nur,“ ſprach der Freiherr. „Gar manches Kindermährchen iſt mir bei weitem lieber, als unſere ganze neuere, geſpreizte, arrogante, belletriſtriſche Literatur.“

Claudine lächelte und begann:

Johannes-Kindchen; oder: Adah.

Es lebten einmal zwei Edelleute, Mann und Frau, das waren recht brave Menſchen, denn ſie lebten fromm und zufrieden mit ihrem Looſe und thaten den Armen Gutes, wo ſie nur konnten. Deßhalb wurden ſie denn auch von Allen, welche ſie kannten, geliebt und geehrt, und Jeder wünſchte ihnen nichts als Glück und Segen.

Es hatten aber dieſe guten Menſchen zwei Kinder, einen Knaben von ſechs und ein Mädchen von vier Jahren. Dieſe Kinder hielten ſie als ihr theuerſtes, liebſtes irdiſche Gut, und flehten alle Tage zu Gott, daß er ſie ſegnen und ſie gedeihen laſſen möge! — und wirklich ſchien es, als wolle der Himmel ihre Bitte erhören! Als aber der kleine Guido eines Tages im Garten mit ſeinem Schweſterchen ſpielte, da wurde er vom Blitz getroffen und blieb auf der Stelle todt, und dieſes begab ſich aber grade am Johannestage, der zugleich ſein Geburtstag war.

Ihr möget Euch wohl den Schmerz der Aeltern vorſtellen, als ſie ſich ſo plötzlich ihres lieben Kindes beraubt ſahen. Die Mutter, ſo fromm ſie ſonſt immer war, konnte dieſen Verluſt doch nicht ertragen, ſondern grämte ſich bis ſie ſtarb. und darüber grämte der Vater ſich ebenfalls zu Tode, ſo daß nun Adah keine Aeltern mehr hatte.

Wenn Adah älter geweſen wäre, hätte ſie ſich vielleicht ebenfalls ſo lange abgehärmt, bis man ſie neben Vater, Mutter und Brüderchen gebettet; aber, wie geſagt, war ſie nur ein kleines vierjähriges Mädchen, als das Unglück ſich begab, und ſomit konnte ſie ihren großen Verluſt noch nicht begreifen. Wohl weinte ſie ſehr, als ſie Väterchen und Mütterchen vergebens herbeirief, wenn ihre alte Wärterin ſie aus- und anzog, weckte und zu Bette brachte. — Bald jedoch gab ſich das, und endlich vergaß ſie beinahe, daß ſie einen Vater und eine Mutter gehabt — ihr Brüderchen Guido aber konnte ſie gar nicht vergeſſen und fragte die alte Wärterin alle Tage, „ob es denn nicht bald wieder käme?“

An ihrer Aeltern Statt zog indeſſen ihrer Mutter Bruder mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern in's Schloß, denn er war zum Vormund der kleinen Adah beſtellt

Der Onkel Vormund war aber ein häßlicher, habſüchtiger und falſcher Mann, der das Schloß gerne für ſeine eignen Kinder gewonnen hätte; da das aber nicht anging, ſo lange die kleine Adah lebte, ſo war er ihr, vom erſten Augenblick an, gram, und hätte nichts lieber geſehen, als wenn ſie nur auch gleich geſtorben wäre; ja der abſcheuliche Menſch nahm ſich vor, ſie recht zu quälen und zu vernachläßigen, damit dann vielleicht geſchähe, was er wünſchte.

Den Anfang machte er damit, daß er die alte, treue Wärterin Margarethe aus dem Schloſſe jagte, und an ihre Stelle eine bosbafte, leichtſinnige Kammerjungfer ſeiner Frau die Auſſicht über die kleine Adah anvertraute. Dieſe ſchloß nun das arme Kind vom Morgen bis zum Abend in die ſchlechteſte Kammer, und bekümmerte ſich nicht weiter darum. Ein Bischen Milch und Waſſer und etwas trocknes Brod, das war alles, was Adah zu ihrer Nahrung erhielt, und oft erhielt ſie einen ganzen Tag lang gar nichts. Der Onkel Vormund lebte indeß in Saus und Braus auf dem Schloſſe; die Tante gab ein Feſt nach dem andern, und ihre Kinder bekamen nicht nur das allerbeſte Eſſen, ſondern auch alles, was ſich ihre Herzen ſonſt nur noch wünſchen mochten.

So ging das wohl an die zwei Jahre fort, und es wäre wohl gar kein Wunder geweſen, wenn die kleine Adah darüber geſtorben wäre, da ſie während dieſer ganzen Zeit um nichts beſſer gehalten wurde, im Gegentheil noch ſchlechter. Aber es kam ganz anders. Adah blühte wie ein Röschen, war geſund und munter, und wurde alle Tage verſtändiger und hübſcher, während des böſen Onkels Kinder ganz verkümmerten und mit jedem Tage garſtiger und ungezogener wurden.

Als das nun der böſe Onkel Vormund und ſeine eben ſo böſe Frau merkten, wurden ſie noch eins ſo böſe und ſprachen ganz zornig: „Das kleine Ding ſteht unſern Kindern im Wege, daß ſie kein Glück haben, ehe denn es todt iſt!“ und dann beredeten ſich Beide mit einander, daß ſie die kleine, arme Adah umbringen wollten. Damit die Leute aber nun nicht ſagen könnten, daß ſie es gethan hätten, ſo ſtritten ſie lange hin und her, wie ſie's wohl anſtellen möchten, daß es das Anſehn habe, als ob die kleine Adah durch einen unglücklichen Zufall um's Leben gekommen wäre. Endlich hatten ſie ein Mittel gefunden, worüber ſie einig wurden, und ſagten es der Kammerjungfer, welche Adah's Wärterin vorſtellte, und die ſchlechte Perſon verſprach auch alles ſo zu machen, daß die arme Adah um das Leben käme, als wäre ſie ſelber an dem Unglück Schuld.

Darnach ging ſie hin zu dem Kinde und ſagte: „Geh zu Bette, es iſt ſchon acht Uhr!“

Und Adah legte ſich zu Bette, ſagte das Gebet, was die ſelige Mutter ſie gelehrt hatte, und entſchlief ſanft.

Als nun die böſe Kammerjungfer merkte, daß Adah feſt ſchlief, nahm ſie ſie ſacht aus ihrem Bettchen, trug ſie auf den Hausboden, und legte ſie durch's Dachfenſter hinaus in die Dachrinne; dann lief ſie, ſo ſchnell ſie konnte, wieder hinab zu ihrer Herrſchaft, und erzählte ihnen, was ſie gethan, und der Onkel Vormund und ſeine Frau freuten ſich darüber und ſagten: „es iſt gut ſo!“ denn ſie glaubten nicht anders, als die kleine Adah, wenn ſie aufwachte oder ſich im Schlafe rührte, würde vom Dache und ſich zu todte fallen.

Achthundert und achtzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Es war aber dieſes wieder ein heiliger Johannes-Abend, und in dem Garten dufteten die Roſen und flogen die leuchtenden Johanniskäfer umher, dazu ſangen die Nachtigallen, und die Springbrunnen plätſcherten, daß es eine Luſt war; über dem Schloßdache aber ſtand ein funkelnder Stern, der goß ſein ſüßes Licht über das ſchlafende Kind aus, daß es dalag, wie eine kleine Heilige. Und als es neun Uhr vorbei war, da wurde immer heller und glänzender das Licht des Sternes; er that ſich auf, und drinnen erſchien ein Knäbchen in azurfarbnem Gewande, mit blonden Locken und blauen Augen, und in der rechten Hand hielt es einen Stab, da blühten Roſen und Lilien dran.

Von dem Stern ging jetzt ein Strahl aus bis dicht herab zu der ſchlafenden Adah, als wär' es eine diamantene Brücke; darauf ſchwebte das Knäblein immer näher und näher. — Adah lächelte — ich weiß nicht, ob es nur im Traum geſchah, oder ob ſie die Nähe des himmliſchen Kindes empfand, aber ſie lächelte, und der ſchöne Knabe, als er dicht vor ihr ſtand und ſie betrachtete, lächelte auch. Endlich berührte er die ſchlummernde Kleine mit dem Roſen- und Lilienſtab, daß ſie erwachte; und als ſie erwachte, wußte ſie es gar nicht, an was für einem gefährlichen Orte ſie lag, denn rund um ſie her war dichtes Roſengebüſch gewachſen, und die ſchlanken Lilien, darüber hinausragend, neigten ihre Kelche gegen einander, daß ſie ein Dach über Adah's Haupt bildeten; da glaubte ſie nicht anders, als daß ſie in einer ſchönen Laube geſchlafen habe, und wußte nur nicht, wie ſie dahin gekommen.

„Kennſt Du mich, Adah?“ fragte der ſchimmernde Knabe. Adah blickte ihn an und rief freudig: „Ach, Du biſt ja mein Brüderchen Guido! Wo warſt Du denn ſo lange?“ —

„In einem ſchönen Lande!“ verſetzte Guido, „und Vater und Mutter ſind auch dort, und laſſen Dich grüßen.“

„Warum habt ihr mich denn aber hier allein zurückgelaſſen?“ fragte Adah weiter, und dann bat ſie: „Führe mich nur ſchnell nach dem ſchönen Lande, Guido! wo der Vater und die Mutter ſind, denn bei dem Onkel Vormund und der Frau Tante bin ich gar nicht gerne.“

Guido aber ſchüttelte den Kopf und antwortete: „Zum Vater und zur Mutter, liebe Adah, darf ich Dich noch nicht führen, denn ich will Dir's nur ſagen: wir wohnen nicht mehr auf dieſer Erde, ſondern das ſchöne Land, wo wir uns nun befinden, iſt der Himmel!“

Da fing die kleine Adah bitterlich an zu weinen und rief: „Ach, ſoll ich denn nicht in den Himmel kommen, und bin doch immer ein artiges, frommes

Kind geweſen! Geh nur, Du häßlicher Guido! ich bin Dir gar nicht mehr gut!"

„Nein, böſe darfſt Du nicht werden, liebe Adah!" ſprach Guido freundlich, indem er ſein Schweſterchen küßte, „und ſey nur ruhig, Du kommſt ganz gewiß einmal in den Himmel! Das kann aber erſt geſchehen, wenn Du geſtorben biſt, und der liebe Gott will nicht, daß Du ſo jung ſtirbſt, wie ich geſtorben bin, ſondern Du ſollſt noch recht glücklich auf Erden werden, nämlich wenn Du fromm und gut bleibſt."

„O, fromm und gut will ich ſchon bleiben!" rief Adah, „aber wenn Du nicht gekommen biſt, um mich abzuholen, warum biſt Du denn eigentlich gekommen?"

„Das will ich Dir alles erzählen," verſetzte Guido, „wenn wir erſt hier weg ſind."

„Müſſen wir denn hier weg?" fragte Adah, und indem ſie umherblickte, fuhr ſie fort: „Sieh doch nur die ſchönen Roſen und Lilien, wie ſie blühen und duften; mir gefällt es hier ſo ſehr, daß ich immer hier bleiben möchte."

„Weil Du nicht weißt, wo Du ſtehſt!" ſprach Guido und winkte mit der Hand. Da theilten ſich, dicht vor Adah, die Roſenzweige auseinander, und ſie gewahrte mit Entſetzen, daß ſie auf dem ſchmalen Dache eines hohen Gebäudes ſtand, hart an einem fürchterlichen Abgrunde. — Mit einem lauten Schrei barg ſie das Geſicht in ihre Händchen und taumelte vorwärts, dem Abgrunde zu; aber Guido hielt ſie, daß ſie nicht hinabſtürzte, und als ſie endlich wieder zu ſich kam und ängſtlich wieder um ſich zu blicken wagte, hatten die Roſenbüſche ſich wieder geſchloſſen, ſo, daß ſie nichts mehr von der Gefahr gewahrte. Guido jedoch ſprach: „Vergiß es nie, Adah! was Du eben ſaheſt, und denke immer daran: wie nahe oft die Gefahr dem Menſchen iſt, ohne daß er es ahnet. Nun aber komm, denn unſeres Bleibens iſt hier nicht mehr!“ Und wieder winkte er, und wieder öffneten ſich die Roſenbüſche; aber Adah gewahrte jetzt keinen Abgrund mehr, ſondern eine Brücke von Roſen und Lilien wölbte ſich ſanft von der Stelle, wo ſie ſtanden, bis zu dem Erdboden, und darauf ſchritt Adah an der Hand ihres Bruders ſicher hinab bis an's Gartenthor; dies that ſich von ſelbſt auf, ſo daß ſie in's Freie konnten, und ſchloß ſich ebenfalls von ſelbſt wieder.

Achthundert und neunzehnte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Adah und Guido ſchritten durch die mondbeglänzte Landſchaft, einem Walde zu, wo eine weiſe Frau wohnte, das war zugleich eine wohlthätige Fee, und dahin brachte Guido ſein Schweſterchen.

Die weiſe Frau wohnte in einer Hütte, welche von außen ganz ſchlicht und ärmlich ausſah, innen war aber alles ſehr ſchön; die Wände leuchteten wie lauter farbige Kriſtalle und die Decke war von den ſchönſten Blumen zuſammengefügt; auf dem Fußboden lag ein koſtbarer Teppich; kurz es war alles ſo koſtbar, wie ſich's eine Fee nur wünſchen kann und keine Prinzeſſin es ſchöner hat; dazu ſangen draußen die lieben Vögel den ganzen Tag, und die Bäche, die Büſche, die Waldbäume redeten unter einander von wunderſamen, lieblichen Geſchichten; ſo daß Adah wirklich zuerſt meinte: Bruder Guido habe ſie doch wohl in den Himmelsgarten geführt. — Als aber Guido der weiſen Frau ſein Schweſterchen übergeben, nahm er zärtlich Abſchied von ihr, und verſprach: er wolle ſie oft beſuchen, und dann ſchwebte er davon, wie von unſichtbaren Händen emporgetragen, worüber die kleine Adah ſehr betrübt war und nicht übel Luſt hatte, recht herzlich zu weinen. Die weiſe Frau aber ſagte ihr, was es eigentlich für eine Bewandniß mit ihrem Brüderchen habe; nämlich: „Guido iſt das erſte Kind Deiner Aeltern und an einem Johannestage geboren und an einem Johannestage geſtorben. Der Johannestag aber, mußt Du wiſſen, iſt vor Gott ein beſonders lieber und heiliger Tag, und wenn an ihm das erſte Kind zweier Aeltern geboren wird und ſtirbt, und es ein Knäblein iſt, ſo wird es der Schutzgeiſt all ſeiner übrigen Geſchwiſter, ſo lange dieſe auf Erden leben. So ein Johanneskindchen iſt nun Dein

Bruder Guido, und er wird Dich auf Gottes Gebot beſchützen, daß Dir nichts geſchieht, was zu Deinem Verderben führen könnte, wenn Du nur ſelbſt nichts dergleichen thuſt; alſo bleibe brav und gut! Du brauchſt dann keinen andern Feind zu fürchten."

Adah begriff ſo ziemlich, was die weiſe Frau zu ihr geſprochen, und lernte es ſpäter noch beſſer begreifen, als ſie älter wurde, und je mehr ſie es begriff, um ſo feſter ward ihr Vorſatz, immer gut und fromm zu leben.

Sie hielt auch wirklich, was ſie ſich ſelbſt verſprochen, ſo daß die weiſe Frau ihre Freude an dem lieben Mädchen hatte.

An jedem neunten Tage eines neuen Mondes kam übrigens Brüderchen Guido, ſein Schweſterchen zu beſuchen. Er erzählte ihr dann von ihren Aeltern, und welche Freude ſie in ihrer Seligkeit darüber empfänden, daß ihre Tochter Adah auf Erden ſo fromm und gut ſey; und wenn die Fee ihm etwas beſonderes Gutes von Adah erzählte, dann ſchenkte er ihr oft eine himmliſche Blume, welche in unerhörter Pracht duftete und blühte, und nie verwelkte. Dieſer Blumen wurden am Ende ſo viele, daß Adah einen Kranz daraus winden konnte, und ſolch einen Kranz hat wohl die reichſte Prinzeſſin der Erde noch nicht ſo ſchön gehabt.

Indeſſen lebte auf dem Schloſſe der böſe Onkel Vormund mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern ein wahres Höllenleben; denn ob ihnen gleich Niemand ſagen konnte, daß ſie die kleine Adah umgebracht hätten, ſo ließ ihnen doch ihr böſes Bewußtſeyn keine Ruhe, ſondern quälte ſie Tag und Nacht, daß ſie trotz aller Reichthümer keine frohe Lebensſtunde hatten. — Der böſen Kammerjungfer war es aber noch ſchlimmer gegangen, dieſe war, von Gewiſſensbiſſen gequält, halb wahnſinnig geworden, und da nun ihre Herrſchaft fürchtete, ſie möchte ſie verrathen, ſo ſperrten ſie ſie in einen tiefen, dunklen Keller unter dem Schloßthurme, wohin nie ein Strahl des Tageslichts gelangen konnte. Da mußte ſie ohne Hoffnung, je wieder befreit zu werden, ſitzen, und bekam nichts, als verſchimmeltes Brod und ſumpfiges Waſſer; ſo belohnte ihre böſe Herrſchaft ihr ihre böſen Dienſte.

Im Schloſſe war es aber nun auch überhaupt nicht geheuer; denn da die rechtmäßige Herrſchaft noch am Leben, und dennoch eine fremde unrechtmäßigerweiſe hineingezogen war, ſo wurden die Hauskobolde zornig, kamen aus den Winkeln, wo ſie Jahrhunderte lang ruhig geſeſſen hatten, hervor, und neckten und ſchreckten das Schloßgeſinde und die Herrſchaft um die Wette, daß Allen ein Grauſen ankam, und faſt alle Vierteljahr andere Diener angenommen werden mußten, weil kein Geſinde in dem Schloſſe lange ausdauern konnte.

Dabei beſſerten ſich die Kinder der böſen Herrſchaft nicht im Geringſten; je älter ſie wurden, um ſo boshafter wurden ſie, und die beiden Aelteſten waren ſchon ſchnell nacheinander geſtorben, ſo daß nur noch ein Sohn und eine Tochter übrig waren.

Mehrere Jahre waren ſo vergangen; Adah zählte jetzt etwa fünfzehn Sommer; da kam einſtmals am gewöhnlichen Tage Guido, aber nicht heiter, wie ſonſt, ſondern ſehr ernſt. Er ſchenkte ſeiner Schweſter noch eine Blume in ihren Kranz zu flechten, und als Adah, durch die beſondere Schönheit der Blume veranlaßt, ihn fragte, wie ihr Name ſey? ſprach er: „Gottvertrauen!“ dann küßte er ſeine Schweſter und ging mit der Fee in ihr Cabinet, wo er wohl eine Stunde lang mit ihr ſprach. Als die Fee endlich allein wieder aus dem Cabinet trat, hatte ſie verweinte Augen; ſie wollte aber ihrer Pflegetochter nicht ſagen, was ihr fehle, ſondern ſagte nur: „daß Guido eine Zeit lang nicht wiederkommen dürfe, das Schickſal habe es ſo beſchloſſen, und dawider könne Niemand, wer es auch ſey, etwas einwenden.“ Damit mußte ſich Adah zufrieden geben.

Achthundert und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Es währte aber nicht lange, da erhielt die Fee einen Beſuch von ihrem Vetter, dem Zauberer Zamori.

Das war ein grundgelehrter Mann, der in Egypten ſtudirt hatte und ſich einen Profeſſor der unnatürlichen Naturwiſſenſchaften nannte. So gelehrt er nun aber auch war, und ſo viele Macht er auch in der praktiſchen Zauberei beſaß, ſo war er doch in ſeinem Umgange eine recht ungeſchlachte und unangenehme Perſon, mit einer garſtigen Schnupftabaksnaſe, einer groben Bierbaßſtimme und ſchmuziger Leibwäſche.

Die gute Fee hätte ihm gerne die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen; das ging aber nicht an, denn erſtens war er, wie geſagt, ein Zauberer und ihr Vetter, und zweitens war er in Schickſalsangelegenheiten gekommen; ſie mußte ihn alſo, obwohl mit ſchwerem Herzen, freundlich empfangen.

Herr Zamori that, als ob ſich das alles von ſelbſt verſtände, und machte ſich's ohne Umſtände ſo bequem, als ob er ſich in ſeinem eignen Hauſe befände. Er zog einen feuerfarbenen Schlafrock an, mit ſchwarzen hineingewirkten Zauberſprüchen, ſetzte dazu eine weiße, dreieckigte Nachtmütze auf, welche nach dem Muſter der egyptiſchen Pyramiden gefertigt war, und trat in ein Paar gelbe Pantoffeln, welche er von einem türkiſchen Mufti, ſeinem alten ami, zum Andenken erhalten hatte; dann ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl der Fee, und ſprach: „Nun, Kinder, tragt auf, was Küch' und Keller vermag, denn ich bin hungrig, wie ein Wehrwolf.“

Die Fee und Adah trugen alles herbei, was ſie nur an Eſſen und Trinken in der Hütte hatten, und

Herr Zamori ſchob alles in ſein großes Maul, was ſie ihm vorſetzten; als ſie aber endlich nichts mehr hatten, fragte er ganz verwundert: „Na! warum bekomm' ich denn nichts mehr zu eſſen?“ — Als ihm nun die Fee ſagte, daß er ſchon alles aufgegeſſen habe, was ſie in der Hütte gehabt hätten, machte er ein grämliches Geſicht und brummte: „Dumme Wirthſchaft! ich merke, Couſine, Du und Dein Pflegetöchterchen lebt von Vogelfutter! aber ich habe die Ehre, Dir zu ſagen, daß ich das nicht gewohnt bin, ſondern meine gute Hausmannskoſt verlange! Sorge daher, daß ich morgen ein tüchtiges Stück Rindfleiſch mit Zugemüſe, nebſt einigen Dutzend Flaſchen Burgunder auf dem Tiſche finde; denn Du weißt wohl, daß ich mir ſelber durch meine Kunſt in Deiner Wohnung nichts herbei zaubern kann. Ich will aber, Deiner dummen Wirthſchaft halber, nicht mit hungrigem Magen zu Bette gehen; alſo ſieh darnach, ſonſt bleiben wir keine guten Freunde! — Uebrigens brauchſt Du keine Umſtände zu machen! wenig, aber gut und viel! damit bin ich zufrieden.“ — Somit ging er in's Nebenzimmer, ſtreckte ſich auf's Bett, und fing an zu ſchnarchen, daß die ganze Hütte zitterte.

Am andern Tage hatte die Fee mit Müh und Noth alles Verlangte herbeigeſchafft; denn ſie ſelbſt ſowohl, als ihre dienſtbaren Geiſter, waren zu feiner Natur, um ſich mit ſo groben Speiſen abzugeben. Der Zauberer aber ließ es ſich vortrefflich ſchmecken, und ſchmatzte und knurrte vor Vergnügen; dabei ſtopfte er ſich, während des Eſſens, immer die Naſe voll Schnupftabak, welches recht garſtig ausſah, und trank ein Dutzend Flaſchen aus, als ob es Waſſer geweſen wäre; da es aber, wie geſagt, Burgunderwein war, ſo kriegte er endlich etwas in den Kopf, und da wurde er ungezogen, wie alle betrunkene Leute, ſo daß die arme Fee und Adah nur Gott dankten, als er endlich unter den Tiſch fiel und einſchlief. Als er aber wieder aufwachte, ging der Jammer von neuem los; denn nun hatte er Kopfweh und befand ſich übel, ſo daß die Fee und Adah ihm einen großen Keſſel voll Camillenthee kochen mußten, welchen er unter Brummen und Stöhnen austrank, wonach er denn wieder etwas beſſer ward.

So ging das Tag für Tag, wohl drei Wochen lang.

Da trat der Zauberer eines Morgens vor die Fee hin und ſprach: „Höre mal, Couſine Fee, ich will Dir was ſagen! Meine Geſchäfte ſind jetzt hier beendet, und ich gedenke morgen abzureiſen. Du haſt mich dieſe Zeit über gut bewirthet, wofür ich Dir meinen Dank ſage; aber nun komme ich zur Hauptſache: nämlich, als ein Mann in meinen beſten Jahren, habe ich mich entſchloſſen, eine Frau zu nehmen, und da mir Deine Pflegetochter Adah ſehr wohl gefällt, ſo will ich ſie heirathen. Nun ſage mir: was ſagſt Du dazu?“

Die gute Fee erſchrak gewaltig, und verſetzte verlegen: „Lieber Vetter, das geht nicht!“

„Warum geht es nicht?“ fragte der Zauberer.

„Weil das Schickſal es nicht will!“ antwortete die Fee.

„Dummes Zeug!“ rief der Zauberer. „Was Schickſal! ich bin Profeſſor der Zauberei, und kehre mich den Henker um das dumme Schickſal! Sag' nur kurz und gut: daß die Kleine meine Frau wird, ſonſt werd' ich böſe, und wenn ich böſe werde, ſo werd' ich grob!“

Da konnte die gute Fee ſich nicht mehr halten, und antwortete: „Ich muß die Ehre haben, Dir zu ſagen, Vetter, daß Du nicht erſt nöthig haſt, grob zu werden, da Du, leider Gottes, ſchon grob genug biſt! Du willſt ein gelehrter Profeſſor ſeyn und in Egypten ſtudirt haben, und beträgſt Dich doch ſo übermüthig und ungeſchliffen, wie kein Bauerlümmel im Dorfe! Dazu iſſeſt Du uns alles gierig vor dem Munde weg, ſchnupfeſt abſcheulich Tabak, daß Du immer mit einer ganz ſchwarzen Naſe einhergehſt, und betrinkſt Dich Tag für Tag. — Fi! ſchickt ſich ſo etwas für einen Profeſſor und honetten Zauberer? — Nein, nun und nimmermehr gebe ich Dir meine gute Pflegetochter zur Frau, ich will ſie nicht für einen ſolchen garſtigen, unreinlichen Mann erzogen haben, wie Du einer biſt!“

Da wurde der Zauberer wüthend und ſchrie: „Potz Tauſend! Du ſchlechte Couſine! ſo wagſt Du Deinen leiblichen Vetter zu behandeln? Na! warte nur, Fräulein Zimperlich! wir wollen ſehen, wer mehr Macht hat, Du oder ich! Du ſollſt erfahren, was es heißt: einen Profeſſor der Zauberei zum Feind haben, der nicht nur zu Memphis in Egypten ſtudirt hat, ſondern auch zu Roſtock, Greifswalde, Berlin, Leipzig und Schöppenſtädt, Halle und Krähwinkel, Jena und Schilda, Göttingen und Bonn! Wart' nur, Du ſchlechte Couſine!" Damit lief der Zauberer voller Wuth aus der Hütte, und ſchlug die Thüre hinter ſich ſo gewaltig zu, daß alle Fenſterſcheiben klirrten.

Adah kam ganz erſchrocken herbeigelaufen, die weinende Fee zu tröſten. Dieſe ſprach: „Es iſt nur gut, daß der abſcheuliche Unbold fort iſt! Aber ach, Du armes Kind, was wirſt Du noch alles erdulden müſſen! Ich habe dieſe Nacht in den Sternen geleſen; im großen Bären ſteht es, daß Dir Unheil droht; doch tröſte Dich! auf Regen folget Sonnenſchein. Dieſen Abend will ich Dir noch einmal die Karte legen, und Dir ſagen, was Du thun mußt, um den gefährlichſten Gefahren zu entgehen.

Ach! die gute Fee hatte gewiß nicht aufmerkſam genug in den Sternen geleſen, ſonſt hätte ſie wohl wiſſen müſſen, daß ſie ihre geliebte Pflegetochter den Abend nicht mehr bei ſich haben würde; denn als Adah nach Tiſche, in der Stunde, wo die Fee ihr Nachmittagsſchläfchen hielt, in den Wald ging, um ſich mit der Quelle und den klingenden Blumen zu unterhalten, kam der böſe Zauberer Zamori herangeſchlichen, packte die arme Adah, eh' ſie ſich's verſah, um den Leib und flog mit ihr durch die Luft davon, nach ſeinem Zauberſchloſſe.

Achthundert ein und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Dieſes Zauberſchloß war ganz von Stahl gebaut und hatte weder Fenſter, noch Thüren. Wenn der Zauberer hinein oder heraus wollte, ſo ſagte er einen Zauberſpruch, dann that ſich ein Spalt in der ſtählernen Mauer auf, wo hindurch er gehen konnte. Erleuchtet aber wurde das Schloß im Innern durch mehrere Tauſend brennende Lampen, und jede Lampe war aus einem Edelſteine gearbeitet, wie denn das ganze Zauberſchloß weit ſchöner und künſtlicher gebaut war, als man es von dem ungeſchlachten Zauberer hätte erwarten können.

Adah gewahrte indeß von all dieſer Pracht nichts, ſo betrübt und erſchrocken war ſie darüber, daß der Zauberer ſie entführt, und ſie wäre gewiß untröſtlich geweſen, wenn nicht zum Glück der Kranz mit den Himmelsblumen, welchen ſie nach ihrer Gewohnheit mit in den Wald genommen, ſie getröſtet hätte. Als aber nun der Zauberer ihr ſagte: daß er ſie zu ſeiner Frau Profeſſorin der Zauberei, oder mit andern Worten: zu ſeiner Frau ſchlecht weg, machen wollte, nämlich ſo, daß er ſie heirathete, da kam ihr das doch gar zu abſcheulich vor, und ſie ſagte ihm gerade in's Geſicht: daß ſie lieber ſterben wollte, als ſo einen garſtigen Zauberer zu heirathen.

Darüber wurde der Zauberer ſchrecklich böſe! knirſchte mit den Zähnen und ſchwur recht gottesläſterlich: ſie ſolle und müſſe ihn heirathen, oder er wolle nicht „Zamori," ſondern „Hanswurſt" heißen, und als Adah darüber an zu weinen fing, gerieth er ganz außer ſich und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: „Nun wohl, Du dummes Ding! ſo magſt Du es haben! — nun will ich Dich gar nicht zu meiner Frau! aber weil ich Dir nicht gut genug war, ſo ſollſt Du auch lange warten, eh' Dich wieder Einer will." Somit rührte er ſie mit ſeiner Zauberruthe an, indem er brummte:

„Bitzli-putzli!
Garſtig ſey ſie!"

Da verwandelte ſich in einem Nu Adah's liebliche Geſtalt in die allerhäßlichſte; ſtatt der blonden Ringellocken, welche ſonſt um das ſchöne Köpfchen flatterten, ſtarrten brandrothe, ſtruppige Borſten um ein ungeſtaltetes Zwergenhaupt; das zarte Mündchen wurde zu einem abſcheulichen Mohrenmaul, welches von einem Ohr bis zum andern reichte; die feingeformte, griechiſche Naſe dehnte ſich zu einem wahren Habichtsſchnabel aus, welcher mit dem Mummel-Kinn zuſammen ſtieß; die Haut wurde gelb und fleckig, und die ganze Geſtalt mager und abgezehrt, aber o Wunder! das Auge des Mädchens hatte der Zauberer nicht verwandeln können!

es blickte ſo treu und innig, ſo himmelklar und rein, wie nur je vorher, und das war ein Zeichen, daß der Zauberer auch ihr Inneres nicht hätte verwandeln können, denn das Auge iſt der Spiegel der Seele.

Darüber ärgerte ſich der Zauberer gewaltig, er verſuchte alles, um auch das Auge zu verunſtalten, das ging aber durchaus nicht. Da rief er endlich ganz boshaft: — „nun gut, ſo mögen dieſe Augen denn fortan, ſo oft ſie weinen, nur ächte Juwelen weinen! Du aber höre jetzt, was ich Dir ſage: — Nicht eher ſollſt Du Deine vorige ſchöne Geſtalt wieder erhalten, bis Du — im Arm des Todes! — Freudenthränen weinſt! und nun Marſch, Du Balg! aus meinem Hauſe!“ Damit winkte der garſtige Zauberer, der Thurm öffnete ſich, ein Sturmwind riß das weinende Mädchen mit ſich fort, bis in einen fernen, dichten Wald.

Es war eine ſtürmiſche Nacht, als dies geſchah, ſchon ſpät im Herbſt, kein Stern blinkte am Himmel, der Sturm heulte, der Regen ſtürzte in Strömen herab, und weit und breit ließ ſich keine menſchliche Wohnung vermuthen. Laut jammerte und klagte die arme Adah, irrte vergebens, einen Ausweg ſuchend, hin und her, und taumelte endlich — verzweifelnd die Hände ringend — auf einen bemooſ'ten Felsblock nieder — denn ſie glaubte nun nichts gewiſſer, als daß ſie hier, verlaſſen von Allem, hülflos umkommen müſſe! — Da fiel ihr plötzlich Etwas, als würde es von einem Baum herabgeworfen, in den Schooß, ſie griff darnach! ein wunderbarer ätheriſcher Duft ſtrömte ihr entgegen, und mit unausſprechlicher Freude fand ſie, daß ſie ihren Kranz von Himmelsblumen, welche nie welken, in den Händen hielt! dies gab ihr ein Zeichen, daß ſie nicht von allem verlaſſen ſey, hieß nicht die letzte Blume, welche Guido ihr gebracht „Gottvertrauen?“ — „Ja!“ rief ſie entzückt, — „ja! auf Gott will ich vertrauen, was mir auch noch wiederfährt! Er wird ſein Kind nicht verlaſſen.“

Und trotz des Regens und des forttoſenden Sturmes kniete ſie nieder und betete zum himmliſchen Vater.

Achthundert zwei und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als ſie — geſtärkt und neu ermuthigt, ſich erhob, ſah ſie durch die Büſche ein Licht flimmern; laut jauchzend eilte ſie darauf zu, ſo ſchnell es der ſchlechte Waldweg verſtattete, und bald ſtand ſie vor einer Hütte, welche ein Waldbauer bewohnte.

Sie klopfte an die Hüttenthür und bat mit flehender Stimme um Einlaß! — Der Waldbauer öffnete brummend und ließ ſie in das einzige vorhandene Stübchen treten, wo ſeine alte häßliche Frau am Kaminfeuer ſaß; aber ſo alt und häßlich die Bäuerin auch war, ſo war Adah jetzt doch noch häßlicher, ſo daß beide Bauersleute ſich vor ihrer Ungeſtalt entſetzten, und der Bauer nicht übel Luſt hatte, ſie wieder aus der Hütte zu werfen, weil er glaubte, ſie ſey eine Hexe.

Adah, die ihm anſah, was er im Sinne hatte, ſtürzte ihm zu Füßen und bat: er möchte ſie doch nur nicht nach ihrer Mißgeſtalt richten, ſie ſey reines Herzens und wolle ihm und ſeiner Frau als treue Magd dienen.

„Nun, wenn das iſt, ſo magſt Du bleiben!“ brummte der Bauer, und da er wohl merkte, wie erſchöpft und hungrig ſie ſeyn müßte, nach einer ſolchen Wanderung in dem fürchterlichen Wetter, ſo ſetzte er ihr ein Bischen ſchlechtes Eſſen vor, und wies ihr dann in einer Ecke ein Lager an, worauf ſie ſchlafen könne.

Mit Thränen verzehrte Adah das kärgliche Mahl und legte ſich dann zur Ruhe, die Thränen aber, welche ſie geweint hatte, waren ächte Diamanten, wie der Zauberer Zamori es gewünſcht hatte, und als der alte Bauer die Schüſſel wegnehmen wollte, fand er die koſtbaren Steine, und erkannte ſie ſogleich für das, was ſie waren, denn von einem Juden hatte er die edlen Steine kennen und ſchätzen gelernt.

Er ſchrie laut auf vor Freude, und theilte ſeinem Weibe mit, was er gefunden, und was es für eine

Bewandniß mit den Juwelen habe. Die alte Bäurin ſchlug vor Erſtaunen die Hände über den Kopf zuſammen, und fragte: Was er denn nun zu machen gedenke? —

„In die Stadt wollen wir ziehen!“ rief der Bauer — „Juwelier will ich werden! und ein ſo reicher, wie noch keiner gelebt hat! Haha! ich weiß, wie man Juwelen macht!“

Darauf beredete er alles weitläuftig mit ſeinem Weibe, und dieſe ſtimmte ihm in Allem bei.

Als am andern Morgen Adah erwachte, thaten Beide ſehr freundlich gegen ſie, und ſagten ihr: ſie ſollte nicht als eine Magd, ſondern als Kind vom Hauſe gehalten werden, ſie ſolle nur mit ihnen in die Stadt ziehen, wo ſie eine gute Erbſchaft gethan hätten.

Adah hatte nichts dawider und zog mit ihnen in die Stadt.

Da war das Erſte, daß der Bauer zu dem Hofjuden lief und ihm die Juwelen zeigte. Der Jude erſtaunte über ihre Schönheit, nnd zahlte gleich einen hohen Preis dafür; damit lief der Bauer hin und kaufte ſich ein kleines Häuschen in der Vorſtadt, mit Zubehör, denn er war ſo klug, nicht gleich als ein großer Herr aufzutreten, damit man ihn nicht fragen möchte: woher er das viele Geld habe, da er doch ſonſt nur ein armer Waldbauer geweſen.

Er lebte aber von jetzt an ſehr liederlich, und ſo war es denn kein Wunder, daß er bald mit dem Gelde, was er für die erſten Diamanten gelöſet hatte, zu Ende war; da trat er denn vor Adah hin, welche er immer in eine Kammer eingeſchloſſen hielt, und verlangte von ihr, ſie ſolle weinen! und wie das arme Mädchen ihn ganz verwundert anſah, weil ſie gar nicht begriff, was ihm daran liegen könne, wenn ſie weine, ſo ergriff der Unmenſch einen Stock und ſchlug ſie jämmerlich, bis ſie an zu weinen fing. Da bückte er ſich haſtig und ſammelte die Thränen auf, und rief lachend: „Mehr! mehr!“ und ſchlug ſo lange auf Adah los, bis er über genug Juwelen hatte, und ſie nicht mehr weinen konnte vor Schmerz und Erſchöpfung. Da ſprach er: „für heute mag's gut ſeyn!“ und ging davon.

Achthundert drei und zwanzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

So trieb er's wohl ein Jahr lang, und die unglückliche Adah mußte die ſchrecklichſten Leiden erdulden! Da wurde dem Hofjuden, welchem der Bauer alle ſeine Juwelen verkaufte, doch verdächtig. — Er erzählte alles an den König, und als der Bauer das nächſte

Mal wieder mit einem ganzen Beutel voll Juwelen zum Hofjuden kam, um ſie, wie gewöhnlich, zu verſchachern, wurde er feſtgenommen, auf die Wache und dann vor Gericht geführt, und ſollte geſtehen: woher er die vielen Juwelen habe?

Anfangs wollte er nichts ſagen, als aber der Meiſter Büttel herzutrat, und ihn mittelſt des Ochſenziemers befragte, geſtand er alles.

Die Richter, ſo wie der König, der dem Verhöre mit beigewohnt hatte, erſtaunten ſehr. Der König befahl ſogleich: das Mädchen herbeizubringen. Das geſchah, ſie mußte ihre Geſchichte erzählen, und that es unter vielen Thränen, womit ſie denn zugleich den Beweis führte, daß es mit den Diamanten ſeine Richtigkeit habe. Der hartherzige Bauer wurde in den Thurm geführt, Adah aber erhielt ein Zimmer im Schloſſe des Königs angewieſen, und auf ausdrückliches Verlangen des Kronprinzen, eines edlen, ſchönen Jünglings, gab der König ſein Ehrenwort: daß Adah niemals gezwungen werden ſollte, zu weinen, um ſo mehr, als es ſich bald zeigte: daß die Diamanten noch einmal ſo groß und ſchön geriethen, wenn das Mädchen vor Freuden weinte. Doch weinte ſie auch noch oft genug vor Kummer, wenn ſie an ihre jetzige Häßlichkeit dachte, und dagegen den jungen Prinzen und ſeine Schweſter anſah, welche Beide bildſchön waren.

So kam nach Jahresfriſt wieder der Johannestag heran, und im Schloſſe entſtand großes Jammern und

Wehklagen, denn der leibhafte Tod war in dem Schloſſe eingekehrt, und verlangte: der junge, blühend-ſchöne Prinz ſolle mit ihm gehen.

Es iſt nämlich zu ſagen: daß Prinz Eloi auch ein Johanneskind war, und vor zwei und zwanzig Jahren ſchon hatte ſterben ſollen — er war dazumal erſt zwei Jahre alt geweſen, und der König und die Königin hatten ſo herzzerreißend gejammert und gebeten, daß der Tod, gerührt, ihm noch zwanzig Jahre bewilligt hatte.

Nun waren aber die zwanzig Jahre um, und der Tod wollte ſich nicht abweiſen laſſen, ſo ſehr die Königin, der König und die Prinzeſſinnen flehten und jammerten, und alles Volk mit ihnen, der Prinz ſelbſt ſagte nichts und war auf alles gefaßt.

„Nun gut!“ rief endlich der Tod, „da Ihr Euern Prinzen alle ſo lieb habt, ſo will ich ihm noch ſechzig volle Jahre ſchenken.“

Da jubelten alle laut auf und wollten dem Tod danken, der aber ſprach weiter: „Halt! es iſt noch eine Bedingung dabei! — der Prinz, ſage ich, ſoll noch ſechzig volle Jahre leben! aber: es muß ſtatt ſeiner Jemand von Euch mir ſogleich freiwillig folgen.“

Da erblaßten Alle und ſchlugen die Augen nieder, denn ſo lieb auch alle den Prinzen hatten, es wollte doch Keiner für ihn dem Tod ſich in die Arme werfen.

Der Tod ſchaute höhniſch drein und grinſ'te: „Nun? wie iſt's? gefällt Euch die Bedingung nicht? will Keiner für ihn mir folgen in's kühle Grab?“ —

Da trat plötzlich Adah hervor und ſprach zum Tod: „Ich — ich will Dir an Seiner Statt folgen!“ und alle blickten erſtaunt auf das Mädchen.

Der Prinz aber ſtürzte auf ſie zu und ſchrie laut auf: „Nein! Du, Du darfſt nicht für mich ſterben! Du nicht — hier bin ich Tod! nimm mich ſelbſt.“

Doch Adah hatte ſich ſchon in die Arme des Todes geworfen, „ich ſterbe gerne für Dich!“ flüſterte ſie, lächelnd dem Prinzen zunickend, und zwei der reinſten Freudenthränen fielen aus ihren Augen klingend auf den Marmorboden des Saales. —

Aber da tönte auch in jubelnden Accorden himmliſche Sphären-Muſik! verſchwunden war das Schreckbild des Todes, und an ſeiner Statt hielt ein ſtrahlender Cherub die, nun entzauberte, engelſchöne Adah in ſeinen Armen.

„Adah!“ hauchte er, indem er die Ohnmächtige küßte, „Adah! erwache! Und Adah erwachte, und den Cherub erkennend, rief ſie: „Guido! mein Bruder!“

„Du ſiehſt mich hier zum letztenmale!“ ſprach der Cherub — „lebe glücklich auf Erden! des Herrn und der Aeltern Segen ruht auf Dir! Deine Prüfungszeit iſt nun beendet! — Dort ſehen wir uns wieder.“

Der Cherub entſchwand, und umgeben vom Abglanz des Himmels ſtand Adah in der Mitte des Saales.

Da nahte ſich ihr Prinz Eloi und flehte: „Du wollteſt für mich ſterben, Adah! o! laß mich künftig für Dich leben!“ und der König ſprach gerührt: „Ja mein theuerſtes Fräulein! heirathen Sie gefälligſt dieſen meinen Thronerben, denn wie ich ſehe, ſind Sie von der beſten Familie, und durchaus nicht zu ſchlecht für meinen Prinzen."

Da reichte Adah dem Prinzen ihre Hand; Pauken und Trompeten ertönten! das Volk jubelte: „Heil unſerm Prinzen Eloi! Heil ſeiner theuren Braut Adah!"

Und mein ſchönes liebes Mährchen vom Johannes-Kindchen iſt zu Ende.

Das Mährchen hatte Allen außerordentlich gefallen und Claudine erhielt große Lobſprüche über den Vortrag deſſelben. „Es waltet in dieſem Mährchen jener milde, verſöhnende Humor," ſprach Eduard, welchem wir auch in den Dichtungen des unglücklichen F. Raimund begegnen, und der bei mir — ehrlich geſagt, unendlich höher angeſchrieben ſteht, als der wilde, vernichtende Humor Hoffmann's, wobei man oft vor Unmuth und Ungeduld — ich weiß nicht was — beginnen möchte."

„Gut, daß Reiner nicht zugegen iſt, und Dich hört," verſetzte Alma lächelnd, „Du würdeſt eine wackere Zurechtweiſung für Deine ſcharfe Kritik von ihm erhalten, Du weißt, wie ſehr er Callot-Hoffmann liebt." —

„Das weiß auch ich," ſprach der Caplan, „indeß kann ich verſichern, daß Reiner durchaus nicht blind für Hoffmann's Fehler iſt. Aber je ſtrenger er oft ſelber über die Arbeiten ſeines Lieblings urtheilt, ſo möchte er doch gerne, daß alle andern Leute nur ihre Verehrung für dieſen in jeder Hinſicht ausgezeichneten und in Wahrheit edlen Geiſt laut werden ließen."

„Spotten wir nicht über dieſe Eigenheit unſers Freundes," bat die Freifrau, „ſie macht ſeinem Herzen Ehre. Wie er mir vertraute, ſo war es Hoffmann, der zuerſt ſein Talent entdeckte, es richtig würdigte und ihn aufmunterte, das Ziel zu verfolgen, trotz allen Hinderniſſen, welche ihm von ſeinen Verwandten in den Weg gelegt wurden. Das hat Reiner nie vergeſſen — wollen wir ihn tadeln, daß er den todten, ältern Freund über alles ehrt und werth hält?"

„O gewiß nicht!" rief Marie, und küßte der Freifrau die Hand.

Achthundert vier und zwanzigſte Nacht.

Als die Bewohner des Schloſſes dieſen Abend alle beiſammen ſaßen, und das Feuer luſtig im Kamin loderte, während draußen der Sturm tobte, ſprach Alma: „Dieſes Wetter iſt einmal wieder wie geſchaffen, um ein recht ſchauriges Mährchen anzuhören, und ich würde es Dir, mein lieber Eduard, durchaus nicht übel nehmen, wenn Du es recht ernſtlich darauf anlegteſt, daß wir — nämlich Mama, Claudine, Marie und meine Wenigkeit uns eine Weile ein bischen fürchteten, nur bitte ich, mach' es nicht all zu arg, und treibe es nicht bis über jene Grenze hinaus, wo das behagliche Grauen, welches ſo hübſch zu dem Sturm da draußen, dem traulichen Kaminfeuer und der ſingenden Theemaſchine paßt, dem ſtarrenden Entſetzen weicht. Bitte ſchön!“

Eduard küßte ſeiner reizenden Gattin die Hand, und ſprach mit komiſchem Pathos:

„Dein Will' iſt mein Geſetz!“

„Ich werde mich bemühen, ein Mährchen aufzufinden, das Deinen Wünſchen nahe kommt, wenn es Sie auch nicht alle befriedigt.“

Er ſann einige Augenblicke nach, und erzählte ſodann folgende ſchleſiſche Sage.

Die Rabendocken bei Goldberg.

Goldberg iſt eine romantiſche Felſenparthie, ähnlich den Adersbacher Felſen, am Ufer der Katzbach, auf dem Wege nach Neuländel. Unfern von jenem Oertchen erblickt man den Wolfsberg, auf deſſen Spitze angelangt man in eine Tiefe ſchaut. Dieſe bezeichnet den Platz, wo die einſt verſunkene Wolfsburg ſtand. Vor länger als 400 Jahren, ehe die Tartaren in Schleſien eindrangen, und ſie auf ihren Streifereien auch Goldberg heimſuchten, und die dortigen Bergleute erſchlugen, lebten dort zwei böſe Ritter, Cuno und Veit, genannt die Erlacher. — Der Eine war Beſitzer der Wolfsburg, der Andere hatte eine Schenke im Seifenthale. Dieſe hatten viele ſchreckliche Thaten verübt, ſo daß Gottes Gericht nicht lange mehr zögern durfte, und da verſank auf einmal die Burg auf dem Wolfsberge und die Rabenſchenke im Seifenthale, ſie ward mit allen Gebäuden rings herum in Stein verwandelt. Das ſind nun jene Rabendocken, von welchen das dortige Landvolk gar ſchaurige Sagen weiß. Wo der alte Wartthurm geſtanden haben ſoll, ſieht man heute noch einen Felſen, einem Thurm ähnlich, auf welchem ein ſonderbar geſtalteter Felſen ruht; wunderbar und höchſt ſeltſam ſind auch die übrigen, aber was am ſtaunenswertheſten iſt, unten ſieht man ein Thürlein eingeſprengt, als ob man durch daſſelbe in die Felſen gehen könne; dies ſteht offen in der Chriſtnacht, wenn der Seiger zwölf ſchlägt. Viele haben es ſchon offen geſehen, aber es kommt jedem Menſchen ein ſeltſam Grauen an, daß er es nicht wagt, hineinzuſteigen.

„Frießhart, morgen führe mich dahin, ich muß in die Felſen!" rief Wunibald vom Bühel dem alten Waffenſchmied zu, welcher den durch den Sturz des Roſſes verbogenen Harniſch des Ritters auszubeſſern bemüht war.

„Eher nicht, als in der Chriſtnacht werdet Ihr hineinkommen," belehrte der Alte, „doch warne ich Euch, es iſt nichts Gutes, Herr Ritter! und was wollt Ihr bei aller Eurer Tapferkeit gegen den böſen Geiſt ausrichten?"

Als der Morgen angebrochen war — es war der

Tag vor dem heiligen Abend — ſtieg Wunibald allein, um ſich mit der Gegend bekannter zu machen, das Seifenthal hinunter. Eiſigkalt ſtürmte ein ſchneidender Nord-Oſt, und Windeswehen hatten ſich rings an die Rabendocken gelehnt. Oede und menſchenleer war es hier; denn man ſagte, es ſey im Thale nicht geheuer, und leide Niemanden, der ſich dort anzuſiedeln gedenke. Als Wunibald an die Felſen kam, entdeckte er auch die ſteinerne Thüre, und indem er näher trat, vernahm er ein ſtarkes Schnarchen, als ob ein Mann feſt ſchliefe, welches aus dem Felſen herauszukommen ſchien. Als er ſo die ganze Gegend erfährdet hatte, ging er getroſten Muthes zurück, mit dem feſten Vorſatz, durch die Hülfe Gottes in der Weihnacht das Abenteuer zu beſtehen.

Der Waffenſchmied war nicht furchtſam, denn er hatte ein gutes Gewiſſen, und daher entſchloß er ſich, mit dem Ritter den Rabendocken entgegen zu ziehen. Es war eine freundliche ſternhelle Nacht. Wunderſam bewegt waren die Beiden, als ſie in's Freie kamen. Ein frommer Geſang tönte ihnen entgegen, es war der eines Wandersmanns, der ſich verſpätet hatte, und nach Goldberg zueilte. Ihre Seele war zum Heiligen geſtimmt. Die hohe Freude, die an dieſem Abende allen Völkern wiederfahren war, kehrte auch in ihren Herzen ein. Sie waren eben auf der Höhe, um zu den Rabendocken hinabzuſteigen, als es zwölf Uhr ſchlug.

„Eilf Uhr hats geſchlagen,“ fiel dem Erzähler berichtigend Alma in die Rede, ihm ihre Buſenuhr hinhaltend, und dies galt als Signal, ſein Mährchen für heute abzubrechen.

Achthundert fünf und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Am nächſten Abende fuhr Eduard in ſeiner Erzählung wie folgt fort!

Der Waffenſchmied ermahnte den Ritter zur Eile, „denn,“ bemerkte er, „wenn die erſte Stunde ertönt, iſt das Thürlein wieder geſchloſſen.“

Hurtig ſtiegen ſie hinab. Aber wie verändert war das Thal gegen die Höhe. Oben die friedliche; ſtillfeiernde Ruhe, und hier ein Rauſchen, Ziſchen und Toben, als ob die Geiſter der Finſterniß losgelaſſen ihr Weſen trieben. „Im Namen Gottes!“ ſprach der Ritter und eilte der Thüre zu. Sie ſtand offen und er erblickte inwendig zwei ſteinerne Bilder. Frieſhart war draußen in die Kniee geſunken, und ſtammelte ein kurzes Gebet. Wunibald aber, das Schwert in der Rechten und eine Axt in der Linken, ging auf die ſteinernen Geſtalten zu, betaſtete ſie, und fand, daß ſie ganz von Felſen waren, und doch kam es ihm vor, als ob er ein Athmen in den kalten Steinen vernähme. Er ſah ihnen feſt in das ſtarre Angeſicht, und, um zu vernehmen, ob wirklich Leben und die Kraft zu reden in ihnen ſey, frug er: „Seyd Ihr die böſen Ritter Cuno und Veit, deren Namen noch jetzt mit Schaudern unter den Menſchen genannt werden?“

Hohl und mit zitternder Stimme antworteten die Steine: „wir ſind's!“

Der Ritter aber forderte ſie auf, die Schandthaten zu erzählen, welche die Rache Gottes in ſo furchtbarer Art auf ihre Häupter entladen konnte?

Die eine Geſtalt ließ ſich nun vernehmen. „Ich bin der Bruder Cuno's von Wolfsburg. Einige Dinge hatten mich dem Vehmgericht verdächtig gemacht. Der Rache meiner Richter zu entkommen, nahm ich den Namen Veit Finſterthal an, übernahm die Schenke hinter dem Wolfsberg, wo der hohe graue Thurm ſich erhebt, und man nannte mich von der Rabeneiche am Seifenthale den Rabenwirth. Unter der geringen Kleidung, die mein angebliches Gewerbe entſchuldigen ließ, lebte ich unbemerkt und unangetaſtet, und die Verbrechen deren ich mich in dieſem neuen Stande ſchuldig machte, verbargen meine Gemächer unter dem Rabenberge. Einſt hatte ich mit meinem Bruder Cuno in Erfahrung gebracht, daß ein Ritter mit einem Fräulein vor der Wolfsburg vorbeiziehen würde, reich mit Gelde beladen, denn es war ihr Brautschatz. Der Fang wurde von uns beschlossen und dem Pärchen eine Falle bereitet. Dort, wo sich der Weg an der Katzbach um die Krümme dehnt, und nur ein schmales Gleis ist, ließ ich, so breit die Straße war, ein tiefes Loch begraben, dies mit geflochtenen Baumzweigen überdecken und dann wieder mit Sand bestreuen. Das Erwartete geschah. Gegen Mittag, als die Pferde des Bräutigams die gefährliche Stelle betraten, brachen sie mit dem Wagen ein. Durch eigene Hülfe konnten sie nicht heraus. Meine Leute sprangen herbei, und der Ritter war froh, mit seiner Schönen so nah ein Wirthshaus zu finden, damit der beschädigte Wagen ausgebessert werden könne. Der Ritter ward unbemerkt im Hofe ermordet, das Gut verwahrt und das Mädchen zu mir gebracht. Der Bräutigam war todt Ich war bereit, ihr den Verblichenen zu ersetzen. Mühe kostete dies, aber ich vertraute der Kraft meiner Betäubungspulver. Ehe die Mitternacht anbrach, siegte ich, um ihr aber den Genuß etwas zu versalzen, entdeckte ich ihr das Schicksal hres Ritters, als ich sie in Thränen über die begangene ntreue an ihrem Eckard, wie sie den Todten nannte, ntraf. Da wurde sie bitter und spie eine Menge Verünschungen gegen mich aus. Anfangs trug ich Alles elassen; als sie mich aber einen Bluthund nannte, der erth wäre, an Ketten zu verhungern, da schwoll mir er Zorn, und ich sagte ihr: Du hast Dein eigenes

Urtheil Dir geſprochen! und ließ ſie in den Hungerkerker bringen. Als die Nacht herangebrochen war, verließ Cuno ſeine Burg, und begab ſich in meine Wohnung, um die Beute mit mir theilen zu wollen.

„Lebt Deine Dirne noch?“ fragte der Eintretende.

„Möglich“ — verſetzte ich — „heute Mittag machte ich mir die Freude, ſie zu beſuchen; ich fand ſie ſehr ſchwach, das Geſicht und die Hände etwas zerfleiſcht, ſie jammerte nach Brod, eine Rührung wollte mich beſchleichen, ich eilte darum und ſchloß zu; doch jetzt Bruder — fügte ich hinzu — laß uns lieber an die Theilung denken.“

„Da ſchmetterte plötzlich ein pfeifender, gellender Ton durch das Zimmer und ſchrillte den Erſtarrten in die Ohren. Schwarze Geſtalten wogten an den Wänden auf und nieder, und ſtierten mit verzerrten Geſichtern und feuerloſen Augen auf uns hin. Ein geiſterbleiches, weibliches Weſen ſchwankte mit abgemeſſenen, langſamen Schritten über das Zimmer, blieb einige Augenblicke vor uns Erbleichenden ſtehen, und: Wehe! wehe! wehe! tönte ſchneidend durch die dumpfe Stubenluft. Auch dem Herzhafteſten wäre hier das Blut zu Eis gefroren, um ſo weniger konnten wir die Faſſung behalten. Unwillkürlich hoben ſich unſere Haare, und der Angſtſchweiß perlte von unſerer Stirn. Als wir die furchtſam zur Erde geſenkten Blicke wieder aufhoben, hatten wir keine Spur mehr von der gehabten Erſcheinung.“

„Sahſt Du nichts?“ fragte ich Cuno bebend, und da er mir die Antwort ſchuldig blieb, nahm ich wieder das Wort, meinen Bruder zur Eröffnung der dem Fräulein geraubten Schätze ermahnend. Sparre, mein getreuer Diener, trat nun mit der Nachricht ein, daß das Fräulein vor Kurzem in dem Kerker todt gefunden worden wäre. — Ach ja! lachte ich mir Muth ein, ſie hat ſich eben noch ein Späßchen gemacht, und ihre Ankunft in jener Welt gemeldet. — Cuno ſchlug eines der geraubten Papiere aus einander, reichte mir's zitternd hin und ſtammelte: Sieh doch, Eckard von Hohenfels! war nicht dieſer Eckard der Verlobte unſerer Schweſter? — Anna! rief ich entſetzt aus, darum waren mir ihre Züge ſo bekannt. O Gott! behalte uns dieſe Sünde nicht!“

„In faſt namenloſer Angſt hatten wir die Nacht durchwacht. Jedes unbedeutende, natürliche Geräuſch erſchreckte uns, denen ſonſt die Furcht etwas Unbekanntes war. Das Gewiſſen wachte auf; das Maaß unſerer Sünden war voll, und die Zeit der Beſtrafung nahe. Wir zitterten vor dem Tode; denn der Böſewicht hat keinen Troſt, als den, noch länger zu leben. Als der Morgen graute, kam Sparre, den die Furcht aus dem Zimmer getrieben hatte, athemlos hereingeſtürzt. O! — ſchrie er in Verzweiflung — wo ſoll ich mich verbergen? Nirgends habe ich Ruhe und Raſt, und wenn ich entfliehen will, vertritt mir ein kleines graues Männchen allenthalben den Weg.“

„Kommt alle mit mir auf die Wolfsburg — ſagte Cuno, der Erlacher, welchen Namen mein Bruder führte, ehe ihn die Vehme nöthigte, ſich unſichtbar zu machen. — Laßt das Haus wüſte ſtehen, ich habe noch Goldes genug! — Dein Vorſchlag, Bruder, freut mich ſehr — war meine Antwort — aber laß uns zuvor die beſten Schätze retten, ſie liegen im Vorderkeller.“

Achthundert ſechs und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Indem wir die Thüre öffneten, ſauſte es auf einmal wie Windes Rauſchen, und eine hohle Stimme zitterte durch das Zimmer: Wehe dem Verderber der Seele! nicht das Irdiſche feſſele Euch, Ruchloſe! Euer Ende iſt nahe. Denkt an das Heil Eurer Seele! Steigt auf die Zinne des Thurms und ſehet, wie die Gerichte des Herrn hereinbrechen! — Faſt unwillkürlich ſtiegen wir Beide den hohen Wartthurm hinauf. Unterdeß hatte ſich ein Unwetter am Horizonte zuſammen gezogen. Lange blaue Blitze ſchlängelten ſich im Zickzack durch die ſchwarzen Wolken, und der Donner rollte furchtbar über den Bergen, als ob der letzte Tag hereinbrechen wollte, der Sturm entwurzelte die tauſendjährigen Stämme der Bäume, wie ſchutzloſe Ranken. Beide hatten wir die Spitze des Thurms erreicht. Jetzt richtete Cuno ſeine Blicke nach dem nahen Wolfsberg. Eine pechſchwarze Wolke hing über der Wolfsburg, und ein unaufhörlicher Feuerregen ſtrömte daraus auf dieſe hernieder, als wenn ſie, ein zweites Sodom, durch das Feuer des Himmels vernichtet werden ſollte. Plötzlich ertönte ein furchtbares Krachen und Toben. Der Berg that ſich mitten von einander, und die Burg mit allen Gebäuden ſtürzte hinunter in den Abgrund. Hoch auf loderte ein Feuer aus dem klaffenden Schlunde, daß die Lohe dann an die ſchwarzen Wolken anſchlug, und dann geſchah ein ſtarker, weittönender Knall und der Berg hatte ſich geſchloſſen. Eine große Gruft, in welcher eine Burg nebſt allen Menſchen, Thieren und Schätzen begraben lag, als immerwährendes Zeichen des göttlichen Gerichtes. Eine hochrothe Wolkenſäule ſchwebte auf der Stätte, wo die ſtolze Burg mit ihren hohen Thürmen geſtanden hatte Es herrſchte jetzt eine tiefe, tödtende Stille durch die ganze Gegend, ſelbſt kein Säuſeln der Luft war bemerkbar, als wenn die Natur ausgeſöhnt wäre, nachdem ſie die Wohnung ihres Schauders in den Schoos der Erde begraben hatte.“

„Mit Grauſen hatten wir dem ſchrecklichen Schauſpiele zugeſehen. Voll Schrecken flohen wir herunter. Hinter uns tobte es her und jagte, ziſchte und flammte, als ob nun der Untergang des Hauſes auf eben die Weiſe, wie der der Burg, vorbereitet werden ſollte. Als wir herabkamen, war das ganze Haus wie ausgeſtorben. Sparre und alle übrigen Knechte waren nicht mehr zu ſehen. Wir dachten, daß ſie die Flucht ergriffen, und beſchloſſen, ein Gleiches zu thun. Schon waren wir an der Hausthüre, als Anna's Geiſt uns den Weg verſperrte. Sie ſtand da mit der duldenden, verzweiflungsvollen Miene, die ſie hatte, als ſie von mir ihr gräßliches Schickſal erfuhr, blickte uns wehmuthsvoll entgegen und rang die Hände. Friſch gewagt, liſpelte Cuno und ſtürzte auf die Geſtalt zu, um ſchnell in's Freie zu kommen. Ein gewaltiger Schlag warf ihn zu Boden. Zu unſerm Entſetzen wurden wir gewahr, daß eine ſteinerne Mauer ſich vor uns aufthürmte, und uns ſo den Ausgang in's Freie verſperrte. Wir raſ'ten mit unbeſchreiblicher Angſt wieder in's Zimmer, aber hier begann eine gräßliche Verwandlung. Steinerne Wände fingen an, ſich vor uns in die Höhe zu ziehen, und ſchon drang kein Tageslicht mehr herein. Wir ſtürzten auf unſere Kniee und huben die Hände zum Gebete empor. Aber der Himmel hörte es nicht, da auch unſer Ohr der unſchuldig Sterbenden verſchloſſen geblieben war. Der Wurm der Reue nagte mit grimmigen Biſſen an uns, aber es war zu ſpät. Reue iſt fruchtlos, wenn der Weg zur Beſſerung auf ewig abgeſchnitten iſt, denn wenn die Schuld durchaus nicht mehr vergütet werden kann, ſo iſt auch die Laſt nicht mehr von der Seele zu wälzen."

Achthundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Laß uns auf den Thurm ſteigen — beredete ich meinen Bruder — wir ſtürzen uns von ſeiner Höhe herab in's Thal, damit wir nicht dieſes langſamen, tauſendfach quälenden Todes ſterben. Wir ſtürzten heraus; aber oberhalb war ſchon alles ein unförmlicher Felſenklumpen, und es blieb uns nur noch ein Ausweg, der in den Keller, wo unſere gehäuften Schätze ſich befanden. Hinter uns ſchloß ſich die Thür, und vor unſern Augen ward auch ſie in Stein verwandelt. Ringsum waren wir eingeſchloſſen in kalte, undurchdringliche Steinmaſſen, und näher und näher zog ſich uns die Felſenwand, und wuchs von Minute zu Minute, daß nur der ſchmale Gang in die untern Gewölbe frei blieb. Faſt beſinnungslos eilten wir hinab. Eine kalte, eiſige Luft ſtrömte uns hier entgegen. Ermattet ſetzten wir uns auf zwei Truhen, die mit Schätzen und Koſtbarkeiten von beraubten Rittern gefüllt waren. Die einzige Oeffnung, welche das Tageslicht in dieſe Raubhöhle getragen hatte, war bereits zugewachſen, und dichte Finſterniß umgab uns, ſo daß Keiner im Stande war, das Antlitz des Andern zu ſehen. Erwartungsvoll, wie ſich unſere Beſtrafung endigen würde, ſaßen wir hier; wir wagten nicht zu athmen, und befühlten uns, ob wir noch dieſelben wären. Plötzlich wurde das Gewölbe von einem matten Glanze erhellt. Im Hintergrunde zeigte ſich ein lichtes Etwas ohne beſtimmte Gränzen; nach und nach formte es ſich zu einem Weſen in menſchlicher Geſtalt, das langſam und mit abgemeſſenen Schritten bis in die Mitte vortrat. Da krachte und donnerte es, als ob die Gewölbe in die Tiefe der Erde hinabgeſchleudert werden ſollten, und mit hohltönender Stimme ſprach die Geſtalt:

„Wehe! wehe! wehe! das Maaß Euerer Sünden iſt voll; Ihr habt in Eurem Leben nie Barmherzigkeit geübt, auch Ihr werdet vor den Thron der Barmherzigkeit des Höchſten nicht gelaſſen werden. Die Seufzer Eurer verhungerten, geſchändeten Schweſter ſchreien um Rache. Werdet, was Ihr in Eurem Leben ſchon zu ſeyn ſchienet, zu Stein! Aber ſterben ſollt Ihr nicht! Die ſteinernen Bilder Eurer Körper ſollen zwar unbeweglich, aber nicht unbelebt ſeyn; ſo ſollt Ihr hier ſitzen auf den geraubten Schätzen, ewig! belebte Felſenſtücke, unaufhörlich gefoltert von der ſchrecklichſten Reue. Selbſt Felſen, ſollt Ihr von undurchdringlichen Felſen umgeben ſeyn, und Niemand ſoll in Euch die Beſtraften ahnen, die hier den großen Gerichtstag erwarten, einen zwiſchen Leben und Tod. Doch eine unverdiente Gnade hat Euch die ewige Barmherzigkeit des Weſens aller Weſen noch bewilligt. Alljährlich in der feierlichen, geweihten Nacht, wo der Erlöſer dem ſündigen Menſchengeſchlechte, und alſo auch Euch, geſchenkt wurde, ſey Eure Felſenpforte eine kurze Zeit geöffnet. Mit dem Schlage der Mitternachtsglocke wird ſie ſich aufthun, aber ſobald die erſte Stunde ertönt, ſchließt ſie ſich wieder für das ganze Jahr. In dieſer Nacht werde es einem Sterblichen vergönnt, Euch von Eurer Qual zu befreien. Er zertrümmere Eure Felſenhüllen, und raube die Schätze; doch ehe der Ton der Glocke verhallt, muß er im Freien ſeyn, ſonſt iſt es um ſein Leben geſchehen und ſein Blut laſtet auf Eurer Seele!“

„Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſt. Da erkalteten plötzlich die warmen Leiber. Unſere Formen blieben, aber ſie wurden zu feſtem Stein. Das Blut ſtand im Laufe ſtill, und an ſeiner Stelle ſchlängelten ſich rothe Felſenadern durch die ſteinernen Formen.“

Achthundert acht und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Ihr verdient nicht das Mitleid irgend eines Weſens — ließ Wunibald ſich wieder vernehmen — aber ich bin, was Ihr geweſen ſeyd, ein Menſch, und Eure Qual, hier weder lebend, noch todt zu ſeyn, jammert mich; iſt es alſo möglich, daß Euch ein Sterblicher erlöſen kann, ſo bin ich zu dieſem Liebeswerk bereit. So will ich dieſe ſteinernen Hüllen zerſtören, damit Eure Seelen frei werden, und Ihr der Ruhe genießen möget, die Ihr Jahrhunderte ſchon entbehrt.“

„Eile!“ tönte es freudig aus den Steinen.

„Im Namen Gottes!“ ſprach der Ritter, legte das Schwert auf den Tiſch, und ſchlug heftig mit der Axt an die Felſengebild, daß das Gewölbe vielfach wiederhallte. Auf den dritten Schlag krachten die Steine von einander, und zwei geiſtige Weſen ſtanden vor dem ſtaunenden Wunibald.

„Dank Dir, edler Ritter!“ — ſagten ſie — „Du haſt uns erlöſt aus einer Qual, die furchtbarer war, als die Qualen der Hölle ſelbſt ſeyn können. Wir ſaßen hier, konnten weder leben, noch ſterben, und unſer Geiſt wurde von den ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſen unaufhörlich gefoltert. Wir ſehnten uns nach Ruhe, und fanden ſie nicht. Nimm eilig, denn bald iſt die Stunde verfloſſen, alles, was Du wegraffen kannſt, von unſern Schätzen, lebe fromm, und thue wohl damit Jedermann, ſo daß auf der Erde das Andenken an die Räubereien, durch welche ſie unſer Eigenthum wurden, vernichtet werde. Wir eilen vor den Thron des Richters aller Geiſter, und hoffen Gnade zu finden vor dem Allbarmherzigen.“

Die Geſtalten verſchwanden; die Truhen ſprangen auf, und Gold, Silber und Edelgeſtein glänzten dem Ritter entgegen. Er raffte in der größten Haſt zuſammen, was er konnte, und reichte es dem lauernden Frießhart hinaus; doch ehe noch das Geſchäft ſich endigte, tönte es die erſte Stunde nach Mitternacht.

Doch der wackre Wunibald hatte noch zur rechten Minute die geſpenſtige Höhle verlaſſen. Kaum war ſein Fuß im Freien, als ſich der Eingang hinter ihm donnernd ſchloß. Wunibald theilte ſeine Schätze redlich mit Frießhart, und Beide ließen Armenhäuſer bauen, und ſorgten für die Hülfsbedürftigen ſo, daß Tauſende glücklich wurden, und die geraubten Schätze Freude und Segen verbreiteten.

Weil aber die Schätze nicht alle durch Wunibald genommen werden konnten, ſo ſteht das ſteinerne Pförtchen noch Allen in der Stunde der Chriſtnacht offen, und das Glück, auf ſo leichte Weiſe reich zu werden, blüht noch heute Jedem, der es wagen will, den Reſt zu heben.

Achthundert neun und zwanzigſte Nacht.

Die Reihe zu erzählen war heute am Caplan, und er trug folgende Sagen vor:

Die Geſpenſtermühle bei Leitmeritz
und
Die Teufelsmühle am Schreckenſtein bei Auſſig in Böhmen.

Unfern der Stadt Leitmeritz in Böhmen, der Feſtung Thereſienſtadt gegenüber, ſtand vor etwa achtzig Jahren auf einer mäßigen Erhöhung eine ſtattliche Mühle. Die gehörte einem reichen Müller zu, der ob ſeines Reichthums ſeines Hochmuths kein Ende wußte. Einſt kam ein junger, ſchmucker Mühlknappe aus Sachſen herauf, und ſprach um Arbeit zu. Der Müller nahm ihn in ſeine Dienſte, und ſo eigen und ſtrenge er ſonſt auch war, ſo gefiel ihm doch bald der fleißige, hübſche Conrad vor allen andern Knappen, daß er ihn gut hielt.

Der Müller hatte aber von ſeinem verſtorbenen Weibe ein herziges Töchterlein, die ſchöne Roſette geheißen. Als Conrad die ſah, da liebte er ſie auch ſogleich, und nicht lange währte es, ſo liebte Röschen ihn wieder.

Die guten Kinder träumten nur von Glück und Wonne, und ließen ſich's nicht einfallen, daß der Vater etwas dawider haben könnte, daß ſie glücklich würden und einander angehörten. Und ſo trat denn Conrad, mit pochendem Herzen zwar, doch muthig und zuverſichtlich, an einem Sonntag Nachmittag, vor den Meiſter Müller hin, und ſagte es ihm, wie ſehr er Röschen liebe und wie Röschen ihn wieder liebe, und warb ſittig und beſcheiden um die Hand des Mädchens und den Segen des Vaters.

Der alte Müller aber gerieth in den heftigſten Zorn, denn er hatte ganz Anderes mit ſeiner Tochter im Sinn, als ſie einem unbemittelten Mühlknappen zur Frau zu geben. Er ſchalt den armen Conrad einen Verführer und Böſewicht, verfluchte ihn, und ſtieß ihn ſodann aus dem Hauſe, mit der Drohung: daß, wenn er es wage, ſich wieder in der Umgegend blicken zu laſſen, er ihn umbringen würde. Sodann ging er zu ſeiner Tochter, ſchalt ſie ebenfalls heftig, ſagte ihr, daß ſie ſich bereit halten ſolle, einen reichen Bäcker in Leitmeritz binnen Kurzem zu heirathen, und drohte auch ihr mit ſeinem Fluch, wenn ſie noch ferner an Conrad denken wolle.

Da verzweifelten Roſette und Conrad, und als es Nacht wurde, entfloh Roſette aus der Mühle, eilte zu ihrem Geliebten, und Beide ſtürzten ſich, einander feſt umſchlungen haltend, in den rauſchenden Mühlbach.

Im ſelbigen Augenblick wurden die Bewohner der Mühle durch ein furchtbares Getöſe erweckt und erſchreckt. Gleich darauf war alles ſtill. Als aber die Müller am andern Morgen vor die Mühle traten, welch ein Anblick bot ſich ihren entſetzten Blicken dar! — Vor der Mühle lagen die Leichen Röschens und Conrads, noch im Tode einander umſchlungen haltend; der

Mühlbach aber hatte ſich ein neues Bette gebrochen, und umging jetzt in einem großen Bogen die Mühle, ſo daß ihre Räder für ewig ſtill ſtehen mußten.

Als das der alte Müller ſah, erfaßte ihn bittere Reue und grimmiger Schmerz. Er verfluchte ſeinen Geiz, ſeinen Hochmuth, ſeine Hartherzigkeit, und grämte ſich ſo ſehr, daß er nach dreien Tagen ſtarb.

Das Mühlgebäude ſteht noch heute, aber unbewohnt; denn die Geiſter Röschens, Conrads und des alten Müllers gehen darin um. Röschen und Conrad finden keine Ruh' im Grabe, weil ſie freventlich ſelbſt ihr Leben endeten, ſtatt auf Gott zu vertrauen und das Beſte zu hoffen; der alte Müller aber muß umgehen, weil er Schuld an dem Unglücke der armen Kinder war.

Von der *Teufelsmühle am Schreckenſtein* lautet die Sage alſo:

Der Schreckenſtein iſt ein mehr denn 300 Ellen hoher Fels, der ſich ſenkrecht über den Elbſpiegel erhebt. Seinen kahlen Scheitel krönen die Ruinen der einſt ſo feſten Burg gleichen Namens, welche, nach harter Gegenwehr, von den Bewohnern Auſſigs und der umliegenden Gegend zerſtört wurde, weil die ausgearteten Beſitzer derſelben, ihre Ritterehre vergeſſend, ſeit vielen Jahren Raub und Mord verübt hatten, und den

Elbhandel zwiſchen Böhmen und Sachſen völlig zu vernichten drohten.

Am Fuße des Felſens liegt eine Mühle, darin wähnten oft die Wandrer und Kaufleute die Nacht ſicher verbringen zu können, um am andern Morgen ihre Reiſe fortzuſetzen. Aber der gottloſe Müller ſtand im Solde der böſen Ritter vom Schreckenſtein, und wenn er merkte, daß die Reiſenden Geld bei ſich hatten, ſo brachte er ſie in der Nacht jämmerlich um's Leben, und warf ihre Gebeine in eine tiefe, tiefe Grube, welche ſich mitten in der Mühle befand, und durch eine unſichtbare Fallthüre verſchloſſen war. Die geraubten Güter lieferte er zu drei Viertheilen — wenn es anders bei der Theilung ehrlich zuging! — den Rittern vom Schreckenſtein aus, ein Viertheil fiel ihm zu, und er ſammelte auf dieſe Weiſe einen ungeheuern Schatz.

Einſtmals kehrte ein junger Ritter bei ihm ein, in glänzender, ſilberner Rüſtung. Schon freute ſich Kilian — ſo hieß der Müller — auf die reiche Beute; aber ſein Weib hatte Mitleid mit dem jungen, ſchönen Ritter, wie ſie denn nie Theil genommen hatte an den Unthaten ihres Mannes, und in der Nacht half ſie dem Ritter, daß er glücklich aus der Mühle entfloh. Seine ſilberne Rüſtung ließ er zurück, und hatte ſie auf dem Lager ſo hingelegt, daß Kilian erſt glauben mußte, er ſelbſt liege noch gewappnet, ſchlafend da.

Kilian kam nach Mitternacht, und ſchlug mit einer mächtigen Axt auf den Helm, meinend, das Haupt des

Schlafenden zu treffen; aber da klang es hohl und leer, und mit Schrecken gewahrte er, daß der Ritter entflohen, und ſomit das Geheimniß ſeiner Mühle verrathen ſey. Er rieth ſogleich auf ſein Weib, und in toller Wuth erſchlug er die arme Marie mit derſelben Art, womit er ſchon ſo viele Menſchen umgebracht hatte. Aber ſeine Strafe blieb nicht aus; der junge Ritter war über die Elbe nach Außig gekommen; dort bot er die Einwohner der Stadt auf, und herzu ſtrömten Tauſende aus der Umgegend. Die Burg Schreckenſtein ward mit Feuer und Schwert zerſtört und die ganze Bemannung erſchlagen. Auch Kilian, der Müller, welcher hinaufgeflohen war, weil er ſich mit Recht in ſeiner Mühle nicht mehr für ſicher hielt, war mit unter den Erſchlagenen; aber er hatte keine Ruhe im Grabe, und wird noch bis auf den heutigen Tag allnächtlich in ſeiner Mühle von den Geiſtern der von ihm Gemordeten herumgehetzt. Die Mühle ſelbſt heißt ſeit jenem Tage die Teufelsmühle.

Von der Burg Schreckenſtein herab ſoll durch den Felſen ein tiefer unterirdiſcher Gang bis zu der Teufelsmühle geführt haben. In dieſem Gange ſollen noch alle geraubten Schätze von böſen Geiſtern bewacht liegen, und es geht die Sage: daß derjenige, dem es gelänge, den Geiſt des letzten Schreckenſteiners und Kilians zu erlöſen, als Belohnung den ganzen großen Schatz davon tragen würde. Es iſt aber nicht bekannt, welche Bedingungen zu erfüllen ſind, um die Erlöſung glücklich zu vollbringen, und ſo möge ſich Jeder vorſehen, und nicht vorwitzig Leib und Seele auf's Spiel ſetzen; denn Mancher geht zu ſcheeren und kommt geſchoren zurück.

Achthundert und dreißigſte Nacht.

Dieſe Nacht erzählte der Freiherr:

Die Trauung.

In der einſamen Stube ſaß, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte, ehrwürdige Prediger des Dorfes Rörwig, auf der Inſel Seeland, in fromme Betrachtung verſunken. Es war gegen Mitternacht. Das Haus lag am Ende des Dorfes, und die einfachen Sitten der Einwohner kannten das wechſelſeitige Mißtrauen ſo wenig, daß Schloß und Riegel ihnen fremd waren und jede Thüre offen blieb. Die nächtliche Lampe brannte trübe, die feierliche Stille ward nur von dem Rauſchen des Meeres unterbrochen, und der blaſſe Mond ſpiegelte ſich in ſeinen Wellen. Da hörte er die Thüre unten öffnen, vernahm ſtarke Männertritte unten auf der Treppe, und erwartete ſchon die Aufforderung, irgend einem Sterbenden mit geiſtlichem

Troſte beizuſtehen. Zwei fremde Männer traten ſchnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte ſich ihm höflich. „Mein Herr,“ ſagte er, „Sie werden uns ſogleich folgen. Sie müſſen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet ſchon in der entfernten Kirche. — Dieſe Summe,“ ſprach er ferner, und zeigte dem Greis eine volle Goldbörſe, wird Sie für die Mühe und für das Schrecken über eine ſo unerwartete Aufforderung hinlänglich entſchädigen.“

Der Greis ſtarrte die fremden Geſtalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Geſpenſtiges zu haben ſchienen, ſtumm und erſchrocken an. Der Fremde wiederholte ſeinen Antrag dringend und gebieteriſch. Als der Greis ſich erholt hatte, fing er milde an, den Fremden vorzuſtellen, wie ſein Amt ihm nicht erlaubte, eine ſolche feierliche Handlung, ohne Kenntniß der Perſonen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Geſetze fodern, zu begehen. Da trat der Andere drohend hervor: „Mein Herr, Sie haben die Wahl, folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier, aber dann fährt eine Kugel durch ihren Kopf.“ Er hielt ihm ein Piſtol vor die Stirne und erwartete die Antwort.

Der alte Prediger erblaßte, erhob ſich furchtſam und ſtillſchweigend, kleidete ſich ſchnell an, und ſagte dann „ich bin fertig.“ — Die Fremden hatten zwar Däniſch geſprochen, aber ſo, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthſelhaften Männer gingen ſchweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf; der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkle Herbſtnacht, denn der Mond war ſchon untergegangen. Als ſie aus dem Dorfe traten, ſah der von Schrecken und Staunen betäubte Greis die ferne Kirche hell erleuchtet, und noch immer ſtillſchweigend ſchritten ſeine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, ſchnell durch die öde, ſandige Fläche, während er mühſam, nachdenklich zu folgen ſtrebte. Als ſie die Kirche erreicht hatten, verbanden ſie ihm die Augen. Die dem Prediger wohlbekannte Nebenthür öffnete ſich knarrend, und er ward in ein dichtes Gedränge von Menſchen gewaltſam hineingeſtoßen. Um ſich hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in ſeiner Nähe Geſpräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie er vermuthete, war es Ruſſiſch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung da ſtand, fühlte er ſich von einer Hand ergriffen, und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es ſchien, zurückgewichen; man lößte die Binde, er erkannte einen ſeiner nächtlichen Begleiter, und fand ſich vor dem Altar ſtehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter, in prächtigen ſilbernen Leuchtern, zierten den Altar. Die Kirche ſelbſt war durch viele Lichter ſo hell erleuchtet, daß man die entfernteſten Gegenſtände erkannte; und war kurz vorher, als er erblindet in das Gewühl des dichten Haufens gedrängt ward, das Gemurmel ihm fürchterlich, ſo erfüllte jetzt die furchtbare Stille unter der großen Menge die bange Seele mit Entſetzen. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menſchen beſetzt waren, ſo war doch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein friſch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es ſonſt bedeckte, ſtand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger ſah nichts als Männer; nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Die Stille dauerte einige Minuten, ohne daß Jemand ſich rührte. So mag in der verirrten Seele ein ſtilles, dumpfes Brüten jeder entſetzlichen That vorangehen.

Der Freiherr erhob ſich bei dieſen Worten raſch und brach für heute ſeine Erzählung ab, doch verſprach er, in der nächſten Nacht die Fortſetzung derſelben mitzutheilen.

Achthundert ein und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Endlich richtete ſich ein Mann auf, deſſen prächtiger Anzug ihn von den übrigen unterſchied und ſeinen hohen Stand verrieth. Er ſchritt raſch über den leeren

Gang, indem die Menge ihn anſtarrte, und ſeine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchſe, breitſchulterig und von gedrungenem Bau, ſein Gang trotzig, das Geſicht gelblichbraun, die Haare rabenſchwarz, die Züge ſtrenge, die Lippen wie voller Ingrimm geſchloſſen, eine kühn gebogene Naſe erhöhte das Gebieteriſche ſeines Anſehens; dunkle, lange und buſchige Augenbraunen überſchatteten die kleinen ſchwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit ſtarken goldenen Treſſen beſetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm kniete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber beſetzt, umſchlang die ſchlanke Geſtalt und warf ſich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelgeſteinen blitzend, zierte die blonden Haare. Die höchſte Anmuth und Schönheit ließ ſich in den, obſchon entſtellten Zügen des Geſichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erſtarrt, kein Zug bewegte ſich, die erblaßten Lippen ſchienen todt, die Augen wie gebrochen, und die erſchlafften Arme hingen völlig gerade an dem zuſammengeſunkenen Leibe hinab. So kniete ſie, ein Bild des Todes, und ein furchtbares Entſetzen ſchien ſo Bewußtſeyn wie Leben in einem wohlthätigen Schlummer feſt zu halten.

Jetzt erſt entdeckte der Prediger ein altes, häßliches Weib, in einem fratzenhaft bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja ſpöttiſch über die knieende Braut wegblickte. Hinter den Bräutigam hatte ſich ein rieſenhafter Mann geſtellt, von finſterm Anſehen, der unbeweglich, ſtarr und ernſt vor ſich hinſah.

Der Prediger, vor Schrecken gelähmt, blieb einige Zeit ſtumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Was ihn in neue Verwirrung brachte, war die Ungewißheit, ob das Brautpaar ſeine Sprache verſtehen würde. Es war ihm nicht wahrſcheinlich; dennoch faßte er ſich, und wagte es, den Bräutigam nach dem Namen des Brautpaars zu fragen.

„Neander, Feodora,“ antwortete dieſer mit einer rauhen Stimme.

Der Prediger fing nun an, die Trauungsformel herzuleſen, indem ſeine Stimme ſchwankte, und er, oft ſich irrend, die Worte wiederholen mußte, doch ohne, daß das Brautpaar ſeine Verwirrung zu bemerken ſchien; wodurch er in ſeiner Vermuthung, daß Beiden die Sprache, wenn auch nicht völlig, unbekannt ſeyn müßte, beſtätigt ward. Als er nun fragte: „Neander, willſt Du die hier neben Dir knieende Feodora für Dein rechtmäßiges Eheweib erkennen?“ da zweifelte er, ob der Bräutigam, der Sprache unkundig, antworten würde; aber zu ſeinem Erſtaunen ſprach dieſer laut, ja faſt ſchreiend, das „Ja!“ in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge hervordrangen, begleiteten dieſes entſetzliche Ja, und ein ſtilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, ſetzte die todtbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte ſich darauf, lauter redend, als wolle er ſie aus dem Todesſchlummer erwecken, an die Braut, indem er ſagte: „Willſt Du, Feodor[illegible], den neben Dir knieenden Neander für Deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, ſo antworte durch ein vernehmliches Ja.“ Da erwachte die entſeelte Braut, ein tiefes, grauſenhaftes Entſetzen bewegte die erſchlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein ſchnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Bruſt hob ſich, ein gewaltſamer Thränenguß löſchte die Gluth der Augen, und das Ja ließ ſich hören, wie das Angſtgeſchrei einer Sterbenden, und ſchien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Bruſt der Menge hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden.

Die Braut ſank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillſchweigen. Da ſah der Prediger die leichenblaſſe Braut wie vorher in tiefer Betäubung knieen, und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob ſich und führte die ſchwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der rieſenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erſchienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn nicht ohne Mühe durch das Gedränge, und nachdem ſie ihn aus der Thüre geſtoßen hatten, verriegelten ſie dieſe inwendig, und überließen ihn ſich ſelber.

Hier ſtand er nun einſam und ungewiß, ob das ſchauderhafte Ereigniß, mit allen ſeinen furchtbaren, ja geſpenſterähnlichen Umſtänden nicht ein Traum wäre, der ihn ängſtigte. Als er aber die Binde von den Augen geriſſen hatte, als er die hellerleuchtete Kirche vor ſich ſah, und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er ſich wohl von der Wirklichkeit der räthſelhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg ſo viel als möglich zu erfahren, verbarg er ſich in einem Winkel der Kirche, an der entgegengeſetzten Seite, und indem er hier lauſchte, hörte er, wie das Gemurmel immer ſtärker ward. Es war, als entſpänne ſich ein heftiger Streit; er glaubte, die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieteriſch Stillſchweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pauſe. Ein Schuß fiel; das Geſchrei einer weiblichen Stimme ließ ſich hören. Darauf wieder eine Pauſe; dann ein Wühlen und Arbeiten, welches faſt eine Viertelſtunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöſcht, das Gemurmel erhob ſich wieder, und die ganze Menge ſtürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem nahen Meere zu.

Achthundert zwei und dreißigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Jetzt erhob ſich der alte Prediger und eilte nach ſeinem Dorfe. Dort erweckte er die Nachbaren und Freunde, indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnete, noch von Schrecken ergriffen, erzählte. Aber ſo ruhig, ſtille, durch die gewohnten Grenzen des Herkömmlichen beſtimmt, war alles, was dieſen einfachen Menſchen entgegentrat, daß ſie von einem ganz andern Entſetzen ergriffen wurden. Sie glaubten nämlich, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Einbildungskraft des geliebten Lehrers in Unordnung gebracht hätte, und nur mit vieler Mühe, und indem ſie ſich nach ſeinen vermeintlichen Phantaſieen richten wollten, überredete er Einige, ſich mit Brecheiſen und Schaufeln zu verſehen und ihm nach der Kirche zu folgen.

Indeſſen war die Nacht verſchwunden, die Sonne zeigte ſich ſchon, und als der Prediger mit ſeinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufſtieg, erkannten ſie ein Kriegsſchiff unter vollen Segeln, welches ſich vom Ufer entfernte und nach Norden hinſteuerte. Ein ſo überraſchender Anblick in dieſer einſamen Gegend machte die Begleiter ſchon zweifelhaft; aber noch geneigter waren ſie, dem Greiſe Glauben beizumeſſen, als ſie die Nebenthüre der Kirche gewaltſam erbrochen fanden. Voller Erwartung betraten ſie die Kirche. Der Prediger zeigte ihnen nun das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt geſehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von neuem hingelegt war. Das Brecheiſen ward angeſetzt, und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reichgeſchmückten Sarg. Mit faſt jugendlicher Ungeduld ſtieg der Greis ſelber mühſam in das Grab hinab, Andere folgten ihm; der Deckel ward abgehoben, und der alte Prediger fand ſeine entſetzliche Ahnung beſtätigt. In dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verſchwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Bruſt gegangen. Die entſtellenden Züge des tiefen Grames waren aus ihrem Antlitze gewichen, ein himmliſcher Friede hatte das ſchöne Geſicht verklärt, und wie ein Engel lag ſie da. Der Greis ſtürzte lautweinend neben dem Sarge nieder und betete für die Seele der Gemordeten, und ſtumme Verwunderung und Grauen ergriff die Begleiter.

Der Prediger fand ſich verpflichtet, dieſes Ereigniß dem Biſchof von Seeland, als ſeiner höchſten Behörde, ungeſäumt und umſtändlich zu melden, und bis er aus Kopenhagen Nachricht erhielt, nahm er den Freunden einen Eid ab, daß ſie ſtille ſchwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt, und Keiner wagte etwas zu ſprechen. Plötzlich erſchien ein angeſehener Mann aus der Hauptſtadt, erkundigte ſich genau nach allem, ließ ſich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillſchweigen, foderte ſtrenge, daß der Vorfall beſtändiges Geheimniß bleiben ſollte, indem er Jeden, der es wagen würde, davon zu ſprechen, mit der härteſten Strafe bedrohte.

Nach dem Tode des Predigers fand man einen ſchriftlichen Aufſatz, dieſes Ereigniß erzählend, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den ſchnellen und gewaltſamen Thr[illegible]eränderungen nach Peter des Erſten und Catharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung ſtehen mag.

Das tiefe Räthſel dieſer ſchauderhaften That zu löſen, wird ſchwer, wo nicht unmöglich ſeyn.

Achthundert drei und dreißigſte Nacht.

Spät Abends kehrten ſehr ermüdet der Freiherr, Eduard und Franz von der Jagd zurück. Die Frauen empfingen die Heimgekehrten freundlich; der Caplan und der Arzt fanden ſich ein, und das Nachtmahl wurde heiter genoſſen, da Jeder das Schweigen des Freiherrn auf Rechnung ſeiner Ermüdung ſetzte. Aber kaum war das Mahl beendet, ſo erhob er ſich raſch, um nach ſeinem Zimmer zu gehen, Alma winkend, welche ihm folgte.

Die Freifrau verließ düſter den Saal, Claudine führte Marien in ihr Gemach, und da der Caplan und Franz nicht für Neugierige gehalten ſeyn wollten, ſo entfernten auch ſie ſich.

Der Arzt und Eduard blieben im Saale zurück.

„Ich fürchte,“ nahm der Erſtere das Wort, „einen neuen Rückfall des Barons, und da Sie ohne Zweifel genau mit ſeinem Geheimniſſe bekannt ſind, ſo muß ich, als Arzt, als treuergebener Freund des Freiherrn und der Seinen, Sie bitten, mir mehr und Näheres von dem frühern Leben des Barons, als ich bereits durch Sie weiß, mitzutheilen.“

Eduard drückte dem Arzte die Hand, und ſagte düſter:

„Sie laſen jüngſt den Anfang einer Geſchichte bei mir, die ich in eine Zeitſchrift ſandte, um vielleicht eine Entdeckung herbeizuführen; hören Sie jetzt noch ganz kurz das Ende:"

Der Freiherr, mein Schwiegervater, liebte bald die holde Charitas, „heimlich und inniglich," wie das alte Lied ſagt. Sie liebte ihn wieder; er ahnete es nur. An eine Verbindung mit ihr dachte er ſogleich; er zögerte nur noch, ſeine Aeltern von ſeinem heißeſten Wunſche in Kenntniß zu ſetzen, weil er ihren Ahnenſtolz kannte.

Gegen Charitas hatte er ſich nun erklärt; ſie liebte ihn ſo zart und heilig, und doch ſo feſt, ſo über Alles. Wie glücklich war er in jener Zeit! Der bejahrte Mann geſtand mir noch jetzt, nach einem Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren: „Noch iſt die Erinnerung an Charitas ſo mächtig und für mich ſo ſchön, daß ſie allein hinreicht, mir den Troſt zu geben: daß ich nicht umſonſt gelebt habe. Wenn ich an jene glückliche Zeit denke, wird der Glaube an Gott und Unſterblichkeit lebendiger in mir, und ich liebe Goethe und fühle mich ihm nahe, hätte er auch nichts geſungen, als:

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt;
Daß man doch zu ſeiner Qual
Niemals es vergißt!
Zu ſeiner Qual, zu ſeinem Glück! —

Vielleicht würde Runſittens Liebe zu Charitas noch länger den Aeltern verborgen geblieben ſeyn, wenn dem ſcharfen Auge der Eiferſucht etwas entgehen könnte.

Des Freiherrn Aeltern wurden von der Leidenſchaft ihres Sohnes unterrichtet durch einen heimlichen, unbegünſtigten Anbeter der ſchönen Charitas, welcher nach ſeiner Meinung kein Andrer, als ſein Herzensfreund, Graf Wolf, ſein konnte.

Charitas wurde von den Aeltern ſchnell entfernt, ohne daß der Unglückliche erfuhr, wo ſie lebe. Seine Aeltern unterſagten ihm ſtrenge jede Verbindung mit Charitas.

Runſitten, dadurch auf das Heftigſte gereizt, nahm ſich feſt vor, nicht zu gehorchen.

Mit Wolf ſprach er nicht mehr von ihr; durch Kurt gegen ihn mißtrauiſch gemacht, fing er an, ihn zu haſſen. Unter einem Vorwande verließ er ſeine Heimath, und durchſtreifte halb Europa, um Charitas zu finden; vergebens.

Seine Sehnſucht ward glühender, je weniger er hoffte. Endlich entdeckte er eine Spur von ihr; er kommt in eine Stadt, hier hört er ihren Namen, hier hat Charitas über ein Jahr ſtill und eingezogen gelebt. Er forſcht nach ihr, und vernimmt, daß ſie ſeit wenig Tagen die Stadt verlaſſen hat, nachdem ſie in aller Stille mit einem Edelmanne getraut worden iſt. Die Leute ſagen ihm, ſie ſey immer ſtill und traurig geweſen und habe an ihrem Trauungstage blaß wie eine Sterbende ausgeſehen und am Altare laut geſchluchzt. Auch ſey es bekannt, daß ſie ihrem Gemahl nur gezwungen die Hand gegeben habe. Kunſitten iſt in Verzweiflung, aber er will den Namen ihres Gemahls nicht wiſſen, er ahnt ihn. Ganz unglücklich verläßt er die Stadt. Zwei Tage ſpäter, in einer großen Reſidenz, trifft er ſeinen Vetter Kurt.

Er fragt ihn aufgeregt, was ihn hier herführe. Kurt theilt ihm kurz mit, daß er auf Reiſen ſey, um ſich in der Welt umzuſehen, und daß auch Wolf ſchon längſt Schloß Kunſitten verlaſſen habe.

Kunſitten fragt nach Charitas. Kurt ſagt todtenblaß: „Sie iſt vermählt!“

„Mit wem?“ fragt nun Jener weiter, und faßt ihn an, wie ein Tiger ſeine Beute.

„O forſche nicht!“ ſpricht Kurt.

„Mit Wolf?“ knirſcht Kunſitten. Kurt nickt mit mit dem Haupte und geht weg.

Hier wurde Eduard von Alma unterbrochen, welche den ruhiger gewordenen Vater verlaſſen hatte.

Achthundert vier und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der Lebensgeſchichte des Freiherrn.)

Als des Abends Eduard und Willmann einander begegneten, zog der Erſtere den Arzt bei Seite und ſprach: „Hören Sie heute das Ende der traurigen Begebenheit“

Was in Runſitten vorging, als er vernahm, daß ſein liebſter, ſein einziger Freund ihm ſeine Geliebte geraubt, zu einer Verbindung mit ihm gezwungen habe, läßt ſich beſſer empfinden, als ſchildern.

Genugthuung war ſein erſter Gedanke, ſein zweiter: Wolf aufzuſuchen. Aus Kurts Erbleichen und den Nachrichten, welche er vor wenig Tagen erhalten hatte, vermuthete er: Wolf ſey in der Nähe. Er erkundigte ſich, Wolf war wirklich da. Sogleich ſchrieb er ihm, und beſchied ihn in ein Wäldchen unweit der Stadt.

Beide trafen einander; Runſitten, ganz außer ſich, drang auf Wolf ein, welcher ihn vergebens um Gehör anflehte. Er mußte ſich endlich vertheidigen, und verwundete Runſitten nur leicht; aber dieſer drang auf ihn ein und ſtieß ihm in blinder Wuth den Degen in die Bruſt.

Als Runſitten den ehemals heiß geliebten Freund bleich, blutend ſah, empfand er auf einmal heftigen Schmerz. Er beugte ſich zu ihm nieder, und fragte den Wundarzt, den er mitgebracht hatte, ob Gefahr ſey.

„Er wird den Abend nicht erleben,“ ſprach dieſer. Der Verwundete ſchlug die Augen auf und deutete auf ſein Portefeuille, welches Runſitten zu ſich ſteckte; dann flüſterte er mit der Anſtrengung ſeiner letzten Kräfte: „Fliehe, wenn Du mich jemals liebteſt!“ und ſchloß die Augen.

Innere Angſt, nicht Furcht und Liebe zum Leben, trieb Runſitten zur Flucht an. Er ſtürzte fort und verließ die Stadt mit Poſtpferden; er fuhr Tag und Nacht, bis er ſich einſchiffte, um nach England zu ſegeln.

In London, unter der bunten Menge, wurde er ruhiger; er fand ſeine That nicht mehr verabſcheuungswerth; er dachte wieder nur an den Schmerz, welchen ihm Wolf zugefügt, an ſein und Charitas zerſtörtes Lebensglück.

Da fiel ihm Wolfs Taſchenbuch in die Hände; er fand einige unbedeutende Schriften darin und zuletzt einen noch ungeſiegelten Brief an ihn.

Der Brief lautete ungefähr ſo:

„Mein theurer Freund,“

„Die Kälte und die Zurückhaltung, welche Du mir „ſeit der Abreiſe der holden Charitas zeigteſt, thaten „mir anfangs unausſprechlich weh, wenn ich mich auch

„nicht beklagte, denn ich ſchrieb Dein Benehmen dem
„großen Schmerze über Charitas Verluſt zu."

„Du verließeſt Schloß Runſitten, ohne von mir
„herzlich Abſchied zu nehmen; ich begriff Dich nicht!"

„Da erfuhr ich, nach Deiner Entfernung, daß
„Dein Vetter Kurt Deinen Aeltern Dein Geheimniß
„verrathen hatte, weil er Charitas liebte. Ich vernahm,
„daß er ſich heimlich vergebens um ihre Neigung be-
„worben habe, und als er die Gegend verließ, folgte
„ich ihm, denn ich wußte, er reiſete zu Charitas, um
„ſie vielleicht zu einer Verbindung mit ihm zu zwingen.
„Ich mußte ſie retten, für Dich, mein Freund; ich
„habe ihre Spur; Gott gebe, daß ich nicht zu ſpät
„komme. Dieſen Brief ſende ich ab, ſobald ich ſicher
„weiß, wo er Dich findet. Komme hierher, um Charitas
„zu ſehen."

„Ewig Dein Wolf."

Dieſer Brief überraſchte, erſchreckte Runſitten fürchterlich. Jetzt auf einmal ward ihm Alles klar: Kurt hatte ihn ſeine Charitas geraubt, und er ſelbſt im Irrthume ſeinen theuern Freund getödtet.

Alles, was nicht Beziehung auf Wolf hatte, war ihm gleichgültig; nur an Rache dachte er; doch diesmal wollte er nicht in blinder Wuth handeln, er wollte ſich erſt von Kurts Verrath überzeugen.

Schon war er zur Reiſe in die Heimath gerüſtet, da erkrankte er; Monate lang lag er im Fieber, anſcheinend dem Tode verfallen.

In ſeinen Fieberträumen ſah er Wolf bleich, blutend vor ſich liegen, ihn verfluchend, und die Erinnerung an dieſe Erſcheinung iſt wohl die Erſcheinung, die er oft zu haben glaubt.

Ueber ſechs Monate war er krank. Als der Arzt ihn für körperlich geneſen hielt, lag ſein Geiſt in den Banden der Melancholie gefangen. Erſt nach Monaten dachte er wieder klar, und ſelbſt dann noch erſchien ihm oft die Geſtalt ſeines Wolf.

Er reiſete heim und fand die Aeltern krank, ſterbend. Der Todesengel küßte ſie bald nacheinander. Auf dem Sterbebette beſchwor ihn ſeine Mutter, ſich mit der Gräfin Amalie von Buchheim zu verbinden. Er gelobte es und erfüllte ein Jahr nachher ſein Wort.

Als der Freiherr ſeine Aeltern zur Ruhe beſtattet hatte, fragte er nach Kurt; er wohnte auf ſeinem Stammgute und ſeine Gemahlin war Charitas.

Er vernahm, daß er Charitas ſehr liebe, aber faſt täglich durch ſeine Eiferſucht und Hitze kränke, und ſich nicht glücklich fühle, denn ſie liebe ihn nicht. Die Furcht, eine neue Blutſchuld auf ſeine Seele zu laden, vielleicht auch die Liebe zu Charitas, hielten Runſitten ſpäter ab, von Kurt Genugthuung zu fordern. Er hat mir nichts darüber geſagt, nur daß ſein Vetter ihn mied und er ihn nicht ſuchte. Später ſchrieb Kurt an ihn, doch Munſitten las ſeine Briefe nicht.

Er lebte, an der Seite der vortrefflichſten Gattin, beglückt durch ein geliebtes Kind, Alma, ein qualvolles Leben; denn ſtets ſah er die bleiche, abgehärmte Charitas oder ſeinen verkannten Freund, den er gemordet.

Hier wurden beide Freunde durch Franz unterbrochen, welcher in die Gallerie trat und das Geſpräch lenkte ſich faſt von ſelbſt auf andre Gegenſtände.

Achthundert fünf und dreißigſte Nacht.

(Schluß der Lebensgeſchichte des Freiherrn.)

Heute fuhr Eduard in ſeiner Mittheilung fort: „Alles ſchläft um uns her, und ich darf nicht fürchten, in meiner Erzählung abermals unterbrochen zu werden.“

Jahre waren verſtrichen; noch immer betrauerte Munſitten ſeinen Wolf, den er ſo unbeſchreiblich geliebt hatte; noch immer liebte er Charitas; für ſeine Gemahlin empfand er nur Freundſchaft, Hochachtung, Dankbarkeit; denn mit himmliſcher Geduld ertrug ſie die trüben Jahre an der Seite eines Gatten, den ſie anbetete und der ſie ſo wenig liebte.

Da kam eines Tages ein Bote von Kurt; er brachte einen kleinen Zettel von ſeiner Hand; der Freiherr, durch des Dieners Bitten erweicht, las:

„Seit geſtern ringt meine Gattin mit dem Tode.
„Sie wünſcht Dich zu ſehen, und ich bitte darum."

Sogleich ließ der Freiherr ſatteln und jagte nach Kurts Schloſſe.

Als er hin kam, lebte Charitas noch; ſie war blaß, aber noch immer holdſelig, und ihre Mienen waren noch ganz die, welche ihn früher ſo entzückt hatten.

Mit lieber, wohlbekannter Stimme dankte ſie ihm, daß er gekommen, und bat ihn, niemals an ihrem Gemahl Rache zu üben. Dann ſagte ſie ihm, ſie ſey zu der Verbindung mit Kurt gezwungen worden, nur durch dieſe Verbindung habe ſie ſein Leben gerettet. — „Wahrſcheinlich," ſchaltete Eduard ein, „hatte Kurt meiner Alma Vater gegen Charitas bedroht."

Dann ließ ſie ihr Kind Claudine bringen, und empfahl es ſeinem Schutze, wenn es den Vater verlieren ſollte.

Runſitten betrachtete es mit Liebe und Haß; es war das Kind ſeiner Geliebten und ſeines Feindes.

Als Charitas ſeine Bewegung bemerkte, weinte ſie ſo herzzerreißend, daß Nunſitten im Innerſten erſchüttert war. Sie beweinte ihr und ſein verlorenes Glück.

Er konnte die Geliebte nicht ſterben ſehen, und verließ das Zimmer. Als man ihm ſagte, ſie ſey todt, ging er aus dem Schloſſe, und ritt, ohne Kurt geſehen zu haben, ganz ſtill nach Hauſe.

Von jener Zeit an war er noch verſchloſſener; endlich wurde er trübſinnig, ja zu Zeiten hatte er wieder Erſcheinungen.

Er ließ Durchreiſende bewirthen; aber er ſah und ſprach ſie nicht, oder nur kurz. So kennen Sie ihn ja lange. Als Franz und ich in das Schloß traten, wollte er uns ſehen. Daß ich ihn ſogleich anzog, kam daher, daß ich Wolf ſehr ähnlich bin, ſogar ſeine Sprache haben ſoll.

Er gewann mich lieb, wurde mittheilender, und Sie kennen ja das Leben im Schloſſe, ſeit ich hier einzog. Viel hat die Zeit und unſere Mühe, ihn zu erheitern, zu ſeiner Beſſerung gethan; aber immer noch kommen Rückfälle, nnd ich fürchte, er beſchließt ſein Leben in der unglücklichen Stimmung, welche ſeit Wolfs Tode es trübt.

„Das fürchte ich auch,“ ſagte Willmann, „ich darf mich nur in ſeine Lage denken. Nie würde ich mir es vergeben, meinen liebſten Freund im Irrthume getödtet zu haben, nie ſelbſt den Tod meines Feindes! Nur eine Hoffnung dämmert in mir; wenn Graf Wolf noch lebte?“

„Er iſt todt!“ ſagte Eduard traurig. „Mein unglücklicher Schwiegervater ſtellte vergebens Nachforſchungen an; er war in *** an den Folgen des Duells geſtorben. Kein Menſch wußte mehr von ihm. Auch ich habe, ſeit ich Runſittens Geheimniß weiß, nachgeforſcht und keine Spur gefunden.“

„Und weiß Niemand das Geheimniß?“ fragte Willmann.

„Nur ich!“ Runſitten hat es Jahre lang auf dem Herzen getragen. Nachdem er es mir entdeckt hatte, wurde ihm leichter. Ich habe bis jetzt geſchwiegen, und vertraue es nur dem Arzte, dem Manne von Ehre an.“

„Der Ihr Vertrauen würdigt,“ fiel der Arzt ihm in's Wort. „Meine Theilnahme und Hochachtung für den Freiherrn haben ſich nicht vermindert. Irren iſt menſchlich; er ward getäuſcht, hielt Wolf für den treuloſeſten aller Menſchen, für den Quäler ſeiner Geliebten; daß er ihn forderte, war natürlich, daß er ihn tödtete, keine Mordthat, ſondern der unglücklichſte Zufall!“

„Nur ein Mittel giebt es, ihn noch zu tröſten, wenn man ihn mit der Vorſtellung vertraut macht: daß das Duell ein nothwendiges Uebel iſt, und der

Tod des Gefallenen einzig Beſtimmung des Höchſten, nicht freiwillige That des Kämpfers iſt."

„Damit ließe ſich viel entſchuldigen," wandte Eduard ein.

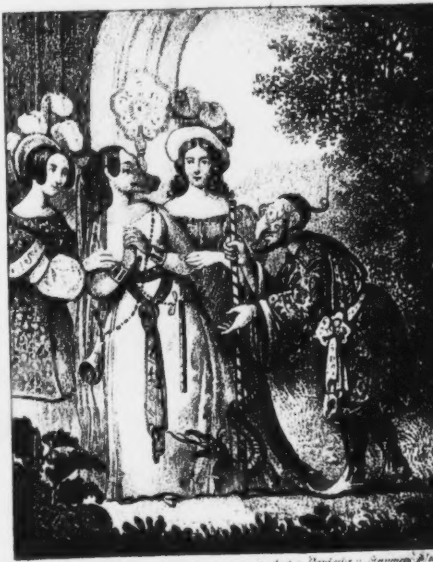
Der Arzt antwortete nicht; er war in tiefes Nachdenken verſunken; endlich rief er aus: „Vielleicht! vielleicht! Ich muß ſogleich an Reiner ſchreiben!"

Mit dieſen Worten rannte er fort und ließ den erſtaunten Eduard allein.

Er trat in das Schlafgemach ſeiner Gemahlin; ſie ſchlummerte ſüß, und ſprach im Traume: „O Vater, wie biſt Du ſo heiter!"

„Der Herr erfülle, was Du ſagſt!" ſprach Eduard; dann ſuchte er Reiners letzten Brief, und las ihn noch einmal aufmerkſam durch.

Ende der erſten Abtheilung des zwölften Bandes.



Lyser del.

Lith. Anst. v. Bonisch u. Steinme

Die Prinzessinn von Grenada.

Achthundert ſechs und dreißigſte Nacht.

Ein junger Pole, welchen Eduard von der Univerſität her kannte, verweilte einen Tag im Schloſſe Runſitten, und erzählte folgende Sage:

Der Ahnfrau Bild.

Es war in den erſten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, als auf der berühmten Univerſität Heidelberg zwei junge Männer nicht nur durch Schönheit und Liebenswürdigkeit, ſondern auch durch ein wahres, inniges Freundſchaftsbündniß Aufſehen erregten. Alle lärmenden Verſammlungen wurden von ihnen gemieden, und *mußten* ſie an einem Commerce Theil nehmen, ſaßen ſie Beide vereint, bewachten ſich faſt mit eiferſüchtigen Blicken. Vereint trieben ſie mit ausgezeichnetem Erfolg ihre Studien, durchſtreiften in den Ferien die unbeſchreiblich reizenden Ufer des Rheins und des Neckars, genoſſen mit einander in den Erholungsſtunden die Blüthen der edelſten Dichtungen. Wilhelm M. ſchien älter zu ſeyn, als ſein ſchwarzgelockter, ſchlanker Freund Primislav, dem die ſarmatiſche Abkunft Jedermann leicht anſah. Wilhelms Herkunft kannte man genau; ſein Vater war ein ſehr reicher, berühmter Advocat in P..., der Hauptſtadt einer ...ſchen Provinz, die ehemals zum Königreiche Polen gehörte. Große Beſitzthümer hatte ſein Vater dort gewonnen, einige adliche Rittergüter, ſogar ein ſekulariſirtes Kloſter in der Kriegszeit mit wenigem Gelde erkauft, gehörte faſt zu den Reichſten im Lande, durfte bei einer Heerſchau ſeinen Landesherrn bewirthen, wofür ein Orden und Titel ihn lohnten. — Primislav dagegen hatte kaum einen ſchriftlichen Beweis ſeiner alten, edlen Abkunft aufzuweiſen. Sein Vater, der mit Kosciusco viel für die Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes gewagt, war nach dem verunglückten Unternehmen mit ſeiner Familie nach Frankreich geflohen, hatte dort Dienſte im Heere genommen, und war unter Dombrowskys Legion in Domingo auf dem Bette der Ehre gefallen. Seine Gattin überlebte das Schickſal ihres Mannes nicht lange, und bald ſtand Primislav in einem fremden Lande verwaiſet, ohne Schutz, ſogar ohne Beweiſe ſeiner Abkunft, denn ein Waffengefährte ſeines Vaters hatte alle Familien-Papiere an einen berühmten Rechtsgelehrten in Polen geſendet, um für den unſchuldigen, elternloſen Knaben dort Anſprüche auf große Beſitzthümer zu begründen. Die Papiere mußten jedoch in den Kriegswirren verloren gegangen ſeyn, denn trotz aller Mühe und Briefe bekam man keine

Antwort aus Polen, und der Freund von Primislav's Vater kämpfte als franzöſiſcher General die Siege Frankreichs in weit entfernten Landen. So entſchloß ſich Primislav im freundlichen Heidelberg vom kleinen baaren Erbtheil zu ſtudiren, und eng war bald das Bündniß mit Wilhelm geſchloſſen, der ihm vom theuren Vaterlande erzählen konnte. Unzertrennlich wurde die Freundſchaft dann, als Primislav Wilhelm, der beim Baden dem Ertrinken nahe war, das Leben erhielt. Der Gerettete verkündete dankbar die edle That ſeines Freundes; indeß rief ihn nach kurzer Friſt ein Befehl ſeines Vaters in die Heimath. Schmerzlich war die Trennung der Jünglinge, und Primislav, deſſen kleines Vermögen bald aufgezehrt, nahm Dienſte unter Napoleons ſiegreichen Fahnen, durchzog Oeſtreich, Spanien, Portugal, und kam endlich mit der großen Armee, die Rußland beugen ſollte, nach Polen. Durch Geſchick und Muth hatte er ſich ſchon bis zum Hauptmann emporgeſchwungen, als er im Herbſt 1812 mit ſeinen Untergebenen den Boden ſeines unvergeßlichen Vaterlandes betrat, und ſpät Abends in einem Dorfe Quartier nahm, wo ein glänzend erleuchtetes Schloß ihm zur Wohnung angewieſen wurde, nahe einem Kloſter, deſſen Bauart und ſchöne Kirche mit Doppelthürmen Zeugniß gab von frommer Andacht früherer Zeit. Die Gegend, obgleich flach und ſandig, war mit großem Fleiße angebaut, und ein ſtarkſtrömender Fluß belebte anmuthig die Fläche.

Verbunden mit dem Kloſter, worin noch der Prior und zwei alte Mönche lebten, ſtand nordwärts auf einer kleinen Anhöhe, unter alten ehrwürdigen Eichen und Linden, ein altes Schloß, welches ſchon zu Zeiten Caſimirs III. erbaut ſeyn ſollte, den Polen ſeinen Salomo nennt. Es ſchien jetzt verfallen zu ſeyn und nur noch wenig Gemächlichkeit darzubieten; doch tröſtete dafür das dicht daneben erbaute neue Schloß den Hauptmann leicht. Großes Leben war in den hellerleuchteten Gemächern, alle Zimmer, auch die kleinſten Winkel, waren mit Freunden aus der Nachbarſchaft beſetzt, die gekommen waren, die Verlobung des Sohnes vom Gutsherrn zu feiern. Primislav wurde in den großen Saal geführt; der Bräutigam nahte ſich, ihn zu bewillkommnen; doch wer beſchreibt das Entzücken Beider, als Wilhelm ſeinen Lebensretter erkannte und ſie ſich in die Arme ſtürzten. Alle Anweſende waren gerührt und erhoben durch das zufällige Zuſammentreffen an einem ſo ſchönen Tage; man hielt es für eine glückliche Vorbedeutung; beſonders war die Braut entzückt, dem Retter ihres künftigen Gatten danken zu können. So war in der angenehmſten Stimmung faſt Mitternacht hereingebrochen; Alle hatten nach und nach ihre Zimmer bezogen, auch die Zimmergenoſſen Wilhelms hatten ſich zur Ruhe begeben, als man erſt entdeckte, daß man genöthigt war, Primislav in das Ahnenzimmer des alten Schloſſes zu quartiren, von welchem ein alter eisgrauer Diener, der noch von der früheren Herrſchaft des Schloſſes hinterlaſſen war, warnend bemerkte: daß die Ahnfrau des Hauſes dort ihr geſpenſtiſches Weſen treibe. Wilhelm wies die Dienſte des alten Dieners zurück, der ſich gern an Primiſlav zu drängen ſchien, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit ſeine Züge ſondirte, und führte ſeinen Freund ſelbſt in das düſtre, altmodiſch ausſtaffirte Zimmer. Es entſprach ganz der gemachten Beſchreibung, und konnte wohl bei einem weniger Muthigen und Ermüdeten, als Primiſlav, Schauer erregen. Das große, alterthümliche Bett war mit ſchwerſeidenen, verblichenen Vorhängen umgeben, und erinnerte, wie die Meubeln, an ein vergangenes Jahrhundert, doch ein hellloderndes Feuer im Kamin und ſtrahlende Wachskerzen verbreiteten freundlich Licht und Wärme, machten das Zimmer heimlich und wohnlich, daß der ermüdete Gaſt dieſe romantiſche Einſamkeit gern der modernen Gemächlichkeit vorzog.

Der Capitain unterſuchte ſeine Piſtolen, nahm einen Armleuchter und beſah die alten Gemälde, welche an den Wänden hingen. Auffallend erſchien ihm hier die Aehnlichkeit mehrerer männlichen Portraits mit ihm ſelbſt. Beſonders aber war es das lebensgroße Bild einer alten Ritterfrau, welche einen Roſenkranz und einen Schlüſſel in der Hand haltend, grade über ſeinem Bette hing, und ihn mit ſo wohlwollenden Blicken anzuſchauen ſchien, daß er kaum die Augen davon verwenden und einſchlafen konnte.

Schon lange hatte ſich am anderen Morgen Alles beim Frühſtück verſammelt; eine Ordonnanz wartete auf Primislav, den Wilhelm zu wecken gegangen war. Erſtaunen feſſelte ſeine Schritte, als er ſeinen Freund bleich und fieberiſch im Bette liegen fand. In der Nacht, erfuhr er, als es eben Zwölf geſchlagen, habe ein fürchterlicher Sturm den Saal durchrauſcht, das Bildniß der Ahnfrau ſey von der Wand auf den erſchreckten Primislav geſtürzt, und ein alter Schlüſſel und ein Roſenkranz, grade wie ſie die Frau auf dem Bilde trug, habe er in ſeinen Händen gefunden. Während dieſer Mittheilung hatte Primislav ſich angekleidet, mehrere Bewohner des Schloſſes waren herbeigekommen, auch Wilhelms Vater und die Braut. Die verſchiedenartigſte Stimmung wurde durch die Mittheilung des Vorgefallenen in der Geſellſchaft erregt; denn Roſenkranz und Schlüſſel waren verſchwunden, aber an der Wand, wo das Bild gehangen, ſah man jetzt eine kleine eiſerne Thür, zu welcher man endlich einen alten Schlüſſel fand. Eine enge Treppe führte in ein kleines, dunkles Gemach des alten Schloſſes, worin man eine bedeutende Summe alter Gold- und Silbermünzen fand. Primislav erkannte nun an den alten Wappen umher das ſeiner Familie, und ein altes, bei dem Gelde gefundenes Pergament erklärte: daß dieſes Schloß die Ahnfrau ſeines Geſchlechts ihrem Gemahl zugebracht, in dieſem Gewölbe ihr reicher Mahlſchatz verborgen ſey, welcher ſo lange hier unantaſtbar und unentdeckt ruhen ſolle, bis der letzte Sproß des Geſchlechtes einſt in Noth die Hallen ſeiner Ahnen betreten würde. — Selbſt der geizige Vater Wilhelms wagte nicht, dem Letzten eines ſo edlen Geſchlechtes, der ſeinem einzigen Sohne das Leben gerettet, das rechtmäßige Erbe ſeiner Ahnen vorzuenthalten. Der Prior und die Mönche, vorzüglich aber der alte Diener, freuten ſich in Thränen, den Sohn eines vertriebenen, heißverehrten Mannes in ſeinem Rechte zu ſehen, und als nach dem unglücklichen Ende des Napoleoniſchen Feldzuges Primislav mit Ehren geſchmückt in ſeinem Vaterlande verblieb, erwarb er von dem reichen Ahnenſchatz das alte Erbe ſeiner Väter. Eine zahlreiche, geliebte Nachkommenſchaft hält das Bild der Ahnfrau in hohen Ehren.

Achthundert ſieben und dreißigſte Nacht.

Der junge, angenehme Pole, Graf Bitzcovsky, wurde ſo dringend von Eduard und den Seinen gebeten, ſich länger in Runſitten aufzuhalten, daß er noch einige Tage zugab.

„Ihre uns geſtern mitgetheilte Sage hat mich ſehr intereſſirt," ſprach der Freiherr, „ſie erinnert mich an eine Sage unſers Hauſes. Die Runſitten ſollen nämlich nicht ausſterben, und der letzte Runſitten ſoll einen Sprößling ſeines Stammes, der ſeinen Namen fortführt, daran erkennen, daß er ihm ſein Liebſtes, was er verloren, zurückbringt. Dieſe Sage iſt nun bei uns auf die entgegengeſetzte Weiſe erfüllt worden. Ich bin der letzte Runſitten, mein Großvater hatte nur einen Sohn, mein Vater nur einen; Claudinens Vater, von einer Seitenlinie abſtammend, hinterließ keine Söhne, und meines Großvaters Bruder, der mit einem Mädchen entfloh, iſt längſt todt, ſeine Kinder wohl auch; denn lebte ein Runſitten noch, er hätte ſich längſt gemeldet, da ich keinen Sohn habe und dies Schloß Mannlehn iſt. So iſt nun Eduard, durch die vom Monarchen verſtattete Adoptation zu dem letzten Runſitten gekommen, als neuer Sprößling, aber mein Liebſtes hat er mir nicht gebracht, ſondern genommen, meine Alma.

Die jungen Gatten reichten einander die Hände, der Pole aber ſprach: „Alle alte Sagen erfüllen ſich, und wer weiß, was Liebes Ihnen noch durch meinen Freund kommt.“

Viel ſprach man über Sagen und Prophezeihungen, bis der Arzt, um den Freiherrn, der noch angegriffen war, nicht anzuſtrengen, die Anweſenden erſuchte, der Reihe nach etwas zu erzählen.

Der Pole erzählte folgende ſchaurige Sage, die aber in ſeinem gebrochenen Deutſch ſehr drollig klang:

Der gefährliche Scherz.

Vor einigen Jahren ſaßen einige luſtige Geſellen beiſammen, und ſpät in der Nacht vom Trunke befeuert, erzählten ſie einander ihre Großthaten und überboten ſich an Herzhaftigkeit. Zuletzt vermaß ſich einer, dem kürzlich gehenkten Miſſethäter ein Stück von ſeinem Sterbekittel abzuſchneiden, und es als Wahrzeichen zu bringen. Er geht nach dem Rabenſtein und ſchneidet wirklich dem Galgenſchwengel einen Zipfel vom Kittel ab. Indem er aber wieder hinabſteigt, ſpringt ihm eine Geſtalt auf den Rücken, und als der vom Schreck Ergriffene ſie abſchütteln will, klammert ſie ſich feſter um ſeinen Hals, überſchreit mit heiſerer Stimme ſein Angſtgeſchrei und ruft: „Du haſt mich berührt, biſt nun mein eigen, ich laſſe Dich nicht wieder los!“ So ſpornt ſie den beſinnungslos Laufenden, bis er an ſeiner Hausthüre für todt hinfällt. Er kam zwar wieder in's Leben zurück, war aber wahnſinnig und hielt den abgeſchnittenen Rockzipfel in der krampfhaft geſchloſſenen Hand.

Nun begann der Caplan: einer meiner Freunde erzählte mir: Ich war ſchon frühe zum Mönchsleben beſtimmt und Noviz im Benediktiner-Kloſter, als einer der Mönche plötzlich in den beſten Jahren ſtarb. Nach der Kloſterordnung ſollte ich mit einem andern Novizen, einem muntern und furchtloſen Jüngling, abwechſelnd bei der Leiche wachen. Wir aber, als gute Geſellen, wollten die ganze Zeit bei einander bleiben. Es war eine kalte Winternacht; und ich kam auf den Gedanken, uns einen erwärmenden Wein zu bereiten, ging deshalb nach der abgelegenen Küche, und jener blieb allein bei der Leiche. Als ich mit dem Getränke zurückkomme, finde ich ihn am Tiſche über einem Buche ſitzen; er antwortet nicht auf meinen fröhlichen Zuruf. Ich frage ihn: „ſchläfſt Du?“ keine Antwort. „Du willſt mich wohl grauen machen?“ Er ſitzt hartnäckig ſtumm und unbeweglich. Nun ſpritze ich ihm von dem heißen Getränke an den Kopf, und ſtoße ihn an. Er ſtürzt vom Stuhle, liegt anfangs ſtarr, regt ſich dann allgemach und richtet ſich auf; ich erkenne nun die im Sarge gelegene Leiche und laufe vor Schrecken ſchreiend hinaus. Bald darauf kommt auch der auferſtandene Mönch in die Zelle; es wird Lärmen, und wir gehen mit mehreren Brüdern in die Leichenkammer zurück. Da lag der junge Noviz todt im Sarge. Er hatte, um mich zu erſchrecken, mit dem ſcheintodten Mönch die Stelle im Sarge gewechſelt, und als dieſer durch die heiße Beſprengung und den ſchweren Fall wieder lebendig ward, erſtarrte er vor Schreck und wurde vom Schlage gerührt. Alle Verſuche, ihn in's Leben zurückzurufen, waren vergebens, und ſo wurde der wirklich Geſtorbene in dem Sarge und Grabe des Scheintodten beerdigt. Ich konnte aber nun auch nicht länger im Kloſter bleiben.

Achthundet acht und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

Heute begann der Arzt:

Als ich, kaum achtzehn Jahr alt, Student zu Leipzig war, ſaß ich gewöhnlich tief in die Nacht auf, und ſtudierte eifrig. Meinen Genoſſen in dem großen Collegiengebäude war ſolches unbequem, und ſie ſpielten mir gern allerlei Koboldſtreiche, welche ich aber ſtets furchtlos abwehrte. Es war Winter, und ſie wußten, daß ich oft noch ſpät aus einer Kammer am Ende eines langen, von einer Lampe erhellten, Ganges mir ſelber Holz zu holen pflegte, ohne ein Licht mit zu nehmen. Solches benutzten ſie zu einem boshaften Poſſen. Von der Dienerſchaft des Collegiums war jemand geſtorben, und lag zu den Vorleſungen über Anatomie beſtimmt, in dem anatomiſchen Theater. Dieſen Leichnam nahmen ſie und ſetzten ihn auf den Holzſtoß: und als ich um Mitternacht unbekümmert mir einige Scheite davon nehmen will, fällt ein todter Menſch mir leichenſchwer und eiskalt über den Hals. Erſtarrt vor Schreck raffe ich mich zuſammen, erkenne durch Taſten und beim matten Lampenſchimmer durch die geöffnete Thür das Gräßliche, ſtürze hinweg und begebe mich in mein Bette. Im fürchterlichſten Grauen und Fieberſchauer lag ich die

Nacht, und am Morgen war mein Haar ſchneeweiß, wie es noch jetzt iſt. Mein über Nacht ergrauter Kopf verrieth bald den unweiſen Streich, wodurch man mich zu jung plötzlich der Weisheit in die Arme geworfen hatte.

Durch die letzte Erzählung erregt, ließ ſich Franz bewegen, folgende in Cölln erlebte Geſchichte zu erzählen:

Sie wiſſen Alle, wie die Chriſtnacht gefeiert und in derſelben die Chriſtmeſſe gehalten wird. Das Gedränge nach der St. Gudula Kirche auch von dem Landvolke iſt gewöhnlich bei nur leidlichem Wetter ſehr groß, und giebt viel Anlaß zu mancherlei Muthwillen und Unordnung. Dieſes und die Neugier reizte vor manchen Jahren auch zwei Fremde, einen Engländer und einen Ruſſen, mit einem einheimiſchen Bekannten dorthin zu gehen, nachdem ſie vorher in einem Weinhauſe erſt noch Oel in's Feuer gegoſſen hatten. Sie trieben in der Kirche, im Gewühl, allerlei lächerlichen Unfug, ſtachen und nähten die Frauen unvermerkt mit den Stöcken zuſammen, hefteten Anderen allerlei lächerliche Zeichen auf, kurz, betrugen ſich ganz, wie auf einem ausgelaſſenen Maskenballe. Die Andacht war wohl überhaupt nicht groß an dieſem Freudenfeſte, doch wurde ſie ſelten ſo frevelhaft geſtört. Vergeblich warnte ſie ein großes Bild an einem Pfeiler der Kirche: wie ſcheußliche Juden um einen Tiſch ſitzen, und mit Meſſern und Dolchen in eine Hoſtie ſtechen, aus welcher Blut fließt, während ein gräulicher Höllenhund mit glutfunkelnden Augen unter dem Tiſche hervorglotzt, und ſchon gierig den Rachen aufſperrt. Die gottloſen Geſellen trieben auch damit ihren Spott, zerrten den Hund und lockten ihn laut hinter ſich her. Endlich wurden ſie des Spaßes in der Kirche überdrüſſig und gingen noch auf andere Abenteuer hinaus. Sie finden zwei luſtwandelnde Schönen, welche ſich willig finden laſſen, ſie zu begleiten. Alle fünf gehen in den Gaſthof des Engländers, ein helles Kaminfeuer wird ſogleich angemacht und ſtarke Getränke genoſſen. Es wird geſungen, gejubelt, geſpielt, doch bald wollten ſich ernſthaft die drei Männer mit Meſſern zu Leibe, weil ſie ſich um die zwei Schönen nicht vereinigen können. Der Wirth kommt zu dem Lärmen — erblickt das Geld verſtreut auf dem Boden — entdeckt aber auch zugleich unter dem Tiſche die Pferde- und Hahnenfüße der beiden Mädchen. Vor Schrecken läßt er das Licht fallen, läuft ſogleich zum nahen Carmeliterkloſter und ruft um Hülfe. Zwei als Teufelsbeſchwörer berufene Mönche gehen ſogleich hin, wo die teufliſche Geſellſchaft noch hadernd beiſammen iſt, und fangen ihre Beſchwörungen an: da wandeln ſich die Mädchen in ſcheußliche Ungethüme mit glühaugigen Eulenköpfen und Fledermausflügeln, und packen mit ihren Klauen die Ketzer an; aber ſtärker und ſtärker beſchworen müſſen ſie endlich weichen, und fliegen zum Fenſter hinaus, einen hölliſchen Geruch nachlaſſend. Den beiden Fremden war dies eine heilſame Lehre, ſie wurden frömmer, reiſeten in ihre Heimath und ſtifteten daheim Schulen und wohlthätige Anſtalten.

Achthundert neun und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

„Mir hat,“ ſagte heute Alma, „immer die Geſchichte von Mathilde von der Aſſeburg, welche in der alten berühmten Stadt Magdeburg gleich nach deren Zerſtörung durch Tilly ſich zugetragen, im Gedächtniß gelegen. Mathilde war ſehr glücklich an einen edlen Gatten vermählt, und fünf blühende Kinder hatten das ſchöne Lebensband immer feſter geſchlungen, als ſie der grauſame Tod den Ihrigen entriß. Prachtvoll war das Leichenbegängniß, mit welchem die geſchmückte Todte in der Familiengruft im Kreuzgange des herrlichen Domes beigeſetzt wurde. — Der Todtengräber, ein Trunkenbold und Geizhals, hatte mit großer Freude Ringe und ſonſtiges edle Geſchmeide an der Leiche geſehen — kaum war die Mitternacht hereingebrochen, als er ſich mit einer Blendlaterne und Brecheiſen in die Gruft begab, den Sarg eröffnete und des Schmuckes ſich bemächtigte. Nur einen blitzenden Demantring an dem kalten, geſchwollenen Finger der Leiche konnte er nicht herunterſtreifen — der Räuber nahm daher ein Meſſer und trennte den Finger von der Hand — als zu ſeinem Entſetzen die Leiche unter einem Schrei ſich aufrichtete. Bleich und zitternd entrann der Todtengräber vor der ſcheintodt begrabenen, durch ſeinen Frevel wieder in's Leben gerufene Frau — welche ihm eilig mit der Laterne folgte. So kam ſie in der Nacht vor das Haus ihres über ihren Verluſt tief betrübten Gatten und klopfte an der Pforte. Ein Diener öffnet ein Fenſter, glaubt ein Geſpenſt zu ſehen, als er ſeine bleiche Herrin erblickt, ſtürzt zurück zu ſeinem Gebieter und meldet ihm, daß der Geiſt der Hausfrau vor der Thüre ſtehe und Einlaß begehre. Der antwortet ihm, wenn er das glauben ſolle, ſo müſſe erſt ſein Lieblingspferd, ein Schimmel, von ſelbſt die Stiegen bis auf den Boden hinauf rennen und zur Luke hinausſchauen. Kaum hat er das ausgeſprochen — läuft das Pferd eilig hinauf. Jetzt ſtürzt der Mann hinab in die Hausthüre — und empfängt in ſeinen Armen ſeine wiedererwachte Gemahlin, mit der er noch lange Jahre in vergnügter Ehe lebte, welche er noch durch vier Kinder vermehrt ſah. — Ein wunderbarer Fall trug ſich indeſſen mit Mathilden zu. Immer behielt ſie im Geſicht die graue Leichenfarbe, und auch die ſpäter gebornen Kinder theilten zeitlebens dieſe Eigenthümlichkeit der Mutter. Der beglückte Gatte ließ ſpäter durch den Meiſter Surro ein großes Bild, das jüngſte Gericht, malen, und ſich und ſeine Familie bis auf den kleinen Säugling knieend daneben konterfeien. Es iſt noch auf den heutigen Tag eines der wenigen Bilder im Dom — auch blickt zum ewigen Gedächtniß hoch oben vom Dach des ehemaligen Wohnhauſes Mathildens — ein in Stein ausgehauener Schimmel auf den breiten Weg, die ſchöne Hauptſtraße der alten Parthenopolis herab.

Nun war an Eduard die Reihe und er begann:

Wer von uns ſollte nicht von dem furchtbaren Vehmgerichte gehört haben, die in ganz Deutſchland beſtanden, beſonders zwiſchen Weſer und Rhein. Dort und in Weſtphalen war das bedeutendſte Gericht, wo Kaiſer Sigismund 1485 ſogar einmal präſidirt haben ſoll.

Zur Zeit des Selbſtrechts und der Roheit, als die Kaiſer vergeblich das Fauſtrecht durch den Land- oder Gottesfrieden zu ſteuern ſuchten, thaten ſich einige Brave und Eiferer für das Gute zuſammen, den Umtrieben des Laſters ein Ziel zu ſetzen. So entſtanden die Vehmgerichte. Mit der Zeit artete das ſchöne Inſtitut aus, die Richter maßten ſich die Beſtrafung für kirchliche und weltliche Vergehen an, unter Friedrich III. wurden Verbrechen und Mordthaten von Vehmrichtern verübt, bis unter Maximilian I. die Verwirrung ein Ende erreichte. In dieſe Zeit fällt die Erzählung:

Die heimlichen Rächer.

In alten Zeiten ging die Waldung, welche ſich von Unna nach dem gewerbreichen Städtchen Haxen erſtreckt, viele Stunden landeinwärts. Tief in dem faſt unzugänglichen Forſte hatte der Köhler Caspar ſeine Hütte, in welcher er mit ſeiner Frau Elſe ſchon manches Jahr lebte. Er kam nur dann unter Menſchen, wenn er ſeine Kohlen verkaufte, oder wenn er ſeine Frau nach Werl führte, dort bei den Kapuzinern zu beichten; doch gefiel es ihm nirgend ſo, als in der Einſamkeit des Waldes und in ſeiner Hütte, fern von dem Gewühl der hinterliſtigen Menſchen.

Beſonders konnte Caspar den Beichtiger ſeiner Frau, den Kapuziner Auguſtin nicht leiden. Er nannte ihn einen glatzköpfigen Baalspfaffen, aus deſſen kleinen, fettverwachſenen Augen der Teufel hervorgucke, wie aus hölliſchen Fenſtern.

Elſe eiferte laut gegen ſolche frevelhafte Aeußerungen, aus Furcht vor ewiger Verdammniß, denn ſie hielt jeden Geiſtlichen geheiligt durch ſeine Kleidung.

Eines Abend, als der Sturm ſtärker, als je, durch den Forſt tobte, der Regen an die kleinen Fenſter ſchlug, Elſe in ihrem Gebetbuche las und Caspar eine Schaufel ſchnitzte, hörte ſie ein Wimmern und flehentliches Bitten um Einlaß an der Hausthüre. Caspar wollte öffnen, Elſe hielt ihn zurück — er aber ſagte: „Räuder ſuchen bei uns nichts, es wird ein verirrter Wanderer ſeyn, der den Weg verfehlt hat." Bald darauf trat er mit einem verwildert ausſehenden Fremdling ein, vor dem Elſe erſchreckt zurück floh. Seine Kleider waren zerriſſen und bedeckten kaum ſeine Blöße.

„Mann, wer ſeyd Ihr?" fragte Caspar; — „verſtoßt mich nicht, gewährt mir ein Nachtlager und einen Imbiß — morgen ehe die Sonne aufgeht, eile ich wieder von dannen!" ſagte der Unglückliche.

Nachdem er gelabt, fragte die neugierige Elſe: „aber wer ſeyd Ihr?"

„Ich nenne mich," entgegnete Jener mit gedehntem Tone: „Conrad von der Vechta!"

„Ach da ſtehen uns alle Heiligen bei, Ihr ſeyd gevehmt!" rief außer ſich Elſe, und wich nebſt Caspar ſcheu zurück. Doch faßte er ſich bald und ſprach zu Conrad: „Seyd mir willkommen, Ihr ſeyd ein wackerer Mann, der immer viel gegolten im Lande. Was kann ich für Euch thun?" Gerührt ergriff Conrad von der Vechta ſeine Hand — „ehrlicher Alter, ſchon vier Tage und Nächte habe ich nicht geſchlafen. Die Schergen des heimlichen Gerichts, das an Gottes Gerechtigkeit frevelt, verfolgen mich unabläſſig. Wenn Euch demnach nicht vor mir grauet, und Ihr glaubt, daß ich ein rechtlicher Chriſt bin, ſo gebt mir für einige Stunden ein Lager.

Auf Caspar's Geheiß mußte Elſe ſogleich von friſchem Stroh ein Lager bereiten, zitternd den Augenblick verwünſchend, der einen Geächteten in ihr Haus geführt. Darauf fragte er: „deutet es nicht übel, daß Ihr gevehmt, haben wir gehört, doch welche Schuld legt man Euch zur Laſt?“

Bitter lächelnd entgegnete der: „man legte mir zur Laſt, daß ich Gott und Gerechtigkeit vorgegriffen, daß ich einem Buben, dem Pfaffen Auguſtin zu Werl, mein Schwerdt durch den Leib rannte.“

„Gerechter Gott! einen Diener des Herrn gemordet!“ ſchrie Elſe.

„Ich war drei Monden im Lothringer Lande, um die Rechte meiner Frau Edelbertha bei einer Erbſchaft wahrzunehmen. Auguſtin, der in unlautrer Liebe gegen das ſchöne Weib entbrannt war, benutzte dieſe Zeit zu ſeinem Bubenſtück. Im Einverſtändniß mit einem treuloſen Diener hielt er ſie an einem Schreckensort gefangen. Um den Begierden des Unmenſchen zu entgehen — tödtete ſie ſich. Durch den Wollüſtling wurde mein Gatten- und Vaterglück vernichtet — ich ſtach ihn im Zorn nieder, als er eben zur Kirche ging, ein Meßopfer zu halten.“ —

Alle hatten ſich darauf zum Schlafen niedergelegt, nachdem Caſpar noch verſprochen, Herrn Conrad auf heimlichen Wegen weiter zu führen.

Da geſchahen drei ſtarke Schläge an der Thüre der Hütte, und eine dumpfe Stimme ſprach: „Conrad von der Vechta, Prieſtermörder, Dich fordern die heimlichen Rächer!“

Elſe und auch Caspar flohen entſetzt in den Wald, als drei Vermummte durch die eingeſchlagene Thüre drangen.

Beim Morgengrauen fand Caspar an einem Pfoſten der Hütte Conrad von der Vechta erhängt, und drei Dolche mit Todtenſchädeln am Griff in ſeiner Bruſt.

Er knüpfte den Leichnam los und verſcharrte ihn im Walde, indem er ausrief: „Herr Gott! dürfen Mörder das Schwerdt der Gerechtigkeit führen?“

„Wie glücklich ſind wir, in einer Zeit zu leben, wo Jeder ohne Ausnahme das Geſetz für ſich in Anſpruch nehmen kann, nicht Unrecht hatte ein deutſcher Dichter, der den Schwärmern für das Mittelalter wünſchte: daß ſie darin gelebt hätten,“ ſagte der Caplan, als die Geſellſchaft auseinander ging.

Achthundert und vierzigſte Nacht.

Heute erzählte Claudine die Sage vom

Gevatter Tod.

In einem Dorfe des ſächſiſchen Erzgebirges, nahe der böhmiſchen Grenze, lebte ein armer Schleierweber, Namens Walter, der für ſich und die Seinigen kaum den nothdürftigſten Unterhalt erſchwingen konnte. Die Holki'ſchen Raubſchaaren, die der dreißigjährige Krieg in jene Gegenden führte, hatten unſern armen Walter um all das ſchwer Erworbene gebracht, ſogar ſeine Werkzeuge hatten ſie ihm zerſtört und verbrannt So ſehr ihm nun ein gutes Auskommen verſagt war, ſo überhäufte ihn doch der Himmel mit einem vorzüglichen Eheſegen, wie es in dieſer Gegend bei den ärmern Bewohnern faſt allgemein der Fall iſt — was ſie aber für ein wahres Glück halten, denn alle Hände müſſen mit helfen bei den vielfachen Gewerben des Spitzenklöppelns, Franzennähens u. ſ. w. Doch durch den Krieg war ja aller Abſatz geſtört — daher konnte Walter ſeine ſtarke Familie zu keiner beſondern Freude gereichen. Einmal über das andere mußte er taufen laſſen, und ſeine Dürftigkeit war ſo groß, daß er bei dieſer ſo frohen Gelegenheit ſeinen Gevattern auch nicht das Geringſte vorſetzen konnte. Die Folge davon war, daß man ungern eine Gevatterſtelle bei ſeinen Neugeborenen annahm: denn Jeder wollte für ſein hingegebenes Pathengeld ſich auch recht gütlich thun.

Einſt, als er von harter Feldarbeit zu Hauſe kommend die Zahl ſeiner Kleinen wieder durch eins vermehrt ſah, das die Wöchnerin mit Thränen in ſeine väterlichen Arme legte, war ſeine Lage erbarmenswürdig. Der neue Weltbürger hatte ihm nicht allein ein

Heer von Sorgen für die Zukunft mitgebracht, ſo daß ſein Herz unfähig war, Vaterfreuden zu fühlen, ſondern ihm auch die harte Pflicht auferlegt, neue Gevattern bitten zu müſſen, denn die Zeit war nahe, ſein Kind durch die Taufe in den beſeligenden Schooß der chriſtlichen Kirche zu legen. Noch einmal wollte er die Nachbarn des Dorfes vermögen, ihm den Gevatterdienſt zu erweiſen, aber umſonſt. Auf dem nahe gelegenen Dorfe gelang es ihm eben ſo wenig, weil ſeine große Armuth zu bekannt war. Verzweiflungsvoll kehrte er nun zu den Seinen zurück, und war traurig eine ziemliche Strecke gegangen, da gewahrte er in der Dunkelheit eine Geſtalt ihm entgegen kommend, die immer mehr ſeine Blicke feſſelte. Sie trug ein flatterndes Gewand, das die feierlich ernſten Züge des Geſichtes noch mehr verklärte, und die Kleidung mit der Würde der Perſon in wunderſamen Einklang brachte. Ehrfurcht erweckend und zugleich Grauen ſchienen von demſelben weißen Haupte der hehren Geſtalt Strahlen auszugehen, und der Boden bog ſich unter ihrem gewältigen Tritte. Die Bäume neigten ihre Wipfel, die Bäche floſſen ſtiller und die ganze Natur ſchien ihm zu huldigen. Hörbar ſchlug Walters Herz unter ſeinem geflickten Kittel, immer kürzer wurden die Schritte des Zagenden, nur noch ein Fuß breit Erde trennte Beide: aber der ernſte Mann grüßte freundlich, und fragte mit einer Stimme, die Muth und Vertrauen ihm in die bange Seele hauchten: wohin er wolle — wo er geweſen — und als

Walter ihm ſeine verunglückte Expedition erzählte, ſagte er: „Bitte mich zum Gevatter!“ Erfreut, daß der Fremdling ſeinem geheimſten Wunſche zuvorkam, fragte Walter kühn: „Wer ſeyd Ihr, geſtrenger Herr?“ — „Forſche nicht nach meinem Namen, der Dir nicht frommen kann; doch magſt Du wiſſen, ich beherrſche viele und weite Länder, und bewohne einen kryſtallenen Palaſt, deſſen hohe Kuppel in ſaphirnen Bogen ſich wölbt; darinnen ſchimmern unzählige Sterne, und einige ſtrahlen in hellem Lichte und blenden das Auge. Meinen Unterthanen ſtrebe ich Vater zu ſeyn, daher iſt meine Gnade unendlich, und ſelbſt wenn ich ſtrafe, iſt ſie die bewegende Urſache. Aber wie viele zu mir auch kindlich vertrauend aufblicken, giebt es doch auch eine große Menge, die in blindem Wahne mich verkennen, und für Huld mit Undank lohnen. Dennoch ſchütze ich ſie endlich alle, und thue ihnen wohl.“

Gleich einem Schleier fiel es Waltern vom Auge. Zwei Fälle konnte er nur annehmen: der Fremdling ſey entweder ein mächtiger König — oder der König der Könige, der Tod, und beide füllten ihn mit Erſtaunen und Furcht. „Weh mir,“ dachte er, „wenn's der letztere iſt. Zwei gewaltige Mächte kämpfen in meinem Innern, die eine will mich hinreißen in den Staub, vor ihm anbetend meine Knie zu beugen, die andere hält mich mächtig zurück. Iſt er der Herr des Schickſals, der Menſchen?“ Doch Noth macht kühn — er fragte: „wer biſt Du?“ — und der Fremdling antwortete:

„ich bin der Tod! Topp, Dich wähle ich, denn Du biſt ein gerechter Mann, der den Reichen wie den Armen von der Erde wegreißt, und allen Gleiches widerfahren läßt; ſey mir willkommen! Dich wähle ich.“

Die Sache war nun richtig und Gevatter Tod fand ſich am andern Tage zu rechter Zeit ein. Walter konnte ihm zur Erquickung Nichts vorſetzen, und der Monarch der Gräber ſchickte ſich an, ſeinen kleinen Pathen zur Taufe zu halten. Nach der feierlichen Handlung ſagte er zum Vater des Kindes: „Geld habe ich nicht, denn das können nach der Ordnung der Natur meine Erwählten nicht mit ſich nehmen; Geld habe ich nicht, um meinem Pathen etwas einbinden zu können, doch werde ich Dir treulich helfen, wie und wo ich kann. Merke auf meinen Rath, drr Dir mehr frommen wird, als das reichſte Pathengeſchenk, und befolge ihn genau.“

„Am meiſten kann man als Arzt zu Brod und Ehren kommen, denn ſeit Adam's Fall hat das Menſchengeſchlecht ſtets an Leib und Seele gekränkelt, daher lege Du Dich jetzt auf's Kuriren der Kranken und beſuche dieſe immer ſelbſt. Wenn Du zu einem ſolchen gehſt, ſo wirſt Du auch mich da finden, obgleich nur Dir ſichtbar; aber gieb ja Acht, wo ich die Stellung genommen, ob am Kopf- oder Fußende des Krankenbettes. Steh ich an dem erſtern, dann muß der Leidende unwiderruflich ſterben, und in mein finſteres Reich eingehen. Du darfſt dreiſt verſichern, daß alle Mühe vergeblich ſey, des Kranken Rettung zu verſuchen. Wenn Du mich aber am Fußende des Bettes erblickſt, kannſt Du ohne Scheu Rettung und Freude verkündigen, auch wenn der Kranke in den letzten Zügen zu liegen ſcheint. Gieb ihm dann, um Deinen Namen groß zu machen vor der Welt, als auch, um auf die Dankbarkeit des Geretteten ſichern Anſpruch zu haben und Dir ein großes Vermögen zu erwerben, Pillen von Brod oder Mehl — und Tropfen von Waſſer — ſo wird die Täuſchung vollendet, Dein Name berühmt und Du reich werden."

Wer war froher, als Walter. Eine neue paradieſiſche Welt ſtand vor ſeinen trunkenen Blicken, ladete ihn ein, ſie ungeſcheut zu betreten, und ſich und die Seinigen geehrt und glücklich zu ſehen. Er wollte ſeinem Gevatter danken, doch dieſer war, wie alle Edlen, die dem Danke auszuweichen ſuchen, bereits verſchwunden.

Achthundert ein und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

War jetzt Walter nur erſt reich in ſeiner Phantaſie an Wünſchen und kühnen Hoffnungen, ſo ward er auch bald wohlhabend in der Wirklichkeit, denn er befolgte genau den Rath des mächtigen Gevatters. Man lachte anfänglich und ſpottete ſeiner, daß er ſich zum Arzte aufwerfen wollte; allein, als man ſah, daß ſein Ausſpruch jedesmal in Erfüllung ging, und ſeine Arzenei immer heilſamer anſchlug, da ward ſein Wirkungskreis, der ſich früher nur auf ſein Dorf und die nachbarlichen Orte beſchränkt hatte, ſo wie ſein Ruf, immer ausgebreiteter. Aus dem armen Manne war ein Schooßkind des Glückes und ein geſchickter Arzt geworden, der den berühmteſten Aerzten den Rang ſtreitig machte; deſſen Namen der Ruf durch das ganze Land trug.

Einſt war der Landesherr krank — gefährlich krank geworden, alle Leib- und Hofärzte, ſo wie die berühmteſten Doctoren der Nähe und Ferne wurden um das Krankenbett des fürſtlichen Dulders verſammelt, doch alle Einſicht und Erfahrung, alle Verſuche waren vergeblich, die Krankheit wollte nicht weichen, die verſammelten Aerzte entſchieden, der Fürſt könne nicht gerettet werden, man müſſe ſeinem Tode entgegen ſehen.

Die Fürſtin war untröſtlich, die Unterthanen trauerten im tiefſten Herzen um den Verluſt des geliebten Landesvaters, für deſſen Leben ihre Gebete umſonſt zum Himmel emporgeſendet waren, da berichtete der Hofnarr die Thaten des Wunderdoctors im Gebirge. Sogleich wurde unſer Walter mit aller Schnelligkeit in das Schloß zu Dresden an das Krankenbette des Fürſten geholt. Die Fürſtin beſchwor ihn, ſeine ganze Kunſt zu erſchöpfen, ihren Gemahl für ſie und das Land zu retten, und verſprach ihm die reichſte Belohnung. Die Leibärzte ſetzten ihm mit unterdrücktem Achſelzucken den Gang der Krankheit aus einander, doch war der erſte Blick Walters auf das Fußende des Bettes gerichtet — weh, der Gevatter Tod war nicht da. Mit Zittern und lautklopfendem Herzen hob er ſeinen Blick nach dem Kopfende, und ſiehe! der ſtrenge Gevatter ſtand ſo feſt da, wie eine Marmorſäule.

Walter war kaum ſeiner Sinne mächtig, blickte verlegen bald den Kranken, bald den finſtern Monarchen des Todes an. Er kannte den feſten Sinn des Gevatters, der nie von ſeinem Platze wich. Er nahte ſich ihm bittend: „lieber Gevatter, geh' doch nur diesmal an das Fußende“ — ein den Andern unhörbares Nein des Todes war die Antwort auf ſeine Bitte. Ein kühner Gedanke durchflog ſeinen Kopf. Walter gebot den Anweſenden, das Bette des Kranken umzudrehen, daß das Kopfende da zu ſtehen käme, wo jetzt das Fußende ſey, weil es ſo einen nachtheiligen Standpunkt habe. Die Aerzte lächelten, der Befehl wurde auf der Stelle ausgeführt, Gevatter Tod, der ſich überliſtet ſah, verließ zornig das Gemach — und der Fürſt erholte ſich zuſehends. Walter erklärte: alle Gefahr ſey vorüber, und man dürfe der gänzlichen Geneſung bald verſichert ſeyn. Die Fürſtin zog den erfreuten Doctor an die Tafel, ließ ihn durch ihre Pagen bedienen und ſchenkte ihm nebſt einer großen Summe Geldes auch ein prächtiges Haus in der Neuſtadt, am Ende der ſchönen Dresdener Brücke — welches der Wunderarzt nun mit ſeiner Familie bezog und darin herrlich und in Freuden lebte. Alles hatte er vollauf, das Einzige, was ihm nur zu fehlen ſchien, war ein langes Leben, um ſein Glück recht genießen zu können. Schrecklich war es daher unſerm Wunderarzte, als der über ſeinen letzten Streich erzürnte Gevatter Tod ſich bei ihm einſtellte, um ihn von der Erde abzurufen.

Wie Donner des Himmels erklangen ihm die Worte des Ferſenmannes, ſie übermannten ſein Gefühl, daß er betäubt hinſank. Endlich nahm er zu Bitten ſeine Zuflucht, doch der Gevatter blieb unerbittlich. „Mache Dich bereit und verſöhne Dich mit Gott und Deinem Gewiſſen,“ ſagte er zu dem ſchlauen Walter — der ihm ſchnell erwiederte: „vergönne mir nur, ein Vater Unſer zu beten,“ was ihm der Tod auch feierlich zugeſtand.

Der Heuchler fing nun an: „Vater Unſer“ und ſagte weiter kein Wort. „Bete fort,“ erinnerte gelaſſen der Gevatter, „Du haſt doch wohl das allbekannte ſchöne Gebet nicht vergeſſen!“ — „Das nun wohl eben nicht, aber ich bete nicht weiter. Du haſt mir ſo lange Leben vergönnt, bis ich ein Vaterunſer gebetet, aber keine Zeit beſtimmt, in welcher es geſchehen muß. Wenn ich es nun erſt in Jahrhunderten beende, handle ich gar nicht gegen unſern Vergleich, und ſobald lieber Gevatter, wird es nicht geſchehen.“

„Verſchmitzter Wurm, der ſich gegen die ewigen Mächte des Himmels und die Geſetze der Natur auflehnt, und meine Langmuth mißbraucht, nur aus Liebe zu meinem Pathchen habe ich Geduld mit Dir,“ ſagte der erzürnte Tod und verſchwand.

Nun athmete Walter wieder frei, lebte in Saus und Braus, erſtaunte ſelbſt ob ſeiner Liſt, und ließ, um ſeinen Gevatter doch etwas zu verſöhnen das Conterfei deſſelben in Stein aushauen und an der Ecke ſeines Hauſes befeſtigen; dort ſieht man ihn noch auf den heutigen Tag wie er den Wanderer über die ſchöne Elbbrücke mit Stundenglas und Hippe ein gewichtiges memento mori zuruft.

Achthundert zwei und vierzigſte Nacht.

Schluß der vorigen Sage.

Einſt ward Walter gegen Abend zu ſeinem auf dem Jagdſchloß Moritzburg erkrankten Fürſten gerufen. Er machte ſich auf den Weg um noch vor der Nacht durch den dichten Wald zu kommen, als er nah am Wege ein Stückchen beſchriebenes Pergament vom

Winde dahintreiben ſah. Er ließ es ſich reichen, Neugierde trieb ihn die lateiniſche Schrift die er nur mit Mühe herausbuchſtabirte zu enträthſeln: als plötzlich mit dem letzten Worte des Geleſenen wie ein Schreckensgeſpenſt der Gevatter Tod in ſeiner ganzen Furchtbarkeit vor ihm ſtand.

„Jetzt biſt Du mir verfallen und kannſt mir nicht mehr entgehen“ donnerte der Tod den erſchrockenen Walter an. „Du haſt das lateiniſche Vaterunſer geleſen, und Deine erbärmliche Liſt habe ich Dir nun mit gleicher Münze bezahlt.“

Der eiſerne Würfel war gefallen, Walter ergab ſich in ſein Schickſal und trug ſeinem Kutſcher mit ſchwerem Herzen auf, ſeiner Familie das letzte Lebewohl zu bringen.

Des Arztes ſtumme Ergebung in den ſtrengen Schluß des Schickſals hatte des Gevatters Mitleiden erregt, er fühlte menſchlich deſſen Bedrängniß und göttlich in ſich den Beruf ihn auf die Verirrungen ſeines Lebens aufmerkſam zu machen. Willig folgte Walter dem Könige der Gräber auf ſeinem letzten Gange. Während deſſen hatte er Zeit vollauf ſich den heiligſten Betrachtungen über ſein verfehltes Leben zu weihen. Sein Gewiſſen erwachte und er fühlte innige Reue. So war er in Begleitung ſeines Gevatters an eine Höhle gekommen, die dieſer als den Eingang in ſein unterirdiſches Reich bezeichnete. Schweigend und voll Grauen betrat ſie Walter und ſah vor ſich eine gewölbte Halle die zu beiden Seiten von ſchwarzen Säulen gehalten wurde. Nun kam er an eine Thür, berührte ſie und weit auf ſprangen ihre großen Flügel. Walter wäre beinahe zu Boden geſunken, ſo blendeten ihn unzählige Lichter, die einen weiten unabſehbaren Saal erleuchteten.

„Bei Dir geht es hoch her,“ ſagte der Erſtaunte; „ich glaubte immer, Du lebteſt ganz einſam und ſtille, doch ſcheint es mir jetzt als ob Du Feſte feierſt, wie dieſe prächtige Erleuchtung zeigt.“

„Wohl lebe ich ſtill und einſam,“ erwiederte der Tod, „doch ſolche Erleuchtung iſt immer bei mir, denn dieſe brennenden Lichter ſind die Lebenslichter der Menſchen auf Erden. Einige ſind lang, einige kurz; ſobald das Licht verliſcht, muß der Menſch ſterben, deſſen Leben es andeutet, und wenn er auch Kronen trüge.“

„Wo iſt denn das meinige?“ fragte ſchnell der Arzt. „Hier,“ antwortete der Gevatter, und zeigte auf ein faſt ausgebranntes Licht, deſſen Docht umzufallen drohte.

„O weh, ein ausgebranntes Stümpfchen!“ ſeufzte Walter und bat ängſtlich, noch ein kleines Endchen für ihn anzuzünden, damit er Zeit gewänne, mit Ruhe und Andacht zu beten. Er wolle nur die Huld des Himmels anflehen, ihn für ſeine aufrichtige Reue nicht die Pforten des Paradieſes zu verſchließen.

Mitleid befiel den Tod mit der reuigen Angſt des Arztes, und er erlaubte ihm aus einer Menge daliegender Kerzen ein Stümpfchen zu wählen, und ſie am faſt erlöſchenden Docht ſeines Lebenslichtes anzuzünden. Gierig eilte Walter dorthin, ergriff die größeſte ſchwerſte Kerze, um ſich noch ein recht langes neues Leben zu ſichern; — doch in ſeiner Gier verlöſchte er beim Anzünden die ſchwache Flamme — und todt ſank er zu den Füßen ſeines Gevatters.

„Thränen der Reue ſind der Schmuck des Verirrten und ſtammen von oben; wenn ſie fließen, winkt der Himmel Verſöhnung“ ſagte der Tod, und himmliſche Töne klangen dieſe Worte dem reuigen Walter.

Achthundert ein und vierzigſte Nacht.

„Claudine hat uns die Sage vom Gevatter Tod auf freundlichere Weiſe erzählt, als ſie mir bekannt iſt,“ nahm dieſen Abend die Freifrau das Wort. „O bitte, erzähle uns die Sage wie Du ſie kennſt,“ ſagte Clara, „es iſt für uns Alle gewiß intereſſant, ſie noch auf andere Weiſe zu hören, denn die verſchiedenen Abweichungen nach denen Sagen und Mährchen erzählt worden, ſind für den Sammler nicht ohne Wichtigkeit.“

Alle ſtimmten Almas Wunſche bei und die Freifrau begann:

Vor vielen Jahren lebte ein Mann, welcher nichts beſaß als eine kleine, verfallne Hütte ein Weib und zwölf Kinder. Das Unglück verfolgte ihn, und ſeinem angeſtrengteſtem Fleiße gelang es nicht, für ſich und die Seinen hinreichend Brot zu ſchaffen. Anhaltender Mangel erbitterten ihn, und er fing an ſich ſo ſehr nach Gelde zu ſehnen, daß ſein Wunſch ihm die abenteuerlichſten und gefährlichſten Plane, um Geld zu erreichen, eingab.

Um ſein Unglück noch zu vergrößern, fand ſich noch ein dreizehntes Kindlein zu ſeiner Kinderſchaar; die Wöchnerin lag tödtlich krank der Hülfe bedürftig auf ihrem Lager, das dreizehnte Kindlein ſchrie mit den übrigen zwölfen nach Nahrung und der arme Vater wußte vor Angſt und Sorge weder wo aus noch ein. „Ich habe nicht einmal Gevattern zu dem Kindlein!“ ſagte er ingrimmig und bin bereit es mit dem Tode ſelbſt aufzunehmen, er holt weder mich noch Eins von den meinen, denn er kommt nur zu den Reichen und Glücklichen!“

„Ich komme zu Dir auch!“ ertönte jetzt eine tiefe Stimme, und als der arme Mann ſich umſah, erblickte er den leibhaftigen Tod vor ſich, welcher ſich freundlich zum Gevatter des Armen erbot, und von dieſem auch ſogleich als ſolcher begrüßt wurde. Seinem Weibe ſagte nun freilich der Mann nichts von ſeinem Gevatter, und die Taufe wurde ganz ruhig vollzogen, denn der Tod wußte ſich ſehr gut zu benehmen, ganz als ſei er ein lebender Menſch.

Als das Kindlein getauft war, zog der Tod ſeinen Gevatter bei Seite und ſprach: „Gevatter ein Angebinde für das Kindlein habe ich nicht, aber ich will Euch auf andere Weiſe beſchenken. Ihr ſollt forthin ein Arzt ſein und große Curen verrichten. Seht Ihr mich zu des Bettes Füßen, ſo wird der Kranke geneſen, ſtehe ich zu des Bettes Häupten, iſt er verloren.“

Der Gevatter war es zufrieden, er gab ſich ſogleich in der ganzen Gegend für einen Arzt, aus und da er ſo ſicher vorherſagen konnte, ob der Kranke geneſen würde oder nicht, gewann er ſich bald einen großen Ruf.

Er verdiente Geld, aber immer noch nicht genug, ſein Geiz artete zuletzt in Habſucht aus; je mehr er hatte, deſtomehr wünſchte er zu beſitzen.

Als er nun eines Tages zu einem reichen Manne gerufen wurde und deſſen Tod verkündete, ſprach dieſer: „mein halbes Vermögen, Doctor! wenn Ihr mich rettet.“

Der Arzt winkte dem Tode, und bat ihn ihm zu dem Gewinne zu verhelfen.

„Es kann nicht ſeyn!“ flüſterte dieſer, „ich muß ein Leben haben und kann Jenen nur retten, wenn Du mir dafür ein andres Leben, welches noch länger gedauert hätte, opferſt!“

„Ein anderes?“ fragte der Arzt.

„Ja!“ ſprach gleichgültig der Tod, „etwa eins Deiner Kinder.“

„Der Tod ſcherzte,“ dachte der Mann, deßhalb ſagte er lächelnd, „meinetwegen!“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo verſchwand der Tod, der Kranke genas und beſchenkte den Arzt reich, doch an demſelben Tage, ſtarb Abends das älteſte ſeiner Kinder.

Der Vater betrauerte ſein Kind und zürnte heftig dem Tode, aber dieſer hörte alle ſeine Vorwürfe mit eiſiger Kälte an, und der Mann vergaß endlich über ſeinem Reichthume ſeinen Sohn.

Des Arztes Ruf vergrößerte ſich täglich, er wurde immer reicher, und nun trachtete er darnach, ſich eine Million zu erwerben.

Als ihm nun einſt von einer Fürſtin eine große Summe für die Rettung ihres Gemahls verheißen wurde, bat er wieder den Tod, ihn zu unterſtützen und opferte — mit dem Gedanken: „ich habe ja mehr Kinder“ — ſeinen zweiten Sohn.

Der Arzt beſaß eine Million und der Tod fragte ihn: ob er ſich nun zur Ruhe ſetzen wolle, aber dieſer wünſchte ſich jetzt eine zweite Million und war in ſeinem Streben eifriger als jemals.

Lange Zeit hatte er den Tod zu des Bettes Füßen erblickt, als er aber einſtens bei einem hohen Manne zu den Häupten ſtand, ſiegte die Habſucht wieder über das Vatergefühl und er opferte ſein drittes Kind.

Um die Thränen ſeines Weibes nicht zu ſehen trennte er ſich von ihr, ließ ſich in einer großen Reſidenz nieder und ſandte den Seinen ſo viel ſie bedurften.

Unerſättlich im Golde opferte er nach und nach alle ſeine Kinder bis auf das letzte, deſſen Pathe der Tod war. Sein Weib und das letzte Kind, dies gelobte er ſich heilig, wollte er um keinen Preis opfern.

Er verließ die Reſidenz, zog wieder zu ſeinem Weibe und überſchüttete ſie und das Kind, mit Gaben und Zärtlichkeit.

So lebte er mehrere Jahre, ſein Weib verſchmerzte nach und nach den Verluſt ihrer Kinder und hängte ſich mit unendlicher Zärtlichkeit an ihren kleinen Sohn, welcher wirklich außerordentlich ſchön und klug war.

Der Arzt hatte jetzt ſeine Habſucht ziemlich abgelegt, es kränkte ihn nur, daß er von Vielen, ungeachtet ſeiner großen Curen für einen Pfuſcher gehalten wurde, und wünſchte ſich jetzt, eben ſo ſehnlich als er ſich früher Reichthümer gewünſcht hatte, Titel und Ehrenbezeugungen.

Da wurde er eines Tages aus ſeinem ſtillen Hauſe in die Hauptſtadt des Reiches geholt, denn der Kaiſer war zum Tode krank und der Arzt ſah ſeinen Gevatter zu des Bettes Häupten ſtehen.

Der kranke Monarch verſprach dem Arzte Reichthümer, Titel und Orden, wenn er ihn am Leben erhalten könnte, und der Vater zitterte bei den Gedanken: für des Kaiſers Leben, ſein letztes Kind dem Tode zu opfern, aber mächtig regte ſich der Ehrgeiz wieder und ſeinen Gevatter vom Bette wegwinkend, rettete er den Kaiſer. Als er heim kam, bebend und dennoch hoffend, denn ſein letztes Kind hatte ja den Tod zum Pathen, fand er es ſchon im Sarge. Jetzt rief er ſeinen Gevatter an und beſchwor ihn, ſich doch über ihn zu erbarmen und in ſein Reich zu nehmen, aber der Tod kam nicht. Je mehr ſich der Arzt nach ihm ſehnte, deſto weiter ſchien der Tod ſich von ihm zu entfernen Alt und lebensmüde fand er ihn erſt nach Jahren, ſein Weib war ihm längſt vorangegangen.

„Eine grauſige Sage!“ rief Franz, die Kerzen waren tief herabgebrannt und Alle begaben ſich in ernſter Stimmung nach ihren Gemächern.

Achthundert vier und vierzigſte Nacht.

Heute las der Caplan Sagen vor, welche Küttner geſandt hatte. Sie folgen hier:

Gewiß wird es Ihnen allen ſchon aufgefallen ſein, wie ſo manche Sagen in jeder Stadt vorgefallen ſein ſollen. So zeigt man faſt überall an einem Thurme die Lucke, und auf dem Kirchhofspflaſter den Stein, wo der Schüler, der ein Rabenneſt ausnehmen wollte, und ſich der ungleichen Zahl der Jungen wegen mit ſeinen Collegen, die das Bret hielten, worauf er zum Thurm herausgeſtiegen war, entzweiten, durch die Luft, welche ſich in ſeinen Mantel gefangen glücklich, und ohne Schaden herabfiel. — Faſt in allen Städten erzählt man, wie vor alten Zeiten von einer Kirche oder dem Rathskeller ein geheimer unterirdiſcher Gang nach einem Kloſter geführt habe, der jetzt verſchüttet ſei. Mönchen hätte er gedient, mit den Nonnen geheime Liebeszuſammenkünfte halten zu können. Jetzt ſei der Gang verſchüttet — doch wer nur den Muth habe ihn wieder zu betreten, könne Beſitzer von großen dort verborgenen Schätzen werden. Einige noch mit beſonders-intereſſanten Umſtänden verbundene Sagen ſind mir im Gedächtniß geblieben. Vor allen die Sagen vom

Pfeiler in Prenzlau.

Dort ſoll nach den Verſicherungen alter Chroniken von der St. Marienkirche ein unterirdiſcher Gang nach dem alten Rathhauſe, worin auch die Hauptwache, und nach dem vor dem Schwerdter Thore gelegenen jetzigen Hoſpitale, ehemaligen Ritterburg, St. George geführt haben, und iſt die Stelle noch jetzt an der Jüdenſtraße durch einen ohngefähr neun Quadratfuß großen eingerammten Stein bezeichnet.

Als einſt vor langen Jahren ein königlicher Prinz das dort garniſonirende Regiment befehligte, hatten ſich zwei Soldaten eines ſo großen Vergehens ſchuldig gemacht, daß ſie hingerichtet werden ſollten.

Zu derſelben Zeit ereignete es ſich daß bei der Hauptwache der Gang ſo einſtürzte, daß eine Oeffnung ſichtbar wurde. Der Befehlshaber, von Neugierde getrieben, ließ nun den beiden Verbrechern die Wahl, entweder dieſen Gang zu durchwandern, und ihm Kunde zu bringen von dem, was ſie geſehen hätten, oder zu ſterben. Sie wählten das erſtere.

Der Erſte kam nicht wieder zum Vorſchein, hingegen berichtete der Zweite:

Als ich eine Strecke meinen Weg verfolgt hatte, kam ich an eine große eiſerne Thüre; ich öffnete ſie und erſtaunte nicht wenig, hier ein hellerleuchtetes Gemach zu finden, worin eine zahlreiche Verſammlung von Leuten, ganz altmodiſch gekleidet, mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt waren; ſie gaben keinen Laut von ſich und verſtändigten ſich nur mit Mienen und Geberden. Der eine von ihnen, ein alter Mönch, zeigte auf eine andere Thüre, ich öffnete dieſelbe ebenfalls und ſah hier mehrere mit Geldzählen beſchäftigte Männer, von denen der eine, auf einem Throne ſitzend, mich folgender Geſtalt anredete:

„Prenzlau iſt ſchon zwei Mal durch Feuersbrunſt zerſtört worden, es hüte ſich, daß dies nicht zum dritten Male geſchehe; ſollte es aber dennoch der Fall ſein, ſo wäre, in einem Pfeiler der Marienkirche noch ein ſo großer Schatz vorhanden, wofür es wohl drei Mal wieder erbaut werden könnte."

Hierauf mußte ich mich wieder entfernen, ſetzte im Gange meine Wanderung fort, und war froh, in St. George das Tageslicht wieder zu erblicken. —

Die Decke der Marienkirche iſt nach Art aller großen Kirchen gewölbt und ſtehen im Schiff derſelben zwei Pfeiler; einer in der Mitte iſt wirklich hohl, und dieſem gegenüber befindet ſich ein Bildniß, welches mit dem Zeigefinger auf dieſen Pfeiler hinzeigt. Es ſollen auch nach der Ausſage glaubwürdiger Perſonen noch im Anfange dieſes Jahrhunderts Mönche aus dem Oeſtreichiſchen nach Prenzlau gekommen ſein, welche den Pfeiler in der Kirche eifrig betrachtet haben und heimlich des Nachts in die Kirche zu dringen gedachten, an ihrem Beginnen aber gehindert wurden.

Achthundert fünf und vierzigſte Nacht.

Einer ähnlichen Sage hat die ſchöne Gräditzburg in Schleſien ihre Zerſtörung durch Wallenſteins Krieger zu danken. Dieſe fanden bei der Eroberung derſelben eine in Stein ausgehauene Eſelin mit der räthſelhaften Unterſchrift:

Wer findt, mein Kind
Das ſchöne Füllen,
Kann ſich den Sack mit Golde füllen.

Man glaubte nun irgendwo ein mit Gold ausgeſtopftes Eſelfüllen zu finden und ſprengte deßhalb alle Gewölbe und Mauern der ſchönen Burg, die ſo ſehr zur Zier der reizenden Gegend beitrug.

Dabei fällt mir noch eine Fabel ein, welche ich in der ſchleſiſchen Kern-Chronik geleſen.

Als Johann Beer, eines Beckers Sohn aus Schweidnitz, um das Jahr 1570 auf dem Zobtenberge umher ſpazieret, ſei er an eine ſchöne Grotte gekommen, wohinein er getreten, die Wunder der Natur auf philoſophiſche Weiſe zu beſchauen und Gott ſeinen Schöpfer darüber zu loben. Ein furchtbarer Sturm hinderte ihn am Eindringen. Er ging zurück, ſich mit dem Pfande des Herrn verſehen, und am Sonntage Quaſimodogeniti beſtieg er wieder den Berg, kommt in den engen Gang von ſchönem grün und weißgeſprengtem Marmor. Bald kommt ihn ein lichter Schein durch eine Kluft entgegen — er nahte ſich weiter und fand eine große Thür. Nachdem er zu dreien Malen im Namen Gottes daran geklopft — öffnet ſich die Thür und er ſieht mit Verwunderung drei lange abgemagerte Männer um einen runden Tiſch ſitzen, welche ſehr trübſelig ausſahen und ein ſchwarzſammet- mit

Gold beſchlagen Buch vor ſich auf dem Tiſch liegen hatten.

„Friede ſey mit Euch!“ rief er ihnen entgegen; ſie antworteten mit Furcht und Zittern: „Hier iſt kein Friede! Wir erwarten hier mit Schrecken das Gericht Gottes für unſere böſen Thaten.“ Darauf erblickte er hinter einem Vorhange eine Menge mörderiſcher Waffen, Gerippe von Ermordeten, und, gleich einem Meßkram, eine Menge Geld, Koſtbarkeiten und geraubter Edelſteine, woraus er entdeckte, daß ſie Räuber und Mörder geweſen, welche die Wanderer hier getödtet und die geraubten Schätze in der Höhle verborgen — nun nicht zum ewigen Leben eingehen können.

Nachdem er ſie mit drei Kreuzeszeichen gebannt, bemächtigte er ſich der Koſtbarkeiten und erbauete davon die Abtei Gorkau, am Fuße des Zobten. Als die Kirche daſelbſt eingeweihet, iſt mit Krachen die Höhle zuſammengeſtürzet und Niemand hat wieder den Eingang finden können.

Eine der ſonderbarſten Legenden hörte ich in der Stadt Zerbſt, im Anhaltiſchen Lande. Auf dem alterthümlichen Markte, deſſen Rathhaus auch ein coloſſaler Roland ziert, ſtehet eine ſchlanke, hohe Säule, auf deren Spitze man ein goldnes Frauenbild erblickt. Es iſt dies zum Gedächtniß eines reichen Ritterfräuleins, deren Ahnen große Beſitzthümer um die Stadt herum hatten und von denen alle Bewohner derselben ihren Bedarf an Butter nehmen mußten. Mit dieſem Fräulein ſtarb indeſſen der Stamm aus. Sie ſchenkte alle ihre Güter und auch ihre genannte Gerechtſame der Statt, bedung es ſich aber ausdrücklich, daß immerfort ihr Bildniß in der beſchriebenen Weiſe erhalten werden müſſe, widrigenfalls ein Nebenſtamm der Familie das alte Recht wieder geltend machen könne. Zu dieſem Behuf ſoll auch immer ein zweites Exemplar des Denkmals auf dem Rathhauſe vorräthig ſeyn, falls das alte zu Grunde ginge. Man nennt die kleine Statüe nur das Butterfräulein. Sehr komiſch ſoll es geweſen ſeyn, als in den Kriegsjahren 1813 die Ruſſen, welche durch die Stadt zogen, hier vor der Statüe ihre Andacht verrichteten, in dem Wahn, es ſey zu Ehren der Kaiſerin Catharine II. errichtet, welche hier geboren wurde und deren Wiege man noch im Schloſſe zeigt.

Achthundert ſechs und vierzigſte Nacht.

Der Caplan trug heute noch folgende ſchauerliche Sage vor:

Der verſchwundene Schatz.

In Warmbrunn wohnte ein ſtiller Handwerker in einem entfernten, einſamen Hauſe. Er lebte in großer Armuth, ging faſt mit keinem Menſchen um, und beſchäftigte ſich, wie man erzählte, mit chemiſchen Verſuchen, hoffte die Goldtinktur zu finden und durch geheime Kunſt große Schätze zu erwerben. Oft ging er einſam in den wilden Gebirgen hinter dem Kynaſt, verlor ſich in den dichten Wäldern und kam in der Dämmerung erſt wieder zurück. Einem einzigen Manne, mit welchem er öfters ſprach, hatte er vertraut, wie das wilde Gebirge ihn mit geheimer Kraft anzöge, wie ihm das Herz aufginge in den einſamen Schluchten, und wie dort für ihn das Geheimniß ſeines Lebens und große Schätze verborgen wären.

Einſt, als er ſo, trübſeliger als gewöhnlich, hoch in dem Gebirge, unter düſtern Tannen wanderte, ſah er in der Ferne ein helles Leuchten; er kam näher und entdeckte eine Gitterthüre, die eine erleuchtete Höhle verſchloß. Darinnen nahm er große offne Kiſten wahr, in dieſen erblickte er große Schätze an Gold und Silber und Edelſteinen, und das röthliche Gold ſchien ihm wie mit geheimem Zauber zu winken.

Eine große Geſtalt ſtand dicht neben ihm. „Alle dieſe Schätze ſind Dein,“ ſagte ſie, „nur merke Dir die Stelle genau; wenn Du in drei Tagen wieder kommſt, wird die Gitterthüre offen ſeyn.“

Die Bäume ließen durch eine lichte Stelle einen freien Blick in das breite Thal offen. Links vom Kynaſt weg erkannte man den Thurm in Hermsdorf, kaum hinter dem Berge hervorragend; über der Ruine lag der Thurm von Warmbrunn und im Hintergrunde Hirſchberg. Die Geſtalt zeigte die Stellung der Thürme und entfernteren Gegenſtände gegen einander äußerſt genau. „Präge Dir es wohl ein! wenn Du die Stellung grade ſo wieder erkennſt, haſt Du die Stelle gefunden; wenn Du Dich dann umſiehſt, wirſt Du die Höhle erleuchtet und eröffnet finden und glücklich ſeyn."

Der beſtürzte und entzückte Handwerker ſtrengte ſich an und übte ſich auf alle Art, ging weg, kam wieder, und glaubte endlich ſeiner Sache gewiß zu ſeyn.

„Da haſt Du eine Schaumünze," ſagte die Geſtalt, „damit Du nicht alles für einen bloßen Traum hältſt," gab ihm eine goldne Münze mit fremder, räthſelhafter Inſchrift und verſchwand. Als der arme Mann ſich umſah, war auch die Höhle verſchwunden, und er würde alles für ein Gaukelſpiel gehalten haben, wenn nicht die goldne Münze ihn von der Wirklichkeit überzeugt hätte.

Nachdenklich ging er zu Hauſe, merkte ſich jeden Schritt, bezeichnete einige Bäume, und eilte am dritten Tage ungeduldig, die Stelle zu ſuchen. Er fand die bezeichneten Bäume, er erkannte den Fußſteig, er ſah den Fels in der Ferne, und verſuchte nun, ſich in der Gegend zurecht zu finden. Der Hermsdorfer Thurm erſchien ſchon links neben dem Kynaſter Schloßberge hervortretend, aber er konnte den Thurm von Warmbrunn nicht über der Ruine finden. Endlich nach langem, unruhigem Suchen ſah er ihn, aber der Hermsdorfer hatte ſich tückiſch hinter den Berg verſteckt. Er ward unruhig, er ſtieg hinauf und herunter, ſtellte ſich tiefer hinein und weiter hervor, nun rechts, dann links. Bald ſchien ein Theil der Gegenſtände in der richtigen Stellung, er ſuchte die übrigen, dann verſchoben ſich die erſten. Der Angſtſchweiß floß von ſeinem Geſichte herunter, die Augen fingen an wild zu rollen, immer emſiger ſuchte er die wahre Stellung, immer furchtbarer ſtarrte er in die Gegend hinein.

„Da — ſo! — ich habe es!“ und für einen Augenblick erheiterte ſich ſein Geſicht. — Aber wie er wieder hinſah, war alles anders. So von der furchtbarſten Pein fortdauernd getäuſchter Erwartung bis zur höchſten Verzweiflung gequält, blickte er bald von dieſer, dann von jener Stelle in die Gegend hinaus, bis die Dämmerung alle Gegenſtände verbarg. Im Wahnſinn verſunken, ſuchte er die Stellung jeden dritten Tag auf dieſelbe qualvolle Weiſe immer vergebens wieder.

„Grauſenhaft!“ rief der Freiherr, als Franz geendet hatte, „ja wahrlich! ſolch’ vergebenes Suchen und Ringen muß zum Wahnſinn führen, und es bedarf dabei nicht erſt des unheimlichen Spucks des tückiſchen, ſchadenfrohen Berggeiſtes.

Achthundert ſieben und vierzigſte Nacht.

Dieſe Nacht erzählte Franz nachfolgende ſpaniſche Sage:

Dom Pedro der Grauſame.

Dom Pedro, König von Kaſtilien, mit dem Zunamen der Grauſame, trug noch nicht lange die Krone ſeiner glorreichen Vorfahren, als das Volk ſchon erkannte, wie er weniger den Namen des Grauſamen, als den des *Gerechten, Unerbittlichen* verdiene. Aber Dom Pedro trug einen furchtbaren Feind in ſich: den Jähzorn! Ueberkam ihn dieſer, ſo ſchonte er Niemanden; wehe dem, der es dann wagte, ihm in den Weg zu treten.

Als einſtmals Dom Pedro in einfacher Kleidung allein und unerkannt die Straßen von Madrid durchſtrich, erblickte er eine junge, hübſche Bürgersfrau, welche in einem Laden Gold- und Silberwaaren feil hielt. Der König trat in den Laden, und kaufte, ohne ſich zu erkennen zu geben, einige Ketten und Ringe um hohen Preis, und da ihm die junge, freundliche Frau wohlgefiel, ſo ſcherzte er mit ihr, und verſprach, bald wieder zu kommen, um noch mehr zu kaufen.

Solches hatte ein Nachbar gehört, und als der abweſend geweſene Goldſchmied nach Hauſe kam, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als zu ihm zu laufen und insgeheim ihm zu entdecken, wie ein junger, dem Anſchein nach vornehmer Herr ſich um die Gunſt der jungen Frau bemühe.

Der Goldſchmied, welcher ſchon bejahrt war, und ſehr eiferſüchtig, gerieth in den heftigſten Zorn über das, was er von ſeinem Nachbar erfuhr, und ſchalt ihn einen Lügner und Verläumder, der eine rechtſchaffene, junge Frau durch falſche Anklagen zu beſchimpfen trachte. Der Nachbar verſetzte: „Von der Schuld oder der Unſchuld Deiner Frau habe ich nicht geredet, ſondern nur davon, daß ein junger Don ſich um ihre Gunſt bemüht. Davon aber magſt Du Dich ſelbſt überzeugen, wenn Du es klug anfängſt; ich habe mir die Stunde gemerkt, wo er gewöhnlich durch dieſe Straße luſtwandelt; komm morgen um die Mittagszeit zu mir, und wart' es ab, da kannſt Du ſehen, was geſchieht.“

Der Goldſchmied war dies zufrieden, und begab ſich am andern Morgen von ſeinem Hauſe fort, indem er ſeiner Frau ſagte: er werde erſt am Abend wieder zurückkehren. Er ſchlich aber durch eine Hinterthür in des Nachbars Haus und lag dort auf der Lauer.

Um die Mittagsſtunde kam wirklich Dom Pedro in ſeiner gewöhnlichen Verkleidung die Straße herab, und blieb vor dem Laden des Goldſchmieds ſtehen. Alsbald erſchien die hübſche, junge Frau am Fenſter, freundlich lächelnd, und Dom Pedro trat in's Haus. Als der alte Goldſchmied dies gewahrte, gerieth er außer ſich vor Wuth; denn nichts ſchien ihm gewiſſer, als daß der fremde Don im Einverſtändniß mit ſeiner Frau lebe. Heftig forderte er ſeinen Nachbar auf, ihn zu begleiten, um ihm als Zeuge wider ſein treuloſes Weib zu dienen. Dem hämiſchen Nachbar war dies eben recht, und er folgte ohne Widerrede dem Goldſchmied in deſſen Laden.

Dort angelangt, fuhr der thörichte Alte auf den König los — welchen er ſo wenig, wie der Nachbar, erkannte — ſchalt ihn einen ehrloſen Buben und Verführer, und packte ihn in blinder Wuth, um ihn zum Laden hinaus zu werfen, dem Nachbar zurufend, mit anzugreifen, was dieſer denn auch that.

Aber Dom Pedro ſchleuderte mit Rieſenkraft den alten Goldſchmied, ſo wie den jüngeren Nachbar von ſich, riß ſein Schwert aus der Scheide, und im Moment darauf lagen beide Angreifer, in ihrem Blute ſich wälzend, zu ſeinen Füßen.

Die junge Goldſchmiedsfrau erhob bei dieſem Anblick ein Jammergeſchrei, der Mordruf tönte durch die Gaſſe, Volk und Wachen ſtrömten herbei, den Mörder zu fangen; aber erſchrocken wichen die Häſcher zurück, als Dom Pedro ſtolz ihnen entgegentrat. „Der König!" riefen ſie, und ſenkten ehrfurchtsvoll ihre Waffen, das Volk entfloh zitternd, und langſam, finſter ſinnend, ſchritt Dom Pedro dem königlichen Schloſſe zu.

Hier hielt Franz inne, da die Mitternachtsſtunde ſchlug, verſprach aber für die folgende Nacht die Fortſetzung ſeiner Erzählung.

Achthundert acht und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In ſeinem Schloſſe angelangt, bereute Dom Pedro insgeheim bitter den verübten Doppelmord, und es wurde bei Leib und Leben dem Volke verboten, nur eine Sylbe darüber zu reden. Wie ſehr aber erſtaunte Dom Pedro, als er noch am nämlichen Tage von dem Oberrichter ſeiner Hauptſtadt eine Ladung erhielt, ſich vor die Schranken des Blutgerichts zu ſtellen, um über den verübten Doppelmord Rechenſchaft zu geben.

Der König theilte ſeinen Höflingen und den Oberſten ſeiner Leibwache die empfangene Ladung mit, und dieſe riethen ihm, alſogleich den frechen Oberrichter an den erſten beſten Galgen aufhängen zu laſſen. Darein willigte nun zwar der König nicht, aber er ließ den Oberrichter fragen, ob er den Verſtand verloren habe, daß er es wage, ſeinen König und Herrn vor das Blutgericht zu laden

Der Oberrichter antwortete: „Der glorreiche König Dom Pedro von Kaſtilien hat mich geſetzt, Recht zu ſprechen in ſeiner Hauptſtadt Madrid, und zu ſtrafen die Frevler und Mörder. Keiner, wer es auch ſey, darf dem Geſetze ſich entziehen, am allerwenigſten der König. Dom Pedro iſt des zwiefachen Mordes beſchuldigt, das Geſetz iſt ſein Ankläger. Er erſcheine, höre die Anklage, vertheidige ſich, und erwarte: daß ihm Recht geſprochen werde. Was mich betrifft, ſo bin ich meines Königs getreuſter Unterthan. Will er mich meines Amtes und ſomit der mir verliehenen Gewalt und der beſchwornen Pflicht: Recht zu ſprechen und zu ſtrafen, entheben, ſo bin ich das zufrieden; ſo lange ich aber Oberrichter ſeiner getreuen Hauptſtadt bin, kann ſelbſt der König mir die mir zuſtehende Gewalt nicht ſchmälern, ich werde ſie und meine Würde behaupten. Mein Leben ſteht in Gottes Hand, wie das des Königs, der dereinſt über Ihn, wie über mich richten wird.“

Als Dom Pedro dieſe Antwort erhielt, erblaßte er vor Zorn und Beſchämung, und ſeine Höflinge und Oberſten riethen ihm abermals: doch den frechen Oberrichter ohne weiteres hängen zu laſſen; aber Dom Pedro warf den Augendienern einen Blick zu, davor alle erſtarrten, und rief: „Schweigt, Elende! der Oberrichter hat Recht! — Geh“ — ſprach er ſodann zu ſeinem erſten Kammerherrn, „geh zu dem Oberrichter, verſichere ihm: daß Dom Pedro nicht ſäumen wird, ſich vor die Schranken des Blutgerichts zu ſtellen; er möge dann thun, was er glaube, vor der Majeſtät verantworten zu können.“ —

Der Kammerherr richtete den Auftrag aus, und der Oberrichter ſprach: „Nicht nur vor der Majeſtät, ſondern auch vor Gott und Volke wird mein Richterſpruch gerecht befunden werden, und ſo fürcht’ ich nichts.“

Der Tag des Gerichts erſchien. Dom Pedro trat vor die Schranken, ſtolz und ernſt, aber bereit, über ſich richten zu laſſen. Der Oberrichter hielt eine Anrede an die Richter und an den Ankläger, worin er ſie aufforderte, ſich nicht durch den hohen Stand des Verbrechers verleiten zu laſſen, von ihrer Pflicht abzuweichen und milder zu richten, als Pflicht und Gewiſſen ihnen rathen würden. „Bedenkt,“ ſprach er, „was daraus entſtehen würde, wenn die, welche von Gott berufen ſind, Geſetze zu ertheilen und aufrecht zu erhalten, am erſten ungeſtraft ſie freventlich verletzen dürften. Nicht den König gilt es hier zu richten, den Menſchen, der zwiefachen Mordes ſich ſchuldig machte.“ Er winkte darauf dem Ankläger, und dieſer erhub kühn und freimüthig ſeine Anklage, wie Dom Pedro unerkannt ſich um die Gunſt einer jungen Bürgersfrau beworben und den beleidigten Gatten, welcher, ohne ihn zu kennen, die Ehre ſeines Hauſes habe wahren wollen, ſo wie deſſen Nachbar meuchlings ermordet habe, da beide Ermordeten, wie ſich ausgewieſen, gänzlich unbewehrt geweſen.

Der König zuckte heftig zuſammen, und warf einen wüthenden Blick auf den Ankläger, als dieſer das Wort „meuchlings" ausſprach. Doch der Ankläger kümmerte ſich darum nicht, ſondern fuhr kühn fort, das Entſetzliche des Doppelmordes den Richtern vorzuſtellen, und ſchloß damit, daß er das Geſetz aufrief, die Blutſchuld zu rächen und den Mörder, wie es recht und billig, zu ſtrafen.

Der Oberrichter forderte den König auf, ſich zu vertheidigen, und als Dom Pedro finſter ſchwieg, weil er nichts zu ſeiner Vertheidigung vorbringen konnte, rief der Oberrichter einen Vertheidiger für ihn auf. Dieſer that was er konnte, zu Gunſten des Angeklagten. Doch der Beweis des Doppelmordes war zu klar, und der Oberrichter ſprach das Urtheil, daß Dom Pedro, des zwiefachen Mordes überwieſen, auf öffentlichem Marktplatz mit dem Schwerte hingerichtet werden ſolle. „Weil aber Dom Pedro unſer geſalbter König iſt, und ſomit ſein Leben für uns unantaſtbar ſeyn muß, ſchloß der Oberrichter, ſo mildern wir das Urtheil dergeſtalt, daß, ſtatt an ihm ſelbſt, an ſeinem Bilde, die Strafe öffentlich vollzogen werde, Andern zum warnenden und abſchreckenden Beiſpiel."

Hier hielt ſich Dom Pedro nicht länger. — „Wag' es, Elender!" rief er zitternd vor Wuth dem Oberrichter zu; — „wag' es, wenn Dir Dein Leben lieb iſt!" — ſomit verließ er den Gerichtsſaal und eilte nach ſeinem Schloſſe. — Dort aber gab er den ausdrücklichen Befehl, allen Anordnungen des Oberrichters unbedingt

Folge zu leiſten, ohne erſt deßhalb weiter nachzufragen, und verſchloß ſich dann drei Tage lang in die innerſten Gemächer ſeines Schloſſes, ohne mit irgend Jemandem ein Wort zu reden.

Der Oberrichter aber befahl, daß alles zur Hinrichtung auf öffentlichem Markte bereitet werden ſollte, und ſandte dem Könige eine Ladung, bei der Vollziehung des Urtheils gegenwärtig zu ſeyn; Dom Pedro las den Befehl, und ſtampfte mit dem Fuße, doch ließ er zurück ſagen, er werde kommen.

„Den Schluß meiner Sage verſpare ich bis auf morgen Nacht,“ ſprach Franz, ſeine Erzählung für heute abbrechend.

Achthundert neun und vierzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der Morgen des Gerichts brach an, alle Bewohner Madrids und Tauſende von nah und fern ſtrömten durch die Gaſſen, dem großen Marktplatz zu, wo das ſchwarz behängte Schaffott hoch, damit es Allen ſichtbar ſey, ſich erhob.

Als die feſtgeſetzte Stunde ſchlug, ertönte von allen Thürmen das Trauergeläut, und vom Gerichtshauſe aus ſetzte ſich der Zug in Bewegung: voran die Geiſtlichkeit, den Weihbiſchof an der Spitze, dann die frommen Brüderſchaften, nun Herolde, und von ſeinen Richtern umgeben der Oberrichter, dann Hellebardiere, in ihrer Mitte ein Pferd führend, worauf die lebensgroße, mit dem Purpurmantel bekleidete Figur, welche den König vorſtellte, ſaß. Das Geſicht der Figur war treu dem des Königs in Wachs nachgebildet worden, ſo daß es jeder ſogleich erkannte; Soldaten ſchloſſen den Zug, der ſich der Blutbühne zuwandte, auf welcher ſchon der Nachrichter mit ſeinen Geſellen harrte.

Am Fuß des Schaffots hielt der Zug, der Oberrichter beſtieg mit ſeinen Richtern eine kleinere, dem Schaffott gegenüber errichtete Tribune, auf welcher, außer den Sitzen für die Richter, noch ein mit ſchwarzem Tuch behangener Armſeſſel für den König befindlich war. Kaum hatten die Richter Platz genommen, ſo erhob ſich der Oberrichter wieder und redete das Volk an, es zur Ruhe und zum Ernſte bei dem bevorſtehenden Act der Gerechtigkeit ermahnend. Darauf gab er den Herolden ein Zeichen, dieſe erhoben ihre Stäbe nach allen vier Himmelsgegenden, und alsbald ſchmetterten Trompeten und wirbelten Pauken, zum Zeichen, daß das peinliche Halsgericht ſeinen Anfang nähme.

Da theilte ſich der Volkshaufe auf der der königlichen Burg zugekehrten Seite, und auf ſchwarzem

Rappen ſprengte, ohne alle Begleitung, der König durch die ſich bildende Gaſſe der Bühne zu, auf welcher die Richter verſammelt waren; angelangt, ſprang er raſch vom Pferde, die Stufen hinauf, grüßte die Richter flüchtig mit drohender, finſterer Miene, ſo daß faſt allen, außer dem Oberrichter, der Muth ſank, und warf ſich dann in den für ihn beſtimmten Armſeſſel. — Der Oberrichter nahte ſich ihm ehrerbietig und fragte ihn: „ob er das geſprochne Urtheil für recht erkenne oder nicht?“ Mit finſtern Blicken erwiderte der König, das Urtheil ſey gerecht. —

Darauf winkte der Oberrichter und ſtieg von der Tribune herab und hinauf auf das Schaffott, und ihm nachgetragen wurde das Bild des Königs, welches ſo lange am Fuße des Schaffotts auf dem Pferde geſeſſen hatte. Der Oberrichter ließ der Figur den Purpurmantel abbinden, welchen ein Edelmann in Empfang nahm, und brach ſodann im Namen des Geſetzes und des Königs den Stab über das Haupt Dom Pedros von Kaſtilien. Darauf wurde die Figur auf den Richtſtuhl befeſtigt, und ihr, wie einem lebenden Menſchen, die Augen verbunden. Nun trat der Scharfrichter vor, neigte das breite funkelnde Schwert gegen die Tribune, wo der lebende König ſaß, wandte ſich dann, holte aus und trennte mit mächtigem Hiebe das Haupt von dem Bilde Dom Pedros, daß es dumpf tönend auf den Boden des Schaffotts dahin rollte. Ein Schreckensſchrei tönte aus dem Munde der verſammelten Menge über die Kühnheit des Oberrichters; denn Keiner hatte geglaubt, daß er das Urtheil wirklich würde vollſtrecken laſſen. Der Oberrichter aber befahl ruhig, den enthaupteten Körper in einen Sarg zu legen, dann trat er hart an die Brüſtung der Blutbühne, und ſprach mit lauter Stimme zu dem verſammelten Volke: „Ihr waret Alle Zeugen eines Ereigniſſes, das in der Weltgeſchichte vielleicht ohne Beiſpiel iſt. — Dom Pedro, unſer König, hatte ſchwer gefehlt; er hatte, ſeine königliche Würde und die Pflicht eines edlen Mannes vergeſſend, geſtrebt, das Weib eines guten, treuen Unterthanen zu verführen, und mordete dann nicht nur den wehrloſen Gatten, ſondern auch den gleichfalls wehrloſen Freund deſſelben, welche beide nicht ahneten, daß ihr König ein Verführer und Mörder ſeyn könne.“

„Dafür ſprach ihm das Gericht das Todesurtheil und verdammte ihn, da wir ihn ſelbſt, als unſern geſalbten König, deſſen Perſon heilig und unverletzlich iſt, nicht tödten können: ſeine öffentliche Hinrichtung im Bilde mit anzuſchauen. Schwer fehlte Dom Pedro von Kaſtilien im Rauſche wilder Leidenſchaft! aber als dieſer vorüber, da erkannte er die Macht des Geſetzes und verehrte ſie, erkannte er die Gerechtigkeit unſeres Urtheils und unterwarf ſich ihm, damit Keiner unter uns ſich erhaben dünke über dem Geſetze, Keiner ſich es einfallen laſſe, zu glauben: er dürfe ungeſtraft Böſes thun. Heil unſerm gerechten Könige, er hat ſeine Schuld gebüßt, und hat uns Allen gezeigt, wie wir, wenn wir fehlten, uns willig der Büßung unterwerfen ſollen."

So ſprach der Oberrichter, und alles Volk jauchzte: „Heil unſerm gerechten Könige, Dom Pedro!"

Dom Pedro hatte die ganze Zeit über regungslos in ſeinem Seſſel geſeſſen, das bleiche Geſicht mit den Händen bedeckend. Nun blickte er auf, und winkte dem Oberrichter, zu ihm herüber zu kommen. Dieſer gehorchte, und der Kammerherr folgte mit dem Purpurmantel, welchen er knieend dem Könige darbot.

Dom Pedro ging auf den Oberrichter zu, umarmte ihn und ſprach: „Sey mir geſegnet, Du edler, muthiger und getreuer Diener Deines Herrn! Willſt es preiſen, daß ich dem Geſetze mich unterwarf und die gerechte Strafe über mich ergehen ließ; wie ſoll ich denn Dich genugſam rühmen, der Du, dem Könige gegenüber, welchen das Volk den Grauſamen nennt, das heilige Recht bewahrteſt und muthig vertrateſt? Heil Dir, gerechter, furchtloſer Richter! trage fortan dieſen Purpur, ſo oft Du Recht ſprichſt, zum ewigen Andenken an dieſe Begebenheit."

So ſprach Dom Pedro der Grauſame vor allem Volke zu dem Oberrichter, und ſchmückte ihn ſelbſt mit dem Purpurmantel, und auch die übrigen Richter belobte er, und den Scharfrichter ließ er fürſtlich beſchenken und erklärte ihn für edel. Sein enthauptetes Bild ließ er vor dem Altar ſeiner Schloßcapelle einſenken; vorher wurde noch das Haupt in Stein nachgebildet und an die Mauerecke jener Gaſſe, in welcher der Doppelmord verübt war, eingemauert, wo es noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen ſeyn ſoll.

Somit ſchloß Franz ſeine Sage, welche Allen ſehr wohlgefallen hatte. Der Freiherr ſprach: „Mir iſt jener Fürſt von jeher immer als ein außerordentlicher kühner Geiſt erſchienen, wie denn auch ſeine Schickſale außerordentlich waren."

„Mir hat beſonders jene Anekdote ſehr gefallen, welche ich vor einiger Zeit in einer alten Sammlung las:"

Ein junger Geiſtlicher, eben ſo jähzornig, als eitel, ermordete einen armen Schuhmacher, weil ihm derſelbe ein Paar neue Schuhe nicht zu Dank gefertigt hatte. Dom Pedro wollte ihn der weltlichen Gerechtigkeit übergeben, aber dawider proteſtirte die Geiſtlichkeit, drohte mit Bann und reizte den bigotten Pöbel auf, ſo daß Dom Pedro nichts ausrichten konnte. Das geiſtliche Gericht, um übrigens doch etwas zu thun, legte dem jungen Geiſtlichen die Strafe auf: wegen verübten Mordes an einem Familienvater — ein Jahr lang keine Meſſe leſen zu dürfen. Als der älteſte Sohn des Ermordeten dieſen Urtheilsſpruch erfuhr, lauerte er dem Mörder auf und ermordete ihn gleichfalls. Darüber erhob nun die Geiſtlichkeit ein gewaltiges Geſchrei und verlangte die härteſte Beſtrafung des Mörders.

„Nicht mehr, wie billig!" ſprach Dom Pedro,

„ich verdamme ihn nach Euerm Beiſpiel: ein Jahr lang keine Schuhe machen zu dürfen.“

„Gut gegeben!“ ſprach Franz, „und gerecht!“

Achthundert und fünfzigſte Nacht.

Das Mährchen vom Ritter Est.

Vor mehreren hundert Jahren lebte einmal in Franken ein Ritter, von altem Schrot und Korn, tugendſam und lobeſan nach ſeiner Väter und ſeines Landes Weiſe, von deutſchem Muth und von deutſchem Durſt. Und um den Letztern zu ſtillen, zog er durch's liebe deutſche Vaterland und trank von allen Weinen, welche er antraf. — Aber es waren damals eben einige ſchlechte Jahre für den Wein in Deutſchland geweſen, und wollte ihm weder der Rhein- noch der Moſeler, weder der Meißner noch der Grüneberger, weder der Naumburger noch der Grinzinger ſonderlich munden, und das Maul wurde ihm endlich ſchief, weil er es allemal verziehen mußte, ſo oft er einen Becher des ſauern Tranks hinab goß. Da rief er endlich ſeinen Knappen und ſprach folgendermaßen zu ihm: „Höre Knapp'! ich halt' es hier nicht länger aus! der Wein wird täglich ſauer und der Himmel täglich grauer hier zu Lande. Auf, laß uns wandern von Land zu Land, bis wir einen lichtern Himmel und einen ſüßern Trunk Wein finden. Sattle alſo gleich unſere Klepper, ſchwing' Dich auf und reit' voraus, nach Welſchland zu, und wo Du eine Schenke gewahrſt, da koſte mir den Wein, und wo er gut iſt, da ſchreibe mit Kreide das Wörtlein „Est“ an die Thüre, damit ich's gewahre und gleichfalls einkehre, mich zu laben.“

Der Knappe that, wie ihm befohlen war, ſattelte die Klepper, ſchwang ſich auf, ritt voraus, dem ſchönen Welſchland zu, und koſtete in jeder Schenke den Wein. Und wo er einen guten fand, da ſchrieb er an die Wirthshausthür das Wörtlein Est, welches der Ritter ihn hatte ſchreiben gelehrt, denn ſonſt konnte er nichts ſchreiben, ſelbſt ſeinen Namen nicht.

Und Ritter Hans ritt hinter drein, und wo er eine Schenke ſah, da äugelte er ſchon von weitem, ob er nicht das Wörtlein „Est“ an der Thüre des Hauſes erlugen könnte, und wenn er's erblickte, ſo kehrte er freudig ein und that ſich eine Güte.

So zogen Beide, Ritter und Knappe, langſam zwar, doch wohlgemuth ihres Weges fürbaß, der Knappe unverdroſſen vorauf und der Ritter unverdroſſen hinterdrein, bis ſie nach Monteſiascone, dem Städtchen, welches am Fuße des Flaſchenberges, hart an dem See von Bolſena liegt. Hier kehrte der Knappe ein und koſtete den Wein, und das war der Muskateller, welcher auf dem Flaſchenberge wächſt. Als der Knappe von dieſem Götterwein gekoſtet hatte, lief er geſchwinde hinaus, um das Wörtlein Est an die Thüre zu ſchreiben. Es ſchien ihm aber ein Est, mit weißer gewöhnlicher Kreide geſchrieben, nicht genugſam, die Trefflichkeit des Weines auszudrücken, und deßhalb ſchrieb er mit rieſengroßen, feuerrothen Buchſtaben „EST, EST, EST“ an die Thür, und kehrte dann eiligſt in die Schenke zurück, um noch einige Flaſchen zu koſten.

Bald darauf kam der Ritter, las die Schrift, kehrte ein, ſetzte ſich zu ſeinem Knappen, fing an zu trinken, und hörte nicht eher auf, bis er todt zu Boden ſank.

Als der Knappe ſein Räuſchchen, welches er ſich angetrunken, ausgeſchlafen hatte, und den Tod ſeines Herrn erfuhr, gebehrdete er ſich gar kläglich, und tröſtete ſich erſt, als er erfuhr, daß ihm laut Teſtament des Freiherrn all deſſen baares Geld gehören ſolle, um auf ſein Andenken fort zu trinken. (So hatte es der alte, gute Ritter ſchon vor langer Zeit feſt geſetzt, und in der Urkunde, welche er überall mit ſich führte, angegeben).

Aus Dankbarkeit ließ der Knappe ihm auf der Spitze des Flaſchenberges ein ſchönes Grab graben, darin begrub er ihn und ſetzte ihm einen Leichenſtein, mit der lateiniſchen Inſchrift, welche er von einem gelehrten Mönch hatte verfertigen laſſen, nämlich ſo:

EST, EST, EST! —
PROPTER NIMIUM EST!
DOMINUS MEUS
MORTUUS
EST.

Das iſt die Mähr vom Ritter Koſtewein und ſeinem Knappen.

Achthundert ein und funfzigſte Nacht.

„Wie oft wird nicht die glühende Liebe Julien's zu Romeo, die Leidenſchaft Heloiſens zu Abällard erwähnt," nahm heute der Arzt das Wort, „während man die ſchwärmeriſche, reine Neigung, welche eine edle Frau für Ludwig XII. empfand, der Vergeſſenheit überläßt."

Da Allen die Begebenheit und Perſon, welcher Willmann gedachte, unbekannt war, erzählte der Arzt:

Thomaſſine Spinola.

Als Ludwig XII., König von Frankreich, welcher mit vollem Rechte den Titel: Vater des Volkes führte im Jahre 1502 ſeinen prunkvollen Einzug in Genua hielt, wurde er von den Genueſern mit ungeheuchelter Freude begrüßt und auf das herrlichſte bewirthet.

Sie ſtellten ihm zu Ehren die glänzendſten Feſte an, und ihre Eiferſucht verläugnend, führten ſie ihn in die Kreiſe der ſchönſten Frauen und Fräuleins, und zürnten nicht, wenn der König Eine vor der Andern rühmte und ihre Schönheit pries.

Der König war gutmüthig und heiter, er tanzte mit den ſchönſten Frauen, und obgleich er ſonſt ein Freund der holden Damen war, ſo ſtörte er doch keines Herzens Frieden und blieb immer in beſcheidener Entfernung.

Unter den Genueſiſchen Damen ſtrahlte durch Anmuth und Herzensgaben vorzüglich Thomaſſine Spinola, die Gemahlin eines Mannes aus einer der erſten Familien.

Der König huldigte ihr vor allen, er war von Natur liebenswürdig, heiter und mild, und flößte dadurch, ohne es zu wollen, der ſchönen Thomaſſine eine eben ſo reine als feurige Leidenſchaft ein. Dem Könige blieben ihre Geſinnungen nicht lange verborgen, und es iſt wohl verzeihlich, daß er bei der Liebe einer ſo ſchönen, edlen Frau nicht gleichgültig blieb.

Thomaſſine verhehlte ihre Liebe länger nicht, ſie bat den König um die Erlaubniß, ſich die Dame ſeines Herzens und ihn den Geliebten nennen zu dürfen, den Gegenſtand ihrer Gedanken.

Obgleich König Ludwig ſeine Gemahlin, Anna von Bretagne, bis zur Anbetung liebte; ſo ſchmeichelte ihm doch die Bitte der edlen Genueſerin ſo ſehr, daß er ſie gern erfüllte.

Das höchſte Ziel ihrer Wünſche war nun erreicht, ſie lebte nur noch in den Gedanken an den König, ihr Gemahl ward ihr ein Fremder, nur Ludwig der einzige Gegenſtand ihrer Liebe,

Als der König Genua verließ, begleitete ihm Thomaſſine nicht, ihre reine, geiſtige Liebe bedurfte das Anſchauen des Geliebten nicht, ſie wünſchte nichts, als ſtets an ihn zu denken und in ſeinem Andenken fort zu leben.

Zwei Jahre ſpäter erkrankte der König ſchwer, die Königin Anna war troſtlos, und die Aerzte gaben den geliebten Herrn ſchon verloren.

In Italien verbreitete ſich das Gerücht von ſeinem Tode, und drang auch zu den Ohren der zärtlichen Genueſerin. Von Stund' an nahm ſie weder Speiſe noch Trank zu ſich, ſie ging einen Tag todtenblaß umher, dann mußte ſie ſich zur Ruhe legen.

Am achten Tag ſchloß ſie ihre Augen, eben als die Nachricht von der Geneſung des Königs nach Genua kam.

Als der König den Tod Thomaſſinen's erfuhr, war er tief betrübt, und verbarg ſeine Rührung nicht. Er befahl ſeinem Geſchichtsſchreiber Authon das

Andenken der edlen Thomaſſine Spinola der Nachwelt zu erhalten.

Vier lange Gedichte von Authon ſandte Ludwig nach Genua, zur Leichenfeier Thomaſſinen's. Auch ließ er ihr Grabmal damit ſchmücken.

Thomaſſine hatte noch nicht das zwanzigſte Jahr erreicht, als der vermeintliche Tod ihres Geliebten ihr in der Blüthe ihrer Schönheit das Herz brach.

Achthundert zwei und funfzigſte Nacht.

„Küttner vergißt uns nicht," ſprach heute lächelnd Eduard, welcher wieder Briefe von ihm erhalten hatte. Er hat uns diesmal ſeine Rheinfahrt beſchrieben, und viele kleine Sagen mit eingewebt."

Hierauf zog er ein Manuſcript hervor und las:

Küttner's Rheinreiſe.

Wenn Reiſen wahrhaft das Leben genießen heißt — ſo iſt eine Burg- oder Waſſerfahrt, prunkhaft geſprochen, ein Götterleben. Freiheit, Freiheit, himmliſche Luft, ruft Götz von Berlichingen, als ſich alle Riegel ſeines irdiſchen Weſens löſen —

ſo rief auch ich, als ich meine ernſten Geſchäfte abgethan, die über alle Beſchreibung reizende Rheinreiſe von Mainz nach Cölln antreten konnte. Natur und Menſchenwerke haben hier einen Schatz von Sagen bewahrt, die ich für meine Freunde aufſchrieb.

Mainz.

Im blauen Duft liegt in der Ferne das liebger Römergröße und altritterlicher Herrlichkeit umkränliche Taunusgebirge, das viele Trümmer ehemalizen. Mainz, der Schlüſſel Deutſchlands erinnert mit ſeinen alterthümlichen Denkmalen an die bedeutendſten Momente der vaterländiſchen Geſchichte, der Eichelſtein und der Aquäduct bei Zahlbach, von Druſus Germanicus erbaut, vermiſchen ſich mit den gothiſchen Coloſſen, ernſt mahnend an das Aufſtreben des Chriſtenthums, an Carl den Großen und den heiligen Bonifaz; indeß im Dom aus Frauenlobs Grabe, den die dankbaren Frauen dort zu Grabe trugen, der Minneſang ertönt und Schöffer's und Fuſt's Häuſer, wie Guttenberg's beide Monumente uns die Wiege der Buchdruckerkunſt aufdecken. Hinab führt uns der klare Strom auf ſeinen grünen Wogen an Rebenbergen vorüber nach Johannisberg und Bingen, durch den herrlichen Rheingau. Von jetzt an ändert ſich die Scene, und wie der Corybantenchor erſt kühne, zuletzt wilde Gruppen entwickelt, ſo legen ſchon bei Rüdesheim die weichen Rebenhügel ſchwere Felſenwanzer an, und ſchauen mit zackigen Klippen behelmt, von ſteiler Höhe drohend herab, den ſchwellenden Fluthen den Krieg anzukündigen. Da begegnet uns die dunkle Sage von der alten den Rhein finſter anſchauenden

Brömſenburg,

mit ihrem halb römiſchen, halb gothiſchen Baue, mahnt ſie an ernſte, düſtere Schickſale und Tod und Untergang in den Fluthen. Von ihren Zinnen ſtürzte ſich einſt die liebende Giſela in den Strom hinab, als ihr Vater Hans Brömſer von Rüdesheim aus ſeiner Gefangenſchaft in Paläſtina befreit, ſie ſeinem Gelübde gemäß als Löſungspreis dem Kloſter widmen wollte. Als der Alte verzweifelnd hinunter ſchaute, hielt ihm der Flußgott die weiße Leiche des Mädchens entgegen, daß er ſich droben im Sturmwinde die Haare zerraufte, und der wilde Geiſt der Rache ihn durch die Nächte umher trieb, und keine Ruhe in ſeiner Noth finden ließ, bis er den Kapuzinern das Kloſter zur Noth Gottes erbauete, und darin an heiliger Stätte ſeine Sclavenketten aufhängte.

Wilder und immer wilder thürmen ſich die Felſen an, der Rhein grollt und murrt in ſeiner Tiefe, Bingen entgegen fluthend, hinter welchem ſie als furchtbar gerüſtete Rieſen einen Kreis um den grauen Thurm ſchließen, an dem Hatto's Geſpenſt zu jeder Mitternacht in Nebel gehüllt aufſteigt. Hatto war Biſchof zu

Mainz, ein hartherziger Mann, der bei einer Hungersnoth den Armen ſeine Speicher verſchloß, daß ſie umkamen — während er an prächtig beſtellter Tafel ſchwelgte. Zu theuern Preiſen verkaufte er nur die großen Vorräthe, ſo daß die Bedrängten in ſeine Speicher zu dringen wagten, ſich vor dem Hungertode zu ſchützen. Da ließ der unbarmherzige Mann Gottes die Thüren ſchließen, Feuer um das Magazin legen und die armen Unglücklichen verbrennen, ja als ihr Hülferufen und Todesſtöhnen zu ſeinem Palaſte drang — ſagte er ſpottend zu ſeinen feiſten Dienern: — „Hört Ihr das Pfeifen der Kornmäuſe?“ Da erging Gottes Strafgericht über den Unmenſchen. Schaaren von Mäuſen zeigten ſich in ſeinem Palaſt, in jedem Gemach, ſeiner Kammer und ſeinem Speiſeſaal. Keine Kunſt konnte ſie vertreiben, ſie raubten ihm den Biſſen vom Munde, in ſeiner Sündenangſt ließ er ſich mitten im Rhein ein feſtes Caſtell bauen; doch kaum hatte er ſich dahin begeben, kamen Millionen von Mäuſen ihm gefolgt, ſchwammen durch den reißenden Strom, ſprangen an ihn herauf und verſetzten ihn in grauſe Angſt. Nun erkannte er das Gericht Gottes, er, der Unbarmherzige, verzweifelte an des Himmels Gnade, und ſein Leben zu enden, ſtürzte er ſich in die tobenden Fluthen und fand ſein Grab. Doch findet der Sünder dort keine Ruhe, nächtlich erſcheint ſein bleicher Schatten, ringend mit der ſchäumenden Fluth. —

Nun öffnet ſich das Felſenthor von Bingen, und

Bibliothek Berlin

man tritt ein in den gewaltigen Dom welchen die Natur hier erbaute. Dunkle Waldgebirge ſind die Hallen, tauſendjährige Felſen die Pilaſter, über denen der blaue Himmelsbogen ſich zur Kuppel wölbt. Nun geht es Asmannshauſen, Caub und Lorich vorüber, man ſieht die Trümmer des Baugbergs, Rheinſteins und den Falkenberg, Burg Senneck und Lorich, über dem der abenteuerliche Hederich ſich wild ſteigend erhebt. Die Umwohnenden nennen dieſen grotesken Felſen auch die Teufelsleiter, weil die Sage erzählt, daß ein Herr Gilger von Lorch hier heraufgeſprengt ſey, um ſeine droben von einem Berggeiſte gefangene ſchöne Geliebte Garlinda zu erretten; zu welcher Luftfahrt ihm der Teufel die Leiter verfertigt habe. Auch durch die Heimlichkeit des nahen

Wisperthales

flüſtert eine andere Mähr von drei hier verborgenen Waldmädchen noch fort welche vorüberziehende junge, neugierige und eitele Geſellen durch ihr wiſperndes Bſt! Bſt! anlocken und für ihren Vorwitz anführen ſollen. Es gewährt der Phantaſie ein recht ſchauerliches Vergnügen, alles in dieſer wundervollen Gegend ſo heimlich belebt zu ahnen, und das Kindermährchen mit der altehrwürdigen Legende an dieſen Ufern Hand in Hand wandeln zu ſehen. Im Sauerthale trägt uns die ſteile Höhe nach Sickingens von Bergen gleichſam umſchanzter Burg hinan.

Bald ſehen wir nun das alterthümliche Bacharach mit der Burg Stahleck und den gothiſchen Trümmern der düſtern Wernerskirche. Der jugendliche Märtyrer wurde zu Weſel von den Juden grauſam ermordet und in den Rhein geworfen, deſſen Gewäſſer aber die Leiche wunderbar ſtromaufwärts trug, und bei Bacharach ans Land ſpülte, wo ihm zum Angedenken die jetzt in Trümmern liegende Kirche erbaut wurde. Hier wächſt der treffliche Muscateller, welcher dem trägen Kaiſer Wenzel ſo wohl ſchmeckte, daß er für vier Stückfaß deſſelben der Stadt Nürnberg ſeine Rechte an ſie verkaufte. Bei Caub, wo Blücher mit ſeinen Heldenſchaaren in der Neujahrsnacht 1814 den Fluß überſchritt, umfängt uns der Rhein, wie ein mit Bergen umſchloſſener See, mitten in dem Baſſin aber erhebt ſich der pitoreske

Pfalzgrafenſtein

wie die Zinnen einer untergeſunkenen, noch halb aus dem Waſſer hervorragenden Burgveſte. Das ganze Gebäude ruht auf einem Felſen im Strome, von oben führt nur eine Fallthüre in daſſelbe. Die Sage erzählt von einer innigen Liebe, die der tapfere Herzog von Braunſchweig zur ſchönen Agneſe, Tochter des Pfalzgrafen Conrad von Staufen, gefühlt, die aber dem

Vater nicht genehm war, weil Kaiſer Heinrich VI. ſich um die Hand der Jungfrau für einen ſeiner Verwandten bewarb. Um die Tochter vor jedem Verſuche des feurigen und mächtigen Braunſchweigers zu hüten, ließ Conrad die Pfalz im Rheine erbauen, und ſchloß Agneſe hier ein. Die Mutter aber nahm ſich der Liebenden an, und ließ dem jungen Herzoge, wenn er zur Nachtzeit im Fiſcherkahn zur ſchönen Rheinundine heranſchwamm, das Fallgatter der Waſſerburg öffnen, damit das Pärchen koſen könne. Doch Agneſe fühlte bald ein ſüßes Pfand der ſtillen Liebe im Schooße erblühen — der Vater und der Kaiſer verziehen, und der tapfere Braunſchweiger brachte bei der Vermählung ſo eines der ſchönſten deutſchen Länder zu ſeinem ſächſiſchen Erbe, und wurde zugleich Pfalzgraf bei Rhein. Conrad gab aber ein Hausgeſetz, daß alle künftigen Pfalzgräfinnen ihre Niederkunft hier über den Fluthen des Rheines erwarten müßten; das einzige Gemach, welches nur wenig Raum hat, zeigt man noch jetzt, wenn man zur einſamen Pfalz hinüber ſchifft.

Jenſeits bei Caub liegt das Caſtell Schünberg, welches vor dem 12. Jahrhundert Schnüberg genannt wurde, deren Stamm fränkiſcher Abkunft und mit Carl dem Großen an den Rhein gekommen war. Die Sage verſetzte ſieben Fräuleins in dieſe Burg, welche durch ihre außerordentlichen Reize alle Jünglinge der Umgegend an ſich lockten, doch ihre unbeſiegbare Sprödigkeit verwirrte den Armen ſo die Köpfe, daß ſie wahnſinnig im Gebirge umherirrten. Bei einem Vorfalle dieſer Art zog ſich ein fürchterliches Gewitter über der Burg zuſammen, und als die ſieben Fräulein erſchrocken aus ſieben Fenſterlein hervorſchauten, hüllte ſie eine aus dem Rheine heraufſchwellende feuchte Wolke ein, und machte ſie für immer unſichtbar. Später erſchienen, als der Strom ſeicht geworden, unter Weſel ſieben Felſenhäupter aus dem Waſſer, welche der vorbeifahrende Schiffer noch heut zu Tage fürchtet, und die ſieben Jungfrauen nennt.

Achthundert drei und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung.)

Bei Oberweſel brauſet der Rhein furchtbar gegen den ihm trotzenden Rammelſtein, am Ufer aber iſt eine Gott geweihte Stätte, die herrliche gothiſche Lieben Frauenkirche erhebt ſich einſam unter ſchattenden Bäumen. Zur Staffirung dieſer wilden Gegend ruft die Legende den alten Einſiedler Goar herauf, welcher im ſechſten Jahrhundert hier unter frommen, einfältigen Fiſchern lebte. Das Mährchen dagegen ſitzt zuſammen gekauert zwiſchen den Klippen des wunderlich geſtalteten

Lurleyfelſens,

und plaudert Dir, wenn Du das vielfache Dich hier neckende Echo anrufſt, abenteuerliche Dinge vom Rheinmädchen, welches dieſen Berg bewohnend, die Vorüberfahrenden lockte, daß ſie ſich ihm näherten, und ſeinen Armen entgegen eilend, in die Fluthen ſtürzten und Tod, oder ſtille, heimliche Liebe im feuchten Bette der Undine fanden. Wenn der arme Fiſcher hieher zum Salmenfange herüberfährt, ruft er noch jetzt die Loreley auf, welche bald aus dieſer, bald aus jener Klippe ihm antwortet, und dazwiſchen vom ſchönen, jungen Pfalzgrafen ſingt, welcher ſich ihr einſt im Strome vermählte. Wer ſich der Bank von St. Goar nähert, den zieht ein Wirbel, das Gewirre genannt, leicht hinunter in das Gebiet des tückiſchen Flußgottes.

Wenn übrigens von Mainz bis Rüdesheim die Natur uns die Gemälde eines Claude Lorrain verzauberte, ſo hat ſie dagegen hier den kühnen Pinſel Salvator Roſas ergriffen. Wir kommen nun den Schlöſſern Katze und Maus vorüber, und ſchauen zu den am rechten Rheinufer ſich hoch erhebenden Brüdern, den Ruinen von Liebenſtein und Sternfels empor. Der alte Ritter von Sternfels, der vorletzte ſeines Stammes, erzog droben auf ſeiner Burg zwei Söhne, und mit ihnen ein ſchönes Mädchen, eine entfernte Verwandte, welche einem der beiden zur künftigen Gattin beſtimmt war. Der älteſte Bruder hatte bereits eine ſtille Neigung zu der holden Jungfrau gefaßt, als er die lodernden Flammen der erſten Liebe bei ſeinem jüngern Bruder entdeckte, und deutſchen tiefen Gemüthes ſich ſchweigend bekämpfte und zurücktrat. Zu dieſer Zeit predigte Hildegard von Bingen mit dem heiligen Bernhard das Kreuz an beiden Ufern des Rheines, und der junge Verlobte, entflammt von dem begeiſternden Aufrufe, legte in die Hände der heiligen Frau den Schwur ab, nicht eher ſeine Braut zum Altare zu führen, bevor er ſich eine Palme am heiligen Grabe errungen haben würde. Er zog fort, und ſein älterer Bruder nach Rhenſe, im Dienſt des Fürſten ſeine Liebe durch Thaten zu dämpfen. Der Vater lebte nun einſam mit der duldenden Jungfrau — ſein Ende nahte ſchnell — und die über den Rhein tönende Todtenglocke rief den älteſten Bruder als Beſchützer zurück. Streng bewahrte er das Geheimniß ſeiner duldenden Bruſt — aber auch die Jungfrau litt dieſelben Qualen, ſie liebte eigentlich den ältern Bruder. Beide ahnten in vertraulicher Nähe nur, was ſie für einander fühlten — brachten dem Bruder nach des Vaters Willen das ſchwere Opfer und ſchwiegen. Um ſich zu zerſtreuen, bauete der Aeltere dem Sternberge gegenüber eine zweite Burg, und nannte ſie bedeutungsvoll den Liebenſtein; indeß die Jungfrau beide Burgen vereint mit dem Namen der Brüder begrüßte.

Plötzlich verkündete eine Nachricht, der jüngere Bruder kehre mit einer ſchönen Griechin aus dem Morgenlande zurück, die er ſeiner Braut als Freundin entgegen führe. Da brach der Aeltere in wilden Zorn aus, ſandte dem Bruder ſeinen Fehdehandſchuh entgegen, bezog die neue Veſte Liebenſtein und führte eine trennende Mauer zwiſchen beiden Burgen auf — die heiß Geliebte gegen den entarteten Bruder zu beſchützen — doch dieſe war verſchwunden.

Eine wilde Fehde entbrannte zwiſchen den Brüdern, ein Zweikampf beider ſollte ſie enden — da trat plötzlich ernſt und ſtill gleich einer Heiligen, eine Nonne Friede gebietend zwiſchen ſie; ſie erkannten im blaſſen Engelsantlitze die Verſöhnerin, die theuren Züge der Schweſter — ſchworen Frieden in ihre geliebte Hände — und wanderten ſtill und ernſt zurück in ihre verlaſſenen Burgen — die Nonne aber in ihre kalte Kloſterzelle.

Tiefſinnig ritt der jüngere Bruder zurück und ſchlich wie ein Geſpenſt durch ein Nebenpförtlein in ſeine Burg, zum Gemache der ſchönen Griechin — Tod und Hölle, da erblickte er ſie buhlend in den Armen eines ſchönen Knappen — er zog ſein Schwerdt, ſie zu ermorden — doch ſie entfloh mit dem Lieblinge ſeinem Grimme. —

Am andern Morgen ging er ſtill zum Liebenſtein hinauf, am Buſen des edlen Bruders zu weinen. Beide wallfahrteten dann zu dem Kloſter der geliebten Schweſter — ſie fragten nach ihr — man zeigte ihnen ihre entſeelte Hülle. —

Der Stoff dieſer Sage iſt ein zweckmäßiger Vorwurf für die tragiſche Dichtkunſt, und wurde verſchiedentlich, auch von dem ritterlichen Fouqué, und ſpäter von dem als geſchmackvollen Bühnenvorſtande bekannten Geheimen Hofrath von Küſtner bearbeitet.

An dem alten römiſchen Städtchen Bodobriga (Boppard) vorüberfahrend, ſehen wir auch Rhenſe, wo nicht weit vom Ufer auf einer beſchatteten Wieſe ehemals der Königsſtuhl ſtand. Unter Capellen wechſelt die ganze Scene wie durch einen Zauberſchlag aus dem Furchtbaren in das Liebliche, der Rhein breitet ſich zwiſchen Ehrenbreitenſtein und Coblenz dem blühenden Garten des Maifeldes entgegen. Wir ſehen die herrliche Moſelbrücke, und auf dem Petersberge die Gräber zweier neuer romantiſcher Helden, der Generale Marceau und Hoche.

Schnell trägt uns das Schiff zum lieblichen Bonn. Doch ehe wir es erreichen, beſteigen wir noch den Gipfel des Siebengebirges, deſſen ſieben Bergkegel Trümmer alter Schlöſſer tragen. Gigantiſch ragt vor allen der Drachenfels herab, in deſſen Höhlen der tapfere Siegfried den furchtbaren Drachen, der die Gegend umher verwüſtete, erlegte, worauf er ihn verbrannte und ſich mit dem Fett des Drachens den ganzen Körper beſtrich. Nur eine Stelle hatte der jugendliche Held und nordiſche Achilles nicht damit bedeckt, und hier war es, wo der grimme Hagen ihn traf, und den gehörnten Siegfried tödtete. — Schauen wir vom Gipfel hinab, erblicken wir im Rhein die reizende Inſel Nonnenwerth und Rolandseck. In dem Kloſter auf Nonnenwerth endete die ſchöne Emma, die die Liebe des tapferen Roland nicht erwiedern konnte. Er baute ſich eine kleine Veſte auf einem nebenſtehenden Felſen — und blickte ſo lange ſehnſuchtsvoll nach der Geliebten, bis der Tod ihm das Auge ſchloß. Wie ſchon Schiller dieſen Stoff zu ſeiner Ballade Ritter Toggenburg benutzte, bedarf keiner Erwähnung. Haben dieſe Sagen vom Rhein gefallen, ſende ich nächſtens mehr von andern Ufern. —

Achthundert vier und funfzigſte Nacht.

Wilhelm Tell; oder: Die Befreiung der Schweiz.

Es wird vielleicht überflüſſig erſcheinen, die Sage von Tell dieſem Kreiſe zu erzählen, da ſie als eine der ſchönſten von Kindern und Greiſen gekannt iſt. In neuern Zeiten hat man uns, durch hiſtoriſche Forſchungen veranlaßt, dieſe herrliche Ueberlieferung nun rauben wollen, daher möge hier eine ausführliche Behandlung nicht unwillkommen ſeyn.

Im 13. Jahrhundert war die Schweiz unter dem hohen und niedern Adel getheilt, zwiſchen deſſen Beſitzungen ſich Städte, Flecken und Bezirke befanden, die unmittelbar der Hoheit des Kaiſers und des deutſchen Reiches unterworfen waren. Unter dem Adel beſaß Habsburg die größeſten Beſitzungen in Thurgau und Aargau. Appenzell ſtand unter dem Abt von St. Gallen; Zürch, Bern, Freiburg, Solothurn ſtanden unmittelbar unter dem deutſchen Reiche, ſo auch Schwyz, Waldſtädten, Uri und Unterwalden, welche beſonders, ſo weit die Geſchichte reicht, mit unermüdeter Vorſorge und Tapferkeit ihre Freiheiten vertheidigten. Um ſo empfindlicher mußte den kräftigen Naturſöhnen daher der Uebermuth des Adels fallen, der Knechte aus ihnen machen wollte. Um dem zu entgehen, hatten ſich die Waldſtädte gegen einen beſtimmten Sold dem Schutz des edlen Grafen Rudolph von Habsburg begeben, doch ſeine vielfachen Kämpfe hinderten ihn, ſie nach Wunſch beſchützen zu können, daher befeſtigten ſie im Jahr 1260 ihre friedlichen Thäler und Gebirgspäſſe, vertrieben die Ritter, und erſt nach zwölfjährigem Kampfe, und als Rudolph zum deutſchen Kaiſer gewählt worden, konnte er ihnen mit dem Frieden ihre Rechte gegen den Adel ſichern; er ſetzte kaiſerliche Vögte ein, welche in ihren

Burgen außerhalb der Gauen wohnen mußten, und nur zuweilen den Boden der freien Städte betreten durften, beſonders wenn man ſie heiſchte, um über eine Blutſchuld nach Urtheil und Recht zu ſprechen. Geſegnet blieb den rauhen Alpenſöhnen das Andenken ihres Beſchützers, Rudolph von Habsburg, und auf ſeines Nachfolgers, Adolph von Naſſau — doch ganz andere Entwürfe ſchien Rudolph's Sohn — Albrecht von Oeſtreich, zu entfalten. Nachdem er vom Schlachtfelde zu Worms als Sieger heimgekehrt, ließ er die Waldſtädte einladen, ſich dem Schutze Oeſtreichs zu vertrauen, unter dem ſie ruhiger, als unter dem ſo oft getrennten Reiche leben würden — aber die Häupter erwiederten; Wie ihre Altvordern wollten ſie dem Reiche getreu ſeyn, Albrecht, als jetziges Reiches Oberhaupt, baten ſie nur um die Beſtätigung ihrer Freiheiten. Doch ſeine Räthe und Diener, ihrem Herrn zu ſchmeicheln, und in der Hoffnung ſein Land zu vergrößern, hinderten ihn darin. Als Land- und Reichsvögte wurden Herrmann Geßler von Brunegg nach Schwyz und Uri — und Beringar von Landenberg nach Unterwalden geſandt — und nahmen ihre Wohnſitze ganz wider alle Rechte in den freien Gauen — ſuchten durch Schmeicheleien Vertrauen zu gewinnen — doch bald als ihre glatten Künſte nicht fruchteten — begannen ſie ihre Grauſamkeiten, freche Willkür zerſtörte alles Heilige — Freiheit, Eigenthum, Ehre und Familienglück. Man ſchickte Botſchaft an den Kaiſer um Beſtätigung der alten Rechte, verſperrt war ihnen der Weg, verhöhnt kamen die Boten zurück und gnadenloſer hauſeten die Vögte. Im Melchthale lebte Heinrich Anderhalden, genannt von Melchthal, ein hochverehrter Greis, begütert und ein eifriger Freund der Freiheit. Dieſem ließ der Landvogt von Landenberg ein Geſpann ſeiner beſten Ochſen nach Sarnen treiben, auf beſcheidenen Einwand wurde erwiedert: „Er nehme die Ochſen nach ſeines Herrn Geheiß — wollten die Bauern ihr Brod gewinnen, möchten ſie ſelbſt den Pflug ziehen!“ Melchthal's Sohn zerſchlug dem Schergen, der die Ochſen vom Pflug ſpannte, mit ſeinem Stecken einen Finger — und entfloh nach Uri. Der alte Melchthal ſollte dem erzürnten Vogte ſeinen Sohn zur Beſtrafung ſchaffen — da er es nicht konnte — ließ der grauſame Tyrann dem würdigen Greiſe die Augen ausſtechen — und ihn dann noch des größeſten Theils ſeiner Haabe berauben. — Gleiches Schickſal fürchtend, wagte Niemand ſeine Stimme gegen das unerhörte Gräßliche zu erheben. —

Gelingt irgend einem hochgeſtellten Böſewicht ein Verbrechen — wagen leicht im frevelnden Uebermuth auch andere ihren Lüſten zu folgen. Nahe bei dem Kloſter Engelberg liegt Alzelm auf einem fruchtbaren Hügel, hier wirthſchaftete Conrad von Bunngarten mit einem holden Weibe von ausnehmender Zucht und Schönheit. Auf einer Wieſe erblickte ſie Wolfenſchins, des Landvogts Stellvertreter, ſie goß die Glut des Begehrens in ſeine Adern; da der Mann nicht zu Hauſe war, begehrte er von ihr, ihm ein Bad zu bereiten, ſie ſollte ihm dabei dienen in unlautrer Weiſe; ſie hielt ihn liſtig hin, und als ihr Mann heimgekehrt, übte der ſein gutes Hausrecht und erſchlug ihn mit der Axt im Bade, floh dann zu Freunden in Uri, wo auch ſchon Gewitterwolken ſich zuſammengezogen hatten, weil Geßler, zur Befeſtigung ſeiner Gewalt, auf dem Hügel Solaturn, bei Altorf, eine Burg, der er den höhnenden Namen Zwing-Uri gab, erbaut hatte. Eine dumpfe Stille des Volkes und einzelne bedeutungsvolle Laute der Unzufriedenheit ließen Geßler eine Verſchwörung befürchten. Um des Volkes Geſinnungen zu prüfen, ließ er in ſeinem Uebermuthe auf dem Platze zu Altorf einen Hut, das Zeichen des Hauſes Oeſtreich, auf eine hohe Stange befeſtigen. Dieſen Hut müſſe jeder Vorübergehende, bei Todesſtrafe, wie den Landvogt ſelbſt, mit gebogenem Knie und entblößtem Haupte begrüßen.

Mit Uebermuth hatte Geßler den Stauffacher in Steinen, freien Beſitzer eines herrlichen Hauſes behandelt; ſein biederes Weib, Margarethe Herlobig, befeuerte ihren Mann, dieſe Schmach abzuwerfen. So ging Stauffacher nach Uri zum alten Bannerherrn von Attinghauſen, der über Geßlers Unternehmen mit dem Hute auf das Aeußerſte erbittert war. „Länger," ſagte dieſer Edle, „könne das herrenloſe Spiel der Willkür nicht getrieben werden." Ermuthigt durch dieſe Worte, doch mißtrauend dem Stande des Freiherrn, warf er ſich an das Herz ſeines alten bewährten Freundes, **Walter Fürſt**, in Uri (Tells Schwiegervater), bei dem er gleiche Geſinnung, Klugheit, Kraft und Muth fand. Beide Männer und **Arnold von Melchthal** verbanden ſich durch einen Eid, „**mit Rath und That der Väter köſtlichſtes Erbtheil — ihres Landes Freiheit zu retten.**“ Sie warben in der Heimath dem Bunde brave und kluge Männer; als Ort der Zuſammenkunft wählten ſie den einſamen Felſenſchooß vom **Rütli**, eine waldumkränzte Wieſe zur linken Seite des Waldſtädterſees. In der Nacht des 16. Novembers 1307 verſammelten ſich Stauffacher, Fürſt und Melchthal, des Bundes Häupter, jeder mit zehn der Verbündeten, auf dem Rütli. Viele riethen, ſogleich den Angriff zu beginnen; doch auf den Antrag der Unterwaldner, die erſt Sarnen und Roßberg mit Liſt in ihre Gewalt bringen wollten, wurde der erſte Tag des kommenden Jahres zur Vertreibung der Land- und Reichsvögte beſtimmt. Alle Angehörige derſelben ſollten, ſo wie ihre Habe, geſchont werden, nur die Burgen wolle man zerſtören; ſo ſolle die Nachwelt einſt erkennen, daß nur Nothwehr gegen Gewalt, nicht Raubſucht ſie getrieben.

Indeſſen wurden die Bewohner der Umgebungen des Vierwaldſtädterſees durch eine neue ungeheure Gewaltthat Geßlers, wie durch eine Fügung des Himmels, zum Werke ihrer Befreiung begeiſtert. **Wilhelm Tell**, von Bürglen, in Uri, eine halbe Stunde von Altorf, ein Mann voll Kraft und Gewandtheit des Körpers, kühn und beſonnen in Gefahren, mit einem Herzen voll Gradheit und umfaſſenden Wohlwollens, lebte als Gatte eines braven Weibes und als Vater hoffnungsvoller Kinder, harmlos unter dem Dache ſeiner Väter. Zwar fühlte er, wie Andere, den Druck der Zwingherren ſeiner Heimath; aber, ein rüſtiger Alpenjäger, ſah er mit ſtolzer Zuverſicht in die Tiefen der ruhigen Thäler; er achtete die Bekämpfung der Tyrannen ein leichtes Spiel. Er war auserſehen, das ganze Werk der Befreiung, als Vorbild vaterländiſchen Heldenſinnes, zu beginnen; er mußte ſein Liebſtes an den unſichern Wurf ſeines Geſchoſſes ſetzen, ſein Name ſollte das große Loſungswort eines tapfern Freiſtaates werden.

In ſich ſelbſt gekehrt, ging Tell eines Tages mit bedecktem Haupte vor dem bei Altorf aufgeſtecktem Hute vorüber. Da ergriffen ihn die Schergen Geßlers, und hingeſtellt vor den Richterſtuhl des erbarmungsloſen Mannes, ſuchte Tell ſein Verfahren mit der Einfalt der Landesſitten und mit der Betheurung zu entſchuldigen, daß er des Zeichens Bedeutung nicht gekannt habe. Aber Verderben brütend in dunkler Bruſt und ſich grimmig freuend, daß er ſich eines Mannes bemächtigen konnte, deſſen Muth und Geſinnung ihm furchtbar ſchien, erſann Geßler eine Strafe, die auf das zarteſte Gefühl der Menſchen berechnet war. Tell, der kraftvolle Sohn der Natur, der tieffühlende Mann, der zärtliche Gatte und ſorgſame Vater, ſollte mit der

Armbruſt, in gemeſſener Entfernung, einen Apfel von dem Kopfe ſeines theuerſten Kindes, eines holden und lebensfrohen Knaben, ſchießen. „Verfehle ſein tödtendes Geſchoß das Ziel, ſo werde mit ſeinem eigenen Leben der zagende Vater das Verſehen ſeines thränenvollen Auges, das Beben ſeines Vaterarmes büßen.“ — Vergebens bot Tell ſeinen Kopf um des Kindes Leben; höhnend erwiderte der Gewalthaber: „So Du den Schuß nicht wagſt, wird auch Dein Kind nicht leben; Stamm und Zweig will ich mit einem Hiebe fällen!“ — Voll frommen Glaubens an eine höhere Fügung, wagte Tell den Schuß; es rauſchte die geſpannte Sehne, und als hätte ein Engel des Himmels ihn getragen, durchſchneidet der zackige Pfeil die Mitte des verhängnißvollen Apfels. — Schweigend und geſpannt hatte das Volk in erwartungsvoller Stille gelauſcht, Getümmel und Freude unterbrach nun ſeine ſtillen Gebete. Alles jubelte im Dankgeſchrei hinauf zu dem Himmel, und der entzückte Vater preßt ſein gerettetes Kind an die Bruſt und will ſich entfernen.

Achthundert fünf und funfzigste Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Doch der Verworfene unter den Seligen, der Reichsvogt, erwägend die Theilnahme der jubelnden Menge, ſinnt auf neue Rache. Er fragte Tell, wozu er einen zweiten Pfeil in ſeinen Gürtel geſteckt habe. Da er mit der Antwort zögert, ſichert er ihn ſeines Lebens, und nun ſagt Tell mit dem Ausbruch des tiefverletzten Vater- und Menſchengefühles in unglücklicher Offenheit: „In Eurem Herzen haftete jetzt dieſer zweite Pfeil, hätte nicht Gottes Vorſicht, die Ihr verſuchtet, meinen ſchuldloſen Knaben gerettet!“ Furchtbar faltete ſich Geßlers Stirn, mit teufliſcher Liſt entgegnete er: „Mein Wort hat Dir Dein Leben, nicht Deine Freiheit verſichert. Im Burgverließ zu Küßnacht wirſt Du liegen, ſo lange Gott Dein Leben friſtet — dort, wo kein Ton Dein Ohr, kein Licht den Stern Deines Auges erreicht.“ — Weder ſeine Bitten, noch die Bürgſchaft und Fürſprache ſeiner Freunde konnte Tells Befreiung erringen; gebunden ließ ihn der Reichsvogt in ſeinem Schiff auf dem Vierwaldſtädterſee nach Küßnacht führen. Umwölkt blickten die hohen Felſen herab, ſtärker rauſchten die ſtarren Wälder, toſend hoben ſich vom Sturm die gethürmten Wellen und drohten das Schiff an den Klippen zu zerſchellen. Schon war der Maſt zerſplittert, die Fährleute beteten in ihrer Todesfurcht zu Gott, verlaſſen ſtarrte Geßler hinaus in die erbarmungsloſe Waſſerwüſte, fühlend, daß er, der Erbarmungsloſe, keinen Theil habe an der Gnade Gottes, während Tell, der Sturmerfahrene, ruhig in einem Winkel des Schiffes lag. den Tod in den Wellen als ein Glück erwartend gegen die Gefangenſchaft, die ſeiner harrte. — „Tell allein,“ ſagte einer der Mannſchaft zu Geßler, „vermag vielleicht die Gewalt der Wogen zu brechen!“ Geßler gebot, die Bande des Gefangenen zu löſen; der ergriff das Steuer und die Fährleute ermuthigt die Ruder. So gleitete das Schiff durch die prallenden Wogen mit kühner Wendung an den ſchiffbrechenden Klippen vorüber gegen das Geſtade von Schwyz, wo ein erhabener Fels mit einem jähen und abgeplatteten Abhange über die Fluthen des Sees ragt. Angelangt an dieſem Felſenriff, erfaßte Tell mit raſchem Griffe ſein Geſchoß, und mit übermenſchlicher Kraft und Gewandtheit ſich hinanſchwingend auf die Platte des jähtrotzenden Felſens, ſtieß er mit geſtemmtem Fuße das Fahrzeug zurück in den Schooß der Wellen, die als geißelnde Furien nun die Rippen des Schiffes ſchlugen; doch gelang es noch ſpäter dem Landvogt, nach langer Todesangſt, zu Brunnen zu landen.

Ein verwegenes Unternehmen, wie es der Klippen und Abhänge überſpringende Jäger wagen konnte, hatte dem tapfern Tell die nimmer gehoffte Freiheit wieder gegeben. Frei war er, wie die flüchtige Gemſe, aber auch heimathslos, wie dieſe, ſtand er auf der Felſenplatte, die ſeinen Namen noch heute verewigt. Geſetzlos behandelt und ohne den Schutz der Geſetze, fühlte er ſich jetzt im wilden Naturzuſtande. Verletzt als Vater und als Menſch, eilte er raſchen Schrittes, wie ein Strafbote des Himmels, über die Gebirge. Oberhald einer ſchmalen Gaſſe zwiſchen Art und Küßnacht lauerte Tell, in dichtes Buſchwerk verborgen, um den zweiten Pfeil, des Todes ſcharfen Widerhaken, in das Herz ſeines unmenſchlichen Feindes zu ſchnellen. Weib und Kinder, Heerd und Vaterland, drängten ſich allgewaltig und Rettung flehend an ſeinen Buſen. Endlich kam der ſtolze Reichsvogt auf ſtattlichem Roſſe, umgeben von ſeinen Reiſigen, und ſchnell flügelte Tell den tödtenden Wurf in die erbarmungsloſe Bruſt des Mannes, der ſchon zweimal das Verderben der Seinigen beſchloſſen hatte und deſſen Tod ein Freudenfeſt für alle Hütten und Herzen der Thäler war. Froh des Vollbrachten, und geleitet von dem Genius ſeiner Heimath, floh Tell, der Rächer ſeines dankbaren Volkes, nach Schwytz zu Stauffacher und von dort über die höchſten Bergjoche nach Uri zu Walther Fürſt, ſeinem Schwiegervater. Seine That war das blutige Vorſpiel großer Ereigniſſe und ſiegreicher Schlachten, die er ſelbſt zum Theile mitgeſchlagen haben ſoll. Sie war das Signal zur Befreiung ſeines Vaterlandes, deſſen Verbündete, durch ſie angefeuert, mit größerer Sehnſucht und Entſchloſſenheit dem verabredeten Tage der Erlöſung, dem erſten Tage des Jahres 1308 entgegen ſahen. Ganz eines ſolchen Helden würdig iſt, was die graue Sage über das fernere Leben und ſeinen Tod berichtet. Einfach und bieder lebte er lange noch ſeinen Vater- und Menſchenpflichten, in deren treuer Erfüllung er ſein Ende fand. Der Schächen, ein Bach nahe bei Bürglen, war 1654 reißend angeſchwollen und ein Kind darin dem Ertrinken nahe. Tell warf ſich, es zu retten, in die Fluthen, und fand in dem edelſten Beſtreben ſeinen Tod. Sein Mannesſtamm erloſch 1684, der weibliche um 1720.

Die Landsgemeinde von Uri verordnete im Jahre 1388 eine Kapelle zu Tells Gedächtniß auf der Platte am Axenberge zu bauen; 114 Männer waren noch in der Landsgemeine, welche ihn perſönlich gekannt hatten. Seit urdenklichen Zeiten war zwiſchen Immiſen und Küßnacht, in der hohlen Gaſſe, wo Geßler fiel, eine Kapelle zum Gedächtniß der That Tells erbaut, und ſtatt der verfallenden wurde im Jahre 1600 dort eine neue erbaut. Auch auf dem Platze, wo Tells Wohnung ſtand, wurde 1582 eine Kapelle geſtiftet.

„Trotz dieſer Zeugniſſe,“ ſagte Eduard, „hat man in neueſter Zeit wieder verſucht, die perſönliche Exiſtenz Wilhelm Tells abzuleugnen; doch ergötzen wir uns ferner an den herrlichen Bildern erhabener Größe, welche uns in den Blättern der Geſchichte und durch den Lieblingsdichter der deutſchen Nation, unſern Schiller, geſchenkt wurden. Nie hat ein Held der Vorzeit ein gefährlicheres Ziel getroffen, nie eine gehaltvollere That gethan, als Tells Pfeilſchuß nach dem Apfel auf dem Kopfe ſeines Kindes war. Geßlers Tödtung iſt eine That ſo beſonderer Art, daß ſie ſich nicht nach gewöhnlichen Begriffen meſſen läßt. Ein Landsmann Tells hat den Stoff auch zu einem Schauſpiel benutzt, und mit beſonderem Vergnügen leſe ich oft den Tell von Veit Weber (Leonhard Wächter), der mit Schiller in demſelben Jahre ein Schauſpiel daraus ſchuf, welches in manchen Scenen das Schillerſche Werk an Treue und Originalität überragt. Ein geiſtreicher Kritiker, Börne, äußert ſich: „Aus Schillers liebevollem, die ganze Welt umfaſſendem Herzen entſprang Tells beſchränktes häusliches Gemüth und ſeine kleine enge That; die Fehler des Gedichts ſind die Tugenden des Dichters.“

„Laß, mein Lieber, das Raiſonniren; wir könnten aus der Sage leicht in die Politik gerathen,“ ſagte Alma.

„Recht, meine Liebe,“ erwiederte er, „lieber will ich als Pendant zum Tell die Sage von Palnatoke, wie ſie uns Saxo Grammaticus mittheilt, erzählen, welche unter dem däniſchen Könige Harald im Jahre 965 ſich zugetragen haben ſoll. Beiläufig bemerke ich, daß der edle Oehlenſchläger dieſen Gegenſtand trefflich zu einem vaterländiſchen Schauſpiele benutzte. Palnatoke und Tell haben dieſelbe Begebenheit, aber auch den graden, freien, ehrlichen Charakter gemein. Wie verſchieden muß ihr Handeln ſeyn, da jener ein Heide und Held, dieſer ein Hirt und Chriſt, und andere Zeit und Umgebung die ältere Sage ſchmückten.“

Achthundert ſechs und funfzigſte Nacht.

Palnatoke, Jarl in Fühnen, Wendſüſſel und England

In finſterer Zeit, gegen Ende des 10ten Jahrhunderts, als der König Harald Blauzahn in Dänemark als König regierte, und ſein Sohn, Serend Zwickbart, Seekönig war, wurden durch den edlen Pope, Biſchof in Schleswig, die erſten Strahlen des Chriſtenthums in Dänemark verbreitet. Doch blieb das Volk im Geheimen immer noch ſeinen heidniſchen Göttern zugethan, die ſeine Vorältern ſo lange gnädig beſchützt hatten und ihnen die Herrſchaft über das ſtolze England, ja durch ſeine mannhaften ſchnellſegelnden Schiffe und Flotten den Beſitz aller Meere und Küſten unterthan gaben, bis zum fernen ſchönen Lande Italien hinab. Ungern ſahen daher die tapferen Fürſten und Grafen des Landes die Einführung einer milden Duldung und Vergebung predigenden Religion, die nach den rohen Begriffen ihres Rache lehrenden Götzendienſtes die Kraft des Stärkern in Feſſeln ſchlug. Das Chriſtenthum lag, wie ein kleines Kind, noch in der Wiege und hatte noch keine Kräfte gewonnen. Kaiſer Otto der Große ſah mit großer Freude auch in ſo entfernten Gegenden das Gedeihen des Chriſtenthums, verſprach dem Könige Harald Blauzahn ſtete Freundſchaft und Hülfe, und ſandte ihm eine Bulle Johannes IX., der Chriſten heiligen Vater zu Rom, die den Biſchof Libengius in Hamburg zum Biſchof für jene Gegenden erhob, und der durch Pallium und Biſchofsſtab vom Pabſte ſelbſt beſtätigt wurde als Oberhirt des Chriſtenthums im Norden. Eigentlich entſchloß ſich Harald auch nur mit geheimem Widerwillen zur Annahme, und das Beiſpiel, was Hakon Jarl gegeben, der, als er auf das Meer hinausgekommen, eine ganze Ladung heiliger Bücher, Gefäße und Mönche über Bord warf und dann wieder in Norweg Heidentempel baute, ſchien er nicht übel Luſt zu haben, nachzuahmen. Doch fürchtete er Ottos Schwert und die Wunderkraft, die Biſchof Popo, der zur Beſtätigung ſeiner göttlichen Sendung vor dem Könige ein Wunder that, indem er einen glühenden eiſernen Handſchuh anzog und gleich darauf unverſehrt die Hand zeigte.

Edel waren wohl die Zwecke des Prieſters, doch Täuſchung ſpinnt immer ein gehaltloſes Gewebe, welches durch den richtigen Gebrauch der Vernunft zerreißen muß; ſo hetzten ſie auch den König gegen die tapferſten

Helden, beſonders gegen ſeinen eigenen Sohn Fiölnir und den tapfern Helden, den Palnatoke, auf. Sein Untergang ſollte ihm auf eine merkwürdige Art bereitet werden. Er hatte ſich, hochmüthig, trotzig, ſeiner Kraft bewußt, bei einem Trinkgelage gerühmt, beſſer und länger auf den Schlittſchuhen laufen zu können, als der König, als Jedermann. Da befahl ihm dieſer, zur Strafe, hinunter auf den langen Skinen zu laufen, in Schoonen, von der ſchneebedeckten Kulle, verhoffend, ſeine wilde Dreiſtigkeit würde ihn im Meer begraben; doch durch Walhalls Hülfe beſtand er glücklich das gefährliche Wageſtück, ja friedlich und ohne Groll nahte er ſich ſogar dem Könige wieder im Saale zu Rothſchild. Schlecht nur konnte Harald ſeinen Ingrimm über die Rettung Tokes verbergen, beſonders da dieſer ihn vor den verſammelten Großen mit ſeinem Beinamen Blauzahn begrüßte, und er ſich in der Unterredung mit dem Könige rühmte, beſſer als er zu ſchießen.

„Triffſt Du beſſer, als ich? Bringt kein Schrecken Dich zum Zittern?“ fragte der König. — „Ich ſteh' bei meinem Wort,“ erwiderte Toke. — „Deine letzte Heldenthat beweiſet nicht viel,“ war die Antwort des Herrſchers. „Denn daß Dein Schlittſchuh barſt und Du wie ein Knabe niederſtürzteſt, rettete Dich vor dem Ertrinken im Meer. Ein tüchtiger Krieger biſt Du, das ſind Viele. Daß Du Länder beſitzeſt und mächtig biſt, zeugt vom Glück, nicht vom Verdienſt. Beweiſe Deine Tüchtigkeit durch Außerordentliches uns. Ich hab' etwas erfunden, was ſich leicht ausführen läßt, hier auf der Stelle, gleich im Saale, wo ich wahrnehmen kann, ob Du ein übergroßer Bogenſchütze biſt. Dein Sohn Palnir iſt in Deinem Gefolge, er kniee dort nieder im Saal, und Du ſchieße dort aus der Ecke einen Apfel von ſeinem Scheitel, ohne ſeine goldenen Locken zu berühren, dann ſollſt Du der beſte Schütze ſeyn; ſonſt, wo Du Dich weigerſt, magſt Du der größte Lügner und Verächter Deines Königs heißen, und ewig von Hof und Land verwieſen ſeyn."

Zorn und Unwillen bemeiſterte ſich Aller, beſonders aber Palnatokes und ſeines Sohnes Palnir. — Der Knabe wollte nicht knieen vor dem Könige, nur vor den Göttern; doch im Vertrauen auf ſeines Vaters Geſchick und aus Verachtung über des Königs unmenſchlich-hölliſches Begehr, forderte er als Pfand der glücklichen Wette den goldnen Herrſcherring von des Königs Arm, und trieb ſeinen Vater ſorglos zur ſchnellen Ausführung. — Der ermannte ſich, ließ den Knaben in dem Hof, an einen großen Stein, der ehemals Odins Altar war, knieen, und den jetzt Haralds Knechte beſudelten. — „Geh, mein braver Junge, den ich innig liebe. Sollteſt Du fallen, ſo ſinkſt Du ein Opfer auf Odins Altar. Grüße ihn von Deinem Vater, und leg ein Kiſſen auf die Heldenbank Dir zur Seite für mich zurecht, wenn ich komme," ſagte Palnatoke.

Der König reizte ihn durch höhnende Rede, worauf Palnatoke erwiderte: „Nur unnatürliche Väter haſſen ihre Söhne, ich liebe meinen,“ nahm noch einen zweiten Pfeil aus ſeinem Köcher und ſteckte ihn in ſeinen Buſen, zielte und ſchoß unter dem jauchzenden Beifall der tapfern Kämpen mit dem erſten Pfeil den Apfel von des Sohnes Haupt. Klingend ſchlugen die Helden mit ihren Schwertern auf die Schilder, die mächtigen Götter preiſend; fröhlich drückte Palnatoke den Knaben an's Herz, der den Ring trotzig vom König begehrte, den ihm dieſer erſt nach langer Zögerung gab, indem er den Vater liſtig fragte: „wozu er den zweiten Pfeil in den Buſen geſteckt?“ — Der antwortete mit kühner, unbefangener Rede: „Herr, wenn der erſte meinen Sohn getödtet, dann war der zweite für Deine Bruſt beſtimmt!“ — Der König erſchrack ob dieſer Rede und lud die Helden alle zum Mahl, und ſein Feind ſey, wer nicht folge. Alles folgte dem Könige, außer dem erzürnten Vater und ſeinem Sohne; er verband ſich mit ſeinen Schwähern Buü und Kämpe, wie mit Thorwald, dem Weitgereiſten, und andern tapfern Männern des Nordens, mit dem Könige zugleich die Kloſterpeſt aus Süden zu ſtürzen, mit dem tapfern Swend, dem Sohne des Haralds, die alten Götter wieder auf den Thron zu ſetzen, und wenn ſein Unternehmen mißlänge, mit den beſten Helden von Seeland nach Uſedom zu fliehen, Jomsburg wieder zu erheben, und ſo das alte Leire, was in Trümmern lag, neu zu gründen. Es rüſteten ſich die Helden, aber auch der König, deſſen Heer im Nachtheil war. Da ſchloß er mit ſeinem Sohne, dem erſten des feindlichen Heeres, einen Waffenſtillſtand, um vielleicht mit Liſt zu ſiegen. Ja er ſandte ſogar den Skoftn, einen falſchen Mann, ſeinen Sohn und den Palnatoke meuchlings zu morden; doch deſſen Gewiſſen ließ ihm die That nicht vollführen; ja er warnte ſogar die Verfolgten. Da ließ Palnatoke ihn binden, führte ihn kühn durch eine geheime Thür in des Königs Schloß, der eben in der Nacht von böſen Träumen geplagt wurde, weil er ſeines, durch ihn gemordeten älteren Bruders Knud gedachte. Er trat in voller Rüſtung, mit geſpanntem Bogen, unerwartet durch die Tapetenthüre und ſchoß ihm den Pfeil durch das ſchwarze, böſe Herz. Der Pfeil verrieth ihn, da er beim Leichenmahle ihn offen für den ſeinigen erkannte. Frei ging er von dannen, doch mordete ihn ſein treuſter Freund Buú in der Berſerker- oder Streiter-Wuth. Büßen ſollte er gleich mit ſeinem Leben dieſe That, das letzte Wort Palnatokes erflehte ihm noch die Freiheit.

Achthundert ſieben und funfzigſte Nacht.

Heute erzählte der Caplan folgende altnordiſche Sage, als ergötzliches Seitenſtück zu der Sage von dem Ritter EST:

Königin Chrimhilds grosser Trunk.

König Hakon der Däne war ein gewaltiger Held, und im Trinken konnt' es ihm keiner ſeiner Ritter zuvorthun, ſo, daß er allerwärts, wie im Kampfe, ſo beim Trunke, für den Erſten galt. Deß freute er ſich denn, und ſtiftete eine Tafel, daran ſetzte er ſich, wenn er auf der Jagd und im Kampfe ſich herumgetummelt hatte, mit ſeinen vornehmſten Leuten, und trank mit ihnen um die Wette aus gewaltigen Hörnern den köſtlichſten Meth. Und jedes Horn war ſo groß, daß es ſo viel faßte, wie drei Helme, und es war Geſetz bei den edlen Zechern: daß Keiner eher von der Tafel aufſtehen durfte, bevor er nicht ſein bis zum Rande gefülltes Horn dreimal geleert hatte.

Als nun einſtmals die theuern Männer ſo beiſammen ſaßen und fröhlich zechten, und dabei ſich ihrer Heldenthaten rühmten, und neue Wetten um Leib und Leben anſtellten, trat ein Bote in die Halle, den hatte Harald, der tumpiche*) König von Norwegen geſandt, und der trug ein Trinkhorn ſo gewaltig und ſchwer, daß er es kaum ſchleppen konnte, und hinter ihm kamen zwölf Knechte, die ſchroteten keuchend ein großes Faß Meth mit Mühe in den Saal. Der Bote aber ſetzte das große Horn vor den König Hakon auf die Tafel, und ſprach alſo:

---

*) närriſche.

„Gruß Dir König Hakon und Gruß Euch Helden von dem König der Norweger Harald, und hier ſendet er Euch das größte Faß mit altem Meth und das größte Trinkhorn aus ſeinem Keller, zum Zeichen, daß er Frieden und Freundſchaft mit Dir, König Hakon, ſchließen will. Doch ſtellt er Euch die Bedingung: Ihr ſollet noch heute aus dieſem Horn das Faß leeren; ſonſt will er es anſehen, als ſchlüget Ihr Frieden und Freundſchaft aus, und will ſich rüſten zum Kriege wider Euch.“

Da wurden der König Hakon und ſeine Helden luſtig und lachten, daß es hallte, über die tolle Botſchaft des tollen Harald; dann aber ſprach Hakon: „Wir haben zwar alle ſchon heut unſer Maas getrunken, aber das Fäßlein da ſoll uns noch zu guterletzt behagen.“ Somit winkte er und ließ ſich das Rieſenhorn bis zum Rande füllen, umſpannte es mit beiden Armen, und fing an zu trinken, daß die Augen ihm übergingen, bis er das große Horn bis zum letzten Tropfen geleert hatte. „Soll mich Thor!“ rief der Bote, als er das ſah, „der König hat einen guten Zug.“

König Hakon aber ſchöpfte Athem, ſtampfte mit dem Horn auf die Tafel, erhob ſich, und ging, ſich niederzulegen. Im Gehen aber ſprach er zu ſeinen Helden: „Drauf, Männer, drauf! Ich habe das Meine gethan!“

Da fingen die Recken auch an zu trinken, und es ging herrlich. Bald hörten ſie, wie das Faß ſchon hohl klang, wenn ſie dran klopften; aber hier und dort fiel nach und nach ein Held von ſeinem Sitz, und blieb ruhig liegen, wo er hingefallen war. Immer kleiner wurde die Zahl derer, die noch trinken konnten, und auch dieſe mußten ſich oft verſchnaufen, ehe ſie wieder anſetzten.

Endlich war das Faß leer, bis auf ein Horn, aber Keiner konnte nun auch nur einen Tropfen mehr trinken. Der Bote ermahnte ſie, das Letzte zu verſuchen, und ſagte: „Bedenkt, Ihr bietet dem König Harald Span und Fehde, wo Ihr nicht trinket.“ — Aber die Helden waren taub für ſeine Rede und lallten nur noch, und wenn einer ſich rührte, ſo fielen ihrer drei zu Boden zu denen, welche ſchon lange da lagen. Der Bote lachte und meinte, nun habe König Harald den Sieg gewonnen, indem aber trat die Königin Chrimhild in den Saal, und als die erfuhr, wie es um die Helden und die Wette ſtünde, ſprach ſie: „Ich komme zu ſpät, ſeh' ich, den Ehrentrunk zu trinken; doch ein Reſtchen wird wohl noch im Faſſe ſeyn, füllet mir das Horn.“ Der Bote gehorchte, füllte ihr mit der Neige aus dem Faſſe das Rieſenhorn bis zum Ueberſchweppen und bot es ihr dar.

Und Königin Chrimhild ſetzte das Horn an und trank ſo wacker, daß kein Tropfen mehr drin blieb.

Da zog der Bote beſchämt ab, ſeinem Herrn zu verkünden, was er am Hofe König Hakons des Dänen erlebt hatte; Frau Chrimhild aber freute ſich, daß ſie den Frieden und die Ehre der Tafelrunde bewahrt hatte, und König Hakon hatte ſie noch eins ſo lieb, denn früher, und alle Helden prieſen ſie und tranken von Stund an ihr zu Ehren, außer den drei früheren Hörnern, täglich noch ein viertes.

Achthundert acht und funfzigſte Nacht.

Das Schneiderlein von Liſſabon.

In einer der jämmerlichen Vorſtädte der königlichen Stadt Liſſabon lebte vor Zeiten einmal ein alter Edelmann und guter Chriſt, oder auch ein alter Chriſt und guter Edelmann, wie man will, es kommt am Ende alles auf Eins heraus, denn der Don Joſe Pedro Maria Cavalho Ziga da Bocco war ſeines Zeichens ein Schneider, und das iſt die Hauptſache.

Don Joſe war ſchon bei Jahren, er hatte aber noch ein junges, hübſches Mädchen geheirathet, die Tochter eines Collegen, welcher ebenfalls ein alter Chriſt und vortrefflicher Edelmann war. Es war aber, die Wahrheit zu ſagen, die Ehe des alten Don Joſe und der jungen ſchönen Donna Joſefina, eine Ehe, wie ſie ungefähr Hund und Katze mit einander führen würden. Alle Tage Zank und Streit, denn Don Joſe war ſo eiferſüchtig wie ein Türke, drei Spanier und ſechs Portugieſen zuſammengenommen, und Donna Joſefina war, wie er ſagte, verliebter und leichtfertiger, denn alle Nonnen des Kloſters der heiligen Urſula, und hatte Don Joſe, wenn er bös wurde, gradezu den Teufel im Leibe, ſo ſchienen der holden Donna Joſefina jederzeit zehn Legionen Teufelchen zur Seite zu ſtehen, welche ihr halfen, ihren alten Ehetyrannen täglich und ſtündlich dergeſtalt zu quälen, daß Don Joſe, als das erſte Jahr ſeines Eheſtandes ſich zu Ende neigte, ſich richtig die Schwindſucht an den Hals geärgert hatte, ſo daß er mit dem Beginn des neuen Jahres ſeinen Weheſtand und auch das Zeitliche ſegnete.

Die junge Wittwe ertrug ihren Verluſt mit vieler Faſſung, und tröſtete ſich endlich auch, als ſie grade neun Monate nach dem Hinſcheiden des lieben Seligen eines muntern Knäbleins genaß, dem Don Joſes Namen, Titel und Habe, als rechtmäßigem Erben, zugeſprochen wurden.

Das Knäblein wuchs heran, und wurde ſo hübſch, wie ſeine Mutter, zugleich aber auch der ausgemachteſte Taugenichts, der ſich denken ließ. Er ſollte das Handwerk ſeines Vaters bei ſeinem Großvater mütterlicher Seite lernen; doch dazu hatte er blutwenig Luſt, mehr Luſt ſchon, loſe Streiche zu verüben, und als er heran wuchs, hübſche Mädchen zu necken. Am liebſten lief er müßig in den Gaſſen herum, und gaffte, wo es was zu gaffen gab, oder ließ ſich, in der Sonne hingeſtreckt, von derſelben beſcheinen, als wolle er ſo die Worte ſeines Großvaters durch die That widerlegen: „der Burſche iſt nicht werth, daß ihn die Sonne beſcheint,“ oder er ſtreckte ſich in die kühle Vorhalle einer Kirche hin, und ſchlief dort, je nachdem das Wetter heiß oder kühl war.

Der Großvater ermahnte und zankte vergebens, der junge Franziskus lachte ihm in's Geſicht, und Donna Joſefina nahm ihr liebes Söhnchen immer kräftig in Schutz.

Zum Unglück für den nun fünfzehnjährigen Franziskus lernte ein ſtattlicher Soldat, welcher die Würde eines Unteroffiziers bekleidete, ſeine Mutter kennen. Die hübſche, 28jährige, wohlhabende Wittwe gefiel dem Krieger über die Maßen wohl, und nach einigen Monaten ſchon war er der Stiefvater des frommen Kindes Franziskus.

Franziskus merkte gar bald, daß ſein neuer Herr Stiefpapa nicht ſo mit ſich ſpaßen ließe, wie der alte Herr Großpapa und die Frau Mutter; denn bei dem erſten loſen Streiche, welchen er nur verſuchsweiſe, wie er meinte, an dem Stiefvater verübte, prügelte ihn dieſer ſo unbarmherzig ab, daß Franziskus, wie das Sprüchwort ſagt, den Himmel für eine Baßgeige und die Erde für einen Dudelſack anſah.

Achthundert neun und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Der Arzt ſetzte dieſe Nacht das geſtern abgebrochene Mährchen wie folgt fort:

Als ſich Franziskus von den erhaltenen Prügeln wieder erholt hatte, lief er zu ſeiner Mutter, ihr ſeinen Schmerz zu klagen. Doch da fand er wenig Troſt; denn die gute Donna Joſefina lebte und webte noch in den Flitterwochen ihrer neuen Ehe, und wußte ihrem Söhnlein keinen beſſern Rath zu geben, als dem guten Stiefvater gehorſam zu ſeyn, und ihn zu lieben und zu ehren, wie es ſich zieme für einen frommen Knaben.

Der fromme Knabe murmelte eine Verwünſchung zwiſchen den Zähnen, und faßte heimlich den Entſchluß, davon zu laufen. Geſagt, gethan; er packte in der Nacht, wo alles im Hauſe ſchlief, ſein Bündelchen zuſammen, ſtahl der Mutter, dem Groß- und dem Stiefvater ſo viel Geld, als er erwiſchen konnte, ließ ſich an einem Strick aus dem Fenſter ſeiner Kammer herab, und lief, was er laufen konnte, aus Liſſabon in's Freie, in die Welt.

Wohin er lief, das wußt' er nicht, ſondern er lief, wie ſchon ſo mancher Taugenichts vor und nach ihm, der Naſe nach, und da ein Taugenichts, wenn er nur zu betteln verſteht, hier zu Lande *) keine Sorge hat um ſein tägliches Brod, ſo befand er ſich ganz wohl dabei; denn wo er eine Küche roch, da ſprach er zu, betete ein Ave Maria, oder flehte auch nur bei dieſer oder jener Marter irgend eines guten Heiligen, welcher ihm grade beifiel, und erhielt ſo immer, was er begehrte; des Nachts ſchlief er bald in einer Hütte, bald in der Flur eines Palaſtes oder auf einer Kirchentreppe, in ſchönen Nächten auch wohl auf freiem Felde, immer jedoch ganz vortrefflich; denn ſchlafen konnt' er wie ein fetter Abt, ſo daß das Geſchrei von einer Koppel Mauleſel ihn nicht erweckt haben würde, bevor nicht ſeine beſtimmte Schlafzeit verfloſſen.

Als der holde Jüngling auf ſolche Weiſe mehrere Tage, gleich wie ein Apoſtel des Schlingelthums, gewandert war, gerieth er, er wußte nicht recht wie, in einen großen, dichten Wald. Er hatte dieſen Wald, eh' er ihn betrat, nur für ein ganz kleines Gehölz angeſehen, und fand ſich jetzt plötzlich von ungeheuren, tauſendjährigen Eichen umgeben.

Er ſtutzte gewaltig und wollte raſch wieder zurück und aus dem Walde hinauslaufen, denn er witterte ſo etwas von Hexerei; aber je mehr und angeſtrengter er lief, je mehr dehnte der Wald ſich aus und um ſo dichter und düſterer wurde er.

---

*) in Portugal.

Endlich konnte Franziskus nicht mehr laufen, der Athem verging ihm und er ſank kraftlos unter einen Baum, wo er alle mögliche Zeit hatte, über ſeine betrübte Lage nachzudenken.

Achthundert und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Daß Fränzchens Lage nicht die erfreulichſte ſey, merkte das gute Jüngelchen nur zu bald; denn in Folge ſeines Hin- und Wiederlaufens verſpürte er einen gewaltigen Hunger und noch einen gewaltigern Durſt. Aber da war weit und breit kein Palaſt, kein Haus, keine Hütte, wo er für ein: „Geſegn' es St. Chriſtoph!“ ein Tiſchlein deck' dich! gefunden hätte. Bäume, nichts als Bäume! und nicht einmal Fruchtbäume, nicht einmal Nuß-, Eichen- und Kaſtanienbäume, ſondern ganz einfältige, wilde Bäume, welche nichts trugen, als Blätter und hin und wieder Nadeln. Er horchte mit geſpitzten Ohren, ob er nicht mindeſtens das Rauſchen eines Quells vernähme, mit deſſen Waſſer er ſeine dürre Zunge netzen könne. Alles umſonſt! Er ſah es ein, daß alle Kunſt des Bettelns, als worin er es zur Meiſterſchaft gebracht hatte, in dieſem unvernünftigen

Walde ihm nichts nützen würde, wenn er nicht einem barmherzigen lebenden Geſchöpfe begegne.

Er ſtand alſo wieder auf, und begann auf's neue einen Ausweg aus dem Walde zu ſuchen; allein er gerieth nur immer um ſo tiefer hinein, und wie er ſeine Stimme erſchallen ließ und um Hülfe rief, antwortete ihm nicht einmal ein Waldvogel; alles furchtbar ſtill und öde. Da ſank er endlich zum zweiten Mal unter einen Baum, er wollte wieder aufſpringen, denn die Nacht brach ſchon herein, und er ſtrebte verzweifelnd aus dem Walde zu entrinnen, weil er Furcht hatte, in der Nacht möge irgend eine wilde Beſtie kommen, welche eben ſo ausgehungert ſey, denn er, und ihn freſſen. Aber er war ſo matt und entkräftet, daß er ſich nicht vom Fleck rühren konnte und bald ohnmächtig wieder zurückſank.

Nun begann er, ſeine Flucht aus dem älterlichen Hauſe zu verwünſchen und zu bereuen, und klagte ſich ſelbſt an als einen Leichtſinnigen, einen Thoren. Aber damit verbeſſerte ſich ſeine Sache nun nicht mehr, im Gegentheil wurd' es nun immer ſchlimmer, und der Himmel ſchien beſchloſſen zu haben, den bis dahin verſtockten Sünder einmal recht gründlich Mores zu lehren.

Ein ſchweres Gewitter war ſchon früher nach und nach herauf gezogen, nun brach es los! furchtbar heulte und wüthete der Sturm, zerbrach die ſtärkſten Bäume, daß ſie krachend um und neben dem zitternden Franziskus niederſtürzten, der Regen praſſelte in dichten Strömen aus den zerriſſenen Wolkenſchläuchen herab, furchtbar rollte der Donner und ziſchten die Blitze — es war, als ſollte die Welt untergehen, und Franziskus war vor Angſt mehr todt, als lebendig.

Endlich ließ das Unwetter etwas nach und der Tag brach an; durchnäßt von dem noch immer fallenden Regen, erſtarrt vor Kälte und halb ſinnlos vor Angſt und Hunger, wälzte ſich Franziskus auf dem naſſen Boden, und rief die heilige Jungfrau und die elf tauſend Jungfrauen, den heiligen Nicolaus und den großen Chriſtoph, St. Jacob und St. Laurenz auf dem Roſt, den heiligen Anaſtaſius und den heiligen Purgantius um die Wette an, daß ſie ihm helfen möchten.

Da ſtand plötzlich ein uraltes Mütterlein vor ihm und redete ihn freundlich an: „Wer biſt Du, Söhnchen, was fehlt Dir und warum lamentirſt Du ſo erbärmlich?“

Achthundert ein und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Franziskus ſchaute in die Höhe, und das alte Mütterlein, obſchon es ungeſtalt und zwerghaft, krummgebückt am Stabe humpelte, erſchien ihm dennoch in ſeiner Noth als ein lieblicher Engel des Lichts. Er richtete ſich empor und faltete flehend die Hände, indem er mit zitternder Stimme die Alte um ein Stückchen Brod und ein Schlückchen Waſſer bat.

Das alte Mütterchen reichte ihm aus einem Korbe, welchen ſie am Arme trug, ein derbes Stück Brod, ein Stück Ziegenkäſe und einige Zwiebeln, und dazu ein Fläſchchen, worin nicht Waſſer, ſondern Wein war.

He! wie biß Held Franziskus zu! wie trank er in langen Zügen die Flaſche leer! Neues Leben goß der Göttertrank durch ſeine Adern, und er war wieder ſo herzhaft und luſtig, als ſey ihm nie etwas Böſes geſchehen.

Das Mütterchen fragte ihn jetzt wieder: wer er denn ſey und wie er in den großen wilden Wald gerathen? Sie that dabei ſo freundlich und lobte ſo ſehr ſein hübſches, edles Weſen, daß der edle Sprößling des Liſſaboner Schneiders auf den Gedanken gerieth, ihr nicht die Wahrheit zu ſagen, ſondern ihr etwas aufzubinden, um ſie in ihrer guten Meinung von ihm zu beſtärken. Er erzählte ihr alſo, daß er der Erbprinz eines großen Königreichs, vor, neben oder hinter Lisboa (gewiß wiſſe er die Lage nicht!) ſey, welchen ſein böſer Oheim, zu Gunſten ſeines eignen Sohnes, habe aus dem Reiche entführen laſſen, mit der Weiſung an ſeine Entführer: ihn zu tödten. Die Mörder hätten aber Erbarmen gefühlt mit ſeiner Jugend und ſeiner Schöheit, und weil er ein ſo frommer, tugendſamer Prinz ſey, und hätten ihn daher blos in dieſem Walde ausgeſetzt damit die wilden Thiere ihn fräßen, wenn welche drin wären. Für den Fall, daß er mit dem Leben davon käme, habe er ſchwören müſſen: nie wieder in ſein Königreich zurückzukehren; ſolches habe er denn auch gethan, um ſein Leben zu retten.

Das alte Mütterchen hörte der Erzählung aufmerkſam zu und ſchien ſehr davon erbaut. Dann lud ſie den vermeinten Prinzen ehrfurchtsvoll ein, ſie doch mit ſeiner hohen Gegenwart in ihrer niedern Hütte, welche nicht weit von hier im Walde ſtehe, zu beehren; dort wolle ſie das liebe Prinzchen hegen und pflegen nach Kräften, damit es ſich erhole und wieder friſch und munter werde.

Nichts weiter hatte der Schelm Franziskus bezweckt. Gnädig bewilligte er der Alten ihr Geſuch, und ſchritt mit dem Anſtande eines ächten Schneider-Prinzen neben ihr her, durch den Wald, der Hütte zu.

Achthundert zwei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als Franz und das Mütterchen die Hütte erreichten, verwunderte ſich der Erſtere nicht wenig über die Sauberkeit und Zierlichkeit derſelben, noch mehr darüber, daß man von der Hütte aus den Ausgang des Waldes, und durch den Ausgang das freie Feld und die Thürme einer großen Stadt erblicken konnte. Er fragte das Mütterchen, was denn das für eine große Stadt ſey, und ſeine Verwunderung ſtieg, als er erfuhr, dieſe ſelbe große Stadt ſey keine andere, als die alte, weltberühmte Roma, im Kirchenſtaate, woſelbſt der heilige Vater in eigner Perſon, als Statthalter Chriſti, auf St. Petri Stuhl ſitze.

Das Mütterchen erzählte dem jungen Prinzen ſehr viel Schönes von dieſer großen, herrlichen Stadt, und Seine Hoheit ſperrten Mund, Naſ' und Ohren weit auf über all die Wunderdinge, welche ſie zu vernehmen geruhten. Am meiſten aber verwunderte ſich Franziskus, jedoch im Stillen, daß er in etlichen Tagen den weiten Weg von Lisboa bis Rom ſollte gelaufen ſeyn, ohne nur ein einziges Mal unterwegs über ein Waſſer zu ſetzen. Da er in der Geographie durchaus unbewandert war, ſo zerbrach er ſich zwar nicht länger den Kopf über die Frage, ob man von Liſſabon gradeswegs zu Lande nach Rom reiſen könne oder nicht, ſondern hielt ſich nur an die außerordentliche Schnelligkeit, womit er gelaufen ſeyn mußte, obgleich er ſich deſſen nicht bewußt war, wohl aber, daß Rom von Liſſabon weit entfernt. Jedoch auch hierüber beruhigte er ſich bald, indem ihm das Sprüchwort „Schneiderleicht“ einfiel. „Es ſteckt im Blute,“ ſagte er leiſe zu ſich, „und zudem iſt es klar, daß ein Bischen Hexerei mit im Spiele, wenn nur das alte Mütterchen nicht ſelber eine Hexe iſt.“

Er beobachtete das Mütterchen nach Kräften, aber da merkte er, ſo ſehr er auflauerte, nichts Verdächtiges, es war und blieb das alte, gute, mitleidige, leichtgläubige Mütterchen, welches ihn im Walde gelabt, und ſodann mit ſich in ihre Hütte genommen hatte, wo ſie ihn begte, pflegte und hätſchelte, wie ihren leiblichen Sohn.

Außer ihr und Franz bewohnte Niemand die Hütte, nicht einmal ein Hund oder ein ſchwarzer Kater, der gewöhnliche Begleiter alter Hexen, ließ ſich blicken; Franziskus gab daher jeden Gedanken, daß ſeine Wohlthäterin eine Hexe ſey, bald auf. Aber ſtatt nun ihre Wohlthaten durch Dankbarkeit und Wahrheit zu lohnen, belog der unverſchämte Schneiderprinz die arme

Alte täglich auf's neue, und ſpürte herum, ob er nichts von Werth ergattern könne, womit er ſich aus dem Staube machen und hin nach Rom laufen könne; denn die ſtille Waldeinſamkeit hatte er bald ſatt und ſehnte ſich gewaltig nach dem luſtigen Leben und Treiben der Städte.

Achthundert drei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Wie ward ihm daher, als er eines Tages das alte Mütterchen überraſchte, wie ſie vor einer großen öffnen Truhe ſtand, welche mit Goldſtücken bis zum Rande gefüllt war. Ein Schrei des Staunens entfuhr ihm, das Mütterchen wandte ſich um, und als ſie ihn erblickte, ſprach ſie ſchmunzelnd, ohne ſeine ſtarren, gierigen, an dem Golde haftenden Blicke zu bemerken: „Hoho! mein Jüngelchen, nicht wahr, das nimmt Dich Wunder, daß Du bei mir ſo viel ſchönes, blankes Gold erblickſt. Ja, Söhnchen, wer in der Jugend arbeitet und ſpart, der hat's im Alter und darf nicht ſorgen, daß er noch ſpät am Lebensabend in Noth und Kummer gerathen muß. Wenn Du klug biſt, Söhnchen, ſo machſt Du's eben ſo, wie ich — Wie?" Damit klappte die Alte den Deckel der Truhe zu, verſchloß ſie, und hing den Schlüſſel an der Wand unter das Bild der heiligen Katharina, wo er für gewöhnlich ſeinen Platz hatte.

Franziskus verfolgte alle ihre Bewegungen mit den Augen, und gab, als ſie ihn etwas fragte, eine verkehrte Antwort. Die Alte lachte, ſetzte ihm zu Eſſen und zu Trinken vor, und neckte ihn über ſeine Zerſtreutheit.

Franziskus dachte aber: Lache nur, du gutes Mütterlein! Morgen will ich auch lachen. Ein Paar Taſchen voll Goldſtücke und einen Ränzel dito, kann deine große Caſſette da zur Noth ſchon hergeben. Was ſoll das ſchöne Gold hier im Walde ungenutzt liegen?

Hinaus in die Welt,
Mit dem funkelnden Geld! —
Gar ſchlecht iſt's beſtellt
Mit leeren Taſchen.
Doch ſind ſie voll,
Dann iſt mir wohl!
Dann kann ich haſchen,
Dann kann ich naſchen,
Was mir gefällt,
Und mein iſt die Welt!

Wie will ich leben als reicher Mann!
Es ſchaut mir Keiner den Schneider an!
Die Männer ſollen ſich vor mir bücken,
Die Mädel lachen, wenn's mich erblicken,
Und nicken mir zu, und haben ſo gern
Den artigen, zierlichen,
Jungen, manierlichen,
Müthigen,
Wüthigen,
Küſſigen,
Muſigen,
Reichen Herrn! —
Ein leuchtender Stern
Erſchein' ich Allen!
Und werde gefallen
So wie ich erſchein'. —
Die Herzen ſind mein!
Wohin ich die Blicke,
Die ſtrahlenden, ſchicke,
Entzücke,
Beglücke,
Ich ganz ohne Müh'. —
Mich ehret die Menſchheit, mich achtet das Vieh —
Und ſcheid' ich, ſo weinen
Die Großen, die Kleinen!
Die Jungen, die Alten,
Sie möchten mich halten! —
Es pochen die Herzen
Vor Sehnſucht und Schmerzen!
O, Scheiden und Meiden,
Wie thuſt du ſo weh! —

Doch ich, immer heiter
Und fröhlich, zieh' weiter,

Voll Gold alle Taſchen!
Zu naſchen!
Zu naſchen! —
Wer nennt mich noch Schneider? —
Prinz bin ich! Juchhe!

Achthundert vier und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

So dachte Franziskus und ſprach er zu ſich ſelbſt, als er ſpäter in dem Walde herum ſtrich, ſeinen Plan weiter zu überlegen. Endlich war ſein Entſchluß gefaßt, und er kehrte zurück in die Hütte, wo das alte Mütterchen ſchon mit dem Abendeſſen ſeiner harrte.

Franziskus war ein ſo ausgemachter Taugenichts, daß er nicht die mindeſten Gewiſſensſcrupel empfand, ſeine alte Wohlthäterin, von der er wußte, daß ſie ihn wie einen Sohn liebe, heimlich zu verlaſſen und noch dazu zu beſtehlen. Er ließ ſich's zu guterletzt noch vortrefflich an ihrem Tiſche ſchmecken, und trank den Wein, welchen ſie ihm vorſetzte, „auf gut Glück!“ wobei er natürlich nur an ſein Spitzbubenglück und an kein anderes dachte. Als er ſatt war, ſtellte er ſich, als ob eine unüberwindliche Müdigkeit ihn anwandle, und ſtreckte ſich auf ſein Lager, wo er bald darauf in einen tiefen Schlaf zu fallen ſchien und aus Leibeskräften zu ſchnarchen begann, um die gute Alte deſto ſicherer zu hintergehen. Die Alte handthierte noch eine Zeit lang in der Hütte herum, dann ſuchte auch ſie ihre Lagerſtätte, und fing ebenfalls dergeſtalt an zu ſchnarchen, daß Franziskus ſich's ſelber geſtehen mußte: ſie überträfe ihn darin bei weitem. Vorſichtig erhob er ſich nun, fand beim hellen Mondenſchein, der in das Zimmerchen fiel, gar bald die Stelle, wo der Schlüſſel zur Geldtrube hing, nahm ihn, ſchloß die Truhe auf, und nun fing er an, nach Herzensluſt ſich mit dem Gelde zu bepacken.

Erſt ſteckt er alle Taſchen voll,
So viel ſie mochten faſſen,
„Ach!“ ſeufzt' der Gaudieb, „daß ich ſoll
So viel zurück noch laſſen.
Wie ſo zufrieden wollt' ich ſeyn,
Wär's halb nur — wär's nur alles mein.“

„Noch dieſen Ränzel füll' ich mir
Mit ſpaniſchen Dublonen! —
Und in der Mütze Beutel hier
Iſt Platz für hundert Kronen;

Drum nehm' ich ſie, und friſch hinein!
O möchten's ihrer Tauſend ſeyn."

„Und jetzo fort, nicht lange mehr,
So fängt es an zu tagen!
Der Mammon iſt verteufelt ſchwer,
Doch will ich ihn ſchon tragen.
Die Müh iſt klein, der Vortheil groß!
Im nächſten Ort kauf' ich ein Roß.

„Lebt wohl! Du Wald, Du Hüttchen Du!
Leb' wohl, Du alte Schnurre!
Entdeckſt Du den Betrug — nur zu!
Dann keife, tobe, murre,
Fiel mir nicht dieſes Stückchen ein,
— Ich müßt' ein Narr geweſen ſeyn."

Somit packte Franziskus noch den Ränzel auf den Rücken, nahm die ſchwere Mütze in die Hand und verließ die Hütte.

Er lief, was er konnte, dem Ausgange des Waldes zu, und hoffte jeden Augenblick, daß er ihn erreichen und auf die freie Landſtraße treten würde, aber dem war nicht ſo.

Der Morgen brach ſchon an — Franziskus war auf dem rechten Wege, das litt keinen Zweifel, denn richtig ſah er die Oeffnung des Waldes immer vor ſich, und erkannte auch ſchon die Kuppel von St. Peter, welche hoch über alle Paläſte Roms, eine düſtere graue

Rieſenmaſſe im Morgenroth emporragte, aber es war, als käme er trotz des angeſtrengteſten Laufs nicht vom Fleck, denn nicht näher kam er dem Ausgang des Waldes

Achthundert fünf und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Da kam dem ſaubern Burſchen ein Grauſen an, und er merkte, daß es mit dem Walde doch noch eine eigene Bewandtniß haben müſſe. Verzweifelnd lief er immer weiter, um den Ausgang des Waldes zu erreichen, da hörte er hinter ſich in weiter Entfernung die wehklagende Stimme der Alten, welche ſeinen Namen rief.

„Ruf Du nur, Du gute Alte!"
Sprach Franziskus, ſchneller laufend.
„Doch ein Dummkopf, wenn ich halte!"
Aber plötzlich hielt er ſchnaufend.

Denn ſtets ſchwerer ward der Ranzen,
Den er trug auf ſeinem Rücken —
War's ihm erſt ſchon nicht zum Tanzen,
Wollt ihn jetzt die Laſt erdrücken.

„Ei, verdammt!“ rief Franz im Grimme,
Und der Manzen flog zur Erde,
Da erſcholl der Alten Stimme:
„Auf mein Prinzchen, auf zu Pferde!“

Und haſt Du, kannſt Du, verwandelte ſich der Manzen in einen großen, ſchwarzen Ziegenbock, unſichtbare Hände ergriffen den Franziskus, bläuten ihn tüchtig durch, wozu ein lautes Hohngelächter erſcholl, und ſetzten ihn dann auf den Bock. Dieſer lief alsbald Wald einwärts, der Hütte der Alten zu, Franziskus nahm ſich zuſammen, er wollte von dem verruckten Schneiderrappen ſpringen, und noch einen Verſuch zur Flucht machen; aber er ſaß ſo feſt auf dem Bock, als wäre er drauf genäht geweſen, und ſo mußte er ſitzen bleiben und ſich in ſein Schickſal ergeben.

Der Bock bog raſch um eine Waldecke, da ſtand das Hüttchen der Alten, und die Alte ſtand davor mit erhobenem Finger, dem Prinzen drohend, dem flüchtigen Prinzen, der jetzt mit tiefer Beſchämung gewahrte, daß alles Geld in ſeinen Taſchen ſich in Nähnadeln, Fingerhüte, Zwirnsknäule u. dgl. verwandelt hatte; an der Seite hing ihm aber eine große Scheere, wie ein Schwerdt. So hielt er vor der Alten.

Achthundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

„Nun!" rief die Alte, als der Bock mit dem armen Franziskus, der vor Scham hätte in die Erde ſinken mögen, hielt, „nun, Du edler Schneiderprinz, biſt Du ſchon zurückgekehrt zu dem alten Mütterchen und der alten Hütte im grünen Walde? Steig' ab, theure Hoheit, ſteig' ab von Deinem ſchwarzen Leibroß und geruhe Dich in meine ſchlechte Behauſung zu verfügen." Und als der verdutzte Jüngling nicht ſogleich Folge leiſtete, ſo berührte die Alte den Ziegenbock mit ihrem Krückſtabe, alsbald verwandelte ſich der Bock wieder in das alte Ränzel, und fuhr dem Schneiderlein blitzſchnell zwiſchen den Füßen davon, ſo, daß Fränzchen gar unſanft auf den harten Erdboden nieder zu ſitzen kam. Das alte Mütterchen lachte laut, half den verunglückten Reiter, der weder die Augen aufzuſchlagen, noch ein Wort zu reden wagte, wieder auf die Beine, und expedirte ihn mittelſt einiger ſehr vernehmlicher Ribbenpüffe in die Hütte. In der Stube ſtand der Tiſch und war gedeckt, und die Speiſen und der Wein dufteten dem Schneiderlein lieblicher, denn je, in die Naſe, ſo daß ihm der Mund alsbald zu wäſſern begann, und er mit Sehnſucht des Augenblicks harrte, wo die Alte ihn einladen würde, nieder zu ſitzen und zuzulangen. Aber damit hatte es für diesmal gute Wege! die Alte ſetzte ſich ſelber an den Tiſch, aß und trank, ſo lange noch ein Krümchen und ein Tröpfchen vorhielten, und ließ das gute Fränzchen mit den Armen St. Martins um die Wette faſten, ohne ſich auch nur ein einziges Mal nach ihm umzublicken. Als ſie endlich ſatt war, ſtand ſie auf, trat vor den armen Sünder hin und ſprach: „Söhnchen, mit Deiner erlogenen Prinzlichkeit iſt's nunmehr vorbei, und Du wirſt ſehr wohl thun, wenn Du es von nun an ſo treibſt, daß Du Deinem wahren Stande Ehre machſt, als tugendſamer, ſittiger Schneider! die Mittel dazu will ich Dir zeigen, und ſtellſt Du Dich fein fleißig und ordentlich an, ſo ſoll es mit der Zeit Dein Schade nicht ſeyn, wehe Dir aber, wofern Du nach wie vor ein Taugenichts und Galgenſchwengel bleiben wollteſt, auch für ſolche Geſellen habe ich Mittel, ſchau her!" Somit faßte ſie den Franziskus bei der Hand und führte ihn in ein kleines, an das größere anſtoßendes, Gemach, wo hinein er zuvor noch nie gekommen war. Dort erblickte Franziskus an den Wänden eine Menge gläſerner Nadelbüchſen, und in jeder Nadelbüchſe ſtak ein kleines, allerliebſtes, lebendiges Schneiderlein mit Bügel und Scheere und Elle und Maaß und Nadel und Zwirn, und alle zogen gar jämmerliche Geſichter und zappelten erbärmlich, und zirpten und pipten wie melancholiſche Heimchen. — „All' dieſe winzigen Schneiderlein“ — ſprach die Alte — „all' die Du hier ſiehſt, (es ſind ihrer gerade 299!) waren ſolche nichtswürdige Taugenichtſe, wie Du einer biſt, und eben darum hab' ich ſie in dieſe gläſernen Nadelbüchſen hinein verzaubert, damit ſie ihre Sünden bereuen, und ſie ſollen ſo lange in ihrer Gefangenſchaft verharren, bis ein Schneider kommt und ſie erlöſet — Du magſt Dein Heil daran verſuchen, wenn Du Luſt haſt, es gehört nichts weiter dazu, als daß Du ein ordentlicher Menſch und ein geſchickter Jünger der Zunft wirſt. Wenn Du aber Dich nicht beſſerſt, ſo kannſt Du immerhin darauf gefaßt ſeyn, daß Du das dritte Hundert der Nadelbüchſen-Inſaſſen vollmachſt.“

Damit führte ſie ihn in die Stube zurück und gab ihm Nadel und Zwirn und Scheer und Bügeleiſen, Elle und Maaß, und endlich auch Stoffe zu einem Kleide, und unterwies ihn in der edlen Schneiderkunſt, trotz einem Doctor derſelben.

Franziskus, obwohl er ſich aus Furcht alle mögliche Mühe gab, begriff doch alles entſetzlich ſchwer, wie das denn nicht anders ſeyn konnte, da er, trotz dem, daß er ſchon ein großer Schlingel war, noch nie an's Arbeiten, am allerwenigſten aber an's Kunſtſchneidern gedacht hatte. — Aber das Mütterchen wußte, wie ſie ſelber geſagt, Mittel und Wege, einen Taugenichts zu Raiſon zu bringen, und ſie wandte ihren Krückſtock, Hunger und Durſt ſo zweckmäßig bei ihrem neuen Lehrling an, daß dieſer doch endlich in ſich ging, und nach dreier Jahresfriſt ſo weit in der Kunſt fortgeſchritten war, daß er es wagen durfte, an ſein Probeſtück zu denken. Die Alte ſäumte nicht, ihm dieſes aufzugeben, und ſo ſchwierig die Aufgabe war, ein paſſendes Staatskleid für die übel und eckigt gewachſene Alte zu fertigen, ſo gelang es ihm doch zur größten Zufriedenheit der Alten.

Aber o Wunder! kaum hatte die Alte das ſchöne Prunkgewand angelegt, ſo war ſie nicht mehr eine Alte, ſondern ein wunderſchönes junges Mädchen, und in dem Nebenzimmer klang es hell, und all' die gläſernen Nadelbüchſen zerſprangen, und die 299 erlöſ'ten Schneidergeſellen hüpften daraus hervor, und huldigten dem erſtaunten Franziskus als ihrem Meiſter und König.

Und in der That ward Franziskus der König aller Schneider in Portugal, denn die Hütte verwandelte ſich in einen ſchönen Palaſt, und darin wohnte fortan Franziskus mit den 299 Schneidern, und heirathete das ſchöne, junge Mädchen, welches die Tochter einer mächtigen Fee und eines Schneiders war. Und Franz lebte glücklich und zufrieden und ſchneiderte viele Jahre lang mit ſeinen Geſellen um die Wette die allerſchönſten Gewänder.

Solches wiſſen alle Leute, die es laſen und hörten.

Ende des zwölften Bandes.

Inhaltsverzeichniß des zwölften Bandes.

Erſte Abtheilung.

1) Prinzeſſin Baumwolle. (Ammenmährchen, mündlich.)

2) Des Herrn von Crack Reiſe in den Mond. (Aus der Gascogne, mündlich und in franzöſiſchen Volksliedern.)

3) Die Träume (römiſche Geſchichte), aus den italieniſchen Geſchichten. Berlin 1806, ohne Angabe des Autors.

4) Die einzöpfige Jungfrau. }
5) Die Wunderquelle. } Büſching.

6) Schweizerſage (nach J. P. Hebel)

7) Die Elixire des Teufels. (Bamberger Legende, mündlich. Offenbar gab dieſe Legende dem ſeligen Hoffmann die erſte Idee zu ſeinem Roman.

8) Johanneskindchen. (Aus dem Kindermährchen von J. P. Lyſer)

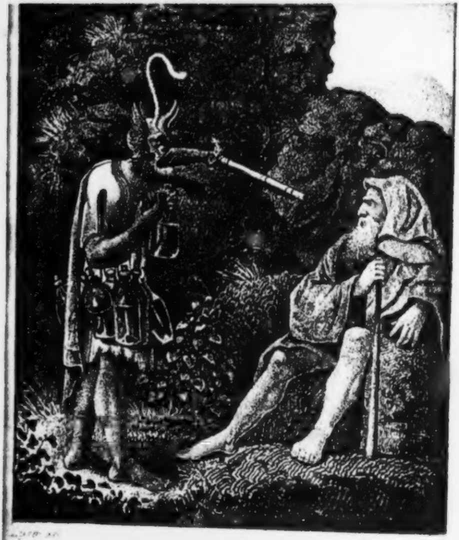
9) Die Rabendocken. (Schleſiſche Volksſage.)

10) Die Geſpenſtermühle bei Leitmeritz und die Teufelsmühle bei Außig. (Böhmiſch. Mündlich an den benannten Orten.)

Zweite Abtheilung.

11) Die Trauung. (Nordliſche Sage; hier ſo gegeben, wie Steffens ſie zuerſt nach Deutſchland brachte.)

12) Der Ahnfrau Bild. (Mitgetheilt von H. Kricke.)
13) Der gefährliche Scherz (von demſelben).
14) Die heimlichen Rächer (desgleichen).
15) Gevatter Tod. (Nach mündlichen Mittheilungen.)
16) Der Pfeiler in Prenzlau (eben ſo).
17) Zerbſter Legende. (Mündlich.)
18) Der verſchwundene Schatz (Schleſiſche Sage. Steffens, der ſie erzählt, will ſie ganz gleichlautend auch im Salzburgiſchen gehört haben.)
19) Dom Pedro der Grauſame. (Aus deſſen Lebensgeſchichte.)
20) Das Mährchen vom Ritter Est. (Deutſche und italieniſche Volksſagen und Lieder. Wer kennt nicht Wilhelm Müllers herrliche Ballade.)
21) Thomaſſine Spinola. (Ludwig XII. Leben.)
22) Die Rheinreiſe. (Rheinſagen von A. Schreiber, Carl Geib u. A.)
23) Wilhelm Tell. (Geſchichte der Schweiz.)
24) Palnatoke (nach Saxo).
25) Das Schneiderlein von Liſſabon (von J. P. Lyſer).



Die Elexire des Teufels und St.
Anton von Padua

Abendländiſche
Tauſend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers

XII. Bändchen. 2. Abtheilung.

Meissen
bei F. W. Goedsche

Leihbibliothek
von
C. G. Fricke

1952.1440

Achthundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

Heute erzählte der Caplan die Sage von dem tapfern Herzog

Hüon von Bordeaux.

Zur Zeit, als Karl der Große glorreich über ſein großes Reich herrſchte, war Siegewin Herzog von Guyene, und that es, was väterliche Sorgfalt für ſein Land und ſeine Unterthanen betraf, dem großen Karl nach Kräften gleich. Trotz dem aber wurde ihm endlich die Zeit daheim lang, und weder ſein holdes Weib noch ſeine beiden lieben Jungen vermochten es, die Begierde nach Abenteuern aus ſeiner Seele zu verdrängen, ſo, daß er endlich weder Raſt noch Ruhe mehr hatte, und es gewaltſam ihn hinaus trieb von Reich und Volk und Weib und Kind in die weite Welt.

Sein Sinn war auf das heilige Grab gerichtet, und mit einigen treuen Knappen zog er dahin, um für die Befreiung deſſelben mit zu kämpfen.

Bitter wohl war der Abſchied von der Heimath, von ſeinen Lieben, doch ſein Entſchluß war feſt, und in der Zuverſicht, nach Verlauf dreier Jahre wieder heimzukehren, zog er wohlgemuth von dannen. Aber die drei Jahre vergingen, und wer nicht heimkehrte, war Herr Siegewin, und im vierten Jahre kam die Kunde durch einen ſeiner zurückkehrenden Mannen, daß Herr Siegewin geblieben ſey im Kampfe um das heilige Grab, und begraben liege in geweihter Erde vor Joppe.

Seine junge Wittwe betrauerte ihn aufrichtig mit vielen Thränen, und ließ ihm eine Menge Seelenmeſſen leſen. Dann aber faßte ſie ſich, wie es die Pflicht einer frommen Chriſtin, und verwaltete ſorgſam und getreu das Land während der Minderjährigkeit ihrer Söhne. Dieſe wuchſen friſch und fröhlich heran, und zeigten ſchon früh den edlen ritterlichen Geiſt ihres Herrn Vaters, beſonders Hüon, der Aelteſte, welcher dereinſt das Herzogthum überkommen ſollte. Und als er zwanzig Jahr alt war, ſäumte ſeine Frau Mutter nicht, ihm die Regierung zu übergeben, indem ſie eine feierliche Huldigung zu Bordeaux veranſtaltete.

Zwei Jahre lang regierte der junge Herzog zur Freude und zum Heile ſeines Landes, und hielt ſich nebenbei wacker in allen ritterlichen Uebungen. Da bekam er eine Ladung von dem Kaiſer an deſſen Hoflager zum Empfang der Lehen, und gehorſam dem Rufe machte er ſich auf mit ſeinem jungern Bruder Gerard und einem ſtattlichen Gefolge der kaiſerlichen Burg zuzuziehen.

Nun lebte aber am Hofe Kaiſer Karls ein liſtiger Mann, Namens Amory von Hohenblat, der war ein arger Feind des Hauſes Bordeaux, und hatte ſchon den Vater des jungen Hüon mehr denn nöthig aus des Kaiſers Gunſt geſchwätzt, um auch dem Sohne ohne ſonderliche Mühe jetzt zu ſchaden. Um aber noch ſicherer zu gehen, ſo vereinigte er ſich mit des Kaiſers zweitem Sohne, dem wilden Scharlot, welcher längſt Luſt bezeigt hatte nach dem reichen Herzogthume Bordeaux, und beredete ihn, Herrn Hüon anzufallen, wenn er der kaiſerlichen Burg ſich nahen würde.

Hüon ließ ſich von dem allen nichts träumen, und zog wacker und guter Dinge ſeines geraden Weges daher. Als er nun in den Wald von Montley kam, entfernte ſich der junge Gerard von dem Trupp, und ließ ſeinen Falken im Walde ſteigen, Hüon und die Seinen hatten deſſen nicht Acht, weil ſie meinten, der Knabe würde ſich alsbald wieder zu ihnen finden. Auf einmal aber hörten ſie mitten aus dem Walde ein klägliches Geſchrei erſchallen, und als ſie herzu eilten, ſiehe, da lag der junge Gerard vom Pferde herabgeworfen, beſchmutzt und blutend auf der Erde, neben ihm ſtand ein Edelknecht, im Begriff ihn tüchtig abzuwalken.

Von Zorn entbrannt rief Hüon: „Grobian!
Was hat der Knabe Dir gethan,
Der wehrlos iſt, ihm alſo mitzuſpielen?

Zurück! und rühr' ihn noch mit einem Finger an,
Wofern Dich's juckt mein Schwerdt in Deinem Wanſt zu fühlen."

„Ha!" ſchrie der Edelknecht. „Biſt Du's? Dich ſucht' ich juſt,
Schon lange dürſt' ich nach der Luſt
Mein racheglühend Blut in Deinem Blut zu kühlen!
Erkennſt Du mich nicht, ſo wiſſ', ich bin der Sohn
Des Herzogs Dietrich von Ardennen:
Dein Vater Siegewin (mög' er im Abgrund brennen!)
Trug über meinen einſt beim offnen Rennen
Mit Hinterliſt den Dank davon,
Und durch die Flucht allein entging er ſeinem Lohn.
Doch Rache hab' ich ihm geſchworen,
Du ſollſt mir zahlen für ihn! Da, ſieh zu Deinen Ohren."

Und mit dem Worte rannte er gegen den jungen Hüon, der ſich ſo einen Tanz gar nicht verſah, mit eingelegter Lanze los. Zum Glück parirte dieſer den ihm zugedachten Stich mit dem linken Arm, um den er in der Eile ſeinen Mantel ſchlug, mit der rechten Hand aber riß er das Schwert ſammt der Scheide vom Kuppel los, und gab dem Angreiſer einen ſolchen Schlag am rechten Schlaf, daß der Unhold niederſtürzte, um nimmer wieder aufzuſtehen.

Achthundert acht und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Plötzlich ließen ſich Reiter im Walde ſehen, und Herr Hüon vermeinte ſchon, nun würde der Kampf erſt recht losgehen, aber die Reiter hielten in der Entfernung ſtill und warteten ruhig, bis Hüon ſeines Bruders Kopfwunde verbunden hatte und mit den Seinigen den Wald verließ, dann legten ſie den Leichnam des Erſchlagenen auf ein Roß und führten ihn mit ſich davon.

Hüon verfolgte ruhig ſeinen Weg, und langte in Kurzem auf der kaiſerlichen Burg an. Sein Oheim, der Abt von St. Denys, führte beim Gehör das Wort, der alte Karl bezeigte ſich beſonders gnädig, und lud den jungen Herzog und deſſen Bruder mit an ſeine Tafel.

Alles ſchien ſich zum Beſten zu fügen, aber eben, als der Kaiſer mit ſeinen Rittern und Gäſten bei der Tafel ſaß, ſprangen die Flügelthüren des Saales auf, und Amory von Hohenblat trat ein in ſchwarzer Rüſtung und ſchwarz verhängtem Helmzeichen. Ihm folgten zwölf Knappen, eine verhüllte Todtenbahre tragend, welche ſie mitten im Saale niederſetzten. Den Gäſten ſtanden bei dieſem Anblick die Haare zu Berge, und der alte Kaiſer ſelber erblaßte. Indem trat Amory hervor, hob die Decke von dem blutigen Leichnam, der darunter lag, und rief dem Kaiſer zu: „Sieh, das iſt Dein Sohn Scharlot, und hier“ — damit deutete er auf Herrn Hûon — „iſt der Frevler, der Dir und dem Reiche die Wunde ſchlug! — Sich nichts verſehend, fiel Dein Scharlot im Walde durch Meuchelmord! Weh mir, daß ich zu ſpät kam, ihn zu retten.“

Der alte Kaiſer ſtand einige Augenblicke unbeweglich, dann ſchrie er laut vor Schmerz: „Mein Sohn! o mein Sohn!“ und warf ſich in Verzweiflung neben den Leichnam hin.

Dem Herrn Hûon ging der Jammer des alten Kaiſers durch's Herz, und er hätte in dieſem Augenblick, um den Scharlot wieder zu erwecken, gerne ſein beſtes Blut hingegeben. „Herr!“ — rief er — „Herr! höre mich! nicht mein iſt die Schuld dieſes Mordes! Dein Sohn betrog mich, er gab ſich für den Sohn des Herzogs von Ardennen aus. Er ſchlug den Knaben, meinen Bruder, der ihm kein Leid gethan, ſprach läſterlich von der Ehre meines Vaters, fiel mich ſelber unerwartet mörderiſch an. Bei Gott, es hätte die Geduld von einem Heiligen morden können, und den möchte ich ſehen, der kalt dabei geblieben wäre.“

Karl, als er den Hûon ſo reden hörte, ſprang wüthend vom Leichnam auf und ſchrie: „Ha! Böſewicht!“ ſomit riß er einen Knecht die Hellebarde aus der Fauſt, und hätten ihn die Fürſten nicht mit Macht zurück gehalten, er hätte den armen Herzog durch und durch gerennt. Hûon's Ritter ſprangen ihm zu Hülfe, und traten vor ihn hin, ſo daß der Kaiſer nicht an ihn konnte, und die Fürſten murrten laut, daß Karl einen ihres Gleichen ſo ſchnöde zu behandeln trachtete. Es entſtand ein lautes Murren unter ihnen, und nur mit Mühe gelang es dem ehrwürdigen Abt von St. Denys, den Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit zu beſchwichtigen. Nun trug er den ganzen Verlauf der Sache dem Kaiſer vor, die Ueberredung ſaß auf ſeinen Lippen, allein das half gar wenig bei dem alten ſtrengen Herrn, die Leiche des Sohnes lag da und der Mord ſchrie um Rache. „Hier!“ — rief der Kaiſer dem Friedensſtifter zu, — „hier ſieh, und ſprich dem Mörder meines Sohnes das Urtheil! ſprich's für mich! ſein Blut ſoll die Raben mäſten.“

Jetzt ſchwoll Herrn Hûon's Herz, und er ſchrie überlaut: „Ich bin kein Mörder! — Der Richter richtet nicht billig in eigener Sache! Mein Ankläger Amory iſt ein Verräther! Hier ſteh' ich und will es ihm beweiſen mit Gefahr meines Lebens: daß er ein Lügner iſt, und war, und ſeyn wird. Er allein hat alles Unheil angeſtiftet! Ich will mein Recht! der Kaiſer kann mir's nicht verſagen. Hier liegt mein Handſchuh! Gott mag entſcheiden zwiſchen mir und Amory, welchen von uns die Stimme dieſes Blutes zur Hölle donnern ſoll.“

Der Kaiſer, nur noch mehr erbittert über Hûon's kühne Rede, befahl ſeinen Trabanten, ihn zu greifen und in das tiefſte Burgverließ zu werfen. Aber dawider ſetzten ſich alle Fürſten und Ritter, und meinten: Einen ehrlichen Zweikampf dürfe der Kaiſer keinem angeklagten Edlen verſagen, und ſie würden nimmer zugeben, daß der Kaiſer ſo willkürlich und grauſam mit einem Fürſten verführe. Selbſt Amory, welcher vermeinte, den jungen Hüon mit leichter Mühe zu beſiegen, bat um Erlaubniß, die Ausforderung annehmen zu dürfen, und ſo mußte der alte, ſtarre Karl, wiewohl mit großem Widerwillen, endlich nachgeben.

Achthundert neun und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Tag des Gerichts erſchien. Eine große Menge Volks war verſammelt, den Kampf auf Tod und Leben mit anzuſehen. Mit ſeinem ſilberblanken Turnierſchild erſchien Herzog Hüon in den Schranken, und alles Volk begrüßte ihn mit Liebe, denn Jeder hielt ihn im Voraus keines Meuchelmords für fähig.

Schon ſtand der Kläger da, in einem Erker lag der alte Karl, umringt von ſeinen Fürſten, und ſchaute gar ingrimmig drein, als Herr Hüon ihn, wie es Sitte, ehrfurchtsvoll begrüßte.

Die Sonne wurde getheilt, die Richter ſetzten ſich und die Trompeten ertönten. Alsbald rannten die Kämpfer auf einander los, und trafen ſo gewaltig zuſammen, daß beider Roſſe auf die Kniee ſtürzten, und die Ritter ſich kaum im Sattel erhalten konnten. Eilfertig machten ſich beide aus den Bügeln los, und nun, in einem Blitz, flogen beide Schwerter aus der Scheide. An Grimm, Stärke und Erfahrung war offenbar Amory ſeinem Gegner weit überlegen, doch die Unſchuld ſeiner Sache gab dem wackern Hüon Kraft und beſchützte ihn. Dennoch blieb der Sieg lange unentſchieden. Aber bald floß aus mehr als einer Wunde des Klägers Blut, während Hüon noch munter und unverletzt kämpfte. Der wilde Amory, als er merkte, wie ſehr er anfing in Nachtheil zu gerathen, entbrannte von neuer Wuth, und ſtürmte gewaltiger auf Hüon ein, ſo daß auch dieſer jetzt in nicht geringer Gefahr gerieth, und endlich nothgedrungen zurückweichen mußte. Des Sieges ſchon gewiß, faßte Amory mit beiden Händen ſein gewaltiges Rolandsſchwert, um mit einem Streich Herrn Hüon den Garaus zu machen. Doch Hüon wandte ſich blitzſchnell, ſo daß er glücklich dem Todeshieb entging, und eben ſo ſchnell ſeinen Vortheil erſehend, brachte er, eh' jener ſich wieder in's Gleichgewicht zu ſchwingen vermochte, ihm da, wo der Helm ſich an den Panzerkragen fügt, ſo einen Hieb bei, daß ihm die Ohren ſauſten, die entnervte Hand das Schwert verlor, und Amory ſelber zu Boden ſank. Darauf mit gezücktem Schwert ſchrie Hüon ihm zu: „Entlade Dein Gewiſſen, wenn ich Deines Lebens ſchonen ſoll! Geſteh' es auf der Stelle." —

„Bandit!" ſchrie Amory, indem er alle Kraft zu einem letzten Stoß zuſammen nahm," dies für Dich! — fahre mit mir zum Teufel!" Glücklicher Weiſe mißlang der Stoß durch eine ſchnelle Wendung, welche Hüon machte. Allein auf's Höchſte erbittert über ſolche Tücke, vergaß der Sieger im gerechten Zorn, daß Amory, um öffentlich vor dem Kaiſer die Wahrheit kund zu thun, noch etwas Athem nöthig hatte, und ſtieß ihm ſein breites Schwert wüthend in den Rachen, ſo daß Amory auf der Stelle verſchied.

Alsbald ertönten Pauken und Trompeten, und der Herold rief Herrn Hüon als Sieger aus, und daß er freigeſprochen ſey von aller Schuld, und die Ritter kamen und wünſchten dem edlen Hüon Glück, und führten ihn im Triumph zum Kaiſer.

Kaiſer Karl aber blickte finſter und ſprach: „Was ſoll mir das? Kann dieſer neue Mord mir meinen Sohn wiedergeben? — Wer hat Hüon's Unſchuld anerkannt? Ließ Amory ein Wort des Widerrufs hören? Nein! Alſo verbanne ich Dich Hüon auf ewig aus meinen Reichen, und all Dein Land und Gut ſey unſerer Krone verfallen."

Die Pairs und die Ritterſchaft knieeten um des

Kaiſers Thron herum ſich faſt die Knie wund, um ein milderes Urtheil für den armen Huon zu erbitten, und faſt verzweifelten ſie ſchon, je den alten Starrkopf zu bewegen, als plötzlich der Kaiſer ſich alſo vernehmen ließ.

„Gut, Ihr Fürſten und Ritter! Ihr wollt es, und Wir geben nach, doch hört den Beding, den nichts zu widerrufen vermögend iſt! Ich begnadige den Mörder meines Sohnes, Dich Huon von Bordeaux! Allein aus allen meinen Reichen, ich wiederhole es, biſt Du von Stund' an verbannt, und bis Du Stück für Stück mein kaiſerlich Gebot erfüllt haſt, iſt Deine Wiederkehr unmittelbarer Tod. —

Zeuch hin nach Babylon, und in der feſtlichen Stunde,
Wenn der Calif im Staat an ſeiner Tafelrunde,
Mit ſeinen Emirn ſich beim frohen Mahl vergnügt,
Tritt hin, und ſchlage dem, der ihm zur Linken liegt
Den Kopf ab, daß ſein Blut die Tafel überſpritze.
Iſt dies gethan, ſo nahe züchtig Dich
Der Erbin ſeines Thrones, zunächſt an ſeinem Sitze
Und küſſ' als Deine Braut ſie dreimal öffentlich."

„Und wenn dann der Calif, der einer ſolchen Scene
In ſeiner eignen Gegenwart
Sich nicht verſah, vor Deiner Kühnheit ſtarrt,
So wirf Dich an der goldnen Lehne
Von ſeinem Stuhle hin, nach Morgenländer Art,
Und zum Geſchenk für mich, daß unſre Freundſchaft kröne,
Erbitte Dir von ihm vier ſeiner Backenzähne,
Und eine Hand voll Haar aus ſeinem grauen Bart."

„Geh hin, und wie geſagt, eh' Du auf's Haar vollzogen,
Was ich Dir hier von Wort zu Wort gebot,
Iſt Deine Wiederkehr unmittelbarer Tod. —
Wir bleiben übrigens in Gnaden Dir gewogen.“

Wie den Rittern und dem armen Hüon, als ſie ſolche ſaubere Bedingung hörten, zu Muthe war, läßt ſich beſſer denken, als beſchreiben. Es war ſichtlich, daß der Kaiſer ihm fort und fort grollte, und daß die ſchönen Worte von: in Gnaden gewogen bleiben, nicht beſſer als ein Todesurtheil ſeyen. Ein dumpfes Murren erhob ſich im Saale. „Beim St. Georg!“ ſprach einer von den Rittern, „ich bin nicht eben furchtſamen Gemüths, und habe manchen Strauß neben Lanzelot und Triſtan beſtanden. Setz einer ſeinen Kopf, ich ſetze meinen zur Wette! Doch was der Kaiſer da dem Hüon angeſonnen, hätt' auch, ſo brav er war, Herr Gawin hübſch bleiben laſſen.“

Auch Hüon merkte wohl, wo hinaus der Kaiſer gedachte, ob es aber nun Verzweiflung, oder Ahnung, oder Trotz war, was ihn ſo tollkühn machte, genug, er ſprach zum Kaiſer:

„Was Du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen.
Ich bin ein Frank! — Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und alle ſeyd Ihr Zeugen.“

Somit verneigte ſich Hüon vor dem Kaiſer, den Fürſten und allen Rittern, verließ den Hof, holte ſich ſeiner Mutter Segen und verließ ſchon nach wenigen

Tagen das ſchöne Frankreich, um nach Babylon zu ziehen. Er nahm aber ſeinen Weg über Rom.

Achthundert und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In Rom beichtete Herr Hüon dem heiligen Vater, und empfing deſſen Segen, wobei ihm der heilige Vater verhieß, es werde ihm alles wohl gelingen, nur ſolle er nicht unterlaſſen, wenn er nach Joppe käme, das heilige Grab zu beſuchen.

Hüon küßte demüthig den Pantoffel und gelobte Gehorſam, dann ſchiffte er ſich ein.

Er ſtieg in Joppe an's Land, und trat mit dem Pilgerſtabe die Wallfahrt nach Jeruſalem an, wo er ſich durch ein herzhaftes Gebet ſtärkte, und nun mit neuem Muthe und verhängtem Zügel auf Bagdad losritt. Allein zwiſchen Jeruſalem und Bagdad lag noch mancher ſteile Berg, und mancher dicke Wald, und manche Wüſtenei, und kein Menſch in dem verwünſchten Heidenlande verſtand ſeine Sprache, ſo daß, wenn er irgend wen um den nächſten Weg nach Bagdad fragte, ihm keiner antwortete. Einſt traf der Weg, der eben vor ihm lag, auf einen Wald. Er ritt den ganzen langen Tag, bei Sturm und Regen, bald rechts, bald links! Oft mußte er mit ſeinem breiten Schwerte ſich einen Weg durch das Dickicht bahnen, aber der Wald ſchien ſich immer mehr und mehr auszudehnen, und Herrn Hüon wurde endlich zum Erſtenmale in ſeinem Leben etwas ängſtlich zu Muth, als rings um ihn die Löwen und andern wilden Thiere bei einbrechender Nacht ihr fürchterliches Gebrüll erhuben. — Er ſtieg vom Pferde und gewahrte einen kurzen Pfad, der ſich durch Felſen einen Berg hinauf wand. Sein Roß am Zaume nach ſich ziehend, das blanke Schwert in der andern Hand, ſtieg er bergauf.

Er war nicht lange ſo fortgezogen, als er in der Ferne den Schein eines Feuers zu ſehen glaubte. Der Anblick erfüllte ihn mit neuem Muth, denn er hoffte, ein menſchliches Weſen auf dieſer öden Höhe zu finden. Raſcher ging er dem Schimmer nach. Auf einmal ſtand er vor einer großen Felsſchlucht, in deren Mitte, vor einer finſtern Höhle, ein praſſelndes Feuer flammte. In wunderbaren Geſtalten ragte aus der dunkeln Nacht das angeſtrahlte Geſtein, mit wildem Gebüſche verſetzt, das aus der ſchwarzen Spalte herabnickte. Mit einem ſeltſamen aus Luſt und Grauen gemiſchten Gefühl, blickte Hüon hinab in die Schlucht, und dachte kaum daran, weiter vorzudringen.

Indem tönte aus der Höhle ein donnerndes „Halt!" und plötzlich ſtand vor dem erſtaunten Hüon ein Mann von wildem Ausſehen, mit einem Mantel bedeckt von grob zuſammengeflickten Thierfellen. Ein grauſchwarzer Bart hing ihm bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug er als Keule einen Cedernaſt, groß und ſchwer genug, um damit auf einen Streich den größten Stier zu erſchlagen.

Herr Hüon, ohne vor dem Manne und ſeiner Ceder und ſeinem Bart zu erſchrecken, fing in ſeiner Landesſprache (der einzigen, welche er verſtand) an, ihm ſeine Noth zu klagen. „Was hör' ich!“ rief der alte Waldmann entzückt aus „O ſüße Muſik vom Ufer der Garonne! Seit ſechzehn Jahren ſchon hörte ich die liebe Sprache meines Landes nicht. Willkommen, edler Herr, auf dem Libanon! willkommen, obſchon ich leicht errathen kann, daß Ihr den Weg in dieſes Drachenneſt nicht um meinetwillen genommen habt. Kommt, ruht aus! Genießet, was ich habe, einen Biſſen Wildpret, halb roh zwar, doch kräftig, und einen Trunk aus dieſem klaren Quell, und mein guter Wille mag's Euch würzen, wenn es nicht der Hunger thut.

Herr Hüon, dem dieſer Gruß gar große Freude machte, ſäumte nicht, der Einladung ſeines Landsmannes nachzukommen. Er folgte ihm in die Höhle und legte Helm und Panzer ab. Wie vom Blitz getroffen, ſtand der alte Waldbewohner, als er Hüon's Geſicht erblickte, und rief einmal über das andere: „O wie ähnlich — o wie ſo ähnlich ſeht Ihr meinem lieben ſeligen Herrn, um den ich hier in dieſer wilden Einöde, ſo fern von meinem Volke und meinem Lande, ſchon ſechzehn Jahre weine. Dieſe Hand hat ihm das Auge zugedrückt, dies Auge ſein frühes Grab mit treuen Zähren begoſſen. Und jetzt ſeh' ich ihn in Euch wieder — wie wunderbar! Vergönnt mir, lieber junger Herr: daß Scherasmin Euch bei Eurem Namen nenne!"

„Mein Name iſt Hüon, Erbe und Sohn des braven Siegewin, einſt Herzog von Guyenne."

„O!" rief der Alte, indem er ihm zu Füßen fiel. „So log mein Herz mir nicht! Ihr ſeyd der Sohn des edlen, frommen Ritters, dem ich diente! Ihr waret noch ein ganz kleines Knäblein, als wir uns aufmachten, zum heiligen Grabe zu fahren. —

Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in dieſen Felſenſchlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden!
Verzweifle keiner je, dem in der tiefſten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne ſchwinden.
Doch Herr verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht,
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind Euch in dieſes Land verſchlagen!"

Hüon, nachdem er ſich mit einem friſchen Trunk und ein wenig Honigſeim erquickt hatte, ſtreckte ſich behaglich auf eine Moosbank am Feuer neben dem Alten nieder, und erzählte getreulich, was ihm in Frankreich geſchehen, und weshalb er jetzt auf der Fahrt nach Babylon begriffen ſey, und ſchloß ſeine Erzählung damit, daß er ſprach: „Willſt Du mir, mein guter Scherasmin, dahin den nächſten Weg aus dieſen Bergen weiſen, ſo habe Dank, wo nicht, ſo mach' ich's, wie ich kann."

„Mein beſter Herr!" verſetzte Scherasmin, „Ihr ruft mich, wie aus dem Grab, in ein neues Leben! Hier ſchwör' ich Euch, ich will mit Euch ziehen, und Euch ſo treu dienen, wie ich Eurem Vater diente. Das Werk, wozu der Kaiſer Euch ausgeſandt hat, iſt ſchwer, doch iſt auch Ehre dabei zu gewinnen, und ſomit in Gottes Namen friſch d'rauf! ich ſteh' Euch bei bis zum letzten Tropfen Blutes."

Der junge Fürſt, von ſolcher Treue gerührt, fiel dem Alten dankbar um den Hals. Dann legten ſich Beide auf die Streu, und ſchliefen, als wär' es der weichſte Flaum.

Achthundert ein und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als es Tag wurde, erwachte der Ritter mit geſtärktem Muth, weckte ſeinen getreuen Scherasmin und ließ ſich von ihm ſeine Rüſtung anſchnallen, ſodann machten ſich Beide auf den Weg, der Alte den Querſack auf dem Rücken, den Knittel in der Hand trabte zu Fuß neben dem Ritter her.

So zogen Hüon und Scherasmin drei Tagelang den Libanon hinunter. Am vierten Morgen ließ ein kleiner Haufen Reiter ſich ziemlich nahe auf einer Höhe ſehen. „Das ſind Araber!“ rief Scherasmin ſeinem Herrn zu, „und wenn es möglich wäre, ſo wär' es wohl das Beſte, wir gingen dem rohen Volke aus dem Wege!“

„Ei, wo denkſt Du hin!“ erwiederte Hüon, „wo hörteſt Du, daß Franken je geflohen?“

Die Araber, angezogen von Hüon's glänzender Rüſtung, kamen näher, den Säbel gezückt. Ein Mann zu Fuß, ein Mann zu Pferd, da ſchien ihnen der Sieg federleicht. Allein ſie fanden ſich gewaltig betrogen! denn Herr Hüon, mit ſeinem Schilde bedeckt, ſprengte unter ſie, und warf mit ſeinem Speere den Anführer ſo kräftig von dem Pferde, daß ihm ein blutiger Strom aus Mund und Naſe quoll. Nun drangen alle auf Herrn Hüon los, des Hauptmanns Fall zu rächen. Allein Scherasmin, der ſeinem Herrn den Rücken deckte, ſchlug ſogleich einen Araber zu Boden, und Hüon ſelbſt arbeitete ſo wacker, daß bald ein Zweiter und Dritter den Sattel räumte. Vergebens riefen die Heiden zu ihrem Mahomed. Endlich hielt keiner mehr Stand, und wer noch fliehen konnte, der floh in vollem Lauf.

Scherasmin ſäumte nicht, ſich das beſte Roß, deſſen Reiter im Sande dahin geſtreckt lag, einzufangen, und ſich aufzuſchwingen, ſo, daß er nun ganz ſtattlich neben ſeinem Herrn daherritt. Beide ſprengten vogelſchnell den Thälern zu, die ſich in unabſehbaren Weiten an dem Fuße des Gebirges ausdehnten. Gegen Abend erreichten ſie einen Wald, und Hüon ſprach zu ſeinem Scherasmin: „Freund, mich brennt's wie Feuer, bis ich dem Kaiſer Wort gehalten! Du wollteſt mich den nächſten Weg nach Bagdad führen, und mir iſt's, als ſey ich ſchon vier Tage geritten.“

„Der nächſte Weg,“ verſetzte Scherasmin, „geht mitten durch dieſen Wald; allein ich rathe Euch nicht, daß Ihr ihn wählt. Man ſpricht nicht gut von ihm, ein kleiner, boshafter, übellauniger Kobold treibt ſein Weſen drin. Es wimmelt drin von Füchſen, Hirſchen, Rehen, die Menſchen waren, ſo gut als wir. — Beſteht Ihr drauf, durch den Wald zu reiten, ſo weiß der Himmel, in welches Thier wir, eh' es Morgen wird, verwandelt ſind.“

„Ei,“ lächelte Hüon, „geht nur durch dieſen Wald der Weg nach Babylon, ſo fürcht' ich nichts. Wenn Du Dich fürchteſt, ſo bleibe Du immerhin zurück; ich reite vorwärts.“ Damit gab er ſeinem Pferde die Sporen und ritt kecklich in den Wald, und Scherasmin, der um alles in der Welt ſeinen Herrn nicht verlaſſen hätte, folgte ihm, wiewohl mit Grauen.

Schweigend ritten Beide eine Weile fort, ohne daß ihnen irgend etwas Verdächtiges aufſtieß. Alles war ringsum ſtille, wie das Grab; kaum hörte man das Rauſchen eines Blattes.

Als nun aber der Mond aufging, da gewahrten Hüon und ſein Knappe, daß ſie ſich nicht mehr in einem wilden Wald, ſondern in einem ſchönen Luſtgarten befanden, durch den ſich, hin und her, ſo viele Wege ſchlängelten, daß es unmöglich war, ſich nicht darin zu verirren.

„Herr!“ ſagte Scherasmin, „hier iſt es darauf abgeſehen, uns in einem Labyrinth zu fangen; der einzige Weg, uns noch herauszufinden, iſt, daß wir auf gut Glück der Naſe nach trottiren.“ Plötzlich erblickten die Reiter in der Mitte des Parks ein Schloß, das, wie aus Abendroth gewebt, ſich ſchimmernd in die Luft erhob. Erſtaunt ſahen Hüon und Scherasmin einander an; da flogen die goldnen Thore des Schloſſes auf, und aus dem Schloſſe rollte ein ſilberner Wagen daher, mit Leoparden beſpannt. Und in dem Silberwagen ſtand ein Knäblein, ſchön wie der Liebesgott, die Perlenzügel in der einen Hand, mit der andern ſich auf einen Lilienſtengel ſtützend. Um die Schultern hing ihm ein elfenbeinern Horn und ein goldner zierlicher Becher.

„Mein beſter Herr!“ rief Scherasmin, angſtvoll deſſen Pferd beim Zügel faſſend, „wir ſind verloren! da kommt der Zwerg! flieht, o flieht!“ Damit wandte er ſein eignes Roß und ſprengte wie toll davon, Herrn Hüon nach ſich reißend. Sturm, Blitz und Ungewitter verfolgte die Fliehenden. Auf einmal ſpaltete der Blitz einen mächtigen Baum; Scherasmins Pferd machte einen ſo heftigen Seitenſprung, daß der Alte aus dem Sattel flog und derb auf den Boden niederzuſitzen kam. Augenblicklich hörte das Unwetter auf, der Himmel war heiter und mondhell, wie früher; Hüon und ſein Knappe bemerkten, daß ſie ſich wieder auf dem nämlichen Flecke befänden, von woaus ſie ausgeritten waren, und vor ihnen, auf ſeinem Silberwagen, hielt der ſchöne Zwerg.

Der Caplan brach hier ſeine Erzählung ab, mit dem Verſprechen, ſie in der folgenden Nacht fortzuſetzen. Ein Bote brachte dem Freiherrn ein großes Paket Briefe und Zeitſchriften. Als er eine der Letzteren flüchtig durchblätterte, erröthete er, biß ſich in die Lippen und runzelte die Stirne. Endlich ſtand er auf, ſteckte die Zeitſchrift zu ſich und ſprach lächelnd zu ſeiner ihn beſorgt anblickenden Gattin: „Es iſt nichts, Liebe! eine Lächerlichkeit, gelegentlich theil' ich ſie Euch allen mit." Somit entfernte er ſich. Etwas verſtimmt trennten ſich die übrigen Schloßbewohner.

Achthundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der ſchöne Zwerg nahte ſich dem Ritter und redete ihn in ſeiner Sprache an:

„Warum entflieh'n vor mir, o Hüon von Guyenne? —
Wie? Du verſtummſt? Beim Gott des Himmels, den ich kenne,
Antworte mir.“

„Was willſt Du von mir?“ fragte der Jüngling. Der Zwerg verſetzte:

„Fürchte nichts! wer das Licht nicht ſcheuen darf,
Der iſt mit mir verbrüdert.
Ich liebte Dich von Deiner Kindheit an,
Und was ich Gutes Dir beſtimme,
An keinem Adamskind hab' ich es je zuvor gethan!
Dein Herz iſt rein, Dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragſt Du nicht Fleiſch und Blut,
Haſt Glauben an Dich ſelbſt, haſt in der Prüfung Muth:
So kann mein Schutz Dir niemals fehlen,
Denn meine Strafgewalt trifft nur befleckte Seelen.
Mir iſt der Auftrag wohlbekannt,
Womit Dich Karl nach Babylon geſandt.
Du ſiehſt, was für ein Ungewitter
Er Dir bereitet hat; ſein Groll verlangt Dein Blut.
Allein, was Du mit Glauben und mit Muth —
Ein treuer Ritter —

Begonnen haſt, das helf' ich Dir vollenden;
Da, wackrer Hüon, nimm dies Horn aus meinen Händen!
Ertönt mit lieblichem Ton von einem ſanften Hauch
Sein ſchneckengleich gewundner Bauch,
Und dräu'ten Dir mit Schwert und Lanzen
Zehntauſend Mann, ſie fangen an zu tanzen,
Und tanzen ohne Raſt, bis ſie zu Boden fallen.
Doch läſſeſt Du's mit Macht erſchallen,
So iſt's ein Ruf und ich erſcheine Dir,
Und wär' ich tauſend Meilen von Dir entfernt.

Auch dieſen Becher nimm, der ſich mit Weine füllet,
Sobald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;
Der Quell verſieget nie, woraus ſein Nectar quillet.
Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
So wird der Becher leer und glüht ihm in der Hand."

Herr Hüon nahm mit Dank die wunderbaren Geſchenke des ſchönen Zwergen und war ſehr erfreut über den verheißenen Schutz. Indeſſen bemerkte er die erſten lichten Purpurſtreifen in Oſten, welche den neuen Tag verkündeten, und fragte beſcheiden — denn ſeine Ungeduld ließ ihn nicht raſten — ſeinen ſchönen Schützer um den nächſten Weg nach Babylon. Der Zwerg belehrte ihn auf's Beſte und ſprach ſodann:

„Zeuch hin, und daß nie Oberon die Stunde ſehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche ſich entehrt."

Somit verſchwand der Elfenkönig, denn Niemand anders war der ſchöne Zwerg, und voll Dankbarkeit blickte Hüon ihm nach.

Freund Scherasmin, der ſich bisher mäuschenſtill verhalten hatte, ſchlich nun herbei und fragte den Ritter neugierig: „Mein, ob es wohl ſeine Richtigkeit mit dem Weine im Becher hat?“ —

„Verſuch' es!“ verſetzte Hüon, und reichte ihm den Becher. Der Alte ergriff den leeren Becher und ſetzte an, und ſiehe da, augenblicklich füllte ſich der Becher mit dem alleredelſten Bordeauxwein, und wie er trank, verjüngte er ſich um zwanzig Jahre.

„O!“ rief er entzückt — als er ſich wieder ſo jung und friſch fühlte. — „O, der wackre Kleine! Ja, nun ſteht mein Glaube feſter, wie ein Berg!“

Darauf ſchwang er ſich wieder auf ſein Roß, und Herr und Knappe ſetzten ihre Reiſe fort.

So zogen ſie ohne alle Abentheuer wieder vier Tage lang. Am fünften, da ihr Weg ſie durch ein Gebirge führte, drang auf einmal ein gräßliches Geſchrei in ihre Ohren. — Der Ritter riß ſein Schwert aus der Scheide, Scherasmin desgleichen, und Beide ſprengten dahin, von woher die Zetertöne ſchallten. Welch ein Anblick bot ſich ihnen dar! ein Sarazene zu Pferd, von einem Löwen angefallen, kämpfte verzweifelnd wider das Unthier. Schon taumelte halb zerriſſen ſein Roß und wälzte mit ihm in einem Strom von Blut ſich um. Grimmſchnaubend ſtürzte der Löwe auf ſeinen Gegner los, aus jedem Blick eine Feuerflamme ſchießend, aber indem fuhr Hüons Schwert ihm ſeitwärts in den Leib, ſo daß er augenblicklich todt zu Boden ſtürzte.

Achthundert drei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Sarazen, den reichen, mit Juwelen bedeckten Kleidern nach, ein vornehmer Mann, lag halb ohnmächtig am Boden. Hüon und Scherasmin führten ihn unter eine Baumgruppe, in deren Schatten ſie ihn ſetzten; Scherasmin reichte ihm den goldnen Becher zur Labung dar, und ſprach auf Arabiſch zu ihm: „Fürwahr, Herr, Ihr habt dem Gott der Chriſten Dank zu ſagen!“

Mit ſchelem Auge nahm der Heide den Becher voll, doch ſo wie er ihn an den Mund brachte, verſiegte der Wein und der Becher brannte in ſeiner Fauſt wie glühendes Metall. Lautbrüllend warf er ihn von ſich, und ſtampfte, tobte und läſterte gräulich, ſo daß Herr Hüon endlich die Geduld verlor und er ſein breites Schwert zog, um den Heiden zu bekehren.

Allein der Schalk hatte keine Luſt, dem Löwentödter zum Kampfe zu ſtehen; wie ein gejagter Strauß lief er nach der Stelle, wo die Pferde ſtanden, packte Hüons Klepper bei der Mähne, ſchwang ſich hinauf, und jagte, wie mit dem Sturmwind um die Wette, davon.

Das war freilich ein ärgerliches Abentheuer. Allein was half's, der Pferdedieb war nicht mehr einzuholen. Zum Glück war im nächſten Dorfe ein Ding, das einem Maulthier glich, feil, und Herr Hüon kaufte es für ſeinen Knappen. Das arme Thier war ſo elend und ausgehungert, daß die Sonne hindurch ſchien; doch dünkte es dem Knappen noch immer beſſer auf deſſen Rücken, als ſeinem Herrn zu Fuße nachzukeuchen.

So ſetzten nun Beide abermals ihren Zug fort; ſchon ſank die Sonne, da auf einmal ſahen ſie von fern in einem weiten Thale die Königin der Städte, das unermeßliche Bagdad, im Abendſchimmer glänzend vor ſich liegen. Ein wunderbar Gemiſch von Schrecken und Entzücken erfaßte bei dieſem Anblick den jungen Fürſten

„Auf," rief er, „auf, mein Scherasmin! wir müſſen Bagdad noch vor Einbruch der Nacht erreichen!" Und im ſchärfern Trabe ging es vorwärts. Der Knappe goß ſeinem armen, keuchenden Thiere mitleidig etwas Wein auf die lechzende Zunge, indem er ſprach: „Trink, Du guter, treuer Klepper! der Becher trocknet nicht für Deinesgleichen ein!"

Er hatte Recht. Kaum ſaugt des Maulthiers Zunge,
So lechzend als ein ausgebrannter Stein,

Den ſüßen Thau des Zaubergoldes ein,
So ſchießt mit allbelebendem Schwunge
Ein Feuerſtrom durch Adern und Gebein:
Von neuer Kraft geſpannt, erfriſcht an Herz und Lunge,
Läufts, einem Windſpiel gleich, mit ihm davon,
Und eh' der Tag erliſcht, ſind ſie in Babylon.

Was dem edlen, muthigen Hüon in Bagdad begegnete, ſchloß der Caplan, werde ich morgen Nacht mittheilen.

Achthundert vier und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Hüon und Scherasmin kehrten in einen Han ein, wo für gewöhnlich chriſtliche Reiſende übernachteten. Der Wirth, ſelber ein Chriſt, empfing ſie auf's Beſte, ließ ihnen ein gutes Mahl bereiten, und erzählte ihnen unterdeß, daß morgen der Sultan von Bagdad ſeine Tochter, die wunderſchöne Prinzeſſin Rezia, mit dem Druſenfürſten Babekan vermählen würde.

„Ei, da kommen wir ja eben zu rechter Zeit!" rief Scherasmin, Hüon aber winkte ihm zu ſchweigen, und nachdem ſie ſich an dem Abendbrode gütlich gethan hatten, geleitete der Wirth ſie in eine Kammer, wo ſie auf die duftende Streu ſich ausſtreckten und bald ſanft entſchliefen.

Das Erſte, was Herrn Hüon in die Augen fiel, als er erwachte, war ein prächtiger Kaftan, wie ihn nur die höchſten Emirn tragen, wenn ſich der Hof zu einem Feſte ſchmückt; der Stoff war der feinſte Goldgrund, mit Perlen und Diamanten überſäet. Dazu ein Turban, wie aus Schnee gewebt, ein Säbel mit Rubinen und Saphirn geziert, ſo reich, daß er die Augen blendete; kurz zum ganzen Putz, vom Turban bis zu den Stiefelchen aus übergüldetem Leder, mangelte nichts. Der Ritter glaubte zu träumen, als er die Pracht ſah, und weckte geſchwind ſeinen treuen Scherasmin. Der rieb ſich erſt nicht minder verwundert die Augen; endlich aber ſprach er: „Ich ſetze mein Leben dran, der Zwerg — wollt' ich ſagen, Herr Oberon — hat Euch ſo gut bedacht."

Hüon fand das auch, und ſprach: „So iſt's! durch alle die Heiden im Vorhof des Palaſtes macht mir dies zum Hochzeitsmahle Bahn." Darauf ließ er ſich von ſeinem Knappen anputzen, und reichte dem verwunderten Wirth einen großen Beutel Gold und verließ den Han.

Vor der Thüre fand er auch noch ein reichgezäumtes Roß von der edelſten Art zwei wunderholde Knaben ſtanden daneben und hielten ihm die goldnen Zügel hin. Hüon ſchwang ſich auf, die liefen voraus und führten ihn zur Burg des Califen.

Kühnlich zog er durch den erſten Hof der Burg, im zweiten ſtieg er ab und ging zum dritten ein. Ueberall machten ihm die Wachen ehrfurchtsvoll Platz, da ſie ihn für einen Hochzeitsgaſt vom erſten Range hielten. Ein Säulengang führte ihn jetzt zu einer Thür von übergüldetem Erz, und durch einen Vorſaal trat er endlich in den Hochzeitsſaal.

Da ſaß der alte Calif, der mächtige Harun al Raſchid, und ihm zur Rechten ſeine Tochter, die ſchöne Rezia, und ihm zur Linken der häßliche Druſenfürſt Babekan, und Hüon erkannte in Letzterem ſogleich den Sarazen, welchen er aus den Klauen des Löwen gerettet hatte, und der dafür ſich vermaß, der Chriſten Gott zu läſtern.

Raſch wie des Himmels Flamme blitzt
Herrn Hüons Säbel auf, der Kopf des Heiden fliegt,
Und hoch aufbrauſend überſpritzt
Sein Blut den Tiſch, und den, der ihm zur Seite liegt.

Starres Entſetzen erfaßte den alten Califen, erfaßte alle Gäſte beim Anblick dieſer kecken, blutigen That. Aller Arme griffen nach den Dolchen und Schwertern, aber Alle blieben wie gelähmt, und kein Schwert, kein Dolch kam aus der Scheide hervor.

Hüon aber nahte ſich ſittig der ſchönen Rezia, küßte ſie dreimal auf ihren ſchönen Mund, und ſteckte der Holderröthenden einen goldnen Ring an den Finger.

wobei er ſie laut als ſeine Braut begrüßte und nochmals ſie küßte; darüber fiel ihm aber der Turban vom Haupte und ſeine ſchönen blonden Locken wurden ſichtbar und verriethen ihn den Heiden als einen Franken.

Als das der alte Sultan ſah, ſchrie er laut auf, und ſtampfte und knirſchte mit den Zähnen, und ſprach: „Ha, Sclaven! Ihr leidet, daß der Frankenhund mich ſo verhöhne? ergreift ihn, martert ihn! zapft ihm ſein ſchwarzes Blut ab, daß er ſeinen Frevel büße!“

Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons Aug' und kaum erhaſcht er noch,
Eh ſie im Sturm auf ihn von allen Seiten dringen,
Ein hingeworfnes Schwert. Er ſchwingt es drohend. Doch
Die ſchöne Rezia, von Lieb' und Angſt entgeiſtert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Bruſt zum Schild
Der ſeinigen — der andre Arm bemeiſtert
Sich ſeines Schwerts — „Zurück, Verwegne! ſchreit ſie wild —
Zurück! — o ſchone ſein, mein Vater! und o Du,
Den zum Gemahl das Schickſal mir gegeben,
O ſpart mein Blut in euer beider Leben.“

Aber die Bitten der ſchönen Rezia waren umſonſt, des Sultans Wuth nahm immer mehr überhand, die Heiden dringen ein, und vergebens ließ Hüon ſein gutes Schwert blitzen. Noch hielt ihm Rezia den Arm, ihr ängſtliches Geſchrei durchbohrte ſein Herz — nichts blieb ihm übrig, ſie zu beſchützen, als Oberons Horn; er ſetzte es an und ließ einen ſanften Ton daraus erklingen.

Auf einmal fällt der hochgezückte Stahl
Aus jeder Fauſt; im raſchen Taumel ſchlingen
Der Emirn Hände ſich zu tänzeriſchen Ringen;
Ein lautes Huſſah ſchallt bachantiſch durch den Saal,
Und Jung und Alt, was Füße hat, muß ſpringen;
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl:
Nur Rezia, beſtürzt, dies Wunderwerk zu ſehen,
Beſtürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon ſtehen.
Der ganze Divan dreht im Kreis
Sich ſchwindelnd um; die alten Baſſen ſchnalzen
Den Tact dazu; und wie auf glattem Eis
Sieht man den Iman ſelbſt mit einem Hämmling walzen.
Nicht Stand noch Alter wird geſpart;
Sogar der Sultan kann der Luſt ſich nicht erwehren,
Faßt ſeinen Großweſſir beim Bart,
Und will dem alten Mann noch einen Bocksſprung lehren.

Indem kam Scherasmin gelaufen und ſprach: „Kommt, lieber Herr! wir haben keine Zeit, dem Tanzen zuzuſehen, die Pferde ſtehen unten geſattelt und bepackt, die ganze Burg iſt toll, alle Thüren offen und unbewacht, auch habe ich unterwegs die hübſche Fatme, die Zoſe der Prinzeſſin angetroffen, ſie flieht mit uns, alſo geſchwind!“

„Sachte!“ rief Hüon, „ſachte! Freund Scherasmin, das Schwerſte bleibt noch zu thun.“

Allmählig ließ nun die Kraft des Hornes nach, und mehr und minder betäubt ſanken die Tänzer, einer nach dem andern, zu Boden, der Calif ſelbſt fiel auf ſeine Ottomane.

Alsbald trat Hüon, die Stille im Saale ſich zu

Nutze machend, zu dem Califen hin, ließ ſich an ſeinem Sitz auf ein Knie nieder, und begann im ſanften Ton alſo zu reden:

„Was ich morgen berichten werde.“

Achthundert fünf und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Hüon alſo ſprach im ſanften Ton:

„Mein großer Kaiſer Karl, von dem ich Dienſtmann bin,
Läßt ſeinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden,
Und bittet Dich — verzeih! mir fällts zu ſagen hart!
Doch, meinem Herrn den Mund, ſo wie den Arm zu lehnen,
Iſt meine Pflicht — um vier von Deinen Backenzähnen
Und eine Hand voll Haar aus Deinem Silberbart.“

Hilf Himmel, in welche Wuth gerieth der alte Sultan, als er dieſe Worte vernahm! Er ſtarrte umher, wollte fluchen und die Wuth brach ſchäumend jedes Wort an ſeinen blauen Lippen. Er ſchrie, tobte, wie ein Unſinniger, und ſein Schreien und Toben erweckte endlich ſeine Emire und Sclaven, daß ſie erſchreckt aufſprangen und mit Schwertern, Lanzen und Dolchen auf Hüon eindrangen.

Doch Hüon, eh ſie ihn erreichten, riß eilig einem der Männer eine Lanze aus der Hand, und ſchlug damit ſo tapfer um ſich, daß in Kurzem Viele, die ſeinem Grimm zu nahe gekommen waren, am Boden um ihn her zappelten. Der gute Scherasmin, der an der Thüre bei der Prinzeſſin ihr zum Schutze ſtand, hatte ſeine herzinnige Freude, als er ſeinen Herrn ſo heldenmüthig kämpfen ſah; doch bald machte der Prinzeſſin Angſtgeſchrei ihn darauf aufmerkſam, daß doch am Ende das Ding für Herrn Hüon ſchlimm ablaufen könne; raſch alſo ſprang er herzu, riß dem kämpfenden Hüon das Wunderhorn von der Schulter, und blies, als wolle er Todte erwecken.

Die ganze Burg erſchallte davon und krachte, der Tag verfinſterte ſich, Geſpenſter ließen ſich wie ſchnelle Blitze ſehen, und unter ſtetem Donner ſchwankte des Schloſſes Felſengrund. Das Herz der Heiden erbebte, ſie taumelten Trunknen gleich, Gehör, Geſicht vergingen ihnen, die Waffen entfielen ihren Händen, ſtarr und fühllos lagen endlich alle umher, der alte Sultan lag in tiefem Schlafe.

Auf einmal ſchwieg der Sturm, liebliches Wehen, Lilienduft erfüllte den Saal, und wie ein lieblicher Engel ſchwebte Oberon auf einem Wölkchen daher.

Die ſchöne Rezia ſtieß einen lauten Schrei aus und ſank vor der glänzenden Erſcheinung anbetend nieder.

Oberon aber ſprach zu Hüon:

„Gut, Hüon! gut, mein Freund! Du haſt Dein Ehrenwort
Gelöſ't; ich bin mit Dir zufrieden.
Zum Ritterdank iſt Dir dies ſchöne Weib beſchieden.“
Und Oberon bewegt den Lilienſtab
Sanft gegen ſie, als wollt' er ſeinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündniß legen,
Und eine Thräne fällt aus ſeinem Aug' herab
Auf beider Stirn. „So eil' auf Liebesſchwingen“ —
Spricht er, „Du holdes Paar — mein Wagen ſteht bereit,
Bevor das nächſte Licht der Schatten Heer zerſtreut,
Euch ſicher an den Strand von Askalon zu bringen.“

Nachdem Oberon ſo geredet, verſchwand er. Die ſchöne Rezia nahm weinend von ihrem Vater Abſchied, dann aber folgte ſie Herrn Hüon, denn ſie liebte ihn über alles.

Als ſie vor der Burg anlangten, fanden ſie dort einen Wolkenwagen mit Schwänen beſpannt und von einem kleinen Elfen geführt, dahinein ſetzten ſich Hüon und Rezia, Scherasmin und Fatme, der kleine Elfe ſchwang ſein Lilienreis, die Schwäne breiteten ihre Flügel aus, und hoch in den Abendhimmel erhob ſich der leichte Wagen.

Achthundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Der kleine Elfe führte die Schützlinge Oberons glücklich, wie der Herrſcher es verheißen, bis an den Hafen von Askalon, dort überreichte er Herrn Hüon ein goldnes Käſtchen, reich mit Juwelen beſetzt, und in dem Käſtchen befanden ſich die verlangten Backenzähne und eine Hand voll Haar aus dem Barte des Califen, welches alles ein kleiner Elfe dem alten Herrn, während er im Schlafe lag, geſchickt ohne Scheere und Pelikan entwandt hatte. Darauf nahm der luftige Führer von Allen freundlich Abſchied, und lenkte ſeinen Wolkenwagen zurück in Oberons Reich.

Hüon, Rezia, Scherasmin und Fatme dagegen ſchifften ſich auf dem erſten Fahrzeuge, das nach Frankiſtan abſegelte, ein, und kamen glücklich auf dem theuern Boden an. In Rom ward Rezia von dem heiligen Vater ſelber in den Chriſtenbund aufgenommen, und erhielt in der Taufe den Namen Amanda, ſodann vermählte der heilige Vater ſie mit Herrn Hüon, und Alle reiſeten hierauf weiter nach Frankreich.

Als ſie endlich dem langerſehnten Ziele ſich nahten, als ſie im blauen Morgenduft gehüllt die Thürme von

Paris erblickten, wie pochte da ſo freudig Herrn Hüons Herz, wie jauchzte der ehrliche Scheraſmin.

Sie erreichten Paris eben, als ein Herold ein großes Turnier ausrief, wozu männiglich geladen ſey. Als erſter Preis waren die Lande des verſchollenen Herzogs von Guyenne vom Kaiſer ausgeſetzt. Herr Hüon erſtaunte nicht wenig, als er dieſes Ausgebot vernahm, und noch mehr ſtaunte er, als er erfuhr, daß heute ſchon der letzte Tag des Turniers ſey, und daß den Preis wahrſcheinlich ein Sohn des Herzogs von Montfort davon tragen würde, welcher bisher über alle Mitkämpfer obgeſiegt habe.

„Daran erkenn' ich den noch immer regen Groll des Kaiſers," ſprach Herr Hüon, „aber mein Entſchluß iſt gefaßt, und ich will ihm beweiſen, daß ich werth bin, mein Land zu beſitzen."

Alsbald ließ er die ſchöne Amanda von ihrer Zofe auf das köſtlichſte ſchmücken, er ſelber legte die reichſten Waffen an, ließ ſein Viſir herab, und ritt ſo in Begleitung ſeiner Gattin und ſeines Knappen in die Schranken.

Alles Volk und der ganze Hof erſtaunte über die wunderſchöne fremde Dame und den glänzenden Ritter. Hüon begehrte, mit um den erſten Preis zu kämpfen, und nachdem er beſchworen hatte, daß er ein Franke und von edler Abkunft ſey, ward ihm der Kampf geſtattet. Sein Gegner, der bisher alle Mitkämpfer aus dem Sattel gehoben hatte, und ſich ſchon für den Sieger hielt, ſah den neuen Ankömmling gar ſcheel von der Seite an, und beſchloß, ärgerlich darüber, noch einmal kämpfen zu müſſen, ihm die ganze Kraft ſeines Arms fühlen zu laſſen.

Der gute Ritter hatte aber ſeine Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn ſchon beim erſten Rennen hob Hûon ihn aus dem Sattel, und ſchleuderte ihn ſo gewaltig an die Schrankenwände, daß ihm alle Ribben im Leibe knackten, und er für todt davon getragen ward. Lauter Jubel des Volks ertönte, und Hûon ſchaute ſich rings um, ob noch ein Gegner auftreten werde, ihm den Sieg ſtreitig zu machen; aber dazu hatte Keiner Luſt, und laut rief der Herold den fremden Ritter als alleinigen Sieger aus.

Raſch nun wandte ſich Hûon nach der Seite, wo Amanda auf ihrem Zelter ſaß, hob ſie herab, bot ihr die Hand und führte ſie zum Thron des Kaiſers, wo er mit ihr niederkniete und den Helm abnahm. Ein Ruf des Staunens tönte aus dem Munde aller Fürſten und Ritter, als ſie in dem Sieger den edlen Hûon erkannten, und der alte Kaiſer ſaß da ſtumm und regungslos, ſeinen eignen Augen nicht trauend. Hûon aber ſtellte ſeine Gemahlin dem alten Herrn als die Tochter des Califen von Babylon vor, erzählte ſchlicht und einfach, wie er die Bedingungen des Kaiſers erfüllt habe, und reichte ihm am Schluß ſeiner Rede das Käſtchen mit den Backenzähnen und den Barthaaren des Califen.

Da brachen alle Fürſten und Edlen, ſo wie das verſammelte Volk in ungemeſſenen Jubel aus. Kaiſer Karl aber ſtieg von ſeinem Thron herab, umarmte den heldenmüthigen Paladin und ſprach: „Mit Dir war Gott und das Recht, mein Zorn iſt verſchwunden! Weiche fortan nimmer aus der Nähe meines Thrones! Und mög' es mir nie an Rittern fehlen, welche Dir an Tugend und Heldenmuth gleichen.“

Achthundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

Heute erzählte die Freifrau folgende ſchöne Sage:

Das kranke Kind.

In einem Dorfe an der Grenze von Tyrol lebte vor 100 Jahren, in einem armſeligen Hüttchen, ein junges armes Bauerweib, deren Mann vor Jahr und Tag, bei einem nächtlichen Gange, von den Grenzwächtern (welche ihn für einen Schleichhändler gehalten hatten) war erſchoſſen worden. Der arme Mann war durchaus unſchuldig geweſen, und hatte jenen unglücklichen Gang nur in der Abſicht unternommen, um für ſein junges Weib, welches eben in Kindesnöthen lag, einen Arzt herbei zu holen.

Der Schreck und der Jammer über den Tod ihres braven, geliebten Mannes hatten das arme Weib ebenfalls dem Tode nahe gebracht. Zwar ſiegte ihre Jugend und ihre kräftige Natur über ihre Krankheit, daß ſie endlich genaß, aber ihr Kind, ein ſchöner Knabe und des Vaters Ebenbild, weshalb die Mutter mit ganzer Seele an ihm hing, begann, in Folge der kummervollen Nahrung, zu kränkeln und ſich abzuzehren, ſo daß er endlich einem kleinen Skelette glich und jeden Augenblick ſterben zu wollen ſchien. Die arme Mutter weinte bitterlich, denn je mehr Mühe und Sorge das kranke Kind gemacht hatte, um ſo lieber und theurer war es ihr geworden. Sie that alles, was eine gute, liebende Mutter vermag, um ihr einziges Kind am Leben zu erhalten, ſie darbte ſich trocken Brod vom Munde ab, um für die letzten Pfennige Arzenei zu kaufen, ſie bewachte bei Tag und Nacht jeden Athemzug des armen kleinen Weſens, aber der unerbittliche Tod kennt kein Erbarmen, und der Arzt that endlich den Ausſpruch, daß alle Hülfe vergeblich ſey und das Kind nur noch wenige Stunden leben könne. Jammernd hörte die Mutter den Ausſpruch, und als der Arzt weg war, warf ſie ſich an der Wiege des Kindes nieder und flehte in brünſtigem Gebete zu Gott: „er möge ihr doch ihr einziges noch übriges Gut im Leben erhalten.“

Und als ſie ſo betete, ſank ihr Haupt auf das Kind nieder, ihre Augen ſchloſſen ſich, und erſchöpft an allen geiſtigen und körperlichen Kräften, verfiel ſie in einen kurzen Schlummer.

Da erſchien ihr die heilige Jungfrau mit dem Jeſusknaben auf dem Arme, und ſprach zu ihr: „Sey getroſt, Du treues Mutterherz, der Allmächtige hat Dein Gebet erhört und ſendet mich, Dir Hülfe zu bringen, ſofern Du die letzte Prüfung beſtehſt. Wenn Du erwacheſt, wirſt Du Dein Kind im ſüßen, erquickenden Schlaf verſenkt finden; dieſer Schlaf wird ihm das Leben retten und ſeine Geſundheit wiedergeben, wofern Du Tag und Nacht darüber wachſt, daß das Kind während dreier Tage nicht erweckt wird; würde es nur einen Augenblick erweckt, oder auch nur von ſeiner Stelle gerückt, ſo wäre es unrettbar dem Tode verfallen.“

Darauf hielt die Mutter Gottes den Jeſusknaben über das kranke Kind, daß er es mit ſeinen Händchen berühre, und verſchwand.

Und alsbald erwachte neugeſtärkt die Mutter und ſah mit unausſprechlichem Entzücken, daß ihr Geſicht kein leerer Traum geweſen war, denn mit ſanftgerötheten Wangen lag ihr kleiner Liebling da in ruhigen, geſunden Schlaf verſenkt, leiſe und gleichmäßig athmend. Die Mutter ſetzte ſich ſtille neben ihn, die Augen unabläſſig auf ihn gerichtet. So ſaß ſie ſtille und hoffend zwei Tage und zwei Nächte lang, betend, faſtend und wachend.

In der dritten Nacht aber entſtand am Ende des Dorfs Feuer und verbreitete, vom Sturmwinde angefacht, ſich mit reißender Schnelligkeit immer weiter, ſo daß in Kurzem das ganze Dorf in Flammen ſtand.

Entſetzt ſprang die junge Bäuerin auf und eilte an's Fenſter, und als ſie ſah, wie ihre kleine Hütte rings von brennenden Gebäuden umgeben war, und jeden Augenblick in Gefahr ſtand, ſelber von den Flammen ergriffen zu werden, da ſprang ſie zurück an die Wiege, um mit ihrem Kinde zu entfliehen.

Aber eingedenk der Worte der heiligen Jungfrau, hielt ſie plötzlich inne, und ohne ihren Knaben zu berühren, ſetzte ſie ſich wieder neben der Wiege auf den Boden, die Hände in den Schooß gefaltet, Gott ergeben, denkend: „iſt es des Herrn Wille, ſo ſterb' ich hier mit meinem Kinde, aber nimmer werd' ich verſuchen, mein Leben zu retten, auf die Gefahr hin, daß mein Knabe ſterbe.“

Gräßlich hallte der Feuerlärm, gräßlich das Wehegeſchrei der Armen, deren Habe und Leben in den Flammen zu Grunde ging, aber die treue Mutter blieb ſtandhaft, und ſelbſt da, als endlich das Dach ihrer Hütte in Brand gerieth, wich und wankte ſie nicht. Da ließ die Wuth des Feuers plötzlich nach, gute Nachbaren retteten die Hütte der armen Frau, als aber nun der Tag anbrach, da erwachte blühend und kräftig das geſtern noch todtkranke Kind, lallte freundlich den ſüßen Mutternamen, und ſtreckte der Jubelnden, jetzt ſo Reichen, die Aermchen entgegen.

Der Knabe ward groß und brav, und vergalt ſeiner Mutter, ſo viel nur immer ein guter Sohn einer guten Mutter vergelten kann, ihre Liebe.

Achthundert acht und ſiebzigſte Nacht.

Heute erzählte der Caplan:

Der Ritt um den Kynaſt.

Zur Zeit Kaiſer Friedrichs II., wie Manche behaupten, während Andre dieſe Geſchichte um ein Paar Jahrhunderte ſpäter vorfallen laſſen, lebte auf einer der ſchönſten Burgen Schleſiens, auf dem romantiſch gelegenen Kynaſt, Ritter Wolf vom Kynaſt, ein Mann, eben ſo roh, als tapfer, eben ſo jähzornig, als habſüchtig, der Schrecken ſeiner Unterthanen, der beſte Trinker, der tollſte Reiter, der verwegenſte Schütze in der ganzen Umgegend.

Seine ſanfte Gemahlin, Frau Emma, vermochte wenig über ihn, er behandelte ſie wenig anders, als wie er ſeine Mägde behandelte, und ſie war nur ruhig und einigermaßen glücklich, wenn der geſtrenge Herr eben bei guter Laune war, in das Feld zog, oder ſonſt in der Gegend umherſtreifte.

Die gute Rittersfrau, eines beſſern Looſes würdig, lebte nicht lange an der Seite ihres rauhen Gemahls. Sie ſtarb, ehe ſie das dreißigſte Jahr angetreten hatte, und hinterließ ihrem Eheherrn ein ſechsjähriges Töchterchen, Kunigunde.

Der Ritter vom Kynaſt betrachtete anfangs das kleine Mädchen mit unfreundlichen Blicken, weil er ſich einen Knaben gewünſcht hatte. Als Kunigunde aber ganz die heftige, herriſche Gemüthsart ihres Vaters zeigte, fing er an, ſie zu lieben, nahm ſie mit ſich auf die Jagd, und freute ſich, wenn ſie mit ihrem wilden Roſſe über Hecken und Graben ſetzte und den Vogel im Fluge ſchoß.

Ihr zu Liebe vermählte ſich der Ritter vom Kynaſt nicht wieder, und kaum zählte Kunigunde zwölf Jahre, ſo herrſchte ſie ſchon ſo unumſchränkt auf dem Kynaſt, wie ihr Vater.

An Schönheit übertraf ſie noch ihre Mutter, ihr Anſtand war der einer Königin und ihr Antlitz voll Lieblichkeit, auch war ihr Herz für ſanftere Gefühle nicht unempfänglich, auch liebte ſie ihren Vater unbegränzt, aber dieſer ſuchte Alles hervor, um alle zarteren Em=

pfindungen in ihr zu ertödten, die Liebe zu ihm ausgenommen.

So erreichte die ſchöne Amazone Kunigunde ihr ſechzehntes Jahr. Einige ſtattliche Ritter hatten ſich um ſie beworben, aber ihr Vater liebte ihre Geſellſchaft zu ſehr, als daß er daran gedacht hätte, ſie jetzt ſchon zu vermählen, und Kunigunde hatte für die Werbungen der Ritter nur Hohn und Spott.

Eines Tages war der Graf vom Kynaſt wie gewöhnlich auf die Jagd geritten, Kunigunde hatte aus Eigenſinn ihn nicht begleiten wollen und war daheim geblieben.

Als aber der Abend die Spitzen der Berge mit Roſenſcheine verklärte, ging ſie hinaus in den kleinen Burggarten, da hörte ſie das Jagdhorn ihres Vaters und eilte ihm entgegen; doch er kam nicht den gewöhnlichen Weg geritten, ſondern ſprengte aus Laune und Uebermuth einen kürzern, ſteilern Weg herauf — von der Nachwelt die kleine Hölle genannt.

Auf dem ſteilen Felſen glitt das Roß, eines ſolchen Weges ungewohnt, aus, und ſtürzte mit dem Ritter vom Kynaſt hinab in den nahen Abgrund.

Kunigunde ſchrie laut auf vor Schreck und Schmerz, ſie rief ihres Vaters Burggeſinde herbei; aber den emſigen Bemühungen der Knappen gelang es nur, den zerſchmetterten Leichnam des Ritters aus der Tiefe emporzuziehen.

Kunigunde wollte verzweifeln, als ſie den Leichnam ihres Vaters erblickte, ſie warf ſich neben ihn zur Erde, zerraufte ihr glänzend ſchwarzes Haar, und nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich.

Sie veranſtaltete ihm ein prachtvolles Leichenbegängniß, und ſchwur laut an ſeinem Sarge, ſich mit keinem Ritter zu vermählen, welcher nicht die ſchmale Mauer, welche ihre Burg umgab, glücklich umreite.

Nun war Kunigunde Herrin des Kynaſts, und ſie wußte, von Schönheit, Verſtand und Muth unterſtützt, die Burg zu behaupten.

Jähzornig war ſie noch immer, aber auch wohlthätig, wahrheitsliebend und faſt immer gerecht. Der Schmerz über den Verluſt ihres Vaters tobte nicht mehr ſo heftig wie ſonſt in ihr, aber ſie betrauerte ihn noch immer tief und ſchien allen Freuden abgeſtorben.

„Für heute,“ unterbrach ſich der Caplan, „habe ich genug von meiner Sage mitgetheilt; morgen will ich, mit Ihrer Erlaubniß, weiter fortfahren.“

„Sie haben in mir,“ ſagte der Freiherr, „die Erinnerung an den Kynaſt geweckt. Nie werde ich die himmliſche Ausſicht vergeſſen, welche dem Auge entgegen lacht, hat man den Thurm beſtiegen, und noch immer erinnre ich mich an die ſchmale, jetzt bis auf eine oder anderthalb Elle hohe, abgetragene Mauer, welche der Sage nach die Ritter umritten haben.“

„Die Ritter?“ fragte Alma.

„Ich will den Caplan nicht verrathen," entgegnete lächelnd der Freiherr.

Achthundert neun und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr der Caplan in Mittheilung der Sage fort:

Der Ruf von Kunigundens Schönheit und ihr reiches Erbe lockte mehrere Ritter auf den Kynaſt, welche ſich ehrerbietig um des Fräuleins Hand bewarben.

Die Erbin vom Kynaſt erklärte feſt: daß ſie geſonnen ſey, ihren Schwur zu halten, und daß nur der Ritter ihr Gemahl werde, welcher ſich zu dem Ritt um die Mauer entſchließe und ihn ohne allen Unfall vollbringe.

Die Ritter, entzückt von des Fräuleins Reizen und geblendet von dem Erbe, erklärten ſich bereit, das Wagſtück zu vollziehen.

Früh gab der Burgwart das Zeichen, Kunigunde begab ſich auf den Thurm, und der erſte Ritter begann das Wageſtück. Aber kaum hatte er den dritten Theil des Weges zurückgelegt, ſo ſtürzte er mit ſeinem Roſſe in die Tiefe. Kunigunde ſah' es und ſagte heftig: „Ha, nun hat mein Vater Einen gefunden, der ſein Schickſal heilt!“

Obgleich der erſte Ritter unglücklich geweſen war, verſuchte doch ein Zweiter den gefahrvollen Ritt, auch ſein Loos war Tod; aber ſelbſt der zweite Unglücksfall hielt mehrere junge tollkühne Ritter nicht ab, auf die gefahrvolle Weiſe um Kunigunden zu werben und den Tod in der Tiefe zu finden.

Schon waren mehrere der edelſten jungen Männer, um Kunigunden zu gewinnen, geſtorben; mancher Vater verwünſchte Kunigunden, manche Mutter beweinte ihren liebſten Sohn, denn die Schönheit Kunigundens zog immer neue Werber an, und Jeder hoffte, von dem Glücke mehr begünſtigt zu werden, wie ſein Vorgänger.

Vergebens warnte der Burgcaplan das Fräulein vor der Wiederholung ihres Frevels, und verkündigte ihr, daß ſich für ihren Uebermuth früher oder ſpäter ein Rächer finden würde.

Kunigunde entgegnete kalt: „Ich habe es geſchworen, auch nöthige ich ja keinen Ritter, das Wagſtück zu unternehmen, und iſt es meine Schuld, daß Keiner ſein Roß beſſer zu lenken weiß? Es iſt wohl edleres Blut gefloſſen auf dieſem Felſen, als das dieſer jungen Milchbärte.“

Nach und nach aber hörten die Werbungen um die Hand der Erbin vom Kynaſt auf. Zu viele Jünglinge hatten ſich, ſtatt mit ihr, mit der kühlen Erde vermählt als daß noch Einer Luſt haben konnte, ſein Leben für ein eigenſinniges Fräulein und für eine Herrſchaft auf das Spiel zu ſetzen.

Kunigunden war dies recht; denn obgleich ſie ihre Eitelkeit verletzt fühlte, ſo fürchtete ſie doch auch, ein Ritter könne den Ritt glücklich vollbringen, und ſie hatte nicht Luſt, eines Mannes Untergebene zu werden.

Drei Jahre waren verſtrichen, ſeitdem der letzte Ritter auf dem Kynaſt ſeinen Tod gefunden hatte, da verkündete die Trompete des Thorwarts, daß ein Ritter mit ſeinem Leibknappen auf dem Kynaſt einziehe. Kunigunde eilte ſogleich an das Fenſter, um den angekommenen Fremden zu betrachten, und erſtaunte über ſeine edle Geſtalt und den fürſtlichen Anſtand, mit dem er ſich vom Roſſe ſchwang und ſie grüßte.

Wahrlich, ein edler, kühner Ritter!" ſprach ſie zu ihrer Zofe, und ſandte dieſe, den Ritter zu ſich einzuladen; aber dieſe kam mit der Antwort zurück: „der Ritter wünſche dieſen Abend im Gebete zuzubringen, auch ſey er gekommen, um den Ritt um die Mauer zu vollbringen, aus keinem andern Grunde." Dazu beſchrieb die Zofe des Ritters wunderbare Schönheit, ſeine edlen Züge, ſeine ſtolze Haltung, ſeine ſanfte Stimme ſo lebendig, daß Fräulein Kunigunde die Zofe nochmals zu dem Ritter ſandte, und ihn bitten ließ, er möge doch ſein Vorhaben aufgeben, um nicht auch den Tod zu finden, wie viele Andre vor ihm. „Auch," fügte ſie hocherröthend mit bebender Stimme hinzu, giebt es ja Mittel, ein Gelübde zurückzunehmen; die Kirche kann binden und kann löſen!"

Die Zoſe brachte die Antwort, daß der Ritter ſich nicht von ſeinem Wageſtück abhalten laſſen wolle, und Kunigunde kniete nieder und betete mit Innbrunſt zu Gott um das Leben des Ritters.

Achthundert und achtzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als am andern Morgen der Ritter in den Burghof trat, und ſein Knappe ihm ſein edles Roß geſattelt und gezäumt vorführte, ſprach er: „Gnädiger Herr, noch iſt es Zeit, Eure gefahrvolle Reiſe zu unterlaſſen, ich bitte, ich beſchwöre Euch, ſteht ab von Eurem Vorhaben, gedenkt der heißen Thränen, die um Euch fließen würden."

„Still, Konrad!" gebot der Ritter ſanft aber majeſtätiſch, und der Knappe ſchwieg.

Jetzt trat der Burgcaplan zu dem Ritter, und bat ihn, ſein Wageſtück unvollzogen zu laſſen, aber auch er vermochte nichts über den feſten Sinn des Ritters. Zu der Verſicherung, Fräulein Kunigunde würde ſich, ſollte ihm ein Unfall begegnen, zu Tode grämen, lächelte er nur, erbat ſich des Caplans Segen und ſchwang ſich dann auf ſein Roß.

Während der ungenannte Ritter ſeinen Weg muthig antrat, verlebte Kunigunde die qualvollſten Augenblicke ihres Lebens. Todesangſt und bange Erwartung, gemiſcht mit leiſer Hoffnung dehnten ihr die Minute zur Stunde aus.

Kalt und fühllos hatte ſie bisher den Tod manches jungen Ritters vernommen, ihr Herz war ungerührt, ihr Gewiſſen ruhig geblieben. Jetzt fürchtete ſie die Strafe des Ewigen für ihr ſündhaftes Verlangen, denn ſie liebte den namenloſen Ritter, und ihre ganze Seele war von ſeinem Bilde erfüllt. Sie verſuchte zu beten, die Angſt verwirrte ihre Sinne. „Betet, betet!“ rief ſie ihren Zofen zu.

Da ertönte luſtig die Trompete des Thorwarts, der Jubelruf der Knappen erſchallte, es ward Kunigunden verkündigt, daß der Ritter glücklich die ſchwere Probe beſtanden habe. Kunigunde ſank in Ohnmacht vor Freude, als ſie wieder zu ſich kam, ließ ſie ſich köſtlich ſchmücken, und erwartete den Ritter, um ihn ihre Hand als Preis zu reichen.

Nicht lange durfte ſie ſeiner harren, ihr Burgvogt meldete ihn ihr an, und glücklich über ſeinen Sieg, ſtolz auf ihre Schönheit, ſchritt ihm Kunigunde entgegen.

Der Ritter trat auf ſie zu, neigte ſich vor ihr und nahm den Helm ab, ſo daß ſie ſein edles, herrliches Antlitz ſchauen konnte. Dann ſprach er zu ihr:

„Fräulein, den gefahrvollen Weg habe ich unter dem Beiſtande Gottes und der Heiligen zurückgelegt, ich ging muthig an das Unternehmen, denn mein Roß, früher das Eigenthum eines tapfern Schotten, iſt gewohnt, auf ſchmalen, ſteilen Pfaden zu ſchreiten.“

„Zwei Jünglinge, die ich ſchätzte und liebte, fanden durch Euern Frevelmuth den Tod: ſie wollte ich rächen, indem ich das Wageſtück beſtände, und zugleich der letzte Ritter wäre, welcher um Eurer Thorheit willen den gefahrvollen Ritt wagte. Euer Gemahl kann ich nicht ſeyn, denn ſchon nenne ich ein ſanftes, liebes Weib meine Gattin, auch ſcheidet mein Stand mich von Euch, ich bin ein ſächſiſcher Prinz. Lebt wohl, Fräulein, und betet für Eure Seele!“

Hierauf wandte ſich der Fürſt und verließ das Gemach.

Fräulein Kunigunde war vernichtet, verwundet im tiefſten Herzen.

Sie nahm den Schleier und beſchloß ihre Tage im Kloſter. Die Burg und Herrſchaft Kynaſt kam an einen entfernten Verwandten Kunigundens.

Noch jetzt erzählt der Mann, welcher die Fremden auf dem Kynaſt herumführt, von Kunigunden und den Rittern, welche ſich um ſie bewarben, er zeigt die ſchmale Mauer, auf welcher ſie ritten, und den Ort, wo ihr Vater mit dem Pferde ſtürzte. Er zeigt auch die Küche, wo der Wolf das Lamm gefreſſen hat, und Kinder bringen das Bild der Kunigunde, es zu küſſen, um ein kleines Geſchenk davon zu tragen, welches Jeder ihnen willig reicht.

Als ich den Kynaſt beſuchte, hatte ich glücklicher Weiſe einen hellen Tag, der ſchöne Kranz von Bergen lag vor mir im Sonnenglanze, zu meinen Füßen die lieblichen Thäler, das freundliche Warmbrunn, das alte Hirſchberg.

„Sie breiten ein ſchönes Bild vor mir aus,“ ſprach der Freiherr, „und mit Ihnen ſehe ich, was Sie jetzt im Geiſte erblicken. Zwei liebliche Kinder ſpielten auf den Ruinen, und wanden ſich Kränze aus dem Unkraute, welches in dem Burggarten wucherte, ſie waren blond und blauäugig, der Knabe nannte ſich Bolko, das Mädchen Agnes, es war mir, als ſollte ich die ehrſame Rittersfrau kommen ſehen, Agnes und Bolko zu rufen.“

„Ach!“ ſeufzte Marie, „könnte ich einſt meine vaterländiſchen Gebirge ſchauen!“

Der Arzt winkte der Freifrau bedeutend zu, und flüſterte, als Marie den Saal verließ: „ſegnet Gott meine Hand, ſieht das Fräulein in wenig Tagen!“

Achthundert ein und achtzigſte Nacht.

Als ſich den nächſten Abend die Bewohner des Schloſſes Runſitten wieder verſammelten, erſchien beſonders Alma in der heiterſten, faſt muthwilligen Stimmung. Es war dies allen um ſo erfreulicher, als ſeit einiger Zeit ein nichts weniger als froher Humor an der jungen, reizenden Frau bemerkbar geweſen war.

„Da Du heute ſo froher Laune biſt," ſprach die Freifrau zu ihr, „ſo könnte es Dir wohl gefallen, unſere heutige Unterhaltung zu übernehmen, und uns ein Mährchen mitzutheilen."

„Herzlich gerne," verſetzte Alma, „und da ich ſelbſt fühle, daß meine plötzliche Luſtigkeit (nachdem ich ſo lange Zeit, wie ich gar wohl weiß, Grillen fing), recht kindiſch und albern erſcheinen mag, ſo will ich mir zur Buße und Ihnen zum Ergötzen, einmal wieder ein Kindermährchen erzählen, welches ich vor Jahren in einem Taſchenbuche las."

Somit begann Alma:

Mutter Elſe.

(Mährlein von Caroline Leonhardt-Lyſer.)

Der Schnee flog in dichten Flocken zur Erde, in den Zimmern der Reichen brannten die Diener bereits die bunten Chriſtbäume an, in der Hütte der Armuth ſuchte die liebende Mutter nach dem letzten Stümpfchen Licht, es aufzuſtecken, und ihre Kindlein doch auch durch Etwas zu erfreuen.

Nur ſechs Kinder ſaßen ganz allein in dem dunklen Gemache, der Vater war noch auf der Arbeit und die Mutter zum Bäcker gegangen, um für die letzten Groſchen ein Brod zu holen, damit doch wenigſtens am heiligen Abende die Kinder nicht hungrig zu Bette gehen ſollten.

„Ach!“ ſagte Julchen, das älteſte Kind, „wie glücklich ſind doch die Reichen, die Kinder in dem großen, ſchönen Hauſe dort bekommen Aepfel und Nüſſe, allerlei ſchöne Sachen, und wir“ —

„Ja wir,“ fielen die andern Kinder ein, „wir bekommen Nichts, gar Nichts!“

Die eintretende Mutter unterbrach das Geſpräch, und legte ſeufzend das Brot auf den Tiſch, der Vater folgte ihr und ſprach: „ich komme leer heim, liebe Gertrud, der edle Rathsherr beſcheerte ſeinen Kindern, als ich geben wollte, und hatte nicht Zeit, mir meinen Lohn auszuzahlen.“

„Und gaben ſie Dir auf Deine Bitten nicht ein paar alte Spielſachen, oder ein Püppchen“ — ſagte Gertrud mit gebrochener Stimme, und als der Mann ihr erzählte, daß er gar nicht mit der Frau vom Hauſe habe ſprechen können, legte ſie ihr Haupt an ſeine Bruſt, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen.

„Laß es gut ſeyn, Gertrud," ſprach der Vater, „die Kinder wachſen wohl heran, und verdienen endlich auch Etwas, ſieh die Mädchen und Buben nur an, rührig ſind ſie, Gott ſey Dank, geſund und wohl gebildet, und bald, gewiß bald iſt Euch geholfen."

In demſelben Augenblicke pochte es an die Thüre, die Nachbarin Martha trat ein, und fragte Frau Gertrud, ob ſie wohl mit in die ſchönen Chriſtmetten gehen wolle.

Gertrud ſehnte ſich zu beten, warf einen fragenden Blick auf den Mann, und als dieſer ihr freundlich zurief: „geh' in Gottes Namen!" ſegnete ſie jedes Kind mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und folgte der Nachbarin.

Cuno, der zurückbleibende Vater, gab jedem Kindlein ein Stückchen Brot, und als ſie dies mit vielem Behagen verzehrt hatten, brachte er ſie alle Sechs in ein großes Himmelbette, welches er von ſeiner Großmutter geerbt und ungeachtet aller Noth erhalten hatte. Drauf ermahnte er die Kinder zu beten, und Gottfried, an dem heute die Reihe war, betete:

„Lieber Gott, ich bitte Dich,
Ein frommes Kind laß werden mich,
Soll ich ein frommes Kind nicht werden,
Nimm mich lieber von der Erden;
Nimm mich in Dein Himmelreich,
Mach mich Deinen Engeln gleich. Amen!"

„Amen!“ wiederholten die Kinder, und ſchliefen unter dem Schutze der lieben Englein ſanft und ſelig ein.

Vater Cuno löſchte hierauf die Lampe aus, nahm ſeinen alten zerlöcherten Mantel um, öffnete leiſe, um die ſchlafenden Kinder nicht zu wecken, die Thüre, und murmelte, indem er die Hütte verſchloß: „vor Mitternacht kommt Gertraud nicht aus der Kirche zurück, und da bin ich längſt wieder heim.“

Schnellen Schrittes wandte er ſich nach einer langen, von keinem Lampenſchimmer erhellten Straße, und ſtand jetzt, ziemlich laut anklopfend, vor einem kleinen Häuschen ſtill.

„Nun, nun ich komme ſchon!“ rief es im Häuschen, der ſchwere Riegel ſchob ſich zurück, und Mur Elſe, die einzige Bewohnerin des Hauſes, ſtand in ihrem Hausanzuge vor ihm.

„Mit Gunſt, Frau Elſe,“ ſagte höflich Cuno, „wohl bin ich ein ſpäter unerwarteter Beſuch, aber wenn Ihr mir auch nicht helfen könnt, ſo weiß ich doch, Ihr hört mich freundlich an.“

„Meint Ihr?“ verſetzte Elſe, indem ſie einen forſchenden Blick auf Cuno's bleiches Antlitz warf, und ihn in ihr warmes Stüblein nöthigte, und dieſer erwiederte beherzt: „ja ich vertraue Euch. Als meine Frau weinend unſer jüngſtes Knäblein im Arme hielt, und wir durch böſe Menſchen um den letzten Theil unſerer Habe gekommen waren, da erſchienet Ihr, brachtet Speiſe und

Trank für uns Alle, und ſtandet Pathe bei dem kleinen Chriſtoph."

„Da ſoll ich wohl wieder helfen?" fragte Elſe in einem Tone, der eigne Hülfloſigkeit verrieth, Cuno aber ließ ſich nicht irre machen, und fuhr fort — „wenn auch nicht mit That, doch mit Rath; Ihr ſeyd allgemein als eine kluge Frau bekannt, Ihr könnt Heiltränke kochen und aus der Hand wahrſagen, ja ſelbſt Krankheiten verſprechen. Ich und mein Weib arbeiten Tag für Tag, und erwerben doch nicht mehr als das tägliche Brot für uns und unſere Kinder, heute konnt' ich meinen guten Kindern nicht einmal einen Apfel ſchenken — das, Frau Elſe, zerbrach meinen Muth, das zerdrückt mein Herz. Ihr wißt gewiß ein Mittel, was meiner Noth ſteuert, vielleicht einen Schatz, der im Verborgenen liegt — ſagt an den Ort, mag mir erſcheinen, was da will, ich fürchte mich nicht, mir giebt die Verzweiflung Muth."

Elſe ſchwieg, wiegte das graue Haupt hin und her, und ſprach nach einer Pauſe: „einen Schatz wüßt' ich wohl, aber die Bedingungen ſind faſt unmöglich zu erfüllen." —

„Nennt ſie, nennt ſie, Mutter Elſe!" ſagte Cuno raſch und faßte bittend die Hand der klugen Frau.

Lächelnd ſprach Elſe: „ob Ihr viel für Euch erobern werdet, weiß ich nicht, aber Euern Kindern könnte der Gang frommen."

„Dann iſt mein innigſter Wunſch erfüllt," verſetzte Cuno, „redet nur, liebe, gute Mutter Elſe."

„So geht," begann dieſe, „auf den nächſten Kreuzweg, dort wartet, bis Jemand kommt, den bittet um ein Stück Geld, dafür kauft Euch morgen eine Hacke und einen Spaten. Am Neujahrstage ſchneidet Ihr dem artigſten und beſten von Euren Kindern eine Locke ab, hüllt ſie in ein Tüchlein und tragt daſſelbe bei Euch. Sobald es dämmert, nehmt Ihr ſechs Töpfe und geht zur großen Linde vor dem Hauptthore, dort holt Euch ſo viel Erde, als Ihr in die Töpfchen braucht, und in jedes Töpfchen legt eine Locke, ſo weit Ihr damit langt. Dieſe Töpfchen ſetzt Euern Kindern am Neujahrsabend hin und übergebt ſie ihnen zur Bewahrung, das Weitere wird ſich finden. Sagt aber keiner ſterblichen Seele, ſelbſt Euerm Weibe ein Wort, ſonſt verliert das Mittel ſeine Kraft, und nun geht mit Gott."

Cuno drückte ſeiner Rathgeberin dankbar die Hand und eilte ſeiner Wohnung zu; unterwegs gedachte er an Elſen's Rath, am erſten Kreuzwege ſtand er ſtill. Bald erſchien ſingend ein Mann, Cuno bat, wie ihm Elſe geheißen, denſelben um ein Stück Geld, jener fröhlich und zum Mittheilen geneigt, drückte ihm zwei Silbermünzen in die Hand und ging weiter. Der Beſchenkte ſchritt heitern Muthes nach ſeiner Wohnung, ſein Weib weilte noch in der Kirche, die ſechs Kinder ſchliefen in ihrem großen Himmelbette, wie die Engel, und Cuno betete zu Gott um Gelingen ſeines Planes

Achthundert zwei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Kaum hatte der bedrängte Hausvater das Gemach der Mutter Elſe verlaſſen, ſo pochte es abermals an die Thüre. Unmuthig über die ſpäte Störung öffnete ſie und brummte ziemlich unfreundlich den ihr wohlbekannten Diener des edlen Rathsherrn Balder an.

„Was ſoll's, iſt Jemand krank?“ fragte ſie, indem ſie nach dem Wandſchränkchen mit Heilkräutern angefüllt ſah, und murmelte auf die höfliche Bitte des Dieners, ſogleich zum edlen Herrn zu kommen, „in dieſem Wetter, wenn Niemand krank iſt? das fehlte mir,“

Caspar mußte die Verdrießliche zehnmal ſeine kluge, liebe, gute, auch weiland ſchöne Elſe nennen, ehe ſie nach dem großgeblumten Mantel langte, und Miene machte, dem Boten zu folgen.

Unterwegs horchte ſie den Schwatzhaften aus, indem ſie treuherzig bald nach Dieſem, bald nach Jenem fragte, und langſam, von ihm geführt, ſchritt ſie jetzt die breite, hellerleuchtete Treppe im Hauſe des Rathsherrn hinauf. Ungemeldet trat ſie in das große, mit Chiſtleuchtern gezierte Zimmer, und warf, indem ſie umher grüßte, forſchende Blicke auf die Anweſenden.

In der Mitte des Zimmers ſtand eine große Tafel mit Spielſachen, Zuckerwaaren und köſtlichen Kleidern reich beladen.

Neben der Tafel ſaß trübſelig der edle Rath Balder, und ſeine Hausfrau ſtand nicht minder mißmuthig neben ihrem Eheherrn. In einem Winkel kauerte Barbara, Balder's neunjähriges Töchterlein, eifrig bemüht, eine ſchöne, von Gold ſtrotzende Puppe zu zerreißen, und in der andern Ecke zertrat Ruthardt, das zehnjährige Söhnlein, ein ſchönes Bild und ſchrie dazu voll Zorn: „ich will, ich mag von all den dummen Sachen nichts, bis mein Wunſch erfüllt iſt.“

„Da ſeht, Frau Elſe, wie traurig unſer Chriſtabend iſt,“ begann Frau Balder, „wir, mein Liebſter und ich, dachten die Kinder zu erfreuen, aber ſie ſehen all' die ſchönen Gaben nicht an, und wollen weder lachen noch luſtig ſeyn.“

„So, ei,“ ſagte Elſe gedehnt, „ſo ſind wohl die lieben, kleinen Herrſchaften unpaß?“

„Nein,“ entgegnete Frau Balder, „das Bärbchen will einen redenden Vogel haben, und obgleich ich ſchon alle Diener mit vielem Gelde ausgeſandt habe, Keiner hat mir einen gebracht, und das liebe Mägdlein grämt ſich nun.“

„Und der Bube, mein Herzblatt,“ fiel Herr Balder ein, „wünſcht ſich ein lebendiges Pferdlein, welches fliegen kann — ich habe noch keins auffinden können, obgleich ich ſelbſt auf den Chriſtmarkt eilte.“

„Die lieben Kinderchen," antwortete Elſe etwas höhniſch. „verlangen aber auch ſeltſame Dinge." —

„Ja," lachte Herr Balder, „mein Bube iſt kein gewöhnlicher Knabe, er denkt hoch hinaus, begnügt ſich nicht, bringt's einmal weit in der Welt."

„Und mein Mägdlein," fiel Frau Balder ein, „wird nicht ſo eine ſimple Hausfrau, ſie liebt die edle Kunſt, Alles was rar und theuer iſt, o mein Bärbchen wird einmal eine große Dame."

„Schafft Rath, kluge Frau," riefen beide Aeltern jetzt, „unſre Kinder müſſen ihre Wünſche erfüllt ſehen."

„Das wird ſchwer gehen," ſagte Mutter Elſe, indem ſie ſich zu Barbara und Ruthardt wandte, „gebt dieſe Wünſche lieber auf, junge Herrſchaften, es iſt beſſer, ſeht hier prangt ja eine Tafel voll herrlicher Gaben."

„Ach, die alten häßlichen Puppen," ſchrie Barbara, „und die dummen häßlichen Pferde," rief Ruthardt zornig, mit den Füßen auftretend — „ſchaff' uns einen redenden Vogel, ein lebendiges Pferd, Du altes Weib."

„Nun, nun altes Weib," murmelte Mutter Elſe, „ſchaffen kann ich es Euch nicht ſelbſt, aber ein Mittel, es zu erhalten, will ich Euch ſagen. Da Ihr aber die ſchönen Sachen hier nicht wollt, ſo gebt ſie mir, ich kenne ſechs arme Kinder, die haben heute noch keinen Apfel geſehen."

„Was eſſen ſie denn?" fragte Barbara.

„Trocknes Brod.“

„Ei Mutter, das iſt luſtig, das wäre Nichts für mich,“ rief Barbara — „nein, meine Sachen behalte ich für mich, die geb' ich nicht häßlichen Bettelkindern, vor denen mir graut.“

„Hab' ich keine Freude über mein Pferd, ſollen ſich andere Kinder auch nicht freuen, da will ich lieber zur Luſt meine Sachen zerreißen,“ ſagte Ruthardt.

„Das Mädchen wird eine gute Wirthin, lieber Mann,“ ſprach wohlgefällig Frau Balder, und der Vater entgegnete: „mein Bube hat Grundſätze, nun ſagt uns auch die Mittel an, Elſe.“

„Elſe lächelte und berichtete ihn genau, wie ſie Cuno berichtet hatte. Die Aeltern verſprachen pünktliche Befolgung und Verſchwiegenheit; „vergeßt nicht den Neujahrstag Abends um ſieben Uhr bei der großen Linde, und nehmt von jedem Eurer guten Kinder eine Locke mit,“ ſprach ſie höhniſch an der Thüre und eilte hinaus.

„Welche böſen, böſen Kinder!“ wiederholte ſie auf dem Heimwege ſich laut, und der leuchtende Diener ſprach: „ich bin begierig, ob es den liebloſen Kindern immer nach Wunſche gehen wird.“

Der Neujahrsabend erſchien, Gertraud ſaß an ihrem Spinnrocken, Julchen fing eben an, einen friſchen Woken um ihren kleinen Rocken zu legen, und die andern, die zwei kleinſten Kinder ausgenommen, waren alle auf ihre Weiſe thätig, da öffnete ſich die Thüre und Mutter Elſe trat ein.

Freundlich grüßend trat ihr Frau Gertraud entgegen, die Kinder umringten ſie jubelnd, denn ſie erzählte ihnen bisweilen ein anmuthiges Mährchen, und die Freude wurde noch lauter, als ihnen Frau Elſe zwei ſchöne, große Aepfel reichte.

Die Kinder überlegten, ob ſie mit den beiden Aepfeln ſpielen, oder ſie unter ſich theilen ſollten, oder ob es nicht beſſer ſey, einen der Mutter zu geben, den andern für den Vater aufzuheben.

Frau Elſe beſeitigte dieſen Zweifel durch einen dritten Apfel, die Kinder brachten den erſten der Mutter, legten den zweiten auf des Vaters Platz, und den dritten ſchnitt Julchen gewiſſenhaft in ſechs gleiche Theile.

Darauf ſetzten ſie ſich ſtill nieder, und dankten der guten Elſe noch tauſendmal, als dieſe endlich ſchied, nachdem ſie mit freundlichen Blicken die muntern Kinder gemuſtert und jedes herzlich geküßt hatte.

Zu derſelben Zeit ſtand Vater Cuno unter der Linde vor dem Hauptthore, Alles um ihn her war ſtill, die grimmige Kälte hielt die Leute in ihren Wohnungen, und es dunkelte ſchon längſt. Der Wind ſauſte durch die entlaubten Aeſte der Linde, um den Stamm derſelben aber hüpfte ein kleines, graues Männlein, und ſprach im freundlichen Tone, „was willſt Du hier?“

„Vergebt,“ erwiederte Cuno; ein Kreuz ſchlagend,

„ich will weiter Nichts, als ein wenig Erde, dieſe ſechs Töpfchen damit zu füllen.“

„Immerzu!“ nickte lachend das Männlein, „ſag' Deinen Kindern einen Gruß von Ruprecht,“ damit verſchwand es, und als Cuno die Töpfe mit der ſtarren Erde gefüllt hatte, tönte es aus den Zweigen der Linde gar lieblich:

Der Ruprecht bin ich, bald groß, bald klein,
Bei guten Kindern kehr' ich ein,
Und wer ein gutes Kind will ſeyn,
Den wird die kleinſte Gabe freu'n.

Wohlgemuth ſchritt Cuno ſeiner Hütte zu, übergab fünf von ſeinen Kindern jedem ein Töpfchen zur Pflege, dem Kleinſten aber ſetzte er es auf den Platz, wo der Spinnrocken der Mutter ſtand; die dacht' er, wird ſchon Sorge dafür tragen.

Achthundert drei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.

Kaum hatte Cuno die Linde verlaſſen, ſo erſchien der edle Rathsherr Balder mit Hack- und Spaten, ſeine Hausfrau leuchtete ihm vor. War auch Beiden der Gang ſauer und ungewohnt, um dem lieben Ruthardt und dem guten Bärbchen die gewünſchten Sachen zu verſchaffen, gingen ſie doch. Sie froren auch nicht ſo, wie der arme Cuno in ſeinem abgetragenen Mantel, ſie waren in ſchöne Zobelpelze gehüllt, und konnten die Kälte ſchon ertragen. Ein heftiger Windſtoß ſchien die Linde aus der Wurzel zu heben, wieder erſchien das graue Männlein und fragte ganz unwirſch: „wer ſeyd Ihr, was wollt Ihr? Euren ſchönen Kleidern nach hab' ich Euch ſchon genug für Eure ungezogenen Kinder gebracht, ſind ſie noch nicht zufrieden?"

Die zärtlichen Aeltern ſahen einander erſchrocken und mit langen Geſichtern an, Frau Balder machte einen tiefen Knix und ſprach: „geſtrenger Herr Ruprecht, ſeyd nicht ungehalten, unſere Kinder ſind nicht unbeſcheiden, und begehren nur ein fliegendes Pferd und einen redenden Vogel zum Spielen, mehr nicht. Da hat uns Frau Elſe gerathen" —

„Ja, Frau Elſe" — fiel der edle Rathsherr ein, und Ruprecht entgegnete: „ſchon gut, weiß ſchon, ich will Euch geben, was Euern Kindern nöthig iſt."

Erfreut grub der Rathsherr, Frau Balder verſah die Töpfchen mit Erde, und als ſie fortgehen wollten, erklang es heiſer aus den Aeſten der Linde:

„Der Ruprecht bin ich, bald groß, bald klein
Bei allen Kindern kehr' ich ein,
Die Böſen werden von mir geſchlagen,
Den Guten bring' ich Gaben getragen,

Wenn Eure Kinder gute ſeyn,
Wird ſie die heut'ge Gabe freun."

Vergnügt eilten die Aeltern ihrem ſchönen Hauſe zu, und übergaben jedem Kinde das Töpſchen Erde zur Pflege.

Achthundert vier und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

„In dem alten, grauen Töpſchen wird auch etwas Rechtes ſtecken," ſagte Ruthardt zu Bärbchen, „ich ſchütte die Erde hinab in den Hof, und das Töpſchen werf' ich nach, da werden die Hühner recht erſchrecken."

„Thu' was Du willſt," ſprach Barbara, „ich hebe mir das Meinige auf, vielleicht verwandelt es ſich doch in den redenden Vogel, oder es wächſt eine Blume, an die man nur riechen darf, um ſchön zu werden, ſchön bin ich nun wohl ſchon, aber neulich hörte ich ſagen, meine Augen ſeyen nicht ſchön, vielleicht werden ſie nun hell wie Karfunkel."

„Deine ſchwarzen Augen ſind häßlich, weil Du voll Neid biſt," lachte Ruthardt höhniſch, Bärbchen ging auf ihn ein, um ihn zu ſchlagen, Ruthardt drängte ſie unſanft zurück und zertrat dabei ſein Töpfchen.

Barbara floh und Ruthardt rief den Diener, die Erde wegzuſchütten, und gebot ihm, den Aeltern nichts davon zu ſagen.

Die eitle Barbara wartete fleißig des Töpfchens, und begoß es, neugierig auf den Erfolg harrend.

Wirklich erblühte am Dreikönigstage eine große, glänzende Blume, und als Barbara das Näschen darüber hielt, ward ihr Geſicht ganz entſtellt und häßlich, und ſchaudernd fuhr ſie vor dem Spiegel zurück.

Sie lief ſchreiend zu der Mutter, welche ſich über Bärbchens Antlitz entſetzte, und als ſie an ihrer Hand zu der Blume zurückkehrte, ſang dieſe:

„Bin ich kein redend Vögelein,
Bin ich ein ſingend Blümelein,
Du Barbara klein
Wirſt häßlich ſeyn
Bis daß Dein Herz iſt gut und rein.“

Darauf verſchwand die Blume.

Der Vater und Ruthardt vernahmen mit Schrekken dieſe Begebenheit und der letztere war ganz ſtill und ſah die Schweſter nur furchtſam an.

Die Kinder erhielten weder ein fliegendes Pferd noch einen redenden Vogel, ihre ſchönen Spielſachen hatten ſie zerſchlagen und nun hatten ſie gar nichts zu ſpielen, denn die Aeltern fürchteten ſich vor den Gaben des Ruprechts und baten ihn um Nichts mehr.

Bärbchen gelobte der Mutter gut und fromm zu ſeyn, damit ſie wieder hübſch werde, und Ruthardt verſprach Folgſamkeit, denn er fürchtete, auch ſo entſtellt zu werden.

Mutter Elſe aber ließ ſich nicht mehr in Herrn Balders Hauſe ſehen, auch ward dort ihr Name gar nicht mehr genannt.

Achthundert fünf und achtzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Während dem ſich Barbara und Ruthardt über Ruprechts Gaben geärgert hatten, war es die angelegentlichſte Sorge von Cuno's Kindern geweſen, die anvertrauten Töpfchen ſorglich zu pflegen.

Jeden Morgen begoſſen ſie die Töpfchen, trugen ſie an die Sonne, und ſuchten ſie vor jeder rauhen Luft zu ſchützen. Dabei waren ſie artig und freundlich gegen Jedermann, und hatten ihre braven Aeltern lieb.

Laut jubelnd kamen die Aelteſten am Dreikönigstage geſprungen, und verkündeten den Aeltern, daß aus jedem Töpfchen ein grünes Reis hervorkomme.

Der Vater lächelte und dachte an Mutter Elſe; als es nun Abend war, nahmen die Kinder ihre Töpfchen vom Fenſter weg, und jedes ſetzte das ſeinige auf ſeinen Platz.

Die Mutter nahm des kleinen Chriſtophs Töpfchen weg, und trug es zu ihrem Spinnrocken.

Hierauf gingen die Aeltern hinaus, der Vater um Reißig vom Boden, die Mutter um Waſſer zu holen, Julchen trug den kleinen Chriſtoph in das Himmelbette und die andern Kinder folgten ihr nach.

Da öffnete ſich leiſe die Hausthüre, ein kleines, graues Männlein ſchlich herein in's Gemach, blieb bei jedem Töpfchen ein Weilchen ſtehen, murmelte einige Worte und verſchwand eben ſo ſpurlos als es gekommen war.

Da nun die Aeltern wieder in das Gemach kamen, und Julchen zu gleicher Zeit mit dem erwachten Brüderchen auf dem Arme aus der Kammer trat, blieben Alle regungslos und erſtaunt ſtehen.

Aus jedem Töpfchen war ein Tannenbäumchen gewachſen mit brennenden Wachsſtöckchen und jedes war behangen mit Spielſachen und Kleidern, mit Aepfeln und Nüſſen vollauf.

„Dürfen wir aber auch das nehmen?“ ſagte ſchüchtern Julchen, da ſangen die Bäumlein gar lieblich:

Vom Ruprecht komm' ich zu Euch herein.
Die Bäumlein ſollen Euer ſeyn,
So lang' Ihr gute Kinder ſeyd,
Iſt auch der Ruprecht Euch nicht weit.

Nun war Jubel und Glück in der kleinen Hütte, und die Aeltern weinten vor Freude über das Entzücken ihrer Kinder, obgleich ſie ſelbſt nichts hatten.

Da knackte der luſtige Gottfried eine Nuß auf, drin lag ein Geldſtück, und in jeder Nuß lag ein Geldſtück, dieſe brachten die Kinder den Aeltern.

Das Geld langte zu einem kleinen Häuschen, Cuno konnte wieder ſein früheres Gewerbe anfangen, und er und ſeine Kinder waren von nun an glücklich. Dankend gedenkt Cuno jeden Tag an Mutter Elſe.

Das Mährlein hatte alle ergötzt, und der Freiherr bemerkte: es verleugne bei aller Anſpruchloſigkeit und trotz ſeiner kindiſchen Drollerie jenen tiefen Sinn im kindiſchen Spiele nicht, der das Weſen jedes ächten Mährleins ſey.

„Um dies noch mehr herauszuſtellen," ſprach Franz, „werde ich Ihnen morgen — der Curioſität wegen, ein ſogenanntes Mährchen der neueſten Schule mittheilen, das, obwohl es einen vielgeleſenen und geprieſenen jungen Autor zum Verfaſſer hat, in ſeiner affectirten Innigkeit und Zerriſſenheit einen grellen Contraſt zu allem dem bildet, was uns in den alten ächten Mährchen auf ſo wohlthuende Weiſe anregt, rührt nnd erfreut."

Das Schickſal dieſer modernen romantiſchen Poeten gemahnt mich an das des Irion: Unabläſſig bemühen ſie ſich, das ungeſchlachte Rad der proſaiſchen Tagesintereſſen und der wo möglich noch proſaiſcheren geſelligen Zuſtände der Gegenwart, den Muſenberg hinan zu wälzen, aber das Rad läuft wieder den Berg hinab, und rädert die Armen jämmerlich.“

„Natürlich,‘ verſetzte der Freiherr, „die Poeſie iſt Kunde, Rückblick in die dämmernde Vorzeit, unſere Gegenwart kann nur unſere Enkel und Urenkel vielleicht dereinſt begeiſtern, den wahren Dichter bleibt ſeine Zeit inſofern fremd, daß er nie unmittelbar ihre Intereſſen zum Vorwurf ſeiner Gedichte wählen wird. Nur die Vergangenheit vermögen wir gerecht und richtig zu beurtheilen, nie die Zeit, in der wir leben, der größte Dichter ſteht hier nicht höher, denn jeder andere Menſch! Nur die Vorwelt vermag er gereinigt von den Schlacken (die ihr anklebten, wie ſie der Gegenwart ankleben) zu verklären, das Lächerliche ſeiner Zeit ſteht ihm zu nah, um mit Glück poetiſch ſie auffaſſen und wiedergeben zu können.“

Achthundert ſechs und achtzigſte Nacht.

Seinem Verſprechen gemäß theilte Franz in dieſer Nacht das Mährchen vom Todtengräber und ſeinem treuen Liebchen mit.

Das Mährchen vom Todtengräber und ſeinem treuen Liebchen.

Es war einmal ein junger Burſche, der liebte ein junges Mädchen, und er ſagte es ihr, und da ſagte ſie: „Ich liebe Dich auch.“

Und darauf umarmten ſie ſich, und küßten ſich, und ſchwuren einander ewige Treue.

Und der junge Burſche hielt ſeinen Schwur immerdar, denn ſein ganzes Herz war voll Liebe für das eine Mädchen.

Das junge Mädchen aber hielt ihren Schwur nicht ſo gut, ſondern gab ſich einem andern Liebſten zu eigen, der reicher war und hübſcher, obſchon ſonſt nicht beſſer.

Da kamen zu dem jungen Burſchen ſeine Freunde, und ſagten's ihm: „Dein Liebchen iſt Dir ungetreu geworden und hat einen Andern genommen.“

Er aber wollte ſolches gar nicht glauben, ſondern ſagte: „Sie iſt geſtorben!“

Und ſomit ging er hin zum Todtengräber und verdung ſich zu ſeinem Knecht, denn er wollte ſein Liebchen ſelbſt begraben. — Aber ſie lebte noch und war fröhlich.

Und er wartete Tage, Wochen, Monden und Jahre, und begrub viele Leute, welche geſtorben waren, und endlich auch den alten Todtengräber, ſeinen Meiſter — aber ſein Liebchen konnte er noch immer nicht begraben. Sie lebte noch und war fröhlich.

Viele, viele Jahre waren ſo vergangen, aus dem jungen Burſchen war ein alter Mann worden, ſeine Haare waren weiß, ſeine Glieder zitterten, und vom langen Warten war er faſt müde. — Da ſagte man ihm eines Tages: „Grabe ein Grab, denn morgen bringen ſie Dein Liebchen!“

Da freute er ſich, und grub ein ſchönes Grab, zehn Fuß tief, und ſchmückte es aus mit Veilchen und blauen Hyacinthen, und als er damit fertig war, zog er ſeine Sonntagskleider an und ſetzte einen Cypreſſenkranz auf ſein Haupt, mit einer langen Schleppe dran von ſchwarzem Flor, welches ſich verwunderlich ausnahm.

Dann ſtellte er ſich an's Thor des Todtengartens, und wartete, daß ſie ſein Liebchen brächten.

Und als die Sonne ſich neigete, und das Glöckchen den Abendſegen ausläutete, brachten ſie es.

Aber auf ihrem Sarge fehlte die Jungfraun-Krone, und ihr Mann und ihre Kinder und Kindeskinder gingen hinter her und trugen Leid.

Als der alte Burſche ſolches ſah, ergrimmte er, und ſtieß die Träger fort vom offnen Grabe und ſchrie: „Für mein treues Liebchen hatt' ich dieſes Grab gegraben, nicht für das Weib eines Andern! — Aber nun will ich's für mich ſelbſt behalten, die Treuloſe verdient kein ehrlich Begräbniß!“ und als er ſo gerufen, ſprang er hinein in ſein Grab.

Da erſchraken die Leidtragenden und Träger. Der Herr Superintendent aber, welcher den Leichenſermon halten wollte, wurde ſehr böſe, und ſchalt den Alten und ſagte: „er habe zu viel Schnaps getrunken und er ſolle auf der Stelle wieder aus dem Grabe ſteigen, wenn er nicht wolle abgeſetzt werden von Rechtswegen.“

Der alte Burſche kehrte ſich jedoch nicht an die Vermahnung des ehrwürdigen Herrn, und blieb ganz patzig liegen, und als ihn die Träger mit Gewalt aus der Grube werfen wollten, fanden ſie's: daß er todt war.

Fröhliches Ende des alten Mährchens vom Todtengräber und ſeinem treuen Liebchen.

„Es iſt, wie Sie ſagten,“ ſprach der Freiherr zu Franz, als derſelbe das Mährchen erzählt hatte. „Dieſes neumodiſche Mährchen charakteriſirt ganz das Troſtloſe, Zerriſſene, Schiefe und Aftergenialiſche der neuern Schule. Alles iſt auf die Spitze geſtellt, und doch fehlt die Spitze; nach einem Kern wird vollends Keiner fragen; alles läuft am Ende auf einen ohnmächtigen, verzweifelten Witz hinaus.“

„Merkwürdig bleibt es,“ ſprach Eduard, „wie ſolch verunglückte Erzeugniſſe in der abgeſtandenen Heine'ſchen Manier dennoch fortwährend nicht nur gerühmt und geprieſen, ſondern auch geleſen werden. Man ſollt' es kaum glauben, daß ſo gewöhnliches Geſchreibſel, wie es mancher melancholiſche Secundaner eben ſo gut, wo nicht beſſer, in einer ſentimentalen Stunde in ſein Tagebuch ſchreibt, je habe für etwas Außergewöhnliches gelten können. Ich erröthe oft, wenn ich daran denke, welchen **Unſinn** ich als fünfzehn- bis ſiebenzehnjähriger Burſche zuſammen dichtete; denn auch ich hatte damals eine treuloſe Hedwig und eine todte Marie, ſo gut wie Zehntauſend Andere. Gott weiß es, daß mein Herz nicht abgeſtorben iſt, und daß ich zu lieben vermag, wißt Ihr Alle; aber für Unſinn muß ich die Ergüſſe meiner damaligen Seelenſtimmung erklären; dennoch, will ich der Wahrheit ihr Recht geben, ſo muß ich es ſagen, daß ſie um nichts ſchlechter ſind, als manches Meiſterwerk der neuern romantiſchen Lyriker und Proſaiker.“

Alle lachten und brachen das Geſpräch für diesmal ab.

Achthundert ſieben und achtzigſte Nacht.

Eduard wurde dieſen Abend gebeten, ein recht heiteres Mährchen zu erzählen, und er erzählte:

Hans Hodrian.

(Harzmährchen.)

Im Bode-Thale, hart am Fuße der Roßtrappe und unfern des Bode-Keſſels, lebte vor vielen Jahren ein alter Bauer, Michel Hodrian, der hatte einen Sohn, der hieß Hans Hodrian, das war der allerdümmſte und häßlichſte Junge im ganzen Harzgebirge. Er war klein und dick, hatte rothe Haare, ſchielende Augen und ein Paar krumme Säbelbeine, womit er aber laufen und ſpringen konnte, trotz einem Kobolde.

Als der Junge heranwuchs und fünfzehn Jahre zählte, da ſtarb ſeine Mutter und ſein Vater ſagte: „Baſta! So lange die Alte lebte, durfte ich dem Hans kein ſcheeles Geſicht machen, und ihm noch viel weniger eine Güte thun mit dem Haſelrohr, und ſo iſt es ein Taugenichts geworden und ein Faullenzer. Das ſoll jetzt anders werden, und der Junge ſoll arbeiten lernen und ſich beſſern.“

Wer aber nicht arbeitete und ſich auch nicht beſſerte, das war Hans Hodrian und blieb Hans Hodrian, trotz aller Haſelſtöcke, welche ſein Vater auf ſeinem breiten Rücken zu Schanden ſchlug.

So verfloſſen abermals drei Jahre, und das Knäblein war jetzt achtzehn Jahre alt. Da geſchah es, daß dem alten Michel Hodrian die Haſelſtöcke wieder einmal ausgingen, und er ſagte zu Hanſen: „Höre mein Junge, da heute Sonntag iſt, ſo will ich Dir ein Vergnügen gönnen; geh' in den Wald, und ſpiele dort den Nachmittag, derweile ich in der Schenke mit dem Schulmeiſter Politik treibe; wenn Du aber zu Hauſe kommſt, ſo vergiß mir bei Leib und Leben nicht, mir ein tüchtiges Bund Haſelſtöcke mitzubringen; ich brauche ſie ſehr nöthig."

Hans verſprach das und ſprang luſtig davon; denn er war ſo blitzdumm, daß er nicht merkte, wozu ſein Alter die Haſelſtöcke beſtellt hatte.

Als er in den Wald kam, hüpfte er umher und ſpielte, was er konnte und wußte; er pfiff den Vögeln ihre Weiſen nach, neckte ſich mit dem Kukuk und ſuchte ſich Waldbeeren, welche er aß.

Darüber verſpätete er ſich aber, und die Sonne war ſchon geſunken, als er erſt daran dachte, nach Hauſe zurückzukehren. Er lief, was er laufen konnte, um aus dem Walde zu kommen. Als er aber nun das Ende deſſelben erreicht hatte, ſo fiel ihm ein, was ſein Vater ihm befohlen habe mitzubringen, nämlich ein großes Bund Haſelſtöcke. Eilig lief er wieder in den Wald zurück, um Haſelſtöcke abzubrechen. Es war unterdeß aber ſchon ſo dunkel geworden, daß er keinen Buſch mehr erkennen konnte.

Darüber fing er ganz erbärmlich an zu weinen und zu klagen, und raufte ſich ſeine rothen Haare aus, kurz ſtellte ſich gar ungeberdig. Plötzlich drang ein heller Lichtſchein grade dicht in ſeine Augen, ſo daß er blinzeln und nieſen mußte. Erſchrocken ſtolperte er einige Schritte zurück, und gewahrte jetzt ein kleines, altes Weiblein von gar ſeltſamen Ausſehen. Sie trug einen Rock von ſchönem, grünem Mooſe, dazu einen Mantel und eine Mütze, alles von Moos, und in der einen Hand eine ganz bemooſ'te Krücke, in der andern aber hielt ſie eine Blendlaterne, womit ſie dem guten Hans grad unter die Naſe leuchtete. Einige Augenblicke ſtanden Beide einander ſchweigend gegenüber, dann fragte das alte Weibchen den weinenden Burſchen:

„Wer biſt Du?“

Hans hielt einen Augenblick mit Weinen inne, und antwortete: „Ich bin der Hans Hodrian, der Sohn von dem alten Michel Hodrian, in der Hütte unten am Ende des Dorfs.“

„So? und was treibſt Du denn?“

„Nichts!“

„Warum nicht?“

„Ich ſollte Bauer werden, aber die Leute ſagen, ich wäre zu dumm dazu.“

„Ja, Hans! wenn das iſt, ſo werde doch ein vornehmer Herr!“

„O, das wollt' ich ſchon, wenn ich nur wüßte, wie ich es anfinge?“

„Du brauchſt nur ſo viel Verſtand zu haben, um es ſogleich zu wünſchen, denn ich will alle Deine Wünſche erfüllen. Ich bin ein Moosweibchen und Dir ſchon lange gewogen. Alſo friſch, dummer Hans, wünſche Dir einmal Etwas.“

Nun meint doch wohl der Dümmſte, der dieſes hört, daß Hans ſich ſogleich zum reichen, vornehmen Herrn gewünſcht haben würde! Aber ſo unbegreiflich dumm war der Junge, daß er daran nicht dachte, ſondern er wünſchte ſich einen großen Bund der derbſten Haſelſtöcke, um ſie ſeinem Vater bringen zu können.

„O Du dummer, Du blitzdummer Hans Hodrian!“ rief das Moosweibchen, indem es verſchwand. Aber vor Hanſen lag ein großes Bund der ſtärkſten Haſelſtöcke. Mühſam lud er es auf, und rannte, Gott dankend, damit nach Hauſe.

Achthundert acht und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als Hans Hodrian zu Hauſe ankam, keuchend und ſchwitzend unter ſeiner Laſt, hatte ſein Vater, der alte Michel Hodrian, ſchon viele Stunden auf ihn gewartet, und war ſehr übler Laune. Deshalb, und weil er an dieſem Abend mehr, als er eigentlich vertragen konnte, getrunken hatte, griff er ſogleich nach den neuen Haſelſtöcken, und prügelte ſo lange unverdroſſen auf ſeinen Sohn los, bis alle Haſelſtöcke kurz und klein waren; dann warf er ihn zur Thür und zum Hauſe hinaus, welches er von innen verſchloß, indem er rief: „Daß Du mir in Deinem Leben nicht wieder vor Augen kommſt, Du liederlicher Galgenſtrick, Du Nachtſchwärmer Du, wenn ich Dich nicht vollends zu Tode hauen ſoll."

Hans war der vielen Schläge ſchon ſo gewohnt, daß er eine tüchtige Portion davon vertragen konnte, ohne ſich ſonderlich viel daraus zu machen. Diesmal war es ihm aber doch ein Bischen zu arg geworden, und er hatte ſich den Befehl ſeines Vaters zu gut gemerkt, um die mindeſte Luſt zu verſpüren, wieder in die Hütte zurückzukehren. „Ich will davon gehen," ſprach er, „in die weite Welt. Wenn ich aber nur wüßte, wo ich dieſe Nacht bleiben ſollte?"

Da ſtand plötzlich wieder das Moosweibchen mit ihrer Leuchte vor ihm, und ſprach: „Dummer Hans! ſo geh' doch in's Wirthshaus, es iſt ja nur wenig Schritte von hier, und dort kannſt Du eſſen, trinken und ſchlafen nach Herzensluſt, bis es wieder Morgen wird, wo Du, wie Du ſagſt, in die weite Welt laufen willſt."

Hans Hodrian aber lachte dämiſch und ſprach: „Ich bin wohl der dumme Hans, wie alle Leute ſagen, aber doch noch lange nicht ſo dumm, wie Du; denn ich weiß doch, daß Keiner in einem Wirthshauſe eſſen, trinken und ſchlafen kann, wenn er nicht Geld vollauf hat."

„So wünſche Dir Geld, dummer Hans Hodrian!"

„Proſit die Mahlzeit! ich wünſche mir in meinem Leben nichts wieder. Ich hab' mir einen Bündel Haſelſtöcke gewünſcht und weiß am Beſten, wie der Wunſch meinem armen Buckel bekommen iſt. Alſo nichts da! wenn Du mir ſonſt nicht helfen kannſt, ſo geh' nur!"

„So nimm dies!" rief ungeduldig das alte Mütterchen, und reichte ihm einen Beutel voll Wildermanns-Thaler, „Du dummer Hans Hodrian; aber Du ſollſt ſchon noch wünſchen lernen, ſo ſollſt Du!" Damit ging das alte Mütterchen davon und verlor ſich in die Dunkelheit der Nacht.

Achthundert neun und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Hans Hodrian aber ging ſogleich in die Schenke und ließ ſich Bier geben und trank es, und als er ſo trank, da kamen Fliegen, die quälten ihn tüchtig. Da wurde er ärgerlich, und ſagte, indem er mit ſeinem Stock nach den Fliegen ſchlug: „Ih! ſo wollt' ich doch, daß ich mit einem Streich gleich ihrer Sieben auf einmal todt ſchlüge!" Damit ſchlug er zu, und richtig hatte er ſieben Fliegen auf einmal todt geſchlagen.

Das hielt er nun für eine gewaltige Heldenthat, und gab dem Schulmeiſter einen Thaler, daß er ihm einen Vers ſchriebe, der auf ſeine Heldenthat Bezug hätte, und der Schulmeiſter ſagte: „Ja, ich will Dir für einen Thaler ein Heller-Gedicht machen!“ Das that er denn auch ehrlich und ſchrieb auf einen großen Zettel den Vers:

Ick, Hans Hodrian,
Hef ſewen upp eenen Schlag ſchlahn,
Ohn' allen Grimm.

Dieſen Zettel ſteckte er am Morgen darauf, als er das Wirthshaus verließ, um in die weite Welt zu gehen, an ſeinen Hut, daß jeder es leſen könne, welch ein heldenmüthiger Kerl Hans Hodrian ſey.

Hans Hodrian war nicht lange auf der Landſtraße fortgewandert, da kam in einer ſchönen Kutſche ein Graf des Weges daher gefahren, und neben ihm ſaß ſeine Frau Gräfin. Als der Graf den Hans Hodrian erblickte, da ließ er halten, denn er war neugierig, zu leſen, was auf dem Zettel geſchrieben ſtand. Er las denn auch den Vers, und als er ihn geleſen, ſo fragte er den Hans, ob das wirklich wahr ſey, daß er ihrer Sieben auf einen Schlag erſchlagen hätte, und als Hans ſolches bejahte, ſo bat er ihn recht ſehr, er möge ſich doch neben den Kutſcher auf den Bock ſetzen, und mit ihm durch den Wald, der nun käme, bis nach der Reſidenz fahren. Hans ließ ſich nicht lange bitten, ſondern ſetzte ſich neben den Kutſcher auf den Bock, und ſo ging es luſtig fort in die weite Welt.

Achthundert und neunzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

In dem Walde aber, durch welchen die Reiſe ging, ſollte es erſchrecklich viele Bären geben und auch Räuber, und der Graf wußte nicht, vor wem er ſich mehr fürchtete, ob vor den Bären oder vor den Räubern; deßhalb hatte er den Hans Hodrian, weil er ihn für einen tapfern Mann hielt, mitgenommen. Es ließen ſich auch wirklich einige Räuber blicken; aber als ſie den Zettel an Hanſens Hut laſen, nahmen ſie geſchwinde Reißaus, und als der Graf Hanſen von den Bären erzählte, und Hans in den Bart brummte: „Ich wollte, der Teufel holte die infamen Beſtien!“ da holte richtig der Teufel alle Bären aus dem Walde weg und briet ſie ſich zum Abendbrod.

So wurde denn die Reiſe glücklich vollendet, und der Graf nahm aus Dankbarkeit den dummen Hans mit in ſein Haus und erzählte dem Könige von Hanſens Muth und Kühnheit, ſo daß der König begierig war, den Wundermann zu ſehen.

Da wurde Hans von ſeinem Grafen ſchön aufgeputzt und an den Hof geführt, und der König ſah wohl, welch ein garſtiger Burſche der Hans war, aber wie dumm er war, das merkte er nicht. Doch die ſchöne Prinzeſſin, ſeine Tochter, merkte es, und konnte das

Lachen nicht laſſen. Das verdroß den dummen Hans Hodrian, und er ſagte: „Blitz! ich wollte, Du müßteſt mich heirathen!“ Da lachte die Prinzeſſin noch ſtärker, und ſagte: „Das könnte ſchon geſchehen, wenn Du zuvor erſt wünſchteſt, daß Du hübſcher, klüger und vornehmer wärſt.“ —

„Hm!“ brummte Hans grämlich, „ich wüßte gar nicht, wie ich hübſcher und klüger ſeyn könnte, als ich ſchon bin; aber wenn es Dir Ernſt wäre, Du kleine Hexe, ſo wünſcht' ich Dir zu Gefallen ſchon, daß ich der ſchönſte, klügſte und reichſte Prinz wäre.“

Und kaum, daß Hans Hodrian dieſen Wunſch gethan hatte, ſo verwandelte er ſich plötzlich in den ſchönſten, klügſten, reichſten Prinzen.

Er warf ſich der Prinzeſſin zu Füßen, und flehte ſie an, ihn nicht zu verwerfen. Erröthend neigte die Prinzeſſin ſich zu ihm, und während der König, der Graf und alle Hofleute vor Erſtaunen nicht wußten, wie ihnen geſchah, ſtand neben dem ſchönen Paare das Moosweibchen, und ſchmunzelte: „Nun, Hans Hodrian, hab' ich's nicht geſagt, daß Du noch recht viel wünſchen lernen ſollteſt?“

Hans Hodrian heirathete die ſchöne Prinzeſſin, und machte auch ſeinen alten Vater zum Grafen; aber der Alte wollte nicht aus dem ſchönen Bodethale wegziehen, und blieb dort wohnen, lebte aber luſtig und in Freuden, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch Alle bis auf den heutigen Tag.

Das Mährchen hatte Alle ergötzt. „Es iſt ein ächtes Volksmährchen,“ ſagte der Freiherr, „das bei aller Rohheit der Form doch einen ächtpoetiſchen Kern in ſich trägt, oder iſt es etwa nicht gar hübſch und anmuthig, daß die junge, ſchöne Prinzeſſin die Veranlaſſung giebt, daß der dumme Hans Hodrian etwas Ordentliches wünſcht, und dadurch zum ſchönen, geſcheidten und reichen Prinzen wird.“

„Auch der Schluß iſt hübſch,“ ſprach Alma, „und rührend faſt, daß der alte Bauer, der nun Graf iſt, ſein liebes Bodethal nicht verlaſſen will.“

„Es iſt das aber auch ein Plätzchen auf Gottes ſchöner Erde, von dem ſich's nicht ſo leicht ſcheidet, wenn man es einmal ſah,“ ſagte der Caplan.

Achthundert ein und neunzigſte Nacht.

„Im Beginn unſerer nächtlichen Unterhaltungen,“ ſprach der Freiherr, „wurde eine Sage von dem Eiſengitter zu Augsburg erzählt. Ganz ähnliche Sagen exiſtiren an andern Orten, z. B. zu Magdeburg, und auch bei der Sage vom Stock im Eiſen in Wien iſt daſſelbe Thema auf dieſelbe Art benutzt, nur daß es ſich am letztern Orte nicht um ein Eiſengitter, ſondern um ein künſtliches Schloß handelte. Abweichender und düſterer in ihrer Kürze iſt die Sage vom Geſpenſter-Schmidt in Schleſien, weshalb ich ſie zur Vergleichung mittheile, wenn es Euch recht iſt."

Alle baten um die Sage, und der Freiherr erzählte:

Der Geſpenſter-Schmidt.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, nämlich vor zweihundert Jahren, lebte in einem ſchleſiſchen Städtchen ein Schmidt, der war in ſeiner Jugend Soldat geweſen und hatte ein wüſtes Leben geführt. — Auch jetzt trieb er es nicht beſſer, und obwohl er ſein Handwerk verſtand, wie kein Andrer, ſo mochten ſeine Nachbaren doch nichts mit ihm zu ſchaffen haben, denn er war ein Schlemmer und Spieler, und das dritte Wort, was aus ſeinem Munde kam, war ein gottloſer Fluch oder ſonſt eine Ruchloſigkeit.

Da begab es ſich eines Tages, daß ein fremder Schmiedegeſell in's Städtchen einwanderte und bei dem böſen Meiſter Kurt um Arbeit nachfragte.

Kurt merkte bald, daß der fremde Geſell ein geſchickter Burſche wäre, und da er tüchtig fluchte und ſchwur und einen vollen Geldſäckel bei ſich führte, ſo wurden ſie bald Handels eins mit einander und der fremde Geſell blieb bei Kurt in Arbeit.

Kurt merkte bald, daß ſein Geſell ohne Mühe dreimal mehr arbeitete, denn zwei gewöhnliche Geſellen.

Das gefiel ihm wohl, und er machte für ſeine Perſon von nun an ſchon am frühen Morgen Feierabend, lag in allen Schenken, trank, ſpielte und fluchte, daß alle fromme Leute ſich davor entſetzten. Seine Schmiede aber arbeitete trotz dem rüſtig fort, und der fremde Geſell ließ es ihm nie am Gelde fehlen, um in die Schenke gehen zu können.

Nun iſt aber einſtmals an einem Freitag Abend ein ſtattlicher Reiter vor die Schmiede gekommen, ganz in Scharlach gekleidet, mit reicher Goldſtickerei, einem Geſichte, welches vom Sonnenbrand ganz ſchwarzbraun geweſen iſt, und auf dem Hut hat er drei feuerrothe Hahnenfedern getragen.

Der hat nach dem Meiſter Kurt gefragt, und als Kurt herbeigekommen iſt, hat er ihn gefragt: „Ob er ſich wohl getraue, ihm binnen heute und ſieben Wochen ein künſtliches eiſernes Geländer für eine Grabſtätte zu fertigen, und zwar ſo, daß in der Mitten, zwiſchen allerlei Laubwerk und wunderlichen Thiergeſtalten, ein vergoldetes Kreuz angebracht wäre?“ —

„Warum das nicht?“ hat Meiſter Kurt geantwortet: „So Ihr brav zahlt, ſo will ich Euch alles zur beſtimmten Zeit liefern.“

Da hat der Fremde einen großen Beutel mit rothfunkelnden Goldſtücken auf den Tiſch geworfen, und dabei geſagt: „Noch ſiebenmal ſo viel, wie dieſe Summe beträgt, ſollet Ihr erhalten, wenn Ihr das Gitterwerk fertig abliefert; aber Ihr müßt mir Leib und Seele verſchreiben, daß ich es von heute an über ſieben Wochen, bevor die Glocke Zwölf (Mitternacht) ſchlägt, erhalte.“

Dawider hat denn auch der ruchloſe Schmidt nicht das Geringſte einzuwenden gehabt, ſondern er hat die Verſchreibung ausgeſtellt, das Geld zu ſich geſteckt, und der Reiter iſt wieder davon geritten.

Nun hat der Schmidt zu ſeinem Knechte geſagt: „Geh an die Arbeit und ſchaffe alles fertig zur beſtimmten Zeit!“ — und hat ſich gar nicht weiter um die Arbeit bekümmert, als daß er alle Morgen nachſah, ob der Geſelle arbeitete.

Der Geſelle hat alles fertig gemacht bis auf Eins, und als nun die ſieben Wochen um waren und der letzte Tag anbrach, da iſt er vor des Meiſters Bette getreten und hat geſagt: „Meiſter! ich hab' alles fertig gemacht bis auf Eins, nämlich das Kreuz, das kann ich nicht machen, denn ich habe mit dem Teufel einen Bund geſchloſſen, daß ich es nicht darf, ſonſt holt er mich.“

Da iſt dem gottloſen Kurt ein Grauſen angekommen, und er iſt aus dem Bette geſprungen, in die Schmiede gelaufen und hat in Todesangſt angefangen zu ſchmieden. Aber wie er ſich quälte und wie er's hämmerte und drehte — es wollte kein Kreuz draus werden — ſo hat er vergebens gearbeitet und dabei geheult vor Verzweiflung bis es Mitternacht geſchlagen hat, da iſt der Teufel gekommen, und weil das Gitter nicht fertig war, hat er den Schmidt bei lebendigem Leibe geholt. —

Als man aber ein goldnes Kreuz an das Gitter bringen wollte, iſt es (das Gitter) in Staub zerfallen.

Achthundert zwei und neunzigſte Nacht.

Heute begann Franz:

Sigismund, Prinz von Polen,

oder:

Das menſchliche Leben iſt ein Traum.

Vor vielen hundert Jahren regierte in Polen König Baſilius, deſſen Heldenruhm im ganzen Norden wiederhallte. Aber noch mehr, als ſein Heldenmuth, wurde ſein edler Sinn und ſeine tiefe Wiſſenſchaft in geheimen Dingen geprieſen, und die weiſeſten Männer erkannten ihn für den König der Weisheit an.

Aber der Weiſeſte iſt nicht der Glücklichſte! Dieſe Wahrheit erfuhr König Baſilius nur zu frühe! Denn als ſeine, über alles geliebte Königin, im dritten Jahre ihrer glücklichen Ehe, ihm das Geſtändniß machte: daß ſie ſich Mutter fühle, und er voll froher Vaterhoffnung auf ſeinen aſtrologiſchen Thurm eilte, ſeinem noch ungebornen Kinde das Horoskop zu ſtellen, da las er zu ſeinem Entſetzen in den Sternen: „daß ſein geliebtes Weib ihm einen Knaben gebären und über die Geburt ſterben würde.“

Obgleich nun ſolche Kunde ſchon ſchrecklich genug für ihn war und ihn mit der größten Betrübniß erfüllte, ſo forſchte er doch noch weiter nach, und erſah mit Grauſen, daß ſein Sohn dereinſt mehr einem wilden, mörderiſchen Thiere, denn einem Menſchen gleichen würde, und daß er beſtimmt ſey, ſeinen eignen Vater zu bekriegen und ſeinen Fuß auf deſſen Greiſenhaupt zu ſetzen.

„Unſelige Wiſſenſchaft!“ ſeufzte der König, als er ſolches in den Sternen geleſen hatte, und von Stund an bemächtigte ein finſtrer Trübſinn ſich ſeiner Seele; er konnte ſeine blühende, lebensfrohe Königin nicht anſehen, ohne insgeheim der nahen, ewigen Trennung eingedenk, im Stillen bitterlich zu weinen, und jede ihrer unſchuldigen Liebkoſungen zerriß ihm das Herz.

Endlich nahte der für ſeine Liebe, und allem, was ihm lieb, ſo ſchreckliche Tag. Es war, als wolle ſelbſt die Natur ihren Schmerz darüber zu erkennen geben, daß ein Engel ſterben müſſe, damit ein Ungeheuer geboren werde: in ſolchem Aufruhr waren alle Elemente. Der Tag verfinſterte ſich, drei Unwetter zugleich kämpften furchtbar am Himmel wider einander, von den Donnerſchlägen erzitterte die Erde, die Blitze ſpalteten die Mauern der Paläſte, Wolkenbrüche ergoſſen ſich, als ſey eine zweite Sündfluth im Anzuge, und die Windsbraut durchtobte das Land, gleich wie ein Heer heulender Wölfe. Unter ſolchen furchtbaren Zeichen ward der Knabe geboren, indem ſeine Mutter verſchied. Er war groß und ſchön, aber von finſterm, wildem Anſehen und hatte alle Zähne mit auf die Welt gebracht, womit er die Amme, welche ihn ſäugen ſollte, biß daß ſie ſtarb.

Baſilius hatte erſt im Sinn gehabt, den Knaben gleich nach der Geburt erwürgen zu laſſen. Aber ſein ſterbendes Weib hatte ihn beſchworen, ſich ihres Kindes zu erbarmen, und als er nun den Knaben ſah, der, wenn auch verfinſtert, der todten Mutter Züge trug, da jammerte ihn das Kind, und er bedachte, wie es ja nicht des Kindes Schuld ſey, daß es unter einem feindlichen Geſtirn geboren. Er verwarf alſo den Gedanken, das Kind ermorden zu laſſen, doch ſann er auf Mittel, wie er die noch nicht erfüllten Prophezeihungen zu nichte machen könne, ohne den Knaben zu tödten.

Er beredete ſich mit einem Großen ſeines Reichs, Clotald mit Namen, von dem er wußte, daß er ihm ganz ergeben ſey. Nachdem beide Männer alles mit einander genau erwogen hatten, ſo ließ der König zuerſt ſeinen Sohn taufen, um ihn ſo viel wie möglich aus der Macht des Satans zu befreien. Sodann wurde dem Volke und Allen, welche nicht um das Geheimniß wiſſen ſollten, bekannt gemacht, der junge Prinz ſey bald nach der Geburt geſtorben und mit ſeiner Mutter begraben worden. Um das Geheimniß wußten, außer dem König und Clotald, nur noch zwei bewährte Diener, welche einen theuern Eid hatten ſchwören müſſen, daß ſie immerdar bis an ihr Ende ein unverbrüchliches Schweigen beobachten würden.

Mit dieſen beiden Dienern ritt Clotald in einer dunkeln Nacht aus der königlichen Burg, vor ſich auf dem Roſſe das in Decken gehüllte Kind. Sie ritten neun Tage und neun Nächte durch, ohne ein Wort zu reden. Als der zehnte Tag anbrach, gelangten ſie in ein wildes, ſchauerliches Felsthal, rings von himmelhohen, ſteilen Bergen umgeben. In dieſem Thale ſtand ein feſter, unförmlicher Thurm, von außen ſo rauh und ohne Kunſt anzuſehen, daß er mehr einem herabgeſtürzten großen Felsblock am Fuß des Berges, woran er lehnte, denn einem Gebäude von Menſchenhand glich. Im Innern war er jedoch mit allem wohlverſehen, was zur Nothdurft und Bequemlichkeit, ja ſogar zum Ueberfluß erforderlich war. In dieſen Thurm begaben ſich die Männer mit dem Kinde, als in den künftigen Aufenthalt deſſelben.

Der König aber ſandte ihnen Soldaten nach, die umſtellten das Thal und hielten ununterbrochen Wache, daß Niemand hineinkäme, und der Tod ſtand darauf für den, der es wagen würde, durch die Wachen zu ſchleichen oder mit Gewalt zu brechen.

Achthundert drei und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Alſo lebte der prinzliche Knabe Sigismund (dieſen Namen hatte er in der heiligen Taufe erhalten) mit ſeinen Wärtern in der Wildniß. Clotald unterwies ihn, als er heranwuchs, in den Wiſſenſchaften und Künſten, wie ſich ſelbe für den künftigen Herrſcher eines edlen Volkes eignen. Denn König Baſilius war keineswegs geſonnen, ſeinen Sohn wie ein wildes Thier heranwachſen und in dieſem jammervollen Zuſtande die Zeit ſeines Lebens in der Wildniß verbringen zu laſſen, ſondern er war entſchloſſen, wenn ſein Sohn ein beſtimmtes Alter erreicht haben würde, zu prüfen: inwiefern deſſen Neigungen mit dem ſchrecklichen Horoskop übereinſtimmten oder nicht, und ob es nicht möglich ſey, das Unheil abzuwenden, welches die Sterne ihm und dem Reiche verkündet hatten.

Deshalb zog auch Clotald alle Monate einmal nach dem Hoflager des Königs, um dieſem Nachricht von ſeinem Sohne zu bringen. Die Nachrichten lauteten alle dahin daß Prinz Sigismund ſich geiſtig und körperlich von Tage zu Tage herrlicher entwickele; er zeigte in allem einen großen, natürlichen Verſtand, kühnen Muth und Adel der Geſinnung.

Doch alle dieſe ſchönen und rühmenswerthen Tugenden ſchwanden dahin, wenn die Leidenſchaften des Prinzen einmal erregt, Widerſtand fanden; eine furchtbare Wildheit, gleich der eines reißenden Thieres, überkam ihn dann und beraubte ihn der Kraft ſeines Verſtandes; er zeigte ſich ſodann ungerecht, willkührlich und blutdürſtig grauſam. Schon in ſeinem zwölften Jahre hatte er bei einer ſolchen Gelegenheit den einen ſeiner Wächter erſchlagen, und von dieſem Augenblick an durfte er nur mit ſchweren Ketten belaſtet umhergehen, damit nicht neues Unheil dieſer Art entſtehen möge.

Solchergeſtalt ward Sigismund 20 Jahre alt, und ſein Vater hatte ihn ſeit ſeiner Geburt nicht geſehen. Sigismund ſelbſt aber kannte keine andern Menſchen, als ſeinen Erzieher Clotald und ſeine Wächter, und was er von der Welt und den übrigen Menſchen wußte, deſſen war er ſich zwar deutlich bewußt, aber nur ſo, als wie wir uns deſſen bewußt ſind, was uns die Dichter und Erzähler von einem ſchönen fernen Lande und von Menſchen verkünden, welche wir nie ſelbſt ſahen und auch nicht hoffen dürfen je zu ſehen.

Oft ſtarrte Sigismund dem Zuge der Wolken nach, ſo wie dem Fluge des Adlers, der ſich hinauf zur Sonne ſchwang. Oft, wenn er aus lebhaften Träumen erwachte, trat er des Nachts hinaus aus ſeinem Thurm in das enge Felsthal und ſchaute in den Mond, und ſeine innere Klage ward laut:

„Weh mir," ſprach er, „wie bin ich zu beklagen!

ſchwer laſtet des Himmels Hand auf mir! Welch ein Verbrechen beging ich, indem ich geboren ward? — denn keines andern bin ich mir bewußt! — Beſtraft der Himmel nur an dem Menſchen ſo grauſam die große Schuld: daß er geboren ward? Freut doch ſonſt alles was lebt des Daſeyns ſich und darf es frei genießen. — Der Fiſch, entſproſſen aus Schlamm und Laich, durcheilt die Fluth fröhlich und ungehindert, und faſt will ihm die Unendlichkeit nicht genügen, die ihm das weite Reich des Meeres bietet, und ich mit einem ungleich edlern Geiſt ſoll in der Haft des engen Kerkers leben? Kaum deckt der erſte weiche Flaum den Körper des jungen Adlers, ſo regt er ſchon die kühnen Schwingen und wagt es, der Sonne zuzuſtreben. Und ich mit einem ungleich höhern Drang ſoll nie mich erheben aus dieſem niedern Thale? Frei ſchweift der Löwe durch die Wildniß und brüllt nach Mord und Beute, und die Menſchen nennen ihn den König der Thiere, dem keines an Muth und Adel gleiche — und ich — begabt mit einem ungleich edlern Drang ſoll wie ein Sclave die Kette tragen. Selbſt die unbelebte Natur athmet Freiheit! Frei ragt des Baum̃es Gipfel in die Luft! frei ziehn die Wolken, rauſchen die Ströme, wehen die Winde, rollt der Donner und zuckt der Blitz. — Alles was lebt iſt frei — ich nur bin ein Knecht!“

So klagte Sigismund, und Clotald, der ihn belauſchte, hinterbrachte es dem Könige, deſſen Herz faſt darüber brechen wollte, daß ein ſo edler, hochbegabter

Jüngling ſolle ausgeſtoßen bleiben von der menſchlichen Geſellſchaft.

Achthundert vier und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Endlich hatte der Prinz ſein ein und zwanzigſtes Jahr erreicht, und der König, ſein Vater, war entſchloſſen, jetzt die Prüfung mit ihm anzuſtellen. Er berief alſo ſeinen Reichsrath und alles Volk an einem beſtimmten Tage zuſammen, und machte ſie mit dem bis dahin ſtreng bewahrten Geheimniß bekannt, und daß ſein Sohn noch lebe.

Da riefen alle Reichsräthe und alles Volk: „Gieb uns unſern rechtmäßigen Prinzen zurück; er und kein Anderer ſoll unſer König ſeyn, wenn Du dereinſt zu Deinen Vätern verſammelt wirſt.“

König Baſilius aber ſprach: „Nicht alſo! Nur wenn mein Sohn ſich des Thrones würdig bezeigt, ſoll er ihn dereinſt beſteigen und über Euch herrſchen; bezeigt er ſich unwürdig, ſo ſollen meine Geſchwiſterkinder, Iwan, Herzog von Moskau, und Faniska, Prinzeſſin von Polen vereint über Euch herrſchen.

Da trat die ſchöne Janiska vor und rief: „O grauſamer Vater! ſo ſoll Dein Sohn, nachdem er die lichte Herrlichkeit der Welt geſehen, die goldne Freiheit unbeſchränkt genoſſen, wieder zurückkehren in des Kerkers Nacht, wenn er die harte Prüfung nicht beſteht, und ſo, ſich noch tauſendmal elender und unglücklicher fühlen denn früher?“ Und der Herzog von Moskau ſtimmte bei und ſprach: „Nimmer werd’ ich eine Krone tragen, ſo lange ein rechtmäßiger Erbe derſelben lebt.“

„Beruhigt Euch!“ entgegnete Baſilius, „dieſen Abend erhält Sigismund durch Clotald einen Schlaftrunk, der ihn in einen neuntägigen Schlummer ſenkt, bei ſeinem Erwachen ſoll er ſich hier als König finden. Bezeigt er ſich dann gut, gerecht und weiſe, ſo tret’ ich ihm ſogleich meinen Thron ab, denn der Jahre Laſt und Kummer haben meinen Sinn gebeugt, und ich bedarf der Ruhe. Zeigt aber Sigismund ſich wild, tyranniſch, ungerecht, des Thrones unwerth, ſo werde er im Schlafe in ſeinen Kerker zurück gebracht, und er ſoll dann bei ſeinem Wiedererwachen glauben: alles nur geträumt zu haben. Dann wird er ſich nicht unglücklicher fühlen, als vorher.“ —

Damit mußten ſich alle zufrieden geben, und König Baſilius ertheilte alle nöthigen Befehle, um die Prüfung mit dem Prinzen Sigismund anſtellen zu können.

Am Abend deſſelben Tages, als der gefangene Jüngling wieder mit ſehnenden Blicken den Flug eines Adlers verfolgte, redete Clotald zu ihm von der Macht und der Herrlichkeit eines Königs über ein edles, mächtiges Volk, und als er glaubte, die Phantaſie des Prinzen genugſam erhitzt zu haben, ſo reichte er ihm einen Becher Wein zum Abendtrunk. Kaum hatte Sigismund den Becher geleert, ſo empfand er eine große Müdigkeit, wie nie zuvor, und ging in den Thurm, wo er ſich auf ſein Lager warf und entſchlief.

Achthundert fünf und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Eine himmliſche Muſik erweckte den Prinzen! er ſchlug die Augen auf und blickte erſtaunt um ſich — verſchwunden waren die düſtern Mauern ſeines Kerkers, er befand ſich in einem großen, hellen Gemache, deſſen Wände mit den reichſten, prächtigſten Tapeten bekleidet waren, aus goldenen Kohlenbecken dufteten köſtliche Wohlgerüche in blauen Wölkchen empor — das war nicht die rauhe Bärenhaut, welche ihm gewöhnlich zum Lager diente — das nicht die Wolfsfelle, womit er ſonſt bekleidet war. — Er ruhte auf ſchwellenden, ſeidenen Pfühlen, und ſeine Gewänder beſtanden aus zarten Linnen, Sammet, Seide, und alles reich verziert mit Juwelen, Perlen und Geld. —

Er ſprang auf — keine Kette drückte ihn mehr, noch hinderte ſie ſeine Bewegungen, aber überwältigt von all den Wundern ſank er wieder auf das kaum verlaſſene Lager zurück, und fragte ſich laut: „O, was iſt das? — bin ich nicht Sigismund?“ —

Da traten eine Menge Diener in das Gemach und brachten ihm Kleider und Koſtbarkeiten, Wein und auserleſene Speiſen, ſie begrüßten ihn als den König der Polen, kleideten ihn in das königliche Gewand, kredenzten ihm den Becher und bedienten ihn.

Staunend ſah und hörte Sigismund alles, und fragte: „König der Polen? ich?“ —

Da trat ein Höfling hervor, und fragte ihn demüthig, ob es ihm beliebe, in den Thronſaal zu gehen, um die Huldigung der Großen des Reichs in Empfang zu nehmen? „Ja,“ ſagte Sigismund entſchloſſen, und mit königlichem Anſtande trat er in den Thronſaal wo er ſich auf den Thron ſetzte, und von allen Großen mit Würde die Huldigung entgegen nahm.

„So bin ich denn ein König!“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „wie es geſchehen iſt, iſt mir ein Räthſel. Doch mag es ſeyn! ich werde herrſchen, wie es einem König ziemt.“ Als er ſich nun ſo umſchaute, da erblickte er mitten unter den ernſten, würdigen Männern einen buntgekleideten Burſchen mit einer Schellenmütze auf dem Haupte. Er fragte, wer dieſer Burſche ſey, und ſogleich trat derſelbe hervor, und kündigte ſich ſelber als des Königs luſtigen Rath an, wobei er ſich ſo poſſirlich ſtellte, daß Prinz Sigismund laut lachte und zu ihm ſagte: „Komm her und ſetze Dich auf der unterſten Stufe meines Thrones, Du gefällſt mir von allen den Leuten, welche ich bis jetzt erblickte, am beſten, und ſollſt immer um mich ſeyn.“

Ein Hofherr, der ſolches hörte, nahte ſich und ſprach: „Erlaube König, wenn Du dem Narren da den Vorzug vor den weiſen Männern giebſt, ſo iſt das ſehr unköniglich und nicht weiſe.“ Da erröthete Sigismund, denn er fühlte, daß der Hofmann Recht habe, dies aber ärgerte ihn und er verſetzte: „Bei weitem thörigter iſt es noch, wenn ein Höfling ſich's heraus nimmt, ſeinen König öffentlich ungefragt meiſtern zu wollen, ſelbſt wenn der König Unrecht hätte, wofür hab' ich denn meinen Narren, wenn meine Weiſen närriſch handeln wollen?“

Der Höfling trat beſchämt zurück, und die Räthe bewunderten des Königs natürlichen, ſcharfen Verſtand der ſelbſt im Irrthum ſich bewährte.

Achthundert ſechs und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nun trat der Herzog von Moskau in den Saal, freundlich den Prinzen begrüßend, und ihm Glück wünſchend zu ſeiner Thronbeſteigung, indem er ſich ſeinen Vetter nannte.

„Gott befohlen!“ gab Sigismund kurz zur Antwort, denn er war im Innern ergrimmt, daß der Herzog ihn nicht, wie alle übrigen, mit entblößtem Haupte begrüßt hatte. Der Herzog, darüber verwundert, ſprach: „Ei Vetter, ich hätte eine beſſere Antwort auf meinen Gruß erwartet.“

„Gefällt Euch meine Antwort nicht,“ verſetzte Sigismund, „nun gut, ſo werde ich, wenn ich ja ins künftige Euch wieder ſehe, ſagen: Gott nicht befohlen.“

„König!“ flüſterte der Narr ihm leiſe zu, „ſey nicht zu ſcharf mit dem, es iſt der Herzog von Moskau, ein mächtiger Fürſt.“

Sigismund aber verſetzte ſtolz: „Ich bin König, und ſomit mehr, denn er, und mich verdroß es, daß er mit bedecktem Haupte mich begrüßte.“

„Herr,“ nahm der vorige Hofmann wieder das Wort, „dieſes Recht ſteht ihm zu, denn er iſt der freie Fürſt eines unabhängigen Landes, und ſomit Deinesgleichen.“

„Verdammt!“ murmelte der Prinz. „Wer mir noch einmal widerſpricht, der ſoll einen Sprung aus dem Fenſter verſuchen. — Narr! wie iſt Dein Name?“ fragte er dieſen.

„Clarin, mein König, erwiederte dieſer. Da trat auch die ſchöne Faniska herzu, den Prinzen zu begrüßen, und Sigismund, der zuvor noch nie ein Weib geſehen hatte, fragte entzückt: „O Clarin, wer iſt dieſes himmliſche Weſen, das in menſchlicher Geſtalt einer Göttin Zauber und Vorrecht übt.“

„Das iſt Deine Muhme, Faniska, hoher Herr!“ verſetzte Clarin, und Sigismund außer ſich ſtürzte vom Thron herab, die Prinzeſſin zu umarmen. Die Prinzeſſin, erſchreckt über ſolche Heftigkeit, flüchtete ſich erröthend hinter den Herzog von Moskau, und dieſer, den Prinzen abwehrend, ſprach ernſt: „Vetter! So etwas iſt nicht Sitte und ziemt ſich nicht, Ihr beleidigt ja die Prinzeſſin!“

Zornig erwiederte Sigismund: „Ihr — Ihr beleidigt mich — geht den Augenblick und kommt mir nicht wieder vor Augen, ſonſt könnte Euch leicht der Kopf verloren gehen, den Hut darauf hinweg zu tragen.“

„Herr, mäßige Dich!“ ſprach abermals der Hofmann. „Herr Iwan iſt ein freier Fürſt, gleich Dir, wie ich Dir ſchon bemerkt habe.“

„Schon wieder?“ fragte mit dem Fuße ſtampfend

Sigismund. „Hab' ich Dir nicht auch bemerkt, daß Jeder, der es wagen würde, mir noch einmal zu widerſprechen, ſogleich einen Sprung aus dem Fenſter machen ſolle?"

„Herr," verſetzte der Kämmerling muthig, „ſo etwas kannſt und darfſt Du keinem freien Mann anthun."

„Nun, bei Gott!" ſchrie Sigismund, „ich will's zuerſt mit Dir verſuchen." Damit ergriff er den unglücklichen Warner mit kräftigem Arme und rannte mit ihm zum Saale hinaus. Ehe noch die Anweſenden von ihrem Schreck ſich erholt hatten und ihm nacheilen konnten, kehrte Sigismund zurück und ſprach lachend: „Hoch vom Balkon hinab in die See flog er, ſo konnte es alſo doch geſchehen." Entſetzt eilten Alle aus dem Saale, dem Könige zu verkünden, was ſich begeben, nur Sigismund und der Narr blieben zurück, und der Letztere ſprach: „Dem naſeweiſen Hofſchranzen iſt recht geſchehen, und ich freue mich darüber, aber, Herr König, das Ding wird Lärm machen, und Dein Herr Vater wird es übel vermerken, denn eine Gewaltthat iſt es doch allemal."

„Dem Hofnarren ſteht die Rede frei," verſetzte Sigismund, „aber hab' ich denn noch einen Vater? — ich dachte immer, Clotald" — hier ſtockte der Prinz und blickte zweifelnd vor ſich hin, denn ſeine Gedanken verwirrten ſich, Clarin aber ſprach: „da kommt der Herr Clotald her, der mag Dir volle Auskunft über alles geben." Raſch blickte Sigismund auf und ſah zu ſeinem größten Erſtaunen ſeinen Erzieher wirklich auf ſich zukommen, aber nicht befehlend und ſtrenge, wie ſonſt, ſondern ehrfurchtsvoll, mit der Miene eines Unterthanen. Als ſolcher begrüßte er den Prinzen auch, und empfahl ſich ſeiner Huld und Gnade. Sigismund, als er von ſeinem Erſtaunen ſich etwas erholt, verſicherte ſeinem Erzieher ſeines Wohlwollens, und fragte ihn um den Zuſammenhang aller Begebenheiten, welche ſo ſehr ſein Erſtaunen in Anſpruch genommen. Clotald darauf erzählte ihm, weshalb ſein Vater ihn ſo lange in der Wildniß habe gefangen gehalten, daß er aber aus väterlicher Liebe endlich ſich entſchloſſen, ſeinen einzigen Sohn nicht länger in der Wildniß gleich einem Ausgeſtoßenen leben zu laſſen, und daß er Willens ſey, ihn in alle ſeine Rechte einzuſetzen, und hoffe: der Prinz werde ſolcher Liebe und ſolchen Vertrauens ſich werth zeigen.

Kaum daß Clotald ſeine Erzählung geendet hatte, ſo gerieth der Prinz in die äußerſte Wuth. „Verräther!“ ſchrie er ſeinen Erzieher an, „alſo that ich Dir nicht Unrecht, Du boteſt meinem unnatürlichen Vater, der mich durch 21 Jahre aller menſchlichen Rechte grauſam beraubte, Deine feile Hand und übteſt Tyrannei an mir, dafür ſollſt Du ſterben!“ Somit faßte der Prinz den alten Mann, und würde ihn auf der Stelle ermordet haben, wenn nicht Herzog Iwan, welcher ſo eben mit dem König und den Hofleuten eintrat, ſich dazwiſchen geworfen und den Prinzen abgewehrt hätte.

Sigismund ſtellte ſich wie raſend an, und erſt, als er den König erblickte, ward er ruhiger, und blickte ihn finſter an. Baſilius nahte ſich ihm, und ſprach in kummervollem Tone: „Wie gerne würde ich Dich als meinen Sohn in meine Arme ſchließen, aber meine ſchon erhobenen Arme ſinken wieder herab, und Schauder erfaßt mich bei Deinem Anblick, denn Gewalt und Mord iſt das Erſte, was ich von Dir erfahren muß.“ Trotzig erwiederte Sigismund: „Wie konntet Ihr anders von mir erwarten, da Ihr mich nicht wie einen Prinzen, was ſag' ich, nicht einmal wie einen Menſchen habt erziehen laſſen, ſondern wie ein wildes Thier! Gezwungen habt Ihr mich aus meinem Kerker entlaſſen, denn ich weiß es, das Volk verlangte ſeinen rechtmäßigen Königsſohn zurück. Liebe empfing ich nie von Euch, ſeit ich lebe: wie möget Ihr auf Liebe von mir rechnen? Habt Ihr aus thörichtem Aberglauben thöricht und grauſam an mir gehandelt, ſo erndtet jetzt die Früchte Eurer eitlen Saat, und ſehet wohl zu, daß nicht der letzte Theil deſſen noch in Erfüllung gehe, was Eure Sterne Euch prophezeihten, daß ich nicht meinen Fuß noch auf Euern greiſen Scheitel ſetze.“

„O Ungeheuer!“ rief Baſilius, „ſo redeſt Du zu mir? doch wahre Du Dich wohl, Du trotzeſt jetzt auf die Macht eines Pöbels, der nicht weiß, was er will. Du wähnſt Dich unverletzlich, weil bewaffnete Söldner Dir huldigten und für Dich fechten würden, wenn Du es befóhlſt. Aber wie: wenn alles nur ein Traum?

wie, wenn Du morgen wieder in Deiner Einöde erwachteſt, ein gefeſſelter Sklav?" — Somit ging der König und alle Edlen mit ihm, nur Sigiſmund und der Narr blieben zurück; Sigiſmund ernſt und betroffen vor ſich hinſtarrend. Aber der Narr wußte guten Rath, er führte den Prinzen in den Kredenzſaal, wo ſie ſo lange tranken, bis Sigiſmund trunken und beſinnungslos zu Boden ſank.

Achthundert ſieben und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Aus ſchweren Träumen von Gewalt und Mord und Tyranney erwachte Sigiſmund. Es war finſtre Nacht. „He! Diener! Wachen!" rief er, „Lichter her." Da drang der Schimmer eines Lichts aus einer Nebenthür, und an ſein Lager trat Clotald. Sigiſmund blickte ſich erſchrocken um, und ſchauderte, denn nicht mehr prunkende Wände umgaben ihn, ſondern die Mauern ſeines Felſenkerkers, er ſprang auf — ſeine Ketten raſſelten. — Er blickte Clotald zweifelnd an, ſenkte dann das Auge und ſeufzte tief.

„Das heiß ich ſchlafen,“ ſprach Clotald, „von einem Abend bis zum andern! der Wein mag Dir zu ſtark geweſen ſeyn; auch ſprachſt Du ſeltſame Dinge im Schlaf. Was hat Dir denn geträumt?“ —

„Geträumt?“ wiederholte Sigismund ſinnend und blickte vor ſich hin, endlich ſeufzte er: „Ja, geträumt, aber Gott, ſo lebhaft — nein! unmöglich! — und doch! — ja ich habe geträumt.“

„Was denn?“ —

Sigismund erzählte, ohne etwas zu verſchweigen.

„Und mich, Deinen Lehrer wollteſt Du tödten?“ fragte Clotald, als der Prinz ſeine Erzählung geendet hatte.

„Ich hielt Dich für meinen Quäler an dieſem Ort, und haßte Dich,“ antwortete Sigismund.

„Wie klein!“ ſprach Clotald, „ein König ſoll nie haſſen, ſondern gerecht richten, und wo er darf, verzeihen, denn Großmuth iſt neben der Gerechtigkeit eines Fürſten erſte Tugend! Wie Du im Traume handelteſt, würdeſt Du auch im Wachen handeln, unedel, grauſam, ein Spiel Deiner Leidenſchaften, der Traum hat Dir gezeigt, daß Du nicht würdig biſt zu herrſchen, da Du Deine wilden Neigungen und Deine Rachſucht nicht zu beherrſchen vermochteſt. Beherzige die Lehre, die Dein Traum Dir gab, und trage in Geduld Dein trauriges Loos.“ Als er ſo geſprochen, entfernte Clotald ſich wieder, und der Prinz ſagte zu ſich ſelbſt: „Er hat Recht! ich war grauſam, unedel und ungerecht im

Traum. Ich glaube, ich würde jetzt edler handeln, wenn ich einmal wieder träumte, daß ich König ſey, und auch: wenn ich es wirklich wäre — im Wachen. — O was iſt das Leben? Raſerei! ein täuſchend Bild! — Schatten! Wie wenig giebt uns das Glück! wie wenig kann es uns bieten! Ein Traum nur iſt das Leben, und die Träume ſelber ſind — ein Traum." Somit entſchlief er wieder, denn es war noch Nacht.

Achthundert acht und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Heute beſchloß Franz ſeine Sage, wie folgt:

Aber diesmal währte der Schlaf des Prinzen nicht ſo lange, denn kaum, daß der Tag graute, ſo wurde er durch ein lautes Geſchrei erweckt. Er ſprang vom Lager auf und eilte aus dem Thurm: da erblickte er eine zahlloſe Menge bewaffneter Soldaten und anderes Volk, und alle riefen: „Sey uns gegrüßt, Sigismund, unſer König! Wir wollen nicht, daß Dein Vater Fremde auf den Thron ſetze, der Dir gebührt, und haben uns empört." Auf, ſtelle Dich an unſere Spitze!" ſprach der Anführer des Haufens, „wir wagen Blut und Leben für Dich! wir wollen nach der Burg Deines Vaters ziehen; ſeine Söldner vernichten, und ihn zwingen, Dir den Thron zu überlaſſen, das Volk, wenn es Dich ſieht, wird zu Dir übertreten."

Staunend ſtand Sigismund da, und dachte: „Das iſt wieder wohl ein Traum." Als aber die Aufrührer in ihn drangen, mit ihnen zu ziehen, da ſprach er: „Ja ich will es! und wär' es auch nur ein Traum! er iſt zu ſchön." Eben als ſie davon ziehen wollten, brachten etliche Soldaten den alten Clotald und die beiden Thurmwächter gefangen, welche bleich und zitternd um Gnade flehten. Sigismund's Herz ſchwoll vor Grimm, als er die Verhaßten erblickte, doch mäßigte er ſich und ſagte gütig zu ihnen: „fürchtet nichts! Ich ſuche nur mein Recht, nicht Rache. Ihr waret nur Werkzeuge eines Tyrannen. Ziehet hin in Frieden, wohin es Euch gefällt." Erfreut dankten die Freigegebenen dem Prinzen, und eilten an den Hof des alten Königs, der ſich rüſtete wider ſeinen Sohn und die Empörer.

Beide Heere trafen aneinander, aber obwohl das Heer des alten Königs wohl dreimal ſo ſtark war, als das ſeines Sohnes, ſo blieb doch der Prinz überall Sieger, ſo tapfer kämpfte er und ſo weiſe wußte er alle Vortheile zu benutzen, als ſey er der erfahrenſte Feldherr. Endlich hatte er den alten König ſo in die

Enge getrieben, daß dieſer vergebens zu entrinnen ſuchte, und nahe daran war, gefangen zu werden.

Da ſprach Baſilius: „Ich ſehe es nun zu ſpät ein, den Spruch des Schickſals entgeht kein Sterblicher, und was ich zu vermeiden ſuchte, hab' ich ſelber herbeigeführt! Wohl, laßt uns ſehen, wie tief uns das Geſchick noch beugen will.“ Somit machte er ſich auf mit den wenigen Edlen ſeines Gefolges, welche ihm treu geblieben waren, und ging ſeinem daherziehenden ſiegreichen Sohne entgegen. In einiger Entfernung knieete er nieder und rief mit lauter Stimme: „Sigismund! der Spruch der Sterne iſt erfüllt; gebeugt, beſiegt kniet hier Dein Vater vor Dir, und erwartet, daß Du Deinen Fuß ſetzeſt auf ſein greiſes Haupt.“

Aber Sigismund eilte herzu, faßte ſeinen Vater in die Arme, hob ihn empor, und warf ſich ihm ſelber zu Füßen, indem er ſprach: „Mit nichten! mein König und Vater! hier liegt Dein Sohn zu Deinen Füßen, der nur um ſein Recht kämpfte, genug gebüßt haſt Du den Wahn, der allzuviel den Sternen Dich vertrauen ließ. Heil uns Beiden, wenn die Wirklichkeit Dich lehrte, mir dem Sohne, meinem Herzen mehr zu vertrauen, als einem zweideutigen Orakel.“ Als Baſilius das hörte, ſo fiel er ſeinem Sohne um den Hals, und weinte Freudenthränen, und alles Volk jubelte.

Sigismund ward König, und vermählte ſich mit ſeiner ſchönen Baſe Faniska, ſeine Wächter, ſowie den edlen Clotald belohnte er königlich, den Anführer der

Rebellen aber ließ er in den Felſenthurm ſperren, „denn,“ ſagte er, „wenn der Verrath vollzogen iſt, braucht es nicht mehr des Verräthers.“

Sigismund regierte lange und glücklich. Wenn die Menſchen um ſeiner Güte, Gerechtigkeit und Weisheit willen ihn prieſen, ſo antwortete er lächelnd: „Was rühmt Ihr mich und preiſet meine Weisheit, da ich doch nur übe, was ein Traum mich lehrte?“ —

Das Leben iſt ein Traum!
Und Nichts bleibt Uns von allem, was wir hatten,
Als — die Erinnerung an unſ're Thaten.

„Ich halte dieſe Dichtung des herrlichen Calderon für eine der erhabenſten und tiefſinnigſten, welche es giebt,“ bemerkte der Freiherr, und Alle ſtimmten dem aus vollem Herzen bei, ſowie: daß ſie Gemeingut aller Claſſen werden müſſe.

„Möchte ſolches doch die Sagenform bewirken, in der ſie uns heute mitgetheilt wurde,“ ſagte Marie.“

Achthundert neun und neunzigſte Nacht.

Der Arzt hatte Marien's Augen wieder unterſucht und die beſte Hoffnung für ihre Herſtellung gegeben, Hoffnung macht glücklich, deßhalb waren heute alle Bewohner des Schloſſes Runſitten heitrer als gewöhnlich, Marie war heiter, weil ſie ihre Geliebten heiter ſah und weil Reiner geſchrieben, daß er in kurzer Zeit wieder in Runſitten ſeyn würde.

Als Franz aufgefordert wurde, etwas zu erzählen, begann er ein Mährlein:

Das Balſambüchschen.

Vor Zeiten gab es ein hübſches Dorf, gelegen am Ufer der Elbe, das hatte der ſchönen Mädchen viele, dafür aber deſto weniger hübſche Männer. Weil aber die Mädchen nicht aus dem Dorfe kamen, mithin keine andern Männer ſahen, ſo hielten ſie ihre Landsleute für hübſch, und waren zufrieden, wenn dieſe ihnen Blumenſträuße brachten und ſie zum Tanze führten.

Unter den Jünglingen des Dorfes war Florian der reichſte, aber leider auch der häßlichſte; er hatte einen Struppkopf, eine ungeheure Naſe, und ſein rechter Fuß lebte in ſteter Feindſchaft mit dem linken, weshalb er dieſen unaufhörlich trat. Sein Auge hatte er auf Roſinen, die ſchönſte Jungfrau des Dorfes, geworfen, und weil Roſine ihn von Kindheit an kannte, und er ihr Alles zu Gefallen that, ſie auch immer ſehr reich und mit Geſchmack beſchenkte, ſo war ſie ihm dafür recht gut, und ſagte recht vergnügt, daß ſie ihn Oſtern über's Jahr heirathen wolle.

Darüber freute ſich nun der gute Florian nicht wenig, er ließ ſein Haus ſchön ausmalen durch einen Kunſtmaler, den er aus der nahen Stadt verſchrieb, pflanzte Blumen in ſeinen Garten, kaufte eine ſtattliche Kaleſche, ſchönes Tuch für ſich, ſchweren Taffet für Roſine. und ſandte ſeinen Knecht mit dem beſten Waizen nach der Mühle, dabei ließ er dem Müller ſagen: er wolle feines Mundmehl davon haben zu Hochzeitkuchen.

Röschen nähete und ſtrickte an ihrer Ausſtattung, und nahm ſich vor, den nächſten ſchönen Tag mit Florian in die Stadt zu gehen, wo ſie noch niemals geweſen war, um zu ſehen, was für Brautkleider eben Mode wären.

Bisweilen, wenn ſie eben in den Spiegel geſehen hatte, ſprach ſie wohl zur Mutter: „ach Mutter, der Florian, ſo gut er auch iſt, ſcheint mir doch ein recht garſtiger Burſche, und ich bin doch gewiß ein ſchmuckes Mädel.“

„Hübſch biſt Du freilich, wie ich in meiner Jugend,“ ſetzte Frau Martha dann hinzu, „aber ſieh nur die andern Burſche im Dorfe an, ſie ſind auch nicht ſchön, ja nicht einmal hübſch, und nicht halb ſo gut, ſo gefällig und reich, wie Dein Florian. Dazu weiß er es, daß er nicht hübſch iſt, er läuft alſo nicht geputzt. umher, daß ihn die Mädchen anſehen ſollen, und um ſie anzugaffen. Daß Du, das hübſcheſte Mädchen im Dorfe, ihn heiratheſt, ſchmeichelt ihm und ſeiner Familie nicht wenig, ſie fragen nach keiner Mitgabe, und ſitzeſt Du nur erſt in ſeinen ſchönen Zimmern, ſo wirſt Du auch bald den Florian eben ſo ſchön finden."

Roſine fand das Alles ſehr vernünftig, gab der Mutter Recht und war zufrieden.

„Was ſchadets auch," dachte ſie, „daß Florian nicht hübſch iſt, als ſeine Frau bin ich ſein anderes Ich, da muß er alſo als Ehemann mir immer ähnlicher werden. Hat Florian einen Struppkopf, ſo habe ich dagegen Locken, wie von Seide, ſo fein und glänzend braun, iſt ſeine Naſe krumm und lang, ſo iſt meine Naſe deſto grader, und nicht länger als ſie ſeyn muß, um kein Stumpfnäschen zu heißen, und tanzt er ſchlecht, ja wohl gar, wie einige böſe Zungen behaupten, etwas einwärts, ſo tanze ich deſto flinker, und ſetze meine Füßchen ſo zierlich wie nur Eine."

So kam der Sonntag heran, an welchem ſie mit Florian nach der Stadt gehen wollte; er erſchien bei ihr im ſchönſten Putz, und Roſinchen hatte auch nichts an ihrem Anzuge geſpart, um recht hübſch auszuſehen. Florian machte Roſinen's Mutter ſein Compliment, überreichte ſeiner Braut einen ſchönen Blumenſtrauß, und trat nun wohlgemuth mit ihr ſeine Wanderung an.

Hier unterbrach Franz ſein Mährlein und fuhr die folgende Nacht fort:

Neunhundertſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Rüſtig ſchritt das Pärchen auf der Straße weiter, Florian verſprach Röschen, ihr das Schönſte, was nur in der Stadt zu haben ſey, zu kaufen, und Roſine träumte im Voraus von den Herrlichkeiten der Stadt.

Als ſie nun endlich in der Stadt waren, das Mädchen die ſchönen, hohen Häuſer, die reichen Kaufläden ſah (denn es war eben Jahrmarkt in der Stadt), ſah ſie ſich verwunderungsvoll um, und freute ſich kindiſch über die vielen geputzten Herren und Damen, welche ihr begegneten.

Die Damen und Zofen, welche das niedliche Landmädchen ſah, kamen ihr faſt alle minder hübſch, als ſie ſelbſt vor, die ſchön geputzten Herren und jungen Burſche aber ſchienen ihr alle viel ſchöner, als ihr Florian, und je länger ſie die Herren betrachtete und ihren Bräutigam, deſto unlieblicher fand ſie ihn. Ihr Lächeln des Geſichts wurde nach dieſer Entdeckung finſtrer, und klärte ſich erſt dann einigermaßen aus, als der gutmüthige Schatz ſie zu einer Bude führte, in welcher ſchöne Bänder verkauft wurden.

Der Verkäufer, ſelbſt ein junger, hübſcher Mann, rief Florian heran: „immer näher, mein Schätzbarer, kaufet etwas für Euer hübſches Schweſterlein!“ Florian trat näher und ſagte ſchmunzelnd: „ei behüte, das hübſche Mägdlein iſt meine Braut!“

Der Krämer ließ die Elle ſinken und ſagte mit einem Tone, welcher die Worte deutlich genug auslegte: das hübſche Mädchen Eure Braut?“

„Freilich, warum denn nicht!“ ſagte Florian verdrießlich, und ein Andrer, der an der Bude ſtand, flüſterte Roſinen in's Ohr: „iſt es wahr, liebliche Roſe, daß Ihr Euch mit dieſer Kukuksblume vermählen wollt?“

Roſinchen wurde feuerroth, Florian, um von den Spöttern fortzukommen, bezahlte ſchnell das Band und ging mit ſeinem Liebchen weiter. Sie waren kaum die Straße entlang gegangen, als ihnen zwei Freundinnen Roſinen's mit ihren Freiern, ebenfalls rechtlichen, aber auch nicht ſehr hübſchen Burſchen begegneten. Dieſe wollten auf einen Tanzſaal gehen, und Florian und ſeine Braut ſchloſſen ſich ihnen an.

In dem Tanzſaale waren viel hübſche Pärchen, die ſich nach fröhlichen Weiſen im Kreiſe drehten.

Roſinchen ſah ſich ſogleich um, und fand wieder: daß ihr Florian doch wirklich zu häßlich für ſie ſey.

Ein hübſcher Burſche und guter Tänzer forderte Roſinchen zum Tanze auf. Sie flog mit ihm dahin, während Florian ihr gutmüthig, aber doch etwas finſter nachſah. Als dieſer Tanz zu Ende war, trat Florian mit ihr in die Reihen, er tanzte ſo ſteif, trat ſeine Tänzerin ſo derb auf das Füßchen, daß ſie ganz verdrießlich zurücktrat. Ja ſie mußte ſogar hören, daß ein ſchöner, junger Mann, auf ſie blickend, zu einem andern ſprach: „mit dem hübſchen Mädchen dort muß es einen Haken haben, daß ſie den häßlichen Burſchen heirathen will.“

Jetzt kannte ſich Roſine vor Zorn nicht mehr, aufgebracht begehrte ſie, Florian ſolle ſie ſogleich nach Hauſe bringen, was er auch willig verſprach. Unterwegs redete ſie kein Wort mit ihm, er jedoch ſprach deſto mehr, denn er überſchüttete ſeine Geliebte mit Vorwürfen welche die Eiferſucht ihm eingab. Daß Florian ihr dadurch nicht liebenswürdiger erſchien, iſt natürlich, Roſine antwortete ihm nicht, und kam mit Thränen in den Augen zu Hauſe an. „Ach Mutter!“ rief ſie aus, „ich kann und will Florian's Frau nicht werden, er iſt gar ſo häßlich, die Leute würden mit den Fingern auf mich deuten, ginge ich mit ihm zur Kirche.“

Vergebens machte die Mutter ihr Vorſtellungen, Roſine beharrte auf ihren Vorſatz, und als Florian in einigen Tagen reumüthig zu ihr kam, kündigte ſie ihm an, daß ſie ihn nicht heirathen würde.

Florian entfernte ſich ſeufzend. Ihre Mutter ärgerte ſich und erſchöpfte ſich vergebens in Zuredungen, Roſine ſah ihn nicht mehr an, er bewarb ſich aus Trotz um eine Andre, erhielt aber ein Körbchen, und kam nun wieder demüthig, mit reichen Geſchenken zu ſeiner erſten Braut, welche ſich auf ſein Bitten und auf Zureden der Mutter wieder mit ihm verſöhnte.

Der gute Florian war nun nach Kräften bemüht, ſich die Liebe ſeiner Roſine wieder zu erwerben. Er lobte Alles, was ſie that, ſchmeichelte ihr, beſchenkte ſie und war die Aufmerkſamkeit ſelbſt, er nannte alle Mädchen häßlich, und ſchwur, daß es ihm niemals einfallen könne, eine Andre nur freundlich anzuſehen.

Eines Tages, als er aus Roſinchen's Hauſe ging, und ſie ihm nachſah! ſprach ſie zu ihrer Mutter: „Ach Mütterchen! es giebt ja, wie ich gehört habe, viele Schönheitsmittel, wüßt' ich nur Eins, was den Florian verſchönte."

Die Mutter ſann nach, dann ſagte ſie: „eben fällt mir etwas ein, Röschen, am Ende des Dorfes, wo der Wald beginnt, in der Einſiedelei, lebt ein Mann, welcher ein Zaubrer ſeyn ſoll. Ruft man ihn an, ſo erſcheint er, und hat er eben gute Laune, ſo erfüllt er dem, welcher ihn rief, jeden Wunſch. Willſt Du hingehen, ſo thue es, ich werde Dich begleiten, ein Leid wird er uns nicht zufügen."

Roſinchen fand den Vorſchlag vortrefflich, und bat die Mutter, den Weg zu dem Zauberer ſogleich anzutreten.

Die Frauen nahmen ihre Regentücher um, und langten nach einem Stündchen glücklich bei dem Zauberer an, welcher ſo gefällig war, auf Roſinchen's erſten Ruf zu erſcheinen.

Nicht ohne Schüchternheit trug ſie ihm ihre Bitte vor, der Zauberer ſah ſie freundlich an und ſprach: „nichts iſt natürlicher, als daß ein hübſches Mädchen auch einen hübſchen Mann haben will. Nimm dieſes Balſambüchschen, gieb Deinem Schatz etwas davon zu eſſen, und Du wirſt ſehen, daß er in Kurzem der liebenswürdigſte Mann ſeyn wird. Zweierlei jedoch merke Dir: dieſer Balſam wirkt nur wohlthätig auf Unſchöne, und dann bedenke, was Du thuſt: ſchöne Männer ſind eitel, und eitle Männer ſind ſelten treu.“

Hierauf entfernte ſich der Zauberer, und Roſine ging vergnügt mit ihrer Mutter nach Hauſe.

Neunhundert und erſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Den andern Tag war Sonntag und Florian kam ſchönſtens geputzt, um ſie zum Tanze zu holen. Roſinchen empfing ihn freundlich, und reichte ihn eine Taſſe Milch, in welche ſie eine tüchtige Portion von dem Balſam hinein gethan hatte. Er trank die Milch, und o Wunder! der Struppkopf verwandelte ſich in den ſchönſten blonden Lockenkopf, die krumme, lange Naſe ward zur geraden, griechiſchen und ſeine Haltung, ſeine ganze Geſtalt ſo ſchön, daß es wohl nicht leicht einen ſchönern Jüngling geben konnte, wie dieſen. Roſine war ſehr glücklich und trat ſtolz und heiter mit ihm in den Tanzſaal. Aller Augen richteten ſich auf ihn, alle Mädchen nickten ihm freundlich zu, und ſeine Braut kannte ſich nicht vor Freude.

Anfangs merkte Florian dieſe Verwandlung nicht und verließ ſeine Braut keinen Augenblick, als aber alle Mädchen ihn anredeten, er beim Tanze nicht wie ſonſt Körbchen erhielt, und endlich gar vor einem Spiegel vorbei kam, blickte er ganz vergnügt hinein und verliebte ſich in ſich ſelbſt.

Das hübſche Roſinchen wurde vernachläſſigt, denn eben trat eine bildſchöne, fremde Dame herein, um dem Tanze der Landleute zuzuſehen. Es war das Fräulein, welches eben aus der Stadt gekommen war.

Herablaſſend äußerte ſie, ſie wolle einmal mit tanzen, und ſogleich ging ſie, Florian aufzufordern.

Sie ſprach ſehr freundlich mit ihm, nahm einen Blumenſtrauß von ihm und Ronſinchen, welche heute den Florian unausſprechlich liebte, ging von Eiferſucht gefoltert aus dem Saale.

Als er ſich wieder bei ihr ſehen ließ, überhäufte ſie ihn mit Vorwürfen, die er mit eitlem Lächeln beantwortete, ſie drohte: ſich von ihm zu trennen, er ſagte: „ich habe genug von Dir leiden müſſen, es iſt Zeit, daß Du nun auch leideſt, kurz Roſinchen fühlte ſich von dieſem Tage an, unzufriedener, als ſie ſich gefühlt hatte, wie Florian noch häßlich geweſen war.

„O!“ ſeufzte ſie, „auch ſein treues, gutes Herz hat der verwünſchte Balſam verwandelt. Sie ſuchte Alles hervor, um durch Schmuck und Putz ihn zu feſſeln, und endlich kam ſie auf den Gedanken, den Balſam zu trinken, ganz den Ausſpruch des Zauberers vergeſſend: der Balſam wirkt nur wohlthätig auf Unſchöne.

Kaum hatte ſie den Balſam genoſſen, ſo zeigte ſich auch ſchon ſeine Wirkung. Ihr ſchönes Haar wurde brandroth, ihr hübſches Näschen breit und dick, ihr Händchen roth, ihr Fuß plump und die ſchöne Haut voll Sommerflecke.

Als Roſinchen ſich in dem Spiegel ſah, ſchrie ſie laut auf, ihre Mutter, welche eben eintrat, meinte auch, Roſine ſei etwas verändert, aber doch immer noch ſehr hübſch, ihr liebes Töchterchen, und Florian werden ſich ſchon eines Beſſern beſinnen.

Roſinchen wollte gar nicht mehr ausgehen. Florian, welcher ſie aber, ungeachtet ſeiner Eitelkeit und ſeines Flatterſinnes, der ihn jetzt den Kopf verwirrte, noch liebte, kam zu ihr. Als er aber ihr garſtiges Geſicht ſah, ſprach er: „ſonſt, liebe Jungfer, war ich Euch immer zu häßlich, mein treues Herz und meine andern guten Eigenſchaften waren Euch nichts. Jetzt, weil ich Andern, die mich nur nach dem Scheine beurtheilen, gefalle, findet Ihr mich auch hübſch. Seht, das gefällt mir nicht, und da Ihr mich nicht wahrhaft liebt, und überdem Euch ſehr verändert habt, ſo iſt es beſſer, wir ſcheiden.

Ich will morgendes Tages in die weite Welt geben, ſehet zu, daß Ihr einen beſſern Freier findet, als mich!“

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und ließ Roſinen in der traurigſten Stimmung zurück.

Das Mädchen klagte der Mutter ihr Leid, und dieſe rieth ihr, noch einmal zu dem Zauberer zu gehen.

Röschen befolgte den Rath und rief den Zauberer, welcher auch diesmal nicht lange auf ſich warten ließ. Sie klagte ihm, was ihr geſchehen war, und er ſprach: „ich ſehe es, mein Kind, ich warnte Dich und kann Dir nicht helfen. Einen Rath und einen Troſt will ich Dir geben: Wenn es wieder Mai iſt, ſo pflücke Maiblüthen und waſche Dich mit ihrem Safte, und dann, bleibt Florian in der Fremde Dir treu; hat er Dich wirklich geliebt, ſo wird er auch wieder zurückkommen und Dich heim führen.

Neunhundert und zweite Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Seit der Verſicherung des Zauberers war Roſinchen wieder etwas getröſtet.

„Endlich,“ ſagte ſie zu ſich, „endlich muß doch der Mai kommen, und vielleicht iſt Florian mir treuer, als ich glaube. Er hat mich geliebt, und doch wohl nicht nur um meines hübſchen Geſichtes willen, ja wenn ich an ſeine Herzensgüte denke und an ſeine Liebe zu mir, ſo fühle ich, daß ich ihn auch lieben könnte, wenn er wieder häßlich würde. Was nützt mir ein ſchöner Mann, wenn er ſich um andere bemüht, der beſte Schatz iſt am Ende doch nur ein gutes Herz!“

Dieſe Gedanken wären Roſinen wohl nicht gekommen, wenn ſie hübſch geblieben wäre, jetzt hatte ſie aber Zeit zum Nachdenken, denn ſie ſtand nicht mehr vor dem Spiegel, ging nicht mehr zum Tanz, ſondern ſpann fleißig, beſorgte die Wirthſchaft und las manchmal etwas, wodurch ſie ſich Kenntniſſe erwarb und ihren Geiſt bildete.

So verſtrich der Sommer, die Garben wurden eingeſammelt, der Winter hüllte die Erde in Schnee und Roſinchen dachte, als ſie endlich wieder die erſte Lerche hörte: „Juchheiſa, bald iſt Mai!“

Noch lag der Schnee auf den Wieſen und nur hier und da ſchaute ein grüner Grashalm darunter hervor, als eines Tages Roſine mit ihrer Mutter nach der Stadt gehen wollte.

Noch immer ſah Roſine faſt häßlich aus, aber dennoch hatte ihr Geſicht jetzt einen Ausdruck von Güte, ihre Geſtalt eine gewiſſe edle Haltung, welche ihr früher gemangelt hatten.

Eben ſprach ſie wieder reuevoll von Florian, da öffnete ſich die Thüre und herein trat, im Reiſeanzuge Florian.

Ein freudiges Ach! entſchlüpfte Roſinchens Munde, er eilte mit ausgebreiteten Armen auf ſie zu und rief: „Roſine, da bin ich wieder, es gefiel mir in der Fremde nicht, weil Du mir fehlteſt. Sieh, Du haſt mich früher arg geneckt wegen meiner Häßlichkeit, aber ich liebte Dich doch, Du haſt geglaubt, ich könne Dich verlaſſen, weil die Eitelkeit mich eine Zeit lang verblendete, aber ich fand: daß keine, ſelbſt die Schönſte nicht, mein Roſinchen ſey.“

„Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich nur Dich liebe, vielleicht haſt Du es mir angethan, aber ſelbſt jetzt erſcheinſt Du mir hübſch, wenn ich nur Deine Stimme höre und wenn mir etwas Frohes begegnet; ſo dachte ich ſtets, wenn ſie es nur wüßte, denn kein andrer Menſch iſt Du für mich, Du, die ich ſchon als Kind am liebſten mochte, und die mir ſo ſehr lieb iſt, wie ſie eben immer iſt“

Da weinte Roſine und gab ihm die Hand und ſprach: „Kannſt Du mir verzeihen?“

Und Beide waren ganz glücklich und er dachte, Roſinchen ſei doch die Schönſte.

Nun wurden wieder Anſtalten zur Hochzeit gemacht, das Aufgebot beſtellt und die Braut mußte darein willigen, ſich noch vor dem Mai mit Florian trauen zu laſſen.

Am Polterabend theilte Röschen dem Geliebten mit, daß ſie die Urſache ſeiner Verſchönerung ſei und erzählte ihm Alles, was ſich mit dem Balſambüchschen zugetragen habe.

Florian begehrte es zu ſehen, Roſinchen brachte es ihm, aber es war leer.

Er lächelte, „laß es uns dem Zauberer wieder geben,“ ſprach er, „es iſt beſſer.“

Arm in Arm gingen ſie nach dem Walde und riefen ihn.

„Kommt Ihr endlich, Ihr drolligen Menſchen?“ ſprach er lachend, „nicht wahr, ich habe Euch baß geneckt, nun ſeid deshalb nicht verdrießlich, iſt es doch nur zu Euerm Beßten geſchehen, Ihr habt jetzt Beide tiefere Blicke in Euer Inneres gethan und die Prüfung gut beſtanden. Ich habe Euch immer gern gehabt und über Eure frühere Liebe gelächelt, die Euch zuſammen geführt hatte, häßlich zu ſchön und jetzt wieder häßlich zu ſchön, aber die Liebe macht ſolche wunderliche Sprünge.“

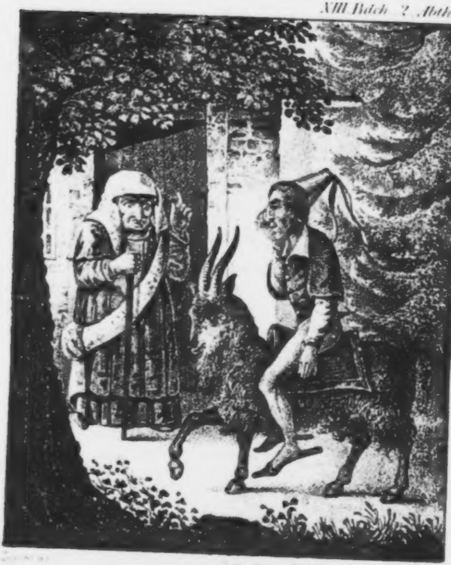
„Doch weil im Grunde doch nur Gleiches zu Gleichen ſtimmt, ſo iß Du Roſinchen. Bei dieſen Worten reichte er ihr eine Muſchel, mit hellem Waſſer gefüllt, in welche er etwas aus dem, von Roſinchen ihm dargereichten Balſambüchschen that, was er wieder gefüllt hatte.

Roſinchen ließ ſich nicht zweimal nöthigen, ſie that einen herzhaften Schluck und ſtand im Nu wieder in ihrer vorigen Geſtalt da, was dem ſchön gebliebenen Florian nicht unlieb war.

Das ſchöne Paar ward den andern Tag getraut, bei der Hochzeit ward fröhlich geſchmauſet und noch viele Jahre verlebten Roſinchen und Florian in vergnügter Ehe.

Die Zuhörer lachten. Der Arzt fing an über Sympathie zu ſprechen, Marie ſprach: „wie mir doch die Menſchen erſcheinen würden, wenn ich ſehen könnte, und was ich wohl ſchön und häßlich nennen würde?“

Ende der erſten Abtheilung des dreizehnten Bandes.



[illegible] [illegible]

Das lustige Schneiderlein von Sevilla.

Neunhundert und dritte Nacht.

„Laſſen ſie uns beten," ſprach an dieſem Tage der Caplan, als ſich am Morgen die ganze Familie des Freiherrn, mit Ausnahme Mariens und des Arztes, im Saale verſammelt hatten.

Und alle knieten nieder, während der Caplan ein herzliches Gebet ſprach und den Segen Gottes auf die Hand des Arztes erflehte, denn dieſer war jetzt bei Marien, um ihre Augen zu operiren.

Unter dem Vorwande, ihre Augen zu unterſuchen, nahte er ſich ihr; ſie ſchien zu ahnen, was er vorhabe, denn ſie faltete die Hände und betete. Ein Augenblick, ein Schrei des Schmerzes, ein Jubellaut! dann ſank Marie ohnmächtig um.

Willmann war auf das Eifrigſte bemüht die Ohnmächtige in das Leben zurückzurufen: der Caplan trat in das Zimmer.

„Gott hat mich geſegnet!“ rief ihm der Arzt zu und ſtürzte in ſeine Arme.

Die Frauen traten ein, um Marien zur Ruhe zu bringen, welche noch immer vor Wonne und vor Schrecken zitterte.

Auf den Freiherrn hatte die Operation einen tiefen Eindruck gemacht; er war heitrer und zuverſichtlicher geworden, er hoffte wieder eine fröhliche Zukunft ohne geheime Vorwürfe.

Der Arzt war ganz entzückt und ſelig, daß er wenigſtens einem Auge Mariens das Licht gegeben hatte. In acht Tagen wollte er das zweite Auge Mariens operiren, jetzt verordnete er, was alle Augenärzte thun, daß Marie in ein mit dichten Vorhängen verſehenes Zimmer kam und die Binde über ihre Augen durchaus nicht gelüftet werden dürfte.

Die Freifrau wollte Alles feſtlich anordnen, was nöthig war, und den Tag, an welchem Marien die Binde zum Erſtenmale abgenommen werden ſollte, auf das Feſtlichſte zu begehen. Der Arzt aber ſtellte ihr vor, daß jede Gemüthsbewegung Marien nur nachtheilig ſeyn könne, der Freiherr aber geſtand ſeiner Gemahlin, daß er dem Arzt eine beſondere Ueberraſchung zudenke, und als er ihr ſeinen Plan mitgetheilt hatte, war Frau von Runſitten auf das Innigſte erfreute.

Am Abende verſammelten ſich alle in Mariens Gemache, welche einer angenehmen Zerſtreuung bedurfte. Der Arzt gebot, Marien nicht viel ſprechen zu laſſen, und Eduard erzählte folgende Sage.

Der Waſſermann.

Zu der Zeit der Kreuzzüge lebte auf einem ſchönen, am Ufer eines großen Stromes gelegenen, Schloße, der Graf Romuald von Bingenburg, ein, wenn auch nicht mehr junger, doch lebensfroher, rüſtiger Herr.

Sein geliebtes Weib war ihm vor Jahren vorangegangen in das Jenſeits, doch in einem ſchönen, braven Sohne, welcher die Züge ſeiner Mutter trug, glaubte er noch immer ſie zu ſehen.

Sein Sohn hatte ſich bereits die goldenen Sporen verdient, und der Graf wünſchte, daß er ſich nun unter den Töchtern des Landes umſchauen und ein züchtiges, holdes Fräulein heimführen möge, damit dem Vater noch die Freude werde, Enkel auf ſeinen Armen zu wiegen.

Der Sohn hätte gern einen Zug in das heilige Land mitgemacht, aber er konnte den Bitten ſeines Vaters, in der Heimath zu bleiben, nicht widerſtehen; auch kam er endlich zu der Erkenntniß, welche den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen abging, daß dieſe Kreuzzüge nicht befohlen wurden, um den chriſtlichen Glauben im Morgenlande zu verbreiten, ſondern um die Blüthe der Ritterſchaft und des Adels zu zerſtören, oder doch wenigſtens zu ſchwächen.

Er ließ alſo, auf des Vaters Wunſch, ſein ſchönſtes Roß ſatteln und zäumen, ſchmückte ſich auf das

Herrlichſte und ritt, von einem alten Knappen und ſeinem jungen Knappen begleitet, auf Brautſchau.

Er ſah der ſchönen Fräuleins viele, aber keine feſſelte ihn ſo ſehr, daß er gewünſcht hätte, ſich mit ihr zu vermählen. Er kehrte deßhalb, nachdem er ſich in der ganzen Gegend umgeſchaut und auf mancher Burg wohl acht Tage verweilt hatte, nach einigen Monaten heim, ohne Bräutigam zu ſein

Als er in das Gemach ſeines Vaters trat, kam ihm dieſer haſtig entgegen und fragte mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit: „Biſt Du verlobt, Konradin?“

Als es der Sohn verneinte, athmete der Vater freudig und ſprach: „eine größere Freude hätteſt Du mir nicht leicht bereiten können, als Du mir mit dieſer Verſicherung gegeben haſt. Faſt vergeſſen von mir, lebte in einer kleinen, halb verfallnen Burg ein alter Freund von mir. Das Unglück hat ihn ſeit Jahren heimgeſucht, und er hat ſich ganz von der Welt zurückgezogen. Jetzt iſt er dem Tode nahe und ſandte mir durch einen Knappen dieſes Schreiben, was Du hier ſiehſt, in welchem er mich dringend bittet, ſeine einzige, hülfloſe Tochter, Helena, in meinen Schutz zu nehmen. Den Wunſch meines alten, treuen Freundes werde ich mit Freuden erfüllen, und ich bitte Dich, daß Du ſogleich Dich aufmachſt, das holde Mädchen, welches meinem Schutze anvertraut iſt, aus ihrer öden Burg hinweg und in meine Arme zu führen.

Der junge Ritter verneigte ſich gehorſam und zog den andern Morgen aus, um die Waiſe unter ſeinem Schutze auf ſeine Burg zu führen.

Als der Ritter bei dem Strome vorbei ritt, hielt ſich ſein Knappe dicht hinter ihm, und als ſie das ſilberne Band des Stromes in weiterer Entfernung erblickten, ſprach dieſer: „mit Gunſt geſtrenger Herr Ritter, wenn mich nicht Alles täuſcht, tauchte das Haupt des Waſſermannes aus dem Strome, und das bedeutet uns ſchwerlich Glück.“

„Es iſt möglich!“ ſagte der Ritter, „ich habe ihn auch erblickt, aber ſchweige davon, ich mag meinen trüben Ahnungen nicht Worte geben.

Stumm und eilig ritten ſie weiter.

Neunhundert und vierte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Gegen Abend erreichte der junge Conradin von Binnenburg die alte Burg, welche der Freund ſeines Vaters bewohnte. Obgleich der Ritter in der Dämmerung über die Zugbrücke ritt, erkannte er doch ſchon die ſchwarze Fahne auf dem verfallenen Wartthurme, und wußte nun, daß der alte Ritter verſchieden ſei.

Er nannte ſich dem alten Kaſtellan, welcher ihn ſogleich auf das Ehrerbietigſte begrüßte, und in die große Halle führte, wo er den Ritter bat, zu verweilen.

Konrad ſchaute ſich um, überall waren Spuren von Armuth ſichtbar. Nachdem der Ritter ſich etwas umgeſchaut hatte, trat der Caplan ein, ein alter Mann von ehrwürdigem Anſehen. Er grüßte den Jüngling freundlich und ſagte mit Würde: „es freut mich zu hören, daß Euer Vater ſich der Waiſe ſeines Freundes väterlich annehmen will, und nicht leicht wird er eine Jungfrau finden, welche ſeines Schutzes würdiger iſt. Ich hoffe, Ihr werdet es geſtatten, daß Irmentraut, ihre alte Erzieherin ſie begleitet, und vertraue das edle Fräulein Euerm Schutze.“

Konrad erwiederte einige Worte hierauf, der Kaſtellan beſorgte Erfriſchungen und der Caplan blieb bei dem Ritter, um ihn Geſellſchaft zu leiſten.

Die alte Irmentraut erſchien, ſie brachte dem jungen Ritter des Fräuleins Dankſagungen für ſeine Güte, zugleich bat ſie ihn, daß er doch ſo lange auf der Burg verweilen möge, bis das Fräulein ſich zur Reiſe gerüſtet und den Grabhügel ihres dieſen Morgen beerdigten Vaters mit Blumen geſchmückt habe.

Dieſe Wünſche verſprach der junge Ritter zu erfüllen, und ließ dem Fräulein melden, daß ſie ganz über ihn zu befehlen habe.

Bei einem Becher Wein erzählte der Caplan von dem verſtorbenen Ritter, ſeinen Waffenthaten, ſeinem

Unglück, und rühmte die Tugend und die Kenntniſſe der verwaiſeten Helena, aber von ihrer Schönheit ſprach er kein Wort; ſo daß der Ritter auf den Gedanken kam, das Fräulein ſey eben nicht reich damit begabt.

Als der Caplan dem jungen Grafen den Pokal zum zweiten Male mit Wein füllte und dieſer noch immer ſo in ſich gekehrt da ſaß, ſprach er: „mit Gunſt edler Ritter, Ihr ſeyd ſo mißmuthig und niedergeſchlagen, darf ich, ein Diener der Kirche, Euch wohl fragen, warum?

„Ihr kommt mir zuvor, frommer Vater,“ entgegnete der Ritter, „ich wollte Euch ſchon bitten, mich anzuhören. So wiſſet denn, ſchon als Kind habe ich gehört, daß in dem Strome, an welchem meines Vaters Burg gelegen iſt, ein mächtiger Waſſergeiſt hauſet, welcher viel nützen und ſchaden kann, aber weil er tückiſch und ſchadenfroh iſt, lieber Unheil anrichtet, als beglückt. Wenn er ſich ſehen ſo läßt, ſagt man, ſoll dem, der ihn erblickt, bald ein Unglück erfahren. Nun wiſſet, ich ſah heute Morgen den Waſſermann, und ich fürchte für mich, denn mein Auge täuſchte ſich nicht, mein Knappe hat ihn auch erblickt.“

„Seyd gutes Muthes, junger Ritter,“ erwiederte der Caplan, „der Waſſermann iſt nur denen gefährlich, die ihn anrufen. Verſchweigen kann ich Euch aber nicht, daß dieſer mächtige und tückiſche Geiſt, welcher nicht nur in dem Strome, ſondern in allen Gewäſſern des Erdballes herrſcht, beſonders Euer Geſchlecht haßt!“

„Mein Geſchlecht?“ fragte Konrad.

„Der Sage nach,“ begann der Caplan,“ liebte das ſchönſte Waſſerfräulein Euern Anherrn, ihm zu Liebe verließ ſie das Waſſerreich, geſellte ſich den Sterblichen zu, bezahlte aber ihre Leidenſchaft für den Ritter bald mit dem Tode. Seit jener Zeit haſſet der Waſſermann Euern Stamm, ſchon oft trat der Strom aus und verheerte Eure Fluren, ſchon oft, ſeit Jahrhunderten ertranken die ſchönſten Fräuleins Eures Stammes, wenn ſie ſich im Kahne wiegten. War der Strom auch noch ſo ruhig und ſtill, plötzlich brauſete er auf und verſchlang die holden Fräuleins von Binnenburg, denn der Waſſermann hatte jenes ſchöne Waſſerfräulein geliebt! Darum, junger Ritter, meidet den Strom, fliehet den Waſſermann, Euch kann er nur Verderben bringen.“

Auf des Jünglings Gemüth hatte des Caplans Erzählung tiefen Eindruck gemacht und er ſchwur feierlich, niemals den Waſſermann um etwas anzuſprechen, ja ihn zu fliehen, wie den Böſen ſelbſt.

Neunhundert und fünfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr Eduard in Mittheilung ſeiner Sage fort:

Nach drei Tagen, welche Ritter Konrad auf der Burg zubrachte, ließ ihm das Fräulein melden, daß es bereit ſei, ihm zu folgen. Er ließ ſein Pferd ſatteln, des Fräuleins Zelter ward vorgeführt, für die alte Irmentraut eine Sänfte gebracht, und der Ritter erwartete, nicht ohne Neugier das Fräulein. Sie trat ein in tiefer Trauer, ihr Antlitz mit einem dichten, ſchwarzen Schleier verhüllt, dennoch fiel dem Ritter ihre edle Geſtalt auf und tief in ſein Herz drang es, als ſie mit ſüßer Stimme ſprach: „ich danke Euch, edler Ritter, daß Ihr es mir verſtattet, meine alte, treue Irmentraut mit mir zu nehmen; glaubt mir, daß ich es innig erkenne, was Euer edler Vater für die Waiſe thut.“

Mit zitternder Stimme nahm ſie von dem Caplan Abſchied, welcher ſie ſegnete und denſelben Tag noch die einſame Burg verließ, um ſeine Tage im Kloſter zu beſchließen.

Unterwegs ritt der Ritter neben dem Fräulein, ſie antwortete auf ſeine Fragen ſittig und mit der ſanften Stimme, die ihn ſo entzückte. Den Schleier ſchlug ſie ſelbſt dann nicht ganz zurück, als ſie einige Erfriſchungen genoß, und der Ritter, dem die weibliche Eitelkeit wohl bekannt war, ward immer zuverſichtlicher in dem Glauben, daß Helena häßlich ſey.

Der Abendſtern ſtrahlte ſchon am Himmel, als Konrad Helenen zurief: „ſeht Fräulein dort meines Vaters Burg.“

Helene blickte auf, aber ihr Roß zu dem Ritter hinlenkend ſprach ſie: „wohl ſehe ich Eures Vaters ſchöne Burg, aber auch dort aus dem Strome den Kopf des Waſſermannes tauchen, mir graut vor ihm und ich wollte, ich hätte ihn niemals erblickt.“

Der Ritter ſprach ihr Muth ein und ſpornte ſein Roß; des Fräuleins Roß folgte dieſem, und nach einer kleinen Stunde ritten ſie über die Zugbrücke der Binnenburg.

Der alte Graf von Binnenburg empfing Helenen wie eine Tochter, und als Konrad die Jungfrau unverſchleiert ſah, da war es ihm, als ſähe er die Sonne aufgehen, und ſein Herz gab ſich ihr zu eigen für die Ewigkeit. Helenen ward das zierlichſte Gemach in der Burg eingegeben, was früher die Burgfrau bewohnt hatte, und die alte Irmentraut wohnte dicht neben ihrem Fräulein.

Konrad ritt nicht mehr auf die Brautſchau und lebte ganz glücklich im Anſchauen der ſchönen Helene, ſein Herz hatte ſie erkoren, aber er ſprach von ſeiner

Liebe zu Niemandem, denn er wollte erſt ihr Trauerjahr vorüber laſſen.

Zu dieſer Zeit hatte der alte Ritter in drei Nächten hintereinander denſelben Traum. Sein Schutzheiliger erſchien ihm im Traume und rief ihm zu, er ſolle noch ein Mal in das gelobte Land ziehen und dort für ſeine Seele beten.

Der Ritter war ein gottesfürchtiger Mann, noch kräftig genug, um ſeine Reiſe wohl wagen zu können, und ſchickte ſich zum Zuge in das heilige Land an, obgleich Konrad ihn flehentlich bat, zurückzubleiben.

„Sey getroſt, ich kehre wieder!“ ſprach er zu ihm und ließ ſich weder durch des Sohnes Bitten, noch durch Helenens Thränen abhalten ſeine Reiſe, begleitet von zwei treuen Knappen, anzutreten. Vorher übergab er Konrad die Burg, ſegnete ihn und befahl Helenen in ſeines Sohnes Schutz. Helene reichte dem Ritter zum Andenken eine Schärpe und einen goldnen Ring, den ſie immer getragen hatte.

Nach des Ritters Abreiſe, ward es noch ſtiller im Schloſſe, Konrad, um Helenen nicht läſtig zu fallen, ging fleißig auf die Jagd, das Fräulein ſaß mit Irmentraut in ihrem Gemache, betete und ſpann. So neigte ſich das Trauerjahr zum Ende, Konrad warb nun feierlich um Helenens Hand und dieſe, welche ihn ſchon längſt im Stillen geliebt hatte, gab ihm hochbeglückt das Jawort. Die Verbindung ſollte erſt nach der Rückkehr von Konrads Vater vollzogen werden. Jetzt begann für Konrad und Helenen ein neues, ſeliges Leben; Eins war glücklich im Anſchauen des Andern.

Konrad ließ die alte hohe Burg auf das herrlichſte für Helenen ſchmücken, das ſchönſte Roß ſtand bereit, Helenen an Konrads Seite durch den Wald zu treten, und wenn die alte Irmentraut mit naſſen Augen ſprach: „Fräulein, wie ſeyd Ihr doch ſo glücklich!“ antwortete Helena: „das hat mein Vater im Himmel mir erbetet.“

Neunhundert und ſechſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Während dieſer Zeit war der alte Graf von Binnenburg glücklich im gelobten Lande angekommen, er hatte an heiliger Stätte ſeine Gebete verrichtet und trat nach zwölf Monden langer Entfernung von der Heimath die Rückreiſe an, ſich ſchon im Geiſte auf das Wiederſehen freuend.

Als ſich der Ritter auf dem Schiffe befand, erhob ſich plötzlich ein furchtbarer Sturm, haushohe Wogen ſchlugen an das Schiff an, welches gewaltig hin und her geſchleudert ward, und Alle, die ſich auf dem Schiffe befanden, gaben ſich verloren

Da ſagte ein Matroſe, ein liſtiger Menſch mit einem Geſicht, welches wenig Vertrauen einflößte, leiſe zu dem Grafen: „der Waſſermann zürnt und will uns an das Leben, aber bisweilen genügt ihm auch eine freiwillige Gabe von Gold oder edlen Geſtein, beſitzt Ihr dergleichen, ſo werfet ſie ihm hinab in ſein Reich.“

Da erblickte der Ritter den ſchönen, goldnen Reif an ſeiner Hand, den er von Helenen erhalten, und warf ihn hinab in die Tiefe, in demſelben Augenblick tauchte das Haupt des Waſſermannes aus dem Meere empor, und der Ritter vernahm, wie er ſprach: „Nun haſt Du Dein Mündel verlobt!“

Dem Ritter ward bange, aber er dachte, wie kann ein Waſſermann Gewalt über die Menſchen haben, und fing an zu beten, und die Heiligen um Schutz anzuflehen.

Während dies auf dem Meere geſchah, ſtand das Fräulein am Fenſter ihres Kloſetts, und ſchaute hinab in das Thal und auf den Strom, in dem ſich die Sonne und der blaue Himmel ſpiegelte und Sehnſucht nach dem Strome erwachte in ihr. Sie wünſchte auf ſeinem Ufer zu wandeln und ſich die Waſſerblumen zu pflücken, die daſelbſt erblühten.

Eilends holte ſie ihren Schleier, warf ihn über und ging aus der Burg hinab an des Stromes Ufer. Da vernahm ſie lieblichen Wellengeſang, und lauſchte lange und weilte noch am Strome, als ſich ſchon die Sterne in ihm ſpiegelten.

So ſahe ſie Konrad, er kam, um ſie in die Burg zu führen, wohin ſie ihm nur mit Widerſtreben folgte, und als er mit ihr davon ging, tauchte der Waſſermann empor und ſah Konrad tückiſch an, und eine Stimme in deſſen Innern ſprach, „nun iſt mein Glück auf ewig hin!“

Von jenem Tage an ging Helene, des früher ſo geliebten Konrads Bitten nicht achtend, täglich zum Strome, früh mit dem erſten Morgenſtrahl und oft leuchtete der Mond ſchon lange, ehe ſie ſich bewegen ließ, heimzukehren. Selbſt des Nachts ſtand ſie auf, öffnete das Fenſter, blickte nach dem Strome und weinte, daß ſie nicht hinab konnte.

So trieb ſie es neun Tage, am zehnten Tage ſchmückte ſie ſich, ſetzte ſich an das Fenſter und ſchaute nach dem Strome. Da trat plötzlich der Strom aus, hohe Wogen wallten bis zur Burg, und auf der höchſten glänzendſten ſaß der Waſſermann. Sie reichte bis zu dem Fenſter, an welchem Helena ſaß. Mit ſtarker Hand erfaßte er das Fräulein und nahm ſie mit fort in ſein Reich. Alsbald zog ſich der Strom wieder in ſein Bett, in ihm ſpiegelte ſich die Sonne und ein Regenbogen.

Konrad, welcher das Kommen des Waſſermannes geſehen hatte, eilte zum Strome und rief die Geliebte. Sie tauchte empor und flüſterte: „Konrad rette mich!“

Da ſtürzte der Jüngling in die Tiefe und ward nicht mehr geſehen.

Als der alte Graf wohlbehalten aus Paläſtina heim kehrte, fand er ſeine Burg von dem Waſſer zerſtört und ſeinen Konrad nicht mehr. Als ihm erzählt worden, was ſich begeben, ſprach er: „ſo iſt es doch wahr, daß die Waſſergeiſter mit dem Menſchen Krieg führen und ihn hinabziehen in die kalte Tiefe?“

Er verließ ſeine Burg und beſchloß ſeine Tage in dem Kloſter; als er begraben wurde, warf man ihm ſeinen Schild in das Grab nach, er war der letzte Graf von Binnenburg.

„Weiteres,“ fügte Eduard hinzu, „verkündet die Sage nicht, aber noch Viele giebt es, die an ſie glauben; auch erzählen ſie manche ſo: daß Fräulein ſey durch Konrad befreit worden, aber dieſen Glauben theile ich nicht, denn was die Elemente mit ſich fortführen oder verſchlingen, das bringen weder Macht noch Fleiß der Sterblichen dieſen zurück.“

Neunhundert und ſiebente Nacht.

Der Caplan erzählte heute:

Die Geiſterinſel.

Es lebte vor vielen hundert Jahren ein edler Fürſt, der hieß Proſpero und er war Herzog von Sicilien, deſſen große Gelehrſamkeit und Weisheit war bekannt in allen Landen, und mächtige Geiſter — ſo ging die Sage im Volke — waren ihm dienſtbar. Je mehr aber nun die Schätze ſeines Wiſſens von Tage zu Tage zunahmen, um ſo mehr entfernte er ſich der wirklichen Welt, und er vergaß darüber endlich ſeine Regierung, ſo daß ſeine Miniſter nach Willkühr ſchalteten, und das Volk darüber zu murren begann.

So lange Prospero's Gemahlin noch lebte, drohte ihm freilich keine Gefahr, denn die edle Herzogin war unabläſſig bemüht, wo ſie konnte, die Noth des Volkes zu lindern, und ſomit ſeinen Unwillen zu beſchwichtigen; aber das half nur für Augenblicke, und als Camilla ſtarb, und Prospero nur noch trübſinniger und verſchloſſener ward, und die Wirklichkeit floh: da drohte jeden Augenblick der Unwille des Volks loszubrechen, und wider den ſeine Pflichten vergeſſenden Fürſten ſich zu kehren, um ſo mehr, als er dem Reiche keinen Erben hinterließ; denn ſeine Gattin hatte ihm nur eine Tochter geboren, welche damals aber erſt vier Jahre zählte. Antonio, Prosperos Bruder, ein liſtiger und ehrgeiziger Prinz, benutzte die Stimmung der Unzufriedenen zu ſeinen Vortheil, verſchwor ſich mit ihnen, und ehe noch Prospero durch einen ſeiner wenigen Getreuen gewarnt werden konnte, waren alle Maßregeln genommen ihn zu verderben.

Der Aufſtand brach los; die Verſchworenen bemächtigten ſich des unglücklichen Prosperos ohne Widerſtand, und warfen ihn in einen Kerker, während Antonio durch die Straßen der Hauptſtadt ritt und ſich von dem Volke als Herzog begrüßen ließ. Natürlich verabſäumte er nicht, den Gruß der Menge dadurch zu erwiedern, daß er verſicherte: „Alles, was bisher Grund zum Misvergnügen gegeben, ſolle von nun an wegfallen und dagegen nur Segen und Heil auf ſein geliebtes Volk herabſtrömen.

Darauf kehrte er nach dem Schloſſe zurück, um im geheimen Rath zu überlegen, was er mit ſeinem Bruder und deſſen Tochter, der kleinen Miranda, beginnen ſolle.

Einige aus dem Rathe ſtimmten ohne weiteres dafür, man ſolle den entthronten Prospero und ſeine Tochter insgeheim tödten, dawider aber ſetzte ſich Antonio aus Klugheit, indem er ſagte: „das Leben der Fürſten ſey heilig und unverletzlich.“ (Der Schalk fürchtete, mit der Zeit könne ihm dieſes widerfahren.) Andere verdammten den entthronten Herzog zu ewigen Gefängniß, aber das ſchien grauſamer als Tod, da Prospero doch minder eines Verbrechens, als der Schwäche und der Fahrläſſigkeit ſchuldig befunden wurde. Noch Andere trugen auf Verbannung aus dem Reiche an. Allein das war gefährlich! Konnte denn Prospero nicht bei andern Fürſten Schutz und Hülfe ſuchen und auch finden? Endlich that einer den Vorſchlag, man möge Prosperos und ſeines Kindes Schickſal der Gottheit anheim ſtellen, nämlich ſo, daß man Beide in einem offnen Kahne dem Spiele des hohen Meeres preisgäbe, und ſie ſo ihrem Schickſale überließe. Dieſer Vorſchlag, unter allen der grauſamſte und abſcheulichſte, fand allgemeinen Beifall, und die Verräther beeilten ſich ihn auszuführen.

In einer finſtern Nacht riſſen ſie den unglücklichen Proſpero aus ſeinem Kerker und ſchleppten ihn mit der kleinen Miranda auf ein im Hafen ſegelfertig daliegendes Kriegsſchiff. Das Schiff fuhr ab, und als es nach drei Tagen weit genug von Siciliens Küſte ſich auf offnem Meere befand, wurde ein kleines Boot mit wenigen Lebensmitteln herabgelaſſen; dahinein mußte Proſpero mit der Miranda ſteigen, und raſch ſegelte das große Schiff davon.

Proſpero, als er ſich ſo allein und hülflos mit ſeinem Kinde auf dem weiten Meere ſah, weinte bitterlich und wollte faſt an aller und jeglicher Rettung verzweifeln. Da erfaßte plötzlich eine Strömung ſein kleines Fahrzeug, und trieb es mit Blitzes Schnelle fort, zugleich vernahm Proſpero ein wunderſeltſames Klingen in der Luft, bald lieblich und zart, bald mächtig rauſchend. Proſpero blickte auf die kleine Miranda, das Kind ſchlief und lächelte, da fühlte er auf einmal einen leichten Druck auf der Bruſt, und als er mit der Hand nach der Stelle fuhr, erfaßte er ein ſchwarzes Stäbchen mit wunderbaren ſilbernen Charakteren, welches er ſogleich für einen Zauberſtab erkannte. Freudig ſchwang er es dreimal über ſich, und alsbald ſchwebte ein lieblicher Sylphe ihm gegenüber auf den Rand des Schiffchens herab, wo er ſich auf einem Roſenwölkchen wiegte und alſo ſang:

Höre mir zu! höre mir zu!
Laß Dir verkünden!
Willſt Du mich binden,
So bin ich Dein
Und will Dich befrei'n,
Von Sorg' und Pein,
Aus jeder Gefahr!
Und herrſchen ſollſt Du immer dar.
Aber uns Sylphen auch mußt Du befrei'n.
Willſt Du's, ſo ſchwöre —
Bei Deiner Ehre! —
Treu uns zu ſeyn.

„Ich ſchwöre Dir und Deinen Genoſſen Treue, wofern Du mich und dieſes Kind retteſt!“ rief Proſpero dem Sylphen zu, und dieſer ſang:

So führ' ich Euch der Inſel zu,
Dein Kindlein ſchläft in guter Ruh'!
Und Deines Schwurs gedenke Du.

Und ſchneller und ſchneller trieb die Strömung das Schifflein bis es auf einmal ſtille ſtand, da kamen die Sylphen, die Genoſſen Ariels, welcher zu dem Fürſten geredet, und trugen den gleichfalls Entſchlummerten mit ſeinem Kinde an das blühende duftende Ufer der Geiſterinſel.

Neunhundert und achte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage).

Als Proſpero erwachte, befand er ſich auf einem prächtigen Lager in einer großen Höhle, deren Wände aus Lapis Lazulli beſtanden, in einem eben ſo prachtvollen Bettchen, neben dem ſeinigen ſchlummerte Miranda. In der Höhle befanden ſich außer den Lagerſtätten noch koſtbare Polſter, Tiſche und Schränke, alles aus den edelſten Stoffen gefertigt, als Seide, Gold, Ebenholz und Elfenbein. Ganz dieſer prachtvollen Geräthe würdig waren auch die vielen ſchönen Kleider, welche für Proſpero und Miranda bereit lagen, ſo, daß er allerdings nicht mehr daran zweifeln konnte, daß er auserſehen ſey, über mächtige Geiſter zu herrſchen. Er ſehnte ſich aber nach Aufklärung all des Wunderbaren, das ihn umgab, und ſchwang deshalb das Zauberſtäbchen. Alsbald ſtand der Sylphe Ariel vor ihm, und fragte nach ſeinem Begehr. —

Gieb mir Auskunft ſprach Proſpero, wie ich dazu komme, daß Du und Deine Genoſſen mich zu ihrem Herrſcher erwählten, und ſage mir, was ich zu thun habe, um meine Macht weiſe zu gebrauchen, denn mit Scham muß ich bekennen, daß all meine Wiſſenſchaft bis jetzt mich nicht lehrte, weiſe zu ſeyn, mindeſtens nicht ſo zu handeln. Ariel lächelte und antwortete: „Der Spruch des Schickſals berief Dich auf zwölf Jahre zu unſern Herrſcher, dieſe Zeit iſt Dir gewiß, und keine Macht, und wäre ſie noch ſo groß, kann Dir bedrohlich werden. Doch wenn dieſe Zeit verfloſſen“ —

Nun fragte Prosproo, als der Sylphe ſtockte.

„Ich will Dir alles getreu berichten,“ ſprach Ariel, „wiſſe, dieſe Inſel wurde von jeher von freien Elementargeiſtern bewohnt, und lange lebten wir einig, wohlthätig wirkend durch unſere Kräfte. Endlich jedoch brach um geringer Urſache willen Streit unter uns aus, und feindlich kämpften wir wider einander. Umſonſt mahnte uns der große Meiſter zur Eintracht, wir hörten ihn nicht, und beriefen uns trotzig auf die Freiheit unſers Gebiets, ja, wir ſtrebten in unſerer thörichten Vermeſſenheit ſogar darnach, den großen Meiſter allen Gehorſam aufzukündigen und ihn von ſeinem Thron zu vertreiben. Da ergrimmte er und ſprach:“ „„Mir wolltet Ihr nicht gehorchen, meiner Oberherrſchaft mich entziehen! So herrſche denn von nun an ein Weib über Euch und quäle Euch mit aller Bosheit deren ein Weib fähig, und das ſo lange, bis ein Fürſt der Sterblichen, welchen ſein aufrühreriſches Volk that, wie Ihr mir thun wolltet, eurer Inſel nahet, und auf zwölf Jahre Euch erlöſet. Werdet Ihr dann unter ſeiner milden und weiſen Herrſchaft Euch meiner Verzeihung würdig machen, ſo möget Ihr hoffen, doch mißbraucht nur Einer von Euch einmal ſeine Milde, dann fürchtet das

Schlimmſte, der verworfene Baſtard Eurer vorigen Peinigerin würde dann vielleicht über Euch herrſchen, bis mein Zorn geſühnt.""

„So ſprach der große Meiſter und ſandte uns die böſe Hexe Sicorax, welche zwölf Jahre lang uns quälte, mehr als Worte auszudrücken vermögen. Sie brachte aus ihrem Reiche einen abſcheulichen mißgeſtalteten Buben mit, deſſen Vater, ebenfalls ein böſer Zauberer ſchon lange ſeine verdiente Strafe im Orkus abbüßt. Als die zwölf Jahre vorüber waren, mußte Sicorax auf eben ſo lange Zeit hinabfahren zu ihrem hölliſchen Buhlen, ihr Bube aber blieb zurück, denn Du, unſer verkündeter neuer Herrſcher, haſt die Verpflichtung, ihn zu erziehen, und regierſt Du uns nicht weiſe, und duldeſt Du es, daß unſer eigenſinniges liſtiges und mitunter treuloſes Volk Deine Güte mißbraucht, ja ſchonſt Du nur Einen unter uns, der es wagt Dir zu widerſtreben, wenn Du befiehlſt, ſo mußt Du es vielleicht auch dulden, daß nach zwölf Jahren das Unthier Caliban ſich mit Deiner Tochter vermählt."

„Nimmermehr!" rief Prospero, „lieber verlaß ich ſogleich wieder die Inſel."

„Das ſteht Dir nicht mehr frei," ſprach Ariel. „Dein Schwur bindet Dich, Du mußt nun herrſchen, wohl oder übel und uns die Schuld zahlen, welche Du bei Deinem Volke machteſt."

Prospero erröthete und ſchwieg.

Neunhundert und neunte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Das zwölfte Jahr der Herrſchaft Prospero's auf der Geiſterinſel ging zu Ende, und mit Zagen ſah er den letzten Tag deſſelben näher rücken, da er ſichs bewußt war, daß er, wie ſehr er auch über ſich gewacht, doch hin und wieder gegen die ſtörrigen, neckigen Geiſter geweſen war. Zwar hatte Ariel immer alles Mögliche gethan ſeine Cameraden zu beſtimmen, in allen Stücken ſich den Anordnungen Prospero's zu fügen, allein Freund Ariel ſelber konnte die Natur des Elementargeiſtes, dem aller und jeder Zwang verhaßt iſt, nicht verleugnen, und ſo war es denn gekommen, daß er ſelbſt mehr denn einmal dem milden Prospero widerſprochen und ſich ungehorſam gegen ihn bezeigt hatte, und Prospero hatte es ihm richtig allemal verziehen, ohne ihn zu beſtrafen. Auch aus dem Baſtard Caliban hatte Prospero nicht ſonderlich viel Gutes gezogen, das war aber kein Wunder, denn Caliban war nicht nur von Natur boshaft, ſondern auch das dümmſte Geſchöpf, das je einige entfernte Aehnlichkeit mit einem Menſchen hatte.

Vielleicht wäre der weiche Prospero ſtrenger geweſen, gegen die eigenſinnigen Geiſter ſowohl, als auch gegen den täppiſchen, boshaften Caliban, aber wenn er ja einmal Miene machte, ernſtlich ſeine Macht zu gebrauchen, ſo flehte ſeine Tochter, die ſanfte Miranda, für die Schuldigen, und Prospero verzieh um des geliebten Kindes willen. Und freilich war Miranda das liebenswürdigſte Mädchen, das man ſich denken konnte, ſchön wie die Morgenröthe und gut und unſchuldig, wie ein Engel. Und weil ſie ſelber ſo gut und ſchuldlos war, und nie ihrem Vater Grund zum Unwillen gab, ſo hielt ſie alle andern Weſen ebenfalls für gut, ſogar den abſcheulichen Caliban. Auch wuße ſie es nicht, welche Gefahr ihr und ihrem Vater durch deſſen allzugroße Milde drohe, denn dem Prospero war es nicht erlaubt, ſie früher, als am vorletzten Tage mit allen Verhältniſſen, bekannt zu machen.

„Wenn Dir ſolches gelingt,“ ſprach Ariel kleinlaut zu ſeinem Herrn, „wenn es Dir gelingt, o Prospero, Deine Tochter über alles aufzuklären, und ſie vor Caliban's Tücke zu warnen, ſo wird ſie der Gefahr entgehen, und auch Du, aber ich zweifle daran, denn ſchon beginnt die Macht der böſen Sicorax wieder zu wachſen, und ſicher wird ſie nichts unterlaſſen, was ihr möglich iſt, um Dich in Deinem Vorhaben zu hindern, und ihrem Sohne zu nützen.“

„Unſeliges Geſchick,“ ſprach Prospero, „unſeliges Geſchick, das mich auf dieſes Eiland führte, wär' ich lieber in den Wogen des Meeres untergegangen! Iſt denn ſonſt keine Hülfe mehr.“

„Ach freilich!“ ſeufzte Ariel, „wenn Miranda einen Mann fände, den ſie lieben könnte, der ihrer Liebe werth und die Probe beſtände, bevor die Zeit der Friſt verronnen, dann auch wäret Ihr gerettet, und wir armen Geiſter immerdar, wenn es Dir nämlich gefallen würde, freiwillig der Zauberſtab zu zerbrechen, durch den Du uns beherrſcheſt. Dies iſt die letzte Bedingung.“

Prospero ſann einige Augenblicke nach, dann ſprach er: „Höre Ariel, beſtimme mir all Deine Brüder, daß ſie diesmal mir unbedingt folgen, und folge auch Du mir unbedingt! glückt mir ſodann, was ich vorhabe, ſo zerbreche ich freiwillig meinen Zauberſtab und ihr Alle ſollet frei ſeyn.“

„O ſprich! befiehl lieber Meiſter,“ rief Ariel und Prospero ſprach: „Wohl, ſo höre! Streife mit Deinen Brüdern auf dem Meere umher, wo Du ein Schiff erblickſt, da betrachte genau die Mannſchaft, und findeſt Du Einen darunter, der Dir geeignet ſcheint in dem Herzen Miranda's Liebe zu erregen, ſo rufe Deine Brüder herbei, daß ſie einen Sturm erregen, dann führet das Schiff wohlbehalten an dieſes Eiland und erreget unter der Mannſchaft einen blinden Schrecken, daß ſie meinen, das Schiff ſey geſtrandet, und müſſe zu Grunde gehen. Wenn alle dann in Todesangſt ſich zu retten ſuchen, ſo führſt Du es ſo, daß der Erwählte an dieſer Seite der Inſel landet, wo Du ihn mir bringſt, doch ſo, daß er keine übernatürliche Macht ahnet. Seine Genoſſen zerſtreueſt Du auf der andern Seite der Inſel, und täuſcheſt ſie durch Blendwerke, daß ſie dieſem Theile nicht nahen. Doch laß es ihnen an nichts fehlen, was ſie zum Leben bedürfen, und nimm Dich wohl in acht, daß Deine Neckereien, ſo wie die Deiner Genoſſen ihnen nicht ſchaden. Haſt Du mich verſtanden?“

Ariel bejahte das, und verſprach heilig und theuer ſeinem Meiſter in allem gewiſſenhaft Folge zu leiſten. Somit wollte er ſchnell davon eilen, beſann ſich aber, und blieb zögernd vor dem Fürſten ſtehen.

„Nun? rief Prospero anmuthig — „ſoll das etwa eine Probe Deines Gehorſams ſeyn? warum biſt Du nicht ſchon bei Deinen Genoſſen? warum nicht ſchon auf dem Meere? langſamer, träger Geiſt!“

„Ach Meiſter!“ verſetzte kleinlaut Ariel, „es fällt mir eben ein, daß wir ja gar nichts eher zu unſern Gunſten unternehmen dürfen, als in der Nacht vor dem letzten Tage. Und das iſt, wie Du weißt, erſt morgen Nacht.“

Prospero ſeufzte, aber er konnte nichts dawider einwenden, ſondern mußte ſich damit begnügen, dem leichtſinnigen Sylphen nachdrücklich und wiederholt alles zu ſagen, was ihm irgend von Nutzen ſchien, ſein Vorhaben mit Glück zu fördern, und Ariel bezwang ſeine Ungeduld ſo gut es gehen wollte, und hörte mit möglichſter Aufmerkſamkeit, dieſen und den folgenden Tag die weiſen Lehren des weiſen Prospero an.

Endlich erſchien der lang erſehnte Abend, und Ariel nahm Abſchied von ſeinem Herrn, der ſehnlichſt des Zeichens harrte, daß das, was Ariel zu ſuchen ausgezogen, gefunden ſey. Lange harrte er in ängſtlicher Spannung vergebens, bis gegen Mitternacht plötzlich ein heftiger Donnerſchlag ertönte, und ein wüthender Sturm losbrach, da jubelte Prospero: „Gefunden!"

Neunhundert und zehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die ganze Nacht hindurch währte der ſchreckliche Sturm, und ein furchtbares Gewitter mit Donner, Blitz und Regen erhöhte ſeine Schrecken. Endlich brach der Tag an, der Sturm ſchwieg, das Gewitter hatte ausgetobt, und ein heiterer, lichter Frühlingsmorgen grüßte lächelnd das ſchöne Thal, in deſſen Mitte Prospero's Wohnung lag.

Wie klopfte dem Fürſten das Herz! ſeit 12 Jahren hatte er außer ſeiner Tochter keinen Menſchen geſehen, und Miranda wußte kaum mehr, daß es außer ihr und ihrem Vater noch Menſchen gäbe. Prospero ergötzte ſich im Voraus an dem Gedanken, wie Miranda ſtaunen würde, wenn ſie außer ihrem Vater noch einen Menſchen ſähe. „Aber wird ſie ihn lieben," fragte Prospero ſich, „und wenn auch, wird ſie ihn ſo ſchnell lieben, und wird er die Probe beſtehen?“ Neue Sorge überfiel ihn, als er dieſes dachte, und beſchloß einen Verſuch zu machen, ſeiner Tochter das Geheimniß mitzutheilen, um ſie mindeſtens von der Gefahr zu befreien, dem rohen Caliban anzugehören.

Eben trat Miranda aus der Höhle, und bot lächelnd ihrem Vater einen guten Morgen. Sie trug einen Kranz von Roſenknospen, und Roſen ſchmückten ihre Bruſt. Der Vater blickte ſie an mit einem Gemiſch von Entzücken und Schmerz, doch ſich faſſend ſagte er ihr, daß ſie ſich zu ihm niederſetzen und ihm aufmerkſam zuhören ſolle, denn er habe ihr eine wichtige Mittheilung zu machen. — Miranda ſetzte ſich neben ihn, verſichernd, aufmerkſam zuhören zu wollen, und Prospero begann ſeine Erzählung damit, ihr zu ſagen, wer er und ſie wären, wie ſie auf dieſe Inſel gekommen und wie er die Herrſchaft über die Geiſter erhalten habe. Bis hierher verfolgte Miranda die Erzählung ihres Vaters mit größter Aufmerkſamkeit, und es war erſichtlich, wie viel Intereſſe ſie daran nahm; als aber nun Prospero fortfuhr, von der böſen Zauberin Sycorax und ihrem Baſtard Caliban zu reden, als er ihr die Gefahr ſchilderte, in der ſie gegenwärtig ſich befänden, da nickte Miranda, als überkäme eine große Müdigkeit ſie. — „Hörſt Du mich, Miranda?“ fragte Prospero, ſeine Erzählung unterbrechend. Miranda fuhr empor und ſprach: „Bitte, verzeihe Vater! aber eine unerklärliche Müdigkeit erfaßte mich plötzlich, beginne noch einmal Deine Geſchichte.“ Prospero that es, und Miranda hörte und merkte ſich alles wohl, bis Prospero wieder von Sycorax und Caliban zu ſprechen anfing: da fing auch Miranda wieder ſchlaftrunken an zu nicken. „Miranda! hörſt Du mich?“ fragte Prospero. — „Ich höre Dich,“ lallte Miranda und entſchlief. „Und redete ich mit der Stimme des Donners zu Dir, Du würdeſt mich nicht hören,“ klagte Prospero, indem er die auf den Raſen Hingeſunkene mit kummervollen Blicken betrachtete. „Der Zauber der Sycorax vernichtet meine Bemühungen, Dich vor der Gefahr zu warnen.“ — Traurig ſtützte er das Haupt in die Hand und ſtarrte vor ſich hin. Da raſſelte es in den Büſchen, und Caliban nahte ſich dem Platze. Es war ein häßlicher, mißgeſtalteter Burſche, mit einem Höcker hinten und vorn, langen Nägeln an den Fingern der plumpen Hände, ſtruppichten Borſthaaren, niedriger Stirne, kleinen Schweinsaugen, plattgedrückter Naſe, und einem Maule, deſſen Winkel bis an die langen Ziegenohren reichten. Als er Miranda und ihren Vater erblickte, lachte er dumm, und rief mit rauher, mißtönender Stimme: „Hoho! hoho! da iſt ja der Alte und Mirandchen! hoho! hoho!“

Prospero blickte auf und fragte finſter: „Was willſt Du hier, wer gab Dir die Erlaubniß, ohne meinen Befehl Dich dieſem Platze zu nahen?“

„Hoho!“ grinſte Caliban, „die Erlaubniß nahm ich mir, ich will doch einmal mein Bräutchen zuvor erdentlich betrachten, eh' ich ſie heirathe." Und ſomit trat er der ſchlummernden Miranda näher, aber Prospero berührte ihn mit ſeinem Zauberſtabe, daß er drei Schritte zurück prallte, und ſprach: „Wage es nicht, elender Sclave, ſo lieb Dir Dein Leben iſt, meinem Kinde zu nahen."

„Brr!" brummte Caliban — „wie grimmig, aber Du brauchteſt Dich gar nicht ſo böſe anzuſtellen, denn morgen iſt es mit Deiner Herrſchaft zu Ende, und ich werde Deine Tochter heirathen, dawider hilft nichts."

„Das wird ſich finden."

„Oh! es hat ſich ſchon gefunden! Mein Mütterchen hält Wort. Morgen Abend kommt ſie unter Donner und Bliz, dann heißt es: Marſch, Herr Prospero! und Caliban wird Prinz Wunderſchön, und ich heirathe ſie, und Du wirſt an einem Spieße gebraten, weil Du meinem Mütterchen uud den armen Caliban ihre Inſel geraubt hatteſt, und den armen Caliban ſchlugſt."

„Mußt' ich Dich nicht ſchlagen?" fragte Prospero, „konnte ich anders Deine Bosheit zügeln? Undankbarer! wer war es, der Dich reden lehrte — glicheſt Du nicht, als ich Dich fand, einem wilden Thiere ohne Vernunft und Sprache?"

„Ha!" verſetzte Caliban, „daß Du mich reden lehrteſt, muß ich Dir freilich danken, denn wenn ich nicht reden könnte, ſo könnt' ich Dir ja nicht fluchen!"

Prospero fuhr zürnend auf und rief: „Wo Du noch ein Wort wagſt, ſo ruf' ich meine Geiſter, die ſollen Dich quälen mit Krämpfen und Stechen! — zuckſt Du noch? fort! den Augenblick! und lies mir Holz im Walde, und ſchleppe es zur Stelle, und wehe Dir, wenn Du weniger bringſt, als Du mit äußerſter Anſtrengung all Deiner Kräfte tragen kannſt.“

Caliban ließ die Ohren hängen und ſchlich brummend davon. Prospero aber erweckte ſeine Tochter und ging mit ihr in ſeine Höhle.

Unterdeſſen hatte Ariel alle Befehle Prosperos pünktlich und mit großer Geſchicklichkeit ausgeführt; durch Sturm und Graus hatte er das Schiff, welches er auserſehen, in die Bucht der Inſel geführt, wo es ſicher lag, doch von aller Mannſchaft verlaſſen, welche er durch blinden Lärm getäuſcht hatte. Den erwählten Jüngling hatte er, in einen tiefen Schlaf verſenkt, an einen ſichern Verſteck gebracht, während die übrige Mannſchaft des Schiffes zerſtreut und rathlos auf dem wüſten Theile der Inſel umher irrte. Ariel nahte ſich jetzt ſeinem Gebieter und erzählte ihm, wie er alles ausgerichtet habe, und Prospero ging mit ihm nach dem Orte, wo der im Schlaf verſenkte Jüngling ruhte.

Neunhundert und elfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Prospero gerieth in eine ſeltſame Bewegung, als er den ſchlafenden Jüngling erblickte, es war ihm, als habe er ihn ſchon irgendwo geſehen, und fragend ſah er ſeinen Sylphen an. Ariel lächelte und ſprach: „Erwecke ihn und gieb Dich ihm als Beherrſcher dieſer Inſel kund, er mag Dir dann ſelber ſagen, wer er iſt. O Meiſter, diesmal ſollſt Du mit Deinem Ariel und ſeinen Brüdern zufrieden ſeyn. Doch jetzt muß ich zurück zu ſeinen Genoſſen, es iſt ein junger Diener des Jünglings darunter, ein Tollkopf, der ſeinen Herrn über alles liebt, und feſt entſchloſſen iſt, die ganze Inſel zu durchſtreifen, um ſeinen Herrn zu ſuchen, den muß ich irre führen und auf dieſe oder jene Weiſe aufhalten, damit er Euch hier nicht ſtört.“ Somit verſchwand Ariel. Prospero aber erweckte den Jüngling, welcher erſtaunt ſich umblickte, und dann dem ehrwürdigen Greiſe zu Füßen ſank, weil er ihn für ein überirdiſches Weſen hielt, welches ihn errettet habe aus den Wogen des empörten Meeres. Prospero, der in ſeiner Seele las, erhob ihn und ſprach: „ich bin keine Gottheit, ſondern ein ſterblicher Menſch, wie Du, doch iſt mir große Macht verliehen, und ich gebiete auf dieſer Inſel, welche außer von mir und meiner Tochter nur noch von Elementargeiſtern bewohnt iſt. Mit Hülfe dieſer mir untergebenen Geiſter rettete ich Dich, und gaſtfrei will ich Dich bei mir aufnehmen, ſo lange Du bei mir zu weilen Luſt haſt. Nun aber ſage mir, wer Du biſt."

Der Jüngling neigte ſich vor dem Beherrſcher der Inſel, und ſprach: „Mein Name iſt Fernando, und mein Vater war Antonio, Herzog von Sicilien. — Fehlt Dir aber was?' unterbrach der Jüngling ſeine Erzählung, als er die heftige Bewegung bemerkte, in die Prospero gerathen war, als er den Namen ſeines Vaters genannt hatte.

„Nichts, nichts!" verſetzte Prospero. — „Fahre in Deiner Erzählung fort — Dein Vater iſt todt? — Da biſt Du ja Herzog von Sicilien!"

„Nicht ich!" ſprach Fernando, „denn auf ſeinem Sterbebette entdeckte mir mein Vater unter heißen Reuethränen ſeine Schuld. Durch Verrath hatte er ſeinem ältern Bruder Prospero des Thrones beraubt, und ihn und ſeine vierjährige Tochter auf hoher See in einem kleinen Fahrzeuge ihrem Schickſal überlaſſen. Er beſchwor mich, alles anzuwenden, um den unglücklichen Prospero und ſein Kind wieder zu finden, und ſie zurück zu führen in ihr Eigenthum, und ich ſäumte nicht, ſobald Antonio verſchieden war, ein Schiff zu beſteigen, um ſelbſt alle Länder der Erde zu durchforſchen nach meinem theuern Ohm und meiner Baſe."

Als Prospero ſolches hörte, empfand er die größte

Freude über Fernando's Rechtſchaffenheit und wiederholte ihm die Verſicherung ſeines Schutzes, und daß er ihn als einen lieben Gaſt begrüße: „Nur eins verſprich mir," ſchloß er — „verſprich mir, daß Dir die Unſchuld meiner Tochter heilig ſeyn ſoll! das Mädchen ſah außer mir noch nie einen Mann — denn ein mißgeſtalteter Sclave, der noch auf dieſer Inſel lebt, verdient kaum den Namen eines Menſchen, wie er denn wirklich auch nur der Baſtard eines Gnomen und einer verruchten Hexe iſt! — Du biſt ſchön Fernando, und leicht dürfte es Dir werden meine unerfahrene Miranda (dieſen Namen hat ſie mit Deiner Baſe gemein) zu verführen. Deshalb ſchwöre mir, daß Du ſie nie anders als mit den Augen eines Bruders betrachten willſt."

Fernando betheuerte, daß er nie ſich ſo ſehr vergeſſen würde, um ſeinem Retter und Wohlthäter mit Undank zu lohnen. Dieſes Verſprechen ſchien dem guten Prospero zu beruhigen, und er führte ſeinen Gaſt in ſeine Höhle.

O welch ein Augenblick, als Miranda und Fernando einander erblickten. Beide glaubten eine himmliſche Erſcheinung zu ſehen. — Sie errötheten und erbleichten wechſelsweiſe, ſie ſahen ſich erſtaunt, entzückt an, als wollten ſie die Augen nie wieder von einander abwenden, und gleich darauf ſchlugen ſie ſie verwirrt und verſchämt zu Boden. Sie zitterten und Keins konnte einen Schritt vorwärts thun. Keins konnte ein armes Wörtchen reden, und doch hätten ſie laut jubeln mögen, und jubelnd einander in die Arme ſtürzen, denn der erſte Blick hatte Beider Herzen getroffen, ſie liebten einander. Endlich brachte Prospero es ſo weit, daß ſie einander begrüßten und ſtockend einige Worte redeten. — Doch als er nun that, als ob er ihre Verwirrung und ihr ſcheues Weſen gar nicht bemerke, auch nicht bemerkt habe, wie ſehr ſie einander liebten, da wurden ſie freier und unbefangener, erzählten einander was ſie wußten, Miranda von ihren Blumen und Vögeln, von ihren Lieblingsplätzchen auf der Inſel, von dem luſtigen Sylphen Ariel und dem lächerlichen Caliban, Fernando aber erzählte von fernen Ländern und Menſchen, von den Wundern der Städte, und von den Schrecken des Meeres, welche er überſtanden, und als ſie genug von den ernſteren Dingen geplaudert hatten, da ſangen ſie zuſammen ſüße Lieder, welche ſie einander lehrten, und ſpielten Räthſel- und Frag- und Antwortſpiele, wie harmloſe und fröhliche Kinder ſie ſpielen, und lachten und ſcherzten, und wurden ſelber fröhliche und harmloſe Kinder. Prospero aber ſchied von ihnen, um ſich nach dem andern Theile der Inſel zu begeben, wo Caliban hauſete, und eh er ging, gab er ihnen einen großen Sack voll Corallen, rothe und weiße, die ſollten ſie während ſeiner Abweſenheit ſondern und genau zählen, wie viel rothe und wie viel weiße Corallen es wären.

Neunhundert und zwölfte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Unterdeſſen hatten ſich auf dem wüſten Ende der Inſel drei von Fernando's Leuten zuſammen gefunden, es waren dies Trinkolo, der Kellermeiſter, Steffano, der Koch und Orbi, der Page des Prinzen. Alle drei waren lange einſam umhergeirrt, und ihre Freude war um ſo größer, als ſie endlich zuſammen trafen; als aber nun der erſte Freudenrauſch des Wiederſehens vorüber war, da gab es trübſelige Geſichter, denn nicht nur, daß ſie ihren geliebten Prinzen und ihre übrigen Cameraden beklagten, ſo meldeten ſich auch bei allen dreien die unverſchämten Gäſte: Hunger und Durſt, welche befriedigt ſeyn wollten, und ſich wenig darum kümmerten, ob auf einer wüſten Inſel Rath zu ſchaffen ſey oder nicht.

„Daß ſich St. Januario erbarme,“ klagte Steffano! „bin ich deshalb Hof- und Leibkoch geworden, daß ich auf ſchnöde Weiſe Hungers ſterben ſoll?“ — „Und ich“ — klagte Trinkolo — „ich der Oberhof-Kellermeiſter, der ich bis dahin gleichſam in edelſten Syracuſaner, Lacrimae Chritsi und Muscateller — ſchwamm — ich ſoll verdürſten und verdorren, wie eine Roſe in glühendem Sande der Wüſte — o ſapperment! muß ich mich ſo erniedrigen, zu wünſchen nur irgendwo einen

Quell mit trinkbarem Waſſer zu finden, um wie ein Hund in dieſem ſchlechten Elemente meinen Durſt zu löſchen.“

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, unſern guten Prinzen noch wieder zu finden,“ ſprach der Page, „denn wäre es nicht ungerecht, daß, wenn drei ſo nichtswürdige Burſche, wie Du Freund Trinkolo, Du Freund Steffano und ich ſind, glücklich gerettet wurden — ein ſo edler liebenswürdiger Prinz hätte zu Grunde gehen ſollen.“

Die beiden Alten zogen bei dieſer Rede des jungen Pagen ein grämliches Geſicht, und Trinkolo erwiderte: „Allen Reſpect vor unſerm gnädigen Prinzen und quaſi Herzog, aber die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt er doch an allem Unheil ſchuld; denn wer einen guten Weinkeller hat, der ſoll ſein Lebtag nicht auf den dummen Einfall kommen, auf dem Waſſer fahren zu wollen, denn der Wein nur iſt vergnüglich, und das Waſſer iſt betrüglich, heißt es in einem Trinkliede.“

„Richtig ſtimmte Steffano ihm bei, und wer die Ehre hat, einen Mundkoch zu beſitzen, der ſich ſchmeicheln darf ein Draſtikus und Cerberus in ſeiner Art zu ſeyn, wie meine Wenigkeit, der ſoll ſich nicht auf wüſte Inſeln begeben, wo es weder zahmes noch wildes Wildpret, weder gefiedertes noch ungefiedertes Federvieh, noch Schlachtvieh, noch Rindvieh, noch Gemüſe — kurz nichts giebt, wovon der Koch aller Köche vermögend und im

Stande wäre, ein vernünftiges Mittagsmahl, oder auch nur ein Frühſtück oder Vesperbrod bereiten könnte.“

„Mit all' euerm Geſchwätze werdet Ihr nichts ausrichten,“ ſprach ungeduldig der Page. —

„Wir wollen ſuchen,“ ſeufzte Trinkolo, wo wir irgend einen Tropfen Waſſer aufſpüren, ach regnete es nur, wie in der verfloſſenen Nacht, ich würde das Maul aufſperren, und mir es voll regnen laſſen, meine Zunge klebt mir am Gaumen.“

„Laßt uns an den Strand gehen und Muſcheln ſuchen,“ ſchlug Steffano vor, oder in den Wald, da wollen wir Beeren leſen, wenn nämlich welche dort wachſen.“

„Alles nichts!“ rief der Page, „aber einen guten Geiſt, wenn ein ſolcher auf dieſem Eilande hauſet, möcht' ich anrufen, mir ein gutes Mahl daher zu zaubern, woran ich mich erquicken könnte, dann hätt' ich neue Kraft und friſchen Muth unſerm Prinzen nachzuſpüren.“

Ariel hatte ungeſehen die letzten Worte des Pagen belauſcht, und kaum, daß ſie geſprochen waren, ſo zauberte er auf einmal eine reichlich verſehene Tafel für drei Perſonen gedeckt, auf den Platz, wo die drei Schiffbrüchigen ſtanden.

Trinkolo und Steffano prallten erſchrocken zurück, Orbi aber, kaum verwundert, rief fröhlich: „Heißa! getroffen, hier hauſet ein guter Geiſt und dies iſt mir ein Zeichen, daß wir unſern Prinzen wieder finden werden. Allons Cameraden! auf das Wohl unſeres Prinzen, damit füllte er aus einer Faſche drei Gläſer mit köſtlich duftenden Wein, nahm ſelbſt eins und forderte Trinkolo und den Koch auf, die beiden andern zu ergreifen und ihm Beſcheid zu thun.

Aber Trinkolo und Steffano, ſo hungrig und durſtig ſie waren, trauten dem Dinge doch nicht und warnten als gute Chriſten den Pagen, doch nicht von dem Weine und den Speiſen aus des Teufels Keller und Küche zu koſten. „Haſenfüße die Ihr ſeyd!“ lachte der Page. „Vivat mein Prinz!“ ein Tuſch ertönte von unſichtbaren Inſtrumenten in der Luft und Orbi leerte das erſte Glas auf einen Zug.

Neunhundert und dreizehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Bei allem was ich kenne,“ rief Orbi begeiſtert, als er den Becher geleert hatte, — „das iſt ein Götterwein! Jetzt wollen wir ſehen, ob das Eſſen mit ihm gleichen Schritt hält.“ Somit ſetzte er ſich an den Tiſch und begann nach Herzensluſt zu ſchmauſen.

Trinkolo und Steffano ſahen ihm aus der Entfernung mit gierigen Blicken zu, der Mund wäſſerte beiden, denn Orbi konnte nicht Worte genug finden, um die Speiſen und den Wein nach Würden zu rühmen.

Als nun die beiden Alten ſahen, daß dem Pagen nichts Uebles widerfuhr, ja daß er um ſo luſtiger wurde, je tapferer er ſchmauſte und zechte, da ſprach Trinkolo, indem er behutſam näher ſchlich, ich möchte doch in der That wiſſen, ob dieſer Wein wohl ſo gut iſt, wie derjenige, aus dem Mutterfäßchen des Prinzen,“ und Steffano ſprach: „dieſes Ragout ſcheint mir auf eine ganz eigene Weiſe zubereitet, und dieſer Hecht iſt in der That von außerordentlicher Schönheit.“

„So kommt doch und koſtet, Ihr Haaſen!“ rief Orbi, indem er ſein friſches Glas Wein leerte.

„Was meinſt Du, Bruder Steffano, fragte ſchmunzelnd Trinkolo,“ indem er dem Tiſche wieder um einen Schritt näher trat. — „Was meinſt Du, Bruder Trinkolo,“ fragte Steffano zurück.

„Geh voran, Bruder!“ ſprach Trinkolo, „Du biſt der Aeltere.“ „Mit nichten, Bruder!“ verſetzte Steffano — Geh Du voran, Du haſt mehr Courage als ich.“

„Poſſen!“ rief der Page, indem er die beiden Alten, jeden bei einer Hand ergriff und ſie halb mit Gewalt neben ſich zum Sitzen niederzog — „Poſſen! Ihr habt beide keinen Muth! aber da trinkt, und er wird Euch ſchon bekommen!“

Trinkolo und Steffano waren gewaltig erſchrocken, als ſie auf einmal an der Wundertafel ſaßen; da ſie aber doch nun ſaßen, und ihnen der Duft des Weines und der Speiſen gar zu lieblich in die Naſen ſtach, ſo faßten ſie ſich ein Herz und leerten ihre Gläſer.

O Himmel! wie verklärten ſich die langen, grämlichen Geſichter der beiden Alten, als ſie den Götterwein ſchlürften. „Per bacco," rief Trinkolo, „das iſt der edelſte Syracuſaner, der je über eines Sterblichen Zunge glitt. Friſch Steffano lange zu, der Spitzbube läßt uns ſonſt nichts mehr übrig."

„Ich bin geſättigt," ſprach der Page, indem er ſich erhob, und ich will jetzt ſogleich eine Streiferei auf der Inſel beginnen, Ihr Alten thut Euch indeß hier gütlich und erwartet meine Zurückkunft." Trinkolo und Steffano verſprachen den Platz nicht zu verlaſſen, und Orbi entfernte ſich, um die Inſel zu durchſuchen. Als die beiden Alten allein waren, aßen und tranken ſie um ſo tapferer, jemehr ſie ſich erſt gefürchtet hatten. Als nun der Wein ihnen in die Köpfe ſtieg, da ſprach Trinkolo: „Bruder Steffano! laß uns die Geſundheit unſerer Frauen trinken! Vivat, Dein alter Drache ſoll leben."

„Bedanke mich," rief Steffano, „und Deine alte Meerkatze ſoll auch leben!"

„Bedanke mich gleichfalls," rief Trinkolo! „aber Brüderchen wollen wir auch nicht eins ſingen, unſern Hausteufeln zu Ehren?"

„Wie Du willſt," Brüderchen," verſetzte Steffano. Die beiden Alten füllten die Gläſer wieder, tranken, und ſtimmten ihre Keblen, um ihren erbaulichen Geſang zu beginnen.

Zufällig kam eben Caliban mit ſeiner Holzlaſt des Weges daher; als er die beiden drolligen Alten erblickte, wollte er davon laufen, aber er witterte die köſtlichen Speiſen und den Wein, und als er hörte, wie luſtig und gutmüthig die beiden Alten miteinander ſprachen, ſo bekam er wieder Muth, er verſteckte ſich in ein Gebüſch, wo er ſie, ſelbſt ungeſehen, genau beobachten konnte, und wartete auf den rechten Augenblick hervorzutreten und ſein Theil von dem leckern Mahle zu erhaſchen.

Die beiden Alten waren unterdeſſen mit den Vorbereitungen zum Singen fertig geworden und begannen mit krähenden Stimmen:

Mögen unſre Weiber doch
In der Heimath hauſen,
Wenn wir, frei vom Ehejoch,
Hier in Frieden ſchmauſen. —

Aber lieber möchten wir
In der Heimath ſchmauſen!
Und ſtatt unſ'rer ſollten hier
Unſ're Weiber hauſen.

Caliban, der das hörte konnte ſich nicht enthalten, aus dem Buſche, den Ton der Alten nachahmend, zu ſingen.

„Dieſer Tauſch gefiel auch mir!“

Trinkolo und Steffano ſahen ſich verdutzt an und fragten: „Sprachſt Du?“ — Nein, aber Du? — Nein.“ —

„Dieſer Tauſch gefiel auch mir!“ wiederholte Caliban; und erſchrocken fragten die beiden Alten. „Wer ſprach da? wer ſpricht da? — wer hat da geſprochen?‘

Nun trat Caliban plötzlich aus dem Buſche hervor und ſang dem Trinkolo und dem Steffano nachäffend.

Mögen Eure Weiber doch
In der Heimath hauſen.
Könnt Ihr, frei vom Ehejoch,
Hier im Frieden ſchmauſen.

Aber beſſer: könntet Ihr
In der Heimath ſchmauſen,
Und ſtatt Eurer müßten hier,
Eure Weiber hauſen.

Neunhundert und vierzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Laut lachend kam Caliban näher und rief: „Hahaha! das war ein Spaß!“

Erſchrocken ſprangen Trinkolo und Steffano von der Tafel auf und wollten ſich davon ſchleichen, aber

Caliban, der Gefallen an ihrer Geſellſchaft fand, rief ihnen zu, indem er ſich ſelber an den Tiſch ſetzte: „Na, warum wollt Ihr denn davon laufen? Ihr dummen Kerle!“

„Er kennt uns!“ fliſterte Steffano zitternd ſeinem Gefährten zu, „am Ende iſt's der Böſe in höchſteigner Perſon. — „Fürchtet Euch nicht,“ ſprach Caliban weiter, „und kommt näher! ich beiß' euch nicht.“ — Und Trinkolo tröſtete ſeinen Gefährten: „Es iſt nicht der Teufel, ſondern nur ein monſtröſes Monſteum.“

Caliban ſchenkte die Gläſer voll und rief: „So ſetzt Euch doch her, zu mir und trinkt.“ Trinkolo, als der Muthigere folgte zitternd der Einladung und ſetzte ſich , wiewohl mit geheimen Schauder, neben Caliban. Der feige Steffano aber ſuchte ſich zu entſchuldigen, und ſtotterte, Ew. Herrlichkeit wollen verzeihen, ich kann nicht gut ſitzen — ich habe ein Malum — das nahm jedoch Caliban ſehr ungnädig auf und rief drohend: „Setze Dich, oder — und wie der Blitz ſaß Steffano auf ſeiner andern Seite.

Dem Caliban ſchien es zwiſchen den beiden Alten Burſchen ſehr wohl zu ſchmecken, denn er aß wie ein Wolf und trank wie ein Wallfiſch, Trinkolo und Steffano dagegen ſchienen allen Appetit verloren zu haben, und ſaßen da mit wahren Jammergeſichtern, die um ſo erbärmlicher ausfielen, als ſie ſich bemühten, ſehr freundlich auszuſehen, beſonders legte es der feige Steffano darauf an, den Angenehmen zu ſpielen, da er in ſeiner

Herzensangſt jeden Augenblick vermeinte, nun werde das gräuliche Ungeheuer ſein großes Maul aufſperren und ihn mit Haut und Haar verſchlingen.

„Ihr ſeyd Beide ein paar närriſche Kerle“ knurrte Caliban nach einer Weile behaglich. „Wie heißt Ihr denn?“

Beide nannten ihre Namen.

„Und wer ſeyd Ihr denn?“ fragte Caliban weiter.

„Ich bin Hof-Kellermeiſter!“ antwortete Trinkolo.

„Und ich Oberhof-Mundkoch,“ Steffano.

„So ſo, ſo ſo!“ brummte Caliban und ſprach dann, ſich von dem Einen zum Andern wendend, „hört nur, ich will Euch in meine Dienſte, an meinen Hof nehmen.“

Trinkolo und Steffano ſtarrten verdutzt den Gnomen an und fragten zweifelnd: „Ei — ei! haben denn Ew. Herrlichkeit einen Hof?“

„Hört nur,“ ſagte Caliban, „noch nicht! — aber von Morgen an will ich einen Hof halten.“

„Daß ſich Gott erbarme!“ flüſterte Steffano ſeinem Cameraden zu — „das Monſtrum, einen Hof, das wird was Schönes werden!“

„Hört nur,“ fuhr Caliban behaglich fort — „dieſe Inſel gehört mir, und ich bin der Beherrſcher aller Geiſter, die hier wohnen.“

„Alle Tauſend!“ riefen die beiden Alten, indem ſie aufſprangen und den glücklichen Caliban mit Ehrfurcht betrachteten. — „Alle Tauſend! da verzeihen

Ew. Hoheit, wir hätten ſie beinahe für eine Mißgeburt gehalten.“

„Ja,“ ſprach Caliban, „morgen werde ich Prinz Wunderſchön, mein Mütterchen Sicorax hat mir's verſprochen. Und Ihr müßt nur nicht glauben, daß die ganze Inſel ſo wüſt und unfruchtbar iſt, als dieſe Seite. — O bewahre! auf der andern Seite da iſt's herrlich! Schattige Wälder mit Wild aller Art, chriſtallhelle Bäche mit Forellen und andern Fiſchen, Weinberge, Kornfelder, kurz alles, was ſich das Herz nur wünſchen kann — und nun vollends erſt meine Wohnung! denkt Euch eine große, große Höhle aus einem einzigen blauen Edelſtein, das Thor von Gold mit Perlen und Diamanten beſäet, und inwendig alles von Sammet, Seide, Gold, Ebenholz und Elfenbein, und alles mit Perlen und Juwelen verziert. — O das iſt ſchön.“

„Alle Wetter, das glaub' ich,“ rief Trincolo, „führe uns doch nur ſo gleich dahin, liebenswürdiger Monarch!“

Steffano vereinte ſeine Bitten mit denen Trinkolo's. Caliban jedoch kratzte ſich den Kopf und brummte: „ja das geht nicht, der Prospero iſt noch dort.

„Ei was!“ ſprach Trinkolo, den der Wein beherzt gemacht hatte, „was ſchiert uns der Phosphorus oder Bosporus, oder wie der Kerl ſonſt heißt! Ew Majeſtät ſind ja Beherrſcher der Inſel.“

„Freilich wohl!“ ſprach Caliban, „aber dieſer Prospero iſt ein alter Herenmeiſter, der mein Mütter=

chen vor zwölf Jahren vertrieben hat. Aber morgen kommt Mütterchen wieder, und dann hat ſein Regiment ein Ende, und ich heirathe ihm zum Aerger ſeine Tochter, die ſchöne Miranda. Und nun hört! wenn Ihr Muth habt, ſo wollen wir es raſch zu Ende bringen! Eben um dieſe Zeit hält der Alte ſein Mittagsſchläfchen, was meint Ihr, wenn wir in ſeine Höhle ſchlichen und ihm den Kopf einſchlügen? Wenn Ihr mir dabei helft, ſo will ich Euch königlich belohnen, wenn Ihr mir aber nicht helfet, ſo verwandle ich Dich, Trinkolo, auf der Stelle in einen Waldeſel, und Dich, Steffano, in einen Pavian — nun wählt, was Euch am beſten dünkt."

Wären Trinkolo und Steffano vollkommen nüchtern geweſen, ſie hätten ſich gewiß lieber zehnmal in einen Waldeſel und in einen Pavian verwandeln laſſen, als daß ſie ſich zu einem ſolchen Wagniß, wie der Mord Prospero's war, verſtanden hätten. Allein der Wein hatte, wie geſagt, ihre Köpfe wirbeln gemacht, und ſo gingen ſie auf Caliban's Vorſchlag ein, und ſchwuren ihm Treue auf einem Stecken, welchen er ihnen hinhielt, und wovon er ihnen vorlog, daß es ein Zauberſtab ſey.

Neunhundert und funfzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Zum Unglück für den mächtigen Caliban mußte eben, als die Verſchwornen ſich aufmachen wollten, nach Proſpero's Höhle zu ſchleichen, der muntere Page (welchen der freundliche Ariel über des Prinzen Schickſal volle Auskunft gegeben) zurückkehren. Er wollte auf Ariel's Befehl ſeine Cameraden ſo lange zurück halten, bis der Sylphe ſelbſt ſie zu ihrem Herrn führen würde, und war nun nicht wenig verwundert, ſie in Caliban's Geſellſchaft zu finden. Aber noch weit mehr verwunderte er ſich, als Caliban, nachdem er Trinkolo und Steffano befragt hatte, wer der junge Burſche ſey, auf ihn zutrat und ihm befahl, nieder zu knieen und ihm zu huldigen.

„Was iſt denn das für ein Geſchöpf?" fragte Orbi den Kellermeiſter.

„Pſt!" raunte Trinkolo ihm zu, „das iſt der Herr der Inſel." Und Caliban beſtätigte es: „Ich bin der Prinz Wunderſchön."

„Prinz Mondkalb magſt Du ſeyn!" rief lachend der Page.

Caliban forderte nochmals den Pagen auf, ihm zu huldigen, und weder Trinkolo noch Steffano ließen es dabei an Ermahnungen fehlen, aber Orbi verſpottete ſie alle drei, und nannte Herrn Caliban einen Betrüger.

Das verdroß dieſen höchlich, und er ſchwur, daß Orbi ſeine Macht empfinden ſolle, Trinkolo und Steffano flehten um Gnade für ihren jungen Cameraden, aber: „Nichts da!“ ſprach Caliban. „Er hat ein loſes Maul und muß beſtraft werden, ich will ihn verzaubern! kein Wort mehr! — Du Trinkolo ſtelle Dich dort hin, und Du Steffano auf die andere Seite! (zitternd gehorchten die Alten) und Du junger Naſeweis ſtelle Dich da in die Mitte hin.“ Lachend gehorchte Orbi — „lache nicht!“ rief Caliban ärgerlich, „wart', ich will Dir den Mund mit Deiner Schärpe verbinden!“ (er that es, und Orbi, um ſich einen Scherz zu machen, ließ es geſchehen). „So,“ ſprach Caliban weiter, als er dem Pagen den Mund verbunden hatte, „ſo, und nun bleibe ſtille ſtehen, und rühre kein Glied — und Ihr Andern, zittert nicht, klappert nicht mit den Zähnen! — Still!“ —

Jetzt zog er mit ſeinem angeblichen Zauberſtab einen Kreis um den Pagen, focht ſodann mit dem Stab in der Luft und ſprach pathetiſch: „Sonne, Mond und Sterne, ſeyd mir gehorſam!“

„Betrüger! Betrüger!“ tönte es aus der Luft; es war Ariel's Stimme, der unſichtbar dem Treiben zuſchaute.

„Still!“ befahl Caliban — „wer ſprach da, warſt Du es, Trinkolo?“

„Ach nein!“

„Oder Du, Steffano?“

„Ach nein!“

„Still! keiner rühre ſich, keiner rede! — Sonne, Mond und Sterne! ſeyd mir gehorſam, und Du, junger Naſeweis — werde klüger!“

Somit tupfte Caliban mit ſeinem Stecken dem Pagen auf das Haupt. Orbi ſtand ſteif und ſtumm da, Trinkolo und Steffano waren vor Angſt mehr todt als lebendig. Caliban ſchwieg einige Minuten, dann ſprach er wohlgefällig zu den beiden Alten, indem er auf Orbi deutete: „Da ſeht ſelber! Hand, Fuß und Zunge hab' ich bezaubert, er kann kein Glied rühren und keine Sylbe mehr reden.“

Trinkolo trat näher, den Bezauberten zu betrachten, und ſagte mitleidig: „Wahrhaftig! ſteif und ſtumm! wie der arme Junge ſich grämt.“

Da riß jedoch Orbi die Schärpe von dem Mund, und tanzte laut trällernd und ſingend herum, bald den Trinkolo, bald den Steffano, bald ſelbſt den Beſchwörer ergreifend, und ſie im Kreiſe mit ſich herum ſchwingend, daß ihnen der Athem verging. „Lauft — lauft was Ihr laufen könnt!“ ſchrie Caliban ängſtlich dem Koch und dem Kellermeiſter zu. — „Er iſt toll, ich traf ihn zu hart mit meinem Zauberſtabe auf den Kopf!“ und Caliban und Trinkolo und Steffano liefen, was ſie laufen konnten, hinter ihnen her hetzte Ariel einen großen Bienenſchwarm, ſo daß ſie jämmerlich zerſtochen wurden. Endlich fanden ſie in einem dichten Gebüſche Schutz, wo ſie ihren Unfall bejammerten, und ſodann ſich aufmachten, ihren Plan auf Proſpero's Leben auszuführen.

Orbi aber harrte geduldig, bis Ariel ihn zu ſeinem Herrn führen würde.

Neunhundert und ſechzehnte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Ariel hatte ſeinem Herrn von Allem Nachricht gegeben, und dieſer war nach der Höhle zurückgekehrt. Dort fand er Miranda und Fernando, welche ſo eben das langweilige Corallenzählen beendet hatte; er fragte ſie nach der Zahl der rothen und weißen, und als ſie ſie richtig angaben, lächelte er.

Da trat Fernando zu ihm und ſprach: „Mächtiger Fürſt der Geiſter! ich habe Dir mein Wort gehalten, und kannſt Du in meinem Herzen leſen, ſo weißt Du, daß es rein iſt. Aber dann weißt Du auch noch, wie ſehr ich vom erſten Augenblick an, da ich ſie ſah, Deine Tochter liebe, und Miranda liebt mich" —

„Ei!“ rief Prospero, ihn unterbrechend — „haſt Du das trotz des Corallenzählens herausbekommen?“

Fernando erröthete und fuhr fort: „Ich hoffe, dies Vergehen iſt verzeihlich — verzeihe es mir, mächtiger Fürſt, und bewillige mir die Hand Deines Kindes.“

„Aber Dein Ohm?“ fragte Prospero ernſt.“ —

„Mit Deiner Hülfe hoff' ich ihn zu finden, wenn er noch lebt.“ —

„Und Deine Baſe? willſt Du mit ihrer Hand zugleich dem Herzogthum entſagen?“

„O!“ rief Fernando feurig, „was iſt mir der erſte Thron der Welt ohne die Geliebte, die mein Herz ſich erwählte? Gieb mir Deine Miranda, und in der niedrigſten Hütte werd' ich mich ein König dünken.“

„Nimm ſie!“ ſprach Prospero, indem er ſeine Tochter zuführte. „Nimm ſie, und mit ihr das Herzogthum Sicilien, denn ich ſelbſt bin Dein Ohm Prospero, und Miranda iſt Deine Baſe.“

Entzückt fiel Fernando ſeinem Ohm zu Füßen und ſodann in Miranda's Arme.

Da tönte Jubelgeſchrei! Fernando blickte auf, und gewahrte ſeine ganze Schiffsmannſchaft, an deren Spitze der treue Page Orbi daher zog. Nur Trinkolo, der Kellermeiſter, und Steffano, der Koch, fehlten, aber auch dieſe trieb Ariel in Geſellſchaft Caliban's herbei, und führte ſie gebunden vor Prospero. Prospero verzieh den beiden Alten, den tückiſchen Caliban aber verbannte er zu ſeiner böſen Mutter Sycorax, und alsbald that ſich die Erde auf, und der Gnom ſank hinab in den Orkus.

Nun befahl Prospero, daß das Schiff Fernando's zur Abfahrt gerüſtet würde, und als ſolches geſchehen, und der Wind günſtig wehte, hieß er allen, auch Fernando'n und Miranda, das Schiff beſteigen und ſeiner harren. Als nun Alle dieſem Befehle gehorchten, und nur er allein noch auf der Inſel war, da berief er den getreuen Ariel und alle übrigen Geiſter, daß ſie ihm in ſichtbaren Geſtalten erſchienen. Und es kamen die luftigen Sylphen, die feurigen Salamander, die grünlockichten Nixen und die braunen Gnomen gehorſam und demüthig. Da trat Prospero unter ſie, und nahm von ihnen Abſchied, und verkündete ihnen, daß die böſe Sycorax bezwungen ſey, ſo wie: daß der große Meiſter ihnen verziehen habe, und daß ſie ihre Freiheit wieder erhalten ſollten, und indem er dieſes Letzte ſagte, zerbrach er ſeinen Zauberſtab, der die Geiſtergeſellſchaft hielt. Da jauchzten die Geiſter und dankten dem großmüthigen Prospero, und Ariel verſprach ihm die glücklichſte Heimkehr in ſein Land.

So ſchied denn auch Prospero von der Geiſterinſel, und beſtieg das Schiff, welches alsbald in See ſtach. Ariel hielt Wort, der günſtigſte Wind, das heiterſte Wetter begünſtigten diesmal die Reiſe. Das Schiff erreichte Sicilien. — Mit Jubel begrüßte das Volk den Zurückkehrenden als ſeinen Fürſten und rechtmäßigen Herrſcher. Aber Prospero wollte nicht mehr herrſchen, weil er fühlte, daß es ihm an Kraft fehle. Er übergab ſeinem Eidam Fernando die Regierung, indem er ſprach: „Herrſche weiſer und kräftiger denn ich — ich habe meine frühere Schwäche hart gebüßt, indem ich jetzt ein glückliches Volk fand, das es nicht durch mich iſt, obgleich es mein Volk war. Erhalte Du und ſchütze ſein Glück, daß ich des Deinigen mich freuen mag.“

Freundlich hatten Alle die Sage mit angehört, und Alle gedachten mit Freude der herrlichen Dichtung des großen Britten, der der nämliche Stoff zum Grunde liegt.

Neunhundert und ſiebzehnte Nacht.

Dieſen Abend erzählte die Freifrau nachfolgende Rheinſage:

Die Schwanenburg bei Cleve.

Die junge Gräfin Beatrix galt für die ſchönſte Maid im ganzen Cleverlande. Sie war ſeit Kurzem eine Waiſe, denn ihre Mutter hatte nicht vermocht, den Tod des geliebten Gatten (welcher in Paläſtina als ein Held gefallen war) zu überleben.

Einſam und ſtill lebte die holde Jungfrau auf ihrer hohen Burg, und gedachte oft mit Wehmuth der theuern Aeltern, welche ſchon ſo früh hatten ſterben müſſen. Ihre einzige Ergötzlichkeit beſtand darin, daß ſie an ſchönen Abenden am Ufer des Rheines ein Stündchen luſtwandelte. Eines Abends, als ſie ſich wieder einſam ſo erging, den ſchönen, von der untergehenden Sonne gerötheten Strom ſinnend betrachtete, und auf ſein leiſes, heimliches Rauſchen horchte, ſchwebte plötzlich ein ſeltſames Schifflein daher. Es glich einer großen Perlenmuſchel, und zwei ſtolze Schwäne zogen es. Die goldnen Zügel lenkte ein junger, ſchöner Ritter. Beatrix wollte fliehen, aber ſie vermochte es nicht, und eine unerklärliche Macht zwang ſie, den wunderſamen Schiffer zu erwarten. — Er kam immer näher, endlich hielt er dicht am Ufer, neigte ſich vor der Gräfin und ſprach mit ſanfter Stimme und ſittigem Weſen: „Ich bin Erlin von der Schwanenburg, der mit Euerm edlen Vater in Antiochia kämpfte. Wiſſet: der Graf iſt nicht todt, aber ein Gelübde bindet ihn, in dem heiligen Lande zu weilen, ſo lange er noch lebt. Auf ſein Gebot kehrte ich zurück in's Cleverland, die Kunde und dieſes Schreiben von Euerm Vater Euch zu bringen. In drei Tagen ſehet Ihr mich wieder,“ ſomit überreichte er dem Fräulein den Brief ihres Vaters, neigte ſich ehrfurchtsvoll und lenkte ſein Schifflein um, worauf er bald den Augen der ſtaunenden Beatrix entſchwand.

Beatrix eilte auf ihre Burg und in ihr Cloſett, wo ſie den theuern Brief ihres geliebten Vaters las; der Brief lautete: „Mein edler Waffengenoſſe Erlin wird Dir Kunde von mir bringen. Iſt Dein Herz noch frei, ſo wähle ihn zum Gatten, vor allen würde dieſe Wahl ich ſegnen.“

Beatrix erröthete hold, denn nur zu deutlich empfand ſie es, wie, was ihr Vater wünſchte, der Wunſch ihres eigenen Herzens ſey.

Als nun die drei Tage um waren, und Beatrix, als die Sonne ſank, wieder am Rheine luſtwandelte, da ſchiffte wieder, wie vor drei Tagen, Erlin von der Schwanenburg daher, und landete am Ufer, wo er diesmal ausſtieg, und ſich der Gräfin nahte. „Drei Tage ſind verfloſſen!“ ſprach er ſchüchtern, „ob ich nun zurückkehre oder bleibe, ſteht bei Euch.“

Statt jeder andern Antwort reichte Beatrix dem Ritter ihre Hand, und nach abermals dreien Tagen legte der Prieſter ihre Hände in einander.

Jahre ſchwanden den Glücklichen dahin wie Tage, Beatrix gebar im Laufe derſelben ihrem Gatten drei Söhne: Dietrich, Gottfried und Conrad.

Die Knaben wuchſen heran und reiften zu Jünglingen, alle drei gleich edel, brav und gut. Und als der Vater ſie wehrhaft machte, reichte er Dietrichen ſein Schild und ſein Schwert, und ſprach: „Wenn ich — ſcheide, Sohn! gehört die Grafſchaft Dir.“ Seinem Sohn Gottfried ſchenkte er ſein ſilbernes Hüfthorn, und ſeinem jüngſten Sohn Conrad ſeine Sporen und ſeinen Siegelring, auch übergab er Beiden ein herrliches Land, da, wo der Rhein den Lahnfluß aufnimmt.

Am andern Morgen war der Graf von Cleve verſchwunden. An ſeine Gattin hatte er einen Brief zurück gelaſſen, der lautete:

„Geliebtes Weib!

Ein heiliger Schwur ruft mich nach Paläſtina zu Deinem Vater zurück. Ich laſſe Dir unſere Söhne. Euer Bild lebt in meinem Herzen, dies Dir zum Troſt.“

Tagelang ſaß fortan die treue Beatrix auf dem Burgſöller und ſchaute herab, ob nicht ihr Gatte wiederkehren würde — aber er kehrte nicht zurück, und bald ruhte Beatrix, von Gram und Sehnſucht verzehrt, in der Ahnengruft neben ihrer Mutter. Das Volk und ihre Söhne beweinten ſie lange und herzlich, die Burg aber führt bis auf den heutigen Tag den Namen Schwanenburg, und von der Spitze des Thurmes leuchtet weithin ein großer goldner Schwan.

Man fand die Sage eben ſo wunderbar als rührend. „Morgen,“ ſprach Franz, „gedenke ich ein recht grauſiges Geſpenſterſtück zum Beſten zu geben.“

Neunhundert und achtzehnte Nacht.

Franz begann heute:

Die muthige Frau.

Es war am zweiten Oſterfeſte des Jahres 1567, als ein ſtattlich gekleideter Fremder, begleitet von einem Diener, vor der anſehnlichſten Herberge der Stadt Schweidnitz hielt, und als der Diener den Beſcheid gebracht, daß der Herr gute Aufnahme und ein reinliches Gemach finden könne, ſchwang er ſich von ſeinem Rappen und trat in das Haus.

Wirth und Wirthin begrüßten ihn auf das Höflichſte, der Erſtere führte ſeinen Gaſt die Stiege hinauf in das beſte Gemach, während die Wirthin nach der Küche ſprang, um das Abendeſſen zu bereiten, welches der Herr beſtellt hatte.

In der großen Unterſtube waren mehrere Bürger der Stadt verſammelt, die bei ihren Bierkrügen von Krieg und Frieden, vom Zuſtande des Reiches und von Stadtneuigkeiten ſprachen.

Auf der Ofenbank ſaß Margarethe, des Wirthes Magd, ein junges, hübſches Mädchen, mit großen, braunen Augen und dunklen Locken. Sie ſollte auf die Gäſte achten, und bereit ſeyn, ſie mit friſchem Trunke zu bedienen, aber ſie hörte wenig von dem, was um ſie her verging, und ſaß, ganz in ſich ſelbſt verſenkt, traurig bei ihrem Spinnrocken.

Jetzt trat ein junger, hübſcher Mann in Jägerstracht durch die kleine Thüre, die aus der Küche in die Gaſtſtube führte, und mit leiſer, ſanfter Stimme ſprach er zu Margarethen: „wieder in Thränen, liebe, gute Margarethe, verbanne Deinen Trübſinn, es wird, es muß Alles noch gut werden, noch heute, wenn Du es willſt, ſpreche ich mit meinen Aeltern.“

„O thue dies nicht,“ ſagte kleinlaut Margarethe, „der Vater würde Dich verfluchen, wenn er erführe, daß ich, die arme Magd, Dein Weib bin, Deine Mutter würde uns die heimliche Trauung nie vergeben, auf Dich würde das Unheil hereinſtürmen, darum ſchweige, mein Franz, bis zu meinem Tode, der nicht mehr fern ſeyn wird.“

„Nimmermehr!“ rief feurig Franz, „ich will, ich werde nicht ſchweigen, auch habe ich heute Glück gehabt, und bin nun nicht mehr von den Aeltern abhängig.“

„Glück?“ fragte Margarethe, „haſt Du einen Schatz gefunden? hat Dich Jemand beſchenkt?“ —

„Ja und Nein! der Graf, dem der große Forſt bei W. . . . gehört, braucht einen Förſter, weil der alte Caspar, den ich, wie Du weißt, oft beſuchte, in dieſen Tagen geſtorben iſt. Als ich mich vorgeſtern auf den Weg machte, wollte ich Dir nichts von meinem

Vorhaben entdecken, damit Dich das Mißlingen nicht ſchmerzen ſollte, nun aber iſt Alles geglückt, ich habe mich dem Grafen vorgeſtellt, ihm gefallen, die Förſterſtelle erhalten, darum freue Dich!“

„Ach wie gern möcht' ich mich recht freuen, könnt' ich es nur!“ ſeufzte Margarethe, „wie oft haben Deine Aeltern, die Deine Neigung zu mir wohl bemerkten, mir meine Armuth, meine Herkunft vorgeworfen, wie oft wollten ſie mich nicht ſchon aus dem Hauſe weiſen, nur weil ſie in ihrer Wirthſchaft eine ehrliche, flinke Magd bedürfen, nahmen ſie ihre harten Worte zurück!“

„Weine nur nicht, laſſe mich ſorgen, es wird ſich bald Alles ändern,“ tröſtete Franz, da blickte Frau Martha zur Thüre herein, und als ſie das Pärchen mit einander plaudern hörte, rief ſie Margarethe raſch ab, welche die Thränen trocknete und in die Küche hinaus trat.

„Unverſchämte Dirne!“ ließ ſie die Arme an, „was unterfängſt Du Dich, mit meinem Sohne zu ſprechen, als wärſt Du ſeines Gleichen. Meinſt Du, der ſchöne, ſtattliche Jäger, der Erbe dieſes Gaſthofes, werde Dich blutarme, hergelaufene Dirne zum Altare führen? Wollt' er dies, er wäre von Stund' an mein Sohn nicht mehr; Du aber verläſſeſt augenblicklich mein Haus, wirfſt Du noch einmal Dein Auge auf ihn, oder beſitzeſt Du vielleicht die hundert Goldgülden, welche meine Schwiegertochter zum Mahlſchatz bringen muß?“

Margarethe antwortete nur mit Thränen, ſchürzte das Feuer auf dem Heerde und verrichtete emſig ihre Arbeit.

Die Wirthin ſah ihr zu, und als ſie bemerkte, daß es Margarethen bei aller Betrübniß doch ſo flink von der Hand ging, ſprach ſie: „wahr iſt es, Du haſt ein gutes Herz und biſt eine brave Dirne, ich habe nichts gegen Deine Perſon, und würde Dich gerne Tochter nennen, aber nur Gleich und Gleich paßt zuſammen, alſo nicht Arm und Reich, ein eheliches Kind und ein Bankert.“

Dies letzte Wort, obſchon ſie es ſchon mehrmals gehört, zerriß Margarethens Herz, und laut ſchluchzend verließ ſie die Küche und ſchlich ſich hinauf nach ihrem dunklen Bodenkämmerchen.

Neunhundert und neunzehnte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute erzählte Franz weiter:

Der ſtattliche Fremde hatte ſein Abendmahl auf ſeinem Zimmer eingenommen, und weil ihm die Zeit lang wurde, er auch gern hörte, was ſich in der Welt begab, verfügte er ſich hinunter in die Gaſtſtube, und fragte höflich an, ob es ihm vergönnt ſey, ſich zu den ehrenwerthen Bürgern an den Tiſch zu ſetzen.

Dieſe machten ihm ehrerbietig am obern Ende der Tafel Platz, und auf ſeinen Ruf brachte Margarethe, welche wieder in die Gaſtſtube gemußt hatte, ihm den Becher mit duftendem Weine. Man ſprach von Dieſem und Jenem, und der Fremde, welcher freundlich zuhörte, miſchte ſich von Zeit zu Zeit in das Geſpräch, bisweilen blickte er auch nach Margarethen, die wieder am Spinnrocken ſaß, und ſeine Gedanken ſchienen ſie mit einer Perſon aus ſeiner Erinnerung zu vergleichen.

„Aber glaubt Ihr denn wirklich an den tollen Spuck?“ fragte ein Bürger ſeinem Nachbar, welcher mit einem Andern geflüſtert hatte, und der Angeredete erwiederte: „ganz gewiß, der Nachtwächter hat dieſe Nacht das Gerippe wieder wandeln ſehen, Ihr könnt es glauben!“

„Was iſt das mit dem Gerippe?“ fragte der Fremde, und der Bürger nahm das Wort: „auf unſerm Gottesacker befindet ſich eine Gruft, in welcher ein Gerippe ſteht: welch einen Namen es getragen, als es noch mit Fleiſch und Haut bedeckt unter den Lebenden wandelte, weiß Niemand, eben ſo wenig, wem die Gruft gehört hat, ſie ſteht ſeit länger als funfzig Jahren verfallen, ohne Thüre, Niemand wird mehr hinein begraben, und die Zeit hat dem Wappen über dem Grufteingange ſo übel mitgeſpielt, daß man nicht einmal daraus zu erkennen vermag, weſſen Geſchlecht hierbeerdigt liegt. Vor vielen Jahren wollte der Todtengräber, deſſen Sohn jetzt das Amt hat, das Gerippe in die Erde legen, deßhalb grub er ein Grab und ging hin, es zu holen; aber das Gerippe verſetzte ihm einen derben Schlag mit der Knochenhand, und ſprach mit hohler Stimme: „laß mich in Ruhe hier, bis ich mich ſelbſt in das Grab legen kann.“

„Da ergriff den Todtengräber ein paniſcher Schreck, er entfloh, und ging niemals anders, als am hellen Tage, und ſelbſt dann nicht ohne Begleitung bei dem Gerippe vorbei.“

„Der Todtengräber erzählte, was ihm begegnet war, und ſeit der Zeit ließ natürlich Jeder das Gerippe in Ruhe.“

„Nun will der Todtengräber geſehen haben, daß das Gerippe um Mitternacht über den Kirchhof geſchritten ſey zur gegenüberſtehenden Gruft, welche ebenfalls verfallen iſt, und Niemandem gehört. Dort ſey es bis zum Schlage Eins ſtehen geblieben, und dann wieder in ſeine Gruft zurückgekehrt.“

„Eine merkwürdige Erſcheinung!“ ſprach der Fremde, „ich hätte wohl Luſt, zu erfahren, ob es ſich alſo mit dem Gerippe verhält, und wenn ich daheim bleibe, ſo geſchieht dies nicht aus Furcht; ſondern weil ich ein Funfziger bin, der nicht Luſt hat, ſich im kalten November auf dem Kirchhofe um Mitternacht die Gicht zu holen. Aber dem, welcher den Gang wagt, wollt' ich ſchon hundert Goldgülden geben, bringt er mir ein ſicheres Pfand, daß er wirklich das Gerippe gefragt, warum es rathelos umher wandelt; das Geld achte ich nicht, ich beſitze deſſen genug, und da ich ein Arzt bin, ſo möcht' ich gar zu gern wiſſen, ob wohl in einem ſolchen Gerippe noch Leben und Seele wohnen kann."

Da ſprang Margarethe auf, von einem raſchen Entſchluſſe ergriffen. „Herr!" ſprach ſie zu dem Dokter, „ſeyd Ihr bereit, Jedem, der den Gang thut, hundert Goldgülden zu zahlen, ſo bin ich bereit, ihn zu wagen."

„Du, ein zartes Mägdlein, um Mitternacht?" fragte erſtaunt der Arzt.

„Ihr? Du Margarethe?" riefen erſtaunt die Gäſte verwundert durch einander.

„Ich will mir ein Heirathsgut verdienen!" ſprach Margarethe mit ſeltſamem Tone, Wirth und Wirthin aber, die ihr noch zürnten, ſprachen: „laßt ſie nur gehen, die tolle Dirne, ſie mag zuſehen, wie ihr der Vorwitz bekommt."

Was ſoll ich zum Pfande bringen, daß ich wirklich da geweſen bin?" fragte Margarethe. Da zog der Herr einen goldnen Reif vom Finger, und ſprach: „ſtecke dieſen Ring dem Gerippe an den Knochenfinger, und haſt Du mir Kunde gebracht von dem, was ſich begeben, und ich finde morgen früh den Ring, ſo ſind hundert Goldgülden Dein."

Franz, der Einzige, welcher Margarethen von dieſem Schritte abgehalten haben würde, ſaß auf ſeinem

Gemache, nachdenkend, wie er die Aeltern zur Verzeihung ſeines heimlich gethanen Schrittes bewege, alſo warnte Niemand Margarethen, welche ein Regentuch überwarf und feſten, ſchnellen Schrittes dem Gottesacker zueilte.

Neunhundert und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

„Mir hat von der grauſigen Sache geträumt, die Sie uns erzählt haben,“ ſagte heute die Freifrau, „ich ſah im Traume die arme Margarethe zum Gottesacker eilen, hörte wie das Gerippe mit ihr ſprach, und erblickte hierauf die Verwegne mit flatternden Haaren als Wahnſinnige.“

„Ich hoffe,“ ſprach Alma, „die gute Margarethe iſt auf halbem Wege umgekehrt, nicht wahr? O bitte, erzählen Sie.“

„Sie ſind beide auf falſchem Wege, meine gnädigen Frauen,“ ſagte Franz.

Margarethe ging wirklich auf den Gottesacker, und obſchon ihre Knie wankten, ihre Liebe gab ihr Muth und Kraft.

Herzhaft ſchritt ſie auf die Gruft zu, ſah vom

Strahl des Mondes beleuchtet das Gerippe ſtehen, und ſprach mit ſanfter, zitternder Stimme: „iſt es wahr, daß Du des Nachts ruhelos umher wandelſt und iſt es möglich, daß die Ruhe zu verſchaffen iſt, ſo ſage es an.“

Da ſchlug die Glocke Zwölf, Margarethe hatte, muthig durch des Gerippes Schweigen ihm den goldnen Reif an den Finger geſteckt. Da ſprach es, indem es ſeine dürren Arme um Margarethens Hals ſchlang, ſo daß ſie es auf dem Rücken tragen mußte: „Vermeſſene, die Du es gewagt haſt, um Mitternacht Dich in meine Geheimniſſe einzudrängen, wiſſe, daß ich Dich nicht eher verlaſſen werde, als bis Du mir Verzeihung geholt haſt von jener Frau, die Du dort in der gegenüberſtehenden Gruft ſehen wirſt.“

Margarethe ſchauderte, aber ſie ging, doch mit wankenden Schritten nach der Gruft, in dieſer ſaß eine Frau, mit leichenblaſſen Wangen und eingefallenen Augen in weiße Leichentücher gehüllt.

Zu dieſer Frau, deren Anblick faſt noch ſchrecklicher war, als der des Gerippes, ſprach Margarethe bebend: „Vergieb dem, welchen ich trage, vergieb ihm!“

Die Frau ſchüttelte ernſt und ſchweigend das Haupt, und Margarethe ſagte mit erhöhter Angſt: „vergieb ihm um meinetwillen, denn wiſſe, das Gerippe verläßt mich nicht eher, als bis ich ihm Vergebung von Dir erfleht habe.“

Und wieder ſchüttelte die Frau ernſt und ſchweigend das Haupt, da rief Margarethe in Todesangſt: „o ſo vergieb ihm um des Kindes willen, das ich unter meinem Herzen trage.“

Und langſam erhob die Frau ihr Haupt und ſprach feierlich: „ihm ſey vergeben!“

Hierauf erhob ſie ſich, ſtieg in die Gruft hinab, hob einen Sargdeckel ab und legte ſich in den Sarg, deſſen Deckel von unſichtbaren Händen über ſie gelegt wurde.

Das Gerippe ließ Margarethen los und ging mit den Worten: „Dank Du muthige, fromme Frau,“ in ſeine Gruft zurück.

Margarethe ſäumte nun nicht länger und trat ihren Rückweg an.

Während der Zeit hatten Alle in der Gaſtſtube von Margarethens Muthe geſprochen, Viele aber, und darunter auch der Arzt, hatten es bezweifelt, daß ſie wirklich das Gerippe anreden werde. Da ſprach der Fremde: „lieben Leute, ich forſche einem Tiſchler Namens Hellerbach nach, welcher früher in Breslau lebte, jetzt aber, wie ich höre, hier in der Nähe wohnen ſoll.“

„Er wohnt auch nur eine Stunde von hier,“ ſagte die Wirthin, „und Margarethe wird Euch die beſte Auskunft über ihn geben können, denn ſie war früher bei ihm ſeine Pflegetochter.“

„Wie alt iſt dieſe Margarethe?“ fragte der Arzt mit bebender Stimme.

„Neunzehn Jahr am Michaelistage geweſen!“ antwortete die Wirthin.

Da wurde der Fremde todtenblaß, taumelte in ſeinen Lehnſtuhl zurück und vermochte nichts hervorzubringen, als die Worte: „eilt Ihr nach, holt ſie, bringt tauſend Goldgülden dem, der ſie mir ohne ein Leid vom Gottesacker bringt!“

Das Bewußtſeyn verließ ihn, Alle eilten ihn zu Hülfe, keiner hatte Luſt ſich die tauſend Goldgülden zu verdienen. Endlich kehrte der Arzt in das Leben zurück, da trat Franz ein, er vernahm, was ſich begeben hatte, und mit dem Ausrufe: „Margaretha, meine Margaretha, mein Weib, ſtürzte er fort, um ſie zu holen.“

Staunend blickten ihm die Zurückgebliebenen nach, ſeine Aeltern ſagten kein Wort, ja die Mutter bereute es, Margarethen durch ihre harten Worte zu dem verzweifelten Schritte getrieben zu haben.

Neunhundert ein und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Jetzt wurden Tritte hörbar, die Thüre öffnete ſich, und auf ihren Franz geſtützt, trat Margarethe ein, bleich, aber ohne alle Zeichen von Krankheit. Eilends berichtete ſie, was ihr geſchehen, und hoffte nun nichts weiter, als den verſprochenen Lohn, ihre Ausſteuer zu erhalten; da ſtürzte der Doctor auf ſie und ſchloß ſie mit den Worten: „Margaretha, ich bin Dein Vater, Du biſt meine Tochter!“ in ſeine Arme.

Nachdem der erſte Freudenrauſch der Wiedergefundenen verflogen war, begann der Arzt: „ich war eben dreißig Jahr alt, als ich Leibarzt eines reichen böhmiſchen Grafen wurde, der mir ſeine Gunſt und ſein Vertrauen ſchenkte. Seine ſchöne Tochter Anna zeichnete mich aus, ich liebte ſie glühend, und die Folge unſrer geheimen Neigung war, da der Vater nie in unſre Verbindung gewilligt haben würde, Flucht und heimliche Trauung.“

„Weil wir uns vor den Verfolgungen des Grafen fürchteten, flohen wir unter fremden Namen nach Breslau, und lebten daſelbſt ſtill und eingezogen in dem Hauſe des Tiſchlers Hellerbach. Hier ward Margaretha Mutter einer Tochter und ſtarb; ich wollte verzweifeln, nur das Kind erhielt mich am Leben. Da vernahm ich, daß der Graf mir auf der Spur ſey, für Margarethen mußte ich mich erhalten. Im Herbſte konnte ich das zarte Kind nicht mit mir nehmen, auch war ich nicht geeignet ein kleines Kind zu pflegen.“

„Ich legte eine große Summe in Hellerbach's Hände, empfahl ihm und ſeinem Weibe das Kindes Pflege, und reiſete nach Welſchland. Dort ſtudirte ich weiter, hatte Glück mit meinen Curen, und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß ich einen bedeutenden Ruf erhielt, und Leibarzt eines italieniſchen Herzogs ward. Oftmals wollte ich nach Deutſchland reiſen, um mir meine Tochter zu holen, immer fanden ſich Hinderniſſe. In den letzten Jahren war ich ſehr kränklich und konnte ſomit erſt jetzt die Reiſe nach meinem Vaterlande antreten. In Breslau erfuhr ich, wo Hellerbach jetzt lebte; daß ich meine Tochter als Magd finden würde, ahnete ich nicht. Daß ſie meine Tochter iſt, bin ich feſt überzeugt, ihr Geſichte fiel mir ſchon früher, wegen der Aehnlichkeit mit den Zügen meiner verſtorbenen Margaretha auf. Sie hat auch ihre ſanfte Stimme.“ —

„Und Hellerbach hat keine Tochter, und hat uns geſagt, als er ſie zu uns in Dienſte brachte, ſie ſey der Baſtard eines Gelehrten!“ fiel der Wirth ein.

„Der Schändliche!“ ſprach Margarethens Vater, „aber von jetzt an ſoll mein Kind glücklich ſeyn, denn meine Tochter iſt ſie, hier ſeh ich auch das kleine braune Mahl auf ihrer rechten Hand. Margaretha iſt nun meine Erbin und der junge Mann, Euer Sohn, auch der meine, er hat ja die arme Magd ſchon geliebt!“

Daß Franzens Aeltern nun mit Freuden in die Verbindung willigten, glaubt wohl Jeder. Die heimlich Verbundenen wurden noch einmal öffentlich getraut und in dem Gaſthofe ging es an dieſem Tage hoch her. Den Ring hatte man wirklich an des Gerippes Knochenfinger gefunden, er ward Margarethens Trauring. Das Gerippe ward verſcharrt.

„Gott ſey Dank, daß die Sage, welche ſo viel Schauerliches enthält, ſich heiter endet,“ ſagte Claudine, „und daß die gute Margarethe für ihren ſeltenen Muth belohnt wird.

„Ich bin ſelbſt froh darüber, denn ich entgehe dadurch den Vorwürfen, welche die Damen aus Mitleid über mich ausſchütten würden,“ ſprach Franz.

„Als nun die Geſellſchaft Mariens Gemach verlaſſen hatte, ſagte der Arzt auf dem Coridor zu dem Caplan: „morgen beten ſie wieder, werther Freund, morgen gedenke ich Mariens linkes Auge zu operiren. Ich hätte ihr können jetzt Licht laſſen, aber dann wird ſie auf dem zweiten erſt operirten Auge die Binde nicht laſſen wollen, und darauf muß ich ſtreng beſtehen.

„Gott gebe, daß Ihnen auch die zweite Operation ſo gut gelingt, wie die erſte!“ ſagte der Caplan.

„Sie hat mich ſehr glücklich gemacht!“ ſprach Willmann bewegt, „bald wird, wenn meine Ahnung mich nicht täuſcht, dieſem Hauſe der Glücksſtern wieder aufgehen. Eduard und Alma, Franz und Claudine, Marie und vielleicht der Maler, ich ſage vielleicht, denn noch hat ſie ihn nicht geſehen! Und wer weiß, welch ein Glück noch dem Freiherrn bevorſteht.“

Laſſen ſie uns hoffen,“ ſprach der Caplan.

Neunhundert zwei und zwanzigſte Nacht.

Auch die zweite Operation war Willmann glücklich gelungen, und er ging zu dem Freiherrn, um mit ihm über ſeine Reiſe nach Wien zu ſeiner Braut zu ſprechen.

Der Freiherr erſuchte ihn ſehr freundlich nur noch vierzehn Tage auf dem Schloße zu verweilen, um Zeuge des Augenblicks zu ſeyn, in welchem Marien die Binde von den Augen genommen würde. Willmann konnte dem Freiherrn dieſe Bitte nicht verſagen und ſchob ſeine Reiſe um zwei Wochen hinaus. Als ſich Abends wieder Alle in dem Salon verſammelt hatten, ſagte Willmann zu Franz: „Ihre Sage hat mich an eine Begebenheit erinnert, deren Zeuge mein Vater war. Oft hat er uns erzählt, was er mit angeſehen und angehört hat auf dem berühmten Schloße F...., und merkwürdig war es mir, daß jetzt, ſechs und vierzig Jahre ſpäter, ſich beſtätigt hat, was mein Vater damals hörte.

Von den Anweſenden aufgefordert zu erzählen, begann der Arzt:

Eine Nacht auf dem Schloſſe F....

Von der Univerſität heimkehrend, kam mein Vater durch das freundliche böhmiſche Städtchen F....

Die ſchöne Gegend und drückende Hitze, bewogen meinen Vater einen Tag daſelbſt zu raſten, auch wollte er das nahe bei der Stadt auf hohem Felſen gelegene Schloß F . . . . nicht unbeſucht laſſen, weil er ſich von ſeinen Thürmen aus eine köſtliche Ausſicht verſprach, und weil er die Originalportraits mehrerer berühmter Perſonen aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte dort ſehen konnte.

Er beſchaute ſich das alte Schloß und kam ganz entzückt von der himmliſchen Ausſicht, und ergriffen von einigen Portraits, die er mit Grund für ähnlich hielt, zurück in den Gaſthof.

„Wie kommt es aber,“ fragte er einige Bewohner des Städtchens, daß der Graf, welcher dieſes ſchöne Schloß beſitzt, es nicht bewohnt? Es iſt doch Raum genug für eine zahlreiche Familie und eine anſehnliche Dienerſchaft, und in dieſen ſchönen Sälen und Gemächern muß es ſich ganz herrlich wohnen.“

„Er hat der Schlöſſer viele,“ antwortete ein angeſehener Mann des Ortes, Schloß F . . . . iſt nicht eingerichtet, und wenn der Graf nicht eben in der Hauptſtadt des Landes oder in der Reſidenz ſich aufhält, lebt er lieber auf dem Lande, als in unſerm kleinen Städtchen. Er will auch das Schloß, welches ſo viele merkwürdige Portraits enthält, den Beſuchern nicht verſchließen, und bewohnte er es, würden die zahlreichen Beſuche ihn ſtören.“

„Man ſagte einmal es ſpucke in dem alten Schloße,“

nahm ein alter Herr das Wort, „möglich iſt, daß die vielen alten Generale, deren Portraits auf dem Schloße hängen, und daß der berühmte Kriegsheld W . . ſelbſt im Bilde nicht ruhen noch raſten können.“

„Ich bin eben nicht furchtſam,“ ſprach ein Dritter, „aber Portraits, beſonders wenn ſie in Lebensgröße ſind und gut gemalt, haben für mich etwas ungemein Schauerliches, Wenn ſie Einen ſo von allen Seiten mit großen Augen anſehen, und man meint, die Augen bewegten ſich, wenn man jeden Augenblick erwarten muß, ſo ein alter Ahnherr wird nun den Mund öffnen und ſagen: „Halt! ſtillgeſtanden, ich habe mit Dir zu ſprechen,“ um keinen Preis bliebe ich eine Nacht auf dem Schloße.“

„Ich auch nicht,“ ſagte ein Vierter, „der Ratten und Mäuſe wegen, die dort hauſen!“

„Und ich nicht,“ ſprach der Erſte, „weil es doch nicht ganz richtig oben ſein mag.“

„Ich bin augenblicklich bereit eine Nacht auf dem Schloße zuzubringen,“ ſagte mein Vater.

Das Geſpräch wandte ſich endlich ſo, daß die ſämmtlichen Herren mit meinem Vater um zwei Dutzend Flaſchen Ungarwein wetteten, daß mein Vater nicht auf das Schloß ginge und die Nacht dort bliebe. Mein Vater ging die Wette ein, der Kaſtellan des Schloßes ward in Kenntniß davon geſetzt, und um Glock zehn Uhr zog die ganze Geſellſchaft im hellen Mondenſcheine aus dem Gaſthofe hinauf auf das Schloß.

„Sie begleiteten meinen Vater bis in das erſte Zimmer, und nachdem ſie ihm gute Nacht gewünſcht hatten, verließen ſie ihn. Die Treppenthüre ward von Außem mit einem franzöſiſchen Schlüſſel zugeſperrt, den der Aelteſte in der Geſellſchaft an ſich nahm."

Hier ſchwieg der Erzähler, Alma ſagte: „man rühmt, und mit Recht, daß die Männer minder furchtſam ſind, wie die Frauen, ich geſtehe, ich würde um keinen Preis eine Nacht allein auf ſo einem alten, mir unbekannten Schloße zubringen, und ich glaube auch, nicht alle Männer würden es wagen."

„Mein Vater hat uns wenigſtens oft verſichert, daß er es nicht zum zweitenmale thun würde."

Neunhundert drei und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Als die Geſellſchaft meinen Vater verlaſſen hatte und er ſich allein ſah, lachte er, daß die Herren es für ein Wagſtück hielten, eine Nacht in dem alten, ruhigen Schloße zu bleiben, das, da es kein Geld enthielt, auch keine Räuber anlocken konnte. Es kam ihm komiſch vor, daß ſie ihren guten Wein ſo wohlfeilen Kaufs weggaben; er nahm ſich vor, ſich ihn recht gut ſchmekken zu laſſen, und dieſe Nacht über ſo gut als möglich zu ſchlafen.

„Ja, ich werde beſſer ſchlafen, als ich unten im Gaſthofe, ja ſelbſt im älterlichen Hauſe ſchlafen könnte,“ ſprach er zu ſich, indem er ſich auf ein altmodiſches, mit weißem Atlas überzogenes Kanapee legte. überall herrſchte drückende Hitze, in dem hohen Zimmern des alten, ſteinernen Schloſſes, deſſen Fenſter ſelten geöffnet wurden, wohlthuende Kühle.

Mein Vater ſchlief auch ruhig ein; da weckte ihn nach einem kurzem Schlummer der Klang der Thurmuhr, es ſchlug drei mal.

„Schon drei Uhr!“ dachte mein Vater, „nun da hätte ich denn die Nacht ſo ziemlich ruhig verſchlafen, und die Geiſterſtunde wäre vorüber. Wie herrlich ſich die Landſchaft im Mondesſchimmer ausnehmen muß,“ dachte er, und ging in das Nebenzimmer, aus welchem man eine herrliche Ausſicht hat. Er öffnete es, und ſchaute tief unter ſich die freundliche, ſtille Stadt, ihm gegenüber die auf Anhöhen gelegenen Fluren, einige kleine Häuſer und hinter dieſen den Kranz von Bergen.

„O Gott, wie ſchön iſt die Welt!“ rief er aus, in dieſem Anblicke ſchwelgend.“

Da ſchlug es Zwölf, alſo nicht Drei; Dreiviertel hatte es vorher geſchlagen. Mein Vater blieb ruhig im Fenſter liegen, da dünkte es ihm, als höre er hinter ſich das Rauſchen eines ſeidenen Gewandes, und jetzt: als vernehme er ſchwere Tritte.

„Irgend Jemand, der mich necken will," denkt er, und blickt ſich um, aber wie verſteinert ſteht er da, als er mitten im Zimmer den Feldmarſchall W. . . . in ſeiner halb altdeutſchen, halb ſpaniſchen Tracht ſtehen ſieht, und den Rahmen, der ſein Portrait umgab, leer. Er ſieht eine ſchöne Frau im ſeidnen Gewande, die ſich vor ihm neigt, und auf einen Wink des Feldmarſchalls, treten faſt alle Perſonen aus den Rahmen, und die Bruſtbilder neigen ſich vor ihm in den Rahmen, oder wenden ſich, wie beſchämt, von ihm ab.

Und aus den übrigen Gemächern treten Frauen in ſeidenen und ſammetnen Gewändern, Cardinäle, Feldherren, berühmte Staatsmänner. Sie ſetzen ſich auf die alten Sophas und Stühle, und flüſtern zuſammen, und eine Dame ſagt: „wie iſt es hier ſo dunkel, ſo ſtill, keine Muſik, kein Hofſtaat!"

Der Feldmarſchall geht in dem Kreiſe umher, wie ein Monarch, Jedem ein paar Worte ſagend, und zu einem alten, mit Orden gezierten Generale ſprach er: „entſchuldige Dich nicht, G. . . ., ich weiß, Du warſt nicht aus perſönlicher Feindſchaft gegen mich, und was man Dir von meinem Nachlaſſe gab, und den meinen nahm, hätte an Deiner Stelle jeder Andre genommen, hätteſt Du Dich auch geweigert, die Meinen hätten es doch nicht behalten."

Hierauf verließ er das Gemach, und mein Vater, dem es unter den Andern noch unheimlicher war, und welchem, da ihm nichts geſchah, die Neugierde trieb, folgte dem Feldmarſchall durch mehrere Zimmer eine Stiege hinauf. Vor dem Bilde eines Mannes von mittlern Jahren blieb W. ſtehen, und ſprach: „F. . . . ſey gerecht, ſey gerecht, höre, unterſuche ſelbſt, gieb nichts auf meine Feinde, auf Ohrenbläſer. Sey gerecht, ehe die Nachwelt Dir den Namen: „der Schwache, der Ungerechte,“ ertheilt!“

Da ſprach der Mann: „Geſchehenes iſt nicht mehr zu ändern, aber ich werde es im Traume meinen Enkeln befehlen, daß Du nochmals gerichteſt werdeſt, auf daß Deine Unſchuld hervorgehe.“

Da wandte ſich W. . . . und lächelte ſpöttiſch, begab ſich wieder in den Saal, wo noch Alle flüſternd da ſaßen. Und als die Glocke Eins ſchlug, gingen alle die Geſtalten ruhig in ihre Rahmen zurück und wurden Bilder.

Meinem Vater hatte bei dieſem Anblicke die Haut geſchaudert, er befühlte ſich, ob er nicht träume, und zum Zeichen, daß er wache, zog er ſein Schnupftuch heraus, und riß es mitten von einander, dann trat er wieder an das Fenſter, um die Stadt zu ſehen, und hier und da ein Haus, aus deſſen Fenſtern das Nachtlämpchen ſchimmerte.

Neunhundert vier und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Mein Vater dankte Gott, als endlich die Sonne aufging, und die Stunde ſeiner Befreiung aus dem alten Schloſſe ſchlug, denn ſelbſt bei hellem Tagesſchein war ihm in der Nähe der Portraits unheimlich.

Um Punkt ſechs Uhr hörte er Tritte, die Treppenthüre ward aufgeſchloſſen, und die ganze Geſellſchaft kam, ihn im Triumphe abzuholen. Mein Vater ſah blaß und übernächtig aus, und als er mit Fragen beſtürmt wurde, ſagte er: er habe allerdings etwas Seltſames auf dem Schloſſe geſehen, könne es aber nicht erzählen. Zweien aus der Geſellſchaft vertraute er aber, was er geſehen und gehört.

Dieſe wollten anfangs lachen, wurden aber doch gar ernſthaft dabei, und erklärten endlich Alles, was er vernommen haben wolle, für einen Traum, oder für Bilder ſeiner erregten Fantaſie. Mein Vater wollte aber das nicht glauben, berief ſich darauf, daß er am offenen Fenſter geſtanden, und auf ſein zerriſſenes Taſchentuch. Auch dem alten Kaſtellan vertraute mein Vater, was er mit angeſehen und angehört, und dieſer ſagte hierauf: „Herr, ich lache Sie nicht aus, wie vielleicht Andre. Mein Vater, mein Großvater, mein

Urgroßvater waren hier Kaſtellane, und Einer hat dem Andern verſichert, daß der Feldmarſchall unſchuldig ſey, vom Vater bis auf den Sohn hat es ſich fortgeerbt. Auch mag es wohl nicht immer ruhig in den Gemächern ſeyn, vor ſechs Jahren habe ich ſelbſt einmal etwas vernommen. Ich führte nämlich einen Fremden herum, welcher einen Stock mit einem Knopfe hatte, der ein Edelſtein war. Spät, es mochte wohl elf Uhr ſeyn, pocht es an meine Thüre, ich öffne, der Fremde ſteht da und ſagt mir, daß er ſeinen Stock im erſten Zimmer des Schloſſes habe ſtehen laſſen, und daß ich ihn doch gegen ein gutes Trinkgeld holen möge, weil er den nächſten Morgen um drei Uhr abreiſen wolle."

„Ich ging ſogleich, mit meiner Laterne verſehen, auf das Schloß und holte dem Herrn den Stock, welcher auch richtig im erſten Zimmer ſtand. Da hörte ich im anſtoßenden Gemache ſeidne Gewänder rauſchen und Tritte. aber ich hütete mich wohl, hinein zu treten, eilends verließ ich das Zimmer, ſchloß zu, und lief, was ich konnte, die Treppe hinab, wo der Herr auf mich wartete."

„Seit jenem Tage gehe ich nicht mehr, wenn es dunkelt, in das Schloß."

Mein Vater verließ F.... Jahre vergingen, er konnte die Nacht auf dem Schloſſe nicht vergeſſen, und litt ſeitdem keine lebensgroßen Portraits in ſeinem Zimmer, und als er ſelbſtſtändig war, auch nicht mehr in ſeinem Hauſe. „Wenn ich mich auch überreden wollte, daß ich nur geträumt," ſprach er oft, „es iſt nicht möglich, ſo lebhaft zu träumen." Wie ſtaunte er, der gleich den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen den W.... für einen Verräther hielt, als jetzt nach langen Jahren Acten aufgefunden worden ſind, die ihn für ſchuldlos erklären.

Seitdem iſt mein Vater noch feſter überzeugt, daß es nicht Traumgeſtalten waren, die er ſah."

„Und Sie?" fragte der Freiherr.

„Ich werde es für einen Traum halten, ſo lange mir nicht Aehnliches im Zuſtande des Wachens begegnet."

„Wie kann Geiſt und Seele der Perſon, die von ihnen belebt wurde in dem Portrait derſelben wohnen?" ſagte Eduard, „viel eher iſt wohl anzunehmen, daß der Geiſt des Malers in ihm wohnen kann."

„Die meiſten Maler legen nur nicht viel Geiſt hinein," ſprach lachelnd der Arzt.

Frau von Runſitten ſagte: „ich hörte vor Jahren, daß in einem alten Schloſſe um jede Mitternacht im Ahnenſaale die Ahnfrau umhergehen ſolle, ſchön gekleidet, blühenden Geſichtes, wie eine lebende Frau."

Niemand bezweifelte dies, nur der Herr des Schloſſes wollte ſich genau von der Wahrheit dieſer Ausſage überzeugen, er ließ den reinen Fußboden mit feinem Kohlenſtaub beſtreuen, und ſchloß nun eigenhändig beide Thüren, die in den Saal führten, zu, und verſiegelte ſie mit ſeinem Wappen, auch blieb er, um ſich ganz ſicher zu ſtellen, die Nacht in dem Gemache, welches an den Ahnenſaal ſtieß, er hörte nichts und ſpottete ſchon über die Gläubigen, aber wie ſtaunte er, als er am Morgen, da er das Gemach ſelbſt aufſchloß, in dem Staube der Kohlen Fußtapfen gewahrte, die klein genug waren, um einem Frauenfuße zugerechnet werden zu können.

Neunhundert fünf und zwanzigſte Nacht.

Heute erzählte Claudine:

Die drei Schweſtern.

(Italieniſche Novelle.)

In Venedig lebte einmal ein reicher Kaufherr, Namens Antonio, welchem der Himmel zwar keinen Sohn geſchenkt hatte, dafür aber drei ſchöne Töchter.

Die älteſte hieß Guiletta, und hatte glänzend ſchwarzes Haar und ſchöne ſchwarze Augen, die zweite, Hyacintha, hatte ein liebliches Antlitz, umwallt von kaſtanienbraunen Locken, dazu ein Paar große, kaſtanienbraune Augen, die dritte, Viola, war blond, und ihr Vater hatte ſie, um ihrer ſchönen, blauen Augen willen, Viola genannt. Sie glich ganz ihrer verſtorbenen Mutter, welche, weil Blondinen in Italien Seltenheiten ſind, oft wegen ihrer blauen Augen und goldnen Locken angeſtaunt worden war.

Eines Tages ſaß der Vater bei ſeinen Kindern, mehrere Hausfreunde waren zugegen, und rühmten wieder, wie gewöhnlich Viola's ſchöne Haare und Augen.

„Sie dankt ſie den Gebeten, welche ihre Mutter zu ihrer Schutzheiligen gebetet,“ ſprach Herr Antonio, „denn Jahre lang wünſchte ſich meine verſtorbene Gattin ein Mädchen mit blonden Locken und blauen Augen.“

Da ſprang Viola auf und rief: „nun denn, ſo ſchwöre ich hiermit feierlich, und nehme die Anweſenden zu Zeugen, daß ich mich mit keinem Manne vermählen will, welcher nicht ebenfalls blondes Haar und blaue Augen hat.“

„Und ich,“ ſprach ernſthaft Guiletta, „ſchwöre, daß ich unter keiner Bedingung einem Manne die Hand geben will, welcher nicht dunkle Locken hat, wie ich, und rabenſchwarze Augen.“

„Und ich,“ fiel Hyacintha ein, „ich gelobe, eher in das Kloſter zu gehen, als eines Mannes Gattin zu werden, der nicht kaſtanienbraunes Haar und ein kaſtanienbraunes Augenpaar hat, wie ich.“

Einige in der Geſellſchaft wollten die Jungfrauen bereden, das voreilige Gelübde zu widerrufen, doch Herr Antonio, den die Weinlaune romantiſch geſtimmt hatte fand das Vorhaben seiner Töchter sehr löblich, und stimmte dafür, ja er schwur, daß er seine Einwilligung zu keiner Verbindung seiner Töchter geben wolle, wenn nicht jeder Bräutigam Haare und Augen von der Farbe der Haare und Augen seiner Braut habe.

Ein speculativer Kaufmann, welcher das mit angehört hatte, baute auf diese Aeußerung einen Plan, und indem er in seinen Gedanken schon Alles für gelungen hielt, trat er hervor, schlug vor, die Gelübde der Jungfrauen zu Protocoll zu bringen, und als dies geschehen war, sagte er: „was Ihr hier gelobt habt, meine schönen Jungfrauen, ist leichter gesagt als gehalten, die Liebe kann Euch einen wunderlichen Streich spielen, und Euer Vater ist viel zu zärtlich, um Euch nur den kleinsten Wunsch zu versagen. Er wird es zufrieden seyn, wenn die schwarzgelockte Hyacintha einen Blonden heirathet, wenn Viola, die Blonde“ —

„Haltet ein, Herr Pedro!“ riefen hier die drei Töchter und der Vater: „Haltet ein!“ Und nun vermaßen sie sich so hoch und theuer, daß Herr Antonio feierlich, schriftlich vor Zeugen versprach, daß die Tochter, welche ihrem Gelübde zuwider sich vermähle, dem Herrn Pedro ihr Heirathsgut, sechstausend Ducaten zahle, dagegen Herr Pedro jeder Braut, welche ihr Gelübde halte, einen kostbaren Brautschmuck, tausend Dukaten an Gold und Edelsteinen werth, dagegen setzte.

Es wurde von einem anwesenden Rechtsgelehrten in aller Form eine Schrift darüber aufgesetzt, welche demſelben, nachdem alle Unterſchriften darauf ſtanden, zur Bewahrung übergeben wurde. Herr Pedro war darüber nicht wenig erfreut, er hatte nämlich zwei junge, hübſche, wohlgebildete Söhne, und einen Neffen, ſeiner verſtorbenen Schweſter Sohn, welchen er ebenfalls zärtlich liebte.

Sein älteſter Sohn, Reimond, hatte ſchöne, dunkle Locken, pechſchwarze Augen, und war ſomit ein Mann für die ſchöne Guiletta, welche ihm eine erwünſchte Schwiegertochter war, ſein zweiter Sohn, Guiſeppo, hatte Augen und Haare wie Hyacintha, und ſein Neffe, Romeo, war der ſchönſte Blondin in ganz Venedig.

Eine Verbindung ſeiner Söhne mit Antonio's Töchtern war ſeit langer Zeit ſein Lieblingswunſch, aber weil er ſelbſt nicht ſo reich wie Antonio war, fürchtete er eine abſchlägliche Antwort, und glaubte, daß die ſchönen Jungfrauen ſchon heimliche Bräute wären; nun aber war er Zeuge ihres Gelübdes, und nahm ſich vor, es zum Vortheile ſeines Hauſes und ſeiner Söhne zu benutzen.

Neunhundert ſechs und zwanzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Geſchichte.

Kaum war Pedro in ſeinem Hauſe angekommen, ſo rief er die drei Jünglinge herbei, erzählte ihnen das Gelübde der Schweſtern, ſchilderte ihnen die Schönheit, die Jugend und den Reichthum der Bräute, und bat ſie auf das Herzlichſte, ihr Glück zu verſuchen und ſich um die Jungfrauen zu bewerben. Die drei Jünglinge, welche erſt kürzlich von ihren Reiſen zurückgekommen waren, kannten die Schweſtern noch nicht, aber ſie waren ſehr geneigt, die hübſchen, reichen Mädchen heimzuführen, wenn nur dieſe ſelbſt nichts dagegen hätten.

Herr Pedro war über die Bereitwilligkeit ſehr vergnügt, er ſagte dem ſchwarzlockigen Raimond, daß er ſeine Beſtimmte alle Morgen vor dem Altare der heiligen Julia, Guiſeppo ſeine Hyacintha vor dem der heiligen Barbara, Romeo aber Viola vor dem Hauptaltare in der Domkirche finden werde.

Die Jünglinge ſäumten auch nicht, ſich den andern Tag in die Kirche zu begeben, aber Jeder hatte vergeſſen, zu welchem Altare er treten ſolle, und ſo kam es denn, daß der blondgelockte Romeo zu dem Altare ging, an welchem die braunäugige Hyacintha ihre Andacht verrichtete, während Guiſeppo neben Guiletta niederkniete, und Raimond der blauäugigen Viola mit zierlichem Anſtande das Weihwaſſer reichte. Unglücklicher Weiſe hatte ſich jeder Jüngling in die Jungfrau verliebt, welche er geſehen, die Mädchen waren ebenfalls nicht gleichgültig bei dem Anblicke der hübſchen Jünglinge geblieben, und da ſie ſich täglich ſahen, endlich ſprachen, zuletzt beſtellten, ſo war der Liebeshandel eines jeden Paares ſchon im vollen Gange, als jede der Jungfrauen entdeckte, daß ſie den Jüngling, den ſie liebe, wegen ihres Gelübdes die Hand nicht reichen dürfe.

Das Gelübde, welches dieſe drei reichen, ſchönen Mädchen gethan hatten, war nicht verſchwiegen geblieben; ſchwarz und braunäugige Jünglinge und Männer bewarben ſich um die beiden Aelteſten, und ein Leipziger Handelsfreund, dem man davon geſchrieben hatte, ſandte mit der nächſten Poſt ſeine zwei blonden Söhne an Herrn Pedro, welche er in Ermangelung blonder Venetianer für geeignet hielt, der ſchönen Viola zur Wahl vorgeſtellt zu werden.

Der alte Herr Antonio war ein guter Mann, aber auch ein Kaufmann, deßhalb wünſchte er dem Herrn Pedro den verſprochenen Brautſchmuck für jede ſeiner Töchter abzugewinnen. Von den Freiern, welche ſich um ſeine Töchter beworben hatten, gefielen ihm drei beſonders wohl, und er gab ihnen halb und halb das Jawort.

Hierauf begab er ſich zu ſeinen Töchtern, ſagte ihnen, daß ſich für Jede ein paſſender Mann gefunden, und hoffte nun, daß ſeine Töchter vollkommen zufrieden ſeyn würden. Aber die Jungfrauen waren ganz erſchrocken, wollten von keiner Verbindung wiſſen, erklärten ihr Gelübde für Scherz, und geſtanden endlich, als der Vater mit Fragen in ſie drang, daß Jede ſchon einen Gegenſtand für ihr Herz gefunden habe.

Dies war dem Vater keineswegs angenehm, beſonders war es ihm unlieb, als Jede ihm den Namen des Erwählten nannte, und er ſah, daß die Mädchen ihr reiches Heirathsgut verlieren ſollten. Nach einigen Bedenken verſicherte er, daß er ſeine Töchter zwar zu keiner Verbindung zwingen, aber auch in keine Verbindung willigen würde, die wieder ihr Gelübde ſey.

Bei dieſem Ausſpruche beharrte der Vater, die Mädchen weinten, und theilten ihren Liebhabern ihr Mißgeſchick mit, welche ſich an Herrn Pedro wendeten und Rath und Hülfe von ihm verlangten. Dieſem war die Verwechslung nun ſchon recht, denn Jeder ſeiner Söhne hatte die Neigung einer ſchönen, reichen Jungfrau gewonnen; aber zu Herrn Antonio's Ausſpruche ſchüttelte er den Kopf, denn er zweifelte auch an ſeiner Einwilligung und hätte, da ſeine Söhne die reichen Bräute heimführen ſollten, nun gern auf die ſechstauſend Dukaten verzichtet, die Jede von Herrn Antonio's Töchtern an ihn zahlen ſollte, wenn er ſonſt mit Ehren hätte darauf verzichten können, und die er nur verwettet hätte, um die hübſchen Mädchen eher zu Verbindungen mit ſeinen Söhnen zu bewegen, die freilich ſo daß ſie ſich mit dem Gelübde vertrugen, ſtatt finden ſollten.

Herr Antonio blieb unerbittlich, die Mädchen weinten, Herrn Pedro's Söhne und ſein Neffe wollten verzweifeln, und das ganze Abenteuer hätte leicht noch traurig enden können, wenn die Liebhaber nicht auf den Einfall gekommen wären, ſich Perücken machen zu laſſen. In dieſen Perücken holten ſie ſich bei Herrn Antonio, welcher es mit den Augen nicht ſo genau nahm, das Jawort, Herr Pedro gab jeder von ſeinen Schwiegertöchtern mit Freuden den verſprochenen Schmuck, und als die Trauung vorüber war, und die jungen Ehemänner ihre Perücken ablegten, grämten ſich die beiden vergnügten Väter auch nicht mehr darüber.

Neunhundert ſieben und zwanzigſte Nacht.

Als heute die Freifrau gebeten wurde, etwas zu erzählen, ſagte ſie:

„Wir haben einander ſchon ſo viel Angenehmes von berühmten und bekannten deutſchen Schriftſtellern erzählt, laſſet mich denn heute eine Sage mittheilen, welche eine bejahrte, hochgeachtete Schriftſtellerin Deutſchlands, deren Schriften oft mit Vergnügen von uns geleſen worden ſind, mittheilen," und ſie las:

Die Walpurgisnacht.

Es war an einem ſchönen Abend im Beginnen des Frühlings, als ein liebend Paar in der Umwölbung friſch begrünter Büſche am Ufer des Sees ſaß. Hinter dem Gebirge war die Sonne ſchon lange verſchwunden, nur die gegenüberſtehenden Felſenzacken prangten noch im röthlichen Glanze; Dämmerung verbreitete ſich in den Thalſchluchten. Einzelne Nebelſtreifen ſtiegen aus den Kiefernwäldern empor, und ſchwebten langſam an den Abhängen hin; die Himmelswolken zitterten in den leiſe bewegten Wellen, einzelne Sterne erſchienen am dunklen Blau und ſpiegelten ſich im Waſſer wieder. Alles war ſtill und feierlich. Der Sonntag ging zu Ende, kein Geräuſch arbeitender Menſchen unterbrach das Schweigen, nur die Wellen des Sees klatſchten in langſamen Schlägen an das Ufer, und hier oder dort tönte der Ruf einer einſamen Sennerin von der Alpe herab. Rudolph und Elſe hielten ſich umſchlungen, ihre Herzen waren von Liebe und Dank gegen Gott erfüllt, der ſie ſo wunderbar bis hierher geführt; denn heute waren ſie zum erſten Mal in der Kirche des Benedictiner-Stiftes aufgeboten worden, und ihre Hochzeit war auf den nächſten Monat angeſetzt. Sie hatten ihr

Glück wohl verdient, manche ſchwere Prüfung hatte ihre Liebe geläutert und bewährt, und nur nach Jahren von Trennung unn Kummer war es ihnen gelungen, ein Glück zu genießen, das lange Entbehrung ihnen um ſo theuer gemacht hatte.

Rudolphs Vater war der reiche Senſenſchmiedmeiſter Chriſtoph geweſen, deſſen Haus mit Werkſtätten, Oefen und Wirthſchaftsgebäuden dort drüben im Walde lag, wo der Gießbach aus dem dunklen Tannengehege hervorſtürzt, und mit lautem Gebraus die mächtigen Räder treibt.

Der einzige Sohn war von dem Vater zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Er war bei den Benedictinern in die Schule gegangen, denen Markt, See und Wälder weit umher gehörten, und ſollte einſt eine wichtige Perſon im Staate werden, wie es manche Andere in jenen Zeiten geworden waren, wo die Gefahren des dreißigjährigen Krieges, Bauernaufruhr und trotzige Landherren, dem bedrängten Fürſten den Rath frommer und gelehrter Männer ſehr nöthig gemacht hatten.

Meiſter Chriſtoph ſah ſeinen Sohn im Geiſte ſchon, mit Kette und Kreuz geſchmückt in der Verſammlung der Oeſterreichiſchen Landſtände oder am Hofe des Kaiſers, weidete ſich an der Ehre, die ſeinem Hauſe widerfahren ſollte, und verzichtete gern dafür auf die Freuden, einſt Enkel auf ſeinem Schooße zu wiegen, und ſein Haus auf blühende Kinder in Friede und Eintracht zu vererben.

Rudolph indeſſen dachte nicht wie ſein Vater. Von Kindheit an hatte es ihm das Herz aufgeregt, wenn die Nachbarn Abends in der Schenke, oder an der Tafel im Stifte durchziehende Krieger von den jetzigen Zeitläuften, von den Zügen der Schweden oder wohl gar vom Wallenſtein erzählten, unter deſſen Fahnen Manche von ihnen gedient. Dann wallte ſein Blut heißer, er hing am Munde des Sprechenden, und in ſeinen Spielſtunden wurden die Gefechte, die er hatte beſchreiben hören, unter ſeinen Kameraden dargeſtellt, über die er ſich, ohne es zu wollen, eine Art von Uebergewicht erworben hatte.

Der Vater horchte wenig auf dieſe, deutlich ausgeſprochene Neigung ſeines Sohnes, und Rudolph mußte bei den Benedictinern bleiben, in deren Kloſterzwang er ſich wie im Kerker fühlte.

Neunhundert acht und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute las Frau von Runſitten weiter:

Aber der Knabe trat in die Jünglingsjahre, und das Gefühl fing an zu ſprechen. Eine Frohnleichnams-

Prozeſſion, bei welcher er als der ſchönſte und älteſte der Kloſterſchüler, die ſchwere Fahne zu tragen, und an den ländlich geſchmückten Altären am Ufer des Sees während der Evangelien zu ſtehen hatte, zeigte ihm ein Bild, das auf einmal viele Räthſel ſeines Innern löſete. Es traten aus dem Zuge ſechs weiß gekleidete Mädchen, mit Blumenkränzen in den Locken und Blumenkörbchen in der Hand, hervor, ſangen der heiligen Jungfrau den Hymnus und ſtreuten die duftenden Kräuter des Mais vor der Hochgebenedeiten hin. Die Eine, bei Weitem die ſchönſte von allen, richtete unter dem Kranze weißer Narziſſen, der die goldenen Locken ſchmückte, das unſchuldsvolle blaue Auge auf ihn; der Blick drang in ſein Herz, die Fahne entſank beinahe ſeinen Armen.

Auch das Mädchen blieb wie gefeſſelt ſtehen, die Blumen einen Augenblick regungslos in der ausgeſtreckten Hand haltend; aber die Geſpielen winkten, haſtig ſtreute ſie ihre Spende vor dem Altare hin, und eilte, ſich dem Zuge anzuſchließen.

Das Bild des Mädchens wich nicht mehr aus Rudolphs Seele, und trotz Schulſtunden und ſtrenger Aufſicht wußte er in wenig Tagen ſich Kunde von dem Mädchen zu verſchaffen, zu erfahren, wer ſie war, wo ſie lebte, und ſie, freilich ſelten und nicht ohne Gefahr, zu ſehen und zu ſprechen.

Hoch oben auf dem Berge, der ſich links am See hinabzog, ſtand des Vaters einſame Hütte, in der er arm und wenig geachtet, von ſeiner Hände mühſamer

Arbeit und dem Ertrage eines kleinen Feldes lebte. Auf Umwegen über Felſen und Schlüchte, wo Niemand ſeine Spur ahnte, wußte Rudolph den Weg zu ihr zu finden, und Elſe hatte den ſchlanken Fahnenträger zu wohl in's Auge gefaßt, um ihn nicht wieder zu erkennen, als er das erſtemal von dem Felſen, hinter ihres Vaters Hütte niederkletternd, ihr überraſcht, ſtumm und doch ſo beredt gegenüberſtand.

Von dem an ſahen ſich die jungen Leute, ſo oft es möglich war, und dieſe Beſuche hätten vollends den letzten Funken von Neigung zum Kloſter erſticken müſſen, wenn noch einer in Rudolphs Bruſt geglimmt hätte. Er erklärte ſich beſtimmt gegen ſeinen Vater, ohne gleichwohl des mächtigſten Hinderniſſes zu erwähnen, das ihm ſeinen frommen Beruf verleidete; aber was er ſchlau verborgen zu halten glaubte, hatten Mißgunſt und Zufall doch verrathen.

Der Vater entbrannte in heftigen Zorn, und drohte ihm mit ſeinem Fluch, wenn er auch nur einen Gedanken an die Betteldirne da oben im Walde nähren, oder es verſuchen würde, den Anſichten ſeines Vaters entgegen zu handeln. Vom Morgen an ſollte er nicht bloß zur Schule und Unterricht in's Stift gehen; Meiſter Chriſtoph hatte es mit dem Abte beſprochen, daß ſein Sohn völlig in's Kloſter aufgenommen, dort wohnen, ſchlafen und ganz als Novize deſſelben behandelt werden ſollte.

In derſelben Nacht war Rudolph verſchwunden.

Die Beſtürzung des erſten Augenblickes wich bei dem Vater bald der Ueberzeugung, daß der Burſche nicht weit fort und ſchon wieder zu finden ſeyn würde, wenn es ihm an Geld gebräche.

Indeß wurde bei dem Hüttler im Walde, bei Verwandten in der Umgegend nachgeſucht, wo man den Flüchtigen vermuthen konnte; es zeigte ſich keine Spur, wohl aber erfuhr man, daß eben im nächſten Städtchen Werber gelegen hätten, die um ein großes Handgeld Leute für des Erzherzogs Leopold Wilhelms Schaaren zu gewinnen ſuchten, da die Gefahr vor dem Eindringen der Schweden in's Herz von Oeſterreich täglich wuchs, und Banner und Torſtenſohn Böhmen verwüſtend durchzogen. Wie eine Centnerlaſt fiel bei dieſer Nachricht dem Vater die Erinnerung an Rudolphs Liebe zum Soldatenſtande auf's Herz, und wirklich ſtand es nicht vier Wochen an, als ein reiſender Handwerksburſche, aus Böhmen kommend, durch den Marktflecken zog, und fürchterliche Dinge von den Gräueln der Schweden erzählte, dem erſchrockenen Meiſter Chriſtoph aber einen letzten Gruß und die Bitte um ſeinen väterlichen Segen von ſeinem Sohne Rudolph brachte, den er in Linz bereits in Montur auf einem ſchönen Pferde unter den Pappenheimiſchen Küraſſiren auf dem Platz hatte halten ſehen, wo der Oberſt die Truppen muſterte, und mit beſonderem Wohlgefallen bei dem ſchön gewachſenen Rekruten verweilte.

Neunhundert neun und zwanzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Jetzt war es um Chriſtophs Faſſung geſchehen. Bisher hatte der Gedanke, daß ſein Verſchwinden nichts als eine Liſt geweſen ſey, um den Vater nachgiebig zu machen, ſeinen Muth und ſeine Strenge aufrecht erhalten. Nun war das Unglück da, und nicht allein keine Rede mehr von den Würden des geiſtlichen Standes, ſondern vielleicht in Kurzem von dem Leben ſeines Sohnes, der ja im erſten Gefecht fallen konnte. Gern hätte der Vater jetzt ſeinen ehrgeizigen Hoffnungen entſagt, wenn er nur den Sohn wieder gehabt hätte; er ließ auch durch den Abt an den Oberſten ſchreiben — aber das Regiment war bereits nach Böhmen aufgebrochen, und in dieſer bedrängten Zeit keine Rede von Entlaſſung auch nur eines Mannes.

Drei Jahre waren auf dieſe Art vergangen. Reiſende Handwerker, Krämer, die die Jahrmärkte beſuchten, brachten zu weilen Nachricht von dem Entfernten. Er hatte im Kloſter ſchreiben gelernt, und benutzte dieſe Fertigkeit nun, dem Vater und ſeiner Elſe manches Zeichen ſeines Lebens und ſeiner warmen Erinnerung zu geben.

Elſe, ſo ſchmerzlich ihr die Trennung war, ſoviel ſie für den Geliebten zu zittern hatte, wußte ihn doch lieber unter den Pappenheimern, als unter den geiſtlichen Herrn; denn an ſeiner Treue zweifelte ſie nicht, und fühlte an ihrem Herzen, daß, wenn er das Leben aus dem Kriege zurückbrächte, ſo brächte er auch ſeine Liebe mit. Der Vater aber ſöhnte ſich nach und nach mit dem Gedanken aus, den Sohn auf einer andern Bahn zu ſuchen, die ja doch auch zu Ehren und Würden führen könnte. Rudolph hatte ſich nun ausgezeichnet, er war Wachtmeiſter geworden, man hatte in jenen Zeiten manches Beiſpiel, daß ein Kind unbekannter Eltern im Kriege ein glänzendes Glück gemacht hatte, und ein vornehmer Herr geworden war. Sein Unwille legte ſich, und als der lange Krieg ſich ſeinem Ende zu nahen ſchien, die Friedensunterhandlungen in Osnabrück angeknüpft waren, erkrankte Meiſter Chriſtoph ſchwer; er fühlte, daß er nicht mehr aufkommen würde, ließ dem Sohn ſchreiben, der jetzt leicht Urlaub erhielt, und wenn er wollte, auch ſeinen Abſchied erhalten konnte, und Rudolph flog an das Schmerzenslager des verſöhnten Vaters, der eben noch lange genug lebte, um in des Sohnes Arme zu ſterben und ihn mit ſeinem Segen ſeine ganze beträchtliche Habe zu hinterlaſſen.

Nun dachte Rudolph nicht mehr daran, zu ſeinen Gefährten zurückzukehren, er hatte ſich Ehre erworben. Elſe hatte recht geglaubt; er brachte ſeine ganze Liebe und Treue mit aus dem Kriege, und hatte fortan keinen andern Wunſch, als ſie recht bald in ſeines Vaters wohlgeordnetes Haus einzuführen.

Indeß hatte das Wiederkommen des jungen, ſchönen, reichen Mannes Aufſehen in der Nachbarſchaft und mancherlei Wünſche und Hoffnungen erregt, und wie er den nächſten Sonntag in der knappen Reiterstracht, mit kriegeriſchen Stiefeln, dem hohen Hut, von dem die rothe Feder über die Schulter wallte, kühn in die Augen gedrückt, unter den Bauern am Brunnen vor der Kirche ſtand, um den Anfang des Gottesdienſtes zu erwarten, da wandten ſich die Augen aller Frauen und Mädchen nach der ſtattlichen Erſcheinung. Man bemerkte ſeinen ſchönen Wuchs, wie gut ihm das Soldatenkleid ſtand, wie er ſich ganz anders in den drei Jahren ausgebildet habe, wie treu und freundlich, trotz des kriegeriſchen Anſehens, die blauen Augen unter dem dunkeln Hut und den vollen gelben Locken hervorblickten; man berechnete, wie ſchön und wohlverſehen das Haus und die Senſenſchmiede ſey, und Rudolph war von dem Augenblicke an der Gegenſtand vielfältiger Bemühungen, die aber alle ganz ſpurlos an ſeinem treuen Sinne abglitten.

Vor Allem hatte Gertrud, des Pflegers einzige Tochter, den Eindruck allzuwohl bewahrt, den ſein Anblick am Brunnen auf ſie gemacht hatte, und ſie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr, dem vornehmſten Mädchen im Orte glücken würde, auch den bedeutendſten Freier zu gewinnen. Nichts was zu dieſem Zwecke führen kennte — freundliche Einladungen und Auszeichnungen, ſchimmernde Ausſichten in die Zukunft, wenn der Pfleger, ein mächtiger Mann in ſeinem Wirkungskreiſe, ſich für den Ehrgeiz des künftigen Schwiegerſohnes verwenden wollte. Erkundigungen und endlich unmittelbare Anträge, — wurden geſpart; aber Rudolph blieb immer ungerührt, bis man zuletzt, nicht ohne heftigen Unmuth inne ward, daß dies anſcheinend kalte Herz ſchon längſt von einer ſtillen Flamme erfüllt, und nur zu warm, von keiner Zeit, keiner Trennung zerſtört, ſeine treue Liebe für ein armes Mädchen bewahrt habe. Jetzt verſuchte man es, durch Verläumdungen und Verlockungen die liebenden Herzen zu trennen. Elſe erfuhr tauſenderlei Verdruß. Rudolph wurde von allen Seiten mit den nachtheiligſten Berichten von ſeiner Erwählten gereizt, und Elſens Vater durch Drohungen geſchreckt. Aber alles fruchtete nichts! Rudolph ging ſtill ſeinen Weg fort, empfand von allen nur die Kränkungen, die Elſe fühlen mußte, erhielt nach mancher Verzögerung ihres Vaters Einwilligung und ſah ſich endlich am Ziele ſeiner Wünſche.

Neunhundert und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Nun ſaßen ſie beiſammen am Ufer des Sees im neu beſchatteten Erlengebüſch, verſenkt in heilige Geſpräche, die nur zuweilen ausdrucksvolle Seufzer und wortloſe Entzückungen unterbrachen. Die Dämmerung hatte indeß der Nacht Platz gemacht. Der Glühwurm fing an durch's Dunkel zu leuchten, und drüben, hinterm Walde blickte düſter und bleich die ſchmale Sichel des Neumonds durch die Wipfel des Tannenwaldes auf der Felſenwand, die ſteil vom See in die Lüfte emporſtieg. Hier und da raſchelte eine Eidechſe oder ein Laubfroſch durch's Gras, und das Nachtgevögel fing an aus den Büſchen aufzuflattern. Elſe fuhr ein paarmal zuſammen, es ward ihr unheimlich zu Muthe, und feſter ſchmiegte ſie ſich an die Seite ihres Bräutigams. Er lächelte ihrer Furcht und ſuchte ſie zu zerſtreuen; aber Elſe wurde mit jedem Augenblick ängſtlicher; allerlei Erzählungen von zauberiſchen Weſen, die in dieſen Stunden der beginnenden Nacht unheimlich zu walten pflegen, von der Macht, die ſie durch verborgene Künſte über Menſchen, Thiere, Wolken und Wellen auszuüben vermögen, fielen ihr ein, und ſie vermochte ſelbſt in Rudolphs beruhigender Nähe nicht, ihrem innern Grauen zu gebieten. In dem Augenblicke ſchallten leiſe Fußtritte durch die Finſterniß. Sie näherten ſich. Elſe zitterte, Rudolph horchte, es kam etwas durch die Nacht geſchritten. Er ſprang auf, und trat, Elſen im Arme haltend, dem Kommenden entgegen. Es ſchien eine verhüllte Weibsgeſtalt, die den Waldpfad vom Berge herabkam. Wer da! rief Rudolph: „Wer geht hier?“ Die Geſtalt ſtieß einen dumpfen Schrei aus, und flog mit ſchnellen Schritten dem Walde zu.

Elſe war ſo erſchrocken, daß ſie lange nicht zu ſprechen vermochte. In ihrem Sinne war die Verhüllte Niemand anders, als eine Hexe, die oben auf dem Berge, wo das Steinrund liegt, und wo bei Nacht die Elfen tanzen, daß man die Spur ihrer Ringe am Morgen im Graſe ſieht, geweſen war, und nun in irgend einem Zauberwerk, im Kräuterſuchen, oder Beſchwören, wozu Einſamkeit und Schweigen erfordert wird, durch Rudolphs Anrede geſtört und vielleicht in große Noth gebracht worden ſey, die ſie ihnen entgelten laſſen würde. Vergebens glaubte er an Wuchs und Stimme die Pflegerstochter erkannt zu haben, und ſagte es Elſen. Was ſoll die reiche, vornehme Jungfrau in ſo ſpäter Nacht hier thun? Wo käme ſie denn ſo allein her? — Elſe fürchtete den Zorn der gereizten Hexe, und es dünkte ſie nicht unmöglich, daß ſolche Perſonen auch wohl, um Andere zu äffen und irre zu führen, fremde Geſtalten und Stimmen annehmen könnten.

Während dieſer Reden hatte Rudolph ſein zagendes Märchen nach Hauſe geführt, und dachte des nächtlichen Abenteuers weiter nicht mehr. Auf Elſen hatte es einen tiefern Eindruck gemacht, und ſie vermochte lange nicht die unheimliche Bewegung zu vergeſſen.

Neunhundert ein und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Aber am ſchmerzlichſten hatte das Abenteuer auf jene gewirkt, welche die Urſache all dieſes Schreckens war, auf Gertrud ſelbſt; denn ſie war es wirklich geweſen, die in der Sonntagsnacht vom Walde herab kam, und Rudolph hatte ſie nur zu wohl erkannt. Es war nicht das erſte Mal, daß ſie bei aufgehendem Monde, verhüllt und verſtohlen, dieſen Weg zurückgelegt hatte, und ganz hatten auch Elſen ihre Vermuthungen nicht getäuſcht. Eine heftige Leidenſchaft hatte Gertrud umhergetrieben, ſeit ſie Rudolph das erſte Mal geſehen. Es brauchte lang, bis ſie erkannte, mit welchen Hinderniſſen ſie in dieſem Herzen zu kämpfen habe, und als ſie es endlich einſah, war ihre Neigung ſchon zu ſehr erwachſen, um ſie mit Erfolg zu beſtreiten. Auch fehlte es Gertrud hierzu am Willen, an Ergebung, an frommen Sinn. Wohl aber verſuchte ſie durch den Einfluß ihres Vaters und ſonſt noch auf jede Art, jenes ihr verhaßtes Band zu trennen, und endlich, als auch dieſe Verſuche mißlangen, nahm ſie ihre Zuflucht zu geheimen Künſten.

Es lebte manches Weib in der Nähe, der man mehr als gewöhnliche Wiſſenſchaft zutraute, und manche Geſchichten wurden erzählt, manches begab ſich, das nicht im Laufe der Natur gelegen haben konnte. Eine ſolche Tröſterin und Rathgeberin hatte Gertrud gewünſcht, und auch bald gefunden, und vieles war verſucht worden, deſſen Gefahr nur Rudolphs und Elſens gottergebener Sinn von ihnen abgewendet hatte.

So fruchtlos alle dieſe Beſtrebungen blieben, ſo waren ſie doch nicht im Stande, Gertruds hoffnungsloſe Leidenſchaft zu ſchwächen, und ſie erſchrak, wie vor einem nie zu ahnenden Unglück, als heut Morgens der Pfarrer nach der Predigt die Brautpaare verkündete, und Rudolph und Elſe genannt wurden. Ihre Nachbarin mußte ſie halb ohnmächtig aus der Kirche führen. Das erregte Aufſehen! Viele wußten es wohl zu deuten, denn was Gertrud und ihre Eltern ſich in dieſer Sache verſprochen und erlaubt, war bekannt geworden, und als das Hochamt zu Ende war und die Gemeinde noch am Brunnen auf dem Kirchplatz verweilte, wurde Rudolphs nahe Heirath, Elſens Glück, und der ſtolzen Gertrud Ohnmacht von allen Seiten beurtheilt und beſprochen. Unbeſonnene Nachbarinnen ermangelten nicht der Frau Pflegerin und ihrer Tochter, alles was am Brunnen geredet worden war, zu hinterbringen, und Gertrud ſah ſich nebſt dem Schmerz über den letzten verſchwundenen Hoffnungsſchimmer auch noch dem Gerede und Geſpötte preisgegeben.

Neunhundert zwei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Mit verzweifelndem Herzen erwartete Gertrud das Sinken des Tages, um in dieſer höchſten Noth bei ihrer Vertrauten Rath zu ſuchen. Vermummt und unbemerkt war ſie mit der Dämmerung aus dem Hinterpförtchen des Hauſes geſchlichen, hatte eben ſo ungeſehen die Hütte in der Felſenſchlucht erreicht, und mit aller Heftigkeit ihres Gefühls augenblickliche Hülfe gefordert, wenn nicht alles verloren ſeyn ſollte. Gelaſſen und grinſend wies die Alte ſie zur Geduld, ſagte ihr, daß ſie jetzt an einem Werke arbeite, das ihren Wünſchen ſicher entſprechen würde, indem alle Stellungen der Geſtirne über die Stunde, wo das geheimnißvolle Gebräu begonnen, günſtig geſtanden hätten, und daß ſie an ſeinem Gelingen nicht zweifele; nur fordere ſie ſieben Haare von Gertruden's Haupt. — Wie willig verſtand ſich dieſe dazu! Auf einem kleinen Schemel niederſitzend, bot ſie den dürren Fingern der Alten ihr dunkles Gelocke; aber ein ſtechender Schmerz durchfuhr ſie bei dem erſten Haar, das jene auszog. Erſchrocken ſprang Gertrud vom Schemel auf, die Alte drückte ſie gewaltſam nieder, und ihr höhniſches Gelächter begleitete den noch ſechsmal wiederholten, empfindlichen Stich. Dann führte ſie die betäubte Gertrud vor die Thüre, ſchloß dieſe hinter ihr und rief ihr nur noch zu, wenn der Mond voll werde, wieder zu kommen, aber nicht eher.

Noch eine ganze Weile ſtand Gertrud vor der geſchloſſenen Thüre. Ihr Haupt ſchmerzte ſie heftig, und ein unnennbares Grauſen, wie ſie es noch nie gefühlt, wenn ſie hier geweſen, hatte ſich ihrer bemächtigt. Es war indeß finſter geworden, Alles ſchien ihr verändert, düſter ſtarrten ſie die Felszacken an, wie ſie in die dunkle Luft emporſtiegen, ein unheimliches Gebrauſe ging durch den Wald, der See ſchlug dumpf und ächzend an's Ufer. Von innerer Angſt getrieben eilte ſie an den Büſchen des Geſtades hin, Fledermäuſe ſchwirrten pfeifend vor ihr auf, jedes rauſchende Blatt machte ihr bange, und in dem dämmernden Dickicht, durch welches ihr Weg ſie führte, bildete der ſchief einfallende, bleiche Mondesſtrahl ihr furchtbare Geſtalten. Jetzt, dort in dem Buſche am Ufer regte ſich's; ſie hörte flüſtern, es hob ſich lang und furchtbar empor, es trat ihr entgegen, und Rudolph's Stimme, des heftig Gewünſchten, des ſo ſchmerzlich Verlornen, traf ihr Herz. Er war es, ſeine Elſe im Arm. Schrecken und Jammer preßten ihr einen dumpfen Schrei aus, und ſie eilte mit ſchnellen Schritten dem dunkeln Walde zu.

Neunhundert drei und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage).

Mit welcher Ungeduld erwartete die Gepeinigte den Tag des Vollmondes; indeß das glückliche Brautpaar jeden Morgen mit gleich ſtiller Freude aufſteigen ſah, weil er ihnen neues Glück brachte, und jeden Abend mit Luſt berechnete, daß ſie ihrem Ziele nun um einen Tag näher gekommen. Endlich kam der beſtimmte Abend. Es war wolkig und ſtürmiſch. In dunkles, verhüllendes Gewand gekleidet, eilte Gertrud auf den einſamſten Wegen am See entlang, und ſchlüpfte in die Hütte. Die Alte hatte ſie erwartet; kein Licht, als das des Mondes, über welches der Wind die Wolkenſchatten jagte, erhellte in ſchnellem Wechſel den unfreundlich finſtern Raum. Hinten, wo die Hütte am rauhen Felſen lehnte, ſchloß ein Pförtchen die geheimnißvolle Höhle, in der die Alte ihre Tränke und Zauber bereitete, während in der vordern Stube alles von gewöhnlicher Armuth und gewöhnlichem Gebrauche zeugte. Gertrud ſah die Alte an, und eine Art Grauſen befiel ſie; denn es dünkte ſie, ſie habe heute ein ganz anderes Geſicht wie ſonſt. Ihre Mienen mochten die Stimmung ihres Gemüthes verrathen haben. Die Alte grinſte ſie furchtbar an, Gertrud wagte keinen Laut, ſie gebot ihren Blicken und folgte der Führerin zu dem Pförtchen. Jene öffnete und trat in die niedere, finſtere Höhle, in der für ſie jetzt nur ein mäßig großer Keſſel auf verglühenden Kohlen zu ſehen war. Die Alte holte Feuer, Zange und Blaſebalg, ſie ſchürte, ſie fachte die Lohe an, Gertrud wollte ebenfalls hinein treten und ihr helfen; ſie ſtieß ſie zurück, indem ſie ausrief: „Thörin! Es iſt Dein Tod! Bleib draußen!“

Zitternd blieb Gertrud unter der Thüre ſtehen. Der Keſſel fing an zu wallen, ein betäubender Dampf ſtieg in die Höhe, das Geſicht der Alten wurde im Scheine des flammenden Feuers immer fremder, immer gräßlicher; Gertrud wagte nicht mehr, ſie anzuſehen. Jetzt erhob ſich der Rauch in dicke Wolken über dem Gefäß, und füllte die ganze Höhle an. „Blick hin!“ rief die Alte, und wies mit der dürren Hand an die gegenüberſtehende Wand. Der Rauch wallte auf und ab, und ballte und zog ſich von einer Seite auf die andre. Endlich war der Mittelpunkt frei. Eine wohl eingerichtete Stube erſchien; in ihr ſaß an einem Tiſche ein Mann, beſchäftigt, eine Flinte zu putzen. Es war Rudolph! Nicht ſein Bild, wie er leibte und lebte! Ein größeres Kind ſpielte am Boden, ein kleineres ſchlief in der Wiege am Ofen. Jetzt ging die Thüre auf. Eine Frauengeſtalt trat herein, und Gertrud erblickte mit Entſetzen ſich ſelbſt, wie in einem Spiegel. Die Frau ging zu Rudolph hin, nahm das Kind aus der Wiege, legte es an ihren Buſen, und der Vater ſah mit Luſtund Rührung auf ſeine Lieben hinüber. Gertrud's Herz ſchlug hoch, ihr Blick flammte. Sie war es! Rudolph's Weib, ihre Kinder die Seinigen!

Ein Ausruf der Freude entſchlüpfte ihren Lippen, mit gräßlichem Gepolter verſchwand Alles vor ihren Augen. Die Alte riß ſie gewaltſam mit ſich aus der Thüre, die krachend hinter ihnen zuſchlug, und ergoß ſich nun in Scheltworten über ihr unzeitiges Geſchrei. Aber Gertrud ließ die Alte keifen, und fragte nun: „Und wird es ſo ſeyn? Werde ich ſein Weib werden?“

Hier brach die Freifrau ab, die Fortſetzung auf morgen verſprechend.

Neunhundert vier und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Mit den Worten: „Du haſt es geſehen, jetzt frage nicht mehr!“ ſchob die Alte Gertrud aus der Stube, und gebot ihr, ſobald nicht wieder zu erſcheinen.

Gertrud verlangte es nicht. Hatte ſie doch geſehen, was der Zielpunkt all ihrer heftigen Wünſche war, ſich als Rudolph's Weib! Wie träumend kam ſie zu Hauſe an. Rudolph ſollte ihr gehören, ſie lieben, und ſie ein Glück erreichen, deſſen Größe ihr nun ſelbſt ſchwindelnd vorkam! Bald indeß fand ſie ſich darein. Sie begriff zwar nicht recht, wie es zugehn ſollte, da ſeine Hochzeit mit Elſen ganz nahe war, und ſich nirgends ein Hinderniß, ja nur eine Urſache der Verzögerung zeigte; aber ſie vertraute auf das, was ſie bei der Hexe geſehn, endlich auf ihre Vorzüge und Rudolph's geſunden Verſtand, der ihm vielleicht noch, ehe es zu ſpät wäre, den Mißgriff ſeiner Wahl einſehen machen würde. In dieſem Vertrauen harrte ſie jeden Tag mit heftiger Spannung auf jede Neuigkeit, auf jedes Wort, das ſie von Andern oder im Hauſe reden hörte, indem ſie keineswegs zweifelte, es möchte ſich etwas zutragen, welches ihren Hoffnungen entſprechen, und Rudolph's verhaßte Heirath zerſtören ſollte. Aber Tag für Tag verging, ohne daß jenes Ereigniß eintrat. Gertrud's innere Bewegung war groß, trotz des Verbotes, war ſie ſchon zweimal an der Hütte in der Felſenſchlucht geweſen, aber ſie fand die Thüre feſt verſchloſſen, und, ob die Alte wirklich abweſend war, oder nur nicht öffnen wollte, blieb ihr ein Räthſel. Endlich fehlten nur zwei Tage an der beſtimmten Friſt, und da ſich ſtatt jener Nachricht, welche Gertrud mit banger Spannung erwartete, vielmehr die Kunde verbreitete, vorübergehende Jägerburſche hätten die Hütte der Alten im Walde offen ſtehend, leer, und ſie ſelbſt nirgends gefunden, entwickelte ſich mit dem bittern Gefühl getäuſchter Hoffnung und Beſchämung die Ueberzeugung in Gertrud, daß die Alte ſie betrogen, und einen ſchändlichen Gebrauch von ihrer Leichtgläubigkeit gemacht habe. Mit Haſt ergriff ſie daher das Anerbieten einer Verwandten, die den folgenden Tag nach der nächſten Stadt abzureiſen gedachte, wo eine Schweſter von Gertrud's Mutter lebte, um nur nicht zu allen ihren vorigen Schmerzen auch noch die Demüthigung und Pein zu erleben, an dem Tage der Hochzeit gegenwärtig ſeyn zu müſſen,

Neunhundert fünf und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

So ſetzte ſie ſich denn mit ihrer Verwandtin in ihr Wägelchen, blickte unter heißen Thränen des Zornes und des Schmerzes noch einmal vom Ende des Sees auf den Markt und die Waldgebirge zurück, wo da links hinüber der dicke Rauch aus der Senſenſchmiede empor wallte, und das Haus ſtand, in welchem bald eine andere, als ſie, ſchalten, und des höchſten Glückes dieſer Erde, der Liebe des ſchönſten Mannes ſich erfreuen ſollte. Sie verwünſchte die Hexe, die ſie mit falſchen Hoffnungen geäfft hatte, und langte in tiefer Betrübniß bei ihrer Muhme an.

Es dauerte nicht lange, ſo kam die Nachricht von Rudolph's Hochzeitfeſte, von der koſtbaren Mahlzeit, von dem prächtigen Hochamte in der Stiftskirche, wie ſtattlich und blendend der Bräutigam in ſeiner Reitertracht — denn noch hatte er den geſuchten Abſchied nicht erhalten — wie wunderſchön und dabei ſo demüthig die Braut in ihrem köſtlichen Putze ausgeſehen, nach dem Städchen. Man hörte erzählen, daß Rudolph am folgenden Tage zwanzig Arme geſpeiſet, bei der Tafel ihnen ſammt ſeiner jungen Frau aufgewartet, die ſich ungemein hold dabei benommen, und er ſie alle mit

Kleidungsſtücken und einem Zehrpfennige beſchenkt habe, und Gertrud konnte den giftigen Pfeilen, die ſie auch hierher verfolgten, nicht ausweichen. Ihr Herz war zermalmt, ihr Stolz auf das grauſamſte verletzt, und nichts blieb ihr übrig, als eine unzerſtörbare Leidenſchaft für den Verlorenen.

Indeſſen ſchien ſich ihr wenigſtens von einer Seite eine Art von Troſt darzubieten. Ein reicher Hammermeiſter, der ſein Werk aufgegeben hatte, und von einem anſehnlichen Vermögen in Ruhe lebte, kam oft in das Haus von Gertrud's Verwandten; er ſah ſie, und fand, daß ſie, trotz ihrer verblichenen Jugend und eines Zuges von Hohn und Stolz in ihren Mienen, noch für ein ganz hübſches Mädchen gelten konnte. Gerade ihr Stolz, ihr entſchiedenes Betragen gefiel dem eitlen Manne, und daß ſie des angeſehenen Pflegers Tochter und reich war, ſchmeichelte andern Neigungen ſeines Herzens.

Er ließ ihr durch die Muhme einen Antrag machen. Sie überlegte. Der Mann war bejahrt, von unangenehmer Geſtalt und wohnte weit von hier in den Bergen, das war nicht nach ihrem Sinne; aber der Gedanke, heirathen, und dem Stolzen, der ſie einer Betteldirne aufgeopfert, zeigen zu können, daß ſie eine weit glänzendere Parthie hatte finden können, beſtimmte ſie, den Antrag anzunehmen.

Neunhundert ſechs und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Gertrud wünſchte ihren Triumph vollkommen zu haben, deßhalb machte ſie ihrem Freier zur unerläßlichen Bedingung, daß er ſeine einſame Beſitzung verlaſſen, und ſich in Gertrud's Geburtsort mit ihr anſiedeln müſſe.

Der Wunſch, in der Nähe ihrer Aeltern zu leben, galt zum ſcheinbarſten Vorwande; was am tiefſten dabei zum Grunde lag, geſtand ſie ſich vielleicht ſelbſt nicht ein. Sie wollte jetzt nur den Mann, der ſie ausgeſchlagen, demüthigen, und die verhaßte Nebenbuhlerin verdunkeln.

Alles erſtaunte daher, als nach Verlauf einiger Wochen die Pflegerstochter als Gemahlin des allbekannten, reichen Hammermeiſters in ihren väterlichen Wohnort zurückkehrte, und bald das ſchönſte Haus am Markte, die koſtbarſte Einrichtung und die prächtigſten Kleider beſaß. Alles beſchwätzte dieſe Neuigkeit, zerbrach ſich die Köpfe über den ſchnellen Entſchluß, beſpöttelte oder lobpries ihn, je nach dem eines jeden Sinn geſtellt war; nur diejenigen, auf welche der Streich eigentlich geführt war, die, deren Kränkung der eigentliche Zweck dieſes Schrittes geweſen, nur Rudolph und Elſe bekümmerten ſich nicht darum. In der Einſamkeit ihres abgelegenen Hauſes, von dem Treiben und Reden der Nachbarn geſchieden, mit der Einrichtung einer neu angefangenen Wirthſchaft beſchäftigt, durch ihre gegenſeitige Liebe vollgenügend beglückt, fragten ſie wenig nach der übrigen Welt, und man hatte im Flecken ſchon bald aufgehört, von der großen Neuigkeit zu ſprechen, als Elſe erſt am Sonntage in der Kirche Gertrud's Heirath vernahm, und ſich herzlich darüber gefreut haben würde, wenn der neue Ehemann, den man ihr zeigte, ihr nicht gar zu alt und häßlich vorgekommen wäre. Beim Zuhauſekommen erzählte ſie es ihrem Manne, das Ereigniß wurde beſprochen, und am Abend, als ſie Hand in Hand vor der Hausthüre ſaßen, die untergehende Sonne eine glühende Brücke über den See ſchlug, die Stille des ſinkenden Tages, die Schönheit der Natur um ſie her, das fromme Glück ihrer eigenen Herzen ſie zum innigen Danke gegen Gott aufforderten, hatten ſie Gertrud und ihre Heirath ganz vergeſſen.

Aber Gertrud konnte Rudolph nicht vergeſſen. Zwar lebte ſie dem Anſcheine nach in glänzenden Umſtänden, ihr Haus war eines der vornehmſten des Ortes, ihr Tiſch immer am beſten beſetzt, und von jedem Jahrmarkt brachte der gefällige Ehemann ihr ſchöne Stoffe, köſtliches Geſchmeide, oder zierliches Geräth mit nach Hauſe. Dennoch nagte die Natter des Neides und des heimlichen Verlangens an ihrem Herzen. So oft ſie Rudolph in der Kirche oder bei einem Schmauſe erblickte, fühlte ſie ihr Innerſtes erſchüttert, jedesmal brannte dann die Stelle ihres Kopfes, von welcher die Alte ihr voriges Jahr die Haare genommen mit unſäglichem Schmerze; ſie welkte in ungeſtillter Sehnſucht langſam hin, und als jetzt die Geburt eines Knaben das Glück des jungen Ehepaares vollkommen machte, da riß es wie mit brennenden Haken an ihrem Herzen, und ſie wußte ſich ihres Jammers kein Ende. Gerade um dieſe Zeit lief ein Gerücht, daß die Alte ſich wieder in der Felſenſchlucht ſehen laſſe. Jägerburſche, die durch den Wald ſtreiften, wollten ſie erblickt haben; denn von jeher zeigte das Geheimnißvolle der Natur ſich am erſten dem mit ihr vertrauten Waidmann. Später brachten auch Holzknechte die Nachricht von der Anweſenheit der Hexe, und wie man Spuren ihres verborgenen, nächtlichen Treibens in dem Steinrund oder auf der Waldwieſe gefunden habe. Gertrud ſammelte alle dieſe Kunden in ihrem Herzen; es erwachte eine heftige Luſt in ihr, die furchtbare Alte zu beſuchen, nur um ſie wegen ihres lügenhaften Zauberſpieles zur Rede zu ſetzen.

Eine Weile kämpften beſſere Regungen und die Erinnerung des erſten Betruges mit dieſem Wunſch; zuletzt ſiegte dieſer. Gertrud beſuchte die Alte, ſie fand die Thüre nicht mehr verſchloſſen, ſie ging von da an öfters hin, und Alles an ihr und um ſie fing an, ſich nach und nach anders zu geſtalten.

Neunhundert ſieben und dreißigſte Nacht.

Der ſchöne Tag kam heran, an welchem Marien die Binde abgenommen werden ſollte. Alle im Schloſſe waren in der freudigſten Erwartung. Marie hatte oft verſichert, ſie werde Jeden kennen, bevor er ſpreche, deßhalb hatten ſich auch Alle im Salon verſammelt.

Jetzt trat ſie ein, von Willmann geführt, welcher ihr leiſe die Binde abnahm. Marie ſchrie laut auf vor Freude und Staunen, dann ſtürzte ein Thränenſtrom aus ihren Augen und unwillkührlich ſank ſie in die Knie.

„Wie anders, wie ſo ganz anders habe ich mir die Gegenſtände um mich her, und beſonders die Menſchen gedacht. Ich kann gar nicht beſchreiben, wie ich mir die Geſichter vorſtellte, eben ſo ſchön, aber ganz anders, nur Eins finde ich über allen Ausdruck ſchön, und habe es mir nicht ſo ſchön, ſo beredt gedacht, obgleich viel davon gehört, nämlich das Auge.“

Neugierig trat ſie zum Freiherrn und ſah lange in deſſen glänzende Augen.

„Hier,“ fuhr ſie fort, „hier ſteht mein verehrter Oheim, ich ſehe, er hat einige Falten im Geſicht, das muß er ſeyn, neben ihm meine gütige Tante, hier Alma, hier Claudine, dies iſt mein edler Retter Willmann, dies mein würdiger Freund der Caplan, aber jetzt,“ ſie ſchaute auf Franz und Eduard, „jetzt bin ich ungewiß!“ Franz lächelte und ſah unwillkührlich nach Claudinen, da rief Marie raſch: „o nun kenne ich Sie, nun weiß ich, daß Franz vor mir ſteht.“

Claudine wurde dunkelroth und verlegen.

„Jetzt iſt es Zeit, den werthen Freund, den helfenden Arzt zu belohnen, ſo viel in unſern Kräften ſteht,“ ſprach der Freiherr.

Da faßte Marie des Arztes Hand, und vor ihr gingen, weil ſie den Weg noch nicht kannte, der Freiherr und ſeine Gemahlin. Dem Arzte und Marien folgten Claudine und Franz, Eduard und Alma; der Caplan verſchwand durch eine Seitenthüre.

Sie traten in die Capelle, die mit Blumen geziert und hell erleuchtet war; vor dem Altare ſtand in ſeiner Amtstracht der Caplan. Der Arzt ſah ſich verwundert um. Da entzog ihm Marie ihre Hand und ging auf ein Blumengebüſch zu, aus dem im Feſtſchmucke, das Haar mit Myrthen bekränzt, des Arztes Braut, Gertrude, trat. Ihr folgten ihre nächſten Verwandten.

Der Arzt war tief bewegt und ſo überraſcht, daß er nicht wußte, was er ſagen ſollte, Marie aber legte ſeine Hand in Gertrud's Hand, und der Freiherr rief dem Caplane zu! „trauen Sie dies Paar, im Namen Gottes.“

Als die feierliche Handlung vorüber war, begaben ſich Alle in den Ahnenſaal, wo ein feſtliches Mahl ihrer harrte.

Nach dem Mahl zog der Freiherr den Arzt bei Seite, und ſprach: „ich hoffe, Sie werden bei mir bleiben, ſo lange Sie leben; damit Sie dies mit leichterem Herzen können, verdopple ich von heute an Ihren Jahrgehalt.“ Der Arzt verbeugte ſich dankend. Da trat Frau von Runſitten hinzu und ſprach freundlich: „Ihre bisherige Wohnung iſt nun freilich zu eng, Sie müſſen es ſich ſchon gefallen laſſen, auf den linken Flügel in das zweite Stockwerk zu ziehen, wo ich die ſechs bisher unbewohnten Gemächer für Sie und Ihre junge Frau eingerichtet habe; ich kenne ungefähr Ihren Geſchmack, und hoffe, daß es Ihnen gefallen wird.“

Der froh bewegte Willmann fand keine Worte für ſeinen Dank, Gertrud, welche die Gemächer ſchon geſehen hatte, erklärte, daß ihr Alles ſehr wohl gefalle, und daß ſie hier in dem ſchönen Schloſſe im Kreiſe der guten, liebenswürdigen Menſchen ſich ſo glücklich, wie in Wien fühlen würde, ſelbſt wenn nicht ihr Gatte allein ſchon das Glück ihres Lebens ausmache. „Die Meinen freilich vermiſſe ich ſchmerzlich,“ fügte ſie hinzu, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

„Sie werden uns immer willkommen ſeyn,“ ſagte Frau von Runſitten, „jedes Jahr werden ſie ihre liebe Gertrud beſuchen, und ſo werden Sie immer in den freundlichen Gedanken leben, daß Sie die Ihrigen bald bei ſich ſehen.“

Marie, die Glückliche, flüſterte jetzt ihrer Tante einige Worte in das Ohr, und blickte bittend bald ſie, bald den Freiherrn an. Aber Beide ſagten ſanft, doch feſt: „dieſe Bitte, Marie, können wir Dir nicht erfüllen, laſſe Franz und Claudinen noch in dem Verhältniſſe, das ſie jetzt beglückt, denn nichts kommt dem Glücke gleich: ſich zu verſtehen, zu lieben, und dieſe Empfindungen zu verſchweigen.“

Neunhundert acht und dreißigſte Nacht.

Heute las die Freifrau die

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Gertrud's ungleichen Launen, die reizbare Heftigkeit, welche ſie ihrem Mann und allen ihren Hausgenoſſen oft unerträglich machte, verloren ſich allmählig, ſie wurde freundlicher mit Allen, ſie nahm gegen ihren Mann ein beinahe ſchmeichelndes Weſen an, ſie zeigte ſich munter in der Geſellſchaft, eifrig im Haushalt, und eine innere Sicherheit ſchien ſie über alle einzelnen Vorfälle zu erheben und zu beruhigen. Mit ungezwungener Leichtigkeit ſuchte ſie nun nähere Bekanntſchaft in der Senſenſchmiede, ſie machte Elſen ein paar Mal freundlich in der Kirche Platz, ſie ſprach einige Worte mit ihr, ein gefälliges Betragen ſtellte ſich zwiſchen ihnen her, aus einzelnen Worten wurden längere Geſpräche vor der Kirchthüre und beim Nachhauſegehen; die Hammermeiſterin bewies Elſen eine unverkennbare Zuneigung, und Elſen's Herz war nicht fähig, frühere

Beleidigungen zu gedenken, wo ſie Reue und Willen zu vergüten zu ſehen glaubte. Sie erwiederte Wohlwollen mit Wohlwollen, und es machte ſich endlich eines Sonntags, daß die Hammermeiſterin, die ſchon oft von der ſchönen Lage der Senſenſchmiede geredet hatte, Elſen geradezu nach Hauſe begleitete.

Der erſte Beſuch war kurz, ihm folgten mehrere und längere. Auch Elſe kam zuweilen herüber, nur viel ſeltner; denn zu Hauſe war Rudolph, ihr Kind, und folglich ihre Welt. Auch hatte Rudolph ſie anfänglich vor einer zu genauen Bekanntſchaft mit einer Perſon gewarnt, die ihr einſt ſo viel übeln Willen bewieſen hatte. Das würde allein hinreichend geweſen ſeyn, Elſen von jeder weitern Annäherung abzuhalten, denn ihres Mannes Wunſch war ihr Geſetz, aber Rudolph mußte ſelbſt nach und nach ſeinem frühern Argwohn entſagen, die Hammermeiſterin war höflich mit ihm, freundlich mit Elſe, ohne jene Uebertreibung, welche auf Abſichten ſchließen läßt. Der Ruf erzählte, daß ihr häusliches Verhältniß viel anſtändiger ſey, als im Anfange ihrer Ehe, und Rudolph's Herzen lag der Glaube an menſchliche Güte, an Rückkehr vom Böſen ſo nahe, daß auch er endlich ſeinen heimlichen Widerwillen gegen Gertrud fahren ließ, und nichts mehr dawider hatte, wenn die Frauen ſich öfters ſahen.

Nur ein einziger Umſtand nährte zuweilen den alten Verdacht, oder weckte ihn für kurze Zeit aus ſeinem Schlummer. Das war die dunkle Vermuthung, welche hin und wieder unter den Bewohnern des Ortes ſich regte, als pflege Gertrud einen geheimen Umgang mit der Alten in der Felſenhütte, welche die ganze Gegend eine Hexe ſchalt. Doch auch dieſe Gerüchte waren ſo wenig beſtätigt, Gertrud's Benehmen zeigte ſo wenig Spuren eines ſolchen Sinnes, daß auch dieſe Gedanken keine bleibende Feſtigkeit erhalten konnten, und der Umgang beider Frauen um ſo ungeſtörter war, da die Hammermeiſterin am liebſten jene Stunden oder Tage zu ihren Beſuchen wählte, wo ſie den Senſenſchmidt nicht zu Hauſe wußte. Dieſe Beobachtung trug nicht wenig bei, auch Elſens Herz über jede eiferſüchtige Regung gegen die noch immer hübſche, und einſt ſo gefürchtete Nebenbuhlerin zu beruhigen.

Gegen den Frühling mußte Rudolph eine etwas längere Reiſe unternehmen. Elſe dachte mit Schmerz an die bevorſtehende Trennung, Gertrud baute eine ſichere Hoffnung darauf, und ſo blieb, was auch in ihrem Herzen bei dem Gedanken an Rudolph's Entfernung ſich regen mochte, ihre Haltung äußerlich ruhig. Rudolph war nun abgereiſet; vor dem Anfang des Mai's war ſeine Rückkehr nicht zu erwarten. Elſe fühlte ſich recht verlaſſen, und ſelbſt Gertruden's Geſellſchaft vermochte wenig über ihre Sehnſucht. Dieſe kam jetzt deſto fleißiger, um die Einſame, wie ſie ſagte, zu tröſten. Die Spinnabende hatten mit der beginnenden Feldarbeit aufgehört, die Frauen waren ſehr oft allein, und Elſe, die für ihr Leben gern wunderbare Geſchichten und ſchauerliche Ereigniſſe hörte, fand ſich am beſten zerſtreut, wenn ihre Freundin ſolche Gegenſtände auf die Bahn brachte, und das that ſie, wie es ſchien, ſehr gern.

Neunhundert neun und dreißigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Es kam allerlei zur Sprache, und nachdem das Kapitel der Geiſtererſcheinungen, der deutſamen Träume erſchöpft war, erzählte Gertrud ihrer Freundin Mancherlei, was eine neue Welt vor ihren Blicken eröffnete: nämlich von Menſchen, die ſich unſichtbar machen, oder zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten zu ſeyn vermöchten; von der Wiſſenſchaft, Abweſende deutlich und klar vor ſich erſcheinen zu machen, ihnen, trotz großer Entfernungen, Liebes oder Leides nach Gefallen zuzufügen; zukünftige wie auch gegenwärtige, wiewohl weit entlegene Dinge zu erforſchen; von der Macht in undenkbar ſchneller Zeit einen verhältnißmäßigen, ungeheuern Raum zurück zu legen, Verſtorbene zu rufen u. ſ. w. Wie mit großer Vorſicht, und unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, theilte ſie ihr einige ſolche Erfahrungen, von denen ſie bei ihrem letzten Aufenthalt in der Stadt gehört, mit, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß der Mutter Schweſter, bei der ſie damals gelebt, ſelbſt in mehreren ſolchen Künſten erfahren geweſen ſey, und ihrer Nichte erſtaunenswürdige Proben ihrer Wiſſenſchaft habe ſehen laſſen.

Elſens Neugierde war auf's Höchſte geſpannt. Unzählige Fragen drängten ſich in ihrem Geiſte, und indeß ein Schauer nach dem andern ſie überrieſelte, forſchte ſie immer weiter, und hing wie bezaubert an den Lippen der kunſtvollen Erzählerin.

Gertrud hatte richtig berechnet. Elſens Vorwitz, ja, ihre brennende Begierde nach ſolchen Dingen war aufgereizt, beſonders, da nach und nach Gertrud manchen Wink ſich entfallen ließ, es ſey nicht unmöglich, ähnliche Dinge einmal zu ſehen, oder Zeuge davon zu ſeyn, wenn man auch — wovor Elſe ſchon bei dem fernſten Gedanken zurück ſchauderte, nicht den geringſten Antheil ſelbſt daran nähme.

„Iſt es möglich?“ rief Elſe erſtaunt.

„Warum nicht?“ erwiederte Gertrud. „Es giebt Verwahrungsmittel, Vorkehrungen, die zu treffen ſind es werden den übernatürlichen Mächten gewiſſe, unüberſteigliche Schranken geſetzt. Vorſichtig muß man freilich ſeyn, ſich von keinem Vorwitz, auch von keinem unzeitigen Schreck hinreißen laſſen, die beſtimmten Grenzen zu überſchreiten, oder zu ſprechen, wo das tiefſte Schweigen geboten iſt. Uebrigens kann dann nichts geſchehen, und wie Ihr mich da ſeht, friſch und geſund, und ſo eine gute Chriſtine, als Ihr ſeyd, bin ich ſchon mehr als einmal Zeugin ſolcher wunderbaren Dinge geweſen, und habe Sachen geſehen, deren Wiedererzählung Euch ein Mährchen bedünken würde.“

Das waren neue Funken in Elſens Geiſt geworfen. Bunte wunderſame Blicke wogten vor ihrer Seele auf und ab, und was ſie oft und jederzeit mit der lebhafteſten Anregung gehört, und als unglaublich, als ihr wenigſtens auf immer unzugänglich betrachtet hatte, trat nun als wirklich, als erreichbar vor ſie hin, und zog ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt an. Gar zu gern hätte ſie auch ſo etwas geſehen, und ohne dieſen Wunſch deutlich auszuſprechen — wovon eine geheime Scheu ſie immer zurückhielt, zeigten die kleinen Künſte, mit welchen ſie jedesmal, ſo oft ſie ſich mit Gertrud allein befand, das Geſpräch auf dieſe Gegenſtände zu lenken wußte, wie alle Kräfte ihrer Seele ſich nach und nach dahin wandten.

Gertrud that das ihrige, um dieſe Gluth zur hellen Flamme anzufachen. Sie ließ ihre Freundin errathen: daß ſie mehr als bloße Zuſchauerin bei jenen Myſterien geweſen ſey, daß auch ihr manche Sprüche, manche Vorſchriften, wie man ſich der natürlichen Kräfte zu übernatürlichen Zwecken bedienen könne, nicht unbekannt ſeyen, und obwohl eine Art von ſcheuer Entfremdung vor ihrer zauberhaften Freundin Elſe im erſten Augenblick nach dieſer Eröffnung ergriff, ſo wirkte doch die Bemerkung, daß ja Gertrud's Ruf und Leben untadelhaft, ihre Wirthſchaft geſegnet, ihr Chriſtenthum von Niemand bezweifelt ſey — nach und nach dahin, jenes ſcheue Gefühl zum Theil zu überwinden. Sie ſetzte nicht allein ihren Umgang eifrig fort, ſondern ſie ließ ſich immer mehr und mehr in jene Schlingen verſtricken.

Ende des dreizehnten Bandes.

Inhaltsverzeichniß des dreizehnten Bandes.

Erſte Abtheilung.

1) **Hûon von Bordeaur.** (Altfranzöſiſcher Zauberroman. Wieland benutzte die Fabel bis ſo weit, wie ſie hier erzählt wird, zu ſeinem Oberon. Daß ich nicht den altfranzöſiſchen Kobold Oberon, ſondern jenen, welchen Shakeſpeare und Wieland ſchilderten, auch in meine Sage aufnahm, wird man entſchuldigen, eben ſo, daß ich einige Stanzen aus Wielands Oberon mit einflocht. Langbein, in ſeinen lieblichen Mährchen, wechſelt ebenfalls an paſſenden Orten mit Proſa und Verſen.

2) **Das kranke Kind** (Tyrol, mündlich).

3) **Der Ritt um den Kynaſt.** (Schleſiſch, mündlich und vielfach von andern Dichtern bearbeitet.)

4) **Mutter Elſe.** (Kindermährchen von Caroline Leonhardt-Lyſer.)

5) **Das Mährchen vom Todtengräber und ſeinem treuen Liebchen.** Daß dieſes Mährchen nur parodiſtiſch zu nehmen, iſt ſchon im Text ausgeſprochen. Uebrigens wurde es vor zehn Jahren im vollſten Ernſt niedergeſchrieben, und der junge Autor hielt es dazumal für ungemein genial und rührend.

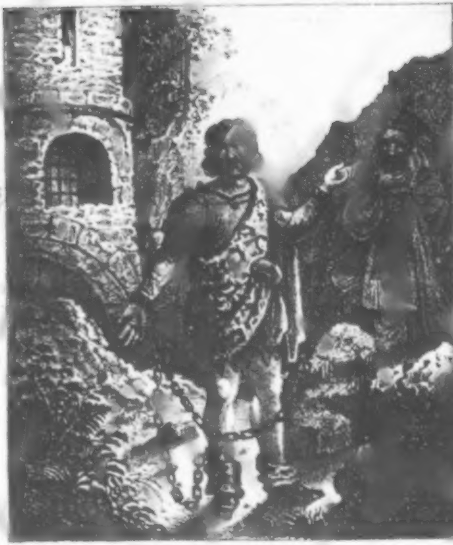
6) **Hans Hobrian.** (Nach dem Plattdeutſchen, in den Spinnſtuben mündlich, hier jedoch ſehr gemildert, indem ſich im Originale viele Unanſtändigkeiten vorfinden. Ein ähnliches Mährchen fand ich in der alten Sammlung: Erzählungen meiner Mutter Gans.)

7) **Der Geſpenſterſchmidt.** (Nach einer ſchleſiſchen Sage, mitgetheilt vom Fürſten Pückler-Muskau.)
8) **Prinz Sigismund von Polen.** (Calderon's tiefſinnige Dichtung dem Volke zugänglicher zu machen, war meine Abſicht bei dieſer Bearbeitung. Ich glaube den Dank aller Wohlmeinenden dadurch verdient zu haben, denn was iſt lehrreicher, als die hier ausgeſprochene Wahrheit: „daß nichts uns bleibt von allem, was wir hatten, als die Erinnerung an unſ're Thaten. — ! —
9) **Das Balſambüchschen.** (Mündlich im Osnabrückiſchen.)

Zweite Abtheilung.

10) **Der Waſſermann.** (Rheinſage in Liedern und mündlichen Mittheilungen.)
11) **Die Geiſterinſel** (nach Shakespeare).
12) **Die Schwanenburg bei Cleve.** (Mündlich an Ort und Stelle, wie ſie hier erzählt wurde, abweichend bei Aloys Schreiber und Carl Geib.)
13) **Die muthige Frau.** (Mündlich bei Hirſchberg, der Stoff iſt ſchon vielfach bearbeitet worden, u. A. von Meißner und Langbein.)
11) **Eine Nacht auf dem Schloſſe F.** (Von Caroline Leonhardt-Lyſer.)
15) **Die drei Schweſtern** (italieniſche Geſchichte).
16) **Die Walpurgisnacht** (von Caroline Pichler).

[illegible]



[illegible]

Prinz Sigismund von Pohlen

Abendländiſche
Tauſend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 36 B[illegible] nach Originalzeichnungen des [illegible] Herausgebers

[illegible] Ba[illegible] II. Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche

Abendländiſche

Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt und neu bearbeitet

von

J. P. Lyſer.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

Vierzehntes Bändchen.

I. Abtheilung.

Meiſſen,
bei F. W. Goedſche.
1839.

Leihbibliothek
von
C. G. Fricke

1952.1440

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Neunhundert und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

So war der halbe März und faſt der ganze Aprilmonat vergangen, Rudolph wurde binnen zehn — zwölf Tagen zurück erwartet; Elſen's Herz ſchlug höher in freudiger Erwartung des geliebten Gatten, des Vaters ihres Säuglings, und auch in Gertruden's Bruſt regten ſich Gefühle gewaltigerer, kühnerer Art bei dem Gedanken, daß ſie ihn bald und unter ganz andern, beſeligenden Verhältniſſen wiederſehen werde, daß aber nun auch, was zu geſchehen habe, ſchnell und kräftig gethan werden müſſe.

An einem milden Abend, in den letzten Tagen des Aprils, ſaßen die Frauen vor der Thüre der Senſenſchmiede beiſammen. Rudolph's nahe Zurückkunft, allerlei Vorbereitungen hatten bisher den frohen Gegenſtand Elſen's mit ihrer Vertrauten ausgemacht. Aber jetzt fing es an zu dämmern, die Farben verblaßten, die entfernteren Gegenſtände verloren ſich in undeutlichen Maſſen, und ſchon ſtrahlten helle Sterne aus dem Mühlbache wieder, der hinter dem Hauſe mit Getöſe von den Rädern ſtürzend, hier in beruhigten Fluten dem See zuſtrömte. In den dichten Gebüſchen an ſeinem Ufer, in dem Wald auf der Berglehne war es tiefe Nacht; Leuchtkäfer ſchwebten mit ſtillem grünlichen Lichte durch das Dunkel, kreiſten vor den Frauen herum, und Gertrud ſchien ihr Spiel mit bedeutendem Ernſt zu betrachten. Einzelne Worte, die ihr gleichſam entſchlüpften, beſtätigten dies. Es fiel Elſen auf, und die gewohnte Gedankenreihe knüpfte ſich an die ſeltſame Beobachtung, als plötzlich ein heller Feuerball aus dem Geſträuch von der Bergſeite herausfuhr, und an Gertrud vorüberfliegend, ziſchend im Mühlbach erloſch. „Es iſt gut,“ — ſagte dieſe ruhig — „ich werde kommen.“

Elſe ſprang auf und ſtarrte aus der Entfernung ihre Geſellſchafterin an. „Was war das?“ rief ſie endlich, ſchlug ein Kreuz, und wagte es nicht, näher zu Gertrud zu treten. „Närriſches Weib,“ erwiederte dieſe höchſt gelaſſen: „Was wird's ſeyn? ſie laden mich ein auf den erſten Mai.“

„In der Walpurgisnacht?“ rief Elſe mit noch größerm Schrecken, „und Ihr werdet gehen?“ —

„Anders kann ich wohl nicht! Es hat ſo ſeine eigne Bewandniß mit ſolchen Einladungen, und ohne Gefahr können ſie nicht abgeſchlagen, ſo wie nicht ohne großen Nutzen angenommen werden.“

„Ihr wollt auf den Blocksberg reiſen? Gertrud! um Gottes willen — wo der Satan Hof hält, wo die Teufel —

Lächelnd ſchüttelte dieſe das Haupt. „Welche alberne Vorſtellungen!“ antwortete ſie: „Man merket wohl, daß Ihr das vom Hörenſagen, aus unwiſſender, einfältiger Leute Mund habet. Es iſt nicht ſo fürchterlich und nicht ſo verderblich, wie ihr meint, das kann ich Euch verſichern.“

„Waret Ihr denn ſchon dort?“

„Einmal, im vergangenen Jahr. Die Muhme nahm mich mit.“

„Die Muhme? War ſie doch nicht hier, ich hätte ja auch davon wiſſen müſſen.“

„Ihr macht mich lachen. Wohl war ſie hier, aber freilich nicht, um hier zu wohnen, oder in ihrem gewöhnlichen Wagen, wie Ihr zu glauben ſcheint. Bei der Nacht hat ſie mich abgeholt. Wir haben ſchon unſer Fuhrwerk, es geht ſchnell und ſicher, und es braucht einen Niemand zu ſehen.“

„Alſo auf der Ofengabel? oder auf dem Beſen?“ —

„Elſe!“ antwortete Gertrud gleichſam ungeduldig: „Redet doch nicht ſo thöricht, und ſo ganz wie das dümmſte Volk. Doch was brauch' ich Euch viel zu ſagen oder mich zu ereifern? Die Sache iſt nun einmal, wie ſie iſt, und geht Euch nichts an. Ihr fahrt doch nicht mit mir, das weiß ich.“

„Nein, ſicher nicht!“ rief Elſe haſtig: „Aber,“ indem ſie ſich beſann — „ſehen möcht' ich ſolch eine Reiſe wohl einmal.“

„Das wäre ein Leichtes. Doch laſſen wir das! Jhr ſeyd zu ängſtlich, es iſt nichts für Euch.“

Sie ſchwieg, und ſchien das Geſpräch enden zu wollen. Auch Elſe ſprach eine Weile nichts, aber, was ſie gehört und geſehen, war doch gar zu wunderbar; ſie fing auf einem Umwege abermals an davon zu reden, ſie ging endlich in ihrem Muthe ſo weit, ſich um die Art der Zuſammenkunft in der erſten Mainacht zu erkundigen, und Gertrud machte eine ſolche Beſchreibung von den Freuden und Genüſſen unausſprechlich wundervolle Natur, daß dieſe Bilder nicht mehr aus Elſens Seele ſchwanden.

Es waren noch einige Tage bis dahin. Gertrud zeigte ſich ſeltner, die Vorbereitungen zu der Reiſe hielten ſie auf, wie ſie ſagte. Was ſie in den wenigen, mit ihrer Freundin zugebrachten Augenblicken, ihr davon erzählte, war darnach berechnet, jene ſchon entzündete Begierde noch höher anzufachen, beſonders da ſie ihr verſicherte, wie man Alles mit anſehen, ja, unter den nöthigen Vorkehrungen, ſelbſt mitmachen könne, ohne ſeinem Seelenheil zu ſchaden, ohne eine minder gute Chriſtin zu ſeyn, wie Elſe ja an Gertruds eigenem Beiſpiel ſähe.

Alles dies, ſo ſchlau es auch Gertrud darauf angelegt hatte, um Elſen zur Theilnahme an ihrem fluchwürdigen Unternehmen zu bewegen, erreichte nun wohl dies Ziel nicht; denn tiefe Frömmigkeit, und beſonders die Liebe zu Rudolph, den ſie mit jedem heimlichen

Schritte zu kränken fürchtete, hielten Elſen von jedem gewagten Entſchluße ab. Aber das glaubte ſie ſich doch erlauben zu dürfen, die Freundin auf ihrem wunderbar geſchilderten Reiſewagen zu ſehen, und ſo wurde verabredet, daß Gertrud, wenn ſie bei Elſens Hauſe ſeyn würde, wo ihr Weg ſie, wie ſie behauptete, vorüberführen müſſe, an's Fenſter klopfen, und Elſe dann durch dieſes, Alles, wie ſie es wünſchte, ſehen könnte.

Neunhundert ein und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Nacht des erſten Mais kam heran. — Ein helles Vollmondslicht verklärte die Gegend in unbeſchreiblich mildem Glanz. Elſe lag ſchlaflos in ihrem einſamen Bette. Gedanken an den abweſenden Geliebten, an ſeine nahe Wiederkunft, an die nächtliche Reiſe der Freundin, kreuzten ſich wechſelweis in ihrem Kopfe. Da ſchlug es langſam auf der Zimmeruhr die elfte Stunde, ein wunderlicher Schauer ergoß ſich über Elſen, und gleich darauf pochte es an's Fenſter. Das war Gertrud! Geh nicht! geh nicht! flüſterte eine Stimme in Elſens Bruſt; aber es pochte noch einmal und ſtärker, und das helle Mondlicht warf einen langen Schatten der vor dem Fenſter ſtehenden Geſtalt in's Zimmer. Elſe ſchlug ein Nachtkleid über ſich, ſprang aus dem Bette und wirbelte das Fenſter auf; denn es wäre doch gar zu ungezogen geweſen, ſich nicht einmal zu zeigen. Da ſtand Gertrud, köſtlich, aber in wunderbaren Farben geſchmückt, und grüßte Elſen mit widrigem Lachen. „Ihr ſeht, ich halte Wort," ſagte ſie, da bin ich mit meinem Fuhrwerk. Seh' ich doch keins," erwiederte Elſe: Ihr ſeyd zu Fuß. Welcher Einfall! „erwiederte Jene," ich bin nur abgeſtiegen, dort ſteht der Wagen." Sie wies ein paar Schritte abwärts. Elſe lehnte ſich ſtärker hervor, um die Kutſche zu ſehen, und erblickte wirklich etwas ſeltſam Geſtaltetes, von dem ſie nicht wußte, was ſie daraus machen ſollte, und zwei häßliche, aber ungeheure Fledermäuſe davor angeſpannt „Nicht möglich! ' rief ſie: „das Euer Wagen? Ja doch, ja!" antwortete Gertrud, „Ihr ſeht ihn nur nicht recht, und mit dieſen Worten langte ſie nach Elſens Hand, als wollte ſie ſie in eine Stellung rücken, von wo aus ſie das Fuhrwerk beſſer ſehen konnte; aber in dem Augenblick fühlte ſich Elſe mit unwiderſteblicher Gewalt gefaßt. „Was macht Ihr?" rief ſie, „laßt mich los!" Aber Gertrud lachte höhniſch. „Nicht doch, nicht doch!" rief ſie. „Kommt nur, der Wagen wartet" — und bei dieſen Worten riß ſie mächtig an dem Arm der Erſchrockenen, zog ſie gewaltſam aus dem Fenſter, der Wagen flog unter dem gellenden Pfeifen der Fledermäuſe herbei, und plötzlich ſah ſich Elſe an Gertrudens Seite auf dem Fuhrwerke das ſich zu ihrem Schrecken geradezu in die Luft erhob. Sie ſtieß einen lauten Schrei aus, ihre Sinne ſchwanden, und als ſie wieder zu ſich kam, lag bereits die heimathliche Gegend mit allen ihren Bergen und Seeen im hellen Mondſcheine tief unter ihr. Sie war vor Angſt außer ſich, ſie wollte um Hülfe rufen! Gertrud legte ihr die Hand auf den Mund. „Keinen Laut!“ rief ſie, „keinen Namen, der uns jetzt in Gefahr bringen könnte! haltet Euch ſtill! Ihr ſeyd in meiner Macht.“ Elſe ſchwieg, ſie ſah die Wahrheit dieſer entſetzlichen Verſicherung nur zu gut ein. Jede Nerve an ihr zitterte mit jedem Blick hinab in die unermeßliche Tiefe, über der ſie ſchwebte, und wie ſie beim ſchnellen Dahinfliegen, Städte, Dörfer, weite Ebenen, anſehnliche Gebirge und große Flüſſe, wie auf einer unabſehbaren Fläche ausgebreitet, unter ſich unterſchied, wuchs ihr Grauen, ihre Angſt und ihre Reue, ſich jemals mit dieſem zauberhaften Weibe in ein freundſchaftliches Verkehr eingelaſſen zu haben. Jetzt dachte ſie ihres Mannes, ſeiner früheren Warnungen, ſeines Schreckens, wenn er ſie bei ſeiner Zuhauſekunft nicht vorfände, ihres Kindes; — eine namenloſe Verzweiflung bemächtigte ſich ihrer Seele, und ſelbſt die Thränen verſagten der Geängſteten.

Plötzlich hörte ſie ein widriges Schwirren und Kreiſchen durch die Luft, allerlei häßliches Gevögel, ſeltſame Fratzengeſtalten ſchwärmten unter, neben und über ihr hin; ſie ſchloß die Augen vor dem grauenvollen Anblick, und empfahl ihre Seele Gott und allen lieben Heiligen; denn des irdiſchen Lebens hat ſie ſich ſchon verziehen.

Da fühlte ſie, daß der Wagen ſich allmählich ſenkte, und die Blitzesſchnelligkeit der Bewegung nachließ. „Wir ſind zur Stelle“ rief Gertrud.

Elſe ſchlug die Augen auf, ein helles Licht, wie aus der Eſſe eines Hochofens, ſchlug ihr in's Geſicht, nahe unter ihr lag die kahle mit ungeheuern Felsblöcken beſäete Kuppe eines hohen Berges. Alles ſchien in Flammen zu ſtehen und doch brannte nichts, aber auf der feurigen Ebene, in deren Mitte ſich ein Haufen Felſentrümmer, wie ein Altar erhob, kreiſten, ſchwebten, ziſchten, heulten und pfiffen die furchtbarſten, die ſeltſamſten, die gräßlichſten Geſtalten in der hellen Erleuchtung pfeilſchnell hin und wieder, daß Elſen vor dem Anblick Hören und Sehen verging und ſie, des Verbots uneingedenk mit lautem Schrei: „Jeſus Maria!“ ausrief. In dem Augenblick verſchwand Alles mit donnerndem Getöſe vor ihren Augen. Dichte Finſterniß umhüllte ſie, ſie fühlte ſich ſinken, ſtürzen, ſie glaubte ſich ihrem Tode nahe, empfahl ſich in Gottes Hand und verlor das Bewußtſeyn.

Neunhundert zwei und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Ein milder, wunderlieblicher Morgen verkündete die Ankunft des ſchönſten Monats im Jahr, des holden Mais. Wie ein jugendlicher Held, ihre Bahn ſiegreich zu durchlaufen, ſtieg die Sonne über einen Föhrenwald herauf, ihr Strahl verjagte den letzten froſtigen Nachthauch, der noch in den Blüthen und Niederungen weilte, das Morgenopfer der neubelebten Erde wallte von den erquickten Wieſen zum Himmel empor, die Sonne ſog den duftenden Nebel auf, Licht, Wärme und Leben drangen in die beſeelte und unbeſeelte Schöpfung.

Da fühlte auch ein unglückliches Weib, das wie ſterbend an einem Zaune lang, den milden Einfluß; ſie ſchlug die matten Augen auf, ſie ſah erſtaunt, entſetzt herum in der weiten, hellen Ebene, wo kein Gegenſtand ihr eine bekannte Erinnerung zurief; ſie betrachtete ſich ſelbſt, ſie begriff keinen Zuſammenhang, nicht wie ſie hierhergekommen, nicht wo ſie ſey. Eine unendliche Müdigkeit lag in ihrem ganzen Weſen, und nur ein tiefer innerer Schmerz mahnte die Unglückliche, daß in dem Dunkel ihrer Erinnerungen nichts als Qual und Elend lag.

Jetzt richtete ſie ſich auf, ſie ermunterte ſich, ſie fing an ſich zu beſinnen, einzelne ſchreckliche Bilder, qualvolle Empfindungen wachten nach und nach in ihrem betäubten Geiſte auf, es war ihr, als hätte die letzte Nacht unendlich lange gewährt, und die frühere Vergangenheit liege weit hinter ihr. „O, mein Rudolph! mein Rudolph! mein Kind!“ rief ſie jetzt jammernd aus, und ein Thränenſtrom ſtürzte über ihre Wangen. Allmählig ordneten ſich ihre Gedanken; mit den Thränen ſchien der betäubende Schwindel von ihr zu weichen, ſie erkannte alles klar, ſie war durch die Bosheit einer falſchen Hexe von ihrer Heimath, von ihrem Gatten entfernt. Wo ſie aber war? Wie ſie hierher gekommen? das begriff ſie nicht.

Es bedurfte einiger Zeit, bis ſie gefaßt genug war, ſich in ihren nächſten Umgebungen umzuſehen; aber da war auch gar nichts, das ihr nur im geringſten bekannt vorgekommen wäre. Eine flache Gegend dehnte ſich unabſehlich rings herum aus, hie und da ragten Kirchthürme ferner Dörfer empor, eine breite ſchöne Straße lief durch Aecker und Wieſen hin, worauf ſie einige bepackte Fracht- und Reiſewagen kommen ſah. Es ſchien ein wohlbebautes Land, und in der Ferne glaubte ſie die Mauern und Thürme einer Stadt zu entdecken, nach welcher zu die Poſtſtraße führte. Rings-um aber war weder Dorf noch Haus, das nächſte wohl eine halbe Stunde entfernt, und ſie ſo erſchöpft, daß ſie kaum wußte, wie ſie es erreichen, und noch weniger, was ſie ſagen würde, um bei der abenteuerlichen Art ihrer Hierherkunft Glauben zu finden und nicht als eine Landſtreicherin angehalten zu werden.

Dennoch mußte ein Entſchluß gefaßt werden, ſie erhob ſich mühſam und wankte eine Weile am Zaune hin. Da ſchlenderte ein munterer Knabe, eine Heerde Gänſe vor ſich hertreibend, den Weg zwiſchen den Feldern heran. Elſe faßte ſich ein Herz und redete ihn an, indem ſie ihn um den Namen des nächſten Dorfes und der Stadt dort in der Ferne fragte. Sie hörte Klänge, die ihrem Ohre ganz fremd waren; auch die Ausſprache des Knaben, obwohl Deutſch, kam ihr ungewohnt und nicht recht verſtändlich vor. Sie fragte um das Land, den Fürſten, welchem es gehörte, und nun beſann ſie ſich, dieſen Namen von ihrem Manne bei Gelegenheit ſeiner Feldzüge nennen gehört, aber auch allemal die Vorſtellung einer ſehr weiten Entfernung damit verbunden zu haben.

Der Knabe war indeß mit ſeiner Heerde vorüber gezogen, und Elſe ſtand verwirrt, unſchlüſſig wie bisher. Doch raffte ſie ſich auf und ging dem Dorfe zu; aber ſie konnte es nicht erreichen, ihre Erſchöpfung war zu groß, ſie ſank in's Gras am Wege nieder, fühlte mit neuem Schmerz ihre gänzliche Verlaſſenheit und fing von Neuem bitterlich an zu weinen.

Neunhundert drei und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Der Schall nahender Männertritte weckte ſie aus ihrem dumpfen Jammer. Sie ſah auf. Ein bejahrter Mann, ſchwarz gekleidet, mit ehrwürdigen Zügen, kam die Straße her und blieb verwundert vor der unbekannten Wanderin ſtehn. Mit einer Frage, wie weit es noch in jene Stadt, die ſie nannte, ſey, knüpfte ſie das Geſpräch und ihre Erkundigungen an. Des Alten Reden beſtätigten und erläuterten, was der Knabe geſagt hatte. Sie fragte endlich, wie weit es von hier bis nach — ſie nannte ihren Wohnort — ſey? Der Mann hatte den Namen nie gehört. — „Oder bis an die Donau, bis Linz?“ — ‚O mein Kind! wohl über hundert Meilen!“ — war des Mannes Antwort. Elſe erbleichte und ein Ton des heftigen Schmerzes drang aus ihrer Bruſt. Der Mann hatte Mitleid mit ihr. „Woher kommſt Du, mein Kind?“ fragte er liebreich, „und wie kommſt Du hierher, wo Du ganz fremd zu ſeyn ſcheineſt?“ — Hier brachen Elſens Thränen auf's neue hervor. Der Alte ſuchte ſie zu beruhigen; aber das volle Gewicht ihres Unglücks ſtürzte mit zermalmender Gewalt auf ſie, ſie konnte nicht antworten und was hätte ſie auch ſagen können, was dem Unbekannten nicht wie ein Mährchen geklungen, es und ſie in ſeinen Augen verdächtig gemacht haben würde? — Sie warf ſich in's Gras hinüber und überließ ſich ſchluchzend der Betrachtung und dem Gefühle ihres grenzenloſen Elends. Nach einer Weile erhob ſie ſich. Der Mann ſtand noch mitleidig vor ihr. Die Nothwendigkeit zu ſprechen, ihm zu ſagen, woher ſie ſey, erſchien ihr als unausweichbar, und ſie war ſo gar nicht vorbereitet! Weinend blickte ſie zu ihm empor, faltete die Hände und ſagte: „Wer ich bin, und woher ich komme, ſollt Ihr erfahren, ſobald ich im Stande bin, von Dingen, die mich ſo tief betrüben, zu ſprechen. Habt Geduld und laßt mir Zeit.“

Der Schulmeiſter, — denn das war er — ſah bei dieſen Worten den Ausdruck ihres offnen, lieblichen Geſichts, er ſah die in Thränen ſchwimmenden blauen Augen, wurde gerührt und ſagte: „Gut, meine Tochter! Ich will nicht in Dich dringen, weil es Dir Schmerz macht; auch könnte ich mich ohnedies nicht bei Dir verweilen, mein Geſchäft führt mich dort in jenes Dorf. Aber in einer Stunde komme ich wieder und dann wollen wir weiter ſprechen. Mit dieſen Worten ſchüttelte er der Tiefbetrübten treuherzig die Hand und verfolgte ſeinen Weg.

Elſe ſah ihm nach, der Gedanke: was wirſt Du dem guten Greiſe ſagen, wenn er wieder kommt, ſtand erſchreckend vor ihr. Woher ſollte ſie ſagen, daß ſie äme, und wie war ſie hierher gerathen? Wußte ſie doch kaum ſelbſt. Ihr Herz drängte ſie, die Wahrheit zu geſtehen, und doch fürchtete ſie, ſich damit, ſo ſchuldlos ſie war, verdächtig oder verhaßt zu machen. Da fielen ihr die Fracht und Reiſewagen in die Augen, die jenſeits der Felder auf der breiten Straße gegen die Stadt hinzogen. Sie erinnerte ſich, von ihrem Rudolph gehört zu haben, daß dieſes Städtchen nicht weit von Braunſchweig liege. Sie ordnete ihre Gedanken, dankte Gott für die Faſſung, die er ihr geſchenkt, für den Antheil, den ein guter Menſch an ihr nahm. Sie fand in allen dem einen Fingerzeig ſich hier um eine Unterkunft umzuſehen — denn wo konnte ſie in dieſer Gegend hingehen, wo ſie nicht eben ſo fremd und hülflos war — und ſie erwartete mit etwas mehr Ruhe, obwohl noch immer mit dem tiefſten Schmerz, die Wiederkunft des Schulmeiſters. Dieſe erfolgte auch in nicht gar langer Zeit; und nun erzählte ihm Elſe, daß ſie bei einer Fremden Herrſchaft in Linz gedient, daß dieſe über Wien nach Braunſchweig, und von dort noch weiter habe reiſen wollen, daß ſie mit ihr den Weg bis einige Meilen von hier gemacht, aber da ſo ſchwer krank geworden ſey, daß die Herrſchaft, die ſich nicht aufhalten können, ſie habe zurücklaſſen müſſen; daß ſie, während ihrer langen Krankheit, ihre kleine Baarſchaft, und was ihre Herrſchaft ihr gegeben, verzehrt, und ſich freilich nun auf den Weg gemacht, aber ohne Geld, ohne Bekanntſchaft, und mit noch ſchwachen Kräften, verzweifeln müſſe, Braunſchweig zu erreichen, wo ſie ohnedies ihre Herrſchaft nach ſo manchen Wochen kaum mehr vermuthen könne.

Dieſe Erzählung, welche ziemlich wahrſcheinlich klang, erweckte des Schulmeiſters innigſtes Mitleid mit der Verlaſſenen, deren Kleidung und Ausſehen ganz wohl mit dem Geſagten übereinſtimmte und er fragte ſie, was ſie nun zu thun entſchloſſen ſey?

„Ach wenn ich Jemand fände, der mich in Dienſt nehmen wollte, als Magd, als Hirtin! ich bin eine Bauerstochter, kenne die Landarbeit und ſcheue keine.“

Der Alte ſah ſie eine Weile an. „Wahrhaftig“ ſagte er endlich, „es ſcheint, der Himmel habe Dich mir zugeſchickt, oder mich Dich finden laſſen, meine Tochter! Ich bin Schulmeiſter hier im Dorfe, und lebe mit meinem ſchon etwas kränkelnden Weibe ganz allein, dort in dem Hauſe, wo die Linden ſtehen. Vorgeſtern ſtarb unſere Magd, die uns ſiebenzehn Jahre redlich gedient. Mein Weib wollte ſich nicht tröſten über dieſen Verluſt, und heute ſchickt uns Gott unverhofft eine andere, und wie es ſcheint, recht brave. So laß es uns denn in ſeinem heiligen Namen miteinander verſuchen, ich hoffe, wir ſollen uns vertragen.

Neunhundert vier und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Elſen tönten dieſe Worte wie eine Botſchaft des Himmels. War ſie doch jetzt nicht mehr verlaſſen, hatte ſie doch einen Menſchen gefunden, der ſich ihrer annahm. Sie erhob ſich, und ging, ſo ſchnell es ihre Mattigkeit erlaubte, mit dem Alten in ſein Haus. Freilich wollte die Schulmeiſterin einige Einwendungen über der neuen Magd gar zu große Jugend und gar zu liebliches Ausſehen machen; aber der Mann wußte ſie alle mit freundlicher Zuverſicht zu beſeitigen, und Elſens Betragen zeigte bald, daß die guten Menſchen ihre Wohlthat an keine Unwürdige verſchwendet hatten. So fleißig, ſo geduldig, ſo treu war noch keine Magd geweſen; ſie überhob die Frau, welche ſchon die Beſchwerden der Jahre zu tragen hatte, ſo viel ſie konnte, ſah ihr ihre Wünſche an den Augen ab, ſuchte ihren Gebieter durch Gehorſam und pünktliche Ordnung zu erfreuen, und ſchaltete wie ein guter Geiſt in dieſem Hauſe, das ſie gaſtfreundlich aufgenommen.

Neunhundert fünf und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

In wenigen Monaten war Elſens Verhältniß zu ihrem Dienſtgeber ganz verändert. Sie ſchienen nicht eine Magd aufgenommen, ſondern eine liebende Tochter gefunden zu haben; und auch ſie verehrte das alte Paar gleich ihren leiblichen Eltern.

Aber ſo ſchön und lohnend auch Elſens Stellung zu dieſem Hauſe war, ſo vermochte ſie doch den tiefen Kummer und die unauslöſchliche Sehnſucht nach ihren fernen Lieben nicht zu beſchwichtigen. In der Einſamkeit ſtiller Nächte floſſen ihre Thränen und jammernd lag ſie täglich im Gebet vor Gott, daß er ſich ihrer Noth erbarmen und ihr einen Weg zeigen möge, um zu den ihrigen zurückzukehren. Der Gedanke an die Angſt ihres Rudolphs, an ſeinen Schmerz um ſie, an die ſeltſamen Vermuthungen, die er und alle Welt ſich von ihrem Verſchwinden machen mußten, die Sorge um ihr verlaſſenes Kind, wegen deſſen ſie ſich die bitterſten Vorwürfe machte, Grauen und Furcht vor den Abſichten der gottloſen Gertrud, alles das vereinigte ſich in manchen Augenblicken, um ihr Herz bis zur Verzweiflung zu bringen, und nur die Vatergüte Gottes hielt das zitternde Geſchöpf, daß es nicht ganz in dieſer Nacht verſank, und auf den Allmächtigen vertrauen konnte, der züchtigt, weil er liebt, der den glimmenden Docht nicht auslöſchen, das zerknickte Rohr nicht zerbrechen will.

So vergingen zwei kummervolle Jahre. Allerlei unter der Hand angeſtellte Nachforſchungen blieben fruchtlos: es erſchien ihr kein Weg, etwas von ihren Lieben zu erfahren, noch weniger eine Möglichkeit, ohne Geld, ohne Weiſung zu ihnen zurückzukehren. Zu Ende dieſer Zeit ſtarb endlich nach langem Siechthume Elſens Gebieterin, und ihr folgte bald der einſame Wittwer, der es nicht vermochte, ohne die Gefährtin zu leben, mit der er eine ſo lange Strecke des Lebensweges in Eintracht zurückgelegt hatte. —

Die fromme Elſe hatte Beide mit kindlicher Treue gepflegt, und ihnen die Augen zugedrückt; aber ſie erſchrak freudig, als nun die Gerichte erſchienen, um über die Verlaſſenſchaft des alten Paares abzuhandeln, und es ſich bei Eröffnung des Teſtaments zeigte, daß ihre Wohlthäter ſie zur Erbin eingeſetzt hatten, ſo daß ſie jetzt mehr als zu viel beſaß, um die Reiſe in ihre Heimath anzutreten, zu Mann und Kind. Unabläſſig war nun ihr Sinn auf dieſe Rückkehr gerichtet, das lang entwöhnte Gefühl der Hoffnung blühte auf's neue in ihrem Herzen auf, und die bloße Möglichkeit, ihre Lieben wieder zu ſehen, die ihr ſeit ihrer Verbannung ganz verſchwunden war, erfüllte ſie mit ſtillem Entzücken.

Sobald es thunlich war, führte ſie ihren Vorſatz aus, nachdem ſie ſich nach der beſten Art und Weiſe, wie ſolches geſchehen könne, erkundigt hatte, um nur ja des heiß gewünſchten Zieles nicht zu verfehlen. Theils mit dem Poſtwagen, theils mit guten Menſchen, denen man ſie empfohlen, gelangte ſie endlich bis gegen die Berge ihrer Heimath, und wie ſie hier die wohlbekannten Felſenſpitzen erblickte, die Gebirgswelt ſich vor ihren Blicken aufthat, und der Gedanke: dort lebt Mann und Kind, dort wirſt du ſie bald wiederſehen, ſie mit unausſprechlichem Gefühl ergriff, da ſtürzten ihre Thränen hervor, ſie war einer Ohnmacht nahe, und ihre Reiſegefährtin, eine alte Bürgersfrau aus dem nächſten Städtchen, hatte Mühe ihre Lebensgeiſter aufrecht zu erhalten.

Den Reſt des Weges von der letzten Station bis zu ihrem Geburtsort, war ſie entſchloſſen zu Fuße und ganz unerkannt zurückzulegen. Wußte ſie doch noch nicht, wie ſie ihre Lieben finden, was man von ihr denken, wie man ſie aufnehmen würde? Dieſe Sorgen, welche früher ſich oft in ihr geregt hatten, fielen jetzt in den letzten Augenblicken mit aller Gewalt auf ihre Seele, und lähmten den geflügelten Schritt, mit welchem ſie die erſte halbe Meile ihres Weges zurückgelegt hatte. Nun hatte ſie die waldige Schlucht durchwandert, die ſie noch vom See und dem Anblick ihres Wohnorts ſchied. Ihre Angſt, ihre Spannung ſtieg mit jedem Schritte. Nun öffnete ſich das Thal, und nun lag plötzlich der

See mit allen ſeinen angränzenden Bergen, mit den Dörfern an ſeinen Geſtaden, oben am Ende der Marktflecken vor ihr, und dort links, hinter dem Walde, wo ihr Auge vergebens nach Dach oder Giebel ſchaute, verkündete der dunkle, aufſteigende Rauch der Eſſe den Ort, wo Rudolph, wo ihr Kind lebten — wenn ſie noch lebten! Ergriffen von dieſem Gedanken ſtürzte ſie weinend am Seeufer nieder, hielt den mütterlichen Boden umfaßt, und ergoß ihr Herz im heißen Gebete. Sie erhob ſich, ſie hatte vielleicht noch ein paar Stunden weit zu gehen. Und was ſollte ſie finden, wie würde man ſie empfangen? — Nein, es war nicht möglich, ohne vorläufige Erkundigung, ohne nähere Kenntniß von dem, vielleicht Entſetzlichen, was ſie zu Hauſe erwarten könnte, den gewagten Schritt zu thun und ſich den Ihrigen plötzlich darzuſtellen.

Dieſe Betrachtung und die Erſchöpfung ihrer Kräfte beſtimmten ſie, in einem nahen Hauſe, wo ſie eine freundliche Alte ſpinnend vor der Thüre ſitzen und ein paar Enkelchen, wie es ſchien, die vor ihr ſpielten, bewachen ſah, einzuſprechen und um eine Erquickung zu bitten. Gutmüthig betrachtete die Alte das hübſche, junge Weib, deſſen Kleidung auf eine fremde Heimath ſchließen ließ, und dem Kummer und Erſchöpfung aus den bleichen Zügen ſah, und holte ihr einen Krug mit Milch und Brod, Sie ſaßen zuſammen vor dem Hauſe. Die Gegend, die Dörfer, die Häuſer, die man nah und fern ſah, gaben eine ſchickliche Einleitung zu Eiſens bangen Fragen, die ſich bald nach der Rauchſäule, die eben hinter dem Wald aufſtieg, und nach dem jungen Senſenſchmied wandten, den ſie in der Fremde als Reiter gekannt zu haben verſicherte. Sie ſelbſt war aus der Gegend von Prag, und im Begriff, Verwandte ihres jüngſt verſtorbenen Mannes zu beſuchen, die in St. Gilgen wohnten.

Neunhundert ſechs und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Die Alte gab freundlichen Beſcheid über Alles, und endlich auch über den Senſenſchmied. Er lebte noch, und es ging ihm wohl mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern.

„Seiner Frau?“ fragte Elſe tödtlich erſchrocken. „Er hat alſo wieder geheirathet?“

„Nicht daß ich wüßte! Er müßte etwa ſchon im Kriege ein Weib gehabt haben. Ob, die Soldaten nehmen das nicht ſo genau.“

„Und wer iſt denn ſeine Frau?“ brachte Elſe mühſam hervor.

„Ein hieſiges Kind,“ antwortete die Alte, „dort aus dem Markt. Sie ſind ſchon mehrere Jahre verheirathet.“

„Zwei Jahre“ — ſtammelte Elſe mit bebenden Lippen.

„O, wohl länger! Das älteſte Kind läuft ſchon recht hübſch.“

Elſe erſtarrte. Sie wußte nicht, was ſie denken ſollte. Die Bauersfrau ſah ſie forſchend an. Eine ſehr wahrſcheinliche Vermuthung, daß nämlich Rudolph während ſeines Kriegsdienſtes irgend eine Verbindung mit dieſem jungen, ſchönen Geſchöpf gehabt, drängte ſich ihr auf, und ſpiegelte ſich in dem Mitleid, das aus ihren Mienen ſprach. Neugierig, aber ſchonend, ſtellte nun auch ſie allerhand Fragen; doch Elſe war zu beſtürzt, um den Sinn derſelben recht zu verſtehen, und nur als ſie ſich ein wenig gefaßt hatte, vermochte ſie weiter zu reden und ſich zu erkundigen: Ob Rudolph gut mit ſeiner Frau lebe?

„Darüber ſpricht man allerlei!“ erwiederte die Alte. „Sie ſoll zänkiſch, böswillig ſeyn, und dem braven Mann ſein Haus zur Hölle machen.“

Eine ſeltſame Empfindung, aus Mitleid und heimlicher Schadenfreude gemiſcht, wallte in Elſen auf. Sie forſchte weiter. Alles was ſie hörte, diente nur ſie zu verwirren, ihr eine klare Ueberſicht deſſen, was geſchehen ſeyn mochte, unmöglich zu machen. Doch ach! was ſie erfahren, war ſchon hinreichend, ihr jede Hoffnung zu rauben. Ehe ſie die Frau verließ, fiel ihr ein, ſich auch noch nach Gertrud zu erkundigen.

„Ihr ſcheint ja ziemlich bekannt in der Gegend,“ antwortete die Alte.

„Mein Mann war zuweilen hier bei ſeinen Verwandten; von ihm weiß ich Manches. Wie geht es der Hammermeiſterin?“

„Ach! da müßt Ihr eine Weile nichts von hier gehört haben, die iſt ſchon lange todt.“

„Todt?“ rief Elſe entſetzt, „und wann, wie?“

„Es hat ſtets eine ſeltſame Bewandtniß mit dem Weibe gehabt. Man ſprach wunderlich von ihr, ſie ſoll allerlei geheime Künſte getrieben haben. Nun, Ihr verſteht mich, man redet nicht gern davon, am Ende läßt ſich auch nichts beweiſen, und es iſt unchriſtlich, ſo etwas auf bloßem Anſchein hier ſeinem Nächſten nachzuſagen. Genug, vor ein paar Jahren — ſie hatte die Gewohnheit, ſich im See zu baden; man ſagt, ſie hätte es gethan, um ihre hübſche Geſtalt zu erhalten, und das Waſſer vorher mit allerlei Segensſprüchen beſprochen — alſo vor 2 Jahren war ſie eines Morgens, wie ſie pflegte, noch vor Sonnenaufgang hinausgegangen; die Magd mußte ihr in einiger Entfernung hinter dem Dickicht warten. Aber ja, ſie ſoll noch zurückkommen! Als es der Magd zu lange währte, ging ſie, nach ihrer Frau zu ſchauen. Die war fort, ihre Kleider lagen am Ufer, ſie ſelbſt war verſchwunden. Ob der See ſie verſchlungen, ob der Böſe — Gott ſey bei uns! — ſie über den zauberiſchen Frevel geholt, den ſie da getrieben? — wer weiß das? — Der Hammermeiſter ließ überall nachſuchen, um ihren Körper zu finden, aber umſonſt. Es iſt möglich — der See hat tiefe Stellen — daß die Unglückliche in eine ſolche gerathen und der Wirbel ſie hinabgezogen; es iſt auch noch etwas andres möglich — kurz: zum Vorſchein iſt ſie nie wieder gekommen.“

Neunhundert ſieben und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Elſe ſchwieg ſchaudernd, ſie glaubte den Finger einer richtenden Vergeltung zu erblicken, und als ſie ſich noch ein wenig gefaßt und der Bauersfrau für ihre Freundlichkeit gedankt hatte, ſetzte ſie ihren letzten peinvollen Weg nach einem Orte fort, wo ſie die höchſte Seligkeit nach ſo langen Leiden zu finden gehofft hatte, und den ſie nun wahrſcheinlich nur unerkannt und heimlich betreten, und dann auf ewig wieder verlaſſen mußte. Aber ſehen, ſehen mußte ſie ihren Mann, ihr Kind noch einmal, zum letztenmal auf dieſer Welt. Der Weg war weit, ihre Kräfte erſchöpft, mühſam ſchleppte ſie ſich fort. Die Sonne ſtand hoch am Himmel, als ſie jetzt um das Gebüſch herum bog, der Waldbach, an deſſen Ufern ſie ſo oft mit ihrem Mann geſeſſen, brauſete ihr aus dem Tannendunkel entgegen; nun erblickte ſie das friedliche Haus rechts herunter vom Wege, hörte die Stimme eines Kindes, vielleicht ihres Kindes aus der Stube ſchallen — und wankend, bleich, ſchritt ſie die Anhöhe hinab; jetzt lag der Hof offen vor ihr, und eine Frau in ſauberer Hauskleidung ſtand am Brunnen und wuſch. Elſe konnte ſie nicht im Geſichte ſehen, denn die Perſon hatte ſich eben über den Trog niedergebeugt. So ſchlich ſie hinter ihr der offnen Thüre zu, wollte verſtohlen hinein blicken, und, guter Gott! da ſaß ihr Rudolph, gedankenvoll den Arm auf den Tiſch, den Kopf auf den Arm geſtützt, viel bleicher, viel trüber, als einſt vor ihr. Alle Beſinnung, alle Umſicht verließ ſie bei dem Anblick des geliebten Mannes, und mit einem lauten Schrei des Schmerzes, der Freude, flog ſie an ſeine Bruſt. Erſtaunt und unmuthig wand ſich Rudolph aus den Armen der fremden Geſtalt, ſah ihr in's Geſicht und ſagte unwillig: „Was ſoll der alberne Scherz? zu was die thörichte Mummerei?“ Elſe war wie nieder gedonnert. Dieſer kalte und doch ſo natürliche Empfang war das Befremdendſte, was ihr begegnen konnte; ſie ſtand dem Zürnenden ſprachlos gegenüber, und vermochte nichts, als die Hände zu ringen und flehend zu ihm aufzublicken. „Einfältige Poſſen,“ ſagte er, und trat an's Fenſter von ihr weg.

„Ach Rudolph!“ rief ſie endlich ſchmerzlich. „Iſt das alles, was Du mir nach zweijähriger Trennung zu ſagen haſt?“

Er wandte ſich raſch um. „Zweijährige Trennung?“ rief er entrüſtet. „Du gehſt vor einer halben Stunde hinaus an den Brunnen, und kommſt jetzt verkleidet herein! — Was ſoll die Komödie? Wahrhaftig, Elſe, Dein Betragen von heute Morgen war nicht darnach, um dieſen Spaß zu rechtfertigen. Ueberhaupt — aber ich will mich nicht von Neuem ärgern; hinaus an Deine Arbeit, hier haſt Du nichts zu thun.“

„O Rudolph, Rudolph!“ jammerte Elſe, „welch ungeheurer Betrug iſt hier vorgegangen! — ich war ja zwei Jahre und drei Monate weg von Dir, ſeit der unſeligen Walpurgisnacht.

„Walpurgisnacht?“ rief Rudolph. „An welchen Zeitpunkt wagſt Du mich zu mahnen? — Ja, ſeit der Walpurgisnacht biſt Du verwandelt, und ich ein unglücklicher Mann.“

„Ich war es nicht! Ich war es nicht!“ rief Elſe mit ſteigender Lebhaftigkeit und ſteigendem Muthe. „Nein, mein Rudolph! ich habe Dich nicht gequält. Ich war weit, weit von hier. O kennſt Du Deine Elſe nicht mehr?“

Bei dieſen Worten ſtreckte ſie die Arme zärtlich nach ihm aus, die Thränen, die aus ihren Augen floſſen, der Ausdruck ihrer Blicke, der Ton ihrer Stimme, alles drang mächtig zu ſeinem Herzen. Er fühlte ſich überwältigt. „O Gott, — Gott!“ rief er. „Das iſt wieder ſo, wie in der guten, alten Zeit! Elſe! liebſt Du mich noch?“

In dem Augenblick ging die Thüre auf, und ihr Ebenbild, eine zweite Elſe, den Korb mit ausgerungener Wäſche auf dem Kopf, trat in's Zimmer.

„Heiliger Gott!“ ſchrie Rudolph, „es ſind Zwei!“

Die Vorleſung wurde hier durch einen Boten unterbrochen, der dem Freiherrn ein Paquet Briefe überbrachte.

Neunhundert acht und vierzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Dieſen Abend wurde die Vorleſung fortgeſetzt.

Aber Elſe, in deren Seele ſchon längſt ein ſchrecklicher Argwohn gegährt hatte, ſchrie laut, ſprang zum Weihbrunnkeſſelchen am Thürpfoſten, ſprengte die Tropfen auf die unheimliche Geſtalt, ſchlug ein Kreuz, und Jene, die im erſten Moment bei Elſen's Anblick eben ſo entſetzt vor ihr geſtanden hatte, floh nun mit einem fürchterlichen Schrei zur Thüre hinaus, und im Entfliehen glaubte Rudolph und Elſe plötzlich Gertruden's Züge an ihr zu erkennen. Sie war fort, die beiden Gatten ſahen ſich bebend, ſtaunend an; aber eine ſüße Beruhigung ſenkte ſich in Elſen's ſo lange zerriſſenes Herz, und vor Rudolph's Geiſt dämmerte eine Ahnung des wahren Zuſammenhanges auf. Er ſtreckte die Arme nach ſeiner Wiedergefundenen aus. „Ach, biſt Du's denn?" rief er. „Biſt Du meine wahre, gute Elſe?" — Sie ſank weinend an ſeine Bruſt. Zu reden vermochte ſie nicht; auch Rudolph, überwältigt von Grauen, Liebe, ſüßer Hoffnung und bangem Entſetzen, war ſeiner ſelbſt nicht ganz mächtig. Endlich ordneten ſich ſeine verworrenen Gedanken, und er hörte nun unter den wechſelndſten Empfindungen, was ihm Elſe voll Reue und Liebe von ihrem vertrauten Umgang mit Gertrud, ihrer gewaltſamen Entführung, dem Herentanze, und ihrem Leben bei dem Schulmeiſter erzählte. Sie ſaß auf Rudolph's Schooße; jedes ihrer Worte, jeder Blick diente dazu, die beruhigende Gewißheit, daß dieſe ſeine geliebte Elſe, und jenes zank- und zornſüchtige Weſen, das ihm durch zwei Jahre das Leben vergällt, nur ein unheimlicher Spuk geweſen ſey, in ſeiner Bruſt zu verbreiten.

Nun begann auch er ſeinen Bericht, wie er vor zwei Jahren, bald nach jener unſeligen Nacht, nach Hauſe gekommen, ſeine Frau in ihren gewöhnlichen Verrichtungen und alles Uebrige in der beſten Ordnung gefunden, ſo daß an eine Verwechslung gar nicht zu denken geweſen. Doch bald ſchien ihm das Weſen, das ganze Gemüth ſeines Weibes verwandelt. An die Stelle der ſanfteſten Demuth war ein auffahrendes Betragen getreten, das keinen Widerſpruch dulden, mit Niemandem im Hauſe Nachſicht haben wollte. Keifen und Zanken mit Mann und Geſinde war vom frühſten Morgen bis Abends die Tagesordnung, und ſelbſt ihre Liebe zu ihm hatte eine andere, leidenſchaftlichere, aber durchaus nicht anmuthigere Geſtalt angenommen. Auf keine Weiſe wußte ſich Rudolph dieſe Verwandlung zu erklären, bis ein Zufall und die Geſchwätzigkeit einer alten Magd ihm entdeckte, daß ihre Frau in der Walpurgisnacht mit der Frau Hammermeiſterin heimlich ausgegangen, erſt ſpät am Morgen wieder durch das Hinterpförtchen des Gartens nach Hauſe gekommen, ſich von allen, nur nicht von dieſer Magd, unbemerkt in ihre Kammer geſchlichen, und ſeitdem wie umgewandelt geweſen ſey. Rudolph entſetzte ſich. Eine Ahnung von etwas Grauenhaftem, was hier vorgegangen ſeyn möchte, erfaßte und entfremdete ihn, von dem Augenblick dieſer Entdeckung an, von ſeinem Weibe. Es erregte einen ſchmerzlichen Zwieſpalt in ſeinem Herzen, wenn er dieſe geliebten, vertrauten Züge ſah, aus deren Betrachtung ſo oft ſtille Luſt in ſeine Seele gefloſſen war, und das Betragen ſeines Weibes jeden Augenblick dieſem Eindruck widerſprach; wenn es ihm vorkam, als ob jene Elſe, die er einſt geliebt, und dieſe, die nun vor ihm ſtand, gar nicht ein und dieſelbe Perſon ſeyn könne.

Endlich ſtellte er ſie einſt über jene Nacht zu Rede, und die Art, wie ſie dieſe Nachforſchung aufnahm, zeigte ihm, daß ſein Verdacht nur zu wohlgegründet geweſen; aber von dieſem Augenblick an war auch jeder Anſchein von Frieden oder Liebe von dem unſeligen Paare gewichen. Elſe ſchien nur zu leben, um ihren Mann zu quälen, und dennoch brach mitten aus dieſem Zorn und Unmuth oft ein Strahl der heißeſten Liebe zu ihm hervor, die ſich hauptſächlich in unbandiger Eiferſucht kund gab.

Eben ſo, wie mit dem Manne, war auch ihr Benehmen mit den Kindern; den älteſten haßte und verfolgte ſie, den jüngern —

— „Du haſt noch ein Kind! Ich weiß es!“ rief jetzt Elſe, und eine wunderſchmerzliche Empfindung bemächtigte ſich ihrer. Sie war von Rudolph's Schooß aufgeſprungen und ſah ſich in der Stube um.

„Dort in der Wiege!“ ſagte der Vater.

Elſe trat hin, — die Wiege war leer, verſchwunden das Kind, verſchwunden wie die Mutter, und vermuthlich mit ihr zugleich.

Neunhundert neun und vierzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Ergriffen und entſetzt ſtanden die Gatten vor der leeren Stelle; aber nach und nach verbreitete ſich ein beruhigendes Gefühl über ihre Herzen, fromme Gedanken von der väterlichen Waltung Gottes, von ſeinem unmittelbaren Segen und Schutz, erhoben ſich in ihren Seelen.

Jetzt kam der ältere Knabe an der Hand ſeiner Wärterin in die Stube. Elſe eilte auf ihr Kind zu, ſie ſchloß es mit Entzücken und Dank gegen Gott in ihre Arme. Dies war ihr Kind! kein zauberhaftes Irrweſen, und ſie endlich nach ſo langen Schmerzen wieder mit den Ihrigen vereint!

Rudolph's häusliches Glück blühte von Neuem auf. Die Leiden der vergangenen Jahre waren den neuvereinigten Gatten eine unerſchöpfliche Quelle ſüßer Geſpräche, frommer, kindlich dankbarer Betrachtungen.

Aber wenige Tage nach Elſen's Zurückkunft fanden Fiſcher den lange geſuchten Leichnam der ertrunkenen Hammermeiſterin im See, und brachten ihn ihrem Manne. Nun ging das Gerücht, daß ſich die Fiſcher und der Meiſter höchlich darüber verwundert: wie friſch, und vom langen Liegen im Waſſer unangegriffen die

Verſtorbene ausgeſehen, gleich, als wäre ſie erſt kürzlich in den See geſtürzt. Der Wittwer ließ ihr ein prächtiges Leichenbegängniß halten; doch, ſagte man, ſey er froh geweſen, durch unwiderſprechliche Beſtätigung ihres Todes ſeiner Freiheit, und der Unmöglichkeit ihrer einſtmaligen Rückkehr in ſein Haus verſichert geweſen zu ſeyn.

Neunhundert und funfzigſte Nacht.

Als heute Gertrud aufgefordert wurde, eine Sage zu erzählen, ſprach ſie: „die Sage, welche Frau von Runſitten vorgeleſen hat, erinnert mich, daß man nicht nur von der Walpurgisnacht, ſondern auch von der Andreasnacht verſchiedene Sagen hat.“

„In manchen Gegenden, z. B. in Sachſen, brechen die Leute am Andreasabende Zweige von Kirſchbäumen, welche ſie im Waſſer ſetzen, damit ſie den Weihnachtsabend blühen, was auch der Fall iſt. Auch gehen die Mädchen Abends horchen, ſie ſtellen ſich unter die Fenſter, und was zuerſt geſprochen wird, beziehen ſie auf ihre Zukunft, indem ſie ſich eine Weiſſagung daraus entnehmen. Allgemein iſt das Gehen auf Kreuzwege um die Abendſtunde, wer dann zuerſt über den Kreuzweg ſchreitet, iſt für ſie ebenfalls ein Prophet. Erſcheint zuerſt eine alte Frau; ſo bedeutet es ihnen Unheil, am liebſten ſehen ſie einen jungen, hübſchen Mann kommen, der ihnen einen ſchmucken Freier bedeutet.“

„Die Mägde auf dem Lande beten an dieſem Tage inbrünſtig zum heiligen Andreas, und opfern ihm eine Kerze.“

„Der Sage nach ging einſt ein junges Mädchen am Andreasabend auf einen Kreuzweg, um den erſten Vorüberkommenden zu erwarten; da ſchritt der Tod mit Stundenglas und Senſe langſam an ihr vorüber und winkte ihr. Halb todt vor Schrecken kam ſie nach Hauſe, und kein Jahr war dahin geſchwunden, als man das jugendliche, holde Weſen begraben mußte.“

„Viel hat hier wohl die Einbildung gewirkt,“ ſprach Willmann, „die Furcht vor dem Tode führt oft den Tod herbei, der ohne ſie noch fern geblieben wäre, überhaupt haben Schreck, Aerger, Furcht und Angſt viel mehr Einfluß auf den Menſchen, als man ſich gewöhnlich zugeſtehen will.“

„Ich kenne noch eine Sage vom Andreasabend,“ ſprach Gertrud, und nach dem Wunſche der Uebrigen begann ſie:

Der Andreasabend.

Vor langen, langen Jahren ſaßen Baſe und Nichte am Andreasabend beim Kamine, und ſpannen fleißig einen Rocken nach dem andern ab, da ſagte die Nichte:

„Baſe, 's iſt heute Andreas, ich möchte wohl auf den Kreuzweg gehen, und ſchauen, wen ich erblicken würde."

Da ſprach die Baſe: „thörig Kind, zum Freien biſt Du noch viel zu jung, auch heißt es Gott verſuchen, wenn man in die Zukunft ſchauen will, die uns zu unſerm Heile verborgen bleiben ſoll!"

Darauf ſprach die Nichte: „Baſe, Ihr habt Recht, ich will fein zu Hauſe bleiben, meinen Rocken abſpinnen und mich dann zu Bette legen."

Das that ſie auch; aber um Mitternacht, als die Baſe feſt ſchlief, ſtand ſie leiſe auf, kleidete ſich haſtig an und ging auf den Zehen aus dem Zimmer, die Treppe hinab und auf den nächſten Kreuzweg.

Alles war ſtill auf den Straßen, nur hier und da aus den Fenſtern ſchimmerte ein Nachtlämpchen, und verdrießlich ſagte das Mädchen: „Ach, Niemand läßt ſich mehr blicken, daran iſt die Baſe Schuld, ich bekomme alſo dies Jahr noch keinen Mann. Wie kränkt mich dies, ich wollte nicht in den Himmel kommen, wenn ich den Triumph hätte, unter allen Jungfern meiner Verwandtſchaft und Bekanntſchaft die erſte zu ſeyn, die einen reichen, ſtattlichen Freier bekäme. Wie würde dies die Andern ärgern!"

Indem ſchlug die Glocke Zwölf; da ſauſte ein prachtvoller Wagen mit ſchwarzen Roſſen beſpannt vorbei, und in dem Wagen ſaß ein reich geputzter Herr mit einer Feder auf dem Hute.

Er grüßte das ſtaunende Mädchen freundlich, und

Röschen ging voll ſtolzer Hoffnungen, voll Jubels nach Hauſe.

Seit dem Andreasabende hielt ſie ſich ſchon für eine reiche, vornehme Frau, den ganzen Tag ſtand ſie vor dem Spiegel, den Spinnrocken berührte ſie nicht mehr, und die frommen Ermahnungen der Baſe verlachte ſie. Einen jungen Handwerker, der um ſie freite, wies ſie ſchnöde ab, auf einen Reichern hoffend, und Jedermann, der Röschen ſonſt wohl gewollt, erklärte ſie für eine eitle, hochmüthige Närrin.

So vergingen einige Monate, als Röschen eines Tages wieder neben der Muhme ſaß und ſpann. Da rollte eine ſtattliche Kutſche, beſpannt mit ſechs ſchwarzen Roſſen vor das Haus, ein koſtbar gekleideter Herr ſtieg aus, ging die Treppe hinauf und trat in der Baſe Zimmer. Dort warb er mit höflichen Worten bei ihr um Röschen's Hand, und die Baſe ſprach: „Herr, ſo glänzend auch Euer Antrag iſt, ſo kann ich mich ſeiner doch nicht recht freuen, meine Nichte iſt arm und von geringem Stande, und Gott befiehlt, daß Keiner ſich überhebe."

Da ward der Freier blaß und ſprach zu Röschen: „und Ihr, mein ſchönes Kind?" Sie erwiederte: „ich bin Euer, mag die Baſe mich ſegnen oder fluchen, ich bin nicht deßhalb ſchön und jung, daß ich ungeſehen in einem Winkelgäßchen verblühen ſoll."

„Wohl geſprochen!" ſagte der Freier, „ſo muß ein junges Mädchen denken, wenn es ihr Glück machen will.“

Drauf ſteckte er ihr einen Ring an, der wie Feuer funkelte, und im Dunkeln hell leuchtete, wie eine Kerze. Zum Gegengeſchenke gab ihm Röschen das ſilberne Kreuzchen, was ſie am Halſe trug, und um das er ſie gebeten.

Dann kamen Diener, welche koſtbaren Schmuck und ſeidne Stoffe für ſie brachten; endlich ſchied der Freier, nachdem er ſeiner Braut das Verſprechen gegeben hatte, ſie den neunten Abend nach ſeinem erſten Beſuche abzuholen und feierlich als Braut heimzuführen.

Neunhundert ein und funfzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Als die Baſe ſich mit der Nichte allein ſah, ſprach ſie zu ihr mit bewegter Stimme: „ſchon oft haſt Du in der letzten Zeit meine Warnungen überhört, ich bitte Dich, ſchlage ſie nur diesmal nicht in den Wind, denke, daß Deine Mutter zu Dir ſpricht. Mir iſt, als ich den Freier ſah, gar unheimlich geworden, die Pracht, die reichen Geſchenke blenden mich nicht, man weiß nicht, wie er heißet, noch wo er herſtammt, und von wannen er kommt, es kann wohl gar ein böſer Geiſt ſeyn.“

„Warum nicht gar!“ fuhr Röschen auf, „Ihr gönnt mir wohl mein Glück nicht, weil ich eine vornehme und reiche Dame werde, und Ihr — doch laßt mich ſchweigen, und bekümmert Euch nicht um mich, ich bin ſchon ſelbſt klug genug.“

Nach dieſen Worten wendete ſie der Baſe den Rücken zu und ſchmückte ſich mit den Edelſteinen, welche ihr der reiche Freier geſchenkt. Aus den ſchönen, ſeidenen Stoffen ließ ſie ſich Kleider machen, und ſchritt nun in Schleppkleidern ſtolz umher, ſich ihrer armen Baſe ſchämend. Vergebens beſchwor die Baſe das Mädchen, an ihr Seelenheil zu denken, ja ſie vergaß es nicht, Röschen darauf aufmerkſam zu machen, daß der neunte Tag, an welchem ſie der Freier verſprochenermaßen abholen wollte, der letzte April ſey.

Röschen lachte dazu; „warum nicht?“ ſagte ſie übermüthig, „bei einem ſo reichen, galanten Teufel, wie dieſer iſt, muß es ſich gar nicht übel leben laſſen.“

Das war freilich nur Scherz, denn Röschen hielt den Freier für einen reichen Edelman, und hatte Furcht vor einer Verbindung mit dem Teufel, aber wenn ſie des Teufels Hülfe zu einem Triumph für Eitelkeit bedurft hätte, würde ſie dieſelbe ohne Bedenken angenommen haben.

So verſtrichen acht Tage, und der neunte, an welchem ihr Freier kommen wollte, um ſie zu holen, erſchien. Schon früh eilte die Baſe in die Meſſe, Röschen aber hatte keine Luſt, ſie zu begleiten, und ſtellte ſich vor den Spiegel, ſich heute auf das Köſtlichſte zu ſchmücken, damit ſie dem reichen Freier gefallen möge, und er ſein Wort nicht zurück nehme. Still und ängſtlich ging die Baſe den ganzen Tag umher, während Röschen voll Stolz und Eitelkeit im Gemache auf- und abſchritt, bald ſich in dem Spiegel zunickend, damit ihre Ohrgehänge um ſo ſchöner funkelten, bald auf ihre lange Schleppe ſchauend.

Als der Abend herein brach, wollte die Baſe Röschen ein Kreuz um den Hals binden, das Mädchen riß es aber ab und ſprach: „das tombackne Kreuz würde ſchön zu meinen Brillanten paſſen.“

Jetzt rollte wieder der prachtvolle Wagen mit den ſechs Roſſen heran, der Herr ſtieg aus, und kam, die Braut zu holen.

Vergebens beſchwor die Baſe das Mädchen, zurückzubleiben, ſie entzog ihr die Hand und eilte blitzſchnell die Treppe hinab. Alle Nachbarn ſchauten zu ihrer Freude aus den Fenſtern, und bewunderten die Pracht. Sie ſtiegen ein. Im Galopp fuhr der Wagen fort, daß die Funken ſtoben.

Da wurde Röschen bange, und ſie ſchrie: „wohin bringt Ihr mich?“

Und er ſprach: „in mein Schloß, wo Du großen Hofſtaat finden wirſt.“

Und wieder fragte Röschen: „und wer ſeyd Ihr denn?“

„Der Fürſt der Hölle!“ rief er aus, da ſank das Mädchen zuſammen, und fing an zu beten, was ihr nur beifiel. Und im Nu verſchwand die Kutſche mit den Roſſen und ihrem Herrn. Röschen lag auf ihrem Bette, todtenblaß, ſterbend, und unter den frommen Gebeten der Baſe verſchied ſie. —

Neunhundert zwei und funfzigſte Nacht.

Heute trug Franz folgendes Mährchen vor:

Das Galgenmännlein.

Vor zweihundert und etlichen Jahren lebte zu Hamburg ein reicher Kaufherr, Jacob Bunge geheißen, ſchon bejahrt und Wittwer, der hatte keinen andern Leibeserben, als ſeinen Sohn Franz, einen hübſchen Burſchen, aber ſo leichtſinnig und nichtsnutzig, wie kein anderes Hamburger Stadtkind damaliger Zeit.

Darüber betrübte ſich der alte Bunge gar ſehr, und er dachte mit Gram daran, was für ein Ende es dereinſt mit ſeinem Sohne und ſeinen Speziesthalern nehmen würde, wenn er, der Alte, geſtorben ſeyn würde, und wenn er das ſo recht bedachte, ſo kam ihm oft die Luſt an, noch bei ſeinen Lebenszeiten ſich im Grabe umzudrehen. „Zum Kaufmann taugt der Junge nun und nimmermehr,“ ſprach er einſtmals bei ſich ſelbſt, „denn er iſt faul, wo es die Arbeit betrifft, nachläſſig, leichtſinnig, in Summa: ohne alle und jede Solidität.“ Er berieth ſich mit einem alten Freunde, und dieſer rieth ihm am Ende: den Franz ſtudiren zu laſſen, und zwar Gottesgelahrtheit, damit er wo möglich in ſich ſchlüge, und ſo, wenn auch kein ehrenwerther Kaufherr, doch wenigſtens ein ſtattliches Kirchenlicht werde.

Der alte Jacob Bunge fand dieſen Vorſchlag nicht gar ſo übel, und meinte: allerdings könne ſein Franz vielleicht noch ein tüchtiger Prediger werden, denn eine tüchtige Lunge und derbe Fäuſte, damit auf der Kanzel herum zu paukeu, habe er, auch ſey er eben nicht dumm; — kurz, der Vorſchlag gefiel dem Alten, jemehr er ihn überdachte, ſo wohl, daß er nicht ſäumte, die Ausführung deſſelben zu betreiben, und Franz hatte ſo viel von der Herrlichkeit und Ungebundenheit des Studentenlebens gehört, daß er ſich durchaus nicht dawider ſetzte, nach Leipzig zu reiſen, um dort Gottes Wort ſich eintrichtern zu laſſen. Als Oſtern heran kam, wo ein Vater gewöhnlich zur Meſſe zog, führte ihn dieſer ſelbſt an den Ort ſeiner Beſtimmung. Franz wog ſchmunzelnd die volle Geldbörſe, welche ſein Vater ihm beim Abſchiede überreichte, in der Hand, und nahm die guten Lehren, welche ihm dabei ertheilt wurden, in den Kauf. Als aber der Alte Leipzig verlaſſen und wieder nach Hamburg zurückgekehrt war, da legte er ſich mit allem Eifer auf's Studiren, das heißt, er beſuchte zwar nicht oft die Hörſäle der alten Profeſſoren, aber doch mitunter fleißig den Karzer, am allerfleißigſten aber die fixen Zechen: den Auerbachſchen Keller und die große Bierhalle hinter der Thomaskirche in der Kloſtergaſſe, auch der Fechtboden und die Reitbahn wurden nicht vergeſſen, und die Unzahl ſeiner Liebſchaften machte dem alten Sprüchlein über die Leipziger Mägdlein alle Ehre.

Alſo ſtudirte Franz Bunge drei Jahre in Leipzig, und dachte nicht an's Examen. Endlich mußt' er freilich daran denken, und auch daran: was ſein Vater ſagen würde, wenn er erführe: daß Fränzchen alles Mögliche, nur nichts Geſcheidtes, am allerwenigſten aber, was er geſollt — nämlich Gottesgelahrtheit ſtudirt hatte! — Aber gerade, als er ſich am wenigſten Rath wußte, bekam er einen Brief, der ihm meldete, daß ſein Vater plötzlich verſtorben ſey.

Franz fuhr alsbald von Leipzig ab, zurück nach Hamburg, wo er die große Erbſchaft in Empfang nahm, (denn er war eben mündig geworden), ſodann kehrte er wieder nach Leipzig zurück, um noch einige Jahre fort zu ſtudiren, denn er hatte dieſe Stadt und das luſtige Studentenleben daſelbſt vor allem lieb gewonnen.

Er ſtudirte alſo abermals drei Jahre lang und diesmal, da er die Mittel beſaß, mit ſo großem Erfolge, daß, bevor noch das dritte Studienjahr ganz zu Ende war, er ſich vergebens nach nur einen Deut mehr von ſeinem ungeheuern Vermögen umſah. Alles war wie gewonnen, ſo zerronnen, und er ein ſo ſtattlicher Bettler zu nennen, als nur je einer die grimma'ſche Gaſſe oder den Brühl hinab geſchlichen, ſo lange Leipzig ſtand.

Neunhundert drei und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Ein Bettler darf nirgends große Anſprüche machen, am allerwenigſten aber in einer ſo luſtigen, aufgeweckten Stadt, als dazumal das ſchöne Leipzig war, wo nur derjenige in Anſehen ſtand, der Geld, und viel Geld, und ſehr viel Geld hatte. Franz fand die alte unbeſtrittene Wahrheit nur zu bald beſtätigt, ſo wie auch die: daß, wo das Glück davon zieht, auch die guten Freund nicht mehr ausdauern. Himmel! wie viele gute Freunde hatte er nicht gehabt, ſo lange die alten Thaler und die neuen blanken Füchſe in ſeinen Taſchen klingelten, aber alle die guten Freunde waren nicht mehr für ihn zu Haus, ſobald es kund wurde, daß ſeine Taſchen leer ſeyn, und keine Hoffnung mehr, ſie bald wieder zu füllen. Und eben die, denen er am meiſten wohl gethan, (denn gutmüthig und mitleidig war er!) lohnten es ihm jetzt mit dem ſchwärzeſten Undank

Unter dieſer letztern ſaubern Art von falſchen Freunden befand ſich auch ein verdorbenes Lumpengenie, Namens Spinñe. Dieſer Burſche war der Sohn eines Schneiders aus Dresden, der ſich durch die vielen St. Petrus-Läppchen, welche er in ſeine Hölle wandern ließ ein artiges Vermögen erſchneidert hatte, und nun in ſeinem Schneiderhochmuth darauf verfiel, ſein Wilhelmchen zum Gelehrten zu machen. Er ſchickte den Jungen auf die Kreuzſchule, von wo er aber bald ſeiner ſchlechten Streiche halber weggejagt wurde; dieſes drohte den Plan des Alten zu zerſtören, zum Glück aber hatte er einen Verwandten in Budiſſin, zu dieſem ſandte er Wilhelmchen, um dort ſich für die hohe Schule vorzubereiten. Es ging damit ſo ziemlich, und der Burſche, gewitzigt durch ſeinen Unfall in Dresden, hütete ſich wohl, es jetzt allzu arg zu treiben. So kam denn die Zeit heran, wo er nach Leipzig zog, um dort das Jus zu ſtudiren. Gar bald ward er dort für einen lügneriſchen, hämiſchen und ſpitzbübiſchen Burſchen erkannt, der ſich meiſterlich darauf verſtand, Schulden zu machen, auf mehr oder minder feine Weiſe zu betrügen, und ſolchen, welche ihn durchſchauten und ihn mieden, heimlicherweiſe, wo er konnte, ein Bein zu ſtellen. Zwar wußte er ſich in der Regel auf liſtige Weiſe der gerechten Strafe für ſeine Streiche zu entziehen, aber einigemale geſchah es doch, daß er an den unrechten Mann gerieth, und tüchtig abgeprügelt wurde. Dies, ſo wie daß er nichts ordentliches gelernt hatte, trieb ihn an, bevor es noch zum Examen kam, der Rechtsgelahrtheit Valet zu ſagen, und ſich zum Magiſter der freien Künſte machen zu laſſen. Als ſolcher trieb er Poeterei und was dazu gehört, ungefähr wie ein Schuhflicker das Beſohlen oder ein Flickſchneider das Flicken und drängte ſich, wo er konnte, an die neuankommenden, luſtigen Brüder, in deren Taſchen er die Münze klimpern hörte. Auch an Franz hatte er ſich gedrängt, und bei dem jungen Verſchwender eine ſo reichliche Ernte gehalten, daß er ihm ſchon um Gottes willen in ſeiner jetzigen bedrängten Lage mit der zuletzt von ihm geborgten Summe hätte unter die Arme greifen können, aber dazu war Wilhelm Spinne auf keine Weiſe aufgelegt, und machte ſich ſogar noch das Vergnügen, die, welche Luſt bezeugten, den, für ſeinen Leichtſinn ſo hart beſtraften Franz, helfen zu wollen, davon abzumahnen, und ihnen ſolche unerhörte Schandgeſchichten von ſeinem ehemaligen Freunde vorzulügen, daß die Mildgeſinnten endlich ihr Geld lieber auf die Straße geworfen, als an Franz geliehen haben würden. Franz empfand gar bald die Folgen davon, und merkte auch, wer der Anſtifter dieſes letzten Unheils für ihn geweſen ſey. Ergrimmt über ſolche ſchurkiſche Bosheit, lief er zu dem verunglückten Jünger der Gerechtigkeit und dermaligen Poeten, und zerdroſch ihn unverdroſſen, ſo lange er nur den Arm rühren konnte, dann lief er aus Leipzig den Weg nach Lützen zu, wo damals eben kaiſerliche Werber lagen, und ließ ſich anwerben zum Soldaten. Mit dieſen zog er bald davon, während Spinne, nachdem er die erhaltenen Prügel verwunden, ſich anſchickte, ein junges, hübſches, dabei aber ſehr einfältiges Mägdelein, die Tochter eines alten Landpfarrers, zu freien, welche ihn mit dazu verhelfen ſollte, den jungen, reichen Burſchen, ſo wie auch bin und wieder einen alten Gönner dergeſtalt zu verblenden, daß ſie ein — auch wohl alle beide Augen, bei Ehren-Spinnens freien Künſten, zudrücken möchten.

Wie es dem armen Franz unter den Soldaten erging, werde ich morgen erzählen, ſchloß Franz für dieſen Abend abbrechend.

Neunhundert vier und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Dieſe Nacht ſetzte Franz, ſeinem Verſprechen gemäß, die Mittheilung des Mährchens vom Galgenmännlein fort:

Franz wanderte, wie geſagt, mit den kaiſerlichen Werbern unter einem Trupp anderer Recruten von Lützen fort nach Naumburg, wo eben das Regiment lag, unter das alle geſteckt werden ſollten. Franz fand bald Urſache ſeinen übereilten Schritt bitter zu bereuen, denn er ſtand unter einem bitterböſen Corporal, dem es an aller und jeglichen Geduld fehlte, einen armen Recruten anders, als mit Hülfe des Stocks die Handgriffe beim Exerciren beizubringen. Franz wurde beſonders reichlich von ihm bedacht, als er deſſen trübes, melancholiſches Weſen, welches er für Faulheit und böſen Willen hielt — gewahrte, und allerdings ließ der unglückliche Recrut ſich viele Nachläſſigkeiten zu Schulden kommen, auch wußte Franz nicht, daß es Sitte beim Regimente, daß jeder Gemeine einen Theil ſeiner kargen Löhnung dem geſtrengen Herrn Corporal heimlich zufließen ließe. Franz, der dies verabſäumte und trotz allen Anſpielungen des Corporals nicht merkte, wie er es zu halten habe, ward von Tage zu Tage mehr tyranniſirt, und wußte ſeiner Noth kein Ende.

Endlich merkte er, was er *im Dienſt* verſehen habe, und beeilte ſich es wieder gut zu machen, aber das half ihm jetzt nichts mehr, denn der Corporal war zu erboßt auf ihn. Zwar nahm er die Groſchen und Kreuzer, welche Franz ſich abdarbte, aber die ſchlechte Behandlung hörte deshalb nicht auf. Da wurde endlich Franz des Dinges müde, und ſprach zu ſich ſelbſt: ſoll und muß ich doch einmal wie ein Hund behandelt werden, ſo will ich mindeſtens mein Geld nicht mehr an den ſpitzbübiſchen Corporal verlieren, darben will ich nach wie vor, aber ſparen will ich und zuſammenſcharren, bis ich ſo viel habe, daß ich mich loskaufen kann von dem vermaledeiten Soldatenleben.

Bevor er aber noch ſo viel beiſammen hatte, daß er auch nur von fern an die Ausführung ſeines Vorhabens denken konnte, ließ ihn der Hauptmann der Compagnie vor ſich fordern. Franz erſchrak im erſten Augenblick gewaltig, und dachte ſchon, der rachſüchtige Corporal möge ihm ein böſes Stücklein geſpielt haben. Doch der Empfang des Hauptmanns zerſtreute augenblicklich dieſe Beſorgniß, und erfüllte ihn mit neuem Muth.

Der Hauptmann, ein noch junger ernſter Mann, betrachtete ihn lange und ſcharf, und ſprach ſodann: „Tritt näher und merke auf, was ich Dir ſagen werde. Ich habe wohl geſehen, wie grauſam Dein Corporal vor allen Dich behandelt, und wie ſehr Du ſchmachteſt einem Stande Valet zu ſagen, der Dir ſtatt Befreiung, Sclaverei, ſtatt Glück nur Unheil brachte. Iſt's nicht ſo?" —

Franz ſeufzte tief und antwortete: „Leider Gottes, geſtrenger Herr."

„Ich kann Dich gegen den Corporal nicht vertreten," fuhr der Hauptmann fort. „Der Corporal muß dem Gemeinen gegenüber immer Recht behalten, und hätte er noch ſo ſehr Unrecht; wollten wir davon abgehen, ſo wäre es um alle Mannszucht gethan. Es giebt nur ein Mittel Deiner Noth ein Ende zu machen. Du mußt Dich loskaufen. Wie viel Geld haſt Du?"

„Sechs Goldgülden, ſauer erſpart."

„Das iſt zu wenig! in dieſer Zeit, wo der Soldat ſo geſucht wird, läßt man einen ſo hübſchen Burſchen nicht unter zweihundert Goldgülden frei, wenn man ihn einmal hat. Haſt Du keine reiche Sippſchaft, welche für Dich zahlen könnte, wenn Du heim ſchreibſt?" —

Traurig verneinte Franz dieſes.

Der Hauptmann ging einigemale mit großen Schritten im Gemache auf und ab, dann trat er an einen Tiſch, füllte aus einer ſilbernen Kanne einen Becher mit dunkelrothem Weine, ſtürzte ihn auf einen Zug hinab, füllte ihn dann nochmals und bot ihn dem erſtaunten Franz dar, indem er ſprach: „Trink wackrer

Burſche, ich ſeh' Dir's an, daß Du lange nicht von dem edlen Rebenblut gekoſtet haſt.

Franz nahm den Becher, neigte ſich und trank auf das Wohlergehen ſeines gnädigen Hauptmanns. Der Hauptmann lächelte, und ging wieder einigemale mit verſchränkten Armen auf und ab. Plötzlich blieb er dicht vor Franz ſtehen, ſah ihn ſtarr an und fragte dann: „Haſt Du Muth etwas zu unternehmen, um Dir nicht nur Deine Freiheit, ſondern auch Geld und Wohlleben, und mehr als Du je Dir träumen lieſſeſt zu gewinnen? Wie wäre das möglich," fragte ſtaunend Franz.

Neunhundert fünf und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

„Es iſt wie ich ſage!" ſprach der Hauptmann, „wärſt Du der raſendſte Verſchwender, Dein Schatz würde nimmer und nimmer erſchöpft! wärſt Du der unerſättlichſte Geizhals, Dein Geiz würde befriedigt werden, denn nur ein Gedanke von Dir, und Millionen liegen zu Deinen Füßen — aber haſt Du Muth, etwas dagegen zu wagen.

Franz ſchauderte unwillkührlich ob dieſer ungeheuern Zuſage und der ernſten Frage des Hauptmannes. Es war ihm klar, daß hier von keinem Scherz die Rede ſey, und eine innere Stimme flüſterte ihm zu, jede Verſuchung zu meiden. Aber da gedachte er ſeines erbärmlichen jetzigen Lebens, ſeines frühern Wohllebens und der Verheißung, daß ihm Millionen zu Gebote ſtehen ſollten, ſofern er nur Muth habe, etwas dran zu ſetzen, und er antwortete dem Hauptmanne: „Ew. Geſtrenger, Muth hab' ich ſchon, und wenn ſich alles ſo verhält, wie Ihr ſagtet, ſo würde ich mich nicht fürchten Etwas dran zu wagen, ſelbſt wenn — —“

„Nun? Du ſtockſt?“ — rief der Hauptmann. „Da trink noch einmal! und nun friſch mit der Sprache heraus — ſelbſt wenn — ? — Nun weiter.“

Franz faßte ſich ein Herz und rief: — „nun, ſelbſt wenn der Teufel dabei im Spiele wäre.“

Der Hauptmann nickte mit dem Kopfe und ſprach nach einer langen Pauſe, indem er ſich traulich auf Franzens Schulter ſtützte: „Es iſt nicht ganz ſo ſchlimm, wie Du ſagteſt, indeß verhehlen kann ich nicht, und darf es auch nicht, daß allerdings etwas Teufliſches dabei im Spiele iſt. — Haſt Du ſchon je von dem Galgenmännlein gehört, das um Mitternacht von einem Sonntagskinde unter dem Galgen, an welchem Tags vorher ein armer Sünder gehenkt wurde, ausgegraben wird? — Wer im Beſitz eines ſolchen Galgermänneines iſt, dem ſtehen alle Schätze der Welt zu Gebote.

der erſte Beſitzer mag, wenn er kann, es um einen ungeheuren Preis es verkaufen, wenn er einen Käufer findet, doch muß dies ſodann um eine geringere Summe geſchehen, als er ſelbſt dafür zahlte. Wer endlich ſo wenig dafür zahlt, daß er keinen geringeren Preis dafür erhalten kann, der muß das Galgenmännlein behalten — denn es mag ihm weder geſtohlen werden, noch kann er es von ſich werfen oder vererben. Mit dem letzten Beſitzer aber fährt das Galgenmännlein, wenn er ſtirbt, zur Hölle, von wannen es ſtammt. Ich bin vor etlichen Jahren im Beſitz eines ſolchen Galgenmännleins gekommen, verhehle Dir jedoch nicht, daß mich der Frevel reut, und daß mir graut, wenn ich bedenke, wie mich die erſte beſte Kugel der nächſten Feldſchlacht der Hölle in dem Rachen ſenden könnte. Da ich mir nur dieſer einer ſchweren Sünde bewußt bin, ſo hoffe ich ſolchem gräulichen Geſchick zu entgehen, wenn ich mein Galgenmännlein mit guter Art los werde. Dir kann es für den Augenblick nützen, und ich will es Dir, wenn Du es haben willſt, verkaufen. Ich hoffe, Du wirſt bald ſo klug werden, Dich nach einem neuen Käufer umzuſehen, weil Dein Seelenheil Dir doch wohl mehr gilt, als der hölliſche Mammon. Unter meinen Kameraden würde mir es ſogleich dieſer oder jener um einen großen Preis abkaufen — (ich ſelbſt gab mein ganzes Vermögen dafür) und dies könnte mir ſchon recht ſeyn, denn mit der Weggabe des Galgenmännleins verſchwindet all ſein Geld von ſeinem bisherigen Beſitzer, aber ich will Dir wohl, der Du in Noth biſt, und will keinen meiner leichtſinnigen Cameraden dem Verderben zuführen; willſt Du's alſo mit dem Galgenmännlein wagen, ſo verkaufe alles, was Dir gehört, leg' es zu Deinem noch übrigen Gelde und bringe mir dieſes, daß ich Dir meinen Schatzmeiſter dafür übergebe.

Franz beſann ſich nicht lange, er dankte dem Hauptmann viel tauſendmal, lief nach Haus, verſchacherte an den erſten beſten Juden alles, was er ſein nannte, ſchlug es zu ſeinen ſechs Goldgülden und kehrte mit dieſen allen, als der Abend einbrach, zum Hauptmann zurück, dem er das Geld brachte. Der Hauptmann übergab ihm dagegen ein helles längliches Fläſchlein von geſchliffenem Glaſe, worin eine dunkle Maſſe ſich heftig hin und her bewegte. „Hier iſt das Galgenmännlein," ſprach er ernſt, „gehe damit nach Hauſe, wünſche Dir, indem Du es in die linke Taſche Deines Wamſes ſteckſt, eine beliebige Summe, und alsbald wirſt Du ſelbe in Deiner rechten Taſche finden. Melde Dich ſodann Morgen früh bei Deinem Corporal und begehre Dich frei zu kaufen. Er muß mir ſodann die Anzeige machen, welche ich dem Oberſten mittheilen werde. Morgen um dieſe Stunde biſt Du ſodann frei."

Neunhundert ſechs und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Franz verließ den Hauptmann, um ſeiner Wohnung zuzugehen. Unterwegs kam ihm der Gedanke: „wie, wenn der Hauptmann ſich doch nur einen gnädigen Spaß mit mir gemacht und mich um meine ſechs Goldgülden, und was ich ſonſt noch mein nannte, geprellt hätte?“ Er ſtand, indem er dieſes dachte, eben vor einer Weinſchenke, aus deren Gaſtſtube gar luſtiges Lärmen und Bächerklingen ſchallte. — „Ei, rief Franz, darüber wollen wir bald in's Klare kommen. Heda Galgenmännlein, meine rechte Taſche iſt leer, ich wünſche aber, daß ſie mit harten Thalern gefüllt ſey, zur Probe, was Du vermagſt.“ Damit ſchlug er mit der Hand an die Taſche und erſchrak faſt mächtig, als der hellſte, reinſte Silberklang daraus ertönte. Er griff hinein und zog eine Hand voll funkelnder harter Thaler vom ſchönſten und neuſten Gepräge hervor. — „Daß dich!“ rief er verblüfft: „Daß dich — der Hauptmann iſt ein ehrlicher Mann und das Galgenmännlein hat ſeine Probe richtig beſtanden. Aber graut mir's doch faſt, ob dem Wunder! ich will eins trinken, damit mir der Schreck nicht ſchadet, überhaupt, ſo lange es ſeyn muß, mir gütlich thun, denn daß ich meinen

Kleinen in der linken Taſche nicht all zu lange behalten werde, merk' ich wohl! in meinem Leben verſpürte ich noch kein ſolches Herzpochen, hinein! und — Wein her!' Dieſe letzten Worte rief er, ſchon in die Gaſtſtube tretend.

Der Wirth betrachtete ſich ſeinen neuen Gaſt, der verſtört und bleich ſich in einen abgelegenen Winkel der großen Stube ſetzte, und ging dann langſam an den Schenktiſch, füllte einen Becher mit ehrlichen Naumburger Krätzer und brachte ihm ſolchen.

Franz koſtete, ſetzte aber ſchnell wieder ab und rief zornig: „Was iſt das für ein elender Krätzer, tragt ihn nur wieder fort, wenn ich Euch nicht den Becher an den Kopf werfen ſoll, und bringt mir eine vom Beſten, hört Ihr, vom Beſten.“ — Somit warf er dem Wirth mehrere blanke Thaler hin, und dieſer, der ihn vorhin kaum eines Blickes gewürdigt hatte, war nun die Demuth ſelbſt, brachte den verlangten beſten Wein herbei, welchen er im Keller hatte, und fragte auf die höflichſte Weiſe, was ſein verehrter Gaſt noch weiter befehle.

„Scheert Euch zum Teufel und laßt mich in Ruh!“ antwortete Franz, und der Wirth zog ſich beſcheiden zurück, Franz ſchlürfte den in der That köſtlichen Wein, dehnte ſich behaglich in dem weichen Seſſel hinterm Ofen, und ein ganz eignes Gefühl beſchlich ihn, wenn er bedachte, wie kummervoll er noch zwei Tage zuvor um dieſe Zeit bei einem Trunk ſauern Dünnbiers in ſeinem Quartier geſeſſen hatte. Damals wär' es ihm gewiß nicht in den Sinn gekommen, den angeſehenen Weinſchenken am Markt ſo grob anzulaſſen, und ſchwerlich würde dieſer es ſich haben gefallen laſſen ohne die ſchönen Thaler, welche er ihm zugeworfen. Und wenn er jetzt bedachte, daß morgen ſelbſt ſein Corporal, der alte Bär ſich in einen wedelnden Pudel umwandeln würde, wenn er ihm einige Thaler, oder gar einige Goldſtücke hinwürfe. — „Es iſt doch eine herrliche Sache um das Geld!“ ſprach er — und mein Hauptmann iſt, die Wahrheit zu ſagen, ein großer Narr, daß er jetzt ſchon den kleinen Kerl in der Phiole weggegeben hat, und mit ihm alle Reichthümer. Nun auf ſein Wohl!“ — er trank und rief nach einem friſchen Humpen, welchen ihm alsbald der höfliche Wirth dienſtfertig kredenzte, dann fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort — aber ich — ich werde kein Narr ſeyn, nein! wahrhaftig nicht! Es werden ſich immer Käufer zu dem Galgenmännlein finden, und merk' ich, daß Hans Mors bei mir anklopfen will, ſo verſchachre ich es an den erſten beßten Mauſchel — und ſterbe ſelig, bis dahin: semper fröhlich! nur halb ſelig! — Immerhin. Ja ſo ſoll es ſeyn!“ ſchloß er, leerte den zweiten Becher und ging in der frohſten Laune davon, ſeinem Quartiere zu.

Neunhundert ſieben und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als am andern Morgen Franz die Wache bezog, empfing ihn ſein Corporal mit fürchterlichen Flüchen und Scheltworten, denn er hatte ſchon erfahren, daß Franz geſtern Abend in einem Weinhauſe ſich gütlich gethan habe. Aber ſchnell legte ſich ſein Zorn, als Franz kecklich ſeine Hand ergriff, ſie kräftig drückte und ihm dazu einige Worte in's Ohr flüſterte, ſodann aber laut gar demüthig um Gehör bat.

„Ja ſo, das iſt ein Anderes!“ ſprach ſchmunzelnd der edle Corporal, indem er mit den beiden Goldſtücken, welche Franz ihm in die Hand gedrückt hatte, in die Taſche fuhr. „Alſo Euer Alter hat Euch Moſen und Propheten geſandt, daß Ihr Euch loskaufen ſollt? Werd' es noch heute Morgen rapportiren, und hoffe, daß Ihr meiner Mühe beim Abſchiede gedenken werdet, hab' es ja immer gut mit Euch gemeint, und hätte mit der Zeit wohl noch etwas Ordentliches aus Euch gezogen. Nun, es ſollte nicht ſeyn, Ihr habt Geld, und wer Geld hat, braucht nicht zu dienen.“ Somit ging der Corporal davon, um dem Hauptmann die Meldung zu machen. Schon nach einigen Stunden wurde der harrende Franz vor den Oberſten des Regiments beſchieden, zahlte die verlangte Summe und erhielt ſeinen Abſchied verbrieft und beſiegelt. Dieſen Abſchied und ſein Galgenmännlein in der Taſche ſprang er fröhlich davon in eine Herberge, wo er von dem Wirthe einen ſtattlichen Klepper erhandelte, und Schneider und Schuſter kommen ließ, um ſich durch ſie aus einem armen Soldaten in einen ſtattlichen Junker umwandeln zu laſſen. Er war klug genug, um in der Stadt, wo ihn ſo Viele als einen armen Gemeinen gekannt hatten, nichts von den ungeheuern Reichthümern verlauten zu laſſen, welche ihm zu Gebote ſtünden, aber mit Begierde wünſchte er ſich ſchon in das ſchöne Welſchland hin verſetzt, welches er ſich zum Schauplatz ſeiner künftigen Freuden erwählt hatte, und kaum daß Schneider und Schuſter ihn mit dem Nothwendigſten verſehen hatten, ſo ſchwang er ſich auf ſein Roß und ritt zum Thor hinaus.

Als er durch die Stadt ritt, war ihm der Gedanke gekommen, bei ſeinem ehemaligen Hauptmann vorzuſprechen und ihm Valet zu ſagen, allein er fürchtete nicht ohne Grund ernſte Vermahnungen von ihm, das Galgenmännlein, ſo bald nur möglich wieder von ſich zu thun, wozu er, wie geſagt, vorerſt noch gar keine Luſt hatte. Er unterließ es alſo, den Hauptmann aufzuſuchen und ritt fürbaß.

Er nahm ſeinen Weg über Leipzig zurück, um dort einige Tage zum Aerger ſeiner falſchen Freunde — die ihn geplündert hatten als er reich war, und ihn nicht gekannt hatten, als er arm war — zu verbringen in Saus und Braus. Bald wurde ſeine Zurückkunft bekannt und —, ſeine ehemaligen Schmeichler und Tellerlecker ſpitzten gewaltig die Ohren, eilten dann aber herzu und boten ihn auf's neue ihre Freundſchaft, ſo wie Hab und Gut an. An ihrer Spitze zog der Poet Wilhelm Spinne einher, der die empfangenen Prügel rein vergeſſen zu haben ſchien, denn er hatte eine hochtönende Freudenode auf die glückliche, frohe Zurückkunft ſeines Freundes und Gönners, Herrn Franz Bunges, verfertigt, welche er demſelben auf roſenfarbenen Seidenzeuge gedruckt überreichte, wobei er nicht unerwähnt ließ, wie er ſich vor Kurzem in den Stand der heiligen Ehe begeben habe, und daß ſeine junge, hübſche Frau vor Begierde brenne, die Bekanntſchaft ſeines verehrten Freundes und Gönners zu machen.

Franz trieb aber all das loſe und verächtliche Geſindel von ſeiner Schwelle, und ſuchte ſich neue Genoſſen, die zwar im Grunde um nichts beſſer waren, die er aber doch noch nicht als ſo ausgemachte Schufte kannte, als Herr Spinne und Conſorten. Mit dieſen genoß er alle Freuden, welche Ueberfluß am Golde herbeizaubern kann, in ſo reichlichem Maaße, oder vielmehr auf ſo ungemeſſene Weiſe, daß ganz Leipzig ſich darüber verwunderte, und die reichſten Wechsler die Hände über den Köpfen zuſammenſchlugen, wenn ſie es ſo bedachten, welche ungeheure Summe in purem Golde in Zeit von wenigen Wochen durch den ehemaligen Studenten

Franz Bunge in Umlauf gekommen waren. Endlich vermochte die Stadt dem genußſüchtigen Verſchwender nichts neues mehr zu bieten, und er verließ Leipzig plötzlich bei Nacht und Nebel.

Neunhundert acht und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Er nahm ſeinen Weg über Dresden, Prag, Wien, nach Italien. Er reiſete jetzt als reicher Graf in einem mit Sechſen beſpannten Wagen und hatte Bediente und Kutſcher angenommen. In allen den genannten bedeutenden Städten verweilte er einige Zeit, genoß, was zu genießen war, ſpielte den großen Herrn, daß es eine Art war, und ergötzte ſich an dem ſtarren Erſtaunen, welches ſeine Verſchwendung Tag für Tag erregte. Als er endlich in Italien anlangte, dem Wunderlande der Schönheit, da erreichte ſeine Luſt den höchſten Gipfel, und nimmer fiel es ihm ein, an die Zukunft zu denken, er lebte und ſchwelgte nur in der lichten wonnigen Gegenwart.

In Rom, der heiligen Stadt, trieb er es am ärgſten, und wurde er am meiſten ſeines unerſchöpflichen

Reichthums wegen verehrt. Niemand kümmerte ſich darum, wie es einem Menſchen möglich ſey, Tag für Tag das Gold mit vollen Händen wegzuwerfen, ohne je Mangel daran zu verſpüren, obgleich er nie mit einem Wechsler oder mit ſonſt Jemandem verkehrte, von dem er Geld erhielt.

Es konnte nicht fehlen, daß der übermenſchlich reiche Graf bald eine Menge Freunde, und darunter ſehr vornehme gewann. Doch all dieſe Freunde, und zum Theil auch all' die prachtvollen Feſte, welche er gab, wurden ihm auf die Dauer von Herzem gleichgültig, und er merkte es wohl, daß ihm etwas fehle, was ſein Galgenmännlein ihm nie würde verſchaffen können, wenn er ſich's nicht ſelber zu gewinnen vermöge, nämlich die Liebe eines ſchönen ſchuldloſen Mägdleins. Er ſchaute ſich unter den Töchtern und Schweſtern ſeiner Bekannten eifrig um, ob er nicht ein ſolches Mägdlein finden möge, und er ſah ihrer genug, die, was die Schönheit betraf, ihm wohl nichts zu wünſchen übrig gelaſſen hätten, aber mit der Unſchuld da haperte es oft gewaltig, auch merkte er gar bald, daß ſelbſt bei den Beſſern der Eigennutz ſich mit in's Spiel miſchte, ſo daß ihn um ſeines Geldes willen wohl Jede gerne geheirathet haben würde, hätte ſie ihn auch nicht geliebt.

Damit war ihm nun freilich nicht gedient, und er gab es auf unter ſeinen Bekannten und da, wo er bekannt war, eine Geliebte zu ſuchen. In unſcheinbarer

Kleidung, ohne alle Bedienung verließ er die Stadt und ſtreifte in der Umgebung derſelben umher.

Unvermerkt fand er großen Gefallen an ſolchem freien Umherſtreifen in der ſchönen Natur, deren Pracht und Herrlichkeit er in ſeinem bisherigen üppigen Leben kaum geahnet, noch weniger der Betrachtung werth gehalten hatte. Eines Tags wurde er von einem Trupp Pfifferari eingeholt, welche von Rom kamen, wohin ſie vor mehreren Wochen gepilgert waren, um den Madonnen vor ſämtlichen Kirchthüren Ständchen zu bringen, und welche jetzt nach Teracina zurückkehrten.

Franz redete einige dieſer guten Leute an, und ſie gefielen ihm ſo wohl, und wußten ihm ſo viel von der ſchönen romantiſchen Lage Teracinas zu ſagen, daß er bis zum nächſten Städtchen mit ihnen pilgerte, dort mit einem Venturino ſich einigte und luſtig und guter Dinge dem kühn gelegenen Felſenneſte zuflog.

Von jeher war Teracina ſeiner ſchönen Mädchen wegen berühmt, und Franz fand dieſen Ruhm mehr als zur Gnüge beſtätigt, als er die ſchöne Nazarena, die Tochter der ehrlichen Wittwe, bei der er ſich eingemiethet hatte, erblickte. Ein ſüßer, ein empfundener Schauer durchbebte ſein ganzes Weſen und ſagte ihm, daß er gefunden habe, wornach er ſo lange geſtrebt, und wogegen alle Schätze der Erde nur eitler verächtlicher Tand.

Neunhundert neun und funfzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Und Franz hatte gefunden, was er ſo lange ſuchte! — Mit jedem Tage, welchen er in Teracina verlebte, wuchs die Liebe, die er ſchon vom erſten Augenblick an für die holde Nazarena empfunden, und zum Gott träumte er ſich, als er von ihren Lippen das Geſtändniß erhielt, daß auch ſie ihn liebe, trotz ſeiner Armuth, denn für arm hatte er ſich bei ihr ausgegeben, um die Wahrheit ihrer Geſinnung zu prüfen.

Im Taumel ſeiner Freude, von einem ſolchen Engel geliebt zu ſeyn, glaubte er ſie nicht höher beglücken zu können, als wenn er ihr nun die Wahrheit ſagte: daß er reich, unermeßlich reich ſey. Er that dies, und zum Beweiſe, daß er kein Mährchen ſage, rief er im Gedanken ſein Galgenmännlein an, fuhr mit der Hand in die Taſche und zog ſie mit Goldſtücken gefüllt wieder hervor, welche er in die Stube ſtreute. Dies muthwillige Spiel wiederholte er, bis der Boden des Zimmers hoch mit Goldſtücken bedeckt lag, er würde noch länger damit fortgefahren haben, wenn er nicht ſtatt des erwarteten Entzückens, den Ausdruck des höchſten Entſetzens in Nazarenas Zügen gewahrt hätte. „Um aller Heiligen willen!“ rief das Mädchen, „was iſt das? — woher kommt auf einmal dieſe ungeheure Menge Geld, unter deſſen Laſt Du hätteſt erliegen müſſen, wenn Du ſchon früher es bei Dir getragen. Weh mir, Du biſt ein Zauberer! weiche von mir, und alle Heiligen mögen mich vor Dir behüten.“

Franz erſchrak mächtig über dieſe Wirkung ſeines Reichthums auf ſeine Geliebte. Er ſah es zu ſpät ein, wie unbeſonnen und thöricht er, dem reinen ſchuldloſen Kinde gegenüber gehandelt hatte. Er warf ſich ihr zu Füßen und ſchwur hoch und theuer, daß er kein Zauberer ſey, kein Bündniß mit dem Böſen habe, und daß er auf allen Reichthum dieſer Welt verzichten wolle, wenn er nur ſie, die Geliebte behalten könne.

„Aber wie ſoll ich mir denn dieſe unheimliche Erſcheinung erklären,“ ſprach Nazarena: „Sage mir alles! — Franz, der kein Mittel ſah, ſich von dem Verdachte, als ſey er ein Zauberer oder gar ein Genoſſe des Satans, zu reinigen, hielt es für gerathen ſeiner Geliebten alles ehrlich und der Wahrheit gemäß mitzutheilen, und begann ſeine Erzählung. Staunend hörte Nazarena ihn an, und als er geendet hatte, wünſchte ſie das wunderbare Galgenmännlein zu ſehen. Zögernd langte Franz das Fläſchlein aus der Taſche und reichte es dem Mädchen hin; Nazarena erfaßte es und betrachtete es, aber kaum, daß ſie einen Blick darauf geworfen, ſo ſank ſie mit einem lauten Geſchrei ohnmächtig zu Boden.

Franz war auf das heftigſte erſchrocken, er rief um Hülfe, er ſuchte ſelbſt der Ohnmächtigen zu helfen, er ergriff in ſeiner Herzensangſt, ohne recht zu wiſſen was er that, das verwünſchte Fläſchchen, welches neben der Ohnmächtigen am Boden lag und warf es aus dem Fenſter. Dann rief er verzweifelnd ſeiner Geliebten in's Ohr, „der Unhold ſey entfernt, ſie ſolle nur erwachen und ihn lieben wie ſonſt.“

Unterdeſſen war Lorenza, Nazarenas Mutter, herbeigekommen, und auch ſie bemühte ſich, ihre Tochter in's Leben zurückzurufen. Es gelang endlich, und Nazarena ſchlug die Augen auf, doch kaum, daß ſie den zitternden Franz gewahrte, ſo ſchrie ſie, ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckend: „fort Abſcheulicher! fort Genoſſe des Teufels! ſchütze mich vor ihm, Mutter! er ſteht mit dem Böſen im Bunde, in ſeiner Nähe flammt die Hölle!“ und ſomit ſank ſie auf's neue wie todt zu Boden. Da erfaßte Todesangſt und wilde Verzweiflung den armen Franz, ſinnlos ſtürzte er aus dem Hauſe, durch die Straßen aus der Stadt, den Felsweg hinab auf den Weg nach Rom. Er lief, als ſey ein Heer böſer Geiſter hinter ihm her, dem er entrinnen wolle, endlich war ſeine Kraft erſchöpft, er ſtürzte zuſammen und vermeinte nicht anders, als daß jetzt das Ende ſeines Lebens da ſey.

Neunhundert und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Franz erwachte nach einiger Zeit aus einer tiefen Ohnmacht. Mühſam richtete er ſich auf und ſchaute ſich um, und fand ſich nicht fern von einer einzeln ſtehenden Herberge, er kehrte ein, und erkundigte ſich, ob er hier übernachten könne, und als ihm dies bejaht wurde, ließ er ſich ein Zimmer anweiſen und eine Flaſche Wein bringen. Er ſtürzte einen Becher von dem Getränk hinunter, und noch einen, um ſeinen Schmerz zu betäuben, denn die holde Nazarene, das fühlte er, war auf immer für ihn verloren. „O meine Liebe!“ rief er, — „ja, ſo mußte es kommen! Binde nur einer mit dem Teufel an! und das verwünſchte Galgenmännlein iſt auch fort, und ich bin jetzt ein Bettler.“

Aber da irrte Franz, denn das Galgenmännlein war, obgleich er es ſammt der Flaſche aus dem Fenſter auf die Straße geworfen hatte, voll getreuer Anhänglichkeit wieder in Franzen's linke Taſche zurückgekehrt, und gab ihm ſo eben ſeine Anweſenheit zu erkennen, daß es ſeine rechte Taſche unaufgefordert mit Goldſtücken anfüllte. Franz erſchrak höchlich, als er dieſes merkte, und griff haſtig — nicht nach der rechten ſondern nach der linken Taſche, und richtig fühlte er dort die Phiole, die Behauſung des Galgenmännleins. So ſehr er aber nun im erſten Augenblick erſchrocken war, ſo fand er doch, als er etwas ruhiger darüber nachdachte, daß vorerſt ihm das Galgenmännlein nur Nutzen bringen könne, und war ſomit ganz wohl damit zufrieden, daß es zurückgekehrt ſey.

So ſeltſam es ſcheinen möchte, ſo war es doch gewiß, daß er das Galgenmännlein bis dato noch nicht ein einziges Mal genau betrachtet hatte; als er es von dem Hauptmann empfing, war es Abend geweſen, und er hatte nur eine undeutliche dunkle Maſſe in der Phiole hin und wider fahren ſehen. Später hatte ihn immer, er wußte nicht was, abgehalten, eine nähere Beſichtigung vorzunehmen, und ſo hatte denn das Galgenmännlein immer ungeſtört in ſeiner linken Taſche geruht; wechſelte er die Kleider, ſo ſchlüpfte die Phiole ſelber aus der Taſche des abgelegten in die Taſche deſſen, welches er eben trug, recht, als habe das Männlein es darauf angelegt, ſo wenig wie möglich ſichtbar zu werden.

Jetzt kam dem Beſitzer plötzlich die Luſt an, das Ding zu betrachten, das ſeinem Liebchen einen ſolchen Todesſchreck verurſacht, und ihn um ihre Liebe gebracht hatte. Er griff in die Taſche nach der Phiole, aber das Männlein drinnen machte ſich gewaltig ſchwer, ſo daß er es nur mit Mühe herausziehen konnte.

„Mach' keine Complimente, Galgenmännlein," brummte Franz; „warſt Du doch willig genug, als ich Dich meinem Liebchen zeigen wollte, laß Dich auch einmal von mir betrachten!“ Somit brachte er das Fläſchlein hervor, und betrachtete ſich den wunderlichen Gaſt darinnen, der ſich jetzt gar ruhig und ehrenveſt verhielt, als wolle er ſeinem Herrn und Meiſter den Anblick ſeiner holden Geſtalt durchaus nicht verkümmern. Franz betrachtete ihn aufmerkſam, und konnte durchaus nicht begreifen, was denn ſeine liebe Nazarene ſo Schreckliches an dem Männlein habe finden können. Es war ein fingerlanges, dürres Kerlchen, in eng anliegender, ſchwarzer Tracht, das Geſichtchen war voller Fältchen von gelbbrauner Lederfarbe, es hatte ſchwarzes, ſtruppiges Haar, hin und wider mit grau untermiſcht, ein Zeichen, daß es ſchon ein ziemlich altes Galgenmännlein ſeyn müſſe, unter dicken, buſchigten Braunen blitzten zwei kleine, ſpitzbübiſche Schweinsaugen hervor, die Stirne war niedrig, die Naſe glich der eines Mopſen, und das breite Mohrenmaul zog ſich von einem Ohre zum andern, es zuckte auch, wenn es ſtille ſaß, beſtändig mit den Schultern, bald nach einer, bald nach der andern Seite, bald zog es ſie hoch in die Höhe, ſo daß der Kopf dazwiſchen ſtak, wobei es denn vergnügt grinſte, wie ein alter Affe, und zugleich die dürren Händchen behaglich rieb und wand. Als er merkte, wie ſehr ſein Anblick ſeinen Herrn ergötzte, begann es die allerſeltſamſten Geſichter und Capriolen zu ſchneiden, machte Männchen, ſchlug Purzelbäume und tanzte wie toll in der Phiole herum. Franz lachte eine Zeitlang herzlich darüber. Endlich aber kam ihm faſt ein Grauſen über den kleinen unheimlichen Kerl an, ſchnell ſchob er ihn in die Taſche, trank etliche Becher Wein und warf ſich auf ſein Lager, wo er erſt ſpät entſchlief.

Neunhundert ein und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Franz war nach Rom zurückgekehrt, und begann alldort ſein wildes Leben auf's Neue, denn nur im Rauſche wilder Luſt fand er Betäubung für den Schmerz, ſeine geliebte Nazarene verloren zu haben.

Wenn aber einmal eine Herrlichkeit erſt unterbrochen wurde, ſo kommt das bald öfter vor, und wenn das Unglück erſt einmal da iſt, ſo flieht es nicht ſo bald von dannen, ſondern übt erſt alle ſeine Tücken.

So ging es auch diesmal. Franz hatte kaum einige Wochen lang in Rom ſein altes Leben fortgeſetzt, ſo meldeten ſich die gewöhnlichen Folgen eines allzu üppigen und ſchwärmeriſchen Lebens. Franz erkrankte gefährlich, und der herbeigerufene Arzt ſchüttelte bedenklich das Haupt, und that einen nichts weniger als erfreulichen Ausſpruch über die vorhandene Gefahr.

Das war ein Donnerſchlag für den armen Patienten, denn fürchtete er ſchon den Tod genugſam, ſo fürchtete er noch weit mehr den kleinen abſcheulichen Kerl in der Phiole, der von nun an allnächtlich aus dem Glaſe herauskroch auf Franzen's Bettdecke, bis zu deſſen Haupt lief, dort ſich dehnte und reckte, bis er zum rauhen, glotzenden, drückenden Alp wurde, und ihm ſodann mit grölzender Stimme in's Ohr raunte: „Hoho, Brüderlein! hoho! — will's zu Ende mit Dir? — Hoho! Galgenmännlein! Hoho! — Galgenmännlein! Brüderlein! gehſt mit mir?“ dann gnurrte und murrte und pruſtete das Ungethüm, wie ein Kater, und fuhr noch immer im heiſernden, ſingenden Ton fort: „Merk' auf, Brüderlein! will Dir ein Lied ſingen nach der Armenſündermelodey. Schönes, neues Lied, gedichtet in dieſem Jahr, da das Galgenbrüderlein verſchieden war, hahahaha! — hör' zu!

Was grämſt Du Dich, Du armer Wicht?
'S wächſt für'n Tod kein Kräutlein nicht,
Du mußt, Du mußt davon!
D'rum ſtreck' und recke Dein Gebein,
Es muß einmal geſtorben ſeyn,
Tralalera! Du mußt davon! —

Du, Bruder, biſt der Erſte nicht!
Du, Bruder, biſt der Letzte nicht!
D'rum ſperr' Dich, Bruder, nicht.
Zerbrochen iſt Dein Stundenglas!
Der Knochenmann war lange, daß,
Auf Dich, Du Gauch! erpicht.

Lieb Galgenbrüderlein! fahr' ab:
Der Leib in's tiefe, dunkle Grab,
Die Seele nehme ich.
Wie flammt der Hölle lichte Gluth!
He, Galgenbruder! friſchen Muth!
Zur Hölle ſchlepp' ich Dich."

Und wenn der Unhold ſo geſungen hatte, ſo kroch er wieder als Galgenmännlein in die Phiole, aber die Phiole flammte im rothen Höllenglanz, und in der feurigen Lohe ſprang und tänzelte die ganze Nacht hindurch das Galgenmännlein, und ſchnitt Capriolen, daß Franz kein Auge zum erquickenden Schlaf ſchließen konnte. Dennoch blieb er diesmal am Leben. Seine Jugend und ſeine kräftige Natur retteten ihn mit Hülfe des ſorgſamen Arztes, eines alten, weißbartigen Juden, und ſchon nach einigen Wochen war er ſo weit wieder hergeſtellt, daß er es wagen konnte, an einem heitern Frühlingstage in's Freie zu gehen.

In langen, durſtigen Zügen trank er die balſamiſche Luft, und ergötzte ſein Auge an dem lieben, ſchimmernden Sonnenlicht, an dem hellen Grün der Bäume und Büſche. — Aber alle Lebensfreude war aus ſeinem Herzen entſchwunden, die Geliebte für ihn auf ewig verloren, und in ſeiner Taſche fühlte er wie ein Bleigewicht das Fläſchlein mit dem gräßlichen Galgenmännlein liegen, ſo oft er auch verſuchte, ſich ſeiner zu entledigen, denn aus Feuer und Waſſer, ſo wie aus tiefen

Abgründen, kehrte es immer wieder zurück zu ſeinem Herrn, dem unglücklichen Franz.

Neunhundert zwei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Franz war davon überzeugt, daß es eine Unmöglichkeit ſey, des Galgenmännleins auf gewaltſame Weiſe ſich zu entledigen, und ſuchte daher, wie er einen Käuſer dafür fände. Er verfiel auf ſeinen Arzt, den Juden, weil er in ſeinem thörichten Glauben meinte: an dem Seelenheil eines Juden ſey bei weitem weniger gelegen, als an dem eines ſogenannten Chriſten. Er kannte aber den Arzt als einen zu frommen, rechtſchaffenen Mann, als daß er d'rauf hätte rechnen können, er werde ihm das Galgenmännlein abkaufen, wenn er wiſſe, was es eigentlich für eine Bewandtniß damit habe: ſo ſuchte er ihn zu überliſten, indem er das Galgenmännlein für einen Homonculus, d. i. für einen durch phyſikaliſche und chemiſche Prozeſſe fabricirten Menſchen, ausgab. Der Arzt glaubte dies um ſo eher, als das Galgenmännlein durchaus nichts in ſeiner Geſtalt hatte, wodurch es ſeine teufliſche Natur verrathen hätte, ſondern es ſah einem ganz gewöhnlichen geiſtigen Menſchenkinde gleich, ſo daß der Jude ſogar behauptete, es ſey das getreue Ebenbild des päpſtlichen Secretairs, was an ſeinen Ort geſtellt ſeyn mag. Genug, der Arzt kaufte das Galgenmännlein für fünf Goldgülden von ſeinem Patienten, und Franz dankte Gott, daß er von dem unheimlichen Dinge befreit ſey.

Er hatte ſich zu früh gefreut, denn nach einigen Tagen bekam er einen Rückfall ſeiner Krankheit, und mußte auf's Neue die Hülfe des Juden in Anſpruch nehmen. Der Jude ſtellte ihn auch diesmal wieder her, erklärte aber zugleich, daß er für keinen neuen Rückfall ſtände, wenn Franz ſich nicht entſchlöſſe, eine Anzahl Pillen zu verſchlucken, wovon das Gläschen einen Goldgülden koſte. Franz gab ſeinen letzten Goldgülden für ein Gläschen ſolcher Pillen mit Freuden hin, und empfing es wohl verpackt und verſiegelt von dem Juden, der ſich eiligſt entfernte. Aber wie erſchrak Franz, als er das Päckchen öffnete, und neben den Pillen das Galgenmännlein fand, und dabei einen Zettel von der Hand des Juden. Der Zettel lautete:

„Elender, Undankbarer!

Ich rettete Dir das Leben, und Du wollteſt mich dem Teufel in den Rachen ſpielen. Nimm Dein verruchtes Galgenmännlein zurück, das ich nur zu bald als ein ſolches erkannte, wofür ich den Gott meiner Väter danke!

— Willſt Du es an den Mann bringen, ſo ſuche einen noch Verworfenern, als Du ſelber biſt, für die Hälfte eines halben Goldgüldens magſt Du es noch verkaufen, aber ſieh Dich wohl vor damit, daß Du es nicht noch einmal zurück erhältſt.“

Franz wollte verzweifeln, als er dieſe Zeilen las; er fühlte ſeine Schlechtigkeit und ſchämte ſich ihrer, er dankte dem Juden, der den Preis des Galgenmännleins ſo geſtellt hatte, daß ihm doch noch die Möglichkeit blieb, es noch einmal zu verkaufen. Aber Todesangſt erfaßte ihn, wenn er daran dachte, daß es ihm nicht gelänge, den Kauf abzuſchließen, denn dann war er der Hölle verfallen, und billig mußte der ſo niedrige Preis für einen ſolchen Schatzmeiſter bei jedem Beſonnenern Bedenken erregen, ihn zu kaufen, mußte Franz doch ſelber zugeben: daß all ſein Leichtſinn ihm nicht vermocht haben würde, durch den Kauf des Galgenmännleins ſein Seelenheil auf's Spiel zu ſetzen, wenn es ihm nicht darum zu thun geweſen wäre, ſich von der Tyrannei eines Wüthrichs von Corporal zu befreien. Dieſer Gedanke fuhr ihm durch die Seele. — „Ich will wieder in mein Vaterland zurückkehren,“ ſprach er. „Ich will wieder unter die Soldaten gehen, unter ihnen giebt es ruchloſe Burſche genug, die mir mein Galgenmännlein abkaufen werden, und ich will gleich den Preis ſo niedrig ſtellen, daß es keinem möglich werden ſoll, den grauſigen kleinen Kerl mir wieder aufzuheften.“

Neunhundert drei und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Franz ſäumte nicht, ſeinen Vorſatz, in ſein Vaterland zurückzukehren, auszuführen, und ehe ein Monat verging, ſtand er als ſchmucker Jäger unter Holk.

Die Holk'ſchen Jäger waren freilich berüchtigt genug wegen ihrer Zügelloſigkeit und ihres kecken Frevelmuthes, und Franz durfte hoffen, hier am erſten ſein verwünſchtes Galgenmännlein loszuſchlagen. Aber damit ging es doch nicht ſo geſchwind, denn auch der Keckſte, der das Männlein in dem Glaſe ſeine Capriolen und Geſichter ſchneiden ſah, empfand auf die Länge ein unheimliches Grauſen, ſo ſehr er auch anfangs immer darüber gelacht haben mochte. Endlich jedoch gelang es Franzen, das Männlein an einen alten, ewig durſtigen und ewig geldarmen alten Schlemmer und Spieler für einen Silbergroſchen zu verkaufen, und unausſprechlich war ſeine Freude, als er ſah, wie dem Käufer ſein Kauf im Geringſten nicht zu gereuen ſchien.

Da ging an einem Abend plötzlich ein dumpfes Gemurmel durch die Reihen des Regiments, daß am andern Tag eine große Schlacht zu erwarten ſey, und als der Tag anbrach, erhielten auch wirklich die Jäger den Befehl zum Aufbruch. Bald darauf hielten die Jäger in einem Buſch, aus dem Hinterhalt auf den Feind zu ſchießen, und bald knallten die Büchſen und pfiffen die Kugeln, daß es eine Luſt war. Franz ſchoß ſo eifrig, daß ihm bald ſeine Munition ausging. „Wer läßt mir für Geld und gute Worte ein paar Patronen ab!“ rief er. — „Ich!“ rief ein Jäger, „aber gleich bezahlt!“

Franz griff in die Taſche, ſuchte einige Groſchen zuſammen und warf ſie dem Jäger hin, der ihm dafür etwa ein Dutzend Patronen zuwarf. Franz lud und ſchoß, und lud und ſchoß wieder, als er aber die letzte Patrone aufbiß, erſtarrte er; denn nicht Pulver war es, was ſie enthielt, ſondern — jene Phiole mit dem Galgenmännlein, welches höhniſch ihn angrinſte und luſtige Capriolen ſchnitt. Franz ſtieß einen lauten Schrei aus, indem pfiff eine Kugel durch das Gebüſch und er ſtürzte zu Boden.

Als er wieder zu ſich kam, war es Nacht, alles war ſtill um ihn, verſtummt der Schlachtenlärm, und keine lebende Seele war weit und breit zu ſehen — nur über die Leichen ſeiner getödteten Cameraden und die der Feinde ſchritt ſein Fuß. Voll Entſetzen floh er davon, und gönnte ſich keine Ruhe, aus ſeiner linken Taſche aber krächzte und kicherte es:

„Brüderlein! Brüderlein!
Nun biſt Du mein!
Haſt mich gekauft für'n Hellerlein!
Für einen einz'gen Heller klein!

Wer ſollte jetzt der Käufer ſeyn? —
Es kann mich Niemand kaufen, nein!
Behalten mußt nun, Brüderlein!
Dein kleines Galgenmännlein.
Lauf, lauf! mein Galgenbrüderlein.“

Und dabei machte ſich das unheimliche Ding ſo ſchwer in ſeiner Taſche, daß es ihn bald zu Boden zog. Aber Franz raffte all ſeine Kraft zuſammen, und lief und heulte laut in troſtloſer Verzweiflung, bis der Tag zu grauen begann.

Da ſah er ſich in eine grauſe Wildniß, rings von ſteil aufſteigenden, himmelhohen, kahlen Felswänden umgeben. Inmitten der Schlucht aber war ein großer See, deſſen Waſſer ganz ſchwarz war, und Franz wäre faſt umgeſunken, als er an dem See einen Mann von faſt übermenſchlicher Größe erblickte, der ſich das Geſicht in dem See wuſch, wovon es ganz ſchwarzbraun wurde; der Mann war übrigens köſtlich in Schwarz, mit Feuerfarbe und Gold gekleidet, und trug eine rothe Hahnenfeder auf dem Hute, und nicht fern von ihm ſtand ein rabenſchwarzer, köſtlich aufgezäumter Rappe ſtarr und unbeweglich, ſo daß man ihn hätte für leblos halten können, wenn er nicht aus den Nüſtern und aus dem Maule den heißen Athem wie einen feurigen, falben Schwefeldunſt von ſich geblaſen hätte. Franz wollte fliehen, aber er vermochte es nicht, obgleich ſich das Galgenmännlein in ſeiner Taſche plötzlich ganz leicht machte, und heftig hin und her fuhr, als drohe ihm irgend eine Gefahr. Vielleicht hielt eben dies den armen Franz aufrecht, als nun der Fremde, ſo wie er ihn gewahrte, mit raſchen Schritten auf ihn zukam, indem er fragte: „Wer biſt Du? und wie kommſt Du an dieſen Ort?“

Neunhundert vier und ſechzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Franz faßte ſich ein Herz und antwortete: „Wenn Du der hölliſche Satan biſt, ſo mach immerhin ein Ende mit mir, ich habe mich darein ergeben, meinen hölliſchen Leichtſinn zu büßen, meine Liebe hab' ich ja doch ſchon verloren durch das grauſige Galgenmännlein.“

Hier unterbrach der Fremde ihn haſtig. indem er rief: „Wie? ein Galgenmännlein ſagſt Du? beſitzeſt Du ein Galgenmannlein? und iſt es Dir feil?“ —

Franz ſah erſtaunt den Fremden an und fragte: „Ihr ſeyd alſo nicht der Gott ſey bei uns?“

Der Fremde lachte höhniſch und ſprach: „Nein, der bin ich nicht, obwohl ein guter Bekannter von ihm, ich merke, armes Bürſchchen, wie es mit Dir ſteht. Es hat Dir einer ein Galgenmännlein aufgehangen, und Du kannſt es nicht wieder los werden. Getroſt! vielleicht helf' ich Dir! ich hab' mich ſchon lange dem Satan mit Leib und Seele verſchrieben, noch 24 Jahre währt mein Pakt, dann holt er mich, und da hilft nichts wider, mir kann alſo das Galgenmännlein keinen Nachtheil mehr bringen, ſondern nur Vortheil; ich war nämlich ſo dumm, mußt Du wiſſen, mir bei Abſchluß meines Pakts nur eine lumpige Million jährlich aus zu bedingen. Damit reicht aber ein Mann, wie ich, nicht weit, und der Satan iſt ein alter Knicker, der Dir keinen Batzen mehr zugiebt, als im Pakt feſtgeſetzt iſt. Längſt habe ich mir ſchon daher einen ſolchen kleinen Schatzmeiſter, Galgenmännlein genannt, gewünſcht. — Nun ſprich, wie niedrig ſteht der Preis, denn ich weiß wohl, wie bei dieſem Handel der Preis von Mann zu Mann fällt."

Franz ſeufzte tief und entgegnete: „Ach, lieber Herr, ich werde wohl den verwünſchten kleinen Kerl behalten müſſen, und am Ende kann es kommen, daß mich der Böſe mit Euch an einem Tage holt."

„Wie ſo das? rede Bürſchchen!"

Und Franz erzählte ehrlich ſeine ganze Geſchichte.

„Pfui Teufel!" rief der Fremde unmuthig — „für einen Heller alſo haſt Du das Galgenmännlein zuletzt gekauft? Pfui Teufel! das iſt zu arg! Aber halt! wir wollen etwas erſinnen, das Galgenmännlein ſoll und muß mein werden, dem Satan und ſeinem nichtswürdigen dummen Heller zum Trotz! Ich hab's! ich muß Dir das Männlein um einen Halbheller abkaufen."

„Aber wie wäre das möglich? es giebt ja keine Halbheller!"

„Still! höre mich und merke Dir wohl, was ich Dir ſage! Den dritten Tag von heute an finde Dich auf jener Fels-Kuppe dort ein, über welche der Wald hervorragt, der Fürſt des Landes wird dort jagen, wenn er das Wild bis zu jenem Felsſturz verfolgt, ſo werde ich in ein gräuliches Ungethüm verwandelt ihn anfallen — wenn nun ſein Gefolge erſchrocken davon flieht, und ich ihn unter mir habe, als wollt' ich ihn zerreißen, dann ſpring' Du hervor, kämpfe zum Scheine mit mir, und ſtürze mich endlich von dem Abhang hinab in die Tiefe. Als Belohnung für Deine That fordere dann nichts weiter, als daß der Fürſt einige Halbheller ſchlagen laſſe, er wird dies gerne bewilligen, ich werde mir dann ſchon einen ſolchen Halbheller einwechſeln, und Dir am letzten Tage dieſes Monats auf dieſer Stelle das Galgenmännlein abkaufen. Jetzt verlaſſe ich Dich, verfolgſt Du dieſen Fußpfad, der ſich dort den Felſen hinaufwindet, ſo wirſt Du ein Städtchen erreichen, dort kehre ein, und thu Dir gütlich, ſo lange Du noch die Mittel haſt, verſchaffe Dir auch andere Kleider! Adieu! vergiß den dritten Tag nicht!"

Franz entfernte ſich aus der Schlucht, und eilte auf dem bezeichneten Pfade dem Städtchen zu. Unterwegs konnt' er ſich nicht enthalten, das Fläſchchen mit dem Galgenmännlein hervorzuziehen und es zu betrachten. Da ſah er, wie das Galgenmännlein grämlich zuſammengekauert am Boden der Flaſche lag, und voll Bosheit und Trotz ſich nicht regte und bewegte.

Franz, der Vermahnung des finſtern Herrn aus der Felsſchlucht wohl eingedenk, ließ ſich's zwei Tage lang wohl ſeyn, und kaufte auch zur Vorſorge eine Menge Gold- und Juwelenſchmuck ein, weil er wohl wußte, daß mit dem Galgenmännlein all ſein baares Geld verſchwinden würde, all dieſe Koſtbarkeiten aber ſchenkte er einem Kloſter, und bat ſich dafür bei den frommen Brüdern aus, daß ſie für ihn beten möchten.

Früh Morgens am dritten Tage ſtand er ſchon auf der waldigen Felskuppe hinter einem Buſche verborgen. Es geſchah alles, wie der Fremde es ihm geſagt hatte: Der Fürſt des Landes jagte im Walde, und trieb gegen Mittag einen Hirſch aus dem Walde vor ſich her; der Hirſch ſtürzte ſich in den Abgrund, aus welchem plötzlich ein zottiges Ungethüm, an Geſtalt faſt einem rieſigen Bären gleichend, aber mit Hirſchgeweihen, feurigen Augen und feuerſprühendem Rachen ſich erhob, und den Fürſten anfiel. Entſetzt wichen die Jäger zurück, und das Ungeheuer warf den Herzog zu Boden, und zerzauſte ihn tüchtig, da ſprang aber Franz aus ſeinem Verſteck hervor, draſch mit einem derben Knittel herzhaft auf den groben Angreifer los, und ſtürzte ihn endlich in die Schlucht.

Der Fürſt, als er wieder zur Beſinnung und auf die Beine gekommen war, dankte ſeinem Retter aus Herzensgrunde, und ſagte ihm, er möge ſich nur dreiſt eine Gnade ausbitten, ſie ſolle ſicher ihm gewährt werden.

Da ließ Franz ſich vor dem Herzog auf ein Knie nieder, und bat ihn um Gotteswillen, daß er doch möge ein paar Schock Halbheller ſchlagen und in Cours ſetzen laſſen.

Der Fürſt blickte den Bittſteller erſtaunt an, und rief dann lachend: „entweder Du biſt ein Schalk, der ſich über mein ſchlechtes Geld luſtig machen will; oder Du haſt Dich verſprochen, und meinſt ſtatt Halbheller: Goldkronen.“

„Keineswegs!“ verſetzte Franz bittend und dringend — „Halbheller — ſchlechte Halbheller, und je ſchlechter und werthloſer, je beſſer! nur daß ſie ordentlich gelten, und von männiglich für volle Halbheller angenommen werden müſſen.“

Der Fürſt wollte ſich ausſchütten vor Lachen über die ſeltſame Forderung, und ſprach zu Franz: „Geſell! ich merke, es rappelt Dir im Kopfe, aber Du haſt meine Zuſage und die Halbheller ſollen geprägt werden. Wir behalten uns aber vor, Dich noch beſſer für Deine Hülfe in der Noth zu belohnen, und Du ſollſt Uns auf Unſer Jagdſchloß folgen.“

So zog Franz mit dem Herzog auf deſſen Jagdſchloß, und der Herzog gab Befehl, daß ſogleich einige Schock Halbheller ge[illegible] und im Umlauf geſetzt wurden. Mit welchem Entzücken betrachtete Franz den erſten blanken Halbheller, wie er aus der Münze ſprang.

Der letzte Tag des Monats kam heran, und Franz, der ſich Urlaub vom Herzog erbeten und ſolchen erhalten hatte, ſtand ſchon, als kaum der Morgen graute, in der Felsſchlucht am ſchwarzen See, und harrte des Fremden; das Galgenmännlein in ſeiner Taſche ſtellte ſich gar ungeberdig, und hatte den armen Franz viel zu ſchaffen gemacht, daß er es, ohne den Hals zu brechen, den gefahrvollen Pfad herabgebracht hatte.

Endlich kam der Fremde eine ſenkrechte Felſenwand herabgeritten, ſo daß es ſchrecklich anzuſehen war. Neben Franz hielt er ſein Roß an, ſtieg ab und fragte lächelnd: „Nun, junger Geſell! haſt Du Dich eines Andern beſonnen, oder biſt Du noch gewillt, den Handel mit mir abzuſchließen, und mir für einen Halbheller Dein Galgenmännlein zu verkaufen.“ Und ſomit hielt er ihm einen blinkenden neuen Halbheller entgegen.

„O mit Freuden!“ rief Franz, nahm zitternd vor Freude die kleine Münze, und reichte dem Fremden dafür das Galgenmännlein hin.

„Hab' ich Dich endlich?“ ſprach der Fremde hohnlachend zu dem Galgenmännlein, indem er die Phiole hoch hielt. „Ja, mache Dich nur ſchwer! Gebehrde Dich nur mürriſch und ſchneide mir Geſichter, Du mußt mir doch dienſtbar ſeyn, dem Satan und der ganzen Hölle zum Trotz, hahaha! wie freu' ich mich, daß diesmal der Teufel der Geprellte iſt, und Du unverrichteter

Sache mit mir zur Hölle zurück mußt, nur ruhig kleiner Kerl, oder ich leſe Dir ein Capitel aus dem Höllenzwange vor.“ Somit ſchob er die Phiole in ſeine Taſche und ſprach zu Franz: „Gehab Dich wohl, junger Geſell, und nimm Dich in Zukunft in Acht vor dergleichen Teufelszeug, es paßt einmal nicht für Leute Deines Schlags!“ Drauf ſchwang er ſich auf ſeinen Rappen, trieb ihn an, und der Rappe lief mit ihm, gleichwie eine Fliege die ſenkrechte Felſenwand hinauf. Als Franz ihn nicht mehr ſah, da kniete er in der Schlucht nieder, und dankte Gott inbrünſtig, daß er glücklich aus der Gewalt des Teufels befreit ſey, gelobte auch, fortan ein frommes, gottſeliges Leben zu führen, und immerdar das Böſe zu meiden. Somit verließ er ebenfalls die Schlucht, und kehrte zurück in das Jagdſchloß des Fürſten, wo er als deſſen Leibjäger ein frommes, gottſeliges Leben führte, und in hohem Alter, unbeweibt, ſanft und ſelig verſchied.

Neunhundert fünf und ſechzigſte Nacht.

Das Geſpräch drehte ſich dieſen Abend um das geſtern erzählte Mährchen vom Galgenmännlein, der Freiherr bemerkte, daß de la Motte Fouqué denſelben Stoff trefflich bearbeitet habe, und namentlich der Schluß ganz mit dem von Franz erzählten Mährchen übereinſtimme.

„Nicht ſo ganz,“ entgegnete der Caplan, „bei de la Motte Fouqué bezeigt ſich der junge Menſch am Schluß noch zerknirſchter, und tritt nicht in die Dienſte des Fürſten, dagegen fehlt die Epiſode der durch das Galgenmännlein getrennten Liebe zwiſchen Franz und Nazarene, welche das Tragiſche an dem Mährchen erhöht.“

„Dieſen Abend werden Sie uns eine Sage mittheilen, nicht?“ fragte ſchmeichelnd Marie.

„Ja,“ ſprach der Caplan, „und zwar eine ſehr rührende, wie ſie durch ganz Schweden im Munde des Volks lebt“ — ſomit begann er:

Das Brautpaar von Falun.

Vor hundert Jahren lebte ein junger Burſche in Falun, der warb um ein junges Mädchen, das war die Tochter eines Hüttenmeiſters, und obwohl der Burſche nur ein armer Bergmann war, der Tag für Tag in der großen Hauptgrube arbeitete, ſo hatte der reiche Ehrich doch nichts dawider, denn Guſtav war der bravſte Burſche nah und fern, und es ſchien, als hätten die Berggeiſter ihn eigends in ihren Schutz genommen, denn ſchon mehr als eine reiche Kupferader hatte er entdeckt, und bei einem großen Schachtſturz, welcher an die ſechzig Bergleute, welche eben in der Teufe arbeiteten, erſchlug, war er allein mit dem Leben davon gekommen, obwohl er ſich an der gefährlichſten Stelle befand, ja, er hatte nicht einmal eine leichte Verletzung davon getragen. Darum, und weil die ſchöne Elſe ihn wieder liebte, gab ihnen der alte Ehrich gerne ſeinen Segen, und verlobte ſie mit einander, und um Jahr und Tag ſollte die Hochzeit ſeyn. Guſtav war überglücklich, und ſein Glück war ihm ein neuer Sporn, ſich auszuzeichnen, wo er konnte, und es war, als wolle die große Grube ihm vorzugsweiſe all ihre geheimen Schätze offenbaren, denn faſt alle Wochen entdeckte er von nun an eine reiche Ader im Geſtein, und je mehr er entdeckte, um ſo mehr wuchs ſein Eifer, ſo daß er oft vor der Zeit von ſeiner liebenden Braut ſich losriß, um hinab zu eilen in den dunkeln Schooß der Erde.

So verfloß das Jahr und am Ende deſſelben wurde Guſtav einſtimmig, ſo jung er war, zum Oberſteiger erwählt, als der alte geſtorben war, und die Regierung beſtätigte ihn in dieſem wichtigen Poſten.

Nun kam der Hochzeitstag heran, der reiche Ehrich wollte ſie mit aller Feſtlichkeit begangen wiſſen, und hatte ſchon lange vorher Freunde und Bekannte von nah und fern eingeladen, und jeder Fremde, der zufällig eintreffen würde, ſollte heute die alte nordiſche Gaſtfreundſchaft im reichen Maaße genießen. Aber wie die geſchmückte Braut und der Brautvater, wie Freunde, Verwandte und Gäſte harrten, der Bräutigam erſchien nicht. Ehrich ſandte auf den Rath der Geiſtlichen nach ſeiner Wohnung, da erfuhren ſie von einem alten Knappen, daß Guſtav noch geſtern Abend ſpät in die große Grube angefahren ſey, um neue Adern, welche er am Morgen entdeckt, genauer zu unterſuchen. Und indem der alte Mann noch redete, kamen ſchreckensbleich mehrere Bergleute, und verkündeten, wie der große Schacht der Grube eingeſtürzt ſey. Es war Niemand in der Grube geweſen, als der Oberſteiger Guſtav Fröborn.

Sechzig Jahre darnach wurde ein neuer Schacht an der Stelle des verſchütteten gegraben, und als die Arbeiter in die Teufe gelangten, fanden ſie in einem kleinen See von Vitriolwaſſer den Leichnam eines ſchönen Jünglings, unentſtellt, und ſo friſch, als ſey er erſt eben verſchieden. Sie förderten ihn zu Tage und ſtellten ihn aus, aber kein Menſch in ganz Falun kannte ihn. Da ſchlich plötzlich ein ſteinaltes Mütterlein an ihrer Krücke herbei und drängte ſich an die Bahre, und als ſie einen Blick auf den Todten geworfen hatte, fing ſie an zu weinen, und warf ſich auf den Leichnam und rief: „O, Guſtav Fröborn, mein Liebſter! ſeh' ich Dich alſo noch einmal wieder in dieſem Leben! Sechzig Jahre hat Deine Elſe auf ihren Bräutigam geharrt, gelobt ſey Gott! nun biſt Du kommen, mich zu holen in das himmliſche Reich, und kein Tod ſoll uns mehr ſcheiden." Als das alte Mütterchen ſo geredet hatte, ſank es todt über die Bahre hin, der Leichnam des Jünglings aber zerfiel zu einem Häufchen Aſche.

Neunhundert ſechs und ſechzigſte Nacht.

Dieſen Abend erzählte Eduard:

Der Tambour.

Es iſt einmal ein Tambour geweſen, der ſchlug ſeine Trommel wie kein anderer, und wenn die Soldaten ſeine Trommel hörten, ſo bekam auch der Verzagteſte Muth, und kämpfte wie ein Held in der Schlacht, und deshalb meinten Alle, die Trommel des kleinen Tambours müſſe einen ganz eignen wunderbaren Ton haben.

Nun lag das Regiment, dem unſer Tambour voranſchritt, eine Zeit lang in einem feinen Städtchen in Quartier, und da die Mannſchaft aus lauter hübſchen, flinken Burſchen beſtand, ſo verging nicht viel Zeit, und jeder hatte ſein Liebchen gefunden, der Tambour auch. Das währte den ganzen Winter über, als aber der Frühling kam, da hieß es „Marſch! — Tambour voran!“ und das Regiment zog aus dem Städtchen.

Da gab es ein großes Wehklagen unter den ſchönen Kindern daſelbſt und des Tambours Liebchen beſonders wollte ſich gar nicht zufrieden geben. Er aber tröſtete ſie und ſprach: „weine nicht feines Liebchen! bald kehren wir zurück und dann führ' ich das ganze

Regiment vor Dein Haus und ſchlage einen Wirbel Dir zu Ehren, wie ihn ſelbſt der König noch nicht ſchöner gehört hat.“ Somit küſſete er ſie und alle zogen von dannen.

Der Tambour rührte die Trommel, und die Soldaten zogen dem Feind entgegen, ſo luſtig, als ging es zum Tanze.

Und freilich war es ein Tanz, aber einer, wo der Tod den Reigen anführte, hei! wie die wackern Burſchen dahinſanken, getroffen von den Kugeln aus der Schanze, die ſie erſtürmen ſollten! rechts und links! links und rechts, Vordermann und Hintermann, und der Trommelſchläger ſchlug die Trommel, bis ihn ſelber eine Kugel traf mitten in's treue muthige Herz. Aber als es Nacht wurde, da wachte er wieder auf, und als er ſeine Kameraden alle um ſich her liegen ſah — und nicht Einer fehlte! — da erhob er ſich und ſprach, „ich muß noch einmal meine Trommel rühren, denn die Schanze muß genommen und die Schlacht gewonnen werden, und damit rührte er ſeine Trommel bis alle ſeine Kameraden wieder auf den Beinen ſtanden, und führte ſie, immerfort trommelnd, gegen die Schanze, und ſie ſtürmten die Schanze, und ſchlugen den Feind, und ein Schrecken ſchlug den Feind, daß er weit entfloh und die Schlacht gewonnen und das Vaterland befreit war.

Drauf führte der wackre Tambour ſeine Kameraden über das Schlachtfeld nach dem Städtchen, von wo ſie ausgezogen waren, und in das Gäßchen, wo ſein Liebchen wohnte und ſchlug einen Wirbel ihr zu Ehren, wie ihn ſelbſt der König nicht gehört hatte, und am Morgen begab ſich's, wie das alte Lied berichtet:

Da ſtehn des Morgens die Gebeine,
Traleri, tralerei, trala!
In Reih' und Glied, wie Leichenſteine,
Traleri, tralarei, trala!
Der Tambour ſteht voran,
Daß ſie ihn ſehen kann
Traleri, tralerei, tralara!

Neunhundert ſieben und ſechzigſte Nacht.

Aufgefordert eine Sage mitzutheilen, erzählte heute der Arzt:

Die wilden Tänzer.

In einem Dorfe am Zugerſee lebte ein junges luſtiges Völklein, dem nichts über das Tanzen ging, und da die Leutchen nun in der Woche, der Arbeit wegen, nicht viel Zeit zum Tanzen hatten, ſo tanzten ſie des Sonntags. Oft vermahnte ſie der Prediger, doch an dieſem heiligen Tage nicht allzuſehr ihrer wilden Luſt zu fröhnen, und mindeſtens mit dem Tanzen zu warten, bis es Abend wäre, aber da kam er ſchlecht an, die jungen Burſche und Mädel lachten ihn aus, und beſchloſſen in gottloſen Frevelmuth ihm am nächſten Sonntag einen rechten Poſſen zu ſpielen. Sie beredeten ſich deshalb mit einander, und wußten ſogar mehrere verheirathete Männer und Frauen zu bereden, daß ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machten. Als nun der nächſte Sonntag herankam, da zogen ſie alle auf den Kirchhof, und während die gutgeſinnten Einwohner des Dorfes in der Kirche ſaßen und ſich an der Predigt erbauten, fing das ruchloſe Völkchen draußen an zu tanzen und zu ſingen, ſo daß die Andacht in der Kirche geſtört und in Aergerniß verwandelt wurde, doch plötzlich verſtummte der Lärmen draußen, und der Prediger fuhr in ſeiner Predigt fort. Als aber die Gemeinde aus der Kirche trat, da ſah ſie ein gräuliches Mirakel, den in der fernſten Ecke an der Kirchhofsmauer, wo die Unehrlichen und Selbſtmörder begraben werden, da tanzte das loſe Volk im raſenden raſchen Wirbel den St. Veitstanz, und wie der Prediger ſie beſprach und beſchwor, tanzten ſie fort und fort, denn ſie mußten, zur Strafe ihrer Ruchloſigkeit.

Und ſie tanzten den ganzen Tag und die Nacht, und tanzten den andern Tag und tanzten Wochen und Monde, bei brennender Hitze, bei Sturm und Wind, Regen und Hagel, und als der Winter kam, tanzten ſie im Schnee, und hörten Tag und Nacht nicht auf zu tanzen.

Viele von den nächſten Angehörigen der Tanzenden, als Aeltern, Geſchwiſter, Kinder ſtarben in der Zeit und wurden auf dem Kirchhofe begraben, und die Aeltern, die Geſchwiſter, die Kinder ſahen es und tanzten fort und fort, während man wenige Schritte davon ihr Liebſtes in's Grab ſenkte. Feuer brach in dem Dorfe aus und beleuchtete mit rothem Scheine den Friedhof, die Sturmglocken heulten, die armen Einwohner jammerten und retteten ſich mit ihren Habſeligkeiten auf den Kirchhof — und die Tänzer tanzten fort unter Sturmgeheul, Feuerpraſſeln und Wehklagen. Endlich war das Jahr herum und ſie wurden erlöſet von ihrer Strafe, und thaten ſtrenge Buße, und gelobten ſich's, fortan immerdar Gott vor Augen zu haben. — Sie konnten aber ſich nimmer wieder des Lebens freuen, denn immer mußten ſie daran denken, wie ſie getanzt hatten, während ihre Lieben litten, ſtarben und begraben wurden, und ihre Hütten und ihre Habe in Flammen aufgingen.

„Eine entſetzliche Sage!“ rief der Freiherr, „wie doch das Grauenhafte, Düſtere ſo tief begründet im Charakter des Volks ſich zeigt, und wär' es das Heiterſte der Erde! die Mehrzahl der Sagen bezeugt dieſes und unter der leichten Blumendecke gähnt der Abgrund.

Neunhundert acht und ſechzigſte Nacht.

Das wahre und das eingebildete Glück.

(Ein Mährchen.)

Der Schnee fiel in großen Flocken zur Erde, die Fenſter waren hart gefroren, das Feuer im Kamine erloſchen, Eliſabeth, die hübſche Tochter der Frau Wohlgemuth bemerkte es nicht. Jetzt trat die Mutter, welche auf dem Chriſtmarkte geſeſſen und Hauben feil gehalten hatte, ein, und ſprach verdrüßlich: „was iſt das, Eliſabeth, hartgefrorne Fenſter, kein Feuer im Kamine, meine Abendſuppe nicht gewärmt! Wirſt Du denn nimmermehr wie andre Jungfern Deines Standes und Alters werden? Du biſt eine wahre Sorge für mich, arbeiten willſt Du nicht, dazu hältſt Du Dich zu vornehm, einem braven Manne Deines Standes giebſt Du das Körbchen, weil Dein Sinn nach einem Edelmann ſteht, ach Mädchen, wohin ſoll und muß Deine Thorheit führen?“

Eliſabeth erwiederte kein Wort, ſtumm und finſter ſchürte ſie das Feuer im Kamine an, ſtellte die Suppe an die Flamme, holte Licht und ſetzte ſich dann zum Spinnrocken.

Verdrüßlich legte die Mutter den Mantel und ihre ſchöne Mütze von Fiſchotter ab, die ſie über der Haube trug, und ſetzte ſich dann an das Kamin, das eingenommene Geld überzählend.

Indem pochte es an die Thüre, Frau Wohlgemuth ſteckte ſchnell die Münze in die Taſche und ſah durch das Fenſterchen in der Thüre, wer da wohl Einlaß begehre; als ſie ein uraltes, reinlich aber dürftig gekleidetes Mütterchen gewahrte, öffnete ſie ſchnell, und fragte die Alte nach ihrem Begehr.

Dieſe bat die Frau Wohlgemuth, ſie möge ihr doch verſtatten, ſich ein wenig an ihr warmes Kamin ſetzen zu dürfen, weil ſie ſo müde und erfroren ſey.

Die gutmüthige Frau Wohlgemuth fragte nicht erſt, wer die Frau ſey, noch woher ſie komme, ſondern ſagte ihr freundlich, daß ſie ſich wärmen könne, ſo lange ſie wolle.

Neunhundert neun und ſechzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als Eliſabeth den Tiſch gedeckt und die Speiſe aufgetragen hatte, lud ſie die Alte ein an ihrem Mahle Theil zu nehmen, wozu ſich dieſe nicht lange nöthigen ließ.

Als das Mahl eingenommen war, ſagte das Mütterchen zu Frau Wohlgemuth: „Eure Tochter iſt ein recht ſchmuckes Mädchen, aber ſie ſieht ſo verdrüßlich aus, was fehlt denn dem hübſchen Kinde?“

„Ach!“ erwiederte im ſtrengen Tone Frau Wohlgemuth, „meine Tochter iſt eine Närrin, die mir viel Kummer macht. Sie war ein ſehr hübſches Kind, wie ſie klein war, und gefiel der Edelfrau, die uns gegenüber wohnte. Dieſe ſchmeichelte ſo lange an mir, bis ich es dem Kinde erlaubte, daß ſie täglich die Edelfrau beſuchen durfte.“

„Nun bekam ſie von dieſer ſchöne Spielſachen, köſtliche Kleider, und als ſie größer war, ließ ſie ihr die Zither ſchlagen lehren und Gewänder ſticken.„

Dadurch ward das Mädchen eitel und ſtolz, es gefällt ihm nicht bei der ſchlichten Mutter. Meine Vorſtellungen fruchten wenig, nur verdroſſen verrichtet ſie die Arbeit, die ihrem Stande zukommt, und die Bewerbungen eines jungen, wohlhabenden Müllers verſchmäht ſie!“

„Ja, ja! ſo ſind manche Menſchen,“ entgegnete lächelnd das Mütterchen. „Aber ſeyd nur ruhig, das giebt ſich mit der Zeit, und wer weiß, ob nicht die Wünſche Eurer Tochter in Erfüllung gehen!“

„Warum nicht gar,“ fuhr Frau Wohlgemuth auf.

Das Mütterchen erhob ſich und ſprach: „nun, nun, nur nichts für ungut, liebe Frau. Ich will nun von Euch ſcheiden, doch bitte ich, daß Eure Tochter ein

Andenken von mir nimmt, und es trägt.“ Bei dieſen Worten band ſie Eliſabeth eine Schnur dunkler, matter Perlen um den Hals, und nachdem ſie freundlich gedankt hatte, verließ ſie das Gemach.

Neunhundert und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Als Eliſabeth am nächſten Morgen aufſtand, ſprach ihre Mutter freundlicher, als ſie ſeit langer Zeit geweſen: „lege Deine beſten Kleider an, Kind, und mache Dich bereit mit mir in die nächſte Stadt zu gehen. Der König iſt, wie Du weißt, geſtorben, und ſein Nachfolger wird morgen gehuldigt, gewiß wird da ſehr viel zu ſehen ſeyn, und wir wollen uns die Herrlichkeit doch auch beſchauen. Eliſabeth gehorchte gern, ſie ſchmückte ſich auf das Beſte, und als ſie in den Spiegel ſah, aus der ihr jugendliches Antlitz ſie anlächelte, freute ſie ſich ihrer Schönheit.

Heiter ſchritt ſie neben der Mutter auf dem hartgefrornen Wege dahin, und war ganz vergnügt, als ſie in die ſchöne, große Reſidenz des Königs kam.

Buntes Gedränge war auf den Straßen, Muſik und Jubelruf erſchallte, Eliſabeth wünſchte ſich hundert

Augen und Ohren, um nur Alles, was um ſie her vorging, ſehen und hören zu können.

Jetzt kam ein ſtattlicher Zug von Militair, den Behörden und der Geiſtlichkeit, Eliſabeth drängte ſich hinzu, um Alles zu ſehen, und nachdem dieſer Zug vorbei war, kamen eine Menge junger, reichgekleideter Edelleute auf ſtolzen Roſſen, begleitet von Pagen, die neben den Roſſen gingen.

Einer davon warf einen Blick auf Eliſabeth, grüßte ſie freundlich und wandte ſich mehrmals nach ihr um, und flüſterte dann ſeinen Pagen etwas zu.

Es dauerte nicht lange, ſo kam der Page zu Eliſabeth und ihrer Mutter, verbeugte ſich artig vor ihnen und ſprach, „mein Herr, der Graf von Rouſſillon, läßt ſich der ehrſamen Frau und der holden Jungfrau beſtens empfehlen, und ſie höflichſt einladen, ſich in ſeinen Palaſt zu verfügen, aus deſſen Fenſter ſie die Huldigung und die ganzen Feſtlichkeiten auf das Beſte ſehen können.

Die Frauen nahmen vergnügt das Anerbieten an, ſie folgten den Pagen, Jedermann machte ihnen höflich Platz, und jetzt traten ſie in den großen Palaſt des Grafen. Der Page führte ſie in ein ſchönes Zimmer, verſah ſie mit Confekt und Wein, und öffnete ihnen die Fenſter, ihnen Alles erklärend, was vorging.

„Seht werthe Frau,“ ſprach er, „dort iſt der königliche Palaſt, da ſteht der König gekleidet mit dem Purpur, und ſeht Ihr dort dicht hinter ihm ſeinen

Freund und Günſtling den reichen, hochgebornen Grafen von Rouſſillon, meinen Herrn?“

Er ſagte noch viel zu ſeines Gebieters Lobe, was Eliſabeth, welcher der junge, ſtattliche Graf wohlgefiel, erröthend anhörte.

Als die Feſtlichkeiten vorüber waren, kam der Graf die Frauen zu begrüßen.

Frau Wohlgemuth war hocherfreut über die Ehre, Eliſabeth benahm ſich mit vielem Anſtande, den ſie den Lehren und dem Umgange der Edelfrau dankte.

Der Graf unterhielt ſich lange mit ihr, ganz entzückt von ihrer Anmuth und ihrem Geiſte. Frau Wohlgemuth wollte den Palaſt verlaſſen, doch der Graf bat ſie dringend, zu bleiben. Ja endlich wurde er ſo hingeriſſen von Eliſabeth's Schönheit, daß er feierlich um ihre Hand warb, die ihm die Jungfrau auch reichte, und nicht nur Rang und Reichthum des Werbers beſtimmten ſie dazu, ihr Herz ſprach wirklich für ihn.

Auf einen Wink des Grafen traten Zofen ein mit prachtvollen ſeidnen, mit Gold geſtickten Gewändern. Er entfernte ſich, und die Zofen ſchmückten die Jungfrau wie eine junge Königin, ſie konnten gar nicht aufhören, Eliſabeth's Schönheit, ihren Anſtand und ihre Lieblichkeit zu rühmen.

Hier brach Alma ab, die Fortſetzung auf ein andres Mal verſprechend.

Neunhundert ein und ſiebzigſte Nacht.

Die Geſellſchaft war, wie gewöhnlich im Saale verſammelt, nur Eduard fehlte noch, endlich kam er, mit einem Briefe von Reiner, den er eben erhalten hatte. Auf den Wunſch des Freiherrn las Eduard den Brief des Malers vor, er ſchrieb:

„Mit unausſprechlicher Freude ſage ich Ihnen, mein theuerſter Freund, daß ich in wenig Tagen auf Schloß Runſitten einzutreffen gedenke. Gern wäre ich überraſchend gekommen, aber dann brächte ich mich um die Freude, zu denken, daß Sie mich erwarten, gern erwarten, das bin ich von dem verehrten Freiherrn, von der gütigen Frau vom Hauſe, von Ihrer holden Gemahlin gewiß, wie von den übrigen lieben Freunden und Freundinnen.

Ein zweiter Grund, warum ich mich bei Ihnen anmelde, iſt der, daß ich nicht allein komme, ich bringe im Vertrauen auf die mir wohlbekannte Gaſtfreundſchaft des Schloßherrn und ſeiner Gemahlin, einen alten Freund mit, den ich nach langer Trennung in Schweden fand, und der ſehr wünſcht, den Kreis, von dem ich ſo oft mit Verehrung und Liebe ſpreche, kennen zu lernen. Ich hoffe, daß Sie meinen Freund lieb gewinnen werden, obgleich Sie ſein Aeußeres nicht anziehend finden dürften, denn es iſt ziemlich düſter und ſeiner ſchwachen Augen wegen muß er ſtets einen Schirm tragen.

Viel hätte ich Ihnen mitzutheilen, was mein Herz bewegt und zu freudiger Hoffnung ſtimmt, aber ich muß jetzt noch ſchweigen, bis das Schickſal ſelbſt die rechte Stunde ſchlagen läßt.

Grüßen Sie alle die Theuern, die mein gedenken, vergeſſen Sie nicht an Marien meinen Gruß, die Arme, hat Willmann ſie vergebens hoffen laſſen? Ich habe keinen Brief erhalten, der mir den Erfolg der Operation gemeldet hätte.

Leben Sie wohl, das Glück ſey mit Ihnen.

„Einen Fremden bringt Reiner mit?“ ſagte Alma, „ich habe meine Freunde und unſern kleinen Kreis ſo lieb, daß ich fürchte, ein Fremder möchte ein Störer ſeyn.“

„Es iſt ja Reiners Freund, alſo ſtimmt er auch zu uns,“ ſagte ihre Mutter.

„Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich die Erwähnung dieſes Fremden ſo wunderbar ergriffen hat,“ ſprach der Freiherr, laſſet uns ihn froh erwarten.“

Frau von Runſitten ſprach mit Claudinen und Alma über ein kleines Feſt, was ſie zu Reiners Empfange veranſtalten laſſen.

„Wir ſollten ein Luſtſpiel aufführen,“ ſchlug Franz vor.

„Ja das wäre ſchön, oder ein Rührſpiel, eine Parodie aller Rührſpiele,“ ſcherzte Alma, „gerade weil der Maler ſich immer ſo entſchieden gegen alle Rührſpiele und empfindſamen Dramen ausſpricht, und im Grunde ſeines Herzens doch ſehr gemüthlich und rührbar iſt. Erlaubſt Du es Väterchen?“

„Ich gebe Dir Carte blanche,“ ſagte der Freiherr.

„Nun denn, ſo wollen wir ein ſolches Stück aufführen!“ entſchied Alma; „einer von den Herren verfaßt es, einige von uns ſpielen darin, wer nicht mit im Stück beſchäftigt iſt, bildet das Publikum, im großen Saale ſchlagen wir das Theater auf.“

„Ich erbiete mich zum Dekorationsmaler!“ ſagte Eduard.

„Ich zum Soufleur!“ meinte Willmann.

„Ich ſpiele, was Niemand von den Damen ſpielen will!“ rief Alma.

„Wir werden keine Rolle zurückweiſen,“ verſicherten Franz, Gertrud und Claudine, nur Marie ſchwieg erröthend.

Eduard ſagte lachend: „eine herrliche Schauſpielergeſellſchaft, gewiß die Einzige auf Erden, die ſolche edle Mitglieder zählt, die zur Uebernahme jeder Rolle bereit ſind.“

Unter heiterm Geſpräch verſtrich der Abend.

Neunhundert zwei und ſiebzigſte Nacht.

Die Unpäßlichkeit der Freifrau trennte heute die Scholßbewohner, welche ſich ſonſt jeden Abend ſo gern in den Salon der Frau von Runſitten verſammelten. Die Frauen verweilten bei der Kranken, um ſie zu pflegen und zu unterhalten, und die Männer hatten ſich, mit Ausnahme des Freiherrn, im Zimmer des Doctors eingefunden. Seine Gattin bereitete den Punſch, das Getränk, welches die Nordländer ſo lieben, und als ſich die Männer um den runden Tiſch geſetzt hatten, ſagte der Caplan: „in dieſen Tagen habe ich einen mir noch unbekannten Dichter kennen gelernt, von dem mir bisher blos deſſen unbedeutendere Sachen zu Geſicht gekommen waren. Ich habe mir vorgenommen, ihn recht gründlich zu ſtudiren, und all den wunderlichen Sprüngen, die ſeine bunte Fantaſie machte, zu folgen.“

„Sie ſprechen vielleicht von Hoffmann?“ fragte Willmann.

„Ja, von Callot Hoffmann, und wenn es Ihnen, werthe Freunde, genehm wäre, möchte ich Ihnen wohl eines ſeiner abenteuerlichſten, ſagenhaften Nachſtücke vorleſen, Ignatz Denner.“

„Es wird uns ein Genuß ſeyn,“ erwiederte Eduard, die Uebrigen ſtimmten bei, nur die Gattin des Arztes ſagte lächelnd: „Nur ſagen Sie mir vorher, verehrter Freund, ob es ſehr ſchaurig iſt, was Sie jetzt leſen wollen, draußen heult der Sturm, der Regen peitſcht an die Fenſter, ſo daß ich jetzt ſchon Furcht empfinde, und ſie durch Anhören einer ſchaurigen Sage nicht erhöhen möchte. Deßhalb geh' ich in mein Zimmer, wenn“ —

„Bleibe nur, liebes Weib,“ — unterbrach ſie ihr Gatte, „ich kenne dieſe Dichtung, und weiß es, ſie wird

Dir ungeachtet alles Schauerlichen, von dem ſie durchweht iſt, gefallen."

„Nun ſo will ich bleiben und mich neben Dich ſetzen," ſagte freundlich ſeine Gattin.

Ein furchtbarer Windſtoß erſchütterte die Fenſter, „die Ouvertüre zu der Dichtung," ſprach der Caplan, und als wieder Stille eingetreten war, las er:

Ignaz Denner.

Vor alter, längſt verfloſſener Zeit lebte in einem wilden, einſamen Forſt des Fulda'ſchen Gebiets ein wackerer Jägersmann, Andres mit Namen. Er war ſonſt Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Bach geweſen, den er auf weiten Reiſen durch das ſchöne Welſchland begleitet, und einmal, als ſie auf den unſichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen wurden, durch ſeine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirthshauſe zu Neapel, wo ſie eingekehrt waren, befand ſich ein armes, bildſchönes Mädchen, die von dem Hauswirth, der ſie als eine Waiſe aufgenommen, gar hart behandelt und zu den niedrigſten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres ſuchte ſie, ſo gut er ſich ihr verſtändlich machen konnte, mit troſtreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte ſolche Liebe zu ihm, daß ſie ſich nicht mehr von ihm trennen, ſondern mitziehen wollte nach dem kalten

Deutſchland. Der Graf von Bach, gerührt von Andres Bitten und Georgina's Thränen, erlaubte, daß ſie ſich zu dem geliebten Andres auf den Kutſcherbock ſetzen und ſo die beſchwerliche Reiſe machen durfte. Schon ehe ſie über die Grenzen von Italien hinausgekommen, ließ ſich Andres mit ſeiner Georgina trauen, und als ſie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Bach, glaubte dieſer den treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu ſeinem Revierjäger ernannte. Mit ſeiner Georgina und einem alten Knecht zog er in den einſam rauhen Wald, den er ſchützen ſollte wider die Freijäger und Holzdiebe. Statt des gehofften Wohlſtandes, den ihm der Graf von Bach verheißen, führte er aber ein beſchwerliches, mühſeliges, dürftiges Leben, und gerieth bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an baarem Gelde, den er von dem Grafen erhielt, reichte kaum hin, ſich und ſeine Georgina zu kleiden; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren ſelten und ungewiß, und den Garten, auf deſſen Bebauung und Benutzung er angewieſen, verwüſteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit ſeinem Knecht auf der Hut ſeyn, wie er wollte, ſo daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt ward. Dabei war ſein Leben ſtets bedroht von den Holzdieben und Freiſchützen. Jeder Lockung widerſtand er, als ein wackerer, frommer Mann, der lieber darben, als ungerechtes Gut an ſich bringen wollte, und verwaltete ſein Amt getreulich und tapfer, deßhalb ſtellten ſie ihn nach auf gefährliche Weiſe, und nur ſeine treuen Doggen ſchützten ihn vor nächtlichen Ueberfall des Raubgeſindels. Georgina, des Climas und der Lebensweiſe in dem wilden Forſt ganz ungewohnt, welkte zuſehends hin. Ihre bräunliche Geſichtsfarbe verwandelte ſich in fahles Gelb, ihre lebhaften, blitzenden Augen wurden düſter, und ihr voller, üppiger Wuchs magerte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte ſie in mondheller Nacht. Schüſſe krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten, leiſe erhob ſich der Mann vom Lager, und ſchlich ſich mit dem Knecht murmelnd hinaus in den Forſt. Dann betete ſie inbrünſtig zu Gott und zu den Heiligen, daß ſie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieſer ſchrecklichen Einöde, und aus der ſteten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Georgina endlich auf das Krankenlager, und immer ſchwächer und ſchwächer werdend, ſah ſie ihr Ende vor Augen. Dumpf in ſich hinbrütend, ſchlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit ſeines Weibes von ihm gewichen. Wie neckendes, geſpenſtiſches Weſen guckte das Wild aus den Büſchen; ſo wie er ſein Gewehr abdrückte, war es verſtoben in der Luft. Er konnte kein Thier mehr treffen, und nur ſein Knecht, ein geübter Schütze, beſchaffte das Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war. Einſt ſaß er an Georgina's Bette, den ſtarren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr athmete. In dumpfem, lautloſem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt, und hörte nicht das Aechzen des Knaben, der nahrungslos verſchmachten wollte. Der Knecht ging ſchon am frühen Morgen nach Fulda, um für die letzte Erſparniß einige Erquickung für die Kranke herbeizuſchaffen. Kein menſchliches, tröſtendes Weſen war weit und breit zu finden, nur der Sturm heulte in ſchneidenden Tönen des entſetzlichen Jammers durch die ſchwarzen Tannen, und die Doggen winſelten, wie in troſtloſer Klage um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hauſe daher ſchreiten, wie menſchliche Fußtritte. Er glaubte, es wäre der zurückkehrende Knecht, unerachtet er ihn nicht ſo früh erwarten konnte, aber die Hunde ſprangen heraus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder ſeyn. Andres ging ſelbſt vor die Thür: da trat ihm ein langer, hagerer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reiſemütze tief in's Geſicht gedrückt. „Ei,“ ſagte der Fremde, „wie bin ich doch hier im Walde ſo irre gegangen! Der Sturm tobt an den Bergen herab, wir bekommen ein ſchrecklich Wetter. Möchtet Ihr nicht erlauben, lieber Herr! daß ich in Euer Haus eintreten und mich von dem beſchwerlichen Wege erholen und erquicken dürfte zur weitern Reiſe?“ „Ach Herr!“ erwiederte Andres, „Ihr kommt in ein Haus der Noth und des Elends, und außer dem Stuhl, auf dem Ihr ausruhen könnt, vermag ich kaum, Euch irgend eine

Erquickung anzubieten; meinem armen, kranken Weibe mangelt es ſelbſt daran, und mein Knecht, den ich nach Fulda geſchickt, wird erſt am ſpäten Abend etwas zur Labung herbeibringen.“ Unter dieſen Worten waren ſie in die Stube getreten. Der Fremde legte ſeine Reiſemütze und ſeinen Mantel ab, unter dem er ein Felleiſen und ein Kiſtchen trug. Er zog auch ein Stilet und ein paar Terzerole hervor, die er auf den Tiſch legte. Andres war an Georgina's Bett getreten, ſie lag im bewußtloſen Zuſtande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, ſchaute die Kranke lange mit ſcharfen, bedächtigen Blicken an, und ergriff ihre Hand, den Puls ſogleich erforſchend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott! nun ſtirbt ſie wohl!“ da ſagte der Fremde: „Mit nichten, lieber Freund! ſeyd ganz ruhig. Euerm Weibe fehlt nichts, als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und ſtärkt, die beſten Dienſte thun. Ich bin zwar kein Arzt, ſondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwiſſenſchaft nicht unerfahren, und beſitze aus uralter Zeit her manches Arcanum, welches ich mit mir führe, und auch wohl verkaufe.“ Damit öffnete der Fremde ſein Kiſtchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelrothen Liquor etwas auf Zucker, und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleiſen eine kleine geſchliffene Flaſche köſtlichen Rheinweins, und flößte der Kranken ein paar Löffel voll ein. Den Knaben, befahl er, nur dicht an der Mutter Bruſt gelehnt, in's Bette zu legen und Beide der Ruhe zu überlaſſen. Dem Andres war es zu Muthe, als ſey ein Heiliger herabgeſtiegen in die Einöde, ihm Troſt und Hülfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der ſtechende, falſche Blick des Fremden abgeſchreckt, jetzt wurde er durch die ſorgliche Theilnahme, durch die augenſcheinliche Hülfe, die er der armen Georgina leiſtete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverholen, wie er eben durch die Gnade, die ihm ſein Herr, der Graf von Bach, angedeihen laſſen wollen, in Noth und Elend gerathen ſey, und wie er wohl Zeit ſeines Lebens nicht aus drückender Armuth und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröſtete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungsloſeſten alle Güter des Lebens bringe, und daß man wohl etwas wagen müſſe, das Glück ſelbſt ſich dienſtbar zu machen. „Ach, lieber Herr!“ erwiederte Andres, „ich vertraue Gott und der Fürſprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunſt beten. Was ſoll ich denn thun, um mir Geld und Gut zu verſchaffen? Iſt es mir nach Gottes Weisheit nicht beſchieden, ſo wäre es ja ſündlich, darnach zu trachten; ſoll ich aber noch in dieſer Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines armen Weibes halber wünſche, die ihr ſchönes Vaterland verlaſſen, um mir in dieſe wilde Einöde zu folgen, ſo kommt es wohl, ohne daß ich Leib und Leben wage um ſchnödes, weltliches Gut.“ Der Fremde lächelte bei dieſen Reden des frommen Andres auf ganz ſeltſame Weiſe, und war im Begriff etwas zu erwiedern, als Georgina mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf, in den ſie verſunken, erwachte. Sie fühlte ſich wunderbarlich geſtärkt, auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Bruſt. Andres war außer ſich vor Freude, er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indeſſen zurückgekommen, und bereitete, ſo gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem nun der Fremde Theil nehmen ſollte. Der Fremde kochte ſelbſt eine Kraftſuppe für Georgina, und man ſah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzen hinein warf, die er bei ſich getragen. Es war ſpäter Abend worden, der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihn in derſelben Stube, wo Andres und Georgina ſchliefen, ein Strohlager bereiten möge. Das geſchah. Andres, den die Beſorgniß um Georgina nicht ſchlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem ſtärkeren Athemzuge Georgina's auffuhr, wie er ſtündlich aufſtand, leiſe ſich ihrem Bette näherte, ihren Puls erforſchte und ihr Arznei eintröpfelte.

Als der Morgen angebrochen, war Georgina wieder zuſehends beſſer geworden. Andres dankte dem Fremden, den er ſeinen Schutzengel nannte, aus der Fülle ſeines Herzens. Auch Georgina äußerte, wie ihn wohl auf ihr inbrünſtiges Gebet Gott ſelbſt geſendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden ſchienen dieſe lebhaften Ausbrüche des Dankes in gewiſſer Art beſchwerlich zu fallen; er war ſichtlich verlegen, und äußerte einmal über das andere, wie er ja ein Unmenſch ſeyn müſſe, wenn er nicht der Kranken mit ſeiner Kenntniß und den Arzneimitteln, die er bei ſich führe, habe beiſtehen ſollen. Uebrigens ſey nicht Andres, ſondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn, der Noth unerachtet, die im Hauſe herrſche, ſo gaſtlich aufgenommen, und er wolle auch keineswegs dieſe Pflicht unerfüllt laſſen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor, und nahm einige Goldſtücke heraus, die er dem Andres hinreichte. „Ei Herr," ſagte Andres, „wie und wofür ſollte ich denn ſo vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hauſe zu beherbergen, da Ihr Euch in dem wilden, weitläuftigen Forſt verirrt hattet, das war ja Chriſtenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes werth, ſo habt Ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten ſagen mag, dadurch belohnt, daß Ihr als ein weiſer, kunſterfahrner Mann mein liebes Weib vom augenſcheinlichen Tode gerettet. Ach Herr! was Ihr an mir gethan, werde ich Euch ewiglich nicht vergeſſen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle That Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne." Bei dieſen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein raſcher, funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. „Ihr müßt, braver Mann," ſprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr ſeyd das ſchon Euerm Weibe ſchuldig, der Ihr damit beſſere

Nahrungsmittel und Pflege verſchaffen könnt; denn dieſer bedarf ſie nunmehro, um nicht wieder in ihren vorigen Zuſtand zurückzufallen, und Euerm Knaben Nahrung geben zu können,“ „Ach Herr,“ erwiederte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme ſagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Dieſe innere Stimme, der ich, wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen immer vertraut, hat mich bisher ſicher durch das Leben geführt, und mich beſchützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt Ihr großmüthig handeln, und an mir Armen ein Uebriges thun, ſo laßt mir ein Fläſchlein von Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib ganz geneſe.“ Georgina richtete ſich im Bette auf, und der ſchmerzvolle, wehmüthige Blick, den ſie auf Andres warf, ſchien ihn anzuflehen, diesmal nicht ſo ſtrenge auf ſein inneres Widerſtreben zu achten, ſondern die Gabe des mildthätigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das, und ſprach: „Nun, wenn Ihr denn durchaus mein Geld nicht annehmen wollt, ſo ſchenke ich es Eurem lieben Weibe, die meinen guten Willen, Euch aus der bittern Noth zu retten, nicht verſchmähen wird.“ Damit griff er noch einmal in den Beutel, und ſich der Georgina nähernd, gab er ihr wohl noch einmal ſo viel Geld, als er vorhin dem Andres angeboten hatte. Georgina ſah das ſchöne, funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen, ſie konnte kein Wort des Dankes heraus bringen, die hellen Thränen ſchoſſen ihr die Wangen herab. Der Fremde wandte ſich ſchnell von ihr weg und ſprach zu Andres: „Seht lieber Mann! Ihr könnet meine Gabe getroſt annehmen, da ich nur etwas von großem Ueberfluß Euch mittheile. Geſtehen will ich Euch, daß ich das nicht bin, was ich ſcheine. Nach meiner ſchlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reiſe, glaubt Ihr gewiß, daß ich arm bin, und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienſt auf Meſſen und Jahrmärkten nähre; ich muß Euch jedoch ſagen, daß ich durch glücklichen Handel mit den trefflichſten Kleinodien, den ich ſeit vielen Jahren treibe, ein ſehr reicher Mann geworden, und nur die einfache Lebensweiſe aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In dieſem kleinen Felleiſen und dem Kiſtchen bewahre ich Juwelen und köſtliche, zum Theil noch im grauen Alterthum geſchnittene Steine, welche viele Tauſende werth ſind. Ich habe diesmal in Frankfurt ſehr glückliche Geſchäfte gemacht, ſo daß das wohl noch lange nicht der hundertſte Theil des Gewinns ſeyn mag, was ich Euerm liebe Weiben ſchenkte. Ueberdem gebe ich Euch das Geld keineswegs umſonſt, ſondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte, wie gewöhnlich, von Frankfurt nach Caſſel gehen, und kam von Schlüchtern aus vom richtigen Wege ab. Indeſſen habe ich gefunden, daß der Weg durch dieſen Forſt, den ſonſt die Reiſenden ſcheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmuthig iſt, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reiſe immer dieſe Straße einſchlagen und bei Euch einſprechen will. Ihr werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen ſehen, nämlich zu Oſtern, wenn ich von Frankfurt nach Caſſel wandere, und im ſpäten Herbſt, wenn ich von der Leipziger Michaelis-Meſſe nach Frankfurt und von dort nach der Schweiz und wohl auch nach Welſchland gehe. Dann ſollt Ihr mich für gute Bezahlung einen — zwei, auch wohl drei Tage bei Euch beherbergen, und das iſt die erſte Gefälligkeit, um die ich Euch erſuche."

„Ferner bitte ich Euch, dieſes kleine Kiſtchen, worin Waaren ſind, die ich in Caſſel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich iſt, zu behalten, bis ich künftigen Herbſt wieder bei Euch einſpreche. Nicht verhehlen will ich, daß die Waaren viele Tauſende werth ſind, aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch zutraue, daß Ihr auch das Geringſte, was ich Euch zurückließe, ſorgfältig aufbewahren würdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von ſolch großem Werthe, als die ſind, welche in dem Kiſtchen verſchloſſen, ſicherlich thun. Seht, das iſt der zweite Dienſt, den ich von Euch fordere. Das dritte, was ich verlange, wird Euch wohl am ſchwerſten fallen, unerachtet es mir jetzt am nöthigſten thut. Ihr ſollt Euer liebes Weib nur auf dieſen Tag verlaſſen, und mich aus dem Forſt bis auf die Straße nach Hirſchfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einſprechen und dann meine Reiſe nach Caſſel fortſetzen will. Denn außer dem, daß ich des Weges im Forſte nicht recht kundig bin, und mich daher zum zweitenmal verirren könnte, ohne von einem ſo wackern Mann, wie Ihr es ſeyd, aufgenommen zu werden, iſt es auch in der Gegend nicht recht geheuer. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben, aber ich, als einſamer Wanderer, könnte wohl gefährdet werden. Man ſprach in Frankfurt davon, daß eine Räuberbande, die ſonſt die Gegend von Schaffhauſen unſicher machte, und ſich bis nach Straßburg herauf ausdehnte, nunmehr ſich ins Fuldaiſche geworfen haben ſoll, da die von Leipzig nach Frankfurt reiſenden Kaufleute ihnen reichern Gewinnſt verſprachen, als ſie dort finden konnten. Wie leicht wär' es möglich, daß ſie mich ſchon von Frankfurt aus als reichen Juwelenhändler kennten. Hab' ich alſo ja durch die Rettung Eures Weibes Dank verdient, ſo könnt Ihr mir dadurch reichlich lohnen, daß Ihr aus dieſem Forſte mich auf Weg und Steg leitet.“ Andres war mit Freuden bereit, Alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte ſich gleich, wie es der Fremde wünſchte, zur Wanderung fertig, indem er ſeine Jägeruniform anzog, ſeine Doppelbüchſe und ſeinen tüchtigen Hirſchfänger umſchnallte, und dem Knecht befahl, zwei von den Doggen anzukuppeln. Der Fremde hatte unterdeſſen das Kiſtchen geöffnet und die prächtigſten Geſchmeide, Halsketten — Ohrringe — Spangen herausgenommen, die er auf Giorginen's Bette ausbreitete, ſo daß ſie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber der Fremde ſie aufforderte, doch eine der ſchönſten Halsketten umzuhängen, die reichen Spangen auf ihre wunderſchön geformten Aerme zu ſtreifen, und ihr dann einen kleinen Taſchenſpiegel vorhielt, worin ſie ſich nach Herzensluſt beſchauen konnte, ſo daß ſie in kindiſcher, Luſt aufjauchzte, da ſagte Andres zu dem Fremden: „Ach lieber Herr! wie möget Ihr doch in meinem armen Weibe ſolche Lüſternheit erregen, daß ſie ſich mit Dingen putzt, die ihr nimmermehr zukommen, und auch gar nicht anſtehen. Nehmt mir es nicht übel, Herr! aber die einfache, rothe Korallenſchnur, die meine Giorgina um den Hals gehängt hatte, als ich ſie zum erſtenmal in Neapel ſah, iſt mir tauſendmal lieber, als das funkelnde, blitzende Geſchmeide, das mir recht eitel und trügeriſch vorkommt.“ „Ihr ſeyd auch gar zu ſtrenge,“ erwiederte der Fremde höhniſch lächelnd, „daß Ihr Eurem Weibe nicht einmal in in ihrer Krankheit die unſchuldige Freude laſſen wollt, ſich mit meinen ſchönen Geſchmeiden herauszuputzen, die keinesweges trügeriſch, ſondern wahrhaft ächt ſind. Wißt Ihr denn nicht, daß eben den Weibern ſolche Dinge rechte Freude verurſachen? Und was Ihr da ſagt, daß ſolcher Prunk Eurer Giorgina nicht zukomme, ſo muß ich das Gegentheil behaupten. Euer Weib iſt hübſch genug, ſich ſo herauszuputzen, und Ihr wißt ja nicht, ob ſie nicht einmal auch noch reich genug ſeyn wird dergleichen Schmuck ſelbſt zu beſitzen und zu tragen." Andres ſprach mit ſehr ernſtem nachdrücklichem Ton: „Ich bitte Euch, Herr! führt nicht ſolche geheimnißvolle, verfängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib bethören, daß ſie von eitlem Gelüſt nach ſolchem weltlichen Prunk und Staat nur drückender unſere Armuth fühle, und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Packt nur Eure ſchönen Sachen ein, lieber Herr! ich will ſie Euch treulich bewahren, bis Ihr zurückkommt. Aber ſagt mir nur, wenn, wie es der Himmel verhüten möge! Euch unterdeſſen ein Unglück zuſtoßen ſollte, ſo daß Ihr nicht mehr zurückkehrtet in mein Haus, wohin ſoll ich dann das Kiſtchen abliefern, und wie lange ſoll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen dem einhändige, den Ihr mir nennen werdet, ſo wie ich Euch jetzt um Euern Namen bitte?"

„Ich heiße," erwiederte der Fremde, „Ignaz Denner, und bin, wie Ihr ſchon wiſſet, Kauf- und Handelsmann. Ich habe weder Weib noch Kinder, und meine Verwandten wohnen im Walliſer Lande. Die kann ich aber keineswegs lieben und achten, da ſie ſich als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht bekümmert haben. Sollte in drei Jahren ich mich nicht ſehen laſſen, ſo behaltet das Kiſtchen ruhig an Euch, und da ich wohl weiß, daß beide, Ihr und Giorgina, Euch ſträuben werdet, das reiche Vermächtniß von mir anzunehmen, ſo ſchenke ich in jenem Fall das Kiſtchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich, wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte.“ Andres wußte in der That nicht, was er aus der ſeltenen Freigebigkeit und Großmuth des fremden Mannes machen ſollte. Er ſtand ganz verſtummt vor ihm, indeß Giorgina ihm für ſeinen guten Willen dankte und verſicherte, zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß ſie ihn auf ſeinen weiten beſchwerlichen Reiſen beſchützen und ihn ſtets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, ſo wie es ſeine Art war, auf ſeltſame Weiſe und meinte, daß wohl das Gebet einer ſchönen Frau mehr Kraft haben möge, als das ſeinige. Das Beten wollte er daher ihr überlaſſen, und übrigens ſeinem kräftigen, abgehärteten Körper und ſeinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel dieſe Aeußerung des Fremden höchlich; indeſſen verſchwieg er das, was er darauf zu erwiedern ſchon im Begriff ſtand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forſt zu beginnen, da er ſonſt erſt in ſpäter Nacht in ſein Haus zurückkehren und ſeine Giorgina in Furcht und Angſt ſetzen würde.

Der Fremde ſagte beim Abſchiede noch Giorginen, daß er ausdrücklich ihr erlaube, ſich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit ſeinen Geſchmeiden zu ſchmücken, da es ihr ja ohnedies in dieſem einſamen, wilden Forſt an jeder Beluſtigung mangele. Giorgina erröthete vor innerm Vergnügen, da ſie freilich die ihrer Nation eigne Luſt an glänzendem Staat und vorzüglich an koſtbaren Steinen nicht unterdrücken konnte.

Nun ſchritten Denner und Andres raſch vorwärts durch den finſtern, öden Wald. In dem dickſten Gebüſch ſchnupperten die Doggen umher und klafften, den Herrn mit klugen, beredten Augen anſchauend. „Hier iſt es nicht geheuer," ſprach Andres, ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe, und ſchritt mit den Hunden bedächtig vor dem fremden Kaufmann her. Oft war es ihm, als rauſche es in den Bäumen, und bald erblickte er in der Ferne finſtre Geſtalten, die gleich wieder in dem Gebüſch verſchwanden. Er wollte ſeine Doggen loskuppeln. „Thut das nicht, lieber Mann!" rief Denner, „denn ich kann Euch verſichern, daß wir nicht das mindeſte zu fürchten haben." Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als nur wenige Schritte von ihnen ein großer, ſchwarzer Kerl mit ſtruppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchſe in der Hand, aus dem Gebüſch heraustrat. Andres machte ſich ſchußfertig; „ſchießt nicht, ſchießt nicht!" rief Denner; der ſchwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor ſich in den Bäumen. Endlich waren ſie aus dem Walde heraus, auf der lebhaften Landſtraße. „Nun danke ich Euch herzlich für Euer Geleite," ſprach Denner; „kehrt nur jetzt in Euer Wohnhaus zurück; ſollten Euch wieder ſolche Geſtalten aufſtoßen, wie wir ſie geſehen, ſo zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern. Thut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet, behaltet Eure Doggen am Strick, Ihr werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung erreichen.“ Andres wußte nicht, was er von dem Allen, und von dem wunderlichen Kaufmann denken ſollte, der, wie ein Geiſterbeſchwörer, den Feind zu bannen und von ſich abzuhalten ſchien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erſt ſich habe durch den Wald geleiten laſſen. Getroſt ſchritt Andres durch den Forſt zurück, es ſtieß ihm durchaus nichts verdächtiges auf, und er kam wohlbehalten in ſein Haus, wo ihm ſeine Giorgina, die ſich munter und kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel.

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Geſtalt. Kaum war nämlich Giorgina ganz geneſen, als er mit ihr nach Fulda ging, und außer den nöthigen Bedürfniſſen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging, und wodurch dieſe das Anſehen eines gewiſſen Wohlſtandes erhielt. Dazu kam, daß ſeit dem Beſuche des Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt ſchienen, und Andres ſeinem Poſten ruhig vorſtehen konnte. Auch ſein Jagdglück war wiedergekehrt, ſo daß er, wie ſonſt, beinahe niemals einen Fehlſchuß that. Der Fremde ſtellte ſich zu Michaelis wieder ein, und blieb drei Tage. Der hartnäckigen Weigerung der Wirthsleute unerachtet, war er doch wieder ſo freigebig, wie das erſtemal. Er verſicherte, es ſey nun einmal ſeine Abſicht ſie in Wohlſtand zu verſetzen, und ſo ſich ſelbſt das Abſteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die bildhübſche Giorgina ſich beſſer kleiden; ſie geſtand dem Andres, daß ſie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldenen Nadel, wie ſie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Zöpfen zuſammengeflochtene aufgewirbelte Haar zu ſtecken pflegen, beſchenkt habe. Andres zog ein finſtres Geſicht, aber in dem Augenblick war Giorgina zur Thür hinausgeſprungen, und nicht lange dauerte es, ſo kehrte ſie zurück, ganz ſo gekleidet und geſchmückt, wie Andres ſie in Neapel geſehen hatte. Die ſchöne goldne Nadel prangte in dem ſchwarzen Haar, in das ſie mit maleriſchen Sinn bunte Blumen geflochten, und Andres mußte ſich nun ſelbſt geſtehen, daß der Fremde ſein Geſchenk recht ſinnig gewählt hatte, um ſeine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dies unverholen, und Giorgina meinte, daß der Fremde wohl ihr Schutzengel ſey, der ſie aus der tiefſten Dürftigkeit zum Wohlſtande erhebe, und daß ſie gar nicht begreife, wie Andres ſo wortkarg, ſo verſchloſſen gegen den Fremden, und überhaupt ſo traurig, ſo in ſich gekehrt bleiben könne. „Ach liebes Herzensweib!“ ſprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals ſo laut ſagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die ſchweigt bis jetzt keinesweges. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es iſt mir, als ob mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen ſey, und deshalb kann mich nichts recht freuen, was dafür angeſchafft wurde. Ich kann mich jetzt wohl öfter mit einer kräftigen Speiſe, mit einem Glaſe Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina! war einmal ein guter Holzverkauf vorgefallen, und hatte mir der liebe Gott ein paar ehrlich verdiente Groſchen mehr beſcheert, als gewöhnlich, dann ſchmeckte mir ein Glas geringen Weins viel beſſer, als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit dieſem ſonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden, ja es iſt mir in ſeiner Gegenwart oft ganz unheimlich zu Muthe. Haſt Du wohl bemerkt, liebe Giorgina! daß er Niemanden feſt anzuſchauen vermag? Und dabei blitzt er zuweilen aus ſeinen tiefliegenden kleinen Augen ſo ſonderbar heraus, und dann kann er bei unſern ſchlichten Reden oft ſo — bübiſch möcht' ich ſagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. — Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr werden, aber oft iſt es mir, als liege allerlei ſchwarzes Unheil im Hintergrunde, das nun der Fremde mit einemmal hervorrufen werde, nachdem er uns in ſeinen künſtlichen Schlingen gefangen."

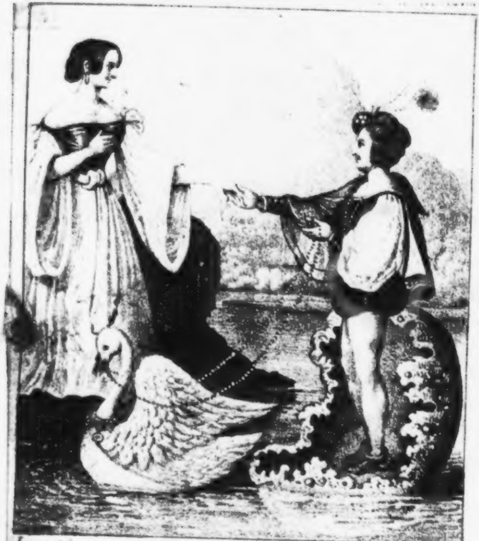
Giorgina ſuchte ihrem Manne die ſchwarzen Vorſtellungen auszureden, indem ſie verſicherte, wie ſie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegältern im Wirthshauſe Perſonen kennen gelernt, deren Aeußeres noch viel widriger geweſen ſey, ungeachtet es am Ende grundgute Menſchen waren. Andres ſchien getröſtet, im Innern beſchloß er aber auf der Hut zu ſeyn.

Der Fremde ſprach bei Andres wieder ein, als ſein Knabe, ein wunderſchönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorgina's Namenstag; ſie hatte den Kleinen fremdartig und ſonderbar herausgeputzt, ſich ſelbſt in ihre liebe neapolitaniſche Tracht geworfen, und ein beſſeres Mahl, als gewöhnlich bereitet, wozu der Fremde eine Flaſche köſtlichen Weins aus dem Felleiſen hergab. Als ſie nun fröhlich bei Tiſche ſaßen, und der kleine Knabe mit ſolch' wunderbar verſtändigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verſpricht in der That mit ſeinem beſondern Weſen ſchon jetzt recht viel, und es iſt Schade, daß Ihr nicht im Stande ſeyn werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hatte Euch wohl einen Vorſchlag zu thun, Ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet Ihr bedenken möchtet, daß er nur Euer Glück, Euern Wohlſtand bezweckte. Ihr wißt, daß ich reich und ohne Kinder bin, ich fühle eine ganz beſondere Liebe und Zuneigung zu Euerm Knaben. — Gebt mir ihn! — Ich bringe ihn nach Straßburg, wo er von einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das beſte erzogen werden, und, mir, ſo wie Euch große Freude machen ſoll. Ihr werdet mit Euerm Kinde von einer großen Laſt frei; doch müßt Ihr Euern Entſchluß ſchnell faſſen, da ich genöthigt bin, noch heute Abend abzureiſen.

Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächſte Dorf, dort nehme ich dann ein Fuhrwerk.“ Bei dieſen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf ſeinen Knien geſchaukelt hatte, haſtig fort, und drückte es an ihren Buſen, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Seht, lieber Herr!“ ſprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euern Vorſchlag antwortet, und eben ſo bin ich geſinnt. Eure Abſicht mag recht gut ſeyn; aber wie möget Ihr doch uns das Liebſte rauben wollen, das wir auf Erden beſitzen; Wie möget Ihr doch das eine Laſt nennen, was unſer Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefſten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte geriſſen? Seht lieber Herr! Ihr ſagtet ſelbſt, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder wäret; Euch iſt daher wohl die Seligkeit fremd, die gleichſam aus der Glorie des offnen Himmelreichs herabſtrömt auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es iſt ja die reinſte Liebe und Himmelswonne ſelbſt, von der die Eltern erfüllt werden, wenn ſie ihr Kind ſchauen, das ſtumm und ſtill an der Mutter Bruſt liegend, doch mit gar beredter Zunge, von ihrer Liebe, vor ihrem höchſten Lebensglück ſpricht. — Nein, lieber Herr! ſo groß auch die Wohlthaten ſind, die Ihr uns erzeugt habt, ſo wiegen ſie doch lange nicht das auf, was uns unſer Kind werth iſt; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die dieſem Beſitz gleich zu ſtellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr! daß wir Euch Euer Anſinnen ſo ganz und gar abſchlagen. Wäret Ihr ſelbſt Vater, ſo bedürfte es weiter gar keiner Entſchuldigung für uns." — „Nun, nun," erwiederte der Fremde, indem er finſter ſeitwärts blickte, „ich glaubte Euch wohlzuthun, indem ich Euern Sohn reich und glücklich machte." Seyd Ihr nicht damit zufrieden, ſo iſt davon weiter nicht die Rede. Giorgina küßte und herzte den Knaben, als ſey er aus großer Gefahr errettet und ihr wiedergegeben worden. Der Fremde ſtrebte ſichtlich, wieder unbefangen und heiter zu ſcheinen; man merkte es indeſſen doch nur zu deutlich, wie ſehr ihn die Weigerung ſeiner Wirthsleute, ihm den Knaben zu geben, verdroſſen hatte. Statt, wie er ſagte, noch denſelben Abend fortzureiſen, blieb er wieder drei Tage, in welchen er jedoch nicht ſo wie ſonſt bei Giorgina verweilte, ſondern mit Andres auf die Jagd zog, und ſich bei dieſer Gelegenheit viel von dem Grafen Aloys von Bach erzählen ließ. Als in der Folge Ignaz Denner wieder bei ſeinem Freund Andres einſprach, dachte er nicht mehr an ſeinen Plan, den Knaben mit ſich zu nehmen. Er war nach ſeiner Art freundlich, wie vorher, und fuhr fort, Giorgina reichlich zu beſchenken, die er noch überdem wiederholt aufforderte, ſo oft ſie Luſt habe, ſich mit den Juwelen aus dem Kiſtchen, das er Andres in Verwahrung gegeben, zu ſchmücken, welches ſie auch wohl dann und wann heimlich that. Oft wollte Denner, wie ſonſt, mit dem Knaben ſpielen; dieſer ſträubte ſich aber und weinte, durchaus mochte er nicht mehr zu dem Fremden gehen, als wiſſe er etwas von dem feindlichen Anſchlag, ihn ſeinen Eltern zu entführen.

Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde nun auf ſeinen Wanderungen den Andres beſucht, und Zeit und Gewohnheit hatten die Scheu, das Mißtrauen wider Denner endlich überwunden, ſo daß Andres ſeinen Wohlſtand ruhig und heiter genoß. Im Herbſt des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich einzuſprechen pflegte, ſchon vorüber war, pochte es in einer ſtürmiſchen Nacht hart an Andres Thür, und mehrere rauhe Stimmen riefen ſeinen Namen. Erſchrocken ſprang er aus dem Bette, als er aber zum Fenſter herausfrug, wer ihn in finſtrer Nacht ſo ſtöre, und wie er gleich ſeiner Doggen loslaſſen werde, um ſolche ungebetene Gäſte wegzuhetzen, da ſagte einer, er möge nur aufmachen, ein Freund ſey da, und Andres erkannte Denner's Stimme. Als er nun mit dem Licht in der Hand die Hausthür öffnete, trat ihm Denner allein entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorgekommen, als ob mehrere Stimmen ſeinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres das Heulen des Windes getäuſcht haben müſſe. Als ſie in die Stube traten, erſtaunte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und ſeinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der grauen, ſchlichten Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrothes Wamms und einen breiten ledernen Gurt, indem ein Stilet und vier Piſtolen ſtaken; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, ſelbſt das Geſicht ſchien verändert, indem auf der ſonſt glatten Stirn nun buſchichte Augenbraunen lagen, und ein ſtarker, ſchwarzer Bart ſich über Lippe und Wange zog. „Andres!“ ſprach Denner, indem er ihn mit ſeinen funkelnden Augen anblitzte, „Andres! als ich vor beinahe drei Jahren Dein Weib vom Tode errettet hatte, da wünſchteſt Du, daß Gott Dir es verleihen möge, mir die Dir erzeigte Wohlthat mit Deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunſch iſt erfüllt, denn es iſt nunmehr der Augenblick gekommen, in dem Du mir Deine Dankbarkeit, Deine Treue beweiſen kannſt. Kleide Dich an; nimm Deine Büchſe und komme mit mir, nur wenige Schritte vor Deiner Wohnung ſollſt Du das übrige erfahren.“ Andres wußte nicht, was er von Denner's Zumuthung halten ſollte; der Worte, die er ihm vorhielt, indeſſen wohl eingedenk, verſicherte er, wie er bereit ſey, alles nur mögliche für ihn zu unternehmen, ſobald es nicht der Rechtſchaffenheit, Tugend und Religion zuwiderlaufe. „Darüber kannſt Du ganz ruhig ſeyn,“ rief Denner, indem er ihn lächelnd auf die Schultern klopfte; und da er bemerkte, daß Giorgina aufgeſprungen war, und vor Angſt zitternd und bebend ihren Mann umklammerte, nahm er ſie bei den Armen und ſprach, ſie ſanft zurückziehend: „Laßt Euren Mann nur immer mit mir ziehen, in wenigen Stunden iſt er wieder geſund bei Euch, und bringt Euch vielleicht was Schönes mit. Hab' ich es denn jemals böſe mit Euch gemeint? Habe ich ſelbſt dann, wenn Ihr mich verkanntet, nicht immer Euch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, Ihr ſeyd recht beſondere, mißtrauiſche Leute.“ Andres zauderte noch immer, ſich anzukleiden, da wandte Denner ſich zu ihm und ſprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe, Du wirſt Deine Zuſage halten, denn es gilt nunmehr, das zu beweiſen mit der That, was Du geſprochen!“ Schnell war nun Andres angekleidet, und indem er mit Denner zur Thüre herausſchritt, ſprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr! will ich für Euch thun, doch etwas Unrechtes werdet Ihr wohl von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinſte, was wider mein Gewiſſen liefe, nicht vollbringen würde.“ Denner antwortete nichts, ſondern ſchritt raſch vorwärts.

Ende der erſten Abtheilung des vierzehnten Bandes.



Lyser del.

[illegible]

Die Schwanenburg bei Cleve.

Abendländiſche

Tauſend und eine Nacht

oder

die ſchönſten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum erſten Male geſammelt und neu bearbeitet

von

J. P. Lyſer.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

Vierzehntes Bändchen.
2. Abtheilung.

Meiſſen,
bei F. W. Goedſche.
1839.

Druck von Fr. Rückmann in Leipzig.

Neunhundert drei und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Raſenplatz; da pfiff Denner dreimal, daß der Ton ringsumher aus den ſchaurigen Klüften wiederhallte, und überall in den Büſchen flackerten Windlichter auf, und es rauſchte und klirrte in den dunkeln Gängen, bis ſich ſchwarze, gräßliche Geſtalten geſpenſtiſch hervordrängten und den Denner im Kreiſe umringten. Einer aus dem Kreiſe trat hervor und ſprach auf Andres hindeutend: „das iſt ja wohl unſer neuer Geſelle, nicht wahr Hauptmann?“ „Ja!“ antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt, er ſoll ſein Probeſtück machen, es kann nun gleich vorwärts gehen.“ Andres erwachte bei dieſen Worten wie aus dumpfer Betäubung, kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirne; aber er ermannte ſich und rief heftig: „Was, Du ſchändlicher Betrüger, für einen Kaufmann gabſt Du Dich aus, und treibſt ein hölliſches, verruchtes Gewerde, und biſt ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich Dein Geſelle ſeyn, und Theil nehmen an Deinen Schandthaten, zu denen Du mich, wie der Satan ſelbſt, auf künſtliche, hämiſche Weiſe verlocken wollteſt! — Laß mich gleich fort, Du frevelicher Böſewicht, und räume mit Deiner Rotte dies Gebiet, ſonſt verrathe ich Deine Schlupfwinkel der Obrigkeit, und Du bekommſt den Lohn für Deine Schandthaten; denn nun weiß ich es wohl, daß Du ſelbſt der ſchwarze Ignaz biſt, der mit ſeiner Bande an der Grenze gehauſet, und geraubt und gemordet hat. — Gleich laſſe mich fort, ich will Dich nie mehr ſchauen.“ Denner lachte laut auf. „Was, Du feiger Bube?“ ſprach er: „Du unterſtehſt Dich, mir zu trotzen. Dich meinem Willen, meinem Machtwort entziehen zu wollen? biſt Du nicht längſt ſchon unſer Geſelle? Lebſt Du nicht ſchon ſeit beinahe drei Jahren von unſerm Gelde? ſchmückt ſich Dein Weib nicht mit unſerm Raube? Nun ſtehſt Du unter uns und willſt nicht arbeiten dafür, was Du genoſſen? Folgſt Du uns nun nicht, zeigſt Du Dich nicht gleich als unſern rüſtigen Kumpan, ſo laſſe ich Dich gebunden in unſere Höhle werfen, und meine Geſellen ziehen nach Deiner Wohnung, zünden ſie an und ermorden Dein Weib und Deinen Knaben. Doch ich werde wohl dieſe Maßregel, die nur eine Folge Deiner Halsſtarrigkeit ſeyn würde, nicht ergreifen dürfen. Nun! — wähle! — es iſt Zeit, wir müſſen fort!“ — Andres ſah nun, daß die mindeſte Weigerung ſeiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben koſten würde, den verrätheriſchen, bübiſchen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beſchloß er daher, in ſeinen Willen ſich ſcheinbar zu fügen, rein von Diebſtahl und Mord zu bleiben, und das tieſere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der erſten günſtigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach dieſem im Stillen gefaßten Entſchluß erklärte er dem Denner, wie trotz ſeines innern Widerſtrebens doch die Dankbarkeit für Giorgina's Rettung ihn verpflichte, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn als einen Neuling, ſo viel möglich mit dem thätigen Antheil daran zu verſchonen. Denner lobte ſeinen Entſchluß, indem er hinzufügte, wie er keinesweges verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten ſolle, vielmehr müſſe er Revierjäger bleiben; denn ſo wäre er ihm und der Bande ſchon jetzt von großem Nutzen geweſen, was denn auch künftig der Fall ſeyn würde.

Es war auf nichts geringeres abgeſehen, als die Wohnung eines reichen Pachters, die von dem Dorfe abgelegen, unfern dem Walde ſtand, zu überfallen und auszuplündern. Man wußte, daß der Pachter außer dem vielen Gelde und den Koſtbarkeiten, die er beſaß, eben jetzt für erkauftes Getreide eine ſehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei ſich bewahrte, und um ſo mehr verſprachen ſich die Räuber einen reichen Fang.

Die Windlichter wurden ausgelöſcht, und ſtill zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis ſie dicht an dem Gebäude ſtanden, welches einige von der Bande umringten. Andere dagegen ſtiegen über die Mauer, und ſprengten von innen das Hofthor; einige wurden auf Wache ausgeſtellt, und unter dieſen befand ſich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Thüre erbrachen und in's Haus ſtürmten, er vernahm ihr Fluchen, ihr Geſchrei, das Geheul der Gemißhandelten. Es fiel ein Schuß, der Pachter, ein beherzter Mann, mochte ſich zur Wehre ſetzen — dann wurde es ſtiller — aufgeſprengte Schlöſſer klirrten, Räuber ſchleppten Kiſten zum Hofthor heraus. Einer von des Pachters Leuten mußte in der Finſterniß entwiſcht und in's Dorf gerannt ſeyn; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf ſtrömten Haufen mit hellauflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pachterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß, die Räuber ſammelten ſich im Hofe und ſtreckten alles nieder, was ſich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe ſtand, konnte alles überſehen. Mit Entſetzen erblickte er unter den Bauern Jäger in der Uniform ſeines Herrn, des Grafen von Bach! — Was ſollte er thun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich, nur die ſchnellſte Flucht konnte ihn retten; aber wie feſtgezaubert ſtand er da, hinſtarrend in den Pachterhof, wo das Gefecht immer mörderiſcher wurde; denn durch eine kleine Pforte an der andern Seite waren die Bachſchen Jäger gedrungen, und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück, ſie drängten ſich fechtend durch das Thor nach der Gegend, wo Andres ſtand. Er ſah Dennern, der unaufhörlich lud und ſchoß, und niemals fehlte. Ein junger, reichgekleideter Mann, von Bachſchen Jägern umgeben, ſchien den Anführer zu machen; auf ihn legte Denner an, aber noch ehe er abdrückte, ſtürzte er, von einer Kugel getroffen, mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber flohen — ſchon ſtürzten die Bachſchen Jäger herbei, da ſprang, wie von unwiderſtehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, ſtark wie er war, auf die Schultern warf, und ſchnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüſſe fielen hin und wieder, und bald wurde es ganz ſtill, ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Platze liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen, und daß es den Jägern und Bauern nicht rathſam ſchien, in das Dickicht einzubrechen. „Setze mich nur nieder, Andres!“ ſprach Denner, „ich bin in den Fuß verwundet und verdammt, daß ich umſtürzte, denn, unerachtet mich die Wunde ſehr ſchmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß ſie bedeutend iſt.“ Andres that es, Denner holte eine kleine Phiole aus der Taſche, und als er ſie öffnete, ſtrahlte ein helles Licht heraus, bei dem Andres die Wunde genau unterſuchen konnte: Denner hatte Recht; nur ein ſtarker Streifſchuß hatte den rechten Fuß getroffen, der ſtark blutete. Andres verband die Wunde mit ſeinem Schnupftuch, Denner ließ ſeine Pfeife ertönen, aus der Ferne wurde geantwortet, und nun bat er den Andres, ihn ſachte den ſchmalen Waldweg heraufzuführen, denn bald würden ſie an Ort und Stelle ſeyn. Wirklich dauerte es auch nicht lange, ſo ſahen ſie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüſch brechen, und hatten jenen Raſenplatz erreicht, von dem ſie ausgegangen, und wo ſie die übriggebliebenen Räuber bereits verſammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter ſie trat, und rühmten den Andres, der, tief in ſich gekehrt, kein Wort vorzubringen vermochte. Es fand ſich, daß über die Hälfte der Bande todt, oder hart verwundet auf dem Platze liegen geblieben war; indeſſen hatten einige von den Räubern, die dazu beſtimmt waren, den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kiſten mit koſtbarem Geräth, ſo wie eine anſehnliche Summe Geld, fortzuſchaffen gewußt, ſo daß, unerachtet das Unternehmen ſchlimm ausgegangen, doch die Beute anſehnlich blieb. Als nun das Nöthige beſprochen, wandte ſich Denner, den man unterdeſſen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen ſchien, zu Andres und ſprach: „Ich habe Dein Weib vom Tode errettet, Du haſt mich in dieſer Nacht der Gefangenſchaft entzogen, und mich folglich auch von dem mir gewiſſen Tode befreit, wir ſind quit! Du kannſt in Deine Wohnung zurückkehren. In den nächſten Tagen, vielleicht ſchon morgen, verlaſſen wir die Gegend; Du magſt daher ganz ruhig darüber ſeyn, daß wir Dir ähnliches, ſo wie heute, zumuthen werden. Du biſt ja ſo ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es iſt indeſſen billig, daß Du Theil am heutigen Raube nehmeſt, und überdem für meine Rettung belohnt werdeſt. Nimm daher dieſen Beutel mit Geld, und behalte mich in gutem Andenken, denn über's Jahr hoffe ich bei Dir einzuſprechen." „Gott der Herr ſoll mich behüten," erwiederte Andres heftig, „daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem ſchändlichen Raube nehmen ſollte. Habt Ihr mich doch nur durch die abſcheulichſten Drohungen gezwungen, mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wohl mag es Sünde geweſen ſeyn, daß ich Dich, Du ſchändlicher Böſewicht! der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach ſeiner Langmuth verzeihen. Es war, als flöhe in dem Augenblick meine Giorgine um Dein Leben, da Du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich Dich mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre, ja das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes auf's Spiel ſetzend, der Gefahr entriß. Denn ſprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erſchlagen unter Deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? — Aber ſey überzeugt, daß, wenn Du die Gegend nicht verläſſeſt, wenn nur ein einziger hier geſchehener Raub oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit Deine Schlupfwinkel verrathe." — Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für ſeine Reden zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er ſagte: „Laßt doch den albernen Kerl ſchwatzen, was thut das uns? Andres," fuhr Denner fort. „Du biſt in meiner Gewalt, ſo wie Dein Weib und Dein Knabe. Du ſowohl, als dieſe ſollen aber ungefährdet bleiben, wenn Du mir verſprichſt, Dich ruhig in Deiner Wohnung zu halten, und über Deine Mitwiſſenſchaft von dem Vorfall dieſer Nacht gänzlich zu ſchweigen. Das letzte rathe ich Dir um ſo mehr, als meine Rache Dich furchtbar treffen und überdem die Obrigkeit dir ſelbſt wohl Deine Hülfe bei der That, ſo wie, daß Du ſchon lange von meinem Reichthum genoſſeſt, nicht ſo hingehen laſſen würde. Dagegen verſpreche ich Dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will, und wenigſtens von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden ſoll." Nachdem Andres nothgedrungen dieſe Bedingungen des Räuberhauptmanns eingegangen war und feierlich verſprochen hatte zu ſchweigen, wurde er von zwei Räubern durch wildverwachſene Fußſteige auf den breiten Waldweg geführt, und es war längſt heller Morgen worden, als er in ſein Haus trat, und die vor Sorgen und Angſt todtenbleiche Giorgine umarmte. Er ſagte ihr nur im Allgemeinen, daß ſich ihm Denner als der verruchteſte Böſewicht offenbart, und er daher alle Gemeinſchaft mit ihm abgebrochen habe; nie ſolle er mehr ſeine Schwelle betreten. „Aber das Juwelenkäſtchen?" unterbrach ihn Giorgine. Da fiel es dem Andres wie eine ſchwere Laſt auf's Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelaſſen, hatte er nicht gedacht, und unerklärlich ſchien es ihm, daß Dennern auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit ſich zu Rathe, was er wohl mit dieſem Käſtchen anfangen ſolle. Zwar dachte er daran, es nach Fulda zu bringen, und der Obrigkeit zu übergeben; wie ſollte er aber den Beſitz deſſelben beſchönigen, ohne ſich wenigſtens dringender Gefahr auszuſetzen, das dem Denner einmal gegebene Wort zu brechen? — Er beſchloß endlich, dieſen Schatz getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzuſtellen, oder beſſer noch, es, ohne ſein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen.

Der Ueberfall der Pachterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verurſacht, denn es war das kühnſte Wageſtück, das die Räuber ſeit Jahren unternommen, und ein ſicherer Beweis, daß die Bande, welche ſich erſt durch gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reiſenden kund that, ſich bedeutend verſtärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der Neffe des Grafen von Bach, von mehreren Leuten ſeines Oheims begleitet, eben in dem

Dorfe, das unfern der Pachterwohnung lag, übernachtete, und auf den erſten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hülfe eilte, hatte der Pachter die Rettung ſeines Lebens und des größten Theils ſeiner Baarſchaft zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platze geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu geneſen. Man hatte ſie ſorgfältig verbunden und in das Dorfgefängniß geſperrt; als man indeſſen am frühen Morgen des dritten Tages ſie abführen wollte, fand man ſie durch viele Stiche ermordet, ohne daß man hätte errathen können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Gerichte, von den Gefangenen nähern Aufſchluß über die Bande zu erhalten, war daher vereitelt. Andres ſchauderte im Innern, als er das Alles erzählen hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des Grafen Bach zum Theil getödtet, zum Theil ſchwer verwundet worden. Starke Patrouillen von Fuldaiſchen Reitern durchſtreiften den Wald und ſprachen öfters bei ihm ein; jeden Augenblick mußte Andres befürchten, daß man Dennern ſelbſt, oder wenigſtens einen von der Bande einbringen, und dieſer ihn dann als Genoſſen jener kühnen Frevelthat erkennen und angeben werde. Zum erſtenmal in ſeinem Leben fühlte er die folternde Qual des böſen Gewiſſens, und doch hatte ihn nur die Liebe zu ſeinem Weibe, zu dem Knaben, gezwungen, dem frevelichen Anſinnen Denners nachzugeben.

Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos, es war unmöglich, den Räubern auf die Spur zu kommen, und Andres überzeugte ſich bald, daß Denner Wort gehalten und die Gegend mit ſeiner Bande verlaſſen hatte. Das Geld, welches er noch von Denners Geſchenken übrig behalten, ſo wie die goldene Nadel, legte er zu den Kleinodien in das Kiſtchen, denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf ſich laden, und von geraubtem Gelde ſich gütlich thun. So kam es denn, daß Andres bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armuth gerieth; aber immer mehr erheiterte ſich ſein Inneres, je längere Zeit verſtrich, ohne daß irgend etwas ſein ruhiges Leben verſtört hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm ſein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch, wie das erſtemal zu erkranken, wiewohl ſie ſich herzlich nach jener beſſern Koſt und Pflege ſehnte, die ihr damals ſo wohl gethan. Andres ſaß einſt in der Abenddämmerung traulich mit ſeinem Weibe zuſammen, die den jüngſt gebornen Knaben an der Bruſt hatte, während der Aeltere ſich mit dem großen Hunde herumbalgte, der, als Liebling ſeines Herrn, wohl in der Stube ſeyn durfte. Da kam der Knecht hinein und ſagte, wie ein Menſch, der ihm ganz verdächtig vorkomme, ſchon ſeit beinahe einer Stunde um das Haus herumſchleiche. Andres war im Begriff, mit ſeiner Büchſe hinauszugehen, als er vor dem Hauſe ſeinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenſter, und erkannte auf den erſten Blick den verhaßten Ignaz Denner, der ſich wieder in das graue Kaufmannshabit geworfen hatte, und ein Felleiſen unter dem Arme trug. „Andres,“ rief Denner, „Du mußt mir dieſe Nacht Herberge geben in Deinem Hauſe, morgen ziehe ich weiter.“ „Was? Du unverſchämter, verruchter Böſewicht?“ rief Andres im vollen Zorn, „Du wagſt es, Dich wieder hier ſehen zu laſſen? Habe ich Dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit Du Dein Verſprechen erfüllen und auf immer dieſe Gegend verlaſſen ſollteſt? Du darfſt nicht mehr meine Schwelle betreten — entferne Dich ſchnell, oder ich ſchieße Dich mörderiſchen Buben nieder! — Doch warte, ich will Dir Dein Gold, Dein Geſchmeide, womit Du Satan mein Weib verblenden wollteſt, hinabwerfen, dann magſt Du ſchnell forteilen. Ich laſſe Dir drei Tage Zeit, ſpüre ich aber dann nur auf irgend eine Weiſe Deine und Deiner Bande Gegenwart, ſo eile ich ſchnell nach Fulda, und entdecke alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magſt Du nun Deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlaſſe mich auf den Beiſtand Gottes, und werde Dich Böſewicht mit meinem guten Gewehr zu treffen wiſſen.“ Nun holte Andres ſchnell das Käſtchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber an's Fenſter trat, war Denner verſchwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings um's Haus durchſpüren mußten, war es doch nicht möglich ihn aufzufinden. Andres ſah nun wohl ein, wie er Denner's Bosheit ausgeſetzt, nun in großer Gefahr ſchwebe; er war daher allnächtlich auf ſeiner Hut, indeſſen blieb Alles ruhig, und Andres überzeugte ſich, daß Denner nur allein den Wald durchſtrichen hatte. Um indeſſen ſeinen ängſtlichen Zuſtand zu enden, ja um ſein Gewiſſen zu beruhigen, das ihn mit Vorwürfen quälte, beſchloß er nun nicht länger zu ſchweigen, ſondern dem Rath in Fulda ſein ganzes unverſchuldetes Verhältniß mit Denner zu berichten, und zugleich das Kiſtchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er ohne Strafe nicht abkommen würde, jedoch verließ er ſich auf ſein reuiges Bekenntniß eines Fehltritts, zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner, wie der Satan ſelbſt, verlockt und gezwungen, ſo wie auf die Fürſprache ſeines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günſtiges Zeugniß nicht verſagen konnte. Er hatte mit ſeinem Knechte mehrmals den Wald durchſtreift, und nie war ihm etwas Verdächtiges aufgeſtoßen; für ſein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden, und er wollte nun ungeſäumt nach Fulda gehen, um ſeinen Vorſatz auszuführen.

An dem Morgen, als er ſich zur Reiſe bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß ſeines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda wanderte er alſo fort mit dem Boten nach dem Schloß, nicht ohne Bangigkeit, was wohl dieſer ungewöhnliche Ruf ſeines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. „Freue Dich, Andres,“ rief dieſer ihm entgegen, „Dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerſt Du Dich wohl noch unſers alten mürriſchen Hauswirths in Neapel, des Pflegevaters Deiner Giorgina? Der iſt geſtorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch das Gewiſſen gerührt wegen der abſcheulichen Behandlung des armen verwaiſten Kindes, und deßhalb hat er ihr zweitauſend Dukaten vermacht, die bereits in Wechſelbriefen in Frankfurt angekommen ſind und die Du bei meinem Banquier heben kannſt. Willſt Du Dich gleich nach Frankfurt aufmachen, ſo laſſe ich Dir auf der Stelle das nöthige Certificat ausfertigen, damit Dir das Geld ohne Anſtand ausgezahlt werde.“ Den Andres machte die Freude ſprachlos, und der Graf von Bach ergötzte ſich nicht wenig an dem Entzücken ſeines treuen Dieners. Andres beſchloß, als er ſich gefaßt hatte, ſeinem Weibe eine unvermuthete Freude zu bereiten; er nahm daher ſeines Herrn gnädiges Anerbieten an, und machte ſich, nachdem er die Urkunde zu ſeiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er ſagen, wie ihn der Graf mit wichtigen Aufträgen verſchickt habe, und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Banquier des Grafen, bei dem er ſich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der Auszahlung des Legats beauftragt ſeyn ſollte. Andres fand ihn endlich, und erhielt die anſehnliche

Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für ſie allerlei ſchöne Sachen, und auch eine goldene Nadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geſchenkt hatte, und da er nun das ſchwere Felleiſen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verſchaffte er ſich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er ſechs Tage abweſend geweſen, wohlgemuth ſeine Rückreiſe an. Bald hatte er den Forſt und ſeine Wohnung erreicht. Er fand das Haus feſt verſchloſſen. Laut rief er den Knecht, ſeine Giorgina, niemand antwortete: die Hunde winſelten im Hauſe eingeſperrt. Da ahnete er großes Unglück, und ſchlug heftig an die Thür und ſchrie laut: „Giorgina! — Giorgina!“ — Nun rauſchte es am Bodenfenſter, Giorgina ſchaute heraus und rief: „Ach Gott! Andres biſt Du es? Geprieſen ſey die Macht des Himmels, daß Du nur wieder da biſt.“ Als Andres nun durch die geöffnete Thür eintrat, fiel ihm ſein Weib todtenbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos ſtand er da; endlich faßte er ſein Weib, die mit erſchlafften Gliedern zu Boden ſinken wollte, und trug ſie in die Stube. Aber wie mit eiſigen Krallen packte ihn das Entſetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecke an dem Boden, an den Wänden, ſein jüngſter Knabe mit zerſchnittener Bruſt todt auf ſeinem Bettchen! — „Wo iſt George? wo iſt George?“ ſchrie Andres endlich auf in wilder Verzweiflung, aber in dem

Augenblicke hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte, und nach dem Vater rief. — Zerbrochene Gläſer, Flaſchen, Teller lagen umher. Der große, ſchwere Tiſch, ſonſt an der Wand ſtehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt, eine ſonderbar geformte Kohlpfanne, mehrere Phiolen und eine Schüſſel mit geronnenem Blut ſtanden auf demſelben. Andres nahm ſein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verſtand ihn, ſie holte Tücher herbei, in die ſie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres ſchnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und ſetzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloh den Lippen der unglücklichen Aeltern. In dumpfem düſterem Schweigen hatten ſie die Arbeit vollendet, und ſaßen nun vor dem Hauſe in der Abenddämmerung, den ſtarren Blick in die Ferne gerichtet. Erſt den andern Tag konnte Giorgina den Verlauf deſſen, was ſich in Andres Abweſenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres ſein Haus verlaſſen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Geſtalten durch den Wald wanken geſehen, und Giorgina deßhalb des Mannes Rückkehr herzlich gewünſcht. Mitten in der Nacht wurde ſie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hauſe aus dem Schlafe geweckt, der Knecht ſtürzte herein, und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt, und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken ſey. Die Doggen wütheten, aber bald ſchien es, als würden ſie beſchwichtigt, und man rief laut: „Andres! — Andres!“ — Der Knecht faßte ſich ein Herz, öffnete ein Fenſter und rief herab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hauſe ſey. „Nun, es thut nichts,“ antwortete eine Stimme von unten herauf, „öffne nur die Thür, denn wir müſſen bei Euch einkehren, Andres wird bald nachfolgen.“ Was blieb dem Knecht übrig, als die Thüre zu öffnen; da ſtrömte der helle Haufe der Räuber herein, und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Cameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Eſſen bereiten möge, weil ſie Nachts ein ſchweres Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen ſey. Zitternd unt bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an, und bereitete das Mahl, wozu ſie Wildpret, Wein und allerlei andere Ingredienzen von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und Kellermeiſter der Bande zu ſeyn ſchien. Der Knecht mußte den Tiſch decken und das Geſchirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr, und ſchlich ſich fort zu ſeiner Frau in die Küche. „Ach, wißt Ihr wohl,“ fing er voller Entſetzen an, „was für eine That die Räuber in dieſer Nacht verübt haben? Nach langer Abweſenheit und nach langer Vorbereitung haben ſie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Bach überfallen, und nach tapferer Gegenwehr mehrerer ſeiner Leute und ihn ſelbſt getödtet, das Schloß aber angezündet.“ Giorgina ſchrie unaufhörlich: „Ach mein Mann, wenn mein Mann nur auf dem Schloſſe geweſen wäre! — Ach, der arme Herr!" — Die Räuber tobten und ſangen unterdeſſen in der Stube, und ließen ſich den Wein wohl ſchmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing ſchon an zu dämmern, als der verhaßte Denner erſchien; nun wurden die Kiſten und Felleiſen, die ſie auf ihren Packpferden mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie ſie vieles Geld zählten, und wie die Silbergeſchirre klirrten; es ſchien alles verzeichnet zu werden. Endlich, als es ſchon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf, nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche, leutſelige Miene an, und ſprach zu Giorgina: „Ihr ſeyd wohl recht erſchrocken, liebe Frau, denn Euer Mann ſcheint Euch nicht geſagt zu haben, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit unſer Camerad geworden. Es thut mir in der That leid, daß er nicht nach Hauſe gekommen iſt, er muß einen andern Weg eingeſchlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schloſſe des Böſewichts, des Grafen von Bach, der uns vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weiſe verfolgt hat, und an dem in voriger Nacht wir Rache nahmen. — Er fiel kämpfend von Eures Mannes Hand. Beruhigt Euch nur, liebe Frau, und ſagt dem Andres, daß er mich nun ſo bald nicht wiederſehen würde, da die Bande ſich auf einige Zeit trennt. Heute Abend verlaſſe ich Euch. — Ihr habt lauter hübſche Kinder, liebe Frau! Das iſt ja wieder ein herrlicher Knabe!"

Mit dieſen Worten nahm er den Kleinen von Giorgina's Arm und wußte mit ihm ſo freundlich zu ſpielen, daß das Kind lachte und jauchzte, und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab. Schon war es Abend geworden, als Denner zu Giorgina ſagte: „Ihr merkt wohl, daß ich, unerachtet ich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern ſpiele und tändle. Gebt mir doch Euern Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch zubringe. Nicht wahr? der Kleine iſt jetzt gerade neun Wochen alt?“ Giorgina bejahte das, und gab, jedoch nicht ohne inneres Widerſtreben, den kleinen Knaben Dennern hin, der ſich mit ihm vor die Hausthür ſetzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendeſſen zu bereiten, weil er in einer Stunde fort müßte. Kaum war Giorgina in die Küche getreten, als ſie ſah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arme in die Stube ging. Bald darauf verbreitete ſich ein ſeltſam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quellen ſchien. Giorgina wurde von unbeſchreiblicher Angſt ergriffen; ſie lief ſchnell nach der Stube und fand die Thür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre ſie das Kind leiſe wimmern. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Böſewichts!“ ſo ſchrie ſie, eine gräßliche That ahnend, dem Knecht entgegen, der eben in das Haus trat. Dieſer ergriff ſchnell die Axt und ſprengte die Thür. Dicker, ſtinkender Dampf ſchlug ihnen entgegen. Mit einem

Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüſſel, in die ſein Blut tröpfelte. Sie ſah nur noch, wie der Knecht mit der Axt ausholte, um den Denner zu treffen, wie dieſer dem Schlage auswich, den Knecht unterlief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre ſie jetzt mehrere Stimmen dicht vor den Fenſtern, bewußtlos ſank ſie zu Boden. Als ſie wieder erwachte, war es finſtre Nacht geworden, aber ganz betäubt, vermochte ſie nicht, die erſtarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag, und nun ſah ſie mit Entſetzen, wie das Blut im Zimmer ſchwamm. Stücke von Denner's Kleidern lagen überall umher — ein ausgeriſſener Schopf von des Knechts Haaren — die Axt blutig daneben — der Knabe vom Tiſche herabgeſchleudert mit zerſchnittener Bruſt. Auf's Neue wurde Giorgina ohnmächtig, ſie glaubte zu ſterben, aber ſie erwachte, wie aus dem Todesſchlummer, als es ſchon Mittag geworden. Sie raffte ſich mühſam auf, ſie rief laut den Georg, aber als niemand antwortete, glaubte ſie, auch Georg ſey ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte, ſie floh aus dem Zimmer in den Hof und ſchrie laut: „Georg! — Georg!“ — Da antwortete es mit matter, kläglicher Stimme vom Bodenfenſter herab: „Mutter, ach liebe Mutter, biſt Du denn da? Komm herauf zu mir, mich hungert ſehr!“ — Schnell ſprang jetzt Giorgina hinauf, und fand den Kleinen, der vor Angſt bei dem Lärm im Hauſe in die Bodenkammer gekrochen war, und nicht gewagt hatte, herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Bruſt. Sie verſchloß das Haus, und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den ſie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herab geſehen, wie mehrere Männer in's Haus gingen, und mit Dennern einen todten Menſchen heraustrugen. — Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die ſchönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, ſo iſt es doch wahr?“ ſchrie ſie entſetzt auf, „ſo biſt Du doch“ — Andres ließ ſie nicht ausreden, ſondern erzählte ausführlich, welches Glück ſie betroffen, und wie er in Frankfurt geweſen ſey, wo er ſich ihre Erbſchaft habe auszahlen laſſen.

Neunhundert vier und ſiebzigſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Bachſtücks.)

Als ſich heute die Herren wieder bei Willmann eingefunden hatten, um die Fortſetzung von Ignaz Denner zu hören, war Willmann noch nicht zugegen. Er kam endlich aus dem Zimmer der Freifrau, die ſich ſeiner Verſicherung gemäß beſſer als den Morgen befand, und Alle waren über dieſe Nachricht hoch erfreut. Der Caplan zog das Buch hervor, und als die Hausfrau des Doctors eingetreten war und Platz genommen hatte, begann der Caplan:

Der Neffe des ermordeten Grafen von Bach war nun Beſitzer der Güter worden. Bei dieſem wollte ſich Andres melden, getreulich alles Geſchehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken, und bitten, ihn ſeines Dienſtes zu entlaſſen, der ihm ſo viel Noth und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hauſe nicht zurückbleiben. Andres beſchloß daher, ſeine beſten, leicht fortzuſchaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuſpannen, und ſo mit ſeinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer zu verlaſſen, die ihm nur die ſchrecklichſten Erinnerungen erregen, und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Abreiſe beſtimmt, und eben packten ſie einen Kaſten, als ein ſtarkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Bach'ſchen Förſter, der bei dem Schloſſe wohnte; hinter ihm ritt ein Commando Fuldaiſcher Dragoner. „Nun da finden wir ja den Böſewicht gerade bei der Arbeit, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen," rief der Commiſſarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erſtarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und ſein Weib mit Stricken, und warfen ſie auf den Leiterwagen, der ſchon vor dem

Hauſe ſtand. Giorgina jammerte laut um den Knaben, und flehte um Gottes willen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Damit Du Deine Brut auch noch in's hölliſche Verderben bringen kannſt?“ ſprach der Commiſſarius, und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorgina's Armen. Schon ſollte es fortgehen, da trat der alte Förſter, ein rauher, aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen, und ſagte: „Andres, Andres, wie haſt Du Dich denn von dem Satan verlocken laſſen, ſolche Frevelthaten zu begehen? Immer warſt Du ja ſonſt ſo fromm und ehrlich!“ „Ach, lieber Herr!“ ſchrie Andres auf im höchſten Jammer, „ſo wahr Gott im Himmel lebt, ſo wie ich dereinſt ſelig zu ſterben hoffe, ich bin unſchuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie ſollte ich, der ich niemals Unrechtes gethan, ſolch ein abſcheulicher Böſewicht geworden ſeyn? — Denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schloſſe meines geliebten, unglücklichen Herrn verübt worden iſt. Aber ich bin unſchuldig, bei meinem Leben und meiner Seligkeit!“ „Nun,“ ſagte der alte Förſter, „wenn Du unſchuldig biſt, ſo wird das an den Tag kommen, mag auch noch ſo viel wider Dich ſprechen. Deines Knaben und des Beſitzthums, was Du zurückläſſeſt, will ich mich getreulich annehmen, ſo daß, wenn Deine und Deines Weibes Unſchuld erwieſen, Du den Jungen friſch und munter, und Deine Sachen unverſehrt wieder finden ſollſt." Das Geld nahm der Commiſſarius des Gerichts in Beſchlag. Unterweges frug Andres Giorginen, wo ſie denn das Käſtchen verwahrt habe? ſie geſtand, wie es ihr jetzt leid thue, daß ſie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können. In Fulda trennte man den Andres von ſeinem Weibe, und warf ihn in ein tiefes, finſteres Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör geführt. Man beſchuldigte ihn der Theilnahme an dem im Bach'ſchen Schloſſe verübten Raubmorde, und ermahnte ihn, die Wahrheit zu geſtehen, da ſchon alles wieder ihn ſo gut als ausgemittelt ſey. Andres erzählte nun getreulich Alles, was ſich mit ihm zugetragen, von dem erſten Eintritt des abſcheulichen Denners in ſein Haus bis zu dem Augenblick ſeiner Verhaftung. Er klagte ſich ſelbſt voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pachters zugegen war, und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und betheuerte ſeine gänzliche Unſchuld rückſichts des letzten von der Denner'ſchen Bande verübten Raubmordes, da er zu eben derſelben Zeit in Frankfurt geweſen ſey. Jetzt öffnete ſich die Thüre des Gerichtsſaals, und der abſcheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teufliſchem Hohn und ſprach: „Nun Camerad, haſt Du Dich auch erwiſchen laſſen? Hat Dir Deines Weibes Gebet denn nicht herausgeholfen?" Die Richter forderten Dennern auf, ſein Bekenntniß rückſichts des Andres zu wiederholen, und er ſagte aus, daß eben der Bach'ſche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm ſtehe, ſchon ſeit fünf Jahren mit ihm verbunden, und das Jägerhaus ſein beſter und ſicherſter Schlupfwinkel geweſen ſey. Andres habe immer den ihm gebührenden Theil vom Raube erhalten, wiewohl er nur zweimal thätig bei den Räubereien mitgewirkt. Einmal nämlich bei der Beraubung des Pachters, wo er ihn, den Denner, aus der dringendſten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Grafen Aloys von Bach, der eben durch einen glücklichen Schuß des Andres getödtet worden ſey. — Andres gerieth in Wuth, als er dieſe ſchändliche Lüge hörte. „Was?“ ſchrie er, „Du verruchter, teufliſcher Böſewicht, Du wagſt es, mich der Ermordung meines lieben, armen Herrn anzuklagen, die Du ſelbſt verübt? — Ja! ich weiß es, nur Du ſelbſt biſt ſolcher That fähig; aber Deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinſchaft mit Dir entſagt habe, weil ich drohte, Euch als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuſchießen, ſo wie Du meine Schwelle betreten würdeſt. Darum haſt Du mit Deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abweſend war; darum haſt Du mein armes, unſchuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet. Aber Du wirſt der ſchrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, ſollte ich auch Deiner Bosheit unterliegen.“ Nun wiederholte Andres ſein voriges Bekenntniß unter den heiligſten Betheuerungen der Wahrheit; aber Denner lachte höhniſch und meinte, warum er denn aus allzu großer Furcht vor dem Tode noch erſt das Gericht zu belügen ſich unterfange, und daß es ſich ſchlecht mit der Frömmigkeit, von der er ſo viel Aufhebens mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung ſeiner falſchen Ausſagen anrufe. — Die Richter wußten in der That nicht, was ſie von dem Andres, deſſen Miene und Sprache die Wahrheit ſeiner Ausſage zu beſtätigen ſchien, ſo wie von Denners kalter Feſtigkeit denken ſollten. — Nun wurde Giorgina vorgeführt, die in namenloſem Jammer laut weinend auf den Mann zuſtürzte. Sie wußte nur Unzuſammenhängendes zu erzählen, und unerachtet ſie den Denner des entſetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, ſchien Denner doch keinesweges entrüſtet, ſondern behauptete, wie er ſchon früher gethan, daß Giorgina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewußt habe, ſondern ganz unſchuldig ſey. Andres wurde in ſein Gefängniß zurückgeführt. Einige Tage nachher ſagte ihm der ziemlich gutmüthige Gefangenwärter, daß ſein Weib, da ſowohl Denner, als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unſchuld behauptet, ſonſt auch nichts wider ſie ausgemittelt worden, der Haft entlaſſen ſey. Der junge Graf von Bach, ein edelmüthiger Herr, der ſogar an ſeiner, des Andres, Schuld zu zweifeln ſcheine, habe Caution geſtellt, und der alte Förſter Giorginen in einem ſchönen Wagen abgeholt. Vergebens habe Giorgina gebeten, ihren Mann ſehen zu dürfen; das ſey ihr vom Gericht gänzlich abgeſchlagen worden. Den armen Andres tröſtete die Nachricht nicht wenig, da mehr als ſein Unglück ihm ſeines Weibes elender Zuſtand im Gefängniß zu Herzen ging. Sein Prozeß verſchlimmerte ſich indeſſen von Tage zu Tage. Es war erwieſen, daß eben, wie Denner es angegeben, ſeit fünf Jahren Andres in einen gewiſſen Wohlſtand gerieth, deſſen Quelle nur die Theilnahme an den Räubereien ſeyn konnte. Ferner geſtand Andres ſelbſt ſeine Abweſenheit vom Hauſe während der auf dem Bach'ſchen Schloſſe verübten That, und ſeine Angabe wegen ſeiner Erbſchaft und ſeines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Banquier des Grafen von Bach, ſo wie der Hauswirth in Frankfurt, bei dem Andres eingekehrt war, verſicherten einſtimmig, wie ſie ſich des beſchriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten; der Gerichtshalter des Grafen von Bach, der das Certifikat für den Andres ausgefertigt hatte, war geſtorben, und niemand von den Bach'ſchen Dienern wußte etwas von der Erbſchaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geſchwiegen, weil er, aus Frankfurt zurückkehrend, ſein Weib mit dem Gelde überraſchen wollte. So blieb alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweiſen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt geweſen, und das Geld ehrlich erworben ſey, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei ſeiner frühern Behauptung, und ihm ſtimmten ſämmtliche Räuber, die eingefangen worden, in allem bei. Alles dieſes hätte aber die Richter noch nicht ſo von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt, als die Ausſage von zwei Bach'ſchen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und geſehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergeſtreckt wurde. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verſtockter, heuchleriſcher Böſewicht, und geſtützt auf das Reſultat aller jener Ausſagen und Beweiſe wurde ihm die Tortur zuerkannt, um ſeinen ſtarren Sinn zu beugen und ihm zum Geſtändniß zu bringen.

Schon über ein Jahr ſchmachtete Andres im Kerker, der Gram hatte ſeine Kräfte aufgezehrt, und ſein ſonſt robuſter, ſtarker Körper war ſchwach und ohnmächtig geworden. Der ſchreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geſtändniß einer That, welche er niemals begangen, abdringen ſollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entſetzlichen, mit ſinnreicher Grauſamkeit erfundenen Inſtrumente lagen, und die Henkersknechte ſich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die That, deren er ſo dringend verdächtig, ja deren er durch das Zeugniß jener Jäger überführt worden, zu geſtehen. Er betheuerte wiederum ſeine Unſchuld, und wiederholte alle Umſtände ſeiner Bekanntſchaft mit Dennern in denſelben Worten, wie er es im erſten Verhör gethan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem ſie ſeine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleiſch. Andres vermochte nicht die Qual zu ertragen: vom Schmerz gewaltſam zerriſſen, den Tod wünſchend, geſtand er alles, was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeſchleppt. Man ſtärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein, und er fiel in einen zwiſchen Wachen und Schlafen hinbrütenden Zuſtand. Da war es ihm, als löſten ſich die Steine aus der Mauer, und als fielen ſie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutrother Schimmer drang durch, und in ihn trat eine Geſtalt hinein, die, ungeachtet ſie Denner's Züge hatte, ihm doch nicht Denner zu ſeyn ſchien. Glühender funkelten die Augen, ſchwärzer ſtarrte das ſtruppige Haar auf der Stirn empor, und tiefer ſenkten ſich die finſtern Augenbraunen in die dicke Muskel herab, die über der krumm gebogenen Habichtsnaſe lag. Auf gräßlich ſeltſame Weiſe war das Geſicht verſchrumpft und verzerrt, und die Kleidung fremd und abenteuerlich, wie er Dennern niemals geſehen. Ein feuerrother, mit Gold ſtark verbrämter weiter Mantel hing in bauſchigten Falten der Geſtalt über die Schultern, ein breiter, niedergekrempter, ſpaniſcher Hut mit herabhängender rother Feder ſaß ſchief auf dem Kopfe, ein langer Stoßdegen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Geſtalt ein kleines Käſtchen. So ſchritt der geſpenſtiſche

Unhold auf Andres zu, in hohlem, dumpfem Tone ſprechend: „Nun, Camerad, wie hat Dir die Folter geſchmeckt? Du haſt Das Alles blos Deinem Eigenſinn zu verdanken; hätteſt Du Dich als zur Bande gehörig bekannt, ſo wärſt Du nun ſchon gerettet. Verſprichſt Du aber, Dich mir und meiner Leitung ganz zu ergeben, und gewinnſt Du es über Dich, von dieſen Tropfen zu trinken, die aus Deines Kindes Herzblut gekocht ſind, ſo biſt Du augenblicklich aller Qual entledigt. Du fühlſt Dich geſund und kräftig, und für Deine weitere Rettung will ich dann ſorgen." — Andres konnte vor Schreck, Angſt und Ermattung nicht ſprechen; er ſah, wie ſeines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Geſtalt hinhielt, in rothen Flämmchen ſpielte; inbrünſtig betete er zu Gott und den Heiligen, daß ſie ihn retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolge und um die ewige Seligkeit bringen wolle, die er zu erlangen hoffe, ſollte er auch eines ſchimpflichen Todes ſterben. Nun lachte die Geſtalt, daß es im Kerker wiedergellte und verſchwand im dicken Dampfe. Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung, er vermochte ſich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er ſah, daß das Stroh, was unter ſeinem Haupte gelegen, ſich ſtärker und ſtärker zu rühren begann, und endlich weggeſchoben wurde. Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fußboden von unten herausgedrängt worden, und hörte mehrmals ſeinen Namen leiſe rufen. Er erkannte Denner's Stimme und ſprach: „Was willſt

Du von mir? Laß mich ruhen, ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen!" „Andres," ſprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um Dich zu retten; denn wenn Du auf den Richtplatz kommſt, von dem ich errettet wurde, biſt Du verloren. Blos um Deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als Du wohl denken magſt, helfe ich Dir. Du biſt ein muthloſer Feigling. Was hat Dir nun Dein erbärmliches Leugnen gefruchtet? Blos, daß Du vom Bach'ſchen Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hauſe zurückkehrteſt, und ich mich zu lange bei Deinem Weibe aufhielt, iſt Schuld, daß man mich auffing. Da! — nimm die Feile und die Säge, befreie Dich in künftiger Nacht von den Ketten und durchſäge das Schloß der Kerkerthüre; ſchleiche durch den Gang! Die äußere Thür linker Hand wird offen ſtehen, und draußen wirſt Du einen von uns finden, der Dich weiter geleitet. Halte Dich gut!" Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hinreichte, und hob dann den Stein wieder in die Oeffnung. Er war entſchloſſen, das zu thun, wozu ihm die innere Stimme des Gewiſſens aufforderte. — Als es Tag geworden, und der Gefangenwärter hineintrat, da ſagte er, wie er ſehnlich wünſche, vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demſelben Vormittage wurde ſein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene Frevelthaten der Bande geſtehen werde. Andres überreichte den Richtern die von Dennern erhaltenen Inſtrumente, und erzählte den Vorgang der Nacht. „Unerachtet ich gewiß und wahrhaftig unſchuldig leide, ſo ſoll mich doch Gott behüten, daß ich darnach trachten ſollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weiſe zu erlangen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande und Tod geſtürzt hat, in die Hände liefern, und ich dann erſt durch mein ſündliches, freveliches Unternehmen die Strafe verdienen, die ich jetzt unſchuldig leiden werde.“ So beſchloß Andres ſeinen Vortrag. Die Richter ſchienen erſtaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewohl ſie durch die mannigfachen Thatſachen, die wider ihn ſprachen, zu ſehr von ſeiner Schuld überzeugt waren, um ſein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres, und vorzüglich der Umſtand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabſichtigten Flucht, in der Stadt, und zwar in der nächſten Umgebung des Gefängniſſes wirklich noch einige von der Bande ertappt und aufgegriffen wurden, hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdiſchen Kerker, in den er geſperrt geweſen, herausgenommen wurde, und eine lichte Gefängnißſtube neben der Wohnung des Gefangenwärters erhielt. Da brachte er ſeine Zeit mit Gedanken an ſein treues Weib, an ſeinen Knaben und mit gottſeligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er ſich ermuthigt, das Leben auch auf ſchmerzliche Weiſe wie eine Bürde abzuwerfen. Nicht genug konnte ſich der Gefangenwärter über den frommen Verbrecher wundern, und er mußte nothgedrungen beinahe an ſeine Unſchuld glauben.

Endlich, nachdem beinahe noch ein Jahr verfloſſen, war der ſchwierige, verwickelte Prozeß wider Denner und ſeine Mitſchuldigen geſchloſſen. Es hatte ſich gefunden, daß die Bande bis an die Grenze von Italien ausgebreitet war, und ſchon ſeit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner ſollte gehängt, und dann ſein Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkannt; ſeiner Reue halber, und da er durch das Bekenntniß der ihm von Denner gerathenen Flucht die Entdeckung des Anſchlags der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch ſein Körper herabgenommen und auf der Gerichtsſtätte verſcharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden ſollten, war angebrochen; da ging die Thür des Gefängniſſes auf, und der junge Graf von Vach trat hinein zu Andres, der auf den Knien lag und ſtill betete. „Andres,“ ſprach der Graf, „Du mußt ſterben. Erleichtere Dein Gewiſſen noch durch ein offenes Geſtändniß! Sage mir, haſt Du Deinen Herrn getödtet? Biſt Du wirklich der Mörder meines Oheims?“ — Da ſtürzten dem Andres die Thränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals Alles, was er vor Gericht ausgeſagt, ehe ihm die unheimliche Qual der Tortur eine Lüge auspreßte. Er rief Gott und die

Heiligen an, die Wahrheit ſeiner Ausſage und ſeine gänzliche Unſchuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„So iſt hier," fuhr der Graf von Bach fort, „ein unerklärliches Geheimniß im Spiel. Ich ſelbſt, Andres, war von Deiner Unſchuld überzeugt, unerachtet vieles wider Dich ſprach; denn ich wußte ja, daß Du von Jugend auf der treuſte Diener meines Oheims geweſen biſt, und ihn ſelbſt einmal in Neapel mit Gefahr Deines Lebens aus Räuberhänden errettet haſt. Allein nur noch geſtern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims, Franz und Nikolaus, geſchworen, daß ſie Dich leibhaftig unter den Räubern geſehen und genau bemerkt hätten, wie Du ſelbſt meinen Oheim niederſtreckteſt." Andres wurde von den peinlichſten, ſchrecklichſten Gefühlen durchbohrt; es war ihm, als wenn der Satan ſelbſt ſeine Geſtalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner hatte ja ſogar im Kerker davon geſprochen, daß er den Andres wirklich geſehen, und ſo ſchien ſelbſt die falſche Beſchuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Ueberzeugung zu beruhen. Andres ſagte dies Alles unverhohlen, indem er hinzuſetzte, daß er ſich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den ſchmählichen Tod eines Verbrechers ſterben ſolle, daß aber, ſey es auch lange Zeit nachher, ſeine Unſchuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Bach ſchien tief erſchüttert; er konnte kaum noch dem Andres ſagen, daß, nach ſeinem Wunſche, der Tag der Hinrichtung ſeinem unglücklichen Weibe verſchwiegen geblieben ſey, und daß ſie ſich nebſt dem Knaben bei dem alten Förſter aufhalte. Die Rathhausglocke erklang dumpf und ſchauerlich in abgemeſſenen Pulſen. Andres wurde angekleidet, und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zuſtrömen unzähligen Volkes nach der Richtſtätte. Andres betete laut, und rührte durch ſein frommes Betragen alle, die ihn ſahen. Denner hatte die Miene des trotzigen verſtockten Böſewichts. Er ſchaute munter kräftig um ſich, und lachte oft den armen Andres tückiſch und ſchadenfroh an. Andres ſollte zuerſt hingerichtet werden; er beſtieg gefaßt mit dem Henker die Leiter, da kreiſchte ein Weib auf und ſank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin, es war Giorgina; laut erflehte er vom Himmel Faſſung und Stärke. „Dort, dort ſehe ich Dich wieder, mein armes unglückliches Weib, ich ſterbe unſchuldig!“ rief er, indem er den Blick ſehnſuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge ſich fördern, denn es entſtand ein Murren unter dem Volke und es flogen Steine nach Dennern, der ebenfalls ſchon die Leiter beſtiegen hatte und die Zuſchauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres. Der Henker legte dem Andres den Strick um den Hals, da ſcholl es aus der Ferne her: „Halt — halt — um Chriſtus willen halt! — der Mann iſt unſchuldig; — Ihr richtet einen Unſchuldigen hin!“ — „Halt —

halt!“ ſchrien tauſend Stimmen, und kaum vermochte die Wache zu ſteuern dem Volke, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreißen wollte. Näher ſprengte nun der Mann zu Pferde, der erſt gerufen hatte, und Andres erkannte auf den erſten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giorgina's Erbſchaft ausgezahlt hatte. Seine Bruſt wollte zerſpringen vor Freude und Seligkeit, kaum konnte er ſich aufrecht erhalten, als er von der Leiter herabgeſtiegen. Der Kaufmann ſagte dem Richter, daß zu derſelben Zeit, als der Raubmord im Bachſchen Schloſſe verübt worden, Andres in Frankfurt, alſo viele Meilen davon entfernt geweſen ſey, und daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteſte Weiſe durch Urkunden und Zeugen darthun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keineswegs geſchehen; denn dieſer höchſt wichtige Umſtand beweiſet, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Unſchuld des Angeklagten. Man führe ihn ſogleich nach dem Gefängniſſe zurück.“ Denner hatte alles von der Leiter herab ruhig angeſehen; als aber der Richter dieſe Worte geſprochen, da rollten ſeine glühenden Augen, er knirſchte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich, wie der namenloſe Jammer des wüthenden Wahnſinns, durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! Du haſt mich betrogen — weh mir! weh mir! es iſt aus — aus — Alles verloren!“ Man brachte ihn von der Leiter herab, er fiel zu Boden und röchelte dumpf:

„ich will Alles bekennen — ich will Alles bekennen!“ Auch ſeine Hinrichtung wurde verſchoben und er in's Gefängniß zurückgeführt, wo ihm jedes Entſpringen unmöglich gemacht worden. Der Haß ſeiner Wächter war die beſte Schutzwehr gegen die Schlauheit ſeiner Verbündeten. — Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in ſeinen Armen. „Ach Andres, Andres,“ rief ſie, „nun habe ich Dich ganz wieder, da ich weiß, daß Du unſchuldig biſt; denn auch ich habe an Deiner Redlichkeit, an Deiner Frömmigkeit gezweifelt!“ Ungeachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verſchwiegen, war ſie doch von unbeſchreiblicher Angſt, von ſeltſamer Ahnung getrieben, nach Fulda geeilt, und gerade auf die Richtſtätte gekommen, als ihr Mann die verhängnißvolle Leiter beſtieg, die ihn zum Tode führen ſollte. Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Unterſuchung über auf Reiſen in Frankreich und Italien geweſen, und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall oder vielmehr eine beſondere Schickung des Himmels wollte, daß er gerade in dem entſcheidendſten Augenblick auf dem Richtplatz ankam, und den armen Andres von dem ſchmählichen Tode des Verbrechens rettete. Im Gaſthofe erfuhr er die ganze Geſchichte des Andres, und es fiel ihm gleich ſchwer auf's Herz, daß Andres wohl derſelbe Revierjäger ſeyn könne, der vor zwei Jahren eine Erbſchaft, die ſeinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erhob. Schnell eilter fort, und überzeugte ſich, als er nun Andres ſah, ſogleich von der Wahrheit ſeiner Vermuthung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Bach wurde Andres Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber ſeine völlige Unſchuld an dem Raubmord dargethan. Denner ſelbſt geſtand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über das Verhältniß mit ihm, und meinte nur, der Satan müſſe ihn geblendet haben; denn in der That hätte er geglaubt, Andres fechte auf dem Bachſchen Schloß an ſeiner Seite. Für die erzwungene Theilnahme an der Ausplünderung des Pachterhofes, ſo wie für die geſetzwidrige Rettung Denner's, hatte, nach dem Ausſpruch der Richter, Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängniß und die ausgeſtandene Marter und Todesangſt; er wurde daher durch Urtel und Recht von jeder weiteren Strafe freigeſprochen, und eilte mit ſeiner Giorgina aufs Bachſche Schloß, wo ihm der edle, wohlthätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienſte fordernd, die des Grafen perſönliche Liebhaberei nothwendig machte. Auch die Gerichtskoſten bezahlte der Graf, ſo daß Andres und Giorgina in dem unbeſchränkten Beſitz ihres Vermögens blieben.

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Gerichtsſtätte ſchien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhnender, teufliſcher Stolz war gebeugt, und aus ſeinem zerknirſchten Innern brachen Geſtändniſſe hervor, die den Richtern das Haar ſträubten. Denner klagte ſich ſelbſt mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündniſſes mit dem Satan an, das er von ſeiner frühen Jugendzeit unterhalten, und ſo wurde vorzüglich hierauf die fernere Unterſuchung mit dem Zutritt dazu verordneter Geiſtlichkeit gerichtet. Ueber ſeine früheren Lebensverhältniſſe erzählte Denner ſo viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugniß wahnſinniger Ueberſpannung hätte halten müſſen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, ſeinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ, alles beſtätigt worden wäre. Ein Auszug aus den von dem geiſtlichen Gericht in Neapel verhandelten Acten ergab über Denners Herkunft folgende merkwürdige Umſtände.

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doctor, Trabacchio mit Namen, den man ſeiner geheimnißvollen ſtets glücklichen Curen wegen insgemein den Wunderdocter zu nennen pflegte. Es ſchien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge, denn er ſchritt raſch und jugendlich daher, unerachtet mehrere Eingeborne ihm nachrechnen konnten, daß er an die achzig Jahre alt ſeyn müßte. Sein Geſicht war auf eine ſeltſame grauſige Weiſe verzerrt und verſchrumpft, und ſeinen Blick konnte man kaum ohne innern Schauer ertragen, wiewohl er oft den Kranken wohl that, ſo daß man ſagte, blos durch den ſcharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals ſchwere hartnäckige Uebel. Ueber ſeinen ſchwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen rothen Mantel mit goldnen Treſſen und Troddeln, unter deſſen bauſchichten Falten der lange Stoßdegen hervorragte. So lief er mit einer Kiſte ſeiner Arzneien, die er ſelbſt bereitete, durch die Straßen von Neapel zu ſeinen Kranken, und jeder wich ihm ſcheu aus. Nur in der höchſten Noth wandte man ſich an ihn, aber niemals ſchlug er es aus, einen Kranken zu beſuchen, hatte er auch dabei nicht ſonderlichen Gewinn zu hoffen. Mehrere Weiber ſtarben ihm ſchnell; immer waren ſie ausnehmend ſchön und insgemein Landdirnen geweſen. Er ſperrte ſie ein, und erlaubte ihnen, nur unter Begleitung einer alten ekelhaft häßlichen Frau die Meſſe zu hören. Dieſe Alte war unbeſtechlich; jeder noch ſo liſtig angelegte Verſuch junger Lüſtlinge, den ſchönen Frauen des Doctor Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Unerachtet Doctor Trabacchio von Reichen ſich gut bezahlen ließ, ſo ſtand doch ſeine Einnahme mit dem Reichthume an Geld und Kleinodien, den er in ſeinem Hauſe aufgehäuft hatte, und den er Niemandem verhehlte, in keinem Verhältniß. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verſchwendung, und hatte die Gewohnheit, jedesmal, wenn ihm eine Frau geſtorben, ein Gaſtmahl zu geben, deſſen Aufwand wohl doppelt ſo viel betrug, als die reichſte Einnahme, die ihm ſeine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verſchaffte. Mit ſeiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, den er eben ſo einſperrte, wie ſeine Weiber; Niemand bekam ihn zu ſehen. Nur bei dem Gaſtmahl, daß er nach dem Tode dieſer Frau gab, ſaß der kleine dreijährige Knabe an ſeiner Seite, und alle Gäſte waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, — verrieth ſein körperliches Anſehen nicht ſein Alter, — ſeinem Benehmen nach wenigſtens für zwölfjährig hätte halten können. Eben bei dieſem Gaſtmahl äußerte der Doctor Trabacchio, daß, da nunmehr ſein Wunſch, einen Sohn zu haben, erreicht ſey, er nicht mehr heirathen werde. Sein übermäßiger Reichthum, aber noch mehr ſein geheimnißvolles Weſen, ſeine wunderbaren Curen, die bis in's Unglaubliche gingen, da blos einigen von ihm bereiteter und eingeflößter Tropfen, ja oft blos ſeiner Betaſtung, ſeinem Blick, die hartnäckigſten Krankheiten wichen, gaben endlich Anlaß zu allerlei ſeltſamen Gerüchten, die ſich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doctor Trabacchio für einen Alchymiſten, für einen Teufelsbeſchwörer, ja man gab ihm endlich Schuld, daß er mit dem Satan im Bündniß ſtehe. Die letzte Sage entſtand aus einer ſeltſamen Begebenheit, die ſich mit einigen Edelleuten in Neapel zutrug. Dieſe kehrten einſt ſpät in der Nacht von einem Gaſtmahle zurück, und geriethen, da ſie im Weinrauſch den Weg verfehlt, in eine einſame verdächtige Gegend. Da rauſchte und raſſelte es vor ihnen und ſie wurden mit Entſetzen gewahr, daß ein großer leuchtendrother Hahn, ein zackicht Hirſchgeweihe auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln daherſchritt, und ſie mit menſchlichen funkelnden Augen anſtarrte. Sie drängten ſich in eine Ecke, der Hahn ſchritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur im glänzenden, goldverbrämten Mantel. So wie die Geſtalten vorüber waren, ſagte einer von den Edelleuten leiſe: „Das war der Wunderdoctor Trabacchio.“ Alle, nüchtern geworden durch den entſetzlichen Spuk, ermuthigten ſich und folgten dem angeblichen Doctor mit dem Hahn, deſſen Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie ſahen, wie die Geſtalten wirklich auf das Haus des Doctors, das auf einem fernen, leeren, öden Platze ſtand, zuſchritten. Vor dem Hauſe angekommen, rauſchte der Hahn in die Höhe, und ſchlug mit den Flügeln an das große Fenſter über dem Balkon, das ſich klirrend öffnete; die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt nach Haus — warm iſt das Bett, und Liebchen wartet lange ſchon — lange ſchon!“ Da war es, als ſtiege der Doctor auf einer unſichtbaren Leiter empor, und rauſche nach dem Hahn durch das Fenſter, welches zugeſchlagen wurde, daß es die einſame Straße entlang klirrte und dröhnte. Alles war im ſchwarzen Dunkel der Nacht verſchwunden, und die Edelleute ſtanden ſtumm und ſtarr vor Grauſen und Entſetzen. Dieſer Spuk, Ueberzeugung der Edelleute, daß die Geſtalt, der der teufliſche Hahn vorleuchtete, niemand anders, als der verrufene Doctor Trabacchio geweſen, war für das geiſtliche Gericht, dem Alles zu Ohren kam, genug, dem fanatiſchen Wundermann ſorglich in aller Stille nachzuſpüren. Man brachte in der That heraus, daß in den Zimmern des Doctors ſich oft ein rother Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weiſe zu ſprechen und zu disputiren ſchien, als ſprächen Gelehrte über zweifelhafte Gegenſtände ihres Wiſſens. Das geiſtliche Gericht war im Begriff den Doctor Trabacchio einzuziehen, als einen verruchten Hexenmeiſter; aber das weltliche Gericht kam dem geiſtlichen zuvor und ließ den Doctor durch die Sbirren aufheben und in's Gefängniß ſchleppen, da er eben von dem Beſuche eines Kranken heimkehrte. Die Alte war ſchon früher aus dem Hauſe geholt worden, den Knaben hatte man nicht finden können. Die Thüren der Zimmer wurden verſchloſſen und verſiegelt, Wachen rings um das Haus geſtellt. Folgendes war Grund dieſes gerichtlichen Verfahrens.

Seit einiger Zeit ſtarben mehrere angeſehene Perſonen in Neapel und in der umliegenden Gegend, und zwar nach der Aerzte einſtimmigen Urtheil an Gift. Dies hatte viele Unterſuchungen veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein junger Menſch in Neapel, ein bekannter Lüſtling und Verſchwender, deſſen Oheim vergiftet worden, die gräßliche That mit dem Zuſatze eingeſtand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchio's, gekauft habe. Man ſpürte der Alten nach, und ertappte ſie, als ſie eben ein feſt verſchloſſenes kleines Kiſtchen forttragen wollte, in dem man kleine Phiolen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneimitteln verſehen waren, unerachtet ſie flüſſiges Gift enthielten. Die Alte wollte nichts eingeſtehen;

als man ihr indeſſen mit der Tortur drohte, da bekannte ſie, daß der Doctor Trabacchio ſchon ſeit vielen Jahren jenes künſtliche Gift, das unter dem Namen Aqua Toffana bekannt ſey, bereite, und daß der geheime Verkauf dieſes Gifts, der durch ſie bewirkt worden, beſtändig ſeine reichſte Erwerbsquelle geweſen. Ferner ſey es nur zu gewiß daß er mit dem Satan im Bündniß ſtehe, der in verſchiedenen Geſtalten bei ihm einkehre. Jedes ſeiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es jemand außer dem Hauſe geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen, oder neun Monate alt worden, unter beſonderen Zurüſtungen und Feierlichkeiten auf unmenſchliche Weiſe geſchlachtet, indem er ihm die Bruſt aufgeſchnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal ſey der Satan bei dieſer Operation bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, meiſtens aber als Fledermaus mit menſchlicher Larve, erſchienen, und habe mit breiten Flügeln das Kohlfeuer angefacht, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köſtliche Tropfen bereitet, die jeder Siechheit kräftig widerſtänden. Die Weiber hätte Trabacchio bald nachher auf dieſe, oder jene heimliche Weiſe getödtet, ſo daß der ſchärfſte Blick des Arztes wohl nie auch die kleinſte Spur der Ermordung habe auffinden können. Nur Trabacchio's letztes Weib, die ihm einen Sohn geboren, der noch lebe, ſey des natürlichen Todes geſtorben. —

Der Doctor Trabacchio geſtand alles unverhohlen ein, und ſchien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den ſchauerlichen Erzählungen ſeiner Unthaten und vorzüglich der nähern Umſtände ſeines entſetzlichen Bündniſſes mit dem Satan in Verwirrung zu ſetzen. Die Geiſtlichen, welche dem Gericht beiwohnten, gaben ſich alle nur erſinnliche Mühe, den Doctor zur Reue und zur Erkenntniß ſeiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio ſie nur verhöhnte und verlachte. Beide, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt. — Man hatte unterdeſſen das Haus des Doctors unterſucht und alle ſeine Reichthümer hervorgeholt, die, nach Abzug der Gerichtskoſten, an die Hoſpitäler vertheilt werden ſollten. In Trabacchio's Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch und noch viel weniger gab es Geräthſchaften, die auf die ſataniſche Kunſt, die der Doctor getrieben, hätten hindeuten ſollen. Nur ein verſchloſſenes Gewölbe, deſſen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Laboratorium verriethen, widerſtand, als man es öffnen wollte, aller Kunſt und aller Gewalt. Ja, wenn Schloſſer und Maurer unter der Aufſicht des Gerichts ſich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, ſo daß wohl der Zweck erreicht worden wäre, da kreiſchten im Innern des Gewölbes entſetzliche Stimmen, es rauſchte auf und nieder, wie mit eiskalten Flügeln ſchlug es an die Geſichter der Arbeiter, und ein ſchneidender Zugwind pfiff in gellenden, gräßlichen Tönen durch den Gang, ſo daß von Grauſen und Entſetzen ergriffen alle flohen, und am Ende Niemand mehr ſich an die Thür des Gewölbes wagen wollte, aus Furcht, wahnſinnig zu werden vor Angſt und Schrecken. Den Geiſtlichen, die ſich der Thür nahten, ging es nicht beſſer, und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, deſſen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künſte des Satans weichen mußten. Als dieſer Mönch ſich nun in Neapel befand, war er bereit, den teufliſchen Spuk in Trabacchio's Gewölbe zu bekämpfen, und verfügte ſich hin, ausgerüſtet mit Kreuz und Weihwaſſer, begleitet von mehreren Geiſtlichen und Gerichtsperſonen, die aber weit von der Thür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Thür los; aber da erhob ſich heftiger das Rauſchen und Brauſen, und die entſetzlichen Stimmen verworfener Geiſter lachten gellend heraus. Der Geiſtliche ließ ſich jedoch nicht irre machen, er betete kräftiger, das Cruzifix emporhaltend und die Thür mit Weihwaſſer beſprengend. „Man gebe mir ein Brecheiſen!“ rief er laut; zitternd reichte es ihm ein Maurerburſche hin, aber kaum ſetzte es der alte Mönch an die Thür, als ſie mit furchtbar erſchütterndem Knall aufſprang. Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gewölbes herauf, und eine betäubende, erſtickende Hitze ſtrömte aus dem Innern. Deſſen ungeachtet wollte der Dominikaner hineintreten; da ſtürzte der Boden des Gewölbes ein, daß das ganze Haus erdröhnte, und Flammen praſſelten aus dem Abgrund hervor, die wüthend um ſich griffen und alles rings umher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit ſeiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen, oder verſchüttet zu werden. Kaum waren ſie auf der Straße, als das ganze Haus des Doctor Trabacchio in Flammen ſtand. Das Volk lief zuſammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Hexenmeiſters Wohnung brennen ſah, ohne auch nur das mindeſte zur Rettung zu thun. Schon war das Dach eingeſtürzt, das inwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus, und nur die ſtarken Balken des oberen Stocks widerſtanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entſetzen ſchrie das Volk auf, als es Trabacchio's zwölfjährigen Sohn mit einem Kiſtchen unter dem Arm einen dieſer glimmenden Balken entlang ſchreiten ſah. Nur einen Moment dauerte dieſe Erſcheinung, ſie verſchwand plötzlich in den hochaufſchlagenden Flammen. — Der Doctor Trabacchio ſchien ſich herzinniglich zu freuen, als er dieſe Begebenheit erfuhr, und ging mit verwegener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lachte er hell auf, und ſagte zu dem Henker, der ihn mordluſtig recht feſt anſchnürte: „Sieh dich vor Geſelle, daß dieſe Stricke nicht an Deinen Fäuſten brennen!“ Dem Mönch, der ſich ihm zuletzt noch nahen wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Fort! — zurück von mir! Glaubſt Du denn, daß ich ſo dumm ſein werde, Euch zu Gefallen einen ſchmerzlichen Tod zu leiden? — noch iſt meine Stunde nicht gekommen.“ — Nun fing das angezündete Holz an zu praſſeln;

kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte, wie Strohfeuer, und von einer fernen Anhöhe ein gellendes Hohngelächter ſich hören ließ. Alles ſchaute hin, und Grauſen ergriff das Volk, als es den Doctor Trabacchio leibhaft in dem ſchwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten ſpaniſchen Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, das Kiſtchen unter dem Arm, ganz wie er ſonſt durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Sbirren, hundert andere aus dem Volke ſtürzten hin nach dem Hügel, aber Trabacchio war und blieb verſchwunden. Die Alte gab ihren Geiſt auf unter den entſetzlichſten Qualen, unter den gräßlichſten Verwünſchungen ihres verruchten Herrn, mit dem ſie unzählige Verbrechen getheilt. —

Der ſogenannte Ignaz Denner war nun kein anderer, als eben der Sohn des Doctors, der ſich damals durch die hölliſchen Künſte ſeines Vaters mit einem Kiſtchen der ſeltenſten und geheimnißvollſten Koſtbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon ſeit der früheſten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wiſſenſchaften, und ſeine Seele war dem Teufel verſchrieben, noch ehe er ſein volles Bewußtſeyn erlangt. Als man den Doctor Trabacchio in's Gefängniß warf, blieb der Knabe in dem geheimnißvollen verſchloſſenen Gewölbe unter den verworfenen Geiſtern, die des Vaters hölliſcher Zauber hineingebannt; da aber endlich dieſer Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechaniſchen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten ſich, die in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand ſteckten, während der Knabe ſelbſt unverſehrt durch das Feuer fort zum Thore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, ſo erſchien auch der Doctor Trabacchio, und floh ſchnell mit dem Sohne, bis ſie wohl an drei Tagereiſen von Neapel in die Ruinen eines alten römiſchen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten, geräumigen Höhle verſteckt lag. Hier wurde der Doctor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längſt in Verbindung geſtanden, und der er durch ſeine geheime Wiſſenſchaft die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, mit lautem Jubel empfangen. Die Räuber wollten ihn mit nichts geringerem lohnen, als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er ſich zum Oberhaupte aller Banden, die in Italien und dem ſüdlichen Deutſchland verbreitet waren, aufgeſchwungen hätte. Der Doctor Trabacchio erklärte, dieſe Würde nicht annehmen zu können, da er der beſondern Conſtellation wegen, die über ihn walte, nunmehr ein ganz unſtetes Leben führen müſſe, und von keinem Verhältniß gebunden werde könne; doch werde er noch immer den Räuber mit ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft beiſtehn, und ſich dann und wann ſehen laſſen. Da beſchloſſen die Räubern, den zwölfjährigen Trabacchio zum Räuberkönige zu wählen, und damit war der Doctor höchlich zufrieden, ſo daß der Knabe von Stund an unter den Räubern blieb, und, als er funfzehn Jahr alt worden, ſchon als wirkliches Oberhaupt mit ihnen auszog. Sein ganzes Leben war von nun an ein Gewebe von Greuelthaten und Teufelskünſten, in welche ihn der Vater, der ſich oftmals blicken ließ, und zuweilen wochenlang einſam mit ſeinem Sohne in der Höhle blieb, immer mehr einweihte. Die kräftigen Maßregeln des Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer kecker und verwegener wurden, noch mehr aber die entſtandenen Zwiſtigkeiten der Räuber hoben endlich das gefährliche Bündniß unter einem Oberhaupte auf, und den Trabacchio ſelbſt, der ſich durch ſeinen Stolz und durch ſeine Grauſamkeit gefaßt gemacht hatte, konnten ſeine von Vater erlernte Teufelskünſte nicht vor den Dolchen ſeiner Untergebenen ſchützen. Er floh nach der Schweiz, gab ſich den Namen Ignaz Denner, und beſuchte als reiſender Kaufmann die Meſſen und Jahrmärkte in Deutſchland, bis ſich aus den zerſtreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den damaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupte wählte. Trabacchio verſicherte, wie ſein Vater noch zur Stunde lebe, ihn noch im Gefängniß beſucht und Rettung von der Gerichtsſtätte verſprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er nun wohl einſehe, göttliche Schickung den Andres vom Tode errettet, ſey die Macht ſeines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünſten abſchwören und geduldig die gerechte Todesſtrafe erleiden.

Andres, der alles dieſes aus dem Munde des Grafen von Bach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß es wohl eben Trabacchio's Bande geweſen, die ehemals im Neapolitaniſchen ſeinen Herrn anfiel, ſo wie er überzeugt war, daß der alte Doctor Trabacchio ſelbſt im Gefängniß ihm wie der leibhafte Satan erſchien, und verlocken wollte zum böſen Beginnen. Nun ſah er erſt recht ein, in welch großer Gefahr er geſchwebt hatte, ſeit der Zeit, als Trabacchio in ſein Haus getreten; wiewohl er noch immer noch nicht begreifen konnte, warum es denn der Verruchte ſo ganz und gar auf ihn und ſein Weib gemünzt hatte, da der Vortheil, den er aus ſeinem Aufenthalt in dem Jägerhauſe zog, nicht ſo bedeutend ſeyn konnte.

Andres befand ſich nach dem entſetzlichen Stürmen nun in ruhiger glücklicher Lage, allein zu erſchütternd hatten jene Stürme getobt, um nicht in ſeinem ganzen Leben dumpf nachzuhallen. Außerdem, daß Andres, ſonſt ein ſtarker kräftiger Mann, durch den Gram, durch das lange Gefängniß, ja durch den unſäglichen Schmerz der Tortur körperlich zu Grunde gerichtet, ſiech und krank daher ſchwankte, und kaum noch die Jagd treiben konnte, ſo welkte auch Giorgina, deren ſüdliche Natur von dem Grame, von der Angſt, von dem Entſetzen, wie von brennender Gluth aufgezehrt wurde, zuſehends hin. Keine Hülfe war für ſie mehr vorhanden, ſie ſtarb wenige Monate nach ihres Mannes Rückkehr. Andres wollte verzweifeln, und nur der wunderſchöne, kluge Knabe, der Mutter getreues Ebenbild, vermochte ihn zu tröſten. Um dieſes willen that er alles, ſein Leben zu erhalten, und ſich ſo viel als möglich zu kräftigen, ſo daß er nach Verlauf von beinahe zwei Jahren wohl an Geſundheit zugenommen, und manchen luſtigen Jägergang in den Forſt unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich ſein Ende erreicht, und er war, ſo wie vor alter Zeit ſein Vater, zum Tode durch's Feuer verdammt worden, den er in weniger Zeit erleiden ſollte. —

Die Glocke ſchlug zwölf, der Caplan legte ſein Buch hin, die Geſellſchaft ging auseinander.

Neunhundert fünf und ſiebzigſte Nacht.

(Schluß des vorigen Mährchens.)

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung ſchon eingebrochen, mit ſeinem Knaben aus dem Forſt zurück; ſchon war er dem Schloſſe nahe, als er ein klägliches Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen ſchien. Er eilte näher und erblickte einen Menſchen, der in elende ſchmutzige Lumpen gehüllt, im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geiſt aufgeben zu wollen ſchien. Andres warf Flinte und Büchſenſack ab und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menſchen in's Geſicht blickte, erkannte er mit Entſetzen den Trabacchio. Zurückſchaudernd ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf: „Andres, Andres, biſt Du es? Um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn Du mich retteſt, retteſt Du eine Seele von ewiger Verdammniß, denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet iſt meine Buße!“ „Verdammter Heuchler,“ ſchrie Andres auf, „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat Dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit Du mich vielleicht noch verderbſt? Ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen. Stirb und vermodere wie ein Aas, Verruchter!“ Andres wollte ihn zurückſtoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! Du retteſt den Vater Deines Weibes, Deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchſten!“ Andres ſchauderte zuſammen; mit Giorgina's Namen fühlte er ſich von ſchmerzlicher Wehmuth ergriffen. Mitleid mit dem Mörder ſeiner Ruhe, ſeines Glücks, durchdrang ihn, er faßte den Trabacchio, lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach ſeiner Wohnung, wo er ihn mit ſtärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er verſunken. — —

In der Nacht vor der Hinrichtung ergriff den Trabacchio die entſetzlichſte Todesangſt; er war überzeugt, daß ihn nichts von der namenloſen Marter des Feuertodes retten würde. Da faßte und rüttelte er in wahnſinniger Verzweiflung die Eiſenſtäbe des Gitterfenſters und zerbröckelt blieben ſie in ſeinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in ſeine Seele. Man hatte ihn in einen Thurm dicht neben dem trockenen Stadtgraben geſperrt; er ſchaute in die Tiefe, und der Entſchluß, ſich hinabzuſtürzen, und ſo ſich zu retten, oder zu ſterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er ſich bald mit geringer Anſtrengung entledigt. Als er ſich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne, er erwachte, als die Sonne hell ſtrahlte. Da ſah er, wie er zwiſchen Strauchwerk in hohes Gras gefallen, aber an allen Gliedern verſtaucht und verrenkt, vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer ſetzten ſich auf ſeinen halbnackten Körper und ſtachen und leckten ſein Blut, ohne daß er ſie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erſt des Nachts gelang es ihm weiter zu kriechen, und er war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo ſich etwas Regenwaſſer geſammelt hatte, welches er begierig einſchlürfte. Er fühlte ſich geſtärkt, und vermochte mühſam hinanzuklimmen und ſich fortzuſchleichen, bis er den Forſt erreichte, der unfern von Fulda anhob und ſich beinahe bis an das Bachſche Schloß erſtreckte. So war er bis an die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringend fand. Die entſetzliche Anſtrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erſchöpft, und wenige Minuten ſpäter hätte ihn Andres ſicherlich todt gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden ſollte, brachte ihn Andres in ein einſames Zimmer, und pflegte ihn auf alle mögliche Weiſe, aber ſo behutſam ging er dabei zu Werke, daß niemand die Anweſenheit des Fremden ahnte; denn ſelbſt der Knabe, gewohnt dem Vater blindlings zu gehorchen, verſchwieg getreulich das Geheimniß. Andres frug nun den Trabacchio, ob er denn gewiß und wahrhaftig Giorgina's Vater ſey. „Allerdings bin ich das," erwiederte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel entführte ich einſt ein bildſchönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt Du ſchon, Andres, daß eines der größten Kunſtſtücke meines Vaters die Bereitung jenes köſtlichen wunderſamen Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern iſt, die neun Wochen, neun Monate, oder neun Jahre alt, und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut ſeyn müſſen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung ſtehen, deſto wirkungsvoller entſteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, ſtete Verjüngung, ja ſelbſt die Bereitung des künſtlichen Goldes. Deshalb ſchlachtete mein Vater ſeine Kinder, und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib gebar, auf ſolche verruchte Weiſe höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weiſe mein Weib die böſe Abſicht ahnte; aber ſie war vor Ablauf der neunten Woche verſchwunden, und erſt nach mehreren Jahren erfuhr ich, daß ſie in Neapel geſtorben ſey, und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen, geizhalſigen Gaſtwirth erzogen würde. Ebenſo wurde mir ihre Verheirathung mit Dir und Dein Aufenthalt bekannt. Nun kannſt Du Dir erklären, Andres, warum ich Deinem Weibe gewogen war, und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünſten, Deinen Kindern ſo nachſtellte. — Aber Dir, Andres, Dir allein und Deiner wunderbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine innere Zerknirſchung. Uebrigens iſt das Kiſtchen mit Kleinodien, das ich Deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete, Du kannſt es getroſt aufbewahren für Deinen Knaben.“ „Das Kiſtchen,“ fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wiedergegeben an jenem ſchrecklichen Tage, da Ihr den gräßlichen Mord verübtet?“

„Allerdings,“ erwiederte Trabacchio: „allein ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in Euern Beſitz. Seht nur nach in der großen ſchwarzen Truhe, die in Eurer Hausflur ſteht, da werdet Ihr das Kiſtchen auf dem Boden finden.“ Andres ſuchte in der Truhe und fand das Kiſtchen wirklich ganz in dem Zuſtande wieder, wie er es damals zum erſtenmal von Trabacchio in Verwahrung erhalten. —

Andres fühlte in ſich unheimlichen Unmuth, ja er konnte ſich des Wunſches nicht erwehren, daß Trabacchio todt geweſen ſeyn möge, als er ihn im Graben fand. Freilich ſchien Trabacchio's Reue und Buße wahrhaft zu ſeyn; denn ohne ſeine Clauſe zu verlaſſen, brachte er ſeine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu leſen, und ſeine einzige Ergötzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg den er über alles zu lieben ſchien. Andres beſchloß indeſſen, doch auf ſeiner Hut zu ſeyn, und eröffnete bei erſter Gelegenheit das ganze Geheimniß dem Grafen von Bach, der über das ſeltene Spiel des Schickſals nicht wenig verwundert war. So vergingen einige Monate, der Spätherbſt war eingetreten und Andres mehr auf der Jagd als ſonſt. Der Kleine blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimniß wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hineintrat und nach ſeiner treuherzigen Weiſe anfing: „Herr, Ihr habt einen böſen Kumpan im Hauſe. Zu dem kommt der — Gott ſey bei uns! durch's Fenſter, und geht wieder ab in Rauch und Dampf.“ Dem Andres wurde es bei dieſer Rede zu Muthe, als hätt' ihn ein Blitzſtrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte: als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er ſchon mehrere Tage hinter einander in ſpäter Abenddämmerung in Trabacchio's Zimmer ſeltſame Stimmen gehört, die wie im Zank durch einander geplappert, und heute zum zweitenmal habe es ihm, indem er Trabacchio's Thüre ſchnell geöffnet, geſchienen, als rauſche eine Geſtalt im rothen, goldverbrämten Mantel zum Fenſter hinaus. In vollem Zorn eilte Andres hinauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was ſein Jäger ausgeſagt, und kündigte ihm an, daß er ſich's gefallen laſſen müſſe, in's Schloßgefängniß geſperrt zu werden, wenn er nicht allen böſen Tritten entſage. Trabacchio blieb ruhig und erwiederte im wehmüthigen Ton: „Ach, lieber Andres! nur zu wahr iſt es, daß mein Vater, deſſen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weiſe peinigt und quält. Er will, daß ich mich ihm wieder zuwende, und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entſage, allein ich bin ſtandhaft geblieben, und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er geſehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres, und laß mich bei Dir als ein frommer Chriſt, verſöhnt mit Gott, ſterben!“ In der That ſchien auch die feindliche Geſtalt auszubleiben, indeſſen war es, als würden Trabacchio's Augen wieder glühender, er lächelte zuweilen ſo ſeltſam höhniſch, wie ſonſt. Während der Betſtunde, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, ſchien er oft krampfhaft zu erzittern; zuweilen ſtrich eine ſeltſam pfeifende Zugluft durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raſchelnd umſchlug, ja die Bücher ſelbſt dem Andres aus den Händen warf. „Gottloſer Trabacchio, verruchter Satan, Du biſt es, der hier hölliſchen Spuk treibt!

Was willſt Du von mir? Hebe Dich weg, denn Du haſt keine Macht über mich! — Hebe Dich weg!" — So rief Andres mit ſtarker Stimme. Da lachte es höhniſch durch das Zimmer hin, und ſchlug wie mit ſchwarzen Fittichen an das Fenſter. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenſter geſchlagen, und der Herbſtwind, der durch das Zimmer geheult, wie Trabacchio meinte, als das Unweſen wieder einmal recht arg war, und Georg vor Angſt weinte.

„Nein!" rief Andres, „Euer gottloſer Vater könnte hier nicht ſo herumſpuken, wenn Ihr aller und jeder Gemeinſchaft mit ihm entſagt hättet. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung iſt Euch längſt bereitet. Ihr müßt fort in's Schloßgefängniß, dort möget Ihr Euren Spuk treiben, wie Ihr wollt." Trabacchio weinte heftig, er bat um aller Heiligen willen, ihn im Hauſe zu dulden, und Georg, ohne zu begreifen, was das Alles wohl bedeute, ſtimmte in ſeine Bitten ein. „So bleibt denn noch morgen hier," ſagte Andres, „ich will ſehen, wie es mit der Betſtunde gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd." Am andern Tage gab es herrliches Herbſtwetter, und Andres verſprach ſich eine reiche Beute. Als er von dem Anſtand zurückkehrte, war es ganz finſter geworden. Er fühlte ſich im innerſten Gemüth beſonders bewegt; ſeine merkwürdigen Schickſale, Giorgina's Bild, ſein ermordeter Knabe traten ihm ſo lebendig vor Augen, daß er tief in ſich gekehrt immer langſamer und langſamer den Jägern nachſchlenderte, bis er ſich endlich unverſehens auf einem Nebenwege allein im Forſt befand. Im Begriff zurückzukehren in den breiten Waldweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dickſte Gebüſch flackerte. Da ergriff ihn eine wunderbare, verworrene Ahnung großer Greuelthat, die verübt werde: er drang durch das Dickicht, er war dem Feuer nahe, da ſtand des alten Trabacchio Geſtalt in goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten Hut mit rother Feder auf dem Kopfe, das Arzneikiſtchen unterm Arm. Mit glühenden Augen blickte die Geſtalt in das Feuer, das wie in roth und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Roſt, und der verruchte Sohn des ſataniſchen Doktors hatte hoch das funkelnde Meſſer erhoben zum Todesſtoß. Andres ſchrie auf vor Entſetzen; aber ſo wie der Mörder ſich umblickte, ſauſte ſchon die Kugel aus Andres Büchſe, und Trabacchio ſtürzte mit zerſchmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erloſch. Die Geſtalt des Doktors war verſchwunden. Andres ſprang hinzu, ſtieß den Leichnam bei Seite, band den armen Georg los und trug ihn ſchnell fort in's Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangſt hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es heraus in den Wald, er wollte ſich von Trabacchio's Tode überzeugen und den Leichnam gleich verſcharren; er weckte den alten Jäger, der in tiefen, wahrſcheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf geſunken, und beide gingen mit Laterne, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle. Da lag der blutige Trabacchio; aber ſo wie Andres ſich näherte, richtete er ſich mit halbem Leibe auf, ſtarrte ihn gräßlich an und röchelte dumpf: „Mörder, Mörder des Vaters Deines Weibes! Aber meine Teufel ſollen Dich quälen!“ „Fahre zur Hölle, Du ſataniſcher Böſewicht!“ ſchrie Andres, der dem Entſetzen, das ihm übermannen wollte, widerſtand; „fahre hin zur Hölle, Du, der Du den Tod hundertfältig verdient haſt, dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde ſeiner Tochter verüben wollte! Du haſt nur Buße und Frömmigkeit geheuchelt um ſchändlichen Verrathes willen, aber nun bereitet der Satan manche Qual Deiner Seele, die Du ihm verkauft.“ Da ſank Trabacchio heulend zurück, und immer dumpfer und dumpfer wimmernd gab er ſeinen Geiſt auf. Nun gruben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das ſie Trabacchio's Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!“ ſprach Andres, „aber ich konnte nicht anders, ich war auserſehen von Gott, meinen Georg zu retten und hundertfältige Frevel zu rächen. Doch will ich für ſeine Seele beten und ein kleines Kreuz auf ſein Grab ſtellen.“ Als andern Tages Andres dieſes Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt, der Leichnam war verſchwunden. Ob das nun von wilden Thieren, oder wie ſonſt bewirkt, blieb im Zweifel. Andres ging mit ſeinem Knaben und dem alten Jäger zum Grafen von Bach, und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Bach billigte die That des Andres, der zur Rettung ſeines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergeſtreckt hatte, und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederſchreiben und im Archiv des Schloſſes aufbewahren.

Die ſchreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innerſten erſchüttert, und wohl mochte er ſich deßhalb, wenn die Nacht eingebrochen, ſchlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er ſo zwiſchen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer kniſtern und rauſchen, und ein rother Schein fuhr hindurch und verſchwand wieder. So wie er anfing zu horchen und zu ſchauen, da murmelte es dumpf: „Nun biſt Du Meiſter — Du haſt den Schatz — Du haſt den Schatz — gebeut über die Kraft, ſie iſt Dein!“ — Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigner Wohlbehaglichkeit und Lebensluſt in ihm aufgehen; aber ſo wie die Morgenröthe durch die Fenſter brach, da ermannte ſich Andres, und betete, wie er es zu thun gewohnt, kräftig und inbrünſtig zu dem Herrn, der ſeine Seele erleuchtete. „Ich weiß, was nun noch meines Amts und Berufs iſt, um den Verſucher zu bannen und die Sünde abzuwenden von meinem Hauſe!“ — So ſprach Andres, nahm Trabacchio's Kiſtchen und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergſchlucht.

Nun genoß Andres ein ruhiges, heiteres Alter, das keine feindliche Macht zu zerſtören vermochte.

„Ich wundre mich nicht, daß die Franzoſen Hoffmann lieben,“ nahm jetzt Eduard das Wort, „er beſitzt ein gewiſſes Etwas, das man, meines Wiſſens, in keinem franzöſiſchen Dichter findet, und um gerade Hoffmann zu ſeyn, müßte man alles das erleben und geſehen haben, was Hoffmann erlebte und ſah. Ich glaube, kein Südländer kann ein ſo ſchauriges, ödes Waldleben ſchildern, wie Hoffmann hier geſchildert hat. Alles, was er geſchrieben hat, iſt ſo ſtoffhaltig und phantaſtiſch, daß es auch leicht zu überſetzen und für Ausländer intereſſant iſt, denn bei ihm wohnt der Geiſt nicht im Styl, noch in Reflexionen und philoſophiſchen Ausſprüchen, die doch immer durch Ueberſetzungen ihren höchſten Reiz, ihren feinſten — Duft möcht' ich ſagen, verlieren; und darum iſt Tieck in vollem Glanze eigentlich doch nur uns Deutſchen ſichtbar.“

Die Uebrigen ſtimmten ihm bei und verſprachen einander, ſich den nächſten Abend wieder bei dem Arzte einzufinden.

Neunhundert ſechs und ſiebzigſte Nacht.

Als das Geſpräch heute auf den hohen Norden kam, theilte Willmann folgende ſchwediſche Sage mit:

Schön Anna.

In der Nähe von Udiwalla, wo die Nordſee die Küſte Schwedens beſpült, ſtand Schön Anna, wie ſie nur im ganzen Reiche wegen ihrer wundervollen Schönheit genannt wurde, hielt ſich mit einer ihrer kleinen Hände am zackigen Aſte einer alten Tanne, und ſchaute in die ruhige, ſpiegelhelle See, ſich am Wiederſchein ihrer holden Reize zu entzücken. Was hatte dieſe zauberiſche Gabe des Himmels Anna ſchon für Bewunderer und Bewerber herbeigezogen, doch noch hatte ſie ſich für Keinen entſchieden, weil ihr Keiner reich und erhaben genug ſchien, ihr Herz und Hand zu eigen zu geben. Tief betrübt gingen viele der liebenden Jünglinge von dannen, ja manche gaben ſich im Verzweiflungsſchmerz den Tod — oder lebten einſam fern von anderen Menſchen — Anna's Herz der gefühlloſeſten Härte und eitlen Stolzes anklagend. Sie hatte keine Empfindung für die tiefen Herzenswunden, die die unbeſchreibliche Macht ihrer Reize ſchlug — ſie war nur in ſich ſelbſt verliebt, eitel durch die Huldigungen, die ſie von Allen empfing; und als ihr nun gar bei einem ländlichen Feſte eine Wahrſagerin, die die andern Leute freilich eine böſe Strandhexe nannten, prophezeihte, ſie würde noch einen Thron zieren, mit einer Krone geſchmückt werden und Vaſallen gebieten können — da ſchwand der letzte Reſt hingebender Liebe vollends aus ihrem ſtolzen Herzen, ſie empfing die freudige Bewunderung als einen gewohnten Zoll, und Bach, Meer und Spiegel benutzte ſie nur, an ihrer verführeriſchen Schönheit ſich zu berauſchen. So begann ſie mit ſich ſelbſt zu reden: „Wunderholde Jungfrau, ſchönſtes Bild im Lande Schweden, bin ich Du, und biſt Du ich? Ziert dieſe helle Lilienfarbe meine Stirn, ſtrahlt der zarte Roſenſchimmer von meinen Wangen, iſt dies ſüße Lächeln wirklich meinem Purpurmunde eigen? Ja meine Augen ſtrahlen ſchöner, wie das Blau des Meeres, glänzender wie die Sterne des Himmels!“ Bei dieſen Worten ſtreifte ſie die Gewande ab — ließ ihre Reize wiederſtrahlen aus dem leuchtenden See, und ſtarrte entzückt nach dem eigenen Conterfey. Sie hielt ſich ſelbſt durch dieſen Anblick für beneidenswerth, und dachte nach, wer unter allen den jungen Männern ihrer Bekanntſchaft am wertheſten ſey, ſie ewig zu theilen. Wurde nicht die dem Meeresſchaum entſtiegene Aphrodite von einem Gotte gewählt — ein würdiger Lohn der Schönheit jener Zeiten, die leider vergangen waren. Doch gedachte Anna des ſchönen Grafen Torupſon aus einem der edelſten und reichſten Geſchlechte Schwedens, einem eifrigen Bewunderer, der oft an ihrer Wohnung vorüberzog, gern mit ihr ſprach, und deſſen Jagdhörner eben melodiſch aus dem fernen Walde erklangen. In dieſe Gedanken verſunken, ſtarrte ſie auf ihr eigenes Bild hinab und fragte ſich ſelbſt: „werde ich aber immer ſo ſchön bleiben, oder werde ich auch, wie Andere, wenn ſie Frauen geworden, meine Reize ſchwinden — mich verwelken ſehen?“ Da erhoben ſich plötzlich ſauſend die Winde, zertrümmerten und verzerrten ihr Bild im Meeresſpiegel, und wie höhnend ſchlugen die Wellen das Ufer, Fratzen von Meerungeheuern blickten ſie grinſend an, daß ſie entſetzt zurückſprang. Das Rohr des Ufers ſchwankte, die Weiden ſenkten ihre liſpelnden Zweige in die Fluth, alte abgeſtorbene Föhrenzweige fielen im Walde knarrend herab, entſetzt ſprang Anna vom Ufer zurück, und als ſie ſich umſah, erblickte ſie die alte Strandhexe. — „Entſetze Dich nicht vor Deiner wahren Freundin,“ begann die Alte. „Was ich Dir verkündet, wird geſchehen. Doch Thränen möchte ich weinen über Dein kurzes Glück! Deine Reize werden Dir den reichen, jungen Grafen feſſeln — doch durch ihren Untergang wirſt Du auch ſeine Liebe verlieren. Wie wird die Ehe Deine Anmuth zerſtören. Die Schönheit der Mutter iſt der Kinder liebſter Fraß. Dahin iſt ſie, wenn Du Deinem Gatten einſt Erben geſchenkt. Dann wirſt Du Deine jetzt vollen, runden Glieder nicht mehr gern im Spiegel betrachten, und mit Entſetzen auf Deinen verwelkenden Buſen ſehen, der ſich jetzt elaſtiſcher und ſtolzer hebt und ſenkt wie die Wellen des Meeres, und weißer ſtrahlt, wie der reine Schnee des Sylfjild. Deinen Schatten wirſt Du fragen, warum Deine Wangen ſo bleich und hohl, und vergeblich mit Deinen Augenblitzen Männerherzen zu entzünden verſuchen, matt und eingeſunken treffen ſie nicht mehr. Zu dürft'ger Freundſchaft höchſtens wird ſich dann die glühende Liebe Deines Gatten verkehren!"

„O Mütterlein," ſprach Anna mit dunkeln Schauern — „wenn Du mir helfen kannſt, daß meine Schönheit ewig dauert — ſo hilf mir — ſchließe mit mir den Bund — denn ohne die Schönſte zu ſeyn, kann ich nicht leben."

„Liebes Kind, wohl kann ich durch Zauber den Leib Dir feien, daß nie ein Leid Deinen Reiz zerſtört. In der Aequinoctiums Nacht, wenn Tag und Nacht nicht um die Breite eines Haares ſchwanken, der Vollmond hoch am Himmel herauf zieht, dann erwarte mich auf dem Kreuzwege vor der Haidemühle." — Die Hexe war verſchwunden — Anna blieb im tiefen Sinnen zurück.—

Schöner noch war Anna in den warmen Strahlen des Sommers aufgeblüht, eifrig hatte Graf Torupſon ſich um ſie beworben, und in lauen Nächten ſeine Liebeslieder vor ihrem Fenſter ertönen laſſen — endlich hatte Schön Anna durch ihren Liebeszauber über alle Standesvorurtheile des Grafen geſiegt — er hatte ſie als die Schönſte ſeines Vaterlandes, das bekanntlich ſehr reich an Eva's ſchönen Töchtern iſt — zu ſeiner Braut und künftigen Gemahlin erklärt. Theilen ſollte ſie mit ihm trotz der Warnungen ſeiner hochadlichen Genoſſen — ſeinen Reichthum und Stand. Reich ſchmückte er ſie mit Perlen, Edelſteinen und goldenen Gewändern, wie ein Gnadenbild an Feſttagen, und weckte dadurch den Neid vieler Jungfrauen aus edlen Geſchlechtern. Doppelt wurde Anna nun beneidet — um Schönheit und Glück — um jeden Preis wollte ſie es feſt halten. Sinnend erging ſie ſich in der Nacht des Aequinoctiums in der friſchen Luft, ſchwarz verhangen waren Mond und Sterne — da rauſchte es durch die Hecken, und mit einer Blendlaterne nahte ſich freundlich nickend die alte Verführerin. Entſetzt fuhr Anna aus den ſüßen Träumen empor, in welche ſie die Betrachtung des goldenen Verlobungsringes an ihrem Roſenfinger verſetzt hatte. Bleich, verdüſtert von Thränen, blickte das Weib ihr in die Augen, und flüſterte ihr mit verſtellter Theilnahme zu: „Wehe Dir, ſchöne Jungfrau, läſſeſt Du die heutige Stunde ungenützt vorüber. Sie kehrt Dir nimmer. Den Roſen Deiner Wangen verdankſt Du den goldenen Reif an Deinem weichen, weißen Händchen. Ich liebe Dich wie Deine Mutter, die ſchon lange im tiefen Grabe ruht! Traue mir und meinem Zauber! Folge mir, eh' es zu ſpät.“ — Wehe! nicht widerſtehen konnte Anna den verführeriſchen Worten, ſie folgte mechaniſch der Alten, und Beide ſchritten eilig dahin über die öde, ſumpfige Haide. Irrlichter hüpften wie böſe Gedanken oft zu ihnen aus dem Moor heran, oder folgten ihren eiligen Schritten, und wenn Anna ſich an ihrem Lichtglanz erfreuen wollte, waren ſie verſchwunden, doch war es, als ob die Hexe Zwieſprache mit ihnen hielte. Plötzlich ſchien ein mächtiger Rieſe mit erhobenem Schwerdte den Weg verſperrend aus der Nacht vor ihnen aufzutauchen. „Erſchrick nicht, ſüßes Bräutchen,“ ſagte die Alte, „hier ſind wir an Ort und Stelle bei der Haidemühle. Willſt Du noch, was Du gewollt?“ — Schauer durchrieſelten Anna's Gebein — und zitternd lispelte ſie — „ich will.“ Nun ſtiegen ſie die Treppe der Mühle empor — deren rieſenhafte Flügelſpeichen ſich trotz des heulenden Sturmwindes nicht regten, traten ein in die verlaſſene Mühle, die nun mit einem Male taghelle durch den aus zerriſſenem Gewölk tretenden Vollmond beleuchtet wurde, und die Alte begann ihr teufliſches Werk, zog Kreiſe und murmelte dazu geheimnißvolle, unverſtändliche Hexenſprüche. Dann griff ſie in einen alten Sack und zählte laut die Waizenkörner, die ſie unter magiſchen Sprüchen daraus ergriffen — ſieben lautete es am Ende — es war die Zahl der Kinder, welche Anna als Mutter grüßen ſollten. — „Sieben“ — ſprach die Alte — „ſieben Kinder ſollteſt Du in ſchmerzenreicher Ehe gebären — davor will ich Dich ſchützen, denn ſtärker iſt mein Zauber.“ Dann ergriff ſie der halbohnmächtigen Anna Hand, ſtreifte ihr den Verlobungsring ab und warf durch ihn ein Korn auf die

Steine der Mühle, die ſich plötzlich wie durch einen brauſenden Orcan mächtig in Bewegung ſetzten. Schauer des Todes ergriffen Anna, als ſie bei dem Mahlen eines Kornes einen kurzen ſchmerzlichen Laut wie das Wimmern eines Hundes vernahm. Todtenſtille beherrſchte die öde Weite, als das Werk vollbracht war. Anna fühlte ihr Herz in der Bruſt pochen — ſie wagte nicht gen Himmel zu blicken, wo der Vollmond in hellem Glanze ſtrahlte, und mit bleichem Schein geſpenſtige Schatten über die Haide warf, die Anna zu höhnen und zu verfolgen ſchienen. Lange hörte ſie noch das Kichern der Alten — ſie eilte wie von Furien getrieben nach ihrem Lager.

Während Anna ihr Seelenheil verſchwendet und verloren, wurden im Schloſſe des Grafen Anſtalten zur glänzenden Hochzeitsfeier getroffen, Boten im Lande umher geſendet, um Freunde zu laden, und Künſtler zu werben, Waſſer, Luft und Erde wurden durch Fiſcher und Jäger ihrer Bewohner beraubt, die große Zahl der Gäſte zu ſättigen. Doch was war das für den reichen Grafen, der der letzte ſeines Stammes die ungeheuren Reichthümer deſſelben allein beſaß. Mit hundert Edlen holte er am Hochzeitmorgen die ſchöne Braut nach ſeinem Schloße, die wie eine Königin prachtvoll geſchmückt war. Das Volk ſchrie auf vor Entzücken, wo der Zug vorüber kam, die Frauen mußten ſelbſt geſtehen, daß ein eben ſo ſchönes Weib die Sonne heut ſchwerlich beleuchtete; ja ſelbſt der alte würdige Prieſter hielt am Altare, ehe er die Ceremonie begann, erſtaunt inne, als ſie den Schleier zurückſchlug. Und hatte doch Anna nicht einmal ihren ſchönen Tag, glänzte nicht ſo friſch und roſenroth, wie ſonſt, ehe ſie ihre Seele verlor in der Haidemühle. Ihr ſchuldbewußtes Gewiſſen peinigte ſie immer fort, überall glaubte ſie die böſe Strandhexe hervortreten zu ſehen ihre Schuld verkündend. Betäubt wurde ſie durch die Feier und den Jubel und die Huldigungen der Gäſte, ſie freute ſich ihres Glückes und ihres ſchönen Gatten — doch als ſie in der Brautnacht heimgeführt ward vom entzückten Bräutigam — war es ihr immer, als höre ſie das leiſe Wimmern aus der Haidemühle.

Sieben Jahre waren im Strome der Zeit dahingerauſcht, ſpurlos für Anna wie die Fluthen eines Baches ins unendliche Meer, als der Jahrestag der Vermählung bald wiederkehrte. Gehuldigt wurde der ſchönen Frau, wie vor eben der Zeit, doch glücklich war weder ſie noch der Graf, denn der ſchönſte Segen des Hauſes fehlte, die höchſte Zierde der reizenden Mutter — blühende fromme Kinder! — Anna ſchien berauſcht von ihrem Glück — doch was half dem Grafen Reichthum und Größe, er mußte ſeinen ärmſten Diener beneiden, dem ein Kind den Namen Vater entgegen lallte, er mußte trauern, denn ſein Leben und Lieben blieb unfruchtbar. Schweigend ritten Beide einſt heim von der Kindtaufe eines Nachbarn, als der Vollmond mit glänzendem Licht heraufſtieg; der Graf ritt gedankenvoll hinter ſeinem Weibe her über die Haide, wo ſie einſt frevelte. Grauſig ergriff ſie die Erinnerung — ſie ſpornte ihr Roß zur Eile, als ihr Mann erſchreckt aufſah — denn er erblickte wohl den Schatten des Pferdes, worauf Anna ritt — doch nicht ihren eigenen Schatten. Er glaubte, ſie ſey vom Pferde geſtürzt, eilte ihr näher — entſetzt erblickte er Anna hoch auf dem Roß — aber ihr Leib warf keinen Schatten. Wohl hatte ſie das Entſetzen ihres Gemahls bemerkt, bebend vor der Rache ihres Gatten und angſt vor dem heimlichen Vergelter, der alle böſe Thaten an das Licht der Sonne kommen läßt, warf ſie ſich im Schloſſe angekommen dem entrüſteten Grafen zu Füßen, und bekannte weinend ihr Verbrechen. Schaudernd vernahm er das Bekenntniß von dem Munde der ihm ſonſt ſchöner als die Roſe geduftet, und der ihn nun wie mit Moderluft anhauchte. Ungeheuer rief er: „Du haſt mich und Dich um die edelſten Geſchenke des Himmels betrogen. Fahre hin in Noth und Jammer — Dir fluchend verſtoße ich Dich aus meinem Schloſſe.

Der Arzt unterbrach hier einige Zeit ſeine Erzählung, indem ein Bote ihm mehrere Briefe für den fremden Herrn überbrachte, welcher mit dem jungen Maler angekommen ſey. Willmann übergab ſie dem neuen Gaſte, der ſich alsbald entfernte, um auf ſeinem Zimmer die Briefe zu leſen und zu beantworten. Willmann fuhr in ſeiner Erzählung fort:

Fern von Menſchen und Städten wandelte Anna einſam und verlaſſen. Jeder floh ſie, der Kunde ihres Verbrechens bekam. Obdachlos und ſchlecht gekleidet zitterte ſie bei des Windes Sauſen durch die Gebüſche vor dem Rauſchen der Bäche — denn alles tönte ihr immer wie das Wimmern aus der Haidemühle. Waren die Menſchen hart gegen ſie, ſo fand die Arme auch nicht einmal Troſt in der Natur — denn ſie, die ſo unnatürlich gehandelt, fühlte überall, wie ſchauerlich ſie das Band zwiſchen ſich und der Natur zerriſſen. So war ſie herumgezogen in Armuth, Noth und Kaſteiung ſieben Jahre, todtenbleich, mit erloſchenen Augen und aufgelöſtem Haare war ſie ſo lange als verachtete Büßerin die Welt durchirrt, da nahte ſich ihr einſt im Strahl des Abendlichts ein milder Greis mit freundlicher, natürlicher Geberde: „Genug haſt Du nun gebüßt; folge mir zur Waldkapelle, des Erbarmens milde Stunde erſcheint nun Dir.“ So ſprach der Greis und ſchritt ihr voran durch den dunklen, wildverwachſenen Wald, bis zur einſamen Waldkapelle — die zwar menſchenleer aber hell und erleuchtet war. „Tritt hinein,‘ ſprach der hohe Greis, „und die Du drinnen ſchauen wirſt, bitte, daß ſie Dir verzeihen mögen.“ Zögernd betrat ihr Fuß die Capelle — ſie ſah Niemand — doch war es ihr als hörte ſie liſpelnd ihren Namen nennen am Altar, wo ſieben Kerzen brannten, ohne daß ſie Leuchter gewahrte; eben ſo ſpendete eine Lampe an der Decke hellen Schimmer, ohne daß ſie die Schnur, woran ſie hing, bemerkte, noch konnte ſie die Bilder an den Wänden erkennen, die nur in dämmernden Umriſſen ſchwankten, aber ihre böſen Thaten darſtellten, die Stufen des Altares waren zerbrochen, Fetzen zerriſſenen Tuches hingen herab, keine Meſſe wurde geleſen aus dem unbeſchriebenen heiligen Buch. Nun ſah ſie ſieben leichte Lichtgeſtalten, ihrer Kinder Seelen, an ſich vorüberziehen, welche am verfallenen Altar niederknieten, die Händchen zu frommen Gebete zu Gott erhebend. „Meine ungeborenen Waiſen," rief ſie zitternd vor ihrer Miſſethat — „o verzeiht Ihr mir, was ich an Euch that. Ich habe frevelndlich Eure keimenden Herzen ausgeſtoßen von den ſüßen Freuden und trauten Schmerzen der Erde! Kann Gott und könnt Ihr vergeben?" Lächelnd nickten ſie ihr Vergebung zu und entſchwanden zur Höhe. — Anna ſank ohnmächtig zu Boden in die Arme des Einſiedlers — zu Ende war ihr Schmerz, denn der würdige Greis — war der Tod.

Zu derſelben Stunde weckte ein ſanftes melodiſches Klingen den bekümmerten Grafen Torupſon auf ſeinem einſamen traurigen Lager. Anna zog ihn grüßend vorüber, und legte ihm den goldnen Trauring auf ſein Bett. Nie ſang er wieder ein fröhliches Lied, noch kam Freude in ſeine Bruſt. Verfallen iſt ſeine Burg, und mitternächtig Gevögel durchſchwirrt die ſtolzen Hallen, die einſt Schön Anna's Bild verſchönte.

Der Arzt ſchwieg, die Freunde ſchwiegen auch, denn die Sage, welche er mitgetheilt, hatte ſie tief ergriffen und ohne noch, wie wohl ſonſt geſchah, etwas über die Sage zu ſprechen, ſagte Jedes dem Andern gute Nacht.

Neunhundert ſieben und ſiebzigſte Nacht.

Als heute die Männer ſich bei Eduard eingefunden hatten, traten auch Alma, Gertrud und Claudine ein, nur Marie war heute bei der Freifrau geblieben, die ſich viel beſſer befand, aber doch noch zu ſchwach war, um im Salon erſcheinen und an dem gewöhnlichen Verein Theil nehmen zu können. Ihr Gemahl verweilte bei ihr, der Maler und der mit ihm gekommene Fremde hatten verſprochen, den Abend bei Eduard zuzubringen und kamen jetzt auch zu den Uebrigen.

Das Geſpräch kam heute auf die alten Sachſen und ihren Aberglauben, und der Fremde ſagte: „Die alten in England angeſiedelten Sachſen, ſchrieben beſonders dem ſogenannten Bahrgeiſt große Macht zu, und befolgten ſeinen Rath ſehr gewiſſenhaft, denn ſie glaubten eben ſo feſt an ihn, als ſie ihn fürchteten.“

„Niemals habe ich etwas von dieſem Bahrgeiſte gehört," ſagte Alma.

„Nun ſo erlauben Sie mir, Sie mit dieſer Sage vom Bahrgeiſte bekannt zu machen," ſprach hierauf der Fremde und begann.

Der Bahrgeiſt.

(Eine altſächſiſche Sage.)

Der Bahrgeiſt iſt der Schatten eines Verſtorbenen, welcher ſich gewöhnlich an dem Orte aufzuhalten pflegt, an welchem ſich ein Schatz befindet, oder wo ihm, als er noch lebte, ein Leid zugefügt wurde. Er nimmt ſtets Antheil an der Familie, welcher er früher angehörte, und an den Bewohnern des Hauſes, in dem er früher lebte. Er erſcheint als Warner oder als Rachegeiſt, je nachdem die Perſon iſt, welcher er ſich naht. Folgende Sage iſt mir in England von einem Baron, welcher ſich rühmt von den alten Sachſen abzuſtammen, erzählt worden.

Edrick, ein berühmter ſächſiſcher Held und Beſitzer mehrerer feſten Schlöſſer, verliebte ſich in ein ſchönes Fräulein und gewann ihre Gunſt. Ihre Aeltern, obgleich den Sachſen feindlich geſinnt, willigten endlich doch in ihre Verbindung mit Edrick, welche mit großer Pracht und vielem Glanze vollzogen wurde.

Edrick's Gemahlin, Ermengarde, war ein

ſanftes, ſchönes Weſen, aber unheimliche, ſchaudervolle Träume raubten ihr ihren heitern Sinn, und ſie verſank in eine ſtille Schwermuth, die ihren, die Heiterkeit liebenden Gemahl von ihr entfernte.

Edricks ſehnlichſter Wunſch, einen Erben zu erhalten blieb unerfüllt, und ſeine früher ſo heiße Liebe zu ſeiner Gemahlin, verwandelte ſich nach und nach in Abneigung. Bei einem Feſte ſah der ſächſiſche Held ein ſchönes ſächſiſches Fräulein, und mit eben der Leidenſchaft, welche er früher für Ermengarde empfunden hatte, bemühte er ſich jetzt um die Liebe des ſchönen Fräulein Rowena. Die feurige Rowena fand den ſchönen, blonden Edrick ſehr liebenswürdig, ſie nahm ſeine Schmeichelworte wohl auf, und geſtattete ihm während der Abweſenheit ihres Vaters mehrere geheime Zuſammenkünfte auf deſſen Schloſſe. Bezaubert von ihrer Liebenswürdigkeit, wünſchte er ſehnlich, ſich mit ihr zu vermählen, und dachte bald ernſtlich an eine Scheidung von ſeiner Gemahlin. Verſchiedenemale wollte er mit ihr darüber ſprechen, aber ſtets hielt ihn eine gewiſſe Scheu davon ab, ja wenn ſie ihn hold und gelaſſen anſah, fühlte er, daß er niemals das Wort: Scheidung würde über ſeine Lippen bringen können. Mit freudigem Schreck erfüllte ihn jetzt die ihm heimlich von Rowena mitgetheilte Kunde, daß ſie Mutter ſey, und Edrick ſäumte nun nicht länger, ſich von Ermengarde zu befreien. In der nächſten Nacht trat er an das Lager ſeiner ſchlummernden Gattin, und ſtieß ihr den Dolch in die Bruſt. Gegen ſeine Vaſallen und Diener ſagte er, daß Ermengarde in einem Anfalle von Wahnſinn ſich ſelbſt den Tod gegeben habe, und ließ ſie, ſich ſehr traurig ſtellend, mit großem Prunk beerdigen. Kurze Zeit nachher verband er ſich mit der ſchönen Rowena, ohne ſich über den an Ermengarden verübten Mord Vorwürfe zu machen.

Eines Abends ſaß Frau Rowena in dem Zimmer, in welchem ihre unglückliche Vorgängerin ermordet worden war, beſchäftigt Leinenzeug für den zu erwartenden Erben zu nähen, ihre Kammerfrauen hatten ſich auf ihr Gebot entfernt, ihr Gemahl befand ſich auf der Jagd. Mitternacht war nahe, ohne daß Rowena daran dachte ſich zur Ruhe zu begeben.

Jetzt fühlte ſie auf einmal ſich von einem eiſigen Luftzuge berührt, ſie ſtand fröſtelnd auf, um zu ſehen, ob ein Fenſter offen ſey, ſie waren wohl verſchloſſen. Die Frau ſetzte ſich wieder an ihre Arbeit, und auf's Neue fühlte ſie den empfindlich kalten Hauch, unmuthig blickte ſie auf und ſiehe, eine holde, faſt durchſichtige Geſtalt im weißen Nachtkleide, die linke Hand feſt auf eine Wunde am Herzen gelegt, ſchwebte auf ſie zu. Mit Schauder erkannte Rowena in ihr die verſtorbene Gemahlin Edricks, ſie gewahrte die Blutflecken auf ihrem Gewande, und ſchlug mit zitternder Hand ein Kreuz.

„Ich bin kein böſer Geiſt!" tönte es von den Lippen des ſchattenähnlichen Weſens, „auch haſſe ich Dich nicht, obgleich Du die Urſache meines frühen Todes biſt. Aber niemals werde ich auf immer ruhen können, bis nicht das Unglück einer Tochter dieſes Hauſes, das ihr durch einen Mann kommt, meinen blutigen Schatten verſöhnt hat.“

Rowena hatte todtenblaß und zitternd dieſe Rede angehört, und ſchon hatte ſich der Schatten längſt wieder entfernt, ehe die erſchrockene Frau es wagte ſich von der Stelle zu rühren. Mit wankenden Knieen verließ ſie das Gemach, und ging in die große Halle, in welcher ſie ihre Diener und Dienerinnen verſammelt fand. Von Stund an blieb Frau Rowena nicht einen Augenblick allein, und um nichts in der Welt wäre ſie wieder in Ermengardens Sterbezimmer gegangen.

Einige Tage nach dieſem Vorgange kehrte Edrick heim, er fand ſeine Gemahlin ſehr verſtört, und fragte ſie nach der Urſache ihrer Verſtimmung. Unter vielen Seufzern und Thränen geſtand ſie ihm, ſich feſt an ihn anſchmiegend, daß ſie den Schatten der verſtorbenen Ermengarde geſehen, und wiederholte, was die Todte geſagt.

Edrick nannte die Erſcheinung ein Gebilde ihrer Einbildungskraft und redete ihr herzhaft zu, doch ſein Gewiſſen ſprach anders als ſein Mund, und die Verſicherung, er wolle eine Nacht in dem Zimmer verweilen, wurde ihm ſchwerer als es ſchien.

Gegen elf Uhr Nachts begab ſich auch wirklich Edrick mit Lichtern verſehen in das Gemach; um nicht feſt zu ſchlummern, ſetzte er ſich auf einen Seſſel, die Erſcheinung des Bahrgeiſtes zu erwarten und ſie zu fragen, was er zu thun habe, um ihr Ruhe zu verſchaffen.

Ueber eine Stunde wachte Edrick bereits, und ſchon glaubte er Ermengardens Schatten werde für ihn nicht ſichtbar werden, da fühlte er plötzlich das Wehen eines eiſigen Hauches, und langſam ſchwebte die todtenbleiche, zarte Geſtalt Ermengardens auf ihn zu, die weiße Hand auf die blutende Wunde gedrückt.

Edrick, ſo muthig er ſonſt auch war, ſchauderte, und mühſam glitt die Frage von ſeinen Lippen: „was begehrſt Du und wodurch kann ich Dir Ruhe verſchaffen?“ „Du haſt mich in der Blüthe meiner Jahre gemordet, ohne daß ich mich auf meinen Tod vorbereiten konnte,“ ſprach der Schatten, „ich bin nicht gerächt; ſo wiſſe denn: keine Tochter Deines Stammes wird glücklich ſeyn, bis eine davon das Liebſte, was ſie beſitzt, mir zum Opfer, freiwillig, unaufgefordert von ihren Verwandten bringt, aus Mitleid für mich. Sorge dafür, daß alljährlich an meinem Todestage eine Frau oder Tochter dieſes Hauſes für das Heil meiner Seele bete, und daß jede Tochter dieſes Geſchlechtes, ſobald ſie ihr zwanzigſtes Jahr erreicht, eine Nacht in dieſem Zimmer bete, wo ich ihr erſcheinen und ihr Schickſal verkünden werde.“

Als Edrick einen feierlichen Schwur geleiſtet, daß er Ermengardens Gebot erfüllen werde, verſchwand der Schatten, und Edrick war froh, als endlich der Morgen graute und er das Gemach verlaſſen konnte. Er verſicherte ſeiner Gemahlin, daß er nicht das Mindeſte geſehen und gehört habe, und beruhigte ſie dadurch einigermaßen, das Zimmer aber ließ er zunageln, und verbot Jedem im Schloſſe, es zu betreten, denn er fürchtete, der Schatten Ermengardens möge auch Andern erſcheinen und offenbaren, was Edrick gethan. Rowenas Stunde erſchien, ſie ward glücklich und leicht von einem Zwillingspaare entbunden, über welches Edrick ganz glücklich war. Doch den dritten Tag ſtarb Rowena, und ihr Gemahl dachte mit Schauder daran, daß dies wohl eine Rache von Ermengarden ſeyn könne.

Seine Kinder, Edrick und Eveline wuchſen lieblich empor, Eveline war ſchön und zart, wie die Mutter, Edrick kräftig und beherzt, wie der Vater. So ein roher, gewiſſenloſer Mann auch Edrick war; ſo unbeſchreiblich liebte er doch ſeine Kinder, für ſie hatte er die Zärtlichkeit einer Mutter und ſie hingen ebenfalls an dem rauhen Manne, der gegen ſie doch ſo gut war, mit großer Liebe. Dieſe Zärtlichkeit für ſeine Kinder machte den Vater beſorgt um das Geſchick ſeiner Lieblinge und an ihrer Mutter frühen, unvorhergeſehenen Tod denkend, fürchtete er Ermengardens Rache.

Kaum war die kleine Eveline fähig ein Gebet zu ſprechen; ſo mußte ſie für Ermengardens Heil beten, und je älter ſie wurde, deſto ängſtlicher empfahl ihr der Vater, dieſes Gebet ja niemals zu vergeſſen. So verſtrich ein Jahr nach dem andern, der junge Edrick war ein kräftiger Jüngling geworden, ein Jäger, Reiter, Fechter und Kämpfer an dem der Vater Freude hatte, Eveline eine Jungfrau, von deren Schönheit weit und breit geſprochen wurde, und um welche ſich mit Wiſſen ihres Vaters ein edler Held bewarb, der ihr wohlgefiel.

Jetzt traten beide Zwillinge ihr ein und zwanzigſtes Jahr an, und Edrick dachte an Ermengardens Gebot. Er fürchtete ſich, ſeine Tochter eine Nacht in dieſem Gemache zubringen zu laſſen, und fürchtete auch Ermengardens Rache herauszufordern, wenn er es umgehe. Endlich beſchloß er, Eveline in das Schloß zu ſenden, und ſagte ihr, daß ſie einer alten Sitte gemäß dieſe Nacht in dem verſperrten Zimmer zubringen und für Ermengardens Seele beten müſſe.

Sie fand darin nichts Unheimliches, und gewohnt, dem Befehle ihres Vaters zu gehorchen, willigte ſie ein. Das Zimmer wurde geöffnet, friſche Luft eingelaſſen, und als die Nacht hereinbrach, betrat es ohne Furcht Eveline, reichlich mit Kerzen verſehen. Im Nebenzimmer verweilte ihr Vater.

Eveline kniete in dem Gemache nieder, und betete recht inbrünſtig; da empfand ſie bald eine unerklärliche Angſt, es ward kalt um ſie wie in einem Grabgewölbe, und als ſie aufblickte, ſah ſie Ermengardens Schatten vor ſich.

Ein leiſer Schrei des Entſetzens drang aus ihrer gequälten Bruſt, der Schatten aber ſprach: „fürchte

Dich nicht, Du haſt für meine Seele gebetet, und ich will Dir kein Leid zufügen, doch Dein Schickſal muß ich Dir verkünden, es wird das meine ſeyn, und noch oft wird es ſich in Deinen Enkelinnen wiederholen, bis großmüthige Entſagung meinen Schatten Ruhe bringt. Die Erſcheinung ſeufzte tief auf und verſchwand.

Eveline ſtieß einen lauten Schrei aus, ihr Vater trat in das Gemach und fand ſeine Tochter bewußtlos am Boden liegen. Nach langen Bemühungen kehrte ſie in das Leben zurück und erzählte ihrem Vater, was ſie geſehen und gehört.

Dieſer erſchrak, denn er glaubte an die Prophezeihung der ruheloſen Ermengarde, und wurde von Stund an von der bangſten Beſorgniß um die Zukunft ſeines geliebten Kindes erfüllt; eher vergaß das Fräulein, erfüllt vom leichten Sinne der Jugend die Prophezeihung. Ein Jahr verſtrich, mehrere reiche und angeſehene, tapfere Männer hatten ſich um Evelinens Hand beworben, keinem mochte der ängſtliche Vater ſie vertrauen, endlich als er ſchwer erkrankte und ernſtlich daran dachte, daß Eveline nach ſeinem Tode Schutz bedürfe, verlobte er ſeine Tochter mit einem Jünglinge, den er vollkommen traute, und deſſen Sanftmuth oft der Spott andrer Männer herausgefordert hatte.

Der Jüngling liebte Evelinen unendlich, er ſchätzte es ſich für eine große Ehre, Edricks Eidam zu werden, und führte Evelinen als ſeine junge Gemahlin mit Jubel auf ſein feſtes Schloß. Wenige Wochen nach der

Vermählung des jungen Paares, genaß der Held Edrick, und ſeine Geneſung veranlaßte ſeinen eben heimgekehrten Sohn, den jungen Edrick, wieder hinaus in das Feld zu ziehen, ohne vorher ſeine Schweſter zu beſuchen, und ſeinen Schwager Edgar kennen zu lernen.

Vollkommen glücklich lebte in dieſer Zeit Eveline an der Seite eines Gemahls, der ſie unbegränzt liebte, und deſſen Sanftmuth ſich nur dann in Heftigkeit verwandelte, wenn ſeine Eiferſucht rege wurde, die freilich nie von ihm wich, wenn auch Eveline ſich ſorgfältig hütete, ihm den geringſten Grund dazu zu geben.

Sie wurde Mutter eines lieblichen Mädchens, und ihr Glück ſchien ſo vollkommen geſichert, daß der alte Vater Edrick der Prophezeihung kaum mehr gedachte.

Eines Tages ſaß Eveline in der Dämmerung in ihrem Kloſet, da ging die Thür auf, und Edrick, ihr Bruder, ſtand überraſchend vor der Schweſter. Mit einem lauten Freudenſchrei flog ſie in ſeine Arme, beide Arme um ſeinen Hals ſchlingend, da ſtürzte zur unglücklichen Minute ihr Gemahl in das Zimmer, und ihren Bruder, den er nie geſehen hatte, für ihren Buhlen haltend, ſtach er raſch ſein Schwert in Evelinen's Bruſt. Edrick forderte den Unglücklichen auf Leben und Tod, Edgar blieb, und Edrick zog mit der Trauerkunde zu ſeinem Vater, der ſeine Enkelin Alswitha unter ſeinen Schutz nahm und auf ſein Schloß bringen ließ.

Auf ſeinem Todbette bekannte er ſeinem Sohne, was er an ſeiner erſten Gemahlin gethan, und beſchwor ihn, jede Tochter ſeines Hauſes für Ermengarden's Ruhe beten zu laſſen, und die Prophezeihung zu achten, welche Jede von ihr vernehmen würde, wenn ſie in das dazu beſtimmte Gemach an ihrem ein und zwanzigſten Geburtstage gehen würden.

Was die ermordete Ermengarde den jüngern Töchtern aus Edrick's Geſchlecht verkündet hat, berichtet die Sage nicht; doch das iſt gewiß, daß Keine verfehlte, das Gebot des Ahnherrn zu vollziehen, und daß alle Prophezeihungen immer zutrafen.

Noch zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts verſäumte keine Tochter des Hauſes, für den unglücklichen Wahrgeiſt zu beten und auf ſeine Prophezeihung zu merken, leider entging dennoch Keine dem Schickſale, welches die Erſcheinung ihr verkündete, und faſt die meiſten aus Edricks Geſchlecht ſtarben durch ihre Gatten. Erſt nach Jahrhunderten gab ein Fräulein aus dieſem Hauſe, das jüngſte und ſchönſte, ihren Verlobten, den ſie unbegränzt liebte, auf, weil ſie fürchtete: es möge ſich auch an ihr Ermengarden's Prophezeihung erfüllen. Sie liebte den Mann ihrer Wahl über Alles, ſie wollte den Gegenſtand ihrer Anbetung nicht entheiligen, nicht Urſache ſeyn, daß er die Prophezeihung des Wahrgeiſtes erfülle, deßhalb nahm ſie den Schleier und ſtarb als Nonne in einem Kloſter Schottlands. Später ließ ſich auch die unheimliche Erſcheinung nicht mehr ſehen, Ermengarden's Schatten hatte Ruhe im Grabe gefunden.

„Das iſt ja ſchrecklich," ſagte der Arzt, „ich habe ſchon oft von Familien gehört, die ein eignes Mißgeſchick Jahrhunderte hindurch verfolgt, aber es ſpricht ſich doch immer auf verſchiedene Weiſe aus, wenn in jeder Generation die Frauen eines Geſchlechtes durch die Hand ihres Gatten ſterben, das iſt ſeltſam und klingt ſehr unwahrſcheinlich."

„Und doch," verſicherte der Fremde, „iſt meine Geſchichte verbürgter, als manche, an der kein Menſch zweifelt. Vor mehreren Jahren kam ich in ein engliſches Dorf, das jetzt, ſo wie die ganze Baronie, zu welcher es gehört, im Beſitz des Lord C. . . iſt, welcher ſeine Abkunft von dem alten Sachſenhelden Edrick ableitet. Er beſitzt ein ſchönes Schloß, das er ſelbſt erbaut, und durch einen großen, geſchmackvollen Park verſchönt hat. Unweit des Dorfes befanden ſich damals noch wenige Ueberreſte eines alten Schloſſes, deſſen Lage mir reizender dünkte, wie die des neuen Schloſſes. Ich fragte den Lord, warum er nicht lieber ſein neues Schloß an die Stelle des alten erbaut habe, und er ſagte mir, ſeine Gemahlin habe es nicht gewünſcht. Später erfuhr ich, daß ſeine Gemahlin ſehr abergläubiſch ſey, und doch, wie meiſt alle abergläubiſche Perſonen, nichts lieber leſe, als Sagen und Geſpenſtergeſchichten. So hatte ſie denn in der Bibliothek in einem andern, zweihundert Jahre alten, zu ſeinen Gütern gehörigen Schloſſe, eine alte geſchriebene Hauschronik gefunden, welche der Caplan, welcher zu Edricks Zeiten lebte, begonnen hat, und die ſeine Nachfolger fortgeſetzt haben, bis dies alte, edle Geſchlecht ausgeſtorben iſt. Da fand ſich denn, daß faſt jede der Fräuleins aus dem Geſchlechte durch die Hand des Gatten geſtorben iſt. Einige ſind ermordet, andere durch Unvorſichtigkeit oder einen böſen Zufall, aber doch immer durch die Hand des Gemahls, oder durch deſſen Veranlaſſung getödtet worden, und ſeine Gattin wünſchte nun aus Aberglauben: er möge das neue Schlaß nicht auf die Stelle bauen, wo das alte geſtanden habe."

Der Fremde ſchwieg, die Glocke ſchlug Zwölf und die Geſellſchaft trennte ſich.

Neunhundert acht und ſiebzigſte Nacht.

Als heute das Geſpräch auf den Glauben an den Bahrgeiſt kam, ſprach der Caplan:

In Polen hatte man einen ſonderbaren Glauben von Verſtorbenen, hauptſächlich in Samogitien. Starb Jemand, ſo bekleideten die Samogitier den Leichnam mit den beſten Kleidern, ſetzten ihn auf einen Stuhl, tranken ihm zu Ehren Bier und ſangen: „Ach warum biſt Du geſtorben? hatteſt Du nicht Trank und

Speiſe? Ach, weshalb biſt Du geſtorben? hatteſt Du nicht ein liebes Weib? Ach, warum biſt Du geſtorben? hatteſt Du nicht Haus und Hof? Ach, warum biſt Du geſtorben? hatteſt Du nicht Rinder, Pferde, Schaafe?“

Begrub man die Leiche, ſo folgte derſelben ein berittener Haufe mit gezogenem Säbel, der, um die böſen Geiſter abzuwehren, in die Luft geſchwenkt wurde. Dann ſetzte man den Todten in einem Hügel bei, legte bei ihm Brod oder ein Gefäß mit Bier, oder einige Münzen, und war es ein Weib, Nadel und Zwirn nieder. Des Verſtorbenen Gattin mußte dreißig Tage nach einander bei Tagesanbruch und Sonnenuntergang am Grabe des Mannes weinen. Am dritten, vierten und ſechſten Tage nach dem Begräbnißtage verſammelten ſich die Verwandten des Geſtorbenen zu einem ſtillen Trauermahle, bei welchem man die Seele des Abgeſtorbenen in Begleitung mehrerer Geiſter gegenwärtig glaubte; dabei bot man ihnen Speiſe und Trank an und bediente ſich keiner Meſſer. Nach beendigtem Mahle erhob ſich ein Prieſter, kehrte mit ernſtem Anſtande das Haus rein und ſprach: „Jetzt entfernt Euch, fort, Ihr Geiſter, jetzt habt Ihr Speiſe und Trank genoſſen.“

Einſt war ein ſehr reicher Mann geſtorben, wenige Tage nach ſeiner Verheirathung mit einem ſchönen, tugendhaften Mädchen. Der Sitte gemäß wurde der Todte beerdigt, eine Hütte im Walde errichtet und der zum Mahle beſtimmte Tiſch reichlich mit Lebensmitteln beſetzt. Wie gewöhnlich ſetzten ſich die Trauernden und die übrigen Leichenbegleiter um den Tiſch, und luden den Verſtorbenen feierlich ein, heraufzuſteigen und von den für ihn zubereiteten Gerichten zu eſſen. Beſonders traurig war die Wittwe, ſie jammerte unaufhörlich, endlich ſchrie ſie laut: „Ach warum biſt Du geſtorben, Du hatteſt ein liebevolles, getreues Weib! Ach! —

Da ſchwebte plötzlich die ſchattenähnliche Geſtalt des Verſtorbenen unter die Trauernden, alle wurden todtenbleich, das Weib zitterte, und mit vernehmlicher, feierlicher Stimme ſprach der Geiſt: „Weib, Du haſt mich zu Deinem Verderben gerufen! Du biſt meine Mörderin, denn Du haſt mich, als ich ſchlief, mit dem Kiſſen Deines Bettes erſtickt; obgleich keine Spur Deiner That an meinem Körper ſichtbar iſt, ſo ſchreit ſie doch ſo laut um Rache, daß ſich das Grab wieder aufgethan hat, damit ich herausſteige und Deinen Mord verkünde!“

Das Weib ſchrie laut auf und ſank, vom Schlage getroffen, zu Boden, und der Schatten verſchwand.

„Das iſt ja ſchauerlich,“ ſagte die Doctorin, und der Caplan ſprach:

Deſto freundlicher ſind die Hochzeitgebräuche. Die Braut wird dem Anſcheine nach mit Gewalt aus dem Hauſe des Vaters fortgebracht, nicht vom Bräutigam, ſondern von zweien ſeiner Freunde. Am Hochzeitstage wird die Neuvermählte dreimal um den Heerd im Hauſe des Bräutigams geführt, dann wäſcht man ihr die Füße, und mit dem zu dieſem Behufe gebrauchten Waſſer beſprengt man das Hausgeräth, das Hochzeitsbette und ſämmtliche Anweſende. Nachher ſtreicht man der Braut, um ihr anzudeuten, jeden Streit mit dem Manne zu vermeiden, Honig auf die Lippen; bedeckt ihr die Augen mit dem Hochzeitsſchleier, und führt ſie an alle Thüren des Hauſes; dort ſtampft ſie mit dem rechten Fuße auf die Erde, und ſogleich breitet man Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer; Erbſen, Bohnen und Mohn vor ihr aus. Darauf ſpricht einer der Umſtehenden: „wenn Du der Religion treu bleibſt, Dein Hausweſen richtig beſorgſt und fleißig biſt, wirſt Du niemals Mangel leiden.“ Alsdann nimmt man der Braut die Binde ab und ſetzt ſie an die feſtlich zubereitete Tafel. Abends, wenn ſie tanzt, ſchneiden junge Mädchen ihr geſchickt das Haar ab, und führen ſie unter Schlägen in das Brautbette.

„Ich finde den letzten Gebrauch eben nicht ſchön,“ ſagte Claudine, „und würde ihn mir höflich verbitten.“

„Gewohnheit macht Alles erträglich, ja ſogar ſchön,“ erwiederte Willmann, und wenn es ſonſt in unſerer Gegend Mode würde, opferten unſere Damen ihre ſchönſten Locken vom Haupte.“

In demſelben Augenblicke ſtieß Gertrud einen Schrei aus, und auf die Frage: was ihr begegnet ſey, verſetzte ſie: „ich ſchaute durch das Fenſter, da war es mir, als ſchwebe eine weißliche, rieſenhafte Geſtalt vom Garten aus nach dem Schloſſe zu.“

„Das Mondlicht und Deine Phantaſie haben ſich vereint, um Dich zu täuſchen,“ ſprach freundlich ihr Gatte, „auch kannſt Du wirklich den Schatten des langen Gärtners geſehn haben, der vielleicht im Garten herum gewandelt iſt.“

Gertrud lächelte jetzt ſelbſt über ihre Furcht, und ſprach: „es wird ſo ſeyn, und iſt es denn ein Wunder, wenn man endlich furchtſam wird, da Abend für Abend das Geſpräch auf Erſcheinungen und übernatürliche Gegenſtände kommt?“

„Ich weiß nicht,“ bemerkte Eduard, „auf mich machen ſolche Erzählungen die entgegengeſetzte Wirkung, je mehr ich davon höre, deſto mehr werde ich geneigt, alle Sagen und Geſpenſtergeſchichten für Phantaſiegebilde zu halten, oder — bin ich eben anders geſtimmt — den unheimlichen Erſcheinungen, die ja unſern Vorfahren kein Leid thaten, wenn ſie gut und fromm blieben, keck entgegen zu treten.“

„Homöopathiſche Cur,“ ſagte lächelnd der Doktor, „aber um meine Gertrud zu curiren, will ich jetzt eine Sage erzählen, welche man ſich noch jetzt in Frankreich, wo der Aberglaube ſtärker und verbreiteter iſt, als wir glauben, als Thatſache erzählt.“

Das Rieſenweib.

Colbert hatte Ludwig den XIV. endlich zur Beſichtigung der vollendeten Arbeiten im Innern des Schloſſes und der Gärten zu Verſailles eingeladen. Alle um den Monarchen wetteiferten, das Großartige des Baues zu preiſen; unterdeß wurde es Nacht, die Herren und Damen drängten ſich in den prachtvollen Salons, und eines ſuchte das andere durch den Reichthum der Kleidung zu übertreffen. Der König ging hochentzückt unter den Gruppen einher, und hörte, als er an ein Fenſter trat, einen Ausruf des Erſchreckens von Jemandem, den er nicht ſah, weil die großen Sammetvorhänge ihn verſteckten; wohl aber kannte er die Stimme — es war der berühmte Boßnet, Biſchoff von Meaux.

Der König trat hinter den Vorhang, fragte, was ihm fehle.

„Ach Sire," antwortete der berühmte Redner. „Der König wird mich entſchuldigen, wenn er erblickt, was meine Augen ſahen." Dabei deutete er durch eine Fenſterſcheibe in den Garten, den das Mondenlicht beleuchtete; dort ſchritt ein Rieſenweib mit einer Mütze, gleich jener der alten Phrygier, und einem dreifarbigen Gewande umher; in der Hand hielt ſie eine ungeheure Senſe, und mit derſelben zerſchlug ſie und warf darnieder die Statuen, Vaſen, Bäume, Säulen. Als nichts mehr zu zerſtören war, ſchritt das Weib auf das Schloß zu, und wollte auch dies zu vernichten beginnen. Der König ergriff entſetzt die Hand des Prälaten, und ſagte: „Wenn Gott es will, kann meine Macht es nicht hindern,“ und trat in die Gallerie zurück.

Weder er noch der Biſchoff verſchwiegen, was ſie geſehen hatten; auch andere hatten das Geſpenſt erblickt.

Neunhundert neun und ſiebzigſte Nacht.

Die Freifrau war geneſen, alle Bewohner des Schloſſes verſammelten ſich heute freudig in ihrem Salon, auch der Fremde, der noch immer ſeinen Schirm über die Augen trug, und ſich mit leichtem Halsweh entſchuldigend, wenig ſprach.

Alma erzählte heute folgende Sage.

Lenora vom Oybin.

Als der letzte Raubritter auf dem Oybin hauſete, erfüllte der Anblick dieſes ſchönen Berges das Herz des Wanderers mit Entſetzen und Grauen, denn ärger als der Fürſt der Hölle trieben es jener Ritter und ſeine Geſellen.

Nur der alte Burgvoigt Benno war nicht wie die

Andern, ſondern rechtlich und gut, obwohl rauh und ſtrenge, wie es ſein Amt mit ſich brachte. Einem Engel zu vergleichen war aber Lenora, die blühende Tochter Benno's, welche er ſorgfältig bewahrte, daß ſie fern und unbemerkt blieb von den böſen Rittern und dem loſen Burggeſinde, und daß ſie nichts erfuhr von den Unthaten, deren Ritter und Geſinde ſich ſchuldig machten, ſobald ſie die Burg und den Berg verließen.

Lenora zählte ſechzehn Jahre, aber ſie kannte noch nichts von der Welt als den Wunderberg, auf welchem das Schloß ſtand, und das ſtille, wilde Oybiner Thal. Nie noch hatte ſie dieſes Thal verlaſſen, und keinen deutlichen Begriff von dem, was ſie von der höchſten Höhe des Berges aus in blauer Ferne erblickte.

Da fingen die Raubritter einſtmals einen Jüngling, den Sohn eines angeſehenen Patriziers aus Zittau, dem die Raubritter feind waren, weil er im Rathe die Bürger ermuntert hatte, Klage zu führen wider die Räuber vom Oybin, und vom Kaiſer zu begehren, daß er das Raubneſt zerſtöre.

Dieſen Jüngling führten ſie mit ſich auf den Berg in das Raubſchloß, um ſeinen Vater zu zwingen, ein Verſprechen zu geben, nichts mehr gegen die Raubritter zu reden noch zu unternehmen.

Weil nun die Liſtigen den Jüngling veranlaſſen wollten, daß er ſeinem Vater eine beſſere Meinung von ihnen beibrächte, ſo hielten ſie ihn nicht in ſtrenger unterirdiſcher Haft, wie ſolches ihre Art mit anderen Geſangenen war, ſondern ſie gaben ihm eine ehrliche, ritterliche Haft in dem Theile des Schloſſes, wo Benno ſeine Wohnung hatte, und hielten ihn auch ſonſt wohl.

Von Benno's Stübchen aus konnte dieſer durch ein wohl verborgenes Fenſter in das Zimmer hinabblicken, in welchem der junge Edgar gefangen ſaß, ohne daß dieſer Etwas davon merkte, und durch jenes Fenſter erblickte Lenora den Jüngling, und wie ſie ihn erblickte, wandte ihr Herz ſich ihm zu, daß ſie ihn lieben mußte, als ihre erſte Liebe.

Das war ihr erſtes Geheimniß, daß ſie ihrem Vater nicht mittheilte, aber dem Jüngling hätte ſie es noch weit weniger mittheilen können, überhaupt keinem Menſchen auf Erden, ſondern nur der heiligen Jungfrau.

Hier unterbrach ſich Alma in ihrer Erzählung, um ſie die folgende Nacht fortzuſetzen.

Neunhundert und achtzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Heute fuhr Frau von Seckendorf fort:

Endlich bemerkte der Jüngling doch das liebliche Mädchen, und ihr Anblick erfüllte ſein Herz mit Liebe.

Er wünſchte nichts inniger, als ſie bald in der Nähe zu ſehen und zu ſprechen. Sein Wunſch ward ſchneller erfüllt, als er gehofft hatte, der alte Burgvoigt erkrankte, und gab ſeiner Tochter den Auftrag, den gefangenen Jüngling mit Speiſe und Trank zu verſehen.

Anfangs wagte der Jüngling der Jungfrau nichts zu ſagen, als einige freundliche Dankesworte, daß ſie ihn bediene, und Lenora ſchlug dabei die Augen nieder; endlich aber fanden ſie doch Worte für ihre Empfindungen, und gelobten einander im Gefängniſſe ewige Liebe und Treue. Obgleich Lenora glücklich durch ihres Geliebten Nähe war, wünſchte ſie doch ſehnlich, ihn zu befreien; er hatte ihr ja hoch und theuer zugeſchworen, ſie bald nachzuholen, und in Zittau als ſeine Gemahlin in das Haus ſeines reichen Vaters zu führen. Er erzählte ihr viel von der ſchönen, reichen Stadt, von den Feſten und Vergnügungen, die dort ihrer warteten, und Lenora, die ſich auf dem Berge, ſo ganz abgeſchieden von der Welt, an der Seite ihres ernſten Vaters ſehr einſam gefühlt hatte, freute ſich jetzt doppelt, daß ſie bald dem Geliebten folgen ſolle. Er verſicherte, er würde an der Spitze kaiſerlicher Reiſſige kommen, ſie abzuholen, und verſicherte ihr, die Unthaten der Raubritter würden bald ein Ende nehmen.

Eines Tages hatte der Raubritter mit ſeinen Genoſſen einen großen Zug vor, denn ein reicher, mit koſtbaren Waaren beladener Handelsherr ſollte daher des Weges kommen, und ſie verſprachen ſich gute Beute.

Weil ſie aber fürchteten, der Kaufherr würde nicht ohne ſtarke Bedeckung reiſen, nahm der Ritter faſt alle ſeine Knappen mit.

Vorher ließ er den Burgvoigt rufen, und ſagte ihm: daß er den Gefangenen ſeiner Obhut ganz überlaſſe; ſorge er nicht dafür, daß der Jüngling wohl verwahrt ſey, ſo koſte es ſeinen Kopf.

Der Burgvoigt kehrte in ſeine Behauſung zurück, und ſagte ſeiner Tochter, was ihm der Ritter eben befohlen; da fiel Lenora dem Vater zu Füßen, entdeckte ihm ihre Liebe zu dem Jünglinge, und daß ſie ihn zur Flucht habe behülflich ſeyn wollen, und nun holte ſie eilends den Geliebten herbei, welcher ſeine Bitten mit den ihrigen vereinte, und ihm verſicherte, er wolle Lenora zum Altare führen, ſeinen Befreier wie ſeinen Vater ehren und zeitlebens für ihn ſorgen.

Durch die Bitten und Ueberredungen des jungen Paares wurde der Burgvoigt endlich gerührt. „So laßt uns ſchnell fliehen, kein Augenblick iſt zu verlieren!“ rief er aus, und führte das Paar in den unterirdiſchen Gang, der zu jener Zeit vom Oybin aus bis nach Zittau führte.

Schon befanden ſich die Fliehenden im Gange und ſchritten rüſtig vorwärts, da vernahmen ſie hinter ſich Getöſe, Stimmen, Waffengeklirr.

Der Raubritter hatte unten im Thale von ſeinem Kundſchafter vernommen, daß der Kaufherr erſt in einigen Tagen kommen würde; er kehrte mit den Seinen um. Oben in dem Schloß vermißte er ſogleich den Burgvoigt, welcher ihm gewöhnlich das Thor öffnete. Er ſchöpfte Verdacht, fand das Gefängniß leer und ſah, daß die Thüre, welche in den unterirdiſchen Gang führte, nur angelehnt war. Sogleich eilte er den Fliehenden nach, und erreichte ſie. Sein Schwert durchbohrte des Jünglings und des Burgvoigts Bruſt, verzweifelnd warf ſich Lenora über die Leichen, deren Tod ſie ſich aufbürdete. Bewegt von ihrer Schönheit, wollte der Ritter ihr Leben und Freiheit ſchenken, ja noch mehr: er geſtand ihr ſeine Liebe, und wollte ſie zur Herrin des Schloſſes machen; aber Lenora antwortete ihm nicht, und zerſchmetterte ſich in wahnſinnigem Schmerze das Haupt an einem hervorſpringenden Felſen des unterirdiſchen Ganges.

Das Raubſchloß wurde ſpäter vom Kaiſer Karl IV. zerſtört, auch das ſpäter gegründete Cöleſtiner-Kloſter ging ein, und der Oybin blieb lange Zeit einſam. In ſtillen Nächten aber erblickten Dorfbewohner und Freunde der Natur, welche den Berg beſuchten, Lenora's Schatten, welcher klagend den Eingang des unterirdiſchen Ganges bewachte.

Neunhundert ein und achtzigſte Nacht.

Als Eduard in den Salon trat, verkündete er der Geſellſchaft, daß er heute einem bleichen, jungen Manne begegnet ſey, welcher ſich in der Gegend umgeſchaut und in dem Gaſthofe des Dorfes ſein Hauptquartier aufgeſchlagen habe, um von da aus ſeine kleinen Excurſionen zu machen, und immer wieder zurückzukehren, bis er die Gegend verlaſſen werde.

„Sein Benehmen,“ erzählte Eduard weiter, „war ſo fein, er verrieth ſo viele Kenntniſſe und Bildung, daß ich ſchon willens war ihn auf das Schloß einzuladen, wenn nicht ſein Aeußeres zu abſchreckend geweſen wäre, ich fürchte den Damen möchte bei ſeinem Anblick ein Grauen ankommen.“

„Mein Gott!“ rief Alma „iſt dieſer Mann denn gar ſo häßlich?“

„Häßlich? O im Gegentheil, er mag ſehr ſchön geweſen ſeyn. Denken Sie ſich meine Freunde, einen hohen, regelmäßig gewachſenen aber ganz hagern Mann, Hände ſchneebleich. die Nägel faſt blaulich, ein regelmäßiges, edles Geſicht, aber todtenblaß, faſt in's Grüne leuchtend, ein pechſchwarzes, halbgebrochenes Augenpaar, ganz dunkles Haar und blaße Lippen erhöhten das Unheimliche, das in ſeiner Erſcheinung für mich lag, und ſeine an ſich recht biegſame, angenehme Stimme klang hohl, wie eine Stimme aus dem Grabe.“

„Der Fremde wird doch nicht ein Vampyr ſeyn?“ ſagte von geheimen Grauen erfaßt Claudine.

„Oder der todte Gaſt,“ murmelte vor ſich hin der Caplan.

„Was, der todte Gaſt? kennen wir doch dieſe Sage gar nicht!“ ſprach die Freifrau. Der Freiherr ſagte: „Wie ich ein ganz kleiner Bube war, hörte ich einmal die Dienſtboten im Schloße zu einander ſagen, der todte Gaſt iſt wieder da, gebt acht, er holt ſich wieder einen aus dem Wirthshauſe. Natürlich fragte ich mit kindiſcher Neubegier ſogleich meine Aeltern, was für eine Bewandniß es mit dem todten Gaſte habe, aber ſie geboten mir ſtrenge, davon zu ſchweigen, und ich ſchwieg. Bald vergaß ich nach Kinder Art das Gerede, nur ſo viel erinn're ich mich dunkel, daß wenige Tage nachher der älteſte, etwa zwanzigjährige Sohn des Gaſtwirths ſtarb, man fand ihn früh todt im Bette. Der alte Kaſtellan aber muß dieſe Sage wiſſen, er mag ſie uns erzählen.

„Gnädiger Herr!“ erwiederte der alte Mann, „ich bitte ganz unterthänig, mich mit der Erzählung dieſer leider nur zu wahren Geſchichte zu verſchonen. Mir würde der todte Gaſt wohl nichts anhaben, aber ich bin nicht frei von dem Glauben, nennen Sie es immerhin Aberglauben, daß man von ſolchen Sachen nicht ſprechen muß, glauben Sie mir gnädiger Herr, es iſt beſſer, wenn man die böſen, unheimlichen Weſen ſchlummern läßt. Redete ich zu viel von dem todten Gaſte, möchte er ſich leicht zeigen."

„Nun wie Du denkſt, ich kann meine Neugier beſiegen!" verſetzte der Freiherr, und Eduard ſagte, „wir hätten alle nicht an den todten Gaſt gedacht, wenn nicht zufällig heute mir in der Gegend ein junger Mann begegnet wäre, von ſo leichenähnlichem Ausſehen, ſchwarz gekleidet — ja jetzt fällt es mir ein, in ſchwarzen Sammet, und ſo altmodiſch." —

„Und haben der gnädige Herr vielleicht ein bläuliches Mal unter ſeinem linken Auge bemerkt?"

„Ja, in Wahrheit!"

„Nun dann," ſprach der Kaſtellan, und kreuzte ſich, „dann iſt es auch der todte Gaſt geweſen. Er iſt nun einmal da, und meine Erzählung kann weder mehr ſchaden, noch ihn zurück treiben. So hören Sie denn meine Herrſchaften!

Alle rückten enger zuſammen, Alma ſchmiegte ſich an ihren Gemahl und der Kaſtellan begann:

Der todte Gaſt.

Zu Anfang des dreißigjährigen Krieges, kam ein junger, liſtig ausſehender Menſch, mit einem Bündelchen auf dem Rücken nach der Herrſchaft Runſitten, daſelbſt ein Unterkommen zu ſuchen. Er fand dies bei dem Wirthe der Dorfſchenke, die damals ein kleines, unanſehnliches Haus war.

Der damalige Wirth war ein alter, dummer Mann, der bald die ganze Beſorgung des Gaſthofes und der Feldwirthſchaft, dem jungen, flinken Knechte überließ, der ſich immer mehr bei ihm einſchmeichelte und endlich ſogar die Hand ſeiner einzigen Tochter Margarethe gewann.

Jungfer Margarethe war das ſchönſte, tugendhafteſte Mädchen in der ganzen Herrſchaft, weshalb ihr auch die große Ehre wiederfuhr, die hochſelige, gnädige Freifrau von Runſitten zur Brautführerin zu haben.

Der alte Gaſtwirth ſtarb, und die jungen Leute erbten was er hinterließ, viel war es aber nicht, aber doch genug, um die jungen Leute redlich zu nähren.

An einem trüben Herbſttage kam eine alte ſchwerfällige Karoſſe des Weges daher gefahren, und hielt, es war gerade zur Mittagszeit, vor dem Gaſthofe. Ein ältlicher hochgewachſener Mann in der Tracht, die einen Rathsherrn oder reichen Kaufmann verrieth, ſtieg aus der Karoſſe, ein junger Kriegsmann folgte, und beide begaben ſich in die Gaſtſtube, die eben mit Menſchen aus dem Dorfe gefüllt war, denn ein Landsmann, der unter Wallenſtein gedient hatte, war eben nach der Heimath gekommen, weil eine Armwunde ihm einen Urlaub verſchafft hatte. Natürlich verſammelte ſich Alt und Jung um ihn, von ſeinen Kriegsthaten zu hören.

Der ſtattliche Fremde und der junge Kriegsmann ſetzten ſich in eine Ecke an ein Tiſchchen, und beſtellten ſich vom beſten Weine, und ein Mittagsmahl; auch fü ſeinen Diener und den Kutſcher beſtellte der ältliche Herr reichlich, und plauderte dann heiter mit ſeinem jungen Gefährten. Nun war die ſchöne Wirthin eine ganz vortreffliche Köchin und ſehr artig und anmuthig, dabei ſo ſittig und beſcheiden gegen die Gäſte, denen ſie jetzt den Tiſch deckte und die Speiſen auftrug daß der ältliche Herr mehrmals verſicherte, er wünſche, da ihm nun einmal der Himmel die Tochter verſagt habe, ſein Sohn Johannes brächte ihm bald eine ſo hübſche Schwiegertochter in das Haus, wie die Frau Wirthin ſey.

Beim Abſchiede zog er ein köſtliches Ringlein von ſeinem kleinen Finger, und ſchenkte es der ſchönen Frau, bezahlte ſeine Zeche im blanken Golde, und den Wirthsleuten ſagte er: daß in einigen Monaten ſein Sohn Johannes Wernher, der in Handelsgeſchäften reiſe, dieſe Straße daher kommen und wahrſcheinlich bei ihnen einkehren würden. Sie möchten ihn ja wohl aufnehmen und gut bedienen, denn Johannes ſey ſchwächlich und zu Hauſe an Bequemlichkeit gewöhnt.

Die Wirthsleute verſprachen dies, und nahmen dankend von dem alten Herrn Abſchied, der mit ſeinen jungen Gefährten wieder in die Karoſſe ſtieg, die mit ihnen davon fuhr.

Neunhundert zwei und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Heute fuhr der Kaſtellan in ſeiner Erzählung fort:

Der Herbſt verſchwand, nach ihm der Winter, ſchon ſang die Lerche wieder, da ſtand eines Tages verdrüßlich der Wirth des Gaſthofes an der Hausthüre. Seine Stirn war faltenreich, und finſter blickte er vor ſich nieder, da trat ſeine Gattin zu ihm und ſagte freundlich: „Du ſiehſt ſo verdrüßlich aus, was fehlt Dir denn wieder? Geſtehe es doch!“

„Ach!“ ſeufzte er, „es ärgert mich, daß ich nicht auch ſo ein ſtattliches Haus aufbauen kann wie andre Gaſtwirthe, unſre Schenke verfällt, ich möchte bauen, denn ſo mancher, der hier übernachten würde, fährt noch weiter in die Nacht hinein, weil hier gar zu wenig Raum iſt. Aber das Geld fehlt, und wer nichts zum Anfange hat, bleibt ewig ein armer Teufel und wäre er noch ſo fleißig, noch ſo klug.“

„Sey deshalb nicht verſtimmt,“ tröſtete Margarethe, „wir haben nicht Ueberfluß, doch Genüge, und ſind noch nie hungrig zu Bette gegangen. Etwas haben wir doch erſpart, und ſparen wir nur noch einige Jährchen fort, ſo können wir wohl auch an das Bauen denken.“

Der Wirth wendete ſich unmuthig ab und ſeine Frau ging zurück an ihre Arbeit.

Es war ſchon dunkel, da vernahm das Ehepaar, das allein in der Gaſtſtube ſaß, Roſſeshufen, bald nachher ward an die Hausthüre gepocht und die Wirthsleute eilten hinaus, um zu öffnen.

Ein Reiter ſtieg von ſeinem ſchönen Roſſe, ein junger, ſchmächtiger Mann, mit ſchwarzen Augen und Haaren, in ſchwarzen Sammet gekleidet. Er gab ſich ſeinen Wirthsleuten als den Sohn des Kaufherrn Wernher zu erkennen und verlangte ein Nachtquartier. Das Pferd übergab er an des Wirthes Knecht, den ſchweren Mantelſack nahm er mit Hülfe des Wirthes vorher herab, und trug ihn mit dieſem auf das Gemach, welches die geſchäftige, vorleuchtende Wirthin ihm anwies.

„Ich habe von meinem Vater gehört,“ ſprach er freundlich, „daß Ihr freundliche, ehrliche Leute wäret, deshalb übernachte ich hier, denn ich möchte nicht gern in dem erſten, beſten Wirthshauſe bleiben, da mein Diener unterwegs erkrankt iſt, und zu * * im Spitale liegt. Morgen Abend übernachte ich in einer großen Stadt, gebe das, was ich bei mir führe, einem befreundeten Handlungshauſe in Verwahrung, und bin in vier bis fünf Tagen, ſo Gott will, glücklich in der Heimath.

„Hier, Herr, ſeyd Ihr ſicher, und führtet Ihr eine Million bei Euch,“ ſprach lächelnd die ſchöne Wirthin, der Wirth aber ſagte kein Wort, brachte den Mantelſack in eine Ecke des Zimmers und fragte dann nach des Herrn Befehlen.

Dieſer ließ ſich ein ſchmackhaſtes Nachteſſen bereiten, und begab ſich, nachdem er es eingenommen hatte, zur Ruhe.

Geſtärkt erwachte er am andern Morgen, ging in den Stall, nach ſeinem Pferde zu ſehen, das er wohl verſorgt fand, und begab ſich dann in die Gaſtſtube, um ehe er ſeine Reiſe weiter fortſetzte, ein tüchtiges Frühſtück zu ſich zu nehmen. Während er nun mit ſeiner Wirthin plauderte und ſich das treffliche gewürzte Bier mit Honig ſchmecken ließ, ſchlich ſich der Wirth in des Fremden Zimmer und öffnete leiſe und ſorgfältig den wohl zugeſchnallten ledernen Mantelſack ſeines Gaſtes. Gierig zog er einige ſchwere, mit Goldſtücken gefüllte Rollen heraus, ſchob mit zitternder Hand drei andre, mit Kupfermünzen beſchwerte hinein, und ſchnallte den Mantelſack wieder ſo feſt und geſchickt zu, daß der Gaſt nicht das Geringſte merkte, als er ihn mit Hülfe des Gaſtes wieder auf das Roß befeſtigte. „Noch ein Schlückchen Magenwein für die kühle Morgenluft,“ ſagte der Wirth, dem Reiſenden ein Glas bietend, dieſer trank es aus, grüßte noch einmal, gab dem Roſſe die Sporen und ritt davon.“

„Kommt bald wieder, Herr!“ rief die Wirthin ihm nach, der Wirth aber ſprach leiſe, „dieſer wird wohl nicht wieder kommen, ich möchte ihn auch nicht wieder ſehen!“ Hierauf gingen Beide in das Haus zurück, die Frau in ihre Küche, der Mann in ſein geheimes Kämmerlein, wo er das Geld zählte, und dann es ſo gut verbarg, daß es kein Menſch ſehen konnte. Den andern Tag kam der Wirth zur Mittagszeit herunter in die Gaſtſtube, wo ſich einige Fremde eingefunden hatten." Die Wirthsleute und die Gäſte ſetzten ſich zu Tiſche und ſpeiſeten, doch blieb der Wirth verſtimmt; ſo daß ſeine Frau ſagte: „ſey doch heiter, es iſt ja heute der ſechs und zwanzigſte März, der Geburtstag unſeres Franz, Du haſt dem dicken Buben noch nicht einmal etwas geſchenkt."

„Es ſoll noch geſchehn!" ſprach der Wirth, ſich freundlich zu dem hübſchen Jungen wendend; da ließen ſich Schritte auf der Flur hören, die Wirthin horchte auf und der Bube ſprach: „es kommt noch ein Gaſt!" Dem Wirthe wurde aber glühend heiß, dann wieder kalt und jetzt öffnete ſich langſam die Stubenthür, durch welche der Gaſt von dieſer Nacht, Herr Johannes Wernher trat.

Der Wirth ſchlug die Augen nieder, denn er erwartete jetzt eine Frage, auf welche er keine Antwort geben konnte, die Wirthin ſtand auf und ſagte freundlich: „ei Herr, ſeyd Ihr wieder da?"

Aber der Gaſt gab keine Antwort, und Allen kam ein Grauen an über ſeine Todtenbläſſe.

Er ging auf den Wirth zu und flüſterte ihm einige Worte in's Ohr, die alle Lebensfarbe aus des Wirthes Antlitze trieben, dann ging er langſam der Thüre zu, die Wirthin und die Gäſte ſahen ihm ſtaunend nach, und Einer derſelben folgte ihm und faßte ihn an, fragend: „Herr, was begehrt Ihr hier?“ Aber der Mann gab keine Antwort, ſondern reichte dem Frager ſeine eiskalte Hand, da ſchrie dieſer auf: „Herr Jeſus, der Gaſt iſt ein Todter.“ Und der Gaſt verſchwand.

Lange Zeit ſprach man in der Gegend von dem todten Gaſte, und das Wirthshaus wurde, als ein unheimlicher Ort gemieden. Da kam dem Wirthe die Kunde, einer ſeiner wohlhabenden Verwandten ſey geſtorben und habe ihn zum Erben eingeſetzt, und er reiſete fort nach Oeſterreich, die Erbſchaft zu heben.

Während ſeiner Abweſenheit ſprach man von der Erbſchaft, und nach und nach wurde der todte Gaſt vergeſſen.

Einſt, als die Wirthin allein war, hielt die Karoſſe des Kaufherrn Wernher vor den Hauſe und der ehrenwerthe Herr ſtieg aus, wieder zu Mittag in dem Wirthshauſe zu eſſen.

Als die Frau Margarethe ſah, daß er ſchwarze Trauerkleider trug, fragte ſie theilnehmend nach dem Befinden ſeines Sohnes, denn ihr ahnete nichts Gutes.

„Er iſt todt!“ war ſeine Antwort, eine gute Tagereiſe von hier, hat ihn in einem Wirthshauſe der Tod übereilt. Die Wirthsleute haben ſogleich Anzeige gemacht, die Gerichten haben ſeinen Nachlaß in Verwahrung genommen, aber nichts gefunden, als drei Rollen voll Kupfermünzen und einiges Silbergeld. Anfangs dachte ich an Mord und Beraubung, aber ſein Leichnam hat durchaus keine Wunde gezeigt, und Räuber hätten gewiß auch ſeinen koſtbaren Fingerring, und noch einen Schmuck, der ſich im Mantelſacke fand, nicht vergeſſen. Er muß das Opfer einer feinen Betrügerei geworden ſeyn, oder das Gold, das er zu Hauſe bringen ſollte, auf irgend eine andere Weiſe verloren haben. Doch wo iſt Euer Mann, liebe Frau?"

„Verreiſet, eine kleine Erbſchaft zu heben!"

Der Herr ſchwieg und blickte ſinnend vor ſich nieder, eine Thräne fiel in ſein Glas, dann ſtand er auf, muſterte noch einmal ſeinen Anzug und ließ ſich von ſeinem Diener auf dem Schloße bei dem hochſeligen, hochwohlgebornen Freiherr von Kunſitten melden, welcher ihn ſogleich zu ſich beſcheiden ließ, und ihm geheimes Gehör ſchenkte.

Was die beiden Herren, der gnädige Herr und der Herr Wernher mit einander verhandelt haben, weiß ich nicht, nur ſoviel iſt gewiß, der gnädige Herr bot gaſtfrei dem Fremden Wohnung auf dem Schloſſe an, und dieſer wollte daſelbſt die Zurückkunſt des Gaſtwirthes erwarten.

Der Himmel wollte nicht, daß der Kaufherr forſchen und richten ſollte, einige Tage nach ſeiner Ankunft ſtarb er am Schlage, und wurde feierlich beerdigt, und in der Familiengruft beigeſetzt, wo ſein Sarg noch tief unten zu ſehen iſt, mit Zinn beſchlagen, auf dem Deckel oben auf J. W., die Anfangsbuchſtaben von des Verſtorbenen Namen.

Der Gaſtwirth kam zurück, er klagte, daß ſich die Erbſchaft kaum der Mühe lohne, und der Bau, von welchem er vor der Reiſe geſprochen hatte, unterblieb. Er wurde jetzt ſehr genau und ſparſam, beſuchte fleißig die Kirche, und endlich lieh er ſich von dem hochſeligen Freiherrn von Runſitten ein kleines Kapital und begann zu bauen, nach drei Jahren war das jetzige ſtattliche Haus fertig, herrlich Alles eingerichtet, ſchönes Silbergeſchirr darin, Betten, Wäſche — es war zum Erſtaunen, wieviel der Mann für ſein weniges Erſpartes und für das kleine geliehene Kapital angeſchafft hatte.

„Doch es wird ſpät,“ unterbrach ſich der Kaſtellan in ſeiner Erzählung, „die Herrſchaften werden ſich nach Ruhe ſehnen, morgen erzähle ich weiter.“

Neunhundert drei und achtzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Heute fuhr der Kaſtellan fort'

Das neue Gaſthaus wurde mit einem Schmauſe eingeweiht, wobei es gar luſtig zuging, der Wirth beſonders war heiter, denn in dem alten Hauſe hatte es ihm die Jahre daher gar ſchlecht gefallen; er ſah überall den Gaſt ſtehen, der lebensvoll und fröhlich geſchieden, und todt wiedergekehrt war.

„Wer wird wohl der erſte fremde Gaſt in dieſem Hauſe ſeyn?“ ſprach am andern Abende die Wirthin zu ihrem Manne, da hörten ſie Roſſeshufen, es pochte an die Thüre, die Wirthin öffnete und ſank mit einem lauten Schrei zu Boden.

Der Mann trat hinzu, er erkannte den todten Gaſt. „Kommſt Du wieder?“ ſtöhnte er, „was kann ich thun, Deinen Schatten zu verſöhnen?“

„Ein Kind, Dein Liebſtes, Dein Sohn iſt mein, wie Du, dem mich mein Vater empfahl, will ich handeln.“

Er verſchwand. Der erſchrockene Wirth bemühte ſich lange vergebens, ſein Weib in's Leben zurück zu rufen. Endlich ſchlug ſie die Augen auf; ſie ward auf ihr Zimmer gebracht und ſorglich gepflegt, doch ſtarb ſie ſchon am andern Tage, die Unſchuldige ſollte nicht mit beſtraft werden, denn drei Tage ſpäter ſtarb des Wirthes älteſter Sohn. Viele im Dorfe wollten den Abend, als der Wirth ihn geſehen hatte, den todten Gaſt ebenfalls erblickt haben, Andre hatten ihn hinter des Jünglings Sarge geſehen. Wieder wurde eine Zeit lang von dem todten Gaſte geſprochen, auch vernahm der hochſelige Freiherr Manches, was ihm Verdacht gegen den, auf ſo unerklärliche Weiſe reich gewordenen

Wirth einflößte; aber er ſprach: „Gott hat ſchon gerichtet!“ und dem Wirthe geſchah nichts.

Er verheirathete ſich nicht wieder, und lebte ſtill mit den beiden Kindern, die er noch hatte, einem Sohne, und einer Tochter. Die Kinder wuchſen heran, der Sohn heirathete und wurde Vater von zwei allerliebſten Kindern. Den einen Buben beſonders hatte der Großvater lieb, es war ein ſtiller, ſanfter Burſche, das Ebenbild der Frau Margarethe.

Täglich und ſtündlich beſchäftigte ſich der Greis mit ihm, und war deſſen größte Freude.

Wie oft zu geſchehen pflegte, ſaß eines Abends die ganze Familie vor der Thüre, da ſprach die Wirthin: „ei ſeht, da kommt ein fremder, altmodiſch gekleideter Herr auf das Haus zu, das iſt ein ſeltſamer Gaſt.“

Alle blickten auf, der Greis aber murmelte: „der todte Gaſt!“ und ſank wie todt nieder.

Der Fremde trat zu der erſchrockenen Familie, ſah den Wirth an und ſprach mit hohler Stimme: „Mann, fliehe dies Haus, es iſt vom Blutgelde erbaut, Du wirſt hier viel Kummer erleben und alle Deine Nachkommen.“

Der Wirth erinnerte ſich, ihn kurz nach ſeiner Mutter Tode an ſeines Bruders Sarge geſehen zu haben. Ihn ſchauderte, er kannte den todten Gaſt gar wohl. Seine Rede merkte er ſich, und ſah der unheimlichen Erſcheinung mit pochendem Herzen nach.

Seine Familie hatte indeß den Großvater zu Bette gebracht, an welches er jetzt eilte. Der Greis war wieder bei ſich, doch dem Tode nahe, er ließ den Geiſtlichen kommen, beichtete und bekannte, daß er den Herrn Johannes Wernher kurz vor ſeiner Abreiſe ein Gift gegeben habe, deſſen Wirkung ihm wohlbekannt geweſen ſey, denn ſein Vater ſey einer von den geſchickteſten Laboranten geweſen. Auch ſeinen Raub und alle nähern Umſtände dabei entdeckte er, und beſchwor ſeinen Sohn, das Haus zu verlaſſen, auf dem ein Fluch ruhe. Dann ſtarb er.

Walther, ſein Sohn, erfüllte des verſtorbenen Vaters Wunſch aus ſchnödem Geize nicht, er blieb und freute ſich ſogar der That ſeines Vaters, weil er ihr ſeinen Reichthum dankte. Jahre verſtrichen, und ſein älteſter Sohn, welcher im Dorfe das Mühlenhandwerk erlernt hatte, wollte in die Fremde gehen. Der Vater gab einen luſtigen Abſchiedsſchmaus, und alle, bis auf Einen der Gäſte, der nicht gekommen war, hatten am runden, reichlich mit Speiſen beſetzten Tiſche Platz genommen; da hörte man Schritte.

„Wer kommt?“ „Es wird der Gaſt ſeyn!“ ertönte es am Tiſche, und herein trat der todte Gaſt, ging einmal langſam um den Tiſch herum und verſchwand. Am andern Morgen ward des Wirthes älteſter Sohn todt im Bette gefunden.

Dieſer Vorfall machte Aufſehen, kam wieder in Vergeſſenheit, wie es der Welt Lauf iſt.

Der Wirth ſtarb, ſein Weib, ſeine Freunde; ſein zweiter Sohn übernahm den Gaſthof, nahm ein Weib, und lebte ruhig als Vater ſechs fröhlicher Kinder.

Zwanzig Jahre und länger hatte der todte Gaſt ſich nicht blicken laſſen, nur die ältern Leute erinnerten ſich noch dieſer Erſcheinung; die jüngern fingen ſchon an, die ganze Begebenheit eine Sage zu nennen.

Da kam eines Tages der todte Gaſt in das Wirthshaus, und Alle, die ſich eben in der Gaſtſtube befanden, entflohen. Am andern Morgen fand man des Wirthes älteſten Sohn todt in ſeiner Kammer.

Nun ging der neunzigjährige Geiſtliche des Ortes zu dem gebeugten Vater, und erzählte dieſem, was ſein Großvater gethan, bat ihn auch, das Haus zu verlaſſen, doch der Wirth entgegnete: „Würdiger Herr, ſtirbt ſtets der Aelteſte, ſo kann ich nun doch meinen Sohn nicht mehr retten, er iſt hin, und die andern Kinder verſchont der todte Gaſt. Ich bin nicht mehr jung, ich will ſterben, wo ich geboren bin, mein zweiter Sohn mag es einſt halten, wie er will.“

Der Geiſtliche ſchüttelte den Kopf, aber der Mann blieb und ſtarb in ſeinem Hauſe. Der Sohn übernahm es, und meinte, der Spuk könne doch nicht ewig währen. Er heirathete, und kümmerte ſich im Kreiſe blühender Kinder nicht um die dunkle Sage. Jahre verſtrichen auch ihm, ſein Haar fing ſich an zu bleichen, ſein älteſter Sohn war in der Fremde, ſeine Tochter verheirathet, die jüngſten, ein Zwillingspaar, hatten ſich noch keinen Stand gewählt.

Da wurde der älteſte Sohn zum Beſuch erwartet, die Mutter hatte die Kammer für ihn geſchmückt, und das Mahl bereitet, jeden Augenblick wurde er erwartet und kam nicht. Endlich, als es ſchon dunkelte, gingen beide Aeltern vor die Thüre, denn ſie hörten ein Roß. Wirklich erkannten ſie, ungeachtet der Dämmerung, den geliebten Sohn auf dem Roſſe, jetzt wurde es ſcheu, bäumte ſich, wie vor einem ihm furchterregenden Gegenſtande, die Aeltern eilten erſchrocken vorwärts, ſie ſahen den Sohn vom Pferde ſtürzen, und ſahen ſeitwärts auf der Straße — den todten Gaſt.

Der älteſte von den, den Vater überlebenden Söhnen hatte die Abſicht, das Haus zu verkaufen, aber es fand ſich kein Käufer, der den vollen Werth des Hauſes bezahlen wollte, und ſo behielt er es denn, zog aber fort von hier und verpachtete es. Erſt ſein Enkel, der Großvater des jetzigen Wirthes, welcher die ganze Geſchichte nach Art der jüngern Generationen für eine gut erfundene Sage hielt, zog wieder hierher und nahm den Gaſthof in Beſitz. Daß ihm in dieſem Hauſe ſein älteſter Sohn ſtarb, hielt er für Zufall, und Niemand wagte es, den unglücklichen Mann aufzuklären, obgleich Viele den todten Gaſt hatten mit zu Grabe gehen ſehen. Der jetzige Wirth, damals noch ein Kind, hat auch niemals daran geglaubt, und denkt, wenn ihm Jemand den Rath giebt, fortzuziehen, man will ihm das Haus um einen Spottpreis ablocken. Vierzig Jahre ſind es, daß ſein Bruder ſtarb, an deſſen Tod Sie, gnädiger Herr, ſich noch erinnern, fuhr der Kaſtellan nach einer Pauſe fort; ſeitdem hat der todte Gaſt ſich nicht ſehen laſſen, und jeder hat ſich gefürchtet, von ihm zu ſprechen, jetzt iſt des Wirthes älteſter Sohn zwanzig Jahre alt — und Gott füge Alles zum Beſten!

Der Kaſtellan ſchwieg, die Glocke ſchlug Zwölf und die Geſellſchaft ging aus einander.

Neunhundert vier und achtzigſte Nacht.

Heute erzählte Eduard dem Maler, daß man beſchloſſen habe, einmal Comödie im Schloſſe zu veranſtalten. Hoffentlich doch ein Puppenſpiel, fragte Reiner, dann könne ich mit einer dramatiſchen Bearbeitung der alten Sage von Eulenſpiegel aufwarten, ich beſitze das Manuſcript durch die Güte des Verfaſſers der ergötzlichen Poſſe, Reiner wurde um Mittheilung des Manuſcripts erſucht, und las in den drei folgenden Nächten das dramatiſche Mährchen Eulenſpiegel.

Tyll Eulenſpiegel.

Zauberſpiel in drei Acten.

Perſonen.

Alamir, Geiſterfürſt.
Tyll, ſein Sohn.
Murky, Zauberer.
Bettinerl, Murky's Tochter.
Schnupperle, Alamir's Kammerdiener.
Mehrere Zauberer aus verſchiedenen Ländern.
Der Genius der Zeit.
Der Tod.
Der Teufel.
Genien und Nymphen.

Frau Anna Eulenſpiegel, eine arme Wittwe.
Tyll, deren Sohn.
Schlaglieb, Schullehrer des Dorfes
Meiſter Zickel, Dorfſchneider.
Zwirn,
Nadel,
Bügel, } Zickels Geſellen.
Scheer.
Schulkinder des Dorfes.
Der Schulze, Bauern und Bäuerinnen.

Ein Schenkwirth.
Heller,
Pfennig, } Buſchklepper.

Quirilus genannt Wurmſam, ein Marktſchreier.
Frau Wurmſam.

Der Hoſpitalvater.
Todtengraber.
Viele Kranke.
Bettelvögte.

Freiherr Moſes von Fegeſack.
Intendant
Verwalter
Köche und Köchinnen } in Fegeſacks Hauſe.
Küchenjungen
Bediente
Herren und Damen als Gäſte.
Böhmiſche Muſikanten.
Nachtwächter.

Buſtorius, Elephantenwirth zu Mölln.
Heinrich, Oberkellner.
Korax, ein Bewunderer.
Friedrich, Kammerdiener.
Mehrere Reiſende.
Ein Schneidermeiſter.
Viele Schneider, Bürger, Ausrufer, Soldaten.
Claus, Rathsdiener zu Bremen.

Die Handlung geht theils im Geiſterreiche, theils auf Erden vor.

Erſte Abtheilung.

Prachtvoller Saal in Alamirs Geiſterburg, mit einer reichgeſchmückten Tafel im Hintergrunde.

Erſte Scene.

Alamir, **Murky** und viele Zauberer ſitzen an der Tafel, eſſen und trinken, von Schnupperle und ſeinen Gehülfen bedient. Genien, idealiſch gekleidet, mit Blumengewinden in den Händen, führen anmuthige Tänze auf.

Chor der Genien.

Laßt Geſang und Spiel ertönen!
Dreht Euch raſch im leichten Tanz,
Dieſen Feſttag zu verſchönen.
Leicht und luſtig,
Zart und duftig
Haſcht der Freude Blüthenkranz.

(Der Tanz endet)

(**Alamir**, **Murky** und die andern Zauberer erheben ſich und gehen in den Vordergrund.)

Alamir (zu den Genien.)

S' iſt genug Kinder! Ihr könnt nun gehen und Euch auf die gehabte Motion zu Tiſch ſetzen, und weil Ihr Eure Sachen gut gemacht habt, ſo ſagt's meinem Kellermeiſter, meinen Gruß und er ſollt' Euch einige zwanzig Flaſchen Actien-Champagner geben. Trinkt ihn auf unſere Geſundheit, aber betrinkt Euch nicht! — allez! (die Genien ab) Schnupperle!

Schnupperle.

Meiſter!

Alamir.

Geh' hin und ſchau' Dich um, wo mein Sohn ſich herumtreibt, und bring' ihn daher.

Schnupperle.

Wohl, Meiſter! (geht ab.)

Murky (zu Alamir.)

Nun Herr Bruder bitt' ich Dich, daß Du uns endlich ſagſt, warum Du uns durch expreſſe Staffetten haſt zuſammen rufen laſſen? Du ſchau'ſt ja ſo finſter drein, drückt Dich der Schuh, ſo rede frei, wir alle ſind bereit Dir zu helfen, wenn wir nämlich können und das Schickſal nichts dawider hat.

Alamir (ſeufzend.)

Das iſt eben mein Kummer, daß ich troz meiner großen Wiſſenſchaft nicht weiß, ob Ihr mir helfen könnt. Ach! und beinahe glaub' ich's, daß all' Euer guter Wille und all' Eure Müh verloren iſt, denn daß ich's kurz ſage, mit einem Wort: es betrifft meinen Sohn.

Murky.

Meinen Schwiegerſohn in spe?

Die Zauberer.

Den jungen Herrn von Tyll?

Alamir.

Ja, den Tyll! es iſt ein Taugenichts in Folio.

Die Zauberer.

Ei ei!

Murky.

Hör', wenn das iſt, da bekommt er meine Tochter nicht zur Frau. Iſt er denn ſo gar ausgelaſſen geworden?

Alamir.

Contrair! — er iſt ein Duckmäuſer, ein Kopfhänger, ein Bußprediger.

Alle Zauberer.

O je! wie iſt er denn das geworden?

Alamir.

Auf eine närriſche Weiſe! ſchaut's, Ihr wißt's ja alle, er war ein hübſcher, lebendiger Junge, als er noch klein war, und auch in ſeinen Lümmeljahren hab' ich nichts an ihm auszuſetzen gewußt; aber was geſchieht? Als ich ihn auf unſere Geiſteruniverſität ſchicke, damit er die Zauberei aus dem Grunde ſtudiren ſoll, da kommt er mit andern jungen Burſchen zuſammen, die ſetzen ihm allerlei confuſe Ideen in den Kopf von Aufklärung und Gleichheit; von einem jungen Geiſterthum, und was weiß ich! — Kurzum: darüber vergißt er, was er ſchon gelernt hat, und als es zum Examen kommt, fällt er total durch.

Die Zauberer.

O weh!

Murky.

Pfui! was für eine Schand! —

Alamir.

Von Stund' an ſchimpft er wie ein Rohrſperling auf unſere alte Geiſterverfaſſung und alte die gute Zeit!

Kommt ihm einer in den Weg, der was rechtes gelernt hat, ſo ſagt er, „das iſt ein Philiſter, ein Pedant, ein Perückenſtock.“ Schaut er einen, der fröhlich und wohlgemuh in den Tag hinein lebt, ſo ſagt er: „der erkennt ſeine Beſtimmung nicht und hat keine zerriſſenen Ideen“ — kurz: überall findet er etwas zu verbeſſern und zu bekritteln, ausgenommen an ſich ſelbſt, der er doch nichts kann und zu nichts nütz iſt.

Murky.

Ein ſauberes Früchtchen, das!

Alamir.

Auf einmal wird er ſtill! ich denk' ſchon, er wird wieder zur Vernunft kommen! aber da fängt er an myſtiſch zu werden und fromm, und da iſt er noch zehnmal ärger als vorher.

Die Zauberer.

Ei ei! hm, hm. —

Murky.

Das iſt ja ein Höllenbrand!

Alamir.

Nicht wahr? — ich unglücklicher Vater ich! —

Zweite Scene.

Die Vorigen. Schnupperle.

Schnupperle.

Meiſter!

Alamir.

Schnupperle! haſt Du ihn gefunden?

Schnupperle.

Ja.

Alamir.

Wo?

Schnupperle.

In der Kuchel, er hat den Kuchelmadeln einen neuen Roman vorgeleſen, betitelt: *Die Kuchelmüden, oder: der ideale Theekeſſel.*“ — Da kommt er!

Die Zauberer.

Der Theekeſſel?

Schnupperle.

Nein, der junge Herr!

Dritte Scene.

Tyll, die Vorigen.

Tyll.

(tritt ein, ohne auf Jemanden zu achten.)

Wie pocht mein Herz ſo ſchütterlich! —
Wie iſt mir doch ſo bitterlich,
So angſt, ſo weh und zitterlich,
So grabesdunſtig, witterlich, —
Ich bin ein armer Hund.

Alamir (zu den Zauberern.)

Da hörts! (zu Tyll) Tyll!

Tyll (finſter.)

Du haſt mich rufen laſſen, alter Mann?

Murky (zu Alamir.)

Red't er ſo mit ſeinem Herrn Papa?

Alamir.

Das iſt die neue Mode! (zu Tyll) Ja mein Sohn, ich ließ Dich rufen, um im Verein mit dieſen meinen alten Freunden, noch einen Verſuch zu machen, Dir Deinen verwickelten Kopf wieder zurecht zu rücken.

Tyll.

Biſt Du tugendhaft?

Alamir.

Was?

Tyll (zu den Andern.)

Seyd ihr weiſe?

Die Zauberer.

Wie?

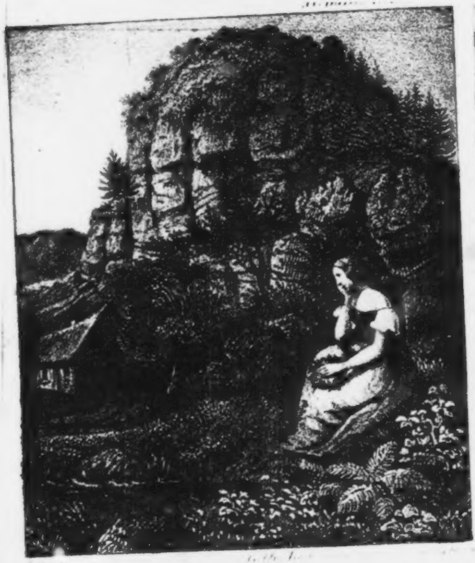
Tyll.

Ach! die Weisheit iſt Euch ſo ferne, wie die Tugend, ihr gehöret alle zu den Böcken, welche ein Gräuel ſind den Auserwählten.

Murky.

Hören Sie, junger Herr! Sie ſind ſehr grob! Ihr Herr Papa iſt ein braver, vernünftiger Mann, und wir andern ſind auch nicht von der ſchlimmen Sorte.

Ende des vierzehnten Bändchens.



Lenora von Oybin

Abendländische Tausend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäischen Völker.

Zum ersten Male gesammelt

und neu bearbeitet

von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers.

VI. Bändchen 2. Abtheilung.

Meissen

bei F. W. Goedsche

Tyll.

Welche Offenbarung habt Ihr, welche Erkenntniß Eurer Niedrigkeit, Sündigkeit und Verworfenheit? Vermögt ihr es: in Demuth Euch zu erniedern, indem Ihr Euch aufſchwingt zur höchſten Potenz des Reingeiſtigen? —

Murky.

Sapperlot! wir ſind honette Zauberer und haben das Unſrige gelernt.

Tyll.

Die auserwählte Jugend ſtraft mit Verachtung Jeden, der nicht denkt und thut wie ſie. Eure Intereſſen ſind gemeiner Natur! Ihr ſeht nur auf das, was nützt und gut und ſchön Euch dünkt; — die auserwählte Jugend ſieht weiter.

Murky.

Na, und was ſchaut ſie denn?

Tyll (begeiſtert.)

Untergang deſſen, was beſteht — unbegränztes Walten des Ich's im Chaos!

Murky.

Da wollen Sie alſo mein Bettinerl nicht heirathen?

Tyll.

Weiche von mir Verſucher! — Grauſen erfaßt mich in Eurer ungeweihten Nähe! Thränen des Jammers möcht' ich weinen über Euch, wenn nicht die höchſte Tugend, die höchſte Seligkeit nur im

Anſchau'n unſeres Ich's beſtünde. Ihr kümmert mich nicht.

Die Zauberer (murrend.)

Nu nu!

Alamir (weinend.)

Da ſeht's, was für einen Eſel ich zum Sohn hab'! Ich unglücklicher Vater ich!

Murky.

Brüderle! ich bitt' Dich: ärgere Dich nicht auf die Mahlzeit, übergieb ihn mir in die Cur, laß mir freie Hand, hör' mich an! (er redet leiſe mit Alamir und den andern Zauberern.)

Tyll.

Rathſchlaget nur, thörichte Alte, die Jugend ſpottet Eurer Anſchläge.

Murky (zu Alamir.)

Alſo abgemacht. (zu Tyll.) Heda! junger Herr! Ihr Herr Vater, mein guter Freund, hat mir volle Macht über Sie gegeben, doch bevor ich etwas mit Ihnen vornehme, frag' ich ſie: was habens auf unſerer hohen Schule gelernt.

Tyll (ſehr ſtolz.)

Nichts.

Die Zauberer (lachen.)

Alamir.

Und das koſt' mich 6000 Thaler für drei Jahr!

Murky.

Deſto beſſer, da kann er ſich nicht helfen (zu Tyll) Und unſer Reich gefällt Ihnen nicht.

Tyll.

Ich verachte es, wie das Objective Seyn überhaupt, denn nur die reine Subjectivität iſt Größe. —

Murky.

Das verſteh' der Teufel! Gelernt hat er nichts, aber überſchnappt iſt er! (zu Tyll) Und meine Tochter wollen's nicht heirathen unt nicht luſtig und gottvergnügt Ihre Jugend genießen.

Tyll (mit Verachtung.)

Gemeine Natur! ich trotze jeder Verſuchung.

Murky.

Wohl denn! ſo verbanne ich Dich auf ſo und ſo viele Jahre aus unſerm Geiſterreich, kraft der mir von Deinem Vater verliehenen Gewalt über Dich! — Hinab mit Dir zur Erde! werde ein Menſch! — Und weil Du Dich für weiſer und beſſer hielteſt denn alle Geiſter, ſo ſollſt Du ſo viele Thorheiten und Schelmenſtreiche verüben, als noch nie ein Menſch vor Dir. Und dennoch ſollſt Du am Ende Deiner Prüfungszeit erkennen und es eingeſtehen: daß Du als Narr unendlich weiſer und edler warſt, wie Du es jetzt zu ſeyn wähnſt. Dies Deine Strafe! Schnuri! muri! abracadabra! (berührt den Tyll mit ſeinem Zauberſtabe, Tyll ſinkt, auf einen Seſſel, welcher ſich in eine große Eule verwandelt, worauf Tyll reitet; die Eule fliegt auf, um ſie her eine Menge

Affen, welche dem Tyll kleine Handſpiegel vorhalten und ihm Geſichter ſchneiden)

Chor der Zauberer.

Dies Deine Strafe! fahre hin! —
Die Lehre bringe Dir Gewinn.

(Die Eule mit Tyll, ſo wie die Affen fliegen davon; die Zauberer und Alamir verſinken; raſche Verwandlung.)

Vor dem Dorfe Knettlingen.

(Rechts im Hintergrunde das Haus der Frau Anna Eulenſpiegel, gegenüber das Haus des Schulmeiſters, rechts im Vordergrunde das Haus des Meiſters Zickel mit einer verſchloſſenen Klapplade vor dem Fenſter neben der Hausthür Vor dieſem Hauſe ein freiſtehender, in die Erde gerammter Pfoſten, worauf der Laden, wenn er niedergeklappt wird, ruht, ſo daß er dann als Schneidertiſch dient.)

Vierte Scene.

Frau Anna Eulenſpiegel von vielen Bewohnern des Dorfes umringt: unter ihnen der Dorfrichter und Schlaglieb, der Schulmeiſter.

Chor der Dorfbewohner.

Alle:

(auf Frau Anna einredend.)

Nein, Ihr müßt auf Mittel denken!
Euer Bube treib's zu toll!
Nur von Ränken und von Schwänken
Hat er alle Säcke voll.

Die Weiber.

Seine Bosheit, ohne Ende,
Findet Mittel Tag für Tag,

Wie er liſtig und behende,
Neue Schalkheit üben mag.

Alle (lärmend.)

Keiner iſt vor ſeinen Streichen
Sicher in dem eig'nen Haus! —
Will ſein böſer Trieb nicht weichen,
Müßt Ihr aus dem Dorf' hinaus.

Anna (weinend.)

Ach lieben Freunde und Nachbarn! was ſoll ich arme alte und ſchwache Frau mit dem ungerathenen Buben beginnen? — Verlacht er nicht alle meine mütterlichen Ermahnungen und Lehren? Ich kann Euch nicht helfen, da ich mir ſelber nicht zu helfen weiß. Thut was Ihr wollt, jagt ihn aus dem Dorfe, mir iſt's all eins.

Der Dorfrichter.

Sapperment! aber uns nicht! was hilft es uns, wenn wir Euern Tyll davon jagen, er käme doch wieder! und geſetzt, er käme nicht wieder, ſo behalten wir Euch auf dem Halſe, und eine hohe Obrigkeit des Dorfes Knettlingen muß für Euch ſorgen.

Schlaglieb.

Ihr müßt ihm, wie wir gelehrten Thebaner ſagen: morum lehren, kraft Eurer mütterlichen Gewalt per matrem et patrem. Ich als ein Fremder konnte trotz aller aufgewandten Sorge und Mühe nichts ordentliches aus dem Buben ziehen, obgleich ich meinen Wahlſpruch: „Hau't Cäſar, hau't Nihil!“ ſo wie mein Princip: „prügulum Buckulum brunum et bluum!“ zu deutſch: „prügelt ihm den Buckel blau und braun!“ getreulich auf ihn anwandte und übte.

Anna.

Du guter Gott! wie ſoll ich den großen Buben jetzt noch ſchlagen?

Schlaglieb.

Kurz und gut das iſt Eure Sache.

Alle.

Das iſt Eure Sache.

Schlaglieb.

Und deshalb müßt Ihr ſehen, wie Ihr ihn beſſert.

Alle.

Ja, das müßt Ihr ſehn.

Schlaglieb.

Denn: malum Exempulum odiosum est, Punctum! und ſonſt packt Euch mit Euerm Tyll aus dem Dorfe. (ab)

Richter.

Aus dem Dorfe! daß Ihrs nur wißt. (ab)

Alle.

Daß Ihr's nur wißt! (alle ab, bis auf)

Fünfte Scene. Anna (allein.)

Anna (weint.)

O, der Schimpf, die Schande! — und wo der

Tagedieb nur wieder ſteckt! Ach für welche Sünde hat mich denn der Himmel mit einem ſolchen Taugenichts von Sohn geſtraft? (ſie geht weinend in ihr Haus.)

Sechste Scene.

Tyll Eulenſpiegel

(tritt luſtig ſingend auf. Er hat auf dem Rücken einen Hühnerkorb mit mehreren lebendigen Hühnern darin, oben drauf einen Sack mit Semmel, in der Hand einen irdnen Krug mit Wein.)

Tyll.

Und ich bleib' halt dabei,
Und ich ſag's viel Tauſendmal
„S'iſt mir all' einerlei,
Es iſt mir all' egal!“ —
Wär' ich ein König,
Hätt' alle Säck' voll Geld,
Und kein' Raupen im Kopf,
Da wär' ich doch geprellt.
Geld hab' ich nicht,
(Daß ich's aufrichtig ſag'!)
Aber: daß ich kein Geld hab',
Macht mir kein Plag'. —
Denn ich bin geſcheid,
Und gar Viele ſeind dumm! —
Und ſo leb' ich in Freud',
Und ein Narr fragt: „warum?“

Das iſt gewiß: wer nur nicht blöd' iſt und den Leuten vernünftig zuredet, der kommt ſchon mit ihnen aus und durch die Welt! und je größer die Narren, um ſo beſſer, weil die Welt doch einmal eine närriſche Welt iſt. (er ſetzt Korb, Sack und Flaſche hinter ein Gebüſch, und geht nach dem Hauſe ſeiner Mutter, wo er klopft.) Hollah, Frau Mutter! mach die Frau Mutter auf, ihr Söhnchen iſt da.

Siebente Scene.

Frau Anna, (aus dem Hauſe) Tyll.

Anna.

So? biſt Du endlich da?

Tyll.

Wie die Frau Mutter ſieht! ach, was für eine Freud' ſie über mich hat! ich ſeh's ihr an.

Anna.

Du nichtsnutziger Taugenichts! Du Tagedieb! Du Wechſelbalg und Galgenſtrick!

Tyll.

Schöne Ehrentitel, das!

Anna.

Schöne Geſchichten das! was haſt Du wieder angerichtet? alle Nachbarn, der Schulmeiſter, der Richter ſind wieder vor meinem Hauſe geweſen und haben über dich geklagt. Zeter und Wehe haben ſie über Dich geſchrien.

Tyll.

Ja, das Schreien iſt alleweil Mode geworden unter den Leuten.

Anna.

Aus dem Dorfe wollen ſie uns werfen, mich und Dich, wo Du Dich nicht beſſerſt.

Tyll.

Nun, laß' die Frau Mutters nur gut ſeyn! ich bin noch ein junger Burſch, und Jugend hat nicht Tugend, weiß Sie wohl.

Anna.

Was das für Ausflüchte ſind.

Tyll.

Von etwas Anderm zu reden! gebe mir die Frau Mutter zu eſſen und zu trinken, denn ich hab' ſchrecklichen Hunger und Durſt.

Anna.

Da magſt Du ſehen, wo Du was herbekommſt, denn ich hab' keinen Krumen Brod im Haus.

Tyll.

So kauf' die Frau Mutter was!

Anna.

Ja, wenn ich Geld hätte!

Tyll.

Was das für eine unordentliche Wirthſchaft iſt! — So geb' die Frau Mutter mir wenigſtens ein Glas Wein.

Anna.

Geh' nur hinab in's Dorf an den Brunnen und verſuch' den Pumpheimer.

Tyll.

Die Frau Mutter hat einen ſchlechten Geſchmack, da weiß ich beſſer Rath. (geht an den Buſch und holt alle Stücke, ſo wie er ſie nennt, hervor.) Da ſeh Sie! zwölf Stück fette Hühner! die Frau Mutter kann ſie ſieden, braten, backen, wie ſie Luſt hat. — Weiter: ein Sack mit Semmel von dem Franzoſenbäcker in der Stadt. — Weiter: ein Krug Wein — kein Brunnen- ſondern Hochheimer. Nun? was ſagt die Frau Mutter dazu?

Anna.

Tyll, wie biſt Du dazu gekommen? Haſt Du aus dem Glückrade einen Treffer gezogen? oder haſt Du einen Schatz gefunden? — Ach! Du Unglückskind! am Ende haſt Du geſtohlen.

Tyll.

Warum nicht gar! Ich hab' eine Finanzoperation gemacht.

Anna.

Was iſt das? —

Tyll.

Laß ſich die Frau Mutter belehren! 'ſieht Sie, ich gehe in die Stadt und nehm die beiden alten Waſſerkrügel mit. In dem einen hab' ich ſchönes, klares Waſſer, in dem andern hab' ich nix. Gut! ich geh' alſo damit zum Weinſchenken, und geb' ihm den leeren

Krug und ſag' ihm: „er ſoll mir ihn füllen mit weißem Wein, vom Beſten!“ und den Krug mit Waſſer hab' ich unter'm Mantel gehalten, ſchaut hin, ſo! Gut! der Schenk ſchenkt mir den Wein, und ich thu', als wollt' ich ihn bezahlen, und als er wegſchaut, vertauſch' ich die Krügel und ſage: „Ach, ich blitzdummer Kerl! ich habe das Geld vergeſſen! Ihr müßt mir den Wein borgen.“ — „Warum nicht gar!“ — ſchreit der grobe Weinſchenk, „ich ſo einem lappigten Jungen borgen? das wär' mir!“ ſomit reißt er mir den Krug mit Waſſer weg, ſchüttet es in's Weinfaß und wirft mir den Krug vor die Füße, daß er in zehntauſend Scherben zerbricht. Ich aber geh mit dem Weinkrug davon und lach' den groben dummen Weinſchenk tüchtig aus.

Anna.

Unerhört!

Tyll.

Darnach geh' ich zum Becker und ſag': „einen Gruß von meinem Herrn, dem groben Weinſchenk am Markt, und er ſollte mir in den Sack da für einen Thaler feine Semmeln thun, und mir ſeinen Lehrbuben mitgeben, daß er den Sack trüge und das Geld in Empfang nähme. Gut! mein Bäcker hat kein Arg, füllt mir den Sack mit Semmeln und ladet ihn ſeinem dummen Lehrjungen auf, daß er mir ihn nachträgt. — Gut! wir gehen, als wir in die nächſte Straße kommen, bleib' ich einen Schritt hinter dem Jungen zurück und riſch!

ſchneid' ich mit meinem Meſſer ein Loch in den Sack, daß eine Semmel herausfällt in den Schmuz. „Halt Junge!“ — ſchrei ich — „da iſt eine Semmel in den Schmuz gefallen, die darf ich bei Leib und Leben meinem groben Herrn nicht bringen! komm, gieb mir den Sack, nimm dieſen Sechſer, lauf geſchwind und hol' mir eine andere Semmel, ich wart' hier auf Dich.“ — Der dumme Junge geht richtig davon und ich — auch.

Anna.

O, über die Schwänk'!

Tyll.

Endlich bin ich auf dem Markt gangen und hab' überlegt, was ich am liebſten zum Wein und zu den Semmeln eſſen möchte. Da ſeh' ich ein Mädel, das verkauft Hühner und Hahnen. Das Mädel war ſchmuck, aber ſehr dumm, und ich frage ſie: „Du! was koſtet die ganze Geſchicht' da in dem Korb miteinander?“ — Da ſagt ſie: „fünf Gulden.“ — „Gut“ — ſag' ich — ich nimm's und das Geld bleib ich Dir ſchuldig,“ und ich nimm den Korb und will gehn; ſie aber hält mich. —

Anna.

Das glaub' ich!

Tyll.

— und ſchreit: „Nein, Du mußt mich erſt bezahlen, eher laſſe ich Dich nicht fort! — „Pfui!“ — ſag' ich — „wie biſt Du mißtrauiſch! aber's mag d'rum ſeyn!“ Da nimm den Gockelhahnen wieder, und behalt' ihn als Unterpfand, bis ich wieder komme und Dich bezahle! (lacht) das Mädel iſt's zufrieden, nimmt ihren eigenen Hahnen von mir als Pfand, und ich geh' mit den Hühnern davon.

Anna (zornig.)

O Du Böſewicht! Du Betrüger! Du Dieb!

Tyll.

Red' die Frau Mutter doch nicht in ſo anzüglichen Ausdrücken! ſey Sie vernünftig und bedenk' Sie: ich bin ein armer Schelm und hab' derweile nichts, folglich kann ich nicht ſogleich alle meine Bedürfniſſe baar bezahlen; das iſt klar wie der Tag! Aber ich werd' bald reich und angeſehen werden, denn ein frommes Kind geht nicht zu Grund, und dann bezahl ich alle meine Schulden. Geh' ſie alſo kochen und backen, und eß' und trink' die Frau Mutter wenn wir was haben, denn wenn wir nix haben, müſſen wir ohnedies mit St. Niclaſen faſten.

Anna.

Ach, Du biſt wohl ein böſer Bube, und wenn's Dein Vater, der ſeelige Claus Eulenſpiegel wüßte, ich glaube er drehte ſich im Grabe um und um. — Schwöre mir's wenigſtens nur zu, daß Du, ſo bald Du Geld haſt, die armen Leute bezahlen willſt.

Tyll.

Ohne Umſtänd'!

Anna (Tyll's Raub aufpackend.)

So will ich dießmal noch ein Auge zudrücken.

Tyll.

Alle beide Augen!

Anna.

Aber daß Du mir nicht wieder ſolche Gaunerſtreiche machſt, Du Erzſchelm Du! (ab)

Achte Scene.

Tyll (allein.)

Gaunerſtreiche? Pfui doch! — Wie geſagt, nichts als eine Finanzoperation! wär' ich ein vornehmer Herr, ſo trieb' ich's in's Große. Nun, ich thu', was ich kann, ein Schelm thut mehr. Aber was nun weiter? (ſieht ſich um) Schau, ſchau! der faule Schneider Zickel hat ſeinen Laden noch nicht aufgethan! Er ſchläft wohl noch mit ſeinen vier Geſellen den blauen Montag aus, während ich armes Kind mir's ſchon lange hab ſauer werden laſſen müſſen. Ein impertinender Menſchenſchlag dieſe Ziegenböck! unter allen Leuten die gröbſten Mahner! Ich will lieber allen andern Zünften und Gewerken ſchuldig ſeyn als einem einzigen Schneider. Und dieſer Zickel und ſeine Geſellen ſind vollends von der ſchlechten Sorte, und haben mich oft geneckt und geſcholten. Wartet ich will's euch gedenken! — Da kommt mir gleich ein Einfall von einem Gedanken (läuft in ſein Haus und holt ſich eine Säge, womit er den Pfahl vor dem Fenſter des Schneiders durchſägt, ſo daß derſelbe nur noch ganz loſe ſteht.) So, nun mögen ſie kommen und ſich wundern, wie ihnen geſchieht. (läuft lachend in ſein Haus.)

Neunte Scene.

Meiſter Zickel (kommt gähnend aus ſeinem Hauſe.)

Ah! ah! — das heißt geſchlafen. Ein luſtiger blauer Montag! daß dich das Mäuslein beiß'! mir iſt noch ganz wüſt im Kopf und mein Buckel wird mir gewiß noch acht Tage lang von den neuen Bekanntſchaften erzählen, welche er mit zerbrochenen Tiſchbeinen, Beſenſtielen, Knittelſtöcken und ſonſtigen Schlaginſtrumenten gemacht hat. Immerhin! dafür bin ich auch der luſtige Meiſter Zickel, hab' eine große Kundſchaft drei Meilen in der Runde, und geh' meinen Geſellen mit gutem Beiſpiel voran Heda! Zwirn, Bügel, Nadel, Scheer! ihr meine getreuen Geſellen! öffne die Läden! Zeigt Euch in ſtrahlender Schöne und beginnt das Tagewerk. (für ſich) Viel wird's heute nicht werden, denn es iſt bald Mittag, und eh' ſich's Einer verſieht, iſt's Abend, und den Abend arbeit' ich nicht und laß ich nicht arbeiten, weil's der Geſundheit ſchadet, und ich in's Wirthshaus geh'.

Zehnte Scene.

Zickel und die vier Geſellen.

(Die Geſellen haben den Laden geöffnet und auf dem Pfoſten vor dem Fenſter gelehnt, ſie ſetzen ſich darauf hin und fangen an zu ſchneidern.)

Zickel (ſie betrachtend.)

Genua! Mein! — ein großer Anblick. (Er ſetzt ſich zu ihnen und fängt ebenfalls an zu arbeiten.) Nun ſingt ein luſtiges Lied, damit uns die Arbeit friſch von der Hand geht.

Quintett (mit Echo.)

Die Schneider.
Der Schneider ſchwingt die Nadel!
Der Schneider rührt die Scheer!
Echo.
Nadel -- Scheer.
Die Schneider.
Mein Herz was willſt Du mehr?
Preis, Ruhm ſey ihm und Ehr'
Dem Schneider ohne Tadel.
Echo.
Ohne Tadel.

Die Schneider.
Der Schneider fein und zierlich,
Der Schneider geht zum Tanz!
Echo.
Geht zum Tanz.
Die Schneider.
Da zeigt er ſich im Glanz,
Und ihm gebührt der Kranz,
Weil er ſogar manierlich!
Echo.
Gar manierlich.

Die Schneider.

Der Schneider geht zum Weine,
O je! das iſt ein Spaß! —

Echo.

Iſt ein Spaß!

Die Schneider.

Ihn labt das edle Naß,
Bald liegt er da im Graſ'!
Wer hilft ihm auf die Beine?

Echo.

Auf die Beine! —

Tutti preſto.

Luſtig muß der Schneider ſeyn!
Schwingt die Nadel, ſtreckt das Bein! —
Geht zum Tanze, geht zum Wein.

Elfte Scene.

Die Vorigen, Tyll.

Tyll.

Aha, da ſitzen die luſtigen Geſellen!

Zickel.

Schaut, da kommt der ungerathene Tyll Eulenſpiegel. Nun Burſche! biſt Du immer noch ſo ein Nichtsnutz und Thunichtgut?

Tyll.

Ich wart' darauf, daß etwas Ordentliches aus Dir wird.

Zickel.

He! ich bin ein Meiſter meiner Kunſt, und hoch erhaben über Narren Deines Schlags.

Tyll.

Hochmuth kommt vor dem Fall.

Zickel.

Ich antworte Dir nicht mehr.

Tyll.

Da thuſt Du recht, denn wenn Du den Mund nicht aufthuſt, ſo behalten Deine Geſellen und Lehrjungen ihre gute Meinung von Deinem Verſtande.

Zickel.

Warum eben, wenn ich ſchweige?

Tyll.

Weil Du dann nichts Dummes redeſt.

Zickel (drohend.)

Du!

Tyll.

O je! er ſchaut ſich nach einem Gewehr um, da muß ich mich zurückziehn, ſonſt ſchießt er am Ende eine Nähnadel auf mich ab, oder erdroſſelt mich mit einem Zwirnsfaden.

Zickel (giftig.)

Wenn ich nur dürfte und könnte, wie ich wollte! ich wollte Dich —

Tyll (lacht.)

Trink' einen Fingerhut voll Waſſer auf einmal, das Dorf geräth ſonſt in Brand über Deinen Zorn.

Die Geſellen.

Meiſter, laßt den Narren reden und hört gar nicht drauf.

Zickel.

Ihr habt recht! gebt mir Baumwolle her! ich will mir die Ohren verſtopfen. (Er verſtopft ſich die Ohren.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Schulkinder (kommen aus der Schule gerannt.)

Die Buben.

Schaut auf! da iſt der Tyll Eulenſpiegel!

Alle Kinder.

Tyll Eulenſpiegel: guten Tag.

Tyll.

Guten Tag! iſt die Schul' aus? — ſchön! da wollen wir uns luſtig machen! Soll ich Euch ein neues Kunſtſtück lehren?

Die Kinder (jubelnd.)

Ja! ach ja!

Zickel.

Ihr lieben Kindlein! trau't dem böſen Buben nicht! er wird Euch nur einen Poſſen ſpielen.

Tyll.

Hört einmal, der Ziegenbock will Euch gute Lehren geben.

Die Kinder (ſchneiden Zickeln Geſichter.)

Ziegenböck! Meck!

Zickel.

O ungerathne Brut! nun wart', Du wirſt es bereuen, daß Du meine Lehren nicht befolgt haſt.

Tyll.

Merk' dir's Böcklein, „der Prophet gilt nichts in ſeinem Lande."

Zickel (giftig.)

Aber der Narr!

Tyll.

Ja, und das war nicht ſo gar dumm bemerkt, für einen Schneider, wenn Du's nämlich aus Dir ſelber haſt.

Die Kinder.

Eulenſpiegel! zeig' uns Dein neues Kunſtſtück.

Tyll.

Gleich, mein hochzuverehrendes Publikum! vorerſt ſtellt Euch der Reihe nach auf! die Großen oben an, die Kleinen unten. —

Die Kleinen.

Ne, ne! wir wollen oben an ſtehen!

Tyll.

Es iſt auch wahr! alſo Ihr Kleinen oben an! und Ihr Großen herunter — ſo! ſeyd's jetzt alle zufrieden.

Die Kleinen.

Ja!

Die Großen.

Ne!

Tyll.

Still da, Ihr Großen! Ihr werdet nicht gefragt, Ihr müßt Euch in die Zeit ſchicken. Alſo kurz und gut, Ihr ſeyd alle ſammt zufrieden.

Zickel.

Was wird er angeben?

Tyll.

Schaut her! was zieh ich da aus der Taſche?

Die Kinder.

Ein Band'l!

Tyll.

Richtig ein Band'l! es heißt aber auch eine Schnur, oder ein Bindfaden.

Zickel.

Oder ein Galgenſtrick!

Tyll.

Wenn's den Schneider dran hängen nämlich aber was ſchaut Ihr an dem Bandel?

Die Kinder.

Nichts.

Tyll.

Ganz recht, nichts! oder vielmehr gar nichts. Nun aber zieht nach der Reihe Eure Schuh und Stiefeln aus und gebt ſie mir, da ſollt ihr gleich ein Wunder ſehen. (Die Kinder gehorchen; Tyll reiht alle Schuh und Stiefeln bunt durcheinander an die Schnur.)

Zickel.

Da bin ich doch wirklich begierig, was er anſtellen wird!

Nadel.

Sapperment, es ſcheint, er will ein Zauberſtück produciren.

Tyll (zählend.)

Fünf, — zehn — zwanzig — fünf und zwanzig! — O weh!

Die Kinder.

Was is?

Zickel.

Nun?

Tyll.

Es fehlen mir grad noch fünf Paar Schuh, und wenn ich die nicht habe, ſo kann ich das Kunſtſtück nicht machen.

Zickel.

Hahaha! ſeht's Ihr Kinder, daß er Euch nur zum Narren gehabt hat? Er kann gar kein Kunſtſtück machen.

Tyll.

Ei, wenn Ihr das glaubt, mein weiſer Salomon, ſo gebt Ihr und Eure Geſellen mir nur eure Schuh, (Ihr ſeyd gerade Eurer Fünfe!) da ſollt Ihr's ſchauen, daß ich ſchon ein Kunſtſtück machen kann.

Zickel.

Nun, weil ich curios bin zu ſehen, was daraus wird, hier ſind meine Schuh. — Zwirn, Nadel, Bügel, Scheer! gebt ihm Eure Schuh. (die Geſellen gehorchen.)

Tyll.

Recht ſo! da hab' ich ſie alle mit einander. Nun

Kinder kommt und tanzt um mich herum, und ſingt den Reigen mit!

Die Kinder.

Juchhe!

Lied mit Chor.

Tyll.

Mein Bübel, mein Mädel! Ihr geht's auf die Weide,
Die Ochſen treibt er, und ſein Schatz treibt die Küh'.
Und ich treib' die Eſel und hab' meine Freude,
Denn ich lieb' die Menſchheit, und ehre das Vieh.

Die Kinder.

Kückriküh! — Muh! — Yha! —
Die Ochſen, die Küh' und die Eſel ſeynd da.

Tyll.

Es iſt eine Dummheit, wenn einer will klug ſeyn!
Wenn ich nur ein Amt hab', ſo kommt der Verſtand.
Und wenn ich kein Amt hab', ſo bleib ich ein Gimp'lein,
Und tröſt' mich: „es ſind mir gar Viele verwandt."

Die Kinder.

Kückriküh! — Muh! — Yha.!
Die Ochſen, die Küh' und die Eſel ſeynd da.

Tyll.

Der Apfel fallt nimmer gar weit von dem Baum,
Es wird halt ein Eſel ſein Lebtag kein Pferd.
Dem Menſchen dagegen, im Wahne, im Traum,
Wird oft eine Standeserhöhung beſcheert.

Die Kinder.

Kückrikúh! Muh! Yha!
Die Ochſen, die Küh' und die Eſel ſeynd da.

Tyll.

Und jetzo ihr Kindlein, ihr Oechslein, ihr Eſ'lein! —
(Muthwillige Rangen noch füg' ich hinzu!)
Ich ſcheide von hinnen, und bitt Euch: „Gedenkt mein!“
(Er ſchleudert die Schnur in die Luft, daß Schuh und Stiefeln bunt durch einander herabfallen)
Nun ſucht Eure Stiefel und ſucht Eure Schuh.
(Zieht ſich zurück.)

Zickel.

O der Spitzbub! hab' ich's nicht gleich geſagt?

Die Kinder.

Ach! meine Schuh, meine Stiefel. (Sie ſtolpern über einander her, indem ſie ihre Fußbekleidungen wieder gewinnen wollen, ſie balgen ſich. Einige kommen dem Ladenpfoſten zu nahe, reißen ihn um, und die Schneider ſtürzen zu Boden.)

Zickel (am Boden liegend).

Herr der Welten! das All ſtürzt zuſammen!

Die Kinder (ſchreien).

Au, au, au! hu!

Tyll (lacht).

Hahaha! Leute kommt herbei! der Wind hat die Schneider herabgeweht:

„Da liegen die Schneider im Gras!
Wer helft ihnen auf die Beine? (läuft lachend ab.)

Dreizehnte Scene.

Viele Nachbaren, die Vorigen.

(Tumult, Schreien und Schelten.)

Alle.

Was iſt geſchehen! was ſchreits? brennt das Dorf? iſt der jüngſte Tag da?

(Man hilft den Schneidern wieder auf die Beine, welche beſchämt davon ſchleichen. Die Kinder haben mit Mühe ihre Schuh und Stiefel wieder gefunden. Alle lachend, ſcheltend und weinend ab, indem ſie rufen: „Das hat der gottloſe Tyll Eulenſpiegel wieder angerichtet.“)

Verwandlung (kurze Waldgegend).

Vierzehnte Scene.

Tyll.

Ich hab' es diesmal ein bischen zu toll getrieben, das ganze Dorf iſt rebelliſch wider mich, beſonders die Weiber, und da müſſens natürlich die Männer auch ſeyn. Die Frau Mutter hat mich nicht in's Haus gelaſſen, ſondern mir die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen, und ißt jetzt die Backhühner und die Semmeln allein, und trinkt dazu den Wein, den ich geborgt hab'. Gut! ein Ofenhocker bleibt immer daheim, ich will mich jetzt einmal in der Welt umſchauen, und mein Glück verſuchen. (Blickt in die Scene.) Aber was kommen dort für zwei verdächtige Geſichter daher? Die ſcheinen mir zu den Vögeln mit langen Krallen zu gehören. Vorſicht iſt keine Feigheit, und der Buſch da ſchaut mich an, als wollt' er ſagen: „Hinter mir biſt Du ſicher, gut, ich drück' mich hintern Buſch. (verbirgt ſich.)

Funfzehnte Scene.

Heller und **Pfennig** (ſchleichen herbei) **Tyll** (verſteckt).

(Es beginnt zu dämmern.)

Heller.

Du haſt Dir alſo die Gelegenheit gut ausgekundſchaftet?

Pfennig (etwas betrunken).

Wie ich Dir ſage! ich kenn' ja die Schenke zum rothen Hahne, wie mich ſelber, in- und auswendig!

Heller (boshaft).

Sapperment! ich hätte Luſt, dem rothen Hahne den rothen Hahn auf's Dach zu ſetzen!

Pfennig.

Wir wollen uns diesmal mit den Bienenſtöcken begnügen, denn ſiehſt Du: „erſt der Vortheil, und dann die Rache!“ und ich ſag' Dir's, es ſind prächtige Bienenſtöcke, ſo groß und ſchwer! ſeine dreißig Gulden iſt jeder unter Brüdern werth.

Heller.

Aber wenn wir die Bienenſtöcke haben?

Pfennig.

Dann holen wir, was ſich ſonſt noch findet! das verſteht ſich.

Heller.

Und wenn wir nichts mehr finden, ſo zünden wir den rothen Hahnen an.

Pfennig.

Meinetwegen! denn ſiehſt Du, ich habe nichts dawider, denn es iſt mir ganz gleichgültig. (Beide ab. Es wird nach und nach finſter.)

Tyll (kommt hervor)

So? Diebe und Mordbrenner? O das iſt eine ſchöne Geſchichte! und ich bin ganz von ungefähr dahinter gekommen. Aber wartet, ich will Euch einen baumdicken Strich durch Eure Spitzbubenrechnung machen! die Schenke zum rothen Hahnen kenn' ich, denn ſie iſt nicht weit von hier, auf der Stelle geh' ich hin und ſehe, was ich ausrichte. Die ſollen ſich wundern. (Ab.)

Verwandlung (Schenkſtube im rothen Hahne).

Sechzehnte Scene.

Der Wirth, Bauern und Bäuerinnen (Tanz).

Chor der Tanzenden.

Luſtig, Ihr Spielleut', mit fröhlichem Sinn!
Laßt Fiedeln und Hörner erklingen. —
Und weil nun der Sonntag bald wieder dahin,
So woll'n wir im Kehraus uns ſchwingen.

Die Trinker.

Glu, glu, glu, glu!
Tanzt immer zu!
Wir Alten, wir ſchauen's und trinken in Ruh'.

Tutti.

Die Jungen, die Alten, ſind Beide geſcheidt:

Sie tanzen, lala!
Sie trinken, haha! —
Beim Tanzen und Trinken da kommt ſchon die Freud! —

Die Jungen. Luſtig, Ihr Spielleut!
Die Alten. Glu, glu, glu, glu, glu!

Tutti.

Lalalala!
Hahahaha!

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen, Tyll (tritt ein).

Tyll.

Heißa he! da gehts ja luſtig her!

Wirth.

Schau, ſchau! der luſtige Eulenſpiegel. Woher des Wegs, und wohin?

Tyll.

Ich komm' von meiner Mutterhaus,
Und will die Welt durchwandern! —
Das junge Blut ſehnt ſich hinaus,
Es treibt mich, — nach den Andern! —
Mein Reiſebündel iſt nur klein,
Das wird mich gar nicht drücken,
An Geld hab' ich kein Hellerlein,
Da kann kein Wirth mich zwicken.

Wirth.

Hahaha! Du närriſcher Kauz, alſo Geld haſt Du nicht, und Geldeswerth haſt Du auch nicht. Freilich, da darf ich Dir keine große Rechnung machen, aber ſey deßhalb ohne Sorgen, Deine Schwänke haben mir immer gar ſehr gefallen, und auf ein gutes Abendbrod, eine friſche Streu für die Nacht, und allenfalls auch auf einen Zehrpfennig morgen früh ſoll mir's bei Dir nicht ankommen.

Tyll.

Juchhe! da ſeht Ihr's, daß man gar kein Geld braucht, um durch die Welt zu kommen, wenn einer nur ſonſt ein manierlicher Menſch iſt. (treuherzig.) Aber ſoviel ſag' ich Dir, Wirth, es ſoll Dein Schade nicht geweſen ſeyn, daß Du ſo freundlich und ſäuberlich mit mir verfährſt. Ich gelte zwar gar oft für einen argen Schalk und Thunichtgut, aber nur, weil ich die Narren und Spitzbuben mit ihrer eignen Münze ablohne: ein ehrlicher, vernünftiger Menſch kommt ſchon mit mir aus.

Die Bauern (mit Krügen und Gläſer hinzutretend).

Da Eulenſpiegel! trink einmal!

Tyll (trinkt).

Sollt bedankt ſeyn.

Wirth.

Aber Burſche, heut' iſt Sonntag und Kirmeß obendrein, da muß es toll hergehen, und Du magſt uns immerhin einen Deiner beſten Schwänke zum Beſten geben, es ſoll und wird Dir Keiner d'rum gram werden.

Alle.

Nein, nein, gewiß nicht.

Tyll.

Mir iſt's recht, kommt her und hört mich! habt Ihr ſchon einmal von der Wacht im Bienenſtock gehört?

Alle.

Nein!

Tyll (zum Wirth).

Ich weiß, Ihr habt einen prächtigen Bienenſtand, habt Ihr nicht einen recht großen, leeren Bienenkorb?

Wirth.

O ja!

Tyll.

Schafft ihn daher in die Stube.

Wirth (zu einem Knechte).

Stoffel, geh' und bring' den Bienenſtock Nr. 5 außerm Stand daher (der Knecht ab).

Tyll.

Was iſt die Glocke?

Wirth.

Ueber Zehn hinaus!

Tyll.

Das iſt gerade die rechte Zeit. (Der Knecht kommt mit dem leeren Bienenkorbe zurück) Nun merkt's alle auf, was ich Euch ſage. Ich ſteige hier in dieſen Bienenkorb, ziehe den Deckel zu, und dann tragt Ihr mich hinaus zum Bienenſtand und ſetzt mich mitten unter die vollen Bienenſtöcke.

Alle (lachen).

Wirth.

Und was dann weiter?

Tyll.

Dann geht Ihr in's Haus, tanzt und jubilirt, und wenn Ihr rufen hört, ſo kommt Ihr geſchwind, da ſollt Ihr Euer blaues Wunder ſehen.

Wirth.

Nun ſchaut mir den tollen Burſchen an! aber's ſey drum, ſteig' ein.

Tyll (ſteigt in den Bienenkorb).

So, und nun tragt mich davon. (Er taucht unter, Muſik, die Bauern tragen ihn jubelnd davon.)

Verwandlung.

(Gärtchen hinter dem Wirthshauſe zum rothen Hahnen. Im Hintergrunde der Bienenſtand, Nacht.)

Achtzehnte Scene.

Heller und Pfennig (tappen herein mit einer Trage).

Pfennig.

Na, da wären wir.

Heller.

Schrei nicht ſo, damit uns Niemand hört.

Pfennig.

Sey ruhig Haſenfuß! in der Schenke iſt Lärm und Muſik, da hört uns ſo leicht keiner.

Heller.

Schon recht! aber die Nachtwacht.

Pfennig.

Die ſchläft. Schau, dort iſt der Stand.

Heller.

Ich ſeh nix!

Pfennig.

Du Eſel! die Furcht macht Dich blind.

Heller.

Nein, es iſt ja ſtockfinſter.

Pfennig.

Das macht: weil es Nacht iſt! aber ich hab' mir die Stelle bei Tage ausgekundſchaftet, und treffe im Dunkeln jeden Nagel auf den Kopf. Halt Dich nur dicht hinter mich. (Er geht vorwärts, gerade auf den Bienenſtock los.) Siehſt Du, da ſind wir.

Heller (zitternd).

Wahrhaftig!

Pfennig.

Jetzt laß uns ſuchen, wo wir den ſchwerſten Korb finden, den wollen wir für heute vorerſt mitgehen heißen.

Heller.

In Gottesnamen! (Sie unterſuchen die Bienenkörbe, indem ſie einen nach dem andern aufheben, endlich ruft:)

Pfennig.

Sapperment! der da iſt ſchwer! den wollen wir nehmen. Hilf mir, daß wir ihn auf die Trage ſetzen! — So — ſo — und nun laß uns machen, daß wir davon kommen. (Sie heben die Trage, worauf ſie den Bienenkorb geſetzt haben, auf, und wollen davon gehn, indem öffnet ſich der obere Theil des Korbes, Tyll ſchaut daraus hervor, packt den Pfennig bei den Haaren, reißt ihn derb und taucht ſchnell wieder unter.)

Pfennig (ſchreit).

Höllenelement!

Heller.

Was is?

Pfennig

Du Sappermenter! was reißeſt Du mich bei den Haaren?

Heller.

Ich? (Tyll reißt auch ihn.) Auweh! das iſt ein dummer Spaß!

Pfennig.

Was? (Tyll reißt ihn.) Himmeltauſend! wo Du noch einmal reißeſt!

Heller (weinend).

Ich Dich reißen? Du reißeſt. (Tyll reißt ihn.) Au, au, au! laß los, oder —

Tyll

(reißt alle Beide, daß ihre Köpfe hart aneinander ſtoßen.)

Heller und Pfennig.

Nein! nun reißt mir die Geduld. (Sie laſſen die Trage fallen, packen einander und prügeln einander derb durch, wobei ſie mörderiſch ſchreien. Auf den Lärm kommen aus dem Wirthshauſe: der Wirth, ſeine Knechte und alle Bauern und Bäuerinnen. Heller und Pfennig wollen entrinnen, werden aber gepackt und während der letzten Reden gebunden.)

Chor der Herbeieilenden.

Welch' Toben und Schreien?
Was iſt denn geſchehen? —
Was wollen die fremden

Cumpane denn hier? — —
Will keiner nicht hören? —
Und Rede nicht ſtehen?
Das iſt ja ein ſchreckliches
Prügelplaiſir! —

Tyll (guckt aus dem Bienenkorbe und ſchreit).

Leute! greift's die Kerle, bindet ſie, henkt ſie! 's ſind Diebe, Honigdiebe und Mordbrenner! ich hab' ſie erwiſcht.

Heller und Pfennig (erſtaunt).

Iſt das eine Biene?!

Tyll (aus dem Korbe ſpringend).

Der Tyll Eulenſpiegel iſt's! Pah!

Wirth.

Diebe? Mordbrenner? und Du haſt ſie erwiſcht? Eulenſpiegel! wie ſoll ich Dir danken?

Tyll

(lacht und ſchneidet dem Wirth eine Fratze.)

Chor.

O je! iſt das 'ne Geſchicht!

Ende des erſten Acts.

Neunhundert fünf und achtzigſte Nacht.

Zweite Abtheilung.

(Zimmer im Hauſe des Marktſchreiers Wurmſam.)

Erſte Scene.

Wurmſam und ſeine Frau.

Frau.

Mann, Du biſt ein Dummkopf.

Wurmſam.

Liebe Frau! ich bitt' Dich, ſchimpf' nicht.

Frau (lauter.)

Ein Dummkopf, ein Eſel biſt Du, ſag' ich!

Wurmſam.

Nu nu, liebe Frau.

Frau.

Für keinen Groſchen Verſtand nicht, haſt Du in Deinem dicken Kopf! Keinen Witz, kein Genie!

Wurmſam.

So ſey doch endlich ruhig.

Frau.

So gieb Geld, Geld, Geld! — ich brauch's.

Wurmſam.

Ich hab' nichts!

Frau.

So ſchaff' was!

Wurmſam.

Woher?

Frau.

Da ſeh mir einer den Hans Dumm! iſt das meine Sache? — (heftig) Wer iſt der Herr im Haus.

Wurmſam (zitternd.)

Ich weiß nicht!

Frau (giebt ihm eine Ohrfeige.)

Du! — Du biſt Herr! alſo ſchaff' Rath, das rath ich Dir, oder ich geb Dir nichts mehr zu eſſen, nehm' mein Eingebrachtes und geh' davon! (Sie geht.) Keinen Groſchen bekommſt Du mehr von meinem Gelde. (ab)

Zweite Scene.

Wurmſam (allein.)

Wurmſam (traurig.)

Da hab' ich nun gedacht: wenn ich eine Frau nehm', die Geld hat, ſo kann ich fröhlich leben und brauch' für nichts weiter zu ſorgen. Gehorſamer Diener! Hungern und Durſten läßt ſie mich, und Geld ſoll ich ſchaffen in die Wirthſchaft und bin ein geplagter Mann. O, es iſt ein Jammer! — Soll ich in ein Bierhaus gehn?

Dritte Scene.

Wurmſam, Tyll.

Wurmſam.

Ach, ſieh da! mein Famulus! Nun Tyll, was bringſt Du?

Tyll.

Nichts. — Die Leut', wohin Ihr mich ſchicktet, wollten die Doctorrechnungen nicht annehmen. Sie ſagten alle: Ihr wäret gar kein Doctor, ſondern ein Windbeutel, ein Aufſchneider, ein Marktſchreier und ein unverſchämter Kerl obendrein.

Wurmſam (zornig.)

Und das haſt Du Dir alles ſo ruhig in Bart ſagen laſſen?

Tyll.

Was denkt Ihr? Beileibe nicht! ich hab' zu den Leuten geſagt: „Nun hört's auf, auf meinen Doctor zu ſchimpfen, das muß ich alle Tage hören! ich hab's ſatt!“

Wurmſam (trübe.)

Ach Tyll! es ſteht miſerabel mit mir.

Tyll.

Ja, unter'm Hund.

Wurmſam.

Ich hab' bei den Leuten all meinen Credit verloren.

Tyll.

Das hab' ich ſchon lang gemerkt, das macht der Mißcredit und der ſchlechte Ruf.

Wurmſam.

Ja. Aber Du biſt ein geſcheider Burſch, Tyll! Könnteſt Du mir nicht ein Mittel an die Hand geben, wie ich die Leute wieder herum kriegte, daß ſie mich für was Ordentliches hielten?

Tyll.

O je, das wird ſchwer halten. Doch — vielleicht geht's noch an, denn die Menſchheit iſt dumm.

Wurmſam.

Schrecklich dumm, Tyll! das weiß ich aus eigner Erfahrung.

Tyll.

Simili similibus! Dummheit wider Dummheit, da geht's auf! aber ſagt mir nur, wie Ihr eigentlich um Euern Credit kommen ſeyd?

Wurmſam.

Das kann ich Dir ſchon ſagen, denn es wiſſen's — leider! — nur gar zu viele Leute. Vorerſt mußt Du wiſſen, was Du vielleicht nicht glauben wirſt, nämlich: daß ich wirklich Medicin ſtudirt hab'. —

Tyll.

Ach!

Wurmſam.

Ich ſchwör' Dir's zu! — aber verſteht ſich, daß ich nichts davon begriffen hab', denn ſiehſt Du, es iſt eine ſo confuſe Wiſſenſchaft, daß ſchon ein ganz Anderer als ich ſeine Noth hätt', wenn er was davon verſtehen wollt'. Aber ſtudirt hab' ich, das iſt gewiß! und Doctor bin ich geworden. Es giebt aber gar ſo viel Mediciner, welche ihre Kranken auf die gewöhnliche Weiſe unter die Erde bringen, und nachdem ich ein paar Dutzend Patienten gar zu ſchnell auf die alte Manier abgethan hatte, ſo dacht' ich: „halt!" und überlegte mir's, wie ich das Dings ein biſſel feiner angreifen möchte. — Ich legte mich auf die Homöopathie; aber da gab's noch größere Narren als mich in Groß- und Klein-Paris, und die Leute können ſich auch auf dieſe Art ſelber expediren, aus den kleinen Apotheken. Endlich bin ich ein Magnetiſeur geworden, damit ging es denn eine Zeit lang, und weil ich allopathiſch, homöopatiſch und magnetiſch durcheinander curirt hab und die Leut mir nicht mehr ſo grade zu wie die Fliegen umgefallen ſind, ſo hab' ich ſchon gemeint, ich hätte das Rechte getroffen. Aber endlich haben meine Patienten die Geduld verloren, weil ich keinen Einzigen wirklich curiren konnt, und nur unverſchämte Rechnungen machte. — Na, Du weißt was für welche! weil mich mein Weib ſo plagt und ich alle Abend in's Wirthshaus muß zum Societäts-Bier in's Waldſchlöſſel.

Tyll.

Das iſt eine rührende Geſchichte! Aber wenn ich's ſo bedenk'.

Wurmſam.

Nun?

Tyll.

Ich ſag', wenn ich's ſo recht bedenk' — ſo wüßt' ich wohl noch ein Mittel, Euch zu helfen, ſo daß Ihr ein berühmter Arzt werden ſolltet und wirkliche Wunderkuren verrichten könntet.

Wurmſam.

Im Ernſt?

Tyll.

Auf Ehre! und Ihr ſollt die Probe ſehn, daß ich wahr rede, aber —

Wurmſam.

Kein Aber. —

Tyll.

Aber's iſt ein Arcanum und koſtet 100 Thaler

Wurmſam.

O weh!

Tyll.

Warum? Wenn Ihr Eurer Frau die Gewißheit zeigt, daß Ihr ein berühmter Wunderdoctor werden könnt, wird ſie nicht mit 100 Thalern herausrücken, um Tauſend zu gewinnen?

Wurmſam.

Hm! vielleicht! ich könnt mit ihr reden.

Tyll.

Geht in's Hospital zum Hospitalvater Jacob und bietets ihm an, Ihr wolltet alle ſeine Kranken geſund machen, ſo daß ſie noch heut freiwillig das Hospital verließen.

Wurmſam.

Und dann? —

Tyll.

Dann gebt mir die 100 Thaler und laßt mich allein zu den Kranken gehn — nur auf eine halbe Stund — und das Wunder ſoll fertig ſeyn.

Wurmſam.

Und Du ſagſt mir das Geheimniß?

Tyll.

Verſteht ſich! ich geb Euch einen verſiegelten Zettel, den tragt Ihr neun Tage lang auf der Bruſt und wenn Ihr ihn dann aufmacht, ſo wißt Ihr auf ein Haar, wie alles zugegangen iſt.

Wurmſam.

Tyll! nimm Dich zuſammen! ich geh und red' mit meiner Frau. (ab)

Tyll (allein.)

Das iſt nun ſelber ein Erzwindmacher und läßt ſich doch von mir an der Naſe herumführen. Aber ſo geht's.

Das Mäuslein frißt den Speck,
Damit ſie's wollte fangen;
Iſt doch der Fall entgangen,
Hatt' alle Schliche weg.
Da kommt der Kater geſchlichen,
Und frißt das Mäuslein auf!
Nun jagt der Hund den Kater,
Drauf prellt der Fuchs den Hund. —
Den Fuchs, den ſchießt der Jäger todt,
Den Jäger holt der Teufel —
Potz Mäuslein!
Und die Geſchicht iſt aus. (ab)

Verwandlung.

(Der Hoſpitalhof rings von Gebäuden umgeben, im Hintergrunde die große Pforte.)

Vierte Scene.

Jacob (der Hoſpitalvater) und der **Todtengräber.**

Jacob (ſtotternd.)

Geh nur, Du Galgenſchwengel! und grabe das Grab, — das Grab für den alten Thomas. Hundert Jahr iſt er alt geworden und es iſt einmal nicht anders: „alle Menſchen müſſen ſterben!“

Todtengräber (zwiſchen jedem Satz nieſend.)

Meiner Treu! der alte Thomas hat lang genug gelebt! (nieſt) Zur Geſundheit! — aber ich bleib dabei! hätt' ihn der Doctor nicht — zur Geſundheit! — nicht curirt, er hätt' es noch ein paar Jahre machen können, denn trotz ſeiner — zur Geſundheit! — hundert Jahre, war er noch ein rüſtiger alter Knabe! zur Geſundheit!

Jacob.

Du redeſt ſehr — ſehr unvernünftig! ganz unvernünftig! Dreißig Jahr hat der alte Thomas hier im Hoſpitale gelebt — wie? ich bin Hoſpitalvater, was? ſollt' er vielleicht noch dreißig Jahr hier gelebt haben? He? Er wurde endlich krank, gut! alſo mußt er das Zeitliche ſegnen, damit Platz für Andere wurde, wie?

Todtengräber.

Das iſt klar wie der Tod — zur Geſundheit! und ich hab' auch nichts dawider, denn ich bin dabei intereſſirt als — zur Geſundheit! — als Todtengräber.

Jacob.

Alſo geh und thu Deine Pflicht.

Der Todtengräber.

Zur Geſundheit! (geht, indem er aber will, begegnet ihm der Doctor und Tyll, er erſchrickt, ſchreit: Alle gute Geiſter! zur Geſundheit! (und läuft ab.)

Fünfte Scene.

Wurmſam, Tyll, Jacob.

Wurmſam.

Was ſchreit der Kerl?

Jacob.

Er fürchtet ſich vor Euch.

Wurmſam.

Was ein Todtengräber und fürcht' ſich vor ſeinem Doctor?

Jacob.

Er iſt oft curios.

Wurmſam (Tyll winkend.)

Geh hin, mein Famalum und ſchau Dich um, wie ſich unſere Patientica befinden.

Tyll (neigt ſich.)

Dominus meus dumm! ici gehoricum dirum! (ab)

Jacob.

Ihr ſeyd halt doch ein paar gelehrte Leut' und redet das Lateiniſche wie unſereins ſeine liebe deutſche

Mutterſprach! Aber warum macht Ihr nicht ſelber die Runde heute?

Wurmſam.

Weil ich Euch was Wichtiges zu entdecken hab'.

Jacob.

Ei — ei ei! was denn? — redet doch!

Wurmſam.

Merkt auf! ich will' all Eure Kranken curiren, daß ſie friſch und geſund aus dem Hauſe gehn ſollen.

Jacob (lachend.)

Ihr? Hahaha! — friſch und geſund machen? Hahaha! Warum nicht gar!

Wurmſam.

Verſteht mich! nicht ich ſelbſt, ſondern mein Famulus, der Tyll, der hat ein Arkanum das hilft allemal.

Jacob.

Ach ſo! — alſo Ihr ſelber nicht! ja, das iſt ein Andres! Sapperment: der Eulenſpiegel iſt freilich ein Kerl, der mehr kann als Brod eſſen, und wenn was dran wär'.

Wurmſam.

Ich ſag' Euch, es kommt auf die Probe an. Aber was gebt Ihr mir, wenn ſie glückt, denn ich ſelber muß dem Burſchen ſein Geheimniß theuer bezahlen, oder vielmehr ich hab's ihm ſchon cum praenumerandum blechen müſſen, daß mir die Augen übergegangen ſind, und zwar von dem Gelde meiner Frau.

Jacob.

Ja, was ſoll ich Euch geben?

Wurmſam.

Geld! Geld! Geld!

Jacob.

Das ſchreit die ganze Welt! aber 500 Thaler will ich ſchon daranſetzen, wenn all' meine Kranken friſch und geſund davon gehn und Ihr mir das Geheimniß mittheilt.

Wurmſam (ſchlägt ein.)

Topp!

Jacob.

Und Topp! ein Mann ein Wort!

Sechſte Scene.

Tyll, die Vorigen.

Tyll.

Es iſt gethan.

Wurmſam. (Wie?
Jacob. (Sind die Kranken geſund?

Tyll.

Geſund wie die Fiſch im Waſſer! Befehlt nur, daß das Thor aufgeſperrt wird, ſo geb' ich das Zeichen und allen ziehen freudig aus.

Jacob.

Das iſt erſtaunlich. (ruft) He! Knechte! ſperrt die Pforte weit auf (es geſchieht.) Nun laß Dein Wunder ſehen, Eulenſpiegel!

Tyll (klatſcht in die Hände..)
Herbei, herbei, heraus!
Ihr Heilen und Geſunden!
Wers kann, ſteh' auf und wandle!
Und wer's nicht kann — der bleibt liegen.

Siebente Scene.

Die Vorigen, viele Kranke
(in abenteuerlichen Geſtalten Blinde, Lahme u. ſ. w., ſchwanken aus dem Hospitale und zur Pforte, indem ſie im kläglichſten Tone ſingen.)

Chor der Kranken.
Wir ſind nicht krank, wir ſind geſund!
Drum eilen wir geſchwind,
Und thun's den Leuten freudig kund:
Daß wir curriret ſind.
(leiſe wimmernd.)
Uhu! — uhu — auweh! auweh! —
(da Tyll ihnen winkt, laut und fröhlich.)
Tralalera! Juchheh! juchheh!
(ziehen ab.)

Jacob.
(mit offnem Munde ihnen nachblickend.)
's iſt die Möglichkeit!

Wurmſam (umarmt Tyll.)
Tyll! großer Tyll! ich bewundre Dich. Aber jetzt halte Dein Verſprechen und theile uns Dein Geheimniß mit.

Tyll.

Da nehmt's! ((Giebt ihm einen verſiegelten Zettel.) Aber vergeßt's nicht, daß Ihr ihn erſt nach neun Tagen öffnen dürſt. Meines Bleibens iſt hier nicht länger. (Umarmt den Doctor.) Lebe wohl, würdiger Schüler des Hypokrates. (Umarmt Jacob) Lebe wohl, würdiger Vater der Preßhaften, denkt Beide mein! „Der Tyll, er geht, und niemals kehrt er wieder!“ (ab.)

Jacob (weint.)

Es iſt halt ein recht beweglicher Menſch der Eulenſpiegel, ich bin ganz gerührt. (Luſtig.) Aber ſapperlot! das wird eine Freude ſeyn, wenn wir alle Leute geſund machen können.

Wurmſam.

Beileibe! nicht alle! wovon ſollten wir denn leben? Nein, Kranke müſſen immer daſeyn und jemehr, je beſſer! und wenn wir einen geſund machen, ſo muß er zahlen.

Jacob.

Richtig! wir machen ihm Rechnungen.

Wurmſam.

Ganz unverſchämte Rechnungen!

Jacob.

Aber die Armen?

Wurmſam.

Die laſſen wir ſterben, damit die Reichen Reſpect vor dem Tod und uns behalten.

Stimmen (von außen.
Heh! Hollah he! aufgemacht.
(Schreien und Pochen an der Pforte.)

Jacob.
Nun, wer lärmt denn da ſo? (öffnet die Pforte)

Achte Scene.

Die Vorigen, Bettelvögte,
(welche ſämmtliche Kranken wieder hereinführen).

Chor der Kranken.
Wir konnten nicht weiter,
Wir kehren zurück!
Und wär't Ihr geſcheidter,
So wär' es ein Glück.

Die Bettelvögte.
Das iſt eine Wirthſchaft,
Es iſt ja ein Graus!
Nehmt's hurtig nur wieder
Die Kranken in's Haus.

Wurmſam.
Ich falle aus den Wolken!

Jacob.
Ich bin noch höher herab gefallen! was heißt denn das?

Ein Bettelvogt.
Daß Ihr angeführt ſeyd! der Eulenſpiegel hat heimlich zu jedem Kranken geſagt: „Wenn ich rufe,

ſo kommt's alle heraus, und geht als Geſunde davon, wer liegen bleibt, den verbrenne ich zu Pulver und gieb ihn den andern als Medicin, damit ſie geſund werden!" Und als nun der Spitzbub gerufen hat, da ſind alle aufgeſprungen und davon gangen, weil ſich Keiner wollt zu Pulver brennen laſſen. Sie konnten ſich aber nicht weiter ſchleppen, als bis auf den Markt, da haben wir ſie verhört, und ſie haben alles erzählt. Alſo nehmt Eure Kranken nur wieder in's Haus. (Bettelvögte ab.)

Jacob (ärgerlich).

Das dacht' ich wohl!

Wurmſam.

Unmöglich! (Reißt den Zettel auf und lieſt.) — Weh mir! ich bin betrogen! hier ſteht's! meine hundert Thaler! meine Frau! — ich henk' mich auf. (Läuft wüthend ab).

Jacob.

Na, da bekommt jeder, was ihm gebührt, und ich bekomm gar nix. (Zu den Kranken.) Geht wieder in Eure Kammern. (Ab.)

Chor der Kranken.

Wir konnten nicht weiter,
Wir kehrten zurück,
Und wär' er geſcheidter,
So wär' das ein Glück. (Alle ab in's Hoſpital.)

Verwandlung.

(Straße.)

Neunte Scene.

Tyll.

Hahaha! der Streich iſt mir gelungen, und ich mache mir gar kein Gewiſſen daraus, daß ich den gewiſſenloſen Marktſchreier mit gleicher Münze bezahlt hab'. Aber jetzt zu etwas Neuem! ich muß meine Zeit nützen, denn ſie geht ſchnell vorüber, und müſſig kann ich einmal nicht ſeyn. Alſo — (ſieht ſich um) aber was?

Zehnte Scene.

Der Hausverwalter, Tyll.

Verwalter.

O weh! o weh! da iſt mir der Spitzbube, der Oberkoch, aus dem Dienſt gelaufen, und ich weiß nicht, wo ich in der Geſchwindigkeit einen Andern herbekommen ſoll. Wie wird es nun um unſer heutiges Gaſtmahl ſtehen? Was wird der Herr ſagen?

Tyll (vortretend).

Ew. Gnaden erlauben, können's keinen Oberkoch brauchen?

Verwalter.

Einen Oberkoch?! Sapperment, den ſuch' ich ja eben. Sind Sie etwa einer?

Tyll.

Haben's nicht von mir gehört? Ich bin der berühmte Rumohr, der ſelbſt ein Kochbuch geſchrieben hat, denn ich verſteh' meine Kunſt aus dem Fundament! Wo's was Gutes zu eſſen giebt, bin ich allemal dabei! in Wien hab' ich Mehlſpeis und Backhendle geſſen, in München Dampfnudeln, in Frankfurt Bratwürſte, in Neapel Macaroni, in Hamburg Rauchfleiſch, Hummer und Aalſupp! — in Stuttgart Knöpfle, in Sachſen Allerlei mit Krebſen und in Berlin hab' ich Thee trunken, kurz: ich hab' meine Schule durchgemacht, und weiß: wie alles gegeſſen wird.

Verwalter.

Alle Wetter! aber da werden Sie ſehr theuer ſeyn.

Tyll.

Spottwohlfeil! ich verlange nichts als frei Eſſen und Trinken, Wohnung, Feuerung, Licht, Bedienung, Wäſche, Wagen und Pferd! Alle Jahr drei Monat Urlaub, 3000 Thaler Taſchengeld, und ſo oft ich ſelbſt koche, 10 Thaler Kochhonorar.

Verwalter (für ſich).

Das muß ein großer Künſtler ſeyn, denn er iſt gar zu unverſchämt! Aber was will ich machen? (Laut.) Hören's, ich will einen Contract mit Ihnen abſchließen, wenn Sie vorher ein recht ausgezeichnetes, unerhörtes Probeſtück machen wollen.

Tyll.

Dazu bin ich bereit.

Verwalter.

Gut, ſo folgen Sie mir in unſer Hôtel.

Tyll.

In unſer Hôtel? mit Freuden. (Beide ab.)

Verwandlung.

(Küche im Hôtel des Freiherrn.)

Elfte Scene.

Köche, Köchinnen, Küchenjungen und Mädel.

Chor.

Hurtig, hurtig! ſchürrt das Feuer,
Dreht die Spieße, quirlt und rührt:
Hackt und ſpickt und füllt, zum Geyer!
Salzt und würzt, wie ſich's gebührt.

Zwölfte Scene.

Der Hausverwalter, die Vorigen.

Verwalter.

Nun, wie ſteht's?

Ein Koch (achſelzuckend).

Wir flehen um Nachſicht, da das leitende Princip eines Oberkochs uns fehlt.

Verwalter.

Beruhigt Euch, ein Oberkoch iſt gefunden, (mit Anſehen) ich ſelbſt wählte ihn. Er wird ſo eben durch den Herrn Intendanten Sr. Excellenz vorgeſtellt.

Alle Köche und Köchinnen.

Ein neuer Oberkoch? o welche Freude! ſo ſind wir alſo nicht verwaiſet.

Die Küchenjungen (unter ſich),

Da wird's halt nur Kopfnüſſe und Ohrfeigen ſetzen.

Verwalter.

Dort naht er ſchon mit dem Herrn Vorgeſetzten. Zeigt Euch ihm ſogleich in Eurer Kunſt befliſſen, und bringt ihm dann ein tauſendſtimmiges Vivat, ſo wie er eintritt.

Chor.

Hurtig, hurtig, ſchürrt das Feuer!
Dreht die Spieße, quirlt und rührt!
Hackt und ſpickt und füllt, zum Geyer!
Salzt und würzt, wie ſich's gebührt.

Tutti.

(indem Tyll eintritt).

Vivat, der Herr Oberkoch
Lebe! — Lebe hoch! —

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen, Tyll (in caricirter Gallakleidung mit Perücke, Degen und Federhut), **der Intendant.**

Tyll (gnädig nickend).

Nimm meinen Dank, getreues Volk, für die Beweiſe Deiner Liebe und Ergebenheit! Wir werden Dir ſtets ein gütiger Herrſcher ſeyn, und aus allen Kräften uns bemühen, Dich zu beglücken, denn wir ſind ſehr gerührt.

hor.

Vivat hoch und nochmals hoch!
Der Herr Oberkoch.

Intendant (zu Tyll).

Sie werden finden alles in graußer Confuſitait, denn Ihr Herr Vorgänger hat gebrochen ſeinen Contract, wie es iſt Mode, und iſt echappirt davon.

Tyll.

Wir wollen's ſchon wieder in Ordnung bringen.

Intendant

Machen Se doch ein Eſſen, wie es iſt noch niemals geweſen da! heren Se! unerhört, originell, unmieglich und alles koſcher — will ich ſagen: auf's feinſte, denn es ſind doch Ferſten, Grafen und Baraune heut bei der Excellenz zum Diner. (Ab.)

Tyll.

Soll geſchehen. (Er geht ſchnuppernd am Heerde herum.) Was iſt da in dieſem Tiegel?

Der Unterkoch.

Die Bouillon. Belieben Sie zu koſten?

Tyll.

Ja, ich beliebe. (Er trinkt einige Schaalen.) Hm! ziemlich! ganz leidlich. Hm! aber noch eine Schaale!

(Trinkt) Richtig, wie ich ſage, ganz leidlich bis auf die Hauptſache, die Würze, den Geiſt.

Unterkoch.

Was fehlte noch! —

Tyll (lächelnd).

Mein Geheimniß. Werd' es ſchon machen! (Geht weiter). Was iſt das da? — und das da? — das da? — da?

Unterkoch (immer antwortend).

Die Braten! Schildkröten-Ragout, Aalpaſteten — Geflügel, Eingemachtes, Gemüſe und Salate.

Tyll (von allem tüchtig koſtend).

Erträglich! — nicht zum beſten! — ganz verfehlt — Oh! unter aller Critik und gar nicht zu genießen. (Frißt eine ganze Paſtete auf.) Ja ich ſehe ſchon, ich muß das Ding ſelber angreifen. (Er zieht den Rock aus und legt Hut, Perücke und Degen ab.) Man reiche mir mein Küchenornat. (Zieht eine weiße Jacke an, bindet eine Schürze vor und ſetzt eine weiße Nachtmütze auf.) So, und nun gehe Einer, und erſuche den Herrn Oberkellermeiſter: mir ein Dutzend Flaſchen Champagner zu ſenden, damit ich mich zum großen Werke begeiſtern kann. (Ein Koch ab.)

Verwalter.

Iſt das ſo Ihre Gewohnheit?

Tyll.

Die Gewohnheit aller genialen Künſtler: denn

(Quodlibet.*)

Tyll.

— Der Wein — tralala! — der Wein — tralala!
Der Wein iſt ein specificum. —
Der Wein — tralala! — der Wein — hahaha!
Macht Dumme klug und Kluge dumm. (Kellner bringen den Wein.)

Laßt uns den Wein probiren,
Ihn recht examiniren!
Heut' muß der beſte Wein
Auf unſ'rer Tafel ſeyn.

Chor

Heut' muß der beſte Wein
Auf unſ'rer Tafel ſeyn.
(Alle ſchenken ſich ein und trinken.)

Tyll (trinkend).

Ob ich morgen leben werde,
Ach, das weiß ich freilich nicht! —

Chor.

Ja, das weiß man freilich nicht!

Tyll.

Aber: wenn ich leben werde,
Daß ich dann auch trinken werde,
Dieſes weiß ich ganz gewiß! —
Das weiß ich ganz gewiß.

Chor.

So trinkt, ſo trinkt und laßt uns allerwege,

Bei dieſem Labewein —
Recht froh und fröhlich ſeyn.

Tyll.

Vivat Bachus! Bachus lebe!
Bachus, der den Wein erſann! —

Chor.

Vivat Bachus! Bachus lebe!
Bachus iſt ein braver Mann!

Tyll.

Ich und mein Fläſchchen ſind immer beiſammen!
Keiner verſteht ſo das Trinken wie ich —

Chor.

Doch zuviel Trinken iſt nicht gut,
Zwölf Flaſchen ſind grad' recht.

Tyll.

Und wenn Ihr alle molum ſeyd,
So ſingt das Liedlein: „**Mäßigkeit.**"

Chor (piano).

„Mäßigkeit."

(fortissimo)

Uns iſt ganz canibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert —

Tyll (einfallend).

— **Brüder!** trinkt nochmal mit mir,
Seht, wie die Becher ſchäumen!
Bei vollen Gläſern wollen wir
Ein Stündchen hier verträumen. —

Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt

Chor.

Juchhe!

Tyll.

D'rum iſt's ſo wohl mir in der Welt!

Chor!

Juchhe! —

Tyll.

Mich erfaßt — ich weiß nicht wie! —
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen? —

Hier im ird'ſchen Jammerthal,
Gäb's doch nichts als Plack und Qual,
Trüg' der Stock nicht Trauben. —
Darum bis zum letzten Hauch,
Setz' ich auf Gott Bachus Bauch
Meinen feſten Glauben.

Chor.

O das iſt ein ganzer Mann,
Der ſich die Grillen mit Wein vertreiben kann.

Tyll.

Nun gute Nacht, nun gute Ruh'!
Und morgen früh — wann öffneſt Du? —
Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Und eh' es dämmert, wand'r ich aus.

Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Den letzten Schoppen trink' ich aus!
Setz' mir mein grünes Glas bei Seit'! —
Zerbräch's ein Andrer, thät's mir leid.

Chor.

Doch eh' der Meiſter Euch entläßt
So ſingt das Lied vom Bruder Est.

Tyll.

Und ſein Knapp' der Koſtewein,
Setzt ihm einen Leichenſtein,
Mit der ſchönen Inſchrift drein:

Chor.

(Largo.)

„Est, est, est. —
Propter nimium est,
Dominus meus mortuus est."

(Presto. Tutti.)

Juch! das iſt 'ne Fröhlichkeit! —
Alles ſchwimmt in Seligkeit! —
Alles trinkt und alles ſchreit! —
Alles bricht in Jubel aus! —
So iſt's recht in dieſem Haus!!!

(Alle ſind betrunken außer Tyll.)

Tyll.

Nun geht alle hinaus, denn durch geheime Präparate und Präparationen werde ich allen Speiſen einen ganz beſondern Beigeſchmack ertheilen, es braucht nur eine halbe Stunde Zeit, ſo iſt's gethan. Geht! (Er treibt alle hinaus und riegelt die Thür zu.) Hoho! da rollen ſchon die Wägen mit den Gäſten vor, da muß ich mich tummeln. — Was ſoll ich aber mit dieſen Speiſen hier anfangen? Die Brühe behalt' ich, aber die Braten, die Paſteten, die Fiſche, die Kröten? — Halt! (Guckt zum Fenſter hinaus.) Da auf dem Markte ſeh' ich eine ganze Legion Bettler mit ihren Familien, denen will ich einmal einen guten Tag machen. (Er nimmt einen Braten vom Spieße und winkt damit zum Fenſter hinaus.) He! Ihr armen Leute! kommt her, da hab' ich was für Euch?

(Getümmel draußen vor dem Fenſter.)

Tyll.

Da, nehmts die Braten, die Paſteten, die Fiſche, die Backhahndle (wirft Alles zum Fenſter hinaus) nehmt Alles! aber nun macht, daß Ihr fortkommt, damit Euch keiner erwiſcht! (Kommt vor.) So, das wär' gethan! Aber was thu' ich jetzt in die leeren Töpf' und Tiegel? Das findet ſich. (Geht an den Heerd, raſche Verwandlung, kurzes Zimmer im Hauſe des Freiherrn.)

Vierzehnte Scene.

Der Intendant, der Verwalter, das Küchenperſonal.

Intendant.

Aber zum Teufel, was hebt Ihr gemacht? Ihr ſeyd ja alle miteinander miſchucke.

Verwalter.

Erlauben! nicht betrunken! — contrair! nur begeiſtert. Uebrigens — wie geſagt! der Herr Oberkoch ſind ganz — ganz nüchtern.

Alle Köche (lallend.)

Total! — to — total nüchtern! (Sie taumeln.)

Intendant (die Hände ringend.)

Gotteswunder! möcht' ich doch verlieren meinen Verſtand.

Verwalter.

Nicht möglich.

Chorus.

To — total unmöglich.

Intendant.

Ich komm úm vor Aerger, ſoll ich leben.

Funfzehnte Scene.

Die Vorigen, Tyll.

Tyll (wieder in Gala.)

Herr Intendant! es kann angerichtet werden.

Intendant (froh.)

Wirklich? mir fällt á grauſamer Stein vom Herzen! Aber was haben Sie gemacht mit den Leuten da?

Tyll.

Ich konnte ſie bei meinem Probeſtück nicht brauchen und hab' ihnen daher ein unſchuldiges Vergnügen gemacht.

Die Betrunkenen.

Richtig! ein unſchuldiges Plaiſir! Juch! das iſt 'ne —

Tyll.

St! St!

Intendant.

Nun für diesmal mag's ſo hingehen! richtet an! (Ab.)

Tyll.

Habt's gehört? wir ſollen anrichten.

Chor (indem ſie abgehen.)

Juch! das iſt 'ne Fröhlichkeit!
Alles jubelt, alles ſchreit!
Alles ſchwimmt in Seligkeit. (Alle ab.)

Verwandlung.

Schöner Speiſeſaal (im Hintergrunde eine gedeckte Tafel.)

Sechzehnte Scene.

Triumphmarſch.

(Während deſſen Moſes und ſeine Gäſte eintreten. Darauf Tyll mit dem Küchenperſonal, welche die Speiſen in verdeckten Schüſſeln tragen. Der Intendant, der Verwalter.)

Moſes.

(nachdem der Marſch ſchweigt, giebt ein Zeichen.)

Intendant.

Herr Obermundkoch! thun Sie Ihre Schuldigkeit.

Tyll (tritt an die Tafel.)

Hochanſehliche, verehrte und ſehr hungerige Verſammlung! aufgefordert von dem Herrn Intendanten, ein Gaſtmahl zu bereiten, wie ſolches ſeit Menſchengedenken, von Adam bis auf den heutigen Tag, noch nicht genoſſen und erlebt wurde; habe ich alles zuſammengefaßt, was erſtens Studium und Jahrelange Erfahrung mich erwerben ließen, und ſo ein Gaſtmahl erſchaffen, daß, wie ich mir zu ſchmeicheln die Ehre habe meinen Namen unſterblich machen ſoll.

Moſes.

Gut geſagt! ſoll ich leben!

Die Gäſte.

Deliciös.

Tyll.

Alſo in dieſem Bewußtſeyn meiner ſchöpferiſchen Kraft als Obermundkoch decke ich die geheimnißvoll verdeckten Deckel der verdeckten Schüſſeln auf, Columbus gleich, eine neue Welt des Wohlſchmacks entdeckend.

Alle.

Bravo! bravo!

Tyll (die Schüſſeln aufdeckend)

Und zeige hiermit, zuerſt: eine ſpartaniſche Suppe von Kartoffelſchaalen, Talglichtern und Ofenruß! Sodann einen kräftigen Braten von zerhackten Stiefelknechten — einfach, aber ſchmackhaft (Sehr raſch.) Hier Boeuf a la mode von roſtigen Hufeiſen. Coteletts von Schuhbürſten mit einer Sauce von grüner Seife, Glanzwichſe und Wagenſchmier! Statt der gewöhnlichen Paſteten, eine alte Perücke, gefüllt mit Nägeln, Nagelbohrern und Pantoffelabſätzen! — Hier ein Ragout von wollnen Strümpfen, Dintenfäſſern, Streuſandbüchſen, alten Schuhſchnallen und Korkziehern, und endlich ein Deſſert von zerbrochnen Dachziegeln, Lichtſcheeren, Kneipzangen, alten Topfſcherben und Borſtwiſchen. Wozu ich denn allerſeits den beſten Appetit wünſche und mich zu Gnaden empfehle, als deren ergebenſten Tyll Eulenſpiegel. (Ab)

Die Gäſte.

(Nachdem ſie einige Zeit ſtaunend dageſeſſen haben, ſpringen ſie auf, fallen über Moſes her und prügeln ihn.)

Chor der Gäſte.

Welch' ein Spott! welch' ein Erfrechen!
Nein, da reißt uns die Geduld!
Ha! Du weißt um das Verbrechen!
Büße Jude, Deine Schuld!

Moſes.

Wie geſchieht mer? Waib geſchrien!
Ach! ſu Hülfe! ich bin taut!
Weiß ich doch nichts von Verbrechen!
Schonen Sie doch meine Haut.

(Läuft ab, Alle ihm nach.)

Verwandlung.

(Straße, im Hintergrunde ein Canal, über den eine leichte Brücke führt, rechts im Vorgrunde eine Schenke mit erleuchteten Fenſtern, Nacht.

Siebzehnte Scene.

Zwei Nachtwächter (treten auf.)

Erſter.

Was meinſt Du, Brüderle! woll'n wir uns umthun, daß wir den Spitzbuben, den Eulenſpiegel fangen?

Zweiter.

Warum, Brüderle?

Erſter.

Ja ſapperment, Brüderle! weißt Du denn nit, daß der reiche Jud Moſes Fegeſack einen Preis von 100 Thalern ausgeſetzt hat, für den, der ihm den Eulenſpiegel fangt, daß er ihn kann beſtrafen laſſen für die ſchreckliche Prügelſupp, welche er um ſeinetwillen bekommen hat?

Zweiter.

Haſt recht Brüderle! wir wollen die 100 Thaler verdienen.

Erſter.

Das iſt alſo abgemacht, Brüderle.

Zweiter.

Ja, Brüderle! aber wie bekommen wir den Eulenſpiegel.

Erſter.

Je nu, wir fangen ihn halt, Brüderle.

Zweiter.

Schon recht Brüderle! aber wie fangen wir's an, daß wir ihn fangen!

Erſter.

Sapperment Brüderle! das müſſen wir klug anfangen.

Zweiter.

Schon recht Brüderle! aber wie fangen wir's an, daß wir's klug anfangen, daß wir ihn fangen?

Erſter.

Je, ſiehſt Du Brüderle, da müſſen wir ins Wirthshaus gehen, und uns die Sach' überlegen.

Zweiter.

Haſt recht, Brüderle! biſt halt ein geſcheidter Kerl.

(Beide gehen in die Schenke.)

Achtzehnte Scene.

Tyll (ſchleicht herbei.)

Es iſt doch eine ſchöne Sach' um's Spioniren! — Hätt' ich nicht ſpionirt, ſo hätt' ich nichts erfahren, hätt' ich nichts erfahren, ſo könnt' ich mich nicht in acht nehmen; könnt' ich mich nicht in acht nehmen, ſo würd' ich vielleicht gefangen, und würd' ich gefangen, ſo würd' ich vielleicht, was ſich drauf reimt und was ich gar nicht einmal ſagen mag. Gut! ich hab' ſpionirt, erhorcht, kann mich in Acht nehmen und den Leuten eine neue Naſe drehen (kuckt in die Fenſter der Schenke.) Da ſitzen die Kerle und trinken wie die Heiden und glühen wie der Moloch. Oh! die Erhitzung könnt' ihnen ſchaden und ein kühles Bad könnt' ihnen nützen. Hm! da iſt's nun ſchon wieder gut, daß ich mich bei Tag allerwärts umgeſchaut habe, denn ſonſt wüßt' ich jetzt nicht, wo die loſen Bretter auf der Brück liegen. (Er geht nach der Brücke, wo er ſich zu ſchaffen macht und dann an das jenſeitige Ufer, wo er ſich verbirgt.)

Neunzehnte Scene.

Bergmuſikanten, dann die Wächter, zuletzt Tyll und Bürger.

Die Bergmuſikanten
(treten auf, ſtellen ſich vor einem Hauſe der Schenke gegenüber auf und ſingen.)

Coro.
(ſanft und getragen.)
Wieder iſt ein Tag vollbracht,
Und hernieder ſchwebt die Nacht.
(dolce)
Leiſe regt ſie ihre Flügel,
Breitet über Thal und Hügel
Ihren Sternenſchleier aus.
Tutti (sotto voce.)
Ruhe, Frieden, jedem Herzen, jedem Haus.

Wer da ruht in Schlummers Arm,
Iſt befreit von Qual und Harm,
Gottes gute Engel wahren,
Uns vor Unheil und Gefahren.
(forte)
Machtlos bleibt der Graus!
(piano dolce)
Ruhe, Frieden, jedem Herzen, jedem Haus.

(Maestoso)
Heilig, heilig iſt die Nacht! —
Hehr des Sternenhimmels Pracht —
(un poco vivace.)
Wißt ihr, was die Sterne künden? —
(con energico.)
„Licht in Nächten ſollt Ihr finden!“
(piano.)
Und ſo träumt den Traum des Lebens aus.
(Tutti, piano sostenuto.)
Heil'ger Friede jedem Herzen, jedem Haus.

Die Scharwächter
(aus der Schenke ſtürzend.)

Sapperment! wer ſingt noch ſo ſpät auf der Straße? 's iſt ſchon nach 10 Uhr, das koſtet fünf harte Thaler Straf' oder Gefängniß! Greift ſie! greift ſie!

Die Muſikanten (entfliehen.)

Tyll (am jenſeitigen Ufer.)

Ach Ihr dummen Nachtwächter! laßt doch die armen Schelme laufen! hier iſt der Tyll Eulenſpiegel.

Wächter.

Was? wie? Wo, wo?

Tyll.

Hier und hier! Bäh. —

Wächter.

Greifts ihn! greift's ihn! lauft ihm nach.

(Muſik, ſie drängen ſich auf die Brücke, die Brücke bricht ein, alle ſtürzen in's Waſſer und ſchreien. Bürger kommen aus den Häuſern.)

Chor der Wächter.

Zu Hülfe! zu Hülfe! ihr Leute! herbei!
Wir ſinken und gehen zu Grunde wie Blei!

Tyll.

Hahaha! da liegens alle im Waſſer. Wohl bekomm' Euch das Bad! Gedenkt an den Tyll Eulenſpiegel! Morgen könnt Ihr mir nachlaufen. (Läuft ab.)

Chor der Bürger.

(indem ſie den Wächtern aus dem Waſſer helfen.)

Der Eulenſpiegel! der Eulenſpiegel.

(Der Vorhang fällt.)

Neunhundert ſechs und achtzigſte Nacht.

Dritte Abtheilung.

(Schneiderwerkſtatt, Morgendämmerung.)

Erſte Scene.

Tyll.

(ſteht an einen Tiſch gelehnt, worauf eine Lampe brennt, und wirft während er ſingt, immer fort mit einem Rockärmel nach einem an der Wand, ihm gegenüber hängenden Mannsrock.)

Schelm! — halt feſt! —
Will dich's lehren!
's iſt umſonſt er bleibt nicht hangen!
Was iſt dabei anzufangen?

Wart'! ich geb' dir noch den Reſt!
Schelm halt' feſt!
Halt' feſt!

Zweite Scene.

Tyll, der Meiſter.

Der Meiſter.

(bleibt erſtaunt unter der Thüre ſtehen, als er Tylls Treiben ſieht.)

Nun? was iſt mir denn das? (Kommt vor.) Um aller Welt willen! Tyll, was treibſt Du denn da?

Tyll (wirft den Aermel weg.)

Ich halt's nicht mehr aus, beide Arme ſind mir über Nacht lahm geworden! aber's hilft nichts!

Meiſter.

So ſag' doch, was ſoll das alles bedeuten?

Tyll.

Nun, was ſoll's bedeuten? hat der Meiſter nicht geſtern Abend zu mir geſagt: „Tyll! ich geh zu Bett, wirf noch den fehlenden Aermel da in das Aermelloch an dem Rock? —

Meiſter.

Freilich hab' ich das geſagt!

Tyll.

Und ich hab' den Aermel genommen, und hab' mich hingeſtellt, und hab' die ganze Nacht den Aermel an das Aermelloch geworfen, aber wie ich geworfen hab', der Teufelsärmel wollt nicht ſitzen bleiben; der Meiſter mag es halt ſelber verſuchen, ob es geht.

Meiſter.

Kerl! biſt Du denn des Teufels, daß du alles ſo verkehrt machſt? Ich hab' gemeint, Du ſollteſt den Aermel in das Aermelloch einnähen.

Tyll.

So? — je! warum ſagt's denn der Meiſter nicht ſo wie er's meint? Ich thu' alles grad' ſo wie mir's geheißen wird, wenn es dann kein gutes Ende nimmt, ſo iſt's nicht meine Schuld.

Meiſter.

Raiſonniren willſt Du? Ach! ich merk's ſchon, Du biſt ein Schalksknecht und verſtehſt von der edlen Schneiderkunſt ſoviel wie nichts.

Tyll.

Ich glaube, der Meiſter hat da zufällig ein wahres Wort geſprochen.

Meiſter.

Schon gut! vor einen Geſellen Deines Schlags muß man ſich in acht nehmen. Hier iſt Dein Wochenlohn! (Giebt ihm Geld.) Und ſomit räume mir die Werkſtatt, und geh Deiner Wege. (Ab.)

Dritte Scene.

Tyll (allein.)

(beſieht das empfangene Geld.)

Ein rechter Schneider-Lehrlings-Wochenlohn! — keine Kanne Wein läßt ſich damit bezahlen, viel weniger ein guter Witz. Immerhin! da mach' ich einen ſchlechten Witz und räum' ihm die Werkſtatt, wie er's mir befohlen. (Er wirft alles Geräth, was ſich im Zimmer befindet durch's Fenſter auf die Gaſſe.) So das wär' gethan. (Ruft.) Meiſter! Meiſter!

Vierte Scene.

Tyll, der Meiſter.

Meiſter.

Was ſoll's? (ſieht ſich um) Gott ſteh mir bei! was iſt das?!

Tyll.

Ich hab' die Werkſtatt geräumt, wie Ihr's mir geheißen habt. Da liegt alles unten auf der Gaſſe, ſchaut, ob's ſo recht iſt?

Meiſter (voll Wuth.)

O Du — Du — wie nenn' ich Dich!!! —

Tyll (unſchuldig.)

Tyll Eulenſpiegel, Meiſter.

Meiſter (wie oben.)

Geh' mir aus den Augen.

Tyll.

Meiſter, wenn ich Euch in den Augen ſäße, ſo müßt' ich Euch zu den Naſenlöchern herauskriechen.

Meiſter.

Pack' Dich! fort! —

Tyll (packt ſich bei der Bruſt.)

Ich pack' mich — und geh fort. (Lachend ab.)

Meiſter (jammernd.)

Alle meine Geräthſchaften aus dem Fenſter auf die Straße, ich geſchlagener Mann. (Ab.)

Verwandlung.

Der Marktplatz zu Bremen.
(Im Hintergrunde das Rathhaus, davor der ſteinerne Roland)

Fünfte Scene.

Zwei Bürger.
Eine Menge Volks, (darunter viele Schneider mit Scheeren und Bügeleiſen.

Zwei Bürger.
(treten vor.)

Erſter.

Nein. ſagt mir Gevatter, was Ihr davon haltet, daß ein Menſch fliegen will wie ein Vogel?

Zweiter.

Gevatter, darüber ließe ſich vieles ſagen, denn ſeht, wir leben in einer bewegten Zeit, und wie weiſe Männer behaupten, ſo ſoll es noch ſehr viele wunderbare Dinge in der Welt geben, wovon wir Bremer Stadtkinder uns nichts träumen laſſen. Zu ſolchen Dingen nun, argumentire ich, mag auch wohl der wunderbare Mann gehören, der es mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung unternehmen will, von dem Erker des Rathhauſes bis auf die Mütze des ſteinernen Rolands und von da bis zur Thurmſpitze des Domes zu fliegen, wie ſolches unſer Rathsdiener Claus ausdrücklich ausgerufen hat.

Erſter.

Man ſagt, er habe auch verſprochen, allen Schneider von Nah und Fern ein wichtiges Geheimniß, zum Nutz und Frommen ihrer Kunſt mitzutheilen.

Zweiter.

Freilich hat er das verſprochen! Seht Euch nur um, und Ihr werdet gar bald unter dem Volke eine Menge Bocksphyſiognomien herausfinden.

Erſter.

Bſt! ich ſehe dort etliche von unſern Frommen hinter uns ſtehen und lauſchen!

Zweiter.

Horch, ſie kommen! o — wie ſich das Volk ſtößt und drängt — au weh! meine Ribben! —

Sechste Scene.

Marſch; Tyll, Rathsherren, Rathsdiener.
Die Vorigen.
(Tyll beſteigt den Altan des Rathhauſes.)

Chor.

Volk.

Vivat! der Wundermann,
Der fliegen kann!

Die Schneider.

Wir Schneider all' von nah und fern,
Sind hier, die Ohren aufzuſperrn!

Sprich, weiſer Mann! ſprich großer Mann!
Was uns
Den Kleiderkünſtlern nützen kann.

Tutti.

Vivat! der Wundermann! — der Wundermann!
Der fliegen kann.

Claus der Rathsdiener.

Silentium! Volk! mach Platz den Schneidern! — Schneider! — tretet vor, denn Ihr ſollet hören das Geheimniß, ſo Euch nützen wird und Euern Kindes-Kindern in alle Ewigkeit! dictum factum.

Tyll.

Ehrwürdige Männer des Handwerks derer Schneider! Ihr ſollet wiſſen, daß wenn Ihr habet eine Scheere, Elle, Faden, einen Fingerhut und Nähnadeln, ſo wie das gehörige Zeug, ſo habet Ihr des Gezeuges genug zu Euerm Handwerk, und kein anderer Handwerker wird es Euch darin zuvorthun, wenn Ihr nur recht gründlich gelernt habt, was Euch zu lernen Noth war. — Aber Eines lernet von mir, und gedenket meiner dabei: Wenn Ihr die Nadel eingefädelt habt, ſo vergeſſet nicht, daß Ihr an das andere Ende des Fadens einen Knoten macht, oder Ihr ſtecket manchen Stich umſonſt; machet Ihr aber einen Knoten, ſo kann der Faden Euch nicht aus der Nadel entwiſchen. Punktum.

Die Schneider (nach einer Pauſe murrend).

Was? Wie? iſt das das ganze Geheimniß?

Tyll.

Ja.

Die Schneider.

Und weiter habt Ihr uns nichts zu ſagen?

Tyll.

Nein.

Die Schneider.

Wollt Ihr uns zum Narren haben?

Tyll.

Es würde grob ſeyn, wenn ich das ſo gerade herausſagen wollte! Wenn Ihr's aber glauben wollt, ſo habe ich nichts dawider und Ihr könnet gehen, von wannen Ihr gekommen ſeyd.

Die Schneider.

(murren lauter.)

Claus (ſchreit.)

Silentium!

Volk.

Ruhig Ziegenböcke! — Nun wird er fliegen.

Tyll.

So? meint Ihr? Sapperment ich hab' immer gedacht, ich wäre ein Narr, aber nun ſeh ich, eine ganze Stadt voll Narren, wogegen ich gar nicht aufkomme! Fliegen ſoll ich? bin ich denn ein Vogel? ein Adler, eine Schwalbe, oder nur ein alberner Gänſerich? Wo hab' ich Flügel und Federn? — kann Einer fliegen ohne Flügel und Federn, he? — Wenn's einer kann, der verſuchs. habt Ihr's von mir geglaubt, weil ich's geſagt habe, ſ habt Ihr einen beſſern Glauben an mich als ich ſelbſt, denn ich hab's all' mein Lebtag' nicht von mir geglaubt. Dies wollt ich Euch geſagt haben und ſomit Gott befohlen. (Läuft ins Rathhaus ab.)

Das Volk.

Der Spitzbube! der Betrüger! ſtürmt das Rathhaus, brennt nieder! fangt ihn! ſchlagt ihn todt! (Großer Tumult.)

Claus (ſchreit.)

Empörung! Meuterei! zu Hülfe! Wache heraus!

Siebente Scene.

Die Vorigen, ein Unteroffizier mit drei Mann Wache.

Die Soldaten.

(ſtürzen aus dem Rathhauſe und treiben das Volk davon.)

Ein Schneidergeſell.

(bleibt allein mit offnem Maule ſtehen.)

Unteroffizier (kehrt mit der Wache zurück.)

Die Ruhe iſt hergeſtellt! (Erblickt den Schneidergeſellen, barſch:) Was ſteht er noch da! rottir' er ſich nicht zuſammen, ſondern geh er auseinander (Der Schneidergeſell entflieht, die Wache ab.)

Verwandlung.

Wilde Berggegend, im Hintergrunde ein hoher Fels.)

Achte Scene.

Tyll und ein Wanderer.

Wanderer.

Aber Du närriſcher Geſelle! was iſt denn das für eine Art zu wandern? Geht es ſteil bergan, ſo ſpringſt und ſingſt Du und gebehrdeſt Dich wie toll vor Freuden; Geht's aber bergab, ſo ſchleichſt Du langſam und machſt ein traurig Geſicht. —

Tyll.

Ja ſiehſt Du, das iſt einmal ſo meine Art. Geht's bergauf, ſo denk' ich an meine Jugend und wie rüſtig Einer in der Jugend vorwärts und aufwärts ſtrebt, und wär's auch nur ein Narr wie ich einer bin, geht's aber bergab — o weh! da denk' ich an's Alter, wo alles bergab geht und wir mit, bis wir endlich in der Grube liegen, das macht mich traurig und verdroſſen.

(Sie gehen ab.)

Neunte Scene.

Murky (als Bauer verkleidet.)

Der Tyll iſt halt auf gutem Wege, und wenn's ſo fort ging' ſo könnt er hier auf Erden am End' noch wirklich geſcheidt werden. Damit iſt uns aber gar nicht gedient, und ich will ſehen, wie ich's geſchwinde zu Ende bringe, ohne daß er doch als ein junger Gicks wieder fort muß. Der Tod wär alleweil wohl gleich bei der Hand, aber das iſt ein Zeitverderber, ich will mich an den Genius der Zeit ſelber wenden, ob der mir nicht ein Uebriges zu Gefallen thut. (Ruſt) Hollah he! Alter komm a mal a biſſel heraus.

(Der Felſen im Hintergrunde thut ſich auf, der Genius der Zeit tritt heraus, ein kraftiger Mann mit dunkelm Haar, Adlerflügel an den Schultern mit Senſe und Stundenglas.)

Zehnte Scene.

Murky und der Genius der Zeit.

Zeit.

Wer ruſt? was iſt Dein Begehr?

Murky.

Grüß Dich Gott Alter! ich wollt' Dich um eine Gefälligkeit bitten.

Zeit.

So geradezu? In der Regel begnügt ſich der Menſch damit: von mir, was er wünſcht zu hoffen.

Murky.

Ah la bonheur! der Menſch! mit mir iſt das 'ne andre Sach! ich bin ein Zauberer (mit Anſehn) und Dreiviertelsgeiſt.

Zeit (lächelnd.

Ja ſo! — nun was iſt Dein Begehr?

Murky.

Mein Freund, der Geiſterfürſt, Alamir, hat einen ungerathenen Sohn, den Tyll. Den hab ich in die Cur genommen und auf eine gute Anzahl Jahre auf die Erde verbannt, als Menſch nämlich! Nun woll'n wir'n aber gern bald wieder haben, ohne daß doch der Tod uns vor Dir einen Strich durch's Concept macht, denn ſiehſt Du, ich kann den Tod vor alles nicht leiden, und gönne ihm nicht ſo ein friſches luſtiges Blut, als wie der Tyll eins iſt. Darum bitt' ich Dich gar ſchön, daß Du ein biſſel eilſt und ein paar Händ' voll Jahre ſchnell zu Ende bringſt, damit der Tyll im Fluge noch recht viel erlebt und dann alt wird. Hernach giebſt Du ihm noch ein paar Tage zu, daß er ſich beſinnen kann, wie ihm denn eigentlich geſchehen iſt, und dann mag der Tod ihn meinetwegen wegputzen.

Zeit.

Eine ſeltſame Forderung! doch ſie ſey Dir gewährt. Ich rüttle das Stundenglas! ich ſchwinge die Senſe, in Adlerfluge und reiſe in den Erdball und kehr' ich wieder zur Stelle, ſind hundert Jahre verronnen.

(Er flieht davon)

Murky

(dreht ſich wie ein Kreiſel um ſich ſelbſt.)

Alle Wetter! wie dreht ſich die Welt auf einmal ſo geſchwind! Frühling, Sommer, Herbſt Winter! Alle Tauſend! wie ſie ſo blitzſchnell wechſeln. Die Zeit iſt toll geworden! Uff! (Er verſinkt.)

Verwandlung.

(Gaſtſtube im Gaſthofe zum ſchwarzen Elephanten in Mölln.)

Elfte Scene.

Buſtorius, der Wirth, Heinrich, Oberkellner.

Wirth (betrunken.)

He, Kellner! was laufts?

Heinrich.

'ſ ſind Gäſte kommen.

Wirth.

Gebt ſogleich ein paar Flaſchen Wein herauf — man darf die Menſchheit nicht durſten laſſen.

Zwölfte Scene.

Mehrere Reiſende (treten ein) **die Vorigen.**

Wirth) ſie empfangend.)

Gehorſamſter Diener! Seyn Sie mir allerſeits ſchönſtens willkommen! welche Sorte befehlen Sie? roth oder blank? Naumburger, Grünberger oder Meißner?

Heinrich (ſtößt ihn bei Seite.)

So ſchweigen Sie doch! die Herrſchaften haben's ſchon bei mir beſtellt! Sie machen ſich ja lächerlich!

Wirth (ſtößt ihn wieder.)

Titſchi, tatſchi! ich muß die Ho — (er ſtolpert) Hoppſa! — die Honneurs machen, als Wirth. (Zu den Fremden:) Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf? — darf ich fragen: wohin Sie zu reiſen gedenken, oder bleiben ſie hier? — wie lange? — Werden Sie das Theater beſuchen? Die Bibliothek? und unſern großen Eulenſpiegel?

Die Fremden.

Ach ja! den großen Eulenſpiegel! nimmt er noch Beſuche an.

Wirth.

Allerdings! nach Tiſche, wenn er ſatt iſt und geſchlafen hat! — und ich — ich werde Sie bei ihm einführen, wenn ſie ihn beſuchen wollen.

Ein Reiſender.

Allerdings wollen wir das, denn wir — wie Sie uns hier ſehen, ſind Gelehrte, Künſtler, humoriſtiſche, empfindſame und in Bandgeſchäften Reiſende, junge Deutſche und ehrwürdige Philiſter! und ſo verſchieden wir ſonſt in unſern Meinungen ſind, ſo ſtimmen wir doch darin überein, daß wir den großen Eulenſpiegel bewundern, anbeten und alle Jahre an ſeinem Geburtstage ſchöne Reden halten und ſchrecklich viel eſſen und trinken.

Wirth (der unterdeß aus einer Flaſche trank.)

Trinken? — ich bin gerührt, auf Ehre! ſehen Sie, die Augen gehen mir über! Kommen Sie, meine Freunde, wir wollen auf die Geſundheit des großen Eulenſpiegel trinken, und dann wollen wir auf ſeine Geſundheit trinken! und dann wollen wir noch einmal auf ſeine Geſundheit trinken, und dann führ' ich Sie zu ihm! —

(Alle ab.)

Verwandlung.

(Reich geſchmückter Saal in dem Hauſe des Herrn von Eulenſpiegel, im Vordergrunde ein Ruheſeſſel, davor ein Pfeilertiſchchen, worauf Weinflaſchen, Gläſer, Backwerk und Obſt ſtehen.

Dreizehnte Scene.

Tyll.

(in einem koſtbaren Zobelpelz, er iſt hundert Jahre alt, aber noch mäßig.)

Und ich bleib' halt dabei,
Und ich ſag's zehntauſendmal:
„'s iſt mir all' einerlei
's iſt mir all' egal.
Hundert Jahr' nun leb' ich,
Ueb' Liſten und Ränk'!
Und alle Welt kennt mich,
Und rühmt meine Schwänk!
Am Ende noch kommen's,
Und nennen mich weiſ' —! —
Und ſag' ich das Dümmſte,
Es kriegt doch den Preis.
Kurz ich leb' in Freud'!
Und bin gar noch nicht dumm! —
Und red' ich nicht geſcheidt;
So weiß ich ſchon: warum.

Vierzehnte Scene.

Korax (tritt ein). **Tyll.**

Korax.

Hoher Meiſter! —

Tyll.

(Sezt ſich in den Lehnſeſſel und gähnt.) Nah! — ah

Korax (nachlallend.)

Ach!

Tyll.

Ich will Dir was ſagen, mein Engel!

Korax

(zieht ſchnell ein Buch aus der Taſche und notirt ſich alles folgende auf.)

„Mein Engel!“ nennſt Du mich — hoher Meiſter! ich lecke Dir die Füße.

Tyll.

Immer zu, ich erlaub' es Dir! aber ich wollte Dir was ſagen.

Korax.

bin ganz Ohr.

Tyll.

Ich hab' nach Tiſch ſehr ſchlecht geſchlafen.

Korax.

Meiſter! ich bin außer mir!

Tyll.

Es war nämlich zu heiß im Zimmer! ſoll ich Dir die Urſach davon erklären.

Korax.

Meine Seele hängt an Deinen Lippen.

Tyll (belehrend.)

Der Eſel, der Stubenheizer hatte zu ſtark eingeheizt, und daraus folgte denn natürlich, daß die Temperatur im Zimmer bis zur Hitze geſteigert werden mußte.

Korar (voll Bewunderung.)

O Meiſter! ich kann Deine Tiefe nur ſchweigend anſtaunen.

Tyll.

Weißt Du, wie viel zweimal zwei iſt?

Korar.

Nein.

Tyll.

Ich will Dir's ſagen! Sieh: zweimal zwei iſt vier.

Korar.

Das iſt erſtaunlich! —

Tyll.

Dieſen Morgen las ich ein Buch, darin wird von einem großen Philoſophen erzählt, daß er ſich lange Zeit vergeblich den Kopf zerbrochen habe: weshalb und warum zweimal zwei eben vier ſeyn müßt'? — er konnte keinen vernünftigen Grund dafür auffinden. Ich hab' es aber ſogleich herausgekriegt.

Korar.

Iſt es die Möglichkeit.

Tyll (belehrend.)

Zweimal zwei ſind nämlich vier, weil jede Zwei zwei Einer enthält, zwei Zweien aber vier Einer; folglich iſt zweimal Zwei: Vier und ſteht mitten innen als gerade Zahl zwiſchen den beiden ungraden: Drei und Fünf, wovon die Erſte eine Zwei und einen Einer, mithin drei Einer; die zweite aber zwei Zweien und einen Einer, mithin fünf Einer enthält; ſo daß weder eine Drei noch eine Fünf — vier ſeyn können, ſondern nur eine Vier.

Korax (ganz verhimmelt.)

Nein ein ſolcher Rieſengeiſt! — Die Einer! — die Drei! die Fünfe! — die Zwei! — und endlich die Vier! Es iſt einzig! — aber man möchte verrückt werden, wenn man ſo recht darüber nachdenkt.

Tyll (lächelnd.)

Lernen wir daraus erkennen:
„Daß viel Denken oft verfänglich!“
Nicht am Lichte zu verbrennen.
Bleibe fern der Flammen, bänglich.

Korax (ſehr gerührt nachlallend.)

„Bänglich!“

Funfzehnte Scene.

Friedrich (tritt ein), **die Vorigen.**

Friedrich.

Ew. Excellenz! draußen ſteht der Wirth aus dem Elephanten und mit ihm einige Fremde, welche Ew. Excellenz zu ſehen wünſchen.

Tyll.

Iſt der Wirth wieder betrunken?

Friedrich.

Ja.

Tyll.

So laß' ſie eintreten! (Friedrich ab.)

Korar.

Hoher Meiſter! erkläre mir, wie es Dir möglich iſt, einen Menſchen, wie den ewig betrunkenen Elephantenwirth um Dich zu dulden?

Tyll.

Liebes Kind! man muß die Menſchen nehmen wie ſie ſind! ich geb' aber zu, daß das zu Zeiten verteufelt ſchwer iſt; jedoch Gewöhnung macht alles leicht. So hab ich mich denn ſchon ſeit vielen Jahren daran gewöhnt, den Elephantenwirth um mich zu ſehen, und zwar immer in einem Zuſtande, wo er einem Vieh ähnlicher iſt als einem Menſchen. Da wird es mir denn jetzt ſchon etwas leichter, auch das übrige Menſchenvolk zu ertragen, ſo närriſch, toll und (mit einem Seitenblick auf Korar) geiſtesarm es zu Zeiten iſt.

Korar.

Göttlich! göttlich!

Sechzehnte Scene.

Buſtorius und die Fremden (treten ein), **Tyll, Korar.**

Wirth (ſtammelnd.)

Den allerſchönſten guten Abend, meine gnädigſte Excellenz! — hier bring' ich wieder einige — einige — wie ſag' ich gleich? na, dummes Zeug! es iſt gleichviel! — genug, ſie wollen Ew. Excellenz ihre allertiefſte Ehrfurcht und Verwunderung zu Füßen legen.

Tyll (ohne aufzuſtehen zu den Reiſenden.)

Ihr ſeyd Reiſende?

Die Reiſenden.

Ja.

Tyll (nach einer Pauſe.

Ihr ſeyd noch jung und könnt noch etwas lernen, ich bin ein alter Mann und habe Erfahrung, höret mir zu und antwortet mir. — „Was iſt beſſer, daß der Menſch thut, was er weiß, oder daß er lernt, was er nicht weiß?“ — Denkt darüber nach und ſagt mir Eure Meinung.

Die Reiſenden
(reden leiſe unter einander.)

Tyll.

Nun?

Erſter Reiſender.

Ew. Excellenz, wir haben uns bedacht und beſprochen, und halten einſtimmig dafür, daß es allerdings am vernünftigſten iſt, erſt das zu thun, was man weiß, bevor man lernt, was man noch nicht weiß.

Tyll.

Da ſeyd Ihr Menſchen alle große Narren, weil Ihr ſtets lernen wollet, was Ihr nicht wiſſet, und nicht übet was Ihr wiſſet. (Winkt ihnen Entlaſſung.)

Erſter Reiſender.

Nur eine Frage, Ew. Excellenz! iſt es denn wirklich wahr, daß ſie einem Eſel leſen lehrten.

Tyll.

(Deutet lachend auf Korar).

Korar (nickt.)

Ja!

Die Reiſenden.

Empfehlen uns unterthänigſt zu Gnaden.

(Sie gehen ab.)

Wirth.

Na! bekomm' ich nicht auch einen Spruch mit auf den Weg.

Tyll.

Trinket mäßig, und beweiſ't
Standhaft Euch, wenn Schnäpſe winken.
Kümmel hob zwar Euern Geiſt,
Doch den Körper — — läßt er ſinken.

Wirth.

Gehorſamer Diener! (Ab.)

Korar.

Hoher Meiſter! ich habe Euch ein Gedicht gemacht.

Tyll.

Laß hören!

Korar (recitirt ſein Gedicht.)

Schönes ſich's immerdar umwind'!
Tugend ſich's allein ſtets verbind'.
Denn's, weil's durch's ſich's ſelbſt erſtrebt.
Nie nich's nimmer nich's umwebt!
Alles immerdar ſich's verbind',

Nie nich's nimmer nich's ſind' —
Weil's denn's nimmer nich's verſchwind'!

Tyll.

Bravo, Korax! ich bin zufrieden mit Deinen Fortſchritten.

Korax (entzückt.)

Großer Mann!

Siebzehnte Scene.

Der Teufel, die Vorigen.

Teufel (ſehr elegant gekleidet.)

Bon soir, Alter! —

Tyll (erhebt ſich.)

Wen hab' ich die Ehre? —

Teufel.

Ein alter Bekannter! ich bin der Teufel.

Tyll.

Va!

Korax (zitternd.)

Alle guten Geiſter!

Teufel.

Nun? heißeſt Du mich nicht willkommen?

Tyll.

(ſetzt ſich, ſchenkt ſich ein und trinkt.)

Mein Liebſter, nimm mir's nicht übel — aber Dein Ruf iſt nicht der beſte und ich halte auf Anſtand.

Teufel.

Ja ſo! aber da werd' ich Dir ungelegen kommen, denn daß ich's kurz mache: ich bin hier, um Dich zu holen.

Tyll.

Schon?

Teufel.

Ha, ha, ha! — Du zählſt über hundert Jahre.

Tyll.

Ei mein Engel! ich wünſche ſo alt zu werden, als Methuſalem. — Spaß bei Seite! —

Teufel.

Im vollſten Ernſt: ich will Dich holen.

Tyll.

Und was wollteſt Du mit mir? —

Teufel.

Je nun!

Tyll.

Liebes Kind, wir taugen nicht zuſammen! ich fürchte Dich nicht, ich bin Dir zu klug — wir würden einander nur langweilen — kurz, gieb mich frei.

Teufel.

Gut, gegen ein Löſegeld.

Tyll.

Ein unmündiges Kind.

Teufel.

Wo?

Tyll.

Da! (deutet auf Korax.)

Korax (erſtarrt.)

Meiſter!! —

Teufel.

Hahahaha!

Tyll.

Fahr ab, mein Engel! Du fährſt für mich zum Teufel.

Teufel.

Hahaha! ich nehm' ihn.

Korax.

Hülfe! Hülfe!

Teufel (packt ihn beim Kragen).

Her zu mir! (zu Tyll) Leb' wohl! (verſinkt mit Korax).

Tyll.

Der arme Narr! aber ich freu' mich, daß ich ihn endlich mit guter Manier los geworden bin, und obendrein noch ſelbſt dem Teufel entging. (Starkes Pochen von Außen). Wer klopft denn da ſo ungeſchliffen?

Achtzehnte Scene.

Tyll, Freund Heyn (der Tod).

Freund Heyn (eintretend).

Ich!

Tyll.

O weh! Du kommſt mir ungelegen.

Heyn.

Das glaub' ich, denn mich kannſt Du nicht fort bringen, wie den Teufel, wo ich anklopf', da heißt's: ſelber mitgehn! und keine Liſt und kein Kraut hilft dawider. Alſo mach' Dich fertig, denn es muß ſchon einmal geſtorben ſeyn.

Tyll.

Iſt das eine ſchöne Geſchicht'! —

Duetto.

Tyll.

Herzliebſter Tod! ich bitt' Dich ſehr:
Gib mir noch eine Friſt!
Mein' hundert Jahr' drück'n mich nicht ſchwer,
Weil's gar ſo hübſch hier iſt.

Heyn.

Mein guter Tyll! es thut mir leid,
Doch kann es nimmer ſeyn!
Zu End' iſt einmal Deine Zeit,
D'rum gieb Dich nur darein.

Tyll.

Ach Tod! ich hab' ſo'n ſchönes Haus,
Hab' alle Säcke voll! —
Da iſt es wahrlich doch ein Graus,
Daß ich ſchon mit Dir ſoll.

Heyn.

Mein Schatz, das hör' ich Tag für Tag,
Doch geb' ich nix darauf.

Schon ſchlug Dein letzter Stundenſchlag,
Und ſchlug Dein Grab Dir auf.
Komm Brüderle und ſchick Dich drein,
Ich führ' Dich ſanft zur Ruh.
Bei einem vollen Glaſe Wein.
Trink' ich Dir Smollis zu. (Schenkt die Gläſer voll.)

Tyll.

Nun, weil Dich denn kein Bitten rührt,
So gräm' ich mich nicht mehr.
Juchhe! Herr Bruder! friſch ſmollirt,
Als ob's für's Leben wär'!

Beide.

Ich brachte — Du brachteſt ja $\left\{\begin{matrix}\text{mein}\\\text{Dein}\end{matrix}\right\}$ Lebelang.
Der Freude oft es zu!
D'rum froh auch heut' beim Becherklang:
Herr $\left\{\begin{matrix}\text{Tod —}\\\text{Tyll —}\end{matrix}\right\}$ auf Du und Du!
Auf Du und Du.

(Sie trinken und umarmen ſich. Wolkenſchleier verhüllen ſie.)

Verwandlung.

(Wolkenſaal im Geiſterreiche.

Letzte Scene.

Alamir, alle Zauberer, Bettinerl, Genien und Nymphen, Murky (führt den jungen Tyll in di Verſammlung).

Murky.

Nun, junger Herr: wie hat ihm das Leben d unten gefallen? Bettinerl! komm her, und halt' ihm den Spiegel der Wahrheit vor! ſchau' er hinein, ſo trieb er's auf Erden.

Tyll (lacht).

Hahaha! was war ich für ein närriſcher Kerl! aber doch nicht gar ſo böſe.

Murky.

Freilich nicht! aber erſt, als er ſich für gut und weiſe hielt, und doch ſo war! ſchau er noch einmal in den Siegel.

Tyll.

Pfui! was für ein garſtiges Geſicht! weg damit.

Murky.

Er hat ſich erkannt — aber was will er denn nun in Zukunft ſeyn? he?

Tyll.

Weder ein Narr noch ein Mucker, ſondern ein ordentlicher Kerl! Müßt's aber doch Eins von Beiden ſeyn: lieber ein Narr, als ein Heuchler.

Murky.

Bravo! die Cur hat angeſchlagen.

Alamir (umarmt Tyll).

O mein Sohn!

Bettinerl.

Und willſt Du mich jetzt heirathen, Tyll?

Tyll (umarmt ſie).

Ob ich will?

Schlußreigen.

Tyll.

Und ich bleib' halt dabei,
Und ich ſag's viel tauſendmal:
's iſt mir nicht all' einerlei
's iſt mir nicht all' egal.

Denn ich hab's gefunden,
Da drunten auf der Welt:
's wird auch von den Hunden
Der Fuchs oft geprellt!

Und wär' Einer noch ſo klug,
Und wär' Einer noch ſo reich;
Es ſagt ſchon ein alter Spruch:
Der Tod macht alles gleich.

Aber: zwei Dinge beſtehen:
Ein reines Herz, ein froher Sinn!
Laßt Euch die nicht entgehn,
Dann habt Ihr Gewinn.

Chor.

(Tutti)

Ein reines Herz,
Ein froher Sinn,
Beſtehen —
Und bringen Gewinn.

Neunhundert ſieben und achtzigſte Nacht.

In dieſer Nacht erzählte der Capellan folgende Sage.

Der Teufel zu Dronings-Oer.

Der Teufel ging einmal wieder auf die Wanderſchaft und zwar in Begleitung ſeiner Frau Großmutter, welche, wie bekannt, eine ſehr kluge Frau iſt, und bei weitem klüger als der Teufel ſelber.

Sie kamen in einen großen Wald und liefen den ganzen Tag darin herum, ohne daß ſie eines Menſchen noch einer Hütte anſichtig wurden. Als nun der Abend kam, fühlten ſich beide ſehr erſchöpft, und der Teufel fing jämmerlich an zu weinen und an zu klagen, daß er ſo hungerig ſey und ſo müde, weil er den ganzen Tag nichts gegeſſen und dabei habe herumlaufen müſſen.

Des Teufels Großmutter tröſtete ihren lieben Enkel damit: „daß der Wald allem Anſcheine nach bald ein Ende nehmen müſſe, und daß ſie dann ohne Zweifel eine Hütte finden würden, in der ſie ſich durch Speis und Trank ſtärken und übernachten könnten.“

Der Teufel beruhigte ſich bei dieſem Troſte was weniges, und ſchritt mit ſeiner Großmutter wacker drauf los, nur von Zeit zu Zeit noch ſchluchzend, wie die kleinen Kinder zu thun pflegen, wenn ſie lange geweint haben.

Nach einer guten Weile war der Wald wirklich zu Ende, und der Teufel und ſeine Großmutter ſahen, daß ſie ſich unfern vom Geſtade des Meeres befänden, darüber erſchrak der Teufel, denn er hatte eine große Furcht vor dem Waſſer.

Seine Großmutter zeigte ihm aber eine Fiſcherhütte, welche ſeitwärts ſtand und in der ein helles Feuer loderte; da kriegte der Teufel wieder Courage und lief mit ſeiner Großmutter auf die Hütte zu, pochte an und trat ein. In der Hütte wohnte ein junger Fiſcher mit ſeinem Weibchen und zwei hübſchen Kindern, dieſe guten Leute erſchraken nicht wenig, als ſie den Teufel und ſeine Großmutter bei ſich eintreten ſahen, welche gar höflich um ein Abendeſſen und ein Nachtlager baten. Der Fiſcher winkte aber ſeinem Weibe, daß ſie ſich's nicht ſolle merken laſſen, daß ſie den Teufel und ſeine Großmutter erkannt hätten, und ſo empfingen Beide die Wanderer, wie es Sitte iſt in dem gaſtfreien Norwegen, und trugen auf, was ſie hatten: ſchwarzes Brod, gedörrte Fiſche, geſalzene Fiſche, gebratene Fiſche und geſottene Fiſche, auch einen Krug Meth und eine Flaſche Rum. Und der Teufel und ſeine Großmutter ließen ſich's vortrefflich ſchmecken, und als ſie ſatt waren, legten ſie ſich nieder auf die am Boden ausgebreiteten Segeltücher, und fingen an zu ſchnarchen was ſie konnten.

Neunhundert acht und achtzigſte Nacht.

(Forſetzung der vorigen Sage.)

Bald darauf legte ſich auch der Fiſcher mit Weib und Kind zur Ruhe, nachdem er ſich wie gewöhnlich mit den Seinigen dem Schutze Gottes anbefohlen hatte, und entſchlief, und die Kinder auch.

Sein junges Weib konnte aber nicht ſchlafen, weil ſie ſich vor dem Teufel und ſeiner Großmutter fürchtete, und als nun gegen Mitternacht der Sturm ſich draußen erhob und ſchrecklich an zu heulen begann, da weckte ſie in ihrer Herzensangſt ihren Mann auf und ſprach zu ihm: „O Mann! wie magſt Du ſchlafen, da Du doch weißt, daß der Teufel und ſeine Großmutter unter unſerm Dache weilen?“

Der Mann aber lachte und ſprach: „Der Teufel und ſeine Großmutter werden Morgen früh ſchon wieder abziehen, denn bei mir iſt nichts für ſie zu holen, und anhaben dürfen ſie mir nichts, da ich ihnen Gaſtfreundſchaft erwieſen habe — Gaſtfreundſchaft muß ſelbſt der Teufel reſpectiren und ſeine Großmutter dazu.“

„Ja, wenn er Luſt hat!“ ſagte die Frau: „der Teufel iſt mächtig.“

„Gott iſt allmächtig! ich ſtehe in Gottes Schutz und Du und die Kindlein auch, und ſo ſchlaf ruhig, der

Teufel und ſeine Großmutter können uns nichts anhaben, ſo wie ſie denn überhaupt nichts können, ſobald ihnen nur der rechte Mann entgegentritt.“ Damit entſchlief der Fiſcher wieder und ſein Weib auch.

Der Teufel hatte das Geſpräch mit angehört, da er ebenfalls vom Sturm war aufgeweckt worden. Er ärgerte ſich gewaltig darüber, rüttelte ſeine Großmutter aus dem Schlafe, erzählte ihr was er erlauſcht, und ſchwur hoch und theuer, er wolle morgen des Tages dem Fiſcher beweiſen, daß der Teufel alles könne, was er wolle Seine Großmutter warnte ihn und rieth ihn ſehr davon ab, ſich mit dem Fiſcher einzulaſſen, denn, ſagte ſie: „der Fiſcher iſt nicht nur ein frommer Mann, ſondern auch ein luſtiger. liſtiger Geſell, und Du biſt und bleibſt all Dein Lebtag der dumme Teufel, alſo nimm Dich vor Schaden in acht, Kindchen, und ziehe morgen früh in aller Stille mit mir weiter. Der Teufel hörte nicht auf den guten Rath ſeiner Großmutter, ſondern blieb dabei, er wolle dem Fiſcher Mores lehren, und ſeine Großmutter ſchalt er eine grobe Frau, weil ſie ihn den dummen Teufel genannt hatte.

Neunhundert neun und achtzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Am andern Morgen nachdem der Teufel und ſeine Großmutter gefrühſtückt hatten, machten ſie Anſtalt weiter zu ziehen, aber an der Thür kehrte der Teufel noch einmal um, trank noch ein Glas Schnaps und ſprach ſodann zu dem Fiſcher: „Hör' mal, Du! ich habe gehört, was Du dieſe Nacht mit Deinem Weibe geſprochen haſt, und ich weiß, daß Du weißt, wer ich und die alte Frau dort ſind, nämlich ich der Teufel und ſie meine Großmutter, und hör' mal! Du haſt geſagt, der Teufel könne nichts! aber das iſt nicht wahr, der Teufel kann alles! und Du ſollſt mir ſagen, was ich nicht kann, und wenn ich's nicht kann, ſo ſollſt Du recht behalten, wenn ich's aber kann, ſo ſollſt Du ein Lügner heißen und kein Gaſt ſoll im ärgſten Unwetter mehr die Schwelle Deiner Hütte betreten.“

Ueber ſolche Rede ergrimmte der Fiſcher und verſetzte: „Daß Du nicht alles kannſt, iſt gewiß, oder kannſt Du etwa auf der See fahren?“

Als dies der Teufel hörte, erſchrak er, aber ſeine Großmutter ſtieß ihn an und raunte ihm zu, ſage nur ja, damit Du nicht mit Schande beſtehſt, ich will Dir dann ſchon helfen," und da ſagte der Teufel: „Ja das kann ich und will ich."

Gut, ſprach der Fiſcher, „ich weiß, daß dieſen Morgen eine Brig hier beilegen wird, um friſches Waſſer einzunehmen, da gehe als Paſſagier an Bord, wenn Du das Herz haſt." —

Gut, ſagte der Teufel trotzig: „du ſollſt ſehen, daß ich es kann, und ſomit verließ er ſammt ſeiner Großmutter die Hütte ohne Gruß und Dank, und der Fiſcher machte drei Kreuze hinter ihnen her.

Als nun der Teufel mit ſeiner Großmutter wieder im Freien war, brummte er ſehr und war ſehr unwillig, daß er dem Fiſcher hatte verſprechen müſſen, eine Seereiſe zu machen.

„Hab' ich es Dir nicht im Voraus geſagt, Du dummer Junge — ſchmälte ſeine Großmutter — hab' ich's Dir nicht geſagt, daß es Dich gereuen würde, wenn Du mit dem Fiſcher anbändeſt, aber da biſt Du immer Hans-Taps, Obenhinaus und Nirgendsan: jetzt magſt Du ſehen, wie Du Wort hältſt. —

„Warum nicht gar!" rief der Teufel, „ich werde kein Narr ſeyn und Wort halten."

„Du ſollſt aber Wort halten," ſchrie die Großmutter und gab ihrem lieben Enkelchen ein paar derbe Kopfnüſſe.

Da fing der Teufel jämmerlich an zu heulen und bat ſeine Frau Großmutter um Tauſend-Gotteswillen, ſie möge ihm doch wenigſtens ein Mittel angeben, wie er ſich ohne Gefahr auf die See wagen könne. Die Frau Großmutter hatte Mitleid mit dem armen Teufel und ſagte endlich: „Nun wohl, ſo höre denn! ich will mit Dir zur See gehen, und wenn Du meinen Rath befolgeſt, ſo ſoll und kann Dir kein Leides auf dem Meere geſchehen. Wiſſe, es handelt ſich einzig und allein darum, daß Dein Schwanz nicht naß wird bei Deiner Meerfahrt, nimm ihn alſo wohl in acht, daß kein Seewaſſer daran kommt, ſo lieb Dir Leib und Leben iſt, wenn Du das thuſt, ſo haſt Du nichts zu befahren."

„Hoho! wenn's weiter nichts iſt — ſprach der Teufel — ſo will ich mich ſchon in acht nehmen, meinſt Du nicht auch Großmütterchen, daß es gerathen wäre, wenn wir als ganz honette Herrſchaften an Bord gingen und ich meinen Schwanz ſauber aufgerollt in der Rocktaſche trüge." —

„Das wollt ich Dir eben rathen, Söhnlein," verſetzte des Teufels Großmutter, und ſo wurden Beide einig und vertrugen ſich.

Neunhundert neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Am Nachmittag deſſelben Tags legte wirklich eine ſtattliche Brig bei, um friſches Waſſer einzunehmen, und als nun der Capitain mit etlicher Mannſchaft in einer Jolle an's Land ſetzte, da nahten ſich ihm der Teufel und ſeine Großmutter prächtig gekleidet, als wären es gar vornehme Leute und fragten den Capitain, ob ſie mitreiſen könnten.

Der Capitain bejahte dieſes, und als nun die Stunde der Abfahrt ſchlug, da lud er ſie ein in die Jolle zu ſteigen und mit an Bord zu ſetzen.

Nun hatte der Teufel ſeinen Schwanz zierlich aufgerollt und in die Rocktaſche geſteckt, ganz wie er es mit ſeiner Frau Großmutter verabredet hatte, aber als er nun in die Jolle ſpringen ſollte, da überkam ihm die Angſt und er ſchrie: „Ich thu es doch nicht! hol' mich Gott! ich thu's einmal nicht!“ und ſomit wollte er davon laufen, ſeine Großmutter hielt ihn aber beim Kragen feſt und rief ein paar Matroſen, die packten den Teufel und warfen ihn all ſeines Sperrens ungeachtet in die Jolle (denn die Frau Großmutter hatte ihnen geſagt, ihr Söhnlein habe zuweilen einen Raptus und ſie ſollten ſich nicht an ſein Geſchrei kehren.)

So lag denn nun der Teufel in der Jolle, die Großmutter ſprang nach, ſetzte ſich zu ihm, ſprach ihm Muth ein und die Matroſen ſtießen vom Lande.

Bald hatten ſie die Brig erreicht und der Teufel und ſeine Großmutter wurden von den Matroſen glücklich an Bord transportirt. Die Brig lichtete ihre Anker, hiſſ'te die Segel, that drei Schüſſe und fuhr davon.

Neunhundert ein und neunzigſte Nacht.

(Schluß der vorigen Sage.)

Es waren außer dem Teufel und ſeiner Großmutter noch eine Menge Paſſagiere auf der Brig, und darunter etliche hübſche Frauen und Mädchen. An dieſe machte ſich alsbald der Teufel, nachdem er ſich von ſeiner Furcht ein bischen erholt hatte, und ſpielte den Angenehmen, haſt Du, kannſt Du, ſo daß alle Weiber und Mädchen in ihn geſchoſſen wurden und ſich einbildeten, ſie hätten in ihrem Leben noch keinen ſo ſchönen, artigen und ſittigen Mann geſehen, als den jungen Herrn mit den kleinen Schweinsaugen, der Stülpnaſe, den breiten Mohrenmaul, der rothen Perücke und den linken Klumpfuß.

Des Teufels Großmutter hatte darüber eine herzinnige Freude und ermunterte ihr liebes Enkelchen, den ſchönen Damen doch einige ſeiner Kunſtſtückchen zu zeigen. Das that denn der Teufel auch; er ließ ſich einen halben Scheffel glühende Kohlen bringen, beſtreute ſie mit Meliszucker und fraß ſie auf, ſodann ließ er ſich einen halben Eimer des ſtärkſten Araks bringen, zündete ihn an und trank ihn auf die Geſundheit der Damen, hernach verſchluckte er altes Eiſen, altes Schuhwerk, Tauendchen und alte Borſtbeſen, und ließ ſie als ein künſtliches Feuerwerk wieder aus dem Munde hergeben, ſo daß ſich alle auf dem Schiffe darüber verwunderten.

Das ging ſo zwei Tage lang ganz gut, und die Brig ſegelte mit dem günſtigſten Winde, am dritten Tage aber, als das Schiff ſich in der Nähe von Dronings-Oer befand, erhob ſich ein ſchrecklicher Sturm, wie ihn ſeit Menſchengedenken hier kein Schiff glücklich beſtanden hatte.

Da wurden alle Paſſagire auf dem Schiffe ſeekrank und am allerſchlimmſten der Teufel, daß es ein rechter Jammer war.

Endlich ward die Brig mit Macht zwiſchen zwei Riffe geworfen, ſo daß ſie mitten von einander borſt, ſchnell wurden die Böte herabgelaſſen und alles ſprang hinein und rettete ſich glücklich, ausgenommen der Teufel, welcher ſeekrank auf dem Decke lag, und ſeine Frau Großmutter, welche neben ihm kniete und ihm den Kopf hielt. Endlich kam der Teufel ein bischen zur Beſinnung und ſtand auf, ſeine Großmutter ſagte ihm, er ſolle mit ihr davon fliegen auf einem Beſenſtiel: das konnte er aber nicht, weil er ſo matt war. „So ſetze Dich auf eine Tonne und laſſe Dich an's Land treiben!“ ſprach die Großmutter, ſchwang ſich auf einen Beſenſtiel und fuhr durch die Luft davon.

Der Teufel warf eine Tonne in's Meer hinab, ſprang rittlings darauf und ließ ſich von den Wellen nach Herzensluſt ſchaukeln und dem Lande zuführen.

Schon hatte er faſt das Ufer glücklich erreicht, als es ihm unglücklicher Weiſe einfiel, ſich den Angſtſchweiß von der Stirne zu trocknen. Er griff in die Rocktaſche, zog ſein Schnupftuch hervor, aber o Jammer, mit dem Schnupftuche zugleich ſeinen aufgerollten Schwanz, der Schwanz rollte auseinander, fing Seewaſſer und der Teufel ſank unter bis auf den Grund des Meeres, wo er erſoff und viele hundert Jahre lag.

Das war die gute Zeit für Norwegen. Leider wurde der Teufel, nachdem die Friſt verlaufen war, mit einem Schiffsanker, ohne daß die Menſchen es wußten, wieder aus dem Meeresgrund hervorgezogen. Er wurde wieder lebendig, und ſeitdem iſt es auch wieder ſchlechter im Lande geworden.

Neunhundert zwei und neunzigſte Nacht.

Das Mährchen von dem Teufel zu Dronings-Oer hatte alle ergötzt, man fand, daß darin die ganze Derbheit und der körnige Witz des nordiſchen Mährchens, wie es in keckem, heiterm Muthe auftaucht, ſich finde.

„Als Gegenſatz zu dieſer heitern, körnigen Derbheit,“ ſprach Eduard, „ſey es mir erlaubt, wieder einmal eine recht ſchauerliche Sage aus dem romantiſchen Böhmerlande mitzutheilen.

Alle baten ihn darum, und Eduard erzählte:

Die Jungfrau von Pernſtein.

Als man in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts die Prieſter des katholiſchen Glaubens in ganz Böhmen und Mähren ausſandte, um ihre Lehre aufrecht zu erhalten und den reißenden Fortſchritten der Reformation Einhalt zu thun, befand ſich auch der Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, Johannes Drachow unter den Geſandten des Ordens, und langte mit kaiſerlichen Patenten auf dem Schloß Pernſtein an, welches er ſelbſt in ſeinen Berichten als einen Aufenthalt beſchreibt, der ſeines Gleichen weit und breit nicht habe. Durch doppelte ſtarke Ringmauern mit Zwiſchengraben und fünf Thoren gelangt man in das Innere der alten Burg, die auf dem Felſengipfel durch ein mächtiges Zauberwort erwachſen zu ſeyn ſcheint. Acht und ſechzig Stufen führen aus dem Hofraum in's Hauptgebäude, deſſen nördlicher Theil der älteſte (etwa aus dem eilften Jahrhundert) zu ſeyn ſcheint. Ueberall erſcheint Glanz und Feſtigkeit, doch ohne Symmetrie, und von mehr als 100 Fenſtern ſind ſich vielleicht nicht zwei an Größe und Geſtalt ganz gleich. Das ganze Schloß war zu jener Zeit noch reich mit weißem Marmor überkleidet, und die Fenſter, im mittlern Geſchoſſe, gleich Erkern vorgerückt, ruhten auf ungeheuern Tragſteinen. Mit Verwunderung betrachtete der junge Prieſter, welchem alſobald eine Wohnung im Schloſſe angewieſen wurde, die wunderbar künſtliche Wölbung der Vorhalle, den Ritterſaal, die unterirdiſchen Gewölbe, in welchen die Vehmgerichte des Gaues gehalten wurden, und den mächtigen, einſam ſtehenden Wartthurm, zu dem eine hoch in der Luft ſchwebende hölzerne Treppe führte; als er aber eines Tages die offnen Gemächer des Schloſſes durchſtrich, begegnete er einer zierlich geſchmückten Jungfrau, die mit einem mächtigen Schlüſſelbund aus einer Seitenkammer kam. Pater Johannes hielt ſie für die Beſchließerin, und trat ſie freundlich an, worauf ſie ſtille ſtehen blieb, und ihm zuhörte, wie er ihr gar ſprachſelig erzählte, er ſey hierher gekommen, die Unterthanen in der römiſch-katholiſchen Religion zu unterrichten, und auch ihr ſeine geiſtlichen Dienſte anbot.

Die Jungfrau lächelte züchtig, als ob die weibliche Schamhaftigkeit ihr nicht zu ſprechen erlaubte, und entfernte ſich nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

Am Sonntag ging der Pater, ehe er den Gottesdienſt hielt, in einem einſamen Gang des Gartens ſpazieren, um ſeine Predigt einzuſtudiren; da erblickte er die Jungfrau abermals, und noch holdſeliger von Antlitz als das erſte Mal; ihre ſchönen Locken hingen gelöſet um den weißen Hals und Buſen, und ſie kämmte ſolche mit großem Fleiß.

Wie ſie den Prieſter gewahrte, ſchien ſie zu erſchrecken, und dieſer verwies ihr die allzugroße Sorgfalt für ihre Eitelkeit, „denn,“ ſagte er ihr, „es ſchicke ſich nicht wohl, daß man allzuſehr auf den Schmuck des Leibes bedacht ſey.“ und ermahnte ſie, viel lieber durch ein andächtiges Gebet ſich zur Anhörung des göttlichen Wortes vorzubereiten.

Die Jungfrau that, als wolle ſie ſeiner Ermahnung Folge leiſten, verbarg den Kamm, neigte das Haupt ehrerbietig und entfernte ſich.

Der Prieſter kam in die Kirche, hielt die Predigt und las die heilige Meſſe; aber ſoviel er ſich auch in der Schloßkapelle umſah, konnte er dennoch die Jungfrau nicht gewahr werden, woraus er ſchloß, daß ſie der neuen Lehre zugethan, oder ſonſt die Kirche ſelten beſuchen müſſe — er beklagte ſich darüber bei dem Schloßhauptmann, daß ſelbſt die Hausgenoſſen der Burg, welche mit gutem Beiſpiel vorangehen ſollten, den Gottesdienſt verſäumten, der Schloßhauptmann verwunderte ſich ob dieſer Rede, und frug den Pater, wie jene Dirne ausgeſehen habe; aber nach der Beſchreibung errieth er leichtlich, daß es die Jungfrau von Pernſtein ſey, welche ſeit undenklicher Zeit im Schloſſe umherwandelnd geſehen wurde.

Auf Pater Johannes weitere Nachfragen um dieſe Jungfrau entgegnete der Schloßhauptmann:

„Als das uralte Geſchlecht der Pernſtein ausgeſtorben war, kam die Herrſchaft in die zweite und dritte Hand, bis man endlich einen alten Thurm einriß, von dem die Sage ging, es liege darin ein Schatz vergraben — es wurde auch bald eine ſchwere, eiſerne Kiſte gefunden; aber ſtatt Gold und Juwelen lag darin nur eine große Menge von Documenten, Grundurkunden, Adelsbriefen, und unter Andern auch ein Manuſcript, von einem frühern Beſitzer der Herrſchaft Pernſtein eigenhändig aufgezeichnet, welches die Geſchichte der Jungfrau enthielt.“

Neunhundert drei und neunzigſte Nacht.

(Fortſetzung der vorigen Sage.)

Pater Johannes erſuchte den Schloßhauptmann, ihm jene wichtige Handſchrift mitzutheilen, welche er in Stunden der Muße abſchrieb, und mit ſich heim in das Ordenshaus der Geſellſchaft Jeſu brachte

Zu den Zeiten des funfzehnten Jahrhunderts beſaßen zwei Brüder das Schloß und die Herrſchaft Pernſtein gemeinſchaftlich, von welchen Rudolph, der ältere, im Jahre 1461 ſtarb, und Peter von Pernſtein als einzigen Sohn hinterließ; aber vier Jahre ſpäter entſchlief auch der zweite Bruder, Herwart, im Herrn, nach welchem eine Tochter, Margaretha, hinterblieb. Die beiden Erben erhielten die Herrſchaft mit einander; doch wich der Geiſt der Einigkeit bald von ihnen, denn ſelbſt als Margaretha die Volljährigkeit erreicht hatte, durfte ſie ſich in kein Geſchäft miſchen, und Peter ſchränkte ſie in Allem ſo ein, als wenn ſie von ſeiner Gnade gelebt hätte. Deshalb kränkte ſich das Fräulein über die Maßen, und verzehrte ſich ſchier in all zu großem Leide.

Einſtmals zur Nachtzeit ſtand Margaretha auf, weckte ihre getreueſte Zofe, befahl ihr, ſie vorerſt feſtlich anzukleiden und ihr dann zu folgen. — Klara that nach dem Gebot ihrer Herrin, und folgte ihr, als beide angekleidet waren, durch eine Seitenpforte aus dem Schloſſe.

Am andern Morgen ward das Fräulein vermißt, und trotz aller Bemühungen und Nachforſchungen in der Umgegend war es nicht auszumitteln, wohin beide gekommen waren. Peter beſorgte, ſie habe ſich vielleicht zu entfernten Verwandten verfügt, um von dort aus den Beiſtand der Landesobrigkeit gegen ſeine Unterdrückung zu erflehen; aber es verliefen mehrere Monate, ohne daß man etwas von dem Fräulein hörte, ſo daß Peter ganz frohen Muthes wurde, und ohne ſeiner Baſe mehr zu gedenken, meinte, er ſey alleiniger Beſitzer der großen Herrſchaft, weshalb er auch daran dachte, ſich mit der Tochter eines ſeiner Nachbarn zu vermählen.

Einſt in der Nacht war er in Gedanken an ſeine ſchöne Braut entſchlummert, als er plötzlich bei ſeinem Namen gerufen, aus ſüßem Traum erweckt wurde; eine Dirne ſtand vor ſeinem Bette und ſprach mit leiſer Stimme:

„Steht auf, edler Herr! Eure Baſe, Fräulein Margaretha, wartet unweit des Schloſſes und will nicht eher hereinkommen, bis ſie ſich mit Euch verſöhnt hat; drum wollet ſo gütig ſeyn, Euch anzukleiden und mir zu folgen, ich will Euch wohl den Weg zu meinem Fräulein weiſen.“

Peter wurde durch die Botſchaft von dem Leben ſeiner Baſe, welches einen gewaltigen Strich durch ſeine Heirathsrechnung machte, eben nicht angenehm überraſcht, und noch minder war er gewillet, ſolche in der Nacht aufzuſuchen und in die Burg einzuführen; er wandte ſich daher von der Botſchafterin ab, ohne ihr eine Sylbe zu antworten und verhüllte ſich noch mehr in ſeine Decke; aber jene ſchien in heftigen Unwillen zu gerathen, zündete die Lichter auf dem Tiſche an, und fuhr zu ſprechen fort:

„Wenn Ihr mir denn nicht folgen wollet, ſo muß ich Eure Baſe zu Euch führen.“

Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich aus dem Gemach und ließ den jungen Ritter in großer Beſtürzung zurück, der ſich umſonſt zu überzeugen ſuchte, daß er nur geträumt habe.

Nach einer Weile öffnete ſich die Thür auf's Neue, und drei weibliche Geſtalten traten in die Stube. Die erſte war ſeine Baſe Margaretha und ihr folgte ihre Kammerzofe, aber in der dritten, die eine Fackel trug, erkannte er die Botſchafterin, welche zuvor ſchon bei ihm geweſen war.

Voll Verwunderung und Grauen über einen ſo unerwarteten und ſonderlichen Beſuch ſprang Herr Peter aus dem Bette und hüllte ſich in einen Mantel, dann ging er ſeiner Baſe entgegen und frug ſie, mit erkünſtelter Freundlichkeit, wo ſie denn die ganze Zeit geblieben, und warum ſie ſich ſo plötzlich vom Schloſſe entfernt habe? er würde ja gern auf andre Weiſe einen Vergleich mit ihr geſchloſſen haben, und wäre keineswegs geſinnt geweſen, ſie um das Ihrige zu betrügen, ſondern ſelbes nur zu verwalten, bis ſie ſich vermählen würde.

Das Fräulein entgegnete mit ſchwacher Stimme:

„Ich bin die ganze Zeit über in einer finſtern Gegend in der Irre herumgewandelt, ohne Ruhe und Raſt, deren ich nicht theilhaftig werden kann, ehe ich mich mit dir verſöhnt habe, und da Du nicht zu mir kommen wollteſt, ſo bin ich gezwungen, Dich ſelbſt heimzuſuchen — ich fordre nichts von Deinem Erbgut, als daß Du mir zur Wohnung den kleinen, kühlen Bau nächſt der Kirche einräumen möchteſt, denn die Felſenkluft am Teiche iſt für mich und meine Zofe zu eng."

Ohne Margarethens Rede recht zu verſtehen, war Peter ſehr vergnügt, daß ſie ſo wenig von ihm verlange, nahte ſich ihr mit der Verſicherung, er wolle gern noch ein Mehreres für ſie thun und wollte ſeine Baſe zärtlich umarmen; da trat die blaſſe Botin zwiſchen beide, und kramte in einem ungeheuern Schlüſſelbund, als wolle ſie ſogleich die neue Wohnung des Fräuleins aufſchließen. —

Ein Schlüſſel fiel aus dem Bunde heraus, und wie das Eiſen mit großem Geräuſch den getäfelten Fußboden berührte, war die ganze Erſcheinung verſchwunden, und Peter ſank entkräftet zuſammen; als er ſich aber am Morgen erholte, lag der Schlüſſel an ſeiner Seite, der ihm bewies daß er nicht geträumt habe.

Peter ſagte keinem Menſchen etwas von dieſer Erſcheinung; doch ließ er den gefundenen Schlüſſel an allen Thüren der Burg verſuchen, und als er ſich zu keinem Schloſſe ſchickte, hob er ihn ſorgfältig auf.

Nach einiger Zeit, als er ſich von ſeinem nächtlichen Schreck zwar wieder erholt, doch die wunderbare Erſcheinung ſeiner Baſe nimmer vergeſſen konnte, begab er ſich eines Tages auf die Jagd, und drang mit zwei vertrauten Jägern bis an den benachbarten Teich vor, um zu erfahren, ob ſich in der Höhle wirklich etwas befinde oder das Geſicht jener Nacht ein Trugbild der Hölle geweſen ſey — aber wie er ſich der Kluft nahte, ergriff ihn Grauen, und als er die Jäger hinein geſandt, fanden ſich in der That die halbverweſten Leichname des Fräuleins und ihrer Zofe.

Nun begriff Peter, daß die Wohnung, welche ſeine Baſe verlangt, keine andre ſey, als die herrſchaftliche Gruft, welche zunächſt der Kirche lag. Der Ritter kehrte auf ſeine Burg zurück, und ſandte alſo gleich den

Schloßkaplan in die Höhle, die beiden Leichen einzuſegnen; dann wurden ſie auf das Schloß getragen, und Fräulein Margaretha feierlich zur Erde beſtattet, ja ſelbſt die arme Klara wurde, zum Lohn ihrer Dienſttreue in einem Winkel der Gruft beigeſetzt, und Niemand konnte errathen, warum das Fräulein die Burg Pernſtein verlaſſen habe.

Als nun die Gruft eröffnet werden ſollte, und der Schloßvoigt, den ungeheuern Schlüſſelbund durchwühlend, den Schlüſſel der herrſchaftlichen Begräbnißſtätte nicht finden konnte, ließ er, um von ſeinem Herrn nicht ob ſeiner Fahrläſſigkeit geſcholten zu werden, die Thüre durch einen Schlöſſer öffnen, und einen neuen Schlüſſel machen; aber der verlorne wurde nach Peters Tode in ſeiner geheimen Lade gefunden, und bei dem Geſchlecht von Pernſtein aufbewahrt, bis ſolches ausgeſtorben iſt.

Bald nachher zeigte ſich Margarethens Geiſt, ſowohl zur Nachtzeit, als bei Tage in der Geſtalt einer ſorgfältigen Hausjungfrau mit einem großen Schlüſſelbunde; und da ſie niemand etwas zu Leide that, ſo gewöhnten ſich die Hausgenoſſen bald an die friedliche Erſcheinung, und fürchteten ſich gar nicht mehr vor derſelben; ja ein kecker Knappe führte in jugendlichem Uebermuth, ſo oft er die Jungfrau ſah, freche und leichtfertige Reden, und wenn ihn die Andern warnten, lachte er ſie aus, ſchwörend, er wolle dem holdſeligen Geſpenſt entgegen gehen und ihm einen Kuß rauben — die Hausgenoſſen ermahnten ihn, ſo frechen Scherz bei Seite zu laſſen, da erſchien plötzlich die Jungfrau mitten unter ihnen, der Knappe umfing ſie mit beiden Armen; aber die Geſtalt drückte ihn ſo gewaltig an ihren kalten Buſen, daß er, als ſie verſchwunden war, entſeelt zu Boden ſank.“

Neunhundert vier und neunzigſte Nacht.

Heute erzählte Alma.

Das wahre und das eingebildete Glück.

(Fortſetzung des Mährchens.)

Noch denſelben Abend wurde Eliſabeth mit dem Grafen verbunden und ihr Glück war ſo groß, daß ſie ſich gar nicht zu faſſen vermochte. Der Graf ſchien nur Sinn und Augen für ſie zu haben, und bewieß ihr die zärtlichſte Aufmerkſamkeit. Einige Tage war ſie mit ihm vermählt, und ſaß eines Morgens am Fenſter als die Thüre geöffnet wurde und der König eintrat. Er ſtaunte, als er die ſchöne Frau ſah und redete ſie ſehr gnädig an; ſie erwiederte ſeine Reden mit tiefer Ehrerbietung, aber mit ſichtbarem Vergnügen, und endlich wurde der König ſo kühn, daß er der ſchönen Frau den Vorſchlag machte, ſich von ihrem Gemahle zu trennen und ſeine Geliebte zu werden. Eliſabeth war ſo beſtürzt darüber, daß ſie anfangs nicht zu antworten wagte; als der König aber dringender wurde, blickte ſie ihn ſtolz an und gebot ihm, ſie augenblicklich zu verlaſſen.

Zornig entfernte ſich der König, und kaum war Eliſabeth allein, als ihr Gemahl todtenblaß und außer ſich vor Wuth eintrat.

„Was haſt Du gethan Weib!“ ſchrie er, „Du haſt Dich und mich in das Verderben geſtürzt, der König wird Deine Widerſetzlichkeit an mir rächen!“

„Wie?“ rief Eliſabeth zornig, „ich ſollte des Königs Maitreſſe werden? Um keinen Preis!“

„So will ich wenigſtens nicht für Deine Tollheit leiden, verlaß augenblicklich meinen Pallaſt!“

„Deinen Pallaſt verlaſſen, wie? Liebſt Du mich nicht mehr,“ ſchluchzte Eliſabeth!“

Er lachte ſpöttiſch auf, „ich Dich lieben?“ rief er aus, „ich kenne des Königs Neigung für ſchöne Frauen, um durch Dich zu ſteigen, reichte ich Dir meine Hand, gemeine Bauerndirne!“

Da richtete ſich Eliſe hoch auf und mit edlem Stolze ſprach ſie, „nur Sie ſind gemein, Graf Rouſſillon, nicht ich. Augenblicklich werde ich Ihr Schloß verlaſſen, arm, aber nicht ehrlos!“

Wirklich verließ Eliſabeth noch in derſelben Stunde mit ihrer Mutter den Pallaſt des Grafen, um arm und traurig nach der Heimath zurückzukehren.

„Ach hätteſt Du doch dem ehrlichen Müller die Hand gegeben!“ ſprach mit Augen voll Thränen die Mutter, Eliſabeth ſeufzte.

Auf dem Rückwege begegnete ihnen eine ſchöne Kutſche, in welcher ein junger, reichgekleideter Mann ſaß, kaum ſahe er die Frauen, ſo rief er ihnen zu, ſie möchten doch in ſeinen Wagen ſteigen, und weil ſie ſehr ermüdet waren, nahmen ſie es an. Der Herr ſagte, daß er ein reicher Kaufmann ſey, und ſprach viel mit ihnen, die junge, traurige Eliſabeth ſchien ihm ſehr zu gefallen, und als der Wagen jetzt vor einem Wirthshauſe hielt, führte der Herr ſeine Gäſte in das beſte Zimmer des Hauſes, ließ Wein und Speiſe auftragen und warb um Eliſabeths Hand. Die Mutter ſah ihre Tochter bittend an, und arm und hülflos, wie ſie war, gab ſie dem Kaufherrn das Jawort.

Sogleich führte der Bräutigam ſie in die Kirche, und ließ ſich mit ihr trauen. Nach der Trauung ſtiegen die Neuvermählten mit der Mutter in den Wagen und fuhren nach dem Wohnorte des Kaufmanns.

In ſeinem Hauſe glücklich angelangt, wurde Eliſabeth von einer zahlreichen Dienerſchaft begrüßt, ſie fand Ueberfluß und Vergnügen, ihr Gatte liebte ſie zärtlich, ihre Mutter hatte ein ſorgenfreies Alter und doch war Eliſabeth nur kurze Zeit glücklich.

Die reiche Mutter ihres Gatten, und ſeine ſtolzen

Verwandten ſahen höhniſch und verächtlich auf die junge Frau herab, welche keine andre Mitgift beſeſſen hatte, als ihre Schönheit und eine alte, arme Mutter. Auf die empfindlichſte Weiſe wurde ſie täglich gekränkt, und endlich ſchien ihr ihre Lage ſo unerträglich, daß ſie auf den Gedanken kam, das Haus ihres Gatten zu verlaſſen!

Eines Morgens als ihre Schwiegermutter ihr wieder auf das härteſte ihre Armuth vorgeworfen hatte, ging die junge Frau, um ſich zu zerſtreuen, fort, hinaus in das Freie.

Rüſtig ſchritt ſie vorwärts, in Gedanken verloren, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Da weckte das Geklapper einer Mühle ſie aus ihrem Nachſinnen.

Sie blickte auf, vor ihr ſtand dieſelbe Mühle, deſſen Beſitzer ſich früher ohne Glück um ſie beworben hatte. Sie trat näher und von Neugier und Theilnahme getrieben, blickte ſie durch das Fenſter in die Unterſtube.

„Was ſie erblickte will ich morgen erzählen," ſagte Alma lächelnd und ſchwieg.

Neunhundert fünf und neunzigſte Nacht.

Heute fuhr Alma in ihrer Erzählung fort:

(Sluß des vorigen Mährchens.)

In dem freundlichen, mit hübſchen Bildern, friſchen Blumen und blankem Zinne gezierten Gemache, ſaß eine hübſche, junge Frau, auf ihrem Schooße einen allerliebſten Knaben haltend, der hell auflachte und ſeine Mutter liebkoſete.

Ein hübſcher Mann, der Müller trat ein und ſprach freundlich mit ſeinem Weibe, dann erſchien eine Magd, nahm der Müllerin das Kind ab, welche nun aufſtand, ein ſchönes Kaffeetuch über den Tiſch deckte, den ſie jetzt mit Kuchen und anderm Backwerk belud. „Die Gäſte werden bald kommen," ſprach freundlich der Mann, „Dein Kuchen wird wieder recht belobt werden!"

Die Frau lächelte den Gatten an, da öffnete ſich die Thüre, und eine Menge ſtattlicher und geſchmückter Leute, Verwandte des Ehepaares, traten ein, um der Einladung nachzukommen, zu ſchmauſen und luſtig zu ſeyn!

Noch einige Minuten ſchaute Eliſabeth dem Paare zu, dann ging ſie tiefſinnig fort.

„So glücklich, geehrt und geliebt von meines Gleichen könnte ich jetzt auch ſeyn, wenn ich früher nicht ſo einen thörichten Stolz beſeſſen hätte!" ſeufzte ſie. „Der Graf war ein Böſewicht und mein jetziger Gatte vermag es nicht, mich vor den Mißhandlungen ſeiner Mutter und andern ſtolzen Verwandten zu ſchützen! Und wie ſie das Rauſchen des Mühlgrabens vernahm, wurde ſie ſo betrübt, wie ſie noch nie geweſen war; ſie hielt die Hände vor die Augen und ſprang hinab in das kühle Waſſer.

Da fühlte ſie ſich von einem ſtarken Arme ergriffen, ſie wurde an das Ufer gezogen, und erkannte, als ſie die Augen aufſchlug, in ihrem Retter den Müller.

Entzückt betrachtete er ſie, und Eliſabeth verbarg ihr thränenvolles Antlitz an ſeiner Bruſt!"

„Eliſabeth, Eliſabeth!" rief die Mutter und ſchüttelte dieſe herzhaft am Arme, und als Eliſabeth die Augen öffnete, ſah ſie ſich in dem wohlbekannten Stübchen ihrer Mutter und dieſe an ihrem Bette ſtehen."

„Mein Gott, wie komme ich hierher?" fragte ſie, die Mutter ſchüttelte den Kopf und ſagte lächelnd, „was willſt Du denn? Träumſt Du noch? Habe ich doch mein Lebelang noch Niemand ſo die ganze Nacht hindurch im Schlafe ſprechen hören, als heute Dich. Du haſt tüchtig geplaudert, von einem Könige, dem Grafen Rouſſillon, dem Müller.

„Gott Lob!" fiel Eliſabeth ſeufzend ein; „ſo habe ich geträumt, aber dieſer Traum war furchtbar. Liebe Mutter ich habe nun erkennen gelernt, daß man nur glücklich iſt, wenn man unter ſeines Gleichen bleibt und wenn der Müller kommt — ich will ihn nicht mehr abweiſen.

Die Mutter ſchloß hocherfreut ihre Tochter in die Arme, und in wenig Wochen führte der Müller ſeine vergnügte Braut zum Altare.

Als die Brautleute mit ihren Gäſten bei'm Hochzeitmahle ſaßen, erſchien auf einen Augenblick das alte Mütterchen, welches wenig Wochen vorher bei Eliſabeths Mutter übernachtet hatte. Freundlich blickte ſie auf das glückliche Paar, und der Braut Mutter wußte nun, wem ſie Eliſabeths glückliche Sinnesänderung zu danken hatte

Neunhundert ſechs und neunzigſte Nacht.

Keiner zeigte heute ein Blättchen vor, welches allgemeines Gelächter erregte. Es ſtellte einen übelgebauten, kleinen Mann dar, mit einem breiten kupferigen Geſicht, einer Mopsnaſe, großem, an den Winkeln herabgezogenen Munde und die blöden Augen mit einer mächtigen Brille bewaffnet. Er hielt in den Händen zwei dampfende Groggläſer, und ſchien zu tanzen. Umtanzt wurde er auch von bearm'ten und bebein'ten Wein- und Liqueurflaſchen, und aus dem Haupte ſtieg ihm mittelſt einer gar künſtlichen Vorrichtung ein leichter blauer Dunſt, etwa wie er aus einem Deſtillierkolben ſich zu entwickeln pflegt. „Das drollige Blatt haben Sie nicht ſelber entworfen, wenn ich anders Ihre Hand kenne!“ ſprach endlich Eduard. Errathen!“ verſetzte Reiner, es iſt eine Originalzeichnung des Caricaturiſten Cruikshank, und ſtellt den Capitain Grog vor.

Capitain Grog? wer iſt das, fragten Alle, und Reiner erzählte:

Capitain Grog.

Clown Gilphin, genannt: „der Capitain Grog“ iſt eine neue irländiſche Maske, und gewiſſermaßen der Repräſentant aller verdorbenen Genies, wie wir ſie ſo häufig auch in Deutſchland finden.

Clown Gilphin iſt der Sohn eines Schneiders zu Dublin und hat ſelber einige Jahre als Schneiderlehrling agirt. Er will aber dieſes nicht wiſſen laſſen, ſondern wenn das Geſpräch auf ſeine Aeltern kommt, ſo giebt er zu verſtehen: daß der alte Schneider nicht ſein wirklicher, ſondern nur ſein Pflegevater geweſen, und er eigentlich das geheime Pfand der Liebe eines hohen, hohen Herrn (King Georg IV.) und einer ſchönen iriſchen Lady ſey. —

Auf dieſe hohe, halb ketzeriſche Abſtammung ſich berufend, ſuchte er ſeiner Behauptung dadurch noch mehr

Glaubwürdigkeit zu verſchaffen, daß er es bei jeder Gelegenheit rühmt: er ſey ein ſchlechter Katholik — da er indeß um ſeine ſelige Mutter nicht noch im Grabe zu kränken, ſich eben ſo wenig zur Religion ſeines hohen Herrn Vaters bekennen mag, ſo hat er das beſte Auskunftsmittel erwählt, und iſt ein Jude geworden. Es verſteht ſich von ſelber, daß Clown Gilphin der Lehre ſeines Vaters, des Schneiders, ſchon früher entlaufen iſt! — Wie er behauptet, ſo hat er in Oxfort ſtudirt und ſich dort die Doctorwürde erworben. Sein Diplom hat freilich kein ſterbliches Auge je erblickt, da er es durch einen unglücklichen Zufall verloren hat, und auch in ſeiner Vaterſtadt wird von der dortigen Akademie ſein Doctortitel nicht reſpectirt, aber daß er ſich trotz dem Doctor nennt, und ſchreibt und drucken läßt, iſt gewiß, und ſo finden wir ihn denn in Dublin als Herausgeber einer Zeitſchrift für „Kopf, Gurgel und Magen“ und als Allerwelts Spaßmacher und Hanswurſt. —

Aus ſeinem Portrait erſehen Sie, daß er eben nicht dem Apollo von Belvedere gleicht. — Er iſt, was man einen ſchlechtgepackenen Kerl nennt. Trotz dem kokettirt er aber gewaltig mit ſeiner holden Figur, und dreht und wendet ſich unaufhörlich, um ſie in das beſte Licht zu ſetzen. Er iſt ungeheuer gemüthlich, ſpielt beſonders gern bei den Damen den Angenehmen, und obwohl ihn alle auslachen und er ſchon ein alter Junggeſelle über vierzig iſt, ſo giebt er doch, wo er nur

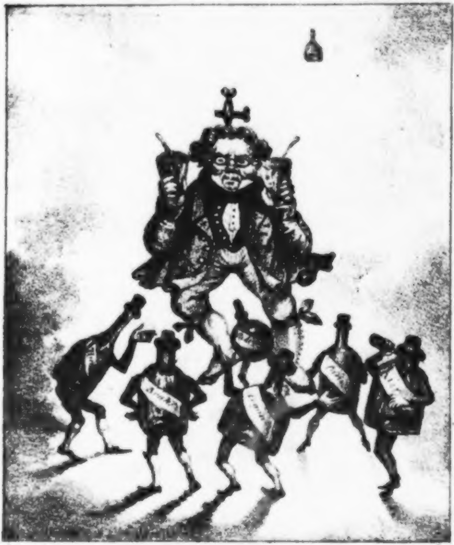
Gelegenheit findet, zu verſtehen, daß die ſchönſten, liebenswürdigſten Damen total in ihn vernarrt wären.

Als Dichter und Genie iſt er natürlich nie ganz nüchtern! Sein Lieblingsgetränk iſt der Grog, und weil er im Stande iſt, eine ungeheure Menge dieſes Getränks Tag für Tag zu ſich zu nehmen, ſo erhielt er davon den Beinamen: Capitain Grog.

Ende der erſten Abtheilung des funfzehnten Bändchens.

[illegible]

W. Black & Co. Lith.



[illegible] del.

Clown Gilphin.

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht

oder

die schönsten Mährchen und Sagen

aller

europäiſchen Völker.

Zum ersten Male gesammelt
und neu bearbeitet
von

J. P. LYSER.

Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des
Herausgebers.

---

11 Bändchen 2. Abtheilung.

Meissen
bei F. W. Goedsche.

[illegible] Wiesenach
Bibliothek
[illegible]

1952.1440

Als Redacteur ſeines Journals offenbart er eine Ignoranz und Unverſchämtheit, welche der des Ritters Sir John Fallſtaf gleich kommt, ja ſie wo möglich noch übertrifft! ſein Blatt iſt der Tummelplatz des literariſchen Pöbels, der Grundſuppe der Literatur. Faſt jede Nummer bringt irgend ein Pasquill oder eine grobe Diffamation — oft aber weiß er dieſes nicht, da er (ſeine eignen Aufſätze ausgenommen) die Beiträge für ſein Blatt ſelten eher lieſet, als bis ſie gedruckt ſind Er iſt daher fortwährend in Injurienproceſſe verwickelt, und auf ſolche Weiſe ganz par hasard ein vollendeter Rabuliſt geworden. Was ſeine eignen Aufſätze betrifft, ſo ſind dieſe theils gemüthlich, theils humoriſtiſch, das heißt: wenn er gemüthlich ſchreiben will, ſo trinkt er Bier, wonach ihm übel wird und ſeinen Leſern weh! — Will er aber humoriſtiſch ſchreiben, ſo trinkt er ſein Lieblingsgetränk, Grog. Er hält ſich daher ſelber für einen größern Humoriſten als rein Gemüthlichen. Die Pointe ſeines Humors beſteht gewöhnlich darin, daß er ein Geſpräch mit einem großen Ochſen geführt haben will. Iſt er aber gemüthlich, ſo beklagt er den Tod eines im Mai erfrorenen Maikäfers, oder ſchimpft auf die ſchlechten deutſchen Weine: Meißner und Naumburger. Alſo: großer Ochſe, erfrorner Maikäfer, und ſchlechte Weine, in dieſem Zirkel dreht ſich Jahr aus Jahr ein Clown Gilphins Gemüthlichkeit und Humor, wie junge Kätzchen um den Schwanz.

Uebrigens lebt Clown Gilphin mit den meiſten andern Journalredactoren Dublins in Frieden und Freundſchaft, theils weil er zu unbehülflich iſt, um ſich mit Glück in eine Federfehde einzulaſſen (und folglich auch zu feige!) dann aber, weil er ein gar zu drolliger, närriſcher Burſche iſt, mit dem ſich alles anſtellen läßt, wenn er ſeine gehörige Ladung hat.

Da Clown Gilphin bei der ungeheuern Menge Geiſt, welchen er Tag für Tag einnimmt, ſchon mehreremale in Gefahr gerieth zu zerſpringen, wie ein Dampfkeſſel, ſo hat er ſich, um vor ſolchem Schickſal ſicher zu ſeyn, einen ſilbernen Hahnen oben in den Schädel einſetzen laſſen. Merkt er nun, oder ſeine Freunde (wenn er's ſelber nicht mehr merken kann!) daß er allzuſehr mit Geiſt angefüllt iſt, ſo wird hurtig der Hahnen aufgedreht und aller überflüſſige Geiſt verdampfet durch den künſtlichen Hahnen.

Deſſen freuen ſich denn wie billig alle Groggläſer, Liqueur- und Porterflaſchen, und man will geſehen haben, wie, als einſt ſpät im Mondſcheine der Capitain Grog von einem frohen Gelage heimgekehrt, und zwar ſingend:

„Ju ſchimpt up mi, ich blief to lange ut.“ ꝛc. ꝛc.

daß ihm, ſag' ich, da eine Menge geliebter und geleerter Flaſchen umtanzt hätten, wozu der Mond gar freundlich gelächelt.

So erzählt Boz von der neuen iriſchen Maske, Capitain Grog, ſchloß Reiner: „Es iſt unverkennbar, daß zu dieſem Bilde irgend ein verächtliches Original aus der neuern Geſellſchaft geſeſſen haben muß. Allein dem ſey wie es wolle. Capitain Grog iſt jetzt wirklich eine Mährchenfigur und der ergötzlichen Sagen von ihm eine Menge unter ſeinen Landsleuten verbreitet, da wir einander nun nicht blos alte Mährchen erzählen, ſo hoffe ich Verzeihung dafür zu erhalten, daß ich ſie auch mit dem Capitain Grog bekannt machte."

„Verzeihung werde Ihnen dafür," ſprach die Freifrau, „übrigens iſt der Held Ihrer Sage mehr widerlich als ergötzlich — wenn auch wahr."

Dies geſtand Keiner gerne zu.

Neunhundert ſieben und neunzigſte Nacht.

Die Dämmerung war hereingebrochen, ſtill und düſter ſaß der Freiherr in ſeinem Zimmer; er war ſo in Gedanken verſunken, daß er nicht einmal bemerkte, daß noch kein Licht gebracht worden war.

„Ich könnte jetzt glücklich ſeyn," ſprach er zu ſich ſelbſt, „ja ich könnte es ſeyn, meine Gemahlin iſt ein Engel, Alma glücklich, Charitas eine Selige, über jeden Schmerz erhaben, bald wieder mit mir vereint, wäre der düſtre Schatten nicht, welcher mein ganzes Leben verdunkelt hat," und zum Himmel blickend, ſprach er bewegt: „Charitas, ſchöne Heilige, bitte Du für mich bei dem Verklärten." Da öffnete ſich leiſe die Thüre, und ungemeldet trat ſein Gaſt ein, doch ohne den Schirm, welcher ſonſt ſeine Augen bedeckte.

Der Freiherr ſah ihn ſtaunend an, der Fremde wollte ſprechen, aber ſeine Stimme zitterte vor Rührung, und mit dem Ausrufe: „mein theurer Freund!" ſtürzte er in Runſitten's Arme

Als der Freiherr ſich überzeugt hatte, daß ihm kein Traumgebild täuſche, ſetzten ſich beide Hand in Hand neben einander, und der Wiedergekehrte erzählte: „derſelbe unglückliche Wahn, der Dich glauben ließ, Du habeſt mich getödtet, peinigte mich ſpäter in Bezug auf Dich. Ich vernahm nämlich bald nach meiner Geneſung, Du ſeyſt zu Schiffe nach Amerika gegangen, das Schiff ſey geſcheitert und Du habeſt Dein Grab in den Wellen gefunden."

„Nun bereuete ich es, daß ich nicht früher offen mit Dir über Charitas geſprochen, daß ich in das Duell gewilligt hatte. Ich ging nach Amerika, noch von der Hoffnung belebt, daß Du vielleicht gerettet worden wäreſt, ich durchſtreifte das Land nach allen Richtungen hin, vergebens, ich fand Dich nicht."

„Nun kam ich auf den Gedanken, daß Du vielleicht habeſt nach Südamerika reiſen wollen, ich verließ Nordamerika und reiſete nach Südamerika, doch eben ſo vergeblich ſuchend. Darüber vergingen Jahre, ich zählte Dich zu den Todten und ward in dem fremden Lande heimiſch.

Endlich, nach dem Tode meiner Gattin, einer Nordamerikanerin, ſehnte ich mich nach Europa und zog nach Schweden. Nach Deutſchland wollte ich nicht, ich vermied es, nach meiner Heimath, nach Schloß Runſitten zu fragen, ich ahnete nicht, daß Du auf dem Schloſſe lebteſt. Da lernte ich Reiner kennen, der junge Mann fühlte ſich zu mir hingezogen, ich mich zu ihm, er erzählte vom Schloſſe Runſitten, von Dir — nun war es natürlich, daß ich ihm folgte.“

„Aber“ — ſagte mild lächelnd der Freiherr, „Du wunderlicher Freund, warum nannteſt Du Dich denn nicht ſogleich?“

„Ach!“ verſetzte Jener, „ich fürchtete, Dich zu ſehr zu erſchrecken, ich wollte wiſſen, ob Du mich noch liebteſt, erſt den Deinen durch mich ſelbſt werth werden, ehe ich mich ihnen als Dein Jugendfreund darſtellte, dem ſie vielleicht abgeneigt ſind, weil er die Veranlaſſung Deiner jahrelangen Schwermuth war!“

Indem ſchlug die Glocke acht, der Kaſtellan trat mit Licht ein, und Wolf erkennend jubelte er. „o welch ein Glück, der gnädige Herr Graf leben noch.“

Im Zimmer der Freifrau waren alle Schloßbewohner verſammelt, als der Freiherr, dem eine Laſt vom Herzen genommen war, mit ſeinem Freunde eintrat. Nachdem der erſte Freudenrauſch vorüber war, ſagte Alma lächelnd: „dieſes glückliche Wiederſehen danken wir einzig Reiner!“

„Und daß wir Reiner kennen, daß mein Gemahl wieder geneigt wurde, mit Menſchen umzugehen, danken wir den beiden Reiſenden, die bei uns einſprachen, Eduard und Franz,“ fügte die Freifrau hinzu.

„Uns nicht, nur den Mährchen, durch welche wir den Vater uns geneigt machten,“ bemerkte Eduard, und Franz ſagte, Claudinen's Hand faſſend: „da Sie ſo gütig und glücklich heute ſind, möchte ich eine Bitte wagen.“

Claudine lächelte ſanft, und der Oheim, ſeinen Wunſch kennend zog Beide in ſeine Arme und ſegnete ſie.

Reiner ſtand trübſelig von fern, der Arzt flüſterte ihm einige Worte zu, doch er ſchwieg, da ſagte die Freifrau, welche ſein und Marien's Geheimniß kannte, bittend zu ihrem Gemahl, doch nur die letzten Worte hörbar: „er iſt kein Edelmann, aber doch ein edler Mann und liebt Marie.“

„Und meinen Jugendfreund zurückgebracht, meinen Lebensabend ausgehellt!“ rief laut der Freiherr, und führte Marien dem Maler zu.

Als die Abendmahlzeit beendet war, und die Glücklichen Paar und Paar neben einander ſaßen, der würdige Caplan neben dem Grafen, da ſagte Eduard: „eine hübſche Sammlung Sagen und Mährchen könnten wir herausgeben. Manches, was faſt vergeſſen iſt, und manches noch Unbekannte haben wir erzählt.“

„Wenn ſonſt ein guter dramatiſcher Dichter dieſe Sammlung läſe,“ meinte der Caplan, „würde er manchen guten Stoff finden.“

„Ich habe ſelbſt eins der Mährchen dramatiſirt!“ ſagte Franz, „und will es morgen vorleſen.“

Elfe und Erdgeiſt.

Ein Zauberſpiel.

Perſonen.

Oberon, König der Elfen.
Roſa, ſeine Tochter.
Der Erdkönig.
Brilliant, ſein Sohn.
Ludolph, ein Dichter.
Cäcilie, ſeine Gattin, Tonkünſtlerin.
Zehnkreutzer, ein Tandler.
Nanni, ſein Weib.
Franz } ihre Kinder.
Poppi }
Walther.
Gläubiger.
Haushofmeiſter.
Koch.
Kammermädchen.
Kellermeiſter.
Stubenmädchen.
Plutzerkern, ein Tandler.
Frau von Rollfuß.
Herr v. Volta,
Herr v. Walz.
Gäſte, Volk, Elfen, Erdgnomen.

Neunhundert acht und neunzigſte Nacht.

Erſter Act.

Schöner Zaubergarten, viele Blumen- und Roſenſträuche, Fontainen. Im Hintergrunde das Schloß des Elfenkönigs, von Thauperlen erbaut; die Säulen daran ſind ſilberne Lilien, das Thor iſt aus Roſen zuſammengeſetzt. Mondſchein.

Erſte Scene.

Der Elfenkönig ſitzt auf einer Raſenbank, Roſa ſteht neben ihm; einige Elfen umgeben ihn, andere ſtellen ſich zum Tanze.

Chor der Elfen.

Der Mond erglänzt in milder Pracht,
Die Blüthen duften in der Nacht!
Und alle Elfen nahen ſich,
Und grüßen Dich, o Herrſcher, Dich.

Du riefſt, und ſchnell ſind wir vereint,
Eh' noch der letzte Stern erſcheint.
Gebiete uns, wir ſind bereit,
Im Nu verſammelt und zerſtreut.

(Anmuthige Gruppe.)

Der Elfenkönig

(ſich erhebend und den Lilien-Scepter neigend, ſpricht)

Ergötzt Euch jetzt im Mondenſtrahl,
Schwebt auf und ab im Blüthenſaal

Doch wenn der Erdengeiſt erſcheint,
Dann ſeyd im Nu um mich vereint.

Chor der Elfen.

Leiſe leiſe! leiſe leiſe —
Singt die große Elfenweiſe,
Wenn die andern Stimmen ſchweigen,
Wenn kein böſer Lauſcher wacht,
Schlingen wir den Elfenreigen
Bis die Weiſe iſt vollbracht
Mondbeglänzter Zaubernacht.
Schwebet her, ſchwebet hin!

(Die Elfen ſchweben ab.)

Zweite Scene.

Elfenkönig, Roſa, dann Brilliant.

Elfenkönig.

Nun Kind, in dieſer Nacht ſoll ſich's entſcheiden,
Ob den Geliebten Du als Dein begrüßeſt,
Ob er Dich je die Seine nennen darf.

Roſa (lächelnd).

O ich hab' keine Sorg', Vater! Gott Amor erbarmt ſich der Liebenden, und ich weiß es ja, daß Du ſelber meinen Brilliant gern haſt.

Elfenkönig.

Ihn wohl, doch ſeinen Vater —

Roſa.

Ja freilich, der Alte iſt ein grober Mann, der ſich viel auf ſeine Reichthümer einbildet. Er iſt aber dabei nit der Klügſte, und da woll'n wir ihn ſchon fangen, daß er ſich giebt und thut, was wir wollen. Hab' ich doch von meiner guten Mutter allen Mutterwitz einer ſchönen Wienerin geerbt —

Elfenkönig.

Das iſt's, weil Deine Mutter eine Sterbliche,
So zieht Dein Herz Dich zu dem Jüngling hin.
Der Erdgeiſt —

Roſa.

Freilich!
Aber er iſt ja nit wie ſein Vater — ah! da kommt er eben.

Brilliant (auf Roſa zueilend).

O meine Roſa! ſeh' ich Dich endlich wieder! (will ſie umarmen).

Roſa (ſtößt ihn zurück).

Gemach, gemach junger Herr, was fällt Dir ein? Siehſt denn nit, daß mein Papa dabei ſteht?

Brilliant (verwirrt).

Verzeihe, hoher König! — ich —

Elfenkönig.

Schon gut! — was bringſt Du? —

Brilliant.

Mein Vater ſendet mich, Dir zu verkünden:
Daß er die Grenze Deines Reichs betrat,
Und Deines Winkes harrt, hier zu erſcheinen.

Elfenkönig.

Er möge kommen. (Brilliant verſinkt, der Elfenkönig ſchwingt das Scepter. Die Elfen erſcheinen wieder.)

Chor der Elfen.

Herbei, herbei!
Der König winkt,
Den Elfen-Reigen ſchlingt!
Herbei, herbei!
Lalalalala!

Vierte Scene.

Die Vorigen, der Erdkönig, Brilliant,
Chor der Gnomen

Chor der Gnomen.

(mit den vollen Geldbörſen klingend.)

Das Geld, das Geld!
Das Geld regiert die Welt!
Sind wir den Erdenmenſchen hold,
Lacht ihm das ſchöne rothe Gold.
Kling kling kling kling!
Hohohohohohoho!

Erdkönig

(vortretend, mit bäueriſchem Uebermuth.)

Nun, Herr Elfenkönig, wie iſt's, habt's Euch beſonnen, und wollt Ihr's halt einmal zugeben, daß ich mehr Gewalt hab' und mehr bin, als Ihr?

Elfenkönig.

Das nicht, und wär't Ihr tauſendmal ſo reich als Ihr ſchon ſeyd.

Erdkönig.

Nu ſchauts mir die Unvernunft! Geld regiert die Welt! und mein iſt alles Gold und Silber der Erde. Nu, da muß ich doch wohl der Herr der Erde ſeyn? Und huldigen denn nicht alle Menſchen mir, he? Um Geld ſchreiens Tag und Nacht, um Geld arbeiten's, kriechen's, ſtehlen's, morden's! Geld iſt die Loſung! mein iſt die Menſchheit! He! was habt Ihr denn? —

Elfenkönig.

O prahle nicht, daß Dir die Mehrzahl huldigt!
Die Beſten doch bekennen ſich zu mir.

Erdkönig.

Hohoho! die Beſten? — wer ſind denn dieſe beſten Menſchen? Dichter, Künſtler, liederliches Geſindel! und endlich, wenn's lange genug gehungert haben, kommen's doch noch zu mir. Geht's mir mit Euern Unterthanen! gehts!

Brilliant.

O theurer Vater! nicht ereifre Dich!
Gedenke des Verſprechens, daß Du mir —

Erdkönig.

Schon gut! —

Du biſt auch ſo ein überſpanntes Genie! aber mein Wort will i halten. — Na, ſeyd's nit empfindlich, Herr Elfenkönig! ich bin ſchon einmal der

Mächtigere und Reichere und werd's auch wohl bleiben! Aber weil mein Brillianterl ſo ſchön bittet, und Eure Tochter ein ſo hübſches Madel iſt, ſo will ich vergeſſen, daß ſie kein Geld hat, und will ſie unter einer Bedingung zur Tochter annehmen.

Brilliant.

O tauſend Dank, mein Vater!

Erdkönig.

Na, dank mir nit zu früh, Deine Geliebte ſieht ſehr luſtig aus und ich fürcht', Du werdſt in ihrer Kuchel von Kräften kommen, i weiß nit ob ſie ein Roſtbratl und Kugelopf bereiten kann. (Zum Elfenkönig.) Alſo — wollt Ihr?

Elfenkönig.

Sprich die Bedingung aus.

Erdkönig.

Ihr rühmt Euch immer Eurer Macht über Menſchen, einer Macht, welche nur i beſitz', weil i Geld hab. Gut, wir wollen unſern Kindern alle zwei Beid auf die Erd' ſchicken, da mögens ſich unter den Menſchen umſchauen, und wenn ſie nur ein einziges Menſchenpaar finden, das ohne Geld leben kann und will, ſo ſoll Eure Tochter auch meine Tochter ſeyn. Mein Brillianterl mag tauſend Paare prüfen und ſie alle Tauſend mit Ueberfluß umgeben — denkt's an mich, jedes davon wird dennoch Geld haben wollen, nicht Eins wird die Prüfung beſtehr.

Elfenkönig.

Ich bin gewiß, bald findet meine Tochter
Ein Paar, das mir nur huldigt und
Sich glücklich, auch ohne Deine Schätze, fühlt.

Erdkönig.

Hehehe! daran zweifl' ich.

Brilliant.

Und wie viel Zeit zur Prüfung vergönnt Ihr uns?

Erdkönig.

Na, i will's gnädig machen, Du feuriger Amant! Findet Ihr nur ein Paar, das ſich einen einzigen Monat ohne alles Geld behelfen will, ſollt's einander haben. Seyd's damit zufrieden Herr Elfenkönig?

Elfenkönig.

Es ſey.

Brilliant.

Hoffe meine Roſa.

Roſa.

Sey glücklich mein Brilliant und mach keine dummen Streich!

Chor der Elfen und Gnomen.

Wohlan! es ſey, die Prüfung mag beginnen!
Des Königs Tochter
Der Sohn des Königs } eilet ſchnell von hinnen.
Sie
Er } möge glücklich ſeyn.

Die Elfen.

Sie mögen ſiegen,

Auf Blumen wiegen
Wir uns indeß im Mondenſchein.

Die Gnomen.

Das Geld, das Geld
Regiert die ganze Welt!
Geſtehen bald die Elfen ein.

(**Brilliant** und **Roſa** verſinken. **Die Uebrigen** ziehen ſich in den Hintergrund zurück, ein Wolkenvorhang ſenkt ſich während des Geſanges herab, ſo daß die letzten Zeilen hinter demſelben geſungen, immer mehr und mehr verhallen. Kleine Pauſe, dann raſche

Verwandlung.

(Einfaches Zimmer.)

Vierte Scene.

Ludolph. Cácilie.

(Ludolph ſitzt an einem Tiſche und ſchreibt, Cácilie im einfachen Kleide ſpielt auf der Harfe.)

Cácilie.

(Nachdem ſie ein kurzes Stück geſpielt hat, ſteht auf und geht zu Ludolph.) Ich ſtöre Dich doch nicht durch mein Spiel, lieber Ludolph.

Ludolph.

Nicht im geringſten! Ohnedem bin ich eben mit meiner Dichtung zu Ende.

Cácilie.

Ei Du biſt fleißig geweſen. Doch jetzt lieber, Freund, muß ich Dir ſegen, daß uns heute ſchmale Koſt erwartet.

Ludolph.

Das ſoll mich in meiner Heiterkeit nicht ſtören.

Cäcilie.

Unſer Geld iſt zu Ende.

Ludolph (lachend.)

So? nun, da drückt es uns nicht mehr.

Cäcilie.

Ich bin aber faſt in Verlegenheit. —

Ludolph.

Sey ruhig mein Kind! dieſe Dichtung wird mir ſchon wieder etwas einbringen.

Cäcilie.

Nicht wahr? dann ziehen wir aus.

Ludolph.

Freilich, in einen Garten!

Cäcilie.

Ach ja! in einen Garten! Es iſt ſo dumpf hier.

Ludolph.

Nun wenn es mir gar nicht gefällt, bilde ich mir ein, ich ſey ein gefangener Prinz und würde bald erlöſet werden, ſammt meiner Prinzeſſin.

Cäcilie (beſchäftigt den Tiſch zu decken.)

Du bildeſt Dir immer etwas ein, Ludolph.

Ludolph.

Nun, und Du etwa nicht? Ich dächte Du hätteſt ei Deiner Harfe ſchon manchen Kummer verſungen.

Cäcilie (Milch und Brot auftragend.)

Unſer reicher Nachbar wird heute anders ſpeiſen.

Ludolph.

Iſt er darum glücklicher? Möchteſt Du für Gold die Gabe des Geſanges hingeben? —

Cäcilie.

Für kein Königreich.

Ludolph.

Wir wohnen freilich nicht ſchön, aber ich darf ja nur denken, ich ſäße in einem ſchönen Saale, ſo bin ich darin. Es iſt alles nur Einbildung! und iſt der reiche Praſſer wohl ſo glücklich, als ich es bin, beim Anblick der Blüten, der Sterne? Nur was wir ſind, nicht was wir haben, iſt unſer Reichthum!

(Ein Körbchen mit blühenden Roſen ſteigt dicht vor Cäcilien aus dem Boden.)

Ludolph (es gewahrend.)

Was iſt das? —

Cäcilie.

Wie ſind dieſe Roſen hierher gekommen? (betrachtet ſie) O wie ſchön!

(Das Körbchen giebt ſich auseinander, und die Elfe, Roſa, ſteigt heraus.)

Ludolph und Cäcilie.

Himmel! eine Fee!

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Roſa.

Roſa.

Erſchreckt nicht, meine Freunde, und tretet näher, ich kenne Euch ſchon lange und will Euch wohl. Ich bin Roſa, die Tochter des Elfenkönigs, und hoffe, daß Ihr mir vom Herzen ergeben ſeyd.

Cäcilie.

O, das ſind wir.

Ludolph.

Schöne Elfe gebiete über uns!

Roſa.

Nun ſo hört! ich kenne Eure Lage und will ſie ſchnell in eine vollkommen glückliche umwandeln. Ihr ſollt alles haben, was Ihr braucht, unſichtbare Hände ſollen Euch bedienen, Ihr ſollt von nun an nur Eurer Kunſt leben dürfen.

Ludolph und Cäcilie.

O, wie glücklich werden wir ſeyn!

Roſa.

Doch eine Bedingung! Ihr dürft niemals Geld haben, niemals Geld verlangen.

Ludolph.

Geld? Es haftet ſo nicht bei uns.

Cäcilie.

Wenn wir haben, was wir brauchen, wozu bedürfen wir dann noch Geld?

Roſa.

Wenn Ihr jemals Euch Geld verſchafftet, würde mein ganzes Glück zerſtört.

Ludolph.

Dein Glück? ſchöne Elfe!

Roſa.

Ja, mein Glück.

Ludolph.

O, wie könnten wir dies zerſtören wollen? Verlaſſe Dich auf uns, wir wollen immerdar Deinen Wunſch erfüllen.

Roſa.

Dann werdet Ihr mein Glück befördern.

Cäcilie.

O wie gern.

Roſa.

(Winkt mit der Hand, die Scene verwandelt ſich in einen ſchönen Garten, im Hintergrunde ein freundliches Landhaus.)

Dieſes Haus, dieſer Garten ſind Euer Eigenthum. In dem Hauſe werdet Ihr Bücher, Muſikalien, Kleider und alles was Ihr ſonſt bedürfet, finden.

Ludolph.

O Dank, tauſend Dank!

Cäcilie.

Nun haben wir keinen andern Wunſch mehr, als Dir unſere Dankbarkeit zu bringen.

Roſa (lächelnd.)

Schon gut! lebt wohl und ſeyd glücklich.

(Ein Wolkenwagen mit Schwänen beſpannt ſenkt ſich herab, Roſa ſteigt hinein, eine ſanfte Muſik ertönt, der Wagen ſteigt langſam in die Höhe. Ein roſiger Schein verbreitet ſich über die Bühne, Ludolph und Cäcilie blicken der Davonſchwebenden dankbar nach,

raſche Verwandlung.

(Aermliches leeres Zimmer.)

Sechſte Scene.

(**Nanni** ſitzt im abgetragenen Kleide am Fenſter, **Zehnkreuzer** tritt ein.)

Duett.

Nanni.
Was macht denn der Prater, ſag': blüht er recht ſchön?
Zehnkreuzer.
Wie kann ohne Geld in den Prater man gehn?
Nanni.
Was ſpiel'ns in der Burg? — in der Leopolds-Stadt?
Zehnkreuzer.
Das iſt für 'nen Jeden, der Gulden noch hat.
Nanni.
Wie ſchau't's denn, o Anton beim Sperl jetzt wohl aus?
Zehnkreuzer.
Wer Geld in der Taſch' hat, hört heut' dort den Strauß.
Nanni.
Ach geh' doch und rede nit immer von Geld!
Beide.
Die Münz' machet einzig das Unglück der Welt.

Nanni.

Nun aber ſag' an Anton, was ſoll's halt werden? I hab' halt ke Kreuzer mehr, nit einmal mehr was zu vertandeln.

Zehnkreuzer.

Ja, i weiß halt nit. O ſäß i no auf'n Tandelmarkt! — I bin bei allen Verwandten und guten Freunden geweſen, aber's war halt ka Menſch zu Haus.

Nanni.

Schau, das ſchlechte Volk! Als wir noch Rockelſupp' und Backhändel auf dem Tiſch g'habt haben ſeyns halt immer gekommen.

Zehnkreuzer.

Ja ſchau, das iſt der Welt Lauf! der Arme hat ka Verwandte, ka Freunde. Na, tröſte Dich! einmal muß unſere Noth doch a End' nehmen.

Nanni.

Ach wenn i nur heut noch einen von den ſchönen blanken Kronthalern hätt', die ſonſt in meiner Taſche klimperten.

Zehnkreuzer.

Haſt Recht, Nanni! wenn i nur wüßt;, wo die ſchönen Kronthaler alle hinkommen wären.

Duett.

Nanni.

Kaum war der Morgen aufgegangen,
So eilteſt Du in's Kaffeehaus!
Und Abends hatteſt Du Verlangen,
Nach Hitzing hin zu unſerm Strauß.
  Du lebteſt froh nach Deiner Weiſe,
    Trankſt Deinen Wein!
  Und wählteſt Deine Lieblingsſpeiſe,
    Und ſchenkteſt ein.

Im Lotto ſuchteſt wieder Du Gewinn!
So ging es hin.

Zehnkreuzer.

Kaum war das Modeblatt gekommen,
So ſprachſt Du: „Sieh den Hut, den Shwal!
„Ein ſolches Kleid muß ich bekommen,
„Die Schönſte bin ich dann im Saal.
„Hör' Kind, Griſeldis wird gegeben,
„Die muß ich ſehn!
„Im Kärnthnerthor die Norma eben,
„Hin möcht' ich gehn."
Du kauft's zu öfters bei der ſchönen Wienerin,
So ging's Geld hin —

Beide.

Sie } In Lotto ſuchteſt wieder Du Gewinn!
Er } Du gingſt zu oft zur ſchönen Wienerin!
So ging es hin.

Zehnkreuzer.

Na, laſſen wir's gut ſeyn, es nutzt uns doch nix! wir müſſen auf was Neues denken.

Siebente Scene.

Franzl und **Pepi** (ſpringen herein in ſchlechten Kleidern,) die Vorigen.

Pepi.

Gieb die Frau Mutter mir zu eſſen, mi hungert.

Franzl.

Miau!

Zehnkreuzer.

Ihr armen Kinder! i hab' nix. Doch halt! (zieht eine Schnupftabaksdoſe heraus.) Hier ſchnupfe Jedes einmal, der Tabak ſtärkt das Gedächtniß.

Pepi (nachdem ſie geſchnupft.)

Aber Vater, das Nieſen erſchüttert den Magen, da wird man halt nur noch hungriger.

Nanni

(zieht die Schublade aus dem Tiſche.) Stille, Kinder! da habt Ihr jedes an altbacknes Kipfel zur Jauſe.

Franzl.

Aber wir haben ja noch nix auf'm Mittag geſſen.

Zehnkreuzer.

Schadt nix! geht nur und ſpielt! 's iſt heute Faſttag. (Die Kinder ab.)

Achte Scene.

Zehnkreuzer, Nanni, Gläubiger.

Chor der Gläubiger

(ſtürmiſch eintretend.)

Geld! Geld! Geld!
Wir wollen unſer Geld!

Zehnkreuzer und Nanni.

Wir haben nix! — Wir haben nix!

Chor der Gläubiger
(noch lauter.)

Geld! Geld! Geld!
Wir wollen unſer Geld.
Und habt Ihr nix, marſch aus dem Haus!
Wir pfänden Euch gewiß noch aus!
Geld! Geld! Geld!
Wir wollen unſer Geld!

Nanni, Zehnkreuzer.

So pfändet uns, nehmt was Ihr ſeht!
Gewiß Euch nichts im Wege ſteht.

Chor der Gläubiger.
(im Abgehen.)

Wir kehren bald zurück,
Schafft Geld im Augenblick!
Geld! Geld! Geld!
Wir wollen unſer Geld! (Ab.)

Neunte Scene.

Zehnkreuzer, Nanni, dann Brilliant.

Nanni.

Nun ſag' mir Mann, was ſoll uns nun geſchehn?

Zehnkreuzer.

Verlier' nur den Kopf nit.

Nanni (weinend.)

's iſt wahr, hätten können beſſer ſparen! aber das Unglück hat uns auch verfolgt! wir haben nit geſtohlen.

Zehnkreuzer.

Mit betrogen.

Nanni.

Für jeden Bettler einen Kreuzer gehabt.

Zehnkreuzer.

Für jeden Hungerigen eine Suppen.

Nanni.

Das verteurelte Geld!

(Drei unterirdiſche Donnerſchläge.)

Zehnkreuzer.

Au weh! — was iſt das?

Nanni.

Du, Anton! i fürcht' mi!

(Der Donner wiederholt ſich ſtärker, es wird dunkel, Brilliant ſteigt von rothem Feuer beleuchtet aus der Verſenkung. Zehnkreuzer und Nanni ſtürzen zu Boden.)

Zehnkreuzer.

Au weh! ein Geiſt! da haben wir die Beſcheerung.

Brilliant.

Fürchtet Euch nicht! Euch ſoll kein Leides geſchehen.

Zehnkreuzer.

Is wahr? —

Brilliant.

Ich will Euch Gutes thun.

Zehnkreuzer (Muth faſſend.)

Iſt das die Möglichkeit!

Brilliant.

Ihr ſeyd arm?

Nanni (ebenfalls ein Herz faſſend.)

Ach ja, ſehr arm.

Brilliant.

Ihr habt jetzt an Allem Mangel gelitten.

Zehnkreuzer.

Hunger und Durſt!

Brilliant.

Nun denn, Euer Schickſal ſoll ſich anders geſtalten. Ihr ſollt eine ſchöne Wohnung, Dienerſchaft, Vergnügen, ſchöne Kleider, Speiſen und Wein haben, wenn Ihr wollt.

Zehnkreuzer.

Wenn wir wollen? — Nanni hör' mal! der Geiſt fragt: ob i will.

Brilliant.

Wohl frage ich Euch vorher, denn wiſſet, Ihr bekommt zwar von mir alles, was Ihr bedürfet, aber Ihr müßt mir dagegen verſprechen, niemals in Eurem Leben Geld zu haben.

Zehnkreuzer.

Jetzt kann ich's verſprechen, i hab ka'n Kreuzer.

Brilliant.

Das weiß ich! aber Ihr ſollt auch ſpäter niemals Geld haben.

Zehnkreuzer.

Niemals Geld? Herr von Geiſt, verzeihens! das iſt eben unſer Unglück, daß wir ka Geld haben.

Nanni.

Ja, darum hungern wir eben.

Brilliant.

Aber Ihr ſollt ja alles, was der Menſch braucht und ſich nur immer wünſcht, in Ueberfluß bekommen.

Nanni.

Ja ſo! wenn das iſt! das nehmen wir an.

Zehnkreuzer.

Und ein Taſchengeldchen gebens mir doch wohl?

Brilliant.

Keinen Kreuzer! auch dürft Ihr gar kein Geld in die Hand nehmen.

Zehnkreuzer.

Aber —

Nanni (ſtößt ihn.)

So ſag' doch ja!

Zehnkreuzer.

Na, was hilft's! Speiſen und Wein hab' ich aber doch, und guten Wein?

Brilliant.

Den beſten!

Zehnkreuzer.

Topp! ich bin bereit alles, was Ew. Gnaden mir geben, anzunehmen und ich verſpreche, nie mehr Geld zu begehren.

Nanni.

Auch ich!

Zehnte Scene.

Die Vorigen, die Gläubiger und ein Polizeidiener.

Gläubiger.

Nun habt Ihr Rath geſchafft?

Zehnkreuzer.

Ach du lieber Gott! da ſehens Herr von Geiſt, daß man ohne Geld nit ſeyn kann.

Brilliant.

Still, Eure Schulden bezahle ich, neue werdet Ihr Euern Verſprechen gemäß nicht machen. (Zu den Gläubigern.) Sagt, was ſind dieſe Leute Euch ſchuldig?

Erſter Gläubiger.

Fünf Gulden für ein Paar Schuhe.

Brilliant (zieht eine Börſe und giebt Geld.) Hier.

Zweiter.

Sechs Gulden für Kloſter-Neuburger, Ew. Gnaden.

Brilliant (zahlt.)

Nehmt.

Dritter.

Sechs Gulden baar geliehen, Herr Graf.

Brilliant.

Hier. (Wirft das Geld leicht hin.)

Vierter.

Zwei Zwanziger für Kipfel.

Brilliant (ungeduldig.)

Ach was! mit ſolchen Lappereien kann ich mich nicht befaſſen, hier nehmt dieſen Beutel, er enthält hundert Louisd'or, theilt Euch darin. (Wirft ihnen die Börſe zu.)

Alle Gläubiger.

Hoch lebe der gnädige Fürſt! Vivat! vivat!

Zehnkreuzer (mit darnach langend.)

Halt! halt! i muß auch was davon haben, ich hab' einmal bei mir ſelber geborgt! ich muß mich bezahlen. —

Brilliant.

Zurück! für Dich wird anders geſorgt.

Die Gläubiger.

Stehen wieder zu Dienſten, Herr v. Zehnkreuzer, bitten's nit übelzunehmen, wenn wir geſtört haben; wir empfehlen uns Herr Graf. (Ab.)

Brilliant.

Nun ſeyd Ihr von Euren Gläubigern befreit und Euer Glück ſoll beginnen. (Er ſchwingt ſeinen Zauberſtab.)

Raſche Verwandlung.

(Prachtvoller Saal, eine gedeckte Tafel mit Speiſen und Wein, auf der andern Seite der Bühne ein Tiſch, worauf ſchöne Kleider, Hüte, Shwals und Koſtbarkeiten liegen. Bediente Kammermädchen, Stubenmädchen ſtehen im Hintergrunde, Muſik ertönt.)

Brilliant.

Was Euch umgiebt, iſt Euer Eigenthum! Dieſe

Diener ſtehen zu Euerm Befehl. Lebt glücklich und gedenkt an Euer Verſprechen, ſobald Ihr wieder Geld Euer Eigenthum nennt, wird ſchnell alle die Pracht, die Euch jetzt erfreut, verſchwinden.

Nanni und Zehnkreuzer.

Wir ſchwören!

Brilliant (verſinkt.)

Zehnkreuzer (ſich an die Tafel ſetzend.)

Juchhe! nun bin ich ein glücklicher Mann!
Hier duftet im Glaſe der Wein! (Schenkt ſich ein.)

Nanni.

Welch herrlicher Schmuck! die Schönſt' bin i dann!
Das wird ja ganz wundervoll ſeyn.

Franzl und Pepi

(ſtürzen herein mit großen Kuchen in den Händen.)

O welche Luſt! Kuchen und Wein!
Nun wünſch' i nix mehr auf der Welt.

Die Dienerſchaft.

Tutti.

Zu Dienſten Euch ſollen beſtändig wir ſeyn,
Drum ſprecht nur, was Ihr befehlt.

Nanni (läßt ſich anputzen.)

O welch Vergnügen: welch herrliches Kleid!

Zehnkreuzer (eifrig eſſend und trinkend.)

O welch ein Bratel! das iſt a Freud!

Coro.

O welch Vergnügen!
Bei Tanz und beim Schmaus,
Lachen den größten
König $\left.\begin{array}{l}\text{wir}\\\text{ſie}\end{array}\right\}$ aus.

(Bei der Wiederholung ſpringt Zehnkreuzer vom Tiſche auf, ergreift ſeine Frau und walzt mit ihr herum. Die Kinder tanzen ebenfalls, der Vorhang fällt.

Ende des erſten Acts.

Zweiter Act.

Saal im Palaſt des Herrn von Zehnkreuzer.

Erſte Scene.

Bediente, Kuchenmädchen, Kammerjungfern ꝛc. ꝛc.

Chor.

Wie herrlich dient es ſich bei reichen Leuten —
Wie gern thut da Jedes, was es ſoll! —
Drum hurtig, tummelt Euch, macht alles wohl!
Ein glänzend Feſt gilt's wieder zu bereiten.

Zweite Scene.

Die Vorigen, Brilliant (als Haushofmeiſter.)

Ach! der Herr Haushofmeiſter! — Guten Morgen Ew. Gnaden! — küß' die Hand.

(**Haushofmeiſter** (begrüßt alle flüchtig.)

Heute iſt der erſte des Monats, der Tag an welchem Ihr jedesmal Euern Lohn erhaltet.

Bediente.

O das wiſſen wir, das wiſſen wir.

Haushofmeiſter.

(Zieht mehrere Rollen Geld heraus und giebt Jedem eine Rolle.) Hier meine Freunde habt Ihr Euern Lohn, und weil Ihr Eure Pflicht zu meiner Zufriedenheit gethan, ſo werdet Ihr noch einen kleinen Ueberſchuß finden.

Die Dienerſchaft.

Großen Dank! unterthänigen Dank. Vivat der Herr Haushofmeiſter und die gnädige Herrſchaft.

Haushofmeiſter (zum Koch.)

Hier iſt Geld auf einen Monat zur Beſtreitung der Tafel.

Koch.

Sehr wohl Ew. Gnaden.

Haushofmeiſter (zum Kellermeiſter.)

Hier das Geld für die neue Sendung Champagner.

Kellermeiſter.

Küß' die Hand, Ew. Gnaden! der gnädige Herr wird ſich freuen, denn er iſt halt immer durſtig.

Haushofmeiſter (zum Kammermädchen.)

Hier mein Kind haſt Du eine Rolle Doppel-Louisd'ors, davon bezahlſt Du die Garderobe Deiner Dame.

Kammermädchen (mit einem Knix.)

Schön, ſchön!

Haushofmeiſter.

Alles wie im vergangenen Monat, und fehlt es irgend wo an etwas, ſo ruft mich nur.

Alle.

Sehr wohl, ſehr wohl.

Haushofmeiſter.

Thut wieder Eure Pflicht, doch merkt es Euch: Keiner giebt der Herrſchaft oder den Kindern derſelben Geld. Hört Ihr? — die Herrſchaft hat einen Abſcheu vor dem Gelde, und wer ihr Geld giebt, iſt auf der Stelle des Dienſtes entlaſſen.

Alle.

Wir wiſſen's und werden gehorchen.

Haushofmeiſter (für ſich im Abgehen.)

Wenige Tage noch und Roſa iſt mein. (Ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen (ohne Brilliant.)

Koch.

Was das für ein Egoismus iſt von unſerer Herrſchaft, das Geld nit leiden zu können! —

Kammermädchen.

Es iſt erſchrecklich! aber der Herr Haushofmeiſter iſt ein allerliebſter junger Mann!

Kammerdiener.

Und den Dienſt wünſch ich mir gar nicht beſſer! Wenig Arbeit, viel Geld!

Kellermeiſter.

Ein fürſtlicher Weinkeller.

Koch.

Eine mehr als fürſtliche Tafel!

Kammermädchen.

Viele abgelegte, faſt neue Kleider!

Küchenmädel.

Den Sonntag frei.

Kellermeiſter.

Kinder! i bin halt kreuzfidel, kommt mit in den Keller, da wollen wir auf die Geſundheit der Herrſchaft und des hübſchen Haushofmeiſters trinken und unſer Geld zählen.

Kammermädchen.

Wie? am frühen Morgen ſchon trinken?

Kellermeiſter.

Nun warum denn nit?

Quartett mit Chor.

Kellermeiſter, Koch, Kammerdiener, Kutſcher.

Des Morgens muß man trinken!
Da iſt der Wein ſo ſüß!
Des Mittags ſpeiſen wie ein Graf,
Und Jeder kann es, zahlt er brav!
Wer Geld hat, der iſt glücklich!

Tutti.

Nach Tiſch muß man ſich putzen!
Da putzt ſich Jedermann!
Der neue Frack, der Atlashut,
Das kleidet mich ja gar ſo gut!
Und eilends nun zum Prater!

Sie klingeln mit dem Gelde. Zehnkreuzer tritt ein und bleibt unbemerkt lauſchend an der Thüre ſtehen.)

Des Abends in's Theater!
Da weint man oder lacht.
Und iſt's vorbei, in's Kaffeehaus,
Zum Ball bei'm Sperl, da ſpielt der Strauß,
Da geht's in Freud und Jubel.

In Baden, Schönbrunn Hietzing,
Braucht man der Thaler viel!
Denn keine Freude auf der Welt,
Hat man, gebricht es an dem Geld,
Wer Geld hat, der iſt glücklich!
Heiſa! wir beſitzen Geld!
Sind die Könige der Welt!
Zählet, Freunde, heiſa! zählt!
Denn gewiß, kein Gulden fehlt.

Vierte Scene.

Zehnkreuzer (in reicher Kleidung), **die Vorigen.**

Zehnkreuzer (raſch vortretend.)

Was macht Ihr da?

Alle (erſchrocken.)

Der gnädige Herr! (Sie verbergen das Geld.)

Zehnkreuzer.

Welche Verwegenheit in meinem Zimmer Geld zu zählen! — fort den Augenblick bei meiner Ungnad!

Alle (demüthig.)

Verzeihens, gnädiger Herr.

Zehnkreuzer.

Gehts alle mit einander!

(Die Dienerſchaft furchtſam ab.)

Zehnkreuzer (allein, verdrießlich.)

Das verwünſchte Volk, wie's mi ärgert, recht mir zum Poſſen zählens mir das ſchöne Geld vor, das ſie erhalten haben, um mi zu bedienen und i ſelbſt hab ka Kreuzer! Es iſt zu toll!

Fünfte Scene.

Zehnkreuzer, Nanni (ebenfalls ſehr geputzt.)

Zehnkreuzer (ſeine Frau erblickend.)

Ach! guten Morgen, mon fils! wie befinden Sie ſich?

Nanni.

Ganz, extraordinär mon cher! und Sie?

Zehnkreuzer.

Sehr gut, ganz per bonte. Wo werden Sie heute hingehen?

Nanni.

I werd z' Haus bleib'n und Beſuche annehmen.

Zehnkreuzer.

Und i werd' ſpazieren gehn, damit ich mir etwas Appetit erlaufe. I weiß nit, i hab' all meinen ſchönen Hunger verloren.

Nanni.

's geht mi au ſo! ich weiß nit, was der Koch macht! als i noch ſelbſt kochete, ſchmeckte es mir viel beſſer.

Zehnkreuzer.

O, ſprechens nit von jenen Zeiten einer dämmerigen Vergangenheit, davon dürfen wir uns in unſern jetzigen Verhältniſſen nix merken laſſen — memento mori!

Nanni.

Ja wohl! aber i kann ſagen: i denk' manchmal no daran, und i hab' mi vorgenommen nächſtens alle Tandlerinnen von meiner Bekanntſchaft zur Jauſe zu bitten.

Zehnkreuzer.

Ach! i ſeh', unſere Seelen verſtehn ſich no immer! i hab' auch im Sinn, meine beiden alten Nachbarn auf dem Tandelmarkt zu mir zu laden, und von alten Zeiten mit ihnen zu plauſchen.

Nanni.

Da war der Tag hin, i wußt oft nit wie.

Zehnkreuzer.

Ja, er muß jetzt acht und vierzig Stunden haben nach dem neuen Syſtem.

Nanni.

Unſer Leben hat jetzt gar keine Abwechslung mehr immer Eſſen, Trinken, Schlafen, Geſellſchaft. —

Zehnkreuzer.

Und dazu die Leut' mitunter ſo langweilig!

Nanni.

Aber gelehrt, Anton! gelehrt. Wir müſſen halt ſuchen, uns nach ihnen zu bilden.

Zehnkreuzer.

Ja, je suis! — Du haſt recht.

Sechste Scene.

Fränzl, Pepi (kommen geſprungen), **die Vorigen.**

Pepi (voraus.)

Guten Morgen, Herr Papa, guten Morgen, Frau Mutter! — Herr Papa! i bitt um ein Geld!

Zehnkreuzer.

Sey ſtill! i hab kein Geld.

Pepi (lacht.)

Haha! das wär' ja ein Schand! wir leben ja ſo prächtig. Gieb der Herr Papa mir nur immer eine Münze. —

Zehnkreuzer.

Gottloſer Junge! halt's Maul! i hab' aber kein Geld.

Franzl (kommt.)

Gieb mir die Frau Mutter ein Obſt.

Nanni.

Hier Bub, haſt eine Apfelſine.

Franzl.

I hätt' halt lieber einen Apfel.

Nanni.

I hab' keinen Apfel! Apfelſinen ſind ja beſſer.

Franzl (weinerlich.)

I bitt' aber um einen Apfel.

Pepi.

Sey der Herr Papa doch kein ſolcher Geizhals, und gieb er uns doch ein Geld! I hab' eben auf der Straß' eine Frau ſitzen ſehn, welche ſo ſchöne Aepfel hatte.

Franzl.

Mit ſo ſchönen rothen Backen.

Pepi.

Alſo gieb der Herr Papa das Geld.

Zehnkreuzer (böſe.)

Nun laßt mi aus, ſog' ich! Ihr kriegt nix. (Für ſich.) Wie die verteuxelten Buben mich ärgern! immer wollens Geld haben, und i hätt doch ſelbſt gern ein paar Gulden.

Nanni.

Gehts nur, ihr Buben! gehts nur, da habt Ihr eine ganze Schaale voll Apfelſinen. Ihr dürft jetzt keine Aepfel mehr eſſen, das iſt zu gemein.

Kinder (weinend.)

Wir wollen aber ein Geld haben und uns ſelber was kaufen.

Zehnkreuzer (wüthend.)

Nun gehts Bagage! oder ich hau' Euch eins ober! (Die Kinder laufen ſchreiend davon.) Iſt das eine Geſchicht! Leb' wie ein Millionair, und kann dem Buben keinen Kreuzer zum Vernaſchen geben.

Nanni.

Du armer Schelm!

Zehnkreuzer (verdrießlich.)

Nu ja! ging i denn nit ſelber gern einmal wieder zum Sperl? aber's thuts halt nimmermehr! denn ohne Geld kann man nit zum Sperl gehn. — (Seufzt.) Ich will a wenig auf den Tandelmarkt, um mich wenigſtens im Gedanken in die alte Zeit zu verſetzen — es iſt freilich nur ein Schwärmereivergnügen. Auf Wiederſehen. (Ab.)

Nanni

(allein, nach der goldnen Buſenuhr ſehend.)

Ach, erſt elf Uhr! alſo noch drei Stunden bis zu Mittag. Womit vertreib i mir die Zeit? An Leſen find i ka Geſchmack. Spazierenfahren iſt mir nix Neues mehr! Sogar meine Dienſtleut' ſind langweilig, ſie machen alles recht, da hat man ka Grund zum Zanken, und wenn eine Frau nit einmal die Dienſtboten auszuzanken hat, was ſoll ſie da mit ihrer Zeit anfangen? —

Siebente Scene.

Nanni, Bedienter, dann Frau v. Rollfuß.

Bedienter (meldend.)

Frau von Rollfuß.

Nanni.

Iſt willkommen.

Bedienter (öffnet die Thür und geht ab.)

Frau v. Rollfuß (Nanni umarmend.)

Guten Morgen, meine Liebe! comment vous portez vous?

Nanni.

O bis um elf Uhr! die Geſellſchaft war ſehr luſtig.

Frau v. Rollfuß.

Ach! Sie ſprechen von der geſtrigen Soiree, ich wurde leider von böſer Migräne abgehalten, zugegen zu ſeyn.

Nanni (ſie zum Sopha führend.)

Nehmens Platz Wie befinden Sie ſich heute?

Frau v. Rollfuß.

O ganz vortrefflich, aber ich habe heute lauter Unglück. Ich ſchicke nach einem Billet in's Burgtheater, zur heutigen Vorſtellung, und kann keins bekommen.

Nanni.

Ach wenn Sie weiter kein' Kummer haben, mit Billets kann ich dienen, damit bin i hinreichend verſehen. (Sie ſteht auf und holt aus einem Käſtchen ein Billet.) Hier meine Theuerſte?

Frau v. Rollfuß.

O ich danke Tauſendmal, meine Beſte!

Nanni (für ſich.)

Es iſt doch eine ſchöne Sach, wenn man ſich andern durch Geſchenke verbinden kann. (Laut) O ich bitte! —

Frau v. Rollfuß.

Und wie allerliebſt Sie wieder gekleidet ſind! nach der neuſten Mode! Wie prächtig Ihnen dieſe Blondenhaube ſteht. Wahrhaftig ſo eine Haube könnte mich glücklich machen.

Nanni.

Je nun ſchauens! da hab i viele, wenn auch keine, die ganz ſo iſt, wie dieſe, welche ich trage. (Sie holt eine ſchöne Blondenhaube.) Doch dieſe iſt beinah noch beſſer.

Frau v. Rollfuß.

Zum Entzücken.

Nanni (heiter).

Wenn Sie Ihnen gefallt, ſo mach' ich es mir zum Vergnügen, ſie Ihnen zu ſchenken.

Frau v. Rollfuß.

Ach, ſie beſchämen mich! Sie ſind eine engliſche Frau. Nur um Ihnen einen Beweis meiner Freundſchaft zu geben, nehme ich Ihre ſchöne Gabe an. Wahrhaftig, Sie haben mir Muth gemacht, Sie um eine noch größere Gefälligkeit zu bitten. Ich werde Ihnen unendlich dankbar dafür ſeyn.

Nanni.

Nun ſo ſagen's mir was Sie wünſchen. Ich werde Ihnen mit Vergnügen dienen, wenn i nur kann.

Frau v. Rollfuß.

O von Können kann bei einer ſo reichen Dame, wie Sie ſind, gar nicht die Rede ſeyn.

Nanni (verlegen.)

Ach doch! bisweilen. —

Frau v. Rollfuß (leicht.)

Es iſt mir eine Remeſſe ausgeblieben, wollten Sie mir wohl auf acht Tage mit zwanzig Ducaten aushelfen?

Nanni (für ſich.)

Welche Forderung! (Laut.) Ach Liebſte, Beſte! wie gern wollt' i — aber — es thut mir unendlich leid — mit dem beſten Willen kann i hierin Ihnen nit dienen.

Frau v. Rollfuß (empfindlich.)

Nun, ſo verzeihen Sie mir! ich dachte, für eine Frau, welcher ein ſolches Palais gehört, wären zwanzig Ducaten eine Kleinigkeit. Doch es trifft ſich wohl bisweilen, daß der Schein trügt. Verzeihen Sie, daß ich ſo unbeſcheiden war, ich werde Sie nicht wieder incommodiren. (Sie ſteht auf, läßt die Haube liegen und geht mit einer leichten Verbeugung ab.)

Nanni (allein.)

Ach, was hab i für Gall! das iſt zum Sterben! Nun wird mich die Frau in der ganzen Stadt für eine ungebildete Perſon ausſchreien, oder es kommt heraus, daß wir kein' Kreuzer Geld haben, und alsdann iſt es aus mit unſerm Anſehn!

Achte Scene.

Nanni, Zehnkreuzer.

Nanni.

Aha! biſt Du wieder da? Schau, das iſt mir lieb, da hab' i doch einen Menſchen, an den i meine Gall auslaſſen kann. Sieh'ſt, i hab' mi ſo geärgert, Du glaubſt's halt nit, und noch mehr, daß i keiner Seele meinen Verdruß klagen kann, als nur Dir, nur Dir!

Zehnkreuzer.

Nu freilich, an mir, wofür wär i denn ſonſt Dein Ehemann? Aber ſag', was iſt Dir geſchehen, was haſt Du?

Nanni.

Nix hab i! das iſt eben das Leiden! ka Geld und alles will Geld.

Zehnkreuzer.

Ja, es iſt mir auch ſo ergangen.

Duett.

Zehnkreuzer.

Ich ging vergnügt durch's Schottenthor,
Da kam ein Bettler her;
Gern' ſucht' ich einen Groſchen vor,
Doch meine Taſch' war leer.

Nanni.

Die Frau von Rollfuß bat um Geld,
Gewiß, nun zürnet ſie.

Zehnkreuzer.

Und der Baron von Volta grollt,
Du weißt, ich ſpiele nie!

Beide.

Drum Anton / Nanni aller Ueberfluß,
Iſt — ohne Geld! — doch kein Genuß.

Zehnkreuzer.

Die Menſchheit zog heut' Schaarenweis,
Nach der Brigittenau.
Ich blieb' zurück! — Warum? —

Nanni.

I weiß.
Ach leider! zu genau! —

Zehnkreuzer.

Daheim da hab' ich Ueberfluß,
Und Nix, — komm ich heraus!

Nanni.

Und i? was hab' i, als Verdruß?
Es iſt für wahr a Grauß!

Beide.

Ach, ſelbſt des Lebens Ueberfluß,
Iſt ohne Geld nur Scheingenuß.

Nanni (weinend.)

Es iſt eine Schand'!

Zehnkreuzer.

Ja, es iſt ein verdammtes Leben, und i hab' es ſatt. — Ach Nanni!

Nanni.

O Anton! aber was iſt zu machen? Wir hatten Schulden und mußten leben.

Zehnkreuzer.

Ja, und wenn i z' Hauſ' bin, und ſeh, wie ſchön es bei uns ausſieht, und i laß' mir eine Flaſche Wein aus meinem Keller bringen, da bin i wieder zufrieden.

Bedienter (kommt.)

Gnädige Frau, der Herr v. Stein, der Herr von Rumpf, der Herr v. Volta, der Herr —

Zehnkreuzer.

Schon gut! ſie ſoll'n alle miteinander willkommen ſeyn! (Bedienter ab.) Beſuch haben wir immer, daran fehlt es uns nit.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Eine Geſellſchaft von Herren und Damen, worunter die Nachbenannten.

Die Gäſte.

Gehorſamer Diener! Guten Morgen! Dero Befinden?

Nanni.

Willkommen, nehmens gütigſt Platz.

Zehnkreuzer.

Bin außerordentlich jaloux, Sie bei mir z' ſehn!

Chor der Gäſte.

Sie haben uns geladen,
Und wir erſcheinen gern!
Denn feiner geht's und glänzender —
In keinem andern Hauſe her. —
Hier winkt uns der Genuß!
Hier herrſcht der Ueberfluß.
(Zu Nanni.)
Und Sie — Sie ſind des Hauſes Stern.

Zehnkreuzer und Nanni.

Wir haben Sie geladen,
Wir ſehn Sie gar zu gern!
Es iſt uns eine große Ehr! —
O, keine Complimente mehr!
(für ſich.)
Das iſt ein Ueberfluß! —
Den heimlichen Verdruß
Entbehrten wir gar gern.

Herr v. Roth (zu Nanni.)

Haben Sie ſchon das neue Stück geſehn? meine Gnädigſte?

Nanni.

Z' dienen, i hab ſehr darüber geweint.

Herr v. Walz.

Ich dächte wir machten noch vor Tiſche ein Spielchen.

Damen.

Ja, eine Partie Whiſt.

Andere.

Ein Boſton! wir ſind dabei!

(Die Bedienten ſetzen Spieltiſche, die Herren und Damen rangiren ſich.)

Herr v. Volta.

Ah bah! was Whiſt, was Boſton! (Er zieht eine Caſetta heraus.) Spielen wir lieber ein Wenig Pharo.

Eine Dame (zu Nanni.)

Nicht wahr? Sie ſpielen eine Parthie Whiſt mit?

Nanni.

Ach i bitt, i kenn' das Spiel gar nit.

Herr v. Walz.

Wir lehren es Ihnen.

Nanni.

O i dank' (für ſich) das verdammte Geld! (laut) I hab' Kopfſchmerz und darf mein Gedächtniß nit angreifen.

Volta (zu Zehnkreuzer.)

Herr Bruder, welche Karte willſt Du beſetzen?

Zehnkreuzer.

O i dank recht ſehr, Brüderle, i ſpiel gar nit.

Volta.

Hahaha! ſo ein reicher Mann und will nit ſpielen? auf Ehre, Herr Bruder! das iſt unerhört.

Zehnkreuzer.

Ja, i hätt' wohl Luſt zu ſpielen, aber nit um Geld

Volta (lachend.)

Hahaha! ein Millionair und will nicht um Geld ſpielen.

Herr v. Walz.

Pharo ohne Geld! auf Ehre das iſt köſtlich!

(Alle lachen.)

Zehnkreuzer (für ſich.)

Da lachens mi in meinem eignen Hauſe aus, zum Dank für meinen ſchönen Wein!

Volta.

Auf Ehre Herr Bruder, Du mußt ſpielen.

Die Andern.

Ja, ja, Sie müſſen Barönchen.

Zehnkreuzer.

Laßens mi aus, ich bitt' ſchön.

v. Walz.

Nein, nein! Sie müſſen.

Nanni (leiſe.)

Um Gotteswillen Anton, ſpiel nit und rühr' kein Geld an, es wär' mein Tod, wenn der Geiſt käm' und vor den Leuten alles zurückverlangte. Himmel! wenn i dort vor den Damen meinen ſchönen Schmuck ablegen ſollt'! Ihr Neid iſt noch meine beſte Freud'.

Zehnkreuzer (leiſe.)

Mach' Dir keine Sorg', i bin Philoſoph, i werd mi nit blamiren, Sie mögen thun was ſie wollen, i ſpiel nit.

(Die Herren haben unterdeſſen das Spiel begonnen.)

Volta (nachdem er eine Taille beendet.)

Ich bitte Dich Brüderchen, ſpiele mit! Ich verſichere Dir auf Ehre: Du wirſt gewinnen.

Die Andern.

Gewiß! gewiß!

Volta.

Komm! beſetze die Dame hier, ſieh wie hold ſie Dich anlächelt!

Zehnkreuzer.

Und i ſpiel nit.

Volta.

Aber zum Henker, Herr Bruder, Du mußt ſpielen, es iſt ja eine Beleidigung für uns, wenn Du bei Deiner Weigerung beharrſt.

Zehnkreuzer (grob.)

Aber i will nit, Herr Bruder, und nu laß mi ungeſchoren.

v. Walz (zu Volta.)

Ein rechter Geizhals! aber laſſen Sie ihn.

Volta (leiſe.)

Geduld! wir wollen ihn ſchon noch rupfen.

(Spielt fort und nennt die Karten laut.)

Zehnkreuzer (zu Nanni.)

Da ſpielens und dann geht's zu Tiſch, wo's von Ihrem Gewinſt reden und i hab Langeweile.

Nanni.

Ach da hab' i mehr Vergnügen unter meinen alten Freundinnen.

Brilliant (tritt ein.)

Das Diner erwartet Sie.

Zehnkreuzer.

Ach! mein Haushofmeiſter! Gott ſey Dank! Nun bekomm i doch auch Unterhaltung! — Nun meine Herren und Damen hören auf mit den Karten und kommens zur Tafel.

Nanni (für ſich.)

I bin froh, nun kann i doch wieder reden.

(v. Walz bietet ihr den Arm und führt ſie ab. Zehnkreuzer führt eine andere Dame. Alle paarweiſe ab. Muſik.)

Verwandlung.

(Ludolphs Garten, in einer Laube ein gedeckter Tiſch mit Wein und Brod und Früchten beſetzt.)

Zehnte Scene.

Roſa (als Kammermädchen Cäciliens), **Brilliant.** Kommen von verſchiedenen Seiten.

Brilliant.

Ach meine Roſa.

Roſa (lächelnd.)

Nun Herr Haushofmeiſter, wie befindet ſich Ihre Herrſchaft?

Brilliant.

Ich danke dem Himmel, daß übermorgen die Zeit der Prüfung um iſt, währte ſie länger, wer weiß was geſchähe, denn aller Ueberfluß mit dem ich meine Schützlinge umgab, iſt nicht vermögend die Begierde nach

Geld aus ihren Seelen zu verdrängen. Ach! Roſa, mein Vater hat recht, kein Menſch wird freiwillig dem Goldezentſagen, wurden ihm auch alle andern Wünſche erfüllt.

Roſa.

Weit ab vom Wege, guter Freund, ſchau nur meine Schützlinge an, die denken nit mehr an Geld, obgleich ich ihnen nur das Nothwendige, Angemehme und keinen Ueberfluß gab. Warum haſt Du Dich mit ſo armen geringen Tandlern eingelaſſen.

Brilliant.

Ei die Armen und Geringen werden doch keine größeren Anſprüche machen, als die Gebildeten und ſolche, welche ſchon einmal im Ueberfluß lebten!

Roſa (lacht.)

Ich ſeh' Du kennſt die Menſchen nit, aber i rath' Dir, Freund, daß Du ham gehſt und gut Acht giebſt, damit Deine Herrſchaft nit noch am letzten Tag Dir einen Querſtrich durch die Rechnung macht.

Duett.

Brilliant.

Wohl, Schätzel, ich will gehn,
Doch morgen biſt Du mein.

Roſa.

Wenn wir uns wiederſehn,
Das wird ja herrlich ſeyn.

Beide.

Mein Brilliantel! }
Herzens Röschen! } gräm Dich nicht!
Aus iſt alles Leid!
Was Dein } Alter thut und ſpricht,
mein }
Du bleibſt mein Freund.

(Brilliant ab)

Elfte Scene.

Roſa, Herr Walther, dann Ludolph und Cäcilie.

Walther

(zu Roſa, welche in's Haus tritt.)

Guten Abend, Liſetchen! Iſt Deine Herrſchaft zu Haus?

Roſa.

Verſteht ſich, ſie wird gleich kommen, da iſt ſie ſchon. (Geht in's Haus ab)

Walther (zu Ludolph und Cäcilien.

Guten Abend, meine Freunde.

Ludolph.

Willkommen, lieber Nachbar.

Cäcilie.

Herzlich willkommen.

Walther.

Ja, Euch bin ich willkommen, das weiß ich, Ihr nennt auch den Armen Euern Freund.

Cäcilie.

Den Armen gewiß, doch mit Ihrer Armuth hat es nichts zu ſagen, Sie ſind ja ein reicher Mann.

Walther.

Geweſen.

Cäcilie.

Wie?!

Ludolph.

Sie haben Unglück gehabt? o ſprechen Sie.

Walther.

Nun denn: Ich bin in augenblicklicher Verlegenheit, nur in augenblicklicher, aber kann ich Morgen nicht einen Wechſel von 6000 Gulden zahlen, ſo iſt mein Credit vernichtet und ich bin verloren.

Ludolph.

O wie gern wollt' ich Ihnen helfen, aber ich beſitze nicht einen Heller. —

Cäcilie.

Ach, wenn wir Ihnen beiſtehen könnten.

Walther (traurig.)

Leben Sie wohl.

Ludolph.

Halt Freund! Sie dürfen nicht fort! Sehen Sie mir in's Auge, glauben Sie es, daß ich wirklich kein Geld beſitze?

Walther (ihm die Hand reichend.)

Ich glaube es.

Ludolph.

Ich kann Ihnen kein Geld ſchaffen, aber wenn Sie auf meine Bürgſchaft hin Geld auftreiben können; ſo verpfände ich dies Landhaus, dieſen Garten, es wird wohl ſo viel werth ſeyn.

Walther.

Großmüthiger Mann, wohl dreimal ſo viel.

Cäcilie (leiſe zu Ludolph.)

Aber Ludolph, haſt du bedacht, was Du thuſt? wenn Walther ſpäter nicht zahlt, müßten wir das Landhaus hingeben, und wieder für Geld arbeiten, und dann wäre die gute Fee unglücklich.

Ludolph.

Du haſt recht, Cäcilie, aber wie ſollen wir unſern Freund helfen? —

Cäcilie.

Haben wir nicht ſchönen Schmuck? ich entbehre ihn gern.

Ludolph.

Du haſt Recht, Cäcilie. (Zu Walther.) Warten ſie einen Augenblick, lieber Freund! ich bin ſogleich wieder bei Ihnen. (Geht in's Haus.)

Cäcilie.

Seyn Sie heiter, Herr Nachbar, wir werden thun, was in unſern Kräften ſteht.

Walther.

O das bin ich von Ihnen überzeugt, ich weiß es, Sie ſind gute Menſchen.

Cäcilie.

Wer möchte einem redlichen Manne nicht gern beiſtehen!

Ludolph
(kommt mit einem Schmuckkäſtchen zurück.)

Hier, lieber Walther iſt Cäciliens Schmuck, ſie giebt ihn gern.

Cäcilie.

Von Herzen gern! Möge er koſtbar genug ſeyn, um Ihnen zu helfen.

Walther (das Schmuckkäſtchen öffnend.

Was ſeh ich! welch ſeltner Schmuck! und dieſen Schmuck wollen Sie mir anvertrauen?

Cäcilie

Ei, das iſt mir lieb, wenn er theuer iſt! Setzen Sie ihn gleich in Geld um.

Walther.

Mehr als Worte ſagen können, dank ich Ihnen. Sie ſollen mich Ihrer Großmuth würdig finden! (Geht bewegt ab.)

Roſa
(welche ſchon früher lauſchte, für ſich, indem ſie vorkommt.)

Ach wieder eine Prüfung glücklich überſtanden, ich hatte ſchon Angſt, daß ihre Gutmüthigkeit ſie zu einer Uebereilung hinreißen würde.

Cäcilie (Roſa erblickend.)

Ach ſieh da, Liſettchen!

Roſa.

Befehl'n Ew. Gnaden, daß ich den Thee in den Garten bring?

Cäcilie.

Später, liebes Kind! (In die Scene blickend.) Aber ſieh doch, Ludolph, den alten Mann dort, wie er ſich mühſam am Stabe fortſchleppt.

Roſa (für ſich.)

O weh, das iſt der alte Erdgeiſt, er wird mir dieſe guten und glücklichen Menſchen abtrünnig machen wollen, doch das wird ihm nicht gelingen, wenn ich's auch nicht verhindern kann, ich kenne ſie.

Ludolph.

Er ſcheint nicht weiter fort zu können, he Alter, komm hier herein!

Cäcilie.

Er kommt ſchon näher.

Roſa (für ſich.)

Der Liſtige.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen, der Erdgeiſt (als alter Mann.)

Erdgeiſt.

Guten Abend liebe gnädige Herrſchaft.

Cäcilie.

Guten Abend! ſetze Dich Alter, dort iſt die Laube.

Ludolph.

Du ſcheinſt entkräftet! Leere einen Becher Wein.

Erdgeiſt.

So gute Leute findet man ſelten, die einen armen alten Mann, ohne daß er ſie bittet, bewirthen.

Ludolph.

Lange zu!

Cäcilie.

Haſt Du noch weit bis zu Deiner Heimath?

Erdgeiſt.

Nicht ſo ſehr weit, ich will zu meiner Tochter, welche einige Stunden von hier wohnt. Ihr Mann iſt geſtorben und nun muß ſie mit ſechs kleinen Waiſen Noth leiden. Da will ich wenigſtens ſehen ſie zu tröſten.

Ludolph.

Armer Mann!

Erdgeiſt.

Ich komme freilich mit leeren Händen, doch vielleicht find' ich noch irgend wo edle Menſchen, die mir was ſchenken.

Ludolph (verlegen.)

Gewiß! —

Erdgeiſt.

Ihr ſelbſt ſeyd ſo gut! Gewiß ſchlagt Ihr mir's nicht ab, wenn ich Euch um einige Gulden bitte.

Ludolph (lächelnd.)

Lieber Alter? was das Geld anbetrifft, ſo ſind wir ſo arm als Du.

Erdgeiſt.

Wie?

Ludolph (laut lachend.)

Ja Schatz, und wenn Du mir einen Kreuzer in der Taſche haſt, ſo haſt Du mehr als ich.

Erdgeiſt.

Ihr hättet kein Geld? — Unmöglich!

Cäcilie (wider Willen lachend.)

Es iſt ſo!

Erdgeiſt.

Ihr armen Menſchen! Und von guter Herkunft! — ſo ſchlimm geht es Euch. — Ich bin nun alt, brauche nicht mehr viel, bin nun einmal ein Bettler geweſen mein Lebelang. Aber Ihr, jung, ſchön, an Wohlhabenheit gewöhnt. — Ach! das Geld iſt doch Etwas gar ſo ſchönes. — Es iſt — wie ein berühmter Dichter ſagt, ein ſo ſchönes Bewußtſeyn, wenn man weiß, daß man Geld hat! — Beſäßet Ihr Geld, ſo könntet Ihr mich jetzt mit wenigen Gulden glücklich machen, könntet meine arme Tochter und ihre ſechs Waiſen unterſtützen, und wie viele Unglückliche ſonſt noch! —

Ludolph.

Bah! das können wir noch! hier nimm meine Uhr! ich brauch keine (pathetiſch.) Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen.

Erdgeiſt (verwundert.)

Wie? — dieſe koſtbare goldne Uhr ſoll ich —

Ludolph.

Nehmen, verkaufen und das Geld Deiner Tochter und Deinen halbdutzend Enkeln geben.

Erdgeiſt.

Aber —

Cäcilie.

Mach keine Umſtände, guter Alter, mein Ludolph giebt es gern.

Roſa (für ſich.)

Bravo.

Erdgeiſt (für ſich.)

Nu, das iſt mir eine ſchöne Geſchicht! Aber Geduld! i fang' Euch doch noch.

Ludolph.

Nun, was beſinnſt Du Dich noch.

Erdgeiſt

(plötzlich in ſeiner eigenen Geſtalt daſtehend.)

Edle, tugendhafte Seelen! Eure Tugend ſoll vergolten werden! Erkennet mich! Ich bin der Erdkönig, der Eigenthümer aller Schätze auf Erden. Ihr wolltet dem armen unbekannten Bettler Gutes thun, dafür will ich Euch jetzt mit Schätzen überhäuſen, damit Ihr alle Eure Mitmenſchen beglücken könnt. (Er winkt, eine Menge großer Geldbeutel, worauf ungeheure Summen verzeichnet ſind, ſteigen vor ihm aus dem Boden auf.) Da nehmt und ſeyd glücklich!

Cäcilie (ſtaunend.)

Ludolph! —

Ludolph (nach einer kleinen Pauſe.)

Mächtiger Geiſt! wir danken Dir für Deine gute Meinung, aber wir bedürfen Deiner Schätze nicht, und können ſie daher nicht annehmen. Wir waren bisher ſo glücklich, daß ein Zuwachs an äußern Güter unſer Glück nur ſtören könnte, welche Freude wäre es für uns, welch ein Verdienſt den Armen mitzutheilen, was wir im Ueberfluß beſäßen. Sollen wir Freude an Wohlthun finden, ſo müſſen unſere Wohlthaten für uns immerhin mit kleinen Entbehrungen verbunden ſeyn. Behalte daher Dein Gold oder beglücke ſolche dadurch, die ſich darnach ſehnen.

Erdgeiſt.

Was ſoll denn das heißen?

Roſa (raſch vorkommend.)

Das ſoll heißen, daß meine Herrſchaft halt z' frieden iſt, und Sie Ihr Geld wieder mit fortnehmen können.

Erdgeiſt.

Roſel? — o alle Wetter! — Gehorſamer Diener!

(Er erſchrickt mit dem Gelde.)

Cäcilie, Ludolph.

Liſette! — was iſt das?

Roſa (lachend.)

Eine Geiſterverſchwörung. (Läuft ab.)

(Eine ſanfte Muſik, der Mond kommt herauf.)

Ludolph.

Was hör' ich! welche ſüße Töne?

Cäcilie.

Laß uns lauſchen!

(Roſa tritt auf, Elfen umtanzen ſie, ein dünner Vorhang von roſigem Flor ſenkt ſich herab.)

Chor der Elfen.

Süß und leis im Mondenſcheine tönet unſer Lied,
In dem ſchönen Blütenhaine, wenn Hesperus glüht.
Der Geweihte nur darf lauſchen, wenn der Andre weichen muß.
Wenn der Bäume Blätter rauſchen, iſt's für ſie der Elfengruß.
Lalala! —

Reizende Gruppe, der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Zimmer im Pallaſt des Herrn v. Zehnkreuzer.

Erſte Scene.

Zehnkreuzer, Nanni.

Zehnkreuzer.

I halt's nit mehr aus! i hab' ſo viel Gall! — Frau, i bring mi um.

Nanni.

Nun, was haſt denn? was iſt Dir geſchehn?

Zehnkreuzer.

Als ich jetzt auf der Straße geh, in die Leopoldſtadt, begegnet mir der Gevatter Plutzerkern. Er grüßt mich ganz ehrerbietig, und i grüß ihn wieder. Wir kommen in's G'ſpräch und er erzählt mir von ſeinem Tandel und wieviel er anjetzt dabei gewinnt, und zählt mir ſeine ſchönen Zwanziger auf. Nun gehen wir in den Prater, und auf einmal fangt es an ſo delicat nach Würſteln zu riechen. Der Menſch — offenbar mir zur Gall, läßt ſich welche bringen, und i muß daſitzen und zuſchauen, denn i konnt mich als reicher Mann doch nit von dem armen Tandler tractiren laſſen, i mußt froh ſeyn, daß i im Prater umſonſt konnt niederſitzen.

Nanni.

Das iſt eine ſchreckliche Situation.

Zehnkreuzer.

Und was das Schlimmſt' iſt, i konnt endlich meinen Appetit nit mehr beſiegen, i ſagt': i hab meine Börſe vergeſſen, legts eine Portion Würſteln für mi aus, und i hab drei Portionen nach einander geſſen und eine Flaſche Grinzinger dazu getrunken, und weiß nit, wie ich es ſoll wieder bezahlen.

Nanni.

J, ſo mach einen Tauſch mit ihm, und gieb ihm ein ſchönes Stück dafür.

Zehnkreuzer.

Haſt recht! i wills thun, wenn er kommt, denn i hab ihn auf heute Mittag eingeladen — es kommt doch kein anderer Beſuch?

Nanni.

Nein, ich aber kann Dir ſagen, daß ich auch mein

Leben ſatt hab. Gar kein Kreuzer in Händen! Es thuts halt nimmer mehr.

Zehnkreuzer.

Ja, 's thuts halt nimmermehr.

Nanni.

Zeit und Weile wird einem lang. Es iſt mir, als wenn i verwünſcht wär' — wie eine Prinzeſſin.

Zehnkreuzer.

Und i — es iſt ſchrecklich, was i oft für Phantaſie hab! dieſe Nacht hab' i geträumt, i wär' ein Geldſack, und mir wär' die Nath geſprungen, ſo daß alles Geld aus mir herausgefallen iſt. Na, wenn es nit bald anders wird, ſo wirſt Du ſehen: i thu' was — ja i thu was!

Zweite Scene.

Die Vorigen, ein Bedienter.

Bedienter.

Es iſt ein Tandler draußen, Ew. Gnaden! Ich hab' ihm ſchon geſagt, daß er hier nichts zu ſchaffen hat, und nicht angenommen wird, aber er will ſich nicht abweiſen laſſen.

Zehnkreuzer.

Laß ihn hereinkommen, weißt Du noch nit, daß ich zu gewiſſen Stunden für Jedermann zu ſprechen bin? (Bedienter ab.) Es wird der Gevatter Plutzerkern ſeyn.

Dritte Scene.

Plutzerkern, die Vorigen.

Plutzerkern (im Eintreten.)

Gehorſamſter Diener! Ach! da komm i ja in ein prachtvolles Logis! Nein, für ſo reich hätt' i Dich nit gehalten, Bruder, i ſeh nun ſchon, i darf Sie nit mehr Du nennen.

Zehnkreuzer.

O, ſag' immerhin Du zu mir! i bin gar nit ſtolz, i habe, was die Freundſchaft betrifft, noch dieſelben Gefühle.

Nanni.

Auch i, Herr v. Plutzerkern! Wie befindet ſich die liebe Familie?

Plutzerkern.

O, vollkommen wohl! am Samſtag habens zwar den Aelteſten, den Ignaz a biſſel wo 'naus geworfen, weil der Bub' immer's große Wort führt, zwei Ribben hat er bei dieſer Gelegenheit zerbrochen, aber ſonſt iſt er vollkommen geſund.

Nanni.

I, das bedaur' i halt ſehr.

Zehnkreuzer.

Vor allen Dingen, Bruder, will ich Dir meine Schuld bezahlen, hier iſt ein Ringel, das wird ſchon ſoviel werth ſeyn.

Plutzerkern.

Der Teufel! Du biſt großmüthig! aber ehe wir

Eins in's Andre reden, Zehnkreuzer, wenn Du was von alten Sachen ablegeſt, verkaufs keinem Andern als mir. Sieh'ſt, was ein Andrer giebt, das geb ich auch, und bisweilen kommt es wohl auch bei der gnädigen Frau vor, daß ſie was verkauft.

Nanni.

Warum nit, lieber Herr von Plutzerkern!

(Ein Bedienter bringt Wein und präſentirt, ſie trinken. Zehnkreuzer kommt nach und nach in eine frohe Weinlaune.

Zehnkreuzer.

Na, trink Plutzerkern! I kann ſagen, ſo vergnügt wie heute bin i lange nit geweſen. Es iſt einem doch am wohlſten unter guten Freunden. (Sie ſtoßen an und trinken.

Plutzerkern.

Als wir noch mitſammen auf dem Tandelmarkt ſaßen.

Zehnkreuzer (trinkend.)

Es waren halt die ſchönſten Monumente meines Lebens.

Nanni.

Ja und wenn Jeder ſeine Waar' in das beſte Licht ſtellte.

Zehnkreuzer.

Was ſchwätz' ſi von Licht! An dunkler Tag war der Beſt' zum Handeln, da ſah halt der Käufer die Flecke nit. — Noch a Glas, Gevatter! (Füllt.)

Plutzerkern.

Wenn Einer Neuigkeiten aus der Stadt mitbrachte.

Zehnkreuzer.

Oder i für einen Rock zwei Gulden gezahlt und ſechs erhalten hatte! — (Trinkt.)

Nanni.

Und wenn wir des Abends zuſammenrechneten und dann zum Speiſewirth gingen.

Zehnkreuzer.

Und auf die Redoute im Winter!

Nanni.

Ja, da war's einzig!

Plutzerkern.

Jetzt biſt Du reich, Brüderle, und Deine Sachen ſind zehnmal mehr werth, wie der ganze Tandelmarkt.

Nanni (ſeufzend.)

Ja freilich.

Zehnkreuzer (eben ſo.)

Na — trink Brüderle! — (Sie trinken.)

Plutzerkern.

Ein herrlicher Wein! — Nun aber ſag' mir doch a mal, Brüderle, wie biſt Du denn auf einmal zu Deinem Reichthum kommen?

Zehnkreuzer (trinkend.)

O frag nit, Brüderle! (Gerührt) Unter harten Bedingungen.

Plutzerkern.

Was? Du haſt doch nit Blut vergoſſen, um des Mammons willen?

Zehnkreuzer.

Pfui, Brüderle, was denkſt von mir! Aber gegen mich ſelbſt hab' i gewüthet! gegen Weib und Kind, gegen mein eignes Blut! Allem Glücke hab' i entſagt, aller Lebensfreud'! O Brüderle, es iſt a ſchrecklich Tragödie!

Nanni.

Schweig ſtill, Anton! i ſag' Dir's. (Zu Plutzerkern.) Mir is, Herr Gevatter, der Wein redt' aus ihm, laſſens uns a'n Handel machen. (Sie nimmt aus Schränken und Fachern Kleidungsſtücke und fängt mit Plutzerkern an zu handeln.)

Zehnkreuzer (ſchaut zu und lacht.)

Da fangt die Frau an zu tandeln! Iſt mir's doch, als wär' i auf'm Tandelmarkt ſelbſt. Aber dorthin komm i wohl nit mehr, und doch zieht mein ganzes Herz mi hin. (Singt.)

Tandler Lied.

Wie iſt es ſo herrlich, ein Tandler zu ſeyn!
Man kaufet und tauſchet und trägt ſich was ein.
Und kommt man des Abends mit Münze nach Haus,
So giebt man mit Freuden ſie ſchnell wieder aus.

Was iſt denn das Leben? — ein Tandelmarkt halt!
Und gäb's nix zu tandeln, man gähnete bald.

Nur immer was Neues, was Neues daher —
Und wenn auch das Neu'ſte das beſte nit wär'.

Was iſt denn die Ehe? 's iſt halt Tandlerei!
Alt war oft die Frau ſchon, man kauft ſie für neu.
Drum wäre der Eh'ſtand langweilig oft ſehr,
Wenn's heimliche Tandeln und Tauſchen nit wär'.

Was iſt denn das Dichten? — a Tandeln iſt's nur!
Das weiß i gar prächtig, hab' auch eine Spur.
Und was — wär' es Deutſch — uns was Altes
würd' ſeyn.
Das bringets aus Frankreich als Neuigkeit' rein.

Drum lob' ich vor allen den herrlichen Stand!
Der Tandler iſt üb'rall geliebt und bekannt.
Doch will i nun ſtill ſeyn, ſonſt ſprechens im Haus:
„Wir wollten, der Mann ging und tauſchet ſich aus."

Nanni.

Nua ſind wir Handels einig!

Plutzerkern.

Richtig! 220 Gulden 6¼ Kreuzer! hier ſind ſie.
(Sucht Papiergeld hervor.)

Zehnkreuzer (luſtig.)

Wir woll'n auch a Handel machen!
(Plutzerkern hat alle erkauften Gegenſtände in einen Sack geſteckt, und giebt Nanni das Geld. Drei unterirdiſche Donnerſchläge.

Raſche Verwandlung.

Der Tandelmarkt (Lebensbild.)

Plutzerkern.

Was iſt das! Zauberei!

Zehnkreuzer.

Nun Weib, da haſt die Geſchicht, der Geiſt iſt bös geworden, weil Du Geld genommen haſt, und mit unſerer Herrlichkeit iſt's halt vorbei.

Nanni.

Schad nix! hab' i doch 220 Gulden!

Zehnkreuzer.

Nun können wir heut Abend zur Birn gehn. Alſo komm her, Nanni ich verzeihe Dir. (Umarmt ſie.) Du haſt meinen ſtillen Wunſch errathen.

Die Kinder (kommen geſprungen.)

Frau Mutter! Herr Vater! Unſer Pallaſt iſt verſchwunden.

Nanni.

Still ſeyds, da habts jeder einen Zwanziger auf Kipfel und Aepfel.

Kinder.

Juchhe! das iſt ſchön!

(Das Bild des Marktes kommt in Bewegung, a Tempo fällt der Chor ein.)

Marktchor.

Zum Markt erſcheinen ſeht uns heut!
Ihr lieben Käufer ſeyd bereit!
Kauft ſchöne Kleider, gute Schuh,
Und Hüt und Mützen auch dazu.

Solo 1.

Kauft Koſtbarkeiten, kauft! o kauft! —
Dies Hundehalsband ſeht!

Solo 2.

Kauft dieſe Uhr, die alleweil',
Auf zwölfe Mittag ſteht!

Solo 3.

Schaut dieſes Meſſer, ohne Stiel,
Woran die Klinge fehlt!

Solo 4.

Dies Lexicon worinnen ſteht,
Wie man bis Fünfe zählt.

Tutti.

Hier iſt der Hut, da iſt das Tuch,
Das einſt die Catalani trug!
Drum tretet näher, kauft und ſeht,
Bald geht's nun ham, es iſt ſchon ſpät!
Was jener ſchenkt, das geb' ich zu.
O kauft, — o kauft!
Kauft ſchöne Kleider, gute Schuh.

(Wolken ſenken ſich über die Scene noch ehe der Chor ganz zu Ende iſt. Er verhallt leiſe.)

Letzte Verwandlung.

Prachtvoller Feenſaal.

Letzte Scene.

Der Elfenkönig, der Erdkönig, Gefolge Beider.

Roſa ſteigt mit Ludolph und Cäcilien aus der Verſenkung rechts; Brilliant mit Zehnkreuzer, Nanni und den Kindern aus der Verſenkung links.

Brilliant.

Hier, mein Vater, kommt Dein unglücklicher Sohn mit zwei Menſchenkindern, welche die Prüfung nicht beſtanden, in der letzten Stunde noch wurden ſie mir ungetreu! ſelbſt die kleinen Kinder begehrten ſchon Geld. Ach! ſie lohnten mir ſchlecht für meine Wohlthaten.

Zehnkreuzer.

Gnädiger Herr! es iſt wahr, i bin ſchuldig, i bin ein ſchlechter, gemeiner Kerl! aber der Teufel mag ohne Geld leben.

Nanni.

Nun, Ew. Gnaden, es iſt halt geſchehen, und i dank für alle Wohlthaten, wen i ka Geld habe.

Erdkönig (triumphirend.)

Nun? —

Roſa.

Ich bringe hier ein Paar, welches ohne Geld glücklicher iſt, als wenn es der Erdkönig mit allen Schätzen überhäufte. Es hat die Prüfung überſtanden.

Elfenkönig.

Du ſiehſt nun Erdgeiſt, ich auch zähle Treue.

Erdkönig.

Nun ja, es werd ſo ein Poet ſeyn! ich bin nit neidiſch deshalb und willige in die Verbindung.

(Roſa und Brilliant ſinken einander in die Arme.)

Elfenkönig (zu Ludolph und Cäcilie.)

Ihr ſollt unſere Lieblinge bleiben.

Erdkönig (zu Zehnkreuzer und Nanni.)

Kommts her Geſindel, da habts einen Sack mit Kronen, davon könnts ein neues Tandelgeſchäft anfangen.

Zehnkreuzer und Nanni (jubelnd.)

Juchhe! Großen Dank! nun ſind wir glücklich.

Schlußgeſang.

Zehnkreuzer.

Juchheiſa nun hab' ich den Beutel voll Geld,
Nun bin ich ſo froh als beſäß' ich die Welt.

Chor. Lalalala.

Zehnkreuzer.

Nur Eins noch könnte erhöh'n meine Freud',
Wenn Sie heute Abend das Geld nicht gereut.

Chor. Lalalala.

Ende des Zauberſpiels.

Neunhundert neun und neunzigſte Nacht.

Als ſie heute Alle fröhlich und heiter bei'm Nachteſſen ſaßen, ſprach der Caplan, auf die Crème blickend, welche vor ihm ſtand, „die gnädige Frau bewirthet uns heute mit dem ſüßen Brei, und ich denke unwillkührlich dabei an das hübſche, heitre Mährchen vom ſüßen Brei.“

„Das kennen wir nicht!“ ſagte der Freiherr.

„Erzählen Sie!“ riefen Alle, und der Caplan begann:

Der ſüſse Brei.

Ein biederer Ritter, Osmund von Roſenberg, der vor länger als vierhundert Jahren mit dem Tode turnirte und von dem Unbezwinglichen in den Sand geſtreckt wurde, erfreute ſich auf ſeiner irdiſchen Pilgergerſchaft, einer ſchönen, ſittigen und treuen Gefährtin.

Doch hätte ſich Bertha, dies war ihr Name, mit den vornehmen Frauen der heutigen Welt in vieler Beachtung nicht meſſen können. Sie redete nicht mit fremden Zungen, wetteiferte nicht mit den Tänzerinnen der Schaubühne, ſpielte weder den Flügel, oder Harfe, noch die Guitarre, that ſich in der Malerei nicht hervor, noch fuhr ſie in der Hochgelahrtheit dunkle Schachten hinab, um mit der Ausbeute in Geſellſchaft zu glänzen.

Ihr Acker und Pflug war das Hausweſen, und ihrer Ehepflänzchen ſorgſame Wartung. Auch nahm ſie ſich mit einer Aengſtlichkeit, die man jetzt an manchen Theetiſchen verlachen würde, wohl in Acht, den Spiegel ihrer Tugend vom Hauch böſer Gerüchte rein zu halten.

Inſonders zeichnete ſich Bertha durch Wohlthätigkeit und hülfreiche Theilnahme an den Schickſalen der Unglücklichen aus. Sie war in einem weiten Umkreiſe des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Waiſen Mutter, der Armen Schatzmeiſterin.

Ein „Gott vergelt's Euch," klang ihr lieblicher als die melodiſchen Kunſttöne eines welſchen Sängers, deren flüchtiger Hall oft von Händen, die der Armuth einen Kupferpfennig verweigern, mit Golde erkauft wird.

Nicht unerhört blieb der dankbare Wunſch, der für Bertha und ihren Gemahl täglich gen Himmel ſtieg. Goldene Aernten bedeckten Osmund's Gefilde, und die Trefflichkeit ſeiner Heerden war ein Stachel im Auge der Scheelſucht.

Sein Schloß nur, die Wiege der Ahnen,
Sah ruhig der ſpielende Neid,
Denn ihr Zerſtörungsrecht übte,
Daran die gewalt'ge Zeit.
Sie ſtürzte die Zinne des Thurmes
Vom Berge nieder in's Thal,
Sie wandelte, Mauern zerſpaltend,
Durch Hallen, Gemächer und Saal.
Ein Volk geflügelter Mäuſe

Bewohnte jeglichen Riß,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurm's in Beſitz.
Auch unter des Schloſſes Geſinde
Begann die Sage zu gehn
Es ließen oft ſpielend und lachend,
Sich zwerghafte Hausgeiſter ſehn.

Und das hatte ſeine Richtigkeit. Es war ſeit uralten Zeiten dem Geſchlechte von Roſenberg eigen, daß ſich kleine, kaum zwei Spannen hohe, doch ungemein zierliche Weſen zu ihm hielten. Sie ſchlüpften ſelten aus ihren unterirdiſchen Gemächern hervor, und bezeigten ſich dann immer als gute Geiſter, die an den Freuden und Leiden der Familie den innigſten Antheil nahmen. Nur den dienenden Buben und Mägdlein jagten ſie bisweilen ein unbedeutendes Schrecken ein.

„Lieber Osmund," ſagte Bertha eines Tages, „unſer Schloß zerfällt immer mehr; wir mögen forthin weder mit Ehre noch mit Bequemlichkeit darin wohnen. Laß uns eine neue Burg bauen! Gott ſegnete uns, daß wir's ausführen können."

„Und wir wollen's," ſprach der Ritter, dem die Rede ſeiner verſtändigen Hausfrau ſehr gefiel.

In der folgenden Nacht erſchien vor dem großen Himmelbette des Ehepaares eine Geſandtſchaft der kleinen Leutlein, deren wir vorhin erwähnten. Der Führer trug ein Mäntelchen von Goldſtoff, und war übrigens ſo ſtattlich angethan, wie ſich prachtliebende Hofſchranzen damals zu kleiden pflegten. Er machte den Herrſchaften im Bette einen tiefen Reverenz und hub an:

„Zu uns hinab iſt das Gerücht erklungen,
Daß Ihr der Väter Schloß zerſtören wollt,
Das lang' und rühmlich mit der Zeit gerungen,
Und der Natur die harte Schuld nun zollt.
Der Panzer ſeiner Mauern iſt zerſprungen,
Drum reißt die mürbe Burg der Ahnen nieder,
Bringt nur in's neue Schloß die alte Tugend wieder.

Ueberraſcht und auf keine Antwort gefaßt, erwiederte Osmund dieſe Anrede mit freundlichen Bewegungen der Hand; die Geſandtſchaft begnügte ſich an dieſer ſtummen Höflichkeit, und trat mit feierlichen Verbeugungen ab.

Dem Ritter und ſeiner Ehewirthin hob dieſer Beſuch eine Laſt vom Herzen. Sie hatten vorher beſorgt, die Zwerge möchten über die bevorſtehende Schleifung der Burg, unter deren Grundſteinen ſie wohnten, einige Unruhe erregen.

Nun aber ging Osmund, ihrer hohen Genehmigung verſichert, mit einem geſchickten Baumeiſter zu Rathe, ließ Eichen fällen, Steine brechen, und begab ſich ſammt allen den Seinigen und aller fahrenden Habe, aus der verwitterten Stammburg — die den Namen Wittgau führte — auf einen Meierhof, den er in der Nähe beſaß. Die Eulen und Fledermäuſe erluſtigten ſich einige Nächte lang ungeſtört in den öden Ruinen: aber bald rückte eine Schaar von Maurern an, vertrieb ſie aus ihren Klüften, machte das alte Schloß dem Erdboden gleich, und begann auf derſelben Stelle den Bau eines neuen, das innerhalb dreier Jahre vollendet ſeyn ſollte.

Das Werk ging friſch und fröhlich von ſtatten. Osmunds Unterthanen verrichteten aus freiem Willen doppelt ſo viel Hand= und Spanndienſte, als ſie nach ihrer Frohnpflicht zu leiſten ſchuldig waren.

Sogar die Zwerge blieben nicht unthätig; ſie führten bei Nacht Steine und andern Bauſtoff zu. Eines Morgens fand man einen kleinen, ſaubern Schubkarren, den ſie auf der Bauſtelle vergeſſen hatten. Ein Arbeiter nahm ihn zu ſich, um ſeine Kinder damit zu erfreuen. Indem er ihnen aber, nach gemachtem Feierabend, das Geſchenk übergab, und ihnen deſſen Gebrauch zeigen wollte, entrollte das poſſierliche Ding ſeinen Händen, lief geſchwind zur Stube hinaus, und zugleich erſcholl ein vielſtimmiges, helles Gelächter, das aus den Wänden hervorzubrechen ſchien und ihm die Haare zu Berge trieb.

Als nun im dritten Jahre die Schwalbe ſchied, und die Droſſel ſchon von der reifenden Frucht des Eibiſchbaumes naſchte, begab ſich einſt Bertha zur Bauſtätte, ſah mit Wohlgefallen das Ameiſengewühl der Meiſter, Geſellen und Handlanger, und ſagte liebreich zu ihnen: „Fördert das Werk ſo viel ihr könnt, ihr fleißigen Männer! Der Winter iſt im Anzuge, und mein Eheherr und ich tragen großes Verlangen, das enge Häuslein, worinnen wir jetzt ungemächlich wohnen, zu verlaſſen. Darum haltet Euch wacker, und eilt mit der Arbeit zu Ende! Ich gelobe und verſpreche, Euch dann mit einem ſüßen Brei zu bewirthen, und er ſoll auch fortan, ſo lange dies Schloß ſteht, Euch und Euern Kindern und Kindeskindern von mir und meinen Nachkommen gereicht werden.“ — Die Einladung auf einen ſüßen Brei, war im Mittelalter kein verächtliches Wort. Man verſtand darunter eine förmliche, ſchüſſelreiche Gaſtung; ſo wie man jetzt auf Suppe einladet und es nicht dabei bewenden läßt.

Der eigentliche ſüße Brei, ein Lieblingsgericht unſerer Altvordern, war ein mit Honig zubereitetes Muß, das feſtliche Mahlzeiten gewöhnlich beſchloß.

Den Bauleuten wäſſerte der Mund; ſie regten luſtig die Hände, und noch ehe der Winter ſeine ſtrenge Regierung antrat, ſtand das neue Schloß Wittgau zum Einzuge fertig.

Worthaltend ließ Bertha den Gewerken und allen Andern, die bei dem Bau behülflich geweſen waren, ein herrliches Gaſtmahl bereiten. Es mußte wegen der Menge der Theilhaber unter freiem Himmel gehalten werden. Das Wetter bezeigte ſich anfangs günſtig; als aber der ſüße Brei auf den Tafeln rauchte, fiel der Winter dem Herbſte plötzlich in's Land, und warf die erſten Schneeflocken in die Schüſſeln.

Solches verdroß die geſchäftige Wirthin gar ſehr. „Können wir uns doch künftig,“ ſagte ſie, „vor dergleichen Unbilden ſichern! Wir wollen von nun an in allen Folgejahren das heutige Feſt am erſten Tage des Roſenmonats feiern. Schickt uns allenfalls der Winter auch dann noch den Nachtrab ſeiner Stürme auf den Hals, ſo lachen wir ſeines letzten ohnmächtigen Zornes, und laſſen uns dadurch in unſerer Freude nicht ſtören.

Drauf labte jeden erſten Mai
Der wohlbedachte ſüße Brei
Der Gäſte muntres Heer.
Man räumte zu dem großen Schmaus
Der Bienen ganze Werkſtatt aus,
Und fiſchte Teiche leer.

Das Feſt war weit umher bekannt,
Und mancher hungrige Vagant
Kam mit beſtäubtem Schuh,
Blieb bei der offnen Tafel ſtehn,
Und ſah dem hohen Wohlergehn
Der Schmauſer lüſtern zu.

Da ſagte denn die Ritterin:
„Setzt, gute Freunde, ſetzt Euch dahin
Und koſtet von dem Mahl!“
Gelockt von dieſer Gaſtlichkeit
Vermehrte ſich von Zeit zu Zeit
Der Tiſchgenoſſen Zahl.“

Bertha befeſtigte die Stiftung des ſüßen Breies durch einen eiſernen Brief, der allen künftigen Beſitzern der Burg Wittgau die Verbindlichkeit auflegte, ſolches

Gaſtgebot jährlich auszurichten, und dabei ſolcher Geſtalt, daß die Speiſenden völlig zufrieden ſeyn könnten.

„Ich würde," fügte ſie am Schluße hinzu — „keine ruhige Urſtätte unter der Erde genießen, wenn ſich nach meinem letzten Stündlein irgend ein Burgherr unterfangen ſollte, das Geſtift zu vernachläſſigen oder ganz aus den Augen zu ſetzen." —

Dieſer Stiftungsbrief ward von einem Rechtskundigen ſauber auf Pergament geſchrieben, von Bertha und ihrem ehelichen Vormunde unterzeichnet, und mit angehangenem Siegel, im Briefgewölbe des Schloßes aufbewahrt.

Zwanzig Jahre hatte Bertha den ſüßen Brei ausgetheilt, als plötzlich ihr letztes Stündlein ſchlug. Ihr Begräbniß war ein Trauerfeſt für alle Gauen umher. Tauſende von Leidtragenden folgten dem Sarge zur Erbgruft, wo ſchon zwei früh verblühte Töchterlein ruhten. Auch der Ritter Osmund ward bald nachher auf der Rennbahn des Lebens vom Tode beſiegt. Ulrich von Roſenberg, des frommen Paares einziger Sohn und Erbe, waltete nun auf Wittgau, und befolgte viele Jahre lang ſeiner Mutter wohlthätige Verordnung, wie es einem guten Sohne eignet und geziemt.

Aber in's Herz des Landes drangen feindliche Kriegsvölker, und vertrieben ihn von ſeiner Burg. Ein Feldherr — den wir Dominik nennen wollen — wählte ſie zum Hauptlager, ſpielte darin den unbeſchränkten Gebieter und nahm alle Renten in Beſchlag, ja er erpreßte mit Feuer und Schwert von den Unterthanen das letzte Hemd. Ein alter Burgvoigt war von Roſenbergs Dienern der einzige, der im Schloſſe geduldet wurde, damit der Uſurpator immer einen Vollzieher ſeiner endloſen, meiſtens auf Wohlleben abzweckenden Befehle bei der Hand hatte.

Der übermüthige Feldhauptmann war von niedrigem Herkommen, war bei der magerſten Koſt erzogen, hatte vom gemeinen Kriegsknecht hinauf gedient, und manches hundert ſchwarze Soldatenbrode mit Behagen verzehrt; aber jetzt, da er auf fremde Koſten ſeinen Gaumen kitzeln konnte, war ihm nichts köſtlich genug. Faſanen, Tokayer und Ananas mußten geſchafft werden. Kurz, er führte eine ſo üppige Tafel, als wär' er ein Königsſohn und von Jugend auf mit den zarteſten Leckereien vertraut.

Fußfällig bat der Burgvoigt: er möge ſich aus Barmherzigkeit mit der Hälfte der geforderten Schüſſeln begnügen, indem ſonſt in kurzer Zeit alle Roſenbergſche Unterthanen ein Raub des Hungers werden müßten.

„Was kümmerts mich!“ ſagte der Wüthrich, „es bleibt bei'm Alten. Man iſt das nicht anders gewohnt.“

Während der Regierung des Despoten nahte ſich der Wonnemond. Bekümmert dachte der Burgvoigt an die Stiftung der frommen Bertha; doch die Hände waren ihm gebunden: er konnte von Geld und Einkünften entblößt, das gewöhnliche Maifeſt nicht veranſtalten; und daß die habſüchtige Kriegsgurgel aus dem Schatze ihrer Erpreſſungen eine Summe dazubergeben würde, das war nicht zu erwarten. So erſchien der erſte Mai, und die Speiſung unterblieb.

Nachts drauf war der wilde Schwelger
Von dem Saft der Reben trunken
Auf das Dunenbett geſunken,
Und behaglich ſchlief er ein.
Plötzlich ſprangen mit Getöſe
Schloß und Riegel aus der Krampe,
Und es trat mit einer Lampe
Eine greiſe Frau herein.

Sie umwallt ein weißer Schleier,
Deſſen Schweif den Boden fegt
Und an ihrer Hüfte regt,
Klirrend ſich ein Schlüſſelbund.
Langſam naht ſie dem Erwachten,
Murrt er gleich vor Mißbelieben:
„Ließ und thu, was hier geſchrieben,
Sagt ihr todtenbleicher Mund.

Und indem der Mann im Bette,
Bald erglühet, bald erkaltet,
Steht ſie vor ihm und entfaltet,
Ihm ein pergamentnes Blatt;
Und ſie leuchtet mit der Ampel
Bis er mit verſtörten Augen,
Die vor Angſt ihm wenig taugen,
Ihre Schrift durchlaufen hat.

Dann, vom Lager ſich entfernend,
Legte ſie das Blatt zuſammen,
Und es blitzten Zornesflammen

Aus der Augen Ring hervor,
Als ſie, hoch die Rechte hebend
Und den ſtarren Martisjünger
Drohend mit dem Zeigefinger,
Wie ein Dunſtbild ſich verlor.

Morgens d'rauf hielt Dominik ein ſcharfes Kriegsgericht über die Schildwachen, die während der vergangenen Nacht in den Gängen des Schloſſes und beſonders vor ſeinem Zimmer, angeſtellt geweſen waren. Sie hatten insgeſammt die Erſcheinung nicht geſehn. Der Burgvoigt, den Dominik nun in's Verhör nahm, entſetzte ſich; denn er vermuthete ſogleich, daß die verſchleierte Matrone Berthas Geiſt geweſen ſey. Er unterrichtete den Feldhern von der Stiftung des ſüßen Brei's und von der Urkunde, die darüber abgefaßt und in die Briefkammer niedergelegt worden war. Dominik befahl, die Schrift zu holen. Er hatte ſich ſchon vorher des Schloßarchives bemächtiget, doch nur diejenigen Documente, auf welche Geld einzunehmen war, an ſich geriſſen, alle andern hingegen, die auf Ausgaben zielten, liegen gelaſſen. So war denn auch Berthas Stiftungsbrief noch vorhanden und der Burgvoigt brachte ihn.

„Bei Gott!“ rief Dominik, „daſſelbe Blatt wurde mir von dem Nachtgeſpenſte vor die Augen gehalten!“

Der Alte zeigte ihm die Stelle, die auf ewige Zeiten alle Beſitzer des Schloſſes Wittgau verbindlich machte, die Unterthanen zu ſpeiſen.

„Was geht das mich an?“ ſprach Dominik, „ich bin nicht des Schloſſes Beſitzer.“

„Dermalen allerdings, Ew. Geſtrengen!“ erwiederte der Burgvoigt.

„Alſo meint Ihr wohl!“ ſagte Jener, „ich ſey ebenfalls ſchuldig, Eurem Volke einen Schmaus zu geben? Hahaha, ein ſo einfältiger Tropf bin ich nicht! Der Sieger nimmt ein, der Beſiegte giebt aus: das iſt Kriegsregel, und weder Himmel noch Hölle ſollen mich davon abbringen.“

Der Burgvoigt ging mit Achſelzucken fort, der General hielt die Sache für abgethan; allein ſchon am nächſten Mittage ward er anders belehrt:

Er gab den Häuptern ſeiner Schaar
Ein glänzend Gaſtgebot,
Doch ſieh, bei ſeinem Teller lag
Ein grobes Söldnerbrod.

„Was ſoll das?“ fuhr er zornig auf.
„Hinweg bei Mord und Tod!“
Erſchrocken ſah die Dienerſchaft
Das ſchwarze Wunderbrod.

Drei Buben faßten es geſchwind,
Und hoben ſchier ſich lahm,
Und ſtaunten daß der ſchwere Ball
Nicht von der Stelle kam.

Wie eingewachſen in den Tiſch,
Wich er und wankte nicht.

Den Feldherrn fiel ein Grauen an,
Und bleichte ſein Geſicht.

Nach feinern Bröden griff er ſchnell,
Doch welches ſeine Hand
Nur mit der Finger Saum beſtrich,
Das hob ſich und verſchwand.

Er langte nach dem Weinpokal,
Trank ſtutzig und rief jach:
„Verdammt! Wer ſchöpft ſtatt Ungar eins,
Mir Wellen aus dem Bach?“

Und alles, alles, was er noch
Dem Munde weiter bot,
Das ſchmeckt ihm wie des Baches Fluth,
Und wie Soldatenbrod.

Gezwungen, ganz wider ſeine Gewohnheit, ging er dieſen Tag unberauſcht zu Bette, nachdem er zuvor in der Burg doppelte Wachen ausgeſtellt und beſonders alle Wege zu ſeinem Schlafzimmer mit zahlreicher Mannſchaft beſetzt hatte.

Eh' er noch ſchlief,
Der Wächter rief:
„Die Glocke hat Zwölf geſchlagen!“
Der barſche Held,
Ein Löw' im Feld,
Fängt an vor den Geiſtern zu zagen.
Und horch! es bewegt ſich,
Es raſſelt und regt ſich
Schon unter dem Bette,

Und hervorkommt mit Haufen
Ein Zwergvolk gelaufen,
Gar einzig und nett.
Sie ſchwirren wie Hummeln,
Poltern und tummeln
Sich haſtig hervor,
Springen wie Ratzen,
Klettern wie Katzen
Auf's Bett empor,
Und tapfer mit Schellen,
Die weidlich gellen
Grüßt jeglicher Wicht,
Das Helden Geſicht!
Er will zur Wehre ſich ſtellen,
Er wirft ſofort
Ein Dutzend der kleinen Geſellen
Raſch über Bord;
Doch, als hätten ſie Schwingen,
Sind ſie huſch! wieder oben und bringen
Mit doppelter Pein
Die Säumniß ein,
Sie kneipen
Und ſtäupen,
Mit frechem Geſpötte,
Den Feldherrn baß
Sie wälzen ſogar, wie ein Faß,
Den dicken Herrn aus dem Bette,
Und tanzen, zum Ende vom Liede,
Auf ſeinem Leichnam ſich müde.
Nach dieſem Balle
Verſtoben ſie alle,
Die heilloſen Rangen,
Indem ſie ſangen:
„Beſtellt den ſüßen Brei,
Sonſt quälen wir Dich auf's neu!"

Aber Herr Dominik hatte nicht Luſt, ſeinen Raubſchatz durch Bewirthung der Roſenbergſchen Unterthanen zu ſchwächen; doch war er auch eben ſo wenig geneigt, ſeinen wohlgenährten Leib fernerhin zu einem Tanzboden herzuleihen.

Es gab einen Mittelweg: er konnte ſein Hauptlager an einen andern Ort verſetzen. Dazu entſchloß er ſich um ſo lieber, da die Gegend um Wittgau von den Heuſchrecken des Krieges ſchon ganz aufgezehrt war. Er rückte alſo mit ſeinem Heerhaufen einige Meilen weiter. Man glaubte allgemein, dieſer plötzliche Aufbruch hänge mit dem Plane des Feldzuges zuſammen. Das ließ ſich der General ſehr gern gefallen, und entdeckte keinem Menſchen, daß ihm die Zwerge ein Treffen geliefert, und ihn auf's Haupt geſchlagen hatten.

Kaum war er fort, ſo fand der Burgvoigt in einer ausgeplünderten Truhe, deren Deckel er mit Thränen aufſchlug, einen ſchweren Geldſack, und auf einem angebundenen Zettel Berthas unverkennbare Handſchrift in den Worten: „Zur Ausrichtung des ſüßen Brei's.“

Der Greis erſchrak; doch freudig und ehrlich verwandte er die willkommene Spende zu einer guten Mahlzeit, bei welcher die armen Gäſte einige Stunden lang ihres Jammers und Elendes vergaßen.

Der ſüße Brei, denn mit deſſen Geſchichte haben wir es hauptſächlich zu thun — lebte nun ohne weitern Anſtoß ein Jahrhundert fort. Es erwuchſen ſogar jüngere Geſchwiſter um ihn her. Die meiſten nachbarlichen Ritter gaben nach und nach ihren Dorfſchaften ein ähnliches Jahrfeſt. Doch thaten ſie es nicht gerade am erſten Mai, ſondern ſie wählten dazu ihre Geburtstage oder andere merkwürdige Zeitpunkte ihres Lebens. So ging die Sache trefflich ihren Gang, bis Waldemar von Roſenberg, Osmunds Urenkel, an die Reihe kam, auf Wittgau zu herrſchen.

Auf dieſem Manne ruhte nicht der Geiſt ſeiner edlen Väter. Er behandelte ſeine Unterſaſſen ſtolz und hart. Auch beſaß ihn der Geiz, und ihm war der Mai kein Wonnemond, weil ihm das große Volksmahl eine verdrießliche Ausgabe verurſachte. Er hätte dies Feſt ganz aufgehoben, wenn ihm nicht bange geweſen wäre, daß ſeine Urgroßmutter ihm einen Beſuch abgeſtattet hätte. Der ſüße Brei ward alſo aufgetiſcht, aber mit ſolcher Kargheit, daß der Stifterin Geiſt darob zürnte. Darum war es gemeiniglich in der folgenden Nacht auf der Burg nicht geheuer.

Unſichtbar durchlief es murrend
Alle Zimmer,
Schlug die Thüren faſt in Trümmer,
Raſſelte mit vielen Schlüſſeln
Wie mit Ketten,
Rüttelte der Schläfer Betten,
Und zerſchmettert alle Schüſſeln,
Die bei'm Schmaus, um Geld zu ſparen,
Nicht gefüllt geweſen waren.

In ſpäterer Zeit vermählte ſich Waldemar. Seine Gattin war gutherzig, vermochte viel über ihn, und bediente ſich ihrer ſanften Gewalt zum Beſten der Unterthanen.

Sie ſtarb ſchon im erſten Jahre der Ehe, indem ſie ein Söhnlein geboren hatte, das den Namen Hermann erhielt.

Der Wittwer ſchritt bald zu einer neuen Ehe. Dem kleinen Hermann fiel das ſchlimme Loos, eine böſe Stiefmutter zu bekommen. Sie übergab das ihr verhaßte Kind den Händen und der Willkühr einer rohen, leichtſinnigen Dirne, die den Knaben oft einige Stunden lang in banger Einſamkeit hungern und durſten ließ, und indeſſen mit den Knappen und andern Hausdienern kurzweilte.

Einſt hatte ſie in einer Sommernacht den Knaben allein gelaſſen und im Burggarten mit den Knappen geplaudert, als ſie nun nach Mitternacht leiſe in die Kammer zurück ſchlich, ſah ſie am Bettchen des Kindes eine verſchleierte Matrone ſitzen, die den Knaben liebkoſete. Starr vor Schrecken blieb die leichtſinnige Dirne ſtehen, da ſchlug die Matrone mit dürrer Hand den Schleier zurück und ſprach: „ich bin des Kindes Aeltermutter, Bertha, und werde es, da es hier ſo übel behandelt wird, zu mir nehmen.“

Der Stiefmutter Freude über des Kindes Ableben war von kurzer Dauer. Sie ſelbſt mußte nach Verlauf weniger Monate eben dieſelbe Straße wandeln.

Auch Waldemar ſtürzte bald nachher auf der Hetzjagd in die Ewigkeit hinüber.

Es ſtand im Buche des Schickſals geſchrieben, daß dieſes Geſchlecht, das die Tugendbahn ſeiner Ahnen zu verlaſſen anfing, ausſterben ſollte.

Doch ungeachtet ſie verſchwanden,
Die Zeit her auf der Bühne ſtanden,
Iſt's mit dem Mährchen nicht vorbei:
Die Hauptperſon, der ſüße Brei,
Iſt auf dem Platze noch vorhanden,
Und das Theater füllt ſich um ihn her auf's neu.

Die Burg Wittgau und das dazu gehörige Gebiet fiel an einen Lehnsvetter, den Ritter Willbold von Eiſenbart. Er war ein wilder, unbiegſamer Mann, ehern, der ſeinen eigenſinnigen Kopf für einen Mauerbrecher hielt, womit er überall durchzuſtürmen glaubte.

Einen anmuthigen Abſtich gegen ihn machte Hilda, ſein einziges Kind, ein eben ſo ſchönes als gutes Mädchen, deſſen Mutter frühzeitig ein Opfer der Härte ihres Gemahls geworden war. Er lebte ſeitdem als Wittwer, weil er unter den vielen Jungfrauen, denen er nachher ſeine ſchlagfertige Hand antrug, keine fand, die ſich ſeiner landeskundigen Haustyrannei unterwerfen wollte.

Es war im Anfange des Brachmonats, als er aus einer fernen Gegend herkam, um das ihm angefallene Lehn in Beſitz zu nehmen. Vier Wochen zuvor waren die Koſten des ſüßen Breies, wie gewöhnlich, aus den Einkünften des Gutes beſtritten worden, und man hatte diesmal mehr als zu anderer Zeit aufgehen laſſen, um die Unterthanen für die Knauſerei ihrer vorigen Herrſchaft zu entſchädigen. Willbold ſchalt und tobte darüber. Das ſoll mir nicht wieder begegnen! ſetzte er hinzu. Ich müßte den Bettelſtab ergreifen, wenn ich jährlich ein ſo verſchwenderiſches Bankett ausrichten ſollte. Mit nichten! Künftig erhalten die Leute, ohne alle weitere Nebengerichte, einen ſüßen Brei, und damit ſchabab!"

Bald darauf beſchloß er, der Mutter Bertha den ſchuldigen Gehorſam ganz aufzukündigen. Dazu verhetzte ihn ein Mann, deſſen Conterfei wir im folgenden Kapitel zur Schau ſtellen wollen.

Es lebte dort ein rieſenhafter Ritter,
Herr Hans von Haſenfeld;
Er ſprach ſo laut wie donnernde Gewitter,
Und ſchien ein großer Held.
Ihn trug, ob ſeines Bauches ſchwerer Bürde,
Kaum noch das ſtärkſte Pferd,
Und furchtbar krönte ſeines Anſehns Würde
Ein ungeheures Schwert.
Er that mit ſeiner langen Todesſenſe
Der Zeugenthaten viel,
Doch ward ſchon beim Geziſch erboſter Gänſe,
Dem Helden etwas ſchwül.

Er war aber nicht nur eine lächerliche Perſon, ſondern auch ein ſchlechter Wicht. Das ließe ſich aus hundert Thaſachen beweiſen; wir wollen jedoch nur einige, die mit unſerm Gegenſtande gleichſam verwandt ſind, hier anführen.

Ritter Hans beſaß in der Nähe von Wittgau ein Schloß, zu welchem ein Dörflein gehörte. Als es nun bei mehreren Rittern, die um ihn her wohnten, Sitte ward, ihre Bauernſchaft jährlich an einem gewiſſen Tage mit Speiſe und Trank zu erquicken, ſo ergriff er die Gelegenheit, ſich einen hämiſchen Spaß zu bereiten. Er ließ ſeine Dorfſaſſen zu einer Mahlzeit zuſammenrufen, und ihnen, als ſie an einer langen Tafel Platz genommen hatten, Mann für Mann durch ſeine Diener in's Ohr raunen: „der ſüße Brei, den man auftragen werde, ſey auf dem Boden der Schüſſel mit Silbermünzen gewürzt; wer alſo mit ſeinem Löffel am ſchnellſten und tiefſten bis auf den Grund tauche, der werde die reichſte Silberbeute gewinnen. Das war den armen Leuten eine höchſt erfreuliche Kunde. Sie hielten die Löffel hoch in der Hand, wie ein Reiter den Säbel, womit er einhauen will. Die Schüſſeln wurden aufgeſetzt; ein ſiedendheißer Brei qualmte darin; wie Blitze ſchoſſen alle Löffel hinein, und brachten eine feurige Ladung zurück, woran ſich die geldhungrigen Eſſer Mund und Gaumen verbrannten. Das ging nicht ohne gräßliche Geſichtsverzerrungen ab. Darauf hatte der edle Herr gerechnet, und frohlockte mit einem unmäßigem Gelächter darüber. Aber ſeine Hauptttücke beſtand darin, daß der Höllenbrei nicht einen einzigen

Pfennig enthielt, und an und für ſich ein ungenießbares Gericht war. Die Brandbeſchädigten mußten alſo, da man ihnen kein Voreſſen aufgetiſcht hatte, ungeſättig nach Hauſe gehn.

Tauſendſte Nacht.

(Fortſetzung des vorigen Mährchens.)

Im nächſten Jahre machte er ſich ein noch wohlfeileres Vergnügen. Er berief ſeine Bauern und Häusler wieder einmal zu einer vergeblichen Luſtbarkeit zuſammen. Sie erſchienen mit dem feſten Vorſatze, ſich den Mund nicht wieder zu verbrennen, ſondern langſamer zu eſſen. Doch dieſer gemeinſchaftlich gefaßte Entſchluß war ganz überflüßig. Sie fanden auf dem freien Platze, wo ſie im vorigen Jahre bankettirt hatten, keinen Tiſch gedeckt. Herr von Haſenfeld hatte blos für ſich und einige Gäſte eine Trinktafel aufſchlagen laſſen. Neben ihm ſtanden zwei oder drei Bockpfeiffer, die ländliche Tänze ſpielten. Als nun die Gemeinde verſammelt war, forderte er ſie mit donnernder Stimme auf, vor ihm zu tanzen. Die Burſche drehten und ſchwenkten ſich eine Weile mit ihren Liebchen herum; aber bei Hunger und Durſt erlahmten die Beine ſehr bald; niemand wollte ſich förder heben. Da trat ein plumper Gerichtsknecht auf und ſagte gebieteriſch: „Rührt Euch, Ihr träges Volk! Es iſt jetzt nicht die Frage, ob Ihr zum Tanzen Luſt habt oder nicht: Ihr müßt heute zur Frohne tanzen. Das iſt des gnädigen Herrn Wille und Meinung. Wornach ſich zu achten!“ Hierauf erhob der Scherge ſeinen dicken Stock und zwang damit Junge und Alte, nach der Bocksmuſik ſo lange zu hüpfen und zu ſpringen, bis ſie ſämmtlich athemlos niederſanken.

Ritter Hans rühmte ſich nachher in vielen Geſellſchaften, er habe ſeinen Bauern ein herrliches Tanzfeſt veranſtaltet. Der ſchamloſe Prahler ward deshalb von vielen, die ihn nicht beſſer kannten, für einen recht zärtlichen Vater ſeines Dörfleins gehalten. Da er auf eine ſo leichte Art zu dieſem Ehrenrufe kam, ſo muß man ſich wundern, daß nicht auch harte Fürſten bisweilen in ihren ſeufzenden Ländern einen allgemeinen Frohnball ausſchreiben. Man findet davon keine Spuren in der Geſchichte. Aber einige Dorfſultane von Hanſens Gelichter mögen es wirklich gethan haben.

Ritter Willbold und Herr von Haſenfeld wurden bald mit einander bekannt, und kamen oft freundlich zuſammen. Einſt ſprachen ſie von dem ſüßen Brei. „Es iſt doch verdammt ärgerlich,“ ſagte Jener, „daß ich mir von einem Weibe, das weit über hundert Jahre im Grabe modert, eine Schatzung muß auflegen laſſen.“

„Geherche nicht, ſo iſt der Handel abgemacht!" verſetzte Hans.

„Weit gefehlt, Herr Bruder!" ſprach Willbold, „Bertha's Geiſt dringt auf Gehorſam, und im Weigerungsfalle ſpukt er zornig umher."

„Mir ſoll er kommen!" ſprach der Bramarbas, und ſchlug auf ſein Schwert. „Ich mache Dir es zur Pflicht, zur Ehrenſache, Willbold, den einfältigen ſüßen Brei abzuſchaffen: ſonſt erkläre ich Dich Angeſichts der ganzen Ritterſchaft für eine feige Memme!"

Ein ſolcher Triumph aus dem Munde eines Mannes, den ſein Freund noch ſo wenig ergründet hatte, daß er ihn für einen tapfern Kämpfer hielt, that volle Wirkung. Willbold ſchwur, Bertha's Stiftung nicht zu achten, und nie einen Heller darauf zu verwenden.

„Das iſt brav!" ſagte Hans, „ſo kann auch nun unſer einer aufhören, ſeine Bauern jährlich einmal abzufüttern. Dieſer hier eingeriſſene, abgeſchmackte Gebrauch hat mich bisher anſehnliche Summen gekoſtet."

Bei dieſem Zwieſprach war Fräulein Hilda zugegen, und Ritter Hans empfahl ſich ihr jetzt noch übler, als er ſich ihr ſchon früher durch Zärtlichkeit empfohlen hatte. Der alte widrige Hageſtolz buhlte förmlich um ihre Gunſt und ihre Hand.

Doch er hatte nichts zu hoffen, denn Hilda war dem jungen Ritter Torald geneigt, und er betete ſie an.

Aber die Liebenden mußten unter der Maske der kälteſten Gleichgültigkeit mit einander umgehen, denn

Hilda's Vater war dem jungen Manne nicht ſonderlich gewogen. Er ſah ihn wegen ſeiner ſtillen Beſcheidenheit für einen furchtſamen Kalmäuſer an. Ueberdieß heiſcht er einen begüterten Eidam, und als einen ſolchen konnte ſich Torald nicht darſtellen. Er war arm und ward täglich ärmer, indem er den Wohlſtand ſeiner wenigen Bauern durch Aufopferung ſeiner eigenen Habe immer blühender machte.

Der Wonnemond nahte ſich; Willbold's Erbleute rechneten um ſo mehr auf eine ſtattliche Bewirthung, da es der erſte Feſtſchmaus war, den ſie von ihrem neuen Herrn zu hoffen hatten; auch Hilda lag dem Vater fleißig an, den böſen Eingebungen des dicken Ritters nicht zu folgen, ſondern der Stiftung redlich Genüge zu thun: aber er ſagte Nein und immer Nein, und berief ſich auf ſeinen Eidſchwur. Am Ende beſtieg er, um von der läſtigen Sache nichts weiter zu hören, in den letzten Tagen des Blumenmonds ſeinen Gaul, und ritt zum Beſuch zu einem fern wohnenden Freunde.

Der erſte Mai kam, die Bauersleute legten ihre Sonntagskleider zurecht, um bei dem Gaſtmahle, deſſen ſie gewärtig waren, geſchmückt zu erſcheinen: doch ſchon am frühen Morgen eilte Hilda in das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf hinab, ging von Haus zu Haus, entſchuldigte den diesmaligen Wegfall des ſüßen Breies mit der Abweſenheit ihres Vaters, und hinterließ überall ein ſo reichliches Vergütungsgeſchenk, daß ſämmtliche Einwohner mit dieſem Tauſche vollkommen zufrieden waren. In den weiter entlegenen Dörfern, die bei der Burg Wittgau zu Lehn gingen, that Torald, von dem Fräulein dazu beauftragt und mit dem nöthigen Gelde verſehen, ein Gleiches. So erſchöpfte Hilda aus eigner Bewegung ihre Sparkaſſe, um der Bauern gerechten Anſpruch zu befriedigen, und die Burg vor nächtlichen Geiſterſpuk ſicher zu ſtellen.

Acht Tage darauf kam Willbold von ſeiner Reiſe zurück. Er war neugierig, zu wiſſen, ob ſich die Unterthanen am erſten Mai eingeſtellt hätten, und wie man mit ihnen aus einander gekommen ſey; doch da er etwas Unangenehmes zu hören vermuthete, ſo fragte er lieber gar nicht darnach, und nun verſchwieg auch Hilda ihre eigenmächtige Geldvertheilung, worüber ſie doch mehr Tadel als Lob zu erwarten hatte.

Es wurde Nacht, der Ritter ſchlief,
Bis ihn eine Stimme beim Namen rief.
Er ſchrak empor, er war allein,
Erloſchen war der Ampelſchein,
Doch aus der Mauer fuhr eine Hand
Und ſchrieb mit Flammen an die Wand:
„Thu' in den nächſten ſieben Tagen
Was Du am erſten Mai verſäumt;
Sonſt wird nach ſchweren Plagen
Das Schloß von Dir geräumt!“

Willbold ſchüttelte trotzig den Kopf, ſchlief wieder ein und erinnerte ſich am Morgen der Erſcheinung ſo gleichgültig, wie eines Traumgeſichtes, und ließ die ſiebentägige Friſt ungehorſam verſtreichen. Um ihn dafür zu züchtigen, rückte in der nächſten Nacht ein zahlloſes Heer von Zwergen bei ihm ein.

Wie wenn Schaaren der Bienen dahin zieh'n, dichten Gewimmels,
Aus dem gehöhlten Fels im beſtändigen Schwarm ſich erneuend *):

So brachen die Pygmäen im Schlafzimmer des Ritters aus allen Wänden hervor, und zwackten ihn noch ſchlimmer, als weiland ihre Vorältern den General Dominik. Aber nicht ſo ſchnell und feige, wie dieſer, räumte Willbold das Feld. Er ließ im Mittelpunkte eines weiten hochgewölbten Saales ſein Bett an Ketten aufhängen, ſtieg auf einer Leiter hinauf und hielt ſich nun vor den Befehdungen der kleinen Kobolde ſicher; doch dieſes ſchwebende Lager überfielen ſie, wie geflügelt, und warfen den Inhaber auf den gepflaſterten Boden hinab. Seine Gebeine waren wie zermalmt; er konnte ſich nicht ohne Beiſtand aufrichten: als man ihn am Morgen aufhob, hörte er von allen Seiten laute Klagen über mancherlei Mißhandlungen, die in der vergangenen Nacht ſämmtliche Bewohner des Schloſſes von unſichtbaren Geiſtern erfahren hatten. Nur Hilda war verſchont geblieben. Das Hausgeſinde forderte einſtimmig ſeinen Abſchied, und drohte, im Weigerungsfalle, zu entlaufen. Der Ritter ſelbſt, der nun einmal ſeinen Nacken nicht unter das Hausgeſetz der

---

*) Homer's Ilias von Voß, zweiter Geſang.

Stiftung beugen wollte, fand es bei den gegenwärtigen Umſtänden für rathſam, ſich aus dem Staube zu machen, und ein nicht weit entlegenes, kleines Schloß zu beziehn. Dahin erhob er ſich, ehe der Abend einbrach, mit ſeiner Tochter und ſeinem ganzen Hofſtaate. In der Burg Wittgau blieb keine lebendige Seele zurück.

Als ſich Willbold in ſeinem Aſyl, wo er einige ruhige Nächte genoſſen, eingerichtet hatte, ließ er einige ſeiner Freunde und Bekannten zu einem Mittagsmahle einladen. Wir erwähnen von den Gäſten nur den Ritter Hans und Torald, und einen dritten, der ein ungemein luſtiger Kumpan war, immer artige Lieder auf der Zunge hatte, und bei Tafel ein Lied anſtimmte, in welchem er dem Weine den Vorzug vor der ſchönſten Frau gab.

„Ein feines Liedlein!“ donnerte Hans in den letzten Ton hinein. „Aber was Ihr da gegen die Frauen ſagt, ſollte man herausreißen und durch Henkershand verbrennen laſſen, angeſehn es das liebenswürdige Geſchlecht beleidigt, von welchem ein Inbegriff aller ſeiner Tugenden und Reize hier vor uns ſitzt.“

Hiermit ſtand er ſchwerfällig vom Stuhle auf, verbeugte ſich vor dem Fräulein und trank einen großen Becher auf ihre Geſundheit aus. „Schmeichler!“ rief Willbold, „verrücke dem Mägdlein nicht den Kopf und zärtle nicht! Es werden ohnehin ſchon genug minnigliche Blicke hier gewechſelt!“

Er ſchielte mit dem einen Auge Ritter Torald und mit dem andern ſeine Tochter finſter an, „aber komme mir Niemand mit Freiersgedanken in's Haus," fuhr er fort. „Ich laſſe mein Kind, die Luſt meines Alters, noch nicht ſobald mit einem Gemahle ziehen: es fände ſich denn ein beherzter Mann, der Geiſter bewältigen und ſie aus der Burg Wittgau bannen könnte, dem wollt' ich zum Danke das Mägdlein und das verwünſchte Schloß obendrein geben."

„Iſt das Ernſt?" fragte Hans.

„Auf Ritterwort und Ehre!" verſetzte Willbold.

„Nun, um dieſen Preis ſtürm' ich die Hölle!" ſchrie Jener, und ſchlug mit ſeiner Rieſenfauſt ſo gewaltig auf den Tiſch, daß einige Becher umſtürzten. Indem man dieſe kleine Unordnung belachte, faßte Torald, über Hanſen's Erklärung nicht wenig erſchrocken, ſchnell den Muth, mit ihm zuſammen in die Schranken zu treten.

„Ritter Eiſenbart," begann er beſcheiden, „da Ihr männiglich zum Geiſterbann auffordert, ſo iſt es wohl auch mir erlaubt, einen Verſuch zu machen?"

„Warum nicht?" antwortete Willbold mit einem froſtigen Tone.

Torald's Einmiſchung war dem dicken Ritter ungelegen. Sie zerſtörte einen ſchlauen Plan, den er im Kopfe hatte. Er wollte ſich nämlich mit dem Geiſterbann gar nicht befaſſen, ſondern um die Schule herumgehen und hernach aufſchneiden: er habe einige Nächte lang in der Burg mit Unholden gekämpft und ſie endlich zum Weichen gebracht. Es ſchien ihm leicht, durch ſolche leere Prahlereien das Fräulein zu gewinnen, denn da Niemand in der Burg wohnte, ſo ſtellte er ſich vor, man würde ihm die Schlüſſel übergeben und ihn nicht weiter beobachten.

Doch das alles ging ganz anders, wenn ſich ihm ein Zeuge ſeines vorgeſpiegelten Muthes aufdrang. Dieſer Ungemächlichkeit mußte vorgebeugt werden. Er wandte ſich daher zu Torald und ſprach: „es iſt löblich, daß Ihr Euch ſo wenig als ich vor Geſpenſtern fürchtet; mir aber gebührt der Vortanz, und ich bedinge mir dazu drei Nächte, die ich allein in der Burg ausharren will, um den Ruhm, den ich einzuerndten gedenke, nicht hinterher mit einem Andern theilen zu müſſen Bleibt nach dieſen drei Nächten, wie ich nicht glaube — noch etwas zu thun übrig für Euch, dann ſteht Euch das Feld offen.“

„So ſey es!“ ſprach Willbold, und Torald konnte nichts dagegen einwenden.

Wohlgemuth forderte Hans nach der Tafel die Schlüſſel der Burg, unter dem Vorgeben, daß er ſogleich die folgende Nacht dort zubringen wollte. Willbold, der dem Großſprecher nicht mehr ganz traute, erbot ſich, ihn hinein zu begleiten. Hans erſchrak, doch blieb ihm noch die Hoffnung, vor Einbruch der Nacht wieder aus der Burg zu entſchleichen. Sie ritten gegen Abend dahin. Willbold führte ihn in ein Zimmer, das nur eine Thüre hatte, dieſe verſchloß er ohne Umſtände hinter ihm, drückte draußen ſein Wappen darauf, wünſchte ihm durch's Schlüſſelloch eine gute Nacht, und verſprach, ſich in der Frühe des künftigen Tages nach ſeinem Befinden zu erkundigen.

So war Hans, wie eine Maus in der Falle, gefangen. Nur ein Felſenſprung aus dem Fenſter konnte ihn retten; aber er ſtürzte ſich lieber in das vor ihm ſtehende Bett, und wühlte ſich ſo tief als möglich hinein.

Als er, wie ein Igel zuſammengerollt, einige Stunden geſchwitzt hatte, trippelt und trappelt es um ſein Lager herum; das Deckebette ward ihm entriſſen, und Schläge und Nadelſtiche zwangen ihn, ſich aufzurichten und die feſt geſchloſſenen Augen zu öffnen. Himmel! da ſtand ein unabſehbares Volk vor ihm! Die Vorderen erſtiegen auf Leitern ſein Bette, hoben eine Kohlpfanne, auf welcher eine Schüſſel dampfte, mit großer Anſtrengung hinein, und ſangen dazu:

„Hier bringen wir
Den ſüßen Brei,
Er ſchmecke Dir
Wie geſchmolzen Blei,
Damit Du mögeſt erfahren,
Was jenes verſpottete Häuflein empfand,
Mit dem ſich Dein Herrſcherlingstrotz unterſtand,
Vor Zeiten ſo zu gebaren“

Einige Männlein, mit Löffeln in den Händen, ſprangen ihm rechts und links auf die Schultern, und fingen ihn an zu füttern. Der Brei war ſo heiß, daß er noch in den Löffeln Blaſen aufwarf. Hans ſträubte ſich verzweifelt gegen dieſen Genuß; allein er war auf allen Seiten von Zwergen umgeben und gleichſam eingemauert; man brach ihm die Lippen und Zähne auf, ſchob ihm mit Gewalt das glühende Muß hinein, und ſang dabei:

„Friſch geſchluckt,
Nicht gemuckt!
Ha! Ein Mund, der ſo vermeſſen
Ungeheure Thaten thut,
Der kann auch mit Heldenmuth
Dieſes Höllenfeuer eſſen!
Friſch geſchluckt!
Nicht gemuckt!
Haſt den ſüßen Brei geſcholten,
Der durch Bertha's Huld entſtand,
Und darob, mit Recht vergolten,
Dir den Frevelmund verbrannt!

Nach dieſer Speiſung ließen ſich zwei oder drei kleine Bockpfeifer mit einer lieblichen Muſik hören, und der König der Zwerge, der einen Zoll höher war, als die längſten Männer ſeines Volkes, forderte mit höhniſchen Worten den Ritter auf, ein Tänzlein zu machen.

„Dazu hätte ich eben Luſt,“ brummte Hans bei Seite.

„Luſt oder nicht!“ ſprach Seine Majeſtät.

„Du mußt vor mir zur Frohne tanzen.
Ihr Schergen, kommt herbei und ſeht,

hinter ihm, drückte draußen ſein Wappen darauf, wünſchte ihm durch's Schlüſſelloch eine gute Nacht, und verſprach, ſich in der Frühe des künftigen Tages nach ſeinem Befinden zu erkundigen.

So war Hans, wie eine Maus in der Falle, gefangen. Nur ein Felſenſprung aus dem Fenſter konnte ihn retten; aber er ſtürzte ſich lieber in das vor ihm ſtehende Bett, und wühlte ſich ſo tief als möglich hinein.

Als er, wie ein Igel zuſammengerollt, einige Stunden geſchwitzt hatte, trippelt und trappelt es um ſein Lager herum; das Deckebette ward ihm entriſſen, und Schläge und Nadelſtiche zwangen ihn, ſich aufzurichten und die feſt geſchloſſenen Augen zu öffnen. Himmel! da ſtand ein unabſehbares Volk vor ihm! Die Vorderen erſtiegen auf Leitern ſein Bette, hoben eine Kohlpfanne, auf welcher eine Schüſſel dampfte, mit großer Anſtrengung hinein, und ſangen dazu:

„Hier bringen wir
Den ſüßen Brei,
Er ſchmecke Dir
Wie geſchmolzen Blei,
Damit Du mögeſt erfahren,
Was jenes verſpottete Häuflein empfand,
Mit dem ſich Dein Herrſcherlingstrotz unterſtand,
Vor Zeiten ſo zu gebaren“

Einige Männlein, mit Löffeln in den Händen, ſprangen ihm rechts und links auf die Schultern, und fingen ihn an zu füttern. Der Brei war ſo heiß, daß er noch in den Löffeln Blaſen aufwarf. Hans ſträubte ſich verzweifelt gegen dieſen Genuß; allein er war auf allen Seiten von Zwergen umgeben und gleichſam eingemauert; man brach ihm die Lippen und Zähne auf, ſchob ihm mit Gewalt das glühende Muß hinein, und ſang dabei:

„Friſch geſchluckt,
Nicht gemuckt!
Ha! Ein Mund, der ſo vermeſſen
Ungeheure Thaten thut,
Der kann auch mit Heldenmuth
Dieſes Höllenfeuer eſſen!
Friſch geſchluckt!
Nicht gemuckt!
Haſt den ſüßen Brei geſcholten,
Der durch Bertha's Huld entſtand,
Und darob, mit Recht vergolten,
Dir den Frevelmund verbrannt!

Nach dieſer Speiſung ließen ſich zwei oder drei kleine Bockpfeifer mit einer lieblichen Muſik hören, und der König der Zwerge, der einen Zoll höher war, als die längſten Männer ſeines Volkes, forderte mit höhniſchen Worten den Ritter auf, ein Tänzlein zu machen.

„Dazu hätte ich eben Luſt,“ brummte Hans bei Seite.

„Luſt oder nicht!“ ſprach Seine Majeſtät.

„Du mußt vor mir zur Frohne tanzen.
Ihr Schergen, kommt herbei und ſeht,

Ob er ſich wacker ſchwenkt und dreht!
Wo nicht, ſo mögt Ihr ihn kuranzen."

Stracks trieben ihn einige mit Stöcken bewaffnete Wichtlein aus dem Bette heraus, und hetzten ihn eine Weile unter dem Gelächter der Zuſchauer im Kreiſe herum. Darauf nahte ſich ihm eine alte Zwergin mit einem Spinnrocken, der dreimal größer war, als ſie ſelbſt, und überreichte ihm denſelben mit den Worten:

„Du pochſt und prahleſt mit furchtbaren Waffen,
Doch für den Rocken biſt Du geſchaffen.
Nimm hin und ſpinne bis morgenden Tag,
Und wenn Du feierſt, ſo ſtraft Dich ein Schlag!"

Athemlos ſank er, mit dem Spinnrocken im Arme, auf einen Stuhl, und wie Spreu, die der Wind entführt, verſchwanden die Zwerge. Er pries ſich glücklich, daß er ſo leicht durchgekommen war, und entwarf im Kopf einen Siegesbericht, den er ſeinem Freunde abzuſtatten gedachte.

Den Rocken, der ſeine Relation vielleicht verdächtig machen konnte, und der ihn überdies als Sinnbild ſeiner Feigheit unangenehm war, wollte er zum Fenſter hinauswerfen; doch indem er es in dieſer Abſicht öffnete, ward der Flachskopf wie lebendig, ſchlug ihn rechts und links an die Ohren, drückte ihn rückwärts auf einen Stuhl und eine unſichtbare Macht zwang ihn, die Spindel zu ergreifen und mit ihr zu arbeiten. So oft er ruhen wollte, geſchah ihm nach des Mütterleins

Verheißung ein Schlag, und jeder neue Schlag, den er aus der Luft empfing, übertraf an Kraft ſeinen Vorgänger. Mit Erſtaunen fand Willbold am andern Morgen den emſigen Spinner, der dennoch, trotz dieſer Strafarbeit, den Begebenheiten der Nacht eine ſchöne Farbe zu geben ſuchte.

Aber bei jeder Unwahrheit, die er ausſprach, erhielt er von der Spinnmaſchine einen tüchtigen Kopfſtoß. Das bewog ihn zuletzt, aufrichtig zu beichten, und dem Geiſterbannen auf immer zu entſagen. Nun trennte ſich der Rocken plötzlich von ihm, und ging kerzengrade wie ein Menſch zur Thüre hinaus.

In demſelben Zimmer eingeriegelt erwartete Torald am folgenden Abend, was ihm begegnen würde. Die Augen auf die Thüre geheftet, ſaß er bis gegen Mitternacht, ohne daß er etwas Unheimliches vernahm. Endlich hörte er ein Geräuſch; und als er ſich umſah, erblickte er eine verſchleierte Geſtalt, die ihm winkte. Er ſtand auf, ſie klopfte leiſe an die Wand; die ſchweren Quadern wichen von einander; es zeigte ſich ein hohes Gewölbe und darin eine große, eiſerne Truhe, die bis an den Rand mit Goldſtücken gefüllt war.

„Torald!“ — ſprach der Geiſt — „Deines beſcheidenen Muthes und Deiner Biederkeit Belohnung ſey dieſer Hort und — Hilda! — Veranſtaltet jährlich das von mir geſtiftete Maifeſt, und weder ich noch die Zwerge werden jemals wieder erſcheinen.“ —

„Ich danke Dir, wohlthätiges Weſen!“ rief Torald. „Aber Hilda's Vater!“

„Wird einwilligen; es iſt ſchon dafür geſorgt,“ ſagte der Geiſt, „doch damit ihm keine böſe Luſt ankommt, den Schatz als ſein Eigenthum zu betrachten, werde ich ihm heute im Traume erſcheinen. Jetzt ſchließe die Wand ſich wieder, und öffne ſich nur Dir, wenn Du den Namen Hilda ausſprichſt!“

Sofort ergänzte ſich die Mauer und der Geiſt verſchwand. Kaum graute der Tag, da ſtürmte Willbold in's Zimmer. „Nun Freund Torald, wie ſteht's? Ich hatte eine Traumerſcheinung, die mir verkündigte: wir wären die Geiſter los, und hätten dafür einen Schatz gefunden.“

„Euch hat nichts Unwahres geträumt!“ verſetzte Torald, und brachte ſogleich durch das ſüße Zauberwort, welches er mit Erröthen ausſprach, den Schatz zum Vorſchein.

„Ha! ein herrlicher Fund!“ rief Willbold, und wühlte mit Luſt in dem Gelde.

„Mir ward dabei Hoffnung zu einem noch köſtlichern Schatze gemacht!“ ſagte Torald mit zitternder Stimme und geſenkten Augen.

„Ich verſtehe,“ ſprach Willbold. „Doch über meine Tochter hat Mutter Bertha nicht zu ſchalten. Ihr Verſprechen erkläre ich für null und nichtig, doch das meinige will ich halten. Ich gebe Dir Hilda zum

Weibe, und die Burg ſammt aller Zubehör zur Ausſteuer."

Dankbar ſtürzte ihm Torald in die offenen Arme. Mit ſchüchterner Beſorgniß, ſeinen künftigen Schwäher verdrießlich zu machen, erwähnte nun noch der Jüngling, daß auf dem Schatz der ſüße Brei als Bedingung hafte.

„In Gottes Namen!" rief Jener mit lachendem Munde. „Der windige Hans verleitete mich zu dem Schwur, nie einen Heller aus eigenen Mitteln auf das Geſtift zu verwenden; und ich hätte den Eid gehalten, wär' ich auch darüber zu Grunde gegangen. Da aber nun Frau Bertha die Koſten ſelbſt dazu hergab — in Gottes Namen!" —

Und ſo erneuerten denn Torald und Hilda, die bald darauf ein glückliches Paar wurden, das unterbrochene Feſt, und ihre Nachkommen feierten es fort, bis die Burg, deren Bau es veranlaßt hatte, wieder in Trümmern zerfiel.

Tauſend und erſte Nacht.

„Wiſſet Ihr auch," ſagte heute heiter der Freiherr, „daß ein Blick in den Kalender und in mein Tagebuch mich heute belehrt hat, daß Eduard und Franz nun gerade Tauſend und eine Nacht unter unſerm Dache ſind?"

„Erlauben Sie, Väterchen,“ erinnerte Alma, „Beide waren einige Zeit verreiſet.“

„Nun, ſo ſind ſie doch gerade vor tauſend Tagen hier nach Schloß Runſitten gekommen. Tauſend Nächte haben wir einander Mährchen und Sagen erzählt. Laſſet uns heute noch eine Sage erzählen, damit, wenn Franz oder der Caplan dieſe Sagen geſammelt herausgeben, ſie ein Seitenſtück zur morgenländiſchen Tauſend und eine Nacht bilden,“ und er ſelbſt begann:

Liebesprobe.

Italieniſche Sage.

Zu jener Zeit, als die Lombarden das Reich Napoli inne hatten, regierte zu Tarent ein Fürſt, Pandolfo mit Namen, welcher rauh von Sitten war, aber gerecht in Handlungen und von unverbrüchlicher Treue; darob noch heut’ zu Tag’ in Tarent das Sprüchwort geht: „So gewiß, als ob Pandolf es verſprochen!“ Derſelbe hatte ein Töchterlein, das hieß Hermildis, und war ſchön von Wuchs und holdſelig von Angeſicht, auch war ihre Sitte lieblich und fern von jeglicher Hoffarth, weshalb denn, wo ſelbige ſich ſehen ließ, es war, als wäre unſers Herrgottes Sonne aufgegangen, an deren Scheine Hohe und Niedrige ſich ergötzen und ſtärken zum neuen Leben. Und ihr Ruf verbreitete ſich weit in’s Land, und es kamen Fürſten und Herren von nah und fern, und warben um ſie. Aber Hermildis mochte keinen von ihnen und ſprach zu ihrem Vater, welcher gar ſehr in ſie drang, daß ſie ihm einen Eidam ſchenken möchte, und Enkelein, nach ſeinem Tode zu regieren: „mein Herr und Vater, meine Zeit iſt noch nicht gekommen, denn ſo ſie gekommen iſt, wird der Herr durch mein Herz mir offenbaren, jetzt iſt's Zeit, und dieſer iſt der Rechte, den ſollſt Du nehmen.“

Aber über dieſes Wort gerieth der Vater in großen Zorn, und ſprach: „Traun, wenn wieder einer kommt, der mir anſteht, ſo will ich Dich nicht fragen, ſondern will Dein Herr ſeyn und ſagen: der iſt der Rechte, den ſollſt Du nehmen!“

Worüber, obwohl ſich voll Demuth beugend, Hermildis ſich inniglich betrübte, denn ſie hatte heimlich ihre Liebe geſetzt auf Alboin, einen Ritter an ihres Vaters Hof, welcher zwar arm war, aber tapfer und hochherzig, und im Stillen für ſie entbrannt in Liebe. Und ſie ging in ihrer Betrübniß in den Garten am Schloß, und ließ ihre Frauen hinter ſich, um ſich allein in der friſchen Luft zu ſtärken, und Troſt zu holen vom Himmel, der gar heiter und blau über ihr glänzte. Und ſiehe, dort ſaß Alboin auf einer Bank, und hatte die Arme über einander geſchlagen, und bewegte ſich nicht, ſondern ſah feſt auf eine Stelle vor ſich hin. Das Fräulein aber ging leiſe hinter einer Hecke herum, und trat zur Bank und ſprach:

„Alboin, was ſinnſt Du?“

Dieſer aber fuhr heftig zuſammen und ſprang empor, zitternd und mit glühendem Antlitz, und getraute ſich nicht die Augen aufzuſchlagen, ſondern ſah beſchämt zur Erde, denn er hatte eben gedacht: „Wie glücklich iſt derjenige, welcher Hermildis einſt heimführen wird als Braut“ — und wähnte jetzt, wie Hermildis ihn ertappt auf dieſem Gedanken, ſo müſſe ſie ſelbigen geſchrieben leſen auf ſeiner Stirn und ihm zürnen.

Aber Hermildis zürnete nicht und ſprach: „Trauter Alboin, ich bin hergekommen, um Blumen zu brechen. So geh' denn hin, und brich mir Roſen, denn ich fürchte, daß die Dornen mich verwunden.“

Deß freute Alboin ſich ſehr, und ſprach tief gebeugt: „Erlauchte Prinzeſſin, ſo ich Roſen pflücken könnte für Euer ganzes Leben, ſo wollt' ich die Dornen nicht ſcheuen, und wenn ſie mich bis zum Tode verletzen möchten.“ Und eilte hin, deren zu pflücken, indeſſen Hermildis ſeiner harrend, ſich auf den Ort ſetzte, wo Alboin geſeſſen, und ihr Haupt auf die Stelle legte, wo ſeines gelegen, und ihm nachſah, wie ſchön er war, und anmuthig in Geberden.

Alſo kam er zurück und hatte einen Strauß geflochten, den er, ſich auf ein Knie vor ihr niederlaſſend, ihr ehrerbietig und ſtillſchweigend überreichte.

Hermildis aber betrachtete den Strauß, und ſiehe! es waren Roſen von verſchiedener Art und Größe, eine aber in deren Mitte leuchtete, ſo wie an Größe und Menge der Blätter, alſo auch an Glanz der Farben und Wohlgeſtalt vor allen andern hervor, und dicht an ihr eine weiße Königslilie, unter der Roſe aber, ſich faſt in dem grünen Laube verſteckend, war ein blaues Gedankenblümlein, das Bild der Treue und Beſcheidenheit, und ſchien, als wenn es mit Sehnſucht nach der vortrefflichen Roſe hinaufſchaute.

Da ſprach Hermildis: „Gewiß haſt Du an Deine Liebſte gedacht bei dieſem Strauße, und magſt Deinen Sinn auf etwas Hohes geſtellt haben, ſo Dir ſchwer ſcheint, zu erreichen. Willſt Du mir nun vertrauen, ſo will ich Dir rathen und helfen, und ſo thun, daß Du glücklich wirſt.“

Solches ſagte die Prinzeſſin, um ſeine Liebe zu prüfen; als er aber erſt die Augen niederſchlug, dann ſchüchtern emporſah, wo es war, als ſollte eine Thräne hervorrinnen, und nach dem Saum ihres Gewandes griff, und ihn ſtill ſchweigend küßte, da ward ihr weich um's Herz und ſie ſprach:

„Morgen um dieſe Stunde, trauter Alboin, komme ich wieder her, und ſo Du liebſt, mir zu dienen, ſo magſt Du mir wieder einen Strauß pflücken.“ Darauf ging ſie fort und weinte einige Zeit im Stillen, und dachte bei ſich: „Warum hat mir der Herr dieſe Liebe in's Herz gelegt, ſo er nicht will, daß ich ſie zeige, denn vergeblich thut der Herr nichts, und wenn es nicht recht wäre, ſie zu hegen, ſo würde er mir's im Herzen offenbaren. Aber da ſagt er mir: es ſey löblich und gut, den Alboin zu lieben, weil er ein Ritter iſt, von adelichem Gemüth, und Sitte ſonder Tadel. Doch wird er nimmer wagen, wenn er mich auch liebt, ſolches der Tochter ſeines Herrn zu geſtehn, darum muß ich ihm Muth machen und ſeine Zunge löſen.“

Alſo ſprach ſie bei ſich ſelber, und wußte doch nicht, was ſie thun ſollte, und ob ihr Beginnen recht ſey nach weiblicher Sitte. Darum betete ſie, ehe ſie einſchlief, inbrünſtig: „Herr, Du weißt, daß ich nicht eitel und ſündig Gelüſt hege, ſondern reine, löbliche Liebe, darum offenbare mir, ob mein Vorhaben recht ſey, und wenn Du es billigſt, ſo laß morgen früh beim Erwachen meinen erſten Gedanken ſeyn an Albein, und ſtelle ſein Bild mir vor, daß mir ſey, als ob ich ihn ſelber ſähe, und gieb mir eine Freudigkeit in's Herz, welche mir ſage, der Weg, den Du wandeln willſt, führt zum Guten. Und als ſie des Morgens erwachte, ſiehe da ward ihr, ſo wie ſie die Augen aufſchlug, das erbetene Zeichen, und ſie faßte nun ihren Beſchluß und führte ihn aus, dergeſtalt, daß Albein Muth bekam, ihr zu ſagen: daß er ſie lange geliebt in Züchten und Ehren, und fühlten ſich, wie die Seligen des Himmels, frei von jeglicher Beſchwerde und Sorge.

Aber die Freude hatte kaum wenige Wochen gedauert, da kam an Pandolf's Hof Aiſtulf, Fürſt von Capua, und warb um Hermildis. Ob dieſer nun ſchon ein häßlicher Geſell war, plump und ungeſchlacht, ſo war er doch dem Vater willkommen, denn er hatte lange mit ihm im Streite gelegen, und hoffte ſolchen durch die Vermählung abzuthun, beſchloß daher, ſeine Tochter hart anzulaſſen, und ſie, wenn ſie ſich weigerte, nicht mehr für ſein Kind anzuerkennen, gab aber gleichwohl dem Fürſten von Capua noch nicht ſein Wort, wohl wiſſend, daß Weiberwille oft unbezwinglich ſey.

Und es wurden viele Feſte angeſtellt zu des Freiers Kurzweil, und um ihm das Warten zu verſüßen, denn obwohl er gar ſchön that mit Hermildis, ſo begegnete ſie ihm doch immer hart und ſpöttiſch. Allein Aiſtulf ließ ſich ſolches nicht kränken, denkend, wenn nur der Vater wolle, werde er die Tochter heimführen.

Weil ſich aber viele Fremde am Hofe befanden, und alles lebendig war im Pallaſte und Garten, hatte Hermildis ihren Albein lange nicht allein ſehen können, und nur ſelten hatte ſie ſelbigem ein geheimes Liebeszeichen gegeben, um ihn zu tröſten und mit Hoffnung zu ſtärken.

Eines Abends aber, als Hermildis nach einem großen Banket und Tanz heraustrat auf den Söller, der vor ihrem Zimmer nach dem Garten ging, um ſich an der kühlen Nachtluft zu erlaben, und an dem hellen Mondſcheine, und ihren Liebesgedanken nachzuhängen, ſiehe, da kam Albein, welcher alle Abende unten geharrt hatte, und ſehnlich hinaufgeſehn nach ihrem Fenſter, hervor aus den Buſchgängen mit ſeiner Laute, ſetzte ſich hin und ſang ein Lied voll ſchwermüthiger Klagen, und ſprach darin den Schwur aus, ſich zu tödten, wofern ſie eines Andern Gemahlin würde.

Als Albein ſo geſungen hatte, legte er die Laute hin, blickte zum Söller noch einmal hinauf, woſelbſt er jedoch Hermildis nicht mehr wahrnahm, und wanderte dann haſtig dahin des Weges, der zum Meerbuſen führte. Hermildis aber trat heraus durch ein Pförtchen in den Garten, und eilte ihm im Sprunge nach, voll bittrer Angſt und Sorge, meinend, er wolle ſich ein Leides thun, welches Alboin auch in Wahrheit beſchloſſen hatte. Aber ſie traf ihn noch im Walde, wohin der Mond nur mit einzelnen Strahlen drang, und weil es dunkel war, ſo bemerkte ſie es nicht, und wunderte ſich ſehr, als ſie ſich unbemerkt an ſeinen Hals hing mit bitterm Weinen, und nach und nach, denn ſie ſchluchzte ſehr, und konnte nicht in einem fortſprechen, folgendes, ihn feſt an ſich drückend, ſagte: „Wie konnteſt Du mir ſo weh thun, mein einziges Leben, zu glauben, daß ich Deiner vergeſſen habe, und Dir untreu wäre wegen eiteln Glanzes und Hoffarth. Denn in Dir nur iſt mein Leben und mein Glück und mein Reich, und Alles, was Du nicht biſt, iſt mir eitel Tand. Das ſchwöre ich Dir, darum ſey getroſt und gräme Dich nicht, denn ich werde keines Andern ſeyn mein Lebelang. Und ſo mein Vater mich zwingen wollte, will ich mit Dir fliehen und Dir folgen, wohin Du willſt. Halte nur einen Nachen bereit am Ufer, und komme des Abends zum Söller hin, damit ich Dir ſage, wenn's Zeit iſt, daß wir uns flüchten, und eine Inſel ſuchen zu unſerm Wohnorte, oder wenn wir keine fänden, mit einander ſterben in den Wellen, was mir lieber iſt, denn ohne Dich leben.“

Deſſen freute ſich Alboin herzinniglich, und es war ihm nun eben ſo wohl, wie ihm vorher weh geweſen war, und ſie ſchwuren, ſich treu zu bleiben bis in den Tod, und thaten ſolches unter vielen züchtigen Küſſen, bis es im Morgen lichter ward, worauf denn Hermildis, ſtill, und ohne daß ſie jemand bemerkte, in ihr Kämmerlein zurückſchlich.

Und deſſelbigen Tages begab ſich's, daß Pandolf zu des künftigen Eidams Ehren eine prächtige Jagd anſtellte, wobei alle Ritter ſeyn mußten, ſo am Hofe dienten, auch Hermildis, welche nach der Zeiten Sitte in Führung des Roſſes wohl geübt und kräftig von Gliedern war. Aber als nun ein großer Hirſch verfolgt wurde, ſiehe, da traf ſich's, daß Pandolf und Hermildis und Aiſtulf, der, obwohl er ihr läſtig fiel, ihr nimmer von der Seite wich, ſich von den Andern verirrten, und tief in den Wald hinein geriethen, wo kein Pferd zu ſehen war. Aber Alboin, welcher ſeine Liebe nicht aus den Augen ließ, daß er ihr gleich helfen möchte, wenn ihr Uebles begegnete, war auch dabei, und folgte ehrerbietig von fern.

Damit ſie nun ſich alleſammt nicht verletzen möchten an den Aeſten, ſtiegen ſie von den Roſſen, und führten ſolche am Zügel hinter ſich durch den Wald, bis er helle ward, und ſie in ein Thal kamen, wo ihnen gegen über ein Berg ſtand, ſo hoch, daß ein Menſch, der etwa oben geſtanden, von unten klein geſchienen hätte, kaum eine Spanne lang.

Da ſprach Pandolf: „Hier kenne ich den Weg, und müſſen wir, um nach Tarent zu kommen, über dieſen Berg, welcher hoch iſt und beſchwerlich zu ſteigen. Darum laßt uns hier raſten eine Weile, und ſehen, ob nicht mehrere des Gefolges ſich zeigen, oder wir die Jagdhörner wieder hören.

Und ſie ſetzten ſich in das Gras, Hermildis, ſo weit ſie konnte, von Aiſtulf wegrückend, Alboin aber ſtand unweit vom Baume, und blickte ſehnlich hin nach ihr. Und ſiehe, da brach plötzlich ein Wehrwolf mit einem langen Satze aus dem Buſche hervor, und ſprang auf Hermildis zu. Darob der Vater heftig erſchrak, Aiſtulf aber gar ſich entſetzte, daß er zitterte, und ſchreiend hinter einen Baum ſprang. Alboin hingegen ſtürzte ſchnell mit blankem Schwerte auf das Unthier, das Hermildis eben mit den Zähnen faſſen wollte, und verſetzte ihm einen Streich, daß er zweifelhaft taumelte, dann aber gegen den, der es verwundet, ſich wüthend wendete, worauf denn Alboin hinter einen Baum ſprang, und dem Thiere, wie es im Nachſpringen war, das Schwert in die Weichen ſtieß, dergeſtalt, daß es todt hinſank. Und es dauerte eine Weile ehe eins von ihnen ein Wort ſprach, denn alle waren ſehr erſchrocken, auch Pandolf, welcher, obgleich ſonſt voll löblichen Muthes, dennoch bleich und zitternd daſtand, denn er liebte Hermildis wie ſein Leben, wenn er ſchon nicht dergleichen that und ſie oft hart anließ.

Als er ſich nun beſann, und ſie gerettet ſah, da ging ſein Herz über vor Freuden, und er umarmte ſie und drückte ſie feſt an ſich, und dachte nun, wenn Alboin nicht wäre, ſo müßte er ſich jetzt über deren Tod betrüben.

Da wendete er ſich zu Alboin, welcher noch immer beſcheiden von fern ſtand, und nichts ſagte, ſondern in ſich ſelbſt vergnügt war, daß er ſeiner Liebſten ſolch einen Dienſt erweiſen können. Und Pandolf ſprach: tritt näher, Alboin, denn fürder ſollſt Du nicht mehr mein Diener ſeyn, ſondern mein Freund, denn Du biſt mir näher denn jeglicher Verwandter, ſintemal Du meinen beſten Schatz erhalten haſt, mein Töchterlein, welches jetzt ohne Dich da läge in Stücken zerriſſen. Und damit Du ſehen mögeſt, daß ich erkenntlich bin, ſo fordre von mir, was Du willſt, und traun, ſo ich kann, will ich es Dir gewähren.

Aber Alboin ſtand zweifelnd da und ſahe Hermildis an, welche über ihres Vaters Wort, wohl wiſſend, daß er ſolches nicht breche, höchlich erfreut war, und ihren Liebſten nun zuwinkte, mit mancherlei Zeichen, um ihn zur rechten Bitte zu lenken. Worauf denn Alboin ſich vor Pandolf auf ein Knie niederließ und ſprach: „Mein Fürſt und Herr, was ich gethan, iſt zwar ſchon hinlänglich bekannt durch die Freude, die mir ſolches gemacht hat; weil Ihr aber wollet, daß mir noch ein andrer Lohn werde, und mir zeitlebens verſprochen habt, das, was ich verlangen würde, ſo Ihr könntet, zu gewähren, ſo bitte ich flehentlich: Gebt mir die, ſo ich am Leben erhalten, zum ehelichen Gemahl.

Darob erſtaunte Pandolf höchlich, denn er hatte den Alboin immer gekannt als einen beſcheidenen Jüngling und nicht geglaubt, daß derſelbe ſich unterſtehen würde, dergleichen zu bitten, ſeine Augenbraunen zuckten, wie zu geſchehen pflegte, wenn er innerlich ſehr zornig war, und ſolches doch unterdrücken wollte, welches denn Alboin und Hermildis, die ihn Beide voller Erwartung anſahen, mit Schrecken bemerkten. Pandolf aber, welcher bedachte, daß er ſein Wort gegeben habe und ihm immer treu geblieben ſey, es auch jetzt nicht brechen könne, unterdrückte ſeinen Zorn und ſprach: „Traun, Du haſt mich überliſtet, denn nimmer hätte ich gedacht, daß Du eines ſolchen Dich unterfangen würdeſt, und meinen Dank mißbrauchen. Dieweil ich es jedoch verſprochen, ſo will ich es halten, aber wie ich Dir ſolches hiermit zuſage, ſo wirſt Du Dich auch nicht entbrechen, eine Prüfung zu beſtehn, ob Du auch ſeyſt ein Mann, wie ſich's ziemt, ſtark von Liebe und von Kraft, von welchem ein ſtarkes Geſchlecht zu erwarten ſtehe, ſo vermögend, die Lanze und das Schwert zu führen, und würdig zu ſitzen auf einem Fürſtenſtuhle."

Deſſen freuten ſich Alboin und Hermildes, indem Beide hofften, daß er Alles überwinden würde durch Liebe und Vertrauen. Und Alboin ſprach: „Mein Fürſt und Herr, es iſt billig, und wenn ich nicht beſtehe die Prüfung, die Ihr mir auflegen werdet, ſo will ich Eurer Verheißung verluſtig ſeyn."

Worauf Pandolf entgegnete: „Wohl, ſo nimm meine Tochter auf den Arm, oder auf Deine Schulter, wie Du ſelber willſt, und trage ſie hinauf auf den Berg, der hier vor uns iſt, und ſo Du ſie bringſt auf den Gipfel ohne zu raſten, ſo ſoll ſie Dir noch heute angetraut werden als Ehegenoſſin."

Und Alboin und Hermildis blickten den Berg an, und ob er ihnen wohl hoch ſchien, ſo zagten ſie doch nicht, denn er war ſich bewußt einer mächtigen Stärke in der Bruſt und Schultern, ſie aber, welche auf ihn vertraute, indem es ihr ſchien, dem Liebſten ſey nichts auf der Welt unmöglich, meinte, ſie wolle ſich ſchon leicht machen, daß ſie ihm keine Laſt ſey.“

Alſo faßte er ſie auf die Schultern, und als ſie nun oben war, um ſich feſt zu halten, die Arme um ſeinen Hals ſchlang, da ſchien es ihm, als ſey ſie leicht wie eine Feder, und als komme ihm eine neue Kraft in die Glieder, wie er ſolche noch nie gefühlt, ging nun vorwärts, die Burg hinan, und Pancolf folgte ihm; Aiſtulf aber, der indeſſen aus dem Gebüſche hervorgekrochen, wunderte ſich deſſen ſehr, und dachte, die Höhe des Berges betrachtend: Will's hier unten abwarten in Ruhe, denn er bringt ſie doch nicht hinauf, der thörige Geſell, und ich führe am Ende ſonder alle Mühe die Braut heim.

Alboin ſchritt nun muthig den Berg hinan, mit der lieben Laſt auf ſeinen Schultern. Als er aber kaum auf die Mitte gelangt war, begann es ihm ſauer zu werden und große Tropfen Schweißes drangen ihm aus Stirn und Bruſt, und er fühlete, was er vorher nicht gedacht hatte, daß auch die Liebſte beſchwerlich ſey, weit zu tragen, ging jedoch muthig aufwärts und gelangte alſo bis zum dritten Viertheil des Berges. Da war es ihm, als koche das Blut in ſeiner Bruſt, und es wurde ihm wie dunkel vor den Augen, und ſeine Knie wankten. Als aber Hermildis ſolches merkte, ward ihr bange, und ſie ſprach: „Sey ſtark mein Alboin, und wanke nicht, denn ſiehe, ſchon iſt der Gipfel nahe, und ſo Du ihn erreicheſt, werde ich Dein ſeyn auf immerdar, und wie ich Dir jetzt ſchwer falle, daß Deine Knie wanken, alſo werde ich dich nachher ſtützen mein Lebelang, und Dir beiſtehen in Lieb' und Treue.“

Dieſes Wort gab nun den Alboin ein neues Feuer, und er raffte ſeine Kräfte zuſammen, und ſtrebte weiter aufwärts, obwohl immer langſamer und wankender, weßhalb denn Hermildis vor Angſt zitterte, Pandolf aber, der geſehen, wie ſehr Hermildis den Alboin liebte, bereuete ſchon die harte Prüfung, die er ihm auferlegt hatte, und beſchloß bei ſich, ſo er ſie auch nicht hinaufbrächte, ſolle ſie doch ſein werden.

Alboin erreichte aber wirklich den Gipfel, woſelbſt Hermildis außer ſich vor Freuden herabſprang von ſeiner Schulter. Pandolf kam auch herzu, um ihm zuzuſprechen mit traulichem Wort, aber ſiehe! Alboin begann zu taumeln, und vor ſeinen Augen ward es dunkel, und er ſtürzte auf den Boden hin, und aus ſeinem Munde drang hervor ein Strom von Blut, worauf er die Augen ſchloß, bleich und todt dalag. Da warf ſich Hermildis, welche ſo wie nur eben voll Entzücken, alſo jetzt voll Entſetzen war, auf ihn hin, und rief ihn mit lauten, ſchmerzvollen Schreien: „Alboin, ach mein Alboin, erwache, erwache! netzte auch ſein Geſicht mit vielen Thränen und drückte viele Küſſe auf ſeinen Mund. Wie er aber noch immer kein Leben verſpüren ließ, umfaßte ſie ihn in Verzweiflung und rief: „So Du mein Wort nicht hörſt und verſchieden biſt, ſo ſoll mich nichts von

Dir reißen, und hier ſchwöre ich's, daß ich bleiben will bei Dir, und Dir nachfolgen.

Und ſiehe, Alboin ſchlug langſam die Augen auf, und blickte um ſich herum, als zweifle er, was mit ihm auch geſchehen, ſahe Hermildis erſtaunt an, die ein Jubelgeſchrei erhob, wie ſie ſeine Augen offen ſah — und er nicht wußte, wo das Blut herkam an ſeinen Kleidern, und fragte, was geſchehen ſey, welches denn Hermildis ihm erzählte, Pandolf aber ſagte ſanftmüthig, wie er ſonſt niemals pflegte: „Trauter Alboin, mich freut es ſehr, daß ich Dich auf ſo ſchwere Probe geſtellt, welche ſchier jedes Menſchen Kräfte überſteigen muß. Aber Deine Schwachheit wird vorübergehn, und ſoll ſie heute noch Dein Ehegemahl ſeyn, die Du erworben haſt mit ſauerm Schweiß und Deinem Blut."

Wie Alboin ſolches hörte, lächelte er in Wehmuth, denn er fühlte es wohl, daß ſein Ende nahe ſey, und ſprach mit matter Stimme: „So danke ich Gott, daß er mich erreichen ließ, was ich einzig mir gewünſcht, und will gern aus der Welt gehn, da ich durch meinen Tod dich erwerbe, meine Hermildis. Denn mein biſt Du nun, und wirſt mein bleiben in Zeit und Ewigkeit, und wie ich Dir jetzt vorangehe; wirſt Du mir bald nachfolgen und Dich wieder mit mir vereinen an Gottes Thron. Und damit ich deſſen gewiß ſey, ſo flehe ich, mein Herr und Vater, leget unſre Hände in einander und ſegnet uns.

Und ſo that Pandolf, worüber in Alboins Geſicht eine große Freude ſich verſpüren ließ, und er wollte ſich erheben, und ſeinen Kopf an Hermildis Bruſt legen, wobei wieder plötzlich vieles Blut aus ſeinem Munde floß, ſo daß er zurückſank und verſchied.

Und Hermildis rufte ihn lange mit bittern Thränen, und meinte, er müſſe zurückkehren in's Leben; wie ſie aber nun ſah, daß er todt war, weinete ſie nicht mehr, ſondern ſaß neben dem Leichnam mit ſtarren Blick und ſagte kein Wort, obſchon ihr Vater zuredete, mit ihm zu gehen, und als er ſie wegführen wollte, widerſetzte ſie ſich mit Gewalt und riß ſich von ihm los.

Pandolf aber, welcher auch in Scherz und Widerwärtigkeit immer ſeinen hellen Geiſt erhielt, meinete, daß Hermildis, wenn man den Leichnam fortſchaffe, auch wohl von ſelbſt folgen würde, und da indeſſen einige des Jagdgefolges herbeigekommen, befahl er ihnen, eine Tragbare zu machen von Zweigen, und den Todten darauf zu legen, und nach der Stadt zu tragen. Solches hörete die Betrübte, ſagte aber nichts, und blieb ſtarr ſitzen. Als nun die Tragbare fertig war und Alboin darauf gelegt werden ſollte und ſie nun ſah, daß, wie man ihn erhob, ſein Kopf zurückſank, und ſeine Arme und Füße ſchlotterten, wie bei einem Todten, den man aufhebt, zu geſchehen pflegt, da wurde es ihr erſt ganz hell im Geiſte, daß nun Alles vorbei ſey mit ihm und mit ihr, und ſie ſtürzte ſich von neuem hin auf ihn mit lautem, verzweiflungsvollen Stöhnen, welches denen, die es hörten, durch Mark und Bein ging, ſo daß keiner es wagte, ſie zu ſtören, ſondern alle einige Schritte zurücktraten. Plötzlich aber fielen ihre Augen auf das Schwert, mit welchem der Leichnam noch umgürtet war, und ehe noch einer ahnete, was ſie wolle, iß ſie es aus der Scheide, und ſtürzte ſich hinein, daß es ſchwirrend in ihre Bruſt drang. Aber ſie gab keinen Laut von ſich, und es blieb ihr nur noch ſo viel Leben, daß ſie auf Alboin hinſinkend, die Arme öffnen und ihn umſchlingen konnte, worauf ſie die Augen ſchloß, und mit einem fröhlichen Lächeln verſchied.

Und Pandolf ließ auf der Stelle, wo ſie ſich vereint, die Todten in Einem Sarge begraben, und bauete dort eine Kapelle, welche noch heut zu Tage ſteht, und worin Meſſe geleſen wird, allwöchentlich, zur Ruhe ihrer Seele, und daſelbſt wird verwahrt ein Pergament, worauf die Geſchichte zu leſen iſt, und es iſt Sitte in der Gegend, daß, ehe ein junges Paar zur Trauung geht, es hinwandelt zu dem Altare, und ſchwört: „So wir nicht vereint leben können, ſo wollen wir vereint ſterben, wie Alboin und Hermildis.

Ende.

Als Fortſetzung
von
Abendländiſche Tauſend und eine Nacht
iſt ſo eben erſchienen:

Hundert und Eine Nacht.

Ein Mährchen- und Sagen-Strauß

geſammelt und erzählt
von
J. P. Lyſer.
Vier Bändchen
jedes mit einer Abbildung.
1ſtes Bändchen geheftet 12 Gr.

Ueber Abendländiſche 1001 Nacht in 15 Bändchen ſind ſo vortheilhafte Kritiken erſchienen und das Werk iſt vom Publikum ſo günſtig aufgenommen worden, daß obige Fortſetzung, welche jedoch auch ein Werk für ſich bildet, gewiß Allen willkommen ſeyn wird. Es iſt darin eine neue Sammlung von intereſſanten Sagen und Mährchen enthalten, welche ebenfalls durch eine Novelle verbunden ſind. Lyſer's Talent in Erzählungen von Sagen und Mährchen iſt genugſam bekannt.

Ferner iſt bei mir ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

König Og
und ſeine Abkommen.

Ein Schwärmer.
2 Bändchen geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Eine ächt humoriſtiſch-ſatyriſche Novelle, die Jedermanns Intereſſe erregen wird.